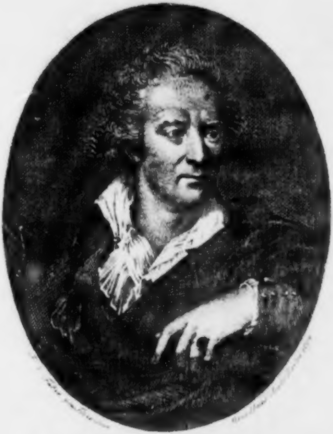

GRAF ALFIERI VON ASTI.

Des Grafen Vittorio Alfieri von Aſti

ſämmtliche

Trauerſpiele.

Aus dem Italieniſchen

metriſch überſetzt

von

Joſeph Rehfues und Joh. Friedr. Tſcharner.

Erſter Band.

Mit dem Bildniß des Verfaſſers.

Berlin, 1804.
Bei Johann Friedrich Unger.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seiner Hochehrwürden

Herrn

Johann Paul Schulteſius,

Evangeliſchem Prediger der Deutſch-Holländiſchen
Gemeine zu Livorno.

Unter den vielen ſchönen Erinnerungen an unſern Aufenthalt in Italien, welche wir mit zärtlicher Sorgfalt feſthalten, zeichnen wir am bedeutendſten diejenigen aus, welche uns jene Zeiten wieder näher rücken, die wir in Ihrer und Ihrer liebenswürdigen Gattin Geſellſchaft verlebt haben. Jene freundlichen Abendſtunden, mit allen Planen, allen Scherzen, allen Hoffnungen, und allen guten Vorſätzen, die ſie erzeugten, werden uns unvergeßlich bleiben, ſo lange wir den Sinn für die geräuſchloſen Freuden des Stillelebens nicht verloren haben.

In jenen ſüßen Stunden der Freundſchaft haben Sie uns, vortrefflicher Freund, den ächten Schätzen der italieniſchen Literatur nahe gebracht. Unter Ihren Augen entſtand der Gedanke an eine deutſche Überſetzung Alfieri's; unter Ihrem Beiſtand entwickelte er ſich zur That, welche nur mit Ihrem Rathe begonnen werden konnte.

Wenn wir Ihnen daher den deutſchen Alfieri zueignen, ſo freuen wir uns freilich über dieſe Gelegenheit, Ihre Freundſchaft für uns öffentlich zu bekennen; aber wir müſſen uns Vätern vergleichen, welche ſich die Freude machen, Ihre Söhne dem erſten Lehrer derſelben wieder zuzuſchicken, wenn ſie hoffen, daß Ihm das Aufgehen des, von Ihm in ſie gelegten, Saamens Freude machen werde.

In dieſem Sinn auch bitten wir Sie, die Kindlein aufzunehmen, und bitten Sie, durch dieſelben Ihre unſchätzbare Freundſchaft ihren Vätern zu bewahren.

Rom, im Februar, 1804.

Die Ueberſetzer.

Vorrede.

Beim Einführen dieſer, unſeres Wiſſens, erſten vollſtändigen Überſetzung eines der hervorſtechendſten, und, wie wir glauben, in Deutſchland unbekannteſten Dichter Italiens in den Kreis des deutſchen Publikums, glauben wir, dieſem einige Vorerinnerungen über unſere Arbeit ſchuldig zu ſeyn.

In dem erſten Stück der Zeitſchrift Italien Seite 106 u. ff. haben wir unſere Anſicht des Geiſtes und Charakters dieſes großen Schriftſtellers, ſo wie ſein Verhältniß zur bisherigen tragiſchen Bühne der Italiener, aufgeſtellt. Über jenes zur Deutſchen, und über ſeine Brauchbarkeit auf derſelben, halten wir billig unſre Gedanken zurück. Kenner und Publikum werden beides beſtimmen; und in der Ferne lauſchen wir begierig auf den Ausſpruch, den die Nation durch dieſe beiden großen Organe darüber fällen wird.

Raſtlos war unſer Beſtreben, ihn in ſeinem deutſchen Gewande der guten Aufnahme ſo würdig zu machen, als wir's vermochten. Unſer Verfahren, unſre Grundſätze dabei ſind das, worüber wir hier gedrängte Rechenſchaft ablegen.

Jeder poetiſche Überſetzer hat bei ſeiner Arbeit zwei Hauptverhältniſſe zu beobachten — das gegen ſeine Leſer, und das gegen ſein Original. Er iſt der Sprecher des letztern gegen die erſtern. Dieſem iſt er ſchuldig, es treu wieder zu ſagen, was ihm anvertraut wird; aber jenen, es auch gut wieder zu ſagen. Und dieſe zwei Verhältniſſe ſetzen die beiden Hauptprinzipe feſt, von denen er ausgehen, nach denen er ſich richten muß.

Das gegen ſeine Leſer legt ihm dieſelben Verpflichtungen, wie jedem Originaldichter, auf, die Verpflichtungen der Korrektheit, der Ründung, Deutlichkeit und Fügung in den Geiſt der Sprache, der Glätte und harmoniſchen Leichtigkeit ſeines Versbau's, kurz, der Vollendung ſeines poetiſchen Vortrags, als eines gefälligen Kunſtwerks, an dem der Unberichtete nicht gewahr werden ſoll, daß es nicht urſprünglich ſo aus der Hand ſeines Schöpfers kam. Nichts ſoll ihm fremdartig vorkommen. Dieſe Gedanken müſſen ihm Gedanken ſeiner Sprache, dieſe Ausdrücke die wahren Ergüſſe unmittelbarer Eingebung, nicht die Frucht mühſamer Nachbildung erſcheinen.

Kein Zwang der Sprache darf den Kampf des Ringers verrathen; kein Mahnen überwundner Schwierigkeiten den Genuß aufhalten; und ſo glücklich ſollen dieſe gehoben ſeyn, daß der Leſer ſie nicht einmal als da geweſen ahndet.

Aber dieſem Prinzip ſteht ein anderes, gleich wichtiges gegenüber — die Übereinſtimmung mit dem Urbild, das ihm die *höchſtmögliche Treue* als erſtes und allgemeinſtes Geſetz auflegt — Treue, erſt im Geiſt der Schreibart überhaupt, dann im Sinn jeder einzelnen Periode, im Vollgewicht jedes Ausdrucks, jeder Wendung, bis auf die feinſten Schattirungen hinab. Keine auch der leiſeſten Schönheiten der Urſchrift ſoll verwiſcht ſeyn. Wer beide Sprachen gleich geläufig lieſt, ſoll in der Wahl zwiſchen Vorbild und Abbild ſchwanken, jedes gleich vollendet, gleich reich und vollſtändig finden. Der Dichter ſoll in ſeinem neuen Gewande ſich der fremden Nation gerade ſo, mit allen ſeinen Eigenthümlichkeiten, darſtellen, wie in der Urſprache ſeiner eigenen.

Die Vereinigung dieſer beiden höchſten Punkte ſeines Strebens bilden das *Ideal des Überſetzers*, der nur, in ſo fern er nach dieſem emporklimmt, auf den Nahmen eines Künſtlers Anſpruch machen kann. Freilich ſteht ſeine Kunſt unendlich tief unter der des Dichters ſelbſt; freilich iſt ſein Ideales nicht in ihm, nicht im unbegränzten Strich der Gedankenflüge, ſondern gegeben und beſchränkt in der Wirklichkeit. Und eben weil er nach Erreichung eines wirklichen Zieles ſtrebt, weil ſeiner Kraft eine unverrückte, unüberſchreitbare Gränze geſetzt iſt, iſt er im Grunde immer nur ein mechaniſcher Künſtler.

Doch iſt, durch die Kluft zwiſchen jenen oft unvereinbar ſcheinenden Zielpunkten, dafür hinlänglich geſorgt, daß ihm das Erringen ſeines Ideals nicht zu frühe gelingt; und ſein Verdienſt, wenn er welches hat, iſt weder ſehr leicht noch ganz geringfügig.

Je weniger er eignen Schöpfergeiſt und Phantaſie bedarf, je mehr er, ihn beſitzend, ſeinen Einwirkungen entſagen muß, um deſto mehr iſt ihm hingegen eine gewiſſe Gewandheit des Geiſtes und der Einbildungskraft nöthig, um ſich jedem Flug ſeines Vorgängers nachzuſchwingen, und in alle Bilder und Gedanken deſſelben lebhaft genug hineinzudenken, um ſie ſelbſt ſtark und lebendig wieder zu geben. Ihm thut keine Tiefe und Eigenthümlichkeit, aber wohl eine große Biegſamkeit des Gefühls Noth; kein Reichthum an Gedanken, aber wohl an Worten und Wendungen.

Muß irgend wer den ganzen Schatz ſeiner Sprache beſitzen, den Werth und die Abſtufungen aller Ausdrücke, alle Schwierigkeiten und Gebrechen, aber auch alle Schönheitsquellen, Vorzüge und Hülfsmittel, kurz alle Eigenheiten beider Sprachen kennen, ſo iſt Er es, wofern er ſeinen Zweck erreichen will. Er muß jeden fremden Gedanken, ſo ſehr er ſich ſträuben mag, dem Geiſt ſeiner eignen Sprache anzueignen wiſſen, und dazu in jedem Augenblick gleichſam das ganze Feld derſelben vor ſich liegen haben.

Dichtkunſt iſt die ſeinige nicht, oder nur im uneigentlichen Verſtande. Es iſt nichts da, was er erſinnt und ſchafft.

Aber der Verskunſt muß er ſo mächtig oder mächtiger ſeyn, als der Dichter ſelbſt. Dieſer, an kein Vorbild gebunden, ſchweift ſelbſtſtändig im Gebiet der eignen Schöpfung umher. Ihm ſtehen tauſend neue Wege zu Gebote, wenn auf dem erſtgewählten ſich ihm zu große Hinderniſſe entgegen werfen. Der Überſetzer iſt unwiderrufbar, unabweichlich an eine feſte Bahn gebunden. Dieſe muß er ſich brechen, und keiner Lockung, die ihn davon abzuweichen reizt, Gehör geben.

Daß für jeden, der ſich eigene Kräfte fühlt, dieſe ſtrenge, man könnte ſagen, knechtiſche Treue im Nachfolgen eines Andern, nichts Leichtes, und nichts für das Selbſtgefühl Befriedigendes ſei, weiß, wer ſich je in Arbeiten dieſer Art verſucht hat. Dennoch iſt dieſe Treue das Einzige, was, in Verbindung mit den übrigen zuerſt angegebnen Eigenſchaften, das Werk des Überſetzers krönen und ihn zu einem klaſſiſchen Rang emporheben kann.

Man hört wohl hie und da ſich jemand rühmen, daß ihm wörtliche Überſetzungen fremder Werke ſchlechterdings unmöglich fallen, weil eigner Stoff ſich zu unaufhaltſam herbeidränge. Bei wem es ſo von Gedanken ſprudelt, der laſſe das Überſetzen und ſchaffe Eigenes. Fehlt es ihm dazu an Selbſtſtändigkeit, ſo entſage er beidem, und — ahme nach.

Nachahmung, freie Überſetzung und eigentliche treue Überſetzung, ſind weit verſchieden in ihrer Beſtimmung und in ihren Geſetzen. Man kann ſie nicht wohl vergleichen noch zuſammenſtellen. Ob die letzte über oder unter jenen beiden ſtehe, bleibe für jetzt unentſchieden. Wir meinen wenigſtens nicht, daß dieſen beiden Unrecht geſchehe, wenn man ſie neben ſie ſtellte. Nur darf man den Begriff der Nachahmung dann nicht zu weit ausdehnen wollen.

So viel lehrt die Erfahrung, daß von manchen klaſſiſchen Werken längſt ein Vorrath von Nachbildungen, freien Verſionen und Traveſtirungen da war, bevor man eine wahre Überſetzung im Geiſt des Urbilds davon aufweiſen konnte; und daß auch jetzt noch die Zahl der guten poetiſchen Überſetzungen, in aller Strenge des Sinns, trotz der ungeheuren Menge ſolcher Arbeiten, immer ſehr klein iſt.

Unter allen Nazionen, aber beſonders unter unſrer deutſchen, haben wir das Beiſpiel der erſten Schriftſteller des Volks vor uns, die ſich nicht ſchämten, fremde Werke, mit Ablegung alles eignen Schöpfungstriebes, wörtlich zu überſetzen; und durch ſie iſt dies Geſchäft zu einem nicht unrühmlichen Amt geadelt worden.

Bei jedem Kunſtwerk muß erſt die Frage entſtehn: Ob es und wie weit es der Wortüberſezzung in eine andere Sprache fähig iſt; und bei verſchiedenen Werken mögen ſich dabei auch ganz verſchiedene Geſichtspunkte ergeben. Jenes Ideal des Überſetzers iſt nicht immer in gleichem Grad erreichbar. Ob es je in ſeiner ganzen Höhe erreicht worden ſey — entſcheide wer ſich dazu berufen fühlt. Oft, ja meiſtens wird, wenn nicht überall, doch an einzelnen Orten des Werks, bloß die Frage übrig bleiben, welcher der nachzuahmenden, aber zugleich unvereinbaren Vorzüge mit dem mindſten Schaden des Totaleindrucks aufgeopfert werden könne.

Das, wodurch ein Werk am hellſten hervorglänzt, darf, ſo weit der Genius der Sprache es je möglich macht, am wenigſten wegfallen, und muß das Hauptaugenmerk des Überſetzers ſeyn. Dieſer kann bei dem einen Kürze und Vollkraft der Gedanken und Ausdrücke, bei dem andern die rührende Macht der Herzensſprache, beim dritten die gefällige Anmuth und fließende Leichtigkeit des Vortrags, bei dieſem der raſche Gang der Perioden, bei jenem die Tonmahlerei in den Worten ſeyn. Auch kann in Einem Werke hier die eine, dort die andere dieſer Eigenſchaften ſich ſtärker hervorheben. Das poetiſche Gefühl des Überſetzers muß ihn lehren, wo er an jeder einzelnen Stelle vorzüglich hinzuſtreben, und wie und in welcher Ordnung er ſodann jede der übrigen Eigenſchaften zu reihen habe, um immer das Unwichtige dem Bedeutendern in gehöriger Stufenfolge unterzuordnen. Dies, ſcheint uns, iſt der richtigſte und höchſte Sinn der Überſetzertreue.

Auch die Nachahmung, oder wenigſtens Näherung gegen das Versmaaß des Urbilds iſt keine der geringſten Rückſichten, die der poetiſche Überſetzer zu nehmen hat. Der Rythmus des beſtimmten Maaßes, worin ein Gedicht geſchrieben iſt, ſcheint oft mit dem ganzen Geiſt deſſelben ſo innig verwebt, daß die Trennung von jenem auch dieſen nothwendig ſtören oder gefährden müßte. In dieſem Punkt hat bekanntlich unſre Sprache durch ihre Bildſamkeit den entſcheidenſten Vorzug über alle ihre lebenden Schweſtern.

Dies wären nun die Anſichten des Überſetzeramts im Allgemeinen, die uns bei der Bearbeitung der Alfieriſchen Trauerſpiele einſtimmig mit einander geleitet haben. Worin wir beide von einander, und jeder von ſich ſelbſt hie und da abweichen möchten, das kann bloß die Anwendung dieſer Grundſätze an einzelnen Stellen ſeyn.

Alfieri ſchien uns beinahe durchaus einer treuen Überſetzung fähig, und einer ſolchen in jeder Rückſicht auch werth genug. Wir haben ihn alſo, ſo weit es unbeſchadet der Lesbarkeit und Geläufigkeit im Deutſchen geſchehen konnte, in ſeiner vollſten Eigenthümlichkeit, ganz ſo, wie er in ſeiner Urſprache lebt, darzuſtellen verſucht; und welches dieſe Eigenthümlichkeit ſey, darüber haben wir, an dem ſchon angeführten Ort, unſere Gedanken entwickelt.

Nicht nur ſind alſo alle Scenen und Reden durchaus dieſelben geblieben; wir haben uns nicht nur keinen einzigen Gedanken zuzuſetzen, wegzulaſſen oder abzuändern erlaubt, ſondern auch danach gerungen, die Stellung der Perioden, ja die Stellung einzelner Wörter, wo ſie, wie bei Alfieri beinahe immer, von Bedeutung iſt, genau ſo weit beizubehalten, als dem Redebrauch unſrer Sprache dadurch keine zu große Gewalt geſchah. Dieſem treu zu bleiben, war nicht minder immerfort unſer unverrücktes Ziel, um ſo mehr, als jede zu ungewohnte Freiheit des Redebau's nirgends ſtörender auffällt, als in dramatiſchen Arbeiten überhaupt, und bei denen insbeſondere, die, wie die gegenwärtigen Trauerſpiele, zur wirklichen Aufführung geeignet ſeyn ſollen.

Der Mittelpfad zwiſchen den beiden Abwegen jeder Überſetzung — zwiſchen zu ängſtlicher Treue, und zwiſchen zu kühner Abweichung vom Urbild — kann nun und wird, nach den verſchiedenen Geſichtspunkten eines jeden, ſehr verſchieden gezogen werden. Es iſt nicht unmöglich, daß der Eine uns am nämlichen Ort zu undeutſche Anhänglichkeit an den Buchſtaben des Autors Schuld giebt, wo der Andere uns ſchon einer zu willkürlichen Entfernung davon bezüchtigt. Möge jeder ſo billig

billig ſeyn, ſeine Anſicht deswegen nicht zu voreilig als die einzig richtige aufſtellen zu wollen; und möge man die Schwierigkeiten bedenken, um bei einem Werke dieſer Ausdehnung in jedem Augenblick allen jenen Forderungen in gleichem Grade Genüge zu leiſten.

Zum Vers haben wir den gewöhnlichen tragiſchen Jambus gewählt, der auch dem italieniſchen sciolto am nächſten kömmt. Dieſem durch mannichfaltige Cäſuren und wechſelnde Wortfüße, durch richtige Beobachtung der Sylbenzeit, und durch Anſchmiegung der Versperiode an die des Sinnes den möglichſten Grad des Wohlklangs zu geben, ſchien uns keiner der letzten Anſprüche der Kritik; und bloß da, wo das höhere Geſetz der Treue im Geiſt und Sinn des Originals die Schwierigkeit zur Unmöglichkeit erhob, glaubten wir uns davon losgeſprochen. Dem Eigenſinn, (denn mehr wäre es wohl nicht) Zeile für Zeile der Urſchrift im Deutſchen wieder zu geben, ohne die Zahl der Verſe zu vermehren, mußten wir bald wegen abſoluter Unmöglichkeit entſagen.

Wir haben die Alfieriſchen Stücke nicht in der Ordnung folgen laſſen, wie ſie in den Originalausgaben ſtehen, ſondern in einer willkürlichen, die uns aus mehreren Gründen zweckmäßiger ſchien.

Ceſarotti's und Ranieri de' Calſabigi's Briefe, ſo wie des Dichters eigne Urtheile über ſeine Trauerſpiele folgen am Ende der Sammlung, und eine gedrängte Lebensbeſchreibung dieſes merkwürdigen Mannes, wozu wir noch Notizen mancher Art von mehreren ſeiner vertrauteſten Bekannten zu ſammeln im Begriff ſind, wird das Ganze beſchließen.

Rom, den erſten Januar, 1804.

Die Überſetzer.

Polynikes.

1789.

Perſonen.

Eteokles.
Jokaſte.
Polinikes.
Antigone.
Kreon.
Wachen des Eteokles.
Prieſter.
Volk.

Die Scene iſt in der königlichen Burg zu Theben.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Jokaſte. Antigone.

Jokaſte.

Allein von meinen Unglückskindern Du,
Antigone, Du giebſt mir ein'gen Troſt
Allein in meinem ew'gen Jammer nur.
Und die Blutſchande auch gab Dir das Leben;
Doch Lügen ſtrafſt die ſchmähliche Geburt Du.
Oedippos Weib ich, und Oedippos Mutter
Zugleich, ſchaudr' ich beim bloßen Mutternahmen.
Und doch iſt's mir beinahe ſüß, von Dir
Mich Mutter nennen hören. — Deine Brüder,
O! dürfte ich ſie meine Söhne nennen!
O! dürft' ich zu den höhern Weſen nur
Die ſchuld'ge Stimm' erheben! Flehen würd' ich,
Daß ſie den furchtbaren, gerechten Zorn
Auf mich allein nur wälzten.

Antigone.

Für uns, Mutter,
Iſt kein Erbarmen mehr im Himmel; wir,
Dem Himmel ſind wir all' ein Abſcheu. Schon

Der Nahm' Oedippos iſt für ſeine Kinder
Verderben g'nug; wir unterm Mutterherzen
Schon ſchuld'ge Kinder, wir ſchon lang' zuvor
Verdammt, eh' wir gebohren. — Warum weinſt
Du, Mutter, jetzt? Der Tag, der uns gebahr,
Der war der Tag der Klage. Unglückſel'ge!
Noch haſt Du nichts geſehen, gegen das,
Was Dir zu ſehn noch übrig. Neue Brüder
Und neue Söhne, gaben Eteokles
Und Polynikes kaum ein Zeichen noch
Von ſich. —

Jokaſte.

Wahr iſt's, ſie zeigten wenig Mitleid
Noch ihrem Vater; Brüder gegen ſich
Selbſt grauſam. Ach! warum nicht haſſen ſie
Mit größ'rem Rechte die gottloſe Mutter?
Nur Jammer ward zur Strafe mir ertheilt,
Die meinem ſchrecklichen Vergehn nicht gleich kömmt.
Ich ſitze auf dem Thron, und ſchau', die Sonne,
Die allbelebende, indeß Oedippos
Mit ſeiner Unſchuld, elend und des Lichts
Beraubt, mit Schmach beladen und verlaſſen liegt.
Und ſeine Söhne ſelbſt verlaſſen ihn:
Er muß um ſie den Schauder doppelt fühlen,
Daß er der eignen Brüder Vater iſt.

Antigone.

Es dünket gegen des Oedippos Strafe
Die Deine leicht Dir; aber laß ihn auch
Aus ſeinen wilden Höhlen bald vor Schmerz,
Und bald vor Wuth, wahnſinnig, tauſendmal
Des Tags dem Tode rufen; ſey ſein Auge

Verſenkt in ew'ger Klagen Finſterniß,
Unglücklich iſt er minder doch, als Du.
Vielleicht hört er vom blut'gen Schauſpiel nichts,
Das ſich in dieſer Königsburg nun rüſtet.
Mit Vateraugen ſchaut er wenigſtens
Das nicht, was Du zu bald nur ſchauen wirſt,
Wenn die unreinen, gottlos wilden Äſte
Von Eurem Blut einander ſich zerfleiſchen.
Der Grimm iſt auf das höchſte ſchon geſtiegen;
Und ob ſie mehr noch nach dem Throne dürſten,
Ob mehr nach Blut, das iſt ſehr ſchwer zu ſagen.

Jokaſte.

Ich, ſehn ſie — ſich einander? — Himmel, nein,
Ich hoff' es, nimmer werde ich das ſehn.
Im Leben hält mich nur mein Herzenswunſch
Und die erhabne Hoffnung noch, mit Thränen
Des Zwiſts unſel'ges Feuer auszulöſchen,
Das unter meinen Söhnen brennt.

Antigone.

Und ſchmeichelſt
Du Dir damit? — O Mutter! Es iſt nur
Ein Scepter, und der Herrſcher zween. Was hoffſt Du?

Jokaſte.

Daß man den gegenſeit'gen Schwur bewahre.

Antigone.

Sie ſchwuren beid' ihn, einer hielt ihn nur;
Und der beſitzt den Thron nicht. Übermüthig
Sitzt Eteokles drauf durch ſeinen Eidesbruch,
Und pflückt die Frucht des ſchändlichen Verraths.
Bei fremden Völkern Hülfe ſich zu betteln,
Iſt Polynik gezwungen; wenn er nicht

Den Thron erhält, wird wohl ſein Groll ſich enden?
Und wird man mit Gewalt ihn dem entreißen,
Der ſelbſt Gewalt beſitzt, ihn zu behaupten?

Jokaſte.

Bin ich nicht da? Kann Groll in ihren Herzen
Noch herrſchen, wenn ich zwiſchen ihnen ſtehe?
Ach, raube mir doch meine Hoffnung nicht! —
So viel die Sag' auch ſpricht von Argos König,
Daß er ſich rüſte, das gekränkte Recht
Zu ſchützen des verbannten Polynikes;
So ſtolz, hartnäckig auch den Thron der Andre
Behauptet, bleibt in mir, in meiner Bruſt,
In meinen Thränen, meinem Zorn Gewalt
Genug noch ſie zu zähmen übrig. Laut
Werd' ich den ſtolzen König an ſein Wort,
Das er umſonſt beſchworen hat, erinnern;
Den Polynikes laut daran erinnern,
Daß dieſes Thebe ihn gebohren hat,
Auf das ſein Schwert gezückt iſt — Und was mehr?
Wenn ſie dazu mich zwingen, werd' ich laut
Bezeugen ihre ſchändliche Geburt,
Und keiner wird mit dem verruchten Schwert
Den andern finden, hat er es zuvor
Nicht in das Blut getaucht von ſeiner Mutter.

Antigone.

Wenn ich noch hoffe, hoff' ich nur auf den,
Der auf dem Thron nicht ſitzt. Stets war Er beſſer;
Und die langwierige Verbannung kann
Ihm doch das Herz nicht ſo verdorben haben,
Als wie die lange Herrſchaft ſeinem Bruder —

Jokaſte.

So hältſt Du den Verbannten für viel beſſer?
Und doch hat Eteokles nie bis jetzt,
Wie er, die Kindesehrfurcht ausgezogen.
Er gab mir ohne meinen Willen doch
Zur Schnur nicht eine Fremde; warf ſich nicht
Den Feinden Thebe's in die Arme.

Antigone.

Er
Hatt' auch ſolch hart Geſchick, ſolch lang Exil,
Und der Verträge Bruch nicht zu erdulden.
Ach, Mutter, nicht mehr lang', ſo wirſt Du's ſehn,
In wem die größ're Tugend wohnt von Beiden.

Zweite Scene.

Eteokles. Jokaſte. Antigone.

Eteokles.

So kömmt er endlich ja, der Polynikes,
Er kömmt, der Deiner Mutterliebe ſich
Zuerſt vermißt. Du wirſt ihn wieder ſehn,
Nicht ſo, wie Theben er verlaſſen, einſam,
Verbannt, allein; nicht wie er einſt zurück
Mich kehren ſah, den mir verfallnen Thron
Zu fodern; mit dem ſtolzen Pompe kehrt er
Von einem mächt'gen Feind zu uns zurück;
Er fodert mit den Waffen in der Hand
Den väterlichen Thron vom eignen Bruder;
Begierde zeigt er, und bereiten Willen,
Die väterlichen Mauern einzuäſchern,
Die heil'gen Tempel, die verehrten Laren,

Die Königsburg, in der er doch zuerſt
Das Lebenslicht erblickt, die ſein Geſchwiſter,
Die ſeine Mutter, einen Vater einſchließt,
Und Alles, was er Heil'ges hat und Theures. —
All' ſeine Gründe, ſein Geſetz, ſein Hoffen
Hat er aufs Schwert geſetzt.

Jokaſte.

So iſt's denn wahr?
O Himmel! Mit dem Schwert ſein Vaterland —

Eteokles.

Der, der iſt kein Thebaner mehr, er hat
Sich zum Argiven ja gemacht; Adraſt
Gab ihm die Tochter, und Er wird ihm Thebe
Nun geben; ſchau' vom hohen Thurm, wenn Du
Es magſt, wie er den Vaterboden ſtampft;
Schau' das Panier von einem Deiner Söhne
Auf unſern Feldern, in dem Winde flattern;
Schau' einen weiten Gießbach fremder Krieger
Ausſtrömen über unſer Land.

Jokaſte.

Hab' ich
Es Dir nicht oft geſagt? Du zwingſt ihn ja
Mit offenbareſter Gewalt dazu.

Eteokles.

Du wirſt mich meinen Bruder nicht
Angreifen ſehn; doch die Vertheidigung
Von Thebe nehm' ich über mich.

Antigone.

Mich dünkt,
Daß er von Thebe gar nichts fordern wird.

Von Dir heiſcht er mit Waffen in der Hand
Es jetzt, was ſeinen Bitten Du geweigert.

Eteokles.

Es waren Bitten nicht, Befehle waren's,
Und ſchmählich ausgeſonnen, nur daß ich
Sie nicht gewähren konnt'. Und ich, fürwahr!
Gewohnt nicht, zu gehorchen, bin ein König.
Doch wie dem ſey, er ſelbſt entbindet mich
Nun meines Schwurs; das abſcheuvolle Band,
Das ihn an Thebe's Feinde knüpft, hat ihn
Von ſeinen ältern Banden nun gelöſt.

Jokaſte.

Er iſt mein Sohn, mein Sohn noch, und dafür
Auch ſchätz' ich ihn; vielleicht bewirk' ich es,
Daß er Dich noch für ſeinen Bruder ſchätzt.
Die erſte will ich ſeinem Grimm begegnen;
Ich geh' hinab ins Feld; Du, bleib' zurück. —

Dritte Scene.

Kreon. Eteokles. Jokaſte. Antigone.

Kreon.

Wo wendeſt, Schweſter, wo den Schritt Du hin?
Verſchloſſen iſt der Ausgang ſchon, ſchon ſind
In einen Damm für der Argiver Waffen
Die Thore Thebens alle umgeſtaltet;
Von allen Seiten ſeine Mau'rn mit Kriegern
Umzingelt. 'S iſt ein grauenvoller Anblick. —
Um einen guten Bogenſchuß voran
Den andern allen, naht ſich Polynikes
Allein, mit aufgeſchlagenem Viſier.

Er ſtreckt die eine waffenloſe Hand
Zu uns empor, und mit der andern ſenkt
Des bloßen Schwertes Spitze er zu Boden.
In dieſem Aufzug fodert er für ſich
Allein in Theben Eintritt, ruft die Mutter,
Und zeigt ein ungeduldiges Verlangen,
Sie zu umarmen.

Eteokles.

O welch' neu Verlangen! —
Das Schwert in ſeiner Hand, heiſcht er Umarmung
Von ſeiner Mutter?

Jokaſte.

Aber, Kreon, haſt
Du ihm, die Waffen abzulegen, nicht
Geboten? Mein geheimſter Wille iſt
Dir doch bekannt; Du weißt, ob ich den Anblick
Von einem Sohne nur ertragen könnte,
Geſchweig' ihn zu umarmen, da er wagt,
Mit ſeinem Schwert den Bruder zu bedrohen?

Kreon.

All' ſeine Worte lauten Frieden; ſelbſt
In unſern Feldern laufen ſeine Truppen
Mit kriegeriſcher Freiheit nicht umher.
Noch hörte keinen Bogen man bisher
Von einem losgeſchoſſ'nen Pfeile ſchwirren,
Und nüchtern noch von dem Theban'ſchen Blut
Iſt jeglicher Argivſche Stahl. Die Hände
Sind unbeweglich auf das Schwert geſtützt;
An Polynikes hängen alle Blicke,
Und ein gemiſchtes Murmeln hört man nur

Vom Felde her, das ruft: den Thebern Frieden,
Und Theben.

Eteokles.

Ein grausvoller Frieden, traun,
Wird das Euch ſeyn. So bringt er mir allein,
Der Bruder mir allein den Krieg? 'S iſt gut.
Ich nehm' allein ihn an.

Antigone.

Doch, wenn er nun
Von Frieden ſpricht? — Erſt wollen wir ihn hören. —

Jokaſte.

Er komm' allein nach Theben; hören will
Ich ihn, und Du kannſt das mir nicht verbieten.

Kreon.

Nur bring' er keine Trugliſt mit nach Theben.

Antigone.

Ach, niemals kannt' er die.

Eteokles.

Gewiß, das weißt Du. —
Du kenneſt die verborgenſte Geſinnung
Von ſeinem Herzen, ſcheint es; ähnlich ſeyd
Einander Ihr vielleicht —

Jokaſte.

Mein Sohn! — Ach, ich
Elende! O wie ſchlecht, wie ſchlecht verſteckt
Die Gall' hervor aus Deinen Worten leuchtet! —
Ach! Laß ihn kommen, kommen ihn nach Theben,
In meine Arm', er lege in denſelben
Die Waffen nieder. — Gehn indeſſen, Tochter,
Wir in den Tempel, Frieden von den Göttern
Zu flehn. — Er ruft nach mir? Geliebter Sohn!

So lange hab' ich ihn nicht mehr geſehn!
Vielleicht auf mich allein, auf meine Liebe,
Die gränzenloſe, unpartei'ſche Liebe
Der Mutter mehr, als all' auf ſeine Krieger,
Hat jede ſeine Hoffnung er geſetzt.
Er iſt ja doch mein Sohn; er iſt Dein Bruder:
Ich bin allein der Richter zwiſchen Euch.
Auf kurze Augenblicke nur vergiß,
Ich flehe Dich, wie er zurückgekehrt.
Gedenke nur, wie Theben er verlaſſen;
Wie lange Jahr' er in ganz Griechenland
Umhergeirrt, weil Du Dein Wort gebrochen.
Erkenne den Unglücklichen in ihm,
Erkenn' in ihm den Fürſten, Deinen Bruder.

Vierte Scene.

Eteokles. Kreon.

Eteokles.

Mich hoffet der verwegne Polynikes
Durch Drohen zu erniedrigen, Gewalt
Zu brauchen gegen mich? — Welch' eine Kühnheit! —
Wie, mir zum Schimpfe, ſoll in meine Burg
Allein er kommen? Was? Wähnt er vielleicht
Er brauche weiter nichts, als ſich zu zeigen,
Mich zu beſiegen?

Kreon.

All' das ſah' ich ſchon
Voraus, ſeitdem der trotz'ge Tideus kam,
Und foderte in Polynikes Nahmen
Den ihm verfallnen Thron zurück. Schon deutlich

Verriethen mir die rauhen Drohungen,
Und der Geringeſchätzung Ton, womit
Er ſeine Forderung begleitete,
Des Polynikes übele Geſinnung.
Er hatte manchen Vorwand ausgeſonnen,
Für immer des gemeinſamen Beſitzes
Des Throns Dich zu berauben. Jetzt iſt's klar,
Er will's, Dir nimmer ihn zurückzugeben.
Er will's um jeden Preis, und müßt' er auch
Mit Deinem Blute ſich den Schandpfad bahnen.

Eteokles.

Auch muß er's ganz, fürwahr! es ganz auſtrinken;
Denn Eines iſt mein Leben und mein Thron.
Ich, Unterthan von einem Bruder werden,
Der mir ein Abſcheu iſt, und den ich noch
Weit mehr verachte? Ich, dem Keiner gleich kommt?
Ein Feiger wär' ich ja, wenn den Gedanken
Ich von der Herrſchaft nur entfernen könnte!
Ein König darf vom Thron nur mit dem Thron
Selbſt ſtürzen; unter den erhabnen Trümmern
Da ſindet er den ehrenvollen Tod,
Ein ehrenvolles Grab nur da allein.

Kreon.

Der großgeſinnten Ahnen hohe Kraft,
Herr, ſeh' ich wieder neu in Dir gebohren.
Den Nahmen von Oedippos Sohn, den wirſt
In einen Ehrennahmen Du verwandeln,
Und ihn von jedem Flecken reinigen.
Den Ruhm allein von ſeinen Siegen läßt
Ein ſiegbeglückter König nach.

Eteokles.
Allein,
Noch hab' ich nicht geſiegt.
Kreon.
O Du betrügſt Dich;
Da Du nichts fürchteſt, haſt Du ſchon geſiegt.
Eteokles.
Was hilft die Schmeichelei? Es ſteht nun ſo,
Daß unterm zweifelhaften Spiel des Kriegs
Mir nichts Gewiſſes bleibt, als nur mein Muth;
Mir keine Hoffnung, als die Rache bleibt.
Kreon.
Noch biſt Du König; und ich ſchwöre hier
Unwandelbare Treue Dir zuerſt,
Für mich und Alle. Eher fallen wir
Entſeelt, entblutet Alle, als *Dem* dienen.
Und lacht ein hämiſch Glücke dem Verräther,
So wird er nur auf Thebens Aſche herrſchen. —
Doch wenn für Deine treue Unterthanen
Du Mitleid fühlſt, ſo wirſt Du Deinen Sinn
Vom offenbaren Krieg vielleicht entfernen.
Ha! Sterb' allein, der Dir gefährlich iſt!
Das fodert Deine Sicherheit, und ſtärker
Noch fodert es des Staates Nutzen. Freilich
Zu grauſam wird des Bruders Tod dem Bruder
Erſcheinen, doch ein langer, blut'ger Krieg
Könnt' minder grauſam, minder ungerecht
Er einem König dünken?
Eteokles.
Und was iſt
Mein Wunſch, mein Hoffen und mein Sehnen anders,

Als daß es zwiſchen mir und meinem Bruder
Zu einem Zweikampf kommt? Denn dieſer Haß
Hat gleiches Alter ſchon mit meinem Leben,
Und mehr als dieſes liegt er mir am Herzen.

Kreon.

Dein Leben? O! Weißt Du es nicht, Dein Leben
Gehört uns an. Zwar einen edlern Sitz
Giebt's für den Muth nicht, als ein Königsherz;
Doch mußt Du der Verrätherei gerade
Die offenbare Stärk' entgegenſetzen?
Was führt ihn denn nach Theben? Mit dem Schwert
In ſeiner Hand, wozu von Frieden ſprechen?
Wozu der Mutter rufen? Ha, wer weiß,
Ob er nicht kommt, für ſich ſie zu bethören?
Iſt die gottloſe Schweſter ſchon auf ſeiner . . .
Ich ſehe große Plane — Ach, und Du
Willſt ſolcher Hinterliſt zuvor nicht kommen?

Eteokles.

Verderblich wird die Zögerung zurück
Aufs Haupt ihm fallen, glaub' es zuverläſſig.
Und bleibt das Leben ihm, ſo wird er es
Nur ſeiner Flucht verdanken; ſeinen Tod
Nicht möcht' ich einem andern Arm vertrauen.
Denn er gebührt dem Meinen. Welcher Zorn
Kann dieſe Bruſt, ſo wie mein Zorn, durchbohren?

Kreon.

Dein ungeheurer Haß muß der Gewißheit
Der vollſten Rache jetzo weichen.

Eteokles.

Nein,

Die offenbarſten, die verderblichſten,
Die wildſten Mittel nur gefallen mir.

Kreon.

Und doch mußt die geheimſten Du gebrauchen.
Ein ſtarkes Heer hat Polynikes um ſich —

Eteokles.

Es hat auch Thebe ſeine Krieger.

Kreon.

Doch
Adraſt hat mehr noch. Leider kam der Krieg
Zu ſchnell; wir können, ach! nur für Dich ſterben.

Eteokles.

Wer ſpricht von Streitern denn? Der Bruder iſt
Der Eine, und ich bin der Andere.

Kreon.

So hoffeſt Du, ihn denn herauszufodern?
Die Mutter, Schweſter, Alle ſind um ihn —

Eteokles.

Und ſollte mir nicht bis zu ihm mein Schwert
Den Weg eröffnen können?

Kreon.

Mit der That
Verlörſt Du auch den Ruhm davon. Es dürfte
Solch' raſchen Schritt ſelbſt Thebe tadeln.

Eteokles.

Und
Die Hinterliſt nicht ſollte Thebe tadeln?

Kreon.

Man würd's entweder nicht erfahren, oder
Nicht zuverläſſig. Wenn ein König nur
Nicht ſchuldig ſcheint, ſo iſt es ſchon genug.

Der ſchuld'ge Bruder, der zuerſt den Angriff
Gethan, iſt Polynikes; und ſo ſoll
Er auch durch unſre Kunſt es bleiben.

Eteokles.

Kunſt?
Und welche?

Kreon.

All' das übernehme ich:
Verlaß Dich nur auf mich; und hör' allein
Nur meinen Rath, erfahren wirſt Du Alles.
Zu einem falſchen Frieden müſſen wir
Zuerſt ihn bringen; nur verſtell' Dich wohl,
Daß er Vertrauen faſſet, und ſich hier
Allein zu bleiben wagt. Leicht iſt es dann,
Daß der Verräther durch Verrath auch ſtürzt.

Eteokles.

Ich bin's zufrieden, ſtürzt er nur und bleibt
Der Thron mir; kurze Zeit noch will den Haß,
Den Zorn in meinen Buſen ich verſchließen.

Kreon.

Ein künſtliches Gerücht von Frieden will
Ich dann verbreiten; ungern wirſt Du nur
Gehör dem Friedensvorſchlag geben; heut
Mußt Freunde Du und Feinde gleich betrügen.
Doch der ſorgvollen Mutter ſey vor Allen
Auch jeder Schatten von Verdacht benommen.

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Jokaſte. Kreon.

Kreon.

Ach! Endige einmal die lange Klage.
Denn dieſer Tag, der uns ein Blutbad drohte,
Wird ſich vielleicht nicht enden, ehe wir
In Thebe Frieden ſehen. Es gelang mir,
In Eteokles Herzen ſolchen Schauder
Vor dieſem greuelvollen Krieg zu wecken,
Daß es beinah ſein feſter Vorſatz iſt,
Den Bruch der Treue wieder gut zu machen,
Wenn nur der Bruder ſeine Drohungen
In Bitten wandelt.

Jokaſte.

Heute wird der Groll
Der Brüder enden; ja, doch wie er endet?
In dem Verhängniß ſtehet das geſchrieben,
Und nur der Himmel weiß es. Ach, geſchähe,
Wie Du die Ausſicht ſchmeichelhaft mir zeigſt!
Nichts weiter hoff' ich mehr vor meinem Tode —
So konnteſt Eteokles ſtolz Gemüth

Du etwa doch einmal zum Frieden beugen?
Ich will es glauben. Aber noch iſt nicht
Das tieferbitterte Gemüth verſöhnt
Von dem verwieſ'nen Sohne. Weinen werd' ich;
Ich kann nur wenig mehr; will Bitten, Drohen
Und Bitten miſchen. Doch, Du weißt, ich bin
Wie andre Mütter nicht; den Sohnsgehorſam,
Darf ich nicht hoffen, den ich nicht verdiene.

Kreon.

Ich wiederhole Dir, beruh'ge Dich;
Nie ſah man unter ſolcher Kriegesanſtalt
Ein ſo aufrichtiges Begehr nach Frieden.
Schau', Eteokles. Nun vollende Du,
Was ich mit gutem Glück begonnen habe.

Zweite Scene.

Jokaſte. Eteokles.

Jokaſte.

Der Augenblick iſt da, mein Sohn, wo Ihr
Beid' ohne Groll im Herzen Eure Gründe
Vor mir darlegen ſollet. Die Natur
Macht mich zum Richter zwiſchen Euch. Ich mehr,
Als jeder andre, kann in Deinem Herzen
Des heil'gen Brudernahmens Nachklang wecken,
Den Du vergeſſen haſt.

Eteokles.

Und er vergaß
Ihn minder? Er iſt eben ſo gut Bürger,
Als Bruder; Bruder, wie er Sohn, und wie

Er Unterthan iſt; aber jede Pflicht
Erfüllet er mit gleicher Redlichkeit.

Jokaſte.

Aufrechnen magſt Du alle Pflichten ihm,
Die Unterthanenpflicht nur ausgenommen.
Zum Unterthan macht Dein geſchlpff'ner Schwur
Von ihm Dich; und Du biſt noch immer König.
Du knirſcheſt bloß beim Unterthanennahmen?
Allein ich frage Dich, klingt Dir vielleicht
Der Nahmen des meineid'gen Königs beſſer?

Eteokles.

Und iſt der Königstitel, frag' ich Dich,
Den man verachtet, nicht noch ſchmählicher?
Was hat mich denn nun meines Schwurs entbunden,
Als nur ſein Kriegszug? Frei hab' ich geſchworen,
Und frei, gezwungen nicht, will ich es halten.
Verließ ich feig' den ſchlechtbeſchützten Thron,
Wie könnt' ich einſt zurück ihn wieder fodern?

Jokaſte.

Schon kennt man Deine Tapferkeit und Muth;
Mach' nun auch Deine Redlichkeit bekannt!
Ach! gegen einen Bruder mußt Du nicht
Mit blutigen Vorzügen ſchimmern wollen.
Zeig' menſchlich, edelmüthig Dich, gehorſam;
Denn eine Mutter fodert keinen Vorzug,
Als dieſen nur von ihrem Sohn. Dünkt er
Nicht würdig eines Königs Dir vielleicht?

Eteokles.

Nicht würdig, nein, wenn ihn die Furcht gebohren. —
Kurz werden meine Worte ſeyn. Vor Dir
Darlegen wird er, wenn er es vermag,

Die Gründe ſeines Handelns. Dann wirſt, Mutter,
Du ſehn, daß ich ein königlich Gemüth
Beſitze; daß ich höher, als den Thron,
Und als das Leben meine Ehre ſchätze.

Dritte Scene.

Polynikes. Jokaſte. Eteokles.

Jokaſte.

O Sohn, nach dem ich mich ſo lang' umſonſt
Geſehnt! So ſeh' ich wieder Dich in Theben! —
Dich drück' ich redlich an den Mutterbuſen —
Ach, wie viel Thränen weinte ich um Dich! —
O ſag' mir, biſt Du beſſer nun geworden?
Nach Deiner Mutter riefſt Du; hier iſt ſie.
Willſt Du auf ſie das ſchreckliche Gewicht
Der brüderlichen Klage niederlegen?
Ach, ſprich, ob Du, um mich zu tröſten, kommſt,
Ob mein hinwelkend Leben zu zerſtören?

Polynikes.

O möcht' ich, Mutter, Deine Thränen ſo,
Wie ich es wünſchte, alle trocknen können!
Allein ich bin verdammt, wohin mein Fuß
Auch tritt, des Himmels Zorn mit mir zu bringen.
Noch werd' ich, Mutter, leider! noch vielleicht
Genug Dich Thränen koſten.

Jokaſte.

Nein, ach nein!
Nur Freudenthränen ſollen bei uns fließen.
Komm, nah' Dich Deinem Bruder, er iſt auch
Mein Sohn, er iſt mir theuer, ſo wie Du;

Und liebſt Du Deine Mutter, ſpreche ſanft
Mit ihm, und reiche ihm die Freundeshand;
An Deine Bruſt —

Eteokles.

Was nahſt Du, Krieger, mir?
Wer biſt Du? Dieſe Waffen kenn' ich nicht. —
Vielleicht mein Bruder Du? O nein, denn Schwert
Und Spieß und Helm und Schild ſind nicht der Putz,
In dem der Bruder zu dem Bruder kommt.

Polynikes.

Und wer hat mich mit Waffen angethan,
Als Du? Sag, dazumal, als Tideus kam
In dieſe Burg, im Nahmen eines Bruders
Mein Reich zu fodern, trug er da das Schwert?
Trug er, antworte mir! den Friedensöhlzweig
Nicht in der Hand? Den Tag ſtand man ihm Rede;
Allein in der treuloſen Nacht, als er
Hinweggereiſt, verrätheriſchen Tod
Hat man ihm da nicht meuchlings zubereitet?
Der Unglückſel'ge unterlag, allein,
Wenn er auch minder Held geweſen wäre,
Doch unbeſiegt. Das Schickſal meines Boten
Zeigt deutlich mir, daß man in dieſer Burg
Nur mit dem Schwerte kann Beweiſe führen.

Jokaſte.

Ach, ſag' das nicht: haſt Du in dieſer Burg
Nicht eine Mutter, und glaubſt Du Dich wehrlos
So lange Du ſie haſt? Schau' meine Bruſt,
Das iſt Dein Schild; und dieſe Lenden hier,
Die beide Euch zu gleicher Zeit getragen.
O weh, der Andre ſtößt ihn von ſich weg,

Er widerſetzt ſich unſern heißen Küſſen,
Und ſchweigend ſcheint es uns ſein Blick zu ſagen,
Daß Feind Du unter Feinden biſt.

Eteokles.

Erwarte
Kein Friedenszeichen Du von mir, bevor
Du Deinen Sinn enthüllt, das Recht genannt,
Womit bewaffnet Du zurück nach Thebe,
Als Unterthan, zu kehren Dich erkühnſt.

Polynikes.

Lang' würd' ich dem mein Recht aufzählen können,
Dem nur das Recht der Stärke gilt, wenn nicht
Auch Stärke mit mir wär'; in Griechenland
Iſt's allbekannt, und Du weißt's nicht einmal?
Du fragſt mich drum? — Ich will's Dir ſagen:
Du haſt geherrſcht, und herrſcheſt nun nicht mehr.

Eteokles.

O Thor! Das wirſt Du ſehen, ob ich herrſche.

Polynikes.

Des Königs Scepter haſt Du noch und Nahmen,
Doch nicht den Ruf, und nicht die Redlichkeit.
Eidbrüchig war ich nicht, ich gab den Thron
Dir, als das Jahr verfloſſen war, zurück.
Sag', haſt Du nicht daſſelbe auch geſchworen?
Ich hab's gehalten, halte Du's nun auch. —
Mein Erbe ford' ich, Bruder bin ich Dir,
Wenn Du zurück es giebſt; doch bittrer Feind,
Und unverſöhnlicher und grauſamer
Werd' ich Dir ſeyn, ſo Du es mir verſagſt. —
Schau', das iſt klar, gemeſſen iſt's mein Sinn.
Die Erde und der Himmel ſpricht für mich;

Der Himmel, ja, der unſer Beider Schwur
Gehört, ich hoff's, er wird mein Schwert beglücken,
Und den Meineidigen wird er beſtrafen.

Eteokles.

Was rufeſt Du die Götter zu Gehülfen
Von Deinen Freveln an? Der Bruderkrieg,
Er iſt ein Gräu'l für ſie; und ihre Rache
Wird den, der ihn zuerſt begonnen, treffen.

Polynikes.

Nun führeſt Du den Brudernahmen an,
Treuloſer? Nun, da Du zum Bruderkrieg
Mich zwingeſt, fühleſt Schrecken Du davor?
Allein biſt Du es nicht, der keinen Schrecken
Vor'm Meineid fühlte? Der die Treue brach,
Zuerſt hat dieſe Waffen er des Fluchs
Gezogen. Du beginnſt den Krieg, und Du,
Du trägſt allein die Schuld davon.

Jokaſte.

Iſt dies,
Blutgier'ge Seelen, dies der Frieden? — Hört mich,
Ich fleh' Euch, hört mich —

Eteokles.

Auf dem Thron ſitz' ich,
Und ich, als König, ich erkläre Dir,
So lange die abſcheulichen Argiver,
Adraſt vor Thebens Mauern liegt, ſo werd' ich
Gehör auch keinem Friedensvorſchlag geben;
Und dulde Dich vor meinem Königsblicke nicht.

Polynikes.

Und ich antworte Dir, daß Du den Thron
Geraubt, und ſo Dich König nenneſt. Hier,

Antwort' ich Dir, daß die Argiver bleiben,
Und ich mit ihnen, wenn Du nicht zuvor
Erfülleſt, was Du ſchwurſt.

Eteokles.

Du hörſt es, Mutter.
Du hörſt den Lohn, den er für ſeinen Frevel
Verlangt. — Was machſt Du denn in Thebe? Nun,
So gehe denn hinaus.

Polynikes.

Du wirſt in Thebe
Mich wiederſehn; jedoch in andrem Aufzug.
Den Frevlern bring' ich den gewiſſen Tod.

Jokaſte.

Die Frevler: Ihr allein, und ich, die Euch
Gebohren. Nun, ſo ſühnet mein Verbrechen;
Senkt dieſes Schwert in mich; ich bin ja auch
Von Eurem Blut. Ihr Söhn' Oedipp's, die Ihr
Im Freveln mit einander Wette eifert,
Zum Frevel ſchon gebohren, und zum Frevel
Von unverſöhnbar'n Furien getrieben;
In dieſe Bruſt ſtoßt Eure Schwerter ein,
Dies, dies iſt der verfluchte Bauch, *der* trug
Einſt die verfluchte Frucht. Den Bruder nicht,
Nein, Eure Mutter, *die* müßt Ihr ermorden.
Ein ganz, ganz anderes Verbrechen iſt's,
Und Eurer werther.

Eteokles.

Scheint Dir's ſonderbar,
Was ich von ihm verlange?

Polynikes.

Kannſt mein Mißtrau'n

Für ungerecht Du denn erklären?

Jokaſte.

Und,
Iſt meine Wuth vielleicht auch ungerecht? —
Nicht, daß der Thron zurückgefodert wird,
Nein, daß man ihn mit Waffen in der Hand
Von Dir zurückverlangt, erzürnſt Du Dich?
Und Du, Du haſt die Waffen angethan,
Um für Ein Jahr den Thron nur zu beſitzen?
So lege denn der eine hier ſein Schwert,
Der Andre ſeinen Scepter ab; wenn ich
Mit einem Schwure mich für das verbürge,
Was Ihr zuvor beſchworen, welcher wird
Denn unter Euch es auszuſchlagen wagen?

Eteokles.

Ich nicht, fürwahr! Du, Mutter, foderſt es?
Ich will ihm die Beſchimpfung denn verzeih'n,
Die Theben er, die er mir angethan.
Doch geb' er nach zuerſt; er that zuerſt
Den Angriff auch. Im Augenblick ſogleich,
Da unſer Feld von Feinden er geräumt,
Iſt er auch König. Gern will ich den Thron
Ihm geben, nur laſſ' ich mir ihn nicht nehmen.
Und könnt' er mir, ſo lang' ein Tropfen Bluts
Noch in mir wallt, ihn nehmen? — Wähle nun:
Du ſiehſt zu allem mich bereit; jedoch,
Wenn unter uns ein Friedensbruch erfolgt,
Biſt Du der einz'ge ſchlimme Grund davon,
Und einzig falle dann auf Dich zurück
Der Schreck und Schaden des ſchuldvollen Kriegs.

Vierte Scene.

Jokaſte. Polynikes.

Polynikes.

Dein Wunſch mag ſich erfüllen, auf mein Haupt
Des Himmels Grimm ſich ſchleudern, wenn aufrichtig
Nicht mein Verlangen nach dem Frieden iſt! —

Jokaſte.

Geliebter Sohn, darf ich Dir glauben?

Polynikes.

Mutter,
Ich habe keinen Wunſch, als nur den Einen,
Der Theber Blut zu ſparen; auch Adraſt
Hat keinen andern. Aber wahr iſt es,
Er würde, wollt' ich's auch, nach Argos nicht
Zurückekehren, ſchaut' er nicht zuvor
In meiner Hand den Scepter meiner Ahnen.

Jokaſte.

Weh mir! So willſt Du alſo nicht zuerſt
Nachgeben?

Polynikes.

Nein! ich kann es nicht.

Jokaſte.

Wer hindert
Dich denn daran?

Polynikes.

Die Klugheit.

Jokaſte.

Trauſt Du mir nicht? —

Polynikes.

Ihm trau' ich nicht; ſchon hat er mich betrogen.

Jokaſte.

Wenn Du das Heer von Thebe nicht entfernſt,
So glaub' ich, lügt die Sage nicht von Dir;
So haſt Du nur das neue, ſchnöde Band
Der Blutsverwandſchaft mit Adraſt geknüpft
Zu unſerem Verderben, haſt dem Schwäher
Als unheilſchwangre Mitgift Krieg gefodert.

Polynikes.

O harter Zuſtand! Auf der einen Seite
Zerreißen mir die Thränen meines Weib's
Und meines Kind's, die bitter ſich beklagen,
Daß man ihr Erbe ihnen nahm, das Herz;
Und auf der andern fühl' ich tiefes Mitleid
Für Dich, o Mutter, und für das bedrängte,
Das zitternde, das kranke Vaterland —
Und doch, bedenk es, ach! Du ſiehſt es wohl,
Was hülf's, wenn meine Krieger ich auch gleich
Zurücke ſchickte? Minder wär' es doch
Darum nicht wahr, daß wenn der Bruder nachgiebt,
Er es aus Furcht, dem Recht zu Lieb' nicht thut.
Welch ein Gewinn für ſeine ſtolze Ehre
Wär' das? Glaub' mir, er will die Macht entfernt,
Weil nur die Macht allein ihn zwingen kann.

Jokaſte.

Und Du willſt ſie gebrauchen, weil ſie denn
Von jedem anderen Vertrag Dich losſpricht.

Polynikes.

O Mutter, ſo verkennſt Du Deine Söhne! —
Du weißt es doch, wir waren kaum gebohren,
So war ich auch dem Bruder ſchon ein Abſcheu.
Im Haſſe wuchs er auf, und mit dem Blut

Auch fließt der Haß in allen ſeinen Adern.
Wahr iſt's, ich lieb' ihn nicht, denn den kann man
Unmöglich lieben, der uns haßt; doch will
Ich ihm nicht ſchaden; nur ſoll es nicht ſcheinen,
Als duldete ich ſeinen Schimpf, und feig
Soll Griechenland mich ſtillſchweigend nicht
So große Schmähungen ertragen ſehen.

Jokaſte.

Du haſſ'ſt die Tugend! So ſoll Griechenland
Dich preiſen, daß dem ſchlimmern Bruder Du,
Nicht nachgiebſt? — Iſt der höchſte Gegenſtand
Denn aller Deiner Wünſche Thebe's Thron?
O weißt Du's nicht, daß es um Thebe's Thron
Das größte Unglück iſt? Denk' nur zurück
An Deine Ahnen; welcher trug von ihnen
Nicht eine Laſt von Schuld auch mit dem Scepter?
Was Herrliches iſt's um den Thron, worauf
Oedipp geſeſſen! Fürchteſt Du vielleicht
Man wiſſ' es nicht, daß Söhn' Oedippus hatte?
Beſitz'ſt Du Tugend? Nun ſo laß den Thron
Dem Eidesbrüchigen. Willſt Du Dich rächen
An Deinem Bruder? Soll ihn Thebe denn,
Ihn Griechenland, die Welt, die Götter haſſen?
Laß ihm den Thron. — Ich, auf dem Thron gebohren,
Ich habe unter ſeinem eiteln Prunk
Ja nur elende Tage, Tage nur
Der Klage, jeden niedern Stand beneidend,
Geſchleppt. — O blut'ger Thron! Was biſt du anders,
Als eine alte Ungerechtigkeit,
Die man ertrug, doch immer mehr verabſcheut?
O unheilreicher Glanz! Ach, hätt' ich doch

Dich nie gehabt! Nicht wär' ich Mutter, Weib
Oedipp's; nicht, Ihr Treuloſen, Eure Mutter.

Polynikes.

Du thuſt mir tödtlich weh. Und wie? Hältſt Du
Des Throns mich unwerth? — Ach mein Zweck iſt nicht,
Nein, iſt es nicht, daß jeden meinen Willen
Ich zum Geſetze ſtempeln, mich den Göttern
Mit leerem Narrenſtolz gleich machen wollte.
Das iſt mein Ziel nicht, nennt man's Herrſchen gleich.
War Tugend nicht in meinen frohen Tagen
Ein eitel Wort; ſo wiſſ', nun in den böſen
Iſt ſie mir um ſo werther. Einen Thron
Hat mir Adraſt in Argos angeboten;
Wollt' ich nur herrſchen, o! ich herrſchte lang' ſchon.

Jokaſte.

So willſt, mein Sohn, Du lieber Dir den Thron
Verdienen, denn ihn als Geſchenke nehmen?
Du ſollſt ihn haben, hoff' ich. Doch wenn Beide
Der Bruder uns betrügt, auf wen fällt dann
Der Schimpf zurück und Ruhm, antworte mir?
Ach, laß durch meine Gründe, meine Bitten,
Durch meine Thränen Dich doch nur erweichen;
Laß das bejammernswerthe Vaterland
Laß ſeine Thränen Dich erweichen; willſt Du,
Eh' Du in Thebe herrſcheſt, Thebe denn
Zerſtören?

Polynikes.

Du haſt ſchon gehört, ich will
Den Krieg nicht; doch den Frieden mehr zu ſichern,
Dient die Gewalt.

Jokaſte.
Liebſt Deine Mutter Du?
Polynikes.
Mehr als mich ſelbſt —
Jokaſte.
Mein Leben iſt in Deiner —

Fünfte Scene.

Kreon. Jokaſte. Polynikes.

Jokaſte.
Ach Kreon, komm, hilf vollends **den** beſiegen.
Zum Andern lauf' ich; welcher wird von Euch
Nachgeben? Du, ſo Du bedenkſt, daß Thebe
Und Deiner Mutter Leben von Dir abhängt.

Sechſte Scene.

Polynikes. Kreon.

Kreon.
Die unglückſel'ge Mutter! Ach! wie ſehr
Bedaur' ich ſie! — Schlecht kennt ſie ihre Söhne.
O, hing' es nur von dieſem ab! Sie wäre
So froh. — Nun ſage mir, Du giebſt denn nach;
Trauſt Deinem Bruder —
Polynikes.
Feſt entſchloſſen bin
Ich noch zu nichts; wahr iſt's, es thut mir weh,
In Thebe einen Feind mich nennen hören,
Des Bruderzwiſtes Anfang Euch zu ſcheinen.
Und doch, was ſoll, was kann ich jetzo thun?

Kreon.

Regieren.

Polynikes.

Aber kann ich ohne Blut
Den Thron erhalten hier?

Kreon.

Ich habe Dich
Beinah' als Sohn von Deiner Kindheit an
Betrachtet; denn das beſſ're Herz erblickte
Ich auch in Dir; und o wie oft hab' ich
Aufmerkſam drauf gemacht die Mutter, die
All' ihre Liebe unter Euch getheilt!
Mein Herz läßt es nicht zu, daß ich Dich jetzt
Betriege, nein — Nicht ohne Blut wirſt Du
Den Thron erhalten.

Polynikes.

Himmel! —

Kreon.

Aber wählen
Kannſt Du; es hängt von Dir nur ab, ob wenig,
Ob vieles Du vergießen willſt. —

Polynikes.

Was hör' ich?
Das hab' ich ſtets gefürchtet. Ich allein
Soll denn die Wahl zu fehlen haben? — Nein —
Nein, das ſoll nicht geſchehn; ſo heilige,
So hohe Rechte will ich mit dem Schwert,
Ach! nicht verletzen. Mag, was will, geſchehn;
Ein ungerechtes Mittel will ich auch
Nicht zu gerechtem Zweck. Nach Argos mag

Adraſt zurücke kehren; ich allein,
Und ohne Waffen will in Thebe bleiben.

Kreon.

Du denkſt ſo edel, wie ich Dich beurtheilt;
Ich preiſe Deine Worte; aber kann ich
Dich Dein und unſer Unglück wählen laſſen?

Polynikes.

Und iſt das Unglück ſo gewiß denn?

Kreon.

Sprich,
Kennſt Du den Eteokles?

Polynikes.

O, ich weiß es,
Ein Abſcheu bin ich ihm ſo ſehr, und mehr
Noch als der Thron ihm lieb iſt: doch ich denke,
Vielleicht iſt's eine ſchmeichelhafte Hoffnung,
Daß durch ein edelmüthiges Betragen
Ich auch zum Edelmuth ihn zwingen kann.
Viel wirkt auch die Beſchämung; heute werden
Wir Thebe, meine Mutter, und Adraſt,
Die ganze Welt zu unſern Zeugen haben. —

Kreon.

Doch waren's nicht die Götter ſchon einmal?
Was ſagſt Du? Mutter, Götter und Adraſt,
Und Thebe, und die ganze Welt verachtet
Ja der Ruchloſe. Ohne Rückhalt muß
Ich mich erklären. Über Thebe liegt
Der eh'rne Scepter des meineid'gen Königs.
Ein Schrecken allen, hätt' er längſt ſein Leben
Und ſeinen Thron verloren, wachte nicht
Die Furcht für ihn. Die letzte Hoffnung Thebe's

Warſt Du. Als Endpunkt ſeiner Leiden dachte
Das unterdrückte Volk ſich nur den Tag,
Der Dich, den Gütigern, den Vaterthron
Hinwiederum beſteigen ſehen würde. —
Nun, welche Hoffnung bleibt uns? Jener Tag
Wird niemals kommen.

Polynikes.

Niemals kommen? Heute,
Heut' iſt der Tag.

Kreon.

Vielleicht iſt er's. — O Tag! —
O unglückſel'ger Fürſt! Ein andrer raubt
Dir Deinen Thron, und Du bekömmſt ihn nicht,
So lang' nur Leben in ihm iſt, hinwieder.
Ach! Glaube mir, daß Du den Thron nur foderſt,
Das iſt in ſeinen Augen ein Verbrechen.
Schon —

Polynikes.

Welche neue Wuth entflammſt Du in mir,
Da ich mit ſo viel Müh' die alte eben
Zu mildern anfing?

Kreon.

Eben ſchwur der König,
Ich hört' es, auf dem Thron nur will er ſterben.

Polynikes.

Doch falſch pflegt er zu ſchwören. Dieſesmal
Auch wird's ein Meineid ſeyn, verſicht' ich Dich —
Ja leben ſollſt, Ruchloſer, ſollſt Du wohl,
Nur auf dem Throne nicht.

Kreon.

Du hoffſt umſonſt

Es bleibt, ihn wieder zu beſteigen, Dir
Kein Weg, als über Deines Bruders Leiche.
Polynikes.
O Du erfüllſt die Seele mir mit Grauen.
Im Blute mich von meinem Bruder baden?
Der ſchreckliche Gedanke macht mich ſtarren.
Abſcheuliche, o unglücksvolle Krone,
Biſt Du ſolch ſcheußliches Vergehen werth?
Kreon.
Wollt' er Dir nur die Krone rauben, wär's
Noch wenig, aber ſo hoch ſtieg ſein Haß,
Sein unnatürlich Zürnen, daß Ihr Beide
Ums Leben ringen müßt, und einer es
Entweder geben, oder nehmen muß —
Polynikes.
Sein Leben will ich nicht —
Kreon.
So giebſt Du Deines.
Polynikes.
Und wenn ich auch allein hier bliebe, iſt
Der Himmel, iſt mein Schwert, mein Arm mit mir.
Und nicht ſo leicht ſoll er mein Leben haben —
Kreon.
Doch was kann gegen ſchnöde Hinterliſt
Dein Arm? Erwarteſt edlen Zorn Du hier?
Polynikes.
So wird mir eine Falle denn bereitet?
O ſprich, enthülle mir —
Kreon.
Was mach' ich? Himmel! —
Und doch, wenn ich es ſage, und Du ſiehſt

Dich nicht vor, opfert der Tyrann mich hin,
Und dennoch hab' ich dann Dich nicht gerettet.

Polynikes.

Nie wird mich feige Furcht vor dem Verrath
Auch zum Verräther machen. Sprich, entweder
Giebt es ein Mittel, mich zu retten, oder
Ich falle. — Doch allein, ich fall' allein.

Kreon.

— Des Meineids biſt Du, Du nicht fähig, nein —
Willſt Du das ſcheußliche Geheimniß, ſo
Ich Dir eröffne, heilig zu bewahren,
Mir ſchwören?

Polynikes.

Ja, bei meiner Mutter Leben,
Ich ſchwör' es Dir; Du weißt, es iſt mir heilig.
So ſpreche —

Kreon.

— Aber eine Königsburg
Und eine feindliche, iſt dies für uns. —
Zu lange hab' ich hier vielleicht Dir ſchon
Geſprochen — folge mir. — Laß anderswo
Uns hingehn —

Polynikes.

Iſt in Thebe denn ein Ort
Der ſicher nur vor dem Tyrannen wäre?

Kreon.

Wir müſſen ſeine ſchlaue Hinterliſt
Mit vieler Kunſt zu Schanden machen. Hier
Geht ein verborg'ner Pfad hinaus, der ſonſt
Zum Tempel führte, und nicht mehr gebraucht wird.

Laß uns ihn gehn; da ſollſt Du alles hören.
Komm, komm mit mir. —

Polynikes.

Wohlan, ich folge Dir.

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

Eteokles. Kreon.

Eteokles.
Haſt Du den Polynikes nun geſehn?
Glaubſt Du, daß er mich haßt, wie ich ihn haſſe?
Nein, weit in Allem übertreff' ich ihn.

Kreon.
Er haßt Dich nicht nur; er verachtet Dich.
Schon hat er ſeinen Sinn geändert, ſagt,
Des Bruderfriedens müſſen die Argiver
In Thebe Zeuge ſeyn; zu größ'rem Schimpf,
Ich glaub's, für uns. Und eher werden wir
Sie auch von dannen ziehn nicht ſehn, bevor
Du als Verbannter nicht von dannen gehſt.
Du ſiehſt, es iſt uns wenig Zeit noch übrig,
Zu treffen gegen Beides unſre Vorkehr,
Und die uns bleibt, die muß ſein Leben enden.
Nun iſt es klar, daß Deine Weigerung
Er mit Gewalt verlangt. Das Unglücksſchwert
Steht hoch gezückt Dir über dem Genick;
Willſt Du zum Stoß das Zeichen ſelbſt ihm geben?

Nur nützlich war bis jetzo Dir ſein Tod,
Nun iſt er Dir nothwendig auch geworden.

Eteokles.

Ha, mag ich ſchnell und ſicher meinen Haß nur,
Und Grimm und meine langerſehnte Rache
Befriedigen. Im Felde, iſt er todt,
Will ich denn eine Tapferkeit auch zeigen,
Die werth der Sache iſt, für die ich ſtreite. —
Bleib nur Adraſt, belagre Thebe nur;
Bald, bald wirſt Du es ſehn, wie den Verrath
Im Treffen Eteokles wieder gut macht.

Kreon.

Ganz ſicher ſtehn im Felde die Argiver,
Dem Waffenſtillſtand trauend; leicht wär' es,
Ein grauſam Blutbad ihnen anzurichten,
Wenn man ſie unverſehens überfiele.
Schreckhafte Ungewißheit käme noch
Zu ihrer Furcht, von Polynikes wüßten
Sie nichts —

Eteokles.

Nichts? O ſie ſollen alles wiſſen;
Und eine andre Furcht wird ihrer ſich
Bemeiſtern. Hoch von Thebe's Zinnen zeigt
Man ihnen des Verräthers Haupt, das wird
Ein blutig Panner ſeyn, ein Unglücksbote
Indeß für ſie; doch ein Vorzeichen uns,
Ein Pfand für uns der ſchon errungnen Palme.

Kreon.

So mußt Du denn nicht mehr von ihm verlangen,
Daß er den Feind zurück nach Argos ſchicke.
Verdacht erregteſt Du, und nur umſonſt.

Und ging' er es auch ein, was doch nicht ſeyn kann,
So fiele deſto größ'rer Schaden nur
Auf Dich zurücke. Unſre Felder wären
Kaum von Adraſt geleert, ſo würd' er auch
Den Tod von ſeinem Schwiegerſohn erfahren,
Und ihn ſo grimmiger zu rächen auch
Zurückekehren, und mit Schwert und Feu'r
Und Blut das ſchlecht beſchützte Reich verheeren.
Gut wählteſt Du, mein König; züchtigeſt
Mit einer Hand zuvor erſt den Verräther,
Verbreiteſt unerwartet mit der andern
Krieg, Schrecken, Graus und Untergang zugleich.

Eteokles.

Nur deſto ſchrecklicher wird auch der Schlag ſeyn,
Je minder er vermuthet war. Mach' Du
Zum offenbaren Kriege Anſtalt, ich
Verſtellten Frieden — Doch die Mutter kömmt!
Komm, gehn wir; wenn ich je ſie fliehen mußte,
So iſt es heut.

Kreon.

Ja, gehn wir eilig weg.

Zweite Scene

Jokaſte. Antigone.

Jokaſte.

Siehſt Du? Er flieht vor mir, mißtraut nun auch
Der eignen Mutter! —

Antigone.

Niemand traut ein Räuber.

Jokaſte.
Stets ſcheint er unſerm Anblick auszuweichen,
Seit er den Bruder ſieht; was muß ich denken?
Antigone.
Ja, leider! daß er Haß und Groll und Blut
Und Tod im heuchleriſchen Buſen brütet.
Jokaſte.
Ins Schlimme drehſt Du jegliche Bewegung
Von ihm. Unbillige Bedingungen
Heiſcht überhaupt er nicht von ihm. Wenn heute
Sein Bruder, der Belag'rer, meinen Bitten,
Und den vernünft'gen Gründen, wie er es
Beinahe mir zuvor verſprochen hat,
Sich fügt; ſo ſeh' ich nicht, welch' einen Vorwand
Der König dann erſinnen könnt', um wieder
Sein Wort zu brechen.
Antigone.
Fehlt es je dem König
An einem Vorwand, um ſein Wort zu brechen?
Wann Polynikes nicht den Thron auf immer
Dem Eteokles abtritt, hoffeſt Du
Umſonſt auf Frieden. Nur der Thron kann noch
Des Eteokles grauſames Gemüth,
Verbergen nicht, ihm einen Anſtrich geben.
Drum iſt der Thron ihm, wie der beſſ're Theil
Von ſeinem Weſen, wie ſein zweites Leben.
Jokaſte.
Doch weiſen ſeine Worte aus, daß ihm
Des Thrones Ehre mehr am Herzen liegt,
Als ſeine Herrſchaft; kurz, die Drohungen
Hat Polynikes angefangen.

Antigone.

Er
Ward auch zuerſt beleidigt. Konnte je
Ein unbeſiegtes Herz Beleidigungen
Verbergen? Königlichen Zornes voll,
Gießt Polynikes hitzig ſeine Wuth
In Worten aus; allein der Andre ſchweigt,
Schweigt, aber ringsum ſeh' ich ihn, umgeben
Von einer ungeheuren Zahl von Räthen,
Von denen hoh' und edelmüthige
Geſinnungen doch wahrlich er nicht lernt.
Denn niederträcht'ge Böſewichte giebt
Es hier genug, die nur ſich ſelber lieben;
Des Vaterlandes Nahmen ſelbſt nicht kennen;
Die zittern und vor Schrecken ſchon erſtarren,
Wenn ſie's nur denken, daß den Thron ein König
Beſteiget, der die Tugend ſchätzt; und wahrlich
Sie wiſſen wohl, warum? Ein traurig Leben
Wird ihnen unter einer andern Herrſchaft.
So ſehr entgegen iſt dem Friedenswunſch,
Ich ſag's Dir, Mutter, und bedenk' es ſelbſt,
Des Eteokles langer Haß gewiß
Und Polynikes kurzes Zürnen nicht.
Die lügneriſchen Ohrenbläſerei'n
Der Sklavenſchaaren hindern ihn am meiſten.

Dritte Scene.

Jokaſte. Antigone. Polynikes.

Jokaſte.

Sohn, meine Hoffnung, meine einz'ge Hoffnung!

Du willſt mit treuem Frieden Thebe nun,
Und Deine Mutter, Deine Schweſter, die
So ſehr Du liebſt, und die ſo ſehr Dich liebt,
Und alle uns erfreuen? Ja, Du willſt's.
Sprich, iſt's nicht wahr? Biſt beſter Sohn,
Biſt guter Bürger, beſſ'rer Bruder nicht?
Zur Rückkehr rüſtet ſich Adraſt nach Argos?

Polynikes.

Und Eteokles rüſtet ſich aus Thebe
Zu weichen?

Jokaſte.

O! was hör' ich? Immerdar
Muß ich zu unſ'rem Jammer, Deiner Schande,
Von Dir es hören, daß zuerſt entweder
Du nicht den Frieden wünſcheſt, oder ihn,
Wenn ich darum Dich bitte, mir verweigerſt.
So laß ihn fern auch Deinen Bruder ziehn.
Laß ihn nur ziehn; ziehn als Verbannter weg,
Wie Du gegangen biſt. Der Himmel hat,
Und Ihr zu ew'ger Klage mich verbannt.
Nie darf ſie endigen. Freuſt Du Dich deß,
Freuſt meiner mütterlichen Thränen Dich?
Ach ſag', ſprachſt Du zuvor nicht lauter Frieden?

Polynikes.

Vom Frieden bin ich ferner nun als je.
Frag' nach den Grund mich nicht; er iſt ſo ſchrecklich,
Daß ich's nicht ſagen kann. Doch kurze Zeit,
So wirſt Du's hören, und es wird Dir kalt
Wie Tod durch Dein' Gebeine laufen. Weiter
Sag' ich nun nichts, als daß Adraſt nach Argos
Zurück nicht kehrt. Er geht nicht, nein. — Und wohl

Mag des meineid'gen Thebe's ſtolze Mauer
Ihm bald, es thut mir weh, auf ſeinen Trümmern
Den Durchgang öffnen. Aber ſey der Schaden
Dem, der ihn mit Gewalt verlangt. Wohl kann
Im blut'gen Angriff ich mein Grab auch finden.
Doch ſchmerzt mich's nicht, wenn ich nur ungerochen
Nicht falle.

Jokaſte.

O ich Unglückſelige!
Und welche Rache? Und an wem ſie nehmen?

Polynikes.

An dem Verräther.

Jokaſte.

Der iſt der Verräther,
Der Dir im Herzen boshaft Groll und Mißtrau'n
Durch falſch erdachte Schlingen nährt; mir mußt
Allein Du glauben. —

Antigone.

Mutter, Bruder, glaubt
Doch meiner Furcht einmal.

Jokaſte.

Wie? — Deiner Furcht?
Und welcher Furcht?

Antigone.

Ach, Eteokles hat
Den Kreon ſich als Rath zur Seite; drum
Iſt Grund genug zu hoher Furcht —

Jokaſte.

Den Kreon?

Polynikes.

O möchte dieſer ihm allein nur rathen!

Ich weiß das gut — den Kreon — ohne Den —
Vielleicht — ach — fürchterlich gerochen ſchon —

Jokaſte.

O Himmel! Welche abgeriſſ'ne Worte!
Wie heſtig brauſt Dein Grimm auf einmal auf?
O was verbirgſt Du mir? — Ach, ſprich doch!

Polynikes.

Nein,
Ich kann es nicht, nein, nein. — O könnte ich
Das ſchändliche Geheimniß, wie ich es
Verſchweigen kann, vergeſſen auch, nicht wiſſen!
Das Beſte für uns Alle wäre das;
Nur ein Verbrechen würde dann man ſchauen.
Denn beſſer iſt es durch Verrätherei
Zu ſterben, als gerochen. Aber wer
Könnt' es auch wiſſen, und doch ruhig bleiben?
O welchen fürchterlichen Strom ſeh' ich
Von Blute rinnen! Welches Blutbad! Welches! —
Ein unheilſchwangeres Geſchenk gab mir
Die Freundſchaft Kreons. —

Antigone.

Bruder, ja, nun ja
Beklag' ich wirklich Dich. Was ſagſt Du? Ja.
Des hinterliſt'gen Kreons Freundſchaft iſt
Ein Todesbothe.

Jokaſte.

Unentſchieden ſah
Ich ihn bis jetzt für Polynikes nicht.
Doch was darum? — Wagſt, Tochter, Du? —

Polynikes.

Für mich

Iſt Kreon, iſt für meine gute Sache,
Und mehr als andre.

Antigone.

Ein Verräther iſt
Er an Euch allen; und ich ſchwör' es Euch,
Ein Spiel, ein grauſam Spiel treibt er mit Euch,
Und Euren Rechten.

Jokaſte.

Woher ſolcher Sinn?
Wie, was erfrechſt Du Dich? Iſt Kreon nicht
Mein Bruder? — Sollt' er ſeinen Neffen? —

Antigone.

Ach!
Ich ſchwieg zu lange, Mutter, und ich rede
Nicht ohne Grund jetzt. Hämon iſt ſein Sohn;
Des Kreon Sohn, deß Schweſter Du. — Gut kennt
Er ſeinen Vater; ſelber ſagt' er mir's.
Was hilft's? — Ich ſchwör' es Euch zum zweitenmal,
Er haßt Euch beide tödtlich. Nach dem Thron
Strebt ſein Gedank' empor. Und welch' Verbrechen
Giebt es, das zu dem Throne führt, und nicht
In Theben auch begangen würde?

Jokaſte.

Glaub's,
Nein, glaub' es nicht — und doch, wer weiß? So fehlte
Noch dieſe zu den andern Gräuelthaten? —

Polynikes.

Wo wendeſt Du den unvorſicht'gen Fuß hin?
Welch' ſchändlich Labyrinth von unerhörter
Treuloſigkeit? Hier bei den Meinigen
Muß ich die grauſamſten, erboß'tſten Feinde

Denn

Denn finden? — Aber Ihr, Ihr deren Stimme
Ich höre; die durch Ähnlichkeit befreundet
Ich rings um mich erblicke; Himmel, ach,
Wer weiß, ob Trug, ob Treue in Euch wohnt?
Wer weiß, ob den Gedanken Ihr gefaßt,
Mich zu verrathen? Mutter biſt Du mir,
Du biſt mir Schweſter; aber was iſt's drum?
Wahr iſt es, heil'ge Nahmen ſind's; allein
In Thebe, leider! fürchterliche Nahmen.
War's nicht mein Bruder, der den Thron mir raubte?
War Kreon nicht mein Ohm? O Burg des Unglücks,
Wo ich Elender zum verhaßten Licht
Die Augen öffnete! Verwandte ſind's,
So viel in Deinen Mauern Du umſchließt,
Und Blutsverwandte all', und alle ſtürmen
Auf mich ein. Nach vieljähriger Verbannung,
Nun mitten unter all' den Meinigen
Find' ich mich fremd; das ungewiſſe Aug',
O Anblick! — wo ich hin es wend', erkenne
Ich nur Verräther. Hingeſtorben iſt
Hier jedes zärtliche Gefühl. Was ſuche
Ich hier? Was ſeh' ich? Warum bleib' ich da?
Kann's einen ſchreckensvollern Tod denn geben,
Als argwohnsvoll zu leben unter Euch? —
Ich fühl' es wohl, als ich gebohren wurde,
Da war't Ihr Furien waltend nur zugegen.
Ihr waltet über mein Geſchick allein.
O welchem Unglück ſpart Ihr mich noch auf?
Zu welcher Schuld? Ha, ſtoßt, Ihr Furien,
Vielleicht Ihr mich zurücke vom Avernus,

Weil minder gottlos, als Oedipp, bis jetzt
Ich war?

Jokaſte.

O würd'ger Sohn Oedipps, beſchuldigſt
Die Mutter ſelbſt Du des Verrath's? Und wagſt's
Die Furien um die Stunde, da ich Dich
Gebohren, anzurufen?

Polynikes.

Darf man denn
In Thebe andre Götter rufen?

Antigone.

Bruder —

Jokaſte.

Sohn —

Polynikes.

Argos war ein beſſ'res Vaterland,
Als Thebe mir. In Argos iſt noch Treue;
Da leb' ich ſicher, wo ich mich nicht Sohn,
Nicht Bruder nennen höre.

Jokaſte.

Nun ſo geh,
Geh, eil' zurück nach Argos, und vertraue
In Thebe einzig dem, der Dich verräth —

Polynikes.

In Thebe trau' ich jedem gleich, der mich
Verabſcheut, oder liebt — O Quaal des Zweifels,
In dem ich, über mich ſelbſt ungewiß,
Mit Zittern leb'! Ich habe keinen Thron,
Und fühle all' die Königsraſereien;
Den ſchnöden Argwohn, und die feige Furcht,
Und Wuth, die der Natur entgegen kämpft.

Entſetzliche Empfindungen, ſo gar
Nicht meines Herzens würdig, die ich nie
Zuvor gekannt! Warum denn fühl' ich mich
So ganz von allen auch durchdrungen? Giebt's
In Theben einen andern, ächteren
Tyrannen doch; in ſeiner ſchnöden Bruſt
Iſt eine beſſ're Wohnung für Euch; ihn
Zerfleiſchet alle; laßt ihn Frieden nicht
Mit allen ſeinen Frevelthaten finden,
Den Frieden nicht, den man mir raubt.

Antigone.

Sei ruhig;
Und hör' uns an. Der Mutter Herz zerfleiſcht
Dein Reden; wie man einen Sohn und Bruder
Nur lieben kann, ſo lieben wir Dich Beide.

Jokaſte.

O kehre zu Dir ſelbſt zurück, ich will
Den ſchnöden Argwohn ja vergeſſen; ach!
Du mußt mir nichts verſchweigen. Sprich, mein Sohn.
Erbarm' Dich meiner, und enthülle mir
Das ſchreckliche Geheimniß, das Du tief
Ins Herz verſchließeſt. Ich vielleicht —

Polynikes.

O Mutter! —
Ich ſchwur es zu bewahren; und mein Eid
Iſt heilig. Lieber ſterben, als ihn brechen. —
Fremd wird in Thebe dieſe Tugend ſcheinen
Mir iſt ſie's nicht. Ich will nicht Thebe's Beifall.
Mein eigener iſt mir genug.

Jokaſte.

So ſchwurſt

Du meinen Tod zugleich? Treuloſer, nun
Erfülle Deinen Schwur, und ſchweig', und morde
Mich, einmal nicht, nein, tauſend, tauſendmal.
Laß ungewiß der Mutter bebend Herz;
Laß ſie's nicht wiſſen, welcher ihrer Söhne
Ihr bleibt, und welchen ſie verlieren ſoll.
Weigr' ihr das Mittel, Beide ſie zu retten.

Antigone.

Weit älter, heil'ger, unverletzlicher
Sind doch die Rechte der Natur.

Polynikes.

Wer brach
Sie denn zuerſt?

Jokaſte.

Der Himmel bindet Dich
Von jedem Deiner Schwüre los, wenn ſo
Verbrechen Du, und Blut erſparen kannſt.

Polynikes.

Warum ſoll man Verrätherblut denn ſparen?
Vergoſſen ſoll es werden, aber nur,
Nur in der Schlacht. Mag Hinterliſt er brauchen,
Der Hinterliſtige, ihm ziemt es wohl.
Denn kurze Zeit noch bleibt ihm nur, Betrug
Zu ſinnen.

Antigone.

Einſt, mein Bruder, haſt Du mich
Geliebt; doch, wenn mein Bitten Dich nicht beugt,
So fleh' ich Dich bei Deiner Gattin an,
Die mehr Du liebſt, als alle uns, und flehe
Bei Deinem ſüßen Kind, deß Nahmen Du
Mit Thränen nenneſt, ich beſchwöre Dich,

Bezähme die gottloſe Rachluſt doch.
Willſt Du den Thron mit Blute und mit Freveln
Befleckt ihm hinterlaſſen? Ach, Du kannſt
In Thebe ja kein Tröpfchen Bluts vergießen,
Das nicht von Deinem wäre.
Jokaſte.
Auf Dein Haupt
Fällt alle Rache Thebens nieder. Zieh'
Vom Abgrund, wo Du ſtehſt, den Fuß zurück.
Noch iſt es Zeit. Wenn nach dem Leben Dir
Der Bruder trachten ſollte, was ich doch
Nicht glaube, jegliche Verrätherei
Wirſt Du, wenn Du ſie mir entdeckſt, zernichten.
Und ſo brauchſt Du Dich dann auch nicht zu rächen.
O Sohn, welch' ein Verbrechen es auch ſei,
Im Bruderblute wäſcht es ſich nicht ab.
Polynikes.
Und warum gabſt Du ſolchen Bruder mir?
Jokaſte.
Und warum willſt gottloſer noch, als er
Du ſeyn?
Polynikes.
O Mutter, Du zerfleiſcheſt mir
Das Herz. — Willſt Du es hören? — Ja! es iſt
Vielleicht nur Lüge — doppelter Verrath
Vielleicht — vielleicht — wer darf es glauben! Nun
Ich geh'; lebt wohl! —
Jokaſte.
Halt —
Antigone.
Da iſt Kreon ja.

Vierte Scene.

Kreon. Jokaſte. Antigone. Polynikes.

Jokaſte.
Ach, komme, reiß aus einem ſchrecklichen,
Furchtbaren Zweifel mich. – Iſt's möglich? – Sprich –
Kreon.
Ich bringe Freude, treuen Frieden. Weiber,
Nun trocknet Eure Augen. Polynikes
Iſt unſer König. — Meine Huldigung
Zuerſt Dir zu beweiſen, komm' ich. —
Polynikes.
Mir
Iſt das ein fröhlich Zeichen; wer, als Du,
Wird mehr es wünſchen, auf dem Throne mich
Zu ſehen?
Jokaſte.
Sprichſt Du wahr?
Kreon.
Laßt allen Argwohn.
Auch ich hab' allen Argwohn ja verſcheucht.
Eteokles hat ſich geändert, und nun —
Polynikes.
Geändert Eteokles ſich? — Mir, Kreon,
Mir ſagſt Du das?
Kreon (leiſe zu Polynikes).
Für jetzt iſt der Verrath
Verſchwunden — (laut) leider iſt's gewiß, daß all',
All' meine Müh' umſonſt war, ihn zu beugen,
Wenn nicht ein ſtärk'rer Grund dazu gekommen.
Die Krieger murren alle, keiner will

Für einen König zu den Waffen greifen,
Der ſeinen Eidſchwur brach. Die widrige,
Die allgemeine Stimmung zwinget ihn.
Zwar ſagt er's nicht, doch wem iſt das nicht klar?
Die Noth hat ihn beſiegt; und hinter hohe
Geſinnungen will er ſie nun verſtecken.

Jokaſte.

Ganz anders hört' ich ſchon von ihm Dich ſprechen.

Kreon.

Mit ſüßer Schmeichelhoffnung hörteſt Du
Mich oft die Wahrheit vor dem König mildern.
Ich läugn' es nicht, nein. Aber darf man ihm
Denn jemals offenherzig ſprechen? Ja,
Die harte, die unedle Kunſt zu ſchmeicheln,
Hab' ich bei ihm gebraucht; und that ich's nicht,
So that's zu Aller größ'rem Nachtheil doch
Ein Anderer. Nun ſiehſt Du ja, um ihn
Zu ſeiner Pflicht zu nöthigen, hat es
Doch wenig nicht genützt, daß ich zuvor
Das Herz ihm ſo verſchlimmerte. — Er will
In einer Stunde Alle Euch verſammeln:
Das Volk will er zu Zeugen, und die Prieſter,
Und die Altäre auch der hohen Götter.
Hier, unter großem Pomp, will er Dich ſelbſt
Hinwiederſetzen auf den Thron —

Jokaſte.

O Himmel!
Darf ich ſo viel denn hoffen? Nein, ach nein,
So oft ſchon hat mir lügneriſche Hoffnung
Geſchmeichelt, und ſo oft mich ſchon betrogen.

Kreon.

Was zitterſt Du jetzt noch? Vollbracht iſt ja
Das Werk bereits. Die Bräuche fehlen nur noch.
Auch ich noch könnte fürchten, wenn allein
Auf ſeine Tugend ich vertrauen müßte.
Allein auf ſeine Furcht vertrau' ich nur.
Nicht der Thebaner Herz und Arm iſt für ihn.
Was ihm das Murren Thebe's abgezwungen,
Freiwillig will er es zu geben ſcheinen.
Das thut ihm wohl.

Polynikes.

Ich will's.

Antigone.

Ach nein, trau' nicht.
Furchtbare Ahnungsſtimmen tönen mir
Im Herzen. —

Polynikes.

Bald, wir kehren all' hieher
Zurück.

Jokaſte.

Auch mir iſt bang'.

Antigone.

Ich Unglückſel'ge!

Polynikes.

Ich, nein, ich zittre nicht. Ich konnt' es nie.
Gerecht und heilig iſt mein Recht. Die Götter,
Die ſind für mich. — Und fehlen ſie mir auch,
So hab' ich immer noch dies Schwert für mich.

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Eteokles. Jokaſte. Polynikes. Antigone.
Prieſter. Volk. Soldaten.

Jokaſte.

Wenn, Götter, dies des Friedens Glückstag iſt,
So mög' er als der letzte auch mir leuchten!
Zu frech ja wär's mir andre noch zu wünſchen.
Zu viel von dieſem hoff' ich auch vielleicht —
Doch Kreon.

Eteokles.

' Er wird kommen. Mutter, Du
Beleidigſt mich, wenn Du noch bange biſt.
Ich will, auch ich, nicht weniger, als Du,
Den Frieden, da ich ihn ſo theu'r erkaufe,
Und ſelbſt den Thron als Löſung geb'. Ich tret' ihn,
Den Thron tret' ich ihm ab, den mir bis jetzt
Noch Niemand nahm. Und doch wird das Gerücht
Gewiß die Lüge ungerecht verbreiten,
Ich hätt' ihn zu vertheid'gen nicht gewußt.
So hört die Wahrheit denn: ich wollt' ihn nicht
Behalten; wollte zwiſchen Furcht und Hoffnung

Dich, Mutter, ungewiß nicht länger laſſen.
Die einz'ge Richtſchnur meines Handelns iſt
Die Wohlfahrt Aller, und ihr wahres Heil.
Den Bürgernahmen kenn' ich noch, noch weiß
Ich ihn zu ſchätzen, und das will ich zeigen;
Zur Schmach vielleicht dem, der des Vaterland's
Geheiligt' Recht mit ſünd'gem Fuße tritt. —
Niemals, nein nie, ſchätzt' ich mich werther, nie
War ich es auch auf dieſem Thron zu ſitzen,
Als heute, heute da von freiem Willen
Ich ihn verlaſſe.

Polynikes.

Hoher Sinn, hoch Herz! —
Und Deine Großmuth will ich auch ſo nehmen,
Wie Du ſie ausſprichſt; und vielleicht iſt ſie
Es wirklich. Unſre Thaten, und die Zeit
Die werden's zeigen, ob wir ganz uns gleich ſind. —
Und ich erkläre Dir, daß mir der Thron
Nie minder wünſchenswerth erſchien, als heut,
Heut, da ich wieder ihn erlangen ſoll.
Den Frieden hab' ich nicht zuerſt begehrt,
Und doch im Herzen mehr, als andre, ſelbſt
Im Schwerte hab' ich Frieden. — Wenn ich noch
Nach Argos die Argiver nicht zurück
Geſchickt, ſo iſt der Grund Dir wohl bekannt.

Eteokles.

Was ſprichſt Du? Woher ſollt' ich ihn denn wiſſen?
Wer lieſt im Herzen Dir? Dein ſey der Szepter,
Und dann wird ſich der Held, wie groß er iſt,
Beweiſen. Möchteſt größer Du zum Wohl
Von Thebe ſein, als Du es ſcheineſt, oder

Es biſt! Nie wird ein niederträcht'ger Neid
Den Frieden mir in meiner Seele trüben.
Iſt Thebe Deiner Herrſchaft froh, genug
Freut es mich dann. Ob als Verbannter ich
Das Vaterland auch gleich verlaſſe, ſtets
Werd' ich ſein Glück und Unglück mit ihm theilen.
Erhaben über mein Geſchick bin ich
Doch ſtets, ſei's, wie es wolle. Wo der Himmel
Mich hinverſetzt, die Götter werden doch
Für Deine Herrſchaft meine Wünſche hören.

Polynikes.

Die drückende Verbannung fühlt' ich auch,
Getrennt von Allem, was uns Sterblichen
Auf dieſer Erde heilig iſt und theuer.
Wenn's härter, als das grauſamſte Exil
Für Dich nicht wäre, heute mich zu ſehn
Auf dieſem Thron, der ſonſt Dir angehörte,
So würd' in meiner Burg, in Thebe Dir
Ein unverletzliches Aſyl ich bieten.
Doch hier, wo Du ſo lang' geherrſcht, Dich hier
Nur meinen Unterthanen nennen hören,
Das wäre für Dein großes Herz zu viel.

Eteokles.

Das gegenſeit'ge Recht walt't unter uns.
Es könnte meine Gegenwart vielleicht
Unruhen hier, ſelbſt gegen meinen Willen
Erwecken. Sicher könnt' ich eingezogen
In Thebe meine Tage leben, hätt'
Ich niemand, als den Bruder, hier zu fürchten.
Doch Argwohn wird in Herrſcherſeelen ſtets
Natur auch. Und ſo viele Tugend hat

Ein König nie, und hab' er auch genug,
Daß er das ſchnöde Mißtrau'n ganz verbannte.
Es ſitzt ihm auf dem königlichen Thron
An ſeiner Seite, wie die Schmeichelei.
Ich, nein, hier bleiben darf ich nicht, ich darf's
Nicht Deiner Ruhe, meiner Ruhe wegen.
Ich geh'. Du gabſt das Beiſpiel mir. Allein
Nur darin daß ich Thebe jetzt verlaſſe,
Hoff' ich Dich nachzuahmen; anders doch
Als Du zurückzukehren.

Polynikes.

Und gerecht
Iſt Deine Hoffnung; Hoffnung, die zum Trotze
Dir ſelber zeigt, daß Du mich fähig nicht
Des Meineid's hältſt; daß es kein Schwert bedarf,
Um mich an meine Treue zu erinnern.

Jokaſte.

Was hör' ich, Söhne? Welche Wort'! O Himmel!
Bei jedem Laute, jedem Blicke ſeh' ich
Die nicht erloſchne, ſchlecht verhehlte Wuth
Durchleuchten. Iſt nicht dies der Tag, nicht dies
Die Stunde, die für den gottloſen Streit
Ihr ſelbſt als Endpunkt ſetztet? Dies der Ort nicht,
Wo Ihr getreuer nun erneuen ſollt
Den ſchon gebroch'nen Eidſchwur? O wie ſchnöd'
Beginnet Ihr ſolch Werk mit Stachelreden!
Ein Jeder trägt den Frieden auf der Zunge,
Und hat den Krieg in ſeiner Bruſt verſteckt.
Treu fodert Jeder; Drohungen verwirft
Ein Jeder; aber Jeder drohet, Jeder
Verweigert Treue; und vielleicht, bevor

Ihr ſchwöret, ſchon meineidig — Ach! Nur zu,
Was ſoll der Aufſchub, wenn Ihr es nicht ſeyd?

Eteokles.

Ein weiſer Rath! Wohlan, was ſchieben wir
Den langerſehnten Augenblick hinaus?
Warum die ſchlechtgeheilte Wunde reizen? —
Ich will mir nicht durch längern Zank den Ruhm,
Der ganz mir angehöret, rauben; Dem,
Der blut'gen Krieg mir bringt den Frieden ſchenken. —
Wohlauf! Man bringe uns die heil'ge Schaale;
Es werd' erfüllet unſrer Väter Brauch!
Heut mache unſer gegenſeit'ger Schwur
Dich, Mutter, Schweſter, ſicher, mache mein
Bedrängtes Vaterland, und all' Euch ſicher. —
Hier iſt die Schaale, Bruder, ſchau', ich biete
Sie Dir zuerſt. Voll heil'gen Schauers nahe
Sich Deine Lipp' ihr. Schwöre: auf dem Thron,
Den Du beſteigſt, zu wahren des Geſetzes,
Und nicht es zu zerſtören; ſchwör' den Szepter
Zurückzugeben Deinem Bruder, nach
Verlauf des Jahrs.

Polynikes.

Zurückzugeben ſchwören,
Was ich noch nicht beſitze? Schwören mußt
Du eher ihn mir auszuliefern, dann
Ich wieder ihn zurückzugeben.

Eteokles.

Nun?
Sprich, biſt Du's nicht, der Thebe Schmach und Brand
Und Blutbad droht? Wer anders kann, als Du
Jetzt ſeine ungewiſſen Bürger tröſten,

Die nur durch Dich, durch Dich allein nur trauren?
Troſtloſe Mütter ſchauen auf Dich hin,
Die Greiſe ſchau'n auf Dich, es ſtrecken zitternd
Die Bräute und die zarte Unſchuld, ſieh,
Die Hände flehend nach Dir aus. Was ſäumſt Du?
Wir all' erwarten, ſiehſt Du, nur von Dir
Den Frieden.

Polynikes.

So iſt, was Du mir denn beutſt,
Das Pfand der Bruderfreundſchaft, Deiner Treue?

Eteokles.

Das heil'ge Pfand der Freundſchaft, ja —

Polynikes.

Wagſt Du's
Noch zu beſtät'gen?

Eteokles.

Du daran zu zweifeln?

Polynikes.

Nun, ſo empfang' ich denn von meinem Bruder
Ein ſchrecklich Pfand — ein ſchändliches, das iſt
Des fürchterlichſten Haſſes ſchrecklich Pfand,
Des ew'gen Haſſes unter uns, der nur
In unſrer Beider Blut erlöſchen wird. —
Jokaſt', Antigone, Thebaner, ſchaut
Des Eteokles Treue; dieſe Schaale
Iſt Gift.

Eteokles.

Ha! niederträchtiger Verdacht!
Du Lügner! —

Jokaſte.
Was vernehm' ich? Wagſt dem Bruder
Solch' gräßliches Vergehn Du beizumeſſen?
Polynikes.
Ich wag' es, ja. Ich ſchwör's bei Dir, o Mutter,
In dieſer Schaal' iſt Tod. Ich ſchwöre, Mutter,
Bei Dir umſonſt nicht. Schrecklich, gräßlich iſt,
Doch zuverläſſig das Verbrechen. — Ha!
Willſt Du mich Lügen ſtrafen? Nun ſo wag's,
Die Schaale Du zuerſt zu koſten; trinken
Will ich nach Dir, und mit Dir ſterben.
Eteokles.
Weil
Dem Tode des Verrathes Du verfallen,
Wagſt Du's vielleicht im Angeſicht von Thebe
Mich des Verraths zu zeihn? Und wie? Ich ließe
Dir einen ſchmählichen Verdacht zu nehmen,
Zum ſchmählichen Beweiſe mich herab? —
Geh; Du haſt nicht Verdacht; erbärmlich lügſt
Du ihn — Ruchloſer Brudermörder ich?
Und, möcht' ich den verdienten Tod Dir geben,
Biſt Du in meinen Händen nicht? Wozu
Die Hinterliſt, wo die Gewalt vorhanden?
Bin ich nicht König immer noch in Thebe?
Mein Unterthan, wer möchte Deines Herrn
Furchtbarem Grimme Dich entziehn?
Polynikes.
Leicht iſt's
Sich Deinem Grimme zu entziehn, doch iſt's
Nicht leicht ſich Deiner fürchterlichen Argliſt.
Dich kann Dein Unterthan, ich zittern machen

In Deiner Burg, Dich und mit Dir ſie alle
Noch Deine Feigen — doch Du wagſt es nicht,
In dem Gefühle Deiner ſelbſt, zum Krieg
Mich auszufodern —

Eteokles.

Nun, da Deine Wuth
Du wieder anziehſt, zieh' ich all' die meine
Auch wieder an; und Jedermann iſt Zeuge,
Daß Du dazu mich zwingſt. — Laß allen Vorwand,
Und ſchleudre die entweihte Schaale von Dir.
Mir, ew'gen Krieg und Haß zum Tode ſchwurſt Du,
Dir, ew'gen Krieg und Haß zum Tode ſchwör' ich.

Jokaſte.

O zög're noch ein wenig — gieb mir ſie,
Die Schaale; ſey nun Tod darin, ich will
Die Lippe nahn zuerſt ihr ohne Zittern.
Beglückte ich, erhören heut die Götter
Mein langes Sehnen nach dem Tod — ſo bin
Ich dem gottloſen Anblick doch auf immer
Blutgier'ger Söhn' entzogen. Ein Verräther
Iſt ſicher unter Euch; doch welcher iſt's?
Ihn weiß der Himmel nur. O mächt'ge Götter,
In dieſem ſchrecklichen Moment des Unglücks,
All' meine Wünſche wenden ſich zu euch.
In dieſer Schaale iſt die Wahrheit; ſie
Wird man erfahren; gieb; der Zweifel weiche —

Polynikes.

Nein, nein —

Antigone.

Was willſt Du, Mutter? — Bruder, halt
Die Schaale feſt. — Von Eteokles iſt

Dies ein Geſchenk; was machſt Du? Ach! Man ſuche
Nach Kreon erſt; um die Verbrechen weiß
Er alle — er dabei der erſte Helfer.

Jokaſte.

Weg; laß mich; ſchweig. Bleib' Kreon, wo er iſt;
Nichts will ich wiſſen; nach dem Tod nur ſeufz' ich;
Und — im zerſtörten Angeſicht des Einen
Von Euch, und in dem unglückdroh'nden Schweigen
Schon leſ' ich meinen Tod. — O freue Dich,
Schau', ich gewähre Dir.

Antigone.

Ach! ach, laß ab —

Polynikes.

Vergebens Mutter, hoffſt die Schaale Du
Von mir. —

Eteokles.

Jedoch von Dir will ich die Schaale.
Gieb mir ſie; ich verlange ſie. — — Zur Erde,
Schau', ſchleudr' ich ſie; und jeder Friede iſt
Zu gleicher Zeit gebrochen zwiſchen uns. —
Zu Lügen machen ſoll mein Schwert im Feld'
All' Deine ſchmählichen Beſchuldigungen.

Polynikes.

An Gift gewohnt, wirſt ſchlecht das Schwert Du führen.

Eteokles.

Zu ſehr nach Deinem Blute dürſtet mich.

Polynikes.

Wohl möchteſt Du das Deine erſt vergießen.

Eteokles.

Zugleich wir Beide mögen in die Wette
In unſ'rem abſcheuwerthen Blut uns baden.

Da wartet unſ'rer eine andre Schaale,
Ganz eine andre. Trinken werden wir
Des Andern Blut ein Jeder; bei ihm ſchwören,
Uns zu verabſcheu'n über'm Grabe ſelbſt.

Polynikes.

Zu ſtrafen ſchwör' ich, und Dich zu verachten.
Ha! Würdig warſt Du meines Haſſes nie,
Und biſt es nie. Der abſcheu'swerthe Thron,
Den Du geſchändet, ſtürze auch mit Dir!
Könnt' ich zugleich ſo jegliches Gedächtniß
Von unſ'rem ſcheußlichen, verfluchten Stamm
Vertilgen! —

Eteokles.

Nun biſt Du mein wahrer Bruder.

Jokaſte.

Jetzt ſeyd Ihr wahre Söhne von Oedipp
Und mir. Die Furien in Euch erkenn' ich,
Die ſchon bedeutungsvoll am Hochzeitbett
Mir ſtanden. Aber ſchon, ſchon ſeyd Ihr nah,
Zu ſühnen meine Schuld; ſey Brudermord
Der Blutſchand' Sühnung! — Nun, was zögert Ihr,
Ihr Helden, noch? Was haltet Ihr jetzt inne
Mit Eurem Grimm?

Eteokles.

Des Schickſals Ordnung müſſen
Wir, Mutter, folgen. Kinder des Verbrechens,
Rinnt auch in unſ'rem Blute das Verbrechen. —
So lang' Du Zeit noch haſt, entzieh' Dich mir.
Schnell, eh' mein Arm ſich —

Polynikes.

Und was iſt Dein Arm?

Eteokles.

Geh, fliehe, ſuch' in Deinem Lager Zuflucht.
Auch dorthin weiß ich Dir den Tod zu bringen.

Zweite Scene.

Kreon. Eteokles. Jokaſte. Polynikes.
Antigone.
Prieſter. Volk. Soldaten.

Kreon.

Wir ſind verrathen! Ganz gebrochen iſt
Der Waffenſtillſtand. Ringsum ſtürmt Adraſt
Die Mauern. Sie der Erde gleich zu machen,
Droht er, wenn Polynikes, plötzlich nicht
Geſetzt in Freiheit, aus den Thoren käme.

Eteokles.

Adraſt iſt der Verräther nicht. Wohl kenne
Ich den Verräther. Blut'ge Rache könnt' ich
An ihm jetzt, und Adraſt, und dieſem da
Mit einem Stoß mir nehmen. Wer vermöchte
Mich dran zu hindern? — Aber das verbeut
Mein Haß mir, der mit Einem Stoß ſich nicht
Begnüget. Polynikes, ſicher kannſt Du
Aus Thebe ziehn. Mein heißer Wunſch, mit Dir
Im Waffenkampfe mich zu meſſen, mag
Dir bürgen für mein Wort. Ich nährte ihn,
Seit ich gebohren ward, in meiner Bruſt.
Du, Kreon, mach' zum Tode Dich gefaßt.
Die Wahl iſt zwiſchen der Argiver Schwertern,
Und dem Theban'ſchen Beile Dir gelaſſen.
Komm.

Jokaſte.

O mein Sohn! —

Eteokles.

Du widerſetz'ſt umſonſt Dich.

Jokaſte.

Ach! Hör' mich —

Eteokles.

Wachen, aus der Burg nicht geht
Die Mutter! — Jetzo hindert mich nichts mehr.
Im Feld' erwart' ich Dich.

Dritte Scene.

Jokaſte. Polynikes. Antigone.

Polynikes.

Im Feld' erſchein' ich.
Und zittre Du.

Jokaſte.

Er iſt Dein Bruder. Höre —

Polynikes.

Er iſt mein Feind. Verräth mich — meine Ehre —

Jokaſte.

Die Ehre ja verbeut Verbrechen. Sohn!
Ach! höre auf! — was haſt Du vor? — O Himmel!

Polynikes.

Wie? Während dem Adraſt für mich zum Tod geht,
Darf ich hier unter Eurem Jammer ſtehn?
Du hoffſt umſonſt.

Jokaſte.

Das Schwert — Du — Deine Hand —
Auf Deinen Bruder? —

Polynikes.

Zeigen muß ich mich
Im Felde. Einen ehrenvollen Tod
Will ich da finden. Ihn, den meinen Bruder
Du nennſt, nicht ſuch' ich da, noch hoff' ich ihn
Zu finden. Das verſprech' ich Euch. Lebt wohl!

Jokaſte.

Ich fühl's, ich ſterbe.

Antigone.

Ach für Dich Erbarmung,
Und uns! —

Polynikes.

Ich muß für die Erbarmung taub ſeyn.
Ich eile —

Jokaſte.

Ach! wohin? — Halt! —

Polynikes.

In den Tod.

Jokaſte.

Er reißt ſich von mir los! —

Vierte Scene.

Jokaſte. Antigone.

Jokaſte.

O Unglückſel'ge!
Nie ſehe ich ſie wieder! — Du allein,
Du, fromme Tochter, bleibſt mir — Komm, ach! ſchließe
Der unglückſel'gen Mutter ſterbend Auge.

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

Jokaſte.

Antigone kehrt immer noch nicht wieder! —
O harter Zwang, der hier zurück mich hält!
Das wilde Lärmen der gottloſen Schlacht
Muß fern allein ich herzepochend hören?
Muß harren hier, bis die fluchwürd'ge Rache
Vollbracht? — Ha, ich Elende! Und noch leb' ich?
Noch hoff' ich? Nun, was hoff' ich denn? Nichts hoff' ich.
O mein abſcheulich Daſeyn! Das Geſchick
Will erſt den Brudermord mich ſehn, und dann
Mich ſterben laſſen. Andrer Frevel iſt
Nicht fürder mehr in Thebe zu begehn.
Und ſollte den Jokaſte nicht auch ſchaun?
O Ihr, die Thebe's Schickſal lenken; Ihr
Der Hölle Götter, warum ſäumt Ihr noch,
Die ungeheuren Schlünde aufzuſperren,
Uns zu verſchlingen? Bin ich die denn nicht,
Die ihrem Sohne Söhn' und Brüder gab?
Und die Verruchten, die im Kampfe jetzt
Ein Jeder von des Andern Blute ſaufen,
Sind ſie der ſchrecklichen Blutſchande Frucht nicht?

Ha! Euer ſind wir Alle, All'. — O Marter,
O nie erhörte Quaal! All' die Gefühle
Der Mutter regen ſich in mir, und doch
Iſt's mir ein Abſcheu, Mutter ſeyn. — Was iſt's? —
Der hohle Waffenlärm ſchweigt plötzlich ſtill —
Den Schreckenstönen folgt ein graushaft Schweigen —
O Unglücksſtille! Du weiſſageſt mir
Ein härter Unglück! O, wer weiß? — Sie haben
Den Kampf vielleicht verſchoben. — Weh! Vielleicht
Schon endeten ſie ihn. — Ich Unglückſel'ge!
Was darf ich glauben, hoffen, muß ich fürchten?
Für welchen flehn? Und welchen Sieger wünſchen? —
O Keinen; Beide ſind ja meine Söhne.
Du, der geſiegt hat, welcher Du auch ſeyſt,
O komm mir nicht vor's Auge; zittre, fliehe,
Verruchter; dem Beſiegten bleibt allein
All' meine Liebe; mit einander wollen
Hinab ins Todtenreich wir ſteigen, Rache
Vom Gott der Hölle flehend. Nimmer je
Werd' ich den Anblick eines Sohns ertragen,
Der des gottloſen Sieges Frevelspanner
Auf ſeinem todten Bruder aufgerichtet.

Zweite Scene.

Antigone. Jokaſte.

Jokaſte.

Antigone — ach, ſchweige. — Im Geſicht,
Iſt Dir die Todesbläſſe ja gemahlt. —
Weh! — Alles weiß ich — die furchtbare Stille —

Antigone.

Mit ihr begann der fürchterliche Kampf.

Jokaſte.

Und — todt — die Söhne?

Antigone.

Einer —

Jokaſte.

Welcher lebt?

Ha, Du Verräther! Selber will ich Dich —

Antigone.

Den wilden Zweikampf ſah ich von den Thürmen.
Zur Erde ſank mit Blut bedecket —

Jokaſte.

Welcher? —

Weh! — Sprich nur.

Antigone.

Eteokles fiel.

Jokaſte.

So mied er
Den blut'gen Kampf, ſo ſtarb der Polynikes?
Ha! Niederträchtiger! So war's Dein Plan,
Die Mutter zu betrügen, und die Wuth,
Die ſcheußliche, zu ſättigen! Doch zittre;
Ich lebe noch. Das frevle Herz, ſo ich
Dir gab, ich kann es ſelbſt heraus Dir reißen. —

Antigone.

Noch weißt Du alles nicht. Du mußt allein
Nicht Polynikes nur beſchuldigen. —

Jokaſte.

Den Lebenden beſchuldig' ich. Er iſt
Allein der Schuldige. —

Antigone.

Wer weiß, ob er
Nicht lebt? — O Mutter, wenn Du ſtark genug
Mich anzuhören biſt, ſo wirſt Du ſehn,
Daß er unglücklicher, als ſchuldig iſt. —
Kaum kömmt er an im Feld, ſo drängt ſich auch
Ein wildes Fähnlein von Argiver Helden,
Die ein furchtbar und ſiegverkündigend
Geſchrei erheben, um ihn. Gegenüber
Stand Eteokles, vor der Schlacht bereits
Herabgeſtiegen, in die Ebene,
Sich um den zweifelhaften Sieg bemühend.
Adraſt kämpft ihm entgegen, und zur Seite
Ihm Tideus, voll das Herz von hoher Rache.
Schon ſtürzt ins wild'ſte Handgemenge ſich
Mit raſchem Fuße Polynikes ein.
Der Schrecken flieget vor ihm her, es folgt
Der Tod auf ſeinen Tritten nach. Voran,
Rechts, links, in tauſend furchtbar'n Weiſen breitet
Er tauſendfachen Tod aus, und erhält
Den, ſo er ſuchet, nicht. Vor ſeinem Schwert
Schon wanket Thebe's Heer, und weicht und flieht,
Und hoffet durch die Flucht ein ſchmählich Leben
Sich zu erhandeln. Sieh, da bricht auf einmal
Aus dieſen flücht'gen Haufen Eteokles
In Wuth hervor. Erſchrecklich ſchreit er auf:
»Auf, Polynikes!« und ſo ſtürzt er weg,
Ihm zu begegnen — und er findet ihn —

Jokaſte.

O Unglückſelige! Elende ich!
Der Andre fliehet nicht?

Antigone.

Ach! Wie konnt' er auch
Solch' wildem Übermuthe ſich entziehn?
In Schmähungen bricht Eteokles aus,
Beſchuldigt ihn der Feigheit, fodert ihn
Heraus, und will mit aller Kraft, daß er
Sich zum Zweikampfe ſtelle; ruft: Thebaner!
Mit fürchterlicher Stimme, und Argiver!
Laßt Eure ſchnöde Wuth! Ihr ſeyd ins Schlachtfeld
Gekommen, zu verſchwenden Euer Blut
Für unſern Vortheil. Selber wollen wir
Vor Eurem Angeſicht in dieſem Feld
Des Todes zu der ungerechten Schlacht
Uns ſtellen. Du, den ich nun Bruder nicht
Mehr nennen darf, ſchon' der Thebaner Blut;
Kehr' gegen mich, allein mich, all' den Haß,
Den Grimm, das Schwert! — Dies ſagen, und auf ihn
Sich ſtürzen, iſt ein einz'ger Augenblick.

Jokaſte.

Ruchloſe! — Aber wie iſt Raum genug
Für ſolchen Zweikampf zwiſchen ſo viel Schaaren?

Antigone.

All', all' ergreift ein ſtarr Entſetzen ſie
Bei dieſem Anblick. Noch gemiſcht, wie vor,
Stehn beide Feinde unbeweglich da,
Und ſchauen zu, betäubt. Von Blut und Wuth
Betrunken, dringet Eteokles, voll
Vom einz'gen Wunſch, den unglückſel'gen Bruder
Zu morden, auf ihn ein mit Schwert und Arm
Und ganzem Leibe. Lang ſteht Polynikes,
Sich einzig nur der Hieb' erwehrend da.

So edelmüthig fürchtet er noch mehr
Für ſeinen ſchlimmen Bruder, als für ſich,
Und weigert ſich, nach ihm zu hau'n. Jedoch
Da immer mehr auf ihn der Andre einſtürmt,
Ihn immer mehr und mehr bedrängt, da ruft er:
Du willſt's, der Himmel iſt, und Thebe Zeuge.
Dies ſprechend richtet ſich ſein Aug' zum Himmel,
Es fällt ſein Hieb, in Eteokles Seite
Dringt, von den Furien gelenkt, ſein Stahl.
Er fällt. Sein Blut ſpritzt auf den Bruder hin,
Der, dieſes ſchauend, auf die eigne Bruſt
Die rauchend blut'ge Waffe zückt. — Nichts weiter
Hab' ich geſehn, denn bei der blut'gen That
Fühlt' all' beinah' ich meine Geiſter fliehn.
Mir ward es finſter vor dem Aug', und fliehend
Und wankend kam ich zu Dir. Wehe, Mutter!
Wie wird die thränenvolle That ſich enden?

Jokaſte.

Ganz unſ'rer würdig. — Laß Du nur die Götter,
Die grimmigen, die mitleidsloſen ſorgen. —
Was naht ſich uns? — Was ſeh' ich? — Himmel! Ach!
Da bringen ſie den Eteokles ſterbend.

Antigone.

Die ſchwache Seite ſtützen ſeine Krieger! —

Jokaſte.

O! Wie er langſam ſich mit Todesſchritten
Herannaht!

Antigone.

Ach, was ſeh' ich? Polynikes,
Der nachfolgt!

Dritte Scene.

Eteokles. Polynikes. Jokaſte. Antigone.
Soldaten des Eteokles.

Antigone.
Ach, ſo biſt Du wenigſtens
Gerettet. —

Polynikes.
Weg von mir, fort; ſiehſt Du's nicht?
Mit Bruderblute bin ich ganz bedeckt.

Jokaſte.
Ha, Brudermörder, Böſewicht, Verruchter! —
Vor einer Mutter wagſt Du es zu treten,
Der Du den Sohn durchbohrt?

Polynikes.
Lebendig wollt' ich
Nicht wieder Dir vor's Auge kommen; nein,
Das Schwert, ſo ihm das Leben raubte, hatt' ich
Mit größ'rem Grimme ſchon auf mich gezückt —

Jokaſte.
Und doch noch lebſt Du? Ha, Du feige Seele!

Antigone.
O Himmel! Welch' ein Leben!

Polynikes.
Mit Gewalt
Hielt gegen meinen Willen Hämon mir
Den Arm, und riß das Schwert mir aus der Hand.
Vielleicht will mich das grauſame Geſchick
Durch eine andre Hand durchbohrt. O Mutter,
Wenn es die Deine iſt, ſo ſtoß' nur zu.
Schau' meine nakte Bruſt. Voran! Was ſäumſt Du?

Ich bin Dein Sohn nicht mehr, ich nicht, der Dir
Den Sohn geraubt. —
Jokaſte.
Ach höre, höre auf,
Die letzten Augenblicke uns zu trüben.
O Eteokles! — hörſt Du mich nicht mehr? —
Ach, kennſt Du die nicht mehr, ſo an die Bruſt
Dich drücket? Deine Mutter iſt es ja,
Und ihre heißen Thränen ſind's, die Du
Mit Blut vermiſcht auf Deinem Antlitz fühlſt,
Und der zerfleiſchten Bruſt. Ach, öffn' einmal,
Nur einmal Deine Augen noch. —
Eteokles.
O, Mutter! —
Sag mir — bin ich in Thebe? —
Jokaſte.
In Deiner Burg —
Eteokles.
Sag, ſterbe ich als König? — *Der* Verräther? —
Was ſeh' ich? Böſewicht, Du lebſt? Und ich
Muß ſterben?
Polynikes.
Werden ſoll Dir all' mein Blut.
Für Deines grauſen Schattens Ruhe ſchon
Hab' ich's geweiht. Laß Deinen Groll nun ſchweigen.
Du weißt's, Du ſuchteſt ſelber Deinen Tod,
Gabſt meinem Schwerte ſelbſt in Deiner Wuth
Die Bruſt hin — o ich Sohn, ich Sohn des Jammers!
Das Leben raubte Dir der Unglückshieb,
Und mir noch mehr, die Ehre. Eh' den Frevel,
Der nicht zu ſühnen iſt, ich ſtrafe, ach!

Verzeihe mir zuvor. Nun, da ich ihn
Verdiene, ſind' ich keine Strafe mehr,
Die dem gerechten Bruderhaſſe gleichet.
Ich haſſe Dich nicht mehr, ich ſchwör' es Dir:
Der grauſenvolle Anblick Deines Bluts
Hat allen Groll aus meiner Bruſt verwiſcht. —
Ich Unglückſeliger! Ich ſeh' es wohl,
Daß meine Bitte Dich beleidigt.

Eteokles.

O! —
Was ſagſt Du? Du, ein Sohn Oedipps, und mir
Verzeihung foderſt Du? Hoffſt Du Verzeihung
Von einem Sohn Oedipps?

Jokaſte.

O Sohn, wie kannſt Du
Im kranken Herzen ſolchen Groll noch nähren?

Eteokles.

Der Rache grauſame Göttinnen herrſchen
In unſern Herzen. Meines fühl' ich noch
Nicht frei von ihnen. Fühl' mit meinem Blut
Den Haß nicht weg aus meinen Adern fließen. —
O wilder Grimm! O ſchnöder Schmerz! — Du lebſt?
Du haſt mich überwunden? — Meinen Thron
Wirſt Du beſitzen? — Tod, ſo komm, daß ich
Nicht mehr ihn ſehe; eile —

Polynikes.

Nimmer werde
Ich Deinen Thron beſitzen, wieder ſchwör' ich's.
Ach, ſteig' verſöhnt hinab zum Styx. Du ſollſt
Zu der gekrönten Ahnen Schatten ja
Mit königlicher Krone Dich geſellen.

Sollſt Deinen Bruder, als Dein Unterthan
Dich ehrend, unter niedrem Schatten ſehn.
Beſänftige die glüh'nden Geiſter nur.
Zu Deinen Füßen ſiehſt Du mich; mein Herr
Biſt Du ja immer. Um Verzeihung nur,
Eh' ich zum Tode geh', beſchwör' ich Dich. —

Jokaſte.

Gewähr' ihm denn; und Du, mein Eteokles,
Ach, zeig' Dich über Dein Geſchick' erhaben.
Durch Dein Verzeihen mehre ſeine Schuld.
Laß der Gewiſſensfolter Deine Rache. —

Antigone.

Noch widerſtehſt Du? O Du hartes Herz!
So können Dich die Bitten, Schmerzen dann,
Die Klagen der Verzweiflung all' der Theuren,
Die Du beſitz'ſt, nicht rühren?

Jokaſte.

O mein Sohn,
Verſag' die letzt' Umarmung nicht dem Bruder.
Die Zeit iſt kurz; mach' Deine Ehre doch
Von dieſem Flecken rein. —

Eteokles.

O Mutter, willſt Du's?
Gut; ich ergeb' mich drein. — So komm' denn, Bruder,
An Deines Tode nahen Bruders Bruſt,
Den Du getödtet. — Komm — empfange — Bruder,
Mit dieſem letzten Kuſſe — denn von mir —
Den wohl verdienten — (Er ſtellt ſich, als ob er ihn umarmen wollte, und durchbohrt ihn mit einem Dolche.) Tod —

Jokaſte.

Verrath!

Antigone.

O Anblick!
Ach, Polynikes! —

Polynikes.

Biſt Du nun zufrieden? —

Eteokles.

Ich bin gerochen — ſterbe, und verabſcheu'
Dich noch. —

Polynikes.

Ich ſterbe — und verzeihe Dir.

Jokaſte.

Nun iſt die That geſchehn. Verruchte Brüder,
Der Blutſchand' Kinder, morden ſie einander.
Nun, Mutter, kannſt Du ja nichts mehr verlieren.
Ha, Götter, noch gottloſer Ihr, als er,
So ſchleudert eure Blitze all' auf mich,
Sonſt ſeyd Ihr keine Götter! — Ha, was ſeh' ich? —
Ein ungeheurer, fürchterlicher Schlund
Thut ſich zu meinen Füßen auf? —

Antigone.

O Mutter! —

Jokaſte.

Des Todes ſchwarze, tiefe Reiche berſten
Vor meinem Auge — Lajus grauer Schatten,
Mir reichſt Du Deinen Arm entgegen? Mir,
Dem frevelüberladnen Weib? Was ſeh' ich?
Du zeigſt mir die zerfleiſchte Bruſt, und Hände
Und Angeſicht mit ſchwarzem Blut beſchmiert,
Schreiſt Rache Du, und heulſt? — O wer hat Dir
Die fürchterliche Wunde denn gemacht?
Wer war denn der Verruchte? **Der** Oedippus,

Der

Der Sohn von Dir, den ich von Deinem Blut
Noch rauchend, in Dein Bette aufgenommen —
Wer ruft mich anders hin? — Ich hör' es lärmen,
Daß Pluto ſelber ſich entſetzt. Es klirren
Die Schwerter. O Ihr Söhne meines Sohns,
O meine Söhne, blut'ge Schatten, Brüder,
Währt Euer Groll denn auch im Tod' noch fort?
O Lajus, ach! Reiß' ſie doch von einander. —
Die haben die ſcheuſel'gen Furien aber
Zur Seite! — Rachedürſtende Alekto,
Ich bin ja ihre Mutter; mußt auf mich
Die blut'ge Schlangengeißel kehren. Hier,
Die blutſchand'ſchwangern Lenden gaben ja
Solch' Ungeheuern einſt das Leben. Nun,
Was ſäumſt Du, Furie? — Ich komm' —

Antigone.

O Mutter! —

(Jokaſte fällt ihr leblos in die Arme.)

Virginia.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Appius Claudius.

Virginius.

Numitoria.

Virginia.

Icilius.

Markus.

Volk.

Liktoren.

Anhang des Icilius.

Sklaven des Markus.

Der Schauplatz iſt das Forum in Rom.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Numitoria. Virginia.

Numitoria.

Was weilſt Du noch? Auf! kehren wir zurück
Zu unſerm Heerd.

Virginia.

O Mutter, nie durchwandl' ich
Dies Forum, daß den Schritt mir nicht ein hoher
Gedanke aufhält. Dies iſt ja der Platz,
Wo mein Icil mit Freiheitsreden donnernd
Vernommen ward; vor unumſchränkter Obmacht
Verſtummt er nun. O wie gerecht ſein Schmerz,
Sein Zürnen iſt!

Numitoria.

Heut miſcht ſich ihm vielleicht
Ein ſüßer Troſt zu ſo viel Bitterkeiten,
Wenn er Dich liebt.

Virginia.

Mich liebet?... Heut?... Was hör' ich!

Numitoria.

Ja, Tochter; endlich hört Dein heißes Flehn

Gewährend der Erzeuger, der vom Lager
Entbeut, und ſelbſt die Hochzeit Dir beſchleunigt.

Virginia.

So iſt es wahr, daß meinem langen Sehnen
Das Ende naht? O wie erfreuſt Du mich!

Numitoria.

Nicht weniger denn Dir, war ſtets Jcil
Dem Vater theuer: Römer ſind ſie Beid',
Und mehr an That als Namen. Deinen Wunſch,
Nie konnteſt Du, nie höher ihn erheben,
Als in Jcilens Herz. Auch knüpft' an ihn
Der Vater Dich nicht eh', als Deiner Schönheit
Jn Dir die Tugend glich'; Jcilens werth
Wünſcht' er Dich erſt, und dann Jcilens Braut.

Virginia.

Dafür erkennt er alſo heute mich?
O unerwartet-gränzenloſe Wonne!
Nur zu erhalten einen ſolchen Gatten,
Schien mir das höchſte aller Güter ſchon;
Doch ihn verdienen, wie viel höher Dies!

Numitoria.

Du biſt ſein werth; und Deiner er allein;
Er, der's noch wagt, als Römer ſich zu zeigen,
Weil, feig-erſchrocken, Rom in frevler Stille
Sich hält, und frei in ſeiner Knechtſchaft wähnt.
Jhm glichen jene niedrigen Erlauchten,
Die jederzeit der großen Ahnen Thaten
Uns kund zu thun, und — zu verläugnen ſtreben?
Jcilens Herz nahm Tugend ſich zum Sitz.
Verſtand, und Kraft, und unverletzte Treue....

Virginia.

Nicht vornehm iſt er; dies genügt; und nicht
Erkauft von Roms Tyrannen: dadurch nahm
Mein unverdorbnes Herz er ein. Vereint
Auf ſeiner Stirn, ſo frei als kühn gebaut,
Seh' ich des röm'ſchen Volkes Majeſtät.
Die Wahrheit ſeiner Red', in dieſen Zeiten
Voll Schändlichkeit, wo ſelbſt der Schmeichler bebt,
Sein edler Zorn, ſein unerſchüttert Herz,
Dies ſind die Trefflichkeiten, welche mich
Mir ſelbſt entwandt. Ich rühme dem Icil
Mich gleich zu ſtehen, die Plebejerin;
Beklagen würd' ich hoher Abkunft Stand,
Nur allzuniedrig gegen ihn.

Numitoria.

Ich goß
Den Haß des Namens der Patrizier
Schon mit der Milch Dir ein: O halt' ihn werth;
Denn ſie verdienen's, ſie, nachdem der Wind
Sich günſtig oder widrig dreht, bald ſtolz,
Demüthig bald, und immerdar verrucht.

Virginia.

Ich, meine Abkunft zu verläugnen? Ha,
Du kennſt, o Mutter, noch die Urſach nicht,
Die den erhabnen Haß in mir verdoppelt.
Beſondern Schimpf, den ich bisher verſchwieg,
Erzähl' ich Dir.

Numitoria.

Gehn wir indeß.

Virginia.

Vernimm.

Was dieſe Schönheit mir bereitet, die
Nur lieb mir iſt, wenn mein Teil ſie ſchätzt.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Markus mit Sklaven.

Markus.

Dies iſt es; ja, dies iſt das Mädchen. Greift,
Ihr Sklaven ſie, und ſchleppt ſie in mein Haus:
Gleich Euch, iſt ſie als meine Magd gebohren.

Numitoria.

Was hör' ich an?... und Du, wer biſt Du, der
Ein römiſch Mädchen Magd zu ſchelten wagt?

Markus.

Kund iſt Dein Trug, und eitel; fruchtlos ſuchſt
Du ſie verdienten Banden zu entziehn.
Nie ward ſie frei, nie als Dein Kind gebohren.
Roms Bürger bin auch ich, weiß ſein Geſetz,
Und fürcht' und halt' es, borge jetzt von ihm,
Was mir gehört zurückzunehmen, Muth.

Virginia.

Ich Sklavin? Deine Sklavin?

Numitoria.

Nicht mein Kind?
Und Du, elender Lügner, ſollteſt Du
Roms Bürger ſeyn? An That und ſchnöder Rede
Halt' ich für einen — und dazu den ärgſten —
Trabanten der Tyrannen Dich. Doch ſey
Wer Du auch willſt, ſo lern', daß wir vom Volk,
Doch unverdorbnes Stammes ſind; daß hier
Den frevelnden Patriziern allein,

Und ihrem Anhang Trug und Schandthat ziemt:
Vernimm noch weiter, daß Virginius
Ihr Vater iſt; das ich Virginius
Vermählte bin; und daß im Feld für Rom
Er jetzo unter Waffen ſchwitzt; und daß,
Um Deine Frechheit, Niederträchtiger,
Zurückzuſchrecken, er genug. .

Markus.

Und daß,
Durch Dich getäuſcht, er die mit böſem Trug
Erkaufte Tochter Dir entſprungen wähnt;
Und nie gewußt, noch weiß, mit welcher Liſt
Den falſchen Sprößling Du ihm unterſchobſt.
Beweiſe deſſen wirſt Du, wo's gebührt,
Mich führen hören. Meine Sklavin folge
Indeß mir nach. Ein Lügner bin ich nicht,
Und nicht erbeb' ich vor Virginius:
Im heil'gen Schatten ſteh' ich, wohlbeſchützt,
Der unverletzlichen Geſetze

Virginia.

Mutter,
So ſoll ich Dich verlieren? und mit Dir
Zugleich auch Vater, Bräutigam und Freiheit?...

Numitoria.

Den Himmel ruf' ich, und ganz Rom zum Zeugen,
Sie iſt mein Kind.

Markus.

Du ſchwörſt umſonſt; umſonſt
Beſchimpfſt Du mich. Sie folge meinen Knechten
Sogleich; wo nicht, wird ſie gezwungen gehn.
Dem unbeſtochnen, höchſten Richterſtuhl,

Begehrſt Du's dann, bin ich von meinem Thun
Bereit vollkommne Rechenſchaft zu geben.

Numitoria.

Wehrloſen Frau'n glaubſt Du Dich überlegen;
Daher Dein Muth; doch leicht ſoll Dir's nicht ſeyn,
Gewalt zu brauchen. Übel wählteſt Du
Den Schauplatz hier zu Deiner Schandthat aus:
Roms Markt iſt dies; Du glaubſt es nicht? Laß ab;
Zuſammenſtrömen wird auf unſern Ruf
Das ganze Volk, und Tauſende zum Schutz
Der unbeſcholt'nen Jungfrau ſich erbieten.

Virginia.

Und ſtände mir auch kein Beſchützer auf;
Erwürgen eh', als Ihr von hier mich weg
Als Sklavin führtet, müßt Ihr mich, Ihr Henker.
Des hohen Vaters — ja, ich bin's gewiß,
Ich bin ſein Kind. Ich fühl' in meiner Bruſt
Ein freigeſinnt, ein römiſch Herz mir ſchlagen.
Ganz anders, anders ſchlüg' es mir, wofern
Ich einen Niederträchtigen, gleich Dir,
Noch niedriger, als Magd geboren wäre.

Markus.

Die angeſtammte Kette wird auch bald
Dich wieder knechtiſch denken lehren. Schnell
Wirſt Du Geſchick und Sprache tauſchen. Doch
In eitelm Zank entflieht indeß die Zeit.
Wohlauf!...

Numitoria.

Mit ihr müßt Ihr gefangen mich
Zugleich entführen.

Virginia.
Keine Macht vermag,
O Mutter, mich von Deiner Bruſt zu reißen.
Markus.
Vergebens. — Trennt ſie; — die entlauf'ne Magd
Hinweggeriſſen von der falſchen Mutter.
Virginia.
O wackre Römer, habt Ihr Mitleid, mir…
Numitoria.
O Mavors edle Söhne, gleich wie Ihr
Als Römerin, und frei wie Ihr entſprang
Dies Kind, das ich mit Mutterarm umſchließe:
Soll mir die Macht der Frevler da es rauben?
Vor Euren Augen? Mitten hier in Rom?
Im Angeſicht der gottgeweihten Tempel?

Dritter Auftritt.

Icilius. Volk und Vorige.

Icilius.
Welch' Lärmen? Welch' Geſchrei? — Was ſeh' ich?
Himmel!
Virginia! und Ihr…
Virginia.
Ach, komm…
Numitoria.
Dich ſchickt
Der Himmel her; lauf, eile, fleug. Gefahr
Droht furchtbar Deiner Braut.
Virginia.
Dir haben ſie,

Der Mutter mich, mir ſelbſt geraubt. Als Sklavin
Zeiht Jener mich.

Icilius.

Als Sklavin! Niedriger!
Sind dieſes Deine Heldenthaten? Weißt
Im Markt Du beſſer als im Feld zu kämpfen?
O aller Sklaven ärgſter Sklave, Du!
Wagſt dieſe Jungfrau Magd zu ſchelten?

Markus.

Wohl
Gebührt's, Icil, daß Du, des Zanks gewohnt,
Und unter Zwiſt und Unruh aufgeſäugt,
Um Aufruhr zu erneu'n, woran Du ſtets
Dich weideteſt, den einz'gen Vorwand hier
Ergreifſt. Allein, ſo lange Dir zum Trotz
Hochheilige Geſetz' in Rom noch walten,
Darf ich Dich fürchten? Dies iſt meine Sklavin;
Die iſt's; ich ſag's; und wem's zu zeugen frommt,
Dem werd' ich's zeigen. Weder, mein' ich, Du,
Noch auch ſo viel von Deines Gleichen rings
Zornknirſchend dräun, ſind meine Richter hier.

Icilius.

Icil und dieſes Häuflein, das ihm gleicht,
Stehn hier der Unſchuld furchtbare Beſchützer. —
Horch, Römervolk, auf meine Worte. Ich,
Der nie bisher meineidig war, der nie
Verläugnet ſeine Ehre, noch verkauft,
Unedles Bluts, doch edles Sinns ſich rühmt;
Ich rede jetzt; o höret mich! — zu Euch. —
Hier dieſe Jungfrau, unbefleckt und frei,
Iſt Tochter des Virginius. Ich ſehe

Euch ſchon entglühn, bei einem ſolchen Namen,
Von edelmüth'gem Grimm. Virginius
Ficht jetzt für Euch im Felde: aber ſchaut,
Welch' frevelhafte Zeiten! Unterdeß
Droht Schimpf und Schande ſeinem Kind' in Rom.
Und wer beſchimpft ſie?... Auf, o Markus! tritt
Hervor!... und wie? Du bebſt? — da ſeht, Ihr kennt
Ihn wohl; des Appius letzten Knecht, und doch
Den erſten Helfershelfer des Tyrannen;
Des Appius, des Todfeind's jeder Tugend;
Des harten, ſtolzen, grauſamen Bedrückers,
Der Euch die Freiheit nahm, und nur das Leben
Zu größerm Hohne ließ. — Verlobte Braut
Iſt mir Virginia, und ich liebe ſie;
Und wer ich ſey, deß, ſcheint mir, darf ich Euch
Nicht mahnen; einſt ja war ich Euch Tribun,
Einſt Euch Vertheidiger;... allein umſonſt;
Ihr trautet mehr auf Andrer Schmeichelei'n,
Als meine freie Red': als Strafe trifft
Gemeinſam uns Die Dienſtbarkeit... Und nun,
Was ſag' ich mehr? Icilens Arm und Herz
Und Muth iſt Euch, ſo wie ſein Name, kund. —
Euch heiſch' ich, Euch, die Freiheit meiner Braut.
Doch Jener heiſcht ſie nicht; er ſchilt ſie Magd,
Ergreift, und ſchleppt ſie mit Gewalt hinweg. —
Ob nun Icil, ob Markus Lügen ſpricht,
Das mag Dein Spruch, o Römervolk, entſcheiden.

Markus.

Die, die Ihr ſelbſt, ein herrſchend Volk, Euch gabt,
Die weiſen, furchtbar'n, heiligen Geſetze,
Wie, wagtet Ihr's, zuerſt ſie zu entweihn?

Nein, Roma's Götter werden es nicht dulden.
Werd' ich der falſchen Fod'rung überführt,
Mög' Eures Grimms zermalmendes Gewicht
Voll niederkrachen auf mein ſchuldig Haupt:
Allein ſo lang' noch tolle Pralerei,
Und frevles Schmähn, und gräßliche Beſchimpfung
Der oberſten geſetzlichen Gewalt
Allein die Gründe ſind, die mich bekämpfen;
Wer unter Euch erfrechte ſich, dem Herrn
Die ehemahl'ge Sklavin zu entziehn?

Icilius.

Zuförderſt Ich; und zu Genoſſen werd' ich
Dazu, ſo viel hier Römer ſtehn, erhalten.
Gewiß, es birgt Dein ungerecht Begehren
Ein ſchändliches Geheimniß: was Dich treibt,
Wer weiß, wer kann's, wer will's erſpähn? — ich nicht;
Wenn nur nicht das Abſcheuliche erfolgt.
Rom, ſeit den Zehnen es zur Beute ward,
Litt unter des Geſetzes Hülle viel
Gewaltthat, Schmach und Blutvergießen ſchon.
Zum Schimpf gewohnt bin ich bisher noch nicht:
Wer es erträgt, verdient's. Icilens Braut
Kann keine Sklavin ſeyn; ... und wär' als Sklavin
Sie auch erzeugt. — Wo ſah man ein Geſetz
Je ungerechter? — Sklaven, in dem Schoos
Der Freiheit ſelbſt? und weſſen Sklaven, als
Der Hoffahrt deß, der höhnend uns bedrückt? —
Nicht für das Volk ſind Knechte; nicht für uns,
Die Hand und Herz beſitzen. — Aber mag
Der Sklaven Rom zu Tauſenden ſich halten;
Nur ſey es nicht Virginia. — Ihr Römer,

Glaubt mir indeß: dies iſt, ich ſchwör' es Euch,
Die Tochter des Virginius: das Antlitz,
Den Anſtand voll Beſcheidenheit, des Geiſt's
Erhabnen Muth, die männliche Geſinnung,
Hat ſie von ihm. Ich liebe ſie; ſie ſoll
Die Meine ſeyn; werd' ich ſie ſo verlieren?

Volk.

Beklagenswerther Bräutigam! wer weiß,
Was Jenen antreibt?

Icilius.

Ha, ich ſehe wohl,
Ihr fühlt mit mir Bedauern; ich verdien' es.
Seht, an dem Tag, da ich ſchon auf dem Gipfel
Jedweder Luſt mich glaubte, — ſeht, mit Eins
Bin ich zum Abgrund jedes Grams verſunken.
Der Feinde hab' ich viel in Rom; es ſind
All' Eure Feinde; ſehr gewaltig zwar,
Doch ſchlauer noch. Wer weiß? Sie wollen nun
Die Braut, wie erſt die Freiheit mir entreißen.
Seht ihre Keckheit! Mährchen heckt man aus;
Und dieſer kömmt ſie vorzutragen... Ach,
Wie ſteht es, Rom, um Dich?... Verruchte Edle,
Ihr ſeyd die Knechte hier; Ihr ſollt mit Ketten
Belaſtet gehn; die Ihr im Herzen Furcht
Und Tücke hegt, und Geiz und Ruhmbegier;
Die ſtets Euch Groll und böſe Mißgunſt nagt,
Und Neid ob unſern Pöbeltugenden,
Die Ihr nicht übt, ja nimmer nur erkennt.
Sie bieten boshaft ihre Hände ſelbſt
Den Banden dar, wenn doppelt nur das Volk
Gefeſſelt wird: der Knechtſchaft arges Joch,

Das Übel Aller ziehn ſie vor, eh' ſie,
Mit uns getheilt, die ſüße Freiheit ſchmeckten:
Ruchloſe, denen unſre Freude Leid,
Und unſer Jammer Wonne iſt; — allein
Die Zeiten, hoff' ich, werden ſich verändern;
Und nah' vielleicht iſt ſchon der Tag...

Volk.

Ach wär's
Nur ſo! Doch...

Markus.

Halt; nichts mehr! Willſt Du vielleicht
Zum Volkstribun Dich wieder machen? Dich,
Wohl weiß ich's, kann nur Blut und Aufruhr freun;
Allein der Himmel wende, daß ich heut
Dir Mittel ſey zu ſo verruchtem Zweck.
Nur aufgehetzt die Menge da; und ſchlau
Dein Gift verbreitet; der Gewaltthat will ich,
Mit keiner ſonſt, als des Geſetzes Macht,
Entgegenſtehn. Vor Appius Gericht
Erſcheine nun Virginia; Mit ihr
Die falſche Mutter: dort erwart' ich ſie;
Dort wird kein toll Geheul, kein ſtürmiſch Rufen,
Nein, ruhige Vernunft den Ausſpruch thun.

Vierter Auftritt.

Icilius. Virginia. Numitoria. Volk.

Icilius.

Sie ſelbſt zu führen vor's Gericht, gelob' ich. —
Euch Römer hoff' ich (zu den Wenigen,
Den Freien, Tapfern red' ich) bei dem großen

Gericht als Zeugen; und ich lad' Euch ein:
Sey dieſes unſer letzter Zwiſt. Erfahren
Soll jeder Gatt' und Vater, ob in Rom
Er Kinder hab' und Weib.

Fünfter Auftritt.

Icilius. Numitoria. Virginia.

Numitoria.

O ſchnöde Sitten!
O Bosheit unſrer Zeit!... Elende Mütter!...

Virginia.

O Bräutigam, in Deinen Augen hatt' ich
Noch keinen Werth, als den Erzeuger nur;
Ohn' ihn, wie dürft' ich Deine Braut mich nennen?

Icilius.

Virginius Entſproßne, ſollſt Du ſtets,
Icilens Braut, und was noch mehr, ich ſchwör' es,
Stets Römerin verbleiben. Meinem Loos
Erkor ich Dich zur treuen Mitgenoſſin;
Mir ſchätz' ich Dich an Tugend gleich. Die Liebe
Flößt meinem Mund kein weichlich Wort mehr ein;
Doch Arm und Herz wird, wo es Noth thut, Dir
Ganz andre Proben meiner Liebe geben. —
Den Grund indeß, der jenen Feigen Dich
Zu höhnen antrieb, wißt Ihr ihn?

Virginia.

Er iſt
Von dem Tyrannen Appius, Du ſprachſt's,
Der ſchnöde Helfershelfer.

Icilius.

Sklav' iſt er

Jedweder ſeiner Lüſte....

Virginius. a

Nur zu kund

Iſt mir die Urſach denn. Es brannte längſt
In ſchnöder Liebe Appius für mich.

Icilius.

Was hör' ich an?... O Wuth!...

Numitoria.

O Himmel! Wir
Sind hin!

Icilius.

Ich lebe; habe noch ein Schwert. —
Bebt nicht, Ihr Frau'n, ſo lang' ich athme.

Virginia.

Hör'
Die zügelloſe Frechheit! Oftmahls ſchon
Wagt' er's, und wollte meine Ehrbarkeit
Verführen oder täuſchen: Schmeichelei'n,
Verſprechen, Flehn, Geſchenke, Drohungen
Sogar, und was den Edeln ſonſt als Preis
Der Ehrbarkeit noch gilt, verſucht' er Alles.
Verſchwiegen hab' ich die entſetzliche,
Unleidliche Beſchimpfung: ferne hielt
Im Lager ſich der Vater, und umſonſt
Hatt' es die Mutter, hülflos und allein,
Von mir gehört. — Doch endlich naht für mich
Ein andrer Tag: ich, Deine Braut, verhehl'
Es länger nicht. O Trefflichſter der Römer,
Der Schimpf nicht nur, die Rache iſt nun Dein.

Manch' ſtille Thränenflut hab' ich vergoſſen;
Und mitleidsvoll bei meinen Schmerzen weinte
Die Mutter oft, und wußte nicht warum.
Und ſeht Ihr nun das gräßliche Geheimniß?
Zu ſeinen Künſten füget Appius
Jetzt Trug und Macht; iſt Richter und Parthei:
Eh' ich noch Dein bin, werd' ich Dir entriſſen.
Ach, daß er mind'ſtens mich auf keine Art,
Als todt, erlange!

Icilius.

Eh' er Dich erlangt,
Soll man, bevor Dein Blut vergoſſen wird,
Ganz Rom im Blute ſchwimmen ſehen; mein's,
Und jedes Tapfern wird für Dich verſprizt.
Was iſt für den, der rühmlich ſterben will,
Der Appius, als nur ein Einzelner,
Uns Sämmtlichen zu ſchwach?

Numitoria.

Es übertrifft
An Hinterliſt Dich Appius zu viel.

Icilius.

Ob ungerecht und grauſam auch, bisher
Bewahrt' er doch die Hülle des Geſetzes;
Dem großen Ausſpruch ſey ganz Rom zugegen:
Laßt uns noch nicht verzweifeln. Hand und Kopf
Bedarf es hier: doch allzunöthig iſt
Der Vater uns. Das Lager iſt nicht fern:
Ihn ſchnell von da zurückzurufen, ſey
Mir angelegne Sorge. Auf indeß;
Zu Eurem Heerde geb' ich Euch Geleit.
Ein trauriger, allein der einz'ge Troſt,

Den ich für jetzt Euch geben kann, Ihr Frau'n,
Sey die Gewißheit, daß, wofern zum Recht
Kein Weg mehr übrig bleibt, ich mit dem Schwert
Der Rache Bahn mir zu eröffnen ſchwöre.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Appius allein.

Was thuſt Du, Appius?... Du, voll toller Liebe?...
Paarſt hohem Herrſcherdrang unedle Wünſche
Um ein plebejiſch Mädchen?... Ja; dieweil
Sie ſich erkühnt, nicht meinem Flehn zu weichen,
Sey, ſie mit Zwang zu meiner Luſt zu bringen,
Ein Theil der Herrſchaft nun für mich. Doch kann
Das Volk... Was fürcht' ich? Den Geſetzen bebt,
Mehr als man's glauben kann, die blöde Menge:
Wuchs ich ſo hoch in der Geſetze Schatten;
So ſchirmen ſie auch heute mich; ich kann
Und darf ſie ſchaffen, deuten, und zerſtören.
Viel Kunſt bedarf's, ſie völlig unter's Joch
Zu bändigen; doch minder, als ich habe.
Weit leichter war mir's, Euch zu unterjochen,
Hochmüthige Patrizier, die nur
Das Gold bezwingt; und eh' verſiegt das Gold,
Als Eures Durſtes Gier: ich hab' indeß
Euch nicht erſättigt, doch gefüllt; ich habe
Als Werkzeug' Euch für jetzt zum Untergang

Des Volks, Euch zu vernichten, wird der Tag
Sodann auch nahn; ein leichtes Werk für den,
Der Euch bedrückt, erniedrigt und erkauft hat. —
Doch dem Gericht naht ſchon Virginia;
Mit ihr die Mutter und Icil, mit ihr
Ein zahllos Volk in drohendem Geleit,
Und ſchreckenvoll vielleicht für jeden Mann,
Als Appius: doch, wer zum Reiche ſich
Gebohren fühlt, und Reich will, oder Tod,
Kennt keine Furcht, noch Änderung des Willens.

Zweiter Auftritt.

Appius. Icilius. Virginia. Numitoria.
Volk. Liktoren.

Appius.

Welch' ein Getümmel hör' ich? Tritt man ſo
Vor des Decemvirs ehrfurchtswerthem Stuhl?

Volk.

Gerechtigkeit heiſcht Rom von Dir.

Appius.

Und ich
Heiſch' Achtung Euch, und Mäßigung, Ihr Römer.
Zur Sicherheit des Volks, nicht weniger
Als zur Bezähmung für des Volkes Freiheit,
Thront hier Aſträa neben mir, und ſchweigend
Verkünden's, mein' ich, jene Beile Euch,
Die unverzagt im Kreiſe mich umſtarren.
Und wie? Die höchſte Macht, die Ihr mir gabt,
Vergeßt Ihr nun? Ward Roma's Majeſtät
Nicht ganz von Euch in meine Hand gelegt? —

Wohl, ſo geruht, ich bitt' Euch drum, in mir
Euch ſelbſt zu achten.

Numitoria.

Appius, vor Dir
Erblickſt Du eine unglückſel'ge Mutter,
Der ihre einz'ge Tochter ein Verruchter
Zu rauben trachtet, meine wahre Tochter,
Von mir geſäugt, an meiner Seit' erwachſen,
Des Vaters Liebling, und der meinige.
Als Magd erfrecht ſich Einer ſie zu ſchelten;
Zu rauben ſtrebt er ſie, und loszureißen
Von meiner Bruſt. Die neue Frevelthat
Macht Rom erzittern, knirſchen und entſetzen;
Und füllet mich mit Wuth... Sieh da, die iſt's;
Sie, meine einz'ge Hoffnung: ihre Schönheit
Iſt groß; doch größer ihre Tugend. Rom
Kennt unſre Sitten, unſre Lebensweiſe:
Nichts Sklaviſches iſt unter uns. — Durch mich
Muß heute ſich ein grauſer Zweifel löſen:
Ich frage Dich im Namen von ganz Rom;
Sprich, Appius: Sind unſer unſre Kinder?

Appius.

Ich rüge nicht der Mutter Worte. Dir
Antwort' ich, und mit Dir dem ganzen Rom;
Daß, wo Geſetze walten, keiner, der
Nicht die Geſetze brach, erzittern darf.
Dein Kind Dir zu entziehn, wofern es Dein,
Sucht man umſonſt. Für keinen Theil erfüllt
Partheigeiſt mich. Vor meinen Richterſtuhl
Trat noch kein Mann, der ſie als Magd belangte.—

— Doch, wer ſeyd Ihr? Erdichtet oder wahr,
Wer iſt des Mädchens Vater?

Numitoria.

Appius.

Du weißt es nicht? Betrachte ſie genau:
Ihr Name iſt Virginia, den ihr
Der Vater gab, der Dir und Rom wohl kund,
Und es noch mehr den Feinden iſt. Wir ſind
Vom Volk, und rühmen deſſen uns: mein Kind
Ward frei erzeugt, und ſoll als Freie ſterben.
Kein zweifelhaftes Zeugniß ſey es Dir
Von ihrer ächten Abkunft, daß Icil
Zur Braut ſie auserkor.

Icilius.

Und wiſſ' noch mehr,
Daß ſie Icil weit theurer als ſein Leben,
Und hoch wie ſeine Freiheit hält.

Appius.

Ich will
Für jetzt nur wiſſen, ob ſie frei entſprang,
Ob nicht. Daß ſie Dir Braut, und theuer iſt,
Kann ihr Geſchick nicht ändern. — Was vermögen
Die droh'nden Blicke, die unbändigen,
Von Gall' erfüllten Reden über mich?
Wer dieſe ſei, wird über Kurzem hier
Icil und Rom mich aburtheilen hören.

Dritter Auftritt.

Vorige. Markus.

Markus.

Vor Appius erhab'nem Richterſtuhl

Erſchein' ich, wie's ein Bürger ſoll; ich führe
Kein groß Gefolge mit; der weite Schwarm,
Der meine Widerſacher hier umzieht,
Gießt keine Furcht mir in das Herz: Beweiſe
Und Gründe bring' ich, nicht Geſchrei und Macht
Und Waffen her. Das Recht hört Appius,
Sonſt nichts; und kein verwerflicher Beweis
Sei für mein Recht, daß Jene dort zuerſt
Jedwede Übung des Geſetzes brachen;
Sich erſt vertheidigt, eh ich noch geklagt.

Appius.

Wahr iſt's; ganz neu war dies Verfahren.

Icilius.

Wohl,
So hören wir; ſprich, zeige dies Dein Recht.

Markus.

Seht da das Mädchen, das des unterſchob'nen
Erzeugers Namen führt: in meinem Haus,
Von einer meiner Mägde iſt's gebohren;
Als Säugling, ward es durch der Mutter Trug
Mir drauf entwandt, und Numitorien
Um Gold verkauft, die, an des eignen Statt,
Deß ſie beraubt war, es erzog. Zuerſt
Ward von dem Trug Virginius getäuſcht;
Drum glaubt' er ſie, und glaubt ſie noch ſein Kind.
Ich habe Leute, denen Preis und Zeit
Und Weiſe kund iſt, mit mir hergeführt;
Sie ſind mein einziges Geleit; was ich
Dir melde, ſieh, ſind ſie bereit zu ſchwören.

Numitoria.

Bereit zum Schwören ſind die Lügner ſtets.

Was zu behaupten eine röm'ſche Mutter
(Ja, römiſch und plebejiſch) ſich nicht ſcheut,
Soll man das minder, als die ſchmutzigen
Meineide deſſen glauben, der ein ſchnöd'
Gewerbe damit treibt? Man höre doch,
Eh' jene dort beſchwören, was nicht iſt,
Zum mindeſten für flüchtige Momente,
Die Mutter an. Aus meinem Drang und Schmerz,
Aus Wort und Miene, ſoll das ganze Volk
Entſcheiden, ob ich wahre Mutter bin.

Appius.

Entſcheiden ſoll hier Ich; und jeder ſchweigen; —
Und die zuerſt, die ſtets dem Haß, der Liebe,
Dem Zorne dienend, der Vernunft nur feind,
Parthei'n erregen; die bis jetzt in Rom
Zu ſehr das Recht nur hinderten und trübten.

Icilius.

Iſt dies ein Spruch, wo man nicht beide Theile
Vernimmt? und willſt Du, was man Keinem wehrt,
Verwehren einer Mutter?

Appius.

Willſt Du mich,
Weil Du Tribun warſt, etwa richten lehren?
Als Einzelner, wie Du, könnt' ich Erbarmen
Beim Mutter- oder Tochter-Namen fühlen;
Doch kein Gefühl darf dieſen Sitz beſtechen:
Und keinen Thränen, keinem tollen Drohn,
Nein, nur dem Recht ziemt's hier Gehör zu leih'n.
Des Klägers Gründe muß ich erſt, und dann,
Wahr oder falſch, die Mutter hören. So

Gebeut mir das Geſetz;... doch Eure Hoffnung
Iſt, ſeh' ich, nicht auf das Geſetz gebaut.

Icilius.

Geſetze ſoll man ſtets hier ſchallen hören,
Nun jede Willkür Etlicher Geſetz iſt?
Doch, weil ſie kecklich anführt, wer ſie bricht,
So führ' auch Ich Geſetzesübung an;
Und ſag', es darf kein Spruch die Tochter richten,
So lang' der Vater fehlt.

Volk.

Ja wohl; der Vater
Muß gegenwärtig ſeyn.

Markus.

Dem Vater iſt,
Schon ſagt' ich's Euch, der Mutter Trug nicht kund.

Icilius.

Doch mir iſt es der Eure; ſtehſt Du nicht
Bald von der Ford'rung ab, ſoll Rom ſogleich
Mich Euer gottlos heimliches Getriebe
Enthüllen hören.

Appius.

Schweig, Icil. Was hoffſt Du?
Auf was vertrauſt Du? Auf der Wenigen
Und Schuldigen aufrühriſches Gemurmel,
Die Deinen Reden Beifall zollen? Thor!
Wie trügſt Du Dich! Ich bin mir ſelber Stütze;
Und ich allein: die Liebe Deiner Gönner
Iſt, wie ihr Haß, unwirkſam und gering.
Das Volk nur acht' ich, die Icile nicht;
Mich rührt nicht ihr Gewäſch, ſchreckt nicht ihr Zorn,
Und Schmeichelei'n von ſolcher Brut veracht' ich.

Icilius.

Wohl, wer Dir folgt, verachten mußt Du den.
Doch jenen Tag, da unſre leere Gunſt
Du betteln gingſt; den Tag, da Du beſcheiden
Aus Hochmuth Dich geſtellt, und großgeſinnt
Aus Niederträchtigkeit, und unverderbt,
Gerecht und fromm aus gottvergeßner Tücke,
Da haben wir wohl etwas minder ſtolz
Dich reden hören. Allen biſt Du nun,
O Appius, bekannt: zu unbedacht,
Zu ſchleunig biſt Du in Dein eignes Weſen
Zurück gekehrt. Von einem Wüthrich haſt
Du alle Gaben, alle Tugenden,
Nur Klugheit nicht; und doch pflegt Deines Gleichen
Als erſte Tugend Klugheit beizuwohnen,
Und erſter Grundſtein wachſender Bedrückung.

Volk.

Zu viel ſagt Er; doch Wahrheit iſt's.

Appius.

Ich glaubte
Heut über eine Sklavin hier zu richten,
Sonſt nichts; doch ſeh' ich, einen Frechgeſinnten
Muß ich zuförderſt richten.

Icilius.

Einer Jungfrau
Und meiner Braut frei abgeſtammte Herkunft
Glaubt' ich allein hier zu beſchützen: doch
Wohl mir, wofern ich Roma's Rechte heut
Und aller ihrer Bürger, und die meinen,
Zu ſchützen taug' auf Koſten meines Bluts.

Volk.

O wackre Red'! o edles Herz! Der iſt
Ein Römer noch!

Appius.

Liktoren, ſchließt ihn ein:
Laßt Eure Beil' ob ſeinem Haupte ſchweben;
Und bei der kleinſten Regung…

Virginia.

Nein, o Himmel!
Nein, nimmermehr; ich bin ſein Schild: auf mich
Laß ſich die Äxte wenden, Deine Häſcher
Als Magd mich ſchleppen: wenig iſt's, zu dienen,
Zu ſterben, nichts; bleibt Er nur frei, der wackre,
Der einzige Beſchützer Roms…

Appius.

Entreißt
Sie ſeiner Seite. Gräßliches Getriebe
Verbirgt man hier, und Rom iſt in Gefahr.

Icilius.

Für mich, für ſie, iſt hier Ein Dolch, wenn uns
Gewalt geſchieht; uns naht, ſo lang' ich athme
Kein Menſch.

Volk.

Er fürchtet nichts!

Icilius.

Sie fortzuſchleppen,
Mußt Du erſt mich erwürgen. — Hört, Ihr Römer,
Das gräßliche Getriebe, das man hier
Verbirgt; und hört, o hört, in welcherlei
Gefahr Rom ſteht; dann laßt vor Euren Augen
Mich niederhau'n. In ſchnöder Liebe glüht

Der Appius für Virginien...

Volk.

O Frechheit! —

Icilius.

Begann Verführung, brauchte Droh'n und Bitten,
Und bot ihr Gold ſogar — der letzte Schimpf,
Wie thronend Laſter niedre Tugend höhnt.
Doch ſie war nicht patriziſchen Geblüts,
Und ward ihm nicht für Gold. Nun ſucht er ſie
Zu rauben; und, des Trugs Euch zu verſichern,
Gnüg' Euch der Name des Vertheidigers.
Bebt, Väter, für die Kinder nun; und mehr
Bebt noch, Ihr Männer, für die Gattinnen. —
Was bleibt Euch mehr noch zu verlieren? Was?
Das ſchlecht geſchützte Leben; und wozu
Das Leben noch, wenn Ehr' und Kinder Euch,
Und Vaterland und Herz und Freiheit ſchwand?

Volk.

Uns und den Kindern, Freiheit oder Tod!

Appius.

Erlogen iſt es...

Volk.

Freiheit oder Tod!

Numitoria.

O edelmüth'ges Volk, Laß Deine Wuth
Noch etwas ruhn. Der Himmel wend' es ab,
Daß dieſem Leib' der Unglücksgrund entſpränge,
Um Römerblut in Strömen zu vergießen.
Ich heiſch' allein, und heiſch' in Eurem Namen,
Zu harren des Virginius. Vor ihm,
Und Euch geſammt, werd' ich von der erlognen

Und unerträglichen Beſchuldigung
Zu reinigen mich wiſſen.

Appius.

Laßt nun ab,
Laßt ab; wo nicht, ſo werd' ich Euch alsbald,
Als ſtrenger Walter des Geſetzes, zeigen,
Was es vermag. Ein eitles Thun, ein eitles,
Beginnt Ihr nun; kein ungebührlich Rufen
Braucht's, zu erhalten die Gerechtigkeit;
Und, ſie zu ſtören, iſt es wirkungslos.
Es lügt Icil, ich will's beweiſen. — Er,
Jedwedes Aufſtands, jedes Zwiſtes Haupt,
Schnaubt längſt nach Bürgerblut. Er war, als Euer
Tribun, Euch feind, wie uns. Die Väter erſt
Ganz auszurotten, dann das Volk zu täuſchen,
Und All' in ſchnöde Knechtſchaft uns zu führen,
War ſein verruchter Plan. Daher ſein Grimm
Auf uns. Dem Arm der Zehner hat Euch ja
Den Zaum der kranken, kummervollen Stadt
Gefallen zu vertraun: ſo hoch ich ſtehe,
Hobt Ihr mich ſelbſt, gottloſer Zwietracht müde,
Der Unheilbringenden. — Kaum ſproßt auf's neu
Gewünſchter Frieden auf; und ſoll ich nun,
Auf einen Wink, ein Zeichen nur, des Schlimmſten
In Rom, Euch fertig ihn zu ſtören ſehn?

Volk.

Wahr iſt's; er iſt der Richter: aber hört,
Was jener Tapfre ihm erwiedert.

Icilius.

Wahr iſt's;
Ihr ſchuft ihn Richter und Geſetzertheiler;

Allein, ſchon iſt das Jahr erfüllt; zum Richter
Macht' er ſich drauf durch Trug; nun durch Gewalt
Zum Herrſcher. Friede heißt die allgemeine
Erniedrung ihm: graunvoller Todesſchlummer
Iſt dies, nicht Fried'. In unſerm Lager fleußt
Der Bürger Blut in Strömen: und wer trinkt's?
Der Feind vielleicht? — Der wackre Siccius,
Der Unglückſel'ge, der im Lager kühn
Von aller Freiheit ſprach, ſank er, durchbohrt
Im Rücken nicht, bei einem Scheingefecht,
Von der Decemvirn Raths Verräthern Dolch?

Appius.

Ja, der Empörer Siccius…

Icilius.

Was denk' ich
Des Blutvergießens? Kund iſt's ſchon. In Rom
Floß noch kein Blut, doch reichlich Gold durch ſie,
Das einſt für Blut zum grauſen Preiſe wird.
Wer denkt und ſpricht, wie es ein Römer ſoll,
Iſt Rom heut Feind. Der Jungfrau'n wird Gemahl,
Erzeuger, Freiheit, Ehre, Alles, Alles
Geraubt. — Was harrt Ihr länger noch? Das harte,
Das ſchreckenvolle Joch, das Ihr Euch, ſchlimmer
Als jeden Tod, ſelbſt auferlegt, das Euch
Das Antlitz kaum des Menſchen, und den nicht
Verdienten Namen übrig läßt; was fällt's
Zerbrochen nicht durch Eure Hand zur Erde?
Seyd Römer Ihr? wohl hör'. ich Römerſtimmen;
Doch Römerwerke ſeh' ich nicht. Braucht's Blut,
Um Euch zu reizen? Auf des Wüthrichs Stirn
Leſ' ich bereits den furchtbar'n Todeswink.

Auf, Bluttrabanten, zaudern Eure Beile?
Dies iſt das Haupt, o Appius; dies iſt's,
Das, abgehau'n, Rom ſeine Freiheit rauben,
Wo nicht, auf ewig wiedergeben muß.
So lang 's auf ſeinem Rumpfe ſteht, erzittre!
Freiheit und Wehr, und Rache wirſt Du's ſtets
Ertönen hören. Faßt in ſeinem Kreis
Rom keinen Römer ſonſt, bin Ich dem neuen
Tarquinius, lebendig oder todt,
Ein neuer Brutus. Schau', ich fliehe nicht;
Ich weiche nicht, und bebe nicht; da bin ich...

Virginia.

Ach, Himmel! Zähm', o Appius, den Zorn!
Tauch' Deine Hand nicht in ſein Blut. Das Volk,
Du hörſt es, knirſcht, und wird es nicht erdulden.
Denn Du bedrohſt ein allzuwichtig Leben.
Laß Mich umkommen; kleiner iſt für Rom
Der Schaden und für Dich...

Icilius.

Wie? Was? Du flehſt?
Flehſt einen Appius? Im Antlitz Roms?
Im Antlitz meiner? Liebſt Du mich, ſo lerne
Nichts fürchten; und, woſern, als erſte Probe
Der Lieb', ich Dir das Leben geben ſoll,
So nimm als Römerin, wie Dir's geziemt,
Zur Gab' es an, und als Icilens Braut.

Numitoria.

O Augenblick des Schreckens! Appius,
Ich bitte Dich noch Einmahl drum; es kehre
Virginius; man wart', und hör' ihn an.

Volk.

Ja, Appius, Virginius ſoll kehren;
Wir wollen's All!...

Appius.

Ich, mehr als Alle, will
Ihn hier zugegen; er wird's ſeyn: im Forum
Erwart' ich Euch bei Tagesanbruch Alle. —
Ob Todes ſchuldig auch, verdamm' ich Jenen
Für jetzo nicht zum Tod': Ihr könntet glauben,
Ich fürchte ihn; für jetzo leb' er noch,
Und wohne ſelbſt dem großen Urtheilsſpruch,
Wofern er will, in Waffen, und auch Ihr
Mit ihm in Waffen bei. Erſt ſollt Ihr mich
Die Sklavin richten hören, und dann ihn.
Ich lad' Euch ein, hier anzuſehn, daß, ſicher
In ſeiner Tugend, Appius nicht bebt.

Markus.

Doch das Geſetz will, daß indeß bei mir
Die zweifelhafte Sklavin bleiben ſoll.

Icilius.

Ein ſchnöd' Verſchloß gedungener Klienten
Wär' je ein Schutzort einer ehrbar'n Jungfrau?
So ungerecht giebt's kein Geſetz; und giebt's,
So breche man's.

Markus.

Wer bürgt mir für das Mädchen?

Volk.

Wir bürgen All.

Icilius.

Und ich mit ihnen. Auf! —

Der neue Tag ſind' uns hier Alle, ſicher
Für uns und unſre Weiber, oder todt.

Vierter Auftritt.

Appius. Markus.

Appius.

Sie liebt Icil? Iſt ſeine Braut? — Weit ſtärker,
Weit unveränderlicher bleib' ich drum
Auf meinem Vorſatz. Geh, Verwegner, traue
Nur auf das Volk, weil Ich…

Markus.

Sahſt Du das Volk
Geneigter je zum Aufſtand, je entbrannter?

Appius.

Nichts weiter ſah ich, als Virginien;
Und mein wird ſie. — Daß ich erzittre, willſt
Du mir wohl ſagen? und erdreiſteſt Dich,
Es Appius zu ſagen? Wer das Volk
Befürchtet, wird deß Willkür je es lenken?
Beim erſten Ausbruch, ſeiner Wuth ſich fügen;
Dem zweiten vorbau'n; immer unverzagt
Im Antlitz bleiben; kurze Schmeichelei'n,
Mit droh'nden Worten bitterſüß gemiſcht,
Ihm wechſelnd ſtreun: dies ſind die großen Mittel,
Wodurch ich wurde, was ich bin; und höher
Als je ein Menſch mich einſt erheben werde.

Markus.

Umſonſt erſchreckſt Du, und verführſt Du ſie,
So lang' Icil am Leben bleibt. In ihm,
In ſeiner warmen Sprache, und in ſeiner

Tribunen-Keckheit, finden ſie, an ihre
Vormahl'gen Rechte denkend, mächt'gen Zunder
Des nicht erſtickten Feuers, das noch ſtets
In dem einſt freien Buſen kocht.

Appius.

So lang'
Mir andre Mittel bleiben, leb' Icil.
Mit Mildigkeit frommt's öfters auch zu prunken:
Es leb' Icil; das Volk erfahre, daß
Er wenig gegen Appius vermag.
In Haß und in Verachtung wirſt Du bald
Des wetterwend'ſchen Volkes blöde Liebe
Verwandelt ſehn. Zum Schaden werden ſich
Icilen ſeine Waffen drehn. Das Volk
Sey ſeines Sturzes erſtes Werkzeug ſelbſt.

Markus.

Doch des Virginius Wiederkunft; wie ſehr
Mehrt ſie den Muth des Volks, die Macht Icils'...

Appius.

Die Wiederkunft Virginius;... und wie?...
Du glaubſt ſie? — komm; dann ſollſt Du ſehen, wie,
Wenn Zeit ihm wird, auch die Geſchicklichkeit
Sie wohl zu nützen, Appius nicht fehlt.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Virginius allein.

Da bin ich endlich. — O wie ſchnell ich kam!
Furcht, Hoffnung, Liebe, Vaterſorge, ſchien
Den Fuß mit Schwingen mir zu flügeln. — Doch,
Je näher meinem Haus, je mehr erzittr' ich!
Bald nachtet's ſchon: auf — iſt ſie mir noch nicht
Geraubt — die einz'ge Tochter zu umarmen,
Sie, meines müden Alters einz'ger Troſt.

Zweiter Auftritt.

Virginius. Icilius.

Icilius.

Ha!... wen erblick' ich?... Dich Virginius?
Roms Schutzgott bringt Dich uns. Dein ſchnelles Kommen
Iſt ein beglücktes Zeichen mir.

Virginius.

Icil!
O Himmel! Sieh, ich flog vom Lager her;...

Ach, ſprich: komm' ich in Zeiten noch? Kaum wag'
Ich Dich's zu fragen; bin ich Vater noch?

Icilius.

Frei iſt bis jetzt, und unverletzt Dein Kind.

Virginius.

O unverhoffte Wonn'! o Tochter!... athm' ich
Doch endlich auf.

Icilius.

Dein iſt die Tochter; doch
In Klagen lebt ſie mit der düſtern Mutter. —
Im grauſen Zweifel ihres nahen Looſes,
Pocht laut ihr Herz; ſie wünſchen wechſelsweiſe,
Und fürchten Deiner Rückkunft Augenblick,
Mit angſterfüllter Bruſt.

Virginius.

So hörtet Ihr
Doch meine heißen Wünſch', Ihr Himmelsmächte;
Die Ihr in alter, ungewohnter Lende
Mir Kraft verlieht, daß ich in Zeiten kam,
Um meine einz'ge Tochter zu erretten;
Wo nicht, für ſie zu ſterben.

Icilius.

Hör'; auch ich
Will ſie erretten, oder für ſie ſterben.
Doch Du biſt Vater, führeſt eine Waffe,
Die mir nicht ward, und viel beim Volk vermag,
Die Thränen.

Virginius.

Aber, ſprich, wie ſind wir dran?

Icilius.

Derſelbe Boden, wo Du wandelſt, war

Der Bosheit Schauplatz dieſen Morgen. Hier
Stritt man zuerſt. Ein Markus ſpricht, und birgt
Des Appius grauſame Lüſternheit
Mit tauſend Mährchen. Was es nur bedarf
Das Volk zu täuſchen, wendet man hier an,
Geſetz' und Kläger, Zeugniſſ' und Beweiſe.
Das ſchändliche Gericht wähnt' Appius
Ohn' Anſtoß ſchon zu enden. Da enthüllt'
Ich kühn zuerſt den gottvergeſſ'nen Trug,
Und heiſchte kühn den Vater erſt. — O welch'
Entſetzliches Geſchrei erhob zum Himmel,
Bei Deinem Namen, das ergrimmte Volk!
Ein unverzagtes Antlitz gab ſich zwar
Der frevelhafte Richter, doch im Herzen,
In jeder Ader zittert' er; ergab
Sich endlich, und verſprach, Dich zu erwarten. —
Da, ſorgt' ich, möchte der Verruchte Dir
Im Rückweg Fallen legen; und Du möchteſt
Dem Kind, der Stadt, und mir entriſſen werden...
Doch endlich kömmſt Du; und vergebens wollten
Gerettet Dich die Himmelsmächte nicht.
Vom neuen Tag ſetzt' er die ſechſte Stunde
Zum ſchnöden Ausſpruch feſt. Es ſehe drum
Beim Aufgehn ſchon die Sonne unterm Volk,
Ein zitternd banger Vater, Dich herumgehn,
Und thränend flehen um Dein ächtes Kind.
Nur in des Volkes Herzen ſuch' Erbarmen;
Nur dieſes kann die Tochter ihrem Vater,
Die Gattin mir, ſich ſelbſt die Ehr', und Rom
Die Freiheit wiedergeben.

Virginius.
Wie ich hoch
Dich achte, weißt Du, o Icil. Daß ich
Zum Eidam Dich erkor, mag Dir's beweiſen.
Es glühn in meinem unverdorbnen Herzen
Drei ſtarke Funken reiner Liebe nur:
Rom lieb' ich, und mein Blut, und Deine Tugend.
Jedweder Großthat, jeglicher Gefahr,
Bin ich, thut's Noth, mit Dir die Stirn zu bieten,
Bereit... Allein, Dein brauſendes Erkühnen,
Die Seele, die zu hochgeſinnt Du trägſt...
Icilius.
Wann hielt man je die Tugend für zu hoch?
Virginius.
Dann, wann ſie eitel iſt; dann, wann ſie dem,
Der ſie befolget, Schaden bringt, und dem,
Der ſie nicht hat, nichts nützt. — Icil, ich höre,
Dich, edles Zornes voll, des Vaterlands
Bedrückung, und der Tochter Schimpf, in Eins,
Als Sachen haſſen...
Icilius.
Die man trennen ſoll?
Nur Eine Sache iſt es: biſt Du Vater,
Und fühlſt es nicht? Entweder Rom iſt Rom;
Dann haſt Du Tochter, ich Gemahlin drin
Und Leben; oder, Rom iſt unterthan,
Und dann iſt hier nichts unſer, als das Schwert.
Virginius.
Rom iſt nunmehr zu ſehr nur unterthan:
Für ſie erzittr' ich wegen Dir; denn jetzt
Harſcht jede Regung ihre tiefen Wunden

Schmerzvoller auf. Ich ſorge, Du ergreifſt
Als ſicherſtes, das ſchrecklichſte der Mittel.
Ach, könnte man mit Eins die Tochter retten,
Und nicht die Ruh des Vaterlandes ſtören...

Icilius.

Schweig, welchen Namen wagſt Du auszuſprechen?
Giebt's Vaterland, wo Einer nur gebeut,
Und Alle ihm gehorchen? Vaterland,
Freiheit und Ehre, Kinder und Penaten,
So ſüße Namen einſt, ſie ſtehen ſchlecht
In unſerm Sklavenmund, ſo lange noch
Der Eine athmet, der uns Alles raubt. —
Gewaltthat, Blutvergießen, Raub und Schmach,
Sind leichte Übel nun; der Übel ſchlimmſtes
Iſt der gewalt'ge Schreck, der Aller Herzen
Umfängt. Nicht nur zu reden, nicht einmahl
Einander ins Geſicht zu ſehn, erdreiſten
Die ungewiſſen Bürger ſich. So groß
Iſt Mißtraun und Verdacht, daß vor dem Bruder
Der Bruder bebt, und vor dem Sohn der Vater.
Beſtochen ſind die Niederträchtigen,
Erſchreckt die Redlichen, zurückgeſetzt
Die Schwankenden, die Helden hingewürgt,
Und All' erniedrigt. Sieh, das ſind ſie nun,
Die einſt ſo ſtolzen Bürger Roms, der Schrecken
Bisher, und nun — der Spott Italiens.

Virginius.

Wahr iſt Dein Wort, und weinen macht es mich
Des Zorns nicht minder, als des Schmerzens Thränen.
Doch unter ſo viel Feigen, was vermöcht'
Ein einzig Paar von ächten Römerſeelen?

Icilius.

Graunvolle Rach' ausüben, und dann ſterben.

Virginius.

Reif iſt noch nicht die neue Tyrannei;
Verſuchen kann man Rache, doch ſie nicht
Vollführen. — Weß erſtreckt die Grauſamkeit
Der Zehner ſich im Lager nicht? — und doch,
Was thut der Kern der Rüſtigſten, die dort
In Waffen ſtehn? Sie knirſchen, und ſtehn ſtille. —
Die Trugbeweiſe Lügen erſt zu ſtrafen,
Und aus den Klau'n des Appius die Tochter
Zu retten, hoff' ich; thut es Noth, zu ſterben. —
Ich muß es, und ich will's: — nicht alſo Du;
Wofern Du ſtirbſt, wer bleibt, um uns zu rächen?
Wer rettet Rom?

Icilius.

Wir; lebend, mit dem Schwert;
Todt — mit dem Beiſpiel. — Länger dulden kann
Man's nun nicht mehr: wir werden Folger haben.
Noch ſind nicht All', obſchon erniedriget,
Auch niedern Sinns: es fehlt der Meiſten Muthe
Nur noch ein muthig Haupt; und dies bin Ich. —
Für jetzt iſt hier das Feld, wo uns zu ſtreiten,
Ehr' oder Tod zu ſuchen ziemt. Den Fahnen
Der Unterdrücker länger folgend, würdeſt
Du Dir nur Schmach erhandeln. Mitten ſteht
In Rom der Feind; drum ſey's in Rom gekämpft.
Sey auch der Ausgang zweifelhaft; der Ruhm
Iſt uns gewiß. Soll ich noch mehr Dir ſagen?

Virginius.

Nein; ſtets bin ich zum Tod bereit; und leider

Zu lang' nur hab' ich ſchon gelebt. Es ſoll
Den freveln Richter, hoff' ich, meine Stimme
In Schranken halten, und mein klares Recht.
Rom ſoll mich rings im Kreiſe wandeln ſehn,
Den Bürgern zeigend meine nackte Bruſt,
Von ehrenhaften Narben voll; und Rom,
Und unſre Götter, und des Feindes Blut,
Und meines auch, daß ich für ſie vergoß,
Zu Zeugen rufen ſehn. Ein bebend-blaſſer
Ergrauter Vater, will ich jedem Vater
Das Trauerſchickſal meines Bluts erzählen.
Durch mich erfahre jeder Krieger, was
In Rom für Sold auf lange Arbeit harrt. —
Dies ſchwör' ich Dir zu thun... Allein mein Schwert
Mit Bürgerblute färben, und ſo Viele
Schuldlos verwickeln in mein Schreckensloos,
Und fruchtlos noch...

Icilius.

Und dennoch mußt Du's thun:
Freiheit und Kinder ſind es, dünkt mich, werth,
Daß mehr noch ſtröm' als Eines Bürgers Blut,
Entweder ſterben Helden, dieſe waren
Nicht werth zu dienen; oder Feige, die
Nicht würdig waren unter uns zu leben. —
Doch geh nunmehr, die kummervollen Frau'n
Erſt zu umarmen: gleich wie mich, und höher,
Deß bin ich ſicher, wird ihr Weinen Dich
Mit Wuth erfüllen; und zu jeder That
Wirſt Du Genoß mir ſeyn.

Dritter Auftritt.

Numitoria. Virginia. Vorige.

Numitoria.

Ha!... ſeh' ich recht...
Nein, nein, ich irre nicht: Er iſt's, er iſt's;
O Luſt! Virginius!

Virginia.

Vater!

Virginius.

Himmel!... Tochter,
Iſt's wahr?.. Gemahlin!.. drück' ich Euch ans Herz?
Weh mir... ich fühle..., mich ermatten...

Virginia.

Dich
Umarm' ich, ja; ſo lang' ich Vater noch
Dich nennen darf.

Numitoria.

Voll Angſt um Dich, und zweifelnd
An Deinem Nahn, war jeder Raum uns Tod,
Drum flohn wir Dir mit Ungeduld entgegen...

Virginius.

Bekümmert, zitternd. — Sterb' ich wenigſtens
Doch nun von Dir nicht mehr entfernt. Nie hofft' ich
Dich wieder zu erblicken.

Icilius.

Armer Vater!
Nicht reden nur, kaum athmen kann er noch.

Numitoria.

Ganz anders wohl heißt dies vom Lager kehren,
Als wie Du ſonſt ſo oft von dort, ſo oft

Des Feindes Sieger, wiederkehrteſt. — Ach,
Zu ſehr nur ſeh' ich hingebeugt zur Erde
Die ehrenvolle Stirn mit Lorbeern einſt,
Und jetzt mit Schmerz und ſchwarzen Nachtgedanken
Belaſtet! Dahin biſt Du denn gebracht,
Daß Du nun wünſcheſt, weder Weib noch Kind
(Die lieben Pfänder, die Dir Ruhm und Leben
Einſt theuer machten) je gehabt zu haben.

Virginius.

Nein, weder Gatte reut es mich, Ihr Frau'n,
Noch Vater auch zu ſeyn; die Wonn' iſt groß,
Ob auch vergällt durch manche Bitterkeit.
Wird römſchen Bürgern, Töchter zu beſitzen,
Als Miſſethat verargt, will Ich zuerſt
Deß ſchuldig ſeyn, und will zuerſt es büßen.
Frei war an jenem Tage Rom, als ich
Dir Gatte ward; frei jenen Tag, als Du,
Zum Einen, ſichern Pfand der keuſchen Liebe,
Virginia, mein Kind, mir gabſt; ja, mein,
Nur zu gewiß! In heiliger Umſchattung
Der vaterländiſchen Geſetz', erzeugt
Und aufgewachſen, warſt Du einſt, o Tochter,
Die einz'ge Hoffnung meiner Seele. Da,
Da waren Hüter unſers Guts und Lebens
Und unſ'rer Ehre noch die Obrigkeiten:
Jetzt, ſind ſie ihre Räuber?... Tochter, ach...
Halt ein mit Deinen Thränen;... zwinge nicht
Zum Weinen mich. — Nicht, daß ich Thränen zwar
Des römſchen Kriegers unwerth hielte, wenn
Befleckter Ruf, Verletzung der Geſetze,
Und Tochterraub, aus nicht erſchlafftem Herzen

Ihm Thränen preßt; allein gehandelt wird
Mit Thränen nicht.

Virginia.

Und wär' ich, Deine Tochter,
Wär' ich erzeugt vom beſſeren Geſchlecht,
Und Jemand wagt' es, Sklavin mich zu ſchelten,
Ha, denk', ob ich mit weib'ſchen Thränen ihm
Die Antwort gäbe? — Doch, ich bin ein Weib,
Bin wehrlos, und verliere Vater, Gatten,
Und Alles...

Icilius.

Nichts verlorſt Du noch. Die Hoffnung
Iſt keineswegs noch todt: zu Deinem Schutz
Wird ſich das Volk, der Himmel ſich erklären,
Und wir; und wär's umſonſt, und bliebe Dir
Kein Ausweg mehr, als, mit uns umzukommen...
Ich ſag' es bebend... und die Eltern ſagen's
Mit Schweigen Dir;... ſo komm' mit uns denn um.
Mit meinem Dolch, von meinem Blut noch warm,
Und dampfend, waffn' ich Deine edle Rechte,
Und meine letzten Freiheitsworte ſollen
Dich mahnen, daß Du Heldentochter, frei,
Und Römerin, und meine Braut geweſen. —
Voreilig iſt bis jetzo der Gedanke,
Der mir das Herz erſtarren macht.

Virginia.

Er iſt
Der einzige, der mich am Leben hält. —
Siehſt Du mich weinen, o, ich weine nicht
Ob meinem Loos, doch ob dem Deinigen.
Du, aufgeſproßt zu jeder hohen That,

Du ſollteſt Rom verherrlichen: ich weine,
Dich nun dahin gebracht zu ſehn, für mich,
Die Einzelne, für meine dunkle Freiheit,
Und zwar umſonſt, zu hadern; jedes Feld
Des wahren Ruhms verſchloſſen Dir zu ſehn,
Und ein ſo römiſch-großes Herz in Dir
Zu ſchauen, jetzt, wo Rom nicht mehr beſteht.

Virginius.

Ha! Und du wär'ſt nicht meine Tochter, Du?
Da hör' es, wer's nicht glaubt.

Numitoria.

Ach, ſie allein
Iſt Stütze nur für unſer ſinkend Alter.
O Tochter, ſterben will ich tauſendmal,
Eh' Dich verlieren!

Icilius.

O geliebte Braut;
Die Lieb' iſt kräftig, die Du kräftig zeigſt;
Iſt unſer werth, verwandt und gleich der meinen.
Jedwede holde Neigung, jede Wonne,
Verbeut uns harter Zeiten Drang. Der Eltern-
Und Gatten-Liebe einzig Pfand bei uns
Sei das Gelübd des wechſelſeit'gen Todes.

Virginius.

O meine Kinder!... Iſt es wahr? und ſoll
So hohe Tugend untergehn?... O Weib,
Wir ſollen jenen Weibern, die von ihnen
Entſpringen könnten, wahre Söhne Roms,
Und unſre, nie auf ſchwankem Arme wiegen?...
O welcher Heldenſaame geht zu Grund'.

Wenn dieſe freien, ſtolzen, edeln Stämme
Zu Grunde gehen!

Icilius.

Weinen müßten wir
Ganz andre Thränen, wenn wir Kinder hätten:
Zum furchtbar'n Ausſchlag wären wir gezwungen,
Als Sklaven ſie zurück zu laſſen... Sklaven
Von meinem Blut!... Ha, lieber ſie erwürgt!
Ich bin nicht Vater; wär' ich's...

Virginius.

Schauderhaft
Blitzt mir ein Strahl aus Deiner Red' hervor;
Ach, ſchweig... ſey drum gebeten.

Numitoria.

Ich bin Mutter,
Und fühl' es ganz, was Du mir angedeutet.
Auf Thränen nur beſchränkt, was haben wir,
Elende Mütter, nicht dem Schmerz in uns
Die Stärke gleich! —

Icilius.

Die Väter und die Gatten,
Sie haben Schmerz gleich Euch, doch größern Muth. —
Ja, noch beſeelt mich Hoffnung, ſie zu retten.
Virginius und ich, wir ſind vielleicht
In Rom allein, doch gnügen wir allein,
Um Leben und Erbitterung und Zorn
Dem ganzen Volke einzuflößen.

Virginius.

Ach!
Nur zu gewiß vermögen Worte nicht,
(Wie warm und kühn ſie ſeyn) ein Volk vom Grund
Empor

Empor zu rütteln, das in Feſſeln ſeufzt,
Noch es zu kräft'ger Männerthat zu wecken:
Die höchſte Kränkung kann es nur, und Blut.
Der ſchändlichen Tarquinerbrut, o Rom,
Dich zu entziehn, war's Noth, daß erſt geſchändet,
Ein ſchuldlos Weib, von eigner Hand durchbohrt,
In Blut getaucht, zur Erde ſank.

Virginia.

Und wenn,
Um Rom aus ſeinem Todesſchlaf zu wecken,
Unſchuldig Blut, wiewohl noch unbefleckt,
Heut fließen muß — ſtoßt, Vater oder Gatte,
Stoßt zu; hier iſt die Bruſt. — Wie? Liebt Ihr mich
Zu ſehr, und bebt, den Stahl auf mich zu zücken?
Ich zittre nicht; gebt mir das Eiſen, mir.
Das ganze Volk ſey meines Todes Zeuge:
Zur alten Wuth entflamm' es dieſer Anblick;
Ich will der Rache Loſungsfahne ſeyn:
In meinem Blute mögen um die Wette
Ihr Schwert die Helden färben, bis zum Heft
Es Alle dann den ſchändlichen Tyrannen
Eintauchen in die Bruſt.

Virginius.

O, meine Tochter;...
Welch' neues Grau'n machſt Du mich fühlen!...
Weh mir!

Icilius.

Laßt uns nicht länger eines Vaters Herz,
Zu römiſch nur für unſre Zeit — zerreißen! —
Was hilft es uns, zum Tod' uns zu ermahnen?
Entarten wir den Vätern? Muß man ſterben,

In wenig Stunden werden wir's erfahren.
Doch kehr' indeſſen, o Virginius,
Zurück mit der Gemahlin und der Tochter.
Dies iſt vielleicht die letzte Nacht, wo Dir
So große Wonne noch beſchieden iſt.
O unglückſel'ger Vater! Kurz ſind Dir
Die Augenblicke zu ſo gränzenloſem
Gefühl verliehn.

Virginius.

O grauſenvolle Nacht!
Auf! morgen wirſt Du mit der Sonn', Icil,
Mich wiederum hier ſehn.

Icilius.

Schon früher werd' ich
Da ſeyn, nur Wenig', aber Tüchtige,
Zu hohem Zweck zu ordnen. Geh' nunmehr:
Auch Du wirſt morgen völlig überzeugt ſeyn,
Kein Weg bleibt ſonſt, als meiner nur — durch Blut.
— Todt oder lebend, werden morgen wir,
O Braut, vollkommen glücklich ſeyn.

Virginia.

Mit Dir,
Todt oder lebend, bin ich ſtets beglückt. —

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Appius. Markus.

Appius.
Virginius in Rom?
Markus.
Nur zu gewiß!
Appius.
Du hätteſt ihn geſehn?
Markus.
Mit meinen Augen;
Du ſelber wirſt in Kurzem auch ihn ſehen,
Da er Dich ſucht.
Appius.
Wie kam er denn vom Lager,
Da ein ausdrücklicher Befehl von mir
Ihn dort zurücke halten ſollt'?
Markus.
Es kam
Vielleicht nicht mehr in Zeiten Dein Verbot;
Vielleicht auch waren Dir zu folgen läſſig
Die Oberſten...

Appius.
Wer wäre läſſig je,
Um Appius Befehlen zu gehorchen?
Jcil, ich ſeh's, verſtand mir vorzukommen...
Deß werd' ihm Lohn, wie er's verdient. Eh' man
Virginien vor das Gericht geführt,
Hatt' auch den Vater ſchon die Kund' ereilt.
Bei ſeiner Wiederkunft gewinnt die Sache
Ein ganz verſchiednes Anſehn; doch nicht Jch;...
Markus.
Schon eilen beide Eltern mit der Tochter
Durch alle Kreuzweg', alle Straßen, weinend
Und fleh'nd, verhüllt in ſchmutzige Gewande,
Und hinter ihnen drängt, voll Schmerz und Thränen,
Ein ungeheurer Zug ſich her; vielleicht
Siehſt Du ſie hier vorüberziehn. — Doch ganz
Mit anderer Geberde ſtürmt Jcil
Von einem Schwarm, der immer größer wird,
Umringt, voll Trug, durch jede Straß', in Waffen:
Er bittet, droht, bezeugt, ermahnt und ſchreit.
Der Mutter Thränenguß, des Mädchens Schönheit,
Des kriegeriſchen Vaters graue Kraft,
Und des Tribuns aufrühreriſche Reden,
Drohn Schreckenszunder ſchrecklicherer Flamme
Uns bald zu werden; ſieh Dich vor.
Appius.
So bebe,
Wenn Dir's gefällt, für Dich; — und auch für mich,
Wenn Dir's gefällt: wofern nur ich für mich
Nicht zittern darf. — Geh nun: Virginius
Seh' ich mir nahn: laß mich mit ihm allein.

Zweiter Auftritt.

Appius. Virginius.

Appius.

Wie? Deine Fahne und das Lager wagſt
Du ſo im Stich zu laſſen? Gehn den heut
Roms Krieger fort, und kehren um, und bleiben,
Wie's ihnen dünkt?

Virginius.

Es waltet ſolch' ein Grund,
Der es geſtatten mag. Und dennoch brach
Ich nicht die ſtrenge Kriegesſitte, die
Ich nur zu viele Jahre ſchon geübt.
Verlangter Urlaub wurde mir. Nach Rom
Kehr' ich für meine Tochter;... wie Du weißt.

Appius.

Was kannſt Du mir zu ihren Gunſten ſagen,
Das mir nicht ſtärker ſage das Geſetz?

Virginius.

Hör' an. — Zu ſehr nur bin ich Vater, und
Als Vater beb' ich, höre rings umſonſt
Des Volkes droh'nde Stimmen mich umtönen,
Zu meiner Gunſt; ich weiß, daß große Macht
Dich ſchützt; daß ihr im offnen Sturm zu trotzen,
Ein zweifelhaft Beginnen wär'; und daß
Ich Rom in ärg'res Unheil ſtürzen könnte,
Und doch mein Kind vielleicht nicht Deiner Hand
Entziehn; drum nicht gedroht, o Appius;
Ich weiß, wie weit zu ſchaden Dir vergönnt iſt;
Doch denk' auch, denke, daß zugleich Du ſelbſt
In ungeheure Wagniß Dich begiebſt...

Appius.

Flehſt oder drohſt Du? Bin ich hier vielleicht
Allein des Urtheils unumſchränkter Richter?
Kann ich ſein Kind dem wahren Vater rauben?
Auf Koſten meines Bluts ſoll ich vielmehr
Es ihm erhalten, und ich will's: Allein,
Wenn ſie nicht Dein entſprang, was helfen Bitten? —
Die Galle, die Du übel birgſt, ich weiß,
Ich weiß es wohl, woher Du ſie geſchöpft:
Mit ſchändlichem, verruchtem Argwohn hat
Icil das Herz Dir eingenommen; Er,
Der durch Verläumdung ſeiner Ehrſucht Zwecken
Die Laufbahn bricht. Und einem Böſewicht
Wie dieſem, kannſt Du glauben? Du, der Beſte
Der Bürger, wählſt den Schlimmſten der Tribunen
Zum Eidam aus? willſt Du mit ihm zugleich
Auch Deine Tochter ſtürzen? — Sicher iſt
Icilens Sturz; doch ehrenvoller Tod
Wird ihm nicht werden, wie er wähnt. Er iſt
Verſchworen gegen Rom, und brütet Plane
Des Gräuels aus; — Tyrannen ſchilt er uns;
Doch nährt er zu ganz andrer Tyrannei
Den Vorſatz in der Bruſt. Die Väter Alle
Will er vertilgt; dem Volk bereitet er
Dann Sklaverei; doch Freiheit ruft er ſtets:
Ein deſto ärger — tödtlicheres Gift,
Je lieblicher die Schaale, die es birgt.
Schon pflanzt er halb des Aufruhrs Fahn', und halb
Die der Verräther auf. Ich ſetze Wehr
Der Wehr entgegen — Liſt dem frechen Trug.
Vorher bedacht iſt alles ſchon. Du weißt

Von ihm nicht ſeine Anſchläg'; als Gehülfen,
Als Vorwand will er Dich zu ſeinen Zwecken,
Doch als Genoſſen ſeines Raubes nicht.
Er weiß, daß Rom Dir werth iſt, wie Dein Kind;
Drum zeigt er ſich nur Deines Kindes Schützer;
Doch einſt, mit den Verräthern, die ihm gleichen,
Verlacht er Dich. Er birgt ſich nur vor Dir;
Und ſcheut ſich nicht, vor ihnen, wie er iſt,
Roms Unterdrücker ſich zu zeigen.
Virginius.
Reiß'
Die Töchter erſt von den erſchrocknen Müttern
Und Vätern los, die ihres Lebens Beſte
Im Feld vergeudet; laß die Obrigkeiten
Uns ſchrecklicher, als ſelbſt die Feinde werden;
Und ſprich, wie Rom noch andre Unterdrücker
Befürchten darf?
Appius.
Ich weiß, Icil bezüchtigt
Mich einer tollen Liebe; doch was führt
Er für Beweis? Sein zügellos Erkühnen,
Des Volks Geſchrei, mein allzumilder Sinn,
Dies waren die Beweiſe. Mein Klient
Iſt Markus; der Dein Kind in Anſpruch nimmt;
Drum wär' ich ihr Bewerber — ich ihr Räuber?
Hör' doch! welch' neuer Grund!
Virginius.
Und ſagt's Icil
Allein? — Auch Andre ſagen es.
Appius.
Das Mädchen

Vielleicht, von ihm beſchwatzt.

Virginius.

Was braucht's noch mehr?
Zu viel ſind der Beweiſe nur, die mir
Nicht minder Scham zu melden wehrt, als Zorn;
Und Einer ſei davon und nicht der Schwächſte,
Daß Du Dich deſſen gegen mich entſchuldigſt.

Appius.

So biſt Du feſt entſchloſſen, den Rebellen
Dich anzuſchließen? —

Virginius.

Feſt bin ich entſchloſſen,
Mein Kind zu haben, oder ſelbſt zu fallen.

Appius.

Ich liebe Dich; drum wünſcht' ich Dich gerettet.

Virginius.

Und warum liebſt Du mich?

Appius.

Es könnte Rom
Bedürfen Deines Arms. Ach, laß allein
Jcilen ſtürzen; er verdient's allein.
Du, werth zu leben…

Virginius.

Werth, ich faſſe Dich,
Werth hältſt Du mich zu dienen…

Appius.

Jedem Römer
Stell' ich Dich gleich, wenn höher nicht: und kaum
Sollſt Du zurück im Lager ſeyn, ſo werd' ich
Dich, deſſen zum Beweis, zur Herrſcherſtelle
Bei Deinem Heer erhöhn…

Virginius.

Wagſt Du ſogar
Zur Niederträchtigkeit mich zu verſuchen?
Der Tapferkeit verdienten Ehrenpreis,
Den gäbe mir die Gunſt des Appius?
Ha, welch' Verbrechen hab' ich denn begangen,
Um Deine Gunſt mir zu verdienen? Zwar
Zu ſehr nur iſt im Lager auch von Ehre
Jedweder Saam' erſtickt; wohl weiß es Rom,
Und ſeine Feinde wiſſen's; ſie, die nun
Sich rühmen dürfen, was ſie nie gedurft,
Der Römer mehr als Einen ſchon im Rücken
Durchbohrt zu haben. — Wahr iſt's, Ehrenwunden,
Wie ich ſie, mitten auf der Bruſt ſie zeige,
Wie röm'ſche Mütter bei den Söhnen einſt
Sie ſegneten, in ſchlimmer Stunde wurden
Sie ſchlimm empfahn, und ſchlimmer noch gezeigt,
Nun man für Dich ſich ſchlägt. — Rom ſchwor ich Treu;
Soll ich zum Lager kehren, müſſe Rom
Erſt auferſtehn. — Schlau redeſt Du mit mir;
Mit Kraft erwiedr' ich. Krieger bin ich, Vater,
Und Bürger: keines Übels denk' ich ſonſt;
So lang' es Rom erduldet, duld' ich's auch;
Allein mein Kind...

Appius.

Ich bin es nicht, der Markus
Zum Streite hetzt, ob lügenhaft der Ruf
Es auch verbreitet; doch vermag ich wohl
Vielleicht ihn davon abzuziehn. Du dauerſt
Mich allzutief; ohn' einige Gefahr,
Ohn' Auflauf, könnt' ich Dir vielleicht die Tochter,

Wenn Du mit ihr wahrhaftes Mitleid fühlteſt,
Erſtatten; — aber Du, Du lechz'ſt nach Blut,
Willſt ſie Icilens Braut, und in den Sturz
Des Böſewichts Dein Kind und Dich verflechten.

Virginius.

Mir kannſt... Du ſie... erſtatten? Du?

Appius.

Woſern
Du ſie Icilen nehmen willſt.

Virginius.

Ich ſchwor ſie
Ihm zu.

Appius.

Er ſelbſt wird heut Dich ledig ſprechen,
Durch Todesfall. Nun geh; Dir bleibt zur Wahl
Nur kurze Zeit. Dein iſt die Tochter, wenn
Sie nicht Icilens iſt: Icilens Braut,
Kann ich ſie nicht von ſeinem Fall befrei'n.

Virginius.

Elender Vater!... wozu zwingt man mich?

Dritter Auftritt.

Appius allein.

— Ein Römer iſt er, nur zu ſehr. — Es könnte
Selbſt Appius erbeben, ſchlöſſe Rom
Viel Solcher ein. Doch zwo ſind nur der Seelen,
Die meinen Zorn verdienen, und nicht mehr:
Grau iſt der Ein' und Vater: mächt'ge Bande!
Des Andern brauſend' ungezähmte Kühnheit
Sei dieſem ſelbſt die Klippe. Seine Wuth

Auf ihn zuerſt zurücke fallen laſſen —
Das ſey die Kunſt... Doch, wen erblick' ich? Sieh,
Es nah'n die Frau'n, vom Volk umſchluchzt; —
jetzt muß
Ich ſie verführen, oder ſie erſchrecken.

Vierter Auftritt.

Appius. Numitoria. Virginia.

Appius.
So lang' es Zeit iſt, und ſie währt nur kurz,
Verlaßt, Ihr Frau'n, die ſtürmiſche Begleitung,
Die Euch mehr ſchaden, als Euch frommen mag. —
Für jetzt bin ich nicht Richter hier: hör' an,
Virginia, komm; hier ſiehſt Du mich vielleicht
In anderm Anblick.

Virginia.
Sprachſt Du mit dem Vater?

Numitoria.
Haſt Du's bereut? und endlich beſſern Rath
Von Deiner Furcht genommen?

Appius.
Von der Furcht?...
Ich? — nahm vom Mitleid ihn. — Vernimm: —
Und daß
Ich nichts befürchte, zeig' Euch meine Rede.
Ich liebe Dich, und wiederhole Dir's,
Virginia, und keinerlei Gewalt
Vermag Dich mir zu rauben; — Gründe, mich
Für Dich zu ſtimmen, giebt's genug...

Virginia.

Und dies
Iſt Deine Ändrung? — Mutter, laß uns gehn...

Appius.

Bleib'; hör': und biſt Du denn ſo gar von Deinem
Icil verblendet? Wenn ſein keckes Wagen
Dir ſo gefällt, wag' ich denn weniger?
Liebſt Du den Stand; und würd' er auch auf's neu
Tribun, wär' er mir gleich? Wenn freies Herz
Und hohen Sinn: heg' Ich im Buſen nicht
Ein größer, freier Herz? — Ja Ich, der ihn,
Mit ſeines Gleichen, mir zum Unterthan
Zu machen ſtrebt, indem ſie mir gehorchen...

Numitoria.

Und ſo erfrechſt Du Dich zu offenbaren...

Appius.

Ich bin ſo weit, mir bleibt ſo wenig übrig,
Daß ich es offen wagen darf. Wie groß
Ich jetzt ſchon bin, faßt Euer Sinn nur nicht.
So wie das Schwert von Tauſenden, ſo ſteht
In meiner Macht auch Markus Junge. Hörſt
Du auf, Icilens Braut zu ſeyn, ſo laſſ' ich
Sogleich die Fodrung ſchweigen.

Virginia.

Ihn verlaſſen?...
Ich, eh...

Numitoria.

O Frevelmuth!... O Böſewicht!...

Appius.

Glaubſt Du, Dich lieb' Icil? ſo heiß wie ich?
Sein albern Freiheitsſpiel, ſein Tribunat,

Und ſeinen Aufruhr liebt er nur; ſchwieg lange,
Und glaubt in Dir ein Mittel nun zu ſehn,
Sich auf den Thron empor zu ſchwingen. Thor!
Sein toller Ergeiz ſpricht aus ihm, nicht Liebe
Zu Dir. — Doch, ſey's auch, hohe Fährlichkeit
Müßt' ich beſtehn in dieſer Unternehmung,
So kannſt Du daraus folgern, wie unendlich
In mir die Liebe glüht. Macht, Leben, Ruhm,
Wag' ich für Dich. Der Liebe bin ich Alles
Bereit zu geben; Alles zu empfangen
Hofft durch die Lieb' Icil.

Virginia.

Hör' auf. — Du kannſt
Icilen doch, ihn Dir entgegenſtellend,
Nicht ſchlechter — Dich nicht größer machen. Kurz
Iſt der Vergleich: In ſich beſitzt er Alles,
Was Du nicht haſt: nichts kann von ihm in Dir
Beſtehn: ich lieb' ihn, wie ich Dich verwünſche. —
Was redeſt Du von Liebe? Deinem ſchnöden
Gelüſt wagſt Du zu geben ſolchen Namen?
Nicht, daß ich's wollte; — aber kam auch je
Dir nur in Sinn, als Braut mich zu begehren?

Appius.

Vielleicht dereinſt...

Virginia.

Glaub' nicht, daß ich es je...

Numitoria.

Spiel treiben wollteſt Du mit uns: o Wuth!...

Virginia.

Ruchloſer! nein, um keinen Preis wirſt Du
Mich beugen...

Appius.
Wohl, ſo fällſt Du denn in meine
Gewalt, von Deines Liebſten Blute ganz
Beſprengt.

Virginia.
O Himmel!...

Appius.
Deines Liebſten, ja;...
Und Deines Vaters.

Numitoria.
Grauſamer!...

Virginia.
Der Vater!

Appius.
Ja, Alleſammt. Auf einen Wink von mir
Fällt, wen ich wähle; Siccius im Lager
Sag' Euch's, für mich. Nur eine Stunde fehlt,
Zu dem Gewürg' das Loſungswort zu geben.

Virginia.
Icil!... Nur Eine Stunde!... Appius,
Erbarmen!... Der Geliebte; und der Vater...

Numitoria.
Zween ſolche Helden ſoll ein Wink von Dir
Vertilgen, und Du glaubſt auf Deinem Sitz
Dich ſicher dann?...

Appius.
Und müſſe gleich mit mir
Sich Alles rings vom Grund aus überwälzen,
Würd' auch darum Virginius, Icil,
Zum Leben kehren?

Virginia.

Beben machſt Du mich...

Numitoria.

Ach!... höre mich; laß mich nicht bitten...

Appius.

Sie,
Sie rettet beide durch ein bloßes Wort.

Virginia.

O Appius... verſchiebe nur für heut
Den Ausſchlag;... ich beſchwöre Dich. — Indeß
Laſſ' ich von Hochzeit jeden Vorſatz fahren...
Es leb' Icil, und ſei nicht mein; vom Herzen
Werd' ich ſein Bild mir auszutilgen ſtreben...
Und meine Hoffnung, die ſo viele Jahre
Auf ihm geruht, nun gänzlich von ihm wenden:
Vielleicht... indeß... die Zeit... was kann ich mehr?
Es leb' Icil: zu Deinen Füßen ſink' ich. —
— Doch, wehe mir! was nehm' ich vor? was ſag' ich? —
Die Zeit wird mich Dich immer ärger haſſen,
Und immermehr Icilen lieben lehren. —
Ich ſcheue nichts; wir ſind ja Römer: und
Mein Bräutigam und Vater werden nicht
Ein Leben je erhalten wollen, das
Zum Lohne der Erniedrigung uns bliebe?
Sind ſie durchbohrt — nichts bleibt mir zu verlieren.
In Zeiten giebſt Du einen Stahl mir doch,
O Mutter?

Numitoria.

Komm, mein Kind; es walten Götter
Im Himmel noch, bedrückter Unſchuld Rächer,
Vertrau'n wir ihnen; komm...

Virginia.

O, geh' als Stütze
Zur Seite mir;... es ſchwanken mir die Füße...

Vierter Auftritt.

Appius allein.

Man trotzt mir noch! — Ein neuer Anſtoß wird
Mir neuer Sporn; Plebejer-Reiz, der mir
Mit flücht'ger Glut für ſich den Buſen kaum
Entzündet hätte — jetzt, wo Rom darob
Im Zorne knirſcht, jetzt haftet er mir tief
Und unaustilgbar mir im Herzen; iſt
Mir unentbehrlich wie das Reich, und mehr.
Allein die ſechſte Stund' iſt nicht mehr fern,
Sehn wir, ob alles fertig iſt, des Pöbels
Verworfnem Schwarm zu zeigen, daß in ihm
Nun nicht mehr Rom, doch ganz in mir beſteht.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Virginius. Icilius. Gefolge.

Virginius.
Die Schickſalsſtunde naht. — Siehſt Du, Icil,
Durch jeden Weg zum Forum Waffen dringen?
Und rings . . .

Icilius.
Ich ſeh' rings eine Schaar um mich;
Ob kleiner auch, von anderm Muth vielleicht.

Virginius.
Bauſt Du auf ſie?

Icilius.
Ich bau' auf mich.

Virginius.
Und ſollſt,
Wie auf Dich ſelbſt, auf mich vertraun. Ich komme
Noch etwas vor der Zeit; wohl war ich ſicher
Dich hier zu finden. — Doch, mit wenig Worten,
Gewähre mir, daß über Dich von Dir
Ich Rechenſchaft begehre. — Wenn durch uns

Zerbrochen ſinken des Decemvirs Ketten,
Wie ſoll ich Dich, ſprich, wie alsdann Dich nennen?
Wie groß, wie herrlich bleibſt Du dann in Rom?

Icilius.

Ein freier Bürger Roms; gleich jedem Römer;
Vor dem Geſetz nur kleiner, größer nur
Als Könige. — In mir, dem Römer, regſt
Du, Römer auch, graunvollen Zweifel auf;
Allein er kränkt mich nicht. Nie kann in Dir,
Nein, nie entſtehn der niedrige Verdacht,
Weckt ihn nicht Appius.

Virginius.

O ſchmachvolle Zeiten!
Selbſt mit dem Schwächern übt der Mächt'ge Trug.
Nicht glaubt' ich's, . . . doch es ſchmückte ſeine Worte
So täuſchend Appius. . . . Allein, was hilft's?
Und glaubt' ich's auch, ein einz'ger Deiner Blicke
Verſchließt in ſich mehr hochgeſinnte Wahrheit,
Denn Appius Schwur. Ha, Böſewicht! Ich ſchwör' es:
So möglich iſt's, daß ich Dir jemals fehle,
Als daß Dein Herz, Dein Schwert Dir fehlen kann.

Icilius.

Ich glaube Dir; und Dir allein nur glaub' ich;
Nicht jenen, nein: wiewohl ſie eben jetzt
Mir muthvoll Treue ſchwuren, mir und Rom;
Furcht kann ſie mir, Verläumdung, Gold ſie rauben,
Des Appius Waffen, zwar dem Biedern fremd,
Doch allzuwirkſam nur. Sey dem wie's wolle.
Bleibt Appius auf ſeinem ſchnöden Vorſatz,
Muß Appius ſterben. Sein Beſtreben, Dich
Zu hintergehn, zeigt ſeine Furcht zur Gnüge.

Er traut der Feigheit des erſchrocknen Volks;
Auch das iſt wahr. Sinkt Appius, bleiben neun
Tyrannen noch, weit minder mächtig, doch
Zerſtreut; in deren Hand Roms beſte Kraft,
Die beiden Heere ſind. Freiheit, vielleicht
Erfleht von Wen'gen, nur von Dir verdient,
Iſt allzuzweifelhaft. Die Rach' allein
Scheint mir gewiß. Ganz ſeh' ich die Gefahr;
Drum trotz' ich ihr.

Virginius.

O großer Mann; in Dir
Muß Rom heut ſinken, oder auferſtehn.
Laß heute meinem grauen Alter nur
Den hohen Ruhm, das Zeichen Dir zu geben.
Wann, wie das Schwert zu ſchwingen ſey, die Sorge
Sey mein. Die Hand halt' Du auf's Schwert, das Aug'
Auf mein's geheftet. Unterdeß bemerken
Der Volksverſammlung Stimmung wir. Vielleicht
Iſt Zahmheit erſt zu heucheln noth, um ſicher
Den Schlag zu thun. Nimm, bitt' ich Dich, von mir
Den Maaßſtab Deines Wirkens.

Icilius.

Römer biſt
Du jetzt, und Vater. Winke denn; zum Streiche
Find'ſt Du mich raſcher als den Blitz.

Virginius.

So geh';
Den ſchwachen Frau'n mußt Du Geleite geben.
Mach', daß in's Volk ſich Deine Tapfern mengen;
Gerathner iſt's, daß Appius, wenn er kömmt,
Allein mich finde. Doppelſinn'ge Worte

Will ich ihm bieten; unterdeß zum Angriff
Der Schändlichen den beſten Ort erſehn.
Hier harr' ich ſein; o zeig' im Rückweg Dich
Nicht allzutrotzig; zähme Deine Wuth,
Für kurze Zeit, bald bricht ſie ganz hier los.

Zweiter Auftritt.

Virginius.

O Kind! ... O Rom! — Nichts anders fürcht' ich mehr,
Als nur Icils zu brauſend-kühnen Muth.

Dritter Auftritt.

Virginius. Appius.

Appius.

Entſchiedſt Du endlich? Sprich.

Virginius.

Schon längſt.

Appius.

So wie's
Ein Vater ſoll?

Virginius.

Wie's ſoll ein röm'ſcher Vater.

Appius.

Haſt jedes Band denn mit Icil zerriſſen?

Virginius.

Drei ſtarke Bande knüpfen mich an ihn.

Appius.

Sie ſind?

Virginius.

Blut, Freundſchaft, Tugend.

Appius.

Ha, Verräther!
Blut fließe denn, ſie zu verewigen.

Virginius.

Bereit bin ich, ſie zu verewigen
Mit Blut. — Vergebens widerſteht man Dir,
Mir iſt's bewußt. Eh', nach gehörtem Spruch,
Ich mir mein Kind entreiſſen ſehe, rüſt' ich
Mich in den Tod zu gehn. — Sonſt kann ich nichts;
Doch, hoff' ich, werden einſt für mich die Götter
Sich Rache nehmen.

Appius.

Siehſt Du Appius Götter?
Schau, die bewehrten Schaaren ſind's, die rings
Sich um mich ziehn. Ich weiß, auch Ihr verſtärkt Euch
Mit Waffen heut, halb offen, halb verſteckt.
Allein mit mir iſt das Geſetz; mit Euch
Die Frechheit nur. Auch das Verlieren wird
Zum Ruhme mir; Euch ſelbſt der Sieg zur Schande. —
Doch ſiegen werdet Ihr. Schon drängt ſich furchtbar
Die Menge Volks zum Forum; trau' auf ſie,
Ihr bleibt ja ſtets, ſo oft ſie's will, die Herrſchaft.
Vom Schmerz gebeugt, naht dort Virginia;
Das Haar zerrauft, das Kleid zerriſſen, folgt
Lautſchreiend ihr die Mutter. Welch' Getös!
Von welchem Heulen bebt die Luft! wer weiß,
Wie viele Waffen führt mit ſich, wie viel
Icil in's Forum, der Gewaltige.

Vierter Auftritt.

Vorige. Numitoria. Virginia. Markus.
Volk. Liktoren.

Numitoria.

O des Verraths!

Volk.

O Unglückstag!

Virginia.

O Vater! . . .
So lebſt doch Du; Du lebſt; doch, ach, du weißt nicht . .
Icil . . . Weh' mir! . . .

Virginius.

Was iſt's? ſprecht. Ich vermiſſ' ihn.

Numitoria.

Es ſtirbt Icil.

Virginius.

O Himmel! Was vernehm' ich?

Appius.

Wer wär der Kühne, der zum Schutz von Rom
Den Schuldigen beſtraft', eh' des Geſetzes
Gerechte Streng' ihn noch verdammt?

Numitoria.

Verruchter,
Du wagſt es ſo Dich zu verſtellen? — Sicher
In ſeinem Muth, kam er mit uns zum Forum;
Und ſieh', da nah'n mit drohender Geberde,
Aruns und Fauſtus, und Ceſonius
Bewaffnet ihm entgegen, »Ha, ſo biſt
»Du ein Verräther?« ruft ihm Aruns zu;
Und All' entglüh'n in fürchterlichem Zorn;

Und Alle ſtürzen mit gezücktem Schwert
Ergrimmt auf ihn. Drauf ging's in einem Nu.
Zum Schlagen fertig, eher als zum Reden,
Schwingt ſchon Icil in raſchem Wirbel rings
Den furchtbar'n Stahl zu ſeinem Schutz. Da ſinkt
Erſt Aruns hin; es ſinken hin, ſo viel
Sich ihm zu nah'n erkühnt. — Nun ruften fern
Dem hochbeſtürzten Volk die Feigſten zu:
»Icil, Ihr Römer, iſt Verräther; Er
»Will König ſeyn in Rom.« Und kaum erſchallt
Der Name rings, als ihn von allen Seiten
Das Volk beſtürmt; und nahe droht ſein Fall.

Virginius.

O welch' ein Tod für ſolchen wackern Mann!

Numitoria.

Doch ihn vermochte keines Fremden Schwert
Zu treffen; ſelbſt kehrt' er auf ſich das ſeine:
Ruft ſterbend aus: »Nein, leben will ich nicht;
»Nicht dienen will ich; lern', o Braut, von mir
»Frei ſterben dann.«

Virginia.

Wohl hört' ich Arme Dich,...
Geliebter Gatte, und ich will Dir folgen.
Wohl dreimal ſah' ich tief in Deiner Bruſt
Den Stahl geſenkt, und wiederum geſenkt,
Von Deiner Hand;... da ſtreckt' ich, ohne Zittern,
Die Rechte aus nach Deinem Schwert... Umſonſt...

Numitoria.

Hinweggerückt vom grauſenvollen Anblick
Hat uns hieher das wogende Gedräng.

Virginius.

Es fällt Icil, Ihr Römer... und es herrſcht
Schon Appius...

Appius.

Icil, Ihr Römer, hatte
Zu ſeinem Tod nur ſeiner Treuen Hand,
Und ſeine eigne Rechte zu Gehülfen.
Sein ſchmählich Leben wollt' er, ſchuldbewußt,
Im Tod verbeſſern, ſtarb als Römer zwar:
Doch lebt' er nie als ſolcher. Den Verräther
Beſtraft' ich nie; zu theuer war er Euch.
Die Zeit klärt endlich alles auf, und löſ't
Von Eurem Blick die ſchadenvolle Binde.
Verdammt' ich ihn zum Tod, ſo hört' ich Euch
Mich, um die Wette, einen Wüthrich ſchelten.
Und dennoch ſchien er ſeinem Anhang ſelbſt
Des Todes ſchuldig.

Virginius.

Keinen täuſcheſt Du;
Nein; hör' denn auf; jedweder ſieht das Triebrad
So grauſer Rache bald. Icil erwürgt,
Hat Deine böſe Sache mehr als halb
Bereits geſiegt. Fahr' fort, o Appius;
Laß nur das Urtheil hören. — Doch, was frag' ich?
Wer ſieht es nicht in dieſen Waffenſchaaren?...
Im tiefen Schweigen des erſchrocknen Roms?

Appius.

— Treuloſe, wie? nachdem Empörung Ihr
Umſonſt verſucht, wenn Eure Staatsverräther
Euch ſelbſt verrathen, gebt Ihr mir die Schuld?
Dem Ungetreuen brachen ſie die Treu;

Was Wunder auch? — Zu Euch, Ihr wahren Römer,
Red' ich anitzt. Bewehrte Schaaren ſeht
Ihr um und um zerſtreut, doch Rom zum Heil.
Wer wagt es dem, was Euer hoher Wille
Einmüthig heiſcht, zu widerſtreben? Ich
Gewißlich nicht; doch einer Handvoll Buben
Entgegenſtehn, um Roma's Majeſtät,
Von Euch in meine Hand gelegt, zu ſichern,
Das Unternehmen greif' ich furchtlos an.
Allein ſind etwa die Verräther alle
Schon mit Icil vertilgt? — He da, Liktoren,
Umſchloſſen ſteh' von Euren Beilen rings
Virginius, bis daß der Spruch erfolgt.
Zu übelm Werke naht er; ſeine Gründe
Enthüll' er hier, wofern er deren hat;
Doch zur Gewalt ſey ihm der Weg verwehrt.

Numitoria.

Weh' mir!

Virginia.

Ich Arme! auch der Vater?...

Virginius.

Freilich,
Verräther bin ich; bin Virgini'as Vater;
Verräther war Icil; war ihr verlobt;
Verräther iſt, wer Braut und Tochter nicht
Von ihm geſchändet will. Seyd Ihr noch nicht
Ganz überzeugt von ſeinem grauſamen
Gelüſt? — Ha, Römer, ſchuldlos, wie ich bin,
Laßt mit Icil und tauſend andern mich
Zum Tode ſchleppen; doch gerettet ſey
Heut die geehrte Jungfrau nur; ihr ſteht

Weit Schrecklichers denn Tod bevor. Für mich
 Erfleh' ich nichts; für ſie erzittr' ich nur;
Für ſie nur wein' ich. —

Numitoria.

Und bei unſern Thränen
Weint Ihr nicht Alle mit? Was Euer harrt,
Lernt, Väter, heut von uns … Doch Alles ſchweigt?
… Hartherzige! … So hört mich denn, Ihr Mütter;
Ihr, die allein die Kinder wahrhaft liebt,
Die unter Euerm Herzen Ihr genährt,
Erzeugt aus Euerm Blut. Zu groß, Ihr Mütter,
Iſt das Vergehn, hier Kinder zu erzeugen.
Gilt Eure Ehre, gilt die ihrige
Euch etwas noch, ſo ſenkt bei der Geburt
Den Stahl in ihre Bruſt.

Appius.

Hört Ihr die Liebe
Der Mutter? hört Ihr? Und wer ſieht nun nicht,
Daß unterſchoben ſie, und daß getäuſcht
Von ihr der Vater iſt? — Ihr wolltet's ſo,
Und wohl war's billig, daß Virginius
Bei ſolchem Streite ſich zugegen fand;
Seht, er iſt da; doch ſeine Gegenwart,
Kann ſie des Rechtes volle Waltung hindern? —
Vernommen hab' ich Markus und die Zeugen;
Sie ſtimmen ein, und klar iſt Markus Recht:
Ich ſchwör's dem Volk, Ich; mehr als überführt
Durch ſolche Gründ' iſt ſchon die falſche Mutter;
Drum ſucht ſie nun im Volkstumult ihr Recht. —
Den armen Vater, der dafür ſich hält,
Schmerzt mich, aus dem Betruge ziehn zu müſſen.

Und dennoch muß ich's. Dein, o Markus, iſt
Virginia. Ich kann Dir Deinen Anſpruch
Auf Deine Sklavin nicht verweigern.

Numitoria.

Ha!
Wo hat man je ſolch' einen Spruch vernommen?
Und hört mich Keiner?

Virginia.

Mutter, Du erblickſt
Den Vater ja von Beilen rings umdräut;
Nicht wirken kann er, ſprechen kaum, für mich;
Und ach, umſonſt. Gieb mir den Stahl; Du haſt ihn;
Verſprachſt mir ihn. Schon iſt der Gatte mir
Geraubt; und willſt Du, daß ich auch die Ehre
Verlieren ſoll?

Virginius.

Ha! nichtswürd'ge Rotte
Schamloſer Sklaven, über Euch vermag
So viel der Schrecken? Ehre, Kinder, Alles
Vergeßt Ihr um des Lebens willen? — Wohl,
Wohl hör' ich zwar ein leis Gemurmel rings;
Doch Keiner regt ſich. — Zwiefach Schändliche!
Ein Loos, wie meines, ha! mög' unter Euch
Jedweden treffen; ärger, könnt' es ſeyn; —
Der Haab' und Ehr' und Freiheit, und der Kinder,
Und Bräut' und Waffen, und des Sinns beraubt,
Raub', unter langer Qual, Euch der Tyrann
Das ſcheußliche, ſchandvolle Leben, kaum
Das Eure, das um ſolchen Preis der Schande
Ihr nun bewahrt.

Appius.

Wohl freilich murrt, allein
Ob Dir nur, Rom. — Jetzt ſchweigt. Liktoren, auf,
Gebt ihrem Herrn ſogleich die Sklavin wieder,
Und achtet nicht auf der erdachten Mutter
Aufrühreriſchen Schmerz. Reißt ihr vom Buſen
Die ihr nicht eigne Tochter.

Numitoria.

Eh' erwürgt
Ihr mich.

Virginia.

O Mutter!

Volk.

O des Tags!

Virginius.

Halt ein,
O Appius, für einen Augenblick:
Und höre mich; ja, halt und höre mich. —
Als Tochter zog ich dieſes Mädchen auf:
Mehr als mich ſelber liebt' ich ſie bisher:
Log auch die Gattin, bin ich doch des Trugs
Unwiſſend...

Numitoria.

Weh'! Was hör' ich? Kannſt Du ſo,
So tief Dein Weib erniedrigen?... Biſt Du
Noch der Du warſt?

Virginia.

In dieſem Augenblick
Veränderſt Du Dich, Vater? Glaubſt mich nicht
Die Deine mehr? Ich Elende!

Virginius.
Was ich
Dich immer glaube, lieb' ich Dich noch ſtets,
So wie ſein Kind der beſte Vater ſoll. —
Laß, Appius, mich ſie nur Einmal noch,
Eh' ich auf ewig ſie verlier', an den
Einſt väterlichen Bruſt drücken. Sieh',
Zerbrochen, nichtig, ſinkt mein Stolz dahin:
In Dir verehr' ich Roma's Majeſtät,
Geſetz' und Götter. — Doch der Vaterliebe,
Die ſo viel Jahr' ein Theil von meinem Leben
Geweſen iſt, kann ich in einem Tag
Mich ihr entſchlagen, einem Augenblick?...
Appius.
Der Himmel ſoll verhüten, daß ich je
So hart mich zeig', ein ſo gerecht Begehren
Als Schuld Dir beizumeſſen. Wie Du ſollſt,
Sprichſt Du, in Dich gekehrt; und wie ich ſoll,
Antwort' ich Dir. Liktoren, öffnet ihm
Den Weg.
Virginius.
Ha, komm' an's Vaterherz, o Tochter;
Wie ſüß iſt mir's, noch Einmal Dich zu nennen
Mit dieſem Namen'... Einmal. — Meiner Liebe
Zum letzten Pfand — nimm Freiheit hin, und Tod.
Virginia.
O!... wahrer... Vater!...
Numitoria.
Himmel! Kind!...
Appius.
Was thatſt Du?...

Liktoren, auf, ſogleich...

Virginius.

Den Höllengöttern
Weih' ich Dein Haupt mit dieſem Blut!

Volk.

O ſchrecklich!
Grauenvolles Schauſpiel! Fort mit dem Tyrannen...

Virginius.

Wie, Römer, reizt Euch nun der Zorn? zu ſpät!
Nicht giebt man mehr Unſchuldigen das Leben.

Volk.

Tod dem Tyrannen Appius!

Appius.

Tod dem Mörder
Des eignen Kind's, und den Rebellen.

Virginius.

Virginius und das Volk im Begriff die Liktoren und Trabanten des Appius anzugreifen.

Zeit
Bleibt uns zur Rach', Ihr Tapfern, eh' wir ſterben.

Appius.

Appius und die Seinigen, im Begriff das Volk und Virginius zurück zu treiben.

Zeit, Dich zu ſtrafen, eh' ich ſterbe, bleibt mir.

Virginius.

Tod dem Tyrannen!...

Der Vorhang fällt.

Volk.

Tod dem Appius! Tod! —

Lautes Getümmel und Waffengeklirre.

Rosmunda.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Rosmunda.
Almachild.
Ildowald.
Romilda.
Soldaten.
Gefolge Ildowald's.

Schauplatz: die Königsburg in Pavia.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Rosmunda. Romilda.

Rosmunda.

Verrätherin, bring' nur dem Himmel Wünſche;
Erheb', erheb' Dein eitles Flehn zum Himmel;
Er wird Dich nimmer hören. Unterdeß
Glüht am Teſſin das mördriſche Gefecht.
Von dort vernehm' ich das Getös; auch ſchwanket
Mir nicht das Herz in zweifelhafter Hoffnung;
Des neuen Gatten hohe Kriegertugend
Giebt völlige Gewißheit mir vom Sieg.

Romilda.

Wenn Almachild im Schlachtgefild' vermag,
Was er vermocht' in dieſer Burg, als er
Verrätheriſch den Vater Alboin
Mir drin erſchlug, — dann ſiegt er wohl. Doch Klephis,
Der ihn bekämpft, liegt nicht im Schlummer jetzt
Verſenkt, im Arm des freveln Eheweibes,
Wie Alboin, Dein Gatt', in jener Nacht
Des Greuels lag. Den Kern der Tapferſten
Hat Klephis rings um ſich verſammelt. Er

Verficht zugleich im hohen Kampf die Sache
Verrathner Treu, des frechbeſchimpften Himmels,
Des unterdrückten Volks, und der Geſetze
Der Longobarden, die Du niedertrittſt;
Und Sieger hoff' ich ihn.

Rosmunda.

Die Hefe nur
Des Longobardenſtamms folgt jetzo Klephis
Empörerfahnen; zu den Seinigen
Zählt er nicht Einen, als von niederm Blut;
Wohl iſt er werth, daß Du für ihn Parthei nimmſt.
Und biſt Du Königs-Tochter? Glücklich iſt
Fürwahr mein Loos, das Dir zur Mutter mich
Nicht gab! Kannſt Du, von Königen entſproſſen,
So niedrig ſeyn, daß Du die Königsmacht
Mit ſammt dem Thron zertrümmert ſehen wollteſt?

Romilda.

Zertrümmert ſäh' ich lieber noch den Thron,
Als drauf den ſchnöden, mordbefleckten Räuber.
Und Du wärſt eines Königs Frau und Tochter,
Die dem Verräther, Deinem Unterthan,
Die Hand als Gattin darzureichen wagte?

Rosmunda.

Wer immer mich zu rächen ſich erkühnte,
Verdient' als Lohn auch meine Hand. Es zwang
Zur Unglückshochzeit Deines grauſen Vaters
Mich eiſerne Nothwendigkeit. Verwaiſ't,
Beſiegt, empfing mich Alboin, vom Blut
Comundus, meines unglückſel'gen Vaters,
Noch ganz beſprengt, der Frevler Alboin,
Der Meinen Würger, meines Vaterreichs

Verheerer, meines Mißgeſchickes Spötter.
Vom harten Joch des Schickſals athm' ich endlich
Nach ſo viel Jahren auf. Er breche los,
Der tiefe Groll, der ſchon ſo lang in mir
Verhalten lag: Dich will ich, Alboins
Verwünſchte Tochter (deren Mutter ich
Zu meinem größten Glück nicht bin) Dich will ich
Aus meinem Blick auf ewig nun verbannen.
Als Braut ſend' ich Dich Alarich.

Romilda.

Ich Braut? . . .
Ich, Alarichs? . . . .

Rosmunda.

Ja; freilich ſcheint Dir dies
Für all' das Leid, das mir Dein Vater that,
Geringe Rach', und dafür halt' auch ich's.
Jedoch mir gnügt es, jeden Überreſt
Von Alboins gottloſem Blut hinweg
Aus meinem Blick zu ſchaffen. Dich zum Tauſch
Für die bedungne Hülfe hinzugeben,
Die gegen Klephis Alarich mir leiht,
Verpfändet' ich mein königliches Wort.
Erfreue Dich; denn einen hohen Gatten,
Wie du verdienſt, erhältſt Du, und wiewohl
Die Heruler kein weites Reich, wie jene,
Die ſich Dein Vater raubte, ihm verliehn,
So gleicht er doch an wilder Grauſamkeit
Gewißlich ihm. Beglückt, wie ich es ward
Durch Alboin, wird Alarich Dich machen.

Romilda.

Verhoffe nie, zu einer ſolchen Hochzeit

Mich ziehn zu ſehn. Wofern Du überwindeſt,
Und volle Rach' an mir zu nehmen glühſt;
In eben dieſen Mauern, wo der Geiſt
Noch irre geht des ungerochnen Vaters,
Wo, der ihn ſchlug, der niedrige Verräther,
Zur Seite Dir, auf ſeinem Lager ruht:
Hier würge, hier, in gräßlich-langer Marter
Die Tochter Du, mit unerhörter Qual.
Doch meine Hand verſprechen? . . .

Rosmunda.

All' die Wuth
Der grauſamen Stiefmutter ſollſt Du dort
Mit des unbänd'gen Ehmanns Blut vereint
In Alarich antreffen. Mit dem Tod
Straf' ich, wen ich zugleich befürcht' und haſſe;
Doch Dich, die ich nicht fürchte, mit dem Leben.

Romilda.

Wer gliche Dir an Wildigkeit? Ich nicht.
Kein Weinen, keiner Unſchuld Ruf vermag,
Ich weiß es, Dir in's Herz zu dringen; mir
Blieb nichts als Thränen mehr zum Schutz . . .
O Himmel! —
— Doch nein: wohl kann ich ſterben, und ich will's,
Geh' ich nur nicht . . . Vielleicht auch wär' es beſſer,
Wenn Deine edeln Künſte, Deinen Dolch,
Ich Alarich zur Mitgift brächte, ſo
Ihn theuer die gefoderte Vermählung
Bezahlen ließ: allein, bin ich Rosmunda?

Rosmunda.

Ich bin es, ich; und rühme deß mich ſtolz.
Es weiß die Welt, ob ich zur Grauſamkeit

Die Erſte war.

Romilda.

Wenn grauſam gegen Dich
Mein Vater ward, ſchuf ihn das Kriegsrecht ſo;
Doch Du nachher . . . .

Rosmunda.

Das Kriegsrecht? War's im rauhſten,
Im unwirthbarſten Lande jemals recht,
Daß der Geſtorbnen unverſcharrt Gebein
Gottloſe Wuth mit frechem Schimpf verhöhnte? —
Seh' ich an jenem greuelvollen Mahl,
(Mir ein Gelag des Todes!) ihn nicht ſtets,
Von Übermuth und Zorn und Blut berauſcht,
Hohnlachend ſitzen an verruchtem Tiſch?
Und ſeh' ich ihn, mit Speiſ' und Wein beladen,
Nicht ſtets (o furchtbar-ſcheußliches Geſicht!)
In langen, langen Zügen aus dem Schädel
Des Vaters trinken, den er mir erſchlug?
Dann, überſtrömend von verfluchtem Trank,
Die Schaale mir, die ſchauderhafte, ſenden?
Tönt mir nicht ſtets ſein blutig-ſpöttelndes
Einladungswort, als der Verruchte ſprach:
»Trink mit dem Vater, Roſamunda, trink!« —
Und Du, erzeugt von einem ſolchen Scheuſal,
Stehſt noch vor mir? — ja, wenn ich auch, als er
Durchſtochen lag, Dich von den niedrigſten
Der Sklaven ſchänden, dann erwürgen ließ;
Verbrennen eure Aſch', und in die Wind'
Umher zerſtreu'n; war meine Rache wohl
Dem Schimpfe gleich? Geh; reize mich nicht länger.
Beglücktes Zeichen iſt es mir, dich fern,

Dir ſelbſt zum Trotz zur freudenloſen Hochzeit
Verbannt zu ſehn: Du weigerſt Dich nunmehr
Umſonſt; Du mußt. Mag eine Hand
In Deinem Blut ſich waſchen ſtatt der meinen.
Doch geh' indeß; hier duld' ich jetzt Dich nicht,
Wo ich, als Überwinder, Almachilden
Vom Feld erwarte. Fort, bereite Dich
Bei Tagesanbruch abzuziehn. Ich will's.

Zweiter Auftritt.

Rosmunda.

...Wie tief ich Die verabſcheu'n muß, das faſſ'
Ich ſelber kaum. Der Gründe ſind genug;
Doch allzuwichtig meinem Frieden iſt's,
Den wahrſten, größten, nicht mir aufzuhellen.
Das Herz zerreißt ein grauſer Zweifel mir...
Doch irr' ich mich vielleicht?... Ach nein! Es iſt
Kein Zweifel mehr, iſt ſchreckliche Gewißheit:
Mit jenem Blick des Widerwillens ſchaut
Nicht mein Gemahl auf ſie, wie auf die Tochter
Des Hingewürgten der Erwürger blickt.
Oft ſpricht er mit ihr, ohne zu erzürnen;
Auch von ihr ſpricht er, ohne Zürnen, oft.
Hat jene — Schönheit nenn' ich ſie wohl nicht —
Doch falſche Reizung ſchmeichelnd ihn vielleicht
Ins Netz verſtrickt?... Ach, nimmer kläre ſich
Die Wahrheit auf. Hinweg, Romilda, weg
Von hier auf ewig!... Ha, bei dem Gedanken
Kocht mir das Blut in jeder Ader auf.
Verwünſchte Tochter Alboins, Dich ſoll

Ich auch als meine Nebenbuhlerin
Entdecken? — Stille!... Almachild erſcheint...
Laß uns erſpähn, ob mich die Ahndung täuſcht.

Dritter Auftritt.

Rosmunda. Almachild. Soldaten.

Rosmunda.
Das Feſtgejubel, und im Winde flatternd,
Der Fahnen Wehn, der Krieger-Aufzug, Alles
Verkündet mir, daß Du als Sieger kömmſt.
Almachild.
Gerettet, ſicher, ſiegreich ſiehſt Du mich;
Doch nicht durch meine Tugend. Sieg und Leben,
Freiheit und Herrſchaft, Alles ſchenkt mir heut
Mein einz'ger Ildowald; er, der mein Schild,
Und edelmüthig mein Beſchützer war.
Für mich bewies er ſolche Heldenkraft,
Daß nie mein Lohn an ſein Verdienen reicht.
Rosmunda.
Errath' ich wahr, ſo hat Dein brauſendes
Erhabnes Herz Dich hingedrängt im Kampf,
Wo die Gefahr am fürchterlichſten flammte.
Da dachteſt Du nicht an Rosmunda's Angſt,
An ihren Thränen, ihres Herzens Pochen.
Wie ſehr vor Deinem allzukühnen Muth
Mir bange war, Du weißt's; doch tröſtete
Mich Dein Verſprechen, vor dem Kampf geleiſtet,
Nicht unvorſichtig Dich umſonſt zu wagen.
Ich bat Dich drum; Du ſchworſt es mir: Ach ſprich:

Was wär' ich ohne Dich? Der Thron iſt nichts,
Das Leben nichts mir, theil' ich's nicht mit Dir.

Almachild.

Ich dachte Dein und Deiner Liebe; doch
Der Longobarden würdig Oberhaupt,
Und Roſamundens würdigen Gemahl
Mußt' ich zugleich mich zeigen, unverzagt
Mit feſtem Schritt dem Tod entgegenſchreitend.
Wie ſühnt' ich ſonſt, als mit dem Schwert im Felde,
Den Unglücksſtreich, der meiner Hand entſchlüpfte?..

Rosmunda.

Und wie? mich ſo gerächt zu haben, wagſt
Du zu bereun?...

Almachild.

Ach ja! Die Rache nicht,
Mich ſchmerzt die Art, wie ich ſie nahm, und wird
Mich ewig ſchmerzen. Solche Makel weg
Von mir zu tilgen, müßt' ich all' mein Blut,
So viel in meinen Adern ſtrömt, vergießen. —
Mit lautem Ruf hört' ich Verräther mich
Von Klephis Mund und ſeinen Tapfern ſchelten;
Da hallte tief mein ſchuldbewußtes Herz
Die wohlverdiente, doch unleidliche
Beſchimpfung wieder; drauf, ich läugn' es nicht,
Stürz' ich mich hin, nur der verlornen Ehre,
Sonſt nichts gedenk, wo Schwertgeklirr und Zorn
Am dichteſten ſich mengen. Blind vor Wuth
Schwing' ich verzweifelnd meine Kling' im Kreis;
Und voll bezeug' ich's ihnen mit dem Stahl,
Daß ich Verräther ungleich weniger
Denn Krieger bin. — Und hoch und höher thürmt

Von Todten mir, und halb nur Lebenden,
Ein Berg ſich rings; als nun mein gutes Roß
Durchſtochen ſinkt; ich ſpring' empor; allein
Unſicher glitſcht auf blutig-feuchtem Grund
Der Fuß mir aus; ich ſink' aufs neu; ſchon ſtürzt
Das Heer gedrängter ſtürmiſch auf mich los.
Vergebens ſtrengt die Reſte ſeiner Kraft
Mein müdes Schwert, nur langſam ſchleichend, an:
Und ſieh, da bricht ſich, ſchneller als es blitzt,
Mit Wenigen der Seinen, Ildowald
Durch Waffenreih'n, und Hieb', und Heersgeſchrei,
Und Speer', und Schwerter, bis zu mir den Weg.
Der Feind wird dünner, ſchwenkt ſich rechts und links,
Und eilt, zerſtreut, in offner Flucht davon.
Erneutes Muths verfolgt ihn raſch mein Heer;
Reich ernten ihre Schwerter, bis des Tags
Noch ungewiſſer Kampf in einem Nu
Ein allverſchlingend, gräßlich Blutbad wird.

Rosmunda.

Ich athme auf: gerettet biſt Du endlich:
Kein andrer Anſtoß machte für den Sieg,
Als Deiner Bruſt zu kühner Muth mir bang.
War Ildowald in dieſem Reich bisher
Der Größten Einer; bleib' er jetzt nur Dir
Der Zweite noch.

Almachild.

Des Dankes bin ich ihm
So mehr nun ſchuldig, als ihn vor der Schlacht
Mir einige mit niederträcht'gem Neid
Verdächtig machen wollten. Alarichs
Verſpätete, vielleicht untreue Hülfe,

Rieth er ſehr weiſe nicht erſt abzuwarten:
Mehr hilft ſein Schwert als tauſend Reiſige:
Er iſt mein Tapfrer, er allein nur hat
Zugleich den Krieg und dieſen Tag geendigt.
Verſchieden klingt, doch ruhmvoll, bald die Sage,
Daß Klephis ſelbſt in ſeine Hände fiel;
Bald, daß er ihn zu Tod verwundet ſchlug;
Und auch getödtet nennt ihn mancher wohl.
Der Flieh'nden Fußtritt folgen wollt' ich nicht;
Des Feindes Stirn bin ich zu ſehn gewohnt:
Doch Ildowaldens hoher Muth wird ſchon
Die Niederlag' in ihm vollendet haben.
Auf ihn vertrau' ich. Mit der Wurzel hat
An dieſem Tag er ſolchen Krieg vertilgt.

Rosmunda.

Mir thut es leid, daß Alarich, zu langſam,
Nicht Theil am Sieg mit ſeinen Waffen nahm:
Doch völlig halten muß ich ihm mein Wort:
Ein andermahl kann ſeine Hülf' uns frommen;
Und was noch ſchlimmer, ſchaden kann er ſtets.
Romilda muß ihm werden; ihr hab' ich's
Schon kund gethan. — Doch glaubſt Du wohl?
Sie wagt
Ihm ihre Hand zu weigern.

Almachild.

Ha, ſoviel
Darf ich... darf ſie zu hoffen ſich erkühnen?...

Rosmunda.

Ja. — Doch umſonſt verweigert ſie's: zum Abzug
Beraumt' ich ihr den frühſten Morgen an.
Den Thron verlieren, eh' als meine Treu

Verletzen, will ich.

Almachild.

Aber Mitleid doch...
Der unglückſel'gen Tochter...

Rosmunda.

Mitleid?... Wie?...
Mit ihr?.. mit weſſen Tochter? — Was vernehm' ich?
Von meines Vaters Mörder ſoll die Tochter
Wohl anders je als unglückſelig ſeyn?

Almachild.

Mir ſcheint es nicht, daß jetzt der frohe Sieg
Zu trüben ſey mit heftigem Befehl.
Vom Blut des Longobarden-Königs blieb
Allein Romilda; übel ſind wir noch
Auf unſerm Thron befeſtigt; Alles hegt
Noch tief im Herzen die Erinnerung
Der kriegeriſchen Tugenden, der ſchnell
Anwachſenden Gewalt, die Alboin
Beſaß, des Reichs rechtmäßiger Beherrſcher.
Wo er voran in hohem Siege ſchritt,
Da hatten ſie Italien, ſo weit
Der Po es tränkt, und Alp' und Appennin
Und Adria's Umfluthung es begränzt,
Beraubt, gefeſſelt oder abgebrannt.
Und großen Vorwurf, großen Haß, und arge
Gefahr bringt uns des großen Königs Mord.
Der Pöbel, müde unumſchränkter Herrſchaft,
Wagt' itzt der Freiheit Fahne aufzuſtecken.
Leicht trieb' man ihn zurück: den ſtarken Kriegern
Gefällt ein einzig Haupt. Doch ſehn die Schaaren
Des großen Feldherrn Tochter uns beſchimpfen,

Wer bürgt uns dann für ſie? Und ohne ſie,
Was ſind wir, ſprich?

Rosmunda.

Ganz neu erſcheint mir's, traun,
Daß heut in Reichsgeſchäften Du von dem,
Was ich gedacht, verſchieden denkſt. Ich laſſe
Die Waffen Dir; allein des Friedens Künſte,
Wer wehrte mir's ſie im Pallaſt zu üben?
Ach komm indeß, und pfleg' etwas der Ruh.
Vor offnen Feindeswaffen ſchirmſt Du mich,
Als Schild; doch jede minder edle Sorge,
Die nicht den Sinn des Kriegers ziemt, ſey mein.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Almachild. Ildowald.

Almachild.
Komm, Ildowald, umarme mich; Du Erſter
Begründer meines Ruhms. Beſiegt geſteh' ich,
Daß ſich kein Lohn für Deine Thaten findet,
Der ihnen gliche: doch, vermag ich je . . .
Ildowald.
Herr, kämpft' ich auch am königlichen Banner
Heut' gegen Klephis ungetreue Fahne,
So werd' es mir mit nichten zum Verdienſt:
Von meinem erſten grünen Alter an,
Erzogen mich in dieſem Sinn die Väter,
Daß heilig ſtets des Herrſchers Sache mir
Erſcheinen ſollte, was ſie immer ſey.
Almachild.
Wohl zeugt von hohem Herzen Deiner Rede
Beſcheidner Ton: ich weiß, ein tapfrer Mann
Hält, mehr zu thun bereit, das ſchon Vollbrachte
Für wenig; doch, was bleibt Dir mehr zu thun?

Zerſtreut, vernichtet haſt Du völlig ja
Schon meine feigen Gegner, die die Furcht
Mit ſolcher Haſt beflügelte zum Flieh'n.
Ich, gänzlich außer Athem, überließ
Sie Deiner Hand; ich wußte, daß mein Schwert
Entbehrlich war, wo Du das Deine ſchwangſt.

Ildowald.

Dem Glück gefiel, mir hold zu ſeyn. Gefeſſelt,
In deiner Macht, wird Klephis hergeführt;
Verwundet, doch nicht tödtlich; als er fiel,
Erloſch, wofern auch in der Seinen Bruſt
Er noch geglüht, des Muthes Funke ſchnell;
Und mit dem Führer ſank ihr ganzer Stolz.

Almachild.

Erprobe nun, o Ildowald, mein Herz.
Giebt's Etwas in der Welt, wonach Dein Wunſch
Verlangt? So ſprich; nichts wag' ich Dir zu bieten;
Doch ſagen kannſt Du mir, (wer könnt' es ſonſt?)
Durch welchen Lohn am mind'ſten Deine Tugend
Beleidigt würde.

Ildowald.

Mit dem Schein, o Fürſt,
Des treuergebnen Freundes will ich mich
Vor Dir nicht kleiden, da ich es nicht bin.
Dich ſtrebt' ich heute minder, als den Thron,
Den Thron zu retten, deſſen Sicherheit
Heut' nur an deinem Leben hing. Es könnte
Vielleicht dereinſt die königliche Macht
Jemanden treffen, dem ich wenig noch
Mit meinem Leben darzubringen glaubte;
Und drum ward ich ihr eifriger Verfechter.

Nicht Dir zu dienen war, das ſiehſt Du wohl,
Mein erſter Zweck; drum biſt Du nichts mir ſchuldig;
Und von des Dankes ſchwerer Bürde hab' ich
Dich ſchon erlöſt.

Almachild.

Jemehr ich von Dir höre,
Jemehr bewundr' ich Dich. Doch ſollſt Du mich
In dem erhabnen Wettſtreit nicht beſiegen.
Du liebſt mich nicht, ſchon ſagten Andre mir's;
Doch einen Theil der Schlacht, und zwar den größten,
Dir zu vertrauen, trug ich kein Bedenken.
Ich tadle Dich mit nichten, wenn zum Kampf
Dich mehr des Throns entweihte Majeſtät
Bewogen hat, als meines Haupts Gefahr.
Ich weiß, daß wackern Kriegern, wie Du biſt,
Das Mittel nicht ſehr rühmlich ſcheinen kann,
Das mich zum Thron erhoben. Ich verdamm'
Es ſelbſt zuerſt. Doch welche eiſerne,
Welch' ſchreckliche Nothwendigkeit dazu
Mich trieb, Du weißt's, mein edelmüth'ger Feind.
Als Unterthan, als Deines Gleichen, ſahſt
Du einſt auch mich; und da (ich darf's bezeugen)
Schien ich Dir nicht verächtlich. Meinen Ruf
Hab' ich darauf befleckt; doch wiſſ', ich achte
Mich ſelbſt im Herzen weit verruchter noch,
Als Andre thun. Allein, ich ſchlumm're drum
Nicht auf dem blutbeſprengten Thron; ich hoffe
Von mir zum Theil (denn nie verlöſcht er ganz)
Den grauſen Schandfleck des Verraths zu tilgen.

Ildowald.

Vom Königsſtamme glaubt' ich ſchon Dein Herz

Ungleich verdorb'ner noch; geſund indeß
Iſt's gleichwohl nicht. Gewiſſensbiſſe fühlen,
Und bleiben ...

Almachild.

Und begehr' ich denn zu bleiben?
Schon eil' ich, ſchon ...

Ildowald.

Doch dieſer Thron, Du weißt, ...

Almachild.

Ich weiß, daß Andern er gehört, daß er
Nicht mein ...

Ildowald.

Und ſo ...

Almachild.

O höre mich; ich kann
Mich heut' des Throns weit minder unwerth machen.
Hör' mich; und dann verweig're, wenn Du kannſt,
Mir Deinen Beiſtand ... Doch, wohin verleitet
Mein blindes Streben mich? Für Deine Dienſte
Fand ich vorhin ja keinen Lohn, und jetzt
Wag' ich, von Dir ſchon neue zu begehren?

Ildowald.

Ach, ja! So rede; reichliche Belohnung
Gewährſt Du mir, wenn Du für den mich hältſt,
Den man zu Thaten hohes Muths nicht erſt
Zu ſuchen braucht. Was kann ich leiſten? Sprich.

Almachild.

Auf keine Weiſe hoffe, daß ich's ſage;
Wenn Du, wofern Dich Etwas auf der Welt
Beglücken kann, es mir nicht erſt gefodert.
Verlangſt Du großen Theil am Reich; (verdient

Haſt

Haſt Du es ganz) wie? oder drückt Dein Herz
Ein ſanft'rer Wunſch, und minder ehrſuchtsvoll;
Verbirg mir's nicht. Auch ich erkenn' es wohl,
Daß auf dem Thron nicht alles Gute wohnt;
Daß Etwas iſt, was höher mich erfreute;
Daß noch genug an meinem Glücke fehlt.
Mich füllt ein Wunſch, auf dem mein Leben feſt,
Als einem einz'gen Grund, beruht, — der heißer
Entglüht, je mehr er Hinderniſſe findet. —
O ſo eröffne Dich mir denn; auf daß
Ich Dir doch Etwas nütze, der ſo viel
Mir nützen kann, durch fremder Rechte Schutz.

Ildowald.

Du willſt; ich rede. — Herrſchaft wünſch' ich nicht;
Nein; — übel gäbſt Du die; dies ſind Geſchenke
Der Nachreu' immer und des Bluts. Jedoch,
Da Deines Herzens Innerſtes Du mir
Eröffnen willſt, verweigr' ich auch nicht mein's
Dir aufzuthun. Was ich allein mir wünſche,
Dir nähm' es nichts, und Leben gäb' es mir.

Almachild.

Sprich; es iſt Dein.

Ildowald.

Ich leb' als Liebender
Schon lange Zeit; Rosmunda kann allein
Sich meiner Liebe widerſetzen; Du
Vermagſt allein ſie davon abzuziehn.

Almachild.

Und Deine Glut? . . .

Ildowald.

Romilda iſt's . . .

Almachild.
Was hör' ich?
Du liebſt Romilden?
Ildowald.
Ja ... doch was erſtaunſt
Du drob ſo mächtig? ...
Almachild.
Völlig unbekannt
War Deine Liebe mir.
Ildowald.
Da ich ſie Dir
Entdecke, was beſtürzt Dich? Ungewiß ...
Almachild.
Ich? ... Ach, verzeih'! ... Beſtürzung iſt es nicht ...
Romilda! Und Du liebſt ſie lange ſchon?
Ildowald.
Und wie? mißfällt Dir etwa meine Liebe?
Ziemt ſie mir etwa nicht? Iſt ſie von Fürſten
Entflammt, auch Ich bin kein Geringer ja.
Rosmunda auch iſt Königs-Tochter, doch
Verwarf ſie's nicht, die eheliche Hand
Dir, meines Gleichen, darzureichen.
Almachild.
Und
Was wäre wohl zu hoch für Dich? ... Allein,
Du weißt, Rosmunda ſchaltet mit Romilden; ...
Und ich ...
Ildowald.
Und Du kannſt freilich von Rosmunden
Wohl etwa nichts erhalten? — Und ſo viel
Erhielt doch Sie, ſo viel von Dir. — Genug.

Schon bin ich völlig abbezahlt; Du haſt
Schon königlich mir jeden Dienſt belohnt,
Mit dem Verſprechen.

Almachild.

Nein, ach!... Glaub' es nicht;
..Ich will..doch ſprich..Romilda!..Biſt Du wieder
Geliebt?...

Ildowald.

Romilda... Sieh', da kömmt ſie!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Romilda.

Romilda.

Himmel!
Wen ſeh' ich bei ihm? — O getäuſchte Hoffnung!
Der königlichen Krone, die Dir nicht
Gebühret, flichſt Du auch den Lorbeer ein?
Pflückt denn Verrath die Palme heut? — Und mög' er. —
Doch Du, o Krieger edelmüth'gen Sinn's,
Sprich, Ildowald, warum verſchwendeſt Du
Zu Deſſen Vortheil Deine hohe Kraft?
Mußt' auch ſo große Tugend jemals ſich
Zum Schild ſo großer Schändlichkeiten machen?

Almachild.

So giebt's, o ewig Unverſöhnliche,
Denn weder Macht der Zeit, noch Handlungsweiſe,
Die nur ein Bischen den gerechten Zorn
In Dir beſänftigt', oder ruhen hieße?
Laß Ildowald Dir ſagen, wie im Feld'

Ich Tod geſucht, — ihn, der dem Tod mich raubte. —
O, daß mit mir kein Mitleid Dich ergriff!
Dort ſollt' ich ſterben, da mein Sieg hier kränkt. —
Allein, der Himmel, der des Herzens Unſchuld
In mir erkannt (ach, wäre nur ſo rein
Auch meine Hand!) der Himmel gab vielleicht
Mir nicht umſonſt heut Glanz und Sieg, wo ich
Den Tod geſucht.

Ildowald.

Klag', o Romilda, mich
Des Kampfs nicht an. Zu rächen Deinen Vater.
Zog Klephis nicht mit Waffen in das Feld;
Des Throns Zerſtörer nannt' er ſelber ſich
Mit lauter Stimm'; ich kämpfte für den Thron.

Romilda.

Ob Klephis dies bedrückte Volk zur Freiheit,
Wie er geſagt, zurück zu führen ſtrebte,
Ob er für ſich nach Herrſchaft rang; er wählte
Zu ſeinem Zweck weit edler doch die Mittel,
Als der ſie erſt erhielt. Beim Tageslicht,
Als Held, im Schlachtfeld, griff er zu den Waffe
Und wollte ja das Loos, daß ſich ein Räuber
Auf meines Vaters leeren Thron erhob;
So ſollte dies den Wackerſten doch treffen.

Almachild.

Iſt Jemand, der mich feig zu ſchelten wagt?
Wies je ein Andrer ſtärker ſich, den Thron
Zu ſtürmen, als ich heut, ihn zu beſchützen?
Verzeihſt Du nie? Der Fehltritt, welchen ich
Unwillig that, (wie Jeder weiß) ich kann,
Ja, Ich allein, vielleicht ihn ſühnen; ſüß

Sei mir's, mit Gutem Böſes Dir zu lohnen:
Mit meinem Blut' hab' ich den leeren Thron
Indeß beſchützt; Dein iſt der Thron, ich weiß es,
Vergeß' es nie, ich ſchwör' es Dir; und läge
Es nur an mir, Du ſollteſt ihn ſchon haben.
Rosmunda waltet drauf, und ſie . . .

Romilda.

Ein Thron,
Entehrt, wie der, und des Verrathes Preis,
Bleib' Andern nur. Rosmunda waltet drauf;
Sie, Dir vereint, iſt ſeiner werth. — Doch wär'
Auch nicht erheuchelt deine Reu', und könnten
Einſt ſchuldbefleckter Seele Thaten ſich
Mit Worten voller Edelmuth vereinen;
So wirke mir, nicht Reich, nein, über mich
Nur ſelbſt die Herrſchaft von der grauſamen
Stiefmutter aus; frei Leben, oder Tod
Verlang' ich nur. Als hätte ſie ihr Toben
In meinem hingewürgten Vater noch
Nicht abgekühlt, die frevelnde Rosmunda,
Will ſie mich nun, um ärger mich zu quälen,
Lebendig, und an Alarich vermählt.

Ildowald.

Was hör' ich?

Almachild.

Hörſt Du, Ildowald? Ach, ſieh'
Nun ſelbſt, ob ich mit Recht in Zweifel war . . .

Ildowald.

Braut des Barbaren Alarich?

Almachild.

Ach, nein . . .

Romilda.

Verſprochen bin ich Alarichen, bin's
Zum Lohn des Beiſtands, den er nicht geleiſtet.
Es hat dafür verpfändet ihre Treu'
Die, Die mir Reich und Vater nahm; und nun
Will ihre Treu' (wer glaubt es wohl?) Rosmunda
Um keinen Preis verletzen. Mit dem Früh'ſten
Soll ich hinweg zu dieſer Heirath zieh'n:
Allein, das Frühroth leuchtet mir noch nicht. —
O, wenn Du minder frevelhaft, als ſie,
Zu ſeyn vermagſt; — da mich mein Loos einmal
Zur Zuflucht zwingt bei meines Vaters Mörder; —
So ſuch' ihr doch zu widerſtreben...

Almachild.

Suchen?
Wohl ſchwör' ich Dir, Du ſollſt dahin nicht zieh'n.

Ildowald.

Ich ſchwör's auf dieſes Schwert. Rosmunda ſoll
Mich hören ...

Romilda.

Sieh', da nah't ſie ſich im Zorn'.

Dritter Auftritt.

Rosmunda. Vorige.

Rosmunda.

Hier weilſt Du, hier bei Dieſer? Neigſt auch Du
Zu ihren Aufruhr-Reden Dein Gehör? —
Der Freude Tag iſt dieſes: meine Helden,
Was weilt Ihr hier bei'm ſteten Klaggewinſel

Von dieſem Kind' des Jammers?... Mädchen, wie?
Was ſeufzeſt Du? Gewärtig meines Winks,
Steht ſchon Ragaus mit fürſtlichem Geleit',
Dich hinzuführen, wo ein andrer Thron,
Mit frohem Eh'glück, ſchimmernder Dein harr't.

Almachild.

Doch Alarich's...

Rosmunda.

Wie? ſo ein Fürſt wär' etwa
Nicht würdig ihrer Hand?

Almachild.

So grauſam...

Rosmunda.

Grauſam,
Wie Alboin? Die ſtammt aus einem Blut',
Das nimmer neue Grauſamkeit erſöhit,
Wie groß ſie ſey.

Ildowald.

Doch dieſe Heirath...

Almachild.

Allen
Verwünſcht...

Rosmunda.

Mißfällt Dir?

Almachild.

Sie verſagt das Jawort...

Rosmunda.

Verſage ſie's: Ich ſtimme bei.

Romilda.

Verdrießt Dich's,
Daß er ſo leer an Mitleid nicht, wie Du?

Rosmunda.

Wähnſt Du für Dich ihn mitleidsvoll? Für Dich
Voll Mitleid ihn? Was wagſt Du? welche Rede?
Er fühlt kein Mitleid gegen Dich: Du ſchmeichelſt
Vergebens Dir...

Ildowald.

So tief man's fühlen kann,
Fühl' Ich es ganz; und ſag's; und werd' es zeigen,
Wenn Du dazu mich zwingſt. Ein ſolch' Mißhandeln,
Wer kann an einer königlichen Jungfrau,
Wer kann es ohn' Erbarmen ſeh'n?...

Rosmunda.

Erbarmen
Mag Jeder ihr, nur Almachild nicht, ſchenken.

Ildowald.

Wofern Du noch der friſchen Lorbeerkränze,
Die heut' mein Arm für Dich geerndtet, denk'ſt,
Hör' meinen Rath. Es kann Dir Schaden bringen,
Schimpfſt Du Romilden.

Almachild.

Und ſehr großen Schaden.

Ildowald.

Thu's nicht, wofern Du weiſe biſt...

Rosmunda.

Romilda
Iſt weiſ', und wird nach meinem Willen thun.
Behalte Du für Andre Deine Räthe.
Du rühmſt Dich Deiner Dienſte ſchon? Was haſt
Du denn gethan? Nur Deine Pflicht. — Doch Du,
O Gatte, ſtimmſt nicht mit mir ein? und wagſt
Es mir zu ſagen? Und ich ſoll vor Dieſer

Mir Dir die hohen Staatsgründ' jetzt erörtern?
O komm: hinweg! Laß' ihr ſich zu beſinnen
Nur kurze Zeit. Es wird ihr beſſern Rath
Die Furcht verleih'n. Laß' ſie nunmehr. — Romilda,
Hörſt Du? Gutwillig wanderſt Du entweder
Bei'm Frühroth fort, und haſt ein ehrenvoll
Geleit zur Seite, von Ragaus geführt;
Wo nicht, Du ſäumſt, und ſchleifen muß er Dich.

Vierter Auftritt.

Ildowald. Romilda.

Ildowald.

Sie ſchleifen?... Ach, was hör' ich? Eh mich tödten...
Romilda, Himmel! Dich ſoll ich verlieren?...

Romilda.

Ach, keine Hoffnung nahm ich ſeit dem Tag,
Da mir der Vater hingemordet ward,
Und ich mich in den Händen einer ſolchen
Stiefmutter ſah, nein, keine andre Hoffnung
In meine Bruſt, als die des Todes auf.

Ildowald.

Allein, ſo lang' ich athme...

Romilda.

Glaub', es bleibt
Mir anders nichts. Bereit bin ich zum Tod,
Mehr als Du denkſt: Dich einmal noch zu ſehn,
Wünſcht' ich im Herzen, einmal Dir zu reichen
Der Liebe letztes Lebewohl...

Ildowald.

O ſchweige!

Geliebt und liebend, ſprichſt Du mir vom Sterben,
Solang' ich Lüfte athm', und Waffen ſchwinge?
Vom Schmerz hab' ich die Seele zwar erfüllt;
Doch noch verzweifl' ich nicht.

Romilda.

Und woher kann
Mir Rettung nahn?

Ildowald.

Und bin ich nicht genug,
Dich Jenem zu entreißen?...

Romilda.

Ja, Du biſt's:
Allein, was dann? Sie haben Macht, und drum
Werkzeuge gnug der Bosheit: grimmig iſt,
Doch ſchlau zugleich, Rosmundens Zorn. Kann man
Sie täuſchen?... Und, fiel' ich in ihre Hand
Aufs neu?... Nicht länger ſchmeichle Dir: nur ſterbend
Kann ich Dir meine Treu' bewahren; Du,
Bewahre Schwert und Muth und Leben, Streiche
Zu führen, die den Schatten meines Vaters
Ausſühnen... und den meinen. Leb'; ich laſſe
Dir den verrathnen König, und den Vater,
Und Deine treue Liebende zu rächen.

Ildowald.

Was hör' ich? Himmel! Du zerſprengſt mein Herz.
Ach!... ließeſt du mich je... Gewiß zur Rache,
Und zu nichts Anderm blieb' ich. Doch ich hoffe,
Du ſollſt mit Deinen Augen noch, Du ſelbſt,
Die Rache meines Königs, Deines Vaters,
Vollendet ſehn. Zwar königlicher Macht
Rühm' ich mich nicht; doch viel wirkt hier der Schreck
Von meinem Namen. In der Tapfern Herzen

Herrſch' ich, und nichts bekümmern mich die Feigen.
Einſt kämpft' ich unter Alboins Panier;
Viel ſtehn der Meinen noch bewährt im Lager;
Und alle Longobarden haben mich
Im Kampf geſehn. Noch ſeufzet Jedermann
Bei Alboins Gedächtniß, und von ihm
Biſt Du doch ſtets die einzige Entſproßne. —
Und wär' auch nichts von dem; giebt's unter ihnen,
Die Zwang Dir drohn, nur Einen, — nenn' ihn mir, —
Daß Herz entglühe von ſo edler Flamme,
Deß er mir gleicht? So ſehr Stiefmütter können,
Verabſcheut Dich Rosmunda; doch weit mehr
Biſt Du von mir, von mir geliebt, der ich
Auf einen bloßen Wink von Dir zum Tod, —
Ihn zu empfahn, — ihn auszutheilen ſtürze.

Romilda.

O, ohne Gleichen ſeltner Liebender! ...
Doch, ob auch endlos, ſchwach iſt Deine Liebe,
Um zu bekämpfen den unbänd'gen Haß,
Den ſie ...

Ildowald.

Glaub' nicht, ich blende mich: ich ſtärke
Mich mit ſtatthaften Gründen. Setz' hinzu,
Daß ſich der freveln Hochzeit, wie Du ſiehſt,
Auch Almachild zu widerſetzen wagt.

Romilda.

Allein von ihm, was hoffſt Du?

Ildowald.

Sollt' ich je
Zu Deiner Rettung mich zur Liſt herab
Zu würdigen genöthigt ſeyn, ſo hoff' ich
Von ihm nicht wenig. Wohl ſeh' ich ihn ſchon

Des argen Weibes überdrüſſig. Noch
Scheint er mir fähig der Gewiſſensbiſſe;
Die Furcht vor ihr macht ihn allein nur ſchwankend
Und zweifelhaft. Was er mit Worten fruchtlos
Rosmunden jetzt verbeut, das ſoll er, — mir
Gelingt es wohl, — mit Thaten baß verbieten.
Durch meinen vollen Muth vermag ich wohl
Den halben Muth in ihm zu kräftigen.

Romilda.

Du kennſt Rosmunden ſchlecht. Glaubſt Du, Gewalt
Könn' ihrem Willen Anſtoß ſeyn? Ich bat,
Ach, leider — Almachilden, ſie für mich
Zu flehn. Ich Thörin! wird ein Mann, der ſich
Und ſeinen Ruhm dem ſchnöden Weib verkauft,
Der ſeiner Folgſamkeit, ſo blind als ruchlos,
So viel er iſt, verdankt, und anderm nichts
Als ihr verdankt, mir helfen gegen ſie?

Ildowald.

Vollbringen muß, eh's nachtet, das Verhängniß,
Geſcheh's durch Flehn, durch Drohung oder Streiche,
Was ihm gefällt; nur daß ich Dich nicht miſſe:
Noch bleibt vom Tag uns ja genug. Ob ich
Auf Andre darf, ob nur auf mich vertraun,
Bald werd' ich's wiſſen. Schleunig kehr' ich hier
Zu dir zurück. Bleibt Tod uns nur zur Hülfe,
Sei's Tod. Das letzte Lebewohl, das Du
Mir jetzo geben willſt, empfang' es dann.
Doch ſollſt Du kaum es mir gegeben haben,
Als ich, berauſcht von Lieb' und Zorn und Rache,
Graunvollen Blutpfad mir zu bahnen ſchwöre...
So ſollen mindſtens vieler Andern Tode
Zum Tod mich ziehn. Sollt' unſers Falls ſich je

Ein Andrer freun? Ich ſeh', es trennt vom Thron
Rosmunda Dich allein.

Romilda.

Und Almachild? ...

Ildowald.

Und Almachild? Sein Leben friſtet heut
Mein Stahl: Lohnt er mit Undank, kann ihn heu
Mein Stahl vernichten. Richtſchnur ſei mir Zeit
Und Zufall. — Schnelle Wiederkehr indeß,
Unwandelbare Treu, und hohe Rache
Des hingewürgten Vaters ſchwör' ich Dir.

Romilda.

Nicht rauben will ich Deiner Bruſt die Hoffnung;
Doch Eine Hoffnung nähr' ich nur in mir,
Dich noch zu ſehn; von dieſer will ich leben.
Doch daß ich leb', und nicht die Deine ſei,
Hoffſt Du umſonſt. Und Dein zu ſeyn, wie darf
Ich deß mir ſchmeicheln?... Säum', ich bitte Dich,
Im Rückweg nicht.

Ildowald.

Dein tiefer Jammer macht
Mich zittern. Nicht heiſch' ich von Dir zu le
Zu ſäumen nur, bis Sterben nöthig iſt.
Schwör' mir's.

Romilda.

Ich ſchwör's.

Ildowald.

Ich glaube Dir, und ordne
Das Ganze flugs, und kehre ſchnell zu Dir.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Almachild. Romilda.

Almachild.
O zürne nicht, wenn ich vielleicht Dir läſtig
Um kurz Gehör auf dieſer Deiner Schwelle
Zu bitten wagt': allein zuviel verſchlägt mir's
Dir kund zu thun, wie ſehr von Deiner böſen
Stiefmutter Ich im Herzen ganz für Dich
Verſchieden bin.

Romilda.
Und glaub' ich's wohl? — O ſprächſt
Du wahr! ... Doch wie? bin ich ſo elend, daß
Ich etwas auf der Welt Dir danken müßte?.....
O hartes Loos! ich bin's nur allzuſehr. —
Mach', daß man mir nicht mehr von Heirath rede;
Dann dank' ich meinen Frieden Dir vielleicht.

Almachild.
Wohl mehr bin ich bereit zu thun für Dich;
Wohl mehr.... Du? Alarich zum Raub? den wir
Zwei Gattinnen ermorden ſahn, die Eine
Durch's Schwert, mit Gift die Andere. — Himmel! Du,

Die jeder Tugend, jeder holden Sitte
Belohnung ſollte ſeyn? die jeden Mann
Beglücken kann mit ihrem bloßen Anblick? —
Ach, nein! das ſey, ſo lang ich athme, fern.
Verwehren würd' ich's, wenn auch Du es wollteſt:
Drum folgre, ob ich's dulden will, da Dich
Hinſchleppen ſoll ein unerhörter Zwang.
Erſt Bitten, Gründe; Drohungen ſodann,
Soll mich Rosmunda brauchen ſehn; und endlich
Gewalt. Weicht ſie vom ſchnöden Vorſatz nicht,
Lehr' ich ſie weichen. Feurigern Beſchützer,
Nein, haſt Du keinen, außer mir: die Tage
Sollſt Du in dieſer Burg durchleben; oder
Ich müßte Reich und Leben erſt verlieren.

Romilda.

Und ſolche Großmuth gegen mich, von wannen?....

Almachild.

Furchtbarer kannt' ich keine Strafe je,
Als Deinen Haß.

Romilda.

Doch kann ich gegen Dich
Den Haß je laſſen? wenn im Ton des Zürnens
Der ungerochne Vater mir?....

Almachild.

O Himmel!
Ich ſchlug ihn nicht: Rosmunda mordet' ihn.

Romilda.

Daß Dich ihr Drohn zum greulichen Verrath
Gezwungen hat, iſt jedermann bewußt:
Allein die Auswahl zwiſchen eignem Tod
Und Tödten Deines Herrn, — die ließ ſie Dir.

Zwar hatteſt Du, des frevelhaften Trugs
Unkundig, ſchon des Königs Bett geſchändet;
Allein mit Deinem Blute ſollteſt Du's,
Und mit dem Blut der Schamvergeßnen waſchen;
So konnteſt Du nur Deinen Greul entſühnen:
Und ihn zu ſühnen unterfingſt Du Dich
Mit immer größerm Greuel noch? Der Tod,
Den Andern Du ertheilt, gebührte Dir:
Doch liegſt Du noch im Bette des Verraths;
Behältſt, als Unterthan, noch Deines Herrn
Gemahlinn, hältſt den angemaaßten Thron,
Voll Bluts noch ſtets, und rühmſt Dich deſſen hoch?
Und redeſt menſchlich? willſt, daß ich Dir glaube?
Und wagſt zu hoffen, daß ich minder Dich
Verabſcheun ſoll? — O mögen dieſe finſtern
Unſeligen Erinnerungen nie
Der ew'gen Nacht des Schweigens ſich entreißen!
Verſtummen kann ich, hör' ich Dich nur nicht. —
Heut ſichre mich vor dieſem letzten Sturz,
Und Du erſcheinſt ein Retter mir vielleicht.
Doch, denk' ich Dein, was biſt Du, als der Mörder
Des Vaters mir?

Almachild.

Und die Gewiſſensbiſſe,
Die Reu, die Thränen, hilft mir Alles nichts?

Romilda.

Doch was für Sorgen machſt Du Dir hierüber?
Kann ich Dir etwa Schaden thun? Was geht
Mein Haß Dich an? Des hingewürgten Vaters
Wehrloſem Kind, — was hilft es ihm zu ſchmeicheln?

Almachild.

Vergehn ſind menſchlich; doch den Guten trennt
Vom Böſen nur des Fehlers Reu. Wie mich
Der Schmerz quält, weißt Du nicht; o wüßteſt Du's!—
Ich weine ſeit dem Tag, da ich Bewohner
Von dieſen düſtern Mauern ward, allwo
Ich Dich verſenkt in ſtetem Gram erblicke;
Und doch zugleich im Zürnen ſanft, im Schmerz
Beſcheiden, und hochherzig im Erdulden......
Wo ſchlägt ein Herz ſo hart, das gegen Dich
Nicht fühlte Mitleids-Regungen?

Romilda.

Dein Mitleid?
Zu hart iſt mir's zu dulden . . . Wehe mir!
Ich darf es doch nicht ganz verſchmähn.

Almachild.

Wohlan,
Eh' ich noch was um Dich verdiene, ſprich:
Der Grund, um nicht zu Alarich zu ziehn,
Iſt's nur ſein Name, der ihn grauſam ſchilt?

Romilda.

Und Alboins Entſproßne, wenn ſie Hülfe
Von Dir empfängt, verläugnet ſie ſich nicht
Schon ſelbſt genug? — Von ihrem Herzen auch
Willſt Du, daß ſie die Wünſche Dir enthülle?

Almachild.

So herrſcht ein Grund, den du mir bergen willſt?
Und ſo vielleicht wär' völlig Dir zu dienen . . . .

Romilda.

Und herrſchten auch? . . . . Allein Du biſt . . . Was
ſprichſt Du?

Hier wuchs ich auf, und hier, bei meinem Vater,
Wünſch' ich mein Grab: dies iſt mein Grund. Zu ſterben
Iſt einzig meine Sorge nun; doch acht' ich
Den Tod hier minder ſchrecklich, heiſch' Euch drum
Was Euch ſo leicht, ſo wichtig mir, zur Gabe.

Almachild.

Tod? O Romilda! Sieh, ich wiederhol'
Es Dir, Du ſollſt hier frohe Wohnung haben;
Und mehr noch ſag' ich Dir: Du ſollſt, ich hoff' es,
All Deine heil'gen Rechte hier genießen.
Wenn nicht den Vater, kann ich doch den Thron
Dir wiedergeben; und ich ſoll's, und will's;
Und werde mit untrüglichen Beweiſen
Mein Herz Dir zeigen, wie es iſt;.... wie tief...
Mir drin gegraben ſteht.... Dein Bild....

Romilda.

Was hör' ich?
O weh mir! welche Blicke?.... Was gedenkſt
Du mir zu ſagen?

Almachild.

.... Das, was ich nicht mehr
Dir bergen kann;.... was Du gezeichnet lieſeſt
Auf meinem bebenden Geſicht.... Ich glühe
Schon längſt.... vor Liebe.... gegen Dich.

Romilda.

Weh mir!
Was hör' ich? Was erfrechſt Du Dich zu ſagen?
O arges Loos! haſt Du zu ſolchem Schimpf
Mich aufgeſpart?

Almachild.

Gilt meine Liebe Dir
Für Schimpf, ſo kann ich Strafe wohl auf mich.....

Romilda.

Ha, Schändlicher! Du wagſt mit Tugendſchein
Dein ſchnöd Gelüſt zu überziehn?

Almachild.

O Himmel!....
Hör' mich.... Unrechte Liebe wirſt Du ſehn,...
Doch kein unrecht Beginnen.... Alles will
Ich thun für Dich; doch nichts Dir fodern.

Romilda.

Schweig'.
Du, noch beſchmutzt von meines Vaters Blut,
Mir Liebe nennen?.... Liebe, Du vor mir?....
Rosmundens Gatte, keiner Andern werth,
Biſt Du.

Almachild.

Ach, was verdien' ich nicht für Namen
Des Fluchs?.. und dennoch zwingt mich Dich zu lieben,
Gewalt, unwiderſtehliche Gewalt.
Nein, nicht von Deinen Füßen ſteh' ich auf,
Bevor....

Romilda.

Hinweg! Schweig'; fort!.... Doch ſieh', da kömmt
Die Deine Flammen löſchen wird.

Almachild.

Wen ſeh' ich?

Zweiter Auftritt.

Vorige. Rosmunda.

Rosmunda.

Mich ſiehſt Du, Treuvergeßner. — Schändliche,
Gleich niedrig beid': am ſchlimmſten zwar für mich
Iſt die Gewißheit Eures Hochverraths;
Doch nicht allein will ich den Schaden dulden.
Zu ſtören komm' ich Eure ſchnöden Ränke. —
Undankbarer, ſo lohnſt Du mir? — Und Du,
Mit falſcher Tugend.....

Romilda.

Ihm bewahre ſie,
Die Namen All', ihm kommen ſie nur zu:
Er iſt allein der Niedrige; nur er
Verräther; er ein treuvergeßner Lügner;
Er hält Dir Wort wie Du's verdienſt, und wie's
Ein Schurk dem Schurken halten ſoll. Ich bin
Die Frevelhafte nicht. Er lockte mich,
Der Frevler, um ſein Wort zu hören, bald
Mit Trug.....

Almachild.

Ich will, da Du es weißt, Dir Alles
Beſtätigen, ich ſelbſt. Ich lieb', und bete
Romilden an; und keine Flamm' iſt dies,
Drob ich erröthen ſollte. Späh' in Dir,
Und find' in Dir den ſchnöden Grund, daß Du
Nicht, wie Du wünſcheſt, meine Liebe haſt.
Ich, nicht erzeugt zu Freveln, konnt' ich je
Die lieben, die dazu mich trieb? Rosmunden

Trennt von Romilden gränzlos eine Kluft.
Du fühlſt's. Romilden lieb' ich; die Verräther
Verabſcheu' ich. Wohin Dein grimmiger,
Hochmüth'ger Zorn mich treiben kann, ich weiß es;
Zu ſehr nur biſt Du mir bekannt! o könnt' ich
Auch ſelber ſo, wie ich den Vater ihr
Durchbohrte, ſterben! Könnt' ich im Verſcheiden
Verſühnen den gerechten Zorn Romildens!
O daß ich nimmer Dein Gemahl geworden;
Nie Königsmörder, noch Verräther je!
Dann hätte mir Romilde nicht ihr Herz
So feſt verſchloſſen.

Romilda.

Ich? ich haßte Dich,
Auch nicht befleckt von meines Vaters Mord,
Nicht angethan mit der erſtohlnen Krone,
Noch auch vermählt der grauſamen Stiefmutter.
Wohl andre als die Deinigen, wohl andre
Verdienſte will's, von Liebe mir zu ſprechen:
Wie fluchenswerth Dich auch des Vaters Mord
Mir macht, ſo tief und mehr in meinen Augen
Erniedriget Dich Deines Weibs Verrath,
Wer ſie auch ſey. Durch ſie behaupteſt Du
Den erſten Platz bei den Verräthern Allen;
Durch ſie berüchtigt, ſollte jenes Blut
Das Du verſpritzt, und das gemeinſame
Verbrechen Dich mit ihr durch ew'ge Bande
Vereinigen. Nie, wo er mir auch frommt,
Duld' ich Verrath; viel minder den Verräther.
Von andrer Glut, drob ich im Antlitz nicht
Erröthen darf, ſchwillt edler meine Bruſt,

Zum Tod bin ich, doch nimmermehr, nein nimmer
Bereit' Verzicht zu thun auf meine Liebe.....

Almachild.

Du liebeſt.....

Romilda.

Idowald.

Almachild.

Ach dies, dies iſt
Der Streich, der wahrlich mich zerſtört.

Rosmunda.

Sprichſt Du
Wahr oder trüglich? Liebſt Du Idowald?

Romilda.

Mit einer Liebe lieb' ich ihn, die Ihr
Nicht nur im Herzen, ſelbſt im Geiſt nicht faßt:
Uns geiſſeln nie gemeinſamer Verbrechen
Gewiſſensbiſſe; unſre reinen Seelen
Wetteifern nur, um höhre Liebe, ſonſt
Um nichts. Ihm weih' ich meine Trauertage,
Um die ich meinen hingewürgten Vater,
Vielleicht mit Unrecht' überlebt; und mir
Weiht Er ſein Leben, ſeines Ruhmes Glanz,
Und mir ſein Schwert, ſein unbezwingbar Schwert.
Doch, wär' auch fruchtlos unſer Leben, ſchlüg'
Uns jede Rettung, jede Rache fehl;
Wir werden immer minder elend ſeyn
Denn Ihr. — Uns rettet Tod; und unbezwungen
Empfahn wir ihn; nie unterliegt dem Feigen
Der Wackre; froh empfahn wir ihn, getheilt;
Durch Reu' und Vorwürf' ungetrübt, und durch
Gewiſſensbiſſ' und Furcht; kurz, dann empfahn

Mir einen Tod, gelinder tauſendmahl,
Denn Euer zitternd-ſchreckenvolles Leben.

Rosmunda.

Genug! Fort. Geh! — Bald meld' ich Dir Dein
Loos.

Dritter Auftritt.

Rosmunda. Almachild.

Rosmunda.

O Treuvergeßner, Schändlicher, Verruchter,
Meineidiger .... Bleibt endlich mir das Feld,
Zur Rede frei?.... Wie? eine Andre liebſt Du?....
Doch weislich ſieht der Himmel vor, und läßt,
Wie Du's verdient, Dich Gegenliebe finden.
O namenloſe Wonn'! und wer, wer könnte
Je Deine Lieb' ertragen, außer mir? —
Schier hat Romilda ſich mir werth gemacht,
Seit ich zu Dir ſie reden hört'. — O daß
Ich Dich ſo tief nicht haſſen kann, wie Sie! —
Mir, welcher Du ſo viel verdankſt, mir lohnſt
Du alſo? mir, die bis auf Dich herab,
Verächtlicher, den Blick geſenkt vom Thron?
So rede.... ſprich;.... allein, was kannſt Du ſagen,
Das Dich vermöchte zu entſchuldigen?

Almachild.

Entſchuldigen? Für Fehler ſucht man Ausflucht,
Und trifft ſie ſchlecht. Allein die Tugend lieben,
So ſchön ſie je in eines Weibes Herz
Der Himmel ſchloß, iſt Ruhm mir, Ruhm, und nicht
Verbrechen.

Rosmunda.

Häufſt Du zum Verrath auch noch
Beſchimpfung?

Almachild.

Schimpf heißt jeder Lobſpruch Dir,
Den man der Tugend zollt; ich weiß es; doch
Was weiter? Daß ich darum, wo ſie herrſcht,
Sie minder ſchützen ſoll? Mich haßt Romilda,
Zu gut nur hört' ich's; und ein andrer Pfeil
Steckt ihr im Herzen.... Schmerz empfind' ich drob,
Dem alle Schmerzen weichen. In den Wind
Verſtoben ſeh' ich meine Seufzer; eitel
Jedwede Hoffnung: aber ſie nicht lieben,
Ach, kann ich nicht. — Ob meiner Treue darfſt
Du Dich nicht klagen; weißt Du doch, wie, wo,
Warum ich Dir ſie gab; und weißt, daß Tod
Zu geben, oder zu empfahn, du dort
Mich zwangſt: Du haſt die ungewiſſe Hand
Mir mit dem Stahl zum Königsmord bewaffnet;
Entſinnſt Du Dich? und dorten, beim Verrath,
Bei Thränen, und bei Finſterniß und Blut,
Beſchworſt Du Liebe, Liebe fodernd; doch
Läßt Liebe ſich am Rachaltare ſchwören?
Dort war ich ſchuldig, und ich läugn' es nicht;
Doch konnteſt Du als wahrer Liebe Kind
Anſehn die Treu, die in ſo grauſer Stunde
Erzwungen ward, und angelobt, o Weib?

Rosmunda.

Ja wohl; ich irrt', und ſollte wiſſen, daß
Nie ein Verrath in des Verräthers Bruſt
Allein hineindringt. Deines blöden Muths

Sollt' ich zu meiner Rache mich bedienen;
Und dann den Schatten des verrathnen Herrſchers,
Ihm ſeinen Mörder opfernd, ſühnen. Dies
War Dein verdienter Lohn; nicht meine Rechte,
Mein Lager nicht, und nicht mein Thron und
Herz......

Almachild.

Ruhmvolle Reu! Wohl biſt Du jetzt Rosmunda. —
Doch was Du da verſäumteſt, kannſt Du's jetzt
Nicht völlig thun? Ein andrer Almachild
(Find' ihn; er fehlt Dir nicht) mag Deinem erſten
Gemahle mich auch zugeſellen; jenes
Dein eheliches Schwert, worauf das Blut
Von Deinem erſten Gatten klebt, im Blut
Des Zweiten reinigen. Nicht weil ich Dich
Verrieth, (was kein Verbrechen iſt) doch weil
Ich Dir gedient, was große Schuld mir ward,
Verdien' ich ſo, und harre ſo der Strafe.
Doch bis der Himmel unter uns entſcheidet,
Wer erſt den Andern ſtrafen ſoll, — wirſt Du,
Ich ſchwör's bei meinem umgebrachten Herrſcher,
Romilden nicht Gewalt thun. — Zeigen ſoll's
Sich zwiſchen mir und Ildewald indeß,
Wer ihrer werther ſey; wer glühender
Für ſie entbrenne, kräftiger begehre;
Wer, ſie zu haben, kühn're Thaten wage.

Vierter Auftritt.

Rosmunda.

Und du, was kannſt du wagen? — Sah man je
So freveln Muth? — Doch was vermag er nicht,

Nun ich ihm ſelbſt die Waffen anvertraut?....
Mich kennſt du alſo, wie ich bin? Doch nicht,
Wie ſehr ich's bin. — Und ich, ich liebte dich? ....
Nicht lieb' ich dich, du ſollſt es ſehn. — O Wuth,
Und Haß, und Grimm der Eiferſucht, und ſtolze
Erbitterung, und untermiſchte Triebe,
Fort, Alle fort aus meiner Bruſt! Nur du
O Rache, komm! — Komm, fülle durch und durch
Mit deiner Gottheit mich; ſo wahr du ſtets
Die Erſte mir, die einz'ge Göttin warſt. —
Doch Zorn und Zeit ſpend' ich in leeren Worten?
Voreilen muß man; jedes ſchnöde Mittel
Ihm rauben, und zuerſt... O wen erblick' ich?

Fünfter Auftritt.

Rosmunda. Ildowald.

Rosmunda.

Der Himmel ſchickt, der Himmel Dich mir her;
Komm, Ildowald, ſey meiner Kränkung Rächer:
Zugleich zum Schöpfer ew'ges Glücks für Dich,
Und meiner Rache, hoff' ich Dich zu machen.
Du liebſt; und wieder liebet Dich Romilda;
Ich weiß es Alles, und verdamm' es nicht;
Nein, unausſprechlich freu' ich mich darob.
Doch daß der treuvergeßne Almachild,
Daß Er, für den Du ſoviel Schweiß vergoſſen,
Für den Du heut Gefahr und Tod getrotzt;
Weißt Du, daß dieſer ſelbe Almachild,
Wortbrüchig mir, undankbar gegen Dich,
Romilden liebt?

Ildowald.
Ha Schändlicher! — Er ſterbe
Von meiner Hand.
Roſmunda.
Und nicht mit leichter Liebe
Wird ſie geliebt; der Pflichten heiligſte
Verläugnet er für ſie: er iſt bereit
Zu jedes Frevels Übermaaß; und rühmt
Sich deſſen, und ich glaub' es. Tief genug
Verabſcheut ihn Romilda zwar; ſie ſchwor
Ihm ew'gen Haß zwar eben jetzt; und Liebe
Schwor ſie zugleich vor meinen Augen Dir;
Für Dich (ſie ſprachs) ſchien ihr das Sterben leicht....
Doch Almachild, entſetzt' er etwa ſich,
Als er's vernahm? — nein, jedes Hinderniß
Ward dem unwürd'gen Trieb in ihm zum Sporn. —
Wer hält ihn ab, wenn Du's nicht thuſt? Dich
hoff' ich
Ein ſtarkes Hinderniß für ſeine ſchnöden
Gelüſt'; es ziemt Dir ſelber ſchon; und ich
Gebiete Dir's. — Von keinem andern Gatten
Romildens ſey die Rede; Dein iſt ſie,
Und nimmer Alarichs; Ich will ſie Dein.
Dem neuen Haſſe weich' in mir der alte;
Froh lebe ſie mit Dir; nimm ſie, und führe
Auf ewig ſie aus meinen Augen weg.
Ildowald.
Romilda mein? O Luſt! Aus welchem Ort
Zög' ich ſie nicht?.... Sie mein? — Doch wer
vollſtreckt
Indeſſen meine Rache?

Rosmunda.

Geh, verſammle
Schnell Deine Treuen; waffne ſie; bedrohe,
Und täuſch', und zwing': um jeden Preis entzeuch
Dein Weib der Hand des Böſewichts; die Rache
Laß mir ſodann. Erſt müſſe ſeinen Raub
Der ſchnöde Frevler ſich entriſſen ſehn:
Erſt ſehn in ſeines Nebenbuhlers Arm;
Und drob ergrimmen, drob verzweifeln, und
Umſonſt .....

Ildowald.

Doch wie? wär' etwa ſchon Romilda
In ſeiner Hand? ....

Rosmunda.

Verſchlagen lauert er;
Er iſt nicht minder kühn denn Du, nicht minder
Voll Lieb' .....

Ildowald.

In Allem ſteht er unter mir.

Rosmunda.

So mußt Du ihm vorkommen, mußt ihn täuſchen.
Die Mittel laſſ' ich All' in Deiner Wahl:
Auf zweifelhaften Ausgang wirſt Du ja
Nicht Deine Liebe ſetzen wollen.

Ildowald.

Trug
Gebrauch' ich ungern; nur im Truge kann
Mich Almachild bezwingen. Wach' indeß
Du über ihn; ich flieg' ins Feld, verſammle
Dort meine Macht, und kehre zu Romilden
In Kurzem wieder ....

Rosmunda.

Eile, denk', und ſorge
Für Alles; waffne Geiſt und Arm: Du biſt
Ein wahrer Liebender. Geh, fleug und kehre.

Sechster Auftritt.

Rosmunda.

Indeß verſuch' ich hier....— Doch will ich Jene
Durch ihre Lieb' erfreut, die ich verfluche?
Erfreut? — Noch biſt du's nicht: — noch leb'
auch Ich.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Romilda. Ildowald.

Romilda.

Geſehn hab' ich Rosmunden. Darf ich's glauben?...
O Himmel!...

Ildowald.

Alles iſt bereits beſtellt.
Gerettet biſt du ſchon, wenn du nur mir
Beim Nahn der Schatten folgen willſt. Der Burg
Des Grauſens kaum entronnen, finden wir
Von Tapfern ein erleſenes Geleit.
Leicht iſt der Reſt.

Romilda.

O Du, mein treuer Schutz!
Wer hätt' es je geglaubt? woher ich Tod
Als kleinſtes Übel noch erwartet, ſoll ich
Nun von Rosmunden Leben ſelbſt empfahn,
Und frohes Glück? Darf ich in meiner Bruſt
Aufnehmen ſolche Hoffnung? Eben jetzt
Im Abgrund jedes Elends noch, hebt uns

Ein einzig Nu zum Gipfel aller Freude?
Ich dir vereint? ich frei? gerettet? . . . wär'
Es wahr!

Ildowald.

Dich zu erringen war ich ſicher,
Wiewohl auf andre Art: doch dieſe bringt
Uns weniger Gefahr. Rosmunda dient
Uns hierin minder als ſich ſelbſt; ſie muß,
Sie muß es thun. Mich ſchmerzt es, Dich für jetzt
Aus deinem Reich zu führen; aber ſeh' ich
Dich nur in Sicherheit, ſo hoff' ich einſt
In anderm Aufzug Dich zu deinem Reich
Zurück zu führen.

Romilda.

Alles iſt mein Reich,
Wo ich bei Dir nur bin. So hohe Freude
Empfind' ich drob, daß ich's nicht glauben kann....
Und dennoch gleichet kaum dies ſüße Glück
Der neuen Herbe, die mein Herz erfüllt.
Mich liebt der ehrenloſe Almachild:
Sein gottlos Lieben hab ich nicht verdient;
Unvorgeſehen traf's mein ſchuldlos Ohr;
Doch traf's, und nicht in ihm . . .

Ildowald.

Ich ſollte beſſer
Den Buben kennen: Doch für meine Gaben
Schwör' ich, ihn büßen, und den Sieg, das Reich,
Das ihm mit meinem Blut erhaltne Leben,
Entgelten ihn zu laſſen; nur für jetzt
Muß ich ihn fliehn, und will's, bis Du bewahrt biſt.

Romilda.

Ach, Du weißt nicht, was für ein Todesſtreich
Es meinem Herzen war, die freveln Worte
Von ihm zu hören! Wie viel weniger
Dein werth zu ſeyn mich dünkt, ſeit ich auch ihm,
Dem Schändlichen, gefiel! O wie er mir
Zum Abſcheu ward! — Von jedem meiner Übel
Die erſte Urſach' iſt Rosmunda; ſie
Hat jederzeit mit Schimpf mich überhäuft,
Mich unterdrückt, erniedrigt; düſtre Ahndung
Fühl'ich im Herzen, daß ſie nie für mich
Der Rettung Werkzeug werden ſoll; ich kenne
Den gränzenloſen Haß, den jetzt in ihr
Die angeſtammte Wildigkeit, das ſchwarze
Verbrechen, und die neuerwachte Natter
Der Eiferſucht verdoppeln: aber alle,
Wie wild ſie ſeyn, die Ausbrüch' ihrer Wuth,
Zög' ich als klein're Übel noch der Liebe,
Dem frechen Antrag jenes Buben vor. . . .

Ildowald.

Sein tollkühn Streben ſoll er hoch bezahlen:
Beſänft'ge dich: ihn anzuhören war
Nicht Deine Schuld.

Romilda.

Nie ſollt' ich minder hart
Mich ihm bezeigen; dies iſt mein Vergehn;
Nie dulden, daß er Mitleid gegen mich
Zu äußern wagte; noch zum Zeugen ihn
Von meinen Thränen machen; eine Luſt,
Die ich Rosmunden jederzeit verweigert.
Oft ſah der Böſewicht mein Aug' von Thränen,

Von Gram mein Herz geſchwellt; daher entſprang
Sein Frevelmuth; . . . deß hab' ich Schuld; das
werd' ich
Noch ſtets bereun . . . .

Ildowald.

Hierüber will ich Dich
Beruhigen, laß nur; mit blut'gen Thränen
Soll Er's bereun. Bei dem, der nimmer Dich
Entſchuldigte, Romilda, iſt zuviel
Entſchuldigung ein bloßer Blick von Dir,
Worin der Seele heller Glanz, das Herz
Voll reiner Glut durchſchimmert. — Doch genug.
Beim Nachten wirſt Du hier gerüſtet ſeyn,
Mir nachzufolgen; alles andre laß
Dich nicht bekümmern. Almachildens Anblick
Entflieh' indeß; am beſten iſt's, ihm ſo
Jedweden Argwohn nehmen. Flieh zugleich
Rosmunden; denn ſie könnte . . . .

Romilda.

Ich verſtehe;
Eh' Reu des guten Werks in ihr entkeimt.

Ildowald.

Leb' wohl. Uns kann ein länger Zaudern ſchaden.

Romilda.

Du läſſeſt mich? . . . .

Ildowald.

Für kurze Zeit, um dann
Uns nimmermehr zu trennen.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Almachild, mit Soldaten.

Almachild.
Halt!
Romilda.
O Himmel! ...
Ildowald.
Wer führt Dich vor mich her?
Romilda.
Umringt von Kriegern? ...
Almachild.
Wo eilſt du hin? — Halt! — Vieles hab' ich Dir
Zu ſagen. Nicht Gewalt Dir anzuthun
Wenn ich's auch kann, erſchein' ich: nur um Deiner
Gewalt zu widerſtehn. Du ſammelſt heimlich
Im Lager deine Treuen zu den Waffen;
Sag' mir: warum? Willſt Du in Einem Tag
Schild Deiner Fürſten, und Verräther werden?
Ildowald.
Daß ich Dir Schild war, ſchweig' davon; es iſt
Der einz'ge Fleck, der meinen Ruhm beſudelt;
Denk' ſeiner nicht: kann ihn auch nichts vertilgen,
Kannſt Du's gewiß, mir lohnend, wie Du thuſt.
Romilda.
Wortbrüchiger, du wagſt's, und trittſt in Waffen
Vor's Auge mir, und heuchelſt Mäßigung?
Almachild.
Ich, nein, ich heuchle nicht. Da es mit Worten
Vergebens iſt, ſo muß ich meine Liebe
Mit Thaten Dir beweiſen.

Ildowald.

Schändlicher! . . .

Romilda.

Und wagſt du noch? . . .

Almachild.

Wollt ihr, ſo werd' ich euch
Nicht eines Königs Reden hören laſſen:
Doch weigert ihr's, ſo müßt ihr mit Gewalt
Mich hören. Meine unglückſchwangre Flamme
Iſt's nicht mehr Zeit zu bändigen: umſonſt
Wollt' ich's; umſonſt verhofft ihr's. Ich verſchmähe
Verſtohlne Weg', um Dein mich zu verſichern;
Doch daß ein Andrer durch verſtohlne Wege
Dich haben ſoll, das duld' ich nimmermehr.
Du ſuchſt ſie zu entführen; deiner ſcheint
Mir dies nicht werth; wähl' einen beſſern Weg
Ich bin bereit, ich ſchwör's, nicht meine Macht
Zu meinem Schirm zu brauchen.

Ildowald.

Und beſchirmſt
Du mit dem übel angemaaßten Zepter
Vor meiner Wuth dich nicht, was ſchirmt dich ſonſt?
Welch' lügenhaften Prunks von Herzensadel
Erfrechſt Du Dich? Hier, ganz von ehrenloſen
Trabanten rings umkreiſt?

Almachild.

Ich halte Jene
An meiner Seite zwar, woſern für jetzt
Du mir Dich gleich zu ſtellen ſträubſt. — Des Königs
Geleit' iſt dies: doch dies des Kriegers Schwert;
Das Schwert nur bleibe mir; auf meinen Wink

Verſchwinden Alle, wenn Du's wagſt. — Wohlan:
Ich biete den Verſuch Dir an; der Preis
Des Siegers ſey Romilda.

Ildowald.

Stirb denn Du
Von meiner Hand . . .

Romilda.

Die Schwerter!... Was beginnt ihr?
O Himmel!... Ildowald, laß ab; verdient
Denn jener da mit Dir zum Kampf zu gehn?

Ildowald.

— Du redeſt wohl. Wozu wollt' Ich, erhitzt
Vom Zorne mich erniedrigen?

Romilda.

Wie Du,
Nicht Ildowaldens Schwert, nur ſeinen Blick
Aushalten kannſt? und böt' ein ungerecht
Geſchick Dir auch die Palme, darfſt du glauben,
Daß ich die Deine würde? Weißt Du nicht,
Daß ich weit höher Ildowalden, als
Mich ſelber lieb', und daß ich Dich noch mehr
Verabſcheu', als ihn liebe?

Ildowald.

Soll der Stärkſte
In Waffen, oder in Verrätherei,
Sie haben. Sprich.

Almachild.

Und wie? nachdem ich mir
Dich gleichgeſtellt, und willig bin, mit Dir
Um das zu kämpfen, was ich ſelber Dir
Entreißen könnte; wagſt du es mit Worten

Voll Schmach den edeln Antrag zu erwiedern? —
Mir gleich ſeyn willſt Du nicht? So biſt Du's nicht:
So muß ich heut, wie mit dem Niedrigern
Der Höh're pflegt, Dein keck Beginnen ſtrafen.
Auf gradem Weg zuerſt, und, zwingſt Du mich,
Steht's feſt bei mir, auf jedem andern dann
Zum vorgeſteckten Ziele zu gelangen:
Um keinen Preis, laſſ' ich Romilden Dir.
Ich liebte ſie zuerſt: das Unrecht, das
Ihr meine Hand zufügte, kann allein
Auch ſühnen meine Hand: ich kann ſie rächen;
All' ihre alten Rechte, jedes Gut,
Das ſie verloren, ihr erſetzen; Ich,
Ich kann's; Du nicht; und ſonſt kein Andrer.

Romilda.

Wahr iſt's;
Treubruch auf Treubruch häufen kannſt nur Du,
Und Du allein. Hinweg, Verräther: wärſt
Du nichts, als Deinem Weibe undankbar,
Zu viel ſchon wär's, Dich mir verfluchenswerth
Zu machen. Nichts acht' ich den Tod: was ſag' ich?
Eh' wollt' ich, ein gewiſſes Opfer, hin
Zu Alarichen gehn; eh' hier als Magd
Der grauſamen Stiefmutter grimmen Haß
Zur Beute bleiben, fort und fort, eh' Dich
Nur zum Beſchützer haben.

Ildowald.

Und von mir
Laß Dir geſagt ſeyn, daß Du ſchrecklicher
Mich nie beſchimpft, als jetzo, wo Du mich
Zu Deines Gleichen machen willſt. Du haſt

Durch dieſe Deine tolle Liebe zwar
Mich nicht gekränkt. Biſt Du ein Nebenbuhler,
Den ich zu fürchten habe, wo Du nicht
Um einer Roſamunda Liebe kämpfſt?
Nur Eine giebt's, und die iſt ganz die Deine. —
Auch mehr nicht kränkt Dein ſchnöder Undank mich;
Als wahren König kenn' ich Dich daran. —
Durch welches Feigen Hand Du willſt, laß mir
Das Haupt abſchlagen auf dem Schandgerüſt;
Allein hör' auf zum Kampfe mich zu fodern;
Nur dadurch kränkſt Du mich. Hab' ich vielleicht
Mit nächt'gem Blute ſo mein Schwert befleckt,
Daß ich's mit Deinem meſſen kann?

Almachild.

Zu viel iſt's:
Nichts mehr! Du willſt nur mit der Zunge kämpfen?
Du willſt mich nicht zum Nebenbuhler? — Wohl
Ich will Dir König ſeyn. — Soldaten, auf!
Entwehrt, verhaftet ihn.

Romilda.

Ach nein! . . .

Ildowald.

Zur Erde
Elendes Schwert, das einen Wüthrich ſchützte!
Ich ſelbſt entwaffne mich; kein Andrer je . . .

Romilda.

In Banden euer Führer! Ha, ihr Feigen! . . .
So hör' mich Du: Verſchieb! ... ich kann vielleicht ...
O Schreckenszuſtand! ... Höre mich ...

Ildowald.

Was thuſt Du?

Was fleheſt du? — Ich liebe dich; Du liebſt
Mich gleich getreu; was iſt für uns zu fürchten?

Almachild.

Auf, fort mit ihm aus meinem Anblick!

Ildowald.

Fort!

Dein Anblick nur iſt meine einz'ge Pein.
Soll ich, Romilda, nie Dich wiederſehn,
So laſſ' ich Dir mein letztes Lebewohl,
Und unverrückten Eidſchwur ew'ger Liebe
Jenſeits des Grabs . . . .

Dritter Auftrit.

Romilda. Almachild.

Romilda.

Ach! Dir zur Seite will ich
Vernichtet ſinken . . . Folgen will ich ihm . . .
Ha, Ehrenloſer, du verwehrſt es mir?
Um jeden Preis . . .

Almachild.

Ach, dulde, daß ich Dich
Für kurze Zeit nur halt'.

Romilda.

O Wuth! o Schmerz! . . .
Laß mich an ſeiner Seite . . .

Almachild.

Höre mich.

Romilda.

Zu lange hört' ich Dich ſchon an . . . Den Liebſten . . .

Almachild.
Du ſiehſt, ihm folgen kannſt Du jetzo nicht, . . .
Doch, fürchte nichts: zur Freiheit und zum Leben
Bewahr' ich ihn, ja, wider meinen Willen,
Für Dich ſogar bewahr' ich ihn vielleicht.
In harten Kerker wird er nicht geſchleppt:
Kein Leid ſoll er, ich ſchwör's, durch mich erdulden.
Wohl denk' ich dran, daß ich, durch Ihn nur, heut
Am Leben blieb. Vorübergehend nur
Geſchieht ihm itzt Gewalt. — Allein... o Himmel!...
Mir Deinen Anblick, o Du einzig Gut,
Das auf der Welt mir blüht, entziehn zu ſehn!...
Romilda.
Noch immer Lieb'?... Ach! daß ich hier kein Schwert,
Mich Deinen Reden zu entreißen, habe!
Almachild.
O zürne nicht; mehr ſag' ich nicht; in kurzem
Hoff' ich den kleinen Schaden Deinem Liebſten
(O welch ein Name!) reichlich zu erſetzen;
Und hoffe mich zugleich von allem Dank,
Den ich ihm ſchuldig, zu entledigen.
Romilda.
Du ſtellſt Dich menſchlich? Deſto fluchenswerther!
Was geben? was entledigen? Gieb uns
Freiheit zurück; tritt nimmer, nimmermehr
Vor uns; dies iſt das einzige Geſchenk,
Das Du mir geben kannſt.
Almachild.
Dich einem Andern
Abtreten, nein, das kann ich nicht: doch will
Ich etwa Dir zum Trotze Dich beſitzen?

Romilda.

Wohl glaub' ich Dir's: und würde Dir's gelingen,
So lang ein Dolch mir bleibt? Zu hintergehn,
Und hinzuhalten, ſuchſt Du mich umſonſt.
Vereint mit meinem Liebenden . . .

Almachild.

Ich will
Dich über Dich, und ihn, und mich, zur Herrin:
Trug heg' ich nicht im Buſen; jetzt nur ſey
Mir nicht verwehrt, für Dich mich zu verwenden.
Hab' ich den Vater Dir geraubt, und kann
Kein Weinen, keine Reu' ihn Dir erſtatten;
Will ich Dir heut doch Alles wiedergeben,
Was man Dir ſonſt entzieht. Rosmunda iſt
Ein ew'ger Schandfleck meines Stammes: ſtets,
Wo ich ſie nur erblicke, wird die Wunde
Der nagenden Gewiſſensbiſſe, die
In meinem Herzen nie geneſen wird,
Schmerzvoller mir, und unerträglicher:
Und macht, ſo lang' ich's theile, Bett und Thron
Und Liebe jener Frevlerin mir ſtets
In andern Augen ſchuldiger, in meinen
Verächtlicher. Zeit iſt es . . .

Romilda.

Zeit, wozu? . . .
Sprich. — Ha, Rosmundens werth, und ſchlimmer noch
Denn ſie, willſt Du vielleicht ſie niederſtoßen
Auf einen Wink von mir, Du ſelbſt? — So wiſſe,
Wie tief ich ſie verabſcheu', o Verruchter,
Eh' wollt' ich Rache gegen Dich, als ſie

Zwar die Ermordung meines armen Vaters
War Ihr Gedanke, doch der Niedrige,
Der zu vollſtrecken ihn gewagt, wer war's? —
Geh; ich gewahre wohl an Deiner Rede,
Daß es, um zu Verbrechen Dich zu treiben,
Nicht großen Zwang bedarf.

Almachild.

Nur Eins beging ich;
Doch wälz' ich mehr als Eine Biederthat
Im Sinn; die erſte ſey, mir dieſe Krone
Vom Haupt zu reißen, die mir nicht gebührt,
Und Dir zu geben, da ſie Dir gehört;
Um welchen Preis es immer ſey, zum Schützer
Jedwedes Deiner Rechte mich zu machen;
Und Deren Stolz, wer's immer ſey, die Dich
Bedrückt, zu beugen unter Deinen Fuß;
Und ſeh' ich Dich geſichert auf dem Thron,
Zu Deiner Unterthanen Frevelvollſtem,
Demüthigſtem und Unterwürfigſtem,
Mich dann zu machen; dann von Deiner Lippe
Mein volles Urtheil anzuhören; Dir
Zur Seite, (o des Anblicks!) auf dem Thron,
Als meinen Herrſcher Ildowald zu ſehn;
So lang' Dir's gutdünkt, ſchmachvoll meine Tage
Im Staub, des Volkes Fabel, hinzuſchleppen;
Und bei ſo vielem Elend, auf der Welt
Kein ander Labſal zu behalten, als
Dich bloß zu ſehn. — So werd' ich endlich mich
Von der mir nimmer eignen Miſſethat,
So gut ich konnt', entſündigt haben; und . . .

Romilda.

Nichts weiter; Schweig! Ich nehme keinen Thron
Von Dir; den Liebſten gieb mir erſt zurück,
Der mehr mir gilt, mehr mein iſt. Weigerſt Du's,
Wirſt Du entſeelt von eigner Hand mich ſehn.

Almachild.

— So möge denn Dein Liebſter für Dein Leben
Ein Pfand mir ſeyn. Graunvolle Marter werd' ich
An ihm verüben, wenn Du gegen Dich
Zu wüthen wagſt; ich ſchwör's. — Merk auf!...
Zu ſehr
Iſt mir ein Abſcheu ſchon mein Nebenbuhler:...
Zu raſend tobt's in meiner Bruſt: o häufe
Nicht Wuth auf ſolche Wuth . . . — Ich fordre
nichts,
Als ganz zu Deinem Beſten nur zu wirken;
Durch ſein Geſchick, und durch mein ewig Leid,
Dich zu erfreun . . . und welchen Lohn begehr'
ich? . . .
Nur Deinen furchtbarn Haß etwas zu mildern,
Und einen Theil von meiner tiefen Schmach...
Ja, ich will's thun, Du wolleſt oder nicht. —
Ich fliege Alles anzuordnen: ach,
Vielleicht bewegen, mehr als meine Worte,
Dich meine Thaten nun. Ich laſſe Dir
Indeſſen zur Beſinnung Zeit . . . Du kannſt
Allein mich gottlos machen, wenn Du, mich
Gottlos zu nennen, Dich verſtockſt.

Vierter Auftritt

Romilda.

O, ich
Unglückliche!... Was droht er doch? Ach, wo
Treibt Zorn und Haß mich hin? In ſeinen Banden
Hält er den Liebſten mir: ich will ihn retten,
Um jeden Preis . . . O ich Unglückliche!
Zu heucheln iſt mir Noth mit dem Verruchten...
O Himmel! und betrög' er mich?... Ich ſtarre...
Ich beb' . . . In des gekränkten Nebenbuhlers
Gewalt, . . . ein Schwert, um als ein Held zu ſterben,
Gebricht Dir, Ildowald, . . . und geben kann ich
Dir keins . . . Was ſoll ich thun? . . . an wen mich wenden?...

Fünfter Auftritt.

Rosmunda. Romilda.

Rosmunda.

Wo iſt, wo iſt er, der Verräther? — Ha,
Bei Dir war er hier eben . . . Wohin floh
Der Schändliche? . . .

Romilda.

So wiſſe . . .

Rosmunda.

Ich weiß Alles.
In harten Banden knirſchet Ildowald.
Wo, wo iſt jener, der ſich Königsmacht

Zu meiner Burg anmaaßt? Treuloſe, hier
Bei Dir war er bis jetzt . . .

Romilda.

Ach, höre mich.
Du weißt nicht Alles: ſeine freveln Zwecke
Sind Dir nicht kund: der Name treulos ziemt
Mit nichten mir. Doch frommt es Dir, ſo halte
Mich nur für treulos, laß ſo hart mich quälen,
Als Dir gefällt, nur rett' aus ſeiner Hand
Ohn' Aufſchub Ildowald; und dann . . .

Rosmunda.

Ob ich
Ihn rette? Bald wirſt Du es ſehn.

Romilda.

So möge,
Wofern Du dies beginneſt, Deinem Reich
Der Himmel gnädig ſeyn; verſtummend müſſe
Des umgebrachten Vaters Schatten Dich
Nicht mehr die Nacht durch ängſtigen; der neue
Verräther, der an Deiner Seite lebt,
Mög' einzig ſeiner frevelhaften Wuth
Zum Opfer fallen. Aber wär' die That
Zu hoch für Dich, aus ungerechten Banden
Mir zu befrein den treuen Liebenden;
So laß ihm, ach, in ſeinem Kerker *doch*
Ein Schwert zukommen, ſich der argen Wuth
Des feigen Nebenbuhlers zu entziehn.
Ach, laß zugleich, bevor er ſtirbt, ihn wiſſen,
Daß keinem Zwang ich unterlag, daß ich
Sein würdig, ſicher in mir ſelbſt, durchbohrt

Von keiner Hand, als meiner eignen, fiel;
Und ſeinen Namen lallend, hier verſchied.

Rosmunda.

So zärtlich liebſt du? . . . Biſt ſo zärtlich wieder
Geliebt? ... O Wuth! ... und ich? — Ja, geh'; Du ſollſt
Bald den Geliebten losgebunden ſehn; . . .
Geh';. . . . Fleuch aus meinem Anblick dann auf ewig:
Schon haſt Du volle Rach' an mir; ich bleibe
Elend, und ſoll Dich glücklich machen . . . ſoll's?

Romilda.

Stimmt auch der Zorn Dich bloß zu meinen Gunſten,
Bin ich darum doch minder dankbar nicht:
Und will Dir nicht die ſchreckliche Gefahr,
Die ob Dir ſchwebt, verhehlen. Almachild,
Der gottlos-feige, undankbare Frevler,
Will, liebestrunken, Zepter Dir und Freiheit,
Vielleicht auch Leben Dir entreißen; wagt's,
Und beut als ſchnöde Gabe Dich mir an . . .

Rosmunda.

Du machſt zum Frevler ihn, Treuloſe, du ...

Romilda.

So tödte Mich denn, und errett' ohn' Aufſchub
Nur Ildowald.

Rosmunda.

So viel beginnt man, Dir
Zu Liebe? ... Ha, wer biſt du? Welch Verdienſt
Erhebt Dich ſo? — Du lügſt. — O Wuth! . . . und mußteſt
Du ſelber mir das gräßliche Geheimniß

Entdecken?... Muß ich ſicher ſeyn durch Dich? —
Woſern der Himmel Deinen Wünſchen lacht,
Entſleuch von mir, ſo fern, daß ich von Dir
Nie hören mag: mach', daß ich nimmer Dich
Glückſelig ſeh' . . . Fort!

Romilda.

Doch....

Rosmunda.

Haſt Du gehört?

Sechster Auftritt.

Rosmunda.

O Wuth!... O Tod!... muß ich nicht ſelber eilen,
Den Liebſten ihr aus Banden zu befrein?

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Rosmunda. Almachild. Soldaten.

Rosmunda.

Du ziehſt ins Feld?

Almachild.

Doch kehr' ich bald...

Rosmunda.

Und ich
Erwarte hier als Sieger Dich vom Felde:
Bewahre hier Dir Deinen Raub.

Almachild.

Jetzt iſt's
Nicht Zeit Dir zu erwiedern. Erſt will ich
Mich Ildowalden zeigen.

Rosmunda.

Eile denn;
Lauf, kämpf'; ich ſelbſt zerſprengte ſeine Ketten. —
Vorhin ja wollteſt Du mit ihm allein
Zum Kampfe gehn; doch, trug von Feſſeln er
Die Hand beſchwert, wie kämpft' er da? — Schon harrt
Er ledig Dein; auf, eil' ihn zu beſiegen.

Almachild.

Dein niedrig Schleichen, das empörte Lager,
Und den Rival, veracht' ich alle gleich.
So haſt Du endlich offenbaren Grund
Mir doch gegeben, Dir mit gutem Recht
Erklärter Feind zu ſeyn: aus Deinen Banden
Haſt Du mich völlig nun erlöſt.

Rosmunda.

So geh,
Sieg' ob, kehr' um, dann droh'!

Almachild.

Und ſiegen werd' ich,
Dem Himmel trau' ich; denn wer bliebe, Dich
Zu ſtrafen, wenn ich ſänke?

Zweiter Auftritt.

Rosmunda.

Geh nur, geh:
Weit mehr vertrau' ich auf den Zorn, den Muth
Des kriegeriſchen Ildowald. — Verruchter,
Zu ehrenvoll erkor ich leider nur
Die Hand, Dich zu erwürgen. — Aber wie?
Vollbracht wär' ſchon die Rache?... Zweifelhaft
Sind ſtets die Waffen: Ob auch Ildowald
Den Tapfern werth iſt, fehlt es gegen ihn
An Böſewichtern, die aus Eigennutz
Es mit dem König halten werden?... Viel
Hat der Verruchte um ſich her in Waffen;
Und Kraft und Kühnheit wird in ihm erhöht
Durch ſeine ſchnöde Liebe... Himmel! wenn

Das Glück, das ſtets Verbrechern hold iſt, je
Ihm lächelte!... Auf! nicht gezaudert!... Jetzt
Könnt' allzuviel die Zuverſicht mir ſchaden. —
Heh da! Sogleich Romilden hergeführt! —
Mit keinem Schritt ſoll ſie von mir ſich rühren.
O rares Pfand des Friedens! O fürwahr
Seltſamer Grund der Zwietracht, Sie! — Dem Sieger
Zur fürſtlichen Belohnung? Fürſtliche
Belohnung ſie? Wofern ſie's iſt, ſie komme.
Mir ziemt es ſie zu reichen.

Dritter Auftritt.

Rosmunda. Romilda.

Rosmunda.

Heb', o heb'
Erhabne Jungfrau, Dich heran; komm her;
An meiner Seite wirſt Du ſicher ſtehn,
So lang' im Feld man um Dich kämpſt. Herbei;
Komm;... zitterſt Du?

Romilda.

O Himmel!... was iſt dies!...
Von gräßlichem Getümmel hört man rings
Die Stadt erſchallen, und der Feſte zu...
Doch weh! von welchem neuen Zorne ſeh'
Ich im verſtörten Antlitz Dich entflammt?...
Nun darf ich mir nichts Gutes mehr verſprechen.
Wenn Ildowald nur los... ach, lebend nur!...
Laß Dich erflehn, den Zweifel mir zu löſen.

Rosmunda.

Den Zweifel Dir? — weil ich im tödtlichſten

Der Zweifel ſchwanke? Möchteſt Du nur ſo
Dein ganzes Leben elend und bekümmert
Durchleben, und entſetzenvoll, wie Du
Mich dieſe Stunde ſchleppen machſt! Für Dich
Eilt man zu Waffen: unvergleichliches
Verdienſt! Du machſt, als neue Helena,
Heut Ströme Blutes fließen: treulos werden
Für Dich die Gatten, herzhaft die Verzagten,
Und ſtolz die Unterwürfigen. — O komm,
Du Heldenweib, hieher; und ſetze Dich
Als Königin zu mir; im Feld wird nun
Gekämpft, Dir Reich zu geben... oder Tod.

Romilda.

Und wie? verhöhnt willſt Du mich noch? Du biſt
Von all' der Kränkung gegen mich nicht ſatt?

Rosmunda.

Was ſprichſt Du? Ich, ich bin allein nur hier
Verhöhnt: von meiner Wuth, von allem Groll,
Den ich mit Recht ernähre gegen Dich,
Vom tiefen Ingrimm meiner Eiferſucht.
Biſt Du ſchon nah', die ſüße Frucht zu pflücken:
Ich ſelber mache völlig Dich beglückt;
Des lang' erſehnten Liebenden Umarmung
Führ' ich Dich zu. — Wie wenig, oder nichts
In dieſem Sturm des Herzens mir der Worte
Ergießung frommt, das ſiehſt Du nun. — Mich, mich
Verhöhneſt Du, und das mit gutem Grund. —
Zerſprengt ſchon hab' ich Ildowaldens Ketten;
Schon mit dem Schwert des Unbeſiegten Hand
Bewaffnet; nun vollſtreckt er meine Rache;
Und auch zugleich ... die Deine, nur zu ſehr!

Romilda.

O ſiegte doch ſein nie bezwungner Arm!
Von Deinem erſten Fehltritt könnteſt Du
Nunmehr die Makel dadurch nur vertilgen.
Wohl leuchtet jetzt ein Strahl der Hoffnung mir,
Jetzt, da, entledigt, Ildowald im Feld
Gerüſtet ſteht. O mag der Himmel Dir
Ein minder trübes Leben nun verleihn…

Rosmunda.

Was auch erfolgt, mir bleibt ein gräßlich Leben.
Auf, jauchz' ob meinen Jammer nur; zuerſt
Ergötz' ich mich an Deinem. Jauchze nur;
So lang' ich Dir's verſtatte… Doch vielleicht..
Was ich vom Himmel flehn ſoll, weiß ich nicht..
Ich weiß, bis jetzt ſtrebt all' mein Wunſch nach Blut
Doch kenn' ich keins, das mich zu letzen gnügt..
Froh wären Andre, wo ich elend bin? —
Bald wird man ſehen, bald… Allein wer naht?.

Romilda.

Ein leichter Trupp in Waffen… Ildowald
Führt ihren Zug. O Wonne!…

Vierter Auftritt.

Vorige. Ildowald mit Gefolge.

Romilda.

O herbei!
Sprich: ſiegteſt Du? Bin ich die Deinige?

Rosmunda.

Haſt Du vollſtreckt was ich Dir auferlegt?
Vernichtet jenen Hochverräther?

Ildowald.

Ich?
Nicht für mein Schwert taugt Er. Es kämpft im Feld
Vergebens Almachild: ihn zu bezwingen
Sind Andre meiner Treuen ſchon beſtellt;
Und ſind dazu mehr als zuviel. Dem Schwert
Des Kriegers nicht, dem ſchandevollen Beil
Verfallen iſt ſein Haupt. — An Dich, Romilda,
Gedacht' ich nur; Dir weiht' ich erſt mein Schwert.
Komm, daß ich bald aus dieſem Haus des Abſcheu's
Dich führe. Ich und meine Helden werden
Dir Bahn zu brechen wiſſen. Komm mit mir;
Nun biſt Du ganz die Meine.

Rosmunda.

Halt: noch iſt
Sie nicht die Deine völlig. Halt; ich muß
Sie geben, ich, mit meiner Hand. — Romilda,
Mein biſt Du ganz, weil ich Dich faſſe; hier
Entfleuchſt Du nicht. — Und Du, Verzagter, wenn
Ich Deine Bande löſ', und Dir verſpreche
Was auf der Welt du wünſchen kannſt, zu geben,
Verſagſt Du, Memme, meiner Wuth den Dienſt?
Statt ihn zu tödten, fliehſt Du den Rival?
Und kömmſt hieher um unverdienten Lohn,
Weil er noch lebt?

Romilda.

O rette, Ildowald,
Mich bald aus ihren Händen.

Ildowald.

Laß uns ziehn.
Laß ab, laß ab, Rosmunda; eitel iſt's:

Du biſt zu ſchwach ihr Weitergehn zu hindern:
Laß ſie. Der Feind' hat Almachild genug;
Manch Andrer wird mit ſeinem feigen Blut
Sich zu beſudeln nicht verſchmähn, und bald.
Erſchrick, Rosmunda, nicht.

Rosmunda.

Und wie? Du denkſt
Mich zu verhöhnen? Du?

Romilda.

Laß mich...

Ildowald.

Hör' auf.
Woſern ich nicht...

Rosmunda.

Ich ſoll Dich laſſen?... Nun
Und nimmermehr. — Allein, ich hör' auf's neu
Den Lärm erwacht und ſtürmender und näher;...
O Luſt! o wär' Dein Hoffen doch getäuſcht!

Romilda.

Weh mir!...

Ildowald.

Wer kömmt in Waffen hier?

Rosmunda.

Sieh da,
O Wonne! Almachilden: ſiegbekrönt
Seh' ich ihn nahn, um Dich zu ſtrafen, hoff' ich.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Almachild mit Soldaten.

Ildowald.

Verfolgſt Du meine Spur vielleicht? Da bin ich!...

Almachild.

Bezähmt, bezähmt die Schwerter, meine Helden:
Genug bereits vergoſſen wir des Bluts.
Vom weitern Morden haltet ein.

Ildowald.

Dir bleibt
Noch mich zu tödten: aber eh'...

Rosmunda.

Erwürg' ihn.

Almachild.

Hör' mich zuerſt, o wackrer Ildowald;
Hör' mich, Romilda. — Tretet ab, Ihr Krieger;
Ich will's. Mit Eins begegn' ich Alle hier,
Die ich geſucht. — Vergebens, Ildowald,
Wär' gegen mich Dein Widerſtand, Du ſiehſt's:
Der Deinen Jedem kann ich Hundert wohl
Der Meinigen entgegenſtellen. Heut
Haſt Du das Leben mir errettet, heut
Schenk' ich Dir Dein's: nichts bin ich Dir mehr ſchuldig. —
Von Deinem Loos wähl' ich Dich ſelbſt, Romilda,
Zur Richterin, und uns und Jener da
Zur Herrin. Sieh, ob ich Dich täuſchen wollte.

Rosmunda.

Die — mir zur Herrin? mir? In ihre Bruſt
Tauch' ich ſogleich dies Eiſen...

Ildowald.

O halt ein!...

Almachild.

Halt ein, ach!

Rosmunda.

Keiner wage ſich zu nahn,
Sonſt ſchwing' ich meinen Mordſtahl.

Romilda.

Schwing' ihn nur:
So ſterb' ich mindſtens Ildewaldens...

Rosmunda.

Ha,
Wer unter uns iſt Herrin hier?

Almachild.

Du biſt's...
Ach, halt...

Ildowald.

O Wuth!... Romilda... Himmel, ach!...
Und kann ich Dich nicht retten?...

Rosmunda.

Du, o König,
Von Namen nur, leg' ab Dein Schwert. —

Almachild.

Da bin ich
Entwaffnet...

Rosmunda.

Send' all' Deine Krieger nun
Hinaus aus dem Pallaſt.

Almachild.

Geht, eilt hinweg!
Zertheilt Euch, All'...

Rosmunda.

Und Du, der die Geliebte
Sich ſcheut mit einem Frevel zu erkaufen,
Du froſt'ger Liebender, laß Deinen Schwarm

Sich ſchnell zerſtreu'n...

Ildowald.

Blick' auf, ſie ſind verſchwunden...

Rosmunda.

Ha, ſo iſt's recht. — Es kehre jetzt Ragaus
Hier ſchnell zurück, und meine Wach' in Waffen...

Almachild

Sie komm', ach, bald...

Rosmunda.

Sieh da, Ragaus. — Ich bin,
Ich bin doch hier noch Königin?

Almachild.

Du biſt's
Allein; doch, ach!...

Ildowald.

An welchem unter uns
Du eher willſt, nimm Rache... Doch Romilden...
O Himmel! willſt Du, daß ich ſterbe? Sieh;
Auf meine Bruſt ſchon wend' ich meinen Stahl...

Rosmunda.

Mit Euerm Blute labt mein Zorn anjetzt
Sich nicht mehr. Damahls, als ich Dir's befahl,
War's Zeit zu ſtoßen; weſſen Blut ich Dir
Verlangte, war Dir kund. In Zeiten noch
Bereu' ich's Dir, ſo hohe Rach', o Feiger,
Vertraut; — und Dir, Wortbrüchiger, Dir je
Geglaubt zu haben. — Aber volle Rache
Halt' ich in meiner Hand: ja, jetzo darf
Ich ſie vollkommen nennen. — Du, o Du,
Die allen meinen Haß in ſich vereint,
Wer könnte beſſer wohl mit Eins, als Du,

Ihn völlig letzen? Meiner Wuth biſt Du
Allein beinah' genug. O Thörichte!
Dem Liebenden, Geliebten wollt' ich bald
Dich ſelbſt vereinen? Dich dem Leben ſparen,
Die tauſendfachen Tod mir giebt? —

Ildowald.

Erbarmen!...

Rosmunda.

Beb'!

Romilda.

Ildowald!...

Almachild.

Tod ſprühen ihre Blicke!...
Mir dieſen Dolch...

Rosmunda.

Nein, ihr zuerſt den Dolch,
Ihr ſelber. Stirb! —

Ildowald.

Ha... ſterben ſollſt auch Du!
(Er will mit dem Schwert auf Rosmunden zu.)

Rosmunda.

Umringt ſie Beid', Ihr Wachen.

Romilda.

Ildowald...
Ich ſterbe... Dein... zum wenigſten...

Ildowald.

Dir folgen...

Almachild.

Dich rächen...

Ildowald.

Überleben kann ich nicht.
(Er erſticht ſich.)

O Du, der bleibt… nimm Rach' ob ihr…

Almachild.

Ich ſchwöre

Ihr Rache zu.

Rosmunda.

Noch halt' ich meinen Dolch;

Erzittre! Kaum beginnt die Rache jetzt,

Die ich in Dir geſchworen zu vollenden.

Saul.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Dem Edeln

Tommaſo Valpergo,

Abt von Caluſo.

Seit der Tod mich des unvergleichlichen, Ihnen wohl bekannten, Franceſco Gori beraubt hat, blieb mir kein andrer Herzensfreund, als Sie.

Darum ſchien mir's, als hätte ich dies, mein Trauerſtück, auf das ich mir vielleicht mit Unrecht etwas Vorzügliches zu gut thue, nicht ganz (in ſofern ich dies kann) zur Vollendung gebracht, wenn es nicht Ihren geliebten Namen auf der Stirne trüge.

Ihnen widme ich's alſo, und um ſo williger und ſomehr von Herzen, als Sie, in vielen andern Wiſſenſchaften bewandert, bei Allen als einer der Vertrauteſten mit der heiligen Schrift bekannt ſind, in welcher Sie, durch Ihre tiefe Kenntniß der Hebräiſchen Sprache, an der erſten Quelle trinken.

Der Saul alſo, mehr als jedes andre meiner Trauerſpiele, gebührt Ihnen. Daß Sie ihn, Dank unſrer Freundſchaft, gütig aufnehmen werden, zweifle ich nicht. Daß Sie ihn Ihrer würdig halten mögen, iſt mein feurigſter Wunſch.

Vittorio Alfieri.

Trient, 24. Oct. 1784.

Perſonen.

Saul.

Jonathan.

Michal.

David.

Abner.

Achimelech.

Krieger der Iſraeliten und Philiſter.

Schauplatz: der Iſraeliten Lager in Gilboa.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

David.

Hier willſt Du denn, daß ich den Lauf, wozu
Mich Deine Hand, allmächt'ger Gott, getrieben,
Bezähmen ſoll? — Hier bleib' ich. — Sind nicht dies
Gilboa's Berge, wo dem gottvergeßnen
Philiſter Juda jetzt, gelagert, trotzt?
Ach! daß ich heut den Tod hier finden könnte,
Durch Feindesſchwert! Allein von Saulen muß
Ich ihn erwarten. Ach hartherziger
Und undankbarer Saul! der ſeinen Streiter
Durch Grotten und Geklipp' verfolgt, ohn' ihm
Je Stillſtand zu vergönnen. Und es war
Doch David einſt Dein Schild vordem; Du hatteſt
Auf mich gegründet jegliches Vertrau'n;
Zur höchſten Ehre mich erhöht; zum Gatten
Für Deine Tochter auserſehn. . . . Allein
Wohl hundert, hundert Feindesſchädel heiſchteſt
Du mir zum tück'ſchen Brautgeſchenk, und grade
Gedoppelt reicht' ich Dir die Ernte dar. . . .
Doch Saul, wohl ſeh' ich's, iſt ſeit langer Zeit

Nicht bei ſich ſelbſt; und einem Geiſt der Hölle
Zur Beute überläßt ihn Gott. O Himmel!
Weh' uns! was ſind wir, wenn uns Gott verläßt? —
Wohlauf, o Nacht, und tritt der holden Sonne
Das Lager ab; als Zeuge ſteige ſie
Von hoher Unternehmung heut empor.
Im ſpätſten Alter, ruhmvoll, wirſt du glänzen,
Gilboa; — ſagen werden ſie: Hier bot
Sich David ſelbſt dem wilden Saul. — Heraus,
O Iſrael, aus Deiner Zelten Ruh';
Heraus, o König! Heute lad' ich Euch
Zu ſehen ein, ob ich der Feldſchlacht Künſte
Noch weiß. Heraus, unbändiger Philiſter,
Heraus, und ſieh', ob noch mein Schwertſchlag mordet.

Zweiter Auftritt.

Jonathan. David.

Jonathan.

O! welche Stimme tönt mir? Eine Stimme,
Die wohl den Weg zu meinem Herzen kennt.

David.

Wer kömmt?... O tagt' es doch! Als Flüchtling möcht'
Ich mich nicht zeigen....

Jonathan.

Halt! — Wer biſt Du? Was
Haſt Du zu thun um's Zelt des Königs? Sprich.

David.

Mich dünkt es Jonathan.... Muth! — Sohn des Kriegs,

Es lebe Iſrael, nicht ich. — Es kennt
Mich der Philiſter wohl.

Jonathan.

Was hör' ich? Ach!
So kann nur David reden.

David.

Jonathan . . .

Jonathan.

O Himmel! David, . . . Bruder . . .

David.

O Entzücken! . . .
Mit Dir . . .

Jonathan.

Iſt's wahr? — Du in Gilboa? Fürchteſt
Du meinen Vater nicht? — Ich beb' um Dich;
Weh mir! . . .

David.

Was willſt Du? Tauſendmal hab' ich
Den Tod im Kampf geſehn und ihm getrotzt.
Vor Deines Vaters ungerechtem Zorn
Floh' ich dann lange Zeit. Doch, nur die Furcht
Iſt wahrer Tod dem Tapfern. Jetzo fürcht'
Ich nichts mehr, nein. In großer Fährlichkeit
Steht mit dem Volk der König. Sollte David
Im Wald indeß in Sicherheit ſich halten?
Sollt' ich beſorgt ſeyn für mein Leben, weil
Der Heiden Schwert Euch über'm Haupte hängt?
Zu ſterben komm' ich her; doch unter Waffen,
Im Kampf, für's Vaterland, als Held zu ſterben;
Und ſelbſt für ihn, den undankbaren Saul,
Der Tod ruft über mich.

Jonathan.

O Tugend Davids!
Des Herrn Erwählten, ja Du biſt's gewiß.
Gott, der in's Herz ſo übermenſchliche
Geſinnungen Dir flößt, gab zum Geleit'
Vom Himmel einen Engel Dir. — Und doch,
Wie ſollſt Du, ach, Dich vor den König ſtellen?
Im Heer der Feinde glaubt er Dich; wo nicht,
So giebt er's vor, bezüchtigt als Empörer
Und als Verräther Dich.

David.

Ach daß er mich
In ſeiner Feinde Buſen mich zu flüchten,
Zu ſehr nur zwang! Doch, greifen wider ihn
Sie zu den Waffen, ſchau', ſo ſchwing' ich ſie
Zu ſeinem Schutz, bis ſie bezwungen ſind.
Und mög' er dann die vorige Belohnung
Mir wiedergeben, — neuen Haß und Tod.

Jonathan.

Elender Vater! — Ihn beliſtet Einer. —
Der niedrige, treuloſe Abner ſteht,
Ein falſcher Freund, ihm jederzeit zur Seite.
Der arge Dämon, der das Herz ihm voll
Verderben geußt, er läßt zum mindeſten
Für kurze Augenblicke Saulen Ruh.
Doch Abners Liſt gönnt ihm ſie nimmermehr.
Er wird allein gehört, und er allein
Wird nur geliebt. Ein tück'ſcher Schmeichler malt
Er jede Tugend, welche ſeine eigne
Geringe übertrifft, als zweifelhaft
Und ſchwankend ihm. Umſonſt, daß Deine Gattin

Und ich beim Vater ...

David.

Gattin! Süßer Name!
Wo iſt, wo iſt ſie, Michal, meine Treue?
Liebt ſie mich noch, troß dem ergrimmten Vater?

Jonathan.

Ha, ob ſie Dich noch liebt? ... Im Lager iſt
Sie ſelbſt ...

David.

O Himmel! Soll ich ſie hier ſehn?
O Luſt! Doch, wie? im Lager ...

Jonathan.

Mitleid hatte
Mit ihr der Vater; ihrem Jammer wollt' er
Sie in der Burg nicht einſam überlaſſen.
Und ſie auch pflegt, zwar immerdar betrübt,
Ihm etwas Lindrung darzubieten. Ach!
Ein Haus der Thränen iſt das unſrige,
Seitdem Du ferne biſt.

David.

O theure Gattin!
Dein holder Anblick wird mir den Gedanken
An jede Angſt, die ich erlitt, zerſtreun,
Zerſtreu'n die Sorg' um jedes künſt'ge Leid.

Jonathan.

O wenn Du ſie geſehn! ... Verloren hatte
Sie Dich noch kaum, da wurde jeder Schmuck
Zuwider ihrem Jammer. Aſche ruht
Auf dem geſträubten Haupthaar; — Bläſſe, Thränen
Auf der entſtellten Wange; — ungeheurer,
Sprachloſer Gram im angſtdurchbebten Herzen.

Wohl tauſendmal zum Tage ſinkt ſie vor
Dem Vater hin, und fleht zu ihm mit Schluchzen:
»Gieb meinen David mir zurück; Du ſelbſt
»Gabſt mir ihn einſt.« — Dann reißt ſie ihre Kleider
Entzwei, und badet ihres Vaters Hand
Mit Thränen, bis er mit ihr weint; und wer,
Wer weinte nicht? — Nur Abner; er befiehlt,
Vom Fuß des Vaters, todtblaß, wie ſie iſt,
Sie weg zu reiſſen.

David.

O des Anblicks! O!
Was ſagſt Du mir?

Jonathan.

O daß es nicht ſo wäre!...
Bei Deinem Schwinden ſchwand auch Fried' und Ruhm
Und Kühnheit in den Waffen hin. — Verſunken
Sind Iſraels Gemüther. Der Philiſter,
Der einſt ein Kind ſchien, unter Deinen Fahnen,
Erwuchs ein Rieſ' in ihren Augen, ſeit
Sie Dich nicht mehr zu ihrem Führer haben.
Und Droh'n, und Spott und Höhnung dulden wir,
Uns ſelbſt vergeſſend, eingeengt im Thal.
Was Wunder auch? Vermißt doch Iſrael
Zugleich ſein Schwert und ſeinen Geiſt in David!
Ich, der ich hinter Deinen Heldenſchritten,
Nicht ohne Ruhm vordem zu Felde zog,
Fühl' ohne Kraft zum Schlagen meine Rechte.
Nun ich ſo oft Dich in Gefahr, mein David,
Bei hartem Leben, ferne von mir ſehe;
Nun ſchein' ich mir nicht mehr für meinen Herrn,
Für Vater, Weib und Kinder nicht zu ſtreiten.

Weit theurer biſt Du, als Gebiet und Vater,
Als Weib und Kinder mir.

David.

Du liebeſt mich,
Und mehr als ich verdiene. Liebe Gott
Dich eben ſo.

Jonathan.

Gott, der Gerechte, der
Wahrhafter Tugend nicht zu lohnen ſäumt,
Er iſt mit Dir. In Rama wurdeſt Du
Von Samuel, dem ſterbenden, empfangen;
Des mächtigen Propheten heil'ge Lippe,
Durch den mein Vater König wurde, hat
Wohl große Dinge dort von Dir verkündet.
Dein Leben iſt ſo heilig mir als theuer.
Ach! nur des Hofes arge Fährlichkeiten
Fürcht' ich für Dich, nicht die des Kampf's; allein
Um dieſe königlichen Zelte lauert
Verrath und Tod; — Tod, welchen Abner giebt,
Und Saul oft ſendet. Ach, verbirg, mein David,
Dich wenigſtens ſo lang, bis das Gebirge
Von Kriegstrommeten wiederhallt. — Noch heut
Wird's, denk' ich, Noth thun, zum Gefecht zu kommen.

David.

Wie Hinterliſt ſoll Biederthat ſich bergen?
Saul ſoll mich, früher als der Feind, erſchau'n.
Ich bringe mit, was zu beſchämen, was
Zu ſich zurück zu führen auch das aller-
Verhärtetſte Gemüth vermag; ich will
Des Königs Zorn zuerſt, und jenem dann
Der Feindesſchwerter trotzen. — Was, o König,

Was wirſt Du ſagen, wenn ich, als Dein Knecht,
Vor Dir die Stirne neige? Ich, Dein Eidam,
Für nie begangne Fehler jetzt von Dir
Verzeihung flehe? Ich, Dein Schirmer einſt,
Der jetzt, im Rachen tödtlicher Gefahr,
Sich Dir Genoß und Schild und Opfer beut? —
Wahr iſt's, mich nahm der heil'ge Greis in Rama
Verſcheidend auf, und ſprach zu mir als Vater,
Und ſtarb in meinen Armen. Saulen liebt'
Er einſt, wie ſeinen eignen Sohn; jedoch,
Was war ſein Dank? — Es hat der heil'ge Greis
Nicht minder Treu' und Liebe für den König,
Als gegen Gott mit blinde Folgſamkeit,
Verſcheidend eingeflößt. — In meinem Herzen,
Mit feſten Zügen eingegraben, trag'
Ich ſeine letzten Worte bis zur Gruft:
»Ach! armer Saul! ob Deinem Haupte ſchwebt
Des Höchſten Grimm, wenn Du nicht in Dich kehrſt.«
So ſprach mir Samuel. — Dich wenigſtens,
Dich wünſcht' ich ſicher, o mein Jonathan,
Dich ſicher vor des Himmels Zorn; und, hoff' ich,
Du wirſt's; und Alle werden wir's; und Saul,
Der ſich annoch bekehren kann, zugleich. —
Ach! wehe! weh'! wenn Gott vom Äther nieder
Den donnerrothen Wetterſtrahl entfeſſelt! —
In ſeinem hohen, ſchreckenvollen Zorn
Hat er, Du weißt es, den Unſchuldigen
In Eins mit dem Verbrecher oft verwickelt.
Unwiderſtehlich, wirbelt er im Sturm
Mit Ungeſtüm herab, zerknickt, zerſchmettert,
Und wirft vernichtend nieder auf den Grund,

Gleich mit dem böſen, angeſteckten Stamm,
Auch Blüten, Frücht' und Blätter.

Jonathan.

— Viel vermag
David bei Gott für Saulen. Oftmals hab' ich
In meinen Träumen Dich in ſo erhabner
Geſtalt erblickt, daß ich zu Deinen Füßen
Mich niederwarf. — Ich ſage weiter nichts;
Auch ſag' mir Du nichts weiter. Nimmer wird,
So lang ich lebe, Saulens Schwert, ich ſchwör' es,
Nein, Dich zu treffen, nimmer niederfallen.
Doch aber, vor den niederträcht'gen Schlingen ...
O Himmel!... wie vermag ich's?... Öfters trinkt
Man an den Tafeln, bei der Wolluſt Freuden,
Beim Einklang der Geſänge, hier den Tod
Im ungetreuen Gold. Ach! wer bewahrt
Vor dieſem Dich?

David.

Der Herr Gott Iſrael,
Wenn ich entgehn; und nicht ein ganzes Heer,
Wenn ich erliegen ſoll. — Doch ſage, kann
Ich vor dem Vater noch die Gattin ſprechen?
Dort darf ich nicht hinein, bis daß es dämmert...

Jonathan.

Und harrt wohl in den Flaumen ſie des Tages?
Mit mir um Dich zu weinen, kömmt ſie ſtets
Vor Dämmrung her, und hier, gemeinſam, bringen
Wir Gott Gebete für den kranken Vater. —
Sieh da, nicht ferne ſchimmert's her, ich weiß
Nicht was. Vielleicht, ſie iſt's: tritt etwas ſeitwärts;

Und hör' ihr zu. Doch wär's ein Andrer, dann
Laß, bitt' ich, Dich nicht ſehn.

David.

So will ich thun.

Dritter Auftritt.

Michal. Jonathan.

Michal.

Nacht, du verhaßte, ewige, verſchwindeſt
Du nie?... Doch, ſteigt vielleicht für mich der Tag
Als Freudenbringer auf? Weh' mir! die ich
In Finſterniſſen leben muß ohn' Ende! —
Ha, Bruder, hobſt du ſchneller Dich empor
Als ich? — und dennoch waren meine Lenden,
Die nimmer ruhn, ermatteter, gewiß.
Wie kann ich unter weichen Decken ruhn,
Indem auf nackter Erde mein Geliebter
Unſtät, verbannt, in Gruben wilder Thiere,
Belauert, liegt? Ach Vater, mehr unmenſchlich
Als jedes Wild! O unbarmherz'ger Saul!
Den Gatten raubſt Du Deiner Tochter, und
Das Leben nicht? — Hör', Bruder, länger bleib' ich
Nun nimmer hier. Kömmſt Du mit mir, Du thuſt
Ein ſchönes Werk; doch kömmſt Du nicht, ſo geh' ich
Allein ihn aufzuſpüren; David will ich,
Wo nicht, den Tod antreffen.

Jonathan.

Säume noch,
Und ſtille Deine Thränen. Unſer David,
Vielleicht erſcheint er in Gilboa ſelbſt.

Michal.
Was redeſt Du? Zum Ort, wo Saul ſich hält,
Soll David nah'n?...

Jonathan.
Zum Ort, wo Jonathan
Und Michal ſind, wird David mit Gewalt
Von ſeinem edeln Herzen ſtets gezogen.
Du glaubſt es nicht, daß Liebe mehr auf ihn
Als Furcht vermag? und würdeſt Dich verwundern
Wenn er hieher zu kommen wagt'?

Michal.
O Himmel!
Ich würde für ihn zittern ... Aber doch,
Ihn nur zu ſehen, würde mich ...

Jonathan.
Und wenn
Er nun nichts fürchtete?... wenn er ſein ſeltſam
Erkühnen mit Vernunft zu kleiden wüßte? —
Saul, weniger im Mißgeſchick zu fürchten,
Als unter günſtigem, er ſteht, voll Mißtrau'n
In ſeine Kräfte, muthlos da, Du weißt es;
Denn jetzt, wo Davids unbezwungner Arm
Ihm nicht den Weg bahnt in die Feindesſchaaren,
Mißtraut ſich Saul; doch, ſtolz geſinnt, verbirgt er's.
Wohl lieſ't ihm jeder unter uns im Antlitz,
Daß nicht der Sieg in ſeinem Herzen wohnt;
Und grade recht käm' jetzt vielleicht Dein Gatte.

Michal.
Vielleicht, ja wohl: doch er iſt fern,... Ach, wo?
In welchem Zuſtand?... Weh' mir!...

Jonathan.

Näher, als
Du wähnſt.

Michal.

O Himmel!... o, wozu mir ſchmeicheln?

Vierter Auftritt.

Vorige. David.

David.

Bei Dir iſt Dein Gemahl.

Michal.

O Stimm'!... O Anblick!
O Wonne!... Sprechen... kann... ich nicht —
O Wunder!...
Und ſollt' es... wahr ſeyn, daß ich Dich umarme?...

David.

O Weib!... O harte Trennung!... Tod, wofern
Ich heute Dir begegnen ſoll, hier ſteh' ich
Zum mindſten bei den Meinen. Beſſer iſt's
Zu ſterben, als ein wüſtes Leben hin
Zu ſchleppen in der Einſamkeit, wo Niemand
Du theurer biſt, um Keinen Dich bekümmerſt.
O Sauls blutdürſt'ger Stahl! ich harre dein;
Durchbohre mich. Hier ſoll mir wenigſtens
Ein liebend Weib die Augen ſchließen, hier
Verhüllt, beſtattet werden mein Gebein,
Von ihr benetzt mit wahren Thränen.

Michal.

O!
Mein David!... Du, von jeder meiner Hoffnung

Beginn und Ziel, ach! möge Deine Ankunft
Mir freudebringend ſeyn! Gott, der von ſchweren
Gefahren Dich ſo oft errettet hat,
Er führt Dich nicht vergebens hier zurück....
O welche Kraft giebt mir Dein Anblick ſchon!
Ich bebte, fern, ſo ſehr für Dich; doch jetzt
Beb' ich für Dich noch kaum.... Allein, was ſeh' ich?
In welches wilde, ſcheußliche Gewand
Zeigt mir des Frühroths Aufgang Dich verhüllt?
O Du, mein Tapfrer, gehſt Du ſo entblößt
Von jedem Schmuck? Dich ziert nicht jener mehr,
Den ich Dir einſt mit eigner Hand gewebt,
Der golddurchwirkte Purpur? Ha, wer nennte
In ſolchem Schmutz, des Königs Eidam Dich?
An Waffen ſcheinſt Du ein gemeiner Krieger,
Und weiter nichts.

David.

Wir ſind im Feld. Dies iſt
Nicht eines Hofs unkriegeriſche Burg.
Ein rauher Mantel, ein geſchliffen Schwert,
Sind hier der beſte Pomp. Philiſterblut
Soll heut durch mich mir neuen Purpur färben.
Mit mir vertrau' indeß dem großen Gott
In Iſrael, der mich, wofern ich nicht
Den Tod verdiene, retten kann vom Sturz. —

Jonathan.

Sieh, völlig tagt's. — Hier ſollten wir, mich dünkt,
Nicht länger weilen. Denn, wofern Du auch
Zu guter Stunde kömmſt, ſo muß man doch
Mit großer Vorſicht gehen. — Jeden Morgen
Sind wir gewohnt, gerad um dieſe Stunde

Beim Vater zu erſcheinen. Laß uns erſt
Erſpähn, wie heut ſein trüber Geiſt ihn treibt
Und drängt, und nach und nach, wofern der Wind
Uns günſtig iſt, ſofort ihn vorbereiten.
Zu Deinem Anblick, und zugleich verhüten,
Daß Keiner, boshaft, ihm von Deiner Rückkunft
Zuerſt erzähle. Geh' indeß bei Seite.
Dich könnte jemand kennen und verrathen,
Und Abner Dich ſogar ermorden laſſen.
Laß Dein Viſier herab, und miſche Dich
Zu den erwachten Kriegern; unbelauſcht
Erwarte ſo, bis daß ich ſelbſt um Dich
Umkehre, oder ſende . . .

Michal.

Bei den Kriegern,
Wie bärge ſich mein David? welches Auge
Schießt, wie das ſeine, durch den Helm? Ein Schwert,
Wie ſein's, wer trägt's? Wer raſſelt ſo daher
Den Waffengang? — Ach nein! mein theurer Gatte,
Verbirg Dich lieber, bis ich zu Dir kehre.
Weh mir! kaum find' ich Dich, und ſoll Dich ſchon
Verlaſſen? — Doch, für kurze Zeit, und dann,
Nein, nimmer, nimmer, laſſ' ich dann von Dir.
Erſt möcht' ich jetzt in Sicherheit Dich ſehn.
Siehſt Du, im Grunde jenes dunkeln Waldes,
Zur Rechten dort, geräumig, eine Grotte? —
Geſchieden, ſeufz' ich, von der ganzen Welt,
Dort oft um Dich, und rufe Dir, und denke
An Dich, und netze oft mit bittern Thränen
Die harten Klippen. Dort verſtecke Dich,
Bis nun die Zeit, um Dich zu zeigen, kömmt.

David.

In allem will ich, Gattin, Dir willfahren.
Geht, ſeyd gewiß: Beſinnung lebt in mir;
Kein Zufall lenkt mein Thun; Euch lieb' ich, Euch
Bewahr' ich mich, und Gott allein vertrau' ich.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Saul. Abner.

Saul.

Ein herrlich Morgenroth! Es ſteigt die Sonne
Heut nicht in blut'ger Hüll' empor; ſie ſcheint
Mir einen Tag des Glückes zu verheißen. —
Ach! meiner Vorzeit Tage! — o wo ſeyd,
Wo ſeyd ihr nun? Nie hob im Lager Saul
Sich auf von ſeinen Teppichen, daß Abends
Er ſich als Sieger wieder hinzulegen
Nicht ſicher war.

Abner.

Und nun, woher, o König,
Dein Miſtrau'n? Haſt Du der Philiſter Keckheit
Nicht etwa jüngſt gedämpft? Je ſpäter man
Zu dieſem Treffen kömmt — Dir ſagt es Abner,
Je voller, edler wird Dein Siegeskranz.

Saul.

Wie weit, o Abner, weicht der Jugend Blick,
In dem Beſchau'n der menſchlichen Geſchichten,
Von dem des grauen Alters ab! — Als ich

Mit

Mit feſtem Arm den ſchweren, knot'gen Schaft,
Den ich jetzt kaum noch halte, ſpielend ſchwang,
Da wußt' auch ich, was Zweifel heißt, noch nicht.
Doch jetzt hab' ich nicht Jugend nur verloren;
Ach, wäre nur der unbezwungne Arm
Des mächt'gen Gottes noch mit mir... wo nicht,
Wär' David nur, mein Tapfrer, noch mit mir...

Abner.

Und wer ſind wir? Gewinnt man ohne ihn
Vielleicht nicht mehr? — Ach, glaubt' ich dies, ich zöge
Nicht mehr das Schwert, als mich nur zu durchbohren.
David, von jedem Deinem Mißgeſchick
Der erſte, einz'ge Grund...

Saul.

Ach nein! — Entleite
Aus einer ungleich ſchrecklicheren Quelle
Jedwedes Mißgeſchick von mir... Und wie?
Willſt Du das Schauderhafte meiner Lage
Mir bergen? Ach! wenn ich nicht Vater wäre,
Wie ich's zu ſehr, von lieben Kindern, bin;
Verlangt' ich jetzt noch Sieg und Reich und Leben?
Längſt hätt' ich hauptlings in der Feinde Schwerter
Mich hingeſtürzt, das grauſe Leben, das
Ich lebe, längſt geendigt. Wie viel Jahre
Sind ſchon, ſeitdem auf meiner Lipp' ein Lächeln
Geblüht, entſchwunden! Meine Kinder, die
Ich doch ſo herzlich liebe, regen mir
Oft nur zum Zorn das Herz auf, durch ihr Koſen.
Wild, ungeberdig, düſter ſtets, und zornig,
Mir ſelbſt und Andern jederzeit zur Laſt;
Wünſch' ich im Frieden Krieg, im Kriege Frieden;

In jedem Napf trink' ich verborgnes Gift;
Seh' einen Feind in jedem Freund; — es ſind
Die weichlichen aſſyriſchen Tapeten,
Mir rauh Geſtrüpp'; der kurze Schlummer, Angſt;
Die Träume, Grauſen; — Was noch mehr? Wer
glaubt' es,
Der Kriegsdrommete Klang iſt Schreckniß mir;
Das höchſte Schreckniß Saulen die Drommete.
Sieh nun, ob Saulens Haus um ſeinen Glanz
Verwittwet trauert; ſieh, ob jetzo Gott
Noch mit mir iſt. Und Du, Du ſelber (ach!
Du weißt es wohl!) erſcheinſt mir, wie Du's biſt,
Zwar oft als warmer, wahrer Freund, als Krieger,
Als Blutsfreund, tapfrer Feldherr, und als Schild
Für meinen Ruhm; doch oft als niedriger,
Und lügenhafter Höfling, neidiſch, ſchlau,
Feindſelig und verräth'riſch...

Abner.

Jetzt, o Saul,
Da Du vollkommen bei Dir ſelber biſt,
Ruf' Deinem Sinn aus der Vergangenheit
Jedweden Vorgang jetzt zurück. Wo ſtammt,
Wo jeder Aufruhr Deines Herzens her?
Du ſiehſt es nicht? Woher, als aus dem Haus
Von jenen Sehern ohne Zahl — aus Rama.
Wer wagt' es erſt Dir kund zu thun, Du ſeyſt
Von Gott getrennt? Der freche, düſtre, ſchlaue,
Ehrgeiz'ge Alte; — Samuel, der Prieſter;
Dem ſeine Heuchlerſchwärme wiederhallten.
Giftvollen Blicks, ſah er auf Deinem Haupt
Die Königsbinde ſtrahlen, die er ſchon

Die ſeine glaubte; — feſt beinahe hielt
Er ſie bereits auf ſeinem weißen Haar;
Als, ſiehe da, einſtimmig-hoher Wille
Des Volkes Israel ihm ſeine Wünſche
In Wind verblies, und einen ſtreitbarn Fürſten
Sich auserkohr. Dies, dies iſt nur Dein Frevel.
Des Herrn Erwählten hört' er Dich ſogleich
Zu nennen auf, ſobald Du aufgehört
Ihm unterthan zu ſeyn. Nur dies verwirrte
Zuerſt die Sinne Dir. Doch David drauf,
Mit ſeiner Rede voll Begeiſterung,
Vollendete das Werk. In Waffen zwar
War er beherzt, das läugn' ich nicht; doch war
Er immer völlig Samuelens Knecht,
Und dem Altar mehr als dem Feld gewogen;
Am Arm ein Krieger, doch am Herzen Prieſter.
Enthülle Wahrheit alles falſchen Schmucks;
Erkenne Wahrheit. Ich, aus Deinem Blut
Bin ich entſproßt, jedweder Glanz an Dir
Iſt Abners Glanz. Doch David kann ſich nimmer,
Nein, nimmermehr erheben, tritt er nicht
Erſt Saulen nieder.

Saul.

David?... Ja, ich haſſ' ihn...
Doch hab' ich ihm die eigne Tochter ja
Zum Weib gegeben... Ach, Du weißt es nicht. —
Die Stimme ſelbſt, die Herrſcherſtimme, die
Als Jüngling mir in mancher Nacht erſcholl,
Als ich noch dunkel, ohne Würd' und fern
Vom Throne war, und jedem Sinn daran;
Seit mehrern Nächten ſchallt dieſelbe Stimme

Nun ſchreckenvoll auf's neu, und ſtößt mich fort,
Und donnert, wie der Sturmeswoge Brüllen:
»Hinweg, o Saul! Hinweg, o Saul!« — Des Sehers
Ehrwürd'gen, heil'gen Anblick, den ich einſt
Im Traume ſah, noch eh' er mir eröffnet,
Daß Gott zum König Iſraels mich wollte,
Jetzt ſeh' ich jenen Samuel im Traum,
Doch in ganz anderm Anblick wieder. Ich,
Aus tiefem, dunkelm, grauſenvollem Thal,
Seh' ihn, auf einem Strahlenberge ruhend,
Gebognen Knies David ihm zu Füßen;
Ihm gießt der heil'ge Greis des Herren Salbe
Auf's Haupt; und mit der andern Hand, die lang
Und länger, ſich wohl hundert weite Ellen
Ausdehnt bis an mein Haupt, reißt er die Krone
Vom Haar mir weg, und will das Haupthaar Davids
Damit umkränzen. Aber, glaubſt Du wohl?
Mit liebevollem Anſtand wirft vor ihm
Sich David hin, und weigert ſie zu nehmen;
Und winkt, und weint, und ruft, ſie wieder mir
Auf's Haupt zu thun... O Anblick!... O mein David!
So biſt Du denn mir noch gehorſam ſtets?
Noch Eidam? Sohn? und treuer Unterthan?
Und Freund?... O Wuth! Mir meine Krone weg
Vom Haupt zu reißen! Du, der das gewagt,
Ruchloſer Alter! zittre! — Ha, wer biſt Du?...
Auch wer nur den Gedanken hatte, ſterbe...
Ach! Wehe mir! ſchon red' ich Wahnſinn...

Abner.

Ja,
Er ſterbe, David ſterbe nur; und Träume,

Und Unfäll' und Geſicht' und Schrecken werden
Mit ihm verſchwinden.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Michal. Jonathan.

Jonathan.
Friede mit dem König!
Michal.
Und mit dem Vater Gott!
Saul.
Mit mir iſt ſtets
Der Gram. — Ich raffte früher als gewohnt,
Mich heut empor, in frohen Hoffnungen…
Allein ſchon ſchwand, wie Nebel aus der Wüſte,
Mir jede Hoffnung hin. — Was hilft es nun,
Die Schlacht, o Sohn, verſchieben? Schlimmer iſt's,
Die Niederlage fürchten, als ſie leiden.
Man leide ſie einmahl. Heut ſey's gekämpft;
Ich will es.
Jonathan.
Heute ſey's geſiegt. O Vater,
Schöpf' neue Hoffnung. Niemahls ließ die Hoffnung
Mit größerm Recht ſich nieder in Dein Herz. —
O ſo erheitre Dein Geſicht; ich habe
Den Sieg im Herzen. Mit der Feinde Leichen
Sey dieſes Feld bedeckt; graunvolle Speiſe
Für die beſchwingten Plünderer gelaſſen…
Michal.
In ruhigerer Wohnung werden wir,
O Vater, bald in Deine Feſte kehren.

Froh wirſt Du, ruhend unter Deinen Palmen,
Dort auch Dein Kind zurück ins Leben rufen,
Ihr den Gemahl erſtattend…

Saul.

Aber wie?
Du läſſeſt nie mit Weinen nach? Sind dies
Die ſüßen Gegenſtände, welche Sauls
Ermattetes Gemüth, das hingewelkte,
Ergrünen machen ſollen? Biſt Du ſo
Mir Troſt für meinen Kummer? Kind der Thränen,
Hinaus! — fort!… Laß mich… heb' Dich weg.

Michal.

Ich Arme!..
Du willſt, o Vater, daß ich nicht mehr weine,
Und doch, wer hält, o Vater, meine Seele
In Thränen jetzt verſenkt, als Du?…

Jonathan.

O! ſtille!
Willſt Du den Vater kränken? — Nimm, o Saul,
Nimm frohen Muth: Ein Kriegs-, ein Sieges-Odem
Durchweht das Lager; dieſe Dämmrung ſchwebt'
Ein kriegeriſcher Geiſt vom Himmel nieder,
Der heute ſich durch's ganze Israel
Verbreiten ſoll. Auch in Dein Herz wird bald
Des Siegs Gewißheit kommen.

Saul.

Willſt Du etwa
Auch mich mit Deinem albernen Entzücken
Anſtecken? mich? — Was ſiegen? Und was Geiſt?
Weint Alle, weint. Heut wird die alte Eiche
Zur Luft empor, wo prangend ihr Gezweig

Sich breitete, die wüſten Wurzeln heben.
Nichts iſt umher, als Thränenguß, und Sturm,
Und Blut, und Tod. Reißt die Gewand' entzwei;
Streut niedre Aſch' auf's Haupt; — Ja, dieſer iſt
Der Tag des Ausgangs; unſer letzter iſt's.

Abner.

Schon öfters ſagt' ich's Euch, daß Euer Anblick
Stets ungelegen ſeinen wilden Schmerz
Verdoppelt.

Michal.

Wie? Wir ſollten den geliebten
Erzeuger laſſen?...

Jonathan.

Maßeſt Du Dir an,
An ſeiner Seit' allein zu bleiben?... Soll
In Deiner Hand?...

Saul.

Was giebt's? Erbitterung glüht
Auf meiner Kinder Antlitz? Wer, wer iſt's,
Der ſie beleidigt? Abner, Du vielleicht?
Mein Blut ſind Die! Du weißt's nicht?... Schweig:
bedenke...

Jonathan.

Ach ja, wir ſind Dein Blut, und ſind bereit,
All' unſer Blut für Dich zu geben...

Michal.

Vater,
Hör' ich vielleicht, den Gatten von Dir heiſchend,
Nur meine eignen Wünſche? Deinen wackern
Vertheidiger, die Stärke Israels,
Das hohe Schreckniß der Philiſter heiſch' ich.

In Deines Unmuths ſchwärmeriſchen Stunden,
In Deinen finſtern Todgedanken, bot,
Durch ſeinen himmliſchen Geſang, Dir David
Nicht Linderung dar? und ſprich denn nun: War Er
Dir nicht ein Strahl in Deinen Finſterniſſen?

Jonathan.

Und ich, Du weißt's, ob ich an meiner Seite
Ein Schwert mir gürte; doch, wo iſt mein Schwert,
Wenn rauſchend nicht der Krieger aller Krieger
Vorſchreitend meine Schritte leitet? Spräche
Man hier von Schlachten, wäre David hier?
Gewonnen wär' der Krieg.

Saul.

O Vorzeit! O!
Ihr meine glorreich-frohen Siegertage...
Sieh, alle meine herrlichen Triumphe
Stehn, wie geſchaart vor mir. Vom Lager kehr'
Ich, ganz beſprengt von ehrenvollem Staub
Und blut'gen Schweiß, zurück; — ich wandle, ſchau'
Auf der Vertilgten Hoffarth hin, dem Herrn
Lobſingend... Ich? dem Herrn?... was red' ich? —
Eiſern
Sind Gottes Ohren ja für meine Stimme;
Stumm iſt mein Mund... wo iſt mein Ruhm? wo iſt
Wo meiner hingewürgten Feinde Blut?...

Jonathan.

Ja David, Alles hätteſt Du...

Michal.

Doch Er
Iſt nicht mit Dir, der David; nein. — Verbannteſt
Du ihn doch ſelbſt von Deinem Antlitz; wollteſt

Ihn ausgerottet… David, Deinen Sohn;
Dein ſchönſtes Werk; der ſo beſcheiden, folgſam,
Dir zu gehorchen ſchneller als der Bliß,
Und feuriger in Deiner Liebe ſelbſt
Als Deine Kinder war. Ach, Vater… laß…

Saul.

In meinen Augen, weh mir! ſchwimmen Thränen?
Wer zwingt zu ungewohnten Thränen mich?…
Laßt meine Wimper trocken.

Abner.

Beſſer wär's,
O König, Dich ins Zelt zurück zu ziehn.
Zum Kampf gerüſtet, zeig' ich Dir ſogleich,
Geordnet, Deine Heereskraft. — So komm,
Und überzeuge Dich, daß nichts an David…

Dritter Auftritt

Vorige. David.

David.

Als Unſchuld iſt.

Saul.

Was ſeh' ich?

Michal.

Himmel!

Jonathan.

Was
Haſt Du gewagt?

Abner.

Verwegener! …

Jonathan.
Ach, Vater…
Michal.
Er iſt mein Gatte, Vater; und Du haſt
Mir ihn geſchenkt.
Saul.
O Anblick!
David.
Saul, mein König;
Du foderteſt dies Haupt; Du ſuchſt es längſt;
Sieh da, ich bringe Dir's; ſchlag' es herab;
Dein iſt's.
Saul.
Was hör' ich an?… O David… David!
Es ſpricht ein Gott aus Dir; es führt ein Gott
Dich heute zu mir her…
David.
Ja, König, Der,
Der einzig Gott iſt, der in Ela einſt
Mich blöden, mich noch unerfahrnen Knaben
Dem rieſenhaften, ſtolzen Übermuth
Des ſtahlumſtarrten, furchtbarn Goliath
Entgegen trieb; der Gott, der Sieg auf Sieg
Auf Deine fürchterliche Waffen dann
Geſammelt hat, und der, in ſeinen Zwecken
Stets unerforſchbar, meines dunkeln Arms
Zu hellen Thaten ſich bedienen wollte;
Ja, dieſer Gott, der führt, vom Sieg begleitet,
Mich heut zu Dir. Nimm, was Du lieber willſt,
Zum Krieger oder Feldherrn mich, wofern
Ich Das vermag. Der Feind müſſ' erſt verſinken.

Und von des Nordwinds Hauche das Gewölk,
Das dicht um Deinen Thron ſich zieht, zerſtieben;
Dann magſt Du Saul, mit Tod mir dafür lohnen.
Nicht Einen Schritt, nicht Eine Sorge ſoll
Mein Tod Dir koſten. David, magſt Du dann,
O König, ſagen, ſey vertilgt; und ſchnell
Soll Abner mich erwürgen. — Weder Schwert
Noch Schild will ich ergreifen; in der Burg
Des unbeſchränkten Herrſchers meiner Tage
Ziemt keine andre Waffe, denn Geduld,
Und Demuth, Liebe, Flehn und Unſchuld, mir.
Gefällt es Gott, ſo ſoll ich, als Dein Sohn,
Und nicht als Feind, umkommen. Auch der Sohn
Von jenem erſten Vater unſers Volks,
War, auf dem hohen Berg, bereit, ſein Blut
Dahin zu geben; und kein Wort, kein Zeichen
Ließ er von ſich, als nur von Folgſamkeit.
Hoch über ihm, ihn umzubringen, ſchwebte
Schon Eine Hand, weil er die andre Hand
Des Vaters küßte. — Saul gab mir das Daſeyn;
Saul nimmt's von mir; durch ihn erſcholl mein Name;
Durch ihn verhallt er; groß ward ich durch ihn;
Durch ihn zu nichts.

Saul.

O wie mir dieſe Rede
Die dicke Finſterniß vor meinen Augen
Von ehedem zerreißt! O wie ſie mir
Zum Herzen tönt!... Als Held ſprichſt Du, o David.
Und warſt ein Held. Doch, blind vor Hochmuth, wagtſt
Du drauf mich zu verachten, über mich
Dich zu erheben, mir mein Lob zu ſtehlen;

Dich in mein Licht zu kleiden. — War ich auch
Dein König nicht, geziemt es friſchen Kriegern,
Ergraute Krieger zu verachten? Du,
In Allem groß geſinnt, hier warſt Du's nicht.
Dich ſangen ſo die Töchter Israel:
»David, der Held, ſchlägt ſeine Tauſend nieder;
»Saul, ſeine Hunderte.« — Ach, David, da,
Da trafſt Du mich im Innerſten des Herzens.
Was ſprachſt Du nicht? »In ſeiner Jahren Grüne,
»Nicht Tauſend nur, Zehntauſende ſchlug Saul;
»Er iſt der Streiter; er hat mich geſchaffen.«

David.

Wohl ſagt' ich es; doch dieſer, der den Schlüſſel
Zu Deinem Ohr ſchon hielt, ſprach lauter noch:
»Zu mächtig iſt er, lebt in Aller Mund,
»In vieler Herzen, David. — Bringſt Du ihn
»O Saul, nicht um, wer bändigt ihn?« — Was ſprachſt
Du, Abner, nicht, mit minder Tücke, doch
Mit weit mehr Wahrheit, zu dem König? »Ach!
»Zu ſehr iſt David redlicher, als ich;
»Drum iſt er mir ein Abſcheu; darum neid' ich
»Und fürcht' ich ihn; und will ihn umgebracht.«

Abner.

Ha, Böſewicht; und jenen Tag, als Du
Mit Deinen Sehern heimliche Berathung
Zu murmeln gingſt, als Deinem König Du
Verruchte Fallen im Verborgnen, legteſt;
Dich flüchteteſt in der Philiſter Schoos,
Und unterm Schwarm unreiner Feinde dort
Unheil'ge Tage lebend, unter uns
Verſtohlnen Umgang doch zugleich behielteſt;

Sagt' ich's nur etwa? oder thateſt Du's?
Wer ſetzte Dich von Anfang mehr denn ich
In unſers Herrſchers Gunſt? Und wer bewog ihn,
Zum Eidam Dich zu wählen? Abner war's
Allein...

Michal.

Ich war es; ich erhielt vom Vater
Zum Gatten David; Ich hab' ihn gewollt;
Ich, ganz von ſeinen Tugenden bezwungen;
Er, meine erſte Sehnſucht, mein geheimer
Gedanken, Er war meine Hoffnung; Er
Allein mein Leben. Auch in niedern Stand
Hinabgeſtürzt, zur Dürftigkeit entwürdigt,
Wär' immer David meinem Herzen lieber,
Als je der Höchſte, den das Morgenland
Als König ehrt.

Saul.

Doch Du, o David, kannſt
Du läugnen, oder widerlegen, weß
Dich Abner zeiht? Sprich: Haſt Du zum Philiſter
Dich nicht geflüchtet? nicht in meinem Volk
Ruchloſen Aufruhrs Saamen ausgeſtreut?
Und ſelbſt ſogar dem Leben Deines Königs,
Ja Deines zweiten Vaters, öfters etwa
Nicht nachgeſtellt?

David.

Sieh her — mag dies, vordem
Ein Streif von Deinem königlichen Mantel,
Für mich Dir Antwort geben. Kennſt Du es?
Nimm's, und vergleich's

Saul.

Gieb her. Was ſeh' ich? Mein iſt's
Nicht läugn' ich's… Woher haſt Du's?…

David.

Dir vom Leibe,
Von Deinem Mantel ſchnitt ich es; ich ſelbſt. —
Denkſt Du Engedda's? — Dorten, wo Du mich,
Geächtet, grauſam bis zum Tod verfolgteſt;
Dort hatt' ich mich, ohn' einigen Gefährten,
Verkrochen in die Höhle, die vom Berg
Den Namen führt: dort ſchliefſt, einſam, Du,
Auf weichen Decken, in gelaßner Ruhe,
Weil jeder Deiner Hüter, Dir zur Wacht,
Am ſchroffen Eingang blieb, zum Schlaf die Augen…
O Himmel! Du, die Seele voll von Blut
Und Groll, Du ſchliefſt? — Sieh, ob der mächt'ge Gott
Zu nichten macht der Sterblichen Gedanken!
Nach meinem Willen konnt' ich dort Dich tödten,
Und mich ſodann, durch andern Ausgang, retten
Ich konnt' es; dieſer Streif von Dir beweiſt
Dir's klar genug. Du, König, Du, gewaltig,
Du, ſtolz, vom Schwarm Bewaffneter umlagert,
Sieh da, dem niedrigen, verbannten Jüngling
In Händen… Wo, wo war der tapfre Abner,
Wo war er da? So hütet er Dein Leben?
So dient er ſeinem König? Siehſt Du nun,
Auf wen Du Dein Vertrau'n geſetzt, auf wen
Den Zorn gewendet? Biſt Du nun zufrieden?
Haſt Du, o Saul, nun nicht den deutlichſten
Beweis von meinem Herzen, meiner Unſchuld,
Und meiner Treue? nicht den deutlichſten,

Von der geringen Liebe, von der böſen
Misgünſt'gen Wuth, der ungetreuen Wache
Des Abners da?

Saul.

Mein Sohn, Du haſt geſiegt…
Geſiegt haſt Du. Sieh, Abner, und verſtumme.

Michal.

O Luſt!

David.

O Vater!…

Jonathan.

O beglückter Tag!

Michal.

O Gatte!…

Saul.

Ja, ein Tag der Fröhlichkeit,
Des Siegs iſt dies. Dich will ich heut beim Streite
Zum Führer. Abner duld' es; denn ich will's.
Kein Wettſtreit wachſe zwiſchen Euch empor,
Als im Vertilgen größ'rer Feindesſchaaren.
An Deines Liebes-Bruders Seite wirſt
Du, Jonathan, Dich ſchlagen: David bürgt
Mir für Dein Leben; Du mir für das ſeine.

Jonathan.

Führt David uns, Gott iſt uns Bürge.

Michal.

Gott
Giebt mir Dich wieder; retten wird er Dich…

Saul.

Genug nunmehr. — Komm vor der Schlacht, o Sohn,
Ins Zelt, ein weniges Dich zu erquicken.

Verſüßen wird den langen Gram der Trennung
Dir die geliebte Gattin; unterdeß
Bereite ſie mit ihrer Hand, und biete
Dir die Gerichte dar. O Tochter (Du
Vermagſt's allein) mach' wieder gut zum Theil
Des Vaters unwillkürliche Verirrung.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

David. Abner.

Abner.
Da bin ich; kaum erhebt vom Mahle ſich
Der König, und ſchon folg' ich Deinem Wink.
David.
Mit Dir verlangt' ich insgeheim zu reden.
Abner.
Du willſt vielleicht vom nahenden Gefecht
Vernehmen? . . . .
David.
Ja; und Dich zugleich erinnern,
Daß Du nicht mich bedienſt, nein, daß wir gleich
Wir Beide unſerm König, unſerm Volk,
Und Israels erhabnem Gotte dienen;
Und nimmer komm' ein andrer Geiſt auf uns.
Abner.
Für unſern König, deſſen Blut ich bin,
Schwang ich im Feld den blutgefärbten Stahl,
Längſt eh' man dort noch Deiner Schleuder Ziſchen
Vernahm . . . . .

David.

Es ſtrömt in meinen Adern nicht
Des Königs Blut; doch meine Thaten ſind
Jedwedem kund; ich rühme deß mich nicht:
Auch Abner kennt ſie. — Würden ſie von Dir
Vergraben doch in die Vergeſſenheit!
Gedenke nur der Deinen: mit Dir ſelbſt
Wetteifernd, lern' allein, Dich ſelber nur
Heut übertreffen.

Abner.

Feldherr glaubt' ich mich
Bis jezt, doch David fehlte; darum wagt'
Ich alles anzuordnen für den Sieg;
Ob ich zum Feldherrn tüchtig ſei, das höre. —
Uns gegenüber dehnt von Mittag zu
Gen Norden, der Philiſter Lager längs
Dem Thal ſich hin: von hinten dicht Gebüſch,
Und tiefe Ströme ſeine Schutzwehr vorn.
Gen Morgen ſchließt's ein nicht zu hoher Hügel,
Von leichtem Abhang gegen ſie; doch ſchroff
Und rauh im Rücken jenſeits zu erklettern;
Gen Abend öffnet zwiſchen den Gebirgen
Sich ein geräumig Thor; durch's weite Feld
Geht man von dannen bis zur Meeresbrandung
Ohn' Anſtoß hin. — Gelingt's uns, den Philiſter
Dorthin zu ziehn, iſt uns der Sieg gewiß.
Doch nöthig iſt's, erſt eine Flucht zu heucheln;
Wir ſchwenken uns, in drei getheilten Haufen,
Zur linken Hand im Blachfeld, und umgehn
Von vorne her ihm ſeinen rechten Flügel.
Die erſte Schaar verdoppelt ihre Schritte,

Und ſcheint zu fliehn; die zweite bleibt gemach,
In aufgelöſten, dünnen Reihn zurück,
Des Feindes ſichre Lockung. Unterdeß
Hat von den Bravſten ein erleſen Heer
In Oſten ſchon den ſchweren Steig erklimmt,
Und fallt dem tückſchen Feinde nun in Rücken.
Vorn, ſeitwärts, hinten iſt er jetzt umdrängt,
Und allgemein und ſchrecklich das Gemetzel.

David.

So weiſe biſt Du, Abner, als beherzt.
Nichts abzuändern iſt an Deinem Plan.
Ich lobe Tugend, wo ſie iſt. Nur Krieger,
Nicht Feldherr will ich ſeyn; und deine Schlacht
Gewinnt als Zuwachs durch mein Kommen nur
Ein Schwert, nichts weiter.

Abner.

David iſt der Führer;
Des Kampfes Meiſter, David. Wer ſtritt je
Denn Er?

David.

Wer ſollte minder neidiſch ſich
Als Abner zeigen, der ſo viel vermag?
Wie ich ihn anſeh', herrlich iſt Dein Plan. —
Um Sauls Gezelt laß Jonathan und mich
Hieher uns ordnen; weiter dringe Uz
Dem Nordſtern zu; mit tauſend der Erleſ'nen
Erſteige Sadoch drauf das Joch; und Du
Hältſt mit dem Heer den Mittelpunkt der Schlacht
Beſetzt.

Abner.

Dir ziemt's; dies iſt der erſte Platz.

David.

Und darum wähl' ich Dich dazu. — Noch ſteigt
Die Sonn' empor. Indeß wirſt Du das Ganze
Genau vollführen. Aber laß nicht eh'
Drommeten ſchallen, als vom Tage nur
Vier Stunden bleiben. Heftig ſchnaubt, du fühlſt es,
Ein Weſtwind her. Die Sonn' im Angeſicht,
Und der erregte Staub, ſie ſollen Abends
Mit uns zum Streite gehn.

Abner.

Du redeſt wohl.

David.

So geh; befiehl; und laß durch niedre Künſte
Des Hofs, die Du verſchmähen ſollteſt, Dir
Den Feldherrn Ruhm, der Dir gebührt, nicht rauben.

Zweiter Auftritt.

David.

Schlau iſt der Plan zu dem Gefecht, und hoch. —
Allein was hilft des Feldherrn Vorſicht, wenn
Er nicht des Kriegers Herz beſitzt? — Und dies
Fehlt Abnern nur; doch mir verlieh es Gott.
Heut laß uns ſiegen, und beim neuen Tag
Auf's neu den König laſſen. Ihm zur Seite
Kann nie mir Friede blühn..... Was ſag' ich? — Mir
Wird neuer Sieg zu neuem Frevel werden.

Dritter Auftritt.

David. Michal.

Michal.

Weißt Du, Gemahl? Kaum ſtand von froher Tafel

Der Vater auf, als Abner zu ihm trat,
Und einen Augenblick ihn ſprach. — Ich nahe;
Er tritt heraus, und ſchon find' ich den König
Nicht mehr wie vor.

David.

Was ſagt' er ihm denn wohl?
Und worin däuchte Dir?....

Michal.

Er war vorhin
Uns ſo gewogen, weinte ja mit uns,
Uns wechſelweis umarmend; und von uns
Weiſſagt' er ſich, dem ſeinen wie zur Stütze,
Ein neu Geſchlecht von Helden. Mehr als Vater
Schien er mir da, ... und mehr als König jetzt.

David.

O weine nicht, Geliebte, vor der Zeit.
Saul iſt Gebieter, ſchalte wie's ihm däucht
Mit uns. Wenn heut er nur die Schlacht gewinnt,
Mag morgen ihn ſein Hartſeyn gegen mich
Auf's neu ergreifen. Den verworfnen Stand
Ergreif' auch ich auf's neu, und harten Bann,
Und ſtäte Flucht, und unruhvolles Leben.
Dich fliehn allein iſt mir der wahre Tod.
Und doch, ich muß.... Ach eitle Hoffnungen!
Und ach! für Dich unſelige Vermählung!
Es hätt' ein fröhlich — königliches Leben
Ein andrer Gatte Dir geſchenkt; und ich,
Elender! raubt' es Dir.... Von keinem frohen,
Zahlreichen Stamm, kannſt Du zum Vater mich,
Den irrenden, ſtets flücht'gen Gatten machen....

Michal.

Ach nein!... wir werden nimmermehr getrennt:
Von Deiner Bruſt ſoll keiner ſich erfrechen
Mich loszureiſſen. Nimmer kehr' ich, nein,
Zu jenem Leben voll Entſetzen, das
Ich, Dein entbehrend, hingeſchleppt; es berge
Mich eh' das Grab. In jener Burg des Jammers
Weint' ich allein die langen Tage durch;
Und grauſer Larven Anblick führten mir
Die Schatten vor. Des harten Vaters Schwert
Erblickt' ich oft ob Deinem Haupte ſchwebend,
Und hörte flehend Deine Stimm' in trüben
Und jammervollen Tönen, die die Bruſt
Zur wildeſten Erbitterung empörten;
Und oft auch ſenkt', unmenſchlich, ſeinen Stahl
Dir Saul ins Herz; bald ſah ich in geheimen
Umwindungen der ſchwarzen Höhle Dich
Den harten Fels zu Deinem Lager machen,
Und Dir das Herz bei jeder leiſen Regung
Vor Schrecken zittern; dann in andre Dich,
Und wieder Dich in andre dann verkriechen;
Und nirgends Stätte finden, nirgends Ruh,
Noch Freunde,..... krank, geängſtigt, abgemattet....
Von martervollem Durſt verzehrt .... O Himmel!...
Kann ich die Zweifel, die Beklemmungen,
Das lange Pochen meines Herzens ſchildern?
Nein nimmer laſſ' ich, nimmermehr von Dir.....

David.

O! Du zerſprengſt mein Herz; — hör' auf.....
Dem Blut
Iſt dieſer Tag, nicht unſern Thränen, heilig

Michal.

Wenn nur im Kampf Dir heut kein Anſtoß droht.
Die Schlacht beſorg' ich nicht für Dich; — ein Schild
Von feſter Stählung ſchirmet Dich, — Dein Gott.
Doch fürcht' ich wohl, daß heut, verrätheriſch,
Den Sieg Dir Abner hindre, oder ſtöre.

David.

Und wie? Schien Dir der König zweifelhaft,
Mir heut die Unternehmung zu vertraun?

Michal.

Dies hört' ich nicht; doch ſchrecklich faltet' er
Die Stirn, und murmelt' in ſich ſelbſt, ich weiß
Nicht was, von Prieſtern voller Hochverrath;
Von unbekannten Leuten in dem Lager;
Von Heuchlertugend; — abgebrochne Worte,
Verworren, ſchmerzlich, ſchreckenvoll für Die,
Die Davids Gattin, Saulens Tochter iſt.....

David.

Da kömmt er; hören wir.

Michal.

Gerechter Gott,
Steh' heut, ach, Deinem Knechte bei; es werde
Beſchämt der Frevler; überzeugt der Vater;
Gerettet mein Gemahl; Dein Volk beſchützt.

Vierter Auftritt.

Vorige. Saul. Jonathan.

Jonathan.

Ach, komm, geliebter Vater; Deine Sorgen
Laß ruhn ein wenig. Labung biete Dir

Der Lüfte reines Blau; komm, ſitz ein Weilchen
Zu Deinen Kindern hin.

Saul.

...Was ſagt man mir?

Michal.

Ach Vater!....

Saul

Ihr, wer ſeid Ihr?... Wer ſprach hier
Von reinem Blau der Lüfte?... Hier? iſt Dunkel
Und dickes Nachtgraun; Todesſchatten.... Ha,
Schau, tritt zu mir, — Siehſt du? — Ein düſtrer
Kranz,
Von Blute hat die Sonn' umgürtet.... Hörſt
Du den Geſang der Unglücksvögel nicht?
Es füllt die Luft ein ſchaudervoll Gewinſel,
Das mich erſchüttert, und zum Weinen zwingt...
Doch wie? auch Ihr? auch Ihr vergießt ja Thränen?

Jonathan.

O Israels erhabner Gott, — haſt Du
Vom König Saul Dein Antlitz ſo gewendet?
Und überläſſeſt ihn, einſt Deinen Knecht,
Des Widerſachers Hand?

Michal.

Zur Seit', o Vater,
Haſt Du die inniglich geliebte Tochter.
Biſt Du erfreut, ſo freut ſie ſich, und weint,
Wofern Du weinſt.... doch, über was nun weinen?
Uns kehrt ja Wonne....

Saul.

David willſt Du ſagen?

Ach!... David.... wie? warum umarmet er
Nicht auch mit meinen Kindern mich?

David.

O! Vater?....
Mich hielt Beſorgniß, läſtig Dir zu ſeyn,
Zurück. Ach, daß in meinem Herzen Du
Nicht leſen kannſt! Ich bleibe ſtets um Dich.

Saul.

Du.... liebeſt alſo ... Sauls Geſchlecht?

David.

Ob ich
Es lieb'? O Himmel! Meines Auges Apfel
Iſt Jonathan. Für Dich erkenn' und acht'
Ich keiner Welt Gefahr; und meine Gattin,
Sie ſage, wenn ſie kann (ich könnt' es nicht)
Wie ſehr ich ſie, mit welcher Liebe, liebe?....

Saul.

Und doch, Du achteſt Deiner ſelbſt ſehr hoch....

David.

Ich, meiner achten?.... Keinen ſchlechten Krieger
Acht' ich im Kampfgefild; als Deinen Eidam,
Am Hofe mich; doch vor dem Höchſten, Nichts.

Saul.

Doch immer ſprichſt Du von dem Höchſten mir;
Wiewohl Du weißt, es hat der Prieſter Grimm,
Der ſchlaue, grauſam-ſchreckliche, mich längſt
Von Gott getrennt. Nennſt Du ihn mir zum Hohne!

David.

Zu ſeiner Ehre nenn' ich ihn. Warum,
Ach wähneſt Du, er ſei nicht mehr mit Dir?
Unwilligen ſteht er nicht bei; doch wer

Ihn ruft, wer ganz ſich ihm ergiebt, verläßt
Er jemals Den? Er rief Dich auf den Thron;
Er hält Dich drauf; Sein biſt Du, wenn Du ihm,
Doch ihm allein, vertrauſt.
Saul.
Wer ſpricht vom Himmel?
Umhüllt ein ſchneeweiß prieſterlich Gewand
Ihn, der die heil'ge Lippe hier eröffnet?
Laß ſehn.... Ach, nein; ein Krieger biſt Du, gürteſt
Das Schwert Dir um: komm denn; herbei, laß ſehn;
Ob Samuel, ob David zu mir ſpricht. —
Doch, welches Schwert iſt dies? nicht jenes iſt's,
Das meine Hand Dir gab.....
David.
Es iſt das Schwert,
Das meine arme Schleuder mir erwarb:
Das Schwert, das, ſchneidend, ob dem Haupte mir
In Ela hing. Ich ſah es ſchreckenvoll
Im furchtbarn Griff des Rieſen Goliath
Mir Blitz des Todes in die Augen ſprühn;
Er ſchwang's; noch klebt, mit nichten meins, doch wohl
Sein Blut darauf geronnen.
Saul.
Ward dies Schwert
Als Heiligthum im hohen Tabernakel
Zu Nob nicht aufgehenkt? und ward es dort
Mit dem geheimen Ephod nicht umkleidet,
Und ſo verhüllt der Ungeweihten Blick?
Nicht ewiglich dem höchſten Herrn geheiligt?....

David.
Wahr iſt's; allein.....
Saul.
Woher empfingſt Du's denn?
Wer wagt' es Dir zu geben? Wer?....
David.
Vernimm.
Wehrlos und flüchtig, kam ich an in Nob:
Warum ich floh, du weißt es. Jede Straße
War voll von böſem Volk; und ohne Schwert,
Bei jedem Schritt, war ich in Todes Rachen.
Demüthig beugt' ich in des Stiftes Hütte,
Wo Gottes Geiſt herniederſteigt, die Stirne:
Dort heiſcht' ich (und, wenn je ein Sterblicher
An ſeine Seit' es wieder gürten durfte,
War's David wohl) ſelbſt dies Gewehr vom Prieſter.
Saul.
Und Er?
David.
Gab mir's.
Saul.
Wer war es?
David.
Achimelech.
Saul.
Ha Böswicht!.... niedriger Verräther!... Wo
Iſt der Altar?... O Wuth!.... Ha, ſträflich Alle!....
Verräther alle!.... Ihr des Herren Feinde,
Ihr, ſeine Diener?.... Schwarze Seelen Ihr,
In blendendem Gewand.... Wo iſt das Beil?.....

Wo der Altar?... Zu Boden... wo das Opfer?
Erwürgen will ich es!...

Michal.

Ach, Vater!...

Jonathan.

Himmel!
Was nimmſt Du vor? Wo läufſt Du hin? was
ſprichſt Du?...
O werde ruhig: kein Altar iſt hier;
Kein Opfer: ehr', in ſeinen Prieſtern, Gott,
Der ſtets Dich hört.

Saul.

Wer hält mich ab?... wer nöthigt
Zum Sitzen mich?... Wer widerſteht mir?...

Michal.

Vater...

David.

Steh' du ihm bei, o Jakob's großer Gott!
Gebeugtes Haupts, beſchwöret Dich Dein Knecht.

Saul.

Geraubt iſt mir der Friede; Sonne, Reich,
Und Söhn', und Seele,... Alles mir geraubt!
Ach, unglückſel'ger Saul! wer tröſtet Dich?
Wer iſt, bei Deinem blinden Tappen, Dir
Geleit und Stütze?... Stumm ſind Deine Kinder;
Hartherzig, grauſam,... wünſchen nur den Tod
Des abgelebten Alten. Ander's lebt
Den Kindern nichts im Herzen, als der Würde
Verwünſchtes Zeichen, das Dein graues Haupt
Umkränzt. — Auf, reißt's herunter; haut von dieſem
Schon morſchen Rumpf' zugleich des Vaters Haupt,

Das zitternde!... Ach, grauſenvoller Zuſtand!
Weit beſſer iſt der Tod. Ich heiſche Tod...

Michal.

O Vater!... Wir, wir heiſchen All' Dein Leben:
Zum Tode ging', um Dich zu retten, jeder...

Jonathan.

→ Auf; nun in Thränen ſeine Wuth verſchmilzt,
Erhebe denn, o Bruder, Deine Stimme,
Ihn wieder zu beſänftigen zur Ruh'.
In ſeliges Vergeſſen haſt Du ja
Ihn oft entzückt mit himmliſchen Geſängen.

Michal.

Ach, ja; Du ſiehſt, der ſchwerbeklomm'nen Bruſt
Gebricht der Odemzug. In Thränen ſchwimmt
Der ſonſt ergrimmte Blick. Nun iſt es Zeit,
Ihm Deinen Beiſtand zu verleih'n.

David.

Wohlan,
So möge Gott durch meinen Mund ihm reden *).
»Du, der allmächtig, ewig, unbeſchränkt,
»Als höchſter Herr, ob aller Schöpfung ruht;
»Durch den mein Geiſt vom Nichts erſtand, und denkt,

---

*) Alle die folgenden lyriſchen Verſe kann David, wofern er zugleich Sänger und Schauſpieler iſt, jedoch ohne Triller, ſingen. Sonſt iſt es, zu Erreichung einer gewiſſen Wirkung, hinlänglich, wenn jeder Strophe eine kurze Inſtrumentalmuſik, zum Inhalt paſſend, vorangeht, und David jene dann mit Geſchicklichkeit und würdevollem Anſtand ausſpricht.

Anmerk. des Verfaſſers.

»Und Dir ſich nah't, in hoher Andachtsglut;
»Dem berſtend ſich, wenn er die Blicke ſenkt,
»Der Abgrund auf, mit ſeinen Schlünden, thut;
»Du neigſt dein Haupt, das Welten-All' erzittert;
»Du hebſt den Arm, der Böſen Macht zerſplittert.
»Auf tauſend Cherubsſchwingen fuhrſt Du ſchnell
»Herab vordem, vom Wetterglanz umhüllt;
»Und feurig ward der Führer Iſrael
»Von Deiner Gottheit wunderbar erfüllt;
»Du wurdeſt ihm der hohen Rede Quell,
»Die ſtrömend floß. Du Rath, und Schwert, und Schild.
»O ſend' ein Licht von deiner Flamme wieder,
»Uns, wolken-ſpaltend, von dem Himmel nieder.
»Nacht, Trübſal ſind wir . . .

Saul.

Hör' ich David's Stimm'?
Er weckt mich auf vom Todesſchlaf'; und zeigt
Im Abglanz mir mein grünes Jugendalter.

David.

»Wer kömmt? wer kömmt? wen hört mein Ohr?
»Den nicht mein Aug' erſpäh't?
»Staubwolken wallen ſchwarz hervor,
»Vom trüben Oſt geweh't. —
»Sie thun ſich auf; da glüht's vom Stahl'
»Der tauſend Tauſende zumahl
»In ihrem Schooß, wie Wetterſtrahl.
»Schau', thürmend nah't ſich Saul; es glänzt
»Sein Haupt, von Flammen rund umkränzt.
»Es wankt der Grund vom Donnerſchlag der Wehr
»Und Reiterei;

»Und Erd', und Weg', und Himmel hallt umher
»Vom Kriegsgeſchrei.
»Saul nah't in ſeiner Schreckensmacht; ſein Schwert
»Stürzt Wagen, Fußvolk, Reiterei danieder;
»Wem er ſich zeigt, ſtrömt Eis durch alle Glieder,
»Weil Schrecken Gottes ſeinem Aug' entfährt.

»Wo, Ammonsſöhn', iſt nun der Spott
»Und freche Hohn geblieben,
»Den Ihr am frommen Volk von Gott
»Mit Frevelmuth getrieben?
»Das Feld weicht Euern Leichen ſchier;
»Seh't, blut'ge Häupter ernten wir,
»Von Euern Rümpfen abgehau'n;
»Seh't, dahin führet, ſeht's mit Grau'n,
»Auf falſche Götter zu vertrau'n. —
»Doch, woher dringt der Kriegsdrommete Dröhnen,
»Die wieder brüllt?
»Saul iſt es ſelbſt, deß Schwert mit Edoms Söhnen
»Die Gräber füllt;
»Der Moab ſo, und Saba ſo zerſtreut;
»Zu Staub die freche Amalech zerrüttet;
»Wie Alles rings ein Strom, wenn ſich das Jahr erneut,
»Wild überſchwemmt, zerbricht, umwälzet und verſchüttet.«

Saul.

Dies iſt der Ruf von meiner Vorzeit Tagen,
Der mich vom Grab zum Ruhme wieder weckt.
Ich hör's, und leb' in meiner Feuerkraft... —
Was ſag' ich?... Ach, umſonſt! Ziemt Kriegsgeſchrei

Mir noch?... Dem Greis winkt ja Vergeſſenheit,
Und Ruh', und Friede.

David.

Friede ſei mein Lied. —
»Müde, durſtend, auf den Matten
»Läßt an heim'ſchen Bächen wieder,
»Wo ſich immergrüne Schatten
»Des erſehnten Lorbeers gatten,
»Gottes ſtarker Held ſich nieder.
»Labung bringend, ſchließt der Lieben
»Holder Kreis ſich um ihn her;
»Bang der Sorgen, die ihn trüben,
»Aber froh der Wiederkehr.
»Alles rings, von Lieb' erweicht,
»Läßt die ſüßen
»Zähren fließen,
»Welche keine Sprach' erreicht.
»Des umſtrahlten Helmes Laſt
»Löſ't vom Haupt der Töchter Eine
»Weil im liebenden Vereine
»Ihn der Gattin Arm umfaßt.
»Eine ſpült mit Silberwogen
»Ihm, vom heißen Staub umzogen,
»Rein der Stirne hehren Bogen.
»Die läßt ein Gewölk um ihn
»Sich von Blumendüften ziehn.
»Auf die ehrfurchtswerthen Hände
»Sinkt der Einen Thräne;
»Dieſe klagt, daß Jene
»Reger ſich um ihn verwende.
»Doch bei anderm Werke glüht

»Wohl der Söhne beßrer Schwarm;
»Einer iſt, bis ihn ſein Arm
»Liebevoll umſchlingt, bemüht,
»Rein und blank das Schwert zu wetzen,
»Das des Blutes Ströme netzen.
»Neidiſch eilt der Zweite her:
»O, wann ſchwing' ich jenen Speer,
»Meiner Rechte noch zu ſchwer!
»Und im Spiele, jugendlich,
»Birgt der Dritte
»In der Mitte
»Des Gewalt'gen Schildes ſich.
»Es ſchwillt dem Könige
»Im Auge wonniglich
»Der Zähren Luſt:
»Er iſt als Seele ſich
»Des edeln, lieblichen
»Geſchlechts bewußt.

»O herrlicher Frieden!
»O ſeliges Wohnen!
»Wo rings Dich umthronen
»So redliche Liebe,
»So herzliche Treu!
»Doch, es ſinkt die Sonne;
»Alle Winde ſchweigen,
»Und ein ſüßer Schlummer
»Hüllt den König ein.« —

Saul.

Glückſelig, wen ein ſolch Geſchlecht erfreut!

O ſchöner Seelenfrieden!... Lind wie Milch,
Strömt's, lauter Wonne, hin durch mein Gebein...
Doch Du, was willſt Du? Saul, durch häuslich Raſten,
Zum Feigen machen? Liegt der ſtarke Saul
Vielleicht ein unnütz Krieges-Rüſtzeug da?

David.

»Zwar ruhet der König; doch ſchwebend entfalten
»Und ſtellen die ſchreckenden Todesgeſtalten
»Dem Blicke des träumenden Helden ſich dar.
»Ha, ſiehſt Du der Feinde Tyrann, den die Rechte
»Des Herrſchers durchbohrt in dem grauſen Gefechte?
»Ein furchtbarer Schatten, doch ohne Gefahr.
»Jetzt leuchtet ein Blitzſtrahl, der alle verblendet...
»Sein Schwert, deſſen Streiche kein Sterblicher wendet,
»Geſellet den Feigſten die Tapferſten zu. —
»So hört Ihr nicht immer des Eichenwalds Hallen
»Vom ſchrecklichen Brüllen der Löwen erſchallen,
»Oft labt er die Glieder in ſtärkender Ruh;
»Doch kehret kein Muth in die bebenden Rinder,
»Wenn ſchweigend die düſtere Höle ſchon ruht;
»Noch zaget der Hirt auf der Weide drum minder;
»Denn lechzender ſchnaubt er, erwachend, nach Blut.
»Doch der König rafft ſich auf:
»Waffen! Waffen! hört Ihr's ſchallen;
»Wer bleibt von den Kriegern Allen?
»Wer hemmt ſeinen Siegerlauf?
»Dort fleugt er, — ein Streif von vertilgender Gluth —
»Die feindlichen Heere
»Ergreift das Verderben;

»Die Gläubigen färben
»Die blinkenden Speere
»Mit heidniſchem Blut.
»Gleich furchtbaren Wettern
»Kracht nieder mit Schmettern,
»Der Schleuder Gewicht;
»Doch gleicht es im Fluge
»Dem würgenden Zuge
»Des Schrecklichen nicht.
»Er dehnt unerreichbar,
»Dem Adler vergleichbar,
»Zum Pole dahin,
»Die mächtigen Schwingen,
»Die rauſchend erklingen,
»Die Gott ihm verliehn;
»Die Brut zu verheeren,
»Die greuliche Götzen
»Auf falſchen Altären
»Zu Göttern ſich ſetzen.
»Schon folg' ich ihm von weiten,
»In der Philiſter Schaar;
»Verfolg', und ſchlag', und würg', und zeige klar,
»Daß unſer Volk zwei Schwerter führt zum Streiten.« *)

---

*) Die ſämmtlichen lyriſchen Geſänge Davids ſind hier in gleicher Anzahl von Zeilen, und in der für den Genius unſerer Sprache möglichſten Annäherung, an die Versmaaße des Originals wiedergegeben. Dieſe ganz unverändert beizubehalten, würde den Eindruck, ſtatt zu

Saul.

Wer rühmt ſich? wer? Giebt's noch ein ander Schwert
Im Feld, als meines, das ich hier entblöße?
Ein Frevler iſt's; er ſterbe, — Fort mit ihm;
Wer es verachtet.

Michal.

Halt: o Himmel!...

Jonathan.

Vater!...
Was thuſt Du?...

David.

Armer König!

Michal.

Ach, entfleuch...
Kaum halten wir ihn noch; — o fleuch, mein Gatte!

Fünfter Auftritt.

Saul. Michal. Jonathan.

Michal.

Geliebter Vater,... halt...

Jonathan.

O halt...

---

erheben, vermindern und ſtören, weil die Rhythmik der beiden Sprachen allzu ſehr von einander abweicht, um eine ſolche Ubertragung möglich, und für den Deutſchen Leſer wohlklingend zu machen. Was dieſen Italieniſchen Geſang ſo vorzüglich hervorhebt, die vollendete, wechſelvolle und reiche Tonmalerei, hat man verſucht, bei ſtrenger Treue in Sinn und Ausdruck, ſo lebendig als möglich wieder zu geben.

Saul.

Wer hält mich?
Wer unterwindet ſich?... Wo iſt mein Schwert?
Man gebe mir mein Schwert zurück...

Jonathan.

Ach, komm,
Mit uns, geliebter Vater: nein, ich laſſe
Dich weiter nicht. Sieh, niemand iſt allhier
Bei deinen Kindern. Komm mit uns zurück
Zu Deinem Zelt: Du brauchſt nun Ruh. — O komm,
Laß allen Zorn; Du biſt bei Deinen Kindern...

Michal.

Und ſollſt ſie ſtets an Deiner Seite haben.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.*

Jonathan. Michal.

Michal.
Sprich, Jonathan: darf zum Gezelt des Vaters
Umkehren mein Gemahl?
Jonathan.
Ach! nein; mit ihm
Iſt Saul noch nicht verſöhnt; ob völlig auch
Zu ſich gekommen, quält ihn doch der Neid
Zu tief; und lang wird ſeine Heilung dauern.
Kehr' um zu Deinem Gatten, laſſ' ihn nicht.
Michal.
Weh' mir!... wer iſt unglücklicher als ich?...
So wohl verborgen hab' ich ihn, daß nie
Ein Menſch ihn finden mag. So eil' ich denn
Zu ihm zurück.
Jonathan.
O Himmel! Sieh, der Vater
Kömmt, ganz verſtört; er findet nirgends Ruh.

Michal.
Weh' mir!... Was ſag' ich ihm?... Ich will entfliehn.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Saul.

Saul.
Wer flieht bei meinem Nah'n? Du, Weib?
Michal.
O Herr...
Saul.
David, wo iſt er? Sprich.
Michal.
Ich weiß es nicht...
Saul.
Du weißt nicht?
Jonathan.
Vater...
Saul.
Such' ihn; geh', und bring' ihn
Sogleich hieher.
Michal.
Ich, ihn erſpähn?... Doch... wo?...
Saul.
Geboten hat der König, und Du haſt
Ihm nicht gehorcht?

Dritter Auftritt.

Saul. Jonathan.

Saul.
Liebſt Du mich, Jonathan?...

Jonathan.

O Vater!... Ja, ich liebe Dich; doch theuer
Iſt mir zugleich Dein Ruhm. Drum widerſetz' ich
Mich öfters Deiner nicht gerechten Hitze,
So weit ein Sohn ſich widerſetzen kann.

Saul.

Dem Vater hältſt Du oft den Arm zurück;
Doch dies mein Schwert, das in des Andern Bruſt
Du mich zu ſtoßen hinderſt, kehrſt Du ſelbſt
Auf Deine Bruſt zurück. Bewahr' ihn denn,
Bewahr' ihn lebend, jenen David; bald
Wird Er... doch hörſt Du tief in Deinem Herzen
Nicht eine Stimme rufen: »David wird
Einſt König« — David? Sterben ſoll er eh'.

Jonathan.

Und ruft denn Dir, mit ſchrecklicherer Stimme,
Nicht Gott in Deinem Herzen? »Meine Luſt
Iſt David; Er, er iſt der Mann des Herrn.«
Zeigt ihn als den nicht jede ſeiner Thaten?
Und Abners grimmig-neiderfüllte Wuth,
Verſtummt ſie nicht vor ſeinem Angeſicht?
Und ſiehſt Du, wenn Du in Dich kehrſt, nicht ſelbſt
Bei ſeinem Nah'n, ſchon Deinen Argwohn ſchwinden,
Wie Nebel von des Lichtgeſtirnes Strahl?
Glaubſt Du, wenn über Dich Dein böſer Geiſt
Nun wiederkehrt, ich halt' ihn Dir, den Arm? —
Gott hält ihn Dir. Du würdeſt kaum das übel
Erhobne Schwert auf ſeinen Buſen zücken
Als Du ſogleich es ſinken laſſen müßteſt,
Und weinend ſelbſt zu ſeinen Füßen ſänkſt, —
Ja, Vater, Du, voll Reu; — denn gottlos, nein,

Das biſt Du nicht…

Saul.

Zu wahr nur ſprichſt Du. — Mir
Ein unbegreiflich Weſen, dieſer David. —
Ich hatt' ihn eh' in Ela nicht erblickt,
Als meinem Blick er auch gefiel; allein
Dem Herzen nie. Wenn ich beinahe ſchon
Ihn lieben möchte, ſieh, da ſtürzt mit Eins
Unbändige Erbitterung dazwiſchen,
Und trennet mich von ihm. Kaum will ich ihn
Vertilgt, ſo weiß er, wenn ich ihn erblicke,
Mich zu entwaffnen, mit Bewundrung mich
So zu erfüllen, daß ich gegen ihn
Ein Nichts erſcheine…. Ach, das iſt gewiß,
Das iſt die Rache von des Höchſten Arm.
Jetzt fang' ich an, dich, furchtbarn Arm zu kennen.
Doch wie?… Wo ſuch' ich Grund? Gott hab' ich nie
Beleidiget; — dies iſt der Prieſter Rache.
Der Prieſter böſes Werkzeug iſt ja David:
In Rama ſah er Samuel verſcheiden:
Und er vernahm die letzten Worte dort
Des unverſöhnbar'n Alten. Ha, wer weiß,
Wer weiß, ob mit dem heil'gen Himmelsöl,
Womit er einſt die Stirn' mir ſalbte, nicht
Sein feindlich Haupt der Böſewicht begoß?
Vielleicht, Du weißt es… Sprich… Ach, ja, Du
weißt es:
So rede denn.

Jonathan.

Ich weiß es nicht, mein Vater.
Doch wär' es auch, müßt' ich mich etwa nicht,

Gleich Dir, dadurch beleidigt glauben? — Bin
Ich Deiner Söhne Erſter nicht? Und ruhſt
Du einſt bei Deinen Vätern, haſt Du mir
Nicht Deinen Thron beſtimmt? Wenn Ich denn ſchweige,
Wer hat darob zu klagen? An Verſtand,
An Tugend, Muth, an Allem übertrifft
Mich David weit. Je größer er ſich zeigt,
Je höher lieb' ich ihn. Und nun, wenn der,
Der Reiche ſchenkt und nimmt, es David gäbe,
Welch' ſtärkeren Beweiß kann ich verlangen?
Er iſt ſein würdiger als ich. Als Führer
Von ſeinen Kindern ruft zu hohen Dingen
Ihn Gott hervor. — Doch ſchwör' ich Dir indeß,
Stets war er treu und redlich Dir ergeben,
Als Unterthan und Sohn. Das Künftige
Laß Gott, dem es gebührt; — indeß verſtocke
Nicht gegen Gott und Wahrheit ſich Dein Herz.
Wenn nicht ein Gott aus Samuel geredet,
Wie konnt' er denn, mit einem bloßen Wink,
Ein ſchwacher Greis, ſchon an des Grabes Rand,
So viel für David wirken? Jenes Etwas,
Von Haß und Achtung wunderbar gemiſcht,
Was Du für David fühlſt, und jenes Pochen
Beim Namen des Geſechtes (eine Furcht,
Die Du ſonſt nie gekannt) woher, o Saul,
Entſtammt ſie Dir? Giebt's eines Menſchen Macht,
Die das vermöchte?...

Saul.

Ha, wie redeſt Du?
Du, Saulens Sohn? — Dir gilt der Thron für nichts?

Allein, woher ſein grauſam Recht ihm ward,
Das weißt Du nicht? Ausrotten ſoll mein Haus,
Und aus dem Grund vertilgen, wer nach mir
Sich meines Zepters anmaßt?... Deine Brüder,
Und Deine Kinder, und Du ſelbſt,... es ſoll
Von meinem Stamm nicht Einer überbleiben.
O arger, nie zu ſättigender Durſt
Der Herrſchbegier, was thuſt du nicht? Es bringt
Aus Herrſchbegier der Bruder ſeinen Bruder,
Ihr Kind die Mutter, den Gemahl das Weib,
Der Sohn den Vater um... Es iſt der Thron
Der Preis des Bluts, der Gottvergeſſenheit.

Jonathan.

Schirmt Menſchenſchutzwehr vor des Himmels Arm?
Nicht Drohn, noch Flehn, vermag den Zorn zu beugen
Des Gott's der Schrecken, der die Hoffarth ſtürzt,
Doch um die Demuth milde, milde ſäuſelt.

Vierter Auftritt.

Vorige. Abner. Achimelech. Soldaten.

Abner.

Wenn ich, o König, eher vor Dich trete,
Als Feindesblut durch mich in Strömen fleußt,
Zwingt mich dazu ein hoher Grund. Den ſtarken,
Den wackern David, unſres Sieges Stütze,
Ihn findet Keiner. Eine Stunde nur
Fehlt bis zur feſtbeſtimmten Schlacht; und, horch,
Wie brauſend ſchon von ungeduld'gem Eifer,
Der Krieger Ruf die Luft erfüllt; der Grund,
Vom Eiſenhufſchlag der entbrannten Renner

Gepeitſcht, erdonnert; — Feldgeſchrei, Gewieher,
Der Helm' und Schwerter Waſſenblitz, und Töne,
Um Muth zu gießen in des Feigſten Herz…
David, — wer ſieht ihn? — Niemand findet ihn. —
Nun ſieh (fürwahr ein Himmelsbeiſtand) ſieh,
Wen man ſtatt ſeiner in dem Lager traf.
Der hier, in weiches, blendendes Gewand
Der Prieſterſchaft gehüllt; — verſtohlen hielt
Er bebend ſich, beim Stamme Benjamin
Im Lager auf. Da ſieh, und hör' von ihm
Den hohen Grund zu ſolchem Wageſtück.

Achimelech.

Den Grund, wehrt's nicht des Königs Zorn, ich meld' ihn.

Saul.

Des Königs Zorn? So haſt Du, Frevler, ihn
Verdient?… Allein wer biſt Du?… Scheint mir doch,
Ich ſoll Dich kennen. Von der Schwärmerrotte
Der ſtolzen Seher Rama's biſt Du Einer?

Achimelech.

Das Ephod ſchmückt mich: der Leviten Erſter,
Folg' ich im Hohenprieſterthume Aron,
Dem Heiligen, vom Herrn dazu Erwählten,
Nach einer langen Reihe anderer,
Ehrwürd'ger Prieſter nach. Der Bundeslade
Steh' ich in Nob zur Seiten. Ehmals ſtand
Sie ſelbſt, die heil'ge Bundeslade, mitten
Im Lager. Jetzt iſt's ſchon zu viel, wenn hier
Auch heimlich Gottes Diener nur erſcheint.
Fremdartig iſt der Prieſter, wo Saul herrſcht;
Doch iſt er's nicht, wo Juda ſtreitet, nein;

Siegt man durch Gott, wie man doch ſtets geſiegt.
Mich kennſt Du nicht? Was Wunder? Kennſt Du denn
Dich ſelbſt? — Vom Pfad, der zu dem Herrn geleitet,
Haſt Du die Schritte weggewandt; und ich
Bin dorten, wo der große Gott im Hauſe
Des Stiftes thront; dort, wo man Saulen längſt
Nicht mehr erblickt. Mein Nam' iſt Achimelech.

Saul.

Der Name nennt mir einen Hochverräther.
Jetzt kenn' ich Dich; Du kömmſt gerade recht
Vor meinen Blick. Biſt Du nicht jener, ſprich,
Der dem vertriebnen David Zuflucht, Schutz,
Und Unterhalt, und Rettung bot, und Waffen?
Und dazu, welche Waffen? des Philiſters
Geweihten Stahl, der, Gott geheiliget,
Im ſelben Tabernakel hing, wo Du
Ihn weggeriſſen mit unheil'ger Rechte,
Und Deines Herrn, und Deines einz'gen Königs
Treuloſen Feind damit umgürteteſt? —
Du bringſt in's Lager, Böſewicht, Du bringſt
Verrätherei: wer zweifelt noch?...

Achimelech.

Gewiß;
Dich zu verrathen komm' ich, weil ich Sieg
Für Deine Waffen zu erflehn von Gott,
In's Lager komme, der ihn Dir verweigert.
Ich bin es, ja, ich bin's, der einem David
Die Hand mildthätig reichte. Doch wer iſt
Der David denn? Iſt mit des Königs Tochter
Nicht Er vermählt; von ſeinen Streitern nicht
Der Tapferſte? der Schönſte, Menſchlichſte,

Gerechteſte, der Söhne Iſrael?
Nicht Er im Krieg Dein Muth und Deine Kraft?
Nicht Er im Frieden, inner Deiner Burg,
Durch den Geſang, der Meiſter Deines Herzens?
Der Jungfrau'n Liebe, Deines Volkes Luſt,
Der Feinde Schrecken? — Das war der, den ich
Errettete. Du ſelber, ſprich, erhobſt Du
Ihn nicht vorhin zur vor'gen Ehre wieder?
Und kohrſt ihn aus, zu lenken das Gefecht?
Den Sieg zurück in's Lager Dir zu führen?
Der Niederlage Furcht, die Deinem Herzen
Gott eingehaucht, Dir wieder zu zerſtreu'n. —
Verdammſt Du mich, verdammſt Du auch Dich ſelber.

Saul.

Woher denn jetzt, woher bei Euch das Mitleid?
Bei Euch, grauſame, gottvergeßne Prieſter,
Die ſtets nach Blute lechzen? Samuelen
Schien's ſchwerer Frevel, daß ich den im Kampf
Mit ſeinen Waffen in der Hand gefangnen
Amalekiter König nicht erſchlug;
Ihn, den erhabnen König, kriegeriſch,
Und kühnes, edles Anſtands, und nicht karg
Mit ſeinem Blut zum Beſten ſeines Volks. —
Unglücklicher! Er ward in harten Banden
Vor mich geführt; auch noch beſiegt, behielt
Er edeln Stolz, der keine Höhnung war,
Und auch kein Flehn um Gnade. Schuldig ſchien er,
Durch ſeinen Muth, dem finſtern Samuel;
Dreymal ſtieß Er mit ſeiner Prieſterhand
Den Stahl ihm in die unbewehrte Bruſt. —
Dies ſind, Ihr Feigen, dies ſind Eure Kämpfe.

Allein, wer gegen ſeinen eignen König
Die ſtolze Stirne zu erheben wagt,
Trifft Stütze, Schirm und Freiſtatt an bei Euch.
Jedwede Sorge, des Altars nur nicht,
Liegt Euch am Herzen. Wer, wer ſeyd Ihr denn?
Bösartig-unbarmherziges Geſchlecht,
Die unſrer Wagniſſ' Ihr, im Schatten, lacht;
Umwickelt von unkriegeriſchem Leinen,
Uns, ſchwitzend unterm Stahl, zu meiſtern wagt;
Uns, die bei Blut und Schreckniſſen und Tod,
Für Söhn' und Gattinnen, und für Euch ſelbſt,
Mühvolle, grauſe Tage ſtets durchleben.
Feigherzige, und Ihr, noch weniger
Als müſſ'ge Weiber, Ihr — mit nicht'gem Stab,
Mit ſchlauerdachten Seherſprüchen, wollt
Ihr unſre Schwerter bändigen, und uns?

Achimelech.

Und Du, wer biſt Du? biſt der Erde König;
Allein, vor Gott, wer nennt ſich König? Saul,
Geh' in Dich ſelbſt, gekrönter Staub nur biſt Du. —
Ich, bin für mich ein Nichts; doch Blitzesſtrahl,
Sturmwind und Wetter bin ich, wenn in mich
Gott niederfährt; der große Gott, der Dich
Erſchaffen hat; der, ſenkt er kaum auf Dich
Den Blick herab, wo biſt Du, Saul? — Für Agag
Nimmſt übel Du das Wort; Du folgeſt übel
Ihm auf dem Pfad der Gottvergeſſenheit.
Giebt's andre Züchtigung, als Feindesſchwert,
Für einen ſünd'gen König? — und verwundet
Ein Schwert, wenn es der Herr nicht will? — In Marmor
Gräbt ſeine Rache Gott, und trägt nicht minder

Sie dem Philiſter auf, als Iſrael. —
Erbebe, Saul: ſchon ſeh' ich in der Höh',
In ſchwarzer Wolk', auf Feuerſchwingen ſich
Den fürchterlichen Todesengel wiegen.
Mit einer Hand ſchon ſchwingt er über Dir
Das glüh'nde Rachſchwert; ſeine andre faßt
Schon Deines Sünderhauptes graues Haar.
Erbebe, Saul. — Zum Tode treibt Dich wer; —
Der hier, der Abner, Satans Bruder, iſt's,
Er, der Dein altes Herz mit Argwohn füllt;
Der aus dem Trefflichſten der Krieger Dich
Zu minder macht als einem Kinde. O Thor!
Die wahre, feſte Stütze Deines Hauſes
Entrückſt Du ſelbſt. Wo iſt das Haus von Saul?
Auf Waſſerflut hat er's gegründet; ſchon,
Schon zittert es; ſchon ſinkt's; ſchon kehrt es wieder
Zur Aſche hin; und iſt nicht mehr. —

Saul.

Prophet
Von meinem Unſtern; warſt Du es doch nicht
Vom Deinen; ſahſt, als Du in's Lager kamſt,
Wohl nicht, daß Du hier ſterben ſollteſt. Ich
Weiſſag' es Dir; und Abner ſoll's vollführen. —
Geh, Abner, mein Getreuer, ändre ſchnell
Jedweden Plan des ränkevollen David;
Verrätherei: birgt jeder Plan von ihm;
Laßt morgen uns, beim Sonnenaufgang, ſtreiten;
Das Lichtgeſtirn ſey Zeuge meines Kampfs.
Ein tück'ſcher Einfall, ſeh' ich, war's von David,
Den Sturm zu wagen bei der Sonne Sinken,
Als deutet' es auf Sinken meines Arms:

Doch, man wird ſehn. — Bei Deinem Drohen fühl'
Ich meinen ganzen Kriegerſinn ermannt;
Ich führe morgen an; der ganze Tag
Sey für das Blutbad, das ich machen will,
In kurz. — Den führ' aus meinen Blicken, Abner,
Gleich weg, und bring ihn um . . . .

Jonathan.

O Himmel! Vater,
Was thuſt Du? Vater . . . .

Saul.

Schweig. — Man ſchlacht' ihn ab.
Und fallen ſoll auf der Philiſter Haupt
Sein feiges Blut.

Abner.

Mit ihm iſt ſchon der Tod . . .

Saul.

Doch er allein gnügt meiner Rache nicht;
Nach Nob entſende meinen Zorn, daß Heerden,
Und Hüter, Mütter, Wohnungen und Kinder,
Erwürgt, verſengt, zertrümmert ſeyn, und ganz
In Wind verweht der gottvergeß'ne Stamm.
Jetzt können Deine Prieſter wohl mit Recht:
»Es iſt ein Saul!« ausrufen. Meine Rechte,
Von Euch ſo oft zum Blut' herausgefodert,
Sie ſchlug Euch nie; nur darum, darum ward
Sie Euch zum Hohne.

Achimelech.

Des Gerechten Tod
Kann mir kein König rauben. Darum ſey
Nicht minder ſüß, als glorreich mir der Tod.
Unwiderrufbar iſt der Eure ſchon

Von Gott beſchloſſen, Abner's und der Deine;
Durch's Schwert, doch beid' als Feige; nicht durch's Schwert
Des Feind's, nicht in der Schlacht. — Nun fort. — Verkündet
Hab' ich dem Frevler Gottes letzte Worte,
Doch Er war taub; vollbracht iſt mein Geſchäft,
Und wohl geſpendet hab' ich meine Tage.

Saul.

Wohlauf nunmehr; ſogleich ihn hingeſchleppt
Zum Tod, zum langen, martervollen Tod'.

Fünfter Auftritt.

Saul. Jonathan.

Jonathan.

Ach! Sinnenloſer Fürſt! Was thuſt Du? Halt..

Saul.

Schweig', wiederhol' ich Dir. — Biſt Du ein Krieger? —
Biſt Du mein Sohn? Ein Starker Iſrael's? —
Geh'; fort nach Nob; dort füll' an Deſſen Sta
Den leeren Stuhl: Du, werth in der Leviten
Thatloſen Ruh', und nicht im Kriegsgetümmel,
Und nicht zu leben unter Fürſten-Sorgen...

Jonathan.

Nicht wenige der Feinde hab' auch ich
Im Feld' an Deiner Seit' erlegt: Doch was
Du hier vergießeſt, Blut der Prieſter iſt's,
Nicht der Philiſter. Bleib' denn Du allein
Zu ſolcher Schlacht des Greuls.

Saul.

Und ich allein
Bin mir genug, zu welcher Schlacht es ſey.
Magſt denn auch Du, o Feiger, morgen träg'
Zum Streite gehn. So bleib' ich, Saul, allein.
Was, Jonathan? Was, David? Saul führt an.

Jonathan.

An Deiner Seite will ich ſtreiten. Ach!
Sänk' ich doch todt vor Deinen Augen hin,
Bevor ich ſeh', was deinem Unglücksblut
Bevorſteht!

Saul.

Und was mag bevorſtehn? Tod?
Tod in der Schlacht, iſt eines Königs Tod.

Sechster Auftritt.

Vorige. Michal.

Saul.

Du, ohne David? . . .

Michal.

Nirgends find' ich ihn . . .

Saul.

Ich will ihn finden.

Michal.

Fern iſt er vielleicht,
Und fleucht vor Deinem Grimme . . .

Saul.

Flügel hat,
Und ihn ereilen wird mein Grimm. — Weh' ihm!
Wofern im Kampf ſich David zeigt, — und wehe!

Wenn morgen Du, wann ich den Sieg errang,
Ihn nicht vor meine Augen führſt.

Michal.

O Himmel!

Jonathan.

Ach, Vater . . .

Saul.

Keine Kinder hab' ich mehr. —
Stürz' in die Glieder, Jonathan, — ſogleich. —
Und Du, erforſch' und finde Jenen.

Michal.

Ach! . . .
Mit Dir . . .

Saul.

Vergebens.

Jonathan.

Vater, fern von Dir
Ging' ich zum Kampf?

Saul.

Von mir entfernt, Ihr Alle!
Verräther um die Wette! treulos Alle!
Hinweg, ich will's: — Weg endlich! Ich gebiet' es.

Siebenter Auftritt.

Saul.

So bin ich denn mit mir allein. — Vor mir,
(Elender Fürſt!) — vor mir nur beb' ich nicht.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

David. Michal.

Michal.

Heraus, o Gatte, komm: weit iſt die Nacht
Schon vorgerückt... Hörſt Du, wie lärmt das Lager?
Bei'm Frühroth ſoll man ſtreiten. — Alles ſchweig't
Rings um des Vaters Zelt. Sieh', auch der Himmel
Begünſtigt Deine Flucht. Der Mond entweicht;
Und ſchwarz Gewölk birgt ſeine letzten Strahlen.
Auf! Keiner wacht jetzt über uns; — Hinweg, —
Durch dieſen Steig erklimmen wir den Berg,
Und Gott geleit' uns.

David.

Gattin, beſter Theil
Von meiner Seele, ſoll, weil Iſrael
Zum Kampf ſich rüſtet, David zum Entflieh'n
Sich rüſten? Tod, was iſt's am Ende? — Bleiben
Will Ich: mich tödte, wenn's ihm gutdünkt, Saul;
Tödt' Ich zuerſt nur Feind' in Haufen.

Michal.

Ach!

Du weißt noch nicht: mit Blut begann der Vater
Schon ſeinen Zorn zu löſchen. Achimelech
Sank, hier entdeckt, ſchon ſeiner Wuth zum Opfer.

David.

Was hör' ich? Auf die Prieſter hat er ſchon
Den Stahl gezückt? Ach, unglückſel'ger Saul!
Ihn ſoll . . .

Michal.

Wohl anders wirſt Du noch vernehmen.
Grauſamen Auftrag gab er Abnern. Er,
Der König ſelbſt; daß, zeigteſt Du Dich je
Im Kampf, auf Dich die Waffen unſre Streiter
Sich wendeten.

David.

Und Jonathan, mein Treuer,
Erträgt's?

Michal.

O Himmel! Was kann er? — Des Vaters
Unwillen fühlt auch er; und eilt verzweifelnd
Im Waffenfeld zu ſterben. Jetzo kannſt Du,
Du ſiehſt es, hier nicht bleiben: mußt entweichen,
Und ferne ziehn; und warten, bis der Vater
Sich ändert, oder unterliegt dem Alter...
Ach, harter Vater! Zwingſt Du ſelber doch
Dein armes Kind, den Unglückstag zu wünſchen...
Doch nein, ich wünſche Deinen Tod ja nicht:
Leb' glücklich, lebe, wenn Du kannſt; mir gnügt's,
Bei meinem Gatten immer nur zu bleiben...
Ach, komm denn; gehn wir...

David.

O wie ſchmerzt es mich

Die Schlacht zu laſſen? Eine fremde Stimme
Hör' ich in meiner Bruſt: »der Schreckenstag
»Iſt da, für Israel, und ſeinen König.« ...
O könnt' ich!... Aber nein; verſprützt ward hier
Geweihter Gottesdiener ſchuldlos Blut.
Unſauber iſt das Feld; der Grund geſchändet;
Vor Gott ein Greuel; — David kann allhier
Nun nicht mehr kämpfen; — Weichen muß für jetzt
Ich Deiner Furcht, und Deiner ſchlauen Liebe. —
Doch Du gieb auch der meinen nach... Ach laß mich
Allein...

Michal.

Daß ich Dich laſſe? Sieh, beim Saum
Erfaſſ' ich Dich; und trenne nimmer, nimmer
Von Dir mich los...

David.

Ach, hör' mich. Übel würde
Dein träger Schritt dem meinen ſich vergleichen.
Bergpfade, rauh von Steinen und Geſtrüpp
Muß ich, um mich in Sicherheit zu ſetzen,
Dieweil Du's willſt, mit flücht'gem Tritt durcheilen.
Wie könnte, ach, die ungewohnte Pein
Dein weicher Fuß ertragen? Sollt' ich je
In Wüſtenei'n Dich einſam dann verlaſſen?
Du ſiehſt, bald wär' ich Deinethalb entdeckt;
Bald würden beide wir zurückgeführet
Vor des geſcheu'ten Königs Zorn... O Himmel!
Mir graut, es nur zu denken... Doch geſetzt,
Wir flöhen auch; darf ich dem Vater Dich,
Dem kranken, jammernden, Dich rauben? Fern
Von ſeiner Burg, lebt er in Kriegesnöthen;

Und etwas Lind'rung heiſcht ſein alter Gram.
Ach bleib' bei ſeinen Thränen, ſeinem Schmerz,
Und ſeiner Wuth, ihm ſänftigend zur Seite;
Du nur, Du dien' ihm, und erhalt am Leben
Ihn Du allein. Er will mich todt; ich will
Ihn ſicher, glücklich, ſiegreich... aber heut
Beb' ich für ihn. — Du wareſt Kind, eh' Gattin;
Und ſollſt mich nicht, mehr als gebühret, lieben.
Entrinn' ich nur, was willſt Du mehr für jetzt?
Entzeuch Dich nicht dem ſchon genug betrübten
Elenden Vater. Kaum an ſicherm Ort,
Geb' ich davon Dir eilends Kunde. Bald,
Hoff' ich, ſind wir vereint. Denk', ob es mich,
Dich zu verlaſſen, ſchmerzt... Und doch... Ach
Armer!...
Wie?...

Michal.

Wehe mir!... Verlier' ich Dich auf's neu?...
Soll Dich allein zu den vergangnen Mühen,
Zu irrem Leben, und Gefahren, und
Einöden Grotten kehren laſſen?... Ach!
Wär' ich mit Dir zum mindeſten... Ich würde
Theilnehmend Dir Dein Ungemach erleichtern.

David.

Bei unſrer Liebe bitt' ich Dich; und thut
Es noth, — befehl' ich's auch; ſo fern es kann
Ein Liebender; Du ſollſt mir jetzt, und kannſt
Nicht folgen, ohn' ausdrücklich mir zu ſchaden. —
Doch ſäumen darf ich, weil mich Gott errettet,
Nun länger nicht; — verrückt die Stund'; es könnt' uns
Vor dieſem Zelte Wer erſpähn, und uns

Boshaft entdecken. Hand für Handbreit kenn'
Ich dies Gebirg'; bin ſicher, Jedem hier
Mich zu entziehn. — Auf, und umarme mich
Zum letztenmal. Gott ſei mit Dir, und Du
Bleib' bei dem Vater, bis mit Deinem Gatten
Der Himmel Dich vereint...

Michal.

Zum letztenmahl?
Und ſterb' ich nicht?... Zerriſſen fühl' ich mir
Das Herz...

David.

Und ich?... doch,... zähme Deine Thräne. —
— Nun, mächt'ger Gott, beflügle meinen Fuß.

Zweiter Auftritt.

Michal.

... Er flieht?... O Himmel!... Folgen will ich ihm...
Doch was für **Ketten** ſcheinen, eiſern, mich
Zurück zu halten?... Folgen kann ich nicht. —
Fort iſt er, fort! . . . Kaum halt' ich mich . . .
Geſchweige,
Daß ich ihm folg' . . . Ich hab' ihn abermahl
Verloren!... Und wer weiß, wenn du ihn ſiehſt?...
Elende Frau! biſt du vermählt?... War Hochzeit
Die Deinige?... — Nein, nein, dem harten Vater,
Bleib' ich nicht mehr zur Seite. Folgen will ich,
O Gatte, dir... — Doch, folg' ich ihm, ich tödt' ihn;
Zu wahr nur iſt's! Wie meinen trägen Fuß
In ſeine flücht'gen Tritte bergen?... — Doch,
Welch ein Getöſ' hör' ich vom Lager her?

Von Waffen ſcheint's? ... Wohl hör' ich es ... Es wächſt;
Und dumpf verworren mit Drommetenſchall, ...
Und Roßgeſtampf ... O Himmel! Was iſt das?
... Vor Tagsbeginn hat Saul das Treffen ja
Nicht angeſagt. Wer weiß? ... Die Brüder ... Wehe ...
Mein Jonathan ... vielleicht ... ach, in Gefahr ... —
Doch Klaggeheul, und tiefes Stöhnen hör' ich
Von dem Gezelt des Vaters ſich erheben? ...
Elender Vater! ... Fort, zu ihm! ... o Anblick!
Er kömmt; er ſelbſt; ... wie anzuſchaun! .... Ach, Vater ...

Dritter Auftritt.

Saul. Michal.

Saul.

— Zornvoller Schatten, Schrecklicher, laß ab,
Laß ab von mir ... Sieh mich zu deinen Füßen ...
Ach, wohin flieh' ich? ... — Wo verberg' ich mich? ...
O grauſenvoller, fürchterlicher Schatten!
Beſänft'ge dich ... Taub iſt er für mein Flehn,
Und ſetzt mir nach? ... Erd', öffne dich, und ſchlinge
Mich lebend ein, ... Ach, daß den grimm'gen Blick
Nur nicht auf mich der grauſe Schatten ſchieße ...

Michal.

Wen fliehn? Niemand verfolgt Dich ja. — O Vater,
Mich ſiehſt Du nicht? mich kenneſt Du nicht mehr?

Saul.

O oberſter, o heiligſter der Prieſter
Hier, willſt du, ſoll ich halten? Samuel,
Du einſt mein wahrer Vater, du gebeutſt es?
Sieh da, vor deinem Machtgebote ſtürz' ich
Zur Erde hin. Du haſt durch deine Hand
Einſt mit der Krone dieſes Haupt umkränzt;
Du ſchmückteſt es; Du reiße jeden Schmuck
Davon herab, — Zertritt ihn Du. Doch Gottes
Entflammtes Schwert, das ſchreckliche, das ſchon,
Ich ſeh's, ſchon ſchwebt ob meinem Haupt . . .
O Du,
Der's kann, o wend' es ab; nicht ab von mir,
Nein; doch von meinen Kindern. Meine Kinder
Sind ſchuldlos meines Fehltritts . . .

Michal.

O des Zuſtands?
Dem keiner jemals glich! — Dein Blick, o Vater,
Schweift ab vom Wahren: wende Dich zu mir...

Saul.

O Wonne! . . . Frieden trägſt Du im Geſicht,
Furchtbarer Greis? verwirfſt nicht ganz mein Flehn?
Ich ſtehe nicht vor Deinen Füßen auf,
Wenn Du der grauſen Rache meine Kinder
Nicht erſt entziehſt? — Was redeſt Du? . . . O
Stimme!
»Auch David war Dein Sohn; und Du verfolgteſt
Und wollteſt ihn ja todt?« — Ha! weſſen zeihſt
Du mich?... Halt ein... Verſchiebe doch... Ach,
David,
Wo iſt er?... Sucht ihn; er ſoll wiederkehren:

Nach ſeinem Willen tödt' er mich; und herrſche; —
Übt er nur Mitleid meinen Kindern, — herrſch'
er . . . —

Doch Du, bleibſt unerweicht? Blut iſt Dein Auge; —
Feu'r, Schwert und Hand; aus weiten Nüſtern
ſprühſt
Du düſtre Flamm', und hauchſt ſie auf mich zu . . .
Schon traf ſie mich; ſchon ſengt ſie; ach, wo flieh'
ich? . . .
Hiehin werd' ich entrinnen . . .

Michal.

Soll ich Dich
Nicht halten können, noch zurück Dich führen
Zur Wirklichkeit? Ach, höre mich; Du biſt . . .

Saul.

Doch nein; ein breiter Blutſtrom hemmt mir hier
Den Schritt; — Graunvoller Anblick! Hohe Haufen
Von friſchen Leichen ſtehn auf beiden Ufern
Emporgethürmt: Ach, Alles hier iſt Tod:
So flieh' ich dort . . . Was ſeh' ich da? Wer ſeyd
Ihr? —
»— Wir? Achimelechs Söhne. Achimelech
»Bin Ich; — ſtirb, Saul, ſtirb!« — Welch Geſchrei?
Ich kenn' ihn:
Er dampft von friſchem Blut; und mein Blut
trinkt er.
Doch wer ergreift, ha! wer im Rücken mich
Beim Haar? Du, Samuel? — Was ſprach er?
Wir,
Wir ſollen All' in Kurzem bei ihm ſeyn?
Nur Ich, nur Ich ſoll bei Dir ſeyn; . . . die
Kinder . . . —

. . : — Wo bin ich? — All', in einem Augenblick,
Verſchwunden ſind die Schatten. Ha, was ſprach ich?
Wo bin ich? was beginn' ich? Du, wer biſt Du?
Welch ein Geraſſel hör' ich? Ha, mich dünkt's
Wie Schlachtgetöſ': Und dennoch tagt's noch nicht.
Ja Schlachtgeraſſel iſt's. — Auf, bietet ſchnell
Mir Helm und Schild und Speer; die Waffen her!
Die Waffen her, des Königs. Sterben will ich,
Allein im Schlachtfeld.

Michal.

Vater, was beginnſt Du?
Gieb Dich zufrieden . . . deinem Kind . . .

Saul.

Die Waffen
Will Ich! Was Kind? Auf! und gehorche mir.
Speer, Helm und Schild, die, die ſind meine Kinder.

Michal.

Ich laſſ' Dich nicht, ach, nein . . .

Saul.

Es ſchmettert lauter
Trompetenſchall. Dorthin! Dorthin! Mir gnügt
Mein Schwert allein. — Du heb' Dich weg, und laß mich;
Gehorch'. Dort ſtürz' ich hin. Dort hauſ't der Tod,
Den ich verlang'!

Vierter Auftritt.

Saul. Michal. Abner mit wenigen Flüchtigen des Heers.

Abner.

O unglückſel'ger König! .

Wohin, ach wohin ſtürzeſt du? Die Nacht
Iſt fürchterlich.

Saul.

Allein warum das Treffen?...

Abner.

Urplötzlich fällt der Feind uns an. Auf's Haupt
Sind wir geſchlagen . . .

Saul.

Wir geſchlagen? Und
Du Böſewicht, Du lebſt?

Abner.

Ich? um Dein Leben
Zu retten. — Bald ergeußt ſich hier vielleicht
Philiſterſchwarm. — Des erſten Anlaufs Schrecken
Muß man entgehn. Indeſſen tagt's. Ich will
Dich höher aufwärts an den Abhang führen,
Mit meinen Wenigen . . .

Saul.

Ich ſollte leben,
Indem mein Volk verſinkt?

Michal.

Ach komm!... Weh mir!
Schon wächſt der Lärm, dringt näher . . .

Saul.

Jonathan...
Und meine Söhne... fliehn auch ſie? verlaſſen
Sie mich? . . .

Abner.

O Himmel!... Deine Söhne, ... nein;
Sie flohen nicht... Ach, Unglückſelige!...

Saul.

Ich faſſe Dich. Todt ſtürzen Alle hin . . .

Michal.

Weh mir!... die Brüder?...

Abner.

Hin ſind deine Söhne.

Saul.

— Was bleibt mir ſonſt? . . . Du bleibſt allein,
jedoch
Nicht mir. — Im Herzen hab' ich alles längſt
Beſchloſſen, und die Stund' iſt da. — Der letzte
Befehl von mir iſt, Abner, dies: Geleite
In Sicherheit nun meine Tochter.

Michal.

Nein,
O Vater, nein; Ich will um Dich mich klammern; —
Sein Schwert auf eine Jungfrau zücken, wird
Der Feind ja nicht.

Saul.

O Tochter!... Stille jetzt,
Laß mich nicht weinen. Ein bezwungner König
Weint nicht. O Abner, rette ſie, — entfleuch,
Doch, fiel' in Feindeshand ſie je, — ſo nenne
Sie nicht als Tochter Sauls; — ſag' ihnen lieber
Sogleich, daß ſie die Gattin Davids iſt;
Dann werden ſie ſie achten; — Geh — entfleuch...

Abner.

Wenn etwas ich vermag, ſey Sie gerettet;
Ich ſchwör's; allein zugleich auch Dich...

Michal.

Ach, Vater,.
Ich will Dich nicht, — nicht will ich Dich verlaſſen.

Saul.

Ich will's. Und König bin noch Ich. Allein

Schon nahn die Waffen. Abner, ach, entfleuch:
Und ſchleppe ſie, thut's Noth, mit Zwang auch mit . . .

Michal.

O Vater!... und für ſtets?...

Fünfter Auftritt.

Saul.

O meine Söhne!... —
Geweſen bin ich Vater. — Sieh, o König,
Dich nun allein; nicht Einer bleibt dir mehr
Von allen deinen Freunden, deinen Dienern. —
Biſt du geſtillt, o fürchterlicher Zorn
Des unerflehbarn Gottes? — Aber du
Bleibſt mir, o Schwert: Komm nur, getreuer Diener,
Zum letzten Werk. — Horch, ſchon das Kriegsgeſchrei
Des übermüth'gen Siegers; — lodernd blitzen
In's Aug mir ihre Fackeln ſchon, und Schwerter
Zu tauſenden . . . — Gottloſeſter Philiſter,
So triff mich hier, doch noch als König,... todt! *)

---

*) Indem Saul, vom eignen Schwert durchbohrt, hinſinkt, langen ſchaarweis die ſiegenden Philiſter an, mit lodernden Bränden und blutigen Schwertern. Während dieſe mit lautem Geſchrei auf Saul losſtürzen, ſinkt der Vorhang nieder.

H. ant. 73 (1

Plato in Italien,

aus einer griechiſchen Handſchrift ins Italieniſche
überſezt.
Verdeutſcht
von * * *

Herausgegeben
von
P. J. Rehfues,
Kronprinzl. Württembergiſchem Bibliothekar.

Erſter Band.

Tübingen
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1808.

Nb/65/2912

Platonem Atheniensem Tarentum venisse, L. Camillo, Appio Claudio Consulibus reperio.

Cic. *de Senectute.*

Vorbericht des Herausgebers.

Der Titel dieſes Buchs iſt etwas ſonderbar. Der Verfaſſer giebt es für ein, aus einer griechiſchen Handſchrift überſeztes, Werk aus, das unter den Ruinen von Heraklea gefunden worden ſeyn ſoll. Es iſt eine Sammlung von Briefen, welche etwa vier hundert Jahre nach der Erbauung Roms von einigen Athenern auf einer Reiſe durch Großgriechenland über dieſes geſchrieben worden ſind.

In ſeiner Vorrede hat ſich der Verfaſſer ſogar das Anſehen geben wollen, als könnte er die Aechtheit der Handſchrift beweiſen; man ſieht aber gleich, wie dieß mehr ein artiger Scherz iſt, der um ſo gefälliger erſcheint, je näher das Werk in Form und Innhalt dem Geiſte der Alten kommt.

Ich will es nicht verbergen, daß der Neapolitaner, Cuoco, welcher den berüchtigten Saggio sulla rivoluzione di Napoli (deutſch: Verſuch über die Revoluzion von Neapel. Berlin bei Quien) geſchrieben hat, Verfaſſer dieſer Briefe iſt, auf welche man würklich das Quintilianiſche Wort: redolentes Athenarum proprium saporem, anwenden kann.

Offenbar iſt der Gedanke, uns eine Darſtellung der ſchönſten Zeit von Großgriechenland in dieſer Form zu geben, ſehr glüklich, und, wie man weiß, zum Theil ſchon von Wieland ausgeführt. Die Vergleichung von beiden dürfte kein unintereſſantes Geſchäft ſeyn, indem beide erſt nach tiefen Studien ihre Arbeit begonnen haben.

Was den Neapolitaner aber von dem deutſchen Schriftſteller unterſcheidet, iſt offenbar eine gewiſſe politiſche Tendenz, und hie und da ein abſichtliches Zurückſpiegeln der Gegenwart aus einer fernen Vergangenheit. Und freilich kann es ſeiner Nazion nie genug wiederhohlt werden, was ſie einſt geweſen iſt.

Den wichtigſten Theil für uns aber macht zuverläſſig die Anſicht aus, welche der Verfaſſer von der älteſten Philoſophie der Italiener giebt. Das Gewicht, das er darauf legt, wird durch die Zueignung an Bernardino Teleſio bewieſen, welcher 1509 im Neapolitaniſchen gebohren, als einer der beſten Köpfe des 16ten Jahrhunderts erglänzte. Dieſer Mann war der erſte, der die, damals herrſchende, peripatetiſche Philoſophie anzutaſten wagte, und darum auch von Bako (de augm. scient.) primus novorum hominum genannt wird.

Form und Geiſt des Werks iſt der angenehmen Täuſchung würdig, daß es urſprünglich griechiſch ſey. Die Ueberſezung, welche von einem, der italieniſchen Sprache kundigen, und mit dem Verfaſſer ſelbſt genau verbundenen, Manne herrührt, ſucht der Schönheit des Originals nahe zu kommen. Möge das Werk, welches als eine der ſchönſten Blüthen der neuen italieniſchen Literatur angeſehen werden darf, auch den Deutſchen, die das Gute aller Länder und Völker ſo willig unter ſich aufnehmen, erfreulich ſeyn!

Stuttgart im September 1807.

Rehfues.

An

Bernardino Teleſio.

Dieß Buch gehört dir, den ich für den erſten Erforſcher der älteſten Philoſophie der Italiener erkenne. Durch deine Bemühung ſah Europa zum erſtenmal Ariſtoteles Grundſäze durch die des Parmenides verdrängt. Und erlaubte dir die Zeit auch nicht, das neue Gebäude mit eben dem Glük aufzuführen, mit welchem du das alte niedergeſtürzt haſt, ſo bleibt dir immer der, nicht geringe, Ruhm, der erſte geweſen zu ſeyn, der die neue Straſſe gezeigt hat, worauf ſo viele nach dir bedeutend fortgeſchritten ſind.

Nach dem Zeitalter, in welchem ſie leben, bilden ſich die Ideen der Menſchen, und wir verſtehen die Geſchichten der Alten am beſten, wenn die unſrigen ihnen ähnlich geworden ſind. Italien erfuhr in unſern Tagen die nemlichen politiſchen Veränderungen, welchen das eine und das andre Griechenland unterlegen iſt; es war derſelbe Kampf der Partheien, daſſelbe Schwanken der Meinungen, es waren die nemlichen traurigen Wirkungen auf die Spize getriebener Meinungen. Zwar ſchmeichle ich mir nicht, daß mein Buch der Zeit und Vergeſſenheit trozen werde; allein auch ohne dieſes werden die Italiener eine

Vergleichung anſtellen. Sie werden Jenen großmüthigen Kriegern das gebührende Lob nicht verſagen, daß ſie mit kraftvoller Hand der Anarchie der Meinungen und aller Ordnung den Zaum anlegten, und der Philoſophie ein ſicheres Aſyl vergönnten, welche ſowohl von denjenigen, die nichts reformiren, als von den Andern, die alles zerſtören wollen, mit der äuſſerſten Vernichtung bedroht war. Auch werden ſie unſern würdigen Magiſtrat zu rühmen wiſſen, welcher, gleich dem Archytas, auf keinem andern Weg wandelt, als den ihm Menſchlichkeit, Liberalität der Grundſäze und Vaterlandsliebe vorzeichnen.

I.

Von Kleobul.

Wir waren das ſchroffe iapygiſche Vorgebirge und das niedrige Land der Salentiner vorüber geſegelt. Ein friſcher Oſtwind trieb unſer Schiff in den Grund des Meerbuſens, welcher von Tarent ſeinen Namen hat. Die Seeleute ſchliefen; der Steuermann wachte am Steuer; ich und Plato ſaßen ſchweigend auf dem Verdeke. Rings um uns herrſchte tiefe Stille. Sie wurde nur durch das hohle, einförmige Geräuſch unterbrochen, welches das Meer verurſacht, wenn es nicht durch Stürme bewegt wird. Unermeßlich wölbte ſich der Horizont über uns her. Das Licht, welches an einigen Orten noch ungewiß aus der Nacht hervorbrach, an andern ſie unmerklich anfhellte, und auf tauſendfache Weiſe, jezt von den Wolken, jezt von der Fluth, und jezt von den Bergſpizen wiederſchimmerte, kämpfte noch mit dem fliehenden Dunkel — Alles vereinigte ſich, jene ſüſſe Schwärmerei zu erweken, welche die glüklichſten Momente unſers Lebens ausmacht.

Ich weiß nicht, was Plato in ſeiner Seele bewegte. Meine Gedanken waren bei den Geſtirnen, welche ſich in ſtiller Majeſtät an dem ungeheuern, azurnen Gewölbe des Himmels dahin drehten. Eben tauchte ſich der Bär in die Fluthen nieder; das Morgengeſtirne, gleichſam noch triefend von dem Thau des Meeres, folgte dem langſamen Schritt der Plejaden, welche bei ihrer Wiederkehr in die Waſſer den Landmann zu den neuen Werken des nahenden Tages erwekten. Um dieſe Stunde, ſagte ich bei mir ſelbſt, iſt der Bär in Athen nicht mehr ſichtbar. Schon hat da der Pflüger ſeine Stiere angeſpannt; in Egypten zählt er ſchon zwo Stunden Arbeit — und ſchon acht Tage erinnert der Schimmer dieſer Sterne die Freunde meiner Jugend nicht mehr an meinen Namen, wenn ſie der Namen derer gedenken, die ſie dieſen Tag ſehen werden — und meine Mutter hat ihr Morgengebet zu den Göttern erhoben, hat gefleht für mich, und ich bin nicht mehr bei ihr! — O Plato, ſagte ich, iſt der Menſch nicht das ſtolzeſte unter den Thieren? Beſtimmt, nur eine Linie in der Unermeßlichkeit des Raums einzunehmen, befeſtigt er eine ſo große Kluft zwiſchen dem Punkt, in welchem er gebohren ward, und zwiſchen dem Punkt, in welchem er lebt, daß ſie meßbar wird mit der unendlichen Kreiſung der Geſtirne. Was ſollen dieſe Reiſen? Was dürfen wir hoffen, wenn wir Alles verlaſſen, was uns theuer iſt?

O Kleobul, antwortete Plato, wenn ich auch hierin Sokrates Vorſchriften hätte folgen wollen, ſo würde ich niemals mein Vaterland verlaſſen haben. Thöricht iſt's, zu glauben, daß die Götter uns nach Attika, und die Glükſeligkeit nach Indien und Egypten verſezt haben. Aber um in ſeinem Vaterlande und unter ſeinen Mitbürgern glüklich zu ſeyn, muß man Gutes wirken können; denn bald wird der unnüze Menſch ſich ſelbſt zum Verdruß und unglüklich. Nach dem bejammernswürdigen Schikſal des Weiſeſten unter den Menſchen, wer wird es wieder mit dem ungelehrigen Geſchlecht der Athener verſuchen mögen?[*] Unter ſolchen Menſchen, ſolchen Umſtänden bleibt dem Weiſen nichts übrig, als ſich in ſeinen Mantel einzuhüllen, und zu ſchweigen, und zu erheben ſeinen Geiſt von den Irrthümern und Fehlern der Sterblichen, zur Betrachtung des Geiſtigen und Himmliſchen. Kann man nicht Bürger ſeines Vaterlands ſeyn, ſo muß man

---

[*] Plato in verſchiedenen Stellen ſeiner Briefe.

Bürger der Welt werden. In die Menſchenwohnungen wollte Sokrates die Philoſophie zurükrufen. Als eine Speiſe betrachtete er ſie; aber in den Händen des Mannes, welcher unter verdorbenen Menſchen, und in einer Stadt voll Verwirrung lebt, iſt ſie auch eine Arznei.

Wir kommen nun in ein Land, das für dich ganz neu iſt. Du wirſt andere Menſchen ſehen; aber überall immer dieſelben Leidenſchaften, dieſelben Irrthümer, dieſelben Laſter; überall eine kleine Zahl von Weiſen, welche vergebens dem Pöbel Tugend und Wahrheit predigen; überall einen großen Haufen derer, welche, ihre eigenen Leidenſchaften zu befriedigen, die Weiſen verfolgen, und es nachher bereuen, ihre Vorſchriften nicht gehört zu haben. Dieß iſt die Geſchichte des ganzen Menſchengeſchlechts. Auch dieſe Länder, welche du nun ſehen wirſt, ſind mit dem Blute der Weiſen getränkt, beſudelt mit den Gräueln der Völker. Hier, wie in Griechenland, hat ein Volk das andere zerſtört, und das japygiſche Vorgebirge iſt vielleicht mehr durch die Verbrechen ſeiner Bewohner in üblen Ruf gekommen, als durch die Stürme des Meers, das es umfluthet.

Was helfen alle dieſe Betrachtungen, wirſt du ſagen? Wenigſtens das, daß man bei ſeiner Rükkehr in die Heimath überzeugt iſt, das Naturgeſez ſey Eines und unerbittlich; weder Zeit noch Ort, noch Wechſel der Meinungen und Sitten verrüken die ewige Ordnung, nach welcher Wahrheit und Tugend, entweder befolgt werden, oder ſich rächen. Dann wird der Menſch entweder glüklicher, oder duldſamer.

Unter ſolchem Geſpräch giengen uns die Coreadiſchen Inſeln vorüber, und wir entdekten den Hafen von Tarent. In langem Kreiſe dehnte ſich die Stadt am Meerufer hin, und wo ihre Mauern ſich endeten, begann eine Reihe von Landhäuſern, welche das weiteſte und prächtigſte Amphitheater bildeten, das je ein Menſchenauge geſehen hat. Schon ſah man auf dem Leuchtthurme die Flagge wehen, welche den Bewohnern die nahe Ankunft eines atheniſchen Schiffes verkündigte. Die Seeleute waren erwacht, und goſſen dem Neptun ein Opfer aus. Sie begrüßten das gaſtliche Land, und die, welche ein andersmal die Reiſe gemacht hatten, zeigten ihren Gefährten die Thürme, die Tempel und die Hauptpläze der Stadt. Schon hörte man die Stimmen der Bürger am Hafen — noch ein Windſtoß — und wir ſind im Hafen.

II.

Von Kleobul.

Archytas iſt nicht hier. Geſchäfte für ſein Vaterland halten ihn in Lukanien zurük. Indeß genieſſen wir bei ſeiner Familie alle Gaſtfreundſchaft, die wir von ihm hätten hoffen dürfen, wenn er ſelbſt hier geweſen wäre.

Archytas Gattinn iſt eine Frau von ungefähr vierzig Jahren. Jedermann nennt ſie verſtändig, ſehr viele liebenswürdig, und manche ſogar ſchön. Sie liebt ihre Kinder ſehr; und fühlt für ihren Gatten viele Liebe und Achtung, ohne welche, nach einer zwanzigjährigen Verbindung, jene freilich nicht mehr ſtatt finden könnte. Die Söhne ſind noch ſehr jung; von den Töchtern hat eine einen jungen Tarentiner von guten Sitten und vielem Verſtand geheirathet, welchem Archytas dieſen Vorzug vor einem andern Werber gegeben hat, der von Reichthum und Laſtern ſtrozte.

Manche mögen den Archytas um den Plaz beneiden, den er unter Italiens Weiſen einnimmt; manche um ſeine beglükte Popularität, und die Würden, mit denen ihn ſein Vaterland ſo oft bekleidet hat; manche um ſeine Tapferkeit und ſein Glük im Kriege. Weißt du, um was ich ihn noch mehr beneide? Um ſeine liebenswürdige, gute Familie. Einen groſſen Philoſophen, einen groſſen General, einen groſſen Staatsmann, der, wenn er in ſein Haus zurükkehrt, nicht Freundſchaft, Ordnung und Frieden findet, möchte ich einem Menſchen vergleichen, welcher im Traum unendliche Schäze beſaß, und bei ſeinem Erwachen ſein Schikſal bedenkend ſich in der tiefſten Armuth findet.

Auch von ſeiner Dienerſchaft iſt Archytas geliebt. Der, welcher mir zur Aufwartung beigegeben iſt, ſagte mir geſtern, daß weder er noch irgend einer ſeiner Kameraden ihn jemals im Zorn geſehen haben. Einſt frug er ihn, wie es ihm möglich ſey, dieſen Gleichmuth zu erhalten? Archytas antwortete ihm: dadurch, daß ich nie wollte, was nicht recht iſt, und nie von den Menſchen mehr hoffte, als ſie zu leiſten im Stande ſind. Der Zorn iſt immer ein Beweiß, daß der Menſch ein Narr iſt, oder es geweſen iſt. Archytas würde ſich ſchämen, irgend eines der unanſtändigen Worte auszuſprechen, welche uns in den erſten, und oft unwiderſtehlichen, Bewegungen des Zorns ſo leicht über die Lippen eilen. Um deſto ſicherer vor jenen Ausbrüchen zu ſeyn, giebt er ſeine Befehle in den Stunden der Gefahr ſchriftlich.

Dabei fällt mir jener Zug von Plato ein, als er, im Zorn über einen ſeiner Bedienten, dem Speuſipp ſagte: mache du mit ihm, was du willſt; ich bin zu aufgebracht *. Während die Sophiſten ſich unter einander ſtreiten; ahmen die wahren Philoſophen ſich nach.

Wir ſind jezt drei Tage hier, und obgleich Archytas nicht da iſt, ſo ſind wir doch immer von einer Menge Menſchen umgeben, welche dem Freund und

---

* Plutarch gegen den Kolothis.

Gaſt des Archytas ihre Beſuche machen. Es kommen Verwandte, Freunde, Philoſophen — aber die Mehrzahl beſteht doch aus denen, welche Freunde ihres erſten Staatsmanns und Schüler ihres berühmteſten Philoſophen ſcheinen wollen. So ſind nun einmal die Menſchen! Auch die Gerechtigkeit, die ſie fremdem Verdienſte wiederfahren laſſen, iſt zuweilen bloſe Eitelkeit.

Auch von Frauen erhalten wir viele Beſuche. Du mußt nämlich wiſſen, daß die Philoſophie hier nicht, wie bei uns, ein ausſchlieſſendes Eigenthum der Männer iſt. Unter den Frauen ſind beinahe eben ſo viele, die ſich mit Philoſophie abgeben. Eine unter denſelben, Namens Mneſilla . . . . was ſoll ich ſagen? Wenn ſich die Tugend je, wie Sokrates wünſchte, in ſterblicher Geſtalt zeigen könnte, würde ſie ſchön ſeyn, wie Mneſilla.

Unter den Männern iſt ein Jüngling, Namens Nearch, mit welchem ich vertrauteren Umgang habe. Er iſt aus einer der erſten Familien von Tarent, und mit Archytas verwandt. Die Beugſamkeit und Reinheit ſeines Charakters machen ihn der Freundſchaft deſſelben würdig. Du würdeſt ihn vielleicht keinen Philoſophen nennen, weil er das Vergnügen noch zu ſehr liebt; aber glaubſt du nicht, daß es ein Haupttheil der Weisheit iſt, wenn man zu genieſſen verſteht?

III.

Beſchreibung von Tarent.

Tarent iſt viel gröſſer und bevölkerter als Athen. Unter den Städten Italiens und Siciliens iſt ſie nach Syrakus die zwote. Unter den griechiſchen wäre ſie die erſte.

Der Umkreis der Stadt bildet ein Dreiek, deſſen Spize zwiſchen Süden und Oſten liegt. Die entgegengeſezte Baſis iſt die einzige Seite, durch die es mit dem feſten Land zuſammen hängt. Die beiden anderen beſpült die See. Kommt man von Attika, ſo ſieht man dieſe eine Meerenge bilden, welche Tarent von dem gegenüber liegenden Eobalia ſcheidet, und in ihrer Erweiterung einen der weiteſten und ſicherſten Häfen bildet, die es giebt. In dieſen Meerbuſen, Tarent gerade gegenüber, ergießt ſich der kleine Fluß Galeſos, welchen viele auch Eurota nennen *.

Eine Inſel verſchließt den Eingang des Hafens. Auf derſelben iſt ein Fels, welcher ſie vermittelſt einer Brüke mit der Stadt verbindet. Eine andere Brüke befindet ſich im Hintergrund des Meerbuſens, welche die Stadt mit einem Vorgebirge des gegenüberliegenden Landes vereinigt. Auf derſelben iſt ein Thor, durch welches alle die, welche von der Meerſeite kommen, in die Stadt müſſen.

Stehſt du auf der Brüke, welche den Felſen mit der Stadt vereinigt, ſo gießen ſich drei breite Straßen vor deinem Auge hin, längs den endu zugleich die größten öffentlichen Gebäude erblikſt. Auf der einen Seite die Tempel des Herkules, des Neptuns und Merkurs, das Theater und den großen Cirkus; auf der andern die Thermen und das Muſeum, in der Mitte das Forum.

An Kunſtwerken iſt in Tarent, wie zu Athen und Korinth, ein großer Ueberfluß. Ueberall ſiehſt du Gemählde, die dich anſprechen; Statuen, welche belebt ſcheinen; Gebäude, in welchen Einfachheit, Eleganz und Pracht vereinigt ſind.

---

* Polyb im 8. B. Der Name kommt noch von der ſpartaniſchen Kolonie ab. Die Kolonien der Alten hatten die Gewohnheit, manchen Stellen des neuen Vaterlands Namen aus dem alten zu geben. Virgil hat von dieſer Sitte Veranlaſſung zu einem der pathetiſchſten Züge ſeines Werks genommen.

Nearch führte mich unter die Säulengänge des Forums. Sie ſind mit Bildnerarbeiten aus der Geſchichte des Phalantus angefüllt. Man darf ſagen, es fehlt ihnen nur die Sprache. In einem Winkel ſiehſt du dieſen muthigen Anführer der Parthenier, wie er ſeinen abenteurenden Genoſſen die Antwort der Pythia mittheilt und ſie aufmuntert, ſich einmal aus der Schande und dem Elend zu erheben, und die neuen Wohnſitze zu erobern, welche ihnen Apoll verſprochen hatte. — In einem andern Winkel iſt er mit ſeinen Kameraden abgebildet, wie ſie vom Sturm an das Ufer der Meſſapier verſchlagen wurden. Das Orakel hatte ihnen geſagt, daß ſie die neuen Wohnſitze erhalten würden, wenn Phalantus bei heiterem Himmel vom Waſſer Aethra's genetzt wäre.* Die Verheiſſung war doppelſinnig, und dergleichen Verheiſſungen ſind freilich für Unglückliche, welche eben dem Schiffbruch entronnen ſind, nicht ſehr befriedigend. Phalantus iſt in Verzweiflung vorgeſtellt, wie er auf der Erde ſitzt, und ſein Haupt auf den Knien der Gattin ruht, welche Aethra hieß. Aethra weint, und ihre Thränen benetzen ſein Haupt. So iſt das Orakel erfüllt. — Nun faſſen Phalantus und die Seinigen Muth. Sie ſanden Abgeordnete an die alten Einwohner der Gegend ab, und bitten um einen ruhigen und ſichern Zufluchtsort, und um die Erlaubniß, das Land anzubauen, welches ihnen überflüſſig war. Die Ureinwohner verachten eine Handvoll Unglücklicher, welche dem Sturm entronnen ſind. — Du ſiehſt nun den Phalantus in der Schlacht, wie er die Beleidigung der gaſtlichen Götter rächt. Die Meſſapier ſind überwunden. Ein Theil von denen, welche das Schlachtſchwerdt verſchont hat, werden zu Sklaven gemacht; die Uebrigen entfliehen und vereinigen ſich in Brunduſium, wo ſie eine neue Stadt gründen. — Hier wird Phalantus zum König ausgerufen, und gründet die neue Ordnung in unſerer Stadt. — Dort ſiehſt du ihn fliehen, ganz entblößt und verfolgt vom Neid und Undank ſeiner Genoſſen. Er begibt ſich nach Brunduſium zu denſelben Meſſapiern, denen er ſoviel Schaden zugefügt hat. Aber ſeine Tapferkeit und ſeine Tugenden ſind auch den Feinden ehrwürdig und heilig. — Die Brunduſier gewinnen viele Schlachten unter Phalantus Anführung. — Allein er kann ſein undankbares Vaterland doch nicht vergeſſen. Du ſiehſt ihn auf dem Todbette, wie er die lezte Rede an die Brunduſier hält. Ein geheimes Orakel hatte ihm geoffenbahrt, daß die Tarentiner unüberwindlich ſeyn würden, ſo lange ſeine Aſche auf ihrem Gebiet bleibe. Er fürchtete alſo, ſie möchte in einem fremden Lande bleiben, und es könnte ſich zwiſchen den Tarentinern und Brunduſiern erneuern, was zwiſchen den Spartanern und Meſſenern wegen Oreſtes Aſche geſchehen war. „O Brunduſier, ſagt er daher, wenn ihr immer Sieger über die Tarentiner bleiben wollt, ſo hört, was mir die Götter geoffenbaret haben. Wenn ich geſtorben bin, ſo verbrennt meinen Leichnam, und ſtreut meine Aſche über das Land der Tarentiner aus. Sie wird im Angeſicht der unſterblichen Götter ein ewiger Zeuge der Undankbarkeit meiner Mitbürger ſeyn; und die Götter werden nie ein Land, das von ſo undankbaren Menſchen bewohnt iſt, mit Gnade anſehn.“ — So ward Phalantus auch im Tod noch ſeinem Vaterlande nüzlich. *

---

* Der Doppelſinn liegt in der Bedeutung des griechiſchen Worts Aether, und läßt ſich in der deutſchen Ueberſetzung nicht geben. Anmerk. d. Ueberſ.

---

* Alle dieſe Umſtände erzählt Strabo mit wenigen unbedeutenden Veränderungen im 6ten B. Juſtin B. 3. 4. und Pauſanias in Phocic. — Parthenier nannte man in Sparta ironiſch alle diejenigen, welche während des erſten meſſeniſchen Kriegs gebohren waren. Da ſich derſelbe ſehr in die

Du ſiehſt aus dieſen Geſchichten, warum die Spartaner die Tarentiner H...kinder nennen. Aber dies iſt der Urſprung aller Städte. Ihre Gründer ſind entweder Söhne von Göttern oder von H.... Tara, der erſte Erbauer von Tarent, nannte ſich einen Sohn des Neptuns. Phalantus, welcher es gleichſam zum zweitenmal erbaute, heißt ein Sohn der Liebe — und mich dünkt, die beiden Ueberlieferungen bedeuten das Nehmliche.

IV.

Es macht mir Vergnügen, die Sitten und die Denkungsweiſen verſchiedener Völker zu vergleichen. Wir Griechen gehen zu leicht mit Verachtung über Alles weg, was nicht Griechiſch iſt. Was iſt die Folge dieſer thörichten Verachtung? Wir nennen alle andere Völker Barbaren; und die Egyptier heiſſen uns Kinder.

Zwiſchen den Tarentinern und Athenienſern iſt gewiß kein ſo groſſer Unterſchied, als zwiſchen den Athenienſe

---

Länge zog — er dauerte zehn Jahre — und es an Männern fehlte, ſchikten die Frauen eine Geſandtſchaft ins Lager, um die Rechte der künftigen Generation zu fodern. Die Spartaner befanden ſich wegen des Eids, der ſie verpflichtete, das Lager nicht vor Beendigung des Kriegs zu verlaſſen, und wegen der gerechten Foderung der Frauen in Verlegenheit, und fanden den Ausweg, alle diejenigen jungen Leute, welche Jugend halber nicht hatten ſchwören können, heimzuſenden. Dieſe mußten die Pflicht der Abweſenden erfüllen. Als aber der Krieg zu Ende war, und die Spartaner nach Hauſe kamen, ſo hatten ſie doch kein gutes Blut gegen dieſe Kinder des Ehebruchs. Daher die Verfolgung, durch welche die Parthenier genöthigt worden, neue Wohnſitze zu ſuchen. Phalantus, ihr Anführer, war der Sohn jenes Aratus, welcher zuerſt im Lager zu der angeführten Maßregel gerathen hatte.

ſern und Egyptiern. Sie haben dieſelbe Sprache und die nemlichen Götter und durch die mannichfaltigen Handelsverhältniſſen ſich gegenſeitig viele Gebräuche mitgetheilt. Sie ſind beide gleich flüchtig, gleich redſelig, gleich leichtſinnig.

Man erzählt, daß die Tarentiner einſt viele Aehnlichkeit mit den Spartanern gehabt haben, von denen ſie abſtammen.* Wenn das wahr iſt, ſo muß man geſtehen, daß ihre Sitten ſehr ausgeartet ſind. Heutzutage haben ſie nichts Spartaniſches mehr, als die Gräber innerhalb der Stadt, und die Sprache, welche Doriſch iſt, wie in allen andern Städten Italiens und Siciliens. Uns Athenienſern, und noch weniger den Joniern kann eine ſo breite Mundart, welche in jede Sylbe ein A oder O ſezt, und für jeden Hauchbuchſtaben einen harten ſubſtituirt, nicht gefallen. Aber ſie halten ſie einmal für die älteſte, in welcher Vater Dorus ſelbſt, noch vor Hellenus und Aeolus Geburt, geſprochen hat; in der Orpheus ſeine Geſänge dichtete; und glauben daher, daß ſie den Vorzug vor allen andern griechiſchen Mundarten verdiene. Ihre Schriftſteller gebrauchen auch keine andre. Sie halten ſie für die harmoniſchte — wenigſtens iſt das Pythagoras Urtheil.**

Die Tarentiner lieben die Vergnügungen noch mehr, als die Athenienſer. Man kann ſagen, daß die leztern die Fröhlichkeit dem Vergnügen vorziehn.

Die Italiener fühlen weit tiefer. Wären die Tarentiner nicht ſo frivol, ſie wären die energiſchſten Menſchen unſers Erdbodens.

Willſt du die beiden Völker kennen lernen? Unſre Voreltern verboten uns, zum Andenken der Siege, welche wir über Griechen davon getragen haben, Denkmale von Stein zu errichten, um durch ihre Dauer nicht den gegenſeitigen Haß zu verlängern. So opferten ſie ihren Ruhm der Freundſchaft auf.[*] Die Italiener aber machen ihre Siegesdenkmale dauernd, wie ihren Haß. Ich liebe jenes Geſez unſrer Voreltern, weil es die unheilbringenden Leidenſchaften der Nachkommen mäßigt; aber ich bewundre die Sitte der Italiener, weil ſie eine größere Seelenſtärke anzeigt und nährt.

---

* Livius.

** Jamblich. 34. — Porphyr. 53. — Chronik. Scholiaſt. Mazzochi ad T. II.

Der Karakter der Lokrier iſt härter und feſter, als der der Tarentiner. Bei denen von Crotona findet es in höherem Grade ſtatt, als bei den Lokriern. Es ſcheint, daß der Karakter der Bewohner ſich nach den Beugungen des Meeresufers und den Höhen der Gebirge richte. Die Samniter, Lukanier und Bruttier ſind die wildeſten.

Ganz Italien vereinigt eine ſo große Verſchiedenheit der Klimate und Karaktere, und dieſe Karaktere ſind zugleich ſo ſtark markirt, daß es keine Mittelſtraße für ſie gibt. Die Italiener werden in der Geſchichte immer, wie bisher, die Beiſpiele von Extremen in der Tugend und im Laſter, in der Stärke und in der Schwäche aufſtellen. Sind ſie getheilt, ſo werden ſie ſich bis zur Zerſtörung bekriegen, und wirklich weißt Italien auch in wenig Jahren mehr zerſtörte Städte auf, als Griechenland in vielen Jahrhunderten. Stehen ſie aber einig und eines Geiſtes zuſammen, ſo geben ſie der ganzen Erde Geſeze.

V.

Von Kleobul.

Ich gehe alle Tage zu Mneſilla, und finde ſie alle Tage bewundernswerther. Manchmal beſuche ich ſie mit dem Gedanken, daß ſie ſchön ſey; und in den drei

---

[*] Plutarchs röm. Fragen.

Stunden, welche ich mich mit ihr unterhalte, kann ich an nichts anders denken, als daß ſie weiſe iſt. Ein andersmal bin ich nur mit ihrer Weisheit beſchäftigt; ich ſehe ſie, und denke nur an ihre Schönheit.

Göttliches Geſchöpf! Wie iſt es möglich, zu gleicher Zeit ſo ſchön, und ſo weiſe zu ſeyn? Man ſagt mir, daß ſie ſich Mia und Theano zu Muſtern genommen habe. Aber waren dieſe, als ſie den Ruf der Weisheit erlangten, auch erſt 24 Jahre alt?

In ihrem Hauſe verſammeln ſich viele andere Pythagoriſche Frauen. Wäre Mneſilla nicht da, ſo würd' es ſchwer ſeyn, zu entſcheiden, welcher der Kranz gehörte. Sie iſt da, und jeder Zweifel ſchwindet — ſie beſizt die ſchwerſte Kunſt der Weisheit, die ihrige zu zeigen, ohne die andern an der Aeuſſerung der ihrigen zu hindern. —

Ich weiß nicht, warum ich mir das, was Mneſilla ſpricht, immer beſſer merke, als was die andern ſagen. Vielleicht weil ich ſie höher ſchäze, als die andern. Warum ich mir aber wohl gewiſſe Geſpräche über gewiſſe Dinge genauer merke? Warum es mich mehr verlangt, über dieſe ihre Meinung zu hören?

Man ſprach von einer Frau, welche auf ihren Mann eiferſüchtig war, der Doris häufig beſuchte. Doris iſt der Schreken der zarten Bräute, und der ernſten Mütter von Tarent. Mneſilla ſagte jene bekannte Stelle aus dem Briefe der Theano an eine ihrer Freundinnen her, welche das nemliche Unglük hatte. — *

---

* Dieſe Stelle unſers Werks iſt von der Zeit am übelſten mitgenommen. Was iſt dies für ein Brief der Theano, von welchem die Rede iſt? Unter des Gale's opuscoli mitologici befindet ſich einer, in welchem Theano zu ihrer Freundin ſagt: „man muß in dem Geliebten und Gatten nicht das Vergnügen der Sinne, ſondern die Rechtſchaffenheit ſuchen. Nur die Tugend kann ein dauerhaftes

Sie ſprach dieſe Worte mit dem tiefſten Ausdruk der innigſten Ueberzeugung aus. Sie endigte, und ich frug mich ſelbſt: wer ſo denkt, welch einen erhabenen Begriff von der Liebe muß der haben?

Nearch hat den Zuſtand meines Herzens entdekt. Nearch hat es ihr geſagt. Ich hätte nie den Muth gehabt, es ſelbſt zu thun — nein niemals — was iſt es, das ich heute in meinem Herzen fühle? Tauſendmal hab ich in Athen geliebt. Tauſendmal war ich muthwillig, unverſchämt. Ich weiß, wie man Neigungen erforſcht, wie man Begierden erregt, wie man der Scham zuvor kommt, wie man über die Schwäche ſiegt — und doch hab ich nicht den Muth gehabt, Mnesilla zu fragen, wie ſie meine Wünſche aufnehmen würde! —

VI.

Geſpräch von Plato.

Alle dieſe Bewegungen meines Herzens habe ich Plato'n erzählt. Er antwortete mir: Du fängſt an, an die Tugend zu glauben. Ihre erſte Tochter iſt die Sittſamkeit, und die Liebe ihr beſter Lehrmeiſter. Hülfe die Tugend einer Frau zu nichts anderm, ſo gewöhnt ſie wenigſtens die Männer, nichts zu wünſchen, nichts zu hoffen und zu verlangen, ohne es vorher verdient zu haben.

Bis jezt haſt du die Liebe nicht gekannt. Sie iſt kein Verlangen nach etwas Irdiſchem, ſondern nach dem Ewig-Schönen, von dem der menſchliche Geiſt

---

Band knüpfen. Alle Liebhabereien der Männer an liederlichen Weibern haben bald ein Ende. Sie ſind Verirrung, welche der Mann bald einſieht, wenn ſich die Frau nicht erniedrigt, mit einer H... zu eifern.“

kaum einen Strahl ahnt, und welchem er ſich nur durch Uebung der Tugend und Suchen nach Wahrheit nähert. Alle unſre Tugenden zielen nur dahin, die Liebe zu nähren; und die Liebe nährt und ſtärkt wiederum dafür alle Tugenden.

Eine ſolche Liebe aber können wir Griechen unmöglich kennen. Unſre Geſeze behandeln die Frauen zu ſchlecht, als daß ſich in ihnen die Vorzüge des Geiſtes und Herzens entwikeln könnten. Sie werden als Sclavinnen erzogen, und erhalten ſo auch alle Niedrigkeit des Gefühls. Nie kann ein edler Gedanke in ihrer Seele entſtehen; nie eine edle Neigung in ihrem Herzen aufkeimen. Darum ziehen ſie unſre Jünglinge aus dem väterlichen Gynäkeum, um ſie in ein andres zu ſteken, wo ſie ſie als bloße Werkzeuge bewahren, um dem Vaterlande geſezliche Kinder zu geben. Kaum darf daher eine Timandra, eine Theodora, eine Laſthenia, eine Lais in Athen erſcheinen, ſo laufen alle ihnen nach, und dieſe Weiber üben dann die Herrſchaft aus, welche die Natur den Gattinnen beſtimmt zu haben ſcheint. Und wie kann das anders ſeyn, wenn die Hetären * die Eigenſchaften und den Verſtand beſizen, welche ſich die Frauen aus falſcher Erziehung nicht erwerben konnten? Die Sinnlichkeit ermüdet bald, oder ſie ändert den Gegenſtand. Nur der vernünftige Wunſch dauert ewig.

Daher haben auch einige Weiſen unter uns behauptet, daß die wahre Liebe unter den Frauen nicht zu finden ſey. Wer in dem geliebten Gegenſtand nichts anders,

---

* Athenäus XIII. Dieſer Nahme bezeichnete im Anfang eine Freundin; nachher wurde er die Benennung der Klaſſe von Weibern, wovon Ninon in neuern Zeiten etwa ein Beiſpiel ſeyn könnte. Die Hetären bildeten ihren Geiſt ſehr aus, und beſaßen oft wirkliche Tugenden; aber ſie hatten nie eine feſte bürgerliche Beſtimmung.

als Körperſchönheit findet, liebt das, was der Freund beſizt, nicht den Freund ſelbſt.*

Ich weiß nicht, was unſre Geſezgeber dabei gedacht haben, als ſie das ſo einrichteten. Ohne daran zu denken, müſſen ſie darauf gekommen ſeyn. Aber, wenn ſie durch dieſe Ordnung der Dinge die Gemüther von der Neigung zum häuslichen Leben zu bewahren, und ſie ſo muthiger und ſtärker zu machen gedachten, ſo haben ſie ſich gewiß geirrt. Denn die Herrſchaft, welche die Frauen bei uns nicht beſizen, haben die Hetären an ſich geriſſen, und du weißt wohl, wie oft die Launen eines ſolchen Weibs Athen Geſeze gegeben haben. Man ſagt, daß man in Korinth viele Hetären zum Andenken der Gebete an Venus erziehen laſſe, durch die ſie einſt das Vaterland gerettet haben. Andre meynen, dieß geſchehe aus Handlungspolitik; ich glaube, man hat das erfunden, um Griechenland Geſeze zu geben.**

Gehſt du dagegen nach Sparta, ſo findeſt du, daß die Frauen daſelbſt eine große Herrſchaft über ihre Männer ausüben. Nach ſeiner ſchwarzen Suppe und ſeinem Spieß, iſt dem Spartaner nichts theurer, als ſein Weib. Und darum iſt ein Spartaner doch um nichts ſchlechter, als ein Athener. Ich erinnere mich eines Zugs von einer Spartanerin. Wie im Neide frug ſie eine ihrer Bekanntinnen aus Athen: warum lieben euch eure Männer ſo ſehr? Weil die Spartanerinnen allein, antwortete ſie, dem Vaterlande Bürger zu geben wiſſen. Dieß war ein tiefgedachtes, wahres Wort; denn die, ſo wie eine Sklavin denkt und lebt, kann ihren Sohn zu keinem Bürger erziehn.

Hier, in Italien, ſiehſt du viele Denkmale, welche der Mutterliebe, der ehelichen Zärtlichkeit, der Vaterlandsterlandsliebe der Frauen errichtet ſind. Tauſendmal haben ſie durch ihren Muth, ihre Beiſteuer, ihren Rath das Vaterland gerettet. Ach! Griechenland hat ſich tauſendmal in ähnlicher Noth befanden, und unſre Weiber haben die Beängſtigungen, die Seufzer und die Verwirrung nur vermehrt.[*] Das berühmteſte Denkmal, das wir haben, iſt das, ſo dem Vorübergehenden im Ceramikus ſagt: „den Hetären, welche Venus um die Rettung des Vaterlandes angefleht haben.“ Du wirſt unzählige Denkmale ſehen, errichtet der weiblichen Schönheit; aber keines der weiblichen Tugend.[**]

---

* Dieſe Worte finden ſich in Plato's Werken.

** Athenäus. B. XIII.

Hätte ich einen Staat zu gründen, ſo wäre mein Erſtes, die Verhältniſſe der beiden Geſchlechter auszugleichen. Manche haben über dieſe meine Idee gelacht, und mich gefragt: ob ich denn im Ernſte glaube, daß eine Frau den Spieß ſchwingen, und in den erſten Reihen dem Feind entgegen gehen könnte? Aber warum ſoll ſie das auch? Ich ſpreche von der ewigen Gerechtigkeit, und ſie reden von den Verhältniſſen, die nach Zeit und Ort ſich verändern.[***] Es iſt doch ganz gerecht, daß die Eine Hälfte des Menſchengeſchlechts, wie die andre, thun kann, was ſie will. Gut! Macht gerechte Geſeze, und die Menſchen werden dann ſchon zuſehn, was ihnen nüzlich iſt. Aber ohne Gerechtigkeit kann auch das Nüzliche nicht ſtatt finden; denn wo keine Gleichheit iſt, kann der Wille auch nicht wählen.

Die pythagoriſche Schule war bis jezt die einzige, welche dieſe Wahrheit verſtanden, und in den Sitten Italiens die heilſame Veränderung hervorgebracht hat, wodurch ſich die Italienerinnen ſo ſehr von den Frauen unterſcheiden, die jenſeits des joniſchen Meers wohnen.

---

[*] Ariſtoteles ſagt dies ſogar von den Spartanerinnen. Polit. II.

[**] Dikäarchus.

[***] Man weiß, daß Plato's Schriften über die Republik nichts als ein Traktat über das Weſen der Gerechtigkeit ſind.

Im Anfang waren die Weiber hier gehalten, wie bei uns. Aber Pythagoras ſah ein, wie wichtig es für die Veränderung der Sitten und Denkart ſey, daß der Zuſtand der Gattin und Mutter veredelt werde; und von welcher Bedeutung es für die Befeſtigung ſeiner Sekte ſeyn müſſe, wenn er die Weiber gewonnen hätte. Er bot ihnen eine bürgerliche Lage an, die ſie vorher nicht gehabt hatten, und gewann ſie. Er änderte die Sitten, und machte ſie durch eine vernünftige Erziehung der Stufe würdig, zu der er ſie erhoben hatte. Hätt' er nur eins von beiden gethan, ſo würde dies mehr geſchadet, als genüzt haben. Wer jemals Staaten und Religionsformen umgeändert hat, erreichte gewiß nie ſeinen Zwek, wenn er nicht die Gemüther der Frauen zu gewinnen wußte, welche bei ihrem beweglichern, lenkſamern Geiſte, und ihrer wärmern Phantaſie, weit leichter von dem Enthuſiasmus ergriffen werden, der bei ſolchen Umgeſtaltungen nicht fehlen darf, und ihn ſich auch leichter mittheilen. Wenn er die Frauen aber auch in eine neue, höhere Lage verſezte, ohne ihnen die gehörige Erziehung zu geben, ſo half es auch nichts, und es hätte bald von ſelbſt wieder aufhören müſſen. Es gibt nichts ſchlimmeres, als einen Menſchen, welchem ſeine Erziehung eine Sklavenſeele gegeben hat, und den das Glük zum Herrſcher erhoben hat.

Was liegt mir daran, wirſt du ſagen, ob ich weiß, was Pythagoras gethan hat, was man in Sparta thut, was man thun ſollte? Erzähle mir von Mneſilla. — Du haſt Recht. Wenn dieß Geſpräch nicht zu lang iſt für einen Philoſophen, ſo iſt es doch für einen Verliebten. Wenn du dich aber erinnerſt, was Sokrates geſagt hat, daß uns die Philoſophie auch in keiner der unbedeutendſten Lagen unſers Lebens verlaſſen darf, weil ſie uns in allen nüzlich ſeyn kann, ſo wirſt du aus meiner langen Rede Veranlaſſungen ziehen können, beſſer zu werden, und Mittel dir Mneſilla's Herz zu gewinnen.

Freue dich, daß du nicht mehr in Athen biſt, wo ein Vertrag deines Vaters mit ihrem Vater dir ein Mädchen ins Haus bringt, das du nicht kennſt, und das dich nicht liebt. Wenn du Mneſilla beſizen willſt, ſo mußt du ſelbſt werben um ſie, ſelbſt ſie verdienen. Sie ſelbſt entſcheidet, wer ihrer Liebe würdig iſt. Sehe ſie ſo an, wie du jene Aſpaſia anſehen würdeſt, vor welcher Sokrates ſelbſt oft verſtummte, deren Rath Perikles nie verſchmähte. Aber ſie unterſcheidet ſich auch von Aſpaſia dadurch, daß ihr Urtheil unbefangen und feſter iſt, weil ſie keine Verſtellung nöthig hat, um in einer Stadt und von der Gunſt eines Mannes das zu erhalten, was ihr das Geſez nicht geſtattet. Die Hetären haben nichts, und müſſen alles erwerben. Wie auch ihre Aufführung beſchaffen ſey, wie ſie immer ihre Gedanken einkleiden — ſie verkaufen ſich immer; aber ein edles Mädchen giebt ſich als Geſchenk hin.

VII.

Von Kleobul.

Archytas iſt zurükgekommen. Die Vorſtellung, welche ich mir nach ſeinem Rufe von ihm gemacht, hat durch ſeine perſönliche Bekanntſchaft nicht gelitten. Wenn Tarent unter allen Städten Italiens den erſten Rang behauptet, ſo verdankt es dieſen Vorzug nur dem Archytas [*].

---

[*] Diogenes von Laërte im Archytas. — Aelian nennt ihn nur Feldherrn in ſechs Feldzügen. Var. hist. VII. — Strabo. VI. — Suidas im Artikel: Archytas.

Dreimal führte er die vereinigten Truppen der Griechen, ſiebenmal die ſeines Vaterlandes. Er hat viele Kriege durchgemacht, und iſt immer Sieger geweſen. Einmal haben ſeine Feinde ihm durch Ränke das Kommando entriſſen; aber die Tarentiner wurden auch geſchlagen. Man ſagte, daß durch die Verlängerung ſeines Kommando's die Geſeze verlezt würden. Als ob es nicht höchſter Zwek aller Geſezgebung wäre, daß die Beſten herrſchen?

Sybaris iſt nicht mehr, und Turium, welches ſich auf ſeinen Trümmern erhoben hat, iſt ihm nie gleich gekommen. Lokri und Krotona, haben blos den Namen und die Erinnerung ihrer alten Größe erhalten, und Rhegium nimmt nur den zweiten Rang nach Tarent ein. Die Republik Tarent unterhält 40,000 Mann Fußvolk und 6,000 Reuter, aber ihre Seemacht iſt weit anſehnlicher als ihre Landmacht *.

---

* Strabo ſagt (B. VI.) 30,000 Mann Fußvolks, und 3,000 Reiterei, die Reſervtruppen nicht mitgerechnet. Allein Strabo ſpricht nicht von der blühendſten Periode Tarents. Dies war aber die unſrige. Plutarch erzählt, daß die Tarentiner, als ſie den Pyrrhus zu ſich einluden, geſagt haben: ſie bedürften weiter nichts, als einen General, indem ſie im Stand wären, vereinigt mit den Meſſapiern, Lukanern und Samniten eine Heeresmacht von 350,000 Mann Fußvolks, und 30,000 Mann Reiterei aufzuſtellen. Carducci in ſeinen Anmerkungen zu dem Gedicht des Aquinas (deliciae tarentinae) glaubt aus dieſen Thatſachen die Folgerung ziehen zu dürfen, daß Tarent eine Bevölkerung von 250,000 Menſchen gehabt haben könne. Verſteht er dieſes nur von der Stadt allein, ſo ſcheint uns dieſe Zahl übertrieben; meint er den ganzen Staat, ſo iſt ſie zu gering. Die Stadt hatte einen Umfang von ungefähr 1 1/3 Quadr.Meile, und dieſer Raum wäre für 250,000 Menſchen in unſern Tagen zu klein. Rechnet

Die Tarentiner haben ihre vortheilhafte Lage, die Verbindungen mit ihren Nachbarn, und ihren Boden zu benuzen gewußt. Sie waren am beſten für den Handel gelegen. Vom Vorgebirge Leukopetra bis an's adriatiſche Meer giebt es keinen Hafen in der ganzen joniſchen See, welcher dem von Tarent vorzuziehen wäre. Der Hafen von Brunduſium hat vielleicht den Vorzug der Größe vor dem von Tarent; allein es fehlt dem Plaz an Menſchen, um ausgebreitete Handelsver-

---

man nun noch, daß die Alten unſere Bauart mit mehreren Stokwerken nicht kannten, und mehr Raum zu öffentlichen Gebäuden bedurften, als wir, ſo ergiebt ſich, daß, wo heutzutage 100,000 Menſchen Plaz fänden, bei den Alten kaum die Hälfte wohnen konnten. Iſt aber die Rede vom ganzen Staate, und nimmt man an, daß er eine Kriegsmacht von nicht mehr, als 40,000 Mann gehabt hat, ſo erhält man, auf jeden Soldaten acht Menſchen gerechnet, (welches der gewöhnliche, und auch nöthige Maasſtab iſt, um ihre zahlreichen Armeen zu erklären,) eine Bevölkerung von 320,000 Menſchen. Uebrigens iſt zu bemerken, daß dieſer Maasſtab nur auf die Samniter und Lukanier, und nicht auf die Tarentiner anwendbar iſt, welche bei ihrem großen Kunſtfleiß, ihrem ausgedehnten Handel und ihrer gewaltigen Seemacht unmöglich die Soldaten, wie 1 zu 8 der übrigen Bevölkerung haben konnten; und 1 zu 12 iſt vielleicht das höchſte, was man annehmen kann. So wäre denn die Volkszahl des tarentiniſchen Freiſtaats aller Wahrſcheinlichkeit nach gegen 500,000 Seelen geweſen. Und dieſe Bevölkerung iſt auch der Ausdehnung ihres Gebiets angemeſſener, welches den 20ſten Theil des heutigen Königreichs von Neapel ausmachte. Nun rechnet man die Bevölkerung des ganzen Königreichs im 4ten und 5ten Jahrhundert Roms zu 10, bis 12,000,000, worinn alle Nachfolger von Wallace und Hume übereinſtimmen.

bindungen zu unterhalten [*]. Alle andern Häfen am joniſchen Meere ſind entweder klein oder unbequem. Gegen Süden zieht ſich Italien bei Tarent zuſammen, und der Handel iſt hier zwiſchen den Völkern der beiden Meeresküſten getheilt. Hippo und Velia haben ſich in den Handel von Lokri und Krotona getheilt, und Rhegium hat noch einen Unterantheil an dem Handel aller vier Städte. Tarent iſt an der Spize Italiens, welches von Meſſapien an ſich in die Breite dehnt, und iſt ſo der gemeinſchaftliche Mittelpunkt des Handels vieler Nationen geworden.

Die Tarentiner haben den großen Vortheil, ein Monopol zu beſizen, bei dem ſie keine Konkurrenz fürchten dürfen; dieß iſt ihr Purpur. Sie machen ihn aus zwo Gattungen von Muſcheln. Die eine giebt einen hochblauen Saft, die andere einen hellrothen. Die verſchiedene Zubereitung und Miſchung bringt die beinahe zahlloſe Abſtufung von Farben hervor, welche unter dem Namen Purpur verkauft werden. Die koſtbarſte iſt die, welche dem Violet nahe kömmt [**]. Die Menge des Purpurs, welcher in Tarent gemacht wird, iſt ſo groß, daß ſich aus den übriggebliebenen Schalen außerhalb dem temenidiſchen Thore, ein eigener, kleiner Berg gebildet hat.

Auch aus den Haaren einer Auſter bereiten die Tarentiner eine Art von Wolle. Sie iſt weit zärter, als die gewöhnliche. Ihre natürliche Farbe gleicht einem Gewebe von Eiſen- und Golddraht, und hat auch einigermaßen den Glanz davon [***].

Die benachbarten Völker ſind für die Macht und den Handel Tarents ſehr nüzlich. Für ſeinen Handel, weil ſie ohne Kunſtfleiß, und bei der Menge der Erzeugniſſe ihres ſehr fruchtbaren und fleißig bearbeiteten Bodens, dieſe um gute Preiſe an die Tarentiner verkaufen, allein ihnen dafür ihre Induſtrieartikel um ſo theurer abnehmen müſſen. Ihrer Macht; weil ſie bei ihren ſchwachen Kräften, und ihrer Uneinigkeit, als Feinde nicht ſchaden, aber als Freunde viel nuzen können. Die Krotoner, die Lokrier, die Rhegier, die Turier ſtoßen an die Lukanier, welche eine mächtige und volkreiche Nation ſind, ihr eigenes Intereſſe und ihre beſondere Politik im Krieg und Frieden haben. Die Tarentiner hingegen haben die Turier, die Meſſapier, die Salentiner und die Apulier zu Grenznachbaren, welches alle kleine Völker ſind, die nichts beſſeres thun können, als einer größern Nation zu dienen. Die Tarentiner halten ſie mit ihrer eigenen Macht, und durch die Freundſchaft der Lukanier und Samniter im Zaum. Dies ſind mächtige Nationen, und nicht eiferſüchtig auf die Tarentiner, weil ſie zu entfernt von einander liegen. Sie ſind ihre Freunde, weil zween Mächtige, unter denen keine Eiferſucht ſtatt findet, ſich immer vereinigen, wenn es darauf ankommt einen Raub zu vertheilen.

---

[*] Man ſieht, daß zur Zeit, da dieſes Werk geſchrieben wurde, Brunduſium weit nicht das war, was es unter den Römern geworden iſt.

[**] Siehe den Anhang IV. (im 3ten Band.)

[***] Ebendaſelbſt.

Dieß ſind die Grundſäze, nach welchen Archytas Tarent zur angeſehenſten Stadt von dieſem Theil Italiens erhoben hat. Allein dabei iſt er nicht ſtehen geblieben. Er glaubte nichts gethan zu haben, wenn er den Vorzug des Staats nicht auch in der Ausbildung des Geiſtes und in der Wohlhabenheit ſeiner Bürger dargeſtellt hätte.

Höre, was er mir einmal über dieſen Punkt geſagt hat. Tarent glaubt, daß es von Tara geſtiftet worden ſey, welcher ein Krieger und Sohn des Neptuns war *. Ihr Athener habt eine alte Sage über

---

* Pauſan. in Phoc. — Servius ad Aeneid. III. 551. — Zwi-

euern Urſprung, nach welcher Minerva und Neptun ſich lange geſtritten haben, wer von ihnen eurer Stadt den Namen geben dürfe. Dieſe Fabeln ſind in der Einbildungskraft der Völker ſelbſt entſproſſen, und verrathen, wenn auch nicht ihren Urſprung, doch ihre Denkungsart. Unter dem Streit dieſer beiden Gottheiten verſtanden eure Voreltern die Vereinigung des Akerbaues und des Handels; allein die unſrigen, unter dem Krieger, der ein Sohn Neptuns war, die Vereinigung des Handels mit dem Waffenhandwerk. Die Spartaner, welche ſpäterhin dieſe Ufer bewohnten, ergaben ſich mehr dem leztern. Sie fiengen an die Bewohner des Landes zu unterjochen, und zu Sklaven zu machen: und dann giengs an die Nachbarn. Krieg führen hieß damals nichts anders, als zerſtören oder zerſtört zu werden. Man kannte kein anderes Mittel

---

ſchen der fabelhaften Epoche des Tara, und der des Phalantus, erzählt man, war die Gegend von Tarent von einer cretenſiſchen Colonie bewohnt, welche ungefähr zwei hundert Jahre vor dem trojaniſchen Krieg ſich in Italien niedergelaſſen hatte. Mazzochi (ad tab. Heracl. p. 93 und weiter) meint in Tara einen Sohn Noah's, und in den Cretenſern die Cerethäer zu finden, welche die Bibel ſagen läßt: nos ſumus qui fugimus a facie Josuae latronis. So war es freilich leichter, die Epoche der Begebenheiten, als ihre Wirklichkeit zu zeigen. Dieſe Cretenſer ſuchten den Glaukus, der ſich in's Meer geſtürzt hatte, und dann eine Gottheit wurde. Zuerſt ſuchten ſie ihn in Sicilien; allein ſie wurden von den Bewohnern der Inſel, die ihn nicht kannten, wieder fortgejagt. Ihr Anführer, Minos, verlor dabei ſein Leben. Deſſen Sohn aber wandte ſich mit größerem Glük nach Italien. Er dachte nicht mehr an Glaukus, und ließ ſich in dem Theil davon nieder, dem er ſeinen eigenen Namen gab. (Japygien.) So erzählt Strabo im 6ten Buch.

mächtig zu werden, als das, allein übrig zu bleiben. Die Thoren! Wer allein da ſteht, iſt weder groß, noch klein, er verdient nur Bedauern. Wenn ihr ganz Italien zu einer Wüſte gemacht habt, ſo iſt es auch um Tarent geſchehen. Die erſte That der Weisheit war keine andere, als die, die Menſchen zu gewöhnen, daß ſie die Eroberung nicht als ein Zerſtörungs-, ſondern als ein Vertheidigungsmittel anſahen; und man muß geſtehen, daß man dieß eher der Religion, als der Philoſophie zu verdanken hat.

In verſchiedenen Theilen unſerer Stadt, wirſt du Steine geſehen haben, worauf die Namen von ſolchen ſtehen, die nicht mehr ſind. Es ſind die Namen der Tarentiner, welche Carbina, das den Japygiern zugehörte, wegnahmen, in der Siegeswuth alle Einwohner in einen Tempel verſchloſſen, und da, im Angeſichte der Götter, nachdem ſie allen Muthwillen mit ihnen getrieben, ohne Rükſicht auf Alter und Geſchlecht, abgeſchlachtet haben. So waren unſere Ahnherren. Man erzählt, daß die Götter, erzürnt über ſolchen Frevel, alle, welche daran Theil hatten, mit Einem Bliz erſchlagen haben. Keiner rettete ſich vor der ſtrafenden Gerechtigkeit des Himmels; ſelbſt ihre Nachkommen ſind zu ewigem Elend verdammt, und wenn man in Tarent einen ſehr unglücklichen Menſchen bezeichnen will, ſo ſagt man: er ſtammt von denen ab, welche Carbina zerſtört haben *. — Man hat es für heilſam gehalten, das Andenken an dieſe furchtbare Strafgerechtigkeit des Himmels immer lebendig in den Gemüthern unſerer Bürger zu erhalten.

Sonderbar ſcheint es, aber es iſt wahr. Die Natur hatte alle Menſchen an Körper und Geiſt gleich gebildet; allein ſie erkennen es nicht. Um ſich für Brüder zu halten, müſſen ſie gemeinſchaftliche Götter ha-

---

* Athenäus im 12ten B.

den. In dem Maaſſe, wie ſich ihre Sitten, ihre Sprache, ihre Geſeze ähnlicher ſind, werden die Völker auch menſchlicher. Der Athenienſer fängt an, in dem Spartaner einen Griechen zu ſehen; der Tarentiner in dem Krotoner einen Italiener. Die Weisheit vollendet das Werk. Sie ſagt ihnen: ihr ſeyd alle Kinder derſelben Erde.

Der erſte Schritt, welchen die menſchliche Weisheit macht, um auf dieſen Punkt zu kommen, beſteht darinn, daß ſie alle Völker überzeugt: man lebe nicht durch den Krieg allein. So werden ſie menſchlicher, weil ſie weniger Vortheil dabei haben, grauſam zu ſeyn. Dann entſteht der Wettſtreit des Handels, wo es darauf ankommt, die Menſchen zu erhalten, und zu vermehren, um den Vortheil davon zu tragen.

Worauf ich am ſtolzeſten bin, wenn je ein rechtſchaffener Mann auf das ſtolz ſeyn darf, was er für das Wohl ſeines Vaterlandes gethan, iſt, daß ich die Tarentiner überzeugt habe, Handel könne nicht ohne Künſte ſtatt finden, und der Künſte erſte ſey der Ackerbau.

Wir haben den Purpur; aber vor kurzem hatten wir noch keine Wolle. Wir mußten ihn um den niedrigſten Preis verkaufen, und die Tücher um den höchſten von andern holen. Nun fieng die Schafzucht an, ſich bei uns zu vermehren, und wir geben uns viele Mühe mit unſerer Wolle, welche nun die vorzüglichſte geworden iſt *. Du haſt die Gegenden am Galeſus wohl geſehen, wie ſie mit Schafen bedekt ſind, welche unſer Fleiß gleichſam mit einem Felle bekleidet hat, daß ihre Wolle weder durch den Schmuz, noch durch den Wechſel der Jahreszeiten verdorben wird, noch ſich im Gebüſch und in den Dornen verliert **. Die Menſchen ſind fleißiger geworden, und die Natur belohnt ihre Arbeit reichlicher.

---

* Plinius. VIII. 48. — Columella.

** Horaz Oden.

Unſere Pferdegattung iſt um vieles veredelt worden. Unſere ebenen, ausgebrannten Gegenden ſind vorzüglich für die Zucht dieſes edlen Genoſſen unſerer Gefahren und unſeres Ruhms [*].

Ich habe es für nüzlich gehalten, die Regeln des Akerbaues zu ſammeln, und daraus ein Buch zu machen, welches das Volk noch mehr über das unterrichtet, was ungekannt dem Reichen, wie dem Armen ſchadet, und gekannt, beiden nüzt [**]. Nie konnte ich lobenswerth und nachahmungswürdig finden, was man von euerm Thales erzählt, daß er Alles gewußt, was zum Leben dienlich iſt, und ſeinen Ruhm darein geſezt habe, es zu verachten. Wenn dieß wahr iſt, ſo war es ja ganz natürlich, wenn er über der Betrachtung der Geſtirne in einen Brunnen fiel.

Ich werde nie aufhören meinen Tarentinern zu wiederholen, daß ſie nichts beſſeres thun können, als den Akerbau möglichſt zu vervollkommnen. Wenn ſie mich fragen: durch welches Mittel Tarent mächtig geworden ſey? ſo antworte ich: Durch Akerbau. Wie es ſeine Macht erhalten könne? — Durch Verbeſſerung des Akerbaues. Wie es ſeine Macht noch vergrößern könne? — Durch die möglichſte Verbeſſerung des Akerbaues. Manchmal wollen ſie auch Fabeln; dann erinnere ich ſie an den Spruch des Apollo, welcher dem Falantus nichts anders, als den Satur und die fruchtbaren Gefilde von Tarent verſprochen hat [***].

[*] Siehe den Anhang IV.

[**] Varro de re rustica.

[***] Strabo. VI.

VIII.

Von Kleobul.

Die Tarentiner beſizen eine Menge von Lieblingsörtern, wo ſie die ſchönſten Stunden des Tages mit unnüzem Geſchwäz hinbringen *. Sie geben vor, daß ſie ſich daſelbſt aufhielten, weil ſie ſonſt nichts zu thun hätten: Glüklich derjenige, welcher nichts mehr zu thun hat! Ich rede hier nicht von den Kaufleuten, die ſich am Hafen oder in der Straße der Silberarbeiter verſammeln; nicht von den Geſchäftsmännern, die auf dem Forum oder in der Curia zuſammen kommen, noch von den Philoſophen, welche noch verborgenere Oerter zu ihren Zuſammenkünften wählen. Von was für einer Art von Menſchen, glaubſt du alſo, daß ich erzähle? Sie ſind keine Staatsmänner, keine Handelsleute, keine Landökonomen, keine Philoſophen; aber ſie ſind etwas von Allem. Müßte ich dir eine Beſchreibung von ihnen machen, ſo würde ich mich der Worte des Alexis bedienen, mit denen er den Amor beſchreibt: „er iſt nicht Mann, noch Weib, weder „Gott noch Menſch, weder weiſe noch thöricht; er iſt „ein Gemiſch von Allem, und zeigt uns in einer einzigen Perſon tauſend verſchiedenartige Naturen“ **.

Auf den Pläzen, wo dieſe Menſchen zuſammen kommen, verſammelte ſich eine Menge Krämer, welche auserleſene, alte Weine, und andere köſtliche Getränke, nebſt allen Arten von Eßwaaren ausbieten. Hier verkaufen ſie alles Schlechte, das ſie ſonſt nirgendwo anbringen können, und das Gute verkaufen ſie theurer, als anderswo. Die Fruchthändler verbergen ihre verdorbenen Früchte, und bedeken ſie mit einigen wenigen vortreflichen. Ein junger Herr tritt hinzu: welch ſchöne Früchte! Er ſollte ſie eigentlich unterſuchen; allein ſein Mädchen hat geſagt, ſie ſind ſchön, und darf er ſeinem Mädchen widerſprechen! Er kauft ſie alſo in Bauſch und Bogen, und bezahlt alle für gut *. Beim Handel kommen alle menſchlichen Leidenſchaften mit in die Rechnung.

---

* Die Tarentiner waren gewaltige Schwäzer.

** Alex. im Phaedr. beim Athenäus.

Hier verſammeln ſich alle Mädchen, die auf Eroberungen ausgehen.

Willſt du, daß ich dir den Inhalt eines Geſpräches erzähle, das auf dieſem Plaz iſt gehalten worden? — Nearch und ich befanden uns zufälliger Weiſe daſelbſt. Sieh da fünf Jünglinge aus den angeſehenſten Familien von Tarent, und bei ihnen einer von jenen adelichen Schmarozern, welche auf Unkoſten der reichen jungen Leute leben, denen ſie ſchmeicheln. Nearch kannte alle. — Willkommen Nearch, ſagte Erobil. Was treibſt du? Biſt du deinen Freunden unſichtbar geworden? — Der winzige Mneſter lächelnd: Ihr wißt noch nicht, daß unſer Nearch ein Philoſoph geworden iſt? Und dieſer wakere Athenienſer, ſein Freund und der meinige, iſt auch einer. — Während dem ſchwänzelt ein Mädchen vorüber. Willkommen Iſoſtaſietta; und nun laufen alle hinter ihr drein. Was haſt du denn? — Wirſt du heute nicht einen Augenblik bei uns verweilen? — Heute iſt es mir fürwahr nicht möglich. Ich bin wegen einigen Geſchäften hier vorbeigekommen, um ſogleich weiter zu gehen . . . . und dann bin ich ſo ganz in ungeſchmükter Morgenkleidung. — Du biſt immer reizend — Ich wüßte wahrlich nicht warum . . . ich gehe ſo ſchlecht und recht, aber ihr begreift wohl, eine gewiſſe Anſtändigkeit; was ſagt Nearch dazu? — Erobil. Stille, Stille. Du biſt immer ein ſcharmantes Kind, bleibe noch ein wenig

---

* Alex. im Keſſel.

bei uns, um ein Gläschen in Geſellſchaft zu trinken. Heda! Knabe, bring' mir Wein her, aber vom beſten, hörſt du; bring uns Auſtern.... Lukanerwürſte.... Nearch und ſein Freund werden ſo gefällig ſeyn, bei uns zu bleiben; nicht wahr?

Es ſchien uns anſtändig, die Einladung anzunehmen. Wir ſezten uns rings um einen kleinen Tiſch, den man uns zubereitet hatte. — Iſoſtaſiette wollte zwiſchen uns beiden ſizen. Aha! ſagte Mneſter, du haſt deinen Poſten übel gewählt, zwiſchen zweien Philoſophen. Im Gegentheil, verſezte ſie, ich habe eine gewiſſe Vorliebe für die Philoſophen. Ich habe ſo viel Schönes von einem gewiſſen Philoſophen gehört, der Ariſtipp heißt; von dem man ſagt, er verſtehe ſich ſo gut darauf, den Frauenzimmern zu gefallen. Auch hat man davon geſprochen, wie eure Lais ihr Glük mit ihm gemacht habe, und ich hätte beinahe Luſt, Tarent zu verlaſſen, und Ariſtipp aufzuſuchen. Mneſter: und ſeine Eroberung zu machen? — Warum denn nicht! Bin ich nicht ſo gut ein Mädchen, als Lais? Ich ſage euch, ich fühle das brennendſte Verlangen, die Eroberung eines Philoſophen, eines Feldherrn, oder eines Mannes zu machen, der eine Stadt regiert, wie zum Beiſpiel eines Perikles; das ſchmeichelt der Eigenliebe.... Dieſe unſre tarentiniſchen Feldherrn, Philoſophen und Staatsmänner ſind alle ſo ungeſchliffen.... O, ich habe es immer geſagt, verzeiht es meiner Freimüthigkeit, hochedle Tarentiner, aber die Fremden, das iſt doch ganz was anders. Erobil. Wer kann das läugnen? Schon ihre Sprache iſt viel artiger. Mein Oheim, der am Podagra zu Bette liegt, hatte geſtern Beſuch von einem thraziſchen Arzt; es war eine Freude, ihn ſprechen zu hören. Anſtatt ein Glas voll Tiſane zu verordnen, verordnete er eine Tiſane und ein Glas. Wir ſagen bjeta, und er ſprach es aus peta.[*] Kommt es euch nicht vor, daß ſeine Ausſprache viel ſanfter ſey?... Apropos Knabe! reich uns attiſche Feigen. Man hält die tarentiniſchen für vortreflich; allein ſie haben nicht den Geſchmak vom Schiffe, wie jene. Gieb uns zugleich griechiſchen Wein, der Wein von Tarent iſt gut und rein, ſüß für den Geſchmak, geſund für den Magen, aber er iſt nicht geiſtig, er ſteigt nicht in den Kopf.[**] Was ſagſt du dazu, Kleobul? — Ich für meinen Theil finde die Feigen von Tarent eben ſo köſtlich, als die von Athen, und die Menſchen von Athen eben ſo thöricht, als die von Tarent. Ueberall verehrt man die Fremden, und verachtet ſeine Landsleute und Nachbarn. An demſelben Tage verlangen wir weiße und ſchwarze Brühen; im gleichen Augenblik wollen wir kaltes und warmes Getränke. Man verſchmäht es, einen Wein mit den Lippen zu koſten, deſſen Geſchmak etwas ſauer oder bitterlich iſt, und dennoch macht man die Abſirtaca aus Zwiebeln, Kreſſen und Grenatkörnern, und ſchlürft ſie als ein köſtliches Getränk ein. Was iſt zu machen? Die Menſchen ſind nun einmal ſo — Erobil. He Knabe, mehr Wein. Iſoſtaſietta. Bravo! Kleobul! das heißt geſprochen wie ein wahrer Philoſoph.... ſo gefallen mir die Männer. Sage mir Kleobul, giebt es viele bei euch, die Philoſophie treiben? — Es iſt kein Mangel daran. Mneſter. Ey, ſieh dort geht Bachillis unter der Vorhalle des Neptun-Tempels! Iſoſtaſietta. Ich ſehe ſie, was mag ſie für Geſchäfte haben? Sie ſollte eben nicht allzu fröhlich ſeyn, ihr Liebhaber hat ſie verlaſſen.... er war ein ſehr zärtlicher, ein ſehr reicher Liebhaber. Erobil. Ich weiß blos, daß er tief in Schulden ſtekte. Mneſter. Aber ſeine Pferde waren die ſchönſten von ganz Tarent. Argyripp. Ich würde die meinigen nicht an die ſeinigen tauſchen. Iſoſtaſietta. Nun lieber Kleobul, kehren wir zu unſerm vorigen Geſpräche zurük. Ich will nach Athen kommen, ich will die Philoſophie ſtudieren. Was ſagſt du dazu? Würde ich Fortſchritte machen.... welcher iſt der angenehmſte Theil der Philoſophie... welcher iſt der leichteſte Theil?... Der Schmarozer, der bis zu dieſem Augenblik den Mund nur geöffnet hatte, um zu eſſen, fieng nun zu reden an: laß es gut ſeyn, meine liebe Iſoſtaſietta; laß es gut ſeyn, mit dieſen philoſophiſchen Plaudereien; ich kann nicht begreifen, was du daran ſo ſchönes findeſt. Laßt uns trinken, ein andermal trinken und noch einmal, und wieder einmal trinken und immer trinken; laßt uns fröhlich leben, bekümmern wir uns um nichts. Eine wohlbeſezte Tafel enthält meine ganze Philoſophie, iſt mir Vater, Mutter, mein Alles. Tugend, Pflicht, hohe Würden, Geſandtſchaftspoſten, das Kommando über Kriegsheere, enthalten nichts reelles, und verſchwinden wie Rauch in dem Schoos des Nichts. Bald kommt die Stunde und der Tod klopft an. Wir haben nichts genoſſen, als was wir gegeſſen haben.... Knabe noch mehr, ich bin noch lange nicht ſatt. Gieb mir einen Kuchen. Wie willſt du ihn haben? Einen tarentiniſchen, einen kraſianiſchen, einen ſiziliſchen, einen paulſaniſchen....* Bring mir von allen Arten.

---

[*] Bruchſtüke alter Komiker.

[**] Athenäus I.

IX.

Von Kleobul.

Jedes Handwerk hat ſeine Regeln, jeder Menſch ſeine Grundſäze. Auch die Schmarozer haben die ihrigen.

---

* Die Alten hatten mancherlei Arten von Kuchen. Man ſehe den Athenäus XV.

Sey mir gegrüßt, Kleobul, ſagte mir Titamallus[*] den folgenden Tag. Ich ſtand eben mit Plato in dem Stadthauſe, und beſah den ungeheuern Candelaber, welchen Dionyſius vor wenigen Jahren den Tarentinern geſchenkt hat, und der ſo viel Lampen enthält, als das Jahr Tage hat.[**] Sey mir gegrüßt.

Ich habe dich geſtern erkannt, als du dich mit Nearch und Mneſter im Portikus des Herkules befandeſt, und habe mich in dich verliebt, Kleobul. Mir gefällt deine Liebe zur Philoſophie. Es iſt wahr, geſtern ſprach ich nicht zum Beſten von ihr, was wollt' ich machen? Wir leben in der Welt, und der größte Theil unſrer Geſellſchaft waren eben keine Philoſophen. Erkundige dich übrigens nach mir, jedermann kennt mich. Ich bin im Stande, ſo gut wie einer, mich mit zehn Bohnen zu begnügen. Kömmt es darauf an, Waſſer zu trinken, ſo bin ich ein wahrer Froſch. Gilt es, ſich mit Krauteſſen zu begnügen, ſo würdeſt du mich für einen Graswurm halten. Soll ich mich nicht waſchen, ſo werde ich der Schmuz ſelbſt; ich bin eine Baumgrille, ſoll ich die Hize ertragen; muß ich wachen; bin ich eine Fledermaus;[***] kurz ich bin der erſte Pythagoräer von ganz Italien.

Warum aber, verſezte ich ihm, warum bekennſt du dich nicht öffentlich zur Tugend, da du ſo glükliche Anlagen dazu haſt? Du haſt die größten Schwierigkeiten, um tugendhaft zu ſeyn, ſchon überwunden.

Ich habe es dir ſchon geſagt, erwiederte er, wir ſind in der Welt, wir ſind in Tarent. Du ſiehſt die Ueppigkeit, welche in unſrer Stadt herrſcht. Höre die allgemeine Stimme des Volks. Eſſen, Trinken, unter

---

[*] Nahme eines berühmten Paraſiten. — Alex. beim Athenäus VI.

[**] Athenäus XV.

[***] Alex. beim Athen. VI.

Fröhlichkeit ſatt werden. Alle Tarentiner fangen an, zu ſagen, die übrigen Menſchen arbeiten, um eines Tages zu genießen; ſie genießen und glauben ſo gelebt zu haben.* Siehe, die Feſte ſind zahlreicher, als die Tage des Jahrs. Was erblikſt du an den meiſten derſelben? Eine große Menge von geſchlachteten Ochſen, um dem Volke zu eſſen zu geben. Bald werden wir alle Monate ein öffentlich Banket haben.** Wenn Archytas eine Schlacht gewinnt, ſo ſchreit das Volk Bravo; nun gibt es ein Feſt, einen öffentlichen Schmaus! Es wird mit den Turiern, Syrakuſanern oder Carthaginenſern ein vortheilhafter Vertrag abgeſchloſſen; Bravo, ein Feſt, einen Schmaus! Die Republik iſt ganz gut, denn man ſchmauſt. Was ſoll ich unter dieſem Volke anders thun?

Ich bin ein armer Kerl, ich muß eſſen; wenn mich nun irgend ein guter Freund einladet, oder ich in einem Hauſe ein Hochzeitmahl wittre, ſo lege ich mein beſtes Kleid an, und laufe hin! Ich thue mein möglichſtes, die Gäſte zu unterhalten; ich ſchmeichle dem Wirthe, nehme ſeine Parthie, wenn es jemand wagt, ihm Vorwürfe zu machen. Abends gehe ich nach Hauſe, ich Armer ganz allein, allein in der Dunkelheit, ohne Lichts, denn ich bin nicht immer im Stande, einen Knecht zu bezahlen. Stoße ich auf der Straße auf die Schaarwache, ſo bitte ich ſie, mich nicht abzuprügeln, und mich meines Wegs ruhig gehen zu laſſen; gelingt es mir, wohlbehalten meine Wohnung zu erreichen, ſo ſtreke ich mich auf mein Bett hin, und genieße in ſüßer Ruhe des unſchuldigen Schlafes, den mir der edle Wein, die Belohnung meiner Tagsarbeit, befördern hilf.***

---

* Theopomp. beim Athen. VI.

** Dieß geſchah bei Archytas wirklich in der Folge. Athen. VI. — Strabo VI.

*** Alex. beim Athen. VI.

„Verwünſcht ſeyen die, welche das ehrlichſte aller Handwerke in übeln Ruf gebracht haben. Ehemals waren die Schmarozer die Diener der Götter, und wurden auf öffentliche Unkoſten genährt. * Beim Herkules! weißt du auch, was das heißt, ein Schmarozer? Es iſt der beſte Freund, den du haben kannſt, wenigſtens der, der dir am wenigſten überläſtig iſt. Und das iſt viel, glaube mir. Er iſt fröhlich, wenn du fröhlich biſt; biſt du traurig, ſo ſucht er dich zu tröſten. Es wird ihm nie einfallen, dein Tadler, dein Nebenbuhler, dein Mitbewerber zu werden. Er widerſezt ſich keinem deiner Wünſche, hindert dich in keinem deiner Vergnügen. Du wirſt keinen Schmarozer finden, welcher wünſcht, daß ſein Freund arm ſey. Er läßt ſich tauſendmal für dich todtſchlagen, wenn du ihm ein Nachteſſen zur Belohnung verſprichſt. Was machen denn ſo viele andere, die ich Schmarozerſatrapen nennen möchte? Der ganze Unterſchied beſteht in der Art der Belohnung: ein Schmaus oder eine Befehlshaberſtelle bei der Armee. Nun ſage mir, du Kleobul, oder du Plato, den man den größten Philoſophen unſers Zeitalters nennt, nicht wahr, der lezte Zwek jeder Tugend iſt der, ſich die Menſchen zu Freunden zu machen? Nun ſage mir, was fehlt einem Schmarozer, um nicht der vorzüglichſte Freund von allen zu ſeyn? — Der Wille und die Freiheit, die Wahrheit zu ſagen, verſezte Plato.

X.

Plato an Criton. **

....Wenn du die Weiſen und die Thoren einer Stadt kennen gelernt haſt, ſo kennſt du noch lange nicht alle Bürger derſelben. Es gibt eine noch zahlreichere Mittelklaſſe, welche aus Leuten beſteht, die in der That Thoren ſind, aber nur von Dingen reden, Dinge verhandeln, welche für Weiſe allein gehören ſollten.

---

* Athenäus ebendaſ.

** Dieſer Brief ſcheint nicht ganz zu ſeyn.

In der Halle des Phalantus verſammelt ſich tagtäglich eine groſſe Menge, deren vorzüglichſte Angelegenheit darin beſteht, über Krieg und Frieden aller Völker der ganzen Welt zu raiſonniren. Du glaubſt einer Verſammlung von Königen beizuwohnen, wenn du dich unter ihnen befindeſt. Gewonnene und verlorene Schlachten, belohnte oder beſtrafte Feldherren, eroberte oder verlorene Reiche und Provinzen ſind der tägliche Gegenſtand ihrer Geſpräche. Kommt dann ein ehrlicher Mann und ſpricht von der Erndte, der Unfruchtbarkeit der Erde, der ſchlimmen Witterung, von der Seuche, die unter den Pferden am Satur wütet, ſo bekömmt er zur Antwort: geh' weg mit deinem unnüzen Geſchwäze. Wer weiß das nicht? Haſt du mir keine Neuigkeit zu geben? Wie iſt die Schlacht zwiſchen den Carthaginenſern und Syrakuſanern in Sizilien bei Selinunt ausgefallen?

Hörſt du ſie reden, ſo mußt du glauben, daß ſie von allen, ihrem Vaterlande nüzlichen Dingen hinlänglich unterrichtet wären. Du betrügſt dich; das iſt ihnen völlig unbekannt, und ſogar geringſchäzig. Auf dieſe Art ſind ſie ihrem Vaterlande unnüz und auſſer demſelben verachtet.

Du ſollteſt glauben, daß ſie von Syrakus, von Athen, von Sparta, jene genaue Kenntniß beſäßen, welche uns den lebhafteſten Antheil an ihren Schikſalen einflößt, und uns ſo beinahe ſelbſt zu Bürgern dieſer Staaten macht. Allein gerade das Gegentheil. Eben die, welche am meiſten ſchwazen, ſiehſt du am halsſtarrigſten ſtreiten. Sie werden dir ins Geſicht behaupten, der große König bewohne eine Inſel, und man könne zu Land aus von Afrika nach Sizilien hinüberkommen. Das geſchwäzige Athen ſelbſt muß darin Tarent den Vorzug laſſen, daß es eine größere Anzahl jener Art Menſchen beſizt, von denen Sokrates ſagt, daß ſie alles wüßten, nur nicht, was für ein Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe ſey; von jungen Leuten, die alles, nur nicht die gebührende Achtung für das Alter erlernt haben; von jenen Schwachköpfen, die ſichs anmaßen, das gemeine Weſen zu kennen, und die ſich ſelbſt zu erkennen nicht vermögend ſind.* Glaube mir, Criton, das Böſe iſt ſich überall gleich.

Vielleicht, daß ihnen einſt jemand Schweigen gebietet.** Archytas bekümmert ſich wenig darum, wenn ſchon die Rede meiſtens von ihm iſt, und man ihm ſeltne Gerechtigkeit widerfahren läßt. Aber welche Gerechtigkeit läßt ſich von Menſchen erwarten, die ſich den ganzen Tag über in eine Halle hinſezen, um über Königreiche zu ſprechen! Früh oder ſpät werden ſie ſelbſt Könige zu ſeyn glauben. Archytas gab jemanden, der ihm rieth, dieſe Verſammlung zu unterdrüken, die Antwort: Glaubſt du denn, daß das Volk den Worten dieſer Menſchen Glauben beimeſſe? Kein Menſch offenbart ſeine Thorheit im erſten Augenblik und das Volk wird ſie nicht ſogleich gewahr. Willſt du einen Thoren entlarven, ſo gib ihm Gelegenheit, viel zu reden. Willſt du ihm aber auf der Stelle den Mund ſchließen, ſo läufſt du Gefahr, ihn für weiſe gehalten zu ſehen.

Bürgerliche Stürme hinterlaſſen immer eine Menge dergleichen Geſindels, und eben ſolche wie die, welche vor wenigen Jahren noch die Städte Italiens bewegt und verwirrt haben. Bei einer gänzlichen Auflöſung der bürgerlichen Ordnung muß jeder ſeine eignen Geſchäfte verlaſſen, um ſich an eine Parthie anzuſchließen. Bei einer Anarchie der Begriffe muß jeder eine Meinung für ſich wählen. Jeder ſtürzt ſich in den Wirbel hinein, die Seele mit Vorſäzen, Abſichten, Wünſchen und Hoffnungen angefüllt. Kehren die Dinge dann in ihre vorige Ordnung zurük, ſo iſt es unausweichbar, daß der größte Theil derſelben verſchwinden muß; denn bei der allgemeinen Verwirrung hatte jeder ſeine eignen Vorſäze, Abſichten, Wünſche und Hoffnungen für ſich, und bei wieder hergeſtellter Ordnung der Dinge kommen nun die Hoffnungen, Gedanken und Wünſche Aller in Anſchlag.

---

* Plato im Alcibiades I.

** Dieß geſchah wirklich in der Folge, da Tarent ſeine Freiheit an die fremden Generale verlor, die es zu ſich gerufen hatte. Strabo VI.

Siehe nun, da wird in Tarent alle Tage darüber geſtritten, welches die beſte Regierungsform ſey. Einer nimmt die demokratiſche Form in ſeinen Schuz, ein andrer beklagt, daß die ſchon beſtehende noch nicht oligarchiſch genug ſey.....

Kehrt zu euern Geſchäften zurük, ſagte ich zu vielen von ihnen, befördert das Glük eurer Familien, und ihr werdet auf dieſe Art auch glüklicher in dem Staate leben. Indem ihr euch, mit Hintanſezung eurer Privatgeſchäfte, mit den öffentlichen Angelegenheiten abgebt, gleicht ihr Reiſenden, welche über der Neubegierde, mit der ſie die öffentlichen Gebäude einer Stadt, wo ſie angekommen ſind, betrachten, verſäumen eine Herberge zu ſuchen, und ſich nachher beklagen, daß man in dieſer Stadt kein gutes wirthliches Dach finde. Wollt ihr glükliche Bürger ſeyn, ſo beſtrebt euch tugendhafte Menſchen zu werden.

Als Pandora zum erſtenmal ihre Büchſe öffnete, war alles gut, was darin enthalten war; denn alles iſt gut, was von den Göttern kömmt. Allein ihre Gaben werden oft unglükbringend für die Völker, weil ſie die eigentliche Beziehung der Dinge unter einander nicht kennen, und oft derjenigen genießen wollen, die unter ſich ſelbſt unvereinbar ſind.

Eure Ahnen waren frei, weil ſie kräftig und tugendhaft waren. Ihr habt ihre Tugenden verloren, und wollt dennoch regiert werden, wie eure Väter, und beſtrebt euch auf dieſe Art, Dinge zu vereinigen, welche ihrer Natur nach einander entgegen ſind, die Thorheit eures Betragens mit der Weisheit eurer Verfaſſung. Ihr wollt ungeſtraft thöricht ſeyn, und weiſe, ohne die geringſte Unbequemlichkeit. Ihr werdet weder das eine, noch das andre erhalten, und euch noch dazu zu Grunde richten.

Die ſinnlichen Vergnügen haben euch entnervt; ihr ſeyd närriſch für eure Pferde, eure zierlichen Wagen, und eure Landhäuſer. Ein Drittheil des Tages geht mit Kämmen und Salben verloren; ein Drittheil wird mit Schwelgen und Trinken zugebracht, das lezte Drittheil nimmt euch der Schlaf weg: Warum ſucht ihr nicht im Frieden diejenigen Güter zu genießen, welche euch ein fruchtbares Land, ein freundlicher Himmel und eine ausgebreitete Handlung anbietet? Warum die unnüze Rükerinnerung an Phalantus und ſeine rohen Gefährten?

Ihr trachtet nach Waffenruhm, und ſcheut die Gefahren des Krieges, und mehr als die Gefahren, ſeine Beſchwerden! Ihr reizt durch euern Uebermuth mächtigere Nationen, indem ihr bald in den Zwiſtigkeiten der Lukanier, bald der Neapolitaner Parthei nehmt.* Es giebt keine Nation, nahe oder entfernt, mit welcher ihr euch nicht im Kriege oder in Unterhandlungen, noch gefährlicher, als der Krieg ſelbſt, befandet. Wenn hernach der Feind, müde euch länger zu ertragen, ſich rächen will, ſo ſeyd ihr außer Stand, Widerſtand zu leiſten, und müßt nachgeben, oder euch einem Freund überlaſſen, der, unter dem Namen eines Beſchüzers, drükender für euch werden wird, als ein Eroberer, und ſo werdet ihr, ohne Ruhe zu erwerben, ſelbſt eure Vergnügen einbüßen.

---

* Livius. Dekad. L. B. VI. u. weiter.

Ihr wißt euch nicht ſelbſt zu beherrſchen, und dennoch empört ihr euch übermüthig gegen jeden Verſtändigen, welcher ſich eurer Angelegenheiten annehmen will. Eure jungen Leute laſſen nicht ab, euch den Kopf mit Vorſchlägen zu beſſeren Regierungsformen, von Gleichheit und Freiheit, warm zu machen. Ihr Thoren, die ihr ſeyd! Ihr wollt gleich ſeyn, das heißt gleich glüklich alle, und doch ſezt ihr das Glük nicht in die Tugend, welche die einzige Gabe iſt, die die Götter gleichmäßig unter alle ausgetheilt haben! Ihr wollt frei werden, und fangt damit an, eure eignen Sklaven zu ſeyn!

Dieſe Chimären von beſſerm Glük werden euch einmal des Zuſtandes berauben, in welchem ihr glüklich ſeyn könntet, wenn ihr die Kunſt verſtändet, zufrieden zu ſeyn. Es iſt nichts, das nicht durch etwas noch Beſſeres übertroffen werden könnte; aber wer kann der Phantaſie desjenigen einen Zaum anlegen, der Gründe für ſeine Unzufriedenheit ſucht? Das Beſte iſt immer dasjenige, mit welchem der Menſch ſich begnügt. Ihr ſtürzt euch in einen Krieg nach dem andern, ſo lange, bis ihr die Beute eines fremden Beherrſchers werdet. Ihr ſtürzt euch in eine Revolution nach der andern, ſo lange, bis ihr, müde der Verbrechen derjenigen, die euch dahin geſchleppt haben, in den lezten Grad von Niederträchtigkeit, in die ein Volk fallen kann, verſinken werdet; nemlich dahin: die Freiheit für eine Chimäre zu halten.

Dieſe Worte wiederhole ich den Tarentinern unaufhörlich, deines und meines Freundes Archytas wegen, der allein im Stande wäre, ſie glüklich zu machen, wenn die Thoren des Glükes fähig wären. Allein die Tarentiner machen mir darüber Vorwürfe, als ob ich der Tirannei das Wort redete. * Dies iſt der Zuſtand von Verdorbenheit, in welchen alle Völker verſunken ſind, denen ihre Laſter eben ſo läſtig geworden, als die Mittel dagegen; und wir müſſen durch eine Art von Wunder die Wahrheiten der Philoſophie von den Weiſen verdammt und von den Thoren verkündigt ſehen.

XI.

Kleobul an Speuſipp.

Jene, jedem Reiſenden anfangs ſo natürliche Neugierde iſt nun befriedigt. Es iſt Zeit, einmal weiſe zu werden, um nicht den größten Nuzen einzubüßen, den ich von einer Reiſe hofte, welche mich ſo lange Zeit von meiner Mutter und von dir entfernt hält und die mich noch lange von euch entfernt halten wird. Ich habe mich alſo ganz darauf gelegt, die Philoſophie des Pythagoras und der Italiener kennen zu lernen.

Mneſilla, höre ich dich ſagen, mag keinen geringen Einfluß auf dieſen Entſchluß gehabt haben? Warum ſollt' ich es läugnen? Iſt es nicht ein ſüßer Gedanke, von eben der Sekte zu ſeyn, zu welcher ſich die Geliebte bekennt? Auch halte ich es unter den glüklichen Zufällen meines Lebens nicht für den unbedeutendſten, Plato zum Lehrer, Ariſtoteles und dich zu Gefährten, und Mneſilla zur Freundin gehabt zu haben. Das Schwerſte beim Studium der Weisheit iſt, Liebe zu ihr zu gewinnen.

Wäre ich in einem andern Zeitpunkt nach Italien gekommen, ſo würde es mir vielleicht nicht ſo leicht geworden ſeyn, unter die Pythagoräer aufgenommen zu

---

* Athenäus.

werden. Sie bildeten ehemals ein Kollegium,* in welchem mancherlei Grade waren; ſchwer war es, den erſten zu erhalten, und äußerſt ſchwer, von dieſem zu den übrigen aufzuſteigen.

Es gab Kollegien für Männer und für Frauen. Unter den einen, wie unter den andern befanden ſich Pythagoriſten und Pythagoräer. Die erſtern waren nicht ſo wohl Freunde des Pythagoras, als vielmehr ſeine ergebenen Anhänger.

In jeder Stadt hatte Pythagoras den Muſen einen Tempel erbauen laſſen.** Soll ich dir ſagen, was ein den Muſen geweihter Tempel iſt? Wir haben keine ähnliche Einrichtung in Griechenland. Stelle dir ein ſehr weitläuftiges Gebäude vor, welches bloß dem Studium der Weisheit gewidmet iſt. Hier findeſt du Hörſäle für alle Klaſſen, viele ſehr geräumige ſind für die weiblichen und männlichen Pythagoriſten beſtimmt; andere, weniger weitläuftige, für diejenigen, welche in höhere Grade eingeweiht ſind. Auch gibt es Bibliothekenſäle. Jeder Pythagoräer, welcher ein Buch ſchreibt, überreicht ſeinem Kollegium eine Abſchrift davon als Tribut. Viele geben ihre Werke im Namen des Kollegiums und des Pythagoras ſelbſt heraus.*** Auf dieſe Art erhalten ſich die Schriften der Pythagoriker, und ihre Lehre wird in dieſen Kollegien der Nachwelt überliefert. Bei [illegible] lezten [illegible]riſchen Stürmen Italiens giengen eine Menge dieſer Schriften in dem Brand der Kollegien verſchiedener Städte, zu Grunde. Gegenwärtig iſt die Bibliothek von Tarent die zahlreichſte unter den übriggebliebenen.

---

* So glaubte ich das Wort System überſetzen zu müſſen, wie die Pythagoräer ihre Geſellſchaft benannten. S. Bruckeri H. C. phil. de phil. italic.

** Jamblich. im Leben des Pythagoras.

*** Brucker und Fabricius.

In dem Muſeum befindet ſich ein Tempel. Hier werden aber keine blutigen Opfer dargebracht. Dadurch entſtand die Sage, daß die Pythagoräer ſich des Fleiſches enthielten. Pythagoras hielt es für nüzlich, die Menſchen an den Glauben zu gewöhnen, daß die Götter keinen Gefallen am Blute fänden, und daß man ihre Huld nicht durch die Pracht der Opfer, ſondern durch die Tugend und Wahrheit erlange. Der, welcher die Gunſt der Götter durch Geſchenke zu erkaufen wähnt, ſagt unſer Plato, iſt eben ſo gottlos, als der, ſo ihr Daſeyn läugnet. *

Man erzählt, Pythagoras habe, als er zum erſtenmal in Italien auftrat, die Enthaltung vom Fleiſche gepredigt. Man hat mir ſeine Worte, die er damals zu den Italienern ſagte, erzählt, und ich kann ſie dir wieder erzählen.

Was hältſt du von dieſer Rede? fragte ich Mneſilla'n. — Ich glaube, verſezte ſie mir, daß Pythagoras die Enthaltſamkeit anempfohl, und weiter nichts. Vielleicht hat er auch ſein erhabenes Geſez der Gerechtigkeit, das alle Weſen des Univerſums verbindet, ausgeſprochen, und den Menſchen geſagt, daß es ungerecht ſey, grauſam auch gegen das kleinſte lebende Geſchöpf zu ſeyn. Jenes Inſekt, das der Wind davon trägt, das wir mit Füßen treten, und kaum von dem Kothe zu unterſcheiden vermögen, der unſere Ferſen beſchmuzt, jenes Inſekt hat ein Leben, und ein Recht zum Leben, wie wir, und du, Menſch, gewöhnſt dich ungerecht und grauſam zu ſeyn, wenn du es gering achteſt. Anfangs wirſt du es gegen die Thiere ſeyn, nach und nach gegen deines Gleichen, gegen deine Brüder, deine Eltern. Eure Athenienſer beflekten ſich das erſtemal mit Menſchenblut, als ſie einen Verbrecher zum Tode verurtheilten, und endigten damit, daß ſie

---

* Plato von den Geſezen.

einen Theramenes und Sokrates zum Tode verdammten.* Es iſt vielleicht nicht unwahrſcheinlich, daß Pythagoras in jenen uralten und rohen Zeiten zu den noch wilden Menſchen, welche ſich blos von der Jagd zu nähren verſtanden, und die er zu der bürgerlichen Ordnung, zu der man nur vermittelſt des Akerbaues gelangt, gewöhnen wollte, geſagt hat: ſo wißt ihr denn nicht ohne Blut zu leben, und verhöhnt auf dieſe Art die göttliche Ceres und Vater Bacchus, als ob ihre Gaben nicht hinreichend zu eurem Unterhalt wären? Bebt euer Herz nicht bei dem Anblike der zukenden Eingeweide des jungen Rindes, das ihr verrätheriſcher Weiſe erſchlugt, als es ſeine Straße wandelte, und das der nüzliche Gehülfe eurer Arbeit hätte ſeyn können? Dieſe Reden mag Pythagoras oder irgend ein Anderer geführt, und ſie mit noch lebendigern, die Fantaſie mehr reizenden Farben, ausgeſchmükt haben. Denn ſobald man mit dem Volke zu thun hat, ſo muß man etwas hoch anlegen, um das Ziel zu treffen. Das Volk faßt in der Moral immer das Strengſte; indem die Fantaſie die herrſchende Kraft ſeiner Seele iſt, und dieſe das Wunderbare immer zuerſt in Bewegung ſezt. Ich kann dir indeſſen ſagen, und du haſt es ſelbſt geſehen, daß Archytas und Clinias Fleiſch eſſen. Du wirſt aber auch hie und da einen Pythagoriſten finden, der ſich deſſelben enthält. Epicaris behauptet: das Verbot gelte nur von dem Fleiſch der lebenden Thiere, und um es nicht zu übertreten, tödtet er zuerſt die Hunde, und dann ißt er ſie.** So ſtößt das Bewundrungswürdige bald an das Abgeſchmakte und Lächerliche.

Dieſes ſagte mir Mneſilla über das Fleiſcheſſen. Ich weiß, daß es ſogar Pythagoräer giebt, welche ſich des Bohneneſſens enthalten. Man erzählt, daß zwei von dieſen Leuten, die von den Trabanten des Dionyſius verfolgt wurden, und ſich blos dadurch retten konnten, daß ſie über ein Bohnenfeld flüchteten, ſich eher umbringen lieſſen, als daß ſie ſich durch die Berührung der verhaßten Frucht befleckt hätten. — Man erzählt dieß von Pythagoras ſelbſt.* Dergleichen Begebenheiten, welche vielen zugeſchrieben und oft wiederholt werden, ſind gewöhnlich erdichtet; ſie gleichen wizigen Einfällen, die niemand geſagt hat und die man immer hunderterlei Perſonen in den Mund legt. Ich habe die Urſache dieſes Abſcheues, den viele, nicht alle Pythagoräer, gegen die Bohnen äußern, zu ergründen geſucht. Willſt du hören, was ich bis jezt darüber in Erfahrung gebracht habe? Einer ſagte mir, ſie würden darum verabſcheuet, weil ſie Aehnlichkeit haben mit den Thüren der Hölle. Ein andrer, wir halten ſie für heilig, weil ſie gewiſſen Theilen des Körpers gleichen. . . . Sehr wahr, ſezte ein Egypter hinzu, jenen Theilen des Oſiris, welche Tiſon in's Meer warf, und welche die gute und untröſtliche Iſis ſo lange geſucht hat; darum ſchreibt ſich dieſer Gebrauch von meinem Vaterlande her, wo noch ſo viele andere Dinge hergekommen ſind. — Ein anderer: Haſt du noch nie bemerkt, daß gekochte Bohnen, welche man nachher eine gewiſſe Anzahl von Nächten in den Mondſchein ſtellt, zu Blute werden? Ich: Niemals. — Und dennoch, glaube mir, die Sache iſt ſo, wie ich ſage. Mit dieſem Blute ſchrieb Pythagoras auf einen Spiegel, was er wollte, hielt ihn nachher gegen den Mond, und jedermann konnte deutlich auf der Fläche des Planeten leſen, was er geſchrieben hätte — wir verſtehen es nicht mehr, zu machen, allein es iſt gewiß. Ein Athenienſer, der ſich etwan dabei befindet, glaube, und glaube mit feſter Ueberzeugung, daß Pythagoras den Gebrauch der Bohnen aus Achtung für das Athenienſiſche Volk, das ſich derſelben bei der Stimmengebung bedient, unterſagt habe. „Unter Allen ſcheint mir dieſer noch der Klügſte!!!“*

---

* Plutarch über den Gebrauch des Fleiſches.

** Alex. beim Athenäus IV.

---

* Barthelemy nach Bruker H. C. P. de secta italica.

Das Wahrſcheinlichſte, was ich über dieſen Gebrauch habe erfahren können, beſtehe darin, daß dieſe Sitte in Italien ſehr alt iſt. Noch heut zu Tage dürfen die Prieſter gewiſſer Gottheiten weder ungekochtes Fleiſch berühren, noch Bohnen eſſen. Die lezten nur zu nennen iſt verboten.** Es iſt dir bekannt, daß die Prieſter in allen Ländern die eiferſüchtigſten Bewahrer aller Gebräuche ſind. Sie erhalten dieſelben noch, wenn der übrige Theil des Volkes ſie abgeſchäzt hat, und dann werden ſie geheimnißvoll. Die Kleidung, welche nun dem Prieſter ein ehrwürdiges Anſehen giebt, war wahrſcheinlicher Weiſe die Kleidung von jedermann, als der Prieſterſtand errichtet wurde. Wer kann wiſſen, woher dieſer liturgiſche Abſcheu vor den Bohnen entſtand? Nun bewundert ihn das Volk, weil es ihn nicht begreift, es verehrt ihn, weil es die Prieſter verehrt, welche ihn noch beibehalten haben. So ehrt es gleichfalls den Pythagoras. Folglich, (ſo ſchließt das Volk), folglich kann dem Philoſophen nicht erlaubt ſeyn, was dem Prieſter verboten iſt. In dieſem Streite iſt, wie du ſiehſt, der Philoſoph der Gelehrigere und der Lehrſamere; und es wäre nicht das erſtemal, daß man der Philoſophie Dinge zuſchriebe, welche der Aberglaube der Zeiten erfunden hat.

---

* S. Lucian, Bruker, Buonafede u. a.

** Fabius Pictor beim Gellius X. 15.

XII.

Kleobul an Speuſipp.

In jenen Muſeen,* von denen ich dir ſchon erzählt habe, giebt es Stadien, Gärten, Gebüſche, Hallen und Muſikſäle. Die Pythagoräer halten die Muſik für das erſte Reinigungsmittel der Seele, und die Gymnaſtik für die erſte Erhaltungskunſt des Körpers. Sie lieben die Bäder ſehr, und empfehlen die äuſſerſte Reinlichkeit. Ihre Kleidung iſt von jedem Luxus entfernt, aber von der höchſten Anſtändigkeit. Gewöhnlich iſt ihr Kleid weiß, und man ſagt, Pythagoras hätte das ſeinige gewöhnlich von Leinwand getragen.

Verſchiedene Pythagoräer wohnen in dem Muſeum ſelbſt zuſammen, andere begeben ſich dahin, um ihre Vorleſungen anzuhören, oder mit ihnen über Geſchäfte zu reden.

Die Hauptbeſchäftigung der erſtern iſt die Erziehung der Jugend, welche ihnen die Väter anvertrauen, wenn ihre Söhne kaum das Jünglingsalter erreicht haben, und dieſe leben mit ihren Lehrern ebenfalls in dem Muſeum. Ohne Zweifel haſt du von den Prüfungen gehört, denen dieſe Jünglinge unterworfen werden? Sie ſind weniger ſchrecklich, allein ſchwerer und wirkſamer, als die bei unſern Myſterien üblichen Prüfungen.

Man darf ſich nur vorſtellen, in Eleuſis oder Attika zu ſeyn, um ſich nicht mehr vor dem Erſcheinen des Tartarus, des Erebus, der Flammen, der Todten, und aller jener Schauſpiele zu entſezen, welche man hier mitten in dem Tempel der Ceres vor Augen ſtellt; Schauſpiele, welche eine nüzliche Wirkung hervorbringen konnten, als dieſe Myſterien erfunden wurden, die Zeiten roher, die Verbrechen häufig waren, und ſelten beſtraft wurden. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe myſtiſchen Verſammlungen zu einer Zeit, da es an öffentlicher Gewalt und Gerechtigkeit fehlte, zu einem Deckmantel der Privatgerechtigkeit dienten, welche manches Unrecht gut machte und manches begieng. Muth war die Haupteigenſchaft, welche man von jedem verlangte, der zugelaſſen ſeyn wollte.[*] Heutzutage iſt jede Täuſchung verſchwunden; der Mann erſezt den Muth durch Klugheit. So arten alle Einrichtungen aus, welche ſich aus einem tiefen Alterthum herſchreiben, und werden unnütz.

---

* Dieſen Namen gibt Kleobul dem Tempel der Muſen.

Die Pythagoräer dafür prüfen dich durch jede Art von Tugendübung. Ehe ſie dich zulaſſen, erkundigen ſie ſich nach allen deinen Bewegungen, Schritten, Worten, Geſichtszügen, Eltern; nichts entgeht ihren Nachforſchungen. Cilon wurde einſt nicht aufgenommen, weil er zu einer allzumächtigen Familie gehörte, und ſein Geſicht, ſeine Geberden, der Ton ſeiner Stimme, ein grauſames Herz und einen niederträchtigen, übermüthigen Geiſt verriethen. Es iſt nicht wahr, was einige ſagen, daß man bei ſeinem Eintritt in dieſe Geſellſchaft, auf alle ſeine Glücksgüter Verzicht thun müſſe; und eben ſo wenig gegründet iſt es, daß man jedes andere Band, das uns an das Leben und den Staat knüpft, auflöſen müſſe: dieß ſind lauter Fabeln, welche von jenen Elenden erfunden wurden, die keinen Mittelweg zwiſchen dem Wunſche nach Reichthum und dem Sklavendienſt deſſelben kennen. Die Pythagoräer erheiſchen das, was für die Menſchheit am zuträglichſten, aber auch für den Menſchen am ſchwerſten iſt, Glücksgüter zu beſitzen, ohne von ihnen beherrſcht zu ſeyn.

---

[*] Der Nahme, den man den Mitgliedern gab, hieß sodes. Die Etymologie davon iſt: si audes. S. Vico, de uno universi juris principio et fine uno.

ſeyn. Weichlichkeit, Geiz, Geburtsſtolz, Ehrgeiz, Geſchwäzigkeit, das ſind die Laſter, welche man unter ihnen ablegen muß. Wer von ihnen aufgenommen zu werden wünſcht, muß ſich mit einem neuen Herzen bekleiden. Das geringſte Wanken hält dich entweder in deiner Bahn auf, oder macht, daß du aus dem Collegium verſtoſſen wirſt. Alsdann halten dich die übrigen für todt, und feiern dein Leichenbegängniß. *

Dieſe Probezeit wird auf zwei, drei, vier, fünf Jahre verlängert, nach Maasgabe der Fortſchritte, welche einer in der Liebe zur Tugend und zur Wahrheit macht. Nun ſage mir, behält nicht ein Menſch, der alle Proben unſerer Myſterien durchgegangen hat, eben die Doſis von Muth, die er vorher hatte? Seh'n wir nicht alle Athenienſer ohne Unterſchied auf dieſelbe Art eingeweiht? Allein glaubſt du nicht, daß nach einer fünfjährigen Tugendübung, ein Menſch dahin gelange, ſie wirklich zu lieben?

Durch die Thorheit und Laſterhaftigkeit der Menſchen, hat das Geſchlecht der Sterblichen, weit vielfältigeren drükendern Jammer erfahren, als durch die groſſen Bewegungen der Natur. Unter allem Guten, was die menſchliche Thorheit je verhindert hat, iſt dieß keines der geringſten, daß das pythagoräiſche Syſtem nicht allgemein in alten Städten zugelaſſen wurde. Und das gröſte Uebel, das ihre Thorheit angeſtiftet hat, war das, daß es ſelbſt in Italien wieder zerſtört ward. Ich habe meiner Mutter die Nachricht von meiner Aufnahme unter die Pythagoräer gegeben, und glaubte

---

* Todt nannten die Pythagoräer jeden, der nicht in ihrer Geſellſchaft war. Sie kannten kein Leben, als die Tugend. — Von den Gebräuchen der Pythagoräer ſprechen alle Schriftſteller, und es iſt unnöthig, ſie anzuführen. In dem Anhang I. wird man finden, warum der Verfaſſer oft von ihnen abweicht.

ihr damit ein Glük zu verkündigen, welches das Schikſal ihrem Sohne geſchenkt, den ſie liebt. Wenn ich einſt einen Sohn bekommen werde, wer weiß ob er mir je dieſelbe Nachricht wird geben können?

Die Geſellſchaft ſelbſt hat ſich aufgelöſt. Nur eine geringe Anzahl groſſer Männer iſt übrig geblieben, die Thürmen gleich daſtehn, welche einzeln und von einander entfernt, noch aus den Ruinen einer verbrannten Stadt emporragen. Die Jünglinge lieben keine Wiſſenſchaft mehr, als die des Vergnügens. Die Strenge der Prüfungen hat nachgelaſſen, und Diodor war der erſte, welcher in die Geſellſchaft aufgenommen wurde, ohne eine Prüfung ausgeſtanden zu haben. *

Heut zu Tag iſt es hinreichend, um aufgenommen zu werden, daß du den Ruf eines gemäßigten Lebens, ein gewöhnliches Wiſſen mitbringſt, daß ein Pythagoräer von bewährter Treue dich vorſtellt und empfiehlt. Ich wagte es nicht, Plato um dieſe Gunſt anzuſprechen; allein er kam meinen Wünſchen zuvor. Archytas und Clinias unterrichten mich.

Den erſten kennſt du; denn er iſt oft in Athen geweſen. Clinias iſt ein ehrwürdiger Greis, war einſt der Freund des Filolaus und das Haupt des pythagoräiſchen Collegiums von Heraklea, bevor daſſelbe zerſtört wurde. Kaum rettete er ſein Leben bei der Empörung dieſer Stadt; izt, da die Ruhe aufs neue hergeſtellt iſt, bringt er die lezten Tage ſeines Lebens in ſeinem Vaterlande Tarent bei ſeinen Freunden zu.

Die auſſerordentliche Gleichmüthigkeit ſeines Geiſtes iſt zum Sprüchwort geworden. Seine Verehrung gegen die Götter geht ſo weit, daß er einmal eine Strafe von drei Talenten bezahlte, um nicht einen Eid ablegen zu dürfen. ** Die unendliche Größe der Götter, pflegt er zu ſagen, hat nichts mit der äußerſten Kleinheit der Menſchen gemein. Bei einem Eidſchwur rufen wir den Weltgeiſt zum Zeugen unſrer Worte an. * Nun aber iſt der bloße Zweifel, daß ſeine Worte nicht mit ſeinen Geſinnungen übereinſtimmen, eines rechtſchaffenen Mannes unwürdig. Du wirſt die Antwort kennen, welche er Prorus, dem Freunde Ariſtipps, auf die Frage gab; wenn die ſchiklichſte Zeit wäre, ſich den Freuden der Venus zu überlaſſen? Dann, verſezte er, wann es dir Zeit ſcheint, dich in einen groſſen Schaden zu ſtürzen. **

---

* Bruker am angeführten Ort.

** Jamblych. 33.

Izt lebt der ehrwürdige Greis, mehr mit ſich ſelbſt, als mit den Menſchen und dem Glük zufrieden, in der Geſellſchaft von zwei oder drei Freunden, die ſich, wie er, mit der Erziehung der Jugend abgeben, im Muſeum. Sie verlaſſen den Schlummer, ehe die Sonne aufgeht, und ihr erſtes Geſchäft iſt, die Pflichten, zu welchen ſie der Tag ruft, zu überdenken. Dann vereinigen ſie ſich, um das Geſtirn zu begrüſſen, welches über die ganze Natur die größten Wohlthaten ihres Schöpfers verbreitet. Eine melodiſche Muſik begleitet die frommen Hymnen, die ſie ſelbſt zum Lob der Götter abgefaßt haben, und erweken die Seele aus der Betäubung des Schlafes. Angenehme Spaziergänge, freundſchaftliche und zugleich erhabene Geſpräche, füllen die Zeit aus, welche ihre Zöglinge mit einer, ihrem Alter und ihren Kräften angemeſſenen Gymnaſtik zubringen. Darauf folgt ein frugales Frühſtük, das meiſtens aus Brod, Milch, Honig und Erdfrüchten beſteht. Selten ſiehet man ſie Wein trinken, weil ſie ihn für jedermann gefährlich und beſonders für junge Leute ſchädlich halten.* Dann geht jeder an die ihm aufgelegten Pflichten, entweder das Volk zu unterrichten, oder die Streitigkeiten zu ſchlichten, welche die Tarentiner ihrer Entſcheidung heimzuſtellen gewohnt ſind, ſtiften Friede in den Familien u. ſ. w. Auf ein mäſſiges und geſundes Mittagsmahl folgt wieder eine gelinde körperliche Uebung. Eine Unterſuchung deſſen, was ſie den Tag über gethan, beſchließt das Tagwerk dieſer Weiſen, und ſie beſtreben ſich unaufhörlich, dieſe Art von Unterſuchung zu empfehlen, weil ſie allein, gut angewandt, den Menſchen einer Vollkommenheit näher bringt, von welcher ihn ſeine ſchwache Natur entfernt zu halten ſcheint. Dann folgen neue Hymnen zum Preiſe der Götter, deren Geſchenk der Tag war, den ſie gelebt, und die Tugend, welche ſie in Ausübung gebracht haben. Ein ruhiger Schlaf, die Belohnung ihrer körperlichen Mäßigkeit und ihrer geiſtigen Ruhe, empfängt ſie am Abend. So beſchließt der Weiſe ſeinen Tag.

---

* Dies iſt die Idee, welche die Pythagoreer, dem Cicero zu folge, vom Eidſchwur hatten.

** Plutarchs Sympoſion. III. 6.

Alle Momente, welche er ſeinen Tugendübungen abgewinnen kann, weiht Clinias den Wiſſenſchaften und bringt ſie in der Bibliothek zu, wo er die Seele an den erhabenen Wahrheiten weidet, welche die großen Männer voriger Zeiten entdekt haben. So erhebt ſich die Flamme mit eilendem Fluge zum Aether, von dem ſie ihren Urſprung erhielt, wenn ihr die irdiſche Nahrung mangelt.

XIII.

Geſpräch des Clinias.

Hier erblikſt du, ſagte mir Clinias, indem wir durch die Bibliothek giengen, hier erblikſt du die Niederlage von allem dem, was die Italiener gedacht haben. Die Wiſſenſchaften ſind unter uns ſehr alt. Anfangs waren ſie einfach und beſchränkten ſich auf wenige Gegenſtände; ihre Zahl wuchs erſt im Laufe der Zeit an, ſo daß es nothwendig wurde, neue Eintheilungen der Gegenſtände einzuführen, die auf der einen Seite die tiefere Erforſchung des Einzelnen beförderten, auf der andern die Verwirrung im Ganzen verhinderten. Die Ordnung, welche du in der Stellung dieſer Werke bemerkſt, iſt nach der Eintheilung der darinn enthaltenen Ideen getroffen."

---

* Plato von den Geſezen.

Die wilden unempfindlichen Menſchen der älteſten Zeiten — wie denn Unempfindlichkeit ein Characterzug der Wilden iſt — beobachteten blos die auffallendſten Phänomene der Natur. Furcht war das erſte Gefühl, das ſie zur Beobachtung leitete. Sie forſchten dem Grunde deſſen nach, was ſie fürchteten; und glaubten ihn in der erhaben dunkeln Idee eines unendlich mächtigen Weſens, welches ein von derſelbigen Furcht erzeugtes Gebilde ihrer Phantaſie war, gefunden zu haben. Furcht war die Schöpferin der Religion, und alle Wiſſenſchaften waren in ihrem Entſtehen nichts denn Religion. Suchte man die Urſache des Blizes? Bey den Göttern war ſie zu finden, denn diß war die erſte Idee, welche ſich die Menſchen gebildet hatten. Forſchte man nach dem Grunde einer Pflicht? Auch dieſer war nur bey den Göttern zu finden, denn außer ihnen war noch keine Idee vorhanden. Die Menſchen kannten noch keinen andern höheren Grund, der das Princip aller Dinge ſeyn konnte. Daher waren bei den älteſten Völkern die Weiſen immer auch die Prieſter, die Wiſſenſchaft der Natur war nichts anders denn die Wiſſenſchaft der Augurien, das heißt; des Willens der Götter; die Wiſſenſchaft des Menſchen nichts anders, als die Wiſſenſchaft der Opfer und der Ausſöhnungen, — das iſt — der Arten, ſich den Willen der Götter, welche das Volk fürchtete, geneigt zu machen."[*]

"Im Fortgange der Zeit erſt entdekte man, daß eine unendliche Kette von Weſen, deren eines von dem andern abhängt, ſich zwiſchen uns und der Gottheit befinde. Aber ehe man zu dem lezten Ringe dieſer Kette gelangen konnte, mußte man die Beziehungen aller Mittelglieder kennen, deren verſchiedene Natur unveränderliche Geſeze ſowohl für die, die von ihnen abhängen, als für die, von denen ſie ſelbſt abhängen, beſtimmt. Pindar ſagte: das Geſez herrſche als Königin über Sterbliche und Unſterbliche. Es bleibt indeß immerhin eine Wiſſenſchaft der Divinazion übrig, denn nach dieſer haben ſich die Gemüther aller Völker gerichtet; nur mit dem Unterſchied, daß, da die Philoſophen unmöglich alle Glieder jener Kette kennen, und das Volk den ſchwerſten Theil der Weisheit — das Zweifeln — nicht verſteht, jene inne halten, dieſes dagegen alle unbekannte Ringe überſpringt, und mit ſeinem Sinne zum Höchſten eilt".

Die Philoſophen theilen ihre Wiſſenſchaft in zween Haupttheile; der eine hat die Erforſchung deſſen, was in der Intelligenz iſt (die Innen=Welt), der andere die Erforſchung der Dinge außer ihr (die Auſen=Welt) zum Gegenſtande. Daher die Eintheilung aller Wiſſenſchaften in *moraliſche* und *phyſiſche*.[**] Ein Theil in mir iſt frei, der andere iſt denſelben Geſezen unterworfen, welche alle übrige Weſen des Univerſums beherrſchen. Dieſe aber haben eine gedoppelte Natur, eine innere unveränderliche, und eine andere blos erſcheinende, die ſich nach unſerer Anſicht und Empfindung richtet. Darum muß die Wiſſenſchaft des Menſchen viele gemeinſchaftliche Puncte mit der Natur haben; und diß iſt auch wirklich der Fall, denn alle unſere praktiſche Kenntniſſe, wie Medizin, Gymnaſtik, Mechanik, Inſtrumental-Muſik, alle rühren von jenen gemeinſchaftlichen Puncten her.

---

[*] Vico ſcienza nuova.

[**] *Kenntniß meiner, und Kenntniß der Natur,* ſagt das Original; ich habe es aber unſerer Sprache gemäßer gefunden, moraliſche und phyſiſche Wiſſenſchaften zu überſezen.

Ehe man aber zur Erkenntniß aller dieſer Dinge gelangen konnte, mußte der Geiſt des Menſchen zur Unterſuchung der Wahrheit vorbereitet werden; um dieſelbe bei allen Gelegenheiten erkennen zu können und ſie, wann er ſie einmal erkannt, mit Macht zu ergreifen und feſtzuhalten. Dieſer dritte Theil unſerer Kenntniſſe greift in die beiden übrigen gemeinſchaftlich ein — und iſt gleichſam die Ur-Wiſſenſchaft, die, welche jede andere Wiſſenſchaft erſt möglich macht, denn ohne ſie würde uns das einzige Mittel fehlen, durch das wir Kriterien der Wahrheit erhalten. Wir haben ſie Dialektik genannt, weil ihr Hauptzwek darin beſteht, dem Verſtande Anleitung zum Disputiren zu geben. Und wirklich befindet ſich jeder bei der Aufſuchung des Wahren entweder mit ſich ſelbſt oder mit andern in einem Zuſtande des Streits.

„Ohne Dialektik gibt es keine Wiſſenſchaft, denn Wiſſenſchaft beſteht im Forſchen nach Wahrheit, nun aber kann man das nicht erforſchen, wovon man nicht gewiße Kriterien hat. Die Seele würde in ewigem Zweifel ſchweben, indem ſie um ihr Wiſſen bald ſelbſt nicht wüßte, bald aber zu wiſſen glaubte, was ſie ſelbſt nicht weiß.“

„Glaubſt du denn, Clinias, fragte ich, daß ein Menſch um ſein eigenes Wiſſen nicht wiſſen könne? Daß man zuweilen glauben kann, man wiſſe etwas, das man doch nicht weiß, habe ich tauſendmal von

Plato ſelbſt gehört, der diß die verderblichſte und ſchimpflichſte Art der Unwiſſenheit nennt." *

„Die andere, verſezte er, o Kleobul! iſt nicht minder verderblich und allgemein. Kennſt du die ungeheure Anzahl jener Halbwiſſer nicht, welche euer Griechenland überſchwemmen, Gorgias, Protagoras, Prodikus . . . Die meiſten ſind Sizilianer. ** Nachdem die öffentliche Ordnung in Sizilien einmal in Verfall gerathen war, ſo waren die Menſchen nicht mehr im Stande, ſich zum Recht zu bekennen, und eben damit auch Wahrheit zu ſuchen, und legten ſich daher alle auf jene Wiſſenſchaft, die der Uebermacht zu ſchmeicheln ſucht. Ihr pflegt ſie Sophiſten zu nennen, wie ihr die Furien *** die Erbarmenden nennt. Erkläre einem von dieſen den Vorſaz, dich den Staatsgeſchäften zu widmen, und den Wunſch, von ihm die Regierungs-Kunſt zu erlernen; er wird dir antworten, er habe dieſe Wiſſenſchaft inne, wird dir einige allgemeine Vorſchriften geben, und bald darauf, als wärſt du nun vollkommen belehrt, dich ſeiner Schule entlaſſen. Allein er hintergeht dich, indem er dich glauben macht, du wiſſeſt nun das, was du doch nicht weißt. Nicht wahr? Nur allzuwahr, o Clinias! Verſuche einmal. Vertraue einem ſolchen Menſchen eine ſchlechte Abſicht: ſage ihm zum Beiſpiel, du könnteſt dich auf Unkoſten eines Mündels bereichern, den das Geſez und dein verſtorbener Freund dir anvertraut haben. Du weißt, daß Treue unverlezlich iſt. Aber er wird dir ſagen, daß die Pflichten der Treue den Berechnungen des Eigennuzes nachſtehen müßen; daß . . . . Es ſchaudert mich dir zu wiederhohlen, was er dir ſagen wird.

---

* Plutarch im Alcibiades. I.

** Es iſt bekannt, daß die Sizilianer zuerſt die ſophiſtiſche Beredſamkeit getrieben haben.

*** Eumeniden.

Gelänge es ihm nun dich zu überzeugen, was hat er anders gethan, als dich zweifeln gemacht an dem, das gewiß iſt; was anders, als dich glauben gemacht, du wiſſeſt das nicht, was du doch wahrhaft wußteſt?"

„Einer meiner Freunde aus Elea,* der nicht mehr unter uns iſt, nannte dieſe Sophiſten die Schöpfer unächter Bilder."

„Sie geben uns alſo, verſezte ich, ihre eigene Anſicht der Dinge für das Bild der Dinge, wie ſie reell exiſtiren. So weit verſtehe ich es. Aber ſage mir, Clinias, was iſt denn wahr?

Clinias. „Du haſt es ſelbſt geſagt, Kleobolus. Wahr iſt das, was wirklich exiſtirt.** Das Weſen, das Reale — diß iſt das Wahre. Das Falſche läßt ſich nicht richtiger bezeichnen, als durch Etwas, das nicht wirklich iſt."

Aber wie kann man das, was wirklich iſt, von dem unterſcheiden, was blos erſcheint? Vieles ſcheint uns nur zu ſeyn, und iſt nicht wirklich; vieles iſt nur für den Augenblik ſo, und ändert ſeine Form. „Die Dialectik beginnt damit, dich zu belehren, daß du zweierley Arten von Erkenntniß beſizeſt; weil es eine gedoppelte Art von Ideen gibt; die eine ſolcher, welche aus den Sinnen entſpringen, und die wir ſinnliche nennen, die andere ſolcher, die in der Seele ſelbſt liegen, und die wir intellectuelle nennen. In dieſen iſt reine Wahrheit, denn eine ſolche Idee iſt abſolut-eins mit der Sache ſelbſt; und es iſt kein Bild zwiſchen dir und der Sache, an welchem dir zu zweifeln vergönnt wäre. Dieſe Ideen müſſen vollkommen wahr ſeyn, denn da man über ſie nicht hinausgehen kann, ſo giebt es entweder überall keine Wahrheit, oder ſie iſt hier zu finden. Wenn du ein Portrait betrachteſt, ſo kannſt du wohl ſagen, wer weiß, ob es dem Original gleicht? Siehſt du aber das Original ſelbſt, ſo kannſt du nicht ſagen, wer weiß, ob es ſich ſelber gleicht?"

---

* Der eleatiſche Gaſt in Plato's Sophiſten. Eigentlich ſagt er ungöttliche Bilder. Dieß bedeutet aber nach dem Platoniſchen Syſtem daſſelbe. Die Welt war nur das Bild der Idee, welche in dem ewigen Geiſt iſt. Gott, der die Welt geſchaffen, hat Bilder gemacht, aber wahre.

** Vico de antiq. Ital. sapient.

„Unſere Philoſophen haben dem Urſprung dieſer Ideen nachgeforſcht, und ich könnte dir eine Menge über dieſe Streitfrage verfertigter Werke zeigen. Einige glauben nicht, daß dieſe Ideen uns angebohren ſeyen, ſondern daß wir ſie ſelbſt erſt aus den Anſchauungen der Sinne * uns bilden. Andere, ſie ſeyen in unſerer Seele, ehe dieſe in den Leib eingekerkert geworden, gelegen, und ihre Bildung ſeye eine bloße Reproduction; ** andere endlich halten dafür, dieſe Ideen ſeyen von einer inneren Grundform unſerer Seele abhängig. Dieſe beiden leztern Meinungen, die ſich nur wenig oder gar nicht von einander unterſcheiden, ſind unter unſern Philoſophen die herrſchendſten. Ich bin aber der Meinung, daß man über dieſes Problem nie zu einer Gewißheit gelangen werde."

Als ich ihn hierauf über den Grund ſeiner Behauptung befragte, antwortete er mir: „Weil alle Wahrheit; in deren Beſiz wir ſind, blos in uns ſelbſt iſt, weil es außer uns für uns keine Wahrheit gibt. Du ſiehſt mit deinen Augen einen Gegenſtand. So lange du dich nun begnügſt zu ſagen: ich ſehe dieſen Gegenſtand, ſo lange ſagſt du die Wahrheit. Aber du gehſt weiter; du behaupteſt, das, was ich ſehe, iſt würklich, und es iſt gerade ſo, wie ich es ſehe. Und diß kann falſch ſeyn."

---

* Ariſtoteles.

** Dieß war das Syſtem des Plato.

„Mit den Sinnen nehmen wir nur die Erſcheinungen, aber nie die Dinge an ſich wahr. Du ſiehſt an meinem Kleide weiße Farbe, aber dieſe Farbe iſt nicht wirklich da: Es iſt in den Theilen dieſes meines Kleides nur etwas der Art da, welches durch die Zurükwerfung des Lichts den Sinneneindruk des Weißen in dir hervorbringt. Wenn ich die Stellung ändere, ſo kann dir das Weiße bläſſer, beinahe erdfarbig, aſchgrau oder was weiß ich wie? vorkommen. Die Erſcheinungs-Weiſen ſind mannigfaltig; aber die Wahrheit kann nur Eine ſeyn, denn mein Kleid iſt nur Eines. Daher iſt das erſte Mittel zur Wahrheit zu gelangen die — Elimination."

„Und in der That ſind unſere Philoſophen dadurch, daß ſie alles, was blos Erſcheinung iſt, eliminirten, dahin gelangt, eine Menge unſerer Sinneneindrüke aus der Zahl der Weſen zu tilgen, und in der eleatiſchen Schule, in der man ſich mehr als in irgend einer andern mit Dialektik beſchäftigte, iſt man auf den Saz gekommen, das wahre Ding ſeye abſolut Eines, und es beſize keine von allen den Eigenſchaften, die wir ihm gewöhnlich zuſchreiben. Du ſieheſt hier die Werke eines Xenophanes, Parmenides, Zeno, und ſogar des Empedokles, welche alle dieſe Theorie vorgetragen haben. Xenophanes iſt dunkel; man möchte ihn beinahe roh nennen. Empedokles ſcheint eine neue Lehre zu ſtammeln: Parmenides [*] allein hat das, was er ſagt, beſſer verſtanden als die übrigen."

Einige Philoſophen von Tarent, Locri, Rhegium haben behauptet, es gebe zwo verſchiedene Hauptklaſſen von Weſen, Geiſt und Materie, und bis izt iſt dieſer Streit nicht geſchlichtet. Andere, noch kraſſere,

---

[*] Ariſt. Metaph. I.

Philoſophen verwechſelten Weſen mit dem, was man in der Phyſik die Elemente der ſinnlichen Dinge nennt, und behaupteten, es gebe vier, fünf, ſechs, zehen, tauſend ſolcher Hauptarten von Weſen, die ſie nach jenen Erſcheinungsweiſen unterſcheiden, welche, wie wir bewieſen haben, nichts anders als unſere Sinneneindrüke ſind.

Wie weißt du aber, daß alles Eins iſt? Kannſt du mich dieß fragen? ich ſollte vielmehr dich fragen, wie du wiſſeſt, daß mehr als Eines ſey? Du unterſcheideſt die Dinge nach den verſchiedenen Sinneneindrüken, die ſie in dir hervorbringen; und behaupteſt, Waſſer und Luſt ſeyen zwei verſchiedene Dinge, weil der Sinneneindruk, den du durch das erſte erhältſt, ganz verſchieden von dem iſt, den die zweite in dir hervorbringt. Alles iſt Waſſer, behauptete euer Thales. Nach Anaximenes iſt alles Luft; und Anaxagoras ſtellte den Saz auf: Alles iſt im Kleinen ſo wie es im Großen erſcheint. Sie glauben die Natur zu zerlegen, und zerlegen nur ihre eigenen Sinnenempfindungen. Iſt es aber einmal erwieſen, daß das, was wir ſinnlich empfinden, nicht reell und würklich ſich in den äußeren Gegenſtänden vorfindet; ſo muß man ſagen: daß die Theorie einen ganz guten Weg geht, ſo lange es Sinneseindrüke zu analyſiren gibt. Wollt ihr aber konſequent ſeyn, ſo müßt ihr ſo viele Grundelemente behaupten, als es Sinneseindrüke gibt, die ſich nicht weiter theilen laſſen. Thales ſagt euch, die Erde ſey nichts anders als verdichtetes Waſſer, und nun iſt der Name Erde aus der Liſte der Elemente geſtrichen; nach ihm tritt ein anderer mit der Entdekung auf, Waſſer ſey nichts anders als durch Froſt verdichtete Luft, und nun müßt ihr auch Waſſer aus der Liſte ſtreichen. Indeſſen wird es eine Gränze geben, die nicht überſchritten werden darf.

Alles das, was du nicht ſinnlich wahrnehmen kannſt, wird ſich auch nicht weiter theilen laſſen, und gerade diß wird das wahre Element, das Reale, würklich Exiſtirende ſeyn. Aber an dieſer Gränze wird ein dichter undurchdringlicher Nebel dich umhüllen; du wirſt nicht mehr von zweien, vieren, zehen ſprechen können; Ein Weſen wirſt du, wenn du weiſe biſt, behaupten, denn Eines iſt das unbedingt geſezte, und Eines iſt hinreichend, die unendliche Mannigfaltigkeit aller deiner Sinnesempfindungen hervorzubringen.

Beim Hercules! rief ich aus. Weiſer Clinias! Du würdeſt jenem Narren, dem Diodor, Recht gegeben haben, der durch die Straßen von Athen wandelnd verkündigte, es gebe keine Bewegung. Unſer Diogenes führte ihm den Gegenbeweis mit ſeinem Stoke. Wahrhaft ſehr fein von Diogenes, antwortete er mir. Nach den Grundſäzen von Parmenides würde Diodor die Bewegung aus demſelben Grunde nicht haben läugnen können, aus welchem er ſie nicht hätte behaupten können. Wir haben eine ſinnliche Empfindung von Bewegung: wer wollte das läugnen? Aber iſt dieſe Bewegung etwas anders als eine ſinnliche Empfindung? Iſt ſie mehr oder weniger oder verſchieden? Wer kann wiſſen, ob wir nicht die bloße reine Sinnesempfindung haben?

Die Dialektik der italieniſchen Philoſophen ſtrebt durch Abſchneidung aller müßigen Streitfragen die Streitigkeiten aufzuheben, ſtatt ſie zu vermehren. Ihr Hauptzwek iſt der, die Gränzen des möglichen Wiſſens zu beſtimmen, und dieſe werden genau beſtimmt ſeyn, ſobald wir das Reale, das Weſen erkennen, und von der bloßen Erſcheinung unterſcheiden; denn gerade von der Verwechslung dieſer beiden rührt es her, daß wir das, was wir nicht zu wiſſen im Stande ſind, ſo oft zu wiſſen verſuchen oder zu wiſſen glauben.

„Unſere Dialektik beginnt damit, das Verſchiedene von einander zu trennen. Sie ſtellt deswegen zwei Geſeze auf. Das erſte: Halte immer das Innere von dem Aeuſſeren geſchieden. Das zweite: Ueber die wahre Natur der Weſen läßt ſich nichts gewißes wiſſen. Melißus von Elea trug die Lehre des Parmenides von der Vernunft auf die Natur über, und behauptete, alle Dinge ſeyen materiell Eins. Alcmäon von Croton * behauptete einen Dualismus der Dinge. Ihr irret, ſagte der größte Theil der Unſrigen, denn ihr ſtellet die Wahrheit, die blos in eurem Verſtande wohnt, als eine objective auf. Wollt ihr die ſinnliche Natur der Dinge unterſuchen, ſo mag euch vergönnt ſeyn, eure Sinnesempfindungen zu vergleichen, und diejenige Beziehungen derſelbigen aufzufinden, aus denen ihr beſtimmen könnt, welche dieſer Empfindungen zuſammen beſtehen, welche auf einander folgen. Auf dieſe Weiſe werdet ihr eine Wiſſenſchaft erlangen, die, wenn ſie auch den Dingen ſelbſt nicht entſpricht, doch ein treues Abbild eurer Sinnesempfindungen, und im praktiſchen Leben ſehr dienlich ſeyn wird.“

Um aber dieſe Unterſuchungen mit Sicherheit anzuſtellen, mußte man die Gattungen und Arten feſtſezen, um von dem Allgemeinen auf das Beſondere überzugehen, und die Natur der Dinge auf dieſe Weiſe zu begreifen. Dieſen Theil der Dialektik nennen wir die Wiſſenſchaft der Categorien. Unſer Freund Archytas hat ſie in einem Werke über die Natur der Univerſalien erörtert. Wir haben von ihm auch ein Werk über die Inſtrumentalphiloſophie, zwei andere über das Weſen, über das Prinzip, über die Gegenſäze: er hat beinahe alle Theile der Dialektik abgehandelt,

---

* Ebendaſ.

und ſeine Werke werden für die beſten in dieſem Fache gehalten. *

Andere bemüheten ſich, die Geſeze unſerer Urtheile und Schlüſſe nach dieſen Categorien feſtzuſezen; und ſtellten Regeln zur Vermeidung des Irrthums auf, welcher überhaupt zwo Hauptquellen hat, entweder die, daß man aus dem, was als Princip aufgeſtellt iſt, zu wenig, oder die, daß man zuviel daraus ſchließt.

Weil nun die Rede das einzige Mittel iſt, andern Wahrheit mitzutheilen, und wir ſie auch nur um für uns ſelbſt eine Gedankenreihe zu entwikeln, bedürfen, und weil der richtige Gebrauch der Rede ein kräftiges Hülfsmittel zur Erkenntniß der Wahrheit wird, der Misbrauch dagegen eine traurige Quelle unzähliger Irrthümer; ſo haben viele ſie zum Gegenſtande ihrer nüzlichen Beſchäftigung gemacht; und du ſiehſt deßwegen auch die, die man Grammatiker nennt, mit den Dialektikern vereiniget.

Einige von jenen ſchränkten ſich blos darauf ein, den wahren Sinn der Worte und die natürlichſte und deutlichſte Stellung und Verbindung derſelbigen feſtzuſezen. Andere dagegen ſind weiter gegangen und haben dem Urſprung der Worte ſelbſt nachgeforſcht; wodurch man, wenn er richtig ausgeforſcht iſt, bald die Idee, die man ausdrüken will, beſſer begreift, bald einen Irrthum vermeidet, der in dem unrichtigen Gebrauche dieſes Wortes liegt. Plato berichtet uns, daß euer Socrates ſolche Unterſuchungen ſehr hochgeſchäzt und ſie für die Entdekung der Wahrheit ſehr nüzlich gehalten habe.

Die Worte aber ſind nichts als die Materie unſerer Geſpräche: man muß ſie in Ausübung bringen und reden. Die Rhetoriker haben die Mühe übernommen,

---

* Ebendaſ. VIII. 2. — Stobäus Eklog. 92. — Claud. Mamert. II. — Simpl. in Ariſt. u. a.

Vorſchriften darüber zu geben. Hier ſiehſt du ſie: ſie nehmen dieſe ganze Seite des Saal's ein. Empedocles iſt einer der älteſten und vielleicht der beſte: unzählige ſind ihm gefolgt.

O! Clinias, ſagte ich: ihr Italiener müßt ſehr weit in der Beredſamkeit vorgeſchritten ſeyn. Wenigſtens wird die Erlernung der Beredſamkeit bei euch nicht ſoviel koſten, wie in Athen, wo Iſocrates nicht unter einem Talente Unterricht darinn gab, und Gorgias noch mehr verlangte.

Clinias. Die wenigſten dieſer Schriftſteller leſen wir oder rathen ſie anderen zur Lektüre an. Ihre Anzahl iſt groß, denn die Wiſſenſchaft, die ſie lehren, iſt leicht, und geringen Kaufes bei dem Volke, das ſeiner Natur nach große Männer immer mit der geringſten Anſtrengung und Unbequemlichkeit nachahmen will. Genau zählen dir dieſe Meiſter alle Worte der, meſſen alle Sylben aus, zerlegen dir alle Perioden eines Dichters oder Redners, und dann ſagen ſie dir: ſo hat es nun dieſer gemacht, und ſo mußt du es machen, wenn du ihm gleich werden willſt. So giebt es, wie man mir erzählt, in Athen viele, die, um Plato nachzuahmen, ſich in die Schultern werfen, den Hals ganz wenig drehen, und ihn in ſeinen Kleidern, im Gange, in Geberden, kurz in Allem, nur dem Geiſte nach nicht, nachkünſteln.

„Und doch iſt gerade an dem Geiſte, o Freund! alles gelegen. Weisheit iſt die ächte und einzige Quelle der Beredſamkeit. Der Zwek des Redners iſt Ueberzeugen und Rühren. Wer nicht denkt und fühlt, mag wohl ein Schwäzer ſeyn; ja er kann ſogar zierlich hierinn werden, wenn er mit Eifer darnach ſtrebt. Was ſollte ihn hindern? Aber wenn ſein Geiſt keine Ideen, ſein Herz keine Empfindungen hat, ſo wird ihm ewig der Stoff zu einem Redner mangeln.“ Ent=

Es gibt alſo keine Kunſt, die uns zum Redner bildet? *

„Nein: es gibt zwar eine ſolche Kunſt, aber ihre Regeln ſind wenige, wie überhaupt jede Kunſt nur wenige Regeln beſizt, deren Würkung man untrüglich gewiß nennen kann."

„Sage mir, haſt du je geſehen, daß eine Wahrheit der Mathematik der rhetoriſchen Kunſt bedürfe? Die einfachſte Darſtellung dieſer Wahrheiten iſt die einzig beredte. Jeder Schmuk iſt immer überflüſſig und oft ſogar widrig. Und ſahſt du je den künſtlichſten Vortrag eines Redner's in der Seele des Leſers oder Zuhörers die tiefe, feſte, innere Ueberzeugung hervorbringen, welche der Mathematiker mit ſeinen einfachen und nakten Erklärungen erzeugt?"

„Wenn die Kunſt der Beredſamkeit in der Kunſt zu überzeugen beſteht, ſo giebt es keine andere Beredſamkeit als die, immer Wahrheit, Wahrheit allein, reine nakte Wahrheit zu ſagen. Die Worte, in welche unſere ſchwache Natur die Gedanken einkleiden muß, werden um ſo mächtiger würken, je angemeſſener ſie dem Zweke ſind, das heißt: je nakter ſie die Wahrheit geben, welche in dem Gedanken liegt. Helena ſoll ſchön, ihr Gewand aber nicht köſtlich ſeyn."

„Wären alle Dinge, mit welchen ſich die Menſchen beſchäftigen, ſo einleuchtend wahr, als die mathematiſchen Erkenntniſſe, ſo wäre die ganze Kunſt der Rhetorik völlig unnüz. Der einzige Gegenſtand der Beredſamkeit iſt das Wahrſcheinliche, ** und ihr einziger Zwek iſt der, ihm den Schein des Wahren zu geben. Willſt du wiſſen, welcher Mittel ſie ſich dazu bedient? Derſelbigen, welche die Mathematiker anwenden; nehmlich die Seele des andern durch die

---

* Noch zu Cicero's Zeit herrſchte dieſer Streit, und er ſelbſt unterſucht ihn. Nur nimmt er ihn von einer andern Seite.

** Ariſt. Rhetor.

Entwiklung der Ideen, die zur Auffaſſung der deiner Abſicht nach zu erweiſenden erforderlich ſind, vorzubereiten."

„Der Keim aller Wahrheiten liegt in uns ſelbſt; und der iſt der wahrhaft beredte Mann, der, ſie kennend, ſie zu beleben, zu entwikeln, und gleichſam von ſelbſt mich auf die Idee, von der er mich überzeugen will, hinzuleiten weiß. Ein Schwäzer wird mich mit unnüzem Wortkram betäuben. Wie Ammen Kinder ermüden, bis der Schlaf ſie überfällt, und ihnen in der Nacht all' die Fantome vor ihre Seele führt, mit denen ſie den Tag über angefüllt wurde; ſo bringt mich der Sophiſt zum Schweigen und in Schlaf. Meine Seele wird in einem Meere von Träumen wogen, ohne daß du gleichwohl behaupten kannſt, er habe mich überzeugt; denn meine Seele wird nur der Wahrheit vollkommen beiſtimmen, welche ſie für ihre eigene hält."

„Darum hielten unſer Parmenides und nach ihm euer Socrates Fragen für die trefflichſte Methode zu überzeugen. Man forſcht auf dieſe Weiſe in der Tiefe der Seele des andern, bis man die Keime der geſuchten Wahrheiten findet, und zu gleicher Zeit räumt man nach und nach alle die Vorurtheile, Irrthümer, und alle die unbeſtimmten Ausdrüke hinweg, die den Samen des Wahren bedekten, und die Entwiklung des Keimes hinderten."

„Dieſe Methode iſt indeſſen nur bei denen anwendbar, welche ſchon Liebe zur Wahrheit beſeelt; und bei welchen kein anderes Hinderniß zu ihr zu gelangen ſtatt findet, als Mangel an Unterweiſung. Wie wollteſt du ſie bei einem Volke anwenden, dem man erſt Liebe zur Wahrheit einſtößen muß, ehe man ſie ihm vortragen kann? Hier muſt du jene natürliche Abneigung überwinden, welche es von allem Wahren entfernt hält; muſt jene Leidenſchaften beſiegen, welche es von allem Guten zurükhalten. Jene Abneigung wirſt du durch Erregung ſeiner Aufmerkſamkeit überwinden, und dieſe durch Rührung ſeines Herzens erregen. Die Ideen, welche du ihm mittheilen willſt, wirſt du auf eine Weiſe anordnen, daß ſie ſein Intereſſe erweken, und es jeden Augenblik, ohne es je erkalten zu laſſen, verſtärken. Seine Leidenſchaften wirſt du leiten oder beſiegen; und dieſen groſen Zwek wirſt du erreichen, wenn du ſie zu beſänftigen, zu weken, einander entgegenzuſezen verſtehſt; mit einem Worte, wenn du ſie kennſt."

Worauf kommt alſo in dieſer Kunſt der Rhetorik, von der du ſprichſt, zulezt alles an? Offenbar auf Menſchen = und Weltkenntniß.

Deine Meinung, Clinias! ſagte ich, iſt alſo dieſe; das Bedürfniß der Beredſamkeit entſpringe aus unſerer Verdorbenheit? Wiſſe dann, daß Ariſtoteles von Stagira, ein Schüler Plato's, mein genauer Freund, er, von dem ich dir ſchon ſo oft erzählte, daſſelbe behauptet. „Und er hat Recht, verſezte er mir. Denn wann alle Menſchen weiſe und ſittlich gut wären, ſo bedürfte es der Beredſamkeit nicht." Nun aber, da ſie der Wahrheit überdrüſſig und dem Rechte abgeneigt ſind, ſo bedürfen die Weiſen der Kunſt der Worte, welche einen Haupttheil der Wiſſenſchaft, den Staat zu ordnen und zu regieren, bildet.*

Aber es wird eine Zeit kommen, wo dieſe Kunſt von den Weiſen zu den Müßigen übergehen wird. Dieſe werden eine Beredſamkeit erſinnen, welche weder Ueberzeugung noch Rührung, ſondern, wie ſie ſelbſt ſagen werden, Gefallen einzig und allein zum Zweke hat; und um dieſen Zwek zu erreichen, werden ſie ſich eine künſtliche Rhetorik entwerfen, und ſie mit ſchweren und unnüzen Regeln überladen, damit die Müßigen ſich nachher das Vergnügen machen können, ſie noch zu übertreffen. So erſchafft ſich ein von Müßiggang und Langeweile geplagter Menſch eine willkührliche Beſchäftigung, bald zählt er die Querbalken ſeines Schlafzimmers; bald legt er ein Bein über das andere, und bewegt es nicht ohne einen gewißen Takt, bald pfeift er nach Cadenzen, bald macht er diß, bald ahmt er jenes nach, und zieht aus dieſer periodiſchen Widerkehr von Tönen und Bewegungen und überwundenen eitlen Schwürigkeiten ein armſeliges Lebensgefühl und ein eingebildetes Vergnügen, welches den Mangel an wahrem Vergnügen erſezen ſoll. Sollteſt du aber irgendwo eine ſolche Verfaſſung der Geiſter und der Verhältniſſe wahrnehmen, ſo fliehe dieſe Stadt, und die frivole Welt, in der der Pöbel auch das einzige Stärkungs-Mittel, das er von den Weiſen erwarten konnte, verloren hat, und ſein Vergnügen an andern Dingen als am Denken und an edlen Gefühlen findet.

---

* Ebendaſelbſt.

XIV.

Geſpräch von Archytas.

Ihr Griechen, (es iſt Archytas, welcher ſpricht) betrachtet den Pythagoras als einen Philoſophen, und ſo wird er euch zum Räthſel. Man findet die Gedanken im Widerſpruch mit den Worten, die Worte mit den Handlungen, bei jedem Schritte trift man bei ihm die erhabenſte Weisheit mit der pöbelhafteſten Leichtglaubigkeit gepaart, und der Urheber ſo verſchiedener, ſo widerſprechender Dinge erſcheint zuweilen bewunderungswürdig, wie ein Gott, und bald als der verächtlichſte aller Menſchen. Betrachtet aber Pythagoras als den Geſezgeber der Städte, als den weiſen

Ordner der Sitten, als den erhabenen Verbeſſerer der Religion, ſo wird alles an ihm bewundernswürdig.

Was iſt denn ein Philoſoph? Man erzählt, daß Pythagoras dem Leontius von Fliunt es ſelbſt erklärt habe, als ihm dieſer Tyrann den Titel eines Weiſen anbot, welchen ſich ſo viele, weit Unwürdigere, ohne Schamröthe anmaßen, und den er ausſchlug. Gott allein iſt weiſe, ſagte Pythagoras, ich bin nur ein Liebhaber der Weisheit, ein Philoſoph. Was iſt denn aber ein Philoſoph? frug Leontius weiter. Ohne Zweifel, erwiederte Pythagoras, kennſt du die olympiſchen Spiele? Nun dann: dieſe ſind das Bild unſers Lebens. Viele kommen da zuſammen, einige aus Begierde nach Ruhm, und um ſich ſehen zu laſſen; andere aus Gewinnſucht; ſehr viele, um die Langeweile ihres Lebens, von dem ſie keinen andern Gebrauch zu machen wiſſen, zu verſüßen; noch andere, um ihre Freunde wieder zu ſehen; kurz der aus dieſer, jener aus einer andern Urſache. Nur wenige kommen dahin, um in der Stille Gutes und Böſes zu beobachten, und dieſe leztern ſind Philoſophen. *

Pythagoras blieb aber nicht immer in den engen Grenzen des kontemplativen Lebens, ſondern wollte, die Seele voll von Ideen über die ewige Ordnung und Schönheit, dieſelben andern Sterblichen mittheilen, damit ſie zu nüzlichen Keimen der Tugend würden.

Vergleicht Pythagoras mit Orfeus, jenem Orfeus, mit welchem wir Pythagoräer euch bekannt gemacht haben. — Ihr? ſagte ich; wie iſt das zu verſtehen? Orfeus war . . . . woher wir ihn ſeyn laſſen wollten. Er konnte überall her ſeyn, denn er exiſtirte nirgends, als in unſerer Seele. Jene orfeiſchen Gedichte, die ihr beſizt und die Religionsgebräuche, welche ſie ent-

---

* Cicero Q. T. V.

halten, ſind die Erfindungen unſers Cekrops,[*] der euch Griechen das Muſter eines Mannes aufzuſtellen gedachte, welcher durch die bloße Gewalt der Wahrheit und der Schönheit, die Völker glüklich und tugendhafter zu machen verſtand .... Aber wir reden jezt nicht von Orfeus, und mir iſt es lieb, wenn ihr ihn für wirklich haltet. Vergleichen wir ihn mit Pythagoras.

Man ſagt, Orpheus ſeye der erſte Städtebegründer geweſen, welcher, gebohren in einem Zeitalter thieriſcher Rohheit, als der erſte Prieſter und Verkünder der Götter, durch die Macht der Weisheit und durch den Zauber der Harmonie aus dem irrenden Leben in Wäldern zu beſtändigen Ehebündniſſen, zu anerkannten Göttern und zu beſtimmten Geſezen geführt hat. Pythagoras hat aber keine Städte gegründet; ſie beſtanden ſchon, waren jedoch im Begrif, ſich durch die Laſter ihrer Bürger ſelbſt zu zerſtören. Das Zeitalter war verſchieden, verſchieden der Zwek, nach dem ſie trachteten. Pythagoras mußte aufs Neue ordnen, was zur Zeit Homer's noch einmal erſchaffen werden mußte. Allein die gleiche Art von Weisheit mußte beide dabei leiten, und wirklich bedienten ſich beide derſelben Mittel, in den wilden Zeiten des Orpheus, wie in den verderbten des Pythagoras, um die Gemüther der Menſchen zu bezwingen.

Der Philoſoph begnügt ſich, das Wahre zu erkennen; aber diejenigen, welche ich groß in der populären Weisheit nennen möchte, müßen noch mehr verſtehen. Sie müßen, und dieß halte ich für das ſchwerſte aller Dinge, ſie müßen ein Maaß, und faſt möchte ich ſagen, eine gewiße Mäßigkeit in der Weisheit ſelbſt beſizen. Wolltet ihr dem Volke auf einmal alle eure Wahrheiten auslegen, ſo wird es viele nicht verſtehen, durch viele ſich beleidigt finden, weil ſie ſeinem Vortheil und ſeinen Vorurtheilen widerſtreiten; andere wird es vernachläßigen, und ſehr viele mißbrauchen, weil es ihre Prinzipien und ihre Folgen nicht kennt. Wollt ihr dem Volke wirklich nüzen, ſo müßt ihr immer zu vermeiden ſuchen, daß die Wahrheit nie mit der Gewalt ins Gedränge komme; denn ſonſt muß die Wahrheit nachgeben, oder ihre Verfechter müſſen mächtig werden, wenn ſie ſiegen ſoll. Wenn ſie aber einmal mächtig werden, wer ſieht uns dafür, daß ſie auch weiſe bleiben? Wollt ihr dem Volke nüzlich werden, ſo ſucht ſein Herz zu gewinnen, ehe ihr ſeinen Verſtand verſucht: denn man will nicht hören, was nicht gefällt, und was man nicht hört, davon wird man nicht überzeugt. Wo iſt aber ein Menſch, der jede Wahrheit ertragen könnte? Es iſt unvermeidlich, daß ſie für manchen ein Vorwurf, für den andern ein Zaum, für einen dritten ein Gegenſtand des Schreckens ſeyn muß. Es giebt Wahrheiten, welche jedermann gefallen; manche gefallen vielen; andere können ewig nur das Eigenthum weniger ſeyn. Es wäre nicht der Klugheit gemäß, eben dieſe Wahrheiten, welche dereinſt allgemein werden ſollen, vor der Zeit auszubreiten, und ich würde ſie eher verſchlendert, als ausgebreitet nennen. Sie brauchen eine lange Vorbereitung und werden dann erſt gemein, wenn das Volk werth iſt, ſie zu hören.

---

[*] Cicero de N. D.

Die Pflichten des Weiſen, von dem wir reden, ſind: eine völlige Erkenntniß aller Wahrheiten; daß er zu unterſcheiden wiſſe, welche das Bedürfniß des Volkes in dem gegenwärtigen Augenblick erheiſcht; daß er verſtehe, die übrigen, deren es dereinſt bedürftig ſeyn könnte, als ein heiliges Pfand aufzubewahren; daß er die Mittel kenne, die erſtern auf das ſchnellſte in Umlauf zu bringen, und die andern zu mehrerem Nuzen aufzubewahren, damit weder Vergeſſenheit, noch unkluge Uebereilung ſie vor der Zeit bekannt mache;

daß er auf dieſe Art die Erſchlaffung der Nation, welche die Folge des erſtern, und gefährliche Revolutionen, welche die Folge des leztern ſeyn würden, vermeide; kurz, daß er, gleich der Gottheit, dem Volke Geiſt und Leben mittheile, ohne die Quelle weder zu erſchöpfen, noch zu verſchlieſſen.

Ihr habt Italien geſehen, und kennt Sizilien; jedermann ſpricht von ihm in dieſen beiden Ländern: alles Gute, das ſie beſizen, kömmt von ihm. Die Nachwelt kann einſt vergeſſen, daß die Wiſſenſchaft des Pythagoras den Lauf der Planeten berechnet, und die geheimſten Geſeze der Natur enthüllt hat; allein das Andenken an Pythagoras muß jeden rechtſchaffenen Bürger tröſten, ſobald er anfängt an dem Heil ſeines ausgearteten Vaterlandes zu verzweifeln, und die Weisheit des Pythagoras muß ſein Leitſtern ſeyn, wenn er die Heilung deſſelben verſuchen will.

Als die Philoſophie des Pythagoras ſich erhob, war Italien das nicht, was es heutzutag iſt. Ihr * waret damals noch Barbaren, und wir ſchlimmer noch, als Barbaren. Einem alten, durch Erdbeben zerſtörten, Gebäude gleich, zeigte Italien auf der einen Seite halb verſunkene Säulen von der höchſten Schönheit und Zierlichkeit, auf der andern Seite Kalk und Schutthaufen, verächtlicher als der Sand. Manche ſeiner Nationen war ſchon verdorben, manche noch im Zuſtande von Wildheit. ** Die leztern verſtanden es noch nicht, ſich die Bedürfniſſe des Lebens durch Arbeit zu verſchaffen; die erſtern vermochten das nicht zu behaupten, was ſie durch den Anbau eines fruchtbaren Erdreichs, und durch einen ausgebreiteten Handel, durch den ſie, vermöge ihrer vortheilhaften Lage, den Oſten und den Weſten mit leichter Schiffahrt vereinigten, gewonnen hatten. Wir beſaßen alles, was nur der Luxus Thörichtes, und die Ueppigkeit Ekelhaftes hervorbringt. Wir genoßen gerne des Lebens, und verſtanden es nicht, daſſelbe durch die ſchönen Künſte reizend und angenehm zu machen. Die Ungleichheit der Glüksgüter und die zügelloſen Leidenſchaften ſtörten zuerſt die innere Ordnung der Städte, und dann ihren Frieden von Auſſen, indem jede an Eroberungen, an Beleidigungen und Rache dachte. Innerhalb der Mauren ſah man nichts, als Uſurpatoren und Tyrannen; neben dieſen eine Menge Niederträchtiger, welche das Vaterland verkauften, um ihr Leben zu retten, oder ſich zu bereichern; und nur wenige rechtſchaffene Bürger, die ſich in der Vaterlandsvertheidigung aufopferten. In ganz Italien hörte man nichts, als Krieg, Raub, Verzweiflung und Tod.

---

* Ihr. Es ſcheint, als ob dieß den Griechen gelte, welche zugegen waren.

** Siehe über dieſen Ausdruk des Archytas den Anhang III.

Pythagoras faßte den kühnen Entſchluß, den Frieden und die Tugend, ohne die kein Friede Beſtand haben kann, herzuſtellen. Seine Abſicht war, aus Italien einen einzigen Staat zu bilden, in welchem die Energie jedes einzelnen Bürgers ein ausgedehnteres Feld, ſich zu zeigen, fände, ohne gezwungen zu ſ[illegible]n, ewig diejenigen zu bekämpfen, welche die Nachbarſchaft, Sprache und Sitten zu ſeinen Brüdern machten, und die ihn die Trennung ſeiner politiſchen Verhältniſſe als Feinde zu haſſen zwang. Die vereinte Kraft aller, unaufgerieben durch innerlichen Zwiſt, ſollte ſo mit deſto größerm Nachdruk das gemeinſchaftliche Vaterland gegen den Angrif der Barbaren vertheidigen.

Barbaren nannte er alle diejenigen, die bewafnet in ein Land eindringen, das nicht ihr Vaterland iſt; Barbaren und Thoren nannte er auch die, welche, ob ſie gleich Eine Sprache reden, nicht im Frieden unter ſich ſelbſt leben wollen, und bei ihren Streitigkeiten die Fremden zu Hülfe rufen. Er ſagte den Italienern ſehr oft, was Sokrates beſtändig den Griechen wiederhohlte: Unter euch ſoll und kann kein Krieg ſeyn; das was ihr Krieg nennt, iſt Empörung, über die ihr erröthen würdet, wenn ihr euer Vaterland wahrhaft liebtet.*

Ohne Tugend, und ohne eine ſehr gute bürgerliche Verfaſſung konnte man aber nicht zu dieſem Ziele gelangen; es durfte Niemand da ſeyn, der Macht und Willen genug beſäße, ſein Vaterland zu kaufen, oder Macht und Willen, daſſelbe zu verkaufen. Der Ehrgeiz mußte, ſo zu ſagen, gezwungen werden, die Bahn der Tugend einzuſchlagen, weil ihm alle Wege zum Laſter und zur Niederträchtigkeit abgeſchnitten waren. Es war nothwendig, das Volk zu unterrichten; denn er behauptete, ein unwiſſendes Volk ſey jenem apuliſchen Winde (atabulo)** gleich, welcher die Felder verödet, da hingegen der mit geringerer Heftigkeit, von den lukaniſchen Gebirgen herwehende Wind Dünſte auf ſeinen Schwingen trägt, welche die Erde erfriſchen und befruchten. Es war nothwendig, diejenigen zu unterrichten, welche es beherrſchten; denn ein Volk mit hunderttauſend Füßen hat doch einen Geiſt nöthig, um ſeine Schritte zu lenken, und bei hunderttauſend Armen, hat es noch keinen Geiſt, um handeln zu können.

Mit dieſen Gedanken ſtellte Pythagoras ſich dem Publikum vor. Die erſte Frage, die man an ihn hätte richten ſollen, blieb immer die: Wer biſt du denn, der du dich in unſre Angelegenheiten miſcheſt? Wer nicht hunderttauſend Arme zu ſeinem Befehl hat, dem bleibt auf eine ſolche Frage keine andere

---

* Plato von der Republ.

** Ein in Apulien ſehr bekannter Wind. S. Horaz Oden.

Antwort, als die: Ich bin ein Geſandter Gottes. Auch ſagt der Weiſe keine Lüge; denn alle Weisheit kömmt von Gott. Für die Klugen ſind ſeine Tugenden, für das Volk ſeine Tugenden und ſeine Wunder, die Bekräftigung ſeiner Sendung. Die Götter hatten Pythagoras die Tugend geſchenkt, und eine genauere Bekanntſchaft mit den Geheimniſſen der Natur machte ihm viele Dinge leicht, welche dem Volke als Wunder erſcheinen mußten.

Er verkündigte zuweilen den Sturm vorher. Man erzählt, daß er einmal ſogar das Erdbeben voraus geſagt habe: als erfahrner Arzt, kündigte er den Kranken oft Geneſung oder Tod an. Wenige Begebenheiten dieſer Art waren hinreichend; die Einbildungskraft des Volkes war nun einmal empfänglich für Wunder, und erfand tauſend andere, noch erſtaunenswürdigere, dazu.

Oft waren die Wunder des Pythagoras nur eine figürliche Redensart. Einer von uns kann, während wir ſizen, ſagen: Nicht alle Schiffe, welche dieſe Nacht aus dem Hafen von Tarent auslaufen, werden das Ziel ihrer Reiſe erreichen. Nichts iſt leichter, als daß wirklich Schiffe auslaufen, während er alſo ſpricht, und daß das eine oder andere bei plözlich entſtehendem Sturme untergeht. Allein deswegen wird keiner ein Prophet heiſſen. Stelle dir aber dieſen Mann unter zehntauſend Zuſchauern auf dem Molo vor. Zwei Schiffe lichten die Anker, breiten ihre Segel den Winden aus; das Freudengeſchrei der Seeleute ertönt, die ſchon wieder mit Sehnſucht das vaterländiſche Geſtade bei ihrer Rükkehr begrüßen: während ihre Freunde ihnen vom Ufer eine glükliche Schiffahrt anwünſchen, erhebt ſich einer aus ihrer Mitte, und ſagt zu den Umſtehenden: Hört ihr dieſes Freudengeſchrei? Seht ihr dieſe zwei Schiffe, die mit günſtigem

Winde unter glüklichem Zeichen die Segel aufziehen? Unglükliche! denen ihr Schikſal verborgen iſt! Von dieſen beiden Schiffen wird das eine nie wieder die Heimath ſehen. Dies iſt eins der Wunder, welche man Pythagoras zuſchreibt; Was hat er hier mehr geſagt, als was jeder von uns tauſendmal in ſeinem Leben ſchon geſagt hat, oder hätte ſagen können! Nichts; das Wunder beſteht in ſeiner Art zu reden, die Bewunderung in unſrer Phantaſie.

Oft beſteht das Wunderbarſte einer Handlung blos in der klugen Benuzung des Augenbliks. Diß iſt bey vielen Wundern das Ganze: Pythagoras verſtand ſich darauf, den Augenblik zu erkennen, und zu benuzen. Oft wurde ihm eine einfache Vergleichung als Wunder angerechnet. So erzählt man zum Beyſpiel von ihm, daß er ſich zugleich mit jenem Abaris, der ſich für einen Sohn des hyperboräiſchen Apollo ausgab, auf einem Pfeile reitend durch die Luft reiſte, und allein mehr Wunder that, als zehen Pythagoraſſe, in Agrigent befanden habe.* Dieſem Manne allein, heißt es, habe Pythagoras das Geheimniß ſeiner Abſtammung vom Merkur enthüllt, und ihn ſeinen goldenen Schenkel ſehen laſſen. Ich will nicht von dieſen Dingen ſprechen, die ich weder zu leugnen, noch zu bekräftigen gedenke. Abaris genoß des Rufes, ein heiliger, in der Kenntniß religiöſer Gebräuche ſehr erfahrner Mann zu ſeyn, obgleich es nicht an Leuten fehlte, die dafür halten, er habe mehr Aberglauben, als Religion gehabt, weil er mehr Eifer für die Gebräuche als für die Tugend ſelbſt zeigte. Abaris und Pythagoras befanden ſich alſo, wie ſchon geſagt, zu Agrigent, gerade zu der Zeit, als Falaris daſelbſt herrſchte. Abaris predigte die Heiligkeit der Gebräuche, Pythagoras die Heiligkeit der

---

* Bayle im Artikel Abaris.

Sitten. Abaris verfocht den Vortheil der Götter, Pythagoras mehr den Vortheil der Menſchen. Daraus entſtand natürlich, was daraus entſtehen mußte. Abaris, welcher die Sühnungen vermehrte, war Falaris angenehmer, als Pythagoras, welcher die Gewiſſensbiſſe vermehrte. Im Anfang wurde auch er geſchmeichelt, denn die Laſterhaften ſchmeicheln der Tugend und Weisheit, ſo lange ſie hoffen, dieſelbe beſtechen zu können, (nur die Thoren verſchmähen ſie:) als man aber gewahr wurde, daß ſeine Tugend jeder Verführung widerſtand, fieng man an ihn zu fürchten, und die Furcht machte ihn verhaßt. *Die Laſterhaften ſind mächtig*, ſagte Abaris zu ihm, *ſie werden dich verderben. Sie werden mich nicht verderben*, antwortete Pythagoras, *wenn es nicht der Wille der Götter iſt; in der Götter Hand iſt mein Leben, denn ſie ſind es, die mir die Wahrheit einhauchen.* Indeſſen wurde Pythagoras dem Volke täglich lieber, weil Falaris mit jedem Tage ſich ihm durch neue Grauſamkeiten verhaßter machte. Eines Tages, als Pythagoras gerade zu dem Volke ſprach, kamen die Trabanten, welche Falaris ausgeſchikt hatte, um ihn zu ermorden. Pythagoras redete eben über den Gebrauch und Mißbrauch der Gewalt, und zeigte, daß der eben ſo lobenswürdig wäre, der ſich derſelben zum Wohl ſeines Volkes bediente, als tadelnswürdig derjenige, welcher ſich derſelben zu ſeiner Unterdrükung bediente; daß die Leztern beinahe immer damit endigten, ſich ſelbſt und ihre Kinder in den Abgrund des Verderbens zu ſtürzen, indeſſen die erſtern geliebt und ſicher, nach ihrem Tode gelobt und den Göttern gleich gehalten würden. Das Volk fieng begierig dieſe Worte auf, und ſtellte ſtillſchweigend in Gedanken eine Vergleichung zwiſchen dem an, was Pythagoras ſagte, und dem, was Falaris that. *Die Götter*, fuhr Pythagoras fort, geben deswegen die höchſte Gewalt in die Hände eines einzigen Menſchen, weil das Volk ſelten ſo viel Tugend beſizt, um ſein Glük ſelbſt zu erzielen, oft hat es kaum genug, um nicht zu verhindern, daß ein andrer es für ſie thue. Zuweilen verliert es ſelbſt dieſe Tugend, und dann geſchieht es durch Zulaſſung der Götter, daß derjenige, dem ſie die höchſte Gewalt verliehen, ſie ſo lange mißbraucht, bis die entnervten und verdorbenen Gemüther, von dem höchſten Grad des Leidens erwekt, neue Energie gewinnen, und Einigkeit in dem Staate zurükkehrt. Deßwegen laßt euch nicht täuſchen. Die erſte Würkung der Tugend iſt öffentliche Eintracht. Die Tyrannei iſt die Tochter der allgemeinen Verderbtheit, und kann nur durch die Zwietracht gedeihen; wollen dann die Götter die gute Ordnung in einem Staate wiederherſtellen, ſo geben ſie ein Zeichen um die Gemüther der Bürger, ſo zu ſagen, aufs Neue, zu einer weiſen und tugendhaften Eintracht einzuladen. Bis hieher war eben Pythagoras gekommen, die Trabanten ſuchten durch die Haufen zu dringen, das Volk widerſezt ſich und es entſteht ein großer Lärm. Pythagoras ruft, ohne ſeine Stelle zu verlaſſen, oder die Farbe zu verändern: Seht hier das Zeichen! Hört auf mich! ihr Bürger! Die Götter geben euch ſchon ein Zeichen ihres Willens. Ein Schwarm ſchüchterner Tauben, von einem Habicht verfolgt, flog über ihnen hin. Warum fliehen dieſe Tauben? Ihrer ſind viele, der Habicht iſt allein. Allein ſie haben keine Tugend, jede denkt nur für ſich; ſie ſind furchtſam, und weil ſie nicht wenig ſind, ſo zerreißt der Habicht, eine nach der andern, alle . . . Das Volk ruft, das Zeichen iſt deutlich, die Götter wollen es, laßt uns eilen, wohin die Götter uns rufen. . . . In weniger als einer Stunde war der Boden von Agrigent von dem Tyrannen gereinigt, von dem ſchrecklichſten Ungeheuer, das je die Menſchheit unterdrükte und entehrte.*

Du redeſt als ein Weiſer, Archytas, ſagte ich darauf und durch dich erſcheint uns Pythagoras als ein Weiſer. Allein ſage mir, ſollte es wohl das Schikſal der Wahrheit ſeyn, ſich nur durch den Weg der Lüge Eingang verſchaffen zu müſſen? Du ſagteſt, Pythagoras habe für die Weiſen die Tugend, für das Volk die Tugend und die Wunder angewendet. War die Tugend denn nicht hinreichend für das Volk und die Weiſen? Nein, Kleobul! Die Tugend iſt Weisheit, die Weisheit verlangt Ueberzeugung, und Ueberzeugung iſt nur das Werk der Zeit. Vorurtheil, Laſter und Irrthümer, welche in der Einbildungskraft des Volks kommen und gehen, wie Ebbe und Fluth des joniſchen Meers, würden immer von Neuem jenes Becken mit Sand ausfüllen, welches du nach und nach ausgraben ſiehſt, um einen Hafen zu bilden. Es iſt nothwendig, mit mächtiger Hand einen Damm zu befeſtigen, der die Wuth der ewig beweglichen Wellen zähme. Ehe man ein Volk gewöhnen kann zu denken, muß man es zwingen zu glauben. Um es zu überzeugen, daß das wahr ſey, was du ihm ſagſt, mußt du es bereden, das könne nicht wahr ſeyn, was du nicht ſelbſt ſagſt. Es iſt uns nicht darum zu thun, den Menſchen zu finden, der die meiſten Wahrheiten geſagt hat, ſondern denjenigen, der uns von den nützlichſten Wahrheiten überzeugt hat. Fanden ſich zuweilen große Männer gezwungen, das Volk zu täuſchen, ſo müſſen wir blos unterſuchen, ob es zu ſeinem Nuzen geſchah.

---

* Alle dieſe vorgeblichen Wunder des Pythagoras ſind von vielen erzählt, und von Stanley in ſeiner hiſt. philoſ. geſammelt.

So war Pythagoras. Als er ſich in Agrigent befand, wurde ihm von einigen ſeine übertriebene Religioſität vorgeworfen. Er antwortete: man muß das nie für Aberglauben halten, was zum Wohl der Menſchheit führet; denn dieſes Wohl iſt kein Traum. Auch gab er die Religion nie blos, um dem mächtigen Laſter zu ſchmeicheln. Als Falaris ihn einlud, die gottesdienſtlichen Gebräuche in Agrigent zu reinigen, weißt du, was er ihm antwortete? Reinige erſt dein Herz. Jede Religion erfodert einen Mittler zwiſchen den Göttern und den Menſchen. Fragen mich dieſe, wer denn dieſer Mittler der Agrigentiner ſey? Was kann ich ihnen antworten? Werden die Götter, welche die Gerechtigkeit lieben und das Blut verabſcheuen, wohl mit gnädigen Ohren die Gelübde anhören, die Falaris für die Agrigentiner, oder die Agrigentiner für Falaris darbringen?

Er wiederholte die Maxime ſehr oft, welches iſt der ſchädlichſte Menſch in einem Staat? Der, welcher den Namen der Götter mißbraucht, um einem Mächtigen zu dienen. Welches iſt der Menſch, der ſich am meiſten ſchadet? Der, welcher den Namen der Götter mißbraucht, um einem andern Menſchen zu dienen. Die Götter ſchenkten den Menſchen die Waffen, und ſie mißbrauchen dieſelben, um Ungerechtigkeiten zu begehen. Ihren Namen aber haben ſie nur dazu beſtimmt die Tugend zu lehren. — Nun fragt ganz Italien, und man wird euch ſagen, daß Pythagoras immer das ausübte, was er ſagte. —

XV.

Zweites Geſpräch des Archytas.

Hättet ihr vor einem Jahrhundert Pythagoräer werden wollen, fuhr Archytas den folgenden Abend in ſeiner Rede fort, ſo würde ich euch, erſt nach langen Jahren von Stillſchweigen und Prüfungen, geſagt haben, was ich euch geſtern Abend ſagte. Damals wäre es nöthig geweſen, euch fähig zu machen, ſo zu handeln, wie Pythagoras handelte, ehe ihr wiſſen durftet, warum er ſo handelte. Heut zu Tage iſt nicht mehr die Rede davon dem Pythagoras nachzuahmen, ſondern, ihn zu beurtheilen, und um ihn beurtheilen zu können muß man vor allem wiſſen, was der Zwek ſeiner Handlungen war?

Nach dieſer Erklärung will ich in meinem Geſpräch fortfahren. Laßt uns vorſichtig ſeyn, wenn wir große Männer beurtheilen wollen. Oft führt gerade das, was uns an ihren Handlungen kindiſch und trivial dünkt, am ſicherſten und würkſamſten zum Ziele. So erzählt man von Pythagoras, er habe den Einwohnern, ich weiß nicht, welcher Stadt, * Liebe zu der Wiſſenſchaft der Geometrie einflößen wollen, ſie aber widerſpenſtig für neue und abſtrakte Ideen gefunden, welche die größere Anzahl von ihnen noch überdies für unnütz hielt. Pythagoras ſezte Preiſe aus, nach Maasgabe der Fortſchritte, welche die jungen Leute in dieſem neuen Studium machten. Es erregte anfangs ein großes Gelächter, daß ein Philoſoph, der eine Schule errichten wollte, um ſich den Lebensunterhalt zu verſchaffen, damit anfienge ſeine Schüler zu bezahlen.

Das Gelächter fiel, wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegt, auf die Spötter zurük. Die Gewinnſucht flößte den Schülern Liebe für die Wiſſenſchaft ſelbſt ein, und

---

* Es war die Stadt Samos. Jamblich. de vit. Pythagorae.

als dieſe Liebe Bedürfniß für ſie geworden war, zahlten ſie Pythagoras den Preis hundertfältig, damit er ſeinen Unterricht fortſezte. Ich weiß nicht, ob dieſes Geſchichtchen Thatſache, oder bloße Allegorie iſt; allein es enthält die Geſchichte der pythagoriſchen Sekte, welche ſehr oft den Vorurtheilen des Volks ſchmeichelte, um ihnen Liebe für die Wahrheit einzuflößen.

Pythagoras hatte zu dem Volke, zu den Prieſtern, zu den Groſſen und zu den Weiſen zu reden. Er ſprach dem Volk von Religion und Moral. Wer durfte ſich ihm entgegenſezen? Er machte ja keine Neuerungen in der, ſchon beſtehenden, Religion, nur lehrte er, die Hauptſache einer jeden Religion ſey die Tugend. Auf dieſe Weiſe gewöhnte er die Menſchen, Religion und Moral zu vergleichen, und dies mußte hinreichen, um dieſelbe mit der Zeit zu reinigen. Ueber den Punkt der Moral allein war er unerbittlich: von der Moral mußten die Menſchen überzeugt ſeyn, und im Fall der Nothwendigkeit dazu gezwungen werden. In allem, was auſſer derſelben liegt, behauptete er, müßten ſie unterrichtet und geduldet werden.

Er ſprach zu dem Volke von ſeinen theuerſten Angelegenheiten, und redete die Sprache zu ihm, welche ſich am beſten für das Volk ſchikte, d. h. durch Parabeln und Sprichwörter. Iſt es wahr, daß Beiſpiele mehr wirken, als Vorſchriften, ſo müſſen Parabeln, welche nichts anders ſind, als Beiſpiele, mehr wirken, als Vernunftſchlüſſe. Sprichwörter, und zwar gerade ihre Sprichwörter ſind alle jene pythagoräiſchen Sentenzen, welche uns unverſtändlich ſcheinen, theils, weil ihr mit den Sitten der Völker, für welche ſie erfunden wurden, unbekannt ſeyd, theils weil ihr darunter immer einen erhabenern Sinn, und ein höheres Geheimniß ſucht, als wahrſcheinlicherweiſe darinn enthalten iſt.

So ſagte Pythagoras, z. B. um die Schwörſucht zu befördern: Geh zum Tempel, wende dich nicht um, etwas zu thun, oder zu ſagen, das zum gemeinen Leben dient: mit bloſſen Füſſen opfre und bete. Keinem Wunder der Götter, keinem göttlichen Orakel verſage deinen Glauben: wenn der Sturm weht, ſo bete ſeine Stimme an: wenn der Donner rollt, ſo berühre die Erde.

Wollte er Ehrfurcht gegen die Fürſten einflößen, ſo ſagte er: zerbrich die Krone nicht. Strecke deinen Finger nicht gegen das Geſtirn aus; rede nicht gegen die Sonne. Sprüze kein Waſſer gegen ſie auf.

Wollte er Eintracht predigen? Bei jedem Hieb rüke die Spize hinweg; ſchlage das Feuer nicht mit dem Schwerdte.

Ernähre keine Thiere mit krummen Klauen, nimm keine Schwalbe unter dein Dach auf, ſagte er zu denen, welchen er rathen wollte, ſchädliche Freundſchaften zu vermeiden.

Es wäre unmöglich, vielleicht auch unnüz, und gewiß ſehr langweilig, alle dieſe Ausſprüche anzuführen. Glaubt ihr aber, daß alle von Pythagoras ſelbſt erfunden ſeyen? Ich glaube beinahe gar keines. Schon lange vor ihm waren ſie in dem Munde des Volks, und ſchreiben ſich von ihren uralteſten Gebräuchen her. Wirf Steine auf die Stelle, wo Menſchenblut iſt vergoſſen worden; ſagte Pythagoras: dieſer Gebrauch herrſchte lange vor ihm, unter den Völkern Italiens. Trage keinen engen Ring; grabe das Bild der Gottheit auf keinen Ring; — aber dieß war längſt ſchon gebräuchlich, ehe er es ſagte. *)

---

* Plutarch in den röm. Frag. Ueber die Erklärung der pythagoräiſchen [illegible], und ihre Erklärung in Italien S. den Anhang I.

Hätte Pythagoras dieſe Sprüchwörter ſelbſt erfunden, ſo wäre er darinn jenen ſchönen Geiſtern ähnlich, deren witzige Einfälle, mit mehr oder minder Beifall aufgenommen, eine kürzere oder längere Zeit im Schwange gehen, und endlich auch für das Volk, und von den Klugen vergeſſen werden. Irgend ein Schreibluſtiger vereinigt ſie in eine langweilige Sammlung, um Leuten, denen die Natur das wahre wirkliche Talent verſagt hat, einen falſchen Anſtrich von Geiſt zu geben. Glaubt mir, meine Freunde, es iſt nichts leichter, als ſolche Sentenzen zu erfinden. Aber ſie bei einem Volke entdeken, ſie erkennen, ſich ihrer gleichſam als Verzahnung des Gebäudes, das man errichten will, bedienen, und dieſes dadurch für immer befeſtigen, indem man es auf die Seele, das Herz, ſelbſt auf das Leben eines Volkes gründet, das iſt das Werk des Genies.

Ich gebe gerne zu, daß manches von dieſen Sprüchwörtern mag gebraucht worden ſeyn, um höhere Pflichten, als die gewöhnlichen, zu bezeichnen, und man glaube, darin Winke zu entdeken, die für ganz andere Geiſter beſtimmt waren, als das Volk. Allein die Tugend der Weiſen hat viele übereinſtimmende Theile mit der Tugend des Volkes. Folglich können ſie auch viele übereinſtimmende Vorſchriften haben; nur muß der Weiſe weiter ſehen, als das Volk. Ihr Zwek iſt der nämliche; daſſelbe Sprüchwort, welches das Volk erinnert, nichts Böſes zu thun, legt dem Weiſen die Pflicht auf, Gutes zu üben.

Im Munde der Reformatoren gewähren ſolche Sprüchwörter ſehr große Vortheile. Sie gleichen Goldmünzen, welche bey geringem Umfang, einen großen Werth enthalten. Sie ſind allgemein verſtändlich, werden von jedermann angeführt, geſtatten allerlei Auslegungen, und ſo weiß ſie jeder auf ſich anzuwenden.

Nach Verfluß eines Zeitalters müßen ſich die Meinungen der Menſchen nothwendiger Weiſe ändern. Sind alſo die Vorſchriften, die ihr gebt, beſtimmt, ſtreng und unabänderlich, ſo müßen ſie nach den veränderten Sitten ſelbſt verändert oder gerichtet werden. Das erſtere iſt nicht immer möglich; das zweite zieht oft das ärgſte Uebel nach ſich; denn ſchlimmer noch, als die ſchlechteſten Vorſchriften, iſt der gänzliche Mangel derſelben. Durch Vorſchriften in der Geſtalt von Sprüchwörtern und Parabeln, erhält ſich die Macht guter Grundſäze viele Zeitalter hindurch: man vermeidet dadurch die Verwirrung und Anarchie der Begriffe, und erzwekt eine glükliche Mittelmäßigkeit im Guten, indem man das höchſte aller Uebel vermeidet.

In gebildeten Staaten müßen die Civilgeſeze von den Religions- und Sittenvorſchriften ganz verſchieden, deutlich, beſtimmt und unerbittlich ſeyn. Wißt ihr, warum? Weil ſehr oft ein Volk, welches man reformiren will, ſchon andre Grundſäze beſizt, an denen es hängt. Befände ſich in einem ſolchen Falle das Volk ohne Sitte und Religion, ſo würde es ſich durch innere Anarchie aufreiben, ehe ihr die nöthige Zeit gewinnen könntet, um neue Geſeze aufzuſtellen. Darum irren ſich gewöhnlich beide Theile, die, welche glauben, ſie können alles durch bloſe Civilgeſeze erreichen, und die, welche durch Religion und Sitten jene zu erſezen glauben. Jene machen die Habe und das Leben des Bürgers unſicher, dieſe machen den Zuſtand einer ganzen Stadt wankend und zweifelhaft. Es iſt nothwendig, daß Sitten, Religion und Geſeze zugleich beſtehen; denn fehlt das eine oder das andere, ſo muß dieſe Stadt über kurz oder lang zu Grunde gehen.

Es iſt nothwendig, daß ein Reformator wenige Vorſchriften, aber viele Rathſchläge ertheile, und zwar die Rathſchläge immer ſtrenger, als die Vorſchriften.

Es iſt nüzlich, in einer Stadt eine Anzahl Menſchen zu haben, die tugendhafter ſind, als die übrigen, und welche Beiſpiele und Aufſeher über die Sitten des Volkes, die immer zur Verſchlimmerung geneigt ſind, abgeben können; und welche dazu dienen, jenem Ehrgeiz, von welchem die Tugendliebe eben ſo wenig frei iſt, als jede andere Leidenſchaft, eine Gelegenheit zu verſchaffen, ſich äußern zu können.

Die Männer nun, die ſich durch ihre Tugend vor den übrigen auszeichnen, wollt ihr ſie nicht auf eine nüzliche Weiſe beſchäftigen, euch ihrer zu einem edlen Zwek bedienen? Mit Nuzen werdet ihr ihnen eure Lehre anvertrauen, jene Lehre, welche, zur Unzeit verkündiget, die Quelle unendlicher Uebel werden könnte. Auf dieſe Art bewahret ihr immer in eurer Lehre jene urſprüngliche, nöthige Einheit, wenn es mehr Bedürfniß iſt, zu lernen, als zu ſtreiten. Ihr werdet euch, auf dieſe Weiſe, in der Achtung des Volks, welche immer die Tugend begleitet, erhalten. So wird ſich eure Lehre ſchneller verbreiten; denn die Achtung des Volks und die Uebereinſtimmung der Weiſen tragen zu ihrer Verbreitung bei. Durch die Vereinigung der Tugend und Lehre gewinnt ihr nicht blos Lehrer, ſondern auch Magiſtrate, um das ſchon unterrichtete Volk zu beherrſchen.

Die pythagoräiſchen Collegien mußten nothwendig in verſchiedene Claſſen abgetheilt werden; denn es war zu derſelben Zeit gleich nothwendig und vortheilhaft, die Zahl der Anfänger ſo viel, als möglich, zu vermehren, und doch das Geheimniß der Lehre zu bewahren. Wir hatten daher Pythagoriſten und Pythagoräer. * Die erſtern waren Menſchen aus dem Volk, welche wenig mit unſrer Lehre bekannt waren, allein eine große Achtung für unſere Tugend hatten: ſie wa-

---

* Bruker und Buonafede.

ren eher Freunde als Nachfolger des Pythagoras. Unter den Pythagoräern ſelbſt gab es verſchiedene Claſſen, und nach langen Prüfungen erſt konnte man von einer in die andere gelangen.

Es gab eine geheime und eine öffentliche Lehre. Das Volk wurde nur mit der leztern bekannt gemacht. Man unterrichtete daſſelbe in allem, was es wiſſen mußte, um in Thätigkeit geſezt zu werden, in allem, was ihm die Arbeit leichter, nüzlicher und angenehmer, die Tugend allgemeiner, ſteter und ſüßer machen konnte. Die geheime Wiſſenſchaft war die Kenntniß der Urſachen, welche das Volk nicht zu wiſſen braucht, ohne darum ein wahres Gut einzubüßen, die aber, ſchlecht erkannt, große Uebel veranlaſſen kann.

Der Weiſe bedarf der Kenntniß der wahren Urſachen; denn nur durch dieſe Kenntniß kann ſeine Einſicht in die Sache ſelbſt, deutlicher, und umfaſſender und ſicherer werden. Dem Volk iſt dieſe Kenntniß der Urſachen unnüz; denn es vermöchte nicht, den Gebrauch davon zu machen, welchen der Weiſe daraus zu ziehen verſteht. Nothwendig iſt es aber, daß es auch eine beſizt, welche ſeinen Geiſt befriedigen kann. Dieſe Nothwendigkeit iſt ſo gebietriſch, daß, wenn ihr ihm nicht irgend eine Urſache angebt, ſo wird es ſich ſelbſt eine, ſey es auch die aberwizigſte, erdenken, und wer weiß, wohin es ſein Aberwiz führen würde? Darum hielten es die Unſrigen für gefährlich, verjährte Grundbegriffe, die das Volk erdacht hatte, und mit denen es einmal bekannt war, aufzuheben, um ihm damit nicht Gelegenheit zu geben, ſich neue zu erdenken, welche ſie nicht ſo leicht hätten erkennen und beherrſchen können.

Ich habe indeſſen von Vielen ſagen gehört, weiſer Archytas! verſezte ich; daß ein Volk, welches die wahren Urſachen der Dinge erkennen kann, das weiſeſte, das tugendhafteſte aller Völker ſeyn würde. Vereinigt, ſagen ſie, Sokrates, Anaxagoras, Plato, Timäus, Clinias und Archytas in Eine Familie, welche andre Familie könnte ſich an Weisheit und Tugend mit dieſer vergleichen? Verſammelt alle Weiſen der Erde, bildet aus ihnen eine Anzahl von Familien, und aus dieſen einen Staat, welcher andre Staat könnte ſich dieſem an die Seite ſtellen? [*]

Keiner, verſezte Archytas. Er würde nicht einmal den Namen eines Staats verdienen; denn es würde ihm gerade das mangeln, was eine Verſammlung von Menſchen, von einer Verſammlung von Bürgern unterſcheidet, die gegenſeitige Abhängigkeit von einander in allem, was das Leben angenehm und ſicher macht, und die vollkommene Abhängigkeit von fremdem Einfluße. [**] Wir würden den zweiten Tag alle vor Hunger ſterben: wir verſtünden alle nur eine und dieſelbe Sache, und keiner wüßte das, was der andere nicht wüßte. Das Uebel würde geringe ſeyn, wenn ſich Hippias von Elea unter uns befände; denn dieſer unſer Freund war zu gleicher Zeit Mathematiker, Feldbauer, Maurer, Schuſter. Alles, was er bewohnte, anzog, aß, war von ihm ſelbſt gebaut, gewoben, geſäet, geordnet und gemacht. [***] Für Hippias alſo, mag der Vorſchlag angehen; allein für uns, möchte es übel ablaufen. Unſre Vereinigung würde eine vortrefliche Akademie, aber eine ſehr ſchlecht organiſirte Stadt bilden. Unſere Kinder ſähen ſich genöthigt, ihre Lebensweiſe zu verändern, müßten, um leben zu können, das Studium der Wiſſenſchaften und der ſchönen Künſte verlaſſen und ſich auf die mechaniſchen legen, und dann hätten die Platone und Sokrate ohne dieß ein Ende .... Aber, meinſt du, ſie würden doch die Hälfte von dem wiſſen, was dieſe wußten ..... Würden ſie wiſſen, was nur der wiſſen kann, der ſehr weiſe iſt, was Sokrates wußte, nemlich, daß er ſehr wenig wiße? Sie würden wenige Kenntniße beſitzen, aber eben darum deſto mehr Anſprüche machen, daß ſie recht viele beſäßen. Glaube mir, Cleobul, ein Halbweiſer iſt ein vollendeter Narr.

---

[*] Es iſt ſonderbar, hier das nemliche Argument zu finden, welches Bayle in ſeinen Gedanken über den Kometen beigebracht hat.

[**] Ariſtoteles Politik. I.

[***] Cicero.

Der Irrthum kömmt einzig daher, daß man die Wiſſenſchaft bald für nüzlicher, bald für unnüzer hält, als ſie wirklich iſt. Die Philoſophen, welche das Volk an allen Geheimniſſen der Weiſen wollen Antheil nehmen laſſen, begehen einen großen Irrthum. Ich ſage es dir zum voraus, daß dieſer Misbrauch euerm Volke in Griechenland ſehr viele, und ſehr große Uebel verurſachen wird, und zwar den Philoſophen ſelbſt, welche am Ende werden weggejagt werden. Und dann möchte ich ſie fragen: ob ihre Unvorſichtigkeit mehr Gutes oder mehr Böſes bewirkt habe? Die Mächtigen irren gleichfalls, wenn ſie alle nüzliche Studien verbieten, und dadurch alle die Hülfsmittel vereiteln, welche die Geometrie, die Mechanik, die Sternkunde den Künſten gewähren könnten; ſie fürchten, daß das Studium dieſer Wiſſenſchaften, welche immer das Eigenthum Weniger bleiben, in den Gemüthern des Volks Zweifel erregen möchte, wodurch die Meinungen zerſtört werden könnten, welche ſie für die Grundpfeiler der öffentlichen Ordnung und ihrer ganzen Macht halten. Die Thoren! welche nicht einſehen, daß gerade ihre Furcht es iſt, die jene Beziehungen und Verhältniſſe aufdeckt, welche das Volk von ſelbſt niemals würde enthüllt haben. Sie ſehen nicht ein, daß jene Unwiſſenheit, welche das Elend verurſacht, und jenes Elend, welches zur Verzweiflung führt, die mächtigſten Urſachen der Verwirrung des Staates ſind!

Das wahrhaft Nöthige in einem jeden Staate iſt, daß jeder an ſeiner Stelle ſey, d. h. daß er arbeite, und die Ordnung liebe. Wiſſenſchaft und Gehorſam ſind gleich nothwendig, um das eine wie das andre zu erzwecken. Pythagoras verlangte von dem Volke die höchſte Ehrfurcht vor den Göttern, und von ſeinen Schülern die höchſte Achtung für ihre Meiſter. Glaube alles, was von den Göttern kömmt, ſagte er zu dem erſtern; zu den zweiten: Er hat es geſagt. Die Nothwendigkeit dieſer Achtung verringerte ſich, nach Maasgabe der Vermehrung ihrer Kenntniſſe; und endlich kam für die Schüler der Tag, da es ihnen erlaubt war, Pythagoras mit unverhülltem Geſicht zu erbliken;* dieſer Ausdruk bedeutet: die Wahrheit ohne Hülle zu ſchauen.

Pythagoras ſah es nicht gerne, daß ſeine Nachfolger im Angeſichte des Volkes über ihre Lehrer ſich ſtritten. Denn früh oder ſpät wird das Volk ſagen, dieſe Thoren, oder Betrüger wollen uns belehren, und ſind unter ſich ſelbſt nicht einig!

Nehmt euch in Acht, ſagte Pythagoras, daß ihr nicht die Achtung des Volks verſcherzt, wenn ihr es belehren wollt. Das Volk giebt keinem Gehör, den es verachtet. Selten iſt es im Stande, die Lehre zu erkennen; allein ſtrenge beurtheilt es die Lehrer ſelbſt, ſein Urtheil hängt oft von anſcheinend frivolen Dingen ab, aber ſie ſind die einzigen, welche das Volk einzuſehen im Stande iſt. Was hilft es, das Volk ungerecht zu ſchelten? Kommt es auf ſeinen Unterricht an, ſo hat es alles mögliche Recht, und wir haben alle Pflichten auf uns, und alle Schuld. Diodorus von Aſpendium ſuchte jene Kleidung bei uns einzuführen, welche Diogenes und Antiſthenes den Athenienſern beliebt hatten. So werden wir, ſagte er, die Wiſſenſchaft ſelbſt populärer machen. Ihr werdet ſie verächtlicher machen, antworteten die Beſſergeſinnten unter uns. *

---

* Bruker und Buonafede.

Jede Lehre, deren Beſtimmung die Volksreform iſt, bedarf der Collegien, der Einweihung, und des Geheimniſſes. Alle Völker haben ähnliche Collegien gehabt. Ihre Errichtung iſt der erſte Schritt, den ein Volk zu einer beſſern bürgerlichen Ordnung thut. Unſre eleuſiniſchen Geheimniſſe haben mit denen von Samothrazien gleichen Urſprung: Allein, erzeugt in einem rohern Zeitalter, konnten ſie ſich im Anfang nicht mit dergleichen Gegenſtänden abgeben, die wir behandelten; noch können ſie heut zu Tage ferner nützlich ſeyn, weil ſie zu allgemein geworden ſind.

Wie könnt ihr verlangen, daß die Eingeweihten die Sitten von Athen verbeſſern, da ihr Athenienſer alle eingeweiht ſeyd? Könnte Herkules zum zweitenmal auf die Erde zurükkehren und die Athenienſer wollten ihn zum zweitenmal einweihen, er würde es gewiß ausſchlagen.

Dieß ſind nicht die einzigen Uebel, Archytas, unterbrach ihn Plato, welche ich von dergleichen Collegien fürchte. Sie können ſich zuweilen von dem Reſte der Menſchen trennen, und ſich entweder in unnüzen, abſtrakten Betrachtungen verlieren, oder in dem Müßiggang und der Bequemlichkeit; welchen ihnen die Achtung des Volkes zugeſtanden hat. Dieſe Uebel befürchte ich, ſo oft die bürgerlichen und die moraliſchen Einrichtungen ſich von einander trennen. Uebrigens iſt die Moral des Pythagoras in der innern Na-

---

* Athenäus.

tur des Menſchen gegründet. Auch zweifle ich keinen Augenblik, daß ſie nicht in andern Ländern, unter andern Namen aufſtehen wird, und zwar dann aufſtehen wird, wenn die Verdorbenheit des bürgerlichen Standes, und das allgemeine Elend, die Gemüther auf den höchſten Grad deß Uebels werden getrieben haben. Die äußerſte Verdorbenheit der Sitten des Volks, wird die äußerſte Strenge in den Vorſchriften der wenigen Weiſen, welche ſich darunter befinden, hervorbringen, und der höchſte Grad von Uebel, den höchſten Grad von Muth, von Mäßigkeit und von Tugend erzeugen. Die Collegien, und die Lehre des Pythagoras, werden unter andern Namen aufs Neue erſtehen. Möchten ſie ſich nie von den Geſezen, und von der Geſellſchaft trennen! Mögen ſie ſich nie mit allzu engen Banden umſchlieſſen! . . . . . Doch genug der Ahnungen und der Wünſche! Fahre du in deiner Geſchichte des Schikſals unſrer Collegien fort!.

Erinnert euch, (es iſt Archytas, der aufs Neue das Wort führt), erinnert euch, daß der Zwek unſrer Collegien zweifach war. Der erſte beſtand darinn, nüzliche Wahrheiten aufzubewahren und auszubreiten, der zweite, dem Staate nüzliche Bürger zu verſchaffen: dieſen beiden fügt noch einen dritten bei, die Gemüther aller unſrer Staaten zu vereinigen, und auf dieſe Art den allgemeinen Frieden zu erzweken, welches das höchſte Ziel unſrer Wünſche, und unſrer Philoſophie iſt. Von den Pythagoräern ſtammt zuerſt das Wort: der Weiſe iſt ein Weltbürger.

Alle jene Staaten, die ihr Griechiſch, und wir Italioten nennen, * als die von Lukanien und Samnium, füllten ſich mit Pythagoräern an. Der Bewohner von Crotona hörte auf, den Sybariten als

---

* Italioten nannte man die Griechen, welche in Italien wohnten. S. Mazzochi ad Tab. Herod.

ſeinen Feind zu betrachten. Er ſah in ihm den Nachfolger einer Lehre, der auch er ergeben war, und was noch mehr iſt, den Bekenner einer und derſelben Tugend. Jeder Pythagoräer zählte Bewohner von beinahe allen griechiſchen Städten unter ſeine Freunde. Iſt es nicht wahrſcheinlich, daß mit der Zeit die Städte ſelbſt Freunde geworden wären?

Ich ſage mit der Zeit; allein gerade die Zeit fehlte, um dieß in Erfüllung zu bringen. Die Pythagoräer waren nicht im Stande, die allgemeinen Verhältniſſe aller Städte zu reformiren, ohne vorher die innerlichen, Privateinrichtungen einer jeden beſonders zu verbeſſern. Dieß erwekte bei vielen Eiferſucht, und brachte das Verderbniß ſelbſt unter uns, und unſre Collegien haben unzählige Zufälle erdulden müſſen.

Schon vor mehr, als einem Jahrhundert, hat die Wuth des Cilon beinahe alle zerſtört. Unſere Häuſer wurden eingeäſchert, unſre vorzüglichſten Männer getödtet oder verbannt, die Bücher zerriſſen, und die Namen ſelbſt würden auf ewig vergeſſen worden ſeyn, wenn es dem Böſewicht eben ſo leicht wäre, die Liebe zur Tugend zu zerſtören, als es ihm leicht wird, den Tugendhaften zu verderben. *

Die Aufhebung der Sklaverei war das erſte Geſchäft der Pythagoräer. Die alten Griechen, welche zuerſt in dieſe Gegenden kamen, beſiegten die Meſſapier, die Ur-Bewohner derſelben, und zwangen ſie, theils in andere Länder zu fliehen, theils verſezten ſie dieſelben in den Zuſtand, in welchem die Spartaner die Heloten und die Thebaner die Perreber hielten. Tauſendmal waren die Bewohner der Stadt in Gefahr, von unſern rebelliſchen Heloten erſchlagen zu werden; denn dieſe waren ſtets in größerer Anzahl

---

* Ueber die Schikſale der Pythagoräiſchen Collegien. S. den Anhang I.

als wir, und deſto furchtbarer, je erbitteter ſie waren. Giebt es denn, ſagten da die unſrigen, keinen Mittelweg, zwiſchen unterdrükt zu werden, oder ſelbſt zu unterdrüken? Fallen dieſe uns einmal in einem Augenblik an, wenn ſich ein Feind an den Thoren zeigt, wie dann? Ein Krieg von auſſen zwang die Tarentiner gerecht zu ſeyn; Ariſtophillides[*] Tod war die Urſache, daß die bürgerliche Sklaverei ebenfalls aufgehoben wurde, nachdem die häusliche ſchon unterdrükt worden war, und der Herrſchaft der Könige folgte die der Geſeze. Es gelang, das Volk zu überzeugen, die beſte Regierung ſey die, wo die Beſten gebieten.

Vergebt mir, wenn ich euch allzu lange von den Sklaven unterhalten habe: ich liebe ſie, und die Tarentiner nennen mich ſpottweiſe den Sklavenfreund,[**] weil ich mitleidig und menſchlich gegen ſie bin; weil ich ihnen gerne die Laſt ihres Unglüks leichter mache, und dafür ſorge, daß meine Sklaven beſſer genährt werden, als ſonſt gewöhnlich iſt; weil ich, wie ſie ſich ausdrüken, nicht den Stolz habe, ſie zu verachten. Was für eine Ehre, beim hohen Jupiter, kann es ſeyn, das zu verachten, was man äußerſt gering ſchäzt.[***] Ich haſſe die Spartaner, weil ſie ihre Heloten ſo ſchlecht behandeln, und die Sklavenjagd als eine gewöhnliche Jagdluſt von wilden Thieren anſehen.[****] In meinen Augen ſind alle diejenigen groß, welche den Stand der Sklaven ihrer Sorgfalt werth geachtet, und die Herren zur Strafe verdammt haben, die ſie mit allzugroßer Härte behandelten. Ihr Athenienſer ſeyd nicht die lezten geweſen, die der Menſchlichkeit Gehör gaben.* Es war eine Zeit, da man die Sklaverei weder bei euch in Griechenland, noch bei uns in Italien kannte. So war das Zeitalter des Saturns, zu deſſen Gedächtniß die Sklaven aller Völker für einige Tage des Jahrs den Anſchein von Freiheit erhalten. Die Völker, welche auf Eroberungen ausgiengen, waren die erſten, welche die Sklaverei einführten. Bei euch, waren es die Theſſalier, die Spartaner und die Cretenſer, die nach Beſiegung der Ur-Bewohner jener Gegenden, dieſe dazu verdammten, ihre Ländereien zu bebauen, und ſich das Recht nahmen, müßig zu leben. Uebermüthig durch ihren Sieg, wähnten ſie ſich von einem höheren Geſchlechte zu ſeyn. Die Einwohner von Chios haben den Ruf, die erſten geweſen zu ſeyn, welche gekaufte Sklaven hatten. Dieß war menſchlicher, allein nicht minder gefährlich. Ihr wißt, was man bei dieſer Gelegenheit ſagte: die Chier haben ſich Herren gekauft. Auch beſtätigen die Empörungen und Verwüſtungen, welche dieſe Inſel ſo oft zerrüttet, und beinah zerſtört haben, die Weisheit dieſes alten Sprichworts durch die Erfahrung.**

---

[*] Ariſtophillides war der lezte König von Tarent. Herodot. III. — S. auch Grimaldi annali. Vol. II.

[**] Athenodorus beim Athenäus. 12.

[***] Plato.

[****] Man nennte ſie Crypteia.

Aber wehe! wie ſchwer iſt's, Gutes zu thun, und wie wahr, daß der Weiſe es nur zitternd wagen darf! Es war nicht zu vermeiden, daß immer eine große Menge von Pythagoräern die Regierung führte; und warum ſollten ſie's nicht, da ſie immer die Beſten waren? Dieß zog uns anfangs den Haß der Großen zu. Ich habe ſchon von Cilon geſprochen, der blos darum ſo grauſam gegen uns wüthete, weil ſeine Laſter ihn unwürdig machten, unter uns aufgenommen zu werden. Allein der Haß der Großen hinderte uns nicht daran, dem Volke Gutes zu thun. Ueberall wurden neue Geſellſchaften errichtet, oder die ſchon beſtehenden verbeſſert, und überall die Künſte, der Friede, der Ueberfluß und bürgerliche Sicherheit, ohne die nichts beſtehen kann, befördert. Die Großen, welche uns ohne Mithülfe des Volks nicht zu unterdrüken vermochten, vereinigten ſich mit demſelben zu unſerm Schaden, und nun entſtand eine neue Art von Verfolgung. Wir ſuchten Freiheit und Gleichheit, aber jene ſollte nicht in Ausgelaſſenheit, dieſe nicht in Anarchie ausarten. Es bleibt indeſſen immer ſchwer, daß das Volk in ſeinen Begriffen Ziel und Maas halte, und die Laſterhaften wiſſen immer ſeine Irrthümer zu ihrem Nuzen zu mißbrauchen. Wollt ihr euere Grundſäze feſtſezen, ſo werdet ihr in ihnen immer Feinde derſelben finden. Können ſie euch nicht durch Widerſpruch beſiegen, ſo ſtellen ſie ſich als neue Anhänger, und übertreiben die Sache auf eine Art, daß ihr Misbrauch ſie fallen macht. Anfangs beſchuldigten ſie uns, wir hätten dem Volke allzuviel zugeſtanden; nachher klagten ſie uns an, wir hätten ihm allzuwenig verſtattet, und verhießen noch mehr. Die Gemüther des Volks ſind unbeſtändiger, als die Wellen des adriatiſchen Meeres, und eben die, welche zuerſt wegen Mißbrauchs der Gewalt waren verfolgt worden, wurden nun durch den Mißbrauch der Freiheit unterdrükt, und die Uebel, welche das Leztere verurſachte, waren zahlreicher und furchtbarer als die, ſo das erſtere mit ſich führte.

---

* Demoſthenes gegen Midias. Athen. IV.

** Athenäus ebendaſ.

XVI.

Drittes Geſpräch von Archytas.

Nun will ich von unſern eignen Ereigniſſen ſprechen, und euch Dinge erzählen, die ich ſelbſt geſehen, und an denen ich ſelbſt nicht geringen Antheil hatte. Ich war noch jung, als ſich eine neue Verfolgung gegen die Pythagoräer erhob. Es war die nemliche, von welcher ſo viel in Griechenland geſprochen wurde, und von der es hieß, daß Pythagoras ſelbſt dabei umgekommen wäre. Ach! es iſt nur allzuwahr, Pythagoras iſt todt, denn die Geſellſchaft, welche ſeine Lehre aufbewahrte, iſt zerſtreut und aufgelöſt!

Bei dieſer Verfolgung wurde der edle Philolaus, durch die Wuth des Volkes von Heraklea, getödtet. Nie wird die Philoſophie und Tugend einen ähnlichen Verfechter und Bekenner ihrer Sache hoffen dürfen!

Damals gieng Liſidas nach Griechenland hinüber. Der tugendhafte Freund hofte, daß das Ungewitter vorüber gehen und die Geſellſchaft wieder hergeſtellt werden würde.* Eitle Hoffnung! Er ſtarb fern von ſeinem Vaterlande und ſeinen Freunden, nachdem er auch einen Epaminondas gebildet und in ihm das nüzliche Beiſpiel gegeben hatte, wie ſehr die Weisheit dazu diene, die Menſchen beſſer und die Staaten glüklicher zu machen.

In Griechenland hatte Liſidas ſich ausſchließend mit der Erziehung der Jugend beſchäftigt. Was kann man Beſſeres thun, wenn ein Volk aus Mangel an guten Sitten die gute Ordnung nicht mehr ertragen will? Es heißt, Liſidas ſey auf Hipparch erzürnt geweſen, weil er unſere Geheimniſſe geoffenbahrt habe. Ich glaube vielmehr, er war über den Geiz erzürnt, mit welchem Hipparch, Theodor von Cyrene und Hippokrates von Chios, das verkaufte, was eine freie Gabe ſeyn ſollte, die Weisheit.[*] Sobald die Collegien aufgelöst ſind, wäre es Thorheit, ihre Geheimniſſe bewahren zu wollen. Es wäre gerade, als ob man unnüzer Weiſe den Verdacht beſtärken wollte, welchen das Volk einmal wider uns gefaßt hat. Das Klügſte unter dieſen Umſtänden iſt, unſern Mitbürgern, den Italienern, und der ganzen Welt zu ſagen: ihr habt uns angeklagt, verfolgt, zerſtört und warum? Dies waren unſere Geſinnungen, dies unſere Bemühungen, zu eurem Beſten; dies hätten wir ins Werk geſezt, wenn ihr uns nicht gehindert hättet.

---

* Epist. Lysidis in opusc. mythol. Gale.

Ich tröſtete mich nach ſo vielen ausgeſtandenen Leiden über den Verluſt meiner Hoffnungen durch den Gedanken, daß wenigſtens noch einiges Gute dereinſt durch jene National-Zuſammenkünfte entſtehen könnte, die wir unter vielen Völkern und Städten Italiens entſtehen ſahen, und welche eine Frucht jener Vaterlandsliebe ſind, die die unſrigen ſelbſt in der Verbannung nicht vergeſſen konnten. Bei den Unterhandlungen über ihre Zurükkunft verlangten die Verbannten, daß man unter den italieniſchen Städten eine ähnliche Verbindung knüpfen ſollte, wie unter den achäiſchen Städten. Müde der ausgeſtandenen Widerwärtigkeiten bildeten die Italiener ein Schuz- und Troz-Bündniß unter einander, das durch die Todesſtrafe geheiligt wurde, welches man gegen die Häupter derjenigen Stadt ausſprach, die einer andern ihre Hülfe verſagte, wenn ſie von einem gemeinſchaftlichen Feinde angegriffen würde. Die Achajer waren die Urheber dieſes Beſchluſſes, dieſelben Achajer, welche unſere Verbannten ſo gaſtfreundlich und großmüthig aufgenommen hatten. Die Bürger von Crotona, Sybaris und Lokri nahmen dieſen Vorſchlag zuerſt an und begannen ihre Verſammlungen in einem

---

[*] Fabricius B. G. V. I.

Tempel, welchen ſie dem Jupiter Homorius heiligten. Nach und nach vereinigten ſich andre Völker und Städte mit ihnen, und Heraklea wurde zum Size ihrer gemeinſchaftlichen Verſammlungen erklärt.*

Aber ſiehe da, der Dämon der Zwietracht erhebt ſich an den Geſtaden des Eurotas, an den Ufern des Piräus und von Syrakus aufs neue, um unſern Frieden zu ſtören und das ſchwache Band unſerer entſtehenden Vereinigung zu zerreißen.

Nach dem unglüklichen Tage von Egopotamus waren die Spartaner Herren von Athen und ohne Nebenbuhler in Griechenland. Liſander, deſſen Charakter äuſſerſt ſtörriſch und tiranniſch war, machte ſie nun glauben, daß ſie ihre Herrſchaft auf dauerhaften und ſichern Grundlagen feſtſezen würden, wenn ſie in allen beſiegten Städten dieſelben oligarchiſchen Einrichtungen einführten, welche in ihrem eignen Vaterlande beſtanden. Nicht zufrieden mit den Veränderungen, die ſie in Griechenland gemacht hatten, ſchikten ſie den Ariſtus nach Syrakus, um Dionyſius ihren Beiſtand anzubieten, damit er deſto leichter die Herrſchaft über Sizilien an ſich reißen könnte.** Laßt uns, ſagten ſie, auch jedes Angedenken an Volksherrſchaft zerſtören. Die neuen Beherrſcher, welche ſich auf den Ruinen derſelben erheben werden, müſſen der Hülfe wegen, die wir ihnen leiſten, und wegen gleicher Denkungsart mit uns unſere Freunde ſeyn. Dieſes Beiſpiel einer treuloſen Moral war deſto gefährlicher, weil es die andern Völker in den Fall ſezte, dieſelbe nachzuahmen. Nachdem die Athenienſer ihre Freiheit aufs neue errungen hatten, warfen ſie ſich zu Beſchüzern der Volksklaſſe auf. Solche Künſte verfehlen im Anfang niemals ihre Würkung; denn ſelten iſt es, daß ſich in dem Staate, welchen du bekriegſt, nicht zwo Partheien befinden, und du dadurch, daß du dich zum Beſchützer der einen aufwirfſt, die Macht des Feindes zertheilſt, und die deinige durch die vermehrſt, welche du ihm damit entziehſt. Der Krieg wird durch ſolche Maasregeln weiter verbreitet, weil auch die Staaten, welche keine Urſachen haben, ſich über ihre Nachbarn zu beklagen, und Theil an ihren Zwiſtigkeiten zu nehmen, zu den Waffen greifen, ſobald die Hoffnung entſtehen kann, ihre innern Einrichtungen zu verändern, über die ſich die Bürger immer mehr beklagen, als über die auswärtigen Verhältniſſe. Ich läugne nicht, daß es Manchem durch ſolche Künſte gelang, große und unvorhergeſehene Veränderungen zu bewürken, weil er den Feind an der ſchwachen Seite angriff, wo er am wenigſten Widerſtand zu leiſten vermögend war. Denn an nichts hält eine Regierung hartnäkiger, als an ihren Einrichtungen, und ſie kann auf keine Weiſe leichter beſiegt werden, als gerade durch das, was ſie am ſorgfältigſten zu vermeiden ſucht, durch die Veränderung ihrer Formen. Dann giebt es kein andres Hülfsmittel, als das, die oberſte Gewalt in die Hand eines einzigen Mannes zu geben, der die Ueberzeugung hat, daß das ſicherſte Mittel, den Feind zu beſiegen, darin beſteht, ihm zuvorzukommen, und dasjenige ſelbſt zu thun, was er zu thun willens war.

---

* Ueber die Komizien von Heraklea ſ. Mazzocchi tab. her. — Diodor von Sizilien. XIV. — Grimaldi annali del R. di N. V. 1 und 2. — Anhang II.

** Diodor von Sizilien ebendaſ.

Was iſt aber auch die traurige Folge dieſer abſcheulichen Kunſtgriffe? Sie verändern die Natur des Krieges und machen ihn zu einer allgemeinen Empörung. Das ſiegende Volk, durch das Verſprechen, den Beſiegten die Verfaſſung zu geben, welche ſie wünſchen, und durch ſeinen eigenen Vortheil gebunden, der darin beſteht, den Frieden in den eroberten Ländern zu erhalten, ſchwankt zwiſchen jenen Halbentſchlüſſen, die uns weder Freunde gewinnen, noch die Feinde vermindern, das Land weder erhalten, noch zerſtören, und mit eignem und der Freunde Ruin endigen. Die Spartaner werden die Herrſchaft von Griechenland nicht behalten, noch die Athenienſer ſie erwarten können. Dem Sohn des Dionyſius wird das Reich ſeines Vaters nicht bleiben; und unſere Städte?

Es würde euch heutzutage, bei aller Beredſamkeit, unmöglich werden, dem Lokrier anſchaulich zu machen, daß es eine ſehr frivole Ehre war, einem ſyrakuſaniſchen General eine ihrer Landsmänninnen zur Gemahlin von der linken Hand gegeben[*] zu haben. So werdet ihr unſre Eupatriden[**] umſonſt zu überzeugen ſuchen, daß man eben nicht in gerader Linie von Phalantus abzuſtammen brauche, um ein guter Bürger zu ſeyn. Ihr werdet die einfältigen Bruttier nie dahin bringen, zu geſtehen, daß eine Freiheit ohne Geſeze und ohne Obrigkeit Anarchie ſey. Es wird noch die Zeit kommen, wo jedermann einſehen wird, daß Dionyſius die Spartaner, die Athenienſer und die Italiener, alle zuſammen hintergangen hat und daß ſeine einzige Abſicht die war, Freunde und Feinde durch gegenſeitige Kriege aufzureiben, um am Ende, indem er die einen beſiegte, die andern verrieth, allein zu herrſchen. Was lag daran, weſſen Blut vergoſſen wurde? Dionyſius ſah nur fremdes Blut.

---

[*] Dionyſius hatte zugleich zwo Frauen. Die zwote war Doris von Locri. Er hatte, ehe er dieſe von Locri hohlte, eine von den Bewohnern von Rhegium verlangt, welche ihm antworteten, daß ſie ihm keine Jungfrau geben könnten, als die Tochter eines gemeinen Knechts. (Diodor v. Sic. XIV.) Dieſe zwo Frauen gaben zu dem Scherzworte Frau aus der Stadt und Frau vom Lande, Anlaß. S. Wielands Ariſtipp.

[**] Adeliche. — Es iſt bekannt, daß Dionyſius ſich Italiens zu bemächtigen ſuchte, indem er Aufruhr, Bürgerkriege, Meinungskriege und aller Art Verwirrung zu ſtiften ſuchte. S. Juſtin, Diodor und Grimaldi.

Du redeſt von Dionyſius, ſagte ich. So erkläre mir doch, ich bitte dich, Archytas, woher jener grimmige Haß, mit welchem er die Pythagoräer verfolgte, entſtanden iſt? Ich weiß, daß er ehemals ihre Freundſchaft ſuchte. Man verſichert aber, daß ihn nachher die Hartnäkigkeit, mit welcher ſie das Geheimniß ihres Bundes bewahrten, gegen ſie erbittert habe.

Das will ich dir ſagen, antwortete Archytas. Der menſchliche Geiſt iſt vielen Krankheiten unterworfen. Wahrſcheinlich wurde aber ein Menſch, voll Furcht und Argwohn, wie Dionyſius, darüber erbittert, daß er nie fand, was er wünſchte, oder zu finden hoffte. Furcht und Argwohn ſind die gefährlichſten Leidenſchaften der Mächtigen; denn es ſind die einzigen, welche man weder beſiegen, noch beſänftigen kann. Je mehr einer gefürchtet hat, deſto mehr muß er noch fürchten; und jemehr einer geargwohnt hat, deſto mehr Urſache bleibt ihm zum ferneren Argwohn, bis er zulezt, verhaßt und unerträglich durch die Grauſamkeit, zu der ihn ſein Argwohn verleitet, ein Opfer jener Uebel fällt, welche ohne ſeine Furcht, ohne ſeinen Argwohn, ohne ſeine Grauſamkeit niemals entſtanden wären. Die Verfolgung erbittert die Gemüther der Unterdrükten, und verhärtet ſie auf einen Grad, daß ſie ſogar das nicht mehr entdeken wollen, was ſie ohne Nuzen verſchweigen. Es fehlt nie an ſchwachen weibiſchen Seelen, welche immer ein großes Geheimniß zu beſizen glauben, und nicht zufrieden ſind, wenn nicht die ganze Welt weiß, daß ſie es haben, bis ihre Eitelkeit ſelbſt ſie zwingt, entweder ihre Pflicht zu verrathen, oder ſie, wenn noch einige Tugend bei ihnen wohnt, am erſten der

Verfolgung der Mächtigen ausſezt. Und dieſe Verfolgung wird durch ihr Unglük noch härter, weil es ihnen den Argwohn der Laſterhaften und den Unwillen der Tugendhaften zuzieht. Es iſt dann nicht mehr um die Bewahrung des Geheimniſſes, ſondern um die Mittel zu thun, ſich der Verfolgung zu widerſezen.

Dieß iſt die Geſchichte deſſen, was in Italien durch die Verfolgungen des Dionyſius geſchehen iſt. Wenn du einmal die Reiſe machen wirſt, Kleobul, ſo wirſt du auf der Straße nach Lokri die Gräber jener zehn Pythagoräer ſehen, welche dort von den Soldaten des Dionyſius ermordet wurden, und das der großherzigen Timika, welche ſich mit den Zähnen die Zunge abbiß, damit die Qual der Folter, zu welcher der Tyrann ſie verdammt hatte, ſie nicht zu irgend einer Schwachheit zwänge, die ihren Freunden ſchädlich werden könnte. *

Aber es iſt nicht einmal nothwendig, von allen dieſen Gründen zu ſprechen, wenn von Dionyſius die Rede iſt. Er ſuchte die Freundſchaft der Pythagoräer, ſo lange ſie mächtig und er ſchwach war. Er ſuchte in ihnen eine Stüze für ſeine entſtehende Herrſchaft, bewarb ſich um die Freundſchaft der Weiſen, blos wegen ihres Rufs, der ihm zu der Macht der Waffen noch die Meinung gewinnen ſollte. Nachdem er aber als Herr von Sizilien ſich ſtark genug fühlte, die Eroberung von Italien zu verſuchen, fieng er an, die Weisheit und Vaterlandsliebe derjenigen zu haſſen, neben denen es ihm, wenn die Leitung der Dinge in ihren Händen geblieben, nie gelungen wäre, dieſe Gegenden zu beherrſchen und zu verwirren.

Mit ganz entgegengeſezten Sinn und Herzen warf ſich Anaxilaus, bei einer andern Verfolgung der Pythagoräer, auf die großmüthigſte Weiſe zu ihrem wärmſten Vertheidiger auf. Ich weiß nicht, ob Anaxilaus in

---

* S. Barthelemy.

Griechenland eben ſo bekannt iſt, als Dionyſius. Es verdient es aber um ſo mehr, je nüzlicher es für die Menſchheit iſt, wenn die Beiſpiele von Tugend und Laſter vervielfältigt und verewiget werden.

Rhegium war, wie Syrakus, von innerlichem Aufruhr verwirrt. Die Großen wußten ſich in dem Gebrauch ihres Anſehens nicht zu mäßigen, und das Volk nicht im Genuß ſeiner Freiheit. Die Partheiwuth ward nur durch die Erinnerung an den verſchiedenen Urſprung der Bewohner dieſer Stadt vermehrt, und während der eine ſich erinnerte, er ſey ein Italiener, und mit dem Titel, ein Sohn des Landes ſelbſt zu ſeyn, prahlte, gedachte ein anderer ſeiner meſſaniſchen, ein dritter ſeiner chalcedoniſchen Herkunft, und jeder vergaß, daß er ein Rhegier war. Anaxilaus war das Haupt der Meſſanier, ein Abkömmling jenes Alcidamidas, der zuerſt in Rhegium geherrſcht hatte.* Allein er war gerecht, und erklärte ſich mit Beiſeitſezung aller dieſer thörichten Anmaßungen, als Beſchüzer der heiligen Rechte von allen. Seine Gerechtigkeit iſt bloßer Ehrgeiz, ſagten ſeine Feinde. Wir ſind alle ehrgeizig, antwortete er ihnen; aber ich allein ſuche meinen Ehrgeiz in der Gerechtigkeit. Die Nachwelt wird vielleicht den Anaxilaus einer allzu übermäßigen Herrſchbegierde beſchuldigen, durch welche er in den ſechszehn Jahren, in denen er ſich behauptete, allzuoft die Ruhe von Sizilien und Italien geſtört hat. Allein die Menſchen und die Dinge befanden ſich in einem Zuſtande, welcher bei allen den Wunſch erzeugte, von einem einzigen beherrſcht zu werden. Du empfiehlſt mir, ſchrieb er an Hiero, welcher die Vertheidigung der Lokrier übernommen hatte; du empfiehlſt mir die Rechte einiger wenigen, die durch mich leiden, und denkſt nicht an die Rechte der vielen, welche ich verfechte. Das Wohl der Menſchen liegt dir am Hergen, und du vergiſſeſt darüber das der Menſchheit; du behaupteſt die Rechte der izigen Generation, und denkeſt nicht an die Pflichten, die ſie gegen die künftige hat. Ich verſichere dich, wenn meine Mitbürger alle weiſe und gerecht wären, ſo würde Anaxilaus ſich in ſeinem Vaterlande nie über die andern erhoben, und nach ſeinem Tode bei Fremden und Einheimiſchen keinen andern Ruhm hinterlaſſen, als den ſeiner Tugend und ſeiner Gaſtfreundlichkeit. Nun hindern aber ihre Thorheiten und Ungerechtigkeiten die Herrſchaft der Geſeze und machen es nothwendig, daß einer gebiete, ſie zur Beobachtung derſelben zwinge, und nicht zugebe, daß dies Land, auf welches ihre Nachkommenſchaft ein Recht hat, durch ihre abſcheulichen Streitigkeiten zur Oede gemacht werde.

---

* Morisani Marm. Rheg. illustrata.

Zu ſeiner Zeit erhoben ſich die meiſten Städte Italiens gegen die Pythagoräer. Den Tarentinern gebührt das Lob, daß ſie ſich nicht nur nicht mit jenen Laſterhaften vereinigten, ſondern gaſtfreundlich alle diejenigen aufnahmen, welche anderswo verfolgt, bei ihnen Zuflucht ſuchten. Unter dieſen befand ſich Archipp. * Die größte Menge derſelben nahm aber Rhegium auf, wo ihnen Anaxilaus alle Freiheit zu Philoſophiren vergönnte.** Die Feinde der Philoſophie ſuchten ſeinen Argwohn zwar gegen die neuen Gäſte rege zu machen, und ſagten: die Weisheit, welche ſie mitbrächten, könnte ſeiner Macht ſchädlich werden. — Verleumdungen, erwiederte er; lange, ehe es Pythagoräer gab, ſind ſchon viele Könige gemordet worden; und vielleicht waren damals die Empörungen, Unruhen und bürgerlichen Veränderungen häufiger und blutiger, weil es denen, welche regierten, und denen, die gehorchten, an Mitteln fehlte, ſich gegenſeitig zu verſtehen und zu beſſern. So erregt der Wind, welcher von den Küſten Afrika's herweht, Ungewitter, ſobald er unſre Geſtade berühret, weil er in der unermeßlichen Fläche des tirreſchen Meeres keinen Hügel, keine Pflanze findet, die ſeinen Lauf unterbricht, oder ſeine Gewalt zertheilt. So endigte die kleinſte Unzufriedenheit mit Blutvergieſſen. Ihr rathet mir, die Philoſophie zu verjagen, und ich wollte, daß alle meine Bürger Philoſophen würden, dann würde es mir nicht an dem fehlen, was ich leider ſo ſelten finde, an Männern, die mir die Wahrheit zu ſagen, Willen und Verſtand beſizen. Einer ſagt mir; Anarilaus, du biſt mächtig; ein anderer: Anarilaus, du biſt großmüthig; ein Dritter: du biſt glüklich, Anarilaus. Was für ein Vergnügen kann ich daran finden, mir alle Tage dieſe und andre Dinge wiederholen zu hören, welche öfters nicht wahr ſind, von denen viele dem Zufalle gebühren, nicht mir, und keines mein Vertrauen verdient? Wie könnt ihr verlangen, daß man bei der Stelle, auf welche die Götter mich erhoben haben, eine andre Sprache mit mir führe? Allein, wenn ein Mann mir die Wahrheit ſagt, und mich für würdig hält, ſie zu hören, ſo iſt ſein Lob aufrichtig und vom Glük ganz unabhängig. Es iſt ein Lob, das ganz mein eigen iſt und mich allein erfreuen kann.

---

* Bruker am angef. Ort.

** Moriſani am angef. Ort.

Einem andern, der ihm ſagte: was nüzen dir dieſe deine philoſophiſchen Freunde? Auch ohne ſie würdeſt du dennoch regieren; antwortete er: ſie lehren mich die Kunſt zu regieren und geliebt zu werden. — Aber wie vieles von dem, was ſie behaupten, iſt unnüz oder unwahr, ſagte ein anderer. Es dient immer dazu, erwiederte er, euch aufmerkſam zu machen, wie unendlich ſchwer das wahrhaft Nüzliche zu finden iſt. Ich werde arbeitſamer und klüger, das Volk gedultiger und gelehriger, und alle beide gerechter.

So pflegte Anaxilaus zu ſagen. Er war König; er iſt todt; und jene Nachwelt, welche ſtrenger über die Könige urtheilt, als über Privatperſonen, und nach ihrem Tode die Beleidigungen rächt, welche die Schmeichler zu ihren Lebzeiten der Wahrheit anthaten, jene ſtrenge Nachwelt, hat das Andenken des Anaxilaus verſchont. *

XVII.

Geſpräch von Plato.

Wer iſt denn alſo dieſer Pythagoräer? Wie heißt ſein Vaterland? Wann lebte er? Wo iſt er geboren? Wo geſtorben? .... Alle dieſe Fragen wollt' ich Archytas vorlegen. Allein ehe ich mich an ihn ſelbſt wandte, trug ich Plato'n meine Zweifel vor. Höre, was er mir zur Antwort gab.

Wir Griechen haben einen großen Hang dazu, Fabeln zu erdichten, welche wir nachher für wahre Geſchichten verkaufen. Unbekümmert um die Geſchichte der übrigen Völker, iſt es unſre einzige Sorge, einem berühmten Manne, mit dem wir bekannt geworden ſind, griechiſchen Namen und Urſprung zu geben. Wir zeigen in Creta das Grab Jupiters, in Delphi die Siege Apollo's, in Thebe die des Herkules, und ſagen dann mit patriotiſcher Zuverſichtlichkeit: hier wurden ſie gebohren, hier ſind ſie geſtorben, und erſt lange, nachdem wir ſie gekannt haben, lernten andere Völker ſie auch kennen.

Wie heißt das Vaterland des Pythagoras? Metapontus, Fliunth, Samos und Tirus ſtreiten ſich

---

* Grimaldi annali v. 2.

um dieſe Ehre; und doch giebt es noch andere, welche ihn für einen Lukaner, oder für einen Egypter, oder Etrusker halten. Viele heißen ſeinen Vater Mnesarch, andere Mnester, noch andere Demarat. (wer weiß nun ſeinen Namen?) Als Juwelenhändler, Kornhändler, oder was er geweſen ſeyn mag (denn ſein Handwerk iſt ungewißer, als ſein Name,) verließ er Samos, ſein Vaterland (es wird dabei nicht bemerkt, ob diß Samos das unſrige in Griechenland, oder eines ſey, das in Italien liegt.) und kam mit ſeinem Weibe nach Delfi, wo Apollo ſich in ſie verliebte, und mit ihr eines von jenen menſchlichen Geſchäften trieb, welche Homer auf die unſchiklichſte Weiſe der göttlichen Naturen zuſchreibt. Aus Reſpekt für den Gott, vertauſchte der Mann den alten Namen ſeiner Frau Parthenäis mit Pithiade, und reißte darauf nach Sidon, wo ſie ihm einen Knaben gebahr, dem er den Namen Pythagoras gab. Wäre der Erzähler dieſer Geſchichte ſinnreich genug geweſen, die gute Parthenäis auf ihrer Reiſe, die ſie in ſolchen Umſtänden that, nach Egypten kommen zu laſſen, ſo wären alle diejenigen zufriedengeſtellt, welche einen Antheil an der Geburt dieſes großen Mannes zu haben glaubten.

Siehſt du nicht, daß dieß Mährchen ſind, vom Pöbel erfunden, oder vom Pöbel geglaubt; welcher an Männern, die er bewundert, ſehr leicht etwas Göttliches und Wundervolles findet, oder es ihnen andichtet? Geſchähe es je, daß ich in Griechenland eben die Celebrität erlangte, die Pythagoras in Italien genießt, ſo wäre es nicht unmöglich, daß der Sohn der Ariſtone, zum Sohn des Apollo geſtempelt würde. *

Der Lebenslauf des Pythagoras iſt eben ſo wundervoll, als ſeine Geburt. Nach einigen hatte er ei-

---

* Und dieß geſchah wirklich. S. Dacier in Plat.

nen goldnen Schenkel, nach andern wußte er ſich zu erinnern, während des trojaniſchen Krieges Euphorbus geweſen zu ſeyn. Er beſänftigte den Sturm, ſagte das Erdbeben voraus. Dieſer ganze Theil von Italien iſt ein Tempel ſeines Namens, jeder Winkel deſſelben beſizt irgend ein Monument, zum Gedächtniß eines von ihm verrichteten Wunders.

Zum Theil ſind dieſe Dinge bloße Erfindungen Anderer, theils haben ſie ihren Urſprung in der Lehre des Pythagoras ſelbſt. So ſagte er zum Beyſpiel: unſre Seelen ſterben nicht, ſondern wandern von einem Körper in den andern. Auf dieſe Art entſtand bei dem Volke ganz natürlich die Neugierde zu fragen: erinnerſt du dich keiner dieſer Wanderungen, die du vollbracht haſt? Wer ſoll nun auf eine ſolche Frage antworten? Das Volk ſelbſt. Denn antwortet ein Weiſer auch, ſo hat das Volk immer noch Bedürfniß weiter zu fragen, und am Ende antwortet immer das Volk dem Volke. Bisweilen antworten ſchöne Geiſter; allein ihre Ironie, welche das Volk nicht verſteht, beſtätigt ſehr viele Dinge, welche unglaublich ſind, und die das Volk nimmer aus ſich ſelbſt erfunden haben würde.

Wo ich die Geſchichte mit vielen Mährchen vermiſcht ſehe, ſchließe ich auf ein hohes Alterthum, und der Gegenſtand, welchem alle dieſe Fabeln zugeſchrieben ſind, wird in meinen Augen ein idealiſches Weſen, welchem alles zugeſchrieben wird, was eben dieſen Charakter trägt. Alle Völker, deren Geſchichte noch keine Gewißheit hat, ſind den Kindern ähnlich, und bilden ſich gerne Perſonen ein, denen ſie alles Gute und Böſe, ſo ihnen begegnet, zuſchreiben, denn unſre Seele, welche immer zur Einheit ſtrebt, und durch die Sinne gehindert, die erſte Urſache aller Dinge nicht zu faſſen vermag, muß ſich immer Perſonen bilden. So erdachten ſich unſre Vorväter die obere Götter, durch ſie die Naturkräfte bezeichneten, und nachher die Halbgötter, welche die Geſellſchaft ſtifteten, Ceres, Herkules und Bachus. Nach den Halbgöttern kam die menſchliche Weisheit, perſonifizirt in der Perſon eines Linus und Orfeus.

Sollte Pythagoras nicht der Linus und Orfeus der Italiener ſeyn? Sein Name wenigſtens iſt dieſer Vermuthung nicht entgegen.* Hierofant nennen wir den Vorſteher unſrer Religionsgeheimniſſe, und eben ſo ſprachrichtig iſt es, den Vorſteher eines Collegiums von Weisheitsprieſtern, Pythagoras zu nennen. Vielleicht hat nie ein Individuum dieſes Namens in Italien gelebt; ſo wie in Griechenland wohl keiner je den Namen Hierofant getragen hatte, aber aus den Handlungen verſchiedener Vorſteher ſolcher Collegen wurde nachher die Geſchichte eines einzigen Mannes gebildet. Pythagoras war der Jüngere von drei Brüdern; der erſte hieß Gutes Geſez, der zweite Tirrenus, und er Pythagoras. Vereinigſt du dieſe drei Namen, ſo findeſt du, daß alle drei mit Fug einer philoſophiſchen Sekte gegeben werden können, deren Beſchäftigung es iſt, das Glük des Landes zu befördern, in welchem ſie entſtanden iſt.

Wir Griechen machen den Pythagoras bald zu dem Schüler eines Phöniziers, bald eines Egypters, bald jenes Pherecides, der, obſchon anderswo geboren, dennoch unter uns lebte, und die Philoſophie trieb. Wäre er wirklich ein Schüler des Pherecides geweſen, ſo begreifſt du wohl, daß die Geſchichte des Schülers, als weniger alt, nicht fabelhafter ſeyn könnte, als die des Meiſters. Auch iſt die Lehre des Pherecides nicht von der Beſchaffenheit, daß man ſie völlig übereinſtimmend mit der des Pythagoras nennen könnte; und es iſt auch nicht glaublich, daß die Lehre des Meiſters in ſo kurzer Zeit von dem Schüler einen ſo großen Umſchwung hätte erhalten können; Pherecides mag indeſſen irgend ein Prinzip, welches mit der Lehre des Pythagoras übereinſtimmte, gelehrt haben, wie z. B. das über die Natur der Seele, und wir haben daraus gefolgert, daß die Italiener dies von ihm gelernt hätten. Allein du ſiehſt, daß die Lehren, welche bei uns noch in dem engen Kreiſe der Philoſophen aufbewahrt werden, hier allgemein verbreitet ſind; welches das Zeichen eines höhern Alterthums iſt.

---

* Pythagoras. — Man könnte dieſen Namen Mann von ganz vorzüglicher Ueberredungskunſt überſezen, und Ariſtipp war auch der Meinung, daß man ihn nicht ohne Grund dem größten Bereder zur Wahrheit beigelegt habe. Diog. 8. Siehe auch über das Folgende Bruker, Buonafede u. a.

So ſagt man ebenfalls, die Lehre des Pythagoras ſey aus Egypten gekommen, blos weil die Lehren der Egypter in einigen Punkten mit denen der Pythagoräer übereinſtimmen. Aber ich war in Egypten, und habe bemerkt, in wie vielen Punkten dieſe beiden Lehren von einander abweichen.

Willſt du mein eigenes Urtheil darüber hören? Ich wage es zu behaupten; Pythagoras hat nie exiſtirt, iſt nichts anders, als eine Idee des Volks, erſonnen, um ein Syſtem von Kenntnißen zu bezeichnen, daß an Urſprung ſich in das tiefe Alterthum verliert, und ſich durch Ueberlieferung, vermittelſt eines Collegiums von Philoſophen, das ſich in Italien gebildet hat, und das ſelbſt in Aufnahme gekommen war, erhalten hat.

Man ſagt, Pythagoras habe zu gleicher Zeit die Eigenſchaft der Hypothenuſe, die Verhältniſſe der Muſik, und die Geſetze der himmliſchen Harmonie entdekt. Iſt es dir nicht klar, daß Eine und dieſelbe Perſon dieſe drei Wahrheiten zugleich nicht hat erfinden können, und daß der, welcher ſo wenig von der Geometrie verſteht, um auch nicht einmal die Eigenſchaft der Hypothenuſe zu kennen, unmöglich die Proportionen der Harmonie zu berechnen vermag? Hat Pythagoras jenen Lehrſaz wirklich entdekt, ſo muß er ſehr alt, hat er das himmliſche Syſtem gefunden, ſo muß er ſehr neu ſeyn.

Wirfſt du einen Blik auf alle Handlungen und Entdekungen, welche dem Pythagoras zugeſchrieben werden; und ſtellſt du dir alle Perſonen vor, mit denen er, wie es heißt, Umgang gepflogen hat, ſo findeſt du in ihm einen Zeitgenoßen des Polikrates, des Falaris, des Milon, des Philolaus. Rechneſt du alle Länder, in welchen er nicht allein durchgereißt, ſondern wo er ſich ſogar lange Zeit aufgehalten hat, in Samos, Egypten, Syrien, Babilonien und Italien; ſo mußt du ihm ein Lebensalter von wenigſtens vierhundert Jahren geben. Und ſelbſt auf dieſe Weiſe iſt noch nichts geſchehen; wir werden alle Schwierigkeiten löſen, außer der, ihn zweimal ſterben zu laſſen. Wir ſehen uns alſo genöthiget, ſo viele Pythagoras anzunehmen, als Vorſteher von Collegien in allen Städten von Italien waren. So findeſt du in jedem Zeitalter, in jedem Ort, einen Pythagoras. Er wird ein Crotaner, ein Megapontiner, ein Lukaner, ein Hetruſker; ein Zeitgenoße des Milon, des Philolaus, des Telanges, des Tetanes und, was weiß ich, von wem? ſeyn. Alle aber werden ſeine Söhne heißen können.

Viele von Pythagoras Kenntnißen ſind vom Ausland vielleicht entlehnt; von uns aber wahrlich nicht; denn was hätten die von uns lernen können, welche viel mehr wiſſen, als wir? Allein nicht hie und da aufgefangene Ideen, wohl aber die Grundſäze, die Methode, die Formen des Denkens und Sprechens, das was wir mit Fug Dialektik nennen, und die Seele und das Inſtrument aller übrigen Theile der Philoſophie iſt, ihren Charakter ausmacht, und ihren Urſprung beſtimmt.

Ich finde die Philoſophie des Pythagoras in der Sprache, welche die Bewohner des Innlands von Italien ſprechen, die doch wahrlich nicht von unſern Colonien beſtammen können, wofür ſich Crotona, Tarent und Sibaris ausgaben. Die Sprache dieſer Italiener iſt führwahr nicht griechiſchen Urſprungs. *

Die Wahrheit iſt in der Sprache dieſer Völker die Handlung ſelbſt: Einen andern Charakter der Wahrheit giebt es nicht, als das Seyn, keine andere Erklärung, als Thun. Verſtehen heißt, eine Sache nach allen ihren Theilen faſſen, ihre Beſtandtheile kennen, ihre Urſachen und Wirkungen einſehen: Denken iſt weniger, als verſtehen, denn es iſt nichts anders, als nach und nach, und ſo zu ſagen, taſtend die Wahrheit ſuchen. Der Menſch denkt; allein er iſt nicht im Stande alle Wahrheiten zu verſtehen; denn er kann nicht alle Dinge thun. Die Gottheit verſteht alles, denn ſie kann alles thun, hat alles gethan, ſchließt alles in ſich. Ihre Idee davon iſt Wille; ihr Wille iſt Werk. Wir Griechen bewundern den Homer ſo ſehr, weil er uns Jupiters Augenbraunen ſchildert, deſſen Wink alle Elemente erſchüttert. Allein was Homer beſchrieb, haben die Italiener nachgeahmt, und, um die Gottheit auszudrüken, ein Wort gebildet, welches gerade dieſen allmächtigen Wink, der alles kann, was er will, ausdrükt. Sie nennen ſie Nume, und ich wußte dieſes Wort im Griechiſchen auf keine andere Art auszudrüken, als er ſprach's und es ward. Wenn die Götter Homers, mit drei gewaltigen Schritten, wo ſie hin wollen, gelangen, ſo erwekt dieſer Ausdruk plözlich den ganzen Umfang der göttlichen Gewalt in deiner Seele. Dieſes Weſen (Nume) erzeugt das

---

* Varro de L. L. — Vico de A. J. S.

Schickſal, welches nichts anderes bezeichnet, als die Beſchlüſſe der Gottheit ſelbſt, welche unabänderlich, weil ſie wahr, ewig, weil ſie unabänderlich, und gut, weil ſie einmal da ſind.

Gott iſt alſo die einzige, die wahre Intelligenz. Die Italiener nehmen ſich wohl in Acht, zu ſagen: der Menſch hat Intelligenz; ſie ſagen: er hat Seele, (Mente); denn bei ihnen drückt dieſes Wort den Gedanken aus, ſie nennen ihn nur der Intelligenz theilhaftig, als einer Sache, welche ihm von der Gottheit gegeben werde. Eine bewunderungswürdige Idee, welche den Menſchen erhebt, während ſie ihn zu erniedrigen ſcheint, und ſeine Erkenntniß zu der Gottheit emporhebt, von welcher nur jegliche Wahrheit kommen muß.*

Cratylus hat die Grundſätze unſerer Sprache unterſucht, und ich bin gewiß, daß er nicht alle dieſe Ideen darin gefunden hat.** Bilde dir nun einen Philoſophen ein, welcher unter einer Nation aufſucht, die dieſe Sprache redet. Wird dieſe Sprache nicht früher oder ſpäter Gedanken in ſeiner Seele erwecken, welche den Worten entſprechen? Denn du weißt, daß dieſe nicht blos Zeichen und Wirkungen unſerer Gedanken, ſondern ſehr oft Werkzeuge und Urſachen derſelben ſind. So wie wir häufig Worte bilden, indem wir denken, ſo müſſen wir noch öfter, während dem Sprechen, auf eine, den Worten angemeſſene, Art denken. Käme ein Reiſender nach Italien, ohne eine pythagoriſche Schule zu finden, und hörte die Italiener reden, ſo würde er leichtlich errathen, daß entweder ſchon eine da geweſen ſey, oder in Kurzem entſtehen müße.

---

* Vico de antiq. Ital. Sap.

** Es iſt glaublich, daß Cratylus des Sokrates Vorſchriften benutzt, und die etymologiſchen Unterſuchungen fortgeſetzt habe, auf welche ihn dieſer aufmerkſam gemacht hatte. S. Platos Cratyl. — Ariſtot. Metaph. I. ſagt, daß Plato vieles von Cratylus gelernt habe.

Das iſt Alles, was ich dir über die Perſon des Pythagoras zu ſagen weiß, und mehr mein eigenes Urtheil, als die Meinung Andrer. Dieſe Nationen Italiens, die wir Barbaren nennen, waren lange Zeit vor uns gebildet. Sie beſitzen Geſetze und Künſte, welche ſie nicht von uns erhalten haben; erinnere dich nur, daß Ceres aus Sizilien nach Attika kam, und den Landbau und die Religionsgebräuche, die erſten Grundſteine des geſellſchaftlichen Vereins, zu lehren. Dieſe Fabel enthält unſre Geſchichte. Allein ich bitte dich, laß dir kein Wort von dieſen meinen Meinungen gegen die kindiſchen Bewohner der Stadt des Cekrops entfallen. Ich habe ſchlecht von den Gottheiten Homers geſprochen; ſchlecht geſprochen von der Philoſophie der Griechen; habe geläugnet, daß die Arkadier älter ſeyen, als der Mond, und du brauchſt nur an den Tod des Weiſeſten unter den Menſchen zu denken, um der Philoſophie eine zweite Mißhandlung dieſer Art zu erſparen.

XVIII.

Cleobul an Speuſipp.

Plato hat die Schriften des Philolaus gekauft. Wie theuer? fragſt du mich. Für hundert Minen, und er hat ſich wahrhaft keine Reue gekauft. * Auch würde er ſie ſchwerlich zu ſo geringem Preiſe erhalten haben, wäre die Familie dieſes großen Mannes nicht in den dürftigſten Umſtänden. Wollte er ſie den Copiſten von Athen oder Corinth wieder verkaufen, ſo würde er gewiß noch mehr dafür erhalten. Aber es

---

* Diogenes Laert. 8.

ſcheint, daß er ein Geheimniß daraus zu machen gedenkt. Archytas hat ihm verſprochen, bei ſeiner nächſten Reiſe nach Lukanien, mit den Enkeln des Ocellus über die Schriften ihres Oheims in Unterhandlung zu treten.

Im Allgemeinen ſind die Werke der Pythagoräer ſelten, und theuer. Dies kommt nicht daher, daß ſie nicht eben ſo viel ſchreiben, als die übrigen Philoſophen; ſondern weil ihre Geſellſchaft nicht aus Müſſiggängern beſteht, wie die meiſten unſrer griechiſchen Philoſophen ſind, welche nicht leben, um ſich Kenntniſſe zu ſammeln, ſondern Kenntniſſe ſammeln, um zu leben; und auf der andern Seite, durch einen Eid verbunden ſind, eine Art von Geheimniß aus ihrer Lehre zu machen, ſo haben ſie mehr Gründe, als die unſrigen, ihre Schriften nicht ans Licht zu geben.

Allein gerade dieſe Seltenheit ihrer Schriften ſezt eine gewiſſe Claſſe von Betrügern in Credit, welche ſich jedem Reiſenden und Wißbegierigen aufdringen, und ihm verſprechen, ihn, als erfahrene Pythagoräer, wofür ſie ſich ausgeben, in jedem Geheimniſſe zu unterweiſen, und ihm jedes Werk zu verſchaffen. Bald kommen ſie mit einer Handſchrift, und ſagen, ſie ſey . . . von wem? Willſt du es wiſſen, ſo ſagen ſie dir, von Pythagoras ſelbſt. So bieten ſie dir die Schriften, bald dieſes, bald eines andern an; und worin beſteht denn am Ende dieſe ihre Waare? In kleinen Wörterbüchern, kleinen Geſprächen, kleinen Compendien; in denen ſie behaupten, daß der Geiſt, der Sinn, der Auszug, das Abbild alles deſſen enthalten ſey, was dieſer oder jener Schriftſteller gedacht habe. Bald ſind es Sprüche, bald Gleichniſſe, bald goldene Verſe: Haſt du denn alle das Zeug geleſen, ſo verſichern ſie dich, daß du nun mehr, als der Verfaſſer ſelbſt, wiſſeſt.

Sie ſammeln unter dem nemlichen Namen einige zerſtreute Züge; oft ſammeln ſie bloße Phraſen, und wählen immer die geiſtreichſten, d. h. die barokſten. Während ich dir ſchreibe, habe ich eine dergleichen Schriften vor mir, und ſchreibe dir eine Stelle daraus ab.

„Was iſt die Welt? — Ein unbegreiflicher Zuſammenhang, ein Gebäude, das mit dem Verſtande muß betrachtet werden; eine Höhe ohne Maas für das Auge; ein ſich ſelbſt erſchaffendes Schauſpiel, eine vielförmige Geſtalt, eine ewige Ordnung, ein nährender Aether, ein vielſeitiger Geiſt; Sonne, Licht, Tag, Mond, Geſtirne, Finſterniß, Nacht, Erde, Feuer, Waſſer und Luft.“

„Was iſt Gott? — Von Natur gut, ein vielgeſtaltiges Bildniß, eine unſichtbare Höhe, eine ſchwer zu löſende Aufgabe, ein unſterblicher Verſtand, ein alles durchglänzender Geiſt, ein wachendes Auge, die Eſſenz aller Dinge, der Innbegriff aller Namen, die allmächtige Hand, Licht, Verſtand, Macht.“

„Was iſt die Sonne? — Das Auge des Himmels, die Feindin der Nacht, der ätheriſche Cirkel, die Anzeigerin der Dinge, das reine Feuer, die Hervorruferin der Früchte, der unauslöſchliche Strahl, die ewig glühende Fakel, die himmliſche Wanderin, des Lichts ewigſtrömender Quell, die Zierde des Tages.“

„Was iſt das Weib? — Das Verlangen des Mannes, ein wildes Hausthier, eine Löwin, wenn ſie dein Bette theilt, ein bewachter Drache, eine bekleidete Viper, ein freiwilliger Krieg, ein koſtbarer Krieg, ein täglicher Verbrauch, die Werkſtätte des Menſchen, ein bösartiges Thier, ein nothwendiges Uebel.“

Durch dergleichen Menſchen, und ſolche Bücher, entſtehen dann die falſchen Begriffe, welche der Pöbel ſich von den Philoſophen macht. Nun ſtelle dir einmal vor, wenn nach tauſend Jahren, die Kriege, welche dieſes Land zerreiſſen, und der Ruin, der mit den Kriegen verbunden iſt, die wenigen ächten Schriften zerſtreut und zerſtört haben, und nur dieſe elenden Bücher übrig ſind, welche viel allgemeiner ſind, und folglich auch ſich leichter erhalten werden; was für ein Urtheil wird dann die Nachwelt über die Pythagoräer fällen?

Viele kaufen dieſe Schriften, weil ſie von dem Verfaſſer nichts, als den Namen wiſſen; andre, weil es ihnen an Einſicht, andere, weil es ihnen an Willen fehlt, mehr von der Sache zu verſtehen. Unter den früh kultivirten Völkern iſt es ein allgemeines Bedürfniß, nicht gerade Wiſſenſchaften zu beſitzen, als Wiſſenſchaft zu zeigen. Kinder wollen philoſophiren, Weiber wollen philoſophiren, ſelbſt die wollen philoſophiren, welche weniger ſind, als Kinder und Weiber. Die Eitelkeit; ohne die keine Geſellſchaft beſtehen kann, fand im Anfange Gefallen daran, zu ſagen: Ich bin der Stärkſte; nachher, aber nicht lange: Ich bin der Beſte; endlich: Ich bin der Reichſte. Nachdem der Friede und die Geſetze, die Sicherheit des Lebens befeſtigt, und die Bequemlichkeiten allgemeiner gemacht hatten, da wurde der Ruhm des Geiſtes der Gegenſtand der menſchlichen Eitelkeit, und dieß iſt die letzte Epoche der Staaten.

Beim Hunde! — Bemerke wohl, es iſt die Betheurung des Sokrates . . . . Däucht es dir nicht, daß ich ein tiefſinniger Philoſoph geworden ſey? Nun höre bei dieſer Gelegenheit, was für einen Wortwechſel ich vorgeſtern mit einem jungen Tarentiner hatte.

Iſt es aber nicht beſſer, ſagte er mir, daß wir uns mit dieſen Kenntniſſen abgeben, welche du kindiſch nennſt, als daß wir uns dem Spiel, der Wolluſt und der Völlerei überlaſſen? — Ich erwiederte ihm in folgentiſcher Methode: Ich frage blos, ob man zur Zeit deines Grosvaters mehr oder weniger las, als zu deiner Zeit? — O weniger, viel weniger. Mein Grosvater war ein guter Narr, der ſchon am frühſten Morgen, ehe noch die Sonne aufgegangen war, auf den Füßen war, und bis an den Saum lief, wo ſeine Ländereyen lagen. Des Abends kehrte er müde und abgemattet von der ſchweren Arbeit und der Hize nach Hauſe, und ſezte ſich, nachdem er ſeine Frau kurz und troken begrüßt, ſeine Kinder umarmt, und dem Geſinde ſeine Befehle ertheilt hatte, zum Nachteſſen nieder. Und was für ein Nachteſſen noch dazu! Beim Herkules! welch ein Nachteſſen! Die Pythagoräer können nicht nüchterner ſpeiſen. Das beſte Gericht war immer das, welches er eigenhändig in ſeinem Garten gezogen hatte. Worin beſtanden ſeine Geſpräche? Er fieng damit an, die pünktlichſte Rechenſchaft von Allem zu fodern, was den Tag über im Hauſe vorgefallen war; dann mußten wir an die Reihe, eins nach dem andern, wir waren kleine Kinder; da wurden wir gefragt: ob wir uns gut aufgeführt hätten, ob wir es nicht an der gehörigen Achtung gegen die Mutter und Grosmutter hätten fehlen laſſen? . . Zum Glüke übernahm uns dann gerade der Schlaf. Hierauf gieng eine andre Unterhaltung an, welche darin beſtand, daß er von ſeinen Gütern ſprach, von allen Winden, allen Meteoren, allen Früchten erzählte: Er war im Stande, jede einzelne Birne, jede Feige an ſeinen Bäumen herzunennen. Sein drittes Geſpräch fiel immer auf die Nachbarn. Er kannte jeden, und wußte ihre Geſchäfte bis auf die geringſte Kleinigkeit: Bald erzählte er dir, wie er einem Manne, der nicht zu leben hatte, Arbeit verſchaft habe, bald wie er einen ausgelaſſenen Jüngling auf den guten Weg zurükgebracht habe; bald wie er den Frieden in eine Familie zurükgeführt; bald . . . Doch wer könnte alles herzählen, was er vorbrachte? Fügte es ſich zuweilen, daß unter vielen andern, der Name irgend einer Magiſtratsperſon genannt wurde. Da hätteſt du meinen Grosvater ſehen ſollen, er ſprach mehr als . . Alles gieng ſchlecht, ſeitdem er, und irgend einer ſeiner Freunde ſich von den öffentlichen Geſchäften zurükgezogen hatten; Alles war in beſter Ordnung zugegangen, als die Geſchäfte in ihren Händen waren. Nun ließ er noch mehr Wein bringen. Bei jedem Glaſe, das er leerte, ließ er einen Schurken zum Tode verdammen, der zu ſeiner Zeit nicht exiſtirt haben würde, verbeſſerte er ein Geſez, das zu ſeiner Zeit nicht wäre verfaßt worden. Noch ein Glas, und er gewann eine Schlacht, welche zur Zeit ſeines* Ephorats nimmer und nimmer wäre verloren worden. So brachte er den Abend im Schooße ſeiner Familie und unter ſeinen Freunden zu, gieng dann zu Bette, und nach einem richtigen Schlummer wekte ihn ein anderer Tag gleich dem vergangenen. — Allein hatte dein Grosvater Bücher? Mein Grosvater wußte den Homer und den Tyrtäus auswendig, und behauptete, ſie allein wären Dichter, weil ſie die Menſchen muthiger und größer machten. Auch hatte er wohl ein Buch mit heiligen Hymnen, denn er hielt dafür, daß man die Götter verehren müße; viele Almanache und irgend ein Buch mit Hausmitteln. — Alſo? — Alſo — dein Grosvater verlor ſeine Zeit nicht mit Schwelgen, mit Spielen oder mit Weibern; er verlor ſie nicht mit einer frivolen Wiſſenſchaft. Der Menſch, der nicht tugendhaft zu ſeyn Kraft hat, ſchmeichelt allen ſeinen Leidenſchaften, und glaubt, indem er eine vorzugsweiſe begünſtigt, den übrigen Zeit und Muße zu rauben. Woher es kömmt, weiß ich nicht; allein, je mehr Laſter wir haben, deſto mehr finden wir überflüſſige Zeit für die übrigen alle.

---

* Die Tarentiner hatten eine obrigkeitliche Perſon dieſes Namens. S. Mazzochi ad I. H.

XIX.

Von Cleobul.

Die italieniſchen Philoſophen haben viele Bücher über die nüzlichen Künſte geſchrieben. Es giebt nicht eine einzige, von der man ſagen könnte, ſie ſey vernachläßigt worden. Sie beſizen Bücher über die Mahlerei, über die Architektur, über die Muſik, über die Gymnaſtik, über den Akerbau, über den Fiſchfang, und die Jagd. Sie haben die Natur aller Thiere, aller Kräuter, aller Steine beobachtet und beſchrieben; was verlangſt du noch? Sogar die Kochkunſt wurde ihrer Aufmerkſamkeit werth gehalten, und die Pythagoräer ſind vielleicht die erſten geweſen, welche Regeln darüber niederſchrieben, die dahin zwekten, das Schmakhafte mit dem Geſunden zu vereinigen. Archytas, Archytas ſelbſt hatte einen Traktat über die Kunſt der Zubereitung der Speiſen geſchrieben. *

Welch ein Mann iſt dieſer Archytas! Welch ein ausgebreitete Vielſeitigkeit ſeines Verſtandes! Seine Spielwerke ſogar ſind bewunderungswürdig, und jene kleine Maſchine, die er zum Zeitvertreib für ſeine kleinen Kinder erfand, zieht die Bewunderung der älteſten Männer auf ſich. Er verfertigte vor einiger Zeit eine Taube von Holz, welche alle Bewegungen einer wahren und lebendigen nachahmte. ** Die andere Maſchine, von der ich ſpreche, und welche durch eine künſtliche Conſtruktion verſchiedene Symphonien ſpielt, hat hier in Tarent Veranlaſſung zu einem Sprüchwort gegeben, und man nennt Menſchen, welche viel ſchwazen, ohne zu wiſſen, was ſie ſagen; des Archytas Schwazpuppen. Wie viele dergleichen Schwazpuppen haben wir nicht in Athen.

---

* Athenäus. — Jamblich 29. — Eine Ueberſicht der italien. Schriftſteller über die Künſte findet man im Anhang I. 19.

** Aul. Gell. X. 12. — Paschii Inventa Novantiqua. p. 640. u. w. — Ueber Archytas Taube haben viele geſchrieben.

Zwei Dinge beweiſen, nach meiner Meinung, mehr als Alles andere, das hohe Alterthum der Philoſophie dieſes Volks. Das erſte iſt, weil wir dieſelbe ſchon ſeit langer Zeit auf die Dinge angewendet ſehen, welche man im gewöhnlichen Leben braucht. Das zweite, daß ſie ſogar unter dem ſchönen Geſchlecht verbreitet iſt. Alle menſchlichen Wiſſenſchaften pflegen bei der Gottheit anzufangen, und ſind daher gewöhnlich unnüz für das gemeine Leben, und für den größten Theil der Menſchen zu abſtrakt. Die Weiſen ſtreiten, und der Akermann lernt nichts; denn es iſt ein unermeßlicher Zwiſchenraum zwiſchen Gott und der Natur, zwiſchen dem Pfluge und den Bohnen. So wie aber dieſer Zwiſchenraum ſich durch das Studium vermittelnder Urſachen ausfüllt, nähert die Wiſſenſchaft ſelbſt ſich den Künſten und dem Leben, und wird dadurch nüzlicher, leichter und gemeinnüziger.

Der weiblichen Pythagoräer, welche durch ihre Schriften berühmt ſind, giebt es ſehr viele. Unter die berühmteſten zählt man Eſara und Bindace, beide Lukanerinnen. Die zweite war die Schweſter des Ozellus und Ocilus; die erſte hat eine Abhandlung über die Natur des Menſchen geſchrie-

aber keiner hat herausgebracht, was eigentlich daran ſey. Ein Gleiches iſt bei ſeinem Crepitaculum der Fall, von welchem in Ariſtot. Polit. VIII. 6. Lampe de cymbalis veterum etc. und Erasm. Adag. Architae Crepitaculum, die Rede iſt.

ben[*], in welcher eine ſolche Kraft des Verſtandes ſichtbar iſt, daß man beinahe an dem Geſchlecht des Verfaſſers zweifeln möchte. Mia, Theano, Melißa haben ſich mit Gegenſtänden des häuslichen Lebens beſchäftigt, über die Erziehung der Kinder, über die Pflichten der Gattin und der Hausmutter geſchrieben.

Ich habe das Bildniß der Theano geſehen. Sie vereinigte mit hoher Wiſſenſchaft noch die Gabe der Anmuth und der Schönheit. Der Mahler wollte das Gedächtniß jenes Augenblikes aufbewahren, als ſie aus dem Tempel der Juno heraustrat. Nach ihrer Schönheit, der Großheit ihrer Formen, dem Adel, welcher aus allen ihren Geberden athmet, wähnſt du die Göttin ſelbſt zu erbliken, welche aus dem Tempel mitten unter ihr Volk hervorgeht. Die krotoniſchen Jünglinge ſtarren in Haufen um ſie her, und in ihren blizenden Augen, ihren halbgeöfneten Lippen, in der Spannung, in welcher ſich jedes ihrer Glieder befindet, glaubſt du jene Ungeduld zu leſen, die nach jenem Beſiz ſtrebt, welcher der höchſte Grad des Verlangens iſt. Du ſiehſt jenen Fat, der ſie mit dem Ausruf aufhält: welch ein ſchöner Arm! und während Theano ihn zurükzieht, und vorüberſchreitet, läßt dich Timarch gleichſam die Worte hören, die ſie bei dieſer Gelegenheit geſagt hat: ja; aber nicht für Jeden.[**]

Brachte ein reicher Mann dieſes Gemählde nach Athen, ſo würden ſich unſre eleganten Schönheiten bewundernd um daſſelbe verſammeln. Theano würde die

---

[*] Fabric. B. G. V. J.

[**] Eine ähnliche Antwort ſchreibt Plutarch der Theano zu. — Timarch iſt wahrſcheinlich der Name des Mahlers. Vielleicht gab es in Großgriechenland einen berühmten Mahler, der ſo hieß; allein es ſpricht kein ſonſtiger Schriftſteller von ihm.

Vergleichung aller unſrer Schönen werden. Brächte aber ein Philoſoph Theano's Briefe an Eubolina, an Nikoſtrata, an Calliſtona, nach Athen, jene Briefe, in welchen ſie ſelbſt die Form ihrer Seele mit größerer Eleganz und Wahrheit ſchildert, als Timarch ſelbſt ihre Körperformen gemahlt hat, ſo würden unſre Schönen ſich damit langeweilen. Und dennoch beſteht die Schönheit von Timarchs Gemählde in dem Ausdruk der ſchönen Seele Theano's.

Die Geſtalt ihres Aeußern, ſagte mir Mneſilla, iſt ſehr ſchön; wenn du aber die Straßen von Crotona durchwandelſt, wo Theano gebohren wurde, ſo wirſ du Tauſende finden, welche eben ſo ſchöne Formen haben. Immer war dieſe Stadt wegen der Geſundheit, Stärke und Schönheit ihrer Bewohner berühmt. [*] Weiſ du aber die Urſache, warum keine andre von den ſchönen Bürgerinnen von Crotona die Empfindungen erregt, welche uns der Anblik des Gemähldes einflößt, das die Theano darſtellt?

Ich will dir erzählen, was Archytas in ſeinem Werke über das menſchliche Schöne geſchrieben hat. Es iſt das Buch, das unſer Plato nie ſat wird zu leſen und zu bewundern. [**]

„Der Körper iſt das Werkzeug, die Seele iſt der Künſtler. Geringe und kindiſch iſt das Vergnügen, welches uns der Anblik gemeiner Werkzeuge, ſeyen ſi in ihrer Art noch ſo vollkommen, gewährt. Jene müßig an die Wand gelehnte Lanze, wird für einen Augenblik die Aufmerkſamkeit eines neugierigen Weibes, eines Kindes anziehen. Giebſt du ſie in die Hand eines Therſites, ſo achtet ſie niemand mehr. Läßt du aber Achilles ſie faſſen; wie viel Jammer, wie viel Neid, wie viel Bewunderung wird dieſe Lanze innerhalb und außerhalb der Mauren von Troja erregen. Es iſt Achilles, den ihr bewundert, und nicht ſeine Lanze."

---

[*] Barrius, Calabr. in Crot.

[**] Archytas ſchrieb ein Buch unter dieſem Titel. Die Lehre, welche alles menſchliche Schöne auf die Tugend reduziert, findet ſich im Phaedrus des Plato myſtiſch vorgetragen. Man kann hierüber auch ſeinen ältern Hippias und ſei Gaſtmal leſen.

„Dichter, Mahler, Bildhauer! ihr alle, die ihr das Schöne ſucht; bleibt nicht bei der Lanze ſtehen, ſondern mahlt uns den Achilles. Erhebt euch zum Ideal der Schönheit; dringt ein in die Seele, deren bloßes Werkzeug der Körper iſt; bildet uns jene Tugend ab, welche nichts anders iſt, als der richtige, leichte und edle Gebrauch der Werkzeuge der Seele. Es giebt keine Schönheit ohne Tugend."

„Wollt ihr dieſe Tugend erkennen, deren Anblik die Götter die Sterblichen nicht gewürdigt zu haben ſcheinen? Sie ſchimmert durch, in der Geſichtsbildung, in dem Auge, in jenen Augenbraunen, in welche ſo viele den Siz der Seele verlegt haben; * in den Bewegungen, den Gebehrden, den Worten. Ihr ſeht den Künſtler nicht; allein ihr ahnet ſeine Kraft in dem Gebrauch, den er von ſeinen Werkzeugen macht."

„Seht ihr den Leib jenes Jünglings, in der Blüthe ſeines Alters? Findet ihr nicht in ſeinen Gliedern die zierlichſte Uebereinſtimmung? Beſiegt das friſche Roth ſeiner Wangen nicht die Roſe im Kranz der Grazien? Aber er hat Lippen, und ſpricht nicht; Augen, und ſieht nicht; Ohren, und hört nicht; Füße, und geht nicht. Nachdem ihr ihn betrachtet habt, fragt ihr? Wo iſt nun die Seele?"

„Sehet jenes Mädchen an, das aus ſeiner Kammer heraustritt, auf die Eroberung des lydiſchen Satrapen

---

* Bruker ſagt, daß dieß ein Dogma des Theophraſts geweſen ſey.

ſinnt, von dem es gekauft worden iſt, und ſich ſelbſt betrachtet. Was hat dieſe junge Sklavin, in Schmuk, Gang und Blik, mit Theano gemein, welche aus dem Tempel der Juno hervorgeht, und unaufhörlich wiederhohlte: Tugend und Schaamhaftigkeit ſind die höchſte Zierde des Weibes. * In der erſten ſeht ihr einen Künſtler, welcher mehr Vertrauen auf die Werkzeuge, als auf ſeine Kunſt ſezt, nichts achtet, als die Materie und die Arbeit einer Lanze, die er mit weibiſcher Hand führt."

„Iolen gleich, die das Gewicht von Herkules Waffen niederdrükt, ſind alle diejenigen, welche die gebieteriſche Gewalt der Leidenſchaften zu Sklaven ihres Körpers macht. Ihre unordentlichen Bewegungen, ihre Unruhe, oder vielmehr ihre Verzerrungen, die ungewiſſen unordentlichen Blike, die aufgeſchwollenen, zitternden, blaſſen Lippen, die wechſelnde Farbe, die kömmt und geht, wie die wüthenden Wellen des joniſchen Meeres ſind die Würkungen des Zorns, der Wolluſt und jeder andern Leidenſchaft, ſind die Zeichen einer thörichten Anſtrengung, das zu wollen, was man nicht kann, und des Unvermögens, das zu thun, was man will. Kurz der Künſtler iſt der Sklave ſeiner Werkzeuge."

„Die ſchädlichen wiederhohlten Eindrüke, welche ſo niedrige Empfindungen auf unſere Geſtalt zurüklaſſen, machen ſie jenen ſteinernen, alten Bildſäulen ähnlich, welche unſre uralten Voreltern in die Wälder und auf die Gipfel der Berge ſezten, die einſt der Gegenſtand ihrer Anbetung, und nun von Regen, Wind und den Jahren verdorben, ein Gegenſtand des Spottes ihrer Enkel ſind." **

---

* Ich weiß nicht, wie dieſe nemlichen Worte auch in den Brief der Meliſſa an Cleareta gekommen iſt. S. Gale opusc. mythol.

** Das Fundamentalprinzip der phyſiognomiſchen Wiſſen-

„Das Gebot Jupiters, mit dem er Himmel, Erde, das Meer und alle Elemente bewegt, iſt nur eine leichte Bewegung ſeiner göttlichen Augenbraunen. Schon ſpannt Apollo den unfehlbaren Bogen ab, ſein Arm ſinkt an die Hüfte zurük, nicht um zu ruhen, ſondern weil die That vollbracht iſt. Du ſiehſt den Sieg des Gottes, nicht ſein Beſtreben. Vom Blute Pythons raucht die Erde. Auf den Lippen des Gottes erkennſt du noch die Spur des Unwillens, aber des Unwillens eines Allesvermögenden, mit Lächeln vermiſcht. Wie ſchön iſt die Juno des Zeuxis; allein du bemerkſt wohl, daß ſie ſich mehr als nur ſchön fühlt. An ihrem Anſtand erkennſt du Jupiters Gattin, und die Königin der Unſterblichen.“

„In der Bildung der Götter iſt die Schönheit ewig; denn ewig iſt die Tugend. Unſre Leidenſchaften ſind Kinder unſrer unmäßigen Begierden, der Ohnmacht unſrer Kräfte. Die Götter haben Leben; allein ſie haben keine Leidenſchaften.“ *

„So auch waren unſre Seelen, als ſie, frei von den Feſſeln des Körpers, auf den Grenzen der ſinnlichen Welt bei den unſterblichen Göttern wohnten, und die Wahrheit, die Tugend, die Schönheit in dem einzigen ſelbſtſtändigen Weſen betrachteten, das nur durch den reinſten Verſtand kann ergründet werden. Diejenigen von ihnen, welche den unſterblichen Göttern nicht nachfolgen können, oder nicht nachfolgen wollen, verlieren allmählich ihre natürliche Leichtigkeit, werden immer ſchwerer, ſinken zu den untern Sphären herab, und ſinken von Sphäre zu Sphäre ohne Aufenthalt, bis ſie dieſe Erde erreicht haben, wo die Göttin der

---

ſchaft der Alten war kein andres, als dieß. S. Ariſtot. Phyſiognom. Die Neuern haben dieſem nichts zuzuſezen gewußt.

* Pyth. Fragmente bei Gale.

Nothwendigkeit ſie zwingt, in den Leibern lebender Weſen eine Wohnung zu ſuchen."

„Hier wird nun der Geiſt Diener des ihm angewieſenen Körpers. Die himmliſche Kraft ſeiner Natur ermattet und erlöſcht beinahe. Wird der Menſch gebohren, ſo hat er nichts, als den Keim des Verſtandes; aber der Verſtand ſelbſt iſt nicht mehr. Kaum daß er nach Verlauf von einigen Jahren ſproßt und vegetirt, allein ſehr langſam und welk, wie eine Pflanze in ein fremdes Erdreich verpflanzt, die Menge Unkrauts nicht zu überwinden im Stande iſt, das um ſie herwächſt, ſie erdrükt, einengt, und ſie beinahe erſtikt. Dann ſiehſt du in den Gedanken und Bewegungen des Menſchen die Würkung der beiden verſchiedenartigen Naturen, aus denen er zuſammengeſezt iſt. In den Gedanken, jene reine und himmliſche Vernunft, welche den alten Urſprung ſeiner Seele verräth, und die niedrigen und elenden Affekte, die ſeine neue Sklaverei verrathen. In den Bewegungen erkennſt du zuweilen jene zierliche Harmonie, welche dich an die ewige Ordnung erinnern, vermöge derer die Materie zum Dienſt der Seele beſtimmt iſt, wie der Wagen zum Dienſt ſeines Führers. Oft aber erblikſt du Unordnung und Verwirrung, ſcheue, ſtörriche, ungelehrige, wilde Roſſe und losgelaſſene Zügel, den Wagenführer wankend, oder zur Erde geſchleudert in den Staub, zerſchlagen von den eiſernen Hufen ſeiner Pferde, und den Rädern ſeines eigenen Wagens."

„Menſchen, welche nichts haben, als Sinne, nennen dieſe Unordnung, dieſe Verwirrung, dieſen Lärm, dieſen Schreken ſtark, kräftig und ausdruksvoll. Denn ſie, deren Vernunft ewig ſchlummert, kennen kein anderes Gefühl des Lebens, als das, welches von der Bewegung und der Materie herrührt; ein

ein Gefühl, das weil es in ſich ſelbſt weder Ordnung noch Vernunft hat, welche blos Eigenſchaften der Seele ſind, nichts anders enthalten kann, als eine unächte Art von Schönheit, die nach dem Grad der Stärke gemeſſen wird."

„Man muß die wahre Schönheit nothwendiger Weiſe begreifen; um ſie nachahmen zu können. Es iſt uns nicht gegeben, ſie in der Seele eines andern zu ſehen; wir müſſen ſie daher in unſrer eignen ſuchen. Derjenige aber iſt beſſer, als andre, im Stande ſie zu erkennen und nachzuahmen, der durch ſeine Liebe zur Tugend und ſein Streben nach Wahrheit, jene Bilder, die er einſt an der Quelle des Wahren und Guten ſelbſt betrachtet hat, in ſeinem Innern aufs neue zu erwecken und zu bewahren verſteht. Siehſt du nun, Jüngling, was die Beſtimmung der Menſchen auf dieſer Erde iſt, und was für ein Geſez, den Vergnügen der Sterblichen aufzulegen, dem Urheber der Natur gefallen hat? Nicht allein beſteht da keine Schönheit, wo nicht auch Tugend wohnt; ſondern dem, der keine Tugend beſizt, iſt ſogar das Vergnügen verſagt, die Schönheit zu genießen und nachzuahmen."

„Unſre Alten erzählen, daß diejenigen Seelen, welche wenigſtens einmal die ewige Wahrheit an ihrem Urquell betrachtet haben, bei ihrem Niederſinken auf dieſe Erde, nicht mit thieriſchen Körpern vereint werden, ſondern in irgend einen menſchlichen Körper eingehen, und neue verſchiedene Beſtimmungen erfüllen müſſen. So lange ſie noch einen Theil ihrer Ideen bewahren, beleben ſie die Körper der Philoſophen, und der Liebhaber des Schönen, bei ihrer zweiten Wiedergeburt ſind ſie rechtmäßige und gerechte Könige, tapfre und grosmüthige Heerführer und kluge Staatshäupter; bei der dritten werden ſie rechtſchaffene Richter, gewiſſenhafte Verweſer öffentlicher Gelder; und ſo immer fort, indem ſie beſtändig ſtufenweiſe herunterſteigen, bis ſie bei ihrer neunten Wiedergeburt gezwungen ſind, in dem Leib eines Tyrannen zu hauſen. Zwiſchen jeder von dieſen Wiedergeburten liegt ein Zeitraum von tauſend Jahren. Kaum iſt die Seele von dem Körper, den ſie belebte, getrennt, ſo wird ſie vor einen Richter geführt, welcher alle Handlungen ihres Lebens auf das genaueſte ſichtet, und ſie verurtheilt, tauſend Jahre lang den Lohn ihrer Tugenden zu genießen, oder die Strafe ihrer Verbrechen zu leiden. Zehntauſend Jahre daurt dieſe Periode; nach Verfluß derſelben vereinigen ſich die Seelen entweder mit den unſterblichen Göttern, oder beginnen eine neue Periode, wenn ſie ihre urſprüngliche Vollkommenheit noch nicht erreicht haben."

„Wer kann aber den Seelen, welche den gröſten Theil der lebenden Menſchen bewohnen, die ſo viele tauſend Jahrhunderten ſchon die ewige Quelle der Wahrheit und der Schönheit nicht mehr angeſchaut haben, die erſtarrt, beſudelt und verwildert ſind, wer kann ihnen Flügel und Muth geben, ſich zu ihren alten Sizen emporzuſchwingen? Dazu hat der höchſte Baumeiſter aller Dinge, den Weiſen die Kunſt ertheilt. Nicht jene, welche, blos um das Bedürfniß beſorgt, zur Sklavin des Gaumens und des Magens gebohren wurde, ſondern ihre andre, erſtgebohrene Schweſter, jene Kunſt, die durch Nachahmung des Schönen, nicht zur Nahrung und Arznei des Körpers, ſondern zur Erhaltung und Vervollkommnung der Seele dient. Durch dieſe Kunſt bringen die Weiſen jene Ideen vom Wahren und Guten, die ſie aufbewahren, in ſinnlichen, beinahe menſchlichen Formen wieder hervor, auf daß ſie den kranken, ſchwachen Seelen der Menge gleichſam zu Leitern dienen, um zu dem ewig Wahren und Guten emporzuklimmen. Und ſo, wie wir einen jungen Menſchen, den wir zu irgend einer mechaniſchen Kunſt beſtimmt haben, zu einem vorzüglichen Künſtler führen, um bei ihm erſt die Vorſchriften zu lernen, dann ihre Ausübung zu beobachten, und gleichſam ſeine Glieder auf eine Weiſe abzurichten, daß ihm die Anwendung der Vorſchriften leicht und bequem wird; ſo zeigen uns es auch jene weiſen Freunde und Nachahmer des Schönen als bereits vorhanden, um es deſto leichter nachzuahmen. Denn Vorſchriften ohne Beiſpiel wirken ſehr wenig auf die Seele, und man wird ſich vergebens bemühen, einem, der nie ein Pferd geſehen hat, die Reitkunſt beizubringen. Sieht man aber einen Achill, oder einen andern Helden, wie er, mit Sicherheit und Kraft ein edles Streitroß regiert, ſo fühlt man in ſich ſelbſt einen unwillkührlichen, unwiderſtehlichen Trieb, ſeine Glieder, ſeine Muskeln, ſein ganzes Selbſt nach dem Beiſpiel des Reuters zu bewegen, den man bewundert. Wiederhohlt ſich dieſes Schauſpiel öfters, das dritte, vierte Mal, wünſcht man ſich ſchon das edle Roß, beſteigt es, und ſchon liegt man auf ihm davon. Dann können uns Chiron's Vorſchriften nüzlich ſeyn. Ein Gleiches gilt von den Dichtern, den Mahlern, den Bildhauern. Durch die Harmonie des Geſangs, der Farben und der Formen eigen ſie uns die Bildniſſe der Götter und der Hel-en, wie ſie ſich ihrer Kraft bald mit jener Majeſtät edienen, welche nichts iſt, als eine weiſe Mäßigung; ald die Stärke ihres Geiſtes der Grauſamkeit des Glüks und der Ungerechtigkeit der Menſchen entgegen-ezen, bald dieſe, bald jene Tugend ausüben. Dann eginnen auch wir, zuerſt vermöge des innern Mechanismus unſers Körpers, dann aus Gewohnheit, unſre Bewegungen, unſre Worte, unſre Sinne jenen Muſtern nachzubilden, und werden ſo nach und nach ſanfter, menſchlicher und tugendhafter, und würdiger, die Wahrheiten der intellectuellen Weisheit anzuhören und zu faſſen."

XX.

Geſpräch von Clinias über die Seelenwanderung.

„Der gute Sokrates war es, der die Wahrheiten unſerer Philoſophie zu den Athenern gebracht, und ſie mit Formen gekleidet hat, welche ſie den neuen Zuhörern glaublicher machen mußten. Unſre Seelen, ſagte er, wohnten, bevor ſie den menſchlichen Körper belebten, bei den unſterblichen Göttern; denn ſie ſind auch wirklich nichts anders, als Götter. Unter den Namen der unſterblichen Götter verſtehen wir aber nichts anders, als die Seelen, welche das Leben und Weſen aller Dinge ſind.* Sie bewohnen, ſagte er weiter, die Gränze der ſinnlichen und intellektuellen Welt: denn der erſtern gehört Alles an, was ſinnlich vorhanden iſt; der zwoten aber nur das, was ſich durch die Vernunft begreifen läßt. Die Natur der Seele, fuhr er fort, iſt ganz in der Intelligenz des Wahren, und dieſe, welche wir Leben nennen, nicht ihr urſprünglicher Zuſtand, ſondern eine drückende Sklaverei, zu der ſie durch die ewige Ordnung der Dinge, welche er die Göttin der Nothwendigkeit nannte, verurtheilt iſt."

So antwortete mir Clinias, als ich ihm im Geſpräch über Archytas Schrift vom Schönen ſagte, daß Sokrates in Athen bereits eine ähnliche Lehre verkündigt habe. Er fuhr aber fort:

„Auch unſer Philolaus hat ein Buch über die Natur der Seele geſchrieben. Manche finden daſſelbe zu abſtrakt und beinahe unverſtändlich, weil es, ihrer Meinung nach, mit überflüſſiger Mathematik angefüllt iſt. * Allein niemand hat mit gröſſerer Evidenz die unſterbliche Natur jenes Theiles unſers Selbſt's, der zur Erkenntniß der Wahrheit beſtimmt iſt, gezeigt, und Sokrates führte im Angeſicht ſeiner Richter, mitten unter ſeinen Freunden, und im Augenblik, da er den Giftbecher leeren wollte, nur den Philolaus, als Zeugen ſeiner erhabenen und troſtreichen Lehre, an." **

---

* Vico, de antiq. Ital. sap.

„Ihr werdet mir zugeben, ſagte Clinias weiter, daß Pythagoras durch die Verbreitung ſeiner Lehre von der Unſterblichkeit, ohne welche es weder Religion, noch Moral geben kann, der Menſchheit die gröſte Wohlthat erwieſen hat."

Du kannſt indeſſen nicht läugnen, erwiederte ich ihm, daß er dieſe Lehre in ſeltſame Erdichtungen eingekleidet hat. Sich zu erinnern, Etalidas, Merkurs Sohn, geweſen zu ſeyn, nachher der, von Menelaus verwundete, Euforbus, dann Hermotimus, dann der delphiſche Fiſcher Pyrrhus, und endlich Pythagoras! — Das heiſſt, dünkt mich, eben nicht die Unſterblichkeit beweiſen, ſondern dieſe Lehre lächerlich machen. ***

„Der gewöhnliche Vorwurf! verſezte Clinias. Pythagoras muſte zu den Weiſen und zu dem Volke reden. Auch ſprach er wirklich zu dem Verſtande der erſten, und zu der Einbildungskraft des leztern. Als er aber zu dem Volke redete, gebrauchte er die Vorſicht, zu behaupten, ſein Erinnerungsvermögen ſey ein Geſchenk ſeines erſten Vaters Merkurius. Wenn ihn alſo das Volk fragte: Warum erinnern wir denn uns nicht auch an die Vergangenheit? So antwortete er ohne in Widerſpruch mit ſich ſelbſt zu gerathen: weil ihr keine Götterſöhne ſeyd. Machten die Weiſen ihm den nemlichen Vorwurf, ſo ſagte er ihnen: ſeht ihr denn nicht, daß ich damit anfange, mich den Sohn des Merkurs zu nennen? Meint ihr denn, daß ich das ſelbſt glaube? Allein dieſe Gattung von Menſchen will das Wunderbare, und die Fabel iſt nothwendig, um der Wahrheit Eingang zu verſchaffen.“

---

* Cl. Mamert. de Ital. An.

** Plato in Phädon.

*** S. hierüber Bruckern Bayle u. a.

„Wer nur die nakte Wahrheit verkündigen wollte, würde ohne Nuzen geſteiniget werden. Es iſt nothwendig, einen Fond von Wahrheit zu beſizen, wenn man eine Reform beabſichtiget. Allein man muß dieſen mit dem Scheine des Irrthums bekleiden, und dieſer muß der Irrthum des Volks ſeyn, und nicht dein eigner, damit das Volk ihn annimmt, und du vor den Weiſen immer den Namen eines Weiſen erhältſt. Denn iſt der Irrthum, der Irrthum des Volks, ſo werden die Weiſen glauben, daß du dich nur des Irrthums bedieneſt, nicht aber, daß du ihm dieneſt.

Spintarus nahm izt das Wort: Pythagoras ſagte einmal, er wäre in der Unterwelt geweſen, und hätte da die Seelen Homers und Heſiods an zween Bäumen aufgehangen geſehen, wie ſie dem Wind und Regen, dem Froſt und der Hize ausgeſezt geweſen wären; und zwar alles darum, weil ſie ſo viel Dinge erdichtet hätten, welche der Natur der Götter unwürdig wären. So hätte er ebenfalls die Ehemänner beſtraft gefunden, welche ihren Weibern im Leben eine gerechte Urſache gegeben, ſich über ihre Aufführung zu beklagen. Wie iſt aber ein Tartaros möglich, ſobald die Seelen in ewiger Wanderung begriffen ſind? Seyd ihr es nicht ſelbſt, die dem Volke zurufen: ihr Thoren, welche die Furcht vor dem kalten Tode erſchüttert! Was Styx? Was Finſterniße? Vor welch leeren Namen laßt ihr euch erſchrecken? Sie ſind alle nur von den Dichtern erfunden, um die leichtglaubige Welt in Furcht zu ſezen. *

Clinias erwiederte ihm: „Als Pythagoras dieſes ſagte, wollte er damit gewiß keine Wahrheit beweiſen, ſondern einen Irrthum zerſtören. Er zerſtörte denſelben, ſo weit es nöthig, und auf die Art, wie es nöthig war. Ueberzeuget ihr das Volk, die Gottheit ſey den Bildern, welche Homer und Heſiodus erdichtet haben, nicht ähnlich, ſo glaubt es euch auch nicht mehr an den Tartaros der Poeten. Sagt ihr dem Volke: der Tartaros iſt nicht ſo, wie ihn Homer beſchreibt, ſo antwortet es: Wie iſt er dann? — Denn man kann keine Idee als falſch in unſrer Seele zerſtören, ohne zugleich eine andre zu unterſchieben, welche man für wahr hält. Was wollt ihr nun dem Volke ſagen? Etwa, daß unſre Seele nicht von körperlichen Leiden gequält werden können; daß jene Straſen im Tartaros, welche die Dichter erfunden haben, der Allmacht deſſen unwürdig ſeyen, der mit einem Winke Schmerz und Freude ſchaft, wo es ihm gefällt; daß die Götter . . . Doch was hätte ein ſolcher Reformator nicht alles zu ſagen, wie viel Zeit brauchte er nicht, um das Volk davon zu überzeugen? Indeſſen wäre ſein Tag zu Ende, ohne daß man eines ſeiner Werke vollkommen nennen könnte, ſo lange noch etwas zu thun übrig geblieben wäre. Der Philoſoph nur kann ungeſtraft nach Methode verfahren, und von Prinzipien ausgehen. Die Zeit iſt in ſeiner Gewalt, die Menſchen bleiben auf dem Punkte, wo er ſie läßt. Wenn aber ein Reformator nicht bald zeigt, was man thun muß, ſo werden die Menſchen, die nicht denken, aber immer handeln, damit fortfahren,

---

* Ovids Verwandlungen.

und da ſie nicht nach ſeinen Prinzipien verfahren können, nach entgegengeſezten handeln, und jene zerſtören. Kein Reformator iſt weniger Philoſoph, als der, welcher zu ſehr Philoſoph ſeyn will. Seine Pflicht iſt, immer die Folgen zu beſchleunigen, von denen die Handlungen abhängen. Mit der Zeit wird das Volk auch zu den Prinzipien emporſteigen.“

„Pythagoras zeigte ſich dem Volke, und ſagte: ich ſchwöre euch, Homer und Heſiodus befinden ſich im Tartaros zur Strafe deſſen, was ſie über die unſterblichen Götter gelogen haben. Das Volk glaubte bereits an die Götter, an die Wirklichkeit eines Tartaros, was ſagte er ihm alſo Neues? — Daß unter den vielen Tauſenden, die ſich nach dem Glauben des Volks ſchon dort befanden, auch Homer und Heſiodus ſeyen. Was läßt ſich Einfacheres und Wahrſcheinlicheres erſinnen? Das Volk nahm es auch ſchon für bekannt an, und begann nach einiger Zeit an den Göttern des Homer zu zweifeln, fragte nach andern, und bildete ſich neue Götter, und einen neuen Tartaros. Die feinſte Dialektik konnte kein leichteres und einfacheres Mittel erfinden, um eine ſo große, von der gewöhnlichen Vorſtellung ſo entfernte, Wahrheit einzuſchärfen, und ihr habt gewiß tauſendmal in dem Vortrage eines Philoſophen oder Redners denſelben Kunſtgriff anwenden geſehen, um euch zu überreden. Man gieng von denjenigen Ideen aus, welche ihr ſelbſt für die wahrſten hieltet; ſtellte euch ſo wenig Neues auf einmal, als immer möglich, vor die Augen, erregte dann irgend einen Widerſpruch in euern eignen Ideen, und brachte euch, indem man den Schein annahm, ſie zu beſtätigen, dahin, daß ihr ſie ſelbſt, ohne es gewahr zu werden, zerſtörtet. Die Künſte eines gewöhnlichen Dialektikers ſind leichter zu bemerken, weil ſie in einem engen Kreiſe von Menſchen vorgebracht, und in enge Grenzen von Zeit und Raum eingeſchloſſen ſind. Ein Reformator ganzer Staaten aber iſt der Dialektiker vieler Nationen und vieler Jahrhunderte. Seine Kunſt iſt dieſelbe, allein die Mittel derſelben verlieren ſich in die Unermeßlichkeit des Raumes und der Zeit. Der gewöhnliche Menſch iſt nicht im Stande, die Aehnlichkeit aufzufaſſen, und daher kömmt es, daß die Privatdialektik bei unnüzen Vorſchriften ſtehen bleibt, und die öffentliche, aus Unvermögen, größere und verwikeltere Unterſuchung zu wagen, ohne Vorſchriften bleibt. Jene macht den Leuten Langeweile, und dieſe iſt nicht mehr im Stande, die Staaten zu reformiren."

Spintarus. Ich für meinen Theil, halte den Pindar, welcher auch ein Pythagoräer war, für viel klüger; denn er ſuchte die philoſophiſche Idee einer Seelenwanderung, mit dem Volksglauben an einen Tartaros und ein Elyſium zu vereinigen; und behauptete, daß die Seelen, nachdem ſie ihre Wanderung durch drei Körper vollbracht hätten, endlich an den Ort gelangten, wo ſie die, ihren Verbrechen beſtimmte Strafe erduldeten, oder die ihren Tugenden beſchiedene Belohnung erhielten.

Clinias. „So ſind die Menſchen alle! Vermeide man nur den Widerſpruch der Sinne, ſo bekümmern ſie ſich nicht um den Widerſpruch der Vernunft. Giebt es eine Seelenwanderung, ſo kann es weder ein Elyſium, noch einen Tartaros geben, und ſind beide, warum laßt ihr die Seelen dreimal eine unnöthige Wanderſchaft vollenden? Es iſt ja weit natürlicher, ſie geraden Weges an den Ort der Belohnungen und Strafen gelangen zu laſſen. Aber Pindars Köcher war ſchneller und flüchtiger Pfeile voll. Nur wenige Weiſe vernehmen ihren Ton; er entſchlüpft den Ohren des Volks, das einen Dollmetſcher braucht, um ihn zu verſtehen.“

„Schreiben wir den Göttern nichts zu, das ihrer unwürdig iſt! * ſagte Pindar gleichfalls. Pythagoras, deſſen erſter und vielleicht einziger Zweck war, das Moralgeſez zu beſtimmen, konnte doch wahrlich nicht die Abſicht haben, die Unſterblichkeit der Seele zu läugnen, noch jene Ordnung der Dinge, welche allein vermögend iſt, die Guten gegen alle Zweifel zu tröſten, welche die nur zu häufigen Beiſpiele glüklicher Böſewichter, in den Seelen ſchwacher Menſchen erweken. Allein Pythagoras beabſichtigte ein Leben, welches würdig der Seele, und Belohnungen und Straſen, die der Gottheit würdig ſind. Rauch, Flammen, Ketten, ein Geyer, das Faß der Danaiden, mußten denjenigen zum Spott werden, welche einſehen, daß alles dieß nur auf unſre Sinne wirken kann, deren wir alsdann ermangeln. Iſt die Seele einmal von dem Körper geſchieden, ſo bleibt ihr nichts, als die Anſchauung der Wahrheit; dieſe muß alſo ihre ganze Belohnung, ihre ganze Strafe ſeyn.“

„Welches ſterbliche Auge vermag die tiefen Geheimniſſe der Vorſehung zu durchſchauen? Wenden wir es aber auf uns ſelbſt zurük, ſo können wir aus unſerer Natur ſelbſt auf das Ziel ſchließen, dem wir beſtimmt ſind. Wir werden ſehen, daß alles Gute, alles Uebel, alle Freuden, alle Leiden, dieſes nur dann ſind, wenn ſich die Seele derſelben bewußt iſt; daß ſie alle im Schlafe verſchwinden, wenn die Seele aufhört, ihrer bewußt zu ſeyn; daß uns Vieles durch unſre Furchtſamkeit, durch unſre eiteln Hofnungen, durch die Ahnungen, mit denen wir uns quälen, kurz durch unſre eigenen Ideen läſtiger wird. Laſſen wir dieſe fahren, oder verändern ſie, ſo beſiegen wir einen

---

* Pindar Olymp. 1. 8.

Theil der Uebel, und verſchwindet ein anderer und größerer Theil derſelben ganz, und wir ſehen ſchwache Weiber unter den härteſten Qualen ihre Standhaftigkeit behaupten, und dem Tod mit Sehnſucht entgegen bliken. Wo iſt alſo der Siz des Lebens, als in der Seele? Ich bitte euch, ihr Jünglinge! werft einen aufmerkſamen Blik auf das Geſez, nach welchem die Vorſehung ſchon in dieſem Leben das Gute und Böſe vertheilt; und ihr werdet bemerken, daß das Erſtere ſich vermindert oder vermehrt, und das Zweite ſchwerer oder leichter wird, je nach Maaßgabe der Anlagen, welche der Menſch zur Tugend nöthig hat. Ein mäßiger, gerechter Geiſt vermeidet viele Uebel; der Kluge und Muthige beſiegt viele Gefahren, erſtrebt oder macht vieles Gute dauerhaft. Der Thor, der Ungerechte, der Unmäßige und der Feige hingegen kann wohl zuweilen beglükt, aber nie wahrhaft glüklich ſeyn. Die Glükſeligkeit iſt das Eigenthum der Seele, und die Gefährtin der Tugend. Wenn die Seele einſt von ihrem Körper getrennt, und von allen Wirkungen jener ordnungsloſen Bewegung der Materie, die wir Glük zu nennen pflegen, frei ſeyn wird, ſo werdet ihr nicht ſagen können, was aus dem Leben geworden ſey, oder zu was für einer Art von neuer Ordnung der Dinge es aufbewahrt werde. Betet, ihr Jünglinge, die Abſichten und Wege der unendlichen Weisheit an; ihr ſeht ja ihr Ziel und ihre Mittel!"

Weiſer Clinias! ſagte ich, du fängſt damit an, eine Sache als wahr anzunehmen, über die man wenigſtens noch ſtreiten kann. Du giebſt uns als Wahrheit, daß nach Auflöſung dieſer unſrer körperlichen Hülle, das denkende Prinzip bleibe, welches das Ich bildet. Sey es nun der Materie, welche meinen Sinnen unterworfen iſt, ähnlich oder nicht, (was man nicht wiſſen kann, und hier auch nicht zu wiſſen braucht), du nimmſt einmal an, daß dies, was denkt, nur ein Theil von mir ſey, welcher auch nach Auflöſung dieſer Maſchine, deren Verrichtungen das Leben ausmachen, das Vermögen zu denken behalte. Allein der Arm eines todten Menſchen kann ſich nicht mehr bewegen, weil ſeine Bewegung nicht in dem Arme allein, ſondern in der ganzen Maſchine war. Wenn alſo dieſe nicht mehr iſt; wenn der Arm ſeine Bewegung, die Zunge den Geſchmak, und das Auge die Kraft zu ſehen, verlohren hat, kannſt du denn glauben, daß die Seele, von allen andern Theilen getrennt, dies Denkvermögen noch behalten könne? Es iſt wahr, du ſagſt: nichts in der Welt ſtirbt, und das, was unſern Augen Zerſtörung ſcheint, iſt für die Natur nichts anders, als eine neue Schöpfung. Nun ſage mir aber, wenn die Theilchen, aus denen mein Arm zuſammengeſezt war, ein anderes Weſen bilden müſſen, und die Eigenſchaften und Verrichtungen eines Arms verlieren; wie läßt ſich annehmen, daß die Seele immer dieſelbe Seele bleibe?

„Alles in der Welt verändert ſich, erwiederte Ellnias; allein es bewahrt, troz dieſer Veränderung, ſeine innerliche Natur. Wenn es nicht ſo wäre, ſo wäre alles dem Tode unterworfen. Die Theile meines Armes ſind zur Bewegung beſtimmt: und werden ſich, auch mit jedem andern Weſen vereinigt, immer wieder bewegen. Die Seele iſt beſtimmt, zu denken; vereinigt oder trennt ſie, ſo wird ſie immer denken, und wie du nicht läugnen kannſt, daß jener ewige Umlauf, den du in allen ſinnlichen Gegenſtänden bemerkſt, während er ihre äußere Geſtalt verändert, ihrem Weſen, das in der Bewegung beſteht, nichts benimmt, ſo kann auch der Kreislauf der Seelen, während er ihre Art zu beſtehen verändert, niemals ihr Denkvermögen zerſtören."

„Eine Intelligenz iſt Nothwendigkeit für das ganze Univerſum; eine Intelligenz iſt jedem Weſen, welches Leben beſizt, nöthig, weil jedes ſeine Zweke, Mittel, Verhältniße, Ordnung und Geſeze hat. Dieſe Intelligenz kann nur Eine ſeyn, denn gäbe es ihrer zwo, ſo müßten zween Endzweke, zwo Ordnungen, zwei Geſeze, zwei Weſen und zwei Welten ſeyn. Wäre dieſe Seele ein Theil von mir, wie mein Arm, an welchem ich alle Theile unterſcheide, und jeglichem ſeine Verrichtung anweiſe, dann könnte man die Frage aufwerfen: welcher von allen dieſen Theilen iſt nun der herrſchende Theil? Und es würde fürwahr unmöglich ſeyn, dieſen anzugeben. Wollte man auch eine Herrſchaft annehmen, welche das Reſultat der Uebereinſtimmung verſchiedener Willen wäre, wie es in unſern Volks-Verſammlungen der Fall iſt, ſo müßte man vorausſezen, daß jeder Theil ſeine eigene Intelligenz, jeder Theil ſeinen eigenen Willen, ſein eigenes Gefühl habe. Bemerkſt du nun in dir ſelbſt, daß es viele ſind, die hören? Berührt deine Hand die verſchiedenen Seiten einer Pyramide; fühlte jeder einzelne Theil derſelben für ſich, wäre deine Hand ſelbſt ein denkendes Weſen, nicht das bloſe Werkzeug eines ſolchen Weſens, ſo müßte jeder Theil deiner Hand entweder die ganze Pyramide fühlen, oder nur denjenigen Theil derſelben, der unter ihre unmittelbare Berührung kömmt. Im erſten Falle würdeſt du eben ſo viele Pyramiden fühlen, als du Finger haſt; in dem zweiten aber würdeſt du nie das Ganze der Pyramide faſſen können. Nun aber iſt weder das eine noch das andere der Fall.“

„Ich wiederhohle es: Das Prinzip, welches in dir denkt, die Seele, welche dein Selbſt ausmacht, muß einzig und untheilbar ſeyn; denn es denkt, und wird ewig denken.“

Allein ohne die Sinne, fuhr ich fort, verſtehe ich dem Gedanken 'nicht! In meinem Verſtande iſt nichts, das nicht durch das Medium der Sinne dahin gelangt iſt.

„Du verwechſelſt, das was iſt, mit dem, was ſeyn kann, erwiederte er. Unſre Seelen, welche in einen Kerker eingeſchloſſen ſind, müſſen durch eine kleine Oeffnung ſehen, durch welche allein das Licht einen Durchgang findet. Nun ſagſt du; *wäre dieſe Oeffnung nicht, ſo könnte ich nicht ſehen*, und du haſt Recht, ſo lange du dich in dem Kerker befindeſt. Kein Bild, kein Gegenſtand, kann dein Aug erreichen, ehe er nicht durch jene Oeffnung gegangen iſt. Allein verwechſle nicht das Werkzeug, deſſen ſich die Seele bedient, mit der Seele ſelbſt. Willſt du hingegen behaupten, daß dein Auge, auch auſſer dem Kerker, nicht ohne jene Oeffnung ſehen könne, ſo behaupteſt du einen Irrthum."

„Wer kann wiſſen, welches der natürliche Zuſtand unſrer Seelen ſey? Wer weiß, ob unſer gegenwärtiger Zuſtand, den wir Leben nennen, in der That nicht ein Zuſtand des Todes (denn es giebt keinen Tod in der Natur), ſondern eine Art von Schlummer iſt, deſſen alle Weſen bedürfen. Und ſo wie wir bei dem gewöhnlichen Schlummer bemerken, daß alle unſre Seelenkräfte weniger thätig ſind, die Sinne einſchlafen, und die Seele ſogar das Bewußtſeyn ihrer Selbſt verliert, indem ſie die Erinnerung an das, was ſie geweſen iſt, einbüßt; ſo könnte es ja auch ſeyn, daß die Seele, bei der neuen Belebung eines Körpers, die Erinnerung an das verlöre, was ſie vorher war, und ſie nicht eher wieder erhielte, als bis ſie neu erwacht ſich ſelbſt zurükgegeben würde. So erinnern wir uns auch, wenn der Schlaf verſchwunden iſt, daß wir ſind, was wir zuvor waren. Werft einen Blik auf die Schöpfung; wie viele Weſen ſind dergleichen Verwandlungen unterworfen, und daſſelbe Inſekt, das beim Anfang des

Frühlings in unſern meſapiſchen Feldern ſo viel Schaden anrichtet, iſt gar nicht der ekelhafte Wurm, der es eine Zeitlang dünkt, ſondern wird, nachdem es ſeine Hülle abgelegt hat, ein zierlicher Schmetterling. Läßt es ſich vorausſezen, daß die ewige Weisheit, welche uns an dem ſchlechteſten Inſekt ſo viele geheimnißvolle Wunder zeigt, dieſe an dem Meiſterſtük ihrer Schöpfungen erſpart habe?"

„Du ſagteſt eben, Kleobul, daß es unmöglich ſey, jemals zu unterſcheiden, ob der denkende Theil deines Selbſts, von der empfindenden Materie, die dich umgiebt, verſchieden iſt. Nun frage ich dich, ob du glauben kannſt, daß ſie ſich ähnlich ſeyn könnten? Nichts Theilbares kann denken. Nichts Ausgedehntes, nichts Dünnes, nichts Leichtes, nichts Trokenes, nichts Feuchtes, nichts von alle dem, was fühlbar für dich auf der Erde iſt, kann die Natur der Seele beſizen." *

„Du wirſt noch zweifeln, und aufs Neue die Einwendung machen: dieſes ſind blos unſre Empfindungen. Allein du ſelbſt, Clinias, haſt mir geſagt, daß es unmöglich iſt, die Exiſtenz derſelben zu beweiſen. Wer aber kann ſagen, ob in den wirklich exiſtirenden Weſen, außer der Kraft, welche dieſe Empfindungen in uns hervorbringt, nicht noch eine andre beſteht, von welcher das Denken abhängt? Ich antwortete, daß jeder Zweifel verſchwinde, ſobald du jene Empfindungen wegnimmſt; denn was bleibt alsdann von dem, was du Materie nennſt? Ein Weſen, von dem du nie beſtimmen kannſt, ob es ſo iſt oder anders; denn ſeine Eigenſchaften ſind dir unbekannt; und behaupteſt du, die Seele ſey nicht von der Materie verſchieden, ſo ſagſt du damit nichts weiter, als: Ich glaube, die Seele iſt einem Weſen ähnlich, das ich nicht kenne —— Dem ähnlich, das du nicht kennſt?

---

* Cic. Quaest. tusc.

Siehſt du nicht, Kleobul, daß eine ſo thörichte Art zu ſprechen, dir den Spott der Thoren, und das mitleidige Achſelzuken der Weiſen zuziehen muß? Nach langem Lallen unverſtändlicher Worte, wo du lieber ſchweigen ſollteſt, und das Geſtändniß deiner Unwiſſenheit rühmlicher wäre, biſt du am Ende gezwungen, zu ſagen, jenes Weſen, das du nicht kennſt, beſize eine Eigenſchaft, durch welche ihm das Denken und jene Empfindungen, die du der Materie zuſchreibſt, möglich ſeyen. Und nun geſtehe mir ein: was haſt du Wahres geſprochen? Du haſt nichts, als den Beweiß aufgeſtellt, es ſey nichts anders, als die Seele; weil die bloße Kraft zu Denken hinreichend iſt, alle übrigen Empfindungen hervorzubringen."

„Gieb auf die Ausdrüke des Volks Achtung, Kleobul. Sie ſind immer der erſte, und oft der beſte Lehrmeiſter der Philoſophie. Haſt du nie gehört, daß das Nothwendige mit dem Wahren, ohne die geringſte Unterſcheidung verwechſelt wurde? * Alle Menſchen machen dieſe Verwechslung, und du ſelbſt, Kleobul, vielleicht ohne es gewahr zu werden, und, ſo zu ſagen, aus einem innern Inſtinkt, welcher dem Gebrauch deiner Vernunft vorangegangen iſt. Dieſe alſo beweiſt dir, daß unſre Seele nur zwo Gattungen von Wahrheit zuläßt; jene, die durch die Sinne beſtätigt werden kann, und in dieſem Falle iſt das Wahre und das Geſchehene Ein und Daſſelbe; die andre iſt diejenige, welche blos durch die Vernunft beſtätigt wird, und in dieſem Falle kannſt du nichts wahr nennen, als das Nothwendige, Unvermeidliche. — Nun giebt es nichts Nothwendiges, als die Exiſtenz der Seele."

„Eine Seele muß überall ſeyn, wo Leben iſt. Unſre Alten ſagten, alle Weſen ſeyen von eben ſo vielen Seelen belebt, deren jede zu verſchiedenen, bald höheren, bald

---

* Vico. de ant. Ital. sap.

bald niedrigern Ordnungen gehöre, je nach der gröſſern oder geringern Ausdehnung der Intelligenz, die ſie von jener einzigen Seele bekommen, welche alle erſchaffen hat, und alle enthält. Es gab ihrer Meinung nach noch andre, denen das Leben und die Leitung der Himmel und Geſtirne anvertraut iſt, erhabene Weſen, die ſie Dämonen nannten, und die, ſo zu ſagen, mit dem höchſten Gott zugleich die Welt regieren. Wenig unter dieſer Ordnung ſtanden die Seelen der Helden gleichſam in der Mitte zwiſchen der Claſſe der Menſchen, deren Leben ſie zu beſeelen beſtimmt waren, und den höhern Dämonen, welchen ſie ſich durch ihre Tugenden am meiſten näherten. Dieſe beiden Claſſen von Seelen, hielten unſre Väter wegen der Vortrefflichkeit ihrer Natur und der Guthaten, welche ſie dem Menſchengeſchlecht erweiſen, für würdig, verehrt und nachgeahmt zu werden. Aber dieſen Wahrheiten haben Thoren eine Menge von Irrthümern beigefügt. Zuerſt ſchufen ſie in ihrer Phantaſie bösartige Dämonen und Genien, als ob es möglich wäre, daß jemals Seelen von dem Geſetze abweichen könnten, welches ihre Natur ſelbſt ausmacht. Dann gaben ſie dieſen Seelen Körper; erdichteten zwiſchen ihnen und den Menſchen andre Mittheilungsweiſen, als die durch das Mittel der Weisheit und der Tugend geſchehen können; erfanden alle jene Bezauberungen und jene thörichten Orakel, welche die Vernunft entehren, und die Herzen der Völker verderben.*

„Solange die Bande dieſes Körpers uns feſſeln, können wir nie wiſſen, was die Götter über uns in der Ordnung der Dinge, nach unſerm Tode beſchloſſen haben. Allein das Volk will einmal etwas darüber wiſſen, und man muß es befriedigen. Wehe dem Weiſen, welcher die Wahrheit, die dieſe Form ausdrükt, für falſch hält, weil er die Form als falſch erfunden hat! Gott hat die Welt dem Meinungsſtreit des Menſchen überlaſſen, und weit entfernt, daß dieſe Verſchiedenheit der Anſichten die Wahrheit zerſtört, wird ſie vielmehr dadurch befeſtiget, indem man daraus erkennt, daß ſie in ſo vielen Formen möglich iſt. Was liegt daran, ob ſich das Volk Elyſium und Tartaros auf dieſe oder eine andere Weiſe vorſtellt? Der Weiſe kehrt in ſich ſelbſt zurük, und erkennt, daß unſre Seele ein Theil der Gottheit iſt, und daß wir nicht ſterben können. Er ſieht in dieſem Grundſaze die Baſis aller menſchlichen Moral, und beſtrebt ſich, ſie zu befeſtigen, und zu verbreiten; nicht durch Geheimniße, welche ſich auf die Bewohner einer einzelnen Stadt einſchränken, wie ihr Athenienſer thut; nicht durch Geſchichtchen, die jeder annehmen oder verwerfen kann, ſondern durch Beweisgründe, welche aus der innern Natur aller Menſchenſeelen geſchöpft ſind, und denen Niemand etwas anderes, als Hartnäkigkeit entgegenſezen kann. Dies iſt die erſte Pflicht des Weiſen. Die zweite beſteht darin, das Volk, das jeden Augenblik ſinnliche Dinge ſucht, und die Philoſophen, die ſich, um Tugend zu gründen, zuweilen nach dem Verlangen des Volks fügen, mit Schonung zu behandeln.

---

* Man ſehe über alles dieß die Beweiſe im Anhang I.

XXI.

Geſpräch von Clinias über die Geſeze.

„Erinnere dich unſers geſtrigen Geſpräches, Kleobul, in welchem wir die Exiſtenz einer Seele in uns, aus der Nothwendigkeit eines allgemeinen Geſezes und Zwekes für jene ganze Folge unſrer Handlungen, die wir Leben nennen, zu erweiſen ſuchten. Nun richte deinen Blik auf die Gegenſtände außer dir, betrachte Alles, was dich umgiebt, und du wirſt die Nothwendigkeit dieſes einzigen Zwecks, dieſes allgemeinen Geſezes für alle Weſen, welche das Univerſum bilden, deutlich erkennen. Raubſt du dem Menſchen dieſen Zwek, dieſes Geſez, trennſt du die Theile, woraus der menſchliche Körper beſteht, machſt, daß Fuß und Auge nicht wiſſen, wenn der Arm ſich bewegt, daß weder Arm, noch Auge es gewahr werden, wenn der Fuß vorwärts ſchreitet; hebſt, wenn's dir möglich iſt, jenes innere Bewußtſeyn auf, vermöge deſſen du einſiehſt, daß dein Arm, dein Fuß, dein Auge, von einem andern Theil deines Selbſts, welches fühlt, verſteht, und will, abhängen; ſo iſt auch alle Uebereinſtimmung, alle Harmonie unter den übrigen Theilen dahin. Die Theile der Maſchiene bleiben die; allein ſie ſelbſt iſt nicht mehr. Du kannſt nur ſagen: es exiſtirt ein Arm, es exiſtiren zween Füße, zwei Augen, aber wo iſt der Menſch? Eben ſo iſt es in der ganzen Natur, wenn du dieſes Univerſalgeſez aufhebſt, Sonne, Mond, Erde, Waſſer, Luft und Feuer ſind; aber ſtatt der Welt iſt dir nichts als ein Chaos geblieben."

„Zwek und Geſez müſſen überall ſeyn, wo Uebereinſtimmung, Harmonie, Einheit und Leben beſtehen ſoll. Archytas vereinigt einige Stükchen Holz, alle verſchieden, alle ungleich. Er beſtimmt ſie zu einem gemeinſamen Zweke, unterwirſt ſie jenen Geſezen, welche nichts anders ſind, als die Verhältniſſe zwiſchen den Mitteln und dem Zwek, und bildet daraus eine Taube, die gleichfalls eine Art von Leben beſizt. Aus dieſer Taube abneſt du die Einſicht des Archytas, und von Archytas kannſt du ſchlieſſen, wie groß die Einſicht deſſen ſey, der ihn ſelbſt und die Taube erſchaffen hat."

„So hängt in der Welt ein Leben von dem andern ab; ein Zwek umfaßt einen andern Zwek; ein Geſez iſt in einem andern Geſeze enthalten. Sonne, Erde, und alle andern Planeten, haben ihre eigenen Geſeze und ihren eigenen Zwek, ihr eigenes Leben; allein dieſe ihre beſondern Geſeze, Zweke und Leben, ſind in einem weit umfaſſenderen Geſeze mitbegriffen, welches unſer ganzes Planetenſyſtem regiert; und auch dieſes mag nur der kleinſte Theil eines andern ſeyn, von welchem noch viele Syſteme abhängen, und ſelbſt dieſes wird noch nicht das einzige, allgemeine Geſez ausmachen, von welchem die übrigen alle abhängen. Willſt du auf der andern Seite von den allgemeinen Geſezen unſrer Erde hinunterſteigen, ſo findeſt du beſondere Geſeze für die Pflanzen, für die Steine, für die Metalle und für die Menſchen; ſteigſt du noch tiefer hinab, ſo findeſt du, daß jeder Menſch, jede Pflanze, jeder Stein, ja das geringſte Inſekt, ein beſonderes Geſez für ſich hat, und du kommſt auf eine Leiter von Geſezen, welche vom geringſten bis zu dem höchſten der Weſen hinreicht, und deren ſämtliche Stufen in gewißen Verhältnißen zu einander ſtehen, weil ſie alle in einem einzigen Univerſalgeſez enthalten ſind, das mit ſich ſelbſt im Widerſpruch ſtünde, ſobald nicht alle ſeine Theile vollkommen übereinſtimmend wären."

„Schau einmal die beinahe unendliche Zahl von Menſchen an, welche auf der Oberfläche der Erde leben! Jeder trägt ein beſonderes Leben in ſich; allein unter den Geſezen dieſes Lebens iſt eins, das ihn durch einen unwiderſtehlichen Naturtrieb zwingt, ſich mit andern ſeines Gleichen zu vereinigen. So entſtanden erſt Familien, und dann Staaten. Aber dieſe Benennung paßt nicht für jede Vereinigung, ſo wie du die Stükchen Holz, welche Archytas zuſammenfügen will, aber noch nicht vereinigt hat, keine Taube nennſt. Es ſind Menſchen; aber es iſt noch kein Staat. Da muſt dieſen Menſchen einen gemeinſamen Zweck, ein Geſez, einen Geiſt geben, durch den ſie ein Einziges Weſen werden, und ein Leben erhalten. Aber auch bei dieſer Einrichtung des Staats darfſt du nicht vergeſſen, daß der Zweck, welchen du dir vorſezeſt, andern Zweken untergeordnet ſeyn muß, und daß die Geſeze, die du aufſtellen willſt, den Geſezen aller andern Dinge nicht entgegen ſeyn dürfen, weil deine Geſellſchaft ſonſt entweder von den Menſchen verlaſſen, oder durch den Stoß und den innern Streit entgegengeſezter Theile zerſtört würde."

„Du wirſt die unſrigen, als die erſten unter denjenigen finden, welche ſich im Privatſtande, mit der Natur der beſten Geſeze und der beſten bürgerlichen Ordnung-beſchäftigt haben. Du wirſt zwar ältere Geſezgeber finden; allein keine ältern Schriftſteller über die Geſezgebung. Die Beiſpiele waren vorhanden; aber uns gebührt der Ruhm, zuerſt die Vorſchriften darüber aufgeſtellt zu haben." Ich will es nicht läugnen, daß dieſe Wiſſenſchaft uns theuer zu ſtehen kam; denn jene unglüklichen, politiſchen Schikſale, welche unſre Staaten verwirrten und umkehrten, waren unſre erſten Bewegründe, uns auf ſie zu legen. Ihr Griechen lebtet damals in Frieden, denn nachdem die blutigen Zwiſtigkeiten der Herakliden einmal beigelegt und die unheilbringenden Nachfolger Thyeſt's und Atreus aufgerieben waren, hattet ihr lange Zeit keine andern Beiſpiele von politiſchen Unruhen vor euch, als die, welche eure Tragiker auf die Bühne brachten. Nachdem dieſe Begebenheiten einmal von der Bühne in die Curie und das Forum hinübergegangen ſind, werden auch unter euch Weiſe genug aufſtehen, welche ihre Sorge auf die Wiſſenſchaft der bürgerlichen Angelegen-

---

* S. den Anhang I.

heiten richten werden. Denn gewöhnlich kennt der Menſch dasjenige, was das Zeitalter ihm zu wiſſen erlaubt, und zu wiſſen auflegt."

„Die wahren Geſetze der Geſellſchaft offenbaren ſich gerade in dieſen großen, politiſchen Bewegungen, denn man nimmt die Fehler derjenigen, die bei der Einrichtung von Staaten ihre Privatabſichten den allgemeinen Zwecken der Natur unterſchieben zu können wähnten, in der Erfahrung wahr. Eine Zeitlang wurden ſie des Irrthums nicht gewahr, auch das Volk bemerkte ihn nicht, und vereinigte ſich zur Errichtung des unſinnigen Gebäudes mit ihnen. Allein die widerſinnige Anordnung der Dinge erſchütterte und untergrub leiſe der Grundveſte deſſelben, wie die Meereswelle die Wurzeln eines ungeheuren Gebirges benagt, und zuletzt ſeinen Einſturz bewirkt, ohne daß die Bewohner die ewige Macht der Wellen gewahr werden, bis ſie das Krachen des einſtürzenden Berges erweckt."

Jeder Geſetzgeber eines Staates hat unter den Zwecken deſſelben diejenigen erwählt, welche ihm die nützlichſten und rühmlichſten ſchienen. Der Freund des Kriegs ſagte: Ich will einen Staat von Kriegern gründen, und mein Name wird in allen Staaten die Loſung merkwürdiger Unternehmungen ſeyn. Verwegenheit und die erſten glücklichen Erfolge machten das Volk gegen Auswärtige ungerecht, und im Innern übermüthig; daher Tumult und Empörung auf der einen, Haß und ewiger Kampf auf der andern Seite, und in der Mitte Erſchlaffung bei den ruhmvollſten Siegen. Ueberall Verdorbenheit, Unordnung, Schwäche, und der Name des Gründers iſt mit dem Staate zugleich untergegangen. — Ein andrer ſagte: mein Staat ſoll thronen als Herrſcher der Meere, und die Reichthümer aller Völker ſollen ſich in ſeinen Häfen ſammeln. Aber der Verkehr mit ſo vielen verſchiedenen Nationen verdarb die Sitten und vermehrte die Bedürfniſſe; die ſchnell aufgeblähten Reichthümer erzeugten Liebe zum Müſſiggang, die vermehrten Bedürfniſſe wurden mit der Abnahme des Nationalfleiſſes zu Laſtern, und der Staat gieng elend zu Grunde. — Ein Dritter ſagte: ich gründe einen Staat für mich, ich will herrſchen. Bleibt nur die Regierung in meiner Gewalt, ſo mögen die Bürger immer ungebildet, niederträchtig und aller jener edlen Künſte beraubt ſeyn, welche meiner Macht gefährlich werden könnten. Leicht unterjochten die Nachbarn eine Heerde elender Sklaven, und das Reich und ſein Beherrſcher ſind verſchwunden, wie jene kleinen Sandhäuschen, welche die Kinder am Ufer des Meeres erbauen und mit den prächtigen Namen, Tempel oder Burg belegen."

„Wer, o Kleobul! wäre vermögend, alle Thorheiten derjenigen anzuführen, welche den ewigen Abſichten der Natur ihre kleinlichen Gedanken unterſchieben. Einſt aber, wann das Gebürge aller dieſer Thorheiten zuſammenſtürzt, wann alle dieſe Trugſchlüſſe, hinter welche ſie ſich verſchanzten, und mit denen ſie ſich Beifall gewannen, zerrinnen werden wie der Traum eines Schattens, und man einſieht, daß weder das Vergnügen eines einzelnen, noch die gegenſeitige Zerſtörung, welche der Krieg mit ſich führt, noch der Müſſiggang und die Bequemlichkeiten, welche die Reichthümer erzeugen, noch endlich alles das, was unſerer Privatleidenſchaft als das höchſte erſcheint, der wahre Zweck eines gut eingerichteten und dauerhaften Staates ſeyn kann; dann ſchwingt ſich der Weiſe aus dem engen Kreiſe menſchlicher Meinungen und Leidenſchaften heraus, und ſucht den Zweck des Staates und die Vernunftmäſſigkeit der Geſeze in der ewigen Ordnung aller Dinge."

„Welches mag alſo wohl der wahre Zweck ſeyn, nach dem jeder Begründer eines Staats ſtreben ſoll?

Kein anderer, als der, die Menſchen nach einem allgemeinen Geſez zu ernähren.* Du kannſt aber von keinem allgemeinen Geſeze ſprechen, ohne dabei Gleichheit und Gerechtigkeit zu verſtehen."

„Sezen wir alſo Clerdal, wenn es dir ſo ſcheint, Gerechtigkeit ſey der Zwek jedes gutgeordneten Staats, und die Grundlage aller Geſeze. Nur die Gerechtigkeit kann Freundſchaft und Einigkeit unter den Bürgern und jene Macht hervorbringen, welche man von der Einigkeit allein hoffen kann, nur die Gerechtigkeit kann uns Sicherheit und Frieden mit den Nachbarn verſchaffen. Ohne Gerechtigkeit iſt keine Vereinigung möglich, denn die, welche wir binden, ſind weder mit uns vereint, noch unſre Freunde, vielmehr werden ſie unſre unverſöhnlichen Feinde, und jemehr ſie unterdrükt werden, und deſto furchtbarer ſeyn, weil ſie dann ihre rachſüchtigen Abſichten verbergen, und, um uns zu ſchaden, die Gelegenheit abwarten, da wir ſchwächer oder nachläſſiger ſind. Die unbegränzte Herrſchſucht aber wird dieſe bei uns häufiger machen. Glaubſt du daß Gerechtigkeit in den Geſezen eines Staates beſtehen könne, in welchem es einem Theile der Bürger erlaubt iſt in Müſſiggang und Vergnügen auf Koſten des andern zu leben? . . . Auf Koſten der andern . . . ja, wie ſtark auch immer der Zaum ſeyn mag, welchen du den ausgelaſſenen Begierden anlegen magſt, ſo iſt es unvermeidlich, entweder, daß die Geſeze die verdorbenen Sitten beſiegen, oder dieſe jene durchbrechen, oder ein Theil des Staates elend zu Grunde gehe. Der Zwek der Geſeze beſteht alſo nicht allein darinn, das vorzuſchreiben, was die Menſchen thun ſollen, ſondern auch darinn, ſie daran zu gewöhnen, den Vorſchriften gemäß zu handlen. Häteſeſt du auch die Geſetze deines Staats auf eherne Tafeln eingegraben, ſo kannſt du dich doch noch nicht rühmen etwas gethan zu haben, wenn du nicht auch die Tugend in die Herzen der Bürger eingegraben haſt.“

---

* Die nemlichen Worte finden ſich bei Plato. Clinias Geſpräch ſcheint mit demſelben Aehnlichkeit zu haben, welches Plato dem Philoſophen von Elea in den Mund legt

„Geſetze und Sitten; dieß ſind die beiden Hauptgegenſtände aller Regierungskunſt. Die erſten müſſen von der Kenntniß der ewigen Ordnung der Dinge, die ihrer Natur nach immer gut, immer wahr, und immer dieſelbe ſeyn muß, hergeleitet werden: diejenigen, welche ſie von der verdorbenen Natur unſrer Völker herleiten, billigen das Laſter anſtatt es zu vermeiden, und ich möchte ſolche eher Verderber der Geſetze, als Geſetzgeber nennen. Giebt es eine allgemeine Ordnung der Dinge, ſo wäre es Thorheit zu glauben, daß ſie umſonſt beſtehe; und iſt ſie nicht umſonſt, ſo fodert die Vernunft das für gut zu halten, was ſich mit dieſer Ordnung verträgt, das dagegen für ſchlecht, was von derſelben abweicht.“

„Das Geſetz iſt immer ein einziges, denn die Natur der Intelligenz iſt unveränderlich; veränderlich iſt die Natur der Materie, aus welcher die Menſchen größtentheils gebildet ſind; daher kömmt es, daß die Gewohnheiten immer geneigt ſind, ſich von den Geſetzen zu entfernen. Um daher die Urſachen, welche unſre Gewohnheiten von den Geſetzen entfernen, und die Art und Mittel zu erkennen, durch welche ſie ihnen wieder näher gebracht werden können, iſt es nothwendig, die ewig veränderliche Natur des Staubes zu kennen, aus welchem wir beſtehen. Dieſes iſt der Gegenſtand aller Erziehungskunſt, nicht jener Erziehung, welche unſre Kinder von den Ammen erhalten, ſondern der, welche Lykurg und Minos den Spartanern und Cretenſern einſt zu geben verſtanden. Die Unkenntniß der einen von dieſen Wiſſenſchaften, hat in der Welt die traurigen Beiſpiele ſolcher Geſetzgeber vermehrt, welche das Verderben der Völker veranlaßten oder beſchleunigten; indem ſie dieſelben zu reformiren ſuchten. Unbekannt mit den Sitten der Völker, und die Seele nur mit transcendentalen Ideen über Geſetze angefüllt, zeigten ſie ihnen ein Ziel, das ſie nicht zu erreichen im Stande waren, und verloren auf dieſe Weiſe durch ihr Streben nach dem Vollkommenſten, welches zu hoffen Thorheit war, das Gute, das ſie hätten erlangen können. Oder nur allein bekannt mit den Sitten, ohne das wahre Gute und Schlechte zu kennen, heiligten ſie dieſe; und handelten auf dieſe Weiſe, wie jener Schiffer, welcher unbekannt mit dem Hafen, in welchen er einlaufen ſollte, ſich Wind und Wellen überließ, ſo daß ſein Schiff elend zwiſchen Klippen ſcheiterte.“

„Allein um auf die Geſetze zurückzukommen, ſo erfodert es die Nothwendigkeit, daß ſie mit Belohnungen und Strafen verbunden ſeyen, um die Gemüther deſto wirkſamer von dem Laſter ab, und zu der Tugend anzuziehen. Auch iſt dieſer Theil der Staatskunſt, welcher von Belohnungen und Strafen handelt, weder unbedeutend noch leicht zu erforſchen, denn Geſetze ohne Strafen ſind unnütz, und es iſt ſchwer die Verhältniſſe der Strafen zu den Meinungen und Sitten eines Volks zu berechnen. Allzuſtrenge Strafen, wie zum Beiſpiel die eines Drako, erbittern die Gemüther, anſtatt ſie zu erſchrecken; allzuleichte Strafen, wie die der Heldenzeit, da man ſich durch ein Sühnopfer ſelbſt vom Vatermorde reinigte, machen die Gemüther allzuverwegen. Stehen ſie mit den Verbrechen nicht im Verhältniß, wollt ihr, wie man von Drako ſagt, den Müßiggang eben ſo ſtreng beſtrafen, als den Straßenraub, ſo werdet ihr die Hauptverbrechen vermehren, anſtatt die kleinern Vergehungen zu vermindern. So entſteht für die Strafen eine Gerechtigkeit, von derjenigen ganz verſchieden, welche die Norm der Geſetze ſeyn ſoll; dieſe, man erlaube mir eine Vergleichung, muß nach arithmetiſchen Grundſäzen verfahren, denn ſie theilt jedem das Seine zu, jene nach Geometriſchen, denn ſie wählt ihre Maaßregeln nach Verhältniß ſeiner Handlungen. Die Wiſſenſchaft der Belohnungen und der Strafen gehört der öffentlichen Erziehung an." *

„Aber damit iſt noch nicht alles vollendet. Wir haben nun unſerm Staate ſeine Geſeze gegeben, dieſe müſſen allgemein ſeyn, weil ſie alle angehen; ſie müſſen ewig ſeyn, weil ſie von einer ewigen Ordnung abhängen. Der Staat, in welchem bei jeder Veranlaſſung ein Geſez gemacht wird, hat eben ſo wenig Geſeze, als der, in welchem das Geſez ſich nicht mit dem beſchäftigen will, was immer geſchieht, ſondern mit dem, was zwei oder dreimal ſich ereignen kann."

„Sind die Geſeze einmal feſtgeſezt, ſo ſind Männer nothwendig, welche über die Ausübung derſelben wachen; ſie bedürfen einer Seele, die ſie in Wirkſamkeit ſezt. Unſere Väter erzählen, daß bei Anbeginn der Dinge die Menſchen unter der unmittelbaren Herrſchaft der Götter ſtanden, und dieſes iſt jenes Alter der Tugend und des Glüks, welches die Dichter das Zeitalter Saturns nennen. Da aber die Materie, jener inneren Bewegung, welche ſie zur Unordnung antrieb, nicht widerſtehen konnte, ſo entfernten ſich die Menſchen von den alten Geſezen, und die Welt würde untergegangen ſeyn, wenn nicht Gott gerade aus der Verwirrung ſelbſt, in welche ſie ſich geſtürzt hatte, die Gegenmittel für die daraus entſtandenen Uebel hergenommen hätte. Da entſtand das eiſerne Zeitalter Jupiters, als der höchſte, mächtigſte Gott, die Regierung aller Dinge, untergeordneten Gottheiten,

---

* Plato von den Geſezen. — Ariſtoteles ſpricht lange von den zwo Arten der Gerechtigkeit, der kommutativen und der diſtributiven.

den Dienern und Erhaltern ſeiner ewigen Abſichten, anvertraute, und jenen Männern, welche wir mit dem Namen von Obrigkeiten ehren, die Homer, Hirten der Völker, und die Führer und Erhalter der Menſchenheerde nennt. Die dieſen Hirten und Führern anvertraute, bürgerliche Macht, ohne welche das menſchliche Geſchlecht ſich bald durch Kriege gegenſeitig aufreiben würde, iſt keine der geringern Wohlthaten, welche Gott den Menſchen ertheilte."

„Ihre Gewalt kommt von Gott, denn die Nothwendigkeit ihres Anſehens beſteht in der ewigen Idee der allgemeinen Ordnung. Ihre erſte Pflicht iſt die, nach den Geſezen zu regieren, denn nur, indem ſie diß beobachten, erfüllen ſie den Willen Gottes, welcher darin beſtehe, ſeine Abſichten erfüllt zu ſehen, ſo wie den Willen der Völker der immer in dem Verlangen nach Glüke beſtehe. Wer ein tiranniſches Anſehen mißbraucht, wird zum Verräther an Gott und an dem Volke. Er wird zuweilen niederträchtige Schmeichler finden, welche ihn an den göttlichen Urſprung ſeiner Gewalt erinnernd, ihm ſagen; nicht der Mächtige, verſchulde ſich, der ſie mißbrauche, ſondern der Schwache, welcher Gerechtigkeit fordere. Verblendete! ſeht ihr nicht, über wem das Schwert des Allmächtigen hängt, das immer entblößt iſt, ſeinen Willen zu behaupten oder zu rächen! Und ſein Wille iſt nur das Glük ſeiner Kinder."

„Habt ihr nun die Geſeze eines Staats abgefaßt, wie werden wir Männer finden, welche würdig ſind ſie auszuführen? Diß, Cleobul, iſt die ſchwerſte Seite der Geſezgebungswiſſenſchaft, weil auf der einen Seite gute Geſeze ohne eine gute Regierung unnüz ſind; und auf der andern, die Meinungen der Menſchen, noch uneiniger ſind über die beſte Regierung, als über die Natur guter Geſeze. Du weiſt wohl, wie zahlreich und getheilt die Meinungen ſind, über die Regierung eines Einzigen, Weniger, Vieler; über die erblichen Regierungen und die Wahlreiche; über die Wahlen, geleitet von Stand, Vermögen, Zufall . . ."

Das alles weiß ich, verſezte ich ihm, allein ich wünſchte von dir Clinias, zu vernehmen; welche dieſer Formen du wohl den übrigen vorziehen möchteſt? — Und ich möchte dir ſelbſt die Wahl überlaſſen. Laß uns ſehen Cleobul, ob wir vereint irgend eine Urſache finden könnten, die uns bewöge, die eine vorzugsweiſe vor den übrigen zu wählen. Wer ſoll der Mann ſeyn, dem wir die Hut und die Ausübung der Geſeze anvertrauen werden? Gewiß würdeſt du ſie keinem Thoren anvertrauen, der ſie entweder nicht begriffe, oder auf die Handlungen des Einzelnen nicht anzuwenden verſtünde. Allein noch außer dieſer, ich möchte ſagen, gemeinen Kenntniß, würdeſt du von dem Haupte eines Staats, einen Geiſt fodern, fähig, die Menſchen, die Zeiten und die Dinge zu erkennen, um im Nothfalle bald das zu erſezen, was die Geſeze nicht voraus ſehen konnten, bald den Buchſtaben zu verändern, um den Geiſt zu bewahren, bald ſie aufzuſchieben um ſie zu erhalten. Kurz du würdeſt von dem Herrſcher den Geiſt des Geſezgebers ſelbſt verlangen. Denn die Geſeze, welche dieſer für den Staat abgefaßt hat, ſind wie die Vorſchriften für die Geſundheit des Landes, die ein geſchikter Arzt hinterläßt, der im Begriff iſt in entfernte Gegenden zu reiſen. Entſtände nun, durch Einfluß des Himmels, oder durch Hungersnoth, oder Krieg, oder einen andern Zufall dieſer Art, eine von dem Arzte nicht vorhergeſehene Peſt, ſo wäre es Thorheit, die Hülfe andrer Aerzte zu verwerfen; im Gegentheil aber ſehr nüzlich einen Andern zu ſuchen, der das Zutrauen des Publikums eben ſo ſehr verdiente, als es ſich der erſte durch eine lange und glükliche Erfahrung erworben hatte. Iſt nicht alles das wahr, was ich ſage? — Sehr wahr Clinias! Eben ſo wenig würdeſt du die Bewahrung der Geſeze einem Menſchen anvertrauen, den du als einen gewaltthätigen, übermüthigen Böſewicht, als einen Sklaven ſeiner Leidenſchaften und Launen kennteſt; du würdeſt verlangen, daß er mäßig und klug wäre, daß er verſtünde das Uebel vorherzuſehen, und das Gute auszuüben, daß er gerecht. . . Genug Clinias, du willſt ſagen; Tugend und Wiſſenſchaft ſeyen nothwendige Eigenſchaften zur Regierung eines Staates; der Staat ſey der beſtgeordneſte, in welchem gute Geſeze denjenigen anvertraut ſind, die dieſe Wiſſenſchaft und Tugenden in einem vorzüglichen Grade beſizen —

Gerade das wollte ich ſagen Cleobul. Nun ſage mir; wenn dies der Natur gemäß iſt, ſcheinen dir dann nicht alle jene Eintheilungen der Regierungsarten, die ſich auf Stand, Reichthum oder auf den Zufall gründen, ſehr abgeſchmakt. Du ſiehſt, daß man unſrer entweder ſpotten will, oder wirklich jene Männer nicht kennt, die wir ſuchen. Wir verlangen die Weiſeſten, und man zeigt uns die Vornehmſten, oder die Reichſten, oder die Glüklichſten. Gleich den Reiſenden, die ſich in einer fremden Stadt, nach einem Begleiter umſehen, der ſie in das Haus ihres Freundes führe, laß auch uns einen Führer ſuchen, um jene Weiſen zu finden, denen wir den köſtlichen Schaz des allgemeinen Wohls anzuvertrauen geſinnet ſind. Vorher aber ſage mir, glaubſt du denn, daß ſolche Männer wahrhaft königlichen Geiſtes im Ueberfluße in den Staaten zu finden ſeyen? — In Athen glauben es ſehr viele, Clinias. Hier hält man nichts für leichter, als die Regierung des Staates. Nach dem Beiſpiele, das Cleon gegeben, giebt es keinen elenden Gerber mehr, der ſich nicht vorſtelle, er ſey im Stande den Perikles zum Schweigen zu bringen, die Spartaner zu beſiegen — Wehe! deßhalb Athen! Der Staat iſt verloren, deſſen Bürger die Beſcheidenheit verloren haben, und dieſe geht bald verloren, wenn der Pöbel, der nicht allein ſelbſt keine königliche Tugend oder Wiſſenſchaft beſizt, ſondern ſie auch an andern nicht zu erkennen vermag, und das, was er ſelbſt zu thun keine Fähigkeit beſizt, Leuten anvertraut, die noch unfähiger ſind als er ſelbſt, wenn dieſer Pöbel — Richter des Verdienſtes iſt. Wir müſſen alſo wohl glauben, daß unſre Geſeze in den Händen eines ganzen Volkes nicht ſicher ſind! — Aber werden wir ſie deßwegen einem einzigen anvertrauen? — Iſt dieſer Eine gerecht, und ſein Wille durch die Geſeze gemildert, ſo iſt ſeine Regierung die beſte: Gott regiert allein. Allein die ſchlimmſte aller Regierungen wird ſie ſeyn, wenn dieſer Eine die Geſeze niedertreten, und ſeinen Launen dienſtbar machen will. Darum, Cleobul, behaupte ich, die beſte Regierung ſey nicht die, welche einem Einzigen anvertraut iſt, denn dieſer Einzige kann Schwachheiten unterworfen ſeyn: nicht die, welche Allen, denn unter Allen machen die Thoren den größern Theil aus; ſondern die, welche Wenigen, denn der Beſten ſind immer Wenige. Dieſe wenigen ſollen verpflichtet ſeyn, Rechenſchaft von ihren Handlungen abzulegen, damit nicht die Hoffnung, unbeſtraft zu bleiben, ſie verleite, die Geſeze aus Nachläßigkeit zu verſäumen, oder aus Ehrgeiz zu mißbrauchen. Darum werden wir die öffentliche Macht auf eine Art abwägen, daß ihre verſchiedenen Theile ſich gegenſeitig mäßigen, und das Gleichgewicht halten, und indem wir jeder Claße von Bürgern die Beſtimmung anweiſen, zu der ſie am fähigſten iſt, werden wir die Vorzüge, der Herrſchaft eines Einzigen, Weniger und Vieler vereinigen. Scheint es dir nicht nüzlich, Cleobul, Alles dieſes unter uns feſtzuſezen, ehe wir anfangen die Männer aufzuſuchen, welche wir für unſern Staat verlangen? — Höchſt nützlich. —

So wiſſe dann, daß das Alles iſt, was die unſrigen Wahres über die Wahl der beſten Regierung zu ſagen wußten; gab es im Laufe der Umſtände Gelegenheit, ſo befolgten ſie, bei der Einrichtung von Staatsregierungen, dieſe Grundſäze. Du ſiehſt es hier in Tarent, deſſen Einrichtungen viele oligarchiſch nennen, weil es Wenige ſind, welche das Ruder des Staates führen; Andre nennen ſie demokratiſch, * weil das Volk nicht unterdrükt iſt, in der That aber iſt die Verfaſſung ariſtokratiſch, und es fehlt nichts als ein König, um ganz der von Sparta ähnlich zu ſeyn. Dieſe Verfaſſung iſt die mildeſte und gerechteſte, und gerade ihrer Gerechtigkeit dankt vielleicht Tarent jene innere Ruhe, die es bis dahin beinahe ununterbrochen genoß, während Croton und Lokri und Sibaris durch innerliche Unruhen zerriſſen und zerſtört worden ſind; ** und jenes Anſehen gegen Außen, das es heutzutage über alle andern Städte von Italien behauptet. Ob ein König, wie in Sparta, ſey oder nicht ſey, und ſo viele andre Abweichungen, mit denen ſich Halbweiſe beſchäftigen, ſind nur leichte, anſcheinende Verſchiedenheiten, deren ſich die Weiſen als Mittel bedienen, um den Einrichtungen beßerer Verfaſſungen den Weg zu bahnen; den Thoren dienen ſie zum Vorwand, den Credit guter Einrichtungen wankend zu machen; für die Völker ſind ſie die Urſache eines glüklichen und friedlichen Zuſtandes, wenn ſie den Weiſen Glauben beimeſſen, und die Urſache von Verwirrung, Unheil und Zerſtörung, wenn ſie ſich von den Thoren verführen laſſen. Was wird entſtehen, wenn die Thoren die Oberhand gewinnen, und

---

* Ariſtoteles Politik. V.

** Grimaldi Ann. II.

und das Volk zwiſchen unverſtändigen Meinungen, und unheilbringenden Aenderungen ſchwankt? Dann iſt es Zeit mit Homer zu ſagen: Hinweg mit ſo vielen Königen, ein Einziger herrſche. Es wird ein Mann von wahrhaft königlichem Geiſte aufſtehen, die von Zwietracht ermatteten Gemüther vereinigen, und ſein Möglichſtes thun, nicht um die beſte Verfaſſung zu gründen, denn die Menſchen haben ſich derſelben durch ihre Thorheiten unwürdig gemacht, ſondern damit die Tugend eines Einzigen, die ſchreklichen Folgen der allgemeinen Thorheiten verminderе *.

XXII.

Plato an Eudoſſus von Gnid.

Ach! warum biſt du nicht hier bei uns? Du, der du ein ſo großes Vergnügen in der Erforſchung der Natur der Geſtirne findeſt; der du tauſendmal ſagteſt; du würdeſt gerne in den Flammen der Sonne verbrennen, wenn du nur ihre Natur ergründen könnteſt. ** Warum biſt du nicht bei uns?

O! Wie ſehr beklage ich jene Zeit, die ich verlor, um alle jene Träume zu lernen, die wir Griechen Weisheit und Kenntniß der Natur nannten. *** Wie klein war die Vorſtellung, die wir uns von dem Univerſum, und der höchſten Intelligenz, die es hervorgebracht hat, bildeten. Wie groß und erhaben ſind dagegen die, welche die Schüler des Pythagoras ſich davon bilden!

Für uns war die Erde, die wir bewohnen, wenig größer, als unſer Griechenland: Durch die Berechnungen der Pythagoriker, wird ſie zur unermeßlichen Sphäre, die ringsum bewohnt iſt; und es giebt Menſchen auf ihr, deren Füße den unſrigen gerade entgegenſtehen. Ein Traum, der unſre junge athenienſiſchen Philoſophen lachen machen würde, weil ſie wirklich nicht im Stande wären, ſich Menſchen vorzuſtellen, deren Kopf in einer Richtung nach unten ſtünde; ein Philoſoph aber, der in die Geheimniſſe der Geometrie eingeweiht iſt, wird dies nicht lächerlich finden, denn er weiß, daß alle Punkte im Umkreiß eines Zirkels, oder einer Kugel, unter ſich gleich ſind, und kein Unterſchied ſtatt finden kann, ob man dieſen oder jenen einnehme. Darum ſind der Zirkel und die Kugel die einzigen vollkommenen Figuren, und es würde ſeltſam ſcheinen, wenn die Natur bei ihren großen Werken nicht diejenige unter den Figuren angenommen hätte, die wir kleinen Vernünftler bei unſern Werken annehmen.

---

* Ariſtotel. Polit.

** Worte des Eudoſſus bei Plutarch.

*** Theophraſt bei Plutarch.

Die Erde, welche wir bewohnen, iſt eine Sphäre; Sphären ſind alle Geſtirne die uns an das Gewölbe des Firmaments geheftet erſcheinen, deren unermeßliche Entfernung uns allein glauben machen kann, es ſeyen eben ſo viele Punkte, die eine und dieſelbe Bahn verfolgten. Wir ſind bei dieſem erſten Eindruk der Sinne ſtehen geblieben, und glaubten wirklich, die Geſtirne bewegten ſich in einem ewigen Kreiße um unſre Erdkugel, die wir uns, als ruhend in dem Mittelpunkte des Univerſums, vorſtellten. Was wußten wir mehr als jene Hirten, unſre Väter, welche die Sonne ſich verbergen ſahn, und wirklich glaubten, daß ſie ihr goldgeloktes Haupt in den Schooß der Amphitrite tauchte? Höre nun, was die Pythagoriker darüber ſagen:

Die Erde iſt nicht der Mittelpunkt des Univerſums. Nachdem ſie ihr jene Größe gegeben hatten, die wir ihr nicht gaben, hat ſich auch das Maas des Univerſums vergrößert, und tauſende von Planeten, wie unſre Erde, drehen ſich in dem unendlichen Raume.

Die mächtige Hand des Demiurgos[*] berührte die Erde, und ſie beſchreibt jenen ungeheuren Kreiß um die Sonne, den die Geſtirne zu wandeln ſcheinen; die zwei großen Prinzipien der Bewegung aller Dinge, Zwietracht und Liebe erhalten ſie in der ewigen Laufbahn: Während die erſte ſie treibt, ſich von der Sonne zu entfernen, hält die zweite ſie zurük; dies verurſacht, daß ſie einen Kreiß beſchreibt, dem ähnlich, den ein Stein in der Schleuder macht, wenn er durch Gewalt in der Linie des Horizonts herumgeſchwungen, und von dem Bande zurükgehalten wird, das an dem Arm befeſtigt bleibt, der ihn bewegt. Wir ſehen das unſichtbare Band nicht, welches die Erde zurükhält; aber glaubſt du, daß man von dem Nichtwahrnehmen auf die Nichtexiſtenz deſſelben zu ſchließen berechtiget ſey? Giebt es in der Welt einen Verſtand, ſo muß er Mittel haben, deren er ſich bedient, und einen Zwek den er verfolgt: Wir begreifen dieſe Mittel nicht, denn, wenn würden wir ſie begreifen, ſo wäre uns die Natur jenes Verſtandes ſelbſt nicht länger unbekannt, und wir müßten einen ähnlichen Verſtand beſizen. Vielleicht, daß wir ſie einſt erkennen, wenn unſre Seelen, befreit von dem dichten Schleier des Körpers, das Weſen der Dinge durchſchauen. Einheit muß aber gewiß der Zwek ſeyn; denn da die Welt eine, ihrer Theile aber viele ſind, ſo iſt es nothwendig, daß ſie nach Vereinigung ſtreben: In jedem andern Falle würde die ganze Welt nach Trennung, das heißt, nach Auflöſung ihrer Einheit ſtreiten.

Die Erde dreht ſich um die Sonne; um die Sonne drehen ſich Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn, und jedes dieſer Geſtirne hat eine ihm eigenthümliche Kraft, und jedes iſt bewohnt wie unſre Erde.

---

[*] Demiurgos iſt in der platoniſchen Schule der Name des höchſten Weltbaumeiſters.

Denn warum ſollte die höchſte Intelligenz nicht überall Intelligenzen niedererer Potenz ausgeſtreut haben, welche ihre Werke bewundern und preiſen könnten?

Wie leicht erklärt ſich alles durch dieſe Lehre, wie ſtimmt die Vernunft immer mit der Betrachtung der Sinne überein! Du ſiehſt den leuchtenden Stern, der die Morgenröthe begleitet, und der Vorläufer der Sonne iſt: Die Sonne ſteigt empor, und der Stern iſt nicht mehr. Entfernt ſich das Geſtirn des Tages von uns, ſo ſcheint ein anderer Stern ſeinen flammenden Schritten zu folgen, und der Nacht, welche überhand nimmt, zum Troz, den Sterblichen, wenigſtens einen Theil ſeiner belebenden Strahlen erhalten zu wollen. Nun wiſſe: das Geſtirn, welches dem Menſchen die Stunde der Arbeit ankündigt, und das, welches die Stunde ſeiner Ruhe herbeiführt ſind beide nur Ein Geſtirn, und der Liebende der das Geſtirn verwünſcht, das ſeine Freuden unterbricht, und jener, der das, ſeine nächtlichen, verliebten Diebſtähle begünſtigende Geſtirn ausruft, verwünſchen und erflehen das gleiche Geſtirn, und ihre Gelübde und Verwünſchungen, fallen auf eine unbelebte Maße, die nichts thut, als daß ſie, ſo zu ſagen gezwungen, das Licht, das ſie von der Sonne erhält, wiederſtrahlt. So wird die ſchwarze Erde, welche wir bewohnen, den Bewohnern irgend eines andern Geſtirns, als ein leuchtender Körper erſcheinen. So werden die Berge, Thäler und Meere, welche ſie bedeken in ihren Augen eben die Verſchiedenheiten hervorbringen, die wir in der Oberfläche des Mondes bemerken, und ſie werden vielleicht, wenn ihr Geiſt nicht feiner als der unſrige, ihre Sprache nicht beſtimmter als unſre Sprache iſt, dieſem kleinen Wohnorte unbefiederter, zweibeiniger Thiere, Altäre errichten und ihn als einen Gott oder als eine Göttin verehren, wie wir den Mond und die Geſtirne verehren und anbeten.

Ich ſage dir nichts von den Sonnenfinſterniſſen. Dank dem Anaxagoras; man fängt nun auch in Athen an, ſie richtig anzuſehen! Allein ſiehſt du jene Geſtirne, welche uns zuweilen mit Lohen umgeben, und mit einem langen glühenden Schweif erſcheinen, und deren nie vorhergeſehene Zurükkunft, in den Köpfen des Pöbels ſo viele Angſt, in denen der Philoſophen aber ſo vielen Unſinn erzeugt? Sie ſind Planeten, gleich dem Mond und der Erde, da ſie aber einen viel größern Zirkel durchlaufen, ſo ſehen wir ſie nur dann, wann ſie ſich der Erde nähern. Die Zahl der Planeten iſt nicht nur fünfe; tauſende kreiſen um die Sonne, und vielleicht wird eine Zeit kommen, in der man ſie alle kennen, und von allen, den Lauf und die Rükkehr wird berechnen können; vielleicht werden unſre Nachkömmlinge über uns lachen, oder bemitleiden, daß wir, Dinge die ihnen ſo bekannt ſind, nicht wußten.

Sie werden ſie kennen; wir können nichts als ſchließen, und eben dieſes Schließen macht zuweilen unſern Verſtand erſtaunen. Eine unendliche Menge von Geſtirnen glänzt an dem azurnen Gewölbe des Firmaments; wer kann ſie zählen? Es gab ſchon Philoſophen, die es verſuchten, aber vergebens; wenn man an die Milchſtraße kömmt, da iſt die Gränze aller Berechnungen, wie es einem Menſchen ergehen würde, der die kleinen, weißen Steinchen um ſich herzuzählen ſuchte, und dann den Blik auf das ſandichte Geſtade des Meeres wirft, wo die unendliche Menge von Steinen nur eine einzige weiße Fläche bildet. Alle die Geſtirne nun, die wir zu zählen verſuchten, und jene noch, die wir niemals zählen können, ſind eben ſo viele Sonnen, um welche ſich tauſende von Millionen irrender Geſtirne drehen, dem gleich, das wir bewohnen. Jedes von ihnen hat eine Sonne, welche ſeinen Mittelpunkt bildet. Glaubſt du, daß dieſe Millionen Geſtirne nicht auch einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt haben? Sonſt würde die Einheit der Welt zerſtört ſeyn. Tauſende derſelben kreiſen um andere Sonnen her, welche tauſendweiſe ſich um andre drehen, und dieſe, wieder um andre, und alle bewegen ſich um einen gemeinſchaftlichen Punkt, der der Siz des höchſten Geiſtes iſt, von welchem die Kraft und das Geſez ausſtrömt, das die Natur belebt und erhält. Hier wohnt jenes Elementarfeuer, jenes reine Licht, welches mit ſinnlichen Formen bekleidet, von Geſtirne zu Geſtirne wandelt, bis es vielleicht, am Ende wieder zu der ewigen Quelle zurükkehrt, von welcher es ausgieng. Hier iſt die Quelle alles Verſtandes, der vielleicht, von Weſen zu Weſen, gleich dem Lichte, jenen unermeßlichen Kreis durchläuft; hier . . . [*].

Glaubſt du dies alles ſeyen Träume? Mein lieber Freund! ich weiß es nicht, aber eingekerkert in das Gefängniß des Körpers, was können wir anders thun, als träumen? Allein unter ſo vielen Träumen nähern ſich diejenigen immer am meiſten der Wahrheit, welche die gröſte Majeſtät und Erhabenheit haben, denn erhaben, groß, und erſtaunenswürdig, iſt der Bau der Maſchine, deren Ordnung und Theile wir zu erkennen uns bemühen.

Wenden wir den Blik auf uns ſelbſt zurük. Was ſind wir denn, mitten unter ſo viel Millionen von Sonnen, ſo vielen Millionen und Millionen von Weſen, welche in die Unermeßlichkeit des Raums geſtreut ſind? Wir wiſſen nichts, es iſt wahr, aber wir forſchen nach Allem. Scheint es dir nicht, daß unſer Geiſt edler ſey als unſer körperlicher Theil; daß wir zu mehr fähig wären, als wir thun, wenn . . . Ja, eines Tages werden wir frei und vollkommener ſeyn.

---

[*] Um die Citationen nicht zu häufen, deren in dieſem Brief eine Menge ſind, verweiſe ich den Leſer auf den Anhang I.

XXIII.

Geſpräch von Pontius.

Nach dem Nachteſſen wurde von Tugend geſprochen. Was iſt dann wohl Tugend? Der Sprechenden waren viele, die Menge der Meinungen war groß: es fehlte nicht an den wizigſten Erörterungen, an beredten Vorträgen, von denen ich dir nichts ſchreibe, weil du dergleichen in Athen, bis zum Ueberdruß hören kannſt. Architas, Plato und Pontius hatten bis dahin kein Wort geſprochen, als ob ſie nur uns Jünglingen zuhören wollten: Dann ſagte Architas zu Pontius, nach dem Gebrauche dieſes Landes, den Aelteſten um ſeine Meinung zu fragen, wenn man eine Streitfrage entſcheiden will: Was ſind deine Gedanken, theurer Freund, über dieſe Geſpräche unſrer jungen Leute?

Gebt den Göttern alles gebührende Lob, ihr Jünglinge! erwiederte er, daß ſie euch in einem Alter, in welchem andere von den Leidenſchaften der Sinne hingeriſſen, alle Kraft der Seele in eiteln Ergözungen verſchwenden, welche ihnen ein frühzeitiges, elendes und ſchmähliges Alter zuziehen, mit ſo edlen Geſinnungen begabt haben, welche ihr auf Gegenſtände richtet, welche euch die Achtung andrer, und eure eigne verſchaffen. Beglükt die Stadt, wo man ſich ſelbſt beim Mahle über die Tugend unterhält. Ich preiſe euer Vaterland, eure Eltern, euch ſelbſt und eure Kinder glüklich. Erwartet ihr aber von mir dergleichen Weisheitsſprüche, wie die ſind, die ich eben von euch gehört habe, ſo iſt eure Hoffnung eitel. Laßt euch ja nicht durch die Achtung betrügen, welche Architas und Plato mir beweiſen; ich verdanke ſie theils der Freundſchaft, die, wie ihr wißt, das Verdienſt in der Perſon des Freundes zu übertreiben pflegt, theils den Handlungen die ich im Leben vollbrachte, nicht den Lehren, welche ich vortrug. Dieſe weißen Haare zeigen euch hinlänglich meine Jahre. Ich nähere mich dem Ende der ſterblichen Dinge, und verlaſſe ſie mit dem Bewußtſeyn, die Tugend immer geliebt zu haben. Allein die Künſte und Wiſſenſchaften, welche die Sitten und den Verſtand der Bewohner von Tarent und Athen verfeinern und aufhellen, ſind noch nicht in unſre Gebürge gedrungen, wir ſind noch, wie man von unſern Vätern ſagte: ein rohes Volk aus den harten Stämmen der Bäume gebildet: Wir handeln, und damit begnügen wir uns, das Speculiren überlaſſen wir andern. Geſchieht es zuweilen, daß uns irgend jemand fragt; Warum thut ihr das, oder warum thut ihr das nicht? ſo wüßte ich darauf keine andre Antwort als, mein Vater machte es eben ſo. Einen andern Grund wußte auch mein Vater nicht anzuführen, und vielleicht wird einſt mein Sohn eben ſo wenig einen andern anführen können.

Ruhig verlebte ich bis dahin, bei dieſer Handlungs- und Sinnesart meine Tage; denn ruhig iſt immer die Seele desjenigen, der feſt überzeugt iſt, er handle gut. Verliert er aber dieſen Glauben, handelt ſeine Hand gegen die Vorſchrift der Seele, oder handelt ſie, indeſſen die Seele noch in Zweifeln ſchwebt, ſo folgen Gewiſſensbiſſe auf jene Seelenruhe, oder wenigſtens eine angſtvolle Ungewißheit. So geht es nun mir, ihr jungen Leute. Ich hörte euch ſo viel Erhabenes über die Tugend ſprechen, eure Meinungen waren ſo verſchieden, daß ich, während ihr redet, zu mir ſelbſt ſagte: Wie wirſt du, roher Samnite, dir einbilden dürfen, tugendhaft zu ſeyn, da dieſe Jünglinge, in den feinen Städten Tarent und Athen erzogen, die Seele mit den erhabenen Vorſchriften ihrer Philoſophen angefüllt, mit einem, durch Harmonie und Künſte geregelten Herzen, ſo viele Schwierigkeiten finden, um zu beſtimmen, was Tugend ſey? Siebenzig Jahre von Arbeit ſind alſo verloren, ich werde ſterben wie der Lezte der Menſchen, ungewiß ob ich die Achtung der Guten verdient habe . . . Ja, was ſoll ich ſagen? . . . mit dem innern Vorwurf dieſelbe mißbraucht zu haben. Werde ich einſt die Rechnung meines Lebens ablegen müßen, ſo werde ich nicht ſagen dürfen: Architas und Plato ſchäzten mich. Was hülfe mich ihre Achtung, wenn ich derſelben unwürdig zu ſeyn glaubte? Ich wäre ſogar gezwungen zu geſtehen, Architas und Plato hintergangen zu haben. Ich endigte die Tage meines Lebens mit der Hoffnung, meinen Vater, meinen Grosvater in jenen ſeligen Gefilden, wohin die ewig gerechten Götter die Seelen der Guten ſenden, wieder anzutreffen; ich ſchmeichelte mir einſt von meinem Sohne dort eingeholt zu werden, und ſieh da! eure Reden haben meine Hoffnungen gänzlich zerſtört. Nun ſagt mir edelmüthige Jünglinge, aus Mitleid für einen alten Mann, aus Mitleid für meine Eltern, für meine Kinder, die eures Alters ſind, ſagt mir, ſind denn dieſe eure Kenntniße unumgänglich nothwendig um tugendhaft zu ſeyn?

Bei dieſem Vortrag, bei dieſer Frage, blieben die Jünglinge erſtarrt und ſtumm; Sie wußten nicht, was ſie antworten ſollten, und richteten ihre Blike bald auf Pontius, bald auf Architas und Plato, als ob ſie zu dem erſten ſagen wollten: warum thuſt du dieſe Frage? und zu den andern beiden: warum antwortet ihr nicht? Zu gutem Glüke riß Pontius ſelbſt ſie aus ihrer Verlegenheit, indem er aufs Neue die Rede aufnahm.

Sagt mir, ihr Jünglinge! zählt ihr unter euern Vorfahren keinen tugendhaften Mann, vor der Zeit da man in Griechenland anfieng ſich über die Tugend zu ſtreiten? Glaubt ihr jener Themiſtokles, der euer

Vaterland rettete, jener Leonidas, der für das ſeinige zu ſterben wußte, jener Ariſtides, den ihr ſelbſt vorzugsweiſe den Gerechten nanntet, ſeyen Böſewichter geweſen?

Wir halten ſie im Gegentheil für die allertugendhafteſten Männer.

Und doch können ſie nicht alle die Kenntniſſe beſeſſen haben, welche ihr nun beſizt, es müßte denn wahr ſeyn, daß der Geſchmak am Philoſophiren älter unter euch ſey als das Zeitalter des Sokrates, und zugeſtanden, daß er noch älter ſey, ſo frage ich neuerdings: Was haltet ihr von der Tugend des Hermodius und Ariſtogiton, welche die Herrſchaft der Geſeze unter euch herſtellten, jenes Codrus, der durch ſeinen Tod Athen den Sieg erkaufte, jenes Theſeus, von dem es gegründet wurde? Geben wir noch weiter zurük, ſo werden wir immer ein Zeitalter finden, in welchem die tugendhafteſten Menſchen lebten, und wenig oder keine Wiſſenſchaft da war. Wie könnte es auch anders ſeyn, wenn wir nicht die Götter einer Lüge beſchuldigen wollten; ſie haben die Tugend für das Glük der Menſchheit nothwendig gemacht, und es iſt nicht glaublich, daß ſie dieſelbe von einer ſo ſchwer zu erlernenden Wiſſenſchaft abhängig gemacht haben, noch daß ihr Tarentiner und Athenienſer blos darum, weil ihr gelehrter ſeyd, deßwegen den Göttern theurer ſeyn ſolltet —

Welcher Weg aber, weiſer Greiß, führt uns wohl nach deiner Meinung am ſicherſten zur Tugend?

Ich wiederhole es euch; erwartet von mir keine erhabenen Theorien; ich werde euch von Thatſachen ſprechen, die zu beobachten, mich ein langes und nicht in Müßiggang verlorenes Leben in den Stand geſezt hat. Ich will von euern Handlungen ſelbſt ſprechen, denn ich bin davon, wegen meiner langen Freundſchaft mit Griechen, hinlänglich unterrichtet, ohne ſelbſt ein

Grieche zu ſeyn. Nun ſagt mir, als das ganze athenienſiſche Volk im Theater verſammelt, eurem Ariſtides einmüthig den Namen des Gerechten gab, glaubt ihr, daß damals alle dieſelbe Idee von der Gerechtigkeit gehabt hätten? — Warum das nicht? — Auch damals als Themiſtokles in der Volksverſammlung erſchien um einen Vorſchlag zu thun, von dem er ſagte, daß er dem Vaterlande nüzlich ſeye, aber nicht öffentlich geſagt werden könnte; die ganze Verſammlung es aber zufrieden war, daß er denſelben dem einzigen Ariſtides anvertraute, und nachher auf der Stelle Verzicht darauf that, als Ariſtides erklärte, der Vorſchlag hätte wohl einen Anſchein von Nüzlichkeit, ſey aber nicht gerecht?… — Wir glauben daſſelbe. —

Das iſt kein Wunder: Jünglinge mit ſo edlen Geſinnungen begabt wie ihr, konnten nicht andrer Meinung ſeyn. Die Tugend war alſo damals in Athen allen bekannt wie eine ſchöne Frau, ſo daß jeder, der ſie ſah, ſie erkennen und ſagen konnte: das iſt ſie! und jeder der ſich entſchloß ihr zu folgen, wußte wo er ſie ſuchen mußte. Wahrlich, wären damals eure Meinungen ſo ſehr unter ſich verſchieden geweſen, daß man nicht hätte beſtimmen können, was die Athenienſer unter Tugend verſtänden, ſo würde Ariſtides ſchwerlich, die ſüſſeſte Belohnung, welche die Götter einem Sterblichen für ſeine Bemühungen gewähren können, erhalten haben: zweifelhaft würde ſein Ruhm ſeyn; von wenigen gelobt, könnten viele ihn ſchelten; man könnte ſich in Abſicht auf ſeinen Charakter ſtreiten, und wer weiß ob nicht ſein Name auf die unterſte Stufe der Erniedrigung, in die Vergeſſenheit, verſunken wäre? In Vergeſſenheit fällt man immer, wenn die Verſchiedenheit der Meinungen von der Art, und die Zahl der Partheien von dem Umfang iſt, daß keine die andern, ich möchte ſagen, bekriegen kann, und alle damit endigen, daß ſie ſchweigen . . . Ein ſehr groſſes Uebel für eine Stadt; nehmt die Uebereinſtimmung der Meinungen hinweg, ſo raubt ihr den Menſchen den lebendigſten Antrieb nach Tugend zu ſtreben, nehmlich die beſtimmte Billigung aller ihrer Mitbürger. Darum ſagt man, die Götter raubten einer Stadt die ſie beſtrafen wollten; die Liebe zur Tugend, um ihnen dieſe zu rauben, fangen ſie damit an, die Liebe zu einem guten Namen in ihnen auszulöſchen. Ein Uebel, welches noch größer wird, weil es nicht nur die Triebfeder, ſondern ſogar die Regel guter Handlungen vertilgt; und wollte auch einer, über die verſchiedenen Meinungen des Volks erhaben, der Tugend nachfolgen, zu welcher Parthei, ihr Götter! hätte er ſich zu ſchlagen? Welche Meinung könnte er, mit der Ueberzeugung nicht zu irren, annehmen?

Siehe da Pontius! nahm izt Nearch das Wort, ſiehe da gerade die Nüzlichkeit jeder Kenntniſſe, welche du ſo wenig zu ſchäzen ſcheinſt. Bei der Verſchiedenheit ſo vieler fremden Meinungen, ſchöpft Ariſtides aus dem Grund ſeiner Seele ſelbſt die Kennzeichen, die wahre Tugend zu erkennen.

Du haſt ſehr gut geſprochen, Nearch; allein bedenke, ich bitte dich, daß dieſe Kenntniſſe nur dann nüzlich ſind, wann der Staat ſchon verdorben iſt — Ich verſtehe dich nicht — Haſt du es dann nicht ſo eben ſelbſt geſagt, daß die Wiſſenſchaft, dem gerechten Manne dann zu Führerin dienen könne, wenn die Meinungen der Menſchen verſchieden wären? Da nun der Meinungen viele ſind, und doch nur eine die wahre ſeyn kann, weil die Tugend ſelbſt nur eine iſt, ſo zieht dies die Folge nach ſich, daß viele einen unwahren Begriff davon haben und folglich laſterhaft ſeyn müſſen. Eure Kenntniß alſo kann höchſtens eine Arznei ſeyn: da ſie aber mehr dazu geeignet iſt, die Fortſchritte des Uebels zu hemmen, als die Geſundheit herzuſtellen, ſo erwartet ihr vergebens, daß ein Menſch, welcher der Arznei bedarf, handle wie ein Geſunder. Eure Arznei kann nie für das ganze Volk ſeyn, denn wie könnte man bei allen Weiſheit erwarten? Viele müſſen ſich dem Akerbau, viele den Künſten wiedmen: Wie viele werden alſo Muße haben, Architas und Plato anzuhören, oder Kraft ſie zu verſtehen, und unter dieſen, wie viele werden ſie nüzen? So ſtiftet ihr in euern Staaten eine Oligarchie der Tugend und Wiſſenſchaft, die ſchlimmſte von allen, denn ſie macht den Menſchen nicht allein zum Sklaven, ſondern ſogar der Sklaverei werth? Beſäße ein freier Staat nur einen tugendhaften Mann, wer könnte läugnen, daß in einem ſolchen Staate die Herrſchaft eines einzigen nothwendig wäre *?

Fügt zu dieſem noch hinzu, daß die Wahrheiten, welche wir im reiferen Alter erlernen, nur ſchwach auf unſre Seele wirken; den tiefſten Eindruk aber laſſen die Beiſpiele zurük, mit denen wir von Jugend auf umgeben ſind. Nüzlich ſind die Vorſchriften, die wir von allen in Ausübung gebracht ſehen, allein beinahe immer unnüz diejenigen, welche die wirkliche Ausübung Lügen ſtraft; und der Tugendhafte, welcher in einer verdorbenen Stadt wohnt wird, jeden Augenblik gegen das Beiſpiel andrer kämpfen müſſen. Wer weiß, ob ihn ſolch ein Beiſpiel nicht zuweilen verführt, um ſo mehr, da ihm der erſte Reiz zur Tugend, der Beifall andrer, fehlt? —

Willſt du vielleicht ſagen, daß in einem verdorbenen Staate, kein tugendhafter Mann ſeyn könne?

Die Götter bewahren mich vor einer ſo niedrigen Meinung von dem Menſchen. Allein ich glaube es mit feſter Ueberzeugung, daß ein ſolcher Menſch ſelten

* Ariſtotel. Polit.

ſey, es mag vielleicht einen in jedem Jahrhundert geben, aber er wird viel arbeiten, viel erdulden müſſen, und dem Staate meiſtens unnütz ſeyn, wenn er nicht ſeine Sitten verbeſſert; es wird im Gegentheil zwiſchen ihm und dem Volk eine Art von Fehde aus Aerger entſtehen; dieſes wird ihn verachten, ihn verfolgen; er dagegen wird immer ſtrenger werden, und ſo wird ſeine Tugend je länger je unanwendbarer, und das Volk je länger je verdorbener. Eure Wiſſenſchaften ſtreben dahin, den Menſchen weiſe zu machen, und ich wünſchte im Gegentheil, daß man den ganzen Staat tugendhaft machte: Dann würde die Tugend ein leichtes ſeyn, die Kinder ſie mit der Milch einſaugen, und ſie wären vielleicht tugendhaft ohne es zu wiſſen.

Wehe dem Staate, wo die Tugend eine Anſtrengung iſt; dem Staate, in welchem eine tugendhafte Handlung den Lohn erhält, der nur der Tapferkeit gebührt! Dann bewundre ich den Mann, aber ich ſchüttle den Staub von meinen Füßen und verlaſſe ſeine Stadt.

Bei uns hat die Tugend keinen andern Grund als die Gewohnheit unſrer Ahnen, und wollen wir von einer Handlung ſagen, ſie ſey tugendhaft, ſo ſagen wir, ſie ſey nach Art unſrer Voreltern [*]. Wir denken alle gleich. Unſere Voreltern waren Eins unter ſich, und wir ſind es unter uns, denn wir ſtimmen alle mit ihnen überein. Wir wiſſen alſo beſſer, als ihr, worin die Tugend enthalten ſey: Die Tugend eines Staats beſteht darin, daß alle Bürger die gleiche Sitte haben, und die des Bürgers, daß er die Sitte des Staats habe. Wenn ihr keine allgemeine, öffentliche Sitte habt, wie könnt ihr dann auf Privattugenden Anſpruch machen?

Beim Herkules! rief ich aus, indem ich mich zu Plato wandte, nach der Art, wie Pontius ſpricht, fände ich beinahe für gut, wenn man in ſeinem Vaterlande, das Beiſpiel der Epheſer erneuert, welche den Hermodorus nur darum verbannten, weil er viel tugendhafter als alle übrigen war: zu viel Tugend! ſagten ſie, wir werden dich immer bewundern, geh' aber indeſſen woandershin mit deiner Tugend *.

---

[*] More majorum.

Ich weiß nicht Cleobul, wer dieſer Hermodorus iſt, von dem du ſprichſt, kaum kenne ich Epheſus ſelbſt. Allein ich geſtehe dir, (warum ſollte ich es läugnen) daß ich, in meinem Lande ſehr ungern, unnüze Neuerungen ertrüge. Ich bin nicht in Abrede, daß wir nicht viele nüzliche Dinge, von der Zeit, durch die Bemühungen unſrer Weiſen, und durch Verkehr mit andern Völkern gelernt haben. Unſre Vorväter nährten ſich, wie es heißt von Eicheln, heutzutage ſind unſre Felder mit Korn bedekt; ſie wohnten in Höhlen, oder in den leeren Räumen, welche der Regen oder das Alter in den Stämmen der Bäume bildeten; wir bewohnen bequeme Häuſer. Wir verſtehen den Krieg, auch in dieſer Kunſt haben wir viele nüzliche Dinge von andern gelernt. Ein kluger Tarentiner hat zuerſt Vorſchriften verfaßt, wie man die Städte, welche man durch andre Künſte bequemer zur Wohnung der Bürger eingerichtet hatte, gegen äußere Feinde befeſtigen müße. **

Du ſiehſt aber, daß jede Neuerung, die man unter einem Volke einführt, dahin zielt ſeine Sitten zu verändern, und ſobald die Sitten nicht einfach ſind, ſo werden die Menſchen ſelten einig ſeyn. Wir müſſen alle in Abſicht auf die Tugend alle, in dem Glauben, miteinander übereinſtimmen, daß die Götter uns das Leben geſchenkt haben, um dem Vaterlande und andern nüzlich zu ſeyn. Kömmſt du um eine neue Sitten unter meinem Volke einzuführen, von der es Nuzen hoffen kann, ſo wirſt du willkommen ſeyn; Lehrſt du mich da zwo Pflanzen aufzuziehen, wo vorher nur eine wuchs, ſo werde ich ſelbſt zu meinen Mitbürgern ſagen: Seyen wir dankbar gegen dieſen wakern Mann, durch deſſen Erfindung die Erde, welche kaum für viere hinreichte, nun für acht hinreicht. Denn wenn nun die erzürnten Götter uns durch eine Hungersnoth heimſuchen wollen, ſo werden wir deſto weniger Unglükliche haben, die gezwungen ſind ihre Nahrung in öden Gegenden zu ſuchen, indem ſie die Spuren wilder Thiere verfolgen, wie unſre Väter ſo oft gethan haben.

---

* Cic. quaest. tusc.

** S. Anhang I.

Sage mir nun Cleobul, käme einer in mein Land, und ſagte zu meinen Söhnen: Was für ein Leben führt ihr da? Ihr lebt in einem ewigen Mangel aller Dinge. In euerm Alter genießen die edlen Jünglinge von Tarent und Athen ganz andre Ergözungen; warum ſchüttelt ihr das Joch dieſer Alten nicht ab, die ſchon lange der Natur ihren Tribut hätten bezahlen ſollen? . . Die Geſeze. — Warum brecht ihr nicht das harte Joch der Geſeze? — Das Vaterland. — Seyd ihr nicht ſelbſt die Herren euers Vaterlandes? — Die Bürger. — Macht, daß dieſe euern Vergnügen dienen . . . . —

Dieſer Menſch, Pontius, müßte wahrhaft ein Böſewicht ſeyn . . .

Wohl! Ein noch größerer Böſewicht, Cleobul, iſt derjenige, der in einem Lande, zuvor unbekannte, grobe Wollüſte einführt.

Gut geſprochen! Die Götter ſtehen dir bei, Pontius! ſagte nun Architas. Es giebt weder für den einzelnen Menſchen, noch für den Staat, eine ſchreklichere Peſt als die Wolluſt. Betrachtet den Menſchen in dem Augenblike des höchſten Vergnügens, er hat weder Geiſt, noch Herz, er iſt kein Menſch. Sezt

einen

einen Staat aus ſolchen Menſchen zuſammen, ihr werdet Unzucht, Ehbruch, Verrath und tauſend niederträchtige Gewaltthätigkeiten darin ſehen, bis das Vaterland endlich von einem ſeiner Söhne ſelbſt unterdrükt, oder verkauft, oder einem Feinde auf die niederträchtigſte Weiſe überliefert wird. *)

Die Natur hat uns allen die Liebe zu unsersgleichen eingeflößt; und derſelbe Trieb, verbunden mit der ſüßen Erinnerung an die erſten Jahre, und einer langen Gewohnheit wird Vaterlandsliebe genannt. Warum liebt ein Menſch einen andern nicht? Weil er mehr von ihm verlangt, als er ſich durch ſeine eigene Arbeit zu verſchaffen im Stande iſt. Warum verräth er ihn? Aus unbezähmter, blinder Habſucht, der Tochter ſeiner Unmäßigkeit. Er ſieht in einem ſeinesgleichen, nicht den Freund, von dem er Hülfe in ſeiner Noth hofft, ſondern den Sklaven, von welchem er die Befriedigung ſeiner Launen fordert; und raubt ihm zuerſt, die Habe, dann die Hände, und am Ende das Leben. Das Vaterland ſelbſt wird zulezt in ſeinen Augen eine Beute. Und wie ſollte es nicht? Eben das Vaterland, welches in den Augen des tugendhaften Mannes das theurſte aller Dinge iſt, weil es ihm die Vereinigung aller Freunde zeigt, iſt in ſeinen Augen nur eine Vereinigung aller Sklaven. Er ſagt zu ſich ſelbſt: Laßt uns herrſchen! Wo fände er aber jemanden der dienen wollte, wenn er nicht jemanden fände, der ſich verkaufen wollte? Eine Schaar wahnſinniger Menſchen verkaufen dann ihr Vaterland dem erſten, der ſich anbietet, es zu kaufen. So wird die gewöhnlichſte, und vielleicht die verzeihlichſte aller Verführungen, durch welche der Menſch von der Bahn des Wahren und des Rechten abgezogen wird, die Urſache der ſchreklichſten Verbrechen.

---

* Cicero im Buch vom Alter legt dem Archytas beinahe ähnliche Worte in den Mund.

Ihr habt alle von Capua reden gehört, nahm Pontius aufs Neue das Wort. Man ſagt, die Capuaner hätten mit uns gleichen Urſprung. Ich glaube es ſelbſt, denn noch haben wir die gleichen Götter, und eine ſehr wenig verſchiedene Sprache *. Allein die Hetrusker, Bewohner der fruchtbaren Ebenen Campaniens, in der Nachbarſchaft des Meers, Herrn des ganzen Laufs des ſchiffbaren Volturnus haben in kurzer Zeit, große Reichthümer aufgehäuft. Capua iſt das Sibaris des Theiles von Italien, den wir bewohnen, und ſeine Bürger, verachten uns andre armen Bergbewohner ſo ſehr, daß ſie uns zum Spott, die ſchmuzigen Samniten nennen. ** Der Himmel erhalte ihnen ihre Reichthümer, allein das weiß ich, daß Capua ſchon mehreremale von den elenden Bergbewohnern, die es verachtete, eingenommen worden iſt. Auch ſind die heutigen Einwohner Samniten, die nun eben ſo weichlich und verdorben, als die erſten Bewohner, die ſie getödtet haben, andre erwarten, die kommen und ihnen daſſelbe thun ***. Wäre ich nicht ein ſehr guter Bürger geweſen, wenn ich dieſe Samniten, die in ihr Vaterland hätten zurükkehren wollen, um Wolluſt, und Trägheit von Capua mitzubringen; daraus verjagt hätte?

Sagt mir, was iſt Muth? Der Feige und der Tapfre ſterben beide gleich, allein nur der Tapfre vermag jene Beſchwerlichkeiten zu ertragen, durch welche wir zuweilen den Tod vermeiden können. Und was iſt die Freiheit? Sich ſelbſt genug ſeyn. Wer eines Sklaven bedarf um zu leben, wird früh oder ſpät eines Herrn bedürfen, um beſſer leben zu können.

---

* S. den Anhang. III.

** Samnis ſpurcus homo.

*** Livius Dec. I. — Grimaldi Ann. L. I. — Pellegrino Campania.

Die Tirannen verſtehen dieſes alles ſehr gut, und befördern darum die Weichlichkeit und Ueppigkeit unter ihren Unterthanen. Ich will euch von Ariſtodemus erzählen, der die Freyheit von Cuma, ſeiner Vaterſtadt, zerſtörte. Cuma war eine ſehr alte, griechiſche Stadt, welche die Bewohner von Euböa in jenen Gegenden gründeten, wo einſt die Cimmerier wohnten, und welche, durch unterirdiſchen Brand, Erdbeben und große Natur-Revolutionen furchtbar geworden ſind, und eine Art von Heiligkeit erhalten haben. * Nun dann: durch die Fruchtbarkeit ſeines Bodens, und die Ausdehnung ſeines Handels, wurde Cuma ſehr reich, und ſeine Reichthümer erzeugten ſeine Ausartung. Cuma wurde von ſeinen vornehmſten Bürgern beherrſcht, und ſo lange die Sitten einfach blieben, waren die Geſeze mild und die Regierung gemäßigt. Nachdem aber die Gemüther einmal ausgeartet waren, wurden die Edlen gewaltthätig und anmaßend, und das Volk unduldſam: die Stadt theilte ſich in Partheien. Ein Jüngling von umfaſſendem Geiſte, verwegener Seele, und tapferm Arme, ſtellt ſich an die Spize des Volks, als ob er ſeine Rechte beſchirmen wollte; er wird zum Feldherrn eines Heers erwählt, das beſtimmt war, die Campaner zurükzutreiben, welche die Stadt bedrohten, denn das erſte Heer unter der Anführung der Edlen hatte eine Niederlage erlitten. Er ſchlägt den Feind, und wendet ſich dann mit dem ſiegreichen Heere gegen die Stadt ſelbſt. Der niederträchtige Adel, entnervt durch Luxus und Laſter, kann keinen Widerſtand leiſten: die Stadt wird eingenommen, und der ganze Adel ermordet. Ariſtodemus zwang die Wittwen der Edlen, die zu heurathen, deren Hände noch von dem Blute ihrer getödteten Gatten trieften. Er ſah indeſſen ſehr wohl ein, daß der Weg der Strenge allein nicht

---

* Pellegrino Campania. II.

hinreichte, ihm eine Herrſchaft zu erhalten, deren unrechtmäßigen Beſiz er der Feigheit der Einwohner verdankte; er dachte alſo auf Mittel, eben dieſe Feigheit zu unterhalten, um auch die lezte Kraft auszulöſchen, die zur Rache nothwendig iſt. Und wie diß? Er verwandelte Cuma in ein Gynäceum. Er verordnete; daß die Söhne der Vornehmſten in der Stadt ſich auf keine andre Wiſſenſchaft legen dürften, als auf Zierlichkeit und Weichlichkeit: da war keine Paläſtra, kein Gymnaſium, keine Schule mehr. Tänzer, Flötenſpieler, Haarkräusler waren die einzigen Lehrmeiſter der Jugend; und als ob es mit dieſem allem noch nicht genug wäre, verordnete er durch ein beſonderes Geſez, daß die Lehrmeiſter nicht Mannsperſonen ſeyn ſollten, wie überall anderswo, ſondern junge, ſchöne Mädchen, damit auch jeder Schein von Männlichkeit vertilgt würde. Mein Grosvater, der zu dieſer Zeit in Cuma war, erzählte mir, daß man dort die Jünglinge, in Begleitung der ſchönſten Frauenzimmer geſehen habe, die ihnen den Arm boten, und den Sonnenſchirm trugen, damit die Sonne ihre Haut nicht ſchwarz und rauh machte *. Die Militär-Wachen wurden immer auf den folgenden Tag angeſagt, mit dem Beifügen: Wenn es nicht regnet. Es befanden ſich in ganzem Ernſte keine Männer in Cuma, den Ariſtodem und ſechstauſend Trabanten ausgenommen, welche er aus verſchiedenen Gegenden von Italien an ſich gezogen, und in Sold genommen hatte; ein toll wilder Hauſe gleichgültig für Gutes und Böſes, unterhalten um das Werkzeug, und der Schirm des Verbrechens zu ſeyn. Dieſe konnten wohl den Ariſtodem vor der Rache der Cumaner ſchüzen; wer aber beſchüzte Cuma vor dem Angriff fremder Feinde? Die unſrigen von Capua ſiengen Krieg mit ihnen an. Ariſtodem gründete

---

* Grimaldi. L. I.

ſeine Hoffnung auf ſeine Bundsgenoſſen, und vorzüglich auf Tarquinius, der damals in Rom herrſchte. Tarquinius verlor den Thron, Ariſtodem wurde beſiegt, und getödtet. Für ein Paar Jahre wurde in Cuma der Schein der alten Verfaſſung wieder hergeſtellt; ich ſage der Schein, denn die Sitten, aus denen die Verfaſſung entſpringt, waren dahin! Cuma's Schikſal war endlich, die Beute der Capuaner zu werden.[*]

Immer ſey dieſes Beyſpiel eurer Seele gegenwärtig, ihr Jünglinge! und fragt euch ſelbſt, was trieb die Edlen von Cuma zum Uebermuth, zum Stolz zur Unterdrükung ihrer Mitbürger? Die Ueppigkeit. Was machte ſie unkriegeriſch, und auf den Grad feige, daß ſie ihrem Tyrannen nicht zu widerſtehen, ja nicht einmal ſich an ihm zu rächen vermochten? Was bog Cuma unter die Tyrannen? Die Ueppigkeit; und was ſtürzte Cuma, und eben dieſe Tyrannen? die Ueppigkeit. Der Tyrann glaubte ſie ſeinen Abſichten angemeſſen, blos weil ſie ihm eine anſcheinende Sicherheit für den Augenblik gewährte: Er glich jenem Manne, der ſein Leben zu verlängern glaubt, während er die Grube aushöhlt, in welche er begraben werden ſoll. Die öffentliche Ueppigkeit iſt dem Staate und den Königen verderblich, und beſtraft gleichmäßig, und grauſamer als alle Waffen, den Unterdrüker der Freiheit und die, welche ſie nicht zu beſchüzen verſtanden.

Nun dann, Pontius, was glaubſt du alſo, daß die Tugend ſey? — Nichts anders als Mäßigkeit und Arbeitsliebe. — Ja! ſo iſt's, ſagte Plato; und wir ſtanden vom Tiſch auf.

---

[*] Diodor von Sicilien. — Strabo V. Liv. IV. und A.

XXIV.

Cleobul an Speuſipp.

Die Tugend iſt alſo nichts anders als Arbeit . . . Beim Herkules! Pontius! deine Weisheit iſt ſtrenge. Ich ſoll alſo auf alle Vergnügungen Verzicht thun, welche mein Reichthum, mein Alter mir anbietet, ich ſoll das ſpöttiſche, bittre Lächeln meiner Genoßen ertragen, ſoll andre und mich ſelbſt beſiegen; und habe ich dann dieſes alles gethan, ſo werde ich dem geringſten Olivenbauer am Himettus ähnlich werden? wahrlich ſo reizte Sokrates die atheniensiſchen Jünglinge nicht zur Tugend, nein, er rief ſie von den unedlen Künſten zur Betrachtung erhabener Wahrheiten. Sie vergaßen alle ihre Geſchäfte, und bildeten einen Kreiß um ihn her, wenn er lehrend im Pireus wandelte; und thaten ſie auch auf manches Vergnügen Verzicht, ſo genoßen ſie wenigſtens das, von dem vorübergehenden auf ſie deutenden Volke ſagen zu hören: — Wer ſind dieſe? dieſe ſind Philoſophen! Aber wer iſt denn dieſer Pontius, von dem du mir ſprichſt? — Es iſt wahr: Ich redete dir von ihm, wie ich mit dir von Caridemus, von Ariſtoteles, oder einem andern geſprochen haben würde, den du täglich in Athen ſiehſt. Wiſſe alſo, dieſer Pontius iſt ein Samniter und zwar einer der Angeſehenſten ſeines Volks. Er iſt einer der beſten Freunde des Architas. Er befindet ſich ſeit vier Tagen in Angelegenheiten ſeiner Republik, die eine alte Verbündete der Tarentiner iſt, in Tarent und wird mit Architas und uns, nach Heraklea kommen, wo in den erſten Tagen des künftigen Monats, die allgemeinen Zuſammenkünfte der italieniſchen Staaten gehalten werden. Dieſer Mann iſt mit einer großen Seele, und mit einem großen Herzen begabt. Im Anfang wollten ſeine, etwas rauhen Manieren weder Nearch noch mir behagen. In der Unterhaltung mit ihm aber wurde ich nach und nach gewahr, daß er, wie man von Sokrates ſagt, einer von jenen hölzernen Silenen wäre, welche bei dem Anſchein eines diken Bauches, einer ungeſchikten und nicht ſehr edlen Figur, viel ſchöne Bilderchen und tauſend andre ſeltene und köſtliche Dinge im Buſen verwahrten. * Die ganze Kunſt, ſagt Plato, beſteht nur darin, zu wiſſen wie man ſie öffnen ſoll. Allein junge Leute geben ſich ſelten dieſe Mühe, wenn ſie ſich mit den Alten unterhalten, und bekümmern ſich weniger darum zu wiſſen, was ein andrer Köſtliches beſize, als das ſehen zu laſſen, was ſie ſelbſt haben. Dieſer Pontius alſo, hielt geſtern ein Geſpräch über die Tugend, deſſen Schluß die Maxime war, die du am Anfange dieſes Briefes geſchrieben findeſt. Seine Reden haben alle meine Begriffe verwirrt; die ganze Nacht habe ich nur an Pontius und an ſeine Tugend gedacht. Ich ſtehe von meinem Lager auf, ſeze mich nieder, um dieſen Brief zu ſchreiben, und fange nicht da an, wo die Sache wirklich anfängt, ſondern von dem Punkte, auf dem ſich gerade meine Gedanken befanden. Nun da wir auf die gerade Straße zurükgekehrt ſind, wollen wir unſern Weg verfolgen.

Dieſes waren die erſten Betrachtungen, welche ſich bei dem Vortrage des Pontius meinem Gemüthe aufdrangen, und ich fand mich in dem erſten Augenblike im Begriff eine Philoſophie zu verdammen, die mir noch roher ſchien als die Baumſtämme ſelbſt, aus denen ihre Urheber erzeugt zu ſeyn behaupten. Das Bild des Sokrates erſchien in meiner Seele ausgeſchmükt, mit aller der erhabenen Grazie eines Xenophon, eines Plato, eines Ariſtipps . . Welche Namen aber bewähren die Philoſophie dieſes Samniten?

---

* Plato's Gaſtmal.

Aber auf der andern Seite; Plato ſchwieg dazu, Architas gab den Reden des Pontius Beifall ... Da ſieh nun, wie das Gemüth des Menſchen beſchaffen iſt! Ich gerathe ſogleich auf das andere Extrem ... Sollte wohl Sokrates Unrecht, und Ariſtophanes, der ihn für unſern Staat gefährlich glaubte, Recht haben? In der That waren unſre Athenienſer nicht ohne dieß ſchwazhaft genug? Waren es Wortgefechte, deren wir bedurften? Ich bin freilich davon überzeugt, daß Sokrates reine Abſichten hatte; daß er die Sophiſten, welche gefährlicher waren als er, zu bekämpfen ſuchte, aber indem er die Kunſt des Diſputirens lehren wollte, wekte er den Hang dazu, und ſeine Vorſchriften wurden unnüz, denn es iſt unvermeidlich, daß man zuweilen ſchlecht diſputirt, wenn man allzugerne diſputirt. Die Götter mögten es Sokrates vergeben, allein wer kann vorausſehen, wie viel Unordnungen in unſerm Staate entſtehen werden?

Die Schule der Pythagoriker befolgte ganz entgegengeſezte Grundſäze, und ſcheint ſich der Methode der Samniter genähert zu haben. Denn ſie hat nie die Liebe zum diſputiren genährt, nie eine Tugend geprieſen, welche von den häuslichen Angelegenheiten getrennt war. Ihre Anhänger haben ſich vielmehr unter die Menſchen gemiſcht, und gleichſam den Grundſaz ausgeſprochen: Ich bin ein Menſch, und alles Menſchliche kann mein Recht oder meine Pflicht ſeyn.

Dieſe Betrachtungen haben mich bewogen verſchiedene pythagoriſche Werke über die Moral zu leſen. Ich werde dir die moraliſchen Inſtitutionen ſenden, die Architas für ſeinen Sohn niedergeſchrieben hat. * Bei der Durchleſung, wirſt du bemerken, daß die Grundmaxime des Pythagoras, Mäßigkeit und Arbeitsliebe iſt, und ich fange an zu glauben, daß es keine andre

---

* Sie finden ſich am Schluß des Werks.

geben könne. Von den Göttern wird nie geſprochen, als wenn es nöthig iſt; und die Moral iſt nicht auf Religionsbegriffe, die unter allen Völkern wandelbar und verſchieden ſind, gegründet. Zu welcher Meinung, zu welcher Sekte ſich auch ein Menſch bekenne, er kann dennoch ein Pythagoriker ſeyn. Anſtatt ſich der Religion zu bedienen, um die Moral zu begründen, bediente er ſich der Moral, um die Religion aus ihr zu beweiſen, und nur die Religion wird die wahre ſeyn, die das Wohl der Menſchen befördert. Nur ſo vermeidet man gleichmäßig die beiden Klippen der Irreligioſität und des Aberglaubens. Der Zwek dieſer Moral iſt allgemeine Menſchenliebe. Pythagoras wünſchte, aus allen Menſchen nur einen Staat, und wenn es möglich wäre eine einzige Familie zu machen, bei deren Regierung, wie Plato ſagt, die Götter den Vorſiz führten. Seine Moral iſt für Arme und Unglükliche gemacht, er bietet ihnen einen immerwährenden Troſt an, begeiſtert ſie mit einem grenzenloſen Muthe, indem er ihnen beweiſt, daß alle Glükſeligkeit in uns ſelbſt beſtehe, und daß ſie, ſobald ſie wollen, nicht weniger glüklich ſeyen, als die, welche am glüklichſten ſcheinen. Was Wunder alſo, daß Pythagoras in Italien beynahe göttliche Ehrenbezeugungen erhielt, während Sokrates in Athen gezwungen wurde den Giftbecher zu trinken?

Du wirſt leſen, und mir nachher dein Urtheil ſagen. Wenn mich die Bewunderung für dieſen göttlichen Mann nicht verblendet, ſo finde ich keinen Weiſern, der die Kunſt, die Nationen beſſer zu machen, mehr verſteht. Wer immer verlangt, daß nicht ſeine Schriften, ſondern ſeine Einrichtungen auf die Nachwelt kommen, muß eine reine Moral lehren, denn ohne Moral kann keine bürgerliche Einrichtung beſtehen. Er muß eine Moral verkünden, die einfach in ihren Grundſätzen, und leicht in der Ausführung ſey, er muß nicht die Weiſen, denn deren ſind nur wenige, ſondern das Volk, welches allein ſeiner Lehre eine lange Dauer verſchaffen kann, überzeugen. Er muß eine menſchliche Moral lehren, und die Grundſäze der Gleichheit, der Menſchenliebe feſtſezen, denn die größere Menge ſind immer Unglükliche, welche ihr nur dann nachfolgen werden, wenn ſie ihnen erſprieslich iſt; die wenigen Mächtigen dürfen ſich ihr nicht entgegenſezen ohne zu erröthen. Er muß eine, von jeder Meinung unabhängige Moral verkündigen. Es giebt Begriffe, über die alle Menſchen übereinſtimmen, und dieſe ſind die der Moral. Es giebt Begriffe, die, einmal feſtgeſezt, uns erlauben über alle andern zu diſputiren, und dieſe ſind die der Moral. Woher kömmt es nun, daß der, der Tugend verkündigen will, meiſtens damit anfängt ſich Feinde zu machen, ehe er ſich noch Anhänger erworben hat? Weil ſelten ein Menſch gefunden wird, der Tugend verkündige ohne Ehrgeiz, und der ſeine Privatmeinungen nicht den allgemeinen Begriffen vorziehe.

Wer die Völker unterrichtet, wie Pythagoras, wird zuverläßig das Beſte der Menſchheit befördern, und ſein Name wird über alle Jahrhunderte ſiegen. Er kann verdammt werden, Schierling zu trinken. Allein wenn die Sonne zweitauſendmal alle Zeichen des Thierkreiſes wird durchwandelt haben; wenn die ſpäteſten Enkel, der Enkel derer die ihn verdammt haben, werden ausgelöſcht ſeyn, wenn andre unbekannte Völker den Boden ihrer Väter beſizen werden, ſo werden hundert Millionen Menſchen, bei der heiligen Schaale ſchwören, aus welcher er das Gift getrunken hat. Lebe wohl.

N. S. Weiſt du? ich bekam Luſt zu dieſen Samniten zu reiſen, und ſie bei ihren Feuerheerden zu beobachten. Pontius hat Plato eingeladen, und dieſer hat die Einladung nicht ausgeſchlagen. Ich werde alſo eine Nation ſehen, welche ganz aus Pythagoräern beſteht, ich werde ihre berühmten Heurathen ſehen . . . Scheinen ſie dir nicht ſehr gut ausgedacht?

XXV.

Reiſe von Tarent nach Heraklea.

Wir reiſen des Morgens von Tarent ab, und halten Abends in Metapont, an *.

Von Tarent bis zum Bradan, zählt man ungefähr hundert und dreißig Stadien, und ungefähr ſechzig vom Bradan nach Metapont. Der Fluß Bradan entſpringt in den hirpiniſchen Gebürgen, und fällt nach einem Laufe von ungefähr fünfhundert Stadien, in den Buſen von Tarent. Er war ehmals die Grenze des tarentiniſchen Gebiets, allein nach dem Verfall von Metapont, hat Tarent ſeine Herrſchaft erweitert.

Metapont. Dieſe Stadt hieß vordem Metabo; viele glauben, dieſes ſey der Name des Sohns des Siſyphos, des erſten Gründers der Stadt **. Andre meynen, es ſey ein allgemeiner Name, welcher einen Sitz bedeute ***. Man ſagt, daß nach dem trojaniſchen Kriege eine Colonie von Pyliern dahin gekommen ſey. Einſt war dieſe Stadt bevölkert und mächtig, und beſaß den ganzen Strich Landes zwiſchen dem Bradan und Aziris. Nachdem ſie durch die Hirpiner war zerſtört worden, wurde ſie durch eine achäiſche Colonie wieder aufgebaut. Man ſagt, dieſe wären lange zweifelhaft geweſen, ob ſie ſich in Siris oder in Metapont niederlaſſen wollten: Beide Orte waren gleich fruchtbar und gleich gut gelegen. Bei dieſer Unſchlüſſigkeit gaben die Sibariten den Rath, Metapont in Beſiz zu nehmen; Sie glaubten auf dieſe Art eine Vormauer gegen die wachſende Macht der Tarentiner zu erhalten, welche drohten Metapont und Siris zu beſezen. Auch hofften die Sibariten, ſie könnten, wenn erſteres den Achäern bliebe, das andere für ſich behalten *. Unnüze Vorſicht! die Tarentiner beherrſchen Metapont, und Sibaris iſt nicht mehr.

---

* Mazzocchi ad. T. H. V. I. — S. die chorographiſche Seite von Großgriechenland und den Anhang III.

** Euſtaz Commentar zum Dion. . .

*** Mazzocchi ad. T. H.

Wären die Sibariten ein tapferes Volk geweſen, ſo hätten ſie ſelbſt Metapont und Siris in Beſiz nehmen ſollen; dann würden ſie ein größeres Anſehen erlangt haben, indem ſie ihre Macht vermehrten; und hätten ſie dieſes Gebiet mit den Tarentinern getheilt, ſo würden ſie Freunde geblieben ſeyn, weil ſie ſich gleich geweſen wären. Unter Staaten giebt es kein Drittes: Entweder vollkommene Gleichheit, oder entſchiedene Uebermacht. Im erſten Falle lieben dich die benachbarten Staaten, in dem zweiten fürchten ſie dich. Wenn du Feigheit mit deinem Ehrgeize verbindeſt, wenn du mitten in dem Lauf deiner Siege ſtehen bleibſt, und ſagſt: Ich bin zufrieden mit dem wenigen, das ich mehr beſize als die andern, ſo haſt du genug gethan, um dich verhaßt zu machen, nichts um gefürchtet zu ſeyn; der Krieg wird unvermeidlich, allein der Sieg nicht gewiß ſeyn.

Ich habe das Gebäude des pythagoriſchen Collegiums in Metapont betrachtet; Es iſt eins der weitläufigſten daſelbſt; man ſagt, das von Croton ſey noch größer: ich glaube es darum, weil Croton und Metapont, ſo zu ſagen, die Wiegen dieſer Schule waren. ** Heutzutage iſt dieſes Haus der am wenigſten beſuchte Ort der ganzen Stadt.

---

* Strabo. VI.

** Brucker.

Es ſteht hier in Metapont ein, der Minerva geweihter, Tempel. Man zeigt allen Reiſenden das Grab des **Epeus**, und man bewahrt noch immer die Werkzeuge, mit denen dieſer berüchtigte Grieche den unheilbringenden Betrug verfertigte, der Troja zerſtörte. *

Wahrhaftig eine erſtaunliche Merkwürdigkeit! ſagte ich zu Nikokles, einem jungen Metapontiner und Sohne des Clitomach, der uns gaſtfreundlich in ſein Haus aufgenommen hatte. Es iſt nicht die einzige, antwortete er mir: wenn du alle unſre Städte durchreiſeſt, wirſt du in jeder derſelben irgend einen Menſchen, oder eine Sache finden, welche auf die Zerſtörung von Troja Bezug hat. Alle griechiſchen Helden, den Ulyß ausgenommen, welche nicht vom Bliz wie Ajax erſchlagen, oder von ihrem Weibe, wie Agamemnon getödtet, oder an den Ufern des Xantus umgekommen waren; hat das Schikſal in dieſes Land getrieben. Wir gewährten den Griechen, wie den Trojanern einen Zufluchtsort — Dieſes, verſezte ich, verdient alle Aufmerkſamkeit. Es kann ſich wahrlich nicht durch bloſſen Zufall ſo zugetragen haben — Es könnte etwa durch die Uebereinkunft unſerer erſten Philoſophen geſchehen ſeyn, welche ſich der Homeriſchen Geſänge, als einer öffentlichen Moral bedienen wollten, und den Urſprung der Staaten von jenen Helden ableiteten, welche von dem groſſen Sänger geprieſen worden waren. So vermehrte der gemeinſchaftliche Urſprung das Intereſſe, und das Intereſſe die Aufmerkſamkeit. Unſre alten Weiſen bedienten ſich der Poeſie ſehr oft zum Unterricht des Volks, und erdichteten Fabeln, um die Tugend ſo zu ſagen in Handlung zu bringen. Noch auſſer den Gedichten, die ſie abgefaßt haben, verfertigten ſie Sentenzen, um ſie in allen Hauptſtraſſen der

---

* S. Mazzoc. ad. T. H. — Gel[illegible] Großgriechenland. — Grimaldi An. Vol. I u. II.

Stadt einzugraben; du kannſt eine Menge derſelben in Tarent ſehen, und auch hier, wenn es dir gefällt. Sie ſind von verſchiedenen Verfaſſern. Liſidas hat einen Theil derſelben verfertiget. Die älteſten werden Pythagoras zugeſchrieben. Sie heiſſen goldne Sprüche. Es ſind kurze Lehren, in leichtverſtändliche Reime gekleidet und leicht zu behalten *.

Die Völker bedürfen der Moral eben ſo im Gewande der Dichtung, wie im Gewande des Syſtems. Dieſe gleicht jenen groſſen Goldmünzen, welche uns oft für den Gebrauch des gemeinen Lebens unnüz ſind, weil wir dazu kleinere Münze bedürfen.

Du glaubſt alſo, machte ich den Einwurf, die Gedichte Homers ſeyen in Italien geſchrieben worden? — Ich weiß nicht was ich glauben, ſondern nur was ich nicht glauben ſoll. Ihr ſagt: Homer ſey von Smirna, von Athen, von Colofon. Es giebt keine Stadt in Griechenland die ſich nicht rühmte ſeine Vaterſtadt zu ſeyn, da nun aber unter hundert nur eine einzige Recht haben kann, ſo ſage ich: Neun und neunzig lügen. Haben nun neun und neunzig gelogen, warum ſoll ich nicht glauben dürfen, es habe noch eine mehr lügen können? — Warum iſt den auch nothwendig, daß Homer irgendwo geboren ſey? — Wer läugnet es? Er hat aber in einer ganz andern Stadt, als in denen, die ſich damit rühmen, geboren werden können. — Allein, was für ein alter Schriftſteller bezeugt es? — Es iſt gar nicht nöthig, daß andre es ſagen; ich ſage es, und halte dafür, daß ich ſo viel Glauben verdiene als irgend einer, der ein gleiches

---

* Man hat eine Sammlung dieſer Verſe. Ueber ihre Verfaſſer und ihren Gebrauch ſ. Brucker und Fabricius. Viele von denen, die wir noch beſizen, ſcheinen aus einem ſpätern Zeitalter, als das, von welchem hier die Rede iſt.

ſagt. Würde es noch ein andrer ſagen, was gewonnen wir dadurch für die Auflöſung unſrer Zweifel? Heutzutage zählen wir hundert Meinungen, dann würden wir hundert und eine zählen: Du ſiehſt alſo wohl ein, daß dadurch die Ungewißheit vermehrt, und weiter nichts gewonnen würde: Im Gegentheil, anſtatt etwas zu gewinnen, hätte unſer Verſtand verloren. Was würdeſt du nun anfangen? Würdeſt du, zum Beweiſe deiner Meinung, das Zeugniß eines andern Menſchen anführen, der, wie der Zufall wollte, vor der Geburt deines Vaters gelebt hätte? Das Zeugniß von hundert andern, die mit deinem Großvater zugleich lebten, würde dir entgegen ſtehen. Sagteſt du, dein Zeugniß ſey ächt? Die hundert andern würden es auch ſeyn. Sagteſt du, der deine ſey glaubwürdiger? So würde man Beweiſe von dir verlangen, welche die Behauptungen der andern Lügen ſtraften. Kurz auf alle Weiſe, müßteſt du, entweder die Meinung andrer verlaſſen, oder ſie mit Gründen behaupten, die aus dem Weſen deiner Vernunft hergeleitet wären. Folge alſo von Anfang deiner Vernunft, gieb dich ſelbſt und deinen Verſtand für den Urheber deſſen, was du glaubſt, und laß die Behauptungen derjenigen ruhen, die vor dir geſtorben ſind.

Was liegt daran, es alt oder neu? Du muſt nur dann, den Reden andrer Glauben beimeſſen, wenn es eine Sache betrift, die du nicht, wohl aber ein andrer wiſſen kann. Willſt du nun deutlich ſehen, daß alle diejenigen nichts wußten, die über Homer geſchrieben haben? Sage mir: Iſt man in Griechenland ungewiß darüber, welches das Vaterland des Pindar ſey? — Nein. — Stünden nun aber die Spartaner auf, und behaupteten Pindar ſey in Lazedämon geboren, würde da nicht ganz Griechenland die Ehre von Theben gegen ſie behaupten, ſein Haus zeigen, das noch ſteht, ſeine Verwandten nennen, und ſo viele andre Denkmahle anführen, welche dem Streit ſogleich ein Ende machen würden. Sobald man die Wahrheit wiſſen kann, ſo entſteht entweder kein Streit, oder er wird bald entſchieden. Biſt du nicht derſelben Meinung? — Wohin ziehſt du mich noch am Ende Nikokles? Aber nimm dich in Acht du ſprichſt von gegenwärtigen Dingen, die . . . — Was liegt daran? Beſorgſt du etwa, es könnte in künftigen Zeiten, ein Streit über den Geburtsort des Pindar entſtehen? Sind die Mitlebenden über eine Thatſache einig, ſo werden die Nachkommen es ebenfalls ſeyn, denn dieſe werden die Denkmale von jenen ſtets zu Leitern haben — Deine Meinung iſt alſo, weil ſo viele Schriftſteller von Homer ſprechen, und ihre Meinungen ſo verſchieden ſind, daß keiner von ihnen ſein Mitgenoße geweſen ſey, und keiner das Zeugniß eines ſeiner Zeitgenoßen für ſich habe. Wie viele Jahre, glaubſt du aber, daß Homer vor dieſen Schriftſtellern gelebt habe? — Wer weiß das? Und was hülfe es uns Olympiaden aufzuzählen? Sobald die Reihe der Gegenſtände der Erinnerung aufhört, wird jede Zeit unendlich, weil ſie nicht gemeſſen werden kann — Aber doch, was glaubſt du von Homer? Ich lache über diejenigen, die etwas zu wiſſen glauben, und mehr noch lache ich über diejenigen, welche glauben, es heiſſe die menſchliche Vernunft Lügen ſtrafen, wenn man einer ihrer Muthmaßungen widerſpricht.

Unter dieſen Geſprächen waren wir auf den Gipfel eines Hügels gelangt, von welchem aus das Auge, den gekrümmten Lauf des Caſuent *, der nicht weit von den Mauren von Metapont vorbeiſtrömt, und den prächtigen Halbkreis überſah, welchen die Gebürge zwiſchen Niedergang und Mitternacht bilden, die in dem

hirpi

---

* Heutzutage Vasiento.

hirpiniſchen Gebiet ihren Anfang nehmen, die Grenzen der Lukaner bezeichnen, und ſich bis an das Meer erſtreken, und von da ihren Lauf zurükwendend, ſich bis zur äuſſerſten Südſpize von Italien erſtreken. Sezen wir uns, ſagte Nikokles; laß uns das Schauſpiel dieſes weithingedehnten Horizonts genießen. Du ſiehſt unter dir die Gegend, welche erſt Chonien, und nachher Oenotria genannt wurde, und vielleicht die erſte war, die den Namen Italien trug.[*] Hier regierte nach der Sage Saturn, und lehrte die noch wilden Bewohner die Kunſt, Getreide zu ſäen und Reben zu pflanzen: die Fruchtbarkeit der Gegend, der Ueberfluß an Korn und Wein, die Vortrefflichkeit der Kälber, welche auf ſeinen fetten Triften weiden, erwarben ihr die Namen, die ich dir nannte.[**] In dieſer Gegend war einſt das ſchöne goldne Alter: o! wie ſehr haben ſich die Zeiten verändert! Wie viele Völker haben ſich auf einander folgend verdrängt, und jeden Tage neue Uebel auf eine Erde gehäuft, die von der Natur dazu beſtimmt ſchien ihre Bewohner glüklich zu machen! . . .

Du ſollſt mir nicht entgehen, Nikokles, verſezte ich. Ich kann nicht in der Ungewißheit bleiben, in welcher du mich in Abſicht auf Homer läſſeſt — Du weiſt vielleicht ſelbſt nicht, erwiederte er, daß du hier wie Jupiter auf der Höhe des Ida ſtehſt, und Griechen und Trojaner zu deinen Füßen haſt. Dieſe Erde hat die einen und die andern aufgenommen wie du weiſt. Wirf deinen Blik, ſo weit du kannſt, gegen Mittag; die Geſtade, welche du zu äußerſt im Meere erblikſt, ſind die von Leutarina, ein wenig weiterhin, wurde Heraklea erbaut. Hier wurde Kalchas von ſeinem Schikſal ereilt. Schon wohnten Trojaner hier und ihre Stadt trug den Namen, des in den trojaniſchen Annalen ſo berühmten Vorgebürges Sigeum. Hier wurde Kalchas erſchlagen, weil er, wie man erzählt, nicht errathen konnte, wie viel Feigen an einem Baume waren *. — In Griechenland wiſſen wir nichts von alle dem — Das iſt kein Wunder: Denn wir beſizen mehr homeriſche Wunder als ihr; unſre fangen an, wo die eurigen enden. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſie einſt vereinigt waren, und die allgemeine Geſchichte, einer größern Anzahl von Völkern, und eines weit mehr ausgebreiteten Gebietes, in ſich begriffen und alles das umfaßten, was izt in eben ſo viele Theile getheilt iſt, als Söhne des Hellenus waren. Gehörten dieſe Nachrichten euch an, ſo würdet ihr ſie gewiß nicht blos zur Hälfte kennen. Nun aber war euch, wie du ſiehſt, die Todesart des Kalchas ganz unbekannt. Sehr leicht konnte es geſchehen, daß jedes Volk, nur diejenigen dieſer älteſten Denkmahle aufbewahrt habe, welche Bezug auf ſeine Voreltern, und auf das von ihm bewohnte Land hatten, und durch eine ſolche Vertheilung werden aus einem einzigen Homer viele gebildet. Du ſagſt; der unſrige iſt der erſte: und ich frage dich als dein Gegner; glaubſt du denn, daß man zur Zeit des trojaniſchen Krieges ſchreiben konnte? Ich verſichere dich, daß Homer Grund iſt, das Gegentheil anzunehmen, troz dem, was man von Kadmus und ſeinen feniziſchen Buchſtaben erzählt **. Wie viele Jahre, glaubſt du, daß vorüber gehen müſſen, ehe ein Volk ſchreiben lernt? — Sehr viele. — Wie viele andre noch dazu, he daſſelbe zur Kenntniß derjenigen Künſte gelangt, denen die Schrift vorangehen muß, wie die ſchöne Mahlerey, die Bildhauerey? — Beinahe eben ſo viele. — So wiſſe nun, daß in dem Zeitalter, in welchem ihr ſagt, daß Homer gelebt habe (ich will über dieſen Punkt die Meinung der minder thörichten, unter euern Rapſoden annehmen) vierhundert Jahre nach dem trojaniſchen Kriege, ihr kaum zu ſchreiben angefangen haben könntet, während wir, nicht allein Geſang und Schrift, ſondern ſogar Gemählde und Statuen beſaßen, welche die Helden und Begebenheiten jenes verhängnißvollen Kriegs vorſtellten, und von einer Schönheit waren, welche ſie noch zur Bewunderung unſrer Tage machen.* Scheint es dir nicht wahrſcheinlich, daß die homeriſchen Sagen, zuerſt in Italien ſeyen geſungen, und aufgeſchrieben worden, ehe ſie noch in Griechenland bekannt waren? Ich werde es dir zwar nicht abläugnen, daß ſie eben ſo gut zuerſt unter euch haben geſchrieben werden können. Wir wiſſen, daß die Geſänge, welche nun die Iliade bilden, bei uns unter den verſchiedenen Sängern von Munde zu Munde giengen; und daß Lykurg der erſte war, der ſie ſammelte und in Ordnung brachte: Piſiſtrat vollendete das Werk. Was liegt aber daran? Seyen ſie in dieſem, ſeyen ſie in einem andern Zeitalter geſchrieben, genug wir beſizen die Geſänge Homers — Seyd aufrichtig: Ihr glaubt ſie zu beſizen. Was würdeſt du nun ſagen, wenn ich dir bewieſe, daß die Geſänge, welche zur Zeit des Piſiſtrat geſchrieben worden ſind, gerade diejenigen, welche ihr beſizt, ohnmöglich dieſelben uralten Geſänge ſeyn können, die Homer ſang? Dieſe Behauptung mag dir ſeltſam vorkommen, und doch iſt nichts wahrer. Alle Sprachen ſind Veränderungen unterworfen, und dieſe ſind deſto häuſiger und bedeutender, je näher eine Sprache noch ihrem Urſprung iſt. Iſt ſie dagegen zu ihrer Vollkommenheit gelangt, ſo bleibt ſie viele Zeitalter hindurch unverändert. Unſer Dialekt hat ſich durchaus verändert; wir haben einen alten und einen neuen Doriſchen [*]. Den erſteren verſteht ſelten jemand mehr, und er wird weder geſchrieben, noch geſprochen. Ihr verſteht alle den Homer, ſchreibt und ſprecht alle, wie er ſchrieb. Folglich hat ſich eure Sprache im geringſten nicht verändert; folglich iſt Homer euch näher, als dem Urſprung der Sprache. Es ſind ungefähr hundert-und funfzig Jahre, ſeit Diokles die Geſeze von Sirakus ſchrieb und niemand verſteht mehr dieſe Geſeze, und ſie bedurften einer Verdollmetſchung [**]. Ihr leſt den Euripides und den Homer und verſteht beide mit gleicher Leichtigkeit. Würde nun, nach zweitauſend Jahren das Zeitalter und Vaterland beider vergeſſen, glaubſt du, daß es möglich wäre zu glauben, Homer ſey älter als Euripides, kleine Abweichungen ausgenommen, welche von der Verſchiedenheit ihres Dialekts herrühren? Die homeriſchen Geſänge müſſen alſo nicht ſo alt ſeyn, als das Geſezbuch des Diokles; Ich kann nicht einmal ſagen eben ſo alt, theils weil Geſeze eine gröſſere Klarheit erfodern als Gedichte, theils weil es ſich fügen konnte, daß die Veränderung der Sprache, weit ſchnellere Fortſchritte unter uns machte, als bei euch. Allein immer ſehen wir uns genöthigt bei dem Zeitalter des Piſiſtrat ſtehen zu bleiben.

---

[*] Mazzochi. ad T. II.

[**] Die Etymologie von Italia iſt Kalb. Oenotria kommt von Wein und der Getreidegattung, (triticum) die dieſem Boden eigen iſt. (S. Plinius.) Chonos iſt das nemliche, was Chronos, oder Saturn. S. Mazz. ad tab. her.

---

* Lycophron in Caſandra. S. Mazz.

** Iſaak Voſſius. — Rouſſeau, über die Sprachen.

---

* Plinius, XXXV, 3.

Ich wollte ihn fragen . . . . ! ſehr vieles wollte ich ihn fragen; allein er ſtand auf, und ſagte zu mir indem er den Weg nach der Stadt zurüknahm; frage mich weiter nichts, ich habe dir ſchon geſagt; daß ich nichts weiß. Antworte mir auf das, was ich bisher geſagt habe, beweiſe, daß irgend eine meiner Behauptungen falſch ſey, und dann wollen wir unſer Geſpräch fortſezen. Thorheit würde es ſeyn, unterſuchen zu wollen, wie viel glaubwürdige Meinungen über dieſen Gegenſtand es gebe, ohne jemals auszumachen, welche man glauben müſſe: Es wäre eben ſo viel als, eine Menge Dinge zu kennen und keines recht.

---

[*] Mazz. ad tab. her.

[**] Siehe den Anhang III.

Dem ohngeachtet wünſchte ich zu hören, welches die Gründe ſind, aus denen du glaubſt, Homer ſey ein Italiener geweſen? — Oder daß die homeriſchen Sagen in Italien ſeyen geſchrieben worden? Ich habe es dir ſchon geſagt, weil die Italiener ſie vor euch kannten, und vor euch im Stande waren ſie zu ſchreiben. Die Italiener erſchufen die Poeſie des Orfeus. Wer das Alte erſchuf, konnte auch das Neue erſchaffen. Man hat unſre Pythagoriker beſchuldigt, ſie hätten viele Gedichte abgefaßt, und unter dem Namen des Homer herausgegeben *. Wer zehen Verſe gemacht hat, konnte auch tauſend machen.

Denſelben Abend erzählten wir Plato und Architas und den andern Freunden die mit uns ſpeiſten, unſer Geſpräch. Nikokles Spizfindigkeit erhielt den Beifall dieſer Weiſen. Er aber antwortete: Ich hätte nicht zwo Stunden mit einem Streite über den Homer verlieren ſollen; die beſſer der Leſung ſeines Geſanges hätten gewidmet werden können. Was hätten wir auf dem Gipfel des Hügels, auf welchem wir ſaßen, beſſeres thun können, als jene Verſe zu leſen, in welchen der wahrhaftigſte und mächtigſte Mahler der Szenen der Vorwelt, uns die Liebkoſungen beſchreibt, welche Juno dem Jupiter auf dem Ida macht. Machen wir dieſe Entheiligung wieder gut. Laßt uns dem Namen Homers dieſe volle Schaale weihen. Gleich

---

* Fabric. bibl. gr.

dem heiligen Nil verbirgt er die Quelle ſeiner Gewäſſer, allein himmliſch iſt der Urſprung ſeines Stroms. — Nun tranken wir alle zu Ehren des Homer, den ſüßen und kräftigen, mamertiniſchen Wein *.

Heraklea. Heraklea liegt in einer Entfernung von hundert und vierzig Stadien von Metapont. Nachdem man den kleinen Fluß Caſuent zurükgelegt, geht man über den Aziris, einen größern Fluß, der ſchiffbar iſt, und die Grenze des Gebiets von Heraklea ausmacht.

Dieſe iſt die neuſte unter den am Meere gelegenen Städten. Die Tarentiner und die Einwohner von Turium, machten ſich unter einander das Gebiet ſtreitig, welches zwiſchen dem Aziris und Siris liegt; an dem Ufer des leztern lag ein Städtchen, das den Namen des Flußes führte. Die Tarentiner blieben Sieger und gründeten dieſe neue Stadt, die ſie Heraklea nannten. Siris blieb ihr Hafen. **

Dieſe Stadt war das Ziel der Reiſe des Architas und Pontius. In wenigen Tagen werden ſich die Zuſammenkünfte der italieniſchen Städte hier verſammeln. Mir kömmt es vor, als ob ich mich bei den olimpiſchen Spielen befände. Hier ſiehſt du die Weiſeſten und Mächtigſten all' dieſer Staaten verſammelt, eine unendliche Menge Volks, auch fehlt es nicht, an jenen Spielen und Schauſpielen, welche immer im Geleite des Volks ſind. . . . .

Hier verläßt uns der Text, und wir erfahren nicht, was in den Verſammlungen von Heraklea abgehandelt wurde. Von den Schriftſtellern, welche die Begebenheiten jener Zeiten und Gegenden erzählen, ſind nur Diodor von Sizilien und Juſtin auf unſere Zeit gekommen, und ſie geben uns nur, wenige, abgeriſſene und dunkle Nachrichten.

---

* Athenäus. I. 24.

** Strabo. VI. — Maz. ad T. H.

Die Geſchichte von Grosgriechenland vor Anarilaus iſt
inahe ganz Fabel. Sibaris, Croton, Lokris und Metapont
ienen den Rang vor den übrigen Städten behauptet zu ha-
n. Allein in der Epoche des Architas war Sibaris nicht
ehr, und Metapont ſtand unter der Herrſchaft der Taren-
ner. Anarilaus erhob Reggio auf den höchſten Gipfel der
acht, machte ſich Meiſter von Meſſina, belagerte Lokris,
nd würde daſſelbe vermuthlich erobert haben, wenn nicht
ieron, Fürſt von Sirakus, die Sache vermittelt hätte; er be-
gte die Crotoniaten, und verſuchte es, Sibaris wieder auf-
bauen, indem er die zerſtreuten Bürger dieſer Stadt zurük-
rief, um Croton auf dieſe Art eine Nebenbuhlerin entgegen-
ſezen: da, wo er nicht mit den Waffen hinreichte, ſuchte
durch den Handel hinzugelangen, und gründete eine Colo-
e in Pirunt, auf der Küſte der Lukaner, welche am tirrhe-
ſchen Meere liegt.

In dieſer Epoche wurde, wie es ſcheint, der erſte Saame
ner Uneinigkeiten ausgeſtreut, die in der Folge Grosgrie-
enland zerſtörten; die Bündniſſe löſen ſich auf, wenn die
egierungen, aus denen ſie beſtehen, allzu verſchieden unter-
nander ſind, oder in einer deſſelben der Geiſt der Erobe-
ngsſucht erwacht. Anarilaus konnte ſeine Abſicht, Gros-
iechenland unter eine einzige Herrſchaft zu vereinigen, nicht
sführen. Bei ſeinem Tode ließ er ſeine Söhne unter der
ormundſchaft des Micit, eines Mannes, der nothwendig
it ungemeinen Vorzügen begabt war; da er, als Sklave,
inem Herrn ein ſo großes Zutrauen, und den Regginern eine
große Bewunderung einzuflößen im Stande war, daß jener
m die Herrſchaft über eine Stadt anvertraute, welche ihre
malige Freiheit noch nicht vergeſſen haben konnte, dieſe ihn
ldeten und liebten. * Aber Hieron, eiferſüchtig auf Reg-
o's Größe, verführte die jungen Söhne des Anarilaus,
d bewog ſie, das Joch des Sklaven abzuſchütteln: Micit
g ſich nach Griechenland zurük. Die Jünglinge mißbrauch-
n ihre Macht, und verloren ſie; allein Reggio erhielt ſeine
te, volle, weiſe und ruhige Freiheit nicht wieder, es blieb

---

* Juſtin, IV. — Macrob. Saturn, I, 2. — Diod. XI, 37.

ihm von ſeiner ehmaligen Gröſe nichts übrig als Sittenverderbniß von Innen, von Auſſen der Neid der Gleichen, und der Haß der ſchwächeren Völker.

Dioniſius machte ſich Meiſter von Meßina, und die Regginer wurden auf die Macht der Sirakuſer eiferſüchtig, wie es dieſe über die Macht der Regginer waren. Deſſen ungeachtet bewarb ſich Dioniſius um ihre Freundſchaft, theils weil er die Carthaginenſer noch fürchtete, theils weil er ſich eine Thüre, um in Italien einzudringen, offen erhalten wollte, und dazu keine Stadt gelegener war als Reggio. Er begehrte eine Bürgerin von Reggio zur Gemahlin, und erhielt zur Antwort: ſie hätten kein Mädchen für ihn, als die Tochter eines Sklaven. Dieſe Antwort wurde von vielen für heroiſch gehalten, aber ſie war unklug.

Dioniſius wandte ſich nun an die Lokrier: dieſe waren die Feinde der Regginer, ihre Regierung war grenzenlos oligarchiſch. Als Feinde von Reggio war ihnen die Verbindung mit einem Mächtigen, der ſie zu rächen vermochte, ſehr angenehm, und als Oligarchen waren ſie ſtolz auf die Verwandſchaft mit einem Könige. Das iſt das erſte Mal nicht, daß Staatsrükſichten Familienabſichten weichen mußten.

Dioniſius erklärt Reggio den Krieg. Die Geſchichte ſagt uns, daß Reggio ungefähr ſiebenzig Galeren hatte, dieſes kann uns einen Begriff von ſeiner Seemacht geben, die Landmacht mochte ungefähr in demſelben Verhältniß ſtehen. Die erſten Verſuche des Dioniſius geſchahen zur See, und hatten keinen glüklichen Ausgang. Die Crotoniaten, Turier, Cauloniten und Metapontiner verbanden ſich mit den Regginern. Es iſt bekannt, daß die Turier bei dieſer Gelegenheit ein Heer von ſechszehntauſend Mann aufſtellten.

Der allgemeine griechiſche Bund wurde nun völlig aufgelöſt. Während des peloponeſiſchen Krieges hatten die Spartaner und Athenienſer den erſten Saamen der Zwietracht unter unſre Völkerſchaften ausgeſtreut, ſie erinnerten dieſelben an ihren ehmaligen Urſprung und alle die Staaten, welche achäiſche Colonien zu ſeyn glaubten, ſtellten ſich auf die Seite der Athenienſer, und alle die, welche ſich als doriſche Colonien betrachteten, erklärten ſich für die Spartaner. [*] Dioniſius nährte ein Vorurtheil, welches ihm den Weg zu Eroberung von Italien bahnte, indem es die Uneinigkeit der Italiener vermehrte.

Dioniſius ſchiffte ſeine Truppen in Lokris aus; belagerte Caulonien, und eroberte dieſe Stadt, eroberte auch Vibonia am tirrheniſchen Meere, und machte mit beiden Städten den Lokriern ein Geſchenk. Es läßt ſich vorausſezen, wenn ſchon die Geſchichte es nicht beſtimmt ſagt, daß ſich Dioniſius ſelbſt zum Herrn von Lokris aufwarf, und daſſelbe mit äuſerſter Härte behandelte. Er plünderte den Tempel der Proſerpina, welcher den Lokriern, ſeinen Freunden, angehörte, gerade ſo, wie er den Tempel der Juno Lacinia auf dem Gebiet der Crotoniaten, die ſeine Feinde waren, geplündert hatte. Die tiranniſchen Ausſchweifungen, die Dioniſius, der Sohn, in Lokris verübte, ſind bekannt. Es ſcheint, als wenn die Lokrier es bereut hätten, den Sirakuſaner zur Behauptung ihrer Rechte eingeladen zu haben; aber ihre Reue kam zu ſpät, und es begegnete ihnen durch ihre Unbeſonnenheit, was jeder Nation unvermeidlich begegnen muß, die, uneingedenk ihrer eigenen Tugend, zur Befriedigung ihrer Launen Hülfe von andern erbettelt.

Dioniſius beſiegte die Verbündeten der Regginer, und legte ihnen die Bedingniß auf, neutral zu bleiben. Er belagerte nun Reggio; da es aber zu ſchwach war, Widerſtand zu leiſten, ſo erhielt es den Frieden unter der Bedingung, dem Dioniſius dreihundert Talente zu bezahlen, und alle ſeine Schiffe auszuliefern. Allein zwei oder drei Jahre nachher erklärte Dioniſius unter nichtigen Vorwänden aufs Neue den Krieg. Schreklich iſt die Beſchreibung des Elendes, das während der Belagerung von Reggio wütete, und die Grauſamkeit, die Dioniſius nach der Uebergabe darin verübte.

Um ſeine Macht zu verſtärken, erregte Dioniſius unter den Brutiern eine Empörung gegen die Lukaner. Ich habe Gründe zu glauben, daß die Brutier damals, als eine unabhängige Nation aufzutreten begannen; und daß ſie, und nicht

[*] Auch Thucydides ſpricht hievon.

die Lukaner, mit denen ſie oft verwechſelt werden, es waren, die ſich mit Dioniſius verbanden, und das Heer der Turier ſchlugen. Der Aufſtand der Brutier war ein Aufſtand der Freiheit, und es ſcheint, als ob er auf jene Extreme ſey getrieben worden, welche an Anarchie grenzten, und ſich wieder andern Städten, vorzüglich Heraklea, mitgetheilt haben, wo das Volk alle Edlen, und unter andern den Philolaus ermordete, der beſchuldigt wurde, er ſtrebe nach der Oberherrſchaft. Dieſer Theil unſrer Geſchichte iſt der verworrenſte und dunkelſte.

Die Pythagoriker mußten Feinde des Dioniſius ſeyn, weil ſie die Feinde jenes Geiſtes von Ochlokratie waren, welchen Dioniſius und die Brutier vorzüglich begünſtigten, und weil ſie eine Vereinigung der italieniſchen Völkerſchaften im Auge hatten. Die Geſchichte hat uns einige Daten der Empörungen aufbehalten, welche Dioniſius überall gegen die Pythagoriker erregte. Polien erzählt uns, daß ſich der Vorſteher des pythagoriſchen Collegiums in Metapont, Euphem, den Haß des Dioniſius gerade durch ſolche Grundſäze zugezogen habe, welche ſeinen Abſichten entgegen waren Dieſer iſt eben der Euphem, welcher, nachdem er zum Tode war verdammt werden, drei Monate Zeit verlangte, um nach Samos, ſeinem Vaterlande, zu reiſen, und ſeine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Sein Freund Eurit ſtellte ſich für ihn in dem Kerker ein. Euphem's Wiederkunft verzog ſich einige Tage, und der Freund wäre hingerichtet worden, wenn nicht das Schauſpiel einer ſo großen Freundſchaftsprobe, den Dioniſius auf einen Grad gerührt hätte, daß er wünſchte, der Dritte in ihren Bund aufgenommen zu werden.

Die Abſichten und Verſuche des Dioniſius blieben nicht in den Grenzen von Grosgriechenland eingeſchloſſen. Er erklärte den Hetruskern den Krieg, und plünderte den Tempel von Argilla. Die Sirakuſaner waren ſchon Meiſter von Iſſia. Er gründete viele Colonien an der adriatiſchen Küſte, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Ankona von ihm ſey gegründet worden. Er nahm einen Theil jener Gallier in ſeinen Sold, die bei Rom waren geſchlagen und zerſtreut worden. Alle dieſe

Unternehmungen mußten die Eiferſucht der Völker am Mittelmeer erregen, und dieſes iſt vielleicht auch die Urſache, warum wir den Pontius, der damals das Haupt der ſamnitiſchen Republik war, [*] Antheil an den Verſammlungen von Heraklea nehmen ſehen.

XXV.

Plato an Criton.

Du haſt dem Weiſeſten aller Griechen die lezte Freundſchaft erwieſen; deine Hände ſchloſſen ſeine brechenden Augen, an dich waren ſeine lezten Worte gerichtet. [**] Höre die Geſchichte eines weiſen Italieners, der ein Freund unſers Sokrates, ſo lange er unter den Sterblichen wandelte; gleich ihm ein Freund der Menſchen, und das Schlachtopfer ihrer Undankbarkeit war. Ich ſpreche von Filolaus, den du ſelbſt vielleicht öfters in Athen mit Sokrates wirſt haben reden hören, und der von dem Volke von Heraklea zum Tode verdammt wurde, als einige Böſewichter vor ein paar Jahren eine Empörung gegen die Pythagoriker erregten. Bei eben dieſem neuſten Aufſtande retteten unſre Freunde Archytas und Timeus mit groſſer Noth ihr Leben, und entflohen zu den Lukanern; Liſidas und viele andre waren gezwungen nach Griechenland zu fliehn.

Es iſt ein alter Gebrauch der Pythagoriker, ſich alle Jahre, an einem beſtimmten Tage, zu einer feierlichen Zuſammenkunft zu vereinigen, um berühmten Männern, welche im Laufe deſſelben Jahres geſtorben ſind, Lobreden zu halten. Dieſe löbliche Gewohnheit, welche durch die unglüklichen Zeiten war unterbrochen worden, iſt endlich bei widerhergeſtellter Ordnung aufs Neue in Ausübung gebracht worden. Der Tag dieſer Feierlichkeit fiel gerade in die Zeit, als die allgemeinen Verſammlungen in Heraklea gehalten wurden. Die Pythagoriker dieſer Stadt, luden Architas, Pontius, mich und eine Menge andrer, welche die Zuſammenkünfte hiehergezogen hatten, dazu ein. Um Architas einen Beweis von Achtung zu geben, überließ man ihm das Amt eine Lobrede zu halten; und er wählte das Lob des Philolaus zum Gegenſtand ſeines Vortrags.

---

[*] Diod. von Sic. — Juſtin. — Polyänus. — Strabo VI. — u. A. Muns. Marm. Rheg. — Grimaldi Ann. Vol. 1. 2. — S. den Anhang. III.

[**] Plato im Phädon.

Mit Anbruch des Tags fanden wir uns alſo alle im Muſeum ein. Der Tempel in welchem wir uns befanden, war mit Gewinden von Mirten und Oliven ausgeſchmükt. Die Pythagoriker brauchen die Cypreſſen nicht bei dieſen Gelegenheiten. * Ueber dem Eingang las man die Innſchrift: Wir glauben, daß die Seele des Weiſen nicht mit dem Körper ſterbe, ſondern denſelben überlebe und ſich mit der Gottheit vereinige. Auf einer, der beiden Seiten des Saales las man: Tugend und Wahrheit ſind das Leben der Seele: Wer ſie liebte wird ewig leben, auf der andern: Der allein fürchte den Tod, der ſterbend über ſein vergangenes Leben erröthen muß.

Mit Gebeten zu den Göttern wurde der Anfang gemacht; Weihrauch brannte auf einem Altar in der Mitte des Saals. Dann ertönte eine Muſik, welche geeignet war, der Seele jene Sammlung und Wehmuth einzuflößen, die ſie nicht bis zu Thränen und weibiſchen Klagen erniedrigt, ſondern nur jene übermäßige Luſtigkeit entfernt, welche ſehr oft den Belehrungen der Weisheit den Eingang verſperrt. Alles deutete auf einen erhabenen Gedanken, einen Gedan-

---

* Diogenes von Laert.

ken den man nie vergeſſen ſollte, allein dieſer Gedanke hatte nichts Schrekliches oder Zurükſtoßendes. Endlich beſtieg Architas die Rednerbühne, und begann eine Lobrede, die ich dir ganz niederſchreiben will.

„Der Mann, von welchem ich zu euch reden werde, und der einſt mein Freund und der eurige war, befindet ſich izt in den Regionen der Seligen, in der Gemeinſchaft des Pythagoras, Zeno, Parmenides, Ozellus und Sokrates; in der Geſellſchaft der Weiſen und der Gerechten aller Länder und aller Zeiten. Vor ſeinem Blike iſt nun jene ewige Wahrheit aufgedekt, deren ſchwacher Strahl hinreichend iſt, uns in den Finſterniſſen und Leiden dieſes Erdenlebens zu leiten und zu tröſten. Da begann erſt ſein wahres Leben, an dem Tage als er uns entriſſen wurde. Ja ich ſehe ihn, in dem Schooße ſeiner Seligkeit, wie er den Blik auf uns ſeine Freunde richtet, als ob er mit dem Elende unſers Zuſtandes Erbarmen trüge, uns einlüde, zu eilen um ein beſſeres Leben zu beginnen. Was kann Philolaus an unſern Thränen, an unſern Lobſprüchen liegen? Laßt uns denen, die nicht das Glük hatten ihn zu kennen, die Beiſpiele ſeiner Tugenden überliefern, laßt uns ſie lebendig in unſerm Buſen bewahren, laßt uns ſie unſern Kindern erzählen. Vielleicht vermögen ſie einmal, einen Unglüklichen von der Bahn des Laſters und der Niederträchtigkeit zurükzuziehen. Und diß wahrhaft iſt das angenehmſte Schauſpiel für ihn, der izt allein in der Betrachtung der ewigen Ordnung der Dinge lebt. Der Unterricht derer, die noch geboren werden ſollen, muß der Hauptzwek deſſen ſeyn, der diejenigen lebt die nicht mehr ſind. Schwierig ſind die Zeiten, für welche die Nothwendigkeit uns aufbehalten hat. Das vergangene Zeitalter hat unſer Herz verderbt, das gegenwärtige in dem wir leben, droht ſogar den Verſtand unſrer Kinder zu verderben.

Wir haben die Liebe zur Tugend verloren, ſie ſind in Gefahr ſogar ihre Maxime zu verlieren. Schon ſchleicht in den zarten Seelen der Jünglinge, gleich der Schärfe des joniſchen Meers, die unſre Pflanzen verdirbt, eine neue Lehre; die jeden Adel des Geiſtes auslöſcht. Schon fängt der Mann des Volks an, die Tugend von dem Glük zu unterſcheiden, und fragt ſich ſelbſt, indem er ſich des unglüklichen Schikſals eines Zeno, eines Philotaus, eines Sokrates erinnert: Was iſt denn der Lohn der Tugend? . . ."

Was iſt der Lohn der Tugend?... Jünglinge! die ihr euch gegenwärtig befindet, an euch richte ich meine Worte; was uns alte betrift, wehe! wenn dieſe Frage für uns nicht ſchon entſchieden iſt! Wollt ihr wiſſen, worin dieſer Lohn beſtehe? Erwartet ja nicht, daß ich euch Befehlshaberſtellen, hohe Staatsämter, die Gunſt eurer Mitbürger, ein langes und ruhiges Alter anführen werde; zwar verdient die Tugend ſie alle, und erhält ſie auch zuweilen, allein ſie hängen von dem blinden Zufall ab. Was nicht ewig iſt, wie die Tugend ſelbſt, kann ihr nicht angehören. Der unſeligſte Irrthum, in welchen die Menſchen verfallen können, iſt der, zu glauben, die Tugend habe keine andere als dieſe elenden Belohnungen zu erwarten: Fügt es ſich nun, daß dieſe Belohnungen, wegen unglüklicher Zeiten nicht erfolgen, ſo werden ſie muthlos und der Tugend abtrünnig, weil ſie ſehen, daß das Unglük ſie verfolgt. Wären aber eure Seelen daran gewöhnt das Wahre zu unterſcheiden, ſo würdet ihr einſehen, daß alle dieſe Gaben nichts ſind, ohne die Tugend, daß ſie für den Menſchen gefährlich ſind, der ſie nicht zu gebrauchen weiß; daß die Tugend eine gewiſſere Belohnung in ſich ſelbſt trägt, die größer iſt als jede andre, und die allein ſie glüklich zu machen im Stande iſt. Wollt ihr dann ewig Kinder bleiben, und wie die Kinder, glauben, eine Arznei könne keinen Nuzen bringen, wenn ſie nicht mit Honig verſüßt ſey? Anſtatt die Seele auf jene Beiſpiele äußerlich glüklicher Jugendexempel zu richten, welche eure Ammen euch vorhalten, die euch gerades Weges von der Tugend entfernen, indem ſie euch dazu anzureizen ſcheinen; weil ſie euch weichlich machen, euch jener innern Kraft berauben, ohne die es keine ſtandhafte und wahre Tugend giebt, wünſchte ich, daß ihr euch alle Tage, der Beiſpiele jener Männer erinnertet, die auch in den härteſten Drangſalen ihre Tugend behaupteten, und weder durch Drohungen noch Geſchenke der Völker und Könige, noch durch den Tod ſelbſt, bewegt wurden. Erſt dann werde ich euch für wirklich tugendhaft halten, wenn ich an euch jenen Muth erblike, der nothwendig iſt, um jene von weibiſchen Seelen gefürchteten Uebel zu verachten, und jene Weisheit, die fähig iſt, mitten unter Leiden jene geheime aber unendliche Glükſeligkeit zu erkennen, welche die Götter niemals der Tugend vorenthalten. Unſre Alten ſagten; das angenehmſte Schauſpiel für die Götter, ſey der Tugendhafte im Kampfe mit dem Unglük; und ich füge hinzu; daß es kein nüzlicheres Vorbild für die Menſchen giebt.”

„Gleich einem Adler ſchwang ſich die Seele des Philolaus durch die weiten Gefilde des Wahren. So lange die Strahlen der Sonne den Erdkreis erleuchten, wird ſie ein ewiger Zeuge im Angeſicht der Menſchen ſeyn, daß Philolaus der erſte war, der die alten Irrthümer widerlegte, und ſie auf einen Thron ſezte, würdig des erſten Dieners der Natur. Doch es iſt nicht der Aſtronom, von dem ich ſprechen will. Philolaus war gerecht und unglüklich, ſein Vaterland war undankbar, und dennoch hörte er nie auf daſſelbe zu lieben: Dieſes iſt's, woran ich euch unumgänglich erinnern muß. Da unſre Leidenſchaften die ewigen

Urſachen unſrer Irrthümer ſind, ſo werden die Menſchen über die Wahrheiten der phiſiſchen ſowohl als der moraliſchen Welt deſto einiger ſeyn, je uneigennüziger ſie ſind, und könnten leicht eines Tages Philolaus den Gerechten über Philolaus dem Aſtronomen vergeſſen?”

„Seht nun, während wir uns von ihm unterhalten, uns beinahe darüber ſtreiten, ob Philolaus gerecht, oder die Heraklenſer undankbar waren, ſteht die Nachwelt an den Thoren dieſes Tempels, in der Hand ihre ewigen Regiſter, und erwartet unſer Urtheil, um zu entſcheiden, ob ſie auch den Namen Philolaus unter diejenigen aufzeichnen müſſe, welche ſie unſern Söhnen und Enkeln als Vorbilder aufſtellt. Ihr! redet ſie uns alle, ſo viel wir hier verſammelt ſind, an; Ihr habt mir die Sorge anvertraut, durch das Beiſpiel der Alten, die Seelen derjenigen zu bilden, welche in einem andern Zeitalter eure Namen tragen werden; Ihr wünſcht, daß ſie glüklich und euer Name geehrt bleibe; So urtheilt dann, und ich werde jene Beiſpiele der Nachwelt überliefern, die ihr ſelbſt für würdig halten werdet.”

„Was antworten wir, Freunde! der Nachwelt, die uns dieſe Frage vorlegt? Welche von den Handlungen Philolaus iſt die, welche wir für die würdigſte halten, unſern Söhnen und Enkeln überliefert zu werden? . . . O Geiſt! Beſieger der Jahre und der menſchlichen Leidenſchaften! Da du von einer ſo großen Anhänglichkeit für die durchdrungen biſt, welche wir gleich uns ſelbſt lieben, ſo bitten wir dich alle ſo viele wir hier ſind, dankbar für deine Wohlthat, ihren Söhnen und Enkeln zu erzählen, was ich dir ſagen werde.”

„Erzähle ihnen; daß Philolaus ruhig in Croton, ſeiner Vaterſtadt lebte, zufrieden mit der Betrachtung der Wahrheit, und der Ausübung ſeiner Privattugenden.

Heraklea hatte ſich ſeit wenigen Jahren unter dem Schuze von Tarent erhoben, und beſaß weder Geſeze noch Gewohnheiten; die Herakleenſer glaubten, daß ſie, um die einen und die andern feſtzuſezen, ein pythagoriſches Collegium und einen Geſezgeber nöthig hätten. Sie luden Clinias von Tarent und Philolaus von Croton zu ſich ein, und übergaben dieſem die ganze Summe der öffentlichen Angelegenheiten. Sie ſahen ihn als Feldherrn an der Spize ihrer Heere, und fanden den tapfern Mann als den Verfechter ihres Intereſſe's bei benachbarten mächtigen Völkern, und fanden ihn treu und klug, als unumſchränkten Richter ihrer öffentlichen und Privat-Angelegenheiten, und fanden ihn unbeſtechlich. Dieſer Mann war zwanzig Jahre hindurch der höchſte und einzige Regent einer bevölkerten, reichen und mächtigen Stadt, und dieſer Mann (erzähle es der Nachwelt, o Geiſt) dieſer Mann ſtarb in der gröſten Dürftigkeit; wir ſahen ſeine Familie in Italien herumirren, und ihren Lebensunterhalt von der Milde der Freunde ihres Vaters erbetteln."

„Aber die Rathſchlüſſe der Götter verhängten über das undankbare Italien die ſchärfſte Rache. Es war nicht genug an den Uebeln, welche Dionyſius durch ſeine Kriege erzeugte. Sieger von Reggio, Freund und durch Verwandſchaft Verbündeter der Lokrier, Herr von Caulonien, ſah er, daß die Macht der Lukaner der Ausführung ſeiner Plane unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legte, und ſiehe, er verſucht es, um dieſe Macht zu ſchwächen, in den Gemüthern der Brutier das gefährliche Verlangen nach neuen Ordnungen zu erwecken, und dadurch Mißvergnügen gegen die alten, Feindſchaft unter den Bürgern, Zwietracht, Ungehorſam und Kraftloſigkeit unter dem ganzen Volke hervorzubringen."

„Ich ſehe viele Brutier in unſrer Mitte; doch ihre Gegenwart ſoll mich nicht abhalten, das zu ſagen, was ich für wahr halte; und ich thue es mit deſto gröſſerer Zuverſicht, als die Erfahrung vieler Jahre ſie überzeugen muß, daß weder Revolutionen noch Kriege etwas zur Verbeſſerung der Staaten und der Bürger beitragen können. Schon brannte in Italien das Kriegsfeuer, das die Thorheit der Lokrier angefacht hatte. Ihr Brutier ſchwärmtet um neue Ordnungen, und vergaßt, daß die Ordnung immer die beſte iſt, welcher die Bürger die gröſte Ehrfurcht bezeugen.' Es war ein Leichtes die alten umzuſtürzen: Ihr war't alle einig, als es blos darum zu thun war, niederzureiſſen und euch von den Lukanern zu trennen. Kaum aber verſuchte man wieder aufzubauen, ſo erhoben ſich jene Privatleidenſchaften, die bis auf dieſen Augenblik geſchwiegen hatten; jeder ſah nur auf ſeinen eigenen Vortheil, ſelbſt diejenigen, welche keinen dabei hoffen konnten, wurden durch die unſinnigen Verheiſſungen der Ehrſüchtigen in Bewegung geſezt. Je weniger einer ſelbſt ſein Leben achtete, deſto ehe wurde er Herr über das Leben andrer, wer am wenigſten zu verlieren hatte, konnte hoffen am meiſten zu gewinnen; wer am wenigſten Liebe für das Gute hatte, war deſto unverſchämter, um Böſes zu thun. Jener Hefen des Pöbels, der weder Güter noch Rechte, noch Tugend beſaß, wurde nun der willkührlich Beherrſcher aller Angelegenheiten, das Idol alle Mächtigen. Der eine verſprach ihm eine allgemeine Gütervertheilung, der andere eine thörichte Gleichheit de Rechte; alle machten die Freigebigen mit dem Raub derer, welche über die Leiden ihres Vaterlandes ſeufzten, dem einzigen Geſchenk, welches das Volk meinte, welches das Volk verlangte; aus der Urſache wa unter ſo vielen, welche verſprachen, immer der Lezt und Unſinnigſte, der Beliebteſte. So erloſch jede Hoffnung von Freiheit. Die Fremden lachten bei dem Schauſpiel eurer grauſamen Thorheiten. Die elendeſten Böſewichter ſahen nur zu bald ein, daß es eine Weiſe gäbe, ſich bei dem Volke beliebt zu machen, ohne Muth und Tugend zu beſitzen, diejenigen, welche nichts zu verlieren hatten, wurden ſchnell gewahr, daß es einen einträglichern Krieg gebe als gegen die Feinde des Vaterlandes."

„Gleich einem verheerenden Strome überſchwemmte dieſes Beiſpiel alle benachbarten Staaten. Turium erfuhr die Wuth eurer Waffen. Heraklea wurde durch die Anſtekung eurer Meinungen verwirrt. Vergebens ſtemmte Philolaus ſeine Bruſt und ſeinen Verſtand dem einbrechenden Strome entgegen. Vergebens predigte er immer: es gebe keine Freiheit als die der Vernunft und der Geſeze, keine Gleichheit als in der Tugend, daß alle jene übrigen Thorheiten damit endigten, die Tirannei unvermeidlich, ja ſogar nothwendig zu machen."

„Auch für Nationen kommt unvermeidlich eine Zeit der Uebel; eine Zeit, in welcher alle Gewalt ſich in den Händen von Menſchen befindet, welche keine Tugend beſizen, und der lezte Ueberreſt von Tugend auf denen ruht, die keine Macht haben. Dann fügt es ſich, daß ſich zwiſchen den laſterhaften Anſprüchen der erſten, der unnüzen Feſtigkeit der zweiten, zwiſchen denen, die alles zerſtören, und denen, die alles erhalten wollen, ein hartnäkiger unheilbringender Kampf entſteht, deſſen erſte Opfer immer diejenigen werden, die es wagen, von einer Mäßigung zu reden, welche nach zwanzig Jahren von Blut und Gräueln, der Gegenſtand einer unnüzen Reue von vielen und des einzigen Verlangens von allen geworden iſt. Ewige Gerechtigkeit! Iſt es dann Blut, mit welchem du den Völkern die Wege zur Weisheit bezeichneſt? Wird es ſo ſchreklich geahndet, einen Augenblik von den Vorſchriften der Tugend abgewichen zu ſeyn?

„Noch einige Tage lang ſezte Philolaus ſeine Klugheit und ſeinen, bis auf dieſe Zeit, verehrten Namen dem Unfug entgegen. Allein die Neuerer fanden ihn zu ſtandhaft, die Freunde der alten Ordnung zu ſchwach; er war zu gemäßigt. Die Verwegenſten unter ihnen erhoben zuerſt ein Geſchrei, das ihn der Tirannei beſchuldigt. Der Charakter des Volks bei groſſen politiſchen Bewegungen iſt immer von der Beſchaffenheit, daß der verwegenſte Schreier es am gründlichſten überzeugt. Alle wiederhohlen: Es ſterbe der Tirann! Seine Freunde ſind zu ohnmächtig ihn zu retten, Philolaus wird ergriffen und in den Kerker geſchleppt.“

„Allein während der Pöbel von Heraklea wie unſinnig durch die Straſſen wüthete, man aller Orten nichts ſah und hörte als Leichen und Blut, das Geſchrei des Elendes, welches um Erbarmen flehte, das Geſchrei der Wuth, das Vernichtung drohte: Alles Verzweiflung, Trauer und Entſezen war, der Tod in hundertfältiger Geſtalt umherirrte, ſaß Philolaus ruhig in dem Kreiß ſeiner Freunde in dem Gefängniß, ſeine Seele war heiter, wie der Gipfel eines Berges, um deſſen Seiten Gewitter murren. Die Wuth des Wahnſinns, die Furcht, die Feigheit erreichten ihn nicht.“

„Seine Freunde weinten, er war's, der ſie tröſtete. Man hatte ihm vorgeſchlagen, er ſollte entfliehen, und vielleicht gab es Mittel, ihn zu retten. Seine Antwort war immer dieſelbe; ich kann mein Vaterland nicht verlaſſen, auch wenn es undankbar gegen mich iſt. Nie ſoll es geſchehen, daß Philolaus, den kurzen Ueberreſt eines elenden Lebens zu retten ſeinen Mitbürgern das gröſte Uebel zufüge, das ihnen ein Mann, der ſein ganzes Leben hindurch gerecht zu ſeyn ſtrebte, zufügen könnte, indem er ihnen das Beiſpiel des Ungehorſams gegen die Geſeze gäbe. Ein Beiſpiel, welches deſto ſchädlicher wäre, je gröſſer die Meinung iſt, die ſie nun von ſeiner Gerechtigkeit hegen. Glaubt ihr, daß ſechzig Jahre in der Tugend verlebt, mir nicht einige Pflichten mehr auflegen, als andre vielleicht haben mögen?"

„Andre ſchlugen ihm vor, ſich ſelbſt den Tod zu geben, um der Schande und den Martern zu entgehen, mit welchen ihn die Böſewichter bedrohten. Dieſen gab er zur Antwort: Ihr ſeyd weder ſtärker noch gerechter als die Uebrigen. *"

„Wir wollen uns ſelbſt tödten, um nicht zu ſterben. Unſinnige die wir ſind! Wir reden von Martern? Können uns dieſe etwas ſchlimmers zufügen, als daß ſie unſern Tod beſchleunigen. Wir reden von Schande? Es ſind ſchon vierzig Jahre, ſeit ich mein ganzes Beſtreben darauf gerichtet habe, meine Meinung unabhängig von der Meinung des Volks zu machen. Nach vierzig Jahren ſolltet ihr mir nun vorwerfen können: Philolaus, der ſein ganzes Leben hindurch das Geſchwäz des Pöbels verachtete, gegen den dieſer Pöbel nie den Muth hatte, eine Anklage zu erheben, ändert nun ſeine Geſinnungen, und giebt dem Volke die

---

* Philolaus ſchrieb ein Werk über die Unſterblichkeit der Seele und den Selbſtmord. (Meiners Geſchichte u. A.) In dieſer Abhandlung findet man alle die Grundſäze, welche uns die Geſchichte davon aufbehalten hat. Auch ſind hier die Grundſäze des Archytas über Tugend und Glükſeligkeit zu finden. S. die Fragmente, die wir von Stobäus haben.

die erſte Urſache ihn zu verachten, indem er ihm zeigt, daß ſeine Tugend der Meinung des Volks unterliegt.“

„Glaubt ihr denn, meine Freunde, daß es mir ſchwer geworden wäre, die Gemüther dieſer beweglichen Menge zu gewinnen? Nun ſeht ihr ſie in voller Wuth gegen mich; noch ſind es nicht zwanzig Tage, und ſie hieng noch an meinen Winken. Hätte ich ihrem unſinnigen Begehren nachgegeben, ſo wäre ich izt noch der Beherrſcher von Heraklea. Allein ich verſchmähte es, die Gunſt des Pöbels durch die Aufopferung meiner Tugend zu erkaufen; ihr alle ſchenktet mir euern Beifall, weil ihr überzeugt wart, daß ein ewiges Geſez mich zur Tugend verpflichtete.“

„Nun denn, meine Freunde! das gleiche Geſez verpflichtet mich, mein Leben zu erhalten; das iſt nicht der Befehl eines Prätors, einer Volksverſammlung, oder einer einzigen Stadt, es iſt das Geſez der Stadt der Götter, des Univerſums. Das Leben, welches wir beſizen, iſt nicht eine Gabe, von der es uns erlaubt iſt, jeden Gebrauch zu machen, den wir davon machen wollen. Eh ich noch ein Bürger von Croton oder Heraklea war, war ich ein Bürger des Univerſums. Ehe Heraklea mich zu ſeinem Ephoren erwählt hatte, war mir von den Göttern ſchon ein Poſten in ihrem Staate angewieſen worden. Als ſie mir das Leben ſchenkten, ſagten ſie mir dabei: Hier iſt dein Poſten, Philolaus, behaupte ihn wie ein guter Soldat, bis dein Oberhaupt dich abruft.“

„Was ſoll ich meinem Oberhaupte antworten, wenn ich vor ſeinem Angeſichte erſcheine, nachdem ich meinen Poſten ohne ſeinen Befehl verlaſſen habe? Schon höre ich ihn fragen: Warum haſt du ihn nicht länger behauptet, Philolaus? — Ich ſcheute mich vor dem Tode. — Hatte ich nicht ſelbſt dich dazu beſtimmt? Er kam ohne deine Mitwürkung; er war ein Zeichen deiner Zurükberufung, das von mir kam. — Ich ſcheute die Uebel des Lebens. — Konnteſt du ſie nicht länger ertragen, ſo bewürkten ſie deinen Tod; ſo lange ſie den nicht bewürkten, waren ſie erträglich. — Ich ſcheute die Schande. — Du haſt dich im Gegentheil damit bedekt, weil dieſes das einzige Mal war, da du dem Pöbel nachgabſt."

„Glaubt mir meine Freunde, es wäre nicht ſo leicht, dieſem Richter zu antworten, als es iſt, den Herakleenſern zu antworten. Was anders konnte ich vorbringen als Meinungen? Denn bloſſe Meinungen ſind die Uebel oder Güter, die mich bewegen konnten, ſeine Geſeze zu übertreten. Alles was in dieſem Augenblike geſchiehet, während wir hier ſizen und philoſophiren, und das unſre Seelen ſo ſehr verwirret, ſagt ſelbſt, iſt es nicht alles außer mir? Außer mir liegt der Tod, mit dem man mir drohet, jene Martern, die nichts anders auszurichten vermögend ſind, als mir dieſen Tod zu geben: Ich fühle nichts. Wird alles dieſes in mir ſelbſt ſeyn, ſo werde ich glüklich ſeyn. Warum denn, könnte der ewige Richter zu mir ſagen, warum ſiehſt du außer dir ſelbſt die Uebel, welche ich nicht für dich beſtimmt hatte, und warum giebſt du mir als Urſachen deines Ungehorſams jene Uebel, welche du dir ſelbſt bereiteteſt?"

„Die Götter verliehen uns alles, um glüklich zu ſeyn, ſie gaben uns die Weisheit zu unterſcheiden, was in uns und was auſſer uns wäre *. Dann gaben ſie uns das Leben für die Tugend, den einzigen Zwek, zu welchem die Götter alle Dinge eingerichtet haben. Wann hört die Verpflichtung zu leben bei uns auf?

---

* Diß war auch die Grundmaxime der Stoiker. S. Epictet's Handb.

Wann nicht die geringſte Hoffnung mehr übrig iſt, andern ein Beiſpiel von Tugend zu geben."

„Doch wir Menſchen ſehen dieſen einigen Zwek nicht, welchen ſich die Götter bei der Einrichtung aller Dinge vorgeſezt haben, wir verſtehen es nicht, warum ſie ſo oft den Unſchuldigen leiden laſſen, und den Böſewicht mit anſcheinender Glükſeligkeit überhäufen; viele ſagen, die Gerechtigkeit der Götter ſey ſaumſelig, andre, ſie beſäßen keine Gerechtigkeit. Die Menſchen ſind immer zur Rache bereit, weil ſie befürchten, der Beleidiger entgehe ihrem rächenden Arme. Allein die Götter im Gegentheil ſehen gerade wegen dieſer Gerechtigkeit, welcher kein Böſewicht entgehen kann, das Gute und das Böſe in der ganzen Unermeßlichkeit des Raumes und der Zeit, und veranſtalten ihre Beſtrafungen auf eine Art, daß der Laſterhafte ſelbſt ein Mittel zu vielem Guten wird, das nicht geſchähe, wenn die Gerechtigkeit ihn bei ſeinem erſten Verbrechen gefaßt hätte. [*]"

„Die Strafe ereilt den Laſterhaften immer zu rechter Zeit, denn die Uebel ſind immer unerträglich für einen, der nicht tugendhaft iſt; und deſto unerträglicher, je längere Zeit er der Tugend vergeſſen hat. Das lang anhaltende Glük des Laſters iſt nur eine lange Vorbereitung, welche die Götter veranſtalten, um die Strafe deſto empfindlicher zu machen."

„Den Leib und die Angelegenheiten der Tugendhaften hingegen überlaſſen ſie den Launen des Zufalls, damit er der Tugend anderer zum Antrieb oder Troſt diene. Tugendhafter Mann, der du vom Unglük umringt biſt! warum dieſe Thräne? Dir iſt die Erhabenheit des Zwecks unbekannt, für den dich die Götter beſtimmt haben. Hätten ſie dir ein alltägliches Leben geſchenkt, gleich einem gemeinen Soldaten, ſo würdeſt du auf einem dunkeln Poſten ſtehen, du würdeſt ſterben und niemand deinen Verluſt gewahr werden, niemand dich zurükrufen. Nun aber ſtellen ſie dich dahin, wo eine höhere Nothwendigkeit dich hinruft, wo man nur die Tapfern hinſtellt; ſie beſtimmten dich zu einem Beiſpiel von Tugend für viele Jahrhunderte. Vollende das begonnene Werk. Was verlangſt du jenen elenden Sold, für den Andre Seele und Leben verkaufen? Deine Belohnung iſt größer."

---

[*] Plutarch von der ſpäten Rache der Götter.

„Alſo ſprach Philolaus. Seine Gattin kam indeſſen dazu, ſie führte ihre zween jüngere Söhne an der Hand. Die älteſte Tochter ſtürzte ſich zu den Füßen ihres Vaters, und badete ſie mit ihren Thränen. Steh' auf, meine Tochter, ſagte er zu ihr, indem er ſie umarmte; Steh' auf und tröſte dich, du haſt die Gunſt der Götter darum noch nicht verloren. Seine Freunde fragten nun ſeine Gattin, was für Nachrichten ſie über die Verurtheilung ihres Mannes hätte? Sie antwortete nicht, ſie näherte ſich der Mauer, wo ſie ſtumm und unbeweglich ſtand, die ſtarrenden Augen, in denen die Thränen aufgetroknet waren, auf ihren Gatten geheftet."

„Einen Augenblik nachher trat der Scharfrichter mit ſeinen Gehülfen herein. Philolaus erhob ſich von ſeinem Stuhle, gieng ihnen entgegen, und reichte ſeine Hände hin, um ſie binden zu laſſen, und ſagte, indem er ſich an ſeine Freunde wendete: Das iſt das leztemal, daß ihr mich werdet gefeſſelt ſehen. Seine Gattin erwacht aus ihrer Betäubung, und ſtürzt ſich auf ihn hin. Er umarmt ſie, und ſagt dann zu Archelaus: Trage

Sorge zu dem Schmerz dieſes Weibes; ſey du ihr ſtatt Philolaus, und wiederhohle es meinen Kindern immer, daß es nicht ſchwer iſt, tugendhaft zu ſeyn. Als er auf dem Gerichtsplaz angelangt war, ſagte er zu den Freunden, welche ihn begleitet hatten: Bringt dem gütigen Jupiter ein Opfer für mich, daß er meinem Vaterlande den Irrthum meiner Mitbürger vergebe, — und ſtarb."

Plato in Italien,

aus einer griechiſchen Handſchrift ins Italieniſche
überſezt.
Verdeutſcht
von ***

Herausgegeben
von
P. J. Rehfues,
Kronprinzl. Württembergiſchem Bibliothekar.

Zweyter Band.

Tübingen
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1809.

XXIX.

Fortſezung der Reiſe.

Turium.

Die Verſammlungen von Heraklea ſind geendigt. Architas und Pontius kehren nach Tarent zurück: ich und Plato ſezen unſern Weg nach Turium, Croton, und Locris fort.

In **Siris**, welches vier und zwanzig Stadien von Heraklea entfernt iſt, hielten wir uns wenige Stunden auf; hier ſezten wir über den Fluß Siris, die Gränzſcheide des Gebiets von Heraklea, und kamen Abends nach **Langaria**, die erſte Landſchaft der Turier. Hier findet ſich nichts Denkwürdiges, außer ein vortrefflicher Wein. *

Turium. Welche Erinnerungen weckt dieſe Stadt in der Seele! Du erinnerſt dich an jenes Sybaris, das einſt ſo mächtig durch ſeine Herrſchaft, ſo reich durch die Fruchtbarkeit ſeines Bodens, ſo tief durch die Weichlichkeit ſeiner Sitten geſunken war. Nach vielen unglüklichen Kriegen mit ihren Nachbarn mußten eben dieſe Sybariten, die über fünf und zwanzig Städte und vier Völkerſchaften geherrſcht hatten, ihre eigenen Wohnſize verlaſſen, und ſich ein neues Vaterland erbetteln. Einige davon giengen auf das jenſeitige Ufer, um die kleine Stadt Hippocrium zu gründen; andere flüchteten ſich nach Peſtos **, und die wenigen Zurükgebliebenen mußten die Spartaner und Athenienſer einladen, um zum Anbau ihres Landes zu kommen. Die

---

* Strabo VI. Plinius. Mazzochi ad T. H.

** Mazzochi am a. O. Grimaldi Annal. V. I. 2.

Spartaner achteten die Einladung nicht: die Athenienſer dagegen, gewohnt durch den Handel, und leichter zur Veränderung ihrer Wohnſize zu bewegen, nahmen ſie an. Es war in Athen die Tradition eines ſehr alten Orakels, das den Athenienſern das Gebiet an den Ufern des Fluſſes Siris verſprach; und wenig hätte gefehlt, daß nicht Themiſtocles alle ſeine Mitbürger dahingeführt hätte. Nur Euribates, feſt und unbeweglich in ſeinem Plane, wollte das Schickſal Griechenlands gegen die Perſer auf eine andere Art, als die verſuchen, welche Themiſtocles für die beſte hielt.* Callimachus war Archon von Athen, als die Athenienſer zehen Schiffe und viele Mannſchaft zur Gründung dieſer neuen Colonie beſtimmten. Die Unternehmung wurde Lampon und Xenokrates anvertraut; die in ganz Griechenland alle, die ſich zur Geſellſchaft in das neue Vaterland** anſchließen wollten, verſammelten. Die berühmteſten waren Callicratidas, ein Spartaner, Vater des berüchtigten Gilippus, des Peculats wegen, wie der Sohn, aus dem Vaterlande verbannt; und Herodot von Halicarnaß, den die Muſen mit Recht in ſeinem alten Vaterlande ein beſſeres Schickſal erwarten ließen.

Die neue Stadt erhielt ihren Namen von Turia, einer Quelle, die nahe an ihren Mauren fließt. Dieſe neue Benennung Turia hat dieſelbe Bedeutung, wie die alte Sybaris; beide bezeichnen Ueberfluß.*** Durchreiſt du Italien, ſo wirſt du überall auf ſolche Namen treffen, die man beinahe myſtiſch nennen möchte, und die immer daſſelbe bezeichnen, was von einem anderen älteren Namen, der heutzutage nicht mehr gebräuchlich iſt, angezeigt war; ein ſprechender Beweis des fernſten Alterthums, und höchſt bedeutender Revolutionen in der Geſchichte der Völker!

---

* Herodot.

** Diodor von Sic.

*** Mazzochi ad T. H. Als Turium eine römiſche Colonie geworden war, bekam es den Namen Copiae.

Turium liegt nur wenige Stadien vom Meer entfernt. Roſciano iſt ſein Hafen.[*] Die Stadt iſt regelmäßig gebaut. Sie ſtellt ein Rechteck dar, deſſen längſte Seite ſich von Norden gegen Süden ausdehnt. Vier Straſſen theilen ſie in die Länge, die von Hercules, Bacchus, Olympia und Venus den Namen führen; die drey andern, die ſie in die Breite theilen, werden die Straßen von Heros, Turium und Turinum genannt. Die Gebäude ſind prächtig.

Das ganze Volk iſt in zehn Zünfte getheilt, deren drey den Namen von den drey berühmteſten Städten Arcadiens haben: die übrigen heiſſen die Bootiſche, Amphizioniſche, Doriſche, Jadiſche, Attiſche, Eubdiſche, und Naſioteiſche.[**] Die Einwohner wollten das Andenken ihres Urſprungs erhalten; was ich für höchſt unvorſichtig und für die Quelle des ſteten Neids, und der gefährlichen Empörungen halte, von denen die Stadt Turium nicht frey blieb. Warum verlor jener Reſt der Sybariten, der zum Anbau ſeiner eigenen Länder neue Coloniſten aus Griechenland einladen mußte, warum verlor er, nachdem er dieſe geſammelt hatte, das Glück, das ihm die von ihrem alten Verluſte nun wieder hergeſtellte Bevölkerung verſprach? Weil er auch im Unglück den Stolz der alten Herkunft nicht ablegen konnte, und ſich allein den Genuß aller Ehre und Gewalt anmaßte. Die neuen Coloniſten waren dieſer thörichten Ungerechkeit müde, und jagten ſie weg.[***]

---

[*] Heutzutage Roſſano.

[**] Diodor von Sic.

[***] Ariſtoteles Polit. V.

Plato wollte Herodot's Wohnung beſuchen..... O! heilige Muſen, welche Macht des Schickſals verdammt euch, immer die elendeſten Hütten zu bewohnen!... Wir ſchrieben an die Wand des kleinen Zimmers, in dem der große Mann wohnte: Plato und ſein Schüler Cleobul dem Vater der griechiſchen Geſchichte.

Auch dich, weiſer Stifter der gerechteſten Geſeze, Carondas, kann ich nicht vergeſſen, da ich von den Turiern ſpreche; dich, dem Turium ſein gegenwärtiges Glück verdankt, und von dem Sybaris die Dauer ſeiner Größe erhalten hätte, wenn die verdorbenen Sitten ſeiner Bewohner deine Geſetze nicht in Vergeſſenheit gebracht hätten! —* Ich habe das Denkmahl geſehen, das die Turier zu ſeinem Andenken errichteten. Carondas hatte durch ein Geſetz verboten, bewaffnet in die Comitien zu kommen. Nun ereignete es ſich eines Tags, daß er bewaffnet im Zurückkehren von dem Felde die Nachricht eines in den Comitien ausgebrochenen Aufſtandes erhielt; eilig geht er hin, ohne daran zu denken, ſeinen Degen abzulegen. Du biſt des Todes ſchuldig, Carondas, riefen hierauf die Empörer, die ſeine Gegenwart fürchteten. Dein Degen hat deine eigenen Geſeze alle zerriſſen. Nein! im Gegentheil er ſoll ſie beſtätigen, verſezte der Weiſe. Und mit dieſen Worten ſtieß er ſich ihn in die Bruſt. — Die Innſchrift, welche an dem Fußgeſtelle ſeiner Bildſäule eingegraben iſt, erinnert an dieſe Worte; denen noch folgende beigefügt ſind: diejenigen ſind immer die beſten Geſezgeber, die entſchloſſen ſind, die Geſeze auch an ihrer eigenen Perſon zu vollziehen; die dagegen die ſchlimmſten, welche, anderen Geſeze vorſchreibend, ſelbſt von ihrer Beobachtung frey ſeyn wollen.... Ich ſtund über eine halbe Stunde unbeweglich, bald die Augen auf die Statue, bald auf die Innſchrift gerichtet.... Wehe dem, der von ihrer Wahrheit nicht überzeugt iſt!

---

* Hier ſcheint es, Carondas werde älter vorgeſtellt, als die gewöhnliche Meinung iſt. Man ſehe den Anhang I.

Die Geſetze des Carondas verdienen von vielen Seiten Aufmerkſamkeit. So änderte er die alten Verordnungen über die Vormundſchaft der Waiſen ab. Vor ihm waren ſowohl ihre Güter, als Perſonen der Treue der Verwandten des Vaters anvertraut; und dieſe Verordnung war in ganz Italien herrſchend. * Carondas verordnete, das Vermögen ſollte auch ferner der Sorge der Anverwandten des Vaters überlaſſen bleiben, und ſie ſollten im Falle des Todes die einzigen Erben ſeyn; die Vormundſchaft über die Perſon aber übertrug er den Verwandten der Mutter: auf dieſe Weiſe machte er jene ſorgfältiger, denn ſie hatten von ihrer Sorgfalt vieles zu hoffen, und dieſe treuer, denn ſie konnten von ihrem Verbrechen nichts mehr hoffen.

Vor Carondas wurden die, welche in der Schlacht die Glieder verließen, oder die, welche ſich weigerten, für das Vaterland die Waffen zu ergreifen, mit dem Tode beſtraft. Er verdammte ſie zu leben, aber wie Weiber gekleidet, in der Ueberzeugung, daß ſich wahrer Muth nicht durch Furcht einflößen laſſe.

In Allem, was die Sitten betraf, war Carondas äuſſerſt ſtreng. Ohne ſie gelten die Geſeze nichts. Er ſezte ein Cenſoramt nieder, ſowohl gegen die, welche ein ausſchweifendes Leben führen, als gegen die, welche mit ausſchweifenden Menſchen umgeben würden; denn gerade durch ſolche ſchlecht gewählte Freundſchaften werden die Sitten einer Stadt verdorben, und

---

* So war die Vormundſchaft bei den Römern. Heinecc. Antiq. Rom. L. I.

die Laſter eines Einzigen werden die Laſter, zuerſt von Vielen, nachher von Allen.

In Athen kennt man kein ſolches Geſez. Wenn in Corinth Einer allzu verſchwenderiſch lebt, ſo iſt eine eigene obrigkeitliche Perſon da, welche Sorge trägt, ſich über den Stand ſeines Vermögens zu belehren: findet ſie, daß er reich iſt, ſo erlaubt ſie ihm, ungeſtraft zu verſchwenden; iſt er arm, ſo verdammt ſie ihn, und verbannt ihn aus dem Verdacht geheimer Laſter aus der Stadt. [*] Das Geſez der Corinthier iſt das Geſez eines kaufmänniſchen Volkes; das des Carondas, der nicht der Meinung iſt, daß der Reichthum eines Privatmannes ihm das Recht gebe, die Sitten einer Stadt zu verderben, iſt das Geſez eines Weiſen.

Wir bewundern jenes Geſez von Solon ſo ſehr, kraft deſſen alle die Väter für ehrlos erklärt ſind, welche ihre Söhne in keinem Handwerk unterweiſen laſſen. Carondas hat mehr gethan: er hat verordnet, daß alle Bürgersſöhne ſich zu einer Schule aufzeichnen laſſen mußten, wo ſie von öffentlich angeſtellten und bezahlten Lehrern in den Wiſſenſchaften unterrichtet wurden. Dieſe Verordnungen ſind in vielen andern Städten Italiens herrſchend, und beweiſen den Antheil, welchen die Weiſen bei Verfertigung dieſer Geſeze gehabt haben. [**] Unſere Städte wenden keinen Heller für die Wiſſenſchaften auf; ein Beweiß, daß unſere alten Geſezgeber ſie eben nicht ſehr hoch geſchäzt haben.

---

[*] Athen.

[**] In Rom gab es ſolche öffentliche wiſſenſchaftliche Lehranſtalten ſeit der Zeit des Decemvirs Appius, Livius III 20. Und Rom war nicht die civiliſirteſte unter den italieniſchen Städten.

Scilicet arma magis, quam sidera Romule noras,
Curaque, finitimos vincere major erat.

Lycurg bewahrte ſeine Geſeze durch einen Eid, den ihm die Spartaner ablegten, ſie bis zu ſeiner Rückkehr zu beobachten. Carondas glaubte, ein Eid allein ſey in einer ſo bedenklichen Sache nicht hinreichend, und knüpfte deßwegen eine Strafe an. Jeder Bürger, der gerne irgend eine Geſetzes-Veränderung vorſchlagen möchte, darf es thun; aber er muß vor der Verſammlung mit einem Strick um den Hals erſcheinen, und wenn die vorgeſchlagene Veränderung nicht angenommen wird, ſo verdammt ihn das Geſez, aufgehängt zu werden.

Ein Mann, der vor dem Volke mit einem Strick um den Hals erſcheint, iſt ein Schauſpiel, das mehr die Phantaſie als die Vernunft beleidiget. Die Gemüther, ſagt man, erhalten dadurch eine niedrige Sinnes-Art. Mag es ſeyn. Was folgt Uebels daraus? Das Uebel liegt nicht darin, daß es an neuen Geſetzen fehlt, wohl aber darinn, daß die Ehrfurcht für die alten verſchwindet. Wer etwas Billiges vorſchlägt, hat nichts zu befürchten, denn, ſollte auch das alte Geſez nicht abgeändert werden, ſo gibt doch das Volk oft eine andere Auslegung, oder eine nähere Beſtimmung, oder es wird für einige Zeit von ihm aufgehoben.

Hier haſt du zwei Beyſpiele hievon. — Nach den Geſezen des Carondas ſtand die Eheſcheidung jedem vollkommen frei. Nun verliebt ſich ein junges Mädchen, die an einen betagten Mann verheirathet war, in einen Jüngling, und entſchließt ſich, ihren erſten Mann zu verlaſſen. Dieſer erſcheint vor dem Volke, und fleht um Gerechtigkeit gegen die Undankbarkeit eines Weibes, das er geliebt, das er dem Elend entriſſen, und mit Wohlthaten überhäuft hatte; und die ihn nun nachher, ohne einen vernünftigen Grund, blos aus blindem Antrieb ihrer ſinnlichen Lüſte gerade in den lezten ihm noch übrigen Tagen ſeines Lebens, in denen er, wenn nicht einer Geliebten, doch einer Gefärtin, einer Freundin am bedürftigſten war, verließ. Das Volk taſtete das Geſez nicht an, aber es erklärte es für unedel, einen rechtſchaffenen Mann blos deswegen zu verlaſſen, um ſich mit einem anderen jüngeren zu verbinden. — Die alten Geſeze beſtimmten für Verbrechen die Strafe der identiſchen Widervergeltung. Nun geſchah es, daß einer einem andern ein Aug ausſtach, der ſchon das andere Auge verloren hatte. Das Geſez verdammte den Beleidiger zum Verluſt eines einzigen Auges; der Beleidigte aber ſagte, ihm gelte das verlorne Auge ſo viel, als zwey, und der Strafbare würde in einer beſſeren Lage, als er bleiben. Das Volk begriff, daß die Strafe der Wiedervergeltung die Strafe eines barbariſchen Volkes ſey.

Bis jezt ſind wenige Veränderungen in den Geſezen des Carondas gemacht worden. Ich wünſchte, daß man eine machte, nicht in den Geſezen, ſondern in der Meinung des Volkes, welche diejenigen Ehemänner für ehrlos erklärt, die, wenn ſie Kinder von ihrer erſten Gattin haben, ſich von neuem verheirathen. Folgender Ausſpruch des Carondas iſt in aller Munde: Der Mann, der ſeinen eigenen Kindern eine Stiefmutter gibt, iſt des Umgangs ſeiner Mitbürger unwürdig, wie der, der freiwillig über ſein Eigenthum ein Unglück herbeigeführt hat. Haſt du, zufälliger Weiſe, das erſtemal ein gutes Weib vom Glück erhalten, ſo begnüge dich damit, und bleibe im Frieden. Iſt dir das Gegentheil begegnet, ſo wäre es thöricht, mit noch friſchem Andenken an das erduldete Uebel dieſelbe Gefahr von neuem zu verſuchen. Wer ſich zweimal betrügt, der verdient für einen Thoren gehalten zu werden. Filemon, der Comiker, pflegte auch zu ſagen: ich wundere mich nicht über den, der eine Seefahrt gemacht hat, aber über den, der ſie zum zweitenmal macht. Aber nicht alles, was in dem Munde eines Comikers gut läßt, ſchickt ſich auch für einen Geſezgeber. Aber was will man thun? Es iſt einmal eine kindiſche Thorheit, alles erhalten zu wollen, was ein großer Mann geſagt hat; und wir erinnern uns nicht, daß auch große Männer oft klein ſind, oder ſeyn müſſen, oder ſeyn wollen!... Wer weiß, bei welcher Gelegenheit Carondas jenen Ausſpruch gethan hat?... Was geſchieht? Ein Anagnoſte nimmt ihn in eine Sammlung „denkwürdiger Sprüche und Thaten des Carondas" auf; ein anderer noch Thörichterer, ſtellt ihn gar unter ſeine Geſeze; er geht von Mund zu Mund, kommt zur Nachwelt, und erzeugt unſägliches Uebel. * Und ſchon zählen die Oligarchen von Turium, durch das Gewicht, das ſie jenem Ausſpruch beilegen, verderbt, das unter das Unglück, was doch die ſüſſeſte Freude für einen Vater ſeyn ſollte, ſeinen Tiſch von einer zahlreichen Nachkommenſchaft umgeben zu ſehen, wie die grünen Sprößlinge einen fruchtbaren Oelbaum umgeben. Wenige Kinder zu haben, hält man für ein Glück, weil ſie darum reicher ſeyn werden. In einem verdorbenen Staate kann ein Vater ſeinen Kindern kein anderes Gut hinterlaſſen, als Reichthum; und da er die Mittel jenen zu vermehren

---

* Was hier über die Geſeze des Carondas geſagt wird, harmonirt mit dem, was Diodor über ſie ſagt. Der Nachdenkende aber wird bemerken, daß dieſelben Thatſachen aus zwo verſchiedenen Anſichten erzählt ſind. Wie Carondas bei Diodor erſcheint, iſt er beinahe ein Narr, bei Stobäus iſt er ein vollkommener. Siehe den Anhang I.

nicht immer in ſeiner Gewalt hat, ſo ſinnt er mit aller Sorgfalt darauf, jene zu vermindern..... Und dieß nennt man in einem verdorbenen Staate, deſſen Bürger ihren Kindern mit dem Namen keine Tugend hinterlaſſen, für den *Glanz* ſeiner Familie, für die *Ehre* ſeines Namens ſorgen. *

XXX.

Alexis. Die italieniſche Comödie. Geſpräch des Plato über die Poeſie.

Wer in Turium geweſen iſt, ohne Alexis kennen gelernt zu haben, begeht einen Fehler. Alexis iſt die Ehre der italieniſchen Comödie: ſein Geiſt beſizt das Salz von Ariſtophanes in ganzer Fülle, ohne daß ſein Herz das Bösartige von jenem hätte. Ich rede von Ariſtophanes, um dir einen Vergleichungspunkt zu geben; den wir von Gegenſtänden, die uns bekannter ſind herzunehmen pflegen, der aber oft dem Gegenſtande, mit dem er zuſammengeſtellt wird, am wenigſten gleicht. Ariſtophanes iſt der Erſte unſerer Comiker; Alexis iſt der Erſte unter denen Italiens; Alexis aber hat nichts mit Ariſtophanes, noch die italieniſche Comödie mit der griechiſchen etwas gemein.

Eupolis, Cratinus und Ariſtophanes, dieß ſind alle unſere Comiker; verdient einer aus den Bürgern, als Räuber, Ehebrecher oder Mörder gezeichnet zu werden, ſo nennen und beſchreiben ſie ihn haarklein, und man möchte ſagen, ſie verfolgen mehr den Mann als das Laſter. In Italien hat die öffentliche Ordnung, die dem Volksgeiſte minder huldiget, dieſe Zügelloſigkeit, die wir Freiheit nennen, in Schranken gehalten. Alexis hat Gemählde von dem Luxus der Tarentiner, von den Thorheiten der Dichter und Freunde der Tragödie, von dem Schmarozer, von einem unächten Pythagoriker, von der H... Orova, von den Tänzerinnen und vielen andern Gegenſtänden geliefert. * Er beſizt eine fruchtbare Phantaſie, und eine leichte Darſtellungsgabe. In all' ſeinen zahlreichen Gemählden aber wird niemand ſeinen Namen geſchrieben finden; mancher kann ſich etwa darin erkennen, kann darüber murren; aber gerade dieſes Murren kann ihn entdecken, und Alexis hat immer das Recht, ihm zu ſagen: du haſt dich ſelbſt entdeckt, ich wenigſtens hatte niemand genannt.

---

* Wäre dieſes Werk nicht ein ganz altes Mannſcript, ſo möchte ich beinahe zweifeln, ob dieſe Stelle nicht erſt nach der Erfindung unſerer *Fidekommiſſe* und *Majorate* geſchrieben worden ſey.

Ich hoffe, der Mißbrauch, den unſere Comiker von ihrer unbegränzten Freiheit machen, werde einſt den Stolz eines Mächtigen beleidigen; eines Mächtigen, denn die Rechte des Weiſen und den guten Namen des Rechtſchaffenen wird er immer ungeſtraft beleidigen können: dieſer wird ſich die Rache des Volks nie annehmen. Aber ſollten die Scherze unſerer Dichter, die ſchon bis an Wuth gränzen, einen Mächtigen beleidigen, ſo hoffe ich, dieſer werde ſie ſchon zu größerer Beſcheidenheit treiben. Alexis hat einen ſehr jungen Sohn, Namens Stephanus, welcher die glücklichſten Anlagen zur Comödie zeigt. Vielleicht wird er einſt ſeinen Vater erreichen; und ich habe zu dieſem geſagt: der kleine Stephan wird einſt die gute Comödie nach Athen bringen; ein Menſchenleben wäre nicht hinreichend, uns von den vielen Fehlern, mit denen unſer Theater befleckt iſt, zu beſſern; du wirſt die Sorge deinem Erben hinterlaſſen. **

---

* Dieß ſind Titel mehrerer Comödien von Alexis.

** Stephanus, Sohn des Alexis, war auch ein komi

Alexis glaubt, das Verbot, die Perſonen zu nennen, trage zur Verſchönerung und zum Nuzen der Comödie bei; zur Verſchönerung, weil ſie dadurch an Wahrheit, zum Nuzen, weil ſie an Gerechtigkeit gewinne. — Darfſt du den Namen von Socrates nennen, ſo wird es dir leicht ſeyn, die Wolken zu verfertigen; iſt es dir hingegen verboten, ihn zu nennen, ſo mußt du die feinſten Nüançen des Mannes mit weit mehr Aufmerkſamkeit beobachten, mußt ſie mit weit größerer Genauigkeit ausdrücken; um ihn, auch ungenannt, kennbar zu machen. Deine Gemählde müſſen deßwegen beſſer gezeichnet ſeyn. — Darf man einen Fehler mit ſeinem eigentlichen Namen benennen, ſo hat man nicht nöthig, ihn zu beſchreiben; deine Ideen werden ſich andern auf eine ganz intellectuelle Weiſe darſtellen, und werden mehr Gegenſtand der Vernunftbetrachtung, als der Empfindung ſeyn. Wir lachen gewöhnlich nicht, wenn wir einen Lahmen nennen hören; ſehen wir ihn hingegen, ſo lachen wir öfters. Und hierin liegt nun das ganze Geheimniß der guten Comödie. Nennſt du den, der der Gegenſtand deiner Kritik iſt, gerade hin einen Lahmen, ſo iſt dieß grob, nicht ſcherzhaft; du wirſt Verachtung, Haß, alles, nur nicht Lachen gegen ihn erregen. Willſt du mich lachen machen? So iſt es nicht genug ihn einen Lahmen zu nennen; ſondern du mußt ihn mahlen, gleichſam ſichtbar vor mir darſtellen. Hätte nun Ariſtophanes den Socrates nicht nennen können, ſo würde ſich eure Comödie nie über den Tod des Gerechteſten aller Griechen zu ſchämen haben. Ariſtophanes hätte wohl einen Mann auf der Schaubühne zeigen können, der in einem Korbe in der Luft hängend die Söhne lehrte, ihre Väter zu ſchlagen, und die Schuldner,

ſcher Dichter und Vater des Menandrus, der der Stifter der ſogenannten neuen atheniensiſchen Comödie wurde.

ihre Gläubiger zu betrügen; aber welcher Zuſchauer hätte ſagen können; dieß iſt Socrates? Siehe wie deutlich die Vervollkommnung jeder Kunſt auf die Vollkommenheit des Staats hinſtrebt, und die Mittel in jener das Schöne zu erlangen, von den Mitteln in dieſem das Gute zu erreichen; nicht verſchieden ſind! Ich kenne keinen, der die Geheimniſſe ſeiner Kunſt beſſer verſtünde, als Alexis.

Die Comödie, welche nicht gefällt, fuhr er fort, iſt auch nicht belehrend: und die Comödie gefällt nicht, die uns eine Belehrung gibt, der wir nicht bedürfen, und uns Ideen und Affecten mahlt, die nicht unſer ſind; die gefällt gröſtentheils, und iſt gröſtentheils nüzlich, die die herrſchendſten Ideen und Leidenſchaften ſchildert, und den Stoff der allgemeinſten Belehrung gibt.

Haſt du je eine Symphonie gehört, in der ſich viele Stimmen in harmoniſchem Verhältniſſe vereinigen, unter denen einige ſehr hoch, andere ſehr tief, wiederum andere gemäßigt, und gleichſam das Mittelband der beiden andern ſind? Nun aber gefallen die erſten und die zweyten, allein nie und niemand, oder doch nur ſehr wenigen, und nur für kurze Zeit. Es ſcheint, unſere Maſchine wiederhalle jenen nicht; wie es hingegen immer geſchieht, wenn man von zwei auf Diaporſon * geſtellten Inſtrumenten eines berührt. Die allgemeinen Ideen und Leidenſchaften ſind die Mittelſaiten, deren Ton allgemein gefällt.

Alles nun ändert ſich in dem Leben des Menſchen, und in der Entwicklung des menſchlichen Geſchlechtes. Die Leidenſchaften und die Gedanken eines Zeitalters ſind nicht die eines andern; die Sitten ſind verſchieden, und man kann die Menſchen nur in dem Sinne ähnlich nennen, in dem man behauptet, daß das Waſſer, das heute einen Fluß hinab laufe, daſſelbe ſey mit

---

* Nach der Octave.

dem, das geſtern hinablief. So ändert ſich auch die Comödie und die Tragödie. und auch ſie haben, wie die Sitten der Völker, drey Epochen.

Die vorſtellende Dichtkunſt iſt nicht ſo alt bei euch, als bei uns. Es ſind ſehr wenige Olympiaden ſeit dem Tode Teſpis und Frinicus, der Stifter eurer Tragödie; als der Sicilianer, Epicharmus ſchon jenen Titel „Meiſter der Comödie" verdient hatte, den ihm der Meiſter eurer Philoſophen mehr als ein Jahrhundert nachher gab, da ſtammelte kaum Magnetes von Icarien ſeinen plumpen, ungeſchickten Dialog bei euch, der noch ganz nach dem Bäuriſchen des Dorfes, in dem er geboren war, roch. * Als die Comödie bei euch erſt geboren ward, war ſie bei uns ſchon erwachſen.

Vielleicht mag auch unſer Theater dem eurigen in ſeiner erſten Epoche ähnlich geweſen ſeyn. Auch wir werden einſt in frühen Zeiten ſolche Wägen gehabt haben, auf denen unſer Teſpis an Feſttagen ſeine Narren geführt haben wird, die das Geſicht mit Koth beſchmuzt, bald Gelächter, bald Entſezen in dem noch kindiſchen Volke erregten; und noch heutzutage haben wir eine Art dieſer ganz alten Comödie, die von den Oſciern, den erſten Bewohnern eines großen Theils Italiens erfunden ſeyn ſoll; und die heutzutage die Atellaniſche, von dem Namen der Stadt heißt, wo ſich ihr Gebrauch am beſten erhalten hat, und von wo aus jene wandernde Schauſpielergeſellſchaften kommen, die in allen Städten Italiens umherziehen. Wirſt du einſt zu den Samnitern und Campanern kom-

---

* Plato nennt in dem Theätet Epicharmus den Meiſter der Comödie. Er blühte vor Magnetes. Wenn man Horaz glauben ſoll, (und wer möchte ihm nicht glauben?) ſo mußte ſeine Comödie der von Plautus gleichen; folglich der Comödie des zweiten Zeitalters.

men, ſo wirſt du dieſe Art von Comödie viel häufiger als bei uns finden; und dieſe Völker ziehen ſie allen andern, die wir der Kunſt wegen für vorzüglicher halten, vor. Die Regierung könnte hier wohl, wenn ſie wollte, eine Comödie von Epicharmus verbieten, aber die Aufführung von den neun und neunzig Unglücksfällen des Maccus, oder den lächerlichen Geſtalten von Manducus[*] könnte ſie, ohne gefährlichen Aufruhr zu erregen, nicht verhindern.

Alle Völker wollen in ihrer Kindheit Schauſpiele der Art. Jeder bildet ſich in der Seele zwei Muſter, eines für den Heroismus, das andere für die Feigheit; jenes, es zu bewundern, dieſes, es zu verachten. Mitten inne ſtehet das Muſter des Guten, oder des Nachahmungswürdigen; dieſes aber erkennt das Volk nicht, wenn es nicht zuvor ſeine Extreme begriffen hat.

Wie glaubſt du nun, daß dieſe Muſter in der erſten Kindheit der Völker ſeyn werden? Die Sitten ſind einfach und folglich einförmig; die Menſchen ſind mehr durch Geiſtes als Herzens-Anlagen; mehr im Benehmen, als im Handeln verſchieden. Willſt du ein Muſter von Comödie? Es darf eher plump als laſterhaft ſeyn: die Menſchen kennen das Laſter noch nicht. Willſt du ein Muſter für die Tragödie? Die Menſchen, alle gleich tugendhaft, unterſcheiden ſich nur durch den ſtärkeren oder geringeren Muth; und mehr noch als durch den Muth unterſcheiden ſie ſich durch die größere oder geringere Geduld in Ertragung des vom Schickſahl kommenden Uebels. Uebel, die vom Menſchen kommen, ertragen können, iſt die ſchimpflichſte Niederträchtigkeit; Uebel dagegen, die vom Schickſal herkommen, zu erdulden wiſſen, iſt für die erſten Völker der erhabenſte Heroismus. Maccus, der mit ſeinem Herrn plaudert und von ihm geſchlagen wird, iſt der Protagoniſte der alten Tragödie. Und man ſieht auch bis auf Aeſchylus in ihren Tragödien keine andern Protagoniſten; und warum ſollte ich nicht ſagen bis auf Sophocles?

---

[*] Lucian ſpricht von Manducus. — Saverius Mattei glaubt, Maccus könnte der Protagoniſte der atellaniſchen Comödie, der älteſte Vater der Pulcinella (der Poſſenreiſſerey) geweſen, und in der Gegend von Atella und Acerra geboren ſeyn. — Ueber die Beſchaffenheit der attellaniſchen Comödie, die bis izt ein Gegenſtand vieler Streitigkeit war, ſiehe den Anhang II.

Nach und nach wurden die Sitten eines Volks gebildet. Die Erfahrung vieler Zeiten, und die Bemühungen der Weiſen, ſchwächten die Macht des Schickſals, indem ſie den Thätigkeitstrieb des Menſchen verſtärkten. Die Herrſchaft des Schickſals beginnt, wo die des Menſchen endiget; wie wir auf geographiſchen Karten, da, wo die uns bekannte Länder aufhören, Meer, Wüſte, unbewohnbares Land* hinzuzeichnen pflegen, ſo verzeichnen wir auf der Tafel des menſchlichen Lebens jenſeits der Linie, bis zu der unſere Kraft und unſer Wiſſen reicht, das Reich des Schickſahls. Beſſere bürgerliche Einrichtungen machten das Leben ſicherer, die Ungerechtigkeiten ſeltener, einen Menſchen dem andern gleicher. Kurz alles erweckte neue Gedanken, neue Sitten, und das Bedürfniß neuer Tugenden und einer neuen Art der Belehrung. Der Pöbel blieb immer der Bewunderer von Maccus und dem Schickſahl, denn er blieb immer kindiſch; aber die Weiſen wollten auf Koſten des Geizigen, des Ausſchweifenden, des Sophiſten, des Schwäzers, des Schmarozers, des Schmeichlers lachen: ſie wollten die Beyſpiele der Gerechtigkeit, des Edelmuths, der ehelichen und der Vaterlands-Liebe bewundern; woll-

---

[*] Plutarch im Theſeus.

ten vor andern Schrecken erbeben, als denen der Familie des Thyeſtes, und anderes Unglük beklagen, als das von Prometheus.

Die Comödie beginnt ſich zu heben, die Tragödie dagegen ſinkt; jene kommt aus dem Stande der Sklaven, dieſe aus dem Size der Götter, um ſich bey den Menſchen zu begegnen. Epicharmus kann man den Vater der Comödie bei uns nennen. Es ſind nicht mehr ſo viele außerordentliche Ereigniſſe in ihr; es treten keine Götter mehr auf, die Wolken, die Fröſche, die Vögel reden nicht mehr; man kommt nicht mehr vom Himmel auf die Erde, und von der Erde in die Unterwelt; alles geſchieht menſchlich und unter Menſchen; ſchärferes aber minder grobes Salz, großes Gepränge philoſophiſcher Grundſätze und Reden, das oft gezwungen läßt: dieß ſind die Grundzüge dieſer neuen Comödie.

Ihr Griechen habt dieſe Comödie noch nicht; Ariſtophanes traf ſie beinahe mit ſeinem Genie, aber er allein konnte das Werk nicht vollenden. Ein Schriftſteller, und beſonders ein theatraliſcher Schriftſteller iſt immer ſo, wie es die Zeit und ſeine Umgebungen fordern. Eure Tragödie dagegen iſt tief geſunken. Erinnerſt du dich an die Worte des boshaften Ariſtophanes, wenn er den Streit beſchreibt, den der großſprechende Aeſchylus und der weiche Euripides in der Unterwelt um die Ehre des Vorrangs in der Tragödie führten? [*] Dieſer, ſcheint es, wollte ſich rächen in dem er den Cyclopen eine ſehr feine Satyre auf den alten Pomp des alten tragiſchen Schwulſtes ſchrieb. Gegenwärtig herrſcht gleichſam ein Streit, ein Kampf zwiſchen den alten und neuen Ideen, zwiſchen der alten und neuen Kunſt, zwiſchen dem alten und neuen Geſchmack; im Laufe der Zeit wirſt du erleben, daß Euripides mehr Nachahmer als Aeſchylus und Sophocles erhält.

---

[*] Ariſtophanes Fröſche.

Wir ſind ſchon bei dem Punkte angekommen, in dem die Comödie und Tragödie zuſammentreffen müſſen. In der lezten Epoche der Comödie wird das Salz delicater und feiner: die Menſchen, ſchon mehr gebildet, erzeugen ſelbſt gerne den Scherz, ſtatt ihn zu hören; die Maximen der Philoſophie ſchon bekannter und allgemeiner fangen an läſtig zu werden, wenn ſie mit vielem Wortreichthum vorgetragen werden; und deßwegen treten zum Vergnügen des Publikums ſtatt Denkſprüchen und Philoſophie, Leidenſchaften und Handlung auf die Bühne[*]. Damals verſuchte Rinton ein Tarentiner[**] die kleinen Leidenſchaften großer Männer; und die großen Leidenſchaften kleiner Menſchen auf das Theater zu bringen; und dieſe Art von Stücken, welche zuerſt nach dem Namen des Erfinders die Rintoniſche genannt, nachher aber von einem andern Tarentiner Scira verbeſſert wurden, iſt unter uns ſo allgemein, daß ſie heutzutage die italieniſche genannt werden.[***]

Ich hörte die ganze lange Rede des Alexis, ohne ihn zu unterbrechen; als er aber geendiget hatte, konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu ſagen: du glaubſt alſo die vorſtellende Dichtkunſt habe gleichſam einen von dem Schickſal vorgezeichneten Gang des Lebens, und Regeln und Genie helfen wenig oder nichts? — Hierauf verſezte er: biſt du von zwo Wahrheiten überzeugt? — Von welchen? Die eine, daß das erſte Geſez zu vergnügen das iſt, die Natur derer zu kennen, denen man Vergnügen verſchaffen will; die andere, daß unter hundert lebenden Menſchen neunzehn das Jahrhundert ausmachen, achtzig hinter dem Jahrhundert zurük ſind, einer über daſſelbe hervorragt? —. Wer wollte es läugnen? — Nun ſo wiſſe: daß wer Schauſpiele ſchreibt, dem Volke gefallen und ihm das anbieten will, wovon er weiß, daß es gefällt. Sein Genie iſt im Dienſte der öffentlichen Sitte. Wie wenige aber ſind derer, die ſie zu beherrſchen verſtehen! Und auch dieſe ſind von den Bedingungen nicht frei, an die ſie die Anführer des Chors[*] binden, die viele Zuſchauer wollen; ſie wollen ihre Beutel anfüllen, und kümmern ſich wenig, ob das Stück nach den Regeln der Weiſen ſey oder nicht.[**] Plato allein wahrhaft würde bei ihnen kein ganzes Volk aufwiegen.[***]

---

[*] Dies ſcheint der Charakter der neuen Comödie zu ſeyn.

[**] Stephanus und Suidas nennen ihn den Tarentiner, andere halten ihn für einen Syracuſaner.

[***] Siehe den Anhang II.

Willſt du nun wiſſen, wie ein Schauſpielſtück in einer Stadt ſeyn ſoll? So betrachte die Beſchaffenheit desjenigen Theiles des Volkes, der das Theater beſucht. Vergleiche Griechenland mit Italien, ſo wirſt du in der Verſchiedenheit der Sitten und der Verfaſſung beider Völker den Grund der Verſchiedenheit ihrer Schauſpielſtücke finden. In dem ochlokratiſchen Athen ſizt der gemeinſte Pöbel nicht blos als Zuſchauer, ſondern als Schiedsrichter bei allen theatraliſchen Schauſpielen; und deßwegen ſind die Stücke daſelbſt albern, lärmend, ohne Plan, ohne Wahrſcheinlichkeit, ohne Mäßigung, wie die Verſammlungen des Volkes, das ſie hört. Das Genie des Ariſtophanes hat ſie, ſoviel möglich, verſchönert; aber bei den Grazien, mit denen ſeine Kunſt ſie geſchmückt hat, erkennſt du die Mängel der Natur. Wer die Stücke von ihm mit denen, die wir in Italien haben, vergleicht; erräth, daß das Volk in Athen gebildeter iſt, aber auch, daß in Italien eine zahlreichere über das Volk erhabene Claſſe von Perſonen iſt, die in dem Theater Geſeze gibt. — In Italien hat dieſe Claſſe edlerer Menſchen den Rang über das Volk behauptet: wir haben zwey Theater, weil wir zweyerlei Sitten und gleichſam zwey verſchiedene Völker haben; für den Pöbel haben wir die atellaniſche Comödie, die noch unter euren Theaterſtücken von einem Eupolis und Cratinus ſteht, denn ſie blieb blos für den Pöbel beſtimmt; aber wir haben auch die Comödie von Epicharmus, die eure Stücke übertrifft, denn ſie iſt weiſen Männern beſtimmt. Ihr habt mit euren politiſchen Einrichtungen alle Claſſen vermiſcht; habt die Vornehmen mit dem Pöbel in Berührung geſezt; und daher kommt es, daß jene etwas verderbt, dieſer durch den wechſelſeitigen Tauſch der Gedanken und Sitten etwas verbeſſert worden iſt; und deßwegen habt ihr Theaterſtücke, die beſſer als die atellaniſche, aber ſchlechter als die italieniſche ſind.

---

[*] Die Unternehmer.

[**] Horaz.

[***] Tolle siparium: sufficit mihi unus Plato pro cuncto populo.

Nun will ich dir etwas ſagen, das du für noch unwahrſcheinlicher halten wirſt, und das dennoch ganz gewiß iſt. Eben dieſe Gründe bewirken, daß die dramatiſche Kunſt bei einer Nation ganz erliſcht. Denn um einem Volke mit Sittengemählden Vergnügen zu machen, muß dieſes nothwendig eigenthümliche Sitten haben. Das nenne ich kein wahres Vergnügen, das mir ein tragiſcher oder komiſcher Dichter verſchafft, der mir auf der Bühne fremde Sitten und Gebräuche zeigt, nicht anders, als wollte er mir einen Bären oder Elephanten zeigen; aber den nenne ich einen Dichter, der mit dem Gemählde ſolcher Leidenſchaften, Begebenheiten, Uebel, Güter, die ich für die meinige halte, weil ich ſie ſelbſt erfahren habe, mein Herz reizt, oder einwiegt, oder, wie wenn er Zauberkraft beſäſſe, mit Schrecken, Verlangen, Hoffnung und Mitleid erfüllt. * Was ſoll nun das Genie des Dichters über ein Volk vermögen, das keine eigenthümlichen Sitten beſizt, und weder Uebel noch Güter hat, die es erkennt, und von denen es ſagen könnte: ſie ſind, oder ſie könnten doch mein ſeyn? Mag dieſes Volk ſeine eigenthümliche Sitte durch allzuhäufigen und ſtarken Wechſel der inneren Einrichtungen verlieren, mag es ſie durch ausſchweifende Nachahmung fremder Sitten verderben; mag es ſie aus Schwäche; die es bald zum Sklaven, bald zum Klienten eines anderen Volkes macht, vergeſſen; du wirſt es an dem Ueberdruß, den es an allen Muſtern hat, erkennen; es ändert alle Tage; heute gefällt ihm nicht mehr, was ihm geſtern noch gefiel, und am Ende wird ihm nichts mehr gefallen. Im Theater wirſt du es brauſen hören, wie die dichtſtehenden Fichten des Sila, wann der Nordwind wehet. Mitten in einer Tragödie von Euripides wird es einen Bären oder Elephanten oder ein Paar Fechter von dir verlangen. Kaum iſt zuweilen der Schauſpieler auf der Bühne erſchienen; er hat noch kein Wort geſprochen, und das Theater ertönt von dem Beifallrufen des Volkes. Was gefällt denn dieſem Volke ſo ſehr? das Kleid des Schauſpielers, das durch tarentiniſchen Purpur das Violette nachahmt. ** Was kann alsdann der arme Dichter thun, um dieſes Volk wieder zum Denken und Empfinden zurückzuführen? Glaube mir, Cleobul, alle Kunſt und Genie wird vergebens ſeyn; die vorſtellende Dichtkunſt wird eine ſklaviſche Nachahmung der Stücke anderer Völker, die noch eigene Sitte haben, werden; ein thörichtes Gepränge reicher von Gold und Marmor ſtrozender Scenen, Kraftanſtrengungen der Kehle, der Beine, der Arme der Schauſpieler. Und am Ende wird es nichts mehr ſeyn.

---

* Horaz.

** Horaz.

Du ſezſt mich in Erſtaunen, Alexis, ſagte ich hierauf: nach deiner Idee hätte das Genie der Dichter keine oder nur eine ganz geringe Gewalt, und du hältſt ſie beinahe für unnüz in einem Staate. Du ſprichſt gegen dein eigenes Intereſſe. Alle andere halten die Dichter, und beſonders die, welche die theatraliſche Dichtkunſt bearbeiten, für die Meiſter der öffentlichen Sitte, du hältſt ſie für die Diener. Warum vertreibſt du ſie alſo nicht aus dem Staate?....

Weil die verdorbenen Völker, verſezte er, ihrer bedürfen, wie Kinder eines Zeitvertreibs, daß ſie das Hausgeräthe nicht zerbrechen... * Aber ſieh'! hier iſt unſer Plato (und wirklich kam Plato unverſehens zu uns) er ſoll der Schiedsrichter unſeres Streites ſeyn. O! Plato, ſezte er hinzu, indem er ſich an ihn wandte; du haſt alle Dichter aus deiner Republik verbannt; ſelbſt Homer haſt du nicht verſchont. Dir übergeben wir deßwegen, ich und Cleobolus, dir, der du wenigſtens gewiß der Partheylichkeit nicht verdächtig ſeyn kannſt, die Entſcheidung unſeres Streites, um zu wiſſen, nicht ob alle Dichter aus unſerm Staate verbannt werden ſollen, ſondern welche und auf welche Weiſe ſie geduldet werden ſollen.

Plato lächelte und ſprach. Ihr denket alſo, wie jene Müſſiggänger von Syracus, welche glaubten, ich habe würklich einen Staat gründen wollen, und von Dionyſius den Boden begehrten, um es ausführen zu können. Die Müßiggänger von Griechenland wiederholten die Neuigkeiten, welche das Gerücht von dorther über das Meer brachte, und ſezten hinzu, es ſey alles ſchon ausgeführt. ** Seyd getroſt: mein Staat wird nie gegründet werden, denn es wird ewig an den

---

* Ariſtot. Polit.

** Man erzählt dieſe Fabel von Plato. Diog. Laert. III. Es ließ ſich keine abgeſchmacktere erſinnen. Plato be-

Menſchen fehlen, die würdig wären, ihn zu bewohnen. Auch ich glaubte nie, als ich ihn entwarf, an die Möglichkeit ſeiner Exiſtenz; ſondern ich wollte in ihm blos ein Ideal deſſen liefern, was ein Staat ſeyn könnte, um daran einen Maaßſtab für die würklichen Staaten zu haben.

Ich habe in meinem Staate die Dichter nicht geduldet, weil es in ihm keine geben konnte. Seine Bürger ſollten ſich alle mit der Wahrheit, und blos mit der Wahrheit beſchäftigen: und die Dichter behandeln nur das Wahrſcheinliche. Die Dichtkunſt iſt eine Nachahmung, die die wahre Wiſſenſchaft erſezt: wo dieſe iſt, da wird jene überflüßig. Würde es wohl Dichter in einem Staate von lauter Geometern geben? Meine Bürger würden immer die Gerechtigkeit, nur allein die Gerechtigkeit und nichts außer ihr gewollt und ausgeübt haben; und was würde alsdann aus dem ganzen Haufen der bald knechtiſchen; bald tyranniſchen, bald ſiegenden, bald unterdrückten, aber immer thörichten Leidenſchaften geworden ſeyn, die die ganze Schönheit der Dichtkunſt ausmachen? Wenigſtens würden in meinem Staate keine Dichter geboren; und ſollten je aus fremden welche kommen, ſo würden ſie, ſtatt Vergnügen, Ueberdruß erregen. Wäre zum Beiſpiel ein Tragiker gekommen, ſo würden meine Bürger zu ihm geſagt haben: o! Künſtler; auch wir ſind hier die Schauſpieler einer herrlichen Tragödie; unſere Republik iſt auch eine Nachahmung des vollkommenſten Lebens; dieß halten wir für den Gegenſtand einer wahren Tragödie. Glaube deßwegen nicht, daß er leicht unter uns angenommen würde, daß er mitten auf unſern Pläzen ſeine Schaubühne aufſchlagen und ſeine Poſſenſpieler aufführen dürfte, die lauter rufen als wir.

hauptet unzähligemal, daß ſeine Republik nicht beſtehen könne.

und unſern Weibern und Kindern und dem ganzen Haufen der Bürger nicht das vorſtellen, was wir Ihnen vorſtellen, ſondern bisweilen verſchiedene und oft ganz entgegengeſezte Dinge. Wir wollen den Staat weder bethören, noch in Unruhe bringen. Willſt du aber eben das vorſtellen, was wir vorſtellen, ſo beſorgen wir, Künſtler! es möchte dir leichter ſeyn es zu verſprechen, als dein Verſprechen zu halten. Wir ſind ſelbſt Urheber, von allem, was wir thun, du nur Nachahmer. Nun aber iſt es ſehr ſchwer, daß die Nachahmung der Wahrheit gleich kommen könne; und es iſt zu beſorgen, du möchteſt dich allmählig und unbemerkt von deinen Idealen entfernen, und eines Tages ganz verſchiedene Dinge vorſtellen, und die Gemüther der Bürger durch jene falſche Art des Vergnügens verderben, die aus der Nachahmung entſpringt, und bisweilen das Vergnügen ſelbſt, das aus der Wahrheit ſtammt, übertrifft. Siehſt du, guter Mann, dieſe unſere Stadt? Wir haben es zum Geſez bei uns gemacht, daß keiner zwei Dinge thun dürfe, damit jeder immer das, was er thun ſoll, recht thue. Du hingegen verſtehſt durch das Genie, das dir die Götter gegeben haben, alles, was Menſchen thun, nachzuahmen; und auf dieſe Weiſe würdeſt du, indem du vieles zugleich thäteſt, unſer heiligſtes Geſez, das wir für die Tugend unſerer Mitbürger, und für das Glük unſeres Staates für das Nöthigſte halten, zerſtören. Wir bitten dich deßwegen, Sohn der heiligen Muſen, dieſen Lorbeerkranz von uns anzunehmen, als ein Zeichen der hohen Achtung, die wir für den göttlichen Geiſt haben, der in dir lebt; und in einen andern Staat zu gehen, wo deine Bemühung nicht nur nüzlich, ſondern ſelbſt nothwendig ſeyn kann. *

---

* Dieſe Stelle findet ſich beinahe ganz bei Plato de rep. de Leg. VII. u. a. and. O.

So würden die Bürger meines Staates zu dem Dichter geſagt haben. Und ſagten nicht die Spartaner daſſelbige zu Archilochus, als ſie ihn aus ihrem Staate vertrieben? Du haſt in deinen Gedichten geſungen, ſprachen ſie zu ihm, es ſey beſſer den Schild als das Leben zu verlieren; unſere Vorfahren haben uns das Gegentheil gelehrt: du haſt geſagt, daß, wenn man ſeinen Schild verloren habe, man einen anderen beſſeren finden könnte; das Leben hingegen einmal verloren, auf immer verloren ſey; unſere Vorfahren dagegen glaubten, nur das Leben ſey verloren, das man nicht für das Vaterland opferte. Du würdeſt unſere Geſeze zerſtören, unſere Sitten verderben, und aus einer gegenwärtig einträchtigen Stadt zwo gefährlich unter einander uneinige machen. [*]

In vielen Städten jedoch können die Dichter nothwendig und nüzlich ſeyn; und ich würde ſie nicht nur unter die aufnehmen, ſondern ihnen auch eine ausgezeichnete Stelle unter denen anweiſen, die die ſehr wichtige Sorge der Erziehung der Jugend haben. So bereuten ſelbſt die ſtrengen Spartaner nicht, Terpandrus, Tirtäus und Alcmanes eingeladen zu haben. Aber ehe ich ſie aufnehmen würde, würde ich ſie an ihre eignen Pflichten erinnern; ich würde ihnen vorſtellen, daß ſie die Lehrer des Volkes, und beſonders der Jugend ſeyen; daß ſie die Jugend lehren ſollen, und daß ſie allein durch Unterweiſung in der Tugend ſich über jene Spieler und Marktſchreyer zu erheben hoffen können, die wir auf den öffentlichen Pläzen beſchäftiget ſehen, die Nahrung ihres Bauches zu gewinnen, indem ſie den Unfläthereien anderer ſchmeicheln; daß ſie keine unwürdige Dinge über die Götter lügen, noch ihnen die niedrigen Leidenſchaften der Sterblichen andichten, noch ſie zu Urhebern des Böſen machen, oder als durch Geſchenke * leicht bewegbar darſtellen ſollen; lauter Lügen, die kaum bei den älteſten Dichtern entſchuldbar, bei den neuen dagegen tadelnswürdig ſind, die ſie blos darum wiederholen, weil ſie den poetiſchen Geiſt leichter aus dem Studium der Geſänge des Homers, als aus jenem inneren Sinne zu erlangen glauben, der in uns ſelbſt iſt, und den die Alten Mnemoſyne, und die Mutter der Muſen ** nannten.

---

[*] Plutarch. Inst. Lac. — Aelian X. 12.

Solche unnüze Wiederhohler alter Lügen nun wollen wir Liedermacher, aber keine Dichter nennen. Dieſen Namen werden wir nur denen beilegen, die, ſie mögen die Götter loben, oder Thaten und Worte der Helden auf der Schaubühne erzählen oder nachahmen, oder die Schwachheiten und Thorheiten der Menſchen (denn in verderbten Staaten iſt ein größeres Bedürfniß der Belehrung, um böſe Beyſpiele zu vermeiden, als um gute nachzuahmen) die nie den Zwek vergeſſen, den Staat dauerhafter und beſſer zu machen. Solche Männer waren nach der Erzählung jener Orpheus, der die erſten religiöſen Gebräuche und die erſten Geſeze der geſitteten Lebensart aus Thracien nach Griechenland brachte, und Linus, und in minder ferneren Zeiten von uns Tirtäus, der von dem Apollo ſelbſt nach Sparta geſandt war, um die Tugend wieder herzuſtellen. Ich ſollte auch die Dichter erinnern, daß um dieſen erhabenen Zwek zu erreichen, um wahrhaft nüzlich ſeyn zu wollen, wodurch ſie allein hoffen können, wahrhaft groß zu werden, ſie ſelbſt Meiſter in der Tugend ſeyn ſollen: und um dieſe genau in ihren Gedichten nachahmen und ſie andere lehren zu können, ſie dieſelbe im Herzen und in ihren Handlungen haben müſſen. Aber dieß ſage ich nicht gerne ſelbſt. Socrates hielt es nicht für klug, ſich die Dichter zu Feinden zu machen, weil ſie ſowohl im Lob als im Tadel * ſehr große Stärke haben. Und dann ſind ſie ſo leicht reizbar, wenn ein Freund es wagt, auch nur einen ihrer Verſe zu verbeſſern! Dieß iſt die ewige Natur derer, die nicht immer die Wahrheit gegenwärtig haben, die allein das falſche Zutrauen zu uns ſelbſt im Zaum halten kann, ſondern gewöhnlich handeln ohne zu wiſſen, was ſie thun. ** Ich will alſo einen andern Dichter ſprechen laſſen. Ihr wiſſet, daß man mich mit Unrecht für einen Feind aller Dichter hält. Es gibt viele, die ich liebe, und leſe; und unter dieſen hat Sophron nicht die letzte Stelle, deſſen Mimen ich ſtets bei mir trage. *** Es mag alſo ein Dichter ſeyn, der ſeinen Brüdern gute Rathſchläge ertheilt.

---

* Plat. de Legibus.

** Plat. in Jone.

Mit dieſen Worten zog er das Buch aus der Taſche, und las.

„Ein altes Sprüchwort ſagt, ohne Wein **** mache man keine Gedichte: und ich, mein Sohn Senarchus ſage dir, daß man ohne Verſtand und Herz keine gute Gedichte mache. Der Geiſt, der die Dichter belebt und vom Himmel ſtammt, gleicht dem Thaue des Morgens, der wie Perlen glänzt, wenn er auf einen mit wohlriechenden Kräutern und Blumen bedeckten Hügel fällt; fällt er dagegen in ein ſchlammiges Thal, ſo vereint er ſich mit dem Staube, und wird gemeiner Schmutz.“

„Rein war das Herz von Dafnis, jenem Dafnis, der itzt vom Olymp die Wolken und Geſtirne unter ſeinen Tritten ſchweben ſieht, und der zuerſt auf den Bergen Siciliens von Pan die Pfeiſe zum Geſchenk erhielt, und das Echo auch andere Töne, außer dem Blöcken der Lämmer und dem Brüllen der Rinder, zu wiederhohlen lehrte. Vor ihm giengen die Hirten allein, ſchweigend, mistrauiſch gegen einander, hinter ihren Heerden her, und, wenn ſie ſich zuweilen begegneten, ſo betrachteten ſie ſich, und giengen dann wie Menſchen, die einander nichts zu ſagen haben, an einander vorüber. Dafnis war der erſte, der ſie in ſeine geräumige Grotte einlud, wenn die Heerden des Abends eingeſchloſſen waren; und hier theilte er die Früchte mit ihnen, die er ſelbſt geſammelt hatte, und den Honig, den ſeine Bienen erzeugt, und den Wein von den Reben, die Bacchus zu pflanzen gelehrt hatte. In der unerträglichen Mittagshize eines Sommertags bot er zuerſt den Vorübergehenden den Schatten der laubigen Platanen an, die er um ſeine Grotte gepflanzt hatte. Dieſe Geſchenke, ſagte Dafnis, haben uns die Götter gegeben, die die Eltern aller Menſchen ſind, und wollen, daß ihre Geſchenke die Bande der gemeinſchaftlichen Freundſchaft ſeyn ſollen. Dafnis beſang die Götter, beſang den lachenden Frühling und den obſttragenden Herbſt; beſang die Freundſchaft, beſang die Liebe; die andern fiengen an, die Geſänge des Dafnis zu wiederhohlen, und ſeine Tugenden nachzuahmen.“

---

* Plato Minos.

** Plato.

*** Quintilian erzählt, man habe dieſe Mimen noch nach Platos Tode unter ſeinem Kopfkiſſen gefunden: ſie waren nach der Art unſerer ſatyriſchen Reden.

**** Frag. vet. Com. Grec.

„Dafnis erfuhr auch die Launen des allmächtigen Sohnes der Venus, der gerne zwei disharmoniſche Seelen mit grauſamem Spiele vereiniget. Die Nymphen der benachbarten Hügel, bald ſtolz, bald eiferſüchtig, goſſen oft Bitterkeit über ſeine Tage: das Echo wiederhohlte oft den bangen Geſang; aber eben dieſer Geſang, während er in den Herzen der andern Mitleid rege machte, erleichterte er in dem Herzen Dafnis den Schmerz.“

„Die Götter, ... wer vermag alle Wege ihrer Weisheit und Gerechtigkeit zu erkennen?... beraubten Dafnis, der ſelbſt auch der Sohn eines Gottes war, des Augenlichts. Er ſah die ſchöne Roſenfarbe nicht mehr, womit die Morgenröthe das blaue Himmelsgewölbe an klaren Frühlingsmorgen verſchönert; aber er hörte den Geſang der Vögel, und verband den ſeinigen damit, um die Sonne zu preiſen, von der er, wenn er auch ihr Licht nicht ſah, doch die allbelebende, und die ganze Natur durchdringende Wärme fühlte. O! meine Freunde, ſagte er zu den umſtehenden Hirten, die ſeinen traurigen Zuſtand bedauerten: die Wohlthaten der Götter ſind ſo groß, daß, ſo viel ſie uns auch davon nehmen, doch der übrige Theil immer der größere bleibt. So lehrten ſeine Geſänge, nach ſeinen Unglücksfällen, die Menſchen neue Tugenden.

Als der junge Dafnis ſtarb, beweinten ihn alle Hirten: ein langes, verbreitendes Schweigen bedekte alle unſere Hügel: ihre gröſte Zierde war geſtorben.“ [*]

„Und welchen Geiſt mußten Empedocles und Parmenides haben, die zuerſt die Gedichte anwandten, um das Wahre zu beſchreiben, das ſich in der Tieſe ihres Verſtandes, wie das Bild eines leuchtenden Gegenſtandes in dem Grunde eines glatten und getreuen Spiegels mahlte? Ganz Griechenland ſtaunte, als der Rhapſode Cleomenes bei den olympiſchen Spielen die Gedichte des Empedocles [**] verlas; die andern

---

[*] Die Sicilianer waren die erſten, die die Hirtenpoeſie ausbildeten, deren Erſinder Dafnis, der Sohn Mercurs, war. Aelian. V. H. X. 18. — Athenäus nennt ihn Diomos.

[**] Athen. XIV. — Ariſt. bei Diog. Laert. im Empedocles ſagt, Empedocles habe eben ſo gute Verſe als Homer gedichtet. Theophraſt ſagt, Empedocles habe Parmenides nachgeahmt.

Rhapſoden traten von dem Wettſtreite ab, indem ſie an dem Siege verzweifelten, und ſich unter einander fragten: wer iſt denn der Mann, deſſen Geſänge ſich mit dem Univerſum meſſen? Als ſie hörten, eben dieſer Mann habe ſein Vaterland mit der Wiſſenſchaft des Wahren verherrlichet, habe es mit reineren und heiligeren Sitten geziert, habe es durch beſſere Geſeze wieder geordnet*; da ſagten dieſe gedungenen Rhapſoden: aber wie konnte doch ein Mann, der alles dieß verſtand und ausführte, auch dieſe Gedichte ſingen? die wenigen Weiſen aber die zugegen waren, ſagten: hätte er nicht auch andere ſchöne und erhabene Dinge verſtanden und ausgeführt, ſo hätte er auch die ſchönen und erhabenen Gedichte nicht ſingen können?“

„Aber wie viele legen den Worten der Weiſen Glauben bei? Wie viele betreten die Straße wieder, die ſchon Orpheus von Croton gieng, den Piſiſtratus nach Athen rief, um ihn an dem Ruhme Antheil nehmen zu laſſen, der Homer gebührte, die Gemüther der Griechen durch die Beyſpiele ihrer Vorfahren zu edlen Thaten wieder zu erweken? Piſiſtratus ſammelte die Geſänge Homers, und ließ von Orpheus die Züge und den Ruhm der Argonauten beſingen.** Eben dieſen Weg ſchlug auch jener Ibicus von Rhegium ein, deſſen Tod die Götter ſo wunderbar rächten; und Steſichorus, die Ehre Himeras, jener große Kenner und Mahler der Sitten, der die Gewalt Phalaris nicht fürchtete, und ſich erkühnte ihm von Gerechtigkeit und Menſchlichkeit zu ſprechen; und oft ſeinen Zorn mäſſigte und zurükhielt, wie man von dem thraciſchen Orpheus erzählt, er habe mit ſeinen Geſängen die

---

* Diogen.

** Suidas.

Herzen jener Götter der Unterwelt bewegt, von denen man ſagt, daß ſie nie verzeihen können.“ *

„Wie das Waſſer, das in Klarheit, Fülle und ewigem Leben aus einem reichen Bergquell hervorſtrömt, ſind die Geſänge der Dichter, die einen erhabenen Geiſt, und ein an Tugenden reiches Herz haben.“

„Aber betrachte einen Apollodor, der mit mühſeligem Fleiße die Gedanken, Worte, Sylben anderer ſammelt, und ein Gedicht, das er alsdann ſein nennt, daraus zu machen verſucht! Er gleicht dem Manne, der die Tropfen des Thaues, die des Morgens auf den Blättern der Bäume glänzen, in eine Nußſchale ſammelt, und einen Bach daraus zu machen verſucht. Mein Bach, ſagt er, wird ſchöner ſeyn, als die andern, denn das Waſſer, das ich ſammle, iſt das ſchönſte. Du einfältiges Kind! Mit Thautropfen und einer Nußſchale wirſt du nie einen Bach zu Stande bringen.“

„Aleiſtenides ſingt nur um Geld. Der ſchlechteſte Kärner in Syracus gleicht ſeinen Gedichten nach den Helden des Sängers von Thebe. Er lehrt dich nichts Gutes; ſagt dir nichts Schönes, denn er empfindet nichts: ſein Kärner hat bezahlt, und will gelobt ſeyn; was liegt ihm daran, zu wiſſen, ob er der Menſchheit Gutes oder Böſes erwieſen hat? Die Poeſie wird zum conventionellen Gewande, und wer damit bekleidet iſt, von dem kann man ſagen, er iſt *ein Herr*. Oft aber mußt du, nachdem du den Lobgeſang gehört haſt, fragen: *wer iſt der, der gelobt worden iſt?*“

Ein anderer ſammelt die Kleinigkeiten großer Männer, und verkauft und ahmt entweder die *Knaben*-

---

* Dionyſ. v. Halicarnaß. Quintilian X. Epist. pseudo Phalar. Suidas u. ſ. w.

Geſänge des Steſichorus [*] oder die Liebe von Talus und Rhadamantus nach, welche Ibicus [**] in einem jener Augenblike von Schwindel beſang, von denen auch die Seelen der Beſten unter den Sterblichen, wie es ſcheint, nach dem Willen der Götter, damit ſie nicht ſtolz würden, nicht frey ſeyn ſollten. Aber iſt etwa dann der Augenblik, um die Sonne der Bewunderung und Anbetung des menſchlichen Geſchlechtes zu zeigen, wann ſie gerade durch eine augenblikliche Finſterniß oder durch eine vorübergehende Dunkelheit matt ſcheint?

„Die Liebe und die Wolluſt gleichen dem Lichte, das die Natur erwärmt und belebt, wann es vom Himmel kommt; aber wenn es durch die Finſterniß einer ſtürmiſchen Nacht roth-grünlicht dahinfährt, und die Unreinlichkeiten anzieht, die in dem ſumpfigen Waſſer verfaulen, ſo droht es dem erſchrekten Wanderer entweder nahen Sturm, oder die Peſtilenz, die mit ihren breiten Flügeln über der dichten ſchweren Luft, die den Sumpf bedekt, zu ſchweben pflegt, oder die Erſcheinung eines der Schatten, welche die erzürnte Götter den Menſchen als Vorboten des nahen Todes zu ſenden pflegen.“

„Alle niedrige Leidenſchaften, mein Sohn, haben ihren Wohnſiz in dem Erebus, als in ihrem eigenen und natürlichen Aufenthalt. Dort iſt die Schmeicheley, niedrig bei Mächtigen, ungerecht bei Schwachen, eine Verrätherin bei beiden; dort der Geiz, der eine ſo falſche Wage hält, daß du mit einem Grane Goldes, den du in die eine Schale legſt, Freundſchaft, Vaterland, Vergnügen und was du nur immer in die andere legen magſt, aufſchnellſt; dort die eiternde

---

[*] Athen. XIII. 27.

[**] Ebend. — Auch Cicero ſagt, Ibicus habe viele ſchmuzige Gedichte verfertiget.

Wolluſt, die auf die Kunſt ſinnt, durch übermäßigen Mißbrauch kein Vergnügen mehr zu genießen; dort, willſt du mehr? frißt die Galle ſelbſt, die höchſte unter den Leidenſchaften eines Sklaven, die niederſte unter denen eines freien Mannes, die ewige Leber deſſen, der in dem weiten Raume des Tartarus neun Jauchert Landes mit ſeinem häßlichen Körper einnimmt. Und an den Thoren des dunkeln Kerkers ſiegt ihre Königin, die Lüge; die Lüge, ſie, durch die die Menſchen ſich und andere verderben, und durch die ſie, einem falſchen Gute folgend, Verbrechen begeben, und ein falſches Uebel befürchtend, Strafe dafür leiden. Aber die edlen Leidenſchaften, die die Dienerinnen der Vernunft ſind, haben die Wahrheit zu ihrer Führerin; und das Gute zu ihrem Endzwecke: wenn ſie lieben, ſo lieben ſie das Schöne; wenn ſie haſſen, ſo haſſen ſie das Laſter; wenn ſie tadeln, ſo tadeln ſie nur das, was nicht Tugend iſt; wenn ſie loben, ſo loben ſie nur die Götter, und die, welche den Göttern gleichen; wenn ſie zu leben und zu ſterben lehren, ſo lehren ſie es für das Vaterland."

„Was liegt daran, ob der Zorn, oder die Wolluſt, oder der Geiz deine pöbelhafte Muſe ſey? .... Die Seele, von einer dieſer knechtiſchen Leidenſchaften bewegt, gleicht einem Sumpfvogel, der nichts anders, als Binſen, Moraſt und die Inſekten ſeines kleinen Sees erblikt. Nur die edlen Leidenſchaften ſind es, die die Seele, wie einen Adler, zu den der Gottheit nächſt gelegenen Regionen emporheben; alsdann erlangt die Sprache, nicht den Uebermuth eines unbändigen Sklaven, ſondern die Majeſtät eines Herrſchers, und wird unermeßlich, wie der Horizont unter ihren Augen, unendlich, wie die Zahl der Gegenſtände, die der Blik deſſen umfaßt, der von der Spize des Aetna zu gleicher Zeit den waldigen Bergrüken des Sila, die rauchende Spize des Inarimis, die Inſeln, die den Lauf des joniſchen Meeres brechen, und die niedrigen Sandbänke, die ſich zwiſchen dem Meere und den ſteinigten Schultern deß Atlas erſtrecken, ... überſchaut."

XXXI.

Die Ruinen von Sybaris.

Auf unſerer Reiſe von Turium nach Croton, wollten wir die traurigen Reſte jener Stadt ſehen, die einſt die Welt mit dem Ruhme ihrer Macht und Ueppigkeit erfüllt hatte....

Nie ſah ich Plato in ſo tiefe Gedanken verſunken wie hier. Er hielt an dem Fluß Cratis ſtille, der einſt die Mauern der Stadt beſpülte; von der andern Seite waren ſie von dem Sybaris umgeben. Wir ſahen vor unſern Augen die ganze weite Ebene, die ſich zwiſchen dem Bette der beiden Flüſſe ausdehnt, ganz mit Schutt und Trümmern überſäet, zwiſchen denen ſich hier eine noch aufrechtſtehende Säule erhob; dort traf das Auge auf eine Halle, querüber deren Bögen es in der Ferne andere Ruinen erblikte; in einem andern Winkel ſtand noch die Hälfte der Mauer eines alten Gebäudes, die, blos um das ganze Schauſpiel der Ruinen noch trauriger zu machen, ſtehen geblieben zu ſeyn ſchien. Das Auge verfolgte von der einen Seite bis zum Meere, von der andern bis zu den weſtlichen Hügeln die Trümmer der Städte, der Straßen, der Waſſerleitungen, der Canäle, die die Kunſt und der Reichthum der Sybariten errichtet hatte, um auch ſogar den Wein, den ſie in ihren Beſizungen laſen, von dem Lande in die Stadt, und von der Stadt an das Meer zu bringen.[*]

---

[*] Grimaldi Annal. V. 1, 2.

Ganz langſamen Schrittes durchgiengen wir die ganze Ebene, und hielten uns beſonders bei den neuen Gebäuden auf, die die Sybariten wohl dreymal wieder zu bauen verſuchten, um ſich von dem erſten Schlage wieder emporzurichten. Eitle Bemühungen! Die Rache der Götter hatte ihren allgewaltigen Arm über dieſen Winkel der Erde ausgerekt, und häufte hier Ruinen auf Ruinen. Der Fluch, einmal über ſeine Bewohner ausgeſprochen, würkte von Geſchlecht zu Geſchlecht, bis alle in der ganzen Welt zerſtreut, und der Name Sybaris wie Staub verſchwunden war!

Immer noch, ſagte Plato, tragen dieſe Flüſſe ihre Wellen in das Meer, und Sybaris, das ſie beherrſchte, iſt nicht mehr. Welcher Abſtand zwiſchen den Werken der Natur und den Werken des Menſchen! Jene weichen nie von den Geſezen ab, die ihr Weſen, und das Prinzip ihres Lebens ausmachen; dieſe ſcheinen das Leben nur zu gebrauchen, um ſeine Geſeze zu brechen.

Die Sybariten hatten alle ihre Künſte zur Vollkommenheit gebracht. Ein in Sybaris verfertigtes Kleid, das gegenwärtig die Bildſäule der Göttin Juno in Carthago ſchmükt, wurde um hundert und zwanzig Talente gekauft. * Der Luxus aller übrigen Städte bekam ſeine Nahrung und ſeine Geſeze von Sybaris. Von Sybaris erhielten die Schönen weit umher die Mode ihres Haarpuzes, und des Tragens der Schleier; und in keiner Stadt ward ſo viel Mühe auf ſolche Elendigkeiten gewandt, als in Sybaris. Eine ſybaritiſche Dame konnte nur ein Jahr zuvor, zu einem Feſte oder Gaſtmahl eingeladen werden; ſo viel Zeit ward erfordert, mit erborgtem Schimmer unter andern Damen einen einzigen Tag! glänzen zu können. Gegen weiſe

---

* Athenäus XII. Der Künſtler war ein gewiſſer Kleiſthenes.

obrigkeitliche Perſonen, die die öffentlichen Sitten bewahrt hatten, waren die Geſeze oft ungerecht; tapfere Anführer, die das Vaterland vertheidiget und erweitert hatten, wurden von ihren Mitbürgern vergeſſen; Köche waren dagegen weder vergeſſen noch verſäumt; und wenn einer eine neue Art von Leckerey erfunden hatte, der konnte einer Belohnung und Auszeichnung gewiß ſeyn. [*] Während aber die Sybariten alle Künſte zur Verſchönerung ihrer Stadt ſo eifrig betrieben, vergaſſen ſie die vornehmſte, nehmlich die, ſie zu erhalten; und alle andere verſchwanden.

Sie hatten alle die Künſtler aus der Stadt vertrieben, deren Handwerk den Schlaf der Bürger durch Geräuſch ſtören konnte. [**] Selbſt die Hähne wurden, als läſtige Ruheſtörer, mit den Schmieden, weit weg auf das Land verwieſen. Glaubt ihr nun, ſolche Menſchen hätten die Wahrheit hören können, deren Stimme in öffentlichen Verſammlungen niedrige Seelen mehr ſtört, als das Hahnengeſchrey die Faulenzer in ihrem Bette?

Ein gewiſſer Smirindis konnte eine ganze Nacht kein Auge ſchlieſſen, weil ſich ein Roſenblatt unter ihm zuſammengefaltet hatte. Ein anderer ſank beim bloßen Anblik der Bearbeitung ſeiner Felder durch andere in Ohnmacht. Selten war in Sybaris einer, der die Sonne hätte aufgehen ſehen; und wie die Verderbniß der Sitten alle, auch die heiligſten Künſte verderbt, ſo hatten die Aerzte gleichſam durch ihren Ausſpruch die Faulheit geheiliget, indem ſie behaupteten, daß die feuchte und ſchwere Luft des Thales, in dem die Stadt ſtünde, in den erſten Morgenſtunden, der Geſundheit ſchädlich ſey.[*] Kannten alſo die Sybariten keine größeren Uebel, als die, die der Menſch, wenn er nur will, durch Gewohnheit beſiegen kann?

---

[*] Athen. XII. Die Sybariten ſind auch die Erfinder der Badſtuben, und, man ſagt, auch der Nachttöpfe.

[**] Ebend. a. a. O.

Ein Sybarite kam nach Sparta, und als er hier die harte Lebensart der Spartaner ſah, ſagte er: Nun wundere ich mich nicht mehr, daß die Spartaner den Tod ſo ſehr verachten; ſie können ihr Leben nicht ſehr lieben.[**] Aber Sparta lebt noch; Sybaris iſt nicht mehr.

Die Götter, ſagten die Sybariten, haben uns das Verſprechen gethan, unſer Glük ſoll ſo lange dauern, als kein Menſch unter uns einem Gotte vorgezogen werde: dieß wird nie geſchehen, folglich wird unſer Glük ewig dauren.

So ſpricht der Thor immer, der, indem er voll Mängel iſt, den Wahn nährt, er könne ſich immer von den Verbrechen ferne halten, denen allein die Strafe angedroht zu ſeyn ſcheint. Aber die ausſchweifende Liebe zur Wolluſt erfüllte Sybaris mit unordentlichen Begierden, und dieſe erregten zuerſt Aufruhr, weil jeder ſich über den andern erheben wollte; nachher fiengen ſie an, ſich mit den Göttern zu meſſen, ja ſelbſt ſich über dieſe zu erheben, und es entſtand — Tyrannei. Ein Sybarite wollte einen ſeiner Sklaven, der ſich eines ſehr unbedeutenden Vergehens ſchuldig gemacht hatte, ſehr hart beſtrafen. Der Sklave floh in den Tempel der Juno; er aber befahl, man ſollte die Strafe vor dem Altare der Göttin ſelbſt an ihm vollziehen; der Sklave floh hierauf zu dem Grabe ſeines Vaters, und hier wurde er freigeſprochen.[***] Ein Vater liegt dem unnennbaren Innern, das den lezten Punkt in der Reihe der Gedanken und Neigungen eines verdorbenen Menſchen macht, näher als eine Göttin. Die Zeit des Orakels nahet ſich, ſagte ein Weiſer, und verließ Sybaris. Bald darauf riß Telis tyranniſch die Oberherrſchaft an ſich. Er wurde ermordet; die Sybariten aber waren ebenſo grauſam und ungerecht, indem ſie die Freyheit rächten, als Telis es geweſen war, indem er ſie unterdrükte. Dort ſind die Reſte des Tempels der Juno, in deſſen Bezirk die Sybariten viele tauſend Bürger ſchlachteten, die kein Vergehen begangen hatten, als das, daß ſie Telis geduldet hatten, wie man alles unvermeidliche Unglük duldet. Man erzählt, die Bildſäule der Göttin habe vor Entſezen die Augen verdreht. Dieſe ausgelaſſene Wildheit war ein Beweis, daß die Sybariten ihre Ketten zerriſſen, aber daß ſie ihre Tugend nicht wieder erlangt hatten. Und bald darauf ward die Stadt zerſtört.

---

[*] Ebend. a. a. O.

[**] Ebenderſ. a. a. O.

[***] Athen. XII. 6.

XXXII.

Von Cleobul.

Fortſezung der Reiſe. Weg von Sybaris nach Croton.

Wenn man von Sybaris nach Croton geht, ſo ſieht man, ehe man das Thor dieſer Stadt betritt, ſich das Meer etwas landeinwärts beugen, und auf dem Ufer des kleinen Buſens, das er bildet, einen Altar errichtet. Welcher Gottheit mag wohl dieſer Altar geheiliget ſeyn? fragte ich meinen Reiſegefährten. — Von unſern Voreltern war er dem Apollo zum Andenken des Wunders errichtet, das Pythagoras hier that; indem er errieth, wie viele Fiſche in einem Neze waren, das gerade einige Fiſcher aus dem Meere zogen. Pythagoras hatte es verſprochen, und die Fiſcher hatten gewettet: er erfüllte ſein Verſprechen, und ſchlug den

Gewinn der Wette aus; und begehrte blos zur Belohnung, man ſollte allen gefangenen Fiſchen die Freiheit wieder geben, und ſie in ihr Element und Leben zurük verſezen. Erſtaunt über ſolche Handlung, eilten die Fiſcher ihm zuvor in die Stadt, und kündigten ihn als einen göttlichen Mann an. Pythagoras hatte ein hold ehrwürdiges Anſehen. Die Crotoniaten waren wegen einer ſchreklichen Niederlage, die ſie wenige Tage zuvor von den Locriern erlitten hatten, tief gebeugt und niedergeſchlagen; und da es von Natur in der menſchlichen Seele liegt, ſich im Unglük an die Götter zu wenden, ſo ſcheint es, als hätten die Götter ſelbſt durch Furcht der Ausführung der erhabenen Plane den Weg bahnen wollen, wegen deren ſie dieſen Mann unter uns geſandt haben, der unſern Staat wieder herſtellen ſollte. *

Aber was iſt denn die Urſache des Krieges unter den werdenden, benachbarten Völkern geweſen, die demſelbigen Urſprunge entſtammend, doch das gemeinſchaftliche Intereſſe hätten haben ſollen, ſich gegenſeitig gegen fremde Gewalt zu ſchüzen? Die Nachbarſchaft ſollte die Staaten befreunden, aber ſie erwekt Eiferſucht: wenn Brüder nicht weiſe ſind, ſo hat der gemeinſchaftliche Urſprung die Folge, daß ſie lieber von Fremden beherrſcht, als von Einem aus ihrer Mitte geleitet ſeyn wollen. Damit beginnt man, daß man ſich unter ſeinen Brüdern die Oberhand anmaaßen will; denn die Familie iſt der erſte Schauplaz unſerer Leidenſchaften; und damit endet man, daß man der Sklave eines Fremden wird, der alle beherrſcht, denn gemeinſchaftlich dulden iſt das lezte Heil und der einzige Troſt des Thoren. Die Metapontiner, Sybariten und Crotoniaten, als die Mächtigſten unter allen, wälzten ſchon

---

* Man ſehe die Erzählung des Wunders und deſſen, was in dem § folgt bei Jamblich. Stanley u. ſ. w.

den Plan der Univerſalherrſchaft über dieſen Theil Italiens, den ſie bewohnten. Nach einer langen Belagerung hatten die Crotoniaten endlich Siris erobert: dieſe Stadt war von den Locriern vertheidiget worden, und dieß gab Anlaß zu dem Kriege zwiſchen Croton und Locris. Die Stärke beider Staaten war ſehr ungleich; Locris aber hatte eine gerechte Sache. Die Locrier nahmen ihre Zuflucht zu den Spartanern; die aber, entweder weil ſie an dem Kriege nicht Antheil nehmen wollten, oder, weil ſie nicht konnten, ſtatt Hülfe ihnen durch ihre Deputirten den Rath gaben, ſie ſollten ſich dem Caſtor und Pollux empfehlen. Sie opferten den beiden Göttern, und erhielten günſtige Vorbedeutungen. Die Crotoniaten befragten von ihrer Seite das Orakel zu Delphi um Rath: die Antwort war, zuvor müſſe man die Feinde durch Gelübde, und dann erſt mit den Waffen beſiegen. Hierauf gelobten ſie den zehnten Theil der Beute, die ſie dem Feinde abnehmen würden. Die Prieſter aber eröffneten im Namen ihres Gottes eine Mitbewerbung. Die Locrier boten den neunten Theil an. Die Schlacht wird geliefert. Man erzählt eine Menge an dieſem Tage geſchehener Wunderzeichen: man habe die ganze Schlacht hindurch einen Adler über dem Heere der Locrier ſchweben ſehen; zween Reiter von rieſenmäßiger Leibesgeſtalt haben für ſie gekämpft; die Siegs-Nachricht ſeye an demſelbigen Tage nach Corinth, Sparta und Athen gekommen. Wer könnte alles wiederhohlen, was man damals erzählte? Was aber würklich geſchah, war dieß: daß fünfzehen tauſend Locrier, entſchloſſen zu ſiegen oder zu ſterben, hundert tauſend, von Reichthum erſchlaffte, wegen des vergangenen Glüks übermüthige, und aus Uebermuth gegen alle Diſciplin gleichgültige, Crotoniaten beſiegten. Dieß waren die Orakel, dieß die wahren Wunderzeichen!

Und was that Pythagoras nach ſeiner Ankunft in Croton? — Einige Tage gieng das Gerücht von ihm von Mund zu Mund, einige wollten ihn ſehen, und ſeine Gegenwart und Geſpräche vermehrten die Ehrfurcht, die man ſchon für ſeinen Namen gefaßt hatte. Endlich an einem Tage erſchien das ganze Volk; Männer, Weiber, Kinder, Jünglinge, Greiſe, alle verſammelten ſich zumal in dem Gymnaſium. Pythagoras erſcheint; eine Stimme erhebt ſich, und ſpricht: Gewiß, göttlicher Mann! biſt du nicht ohne die Eingebung eines unſerer Stadt gnädigen Gottes zu uns gekommen. Du ſiehſt, in welcher Lage wir ſind: unſer ganzes Heer zernichtet; unſere beſte junge Mannſchaft vertilgt, die Feinde vor den Thoren, keine Rettung auſſer der Tod; keine Geſeze, keine Ordnung, kein Vorrath mehr: wenn du nicht unſere Rettung bewürkſt, ſo ſind wir verloren. Und alle wiederhohlten: wir ſind verloren: rette uns, rette uns: wir ſind verloren!

Pythagoras gab ein Zeichen des Stillſchweigens, beſtieg eine Tribune, und nachdem er die ganze Menge überſchaut hatte, die ihn umgab, und die in einem Augenblik ruhig war, wie die Wogen des joniſchen Meeres beim erſten heiteren Strahle, der die Spizen des laciniſchen Gebirges vergoldet, ſich legen; ſo begann er auf folgende Weiſe — „Das Unglük kommt von den Göttern, die bisweilen Menſchen und Städte damit prüfen wollen; die Verzweiflung aber kommt immer aus unſern eigenen böſen Planen. Ihr ſeyd heute in Verzweiflung, weil ihr eine Schlacht verloren habt; und es ſind noch nicht zehn Tage, als ihr noch ſtolz auf die von euch einſt gewonnene waret. Aber wäret ihr weiſe, ſo würdet ihr einſehen, daß ihr weder izt Urſache zur Verzweiflung, noch damals Urſache zum Uebermuth hattet; denn eure damalige Lage war gewiß nicht viel beſſer, als eure gegenwärtige iſt. Kam es euch denn nie, ſo lange ihr Sieger waret, in den Sinn, daß das ſtets veränderliche Glük ſich einſt verändern werde? Und war denn keiner unter euch, der euch gelehrt hätte, die Schläge, die ihr einſt von dem Schikſal zu erwarten hattet, entweder abzuwenden, oder wieder gut zu machen? Welche Dankbarkeit müßtet ihr nicht für einen Mann fühlen, der euch ein Mittel gegen das Unglük, das euch izt niederdrükt, der euch die Kunſt und Weiſe gezeigt hätte, eure Güter zu erhalten, ohne welches doch alles Erwerben eitel iſt? Wohlan, Crotoniaten, was euch bis izt keiner geſagt hat, was ihr auch vielleicht in glüklichen Zeiten nie angehört hättet, das will ich euch heute ſagen."

„All' euer Unglük liegt in euch ſelbſt. Ihr habt geſiegt, aber ihr habt aus Glük geſiegt; ihr ſeyd geſchlagen worden, aber ihr ſeyd es aus Nothwendigkeit geworden. Wo herrſcht unter euch Kriegszucht und Ordnung, wo die Erduldung von Strapazen, wo der Muth, wo die Vaterlandsliebe, die uns allein Verachtung gegen den Tod einflößen kann? Wo die Mäßigung in öffentlichen Verhandlungen, die uns den Uebermuth im Glük verbietet, und uns eben dadurch von den Gefahren des Unglüks befreyt? Sehet, das ſind die Güter, die ihr euch erwerben müſſet; dann werdet ihr ſtets Sieger ſeyn."

„Ich ſehe hier unter euch viele Jünglinge. Ihr ſeyd die Hoffnung des Vaterlandes: bei eurer Geburt habt ihr den Vertrag mit ihm geſchloſſen, ihm alles zu leiſten, was es von euch fordern würde. Wiſſet ihr nun, was das Vaterland von eurem Alter fordert? Ehrfurcht gegen das Alter, und beſonders gegen eure Eltern. Die Tugend des Menſchen beſteht darin, daß er zu befehlen verſteht, die Tugend des Bürgers darin, daß er zu befehlen und zu gehorchen weiß; wem aber werdet ihr zu gehorchen wiſſen, wenn ihr nicht zuerſt denen gehorchen lernt, welchen die Natur die erſte Herrſchaft über uns aufgetragen hat, gleichſam um uns durch die ſüſſeſte aller Oberherrſchaften an die nothwendigſte und ſchwürigſte Tugend zu gewöhnen? Seyd mäßig, ſo werdet ihr gerecht ſeyn; mäßig in euren Vergnügungen, ſo werdet ihr keine Anreizung haben, andere zu berauben; mäßig im Zorn, ſo werden eure Feinde eure Freunde werden. Die Mäßigkeit iſt die Quelle aller Tugenden; ſie iſt die Tugend jedes Alters: ſie flößt Liebe zur Arbeit ein; die Liebe zur Arbeit aber wird euch mit dem nöthigen Muth ausrüſten, um alle Gefahren zu verachten; denn wir haſſen an ihnen nur die Anſtrengung, welche erfordert wird, ſie zu überwinden.

Die zarte Jugend iſt den Göttern theuer. Apollo und Cupido, die gütigſten unter den Göttern, ſind auch zarte Jünglinge: alle heiligen Spiele, die Pithiſchen und Iſthmiſchen alle wurden zur Ehre der zarten Jünglinge angeordnet: Apollo verſprach dem Gründer dieſer Stadt eine zahlreiche und glückliche Jugend. Erkennet die ganze Erhabenheit eurer Beſtimmung, und machet euch derſelbigen durch eine gute Benuzung eurer Erziehung würdig.

„Ihr aber (indem er ſich an die tauſend Senatoren wandte) ihr ſeyd Männer, und zugleich obrigkeitliche Perſonen. Als Obrigkeiten erinnert euch, daß das Vaterland ein euch anvertrautes Gut ſey: als Verwalter, betraget euch, wie ihr euch in eurer eigenen Familie betragen würdet; als Richter auf eine Art, daß ihr nicht nöthig habt zu ſchwören, um Glauben zu erhalten. Aber ihr ſeyd noch mehr als Verwalter, als Richter; denn ihr ſeyd Väter: euch iſt die öffentliche Erziehung anvertraut." Beſchüzet die Wiſſenſchaften, und die Liebe zur Weisheit in euren Staaten. Errichtet den Muſen einen Tempel: ſie ſind wohlthätige Göttinnen; ſie athmen uns ſtarke und reif gedachte Entſchlüſſe ein. Vor allem aber gebet ſelbſt in euren Handlungen das Beyſpiel der Tugenden, die ihr mit euren Geſezen befehlet. Seyd gute Bürger, und zerreiſſet das Vaterland nicht durch euren thörichten Ehrgeiz. Denn, wenn ihr das Vaterland zerſtört haben werdet, habt ihr nicht damit alle Früchte eures Streites verloren?

Seyd gute Ehegatten, ſo werdet ihr auch gute Väter ſeyn. Liebet eure Weiber: habt ihr ſie nicht in Gegenwart der Götter in eure Häuſer eingeführt? Liebet ſie; denn ſie ſind die Mütter eurer Kinder; und recht behandelt, nicht wie Sklavinnen, ſondern wie Freundinnen gehalten, können ſie euch, durch ihre Beſchäftigung mit häuslichen Angelegenheiten die nöthige Zeit verſchaffen, euch den öffentlichen zu widmen.“

Hierauf wandte er ſich an die Frauen: „Ihr, ſagte er, wohnet der Inſel Ithaca gerade gegenüber: ich habe eure Männer an die Pflichten des Ulyßes erinnert; nun will ich euch an die der Penelope erinnern. Liebet ſie auf gleiche Weiſe: dieß iſt die einzige Liebe, in der das Uebermaaß nie zum Fehler ausarten kann. Ihr ſeyd in jedem Staate die vornehmſten Dienerinnen der Religion; ja die Gottheiten laſſen ſich ſelbſt herab eure Namen anzunehmen, und ſich gleichſam damit zu ſchmücken. — eine Ehre, die ſie den Menſchen ſonſt nie zutheilen; eure Pflichten als Mutter und Amme geben ſie nicht der Ceres, und der Mutter des Mercurs die Namen? Sehet hieran, wie erhaben dieſe eure Pflichten ſind, und ſcheuet euch, ſie durch eure Aufführung zu entehren. Das Vaterland iſt in Trauer, und ich ſehe euch hier mit Gold und Edelgeſteinen geſchmükt, wie wenn das Elend und die Noth des Vaterlands nicht euer Elend und eure Noth wäre. Aber ſaget mir: wenn die Feinde kommen und eure Söhne tödten, und eure Söhne und eure Männer gefangen hinwegführen, ſo wird all' euer Reichthum weder dieſen die Freyheit, noch jenen das Leben wieder zu geben vermögen; denn ſiegend wird der Feind die Thore eurer Stadt durchbrechen, wird eindringen, wird euch ſelbſt berauben, und all' euer Reichthum wird nur dazu dienen, die Weiber eurer Feinde, deren Sklavinnen ihr ſeyn werdet, zu ſchmücken. Iſt es nicht beſſer izt den Göttern und eurem Vaterlande euren überflüſſigen Reichthum darzubringen; ihn euren Männern, euren Kindern, euch ſelbſt darzubringen? Ich weiß es: bisher waret ihr von euren Männern wie Sklavinnen behandelt, die euch täglich mit ihrer Ausſchweifung eine neue Nebenbuhlerin aufluden; ihr waret von euren durch das väterliche Beyſpiel verderbten Kindern verachtet; und eure einzige Sorge gieng deswegen dahin, euch Schäze zu ſammeln: dieß iſt eine Sorge für H.... und Sklaven. Aber ich habe nun euren Männern befohlen, euch zu lieben, euren Söhnen euch zu ehren; wollt ihr euch nun nicht ihrer Liebe und Hochachtung würdig machen? Wollt ihr nicht ein Opfer für das Vaterland darbringen?.... Ich wende mich an euch, denn ich halte..."

Es war nur Eine Stimme. Ein Ausruf unter den Frauen: wie trefflich ſpricht dieſer Mann! Alle zerfloſſen in Thränen, giengen zum Tempel der Juno und legten hier als eine Gabe für die Götter und das Vaterland ihren Schmuk nieder; die Männer gleichſam beſchämt, daß ſie von den ſchwachen und eigenſinnigen Frauen in der Liebe zur Tugend übertroffen werden ſollten, ſchwuren ihr Leben zu ändern; und ſo wurde die ganze Stadt, die zuvor durch Ausſchweifungen verderbt war, beſſer und den Göttern theurer.

Nachdem Pythagoras die Sitten verbeſſert hatte, ſo ordnete er die bürgerliche und kriegeriſche Verfaſſung.

Er hatte das Anſehen eines Gottes, denn ſeine Gewalt war die der Tugend. Das Beyſpiel von Croton wirkte auf die andern Städte, und zu dieſen ſandte er ſeine Schüler, welche die Religion reinigten, die Sitten verbeſſerten, die Geſeze wieder ordneten. Er hatte keinen beſtimmten Aufenthalt in Croton, aber alle Städte waren ihm gleich theuer: jeder befahl er Gerechtigkeit, allen rieth er den Frieden.

Aber alles erzeugt nicht die Verderbniß der Menſchen? Unſchuldiger Weiſe war Pythagoras Urſache des Krieges, der Sybaris zerſtörte. Telis hatte die Oberherrſchaft darüber an ſich geriſſen, und beherrſchte es als Uſurpator, das heißt mit ſtetem Argwohn und Grauſamkeit. Unzählig viele kamen durch Gift, oder den Dolch ſeiner Meuchelmörder, oder durch ſeine Urtheile um, die er Urtheile der Gerechtigkeit nannte, die aber Sprüche der höchſten Beeinträchtigung waren. Fünfhundert der tugendhafteſten und freiſten Bürger von Sybaris entflohen, und begaben ſich nach Croton, deſſen Bewohner ihnen eine Zufluchtsſtätte gewährten; und indeſſen ſandten ſie dreyßig der edelſten Crotoniaten nach Sybaris, um über die Bedingungen der Rückkehr dieſer Unglüklichen zu unterhandeln. Dieſe dreyßig wurden in einem Volksauflaufe, der von den Anhängern des Telis angeſtiftet war, ermordet; denn ſie fürchteten, das Volk von Sybaris möchte, gerührt von den Reden der Geſandten, die Flüchtlinge, deren Rükkehr für ſie gefährlich war, wieder in die Mauren der Stadt aufnehmen. Croton wird ewig den Verluſt jener tugendhaften Bürger, die zur Schande alles Völkerrechts von der Treuloſigkeit geopfert wurden, beweinen. Telis ſchikte hierauf, gleich als ſollte das Verbrechen, das doch Gewiſſensbiſſe erregt, in den Tyrannen kein Gefühl der Scham erregen, ſelbſt dreyßig Redner nach Croton, um die Flüchtlinge herauszufordern, und ſich über die Crotoniaten für das ihnen gewährte Aſyl zu beklagen. Wollte er vielleicht dadurch, daß er ſich zuerſt als den beleidigten Theil erklärte, die Verrätherey, die er an unſeren Geſandten begangen hatte, rechtfertigen? Seine Redner waren die ſchlechteſten Menſchen aus Sybaris; Menſchen, wie ſie ſich in allen Städten finden, ohne Güter, ohne Tugend; ohne Intereſſe für das Gute, ohne Scham über das Böſe, jedem feil der ſie zu einem Verbrechen erkaufen will: ihre Hände waren noch von dem Blut der Crotoniaten beſudelt.

Sie hatten die Unverſchämtheit, vor Pythagoras zu erſcheinen, der ſie mit jenem kalten Stillſchweigen empfieng, mit dem die Tugend das freche Laſter beſchämt. Die übermüthigen Sybariten fiengen an, ihn mit niedrigen höhniſchen Reden zu beſchimpfen. Wir ſind blos in der Abſicht hieher gekommen, ſagte einer zu ihm, um dich um Rath zu fragen. Es gibt keine Orakel für Mörder: verſezte Pythagoras. — O! göttlicher Mann, der du die Sprache des Apollo führſt! verſezte ein anderer. Ich bitte dich: möchteſt du, der du gewiß wieder geboren wirſt, mir nicht eine Gefälligkeit erweiſen? Ich will dir einen Brief an meinen verſtorbenen Vater mitgeben; überbringe ihn ihm; und wenn du wieder auf die Welt kommſt, bringe mir die Antwort zurük. — Ich kann nicht, verſezte der Weiſe, denn nach dem Tode werde ich nicht in die Wohnungen der Gottloſen kommen.

Wie widerſinnig handelt doch immer das Laſter! Dieſe Menſchen wollten von den Crotoniaten eine Gunſt erhalten, und indeſſen beleidigen ſie dieſe, indem ſie den Mann beſchimpfen, der nächſt den Göttern von ihnen über alles andere hochgeſchäzt iſt. Der Tag der öffentlichen Verſammlung kommt. Die Sybariten legten den Gegenſtand ihrer Sendung vor. Einige waren in ihren Gedanken unſchlüßig, indem ſie die Heeresmacht der Sybariten berechneten: und zeigten, es wäre doch nicht klug, einen Staat der kaum 100 tauſend Bewaffnete hätte, einem Kriege mit einem andern auszuſezen, der 300 tauſend in das Feld ſtellen könnte. Die armen Flüchtlinge, ungewiß über ihr Schikſahl, ſtürzten mit Thränen in die Verſammlung, und empfahlen ſich insgeſammt allen Bürgern; küßten ihnen die Hände, umfaßten ihre Kniee; zeigten ihre kleine Kinder und liebe Gattinnen, und baten ſie, ſie möchten ſie doch nicht in einen gewiſſen, grauſam harten Tod ſenden. Hierauf beſtieg Pythagoras die Tribune und ſprach: „Ich höre 100 tauſend und 300 Mann rechnen. Und die Götter — rechnet ihr denn dieſe für nichts? Als es ihnen gefiel, durch meine Bemühung die durch die Locrier beinahe verlorne Stadt wieder aufzurichten, ſagten ſie nicht zu mir: Pythagoras gehe mit einem Heere nach Croton, ſondern: gehe nach Croton, um die Tugend daſelbſt wieder herzuſtellen. Ihr ſeyd nun tugendhaft geworden, und nun ſeyd ihr mächtig. Die erſte aller Tugenden aber iſt die Treue: ihr habt ſie gegeben, und habt Wohlthaten erwieſen: ihr habt das gethan, was die Götter ſelbſt thun würden, wenn ſie eine von Händen erbaute Stadt bewohnten; ſie, die nur Meuchelmörder, Vatermörder und Verräther aus ihrem Angeſicht hinwegjagen; ihr habt das gethan, deſſen ihr einſt ſelbſt bedürfen könntet, und das ihr alsdann gewiß auch von andern erwieſen wünſchet; endlich — was den Ruhm und die Macht eures Vaterlandes vermehren kann, indem es euch fünfhundert rechtſchaffene und fleißige Bürger verſchaffte. Wehe dem Staate, der den Frieden um den Preis ſeiner Tugend und ſeiner Ehre kauft! Was würdet ihr den Sybariten antworten, wenn ihre Geſandte euch den Vorſchlag machten, den Frieden um Gold zu kauſen? Wohlan, das, was ſie heute von euch fordern, iſt eure Ehre, eure Tugend, ja euer Leben ſelbſt, und ſie bedrohen euch mit Krieg, wenn ihr nicht ihre Sklaven werdet.... ja ihre Sklaven, denn Sklaven ſind alle die, die keine Tugend mehr beſitzen. Den Tugendhaften aber verſprechen die Götter gewiſſen Sieg. Denn ſie laſſen keinen ungeſtraft ſich den Laſtern ergeben; und die Sybariten, die die Grauſamkeit begangen haben, ſo viele ihrer Mitbrüder des Lebens und Vaterlandes zu berauben; die der Niederträchtigkeit ſich ſchuldig gemacht, ſich mit dem Blute der Geſandten zu beſudeln, können unmöglich dieſe Laſter allein haben: denn wie die Tugend ſo iſt auch das Laſter nie alleine; ſondern ſie müſſen zugleich feil und weichlich und undiſciplinirt ſeyn; ſie werden gewiß ein Laſter haben, das ihr Verderben, und die Strafe für die andern nach ſich zieht.... Und nun kehret, ich weiß nicht, ſoll ich euch Geſandte oder Banditen nennen, kehret zu eurem Telis zurük, und erzählet ihm, was ihr gehört habt.“

Hierauf alſo und dieſes Grundes wegen entſtand der Krieg, der Sybaris zerſtörte? Allerdings. Das Orakel des Pythagoras beſtätigte ſich, und ſelbſt die Pferde zeigten ſich im Kriege auf den Grad an Weichlichkeit gewöhnt, daß ſie auf das Getöne der Flöte in Unordnung geriethen.

XXXIII.

Von Cleobul.

Beſchreibung von Croton.

Croton war einſt bevölkerter, als Tarent. Seine Mauren haben zwölf tauſend Schuhe im Umfang. *

---

* Livius 24. Laertius. Polyb. 10. Herodot 4. Diodor 12 u. ſ. w. Leſenswerth über das alte Croton iſt das

Eſaro, ein Fluß von klarem Waſſer und einem ſteinigten Grunde, theilt die Stadt in zwo Hälften. Ein ſtarkes feſtes Schloß, auf einem Felſen gelegen, der von der einen Seite vom Meer umgeben, von der andern ganz jähe abhängig iſt, ſchüzt die Stadt, und ihren weiten, bequemen Hafen. Doch wußte Dionys in den lezten Jahren einen Weg zu finden, es zu überfallen; ſo gewiß iſt es, daß die wahre Stärke einer Stadt nicht in ihren Mauren, ſondern in der Bruſt ihrer Bürger beruht.

Nach der Belagerung und Plünderung des Dionys blieb Croton entvölkert, öde, gleich einem Menſchen, der ſeine durch eine lange und traurige Krankheit verlornen Kräfte ganz langſam wieder erhält. Selbſt die Gemüther der Bewohner ſanken in jene traurige Niedergeſchlagenheit, in der die Furcht des Uebels die Hoffnung der Mittel beſiegt, und man lieber ſeine Mängel und Schwächen als ſeine Vorzüge bemerkt.

Noch werden wir unter allen Völkern Italiens als die glüklichſten geprieſen, ſagte mir ein alter Bürger, den ich auf dem Forum traf. Einſt waren wir es. * Siehſt du hier unſere Stadt? Die Götter haben ihr mit freigebiger Hand alles verliehen, was ſie glüklich machen konnte. Man erzählt, die Enotrier haben ſie in den älteſten Zeiten erbaut. Miscellus, ein Sohn Alcmons, ein Argiver brachte eine neue Colonie hieher. Er war ein Freund und Gefährte von Hercules. Zu gleicher Zeit, wie die Sage geht, wollte auch Archias von Corinth eine andere Colonie hier gründen. Beide befragten das delphiſche Orakel: Der Gott legte ihnen die Frage vor, was ſie lieber wünſchten, Geſundheit oder Reichthum. Archias begehrte das zweite, und

---

Werk von Nolamoliſi, Chronik der Stadt Croton.

* Cic. de Divin.

das Orakel legte ihm auf, Syracus zu gründen. Miscellus das erſte, und ihm ward befohlen, ſich in Croton niederzulaſſen. * Wir erhielten die Geſundheit. Du wirſt auch in Athen als Sprüchwort gehört haben: es iſt nirgends ſo geſund, wie zu Croton: und: der ſchwächſte Crotoniate iſt immer noch der ſtärkſte bei andern Griechen. **

Der Ruhm unſerer Kämpfer iſt bekannt. Ich will nicht von Milo ſprechen. Aber man erzählt auch von Eſon, der jenem doch an Ruhme nicht gleich kömmt, er habe an einem Tage achtzig Brode gegeſſen, habe auf unſern Gebürgen einen Stier gefangen, ihn an den Beinen feſtgehalten, und ihn ſo Amarillis, ſeiner Schönen, zum Geſchenke dargereicht. *** Arignotus, Aſton, Clancias ſind ebenſo berühmt. Betrachte die Geſtalten unſerer Männer und Weiber! Bei all' jener Größe wirſt du einen gewiſſen Reiz und Schönheit finden, die der Geſundheit entſtammt. ****

Auch haben uns die Götter nicht blos geſunde Luft verliehen. Unſer Land kennt weder Peſt, noch Erdbeben; obſchon dieß zweite Uebel alle angränzenden Länder ſchon oft verheerte. † Das Land, das wir bewohnen, iſt fruchtbar und angenehm: es gibt hier keine wilde Felſen, keine ſtehenden Sümpfe; überall fette, lachende Gefilde, untermiſcht, und gewäſſert von kleinen, ſtets fließenden Bächen. Die Kette der höchſten uns umgebenden Gebürge ſchützt unſere Saaten, unſere Weinſtöcke, unſere zahlreiche Heerden vor dem peſtverbreitenden Hauche der Südwinde, und vor den kalten Stürmen des Südwinds.* Einſt beherrſchten wir das ganze Gebiete zwiſchen dem Sacras und Cratis.

---

* Ovid. Metam. XV. Strabo 6.

** Strabo 6.

*** Theocrit Eclog. IV.

**** Cicer. de Inventione. 2.

† Plinius (2.69.) iſt es, der behauptet, ſowohl Locris als Croton habe weder die eine noch die andere Plage je erlitten. In dem ganzen übrigen Calabrien ſind Erdbeben ſehr häufig. Man kann rechnen, daß beinahe alle 27 Jahre ſolche vorfielen. S. die anthropologiſchen Verſuche über das Erdbeben im J. 1783; ein Werk des Bürg. Salfi.

Der Name Croton, ſagte man, bezeichne Stadt,** und beim Zevs! einſt war es eine Stadt. Gegenwärtig iſt ſie es nicht mehr. Haſt du die prächtigen Gebäude, die unſere Bürger ehemals errichteten, geſehen? Die Tempel des Herculus, der Ceres, Apollo's, des Mars, haſt du ſie geſehen? O! heutzutage werden keine ähnlichen mehr errichtet. Biſt du in dem Tempel der Sieges-Göttin, der außerhalb des Thores, das nach Turium führt, erbaut iſt, geweſen? Er ward zum Andenken der Niederlage der Sybariten errichtet. Heutzutage wiſſen unſere Bürger nicht mehr zu ſiegen: ſolche ſtreitbare Männer, wie einſt Milo, Ariſtofillides, Leonimus, Seletus waren, werden nicht mehr geboren. Möge Jupiter, den wir mit dem Namen „Jupiter von Croton den Donnerer"*** anrufen, geben, daß nicht auch die Denkmahle ſelbſt, die das Andenken ihrer Thaten erhalten, durch die Schlaffheit ihrer Nachkommen zu Grunde gehen! Möge er es geben, denn menſchliche Kraft allein, glaube ich, vermag es nicht zu hindern.

Sage mir, Jüngling! biſt du auch ſchon in dem Tempel der Muſen geweſen? — Ich habe ſchon vor meiner Ankunſt in Croton vieles davon reden hören.

---

* Barrius, Calabrien.

** Mazzochi ad T. H.

*** S. das encyclopädiſche Journal von Neapel. Februar 1785. Siehe Giuſtiniani geographiſches Wörterbuch.

Meinſt du nicht den, welchen Pythagoras gründen ließ? — Du willſt ſagen, der hyperboreiſche Apollo. Wiſſe, daß ich ein ächter Crotoniate bin, und mich rühme, den Glauben meiner Vorfahren zu haben. Das wollte mir nie in den Sinn, was einige der jungen Leute da ſagen, nehmlich daß Pythagoras ein bloßer Menſch geweſen ſey. Er war ein Gott, mein Sohn, ein Gott in ſterblicher Hülle; eben der Gott, den wir unter dem Namen des hyperboreiſchen Apollo verehren. *

Eine dritte Meinung über dieſen berühmten Mann, dachte ich bei mir ſelbſt, indem ich mich an Platos Geſpräch erinnerte; einige machen ihn zum Menſchen, dieſer zum Gott, viele halten ihn weder für Gott, noch für einen Menſchen. Es iſt doch ein angenehmes Geſchäft, die verſchiedenen Meinungen der Menſchen zu vergleichen!.... Und was iſt am Ende das Reſultat von ſo vielen Vergleichungen?.... Solche Betrachtungen machte ich bei mir ſelbſt, als er mir ſagte, da ich ein Fremder, und folglich neugierig wäre, und er dieſen Morgen nichts Bedeutendes hätte, das ihn abhalte, wolle er mich in den Tempel der Muſen führen.

Wir giengen hin: er iſt nicht weit von dem Forum entlegen. Ich beſchreibe ihn nicht, denn er iſt ganz wie die andern; nur weit geräumiger. Er lenkte meine Betrachtung auf Alles, Alles. Als wir von neuem auf der Schwelle waren, hielt' er inne, ſeufzte, und ſprach: einſt waren an dieſer Stelle gegen dreytauſend ** Perſonen vereiniget, und jezt.... (hier ſeufzte er wieder) .... wirſt du kaum drey hier finden.

Ich beobachte die Städte ſehr gerne mit einem Begleiter. Wenn ich allein bin, ſo ſehe ich nichts als Steine auf Steinen, wie andere Steine nur in einer andern Lage gelegt, und Sitten, welche andern Sitten gleichen. Leſe ich die Beſchreibung der Thaten der Athenienſer, und vergleiche die Erzählung der Thaten der Crotoniaten damit, und halte beide gegen einander, ſo finde ich in beiden dieſelbe Grundbeſtandtheile: immer und überall haben die Menſchen gegeſſen, gebaut, gepflügt, Schiffarth getrieben.... überall und immer daſſelbige. Und meine Seele befindet ſich mitten in einem unermeßlichen Haufen von Kleinigkeiten, von denen ſie weder Beziehung noch Zwek einſieht. Ein freundlicher Begleiter dagegen bringt ſie in Ordnung, und zeigt dir, wie ſolche Kleinigkeiten das Schikſal einer Stadt beſtimmen oder andeuten: die Gegenſtände erhalten eine höhere Wichtigkeit: ſo bringt eine Seele in das Chaos ein, und die Welt entſteht.

---

* Ariſt. bei Aelian. Var. hist. 2. 26.

** Jamblichus.

O! ihr edlen Männer, die ihr euer Vaterland ſo herzlich liebet, und gegen Fremde ſo gefällig ſeyd. Solche ziehe ich jenen verführeriſchen Weiſen vor, die ſich das Geſez gemacht zu haben ſcheinen, nichts von allem, was ſie umgibt, zu bewundern; und die, wenn man ſie über etwas von ihrem Vaterlande fragt, mit einem Mitleid antworten, das zuweilen vielleicht von den Ideen des Beſſeren, deren ihre Seele voll iſt, herrühren mag; aber oft auch keinen andern Zwek hat, als den, uns glauben zu machen, ſie ſeyen das Beſte ihres ganzen Vaterlandes.

Dieſen Vorwurf konnte man meinem guten Begleiter nicht machen. Das artigſte ſeiner ganzen Unterhaltung war, daß er mir beim Abſchied einen freundſchaftlichen Rath geven wollte. Er war nehmlich der Meinung, ich wäre in Handelsabſichten, aus Gelegenheit der Meſſe, die auf die nächſtkommenden Feſttage der laciniſchen Juno fällt, nach Croton gekommen. Jüngling, ſagte er zu mir, ändre deinen Entſchluß. Verſiehſt du die Kunſt mit Feinheit zu lügen, welche man *Höflichkeit* nennt? Verſtehſt du ſie, ſo kannſt du allen Gewinn erwarten. Hier iſt weder Liebe zu den Wiſſenſchaften, noch Beredſamkeit, noch arbeitſame Mäßigkeit, noch Reinheit der Sitten mehr geachtet: alle Bürger theilen ſich in zwo Claſſen, die eine, die, welche betrügen; die andere, die, welche betrogen werden: die Stadt iſt nichts als ein Feld, auf dem du zerfleiſchte Leichname und Raben, die ſie zerfleiſchen, erblikſt.* Lebe wohl.

Dies ſagte der alte Crotoniate zu mir.... Ich ſuchte hierauf den Plato, welcher dieſen Morgen nicht bei mir geweſen war. Er ſagte: Wahrhaft auch ich finde dieſe Stadt tief geſunken. Einſt hätte ſie Dionyſius nicht erobert.

Aber dieſes Unglük vollendet, wie du ſiehſt, das Verderbniß der Sitten, ſtatt ſie zu beſſern. Nie hat politiſches Unglük die Fehler, welche es erzeugt hatten, verbeſſert: vielmehr ziehen die Menſchen, wenn ſie einmahl thöricht geworden ſind, aus demſelben Unglük Gelegenheit zu neuen Thorheiten. Sie ſind gerade wie Spieler, die, wenn ſie ſich im Elend ſehen, das Uebel nicht dem Spiele, wohl aber dem Unglük im Spiele zuſchreiben. Der Fehler liegt in uns, und wir halten ihn für Natur oder Bedürfniß: das Glük iſt außer uns, und wir hoffen immer, es werde ſich eines Tags ändern. Man macht ſich nicht die Regel: *nimmer zu ſpielen*, ſondern die: *im Spiele zu gewinnen*. Man ſpielt von neuem, und verliert immer.

Und was läßt ſich von ſolchen übermäßigen Verächtern ihrer Zeit, wie mein Begleiter iſt, erwarten? Meines Erachtens weniger Gutes, als von dem Unglük ſelbſt. Sie ſind nüzlich, um die Verderbniß der gegenwärtigen Sitten, durch das Lob der alten Zeiten, aufzuhalten; ſind dieſe aber einmahl verdorben, ſo iſt allzugroßer Tadel, eben das, als wollte man ſie noch mehr verſchlimmern. Wir wachſen indem wir fortſchreiten: wir erhalten uns, indem wir auf unſerem Poſten bleiben; aber durch Zurükkehren können wir uns nicht ändern, denn man kehrt nie ganz zurük.

---

* *Petronius, Satyr.* Uebrigens gehört die Beſchreibung von Petronius in viel ſpätere Zeiten.

XXXIV.

Der Tempel der laciniſchen Juno. Die Bildhauerkunſt.

Die Feſte der Juno verſammeln die Handelsleute Italiens, Griechenlands, Siciliens und Carthago's um ihren Tempel: für die Crotoniaten ſind dieſe Feſte die fröhlichſten Tage des ganzen Jahres. Laß uns auch auf den Markt gehen. Wir haben zwar weder zu kaufen, noch zu verkaufen. Was liegt daran? Wir haben Gelegenheit zu ſehen, und geſehen zu werden.

Laß uns gehen. Alle Helden haben dieſen Tempel beſucht, den Hercules ſeiner unverſöhnlichen Stiefmutter zu Ehren errichtete, nachdem er den berüchtigten Räuber **Lacinius**, von welchem der Ort ſeinen Namen hat, getödtet hatte. * Ulyſſes, Menelaus, Aeneas, Achilles waren hier, um der Göttin Opfer zu bringen.... Ich und ein Freund, meines Alters, begleiteten die Prozeſſion zur Seite, die alle Matronen von Croton zum Tempel halten. Alle ſind braun gekleidet; vielleicht die herrlichſte Farbe, um eine weiße Haut, einen vollen Buſen, wie ihn die ſchönen Frauen Crotons gewöhnlich haben, und zween weiße, ſchön gerundete Arme, die ſie mit vieler Kunſt zu bewegen verſtehen, hervorzuheben. Die Prozeſſion geſchieht zu Ehren des Achills, aber die Schönen vergeſſen ihre eigene Ehre nicht. Man glaubt, Achill ſey auf dem laciniſchen Vorgebürge geſtorben und begraben. Der Lobgeſang, den die Frauen ſingen, hat am Ende ſtets den Schlußreim: Laßt uns den ſchönen und tapferen Achilles beklagen, der neun Ellen hoch war.... * Dieſe neun Ellen, bei allen neun Verſen, wieder von neuem geſungen, erregten bei vielen unter den jungen Leuten ein boshaftes Gelächter, und bei mancher jungen Braut eine nicht ganz unſchuldige Röthe.... Die kleinen Mädchen waren luſtig, gedankenlos, alle mit dem feierlichen Aufzug beſchäftiget.... Die zarten Jungfrauen ſuchten mit ihrem ſchon weiter ſehenden, aber auch ſchelmiſcheren Blicke etwas mehr.... Andacht war nur bei den Alten....

---

* Diodor V. Grimaldi.

Die äußerſte Spize des laciniſchen Vorgebürges erhebt ſich in einen ſehr hohen Berg, der von der Meeresſeite beinahe ſenkrecht abgeſchnitten, von der Landſeite ſchwer zugänglich iſt. Dieſes Vorgebürge, das eine Fortſezung des Gebürges Clibanus iſt, welches ſich im Süden von Croton weit ausdehnt, bildet die mittägliche Spize des Buſens von Tarent, der bei dem japigiſchen Vorgebürge anfängt, und die nördliche des ſcilletiſchen, der mit dem zephyriſchen Vorgebürge endiget. Croton liegt in der nördlichen Krümmung des Clitanus, vier und zwanzig Stadien von dem Tempel entfernt. Am Ende dieſes Weges befindeſt du dich in einer ungeheuren Ebene, von wo aus man das japigiſche und das zephyriſche Vorgebürge mit dem bloſſen Auge entdecken kann. Zur Rechten haſt du das kleine Vorgebürge von Cremiſa, auf dem ſich der dem aleiſchen Apollo geheiligte Tempel wie ein Thurm erhebt. Ihn rufen alle Seefahrer an, ehe ſie aus dem

---

* Lycophron.

weiten joniſchen Meere in die unſichere Furth der Acroceraunen einſegeln, um die Gefahren einer engeren und ſtürmeriſcheren See zu verſuchen. Unweit davon ergießt ſich der Fluß Netus in das Meer, wo einſt die Töchter Laomedons die Schiffe der Griechen verbrannt haben ſollen; und an ſeinen Ufern ſteht Elea von den Amazonen gegründet. In einer Entfernung von fünfzig, ſechzig, achtzig Stadien machen die drey kleinen Klippen gleichſam eine Krone um das Vorgebürge, die, wie ſo viele kleine Inſeln, die Italien umgeben, ihren Namen von den Sirenen haben, die ſie einſt bewohnten. Die Bewohner des Orts behaupten, man vernehme oft aus dem Geräuſche der Wellen, die ſich vor ihnen brechen, den Ton einer Leyer, oder die Melodie eines Geſanges, immer angenehm, er möge freudig oder kläglich ſeyn. * Größer als dieſe Klippen iſt das benachbarte kleine Inſelchen, das den Dioſcuren geheiliget iſt; noch größer iſt die fünfte, die Ogigia heißt, und liebende Seelen an Calypſo, tapfere und verſtändige Herzen an Ulyſſes erinnert. **

Ziehſt du deinen Blik von dieſem weiten Horizonte ab, und hefteſt ihn auf das, was dich zunächſt umgibt, ſo erblikſt du eine Ebene, mit bejahrten, ehrwürdigen Tannenbäumen geſchmükt, die mit ihrem Schatten das Gemüth zur Ehrfurcht gegen die Göttin, die man hier verehrt, ſtimmen; und durch grünende Wieſen anmuthig, in denen die der Göttin geheiligte Schaafe und Rinder ohne Furcht vor Menſchen und wilden Thieren umherirren. Der Wind ſelbſt ſcheint die Heiligkeit dieſer Stelle zu ſcheuen, und man zeigt bei dem Eingang des Tempels einen Altar mit Aſche bedekt, von der die Prieſter ſchwören, der Wind habe ſie nie bewegt. ***

* Grimaldi V. 1. C.

** Cluverius. Ital.

*** Plinius II. 107.

Die Wohnungen der Prieſter ſind in dem Walde zerſtreut. Sie bilden ein Kollegium, in welchem ein durch heiligen Wandel und Weisheit ehrwürdiger Alte den Vorſitz führt: Er verbindet auch mit ſeiner Weisheit Weiſſagungen und Wunder, um dem Pöbel die Stelle noch ehrwürdiger zu machen. Der Tempel war reich an Geſchenken, die als Gelübde dargebracht wurden: heutzutage ſind ſie nicht mehr da; Dionyſius hat ihn geplündert. *

Ich will dir nicht den ganzen Feſttag beſchreiben. Er iſt, wie überall Tage der Art ſind. Ich habe mich mit den Prieſtern unterhalten, und habe ebenſo an ihnen Prieſter gefunden; Eiferer für ihre Göttin, und mehr noch ihre eigenen Diener, als die der Göttin. Ich habe mit den Frauen Umgang gehabt; auch ſie fand ich wie überall das weibliche Geſchlecht; ein wenig Andacht, viele Neugierde, große Eitelkeit. Die Verkäufer betrügen ſich gegenſeitig. Die Fremden rühmen den Eingebohrnen ihre Waaren in's Angeſicht prahleriſch an; und dieſe rächen ſich mit gleich großen Prahlereyen. Die Jünglinge laufen, drängen ſich, matten ſich ab. Sie fluchen, reden Albernheiten, treiben Liebeshändel. Auch ich that von allem etwas: und nachher wollte ich den Tempel genau betrachten, der einer der gröſten und ſchönſten Italiens iſt.

Er iſt mit großen ſteinernen Säulen geziert, in der Ordnung, welche man die doriſche nennt, die man aber richtiger die italieniſche nennen ſollte, und welche die älteſte aller Ordnungen iſt. ** Er iſt mit Marmor gedekt, und von ſo großem Umfang, daß die Hälfte ſeines Daches hinreichen würde, einen der gröſten Tempel Griechenlands zu decken. ***

---

* Grimaldi. l. C.

** Grimaldi Annal. V. I. u. 2.

*** Sie reichten wirklich hin, um einen der gröſten Tempel Roms zu bedecken. Livius.

Schade, daß man in dieſem ſchönen Tempel umſonſt eine ſchöne Göttin ſucht! Du findeſt hier weder den erhabenen Jupiter, noch die ſchöne Minerva unſeres Phidias. * Im Heiligthum zeigt man dir eine plumpe, ungeſtaltete Säule, beinahe wie jene elende Säulen aus Rebſtöcken, die jene Hütte unterſtüzen, welche in Metapontus auch Tempel der Juno ** genannt wird, und ſagt dir: Sieh' das iſt die Göttin unſerer Voreltern .... unſerer Voreltern! Das, ſagte ich, aber ganz leiſe und zu mir ſelbſt, das iſt der Grund, warum eine unbeholfene Maſſe eine Göttin iſt: ſie war die Göttin unſerer Voreltern.

Doch kannſt du hier die Bildſäulen vieler berühmten Crotoniaten bewundern. Die Bildſäulen beinahe aller berühmten Wettkämpfer Italiens ſtehen in dieſem Tempel. Hier ſind die Bildſäulen eines Anochus von Tarent, der eine eben ſo ſchöne in Argos, von dem Argiver Aelades verfertiget, hat; die des Iccus von Tarent, der nicht nur der gröſte Wettkämpfer, ſondern auch ein großer Lehrer der athletiſchen Diät war; die des Philetas von Sybaris, und ſeines Mitbürgers Damon, eines der Brautbewerber um die ſchöne Tochter von Cliſtenes, des Beherrſchers von Sycion. Es gibt keine italieniſche Stadt, die nicht von einem, zween, oder mehreren ihrer Mitbürger hier Bildſäulen habe, denn es gibt keine Stadt, die nicht ihr Gymnaſium und ihre Kampfſchule habe, und nicht theils in ihren eigenen Spielen, theils in denen von Griechenland überhaupt viele Sieger zähle. Milo allein ſiegte ſiebenmal in den olympiſchen und andere ſiebenmal in den pythiſchen Spielen. Seine koloſſale Bildſäule iſt das Werk des Bildhauers Dameas von Croton. An dem Fußgeſtell ſind alle ſeine Siege ausgehauen, und man lieſt folgende Innſchrift daran: Die Gemeinde von Croton hat dieſe Bildſäule dem Athleten Milo errichtet: Dameas hat ſie ausgehauen, Milo ſelbſt hat ſie von der Stadt bis in den Tempel der Schuz-Göttin von Croton auf den Schultern getragen. *

---

* Plinius erzählt uns, Phydias habe außer der Minerva von Athen eine andere ausgehauen, die man die Schöne genannt habe.

** Plinius erzählt uns auch, in Metapontus ſey ein Tempel der Juno geweſen, deſſen Säulen von Rebholze waren. Entweder mußte das Rebholz zu Metapontus Marmor ſeyn, oder der Tempel war eine Hütte.

Die Bildſäulen des Aſtilus von Croton, und des Eutimus von Locris ſind mit bewundernswürdig feiner Kunſt gemacht. Der erſte hatte auch eine andere in dem Tempel der lacedämoniſchen Juno, aber die Crotoniaten ſtürzten ſie nieder, weil er ſich in der Innſchrift einen Bürger von Syracus genannt hatte. Und in der That ein Bürger kann ſein Vaterland wohl nicht ſchwerer beleidigen, als dadurch, daß er ſich deſſelben zu ſchämen äußert! ** Doch wurde die Bildſäule (nachdem man auf dem Fußgeſtelle das Andenken der Begebenheit eingegraben hatte) dem Künſtler zu lieb erhalten, der wohl der vorzüglichſte aller italieniſchen Bildhauer iſt; auch die Bildſäule iſt eines der ſchönſten unter ſeinen Werken.

Pythagoras, der Meiſter, der dieſe Bildſäulen verfertigte, iſt der gröſte Bildhauer, den Italien, einer der gröſten, den Griechenland gehabt hat. Miro iſt von ihm übertroffen worden, er von keinem. Rhegium iſt ſeine Vaterſtadt, Learchus war ſein Lehrer. ***

---

* Milo war der erſte unter den Athleten.

** Pauſ. Eliac. II.

*** Plin. 34. 8. Winkelmann Geſchichte der Kunſt.

Auch jener Learchus iſt von Rhegium, deſſen Werk die älteſte eherne Bildſäule iſt, die in Lacedämon und vielleicht im ganzen Peloponnes iſt. *

XXXV.

Fortſezung. Mahlerey. Zeuris.

Von den Bildſäulen wandten wir uns zur Betrachtung der Gemählde, deren ebenſo viele und ebenſo koſtbare in dieſem Tempel ſind.

Die Helena von Zeuris iſt unter den übrigen, das, was der Mond in einer heitern Sommernacht unter den übrigen Geſtirnen iſt, die das azurne Himmelsgewölbe ſchmücken: ſie iſt gleichſam das erſte unter den Geſtirnen, auf welche dein Blik ſich richtet, ſie iſt das lezte, auf das er, wenn du alle übrigen beſchauet haſt, zurükkehrt und ſtille ſteht.

Man erzählt, als die Crotoneſer Zeuris um die Verfertigung dieſes Gemähldes gebeten haben, habe er ſie gefragt: wie ſchön die Mädchen ihrer Stadt wären? Die Crotoniaten führten ihn in das Gymnaſium, wo er die zarten Jünglinge ſah, die ſich daſelbſt übten. Jeder von dieſen, ſagten ſie zu ihm, hat ebenſo ſchöne Schweſtern zu Hauſe. Zeuris verlangte ſie zu ſehen; er wählte fünf davon, deren Namen die Dichter der Unſterblichkeit geweiht haben; und in dem er die Schönheiten, die in allen zerſtreut waren, in Eine vereinigte, ſchuf er jenes Bild, ſo ſchön und herrlich, daß weder menſchliche Augen, noch menſchliche Seelen je etwas Schöneres ſahen und dachten. **

---

* Pauſan. in Lacon.

** Cicer. de Invent. II. Plinius ſagt, dieß ſey aus Veranlaſſung der Venus, die Zeuris in Agrigent gemahlt habe, geſchehen.

„Wohl verdiente ſie es, daß Troer und tapfre Achiver
Um ein ſo herrliches Weib ſo lang' ausharrten im Elend;
Denn ihr Antliz fürwahr glich einer unſterblichen Göttin.“*

Göttlicher Zeuxis! rief Nicomachus, der bei uns war, aus.... göttlicher!... Und hier hielt er inne, dir eine Schönheit des Gemähldes nach der andern zu zeigen, und zwang dich, ſeinen Beobachtungen zu folgen, und verachtete dich, wenn du dich nicht ebenſo begeiſtert zeigteſt, wie er, und dann rief er von neuem auf: Göttlicher! **

Es war ein Fremder da, der Sohn eines der reichſten Kaufleute von Carthago, der ihm ſagte: in der That ich finde ſie ſchön, aber ſo gar viele Wunder kann ich doch nicht an ihr ſehen. — Kannſt ſie nicht an ihr ſehen? verſezte Nicomachus. Kannſt ſie nicht an ihr ſehen? O! wenn du meine Augen hätteſt! dann würde ſie dir eine Göttin ſcheinen. — Der arme Carthaginenſer kehrte den Rücken und gieng. Aber er war nicht mehr bei uns, ſchon war er an den Thoren des Tempels, und Nicomachus polterte ihm immer noch nach, ſprühte mit den Augen und rief: o! du gemeiner Käskrämer!

Dieſe Worte, die Action, das Schreien des Nicomachus verſammelten eine Menge im Tempel anweſender Perſonen um uns; und jeder Ankommende fragte

---

* Verſe von Homer, Iliad. 3. von Zeuxis unter ſein Gemählde geſchrieben.

** Von dieſem Nicomachus, einem großen Bewunderer von Zeuxis ſprechen Plinius und Aelian. Sein Vaterland nennen ſie nicht. Er pflegte denen, die die Schönheiten des Gemähldes der Helena nicht genug bewunderten, zu ſagen: Betrachtet ſie mit meinen Augen.

Nicomachus, warum er ſo ſehr erzürnt wäre; und er übertrieb, wie es gewöhnlich iſt, die Sache noch in der Erzählung. Es iſt das Loos derer, die ſich dem Enthuſiasmus überlaſſen, daß ſie ihn entweder auch andern mittheilen, oder daß ſie ſich lächerlich machen. Es waren viele Jünglinge da, die ſich lieber beluſtigen, als das Gemählde bewundern wollten; ſie fiengen an den Nicomachus anzuſtechen und ihm zu widerſprechen, um Anlaß zur Rede zu haben.

Zeuxis war gewiß ein ſehr geſchikter Mahler, ſagte einer zu ihm. — Warum ſagſt du nicht ein göttlicher? verſezte Nicomachus. — Er ſey es, wenn du es haben willſt. Wenn wir jedoch den Zeuxis göttlich nennen, wie ſollen wir dann den Parrhaſius nennen, der ihn noch übertraf?

Wo iſt dein Vaterland, fragte ihn hierauf Nicomachus. Du biſt gewiß kein Italiener. — Ich bin keiner, aber ich ſehe nicht ein, wozu du mein Vaterland zu wiſſen bedarfſt? — Du wirſt es erfahren; ſage mir, wo iſt dein Vaterland. — Gut, ich will es dir ſagen; ich bin Niceratus, der Sohn des Nicias von Athen. — Du biſt alſo ein Mitbürger von Parrhaſius, der, wenn er ſchon von Epheſus war, bei euch das Bürgerrecht erhielt; ich bin ein Mitbürger von Zeuxis. Wiſſe nun, daß ich dem, was die Neider des Parrhaſius erzählen, nie Glauben beigemeſſen habe, nehmlich daß er, um Prometheus zu mahlen, einen Sklaven auf der Folter habe ſterben laſſen. *

---

* Der Rhetor Seneca erzählt dieſe Begebenheit, und gebrauchte ſie als Aufgabe zu einer Streitfrage. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob der Ankläger, oder der Vertheidiger, oder der Richter des Parrhaſius, oder der Rhetor am ſchwächſten war, der mit ſolchen Einfällen und Aufgaben die Beredſamkeit zu lehren vergab! Siehe Senec. Controv. V.

Die National-Eiferſucht hat mich nicht verführt, und ich dachte bei mir: Parrhaſius bedurfte keines ſo grauſamen Mittels um Prometheus zu mahlen; auch Phidias hatte nicht nöthig, Jupiter und Minerva zu ſehen; hätte er ſie nicht aushauen können, ohne ſie zu ſehen, ſo hätte er ſie nie ausgehauen. Warum biſt du nicht auch ſo gerecht? Was ſagſt du mir von einer gemahlten Leinwand, die einen Mann, und beim Jupiter! einen Mann, wie Zeuxis habe täuſchen können? Von einer gemahlten Traube, die Vögel habe täuſchen können? Glaube mir: die Vögel ſind nicht ſo unvernünftig, als die, die ſolche Fabeln glauben, nicht ſo albern, als die, welche ſie wiederhohlen.

Ich habe beide, Parrhaſius und Zeuxis gekannt. Du wareſt noch nicht auf der Welt, Jüngling, als dieſe beide großen Männer die Erde zierten. Man konnte ſagen: *keiner iſt größer als ſie*: aber von ihnen konnte man nicht ſagen: *dieß iſt der größte.*

Viele haben Zeuxis ſeinen Stolz vorgeworfen. Sein Purpurmantel, auf dem er ſeinen Namen mit goldenen Buchſtaben eingeſtikt trug, beleidigte den Hochmuth der kleineren Künſtler; ihn beleidigten jene Innſchriften, die er gewöhnlich unter ſeine Gemählde ſezte; zum Beyſpiel: *Beneiden mag es wohl einer, aber nicht nachahmen*; oder: *wer den Gipfel unſerer Kunſt erreicht zu haben wähnt, zeige es und übertreffe dieß: ich werde nicht der Zweite ſeyn*: ihn beleidigten zuerſt der hohe Preis, um den er nicht nur den Beſiz ſondern auch die Erlaubniß ſeine Gemählde, und beſonders das der Helena zu ſehen verkaufte, die man deßwegen die *Hure* nannte; ihn beleidigte nachher, mehr noch als der Geiz beim Verkauf, der Stolz beim Schenken, als er, reich genug, keine Belohnung für ſeine Arbeiten mehr annehmen wollte, und ſagte, ſie können doch auf keine Weiſe nach ihrem Werthe belohnt werden. * Ich weiß dieſes Alles, o! Niceratus, und ich weiß auch, daß euer Parrhaſius, der ſich den Zunamen Abrodiates beilegte, einen eben ſo großen, ja vielleicht einen noch größeren Stolz zeigte; er war mehr als Zeuxis ein ungerechter Verächter nicht blos des Pöbels der Mahler, ſondern ſelbſt eines Zeuxis und Timantes. ** Aber ſollten wir denn dem Genie nichts verzeihen, das doch täglich von den gemeinen, neidiſchen, ungerechten Inſekten, die den Pöbel ausmachen, ſo viel leidet?

Niceratus. Das will ich nicht ſagen, Nicomachus. Aber das behaupte ich, daß dein Zeuxis jene Vollkommenheit der Kunſt, die er erreicht zu haben ſich rühmte, würklich nicht erreicht hat. Du weißt wohl, daß ſelbſt der Billigdenkendſte ihn gegen die Anklage nicht rechtfertigen kann, er habe die Köpfe und die Glieder zu groß, zu maſſiv und muſculös gemacht. ***

Nicomachus. Hierin irrte er mit Homer, der auch bei dem weiblichen Geſchlechte die ſtarkgliedrige Schönheit liebte. Der Grund des Fehlers lag in den Muſtern, die ihm die Gegenden darboten, wo ſein Vaterland lag, und wo man häufiger die Formen von Hercules, als die von Bacchus, häufiger die der Pallas und Juno, als der Venus findet, und iſt auch eine Venus da, ſo iſt es die Venus der Spartaner, eine bewaffnete. Ganz andere Muſter boten Parrhaſius, der Boden, Himmel und die Sitten Joniens an. Zeuxis iſt in ſeinen Formen zuweilen hart, ja beinahe rauh. Parrhaſius im Gegentheil weiß dieſe Fehler zu vermeiden; ſeine Umriſſe haben größere Rundung, er benimmt ihnen alles Eckigte, ſo daß man nicht ſagen kann, wo ſeine Linien anfangen, wo ſie enden: keiner verſteht ſo gut, wie er, die ganze Schönheit, Anmuth und das Geiſtreiche eines Geſichts auszudrücken; wenn er ein Haar mahlt, ſo iſt es ſchöner als alle gemahlte Haare. * Aber! Soll er dagegen einen Theſeus mahlen, ſo macht er ihn, als wäre er mit Roſen, und nicht wie der Theſeus Euphranor's, mit Ochſenfleiſch geſpeißt. **

---

* Plin. im 35. Buch an mehreren Stellen. Dati Biographien der alten Mahler.

** Ebenderſ. im a. B. Athen.

*** Plinius ebend.

Höret mich, ihr Jünglinge, höret einen Greiſen, der ſein ganzes Leben, die Schönheit nachzuahmen, bemüht war, und der, wenn es ihm auch nicht gelang, ſie zu erreichen, wenigſtens denen zum Führer dienen kann, welche ſie ſuchen. Lernet die Werke großer Männer bewundern, ſtatt ſie zu tadeln; es iſt immer leicht, Fehler daran zu entdecken, aber ſehr ſchwer, die Schönheiten nachzuahmen. Wie aber wollt ihr ſie nachahmen, wenn ihr ſie nicht kennen gelernt habt?

Laßt uns große Männer mit Bedacht beurtheilen. Erinnere dich, Niceratus, an das Schikſal des Satrapen Megabiſes, der eines Tages in Zeuxis Gegenwart einige gemeine Gemählde lobte, und dagegen andere von ſehr hohem Werth verachtete. Die Jungen des Zeuxis ſtanden gerade dabei, um Melina-Erde *** zu reiben, und lachten ihn deßwegen aus. Hierauf wandte ſich Zeuxis zu dem Satrapen, und ſagte ihm, ſiehſt du, was dir wegen deines unbedachten Redens begegnet? Dieſe Knaben hatten Ehrfurcht vor dir, als ſie deine Kleider und deinen koſtbaren Schmuk ſahen, nun du aber von einer Kunſt ſprechen wollteſt, die du nicht verſtehſt, lachen ſie dich aus. †

---

* Plinius ebend.

** Ebenderſ. im a. B.

*** Es war eine Farbe, deren ſich die alten Mahler bedienten.

† Einige ſchreiben dieſe Begebenheit Zeuxis, Plinius ſchreibt ſie Apelles zu. Warum könnte ſie nicht beiden begegnet

Niceratus. Ich weiß noch, daß Zeuxis auf jenem berühmten Gemählde von der Traube einen Knaben gemahlt hatte. Als nun das Volk die Vögel herbeifliegen ſah, um die Trauben zu picken, machte es ein großes Wunder daraus. Einer jedoch ſagte: du haſt ein ſchlechtes Gemählde gemacht, Zeuxis: wäre der Knabe ſo gut gemahlt, als die Traube, ſo müßten die Vögel ihn fürchten. Aber dieſem gerechten Tadel zum Trotze, löſchte Zeuxis die Traube aus, und ließ nur den Knaben ſtehen: ich will nicht behalten, ſagte er, was das ähnlichſte, ſondern das, was der Kunſt nach das Trefflichſte iſt.[*]

Nicomachus. Rechne dieſe Erzählung unter die Fabeln.

Nicerat. Es mag ſeyn. Doch kann uns dieſe Fabel, und ſey ſie auch ſo unwahrſcheinlich, als die äſopiſchen, eine Lehre geben.

Nicomach. Und willſt du wiſſen, welches dieſe Lehre ſey; ich will ſie dir ſagen.

Zeuxis hielt das Schöne nicht für etwas Gemeines. Gleich der Tugend zeigt und ergibt ſich die Schönheit nur der beſtändigen Liebe, und einer anhaltenden fleißigen Nachforſchung. Agatarchides rühmte ſich eines Tages, er mahle ſchnell; ich dagegen, verſetzte Zeuxis, rühme mich langſam zu mahlen. Ich wende Zeit genug auf meine Gemählde, denn ich will, daß ſie lange dauern ſollen.[**]

Wenn du nun vor einem Manne auftrittſt, der der Spur der Schönheit ſo lange nachgegangen iſt,

---

ſeyn? Megabiſes war in Perſon nicht der Name einer Perſon, ſondern einer Würde. Und es mag auch in jedem Zeitalter der Megabiſen viele geben, und wird auch in Zukunft ſeyn.

[*] Dati am a. O.

[**] Plutarch.

und am Ende ſie gefunden zu haben glaubt, und ihm ſagſt, das iſt nicht, was du ſuchteſt; glaubſt du nicht, daß er das Recht habe, dich zu fragen: was weiſt du von ſolchen Dingen? Während du müßig auf dem Foro ſaſſeſt, um mit andern Müßiggängern zu plaudern, ſuchte ich es Tag und Nacht: ich habe alle ſeine unterſcheidende Zeichen aufgezählt; habe alle Gegenſtände, die verſchieden waren, geſehen; nun glaube ich endlich, es ergriffen zu haben: was weiſt du, ob es das nicht ſey, was ich ſuchte?....

Nicer. Nach deiner Anſicht, Nicomachus, würde es alſo nur für die Künſtler eine Schönheit geben; eine blos conventionelle Schönheit, die von dem Schweren nicht verſchieden wäre.

Nicomach. Aber du wollteſt das Ende der Rede des Künſtlers nicht erwarten. Hätte er mit der Behauptung gegen dich geſchloſſen: du kannſt die Schönheit nicht erkennen, die ich dir zeige, dann wäre er gewiß ein Thor geweſen. Denn dieß iſt gerade die Natur der Thoren, eine Schönheit zu beſitzen, die nur von ihnen allein gekannt iſt. Hätte er aber dagegen geſagt: Glaube nicht, ehrlicher Mann, du könneſt in einem Augenblicke das erkennen, was ich ſo lange umſonſt geſucht habe. Du biſt ſo wenig ein Gott, als ich ein unvernünftiges Thier. Urtheile nicht ſo ſchnell. Betrachte und merke auf das, was ich dir zeige; bemühe dich ein wenig, die Schönheiten zu erkennen, die ich darin zu finden glaube. Wenn du ſie nicht zuvor ſuchſt, ſo beklagſt du dich mit Unrecht, ſie nicht gefunden zu haben. — Wenn nun ein Künſtler ſo zu dir ſprechen würde, was würdeſt du ihm antworten, Niceratus?

Niceratus. Er habe Recht.

Nicomachus. Nun gut: dieß beſtätiget, was ich dir am Anfange unſerer Unterredung geſagt habe, nehmlich, daß man große Männer mit Bedacht beurtheilen müſſe. Durch Bemerkung der Fehler gelangt man weder zur Vollkommenheit des Geſchmaks, der beurtheilt, noch des Genies, das erſchafft, ſondern allein durch Aufſuchung der Schönheiten, die in großen Werken ſind.

„Wollet ihr, theuren Jünglinge, den Werth deſſen, was Zeuris in der Mahlerey leiſtete, erkennen? Dieſen kann ich euch nicht zeigen, ohne euch zuvor eine Darſtellung von der Beſchaffenheit und dem Standpunkte der Mahlerey vor den Zeiten Zeuris zu geben. Er war ein Schüler des Demophilos von Imera.* Er würde keinen Ruhm erlangt haben, wenn er ſeinen Lehrer nicht erreicht hätte; einen geringen und gemeinſchaftlichen, wenn er ihm nur gleich gekommen wäre: ſein eigenthümlicher Ruhm iſt der, daß er ihn übertroffen hat. Werdet ihr mit der Geſchichte der Kunſt bekannt, dann werdet ihr die Schwürigkeit des Urtheils, das ihr izt ſo übereilt ausſprechet, in ihrem ganzen Umfange begreifen. Ihr werdet alsdann erkennen, durch welche Mittel die wenigen Ideen von Schönheit, die einige haben, gleichſam durch Zufall zuſammengetroffen, allgemeine Regeln der Nachahmung für alle Künſtler werden; wie die Ideen eines Künſtlers allgemeine Ideen der Künſtler werden; wie durch das Wachsthum der Anzahl der Ideen die Vergleichung erleichtert wird, aus der neue Ideen entſpringen; und der Menſch von den erſten Linien der mechaniſchen Nachahmung zu den höchſten Begriffen des intellectuellen Schönen übergeht. Alsdann werdet ihr die Kunſt erkennen, und im Stande ſeyn, die Künſtler zu beurtheilen.“

„Doch erwartet nicht von mir, Cleobulus und Niceratus, daß ich euch die Geſchichte eurer Mahlerey erzähle. Ihr Griechen ſeyd mit allem Alten unbekannt; laſſet es euch nicht misfallen, wenn ich euch wiederhohle, was ſchon die ägyptiſchen Prieſter zu eurem Solon geſagt haben: ihr Griechen ſeyd immer Kinder. * Ihr haltet die Mahlerey für nicht viel älter, als jenen Paneus, den Bruder des Phidias, der die Schlacht von Marathon in den Hallen eures Athens mahlte, und euch durch die treffende Aehnlichkeit, die er den Bildniſſen eurer Feldherrn und der feindlichen Anführer zu geben wußte, in Erſtaunen ſezte. Wiſſet ihr nicht, daß die Mahlerey in Aegypten, in Aſien und beſonders in Italien ſchon auf einer hohen Stufe war? Ihr ſaget, Polignotus von Taſus ſey der erſte geweſen, der die Kunſt, einen offenen Mund zu mahlen und die Zähne nachzuahmen, verſtanden habe, und indeſſen hatte Paneus einige Olympiaden vor ihm ganz ſprechende Bildniſſe gemahlt! Will man euren Erzählungen glauben, ſo geſchah alſo das Schwere vor dem Leichten? Und nun in ältere Zeiten zurükzugehen, kurz vor Paneus laſſet ihr den cleonäiſchen Cimon leben, der zuerſt in den Gliedern die Gelenke, und in den Kleidern die Falten und Buſen unterſchied; und wenig älter als Cimon iſt jener Eumarus von Athen, der zuerſt das Männliche und Weibliche unterſchied; das heißt (denn warum ſollte ich es nicht frey ſagen?) der zuerſt die Mahlerey erfand. Dünkt es euch nun wahrſcheinlich, daß die Mahlerey in einem ſo kurzen Zeitraume, in drey, vier oder fünf, ſeyen es auch zehen, Menſchenaltern bei euch ihre erſte Geburt und ihre lezte Vollendung gefeiert habe?"

---

* Plinius behauptet, er ſey auch ein Schüler von Niceas Taſius und Apollodor von Athen geweſen.

„In Italien haben wir treffliche Gemählde, die

---

* Plato. Von der Nachläßigkeit der Griechen in der Aufbewahrung der Denkmahle ihrer Mahlerey ſpricht auch Plinius. Er hat alle Volks-Meinungen geſammelt, und dieſe ſind voll Unwahrſcheinlichkeit.

dreyhundert Jahr älter ſind, als jener Bularchus, der in eurer achten Olympiade lebte, und an Candaules, König von Lydien, ein Gemählde von der Schlacht der Magneſier um Gold verkaufte. Bularchus iſt der älteſte fremde Mahler, deſſen Werke in Griechenland bekannt ſind.[*] Aber glaubet ihr, die Gemählde ſeyen die erſten geweſen, die verfertiget wurden, die wir aus den Zeiten vor Bularchus haben?"

„Mahlen und die Kunſt zu mahlen, ſind zwei ganz verſchiedene Dinge. Wo es Menſchen gab, gab es auch Mahler; und wie ſollte es anders ſeyn, da ja ſeine Ideen nichts anders als Bilder, und die Worte nichts anders als Zeichen ſeiner Bilder ſind? Vor der Erfindung der Zeichen war es nothwendig Bilder zu haben: die Beſchreibungen mußten vor den Namen, die Hieroglyphen vor den Buchſtaben vorhergehen; die Mahlerey iſt älter als die Schreibekunſt; und beinahe ſelbſt als die Rede."

„Die erſten Bilder aber, die die Menſchen aushauten, oder mahlten, waren Baumſtämme oder Steinmaſſen, oder roh aufgetragene Farben; alles Dinge, wo die Phantaſie das erſt hinzuſezen mußte, was nöthig war einen Gott oder Menſchen vorzuſtellen. Und viele Jahrhunderte hindurch blieben die Menſchen bei ſolchen Arten von Gemählden ſtehen, ohne noch die Kunſt zu mahlen zu beſizen."[**]

„Es mag Einer einen Gegenſtand gemahlt haben.

---

[*] Plinius ſagt uns nichts über das Vaterland Bularchs. Wahrſcheinlich war er ein Aſiate. Wenn er ein Grieche war, wie iſt es möglich, daß zwei Jahrhunderte nach ihm die Griechen wieder an den erſten Grundlinien der Mahlerey waren?

[**] Es ſcheint, die Gemählde von welchen Nicomachus hier ſpricht, waren die nehmlichen, von welchen Plinius redet, und die in Ardea, Cere u. ſ. w. aufbewahrt wurden, und einige Jahrhunderte früher als die Gründung

So lange er ſelbſt, und er allein das Bildniß mit dem Original verglichen hat, ſo glaubte er es immer vollkommen und treffend; denn ſo ſezte er es ſich ja beim Beginnen vor; ſo wollte er, daß es ſeyn ſollte, während er daran arbeitete, und er endete nicht eher, als bis er es getroffen glaubte: warum ſollte er es nun, wenn er es fertig hat, für unähnlich halten? Wenn tauſende mahlen, und jeder allein der Richter ſeines Werks bleibt, ſo wird immer daſſelbige reſultiren: die Kunſt wird nie ans Licht treten. Beobachtet einen Menſchen, der redet oder ſchreibt: oft geſchieht es, daß er ſeinen eigenen Ideen eine hinreichende Deutlichkeit gegeben zu haben glaubt, während ſie noch dunkel ſind. Wann wird die Kunſt zu reden entſtehen? Wann nicht mehr mein Verſtand, ſondern der Verſtand Anderer der Richter der Deutlichkeit ſeyn wird: wann ich die Regel für das, was ähnlich, was verſchieden, was verſtändlich, was unverſtändlich, was rührend, was es nicht iſt, von dem Urtheile Anderer herleite."

„Ebenſo gieng es in der Mahlerey. Die andern ſagten: dieß iſt nicht ähnlich, und der Mahler lernte daraus, was er nicht machen dürfe: ſie ſagten ihm: wäre es auf dieſe Weiſe gemacht, ſo würde es ähnlich ſeyn: und er lernte, wie er es zu machen habe. Die Vernunft aber iſt die Vernunft Aller, iſt die Vernunft des Künſtlers geworden: er ahmte die glüklichen Aehnlichkeiten, die andere gemahlt haben, nach, und die Erfahrung Aller iſt ſein Eigenthum geworden."

„Zur vollkommenen Aehnlichkeit gelangen wir nur nach und nach, denn nach und nach erlangen wir eine vollkommene Erkenntniß aller Theile, die eine Sache ausmachen. Einige beobachten wir in dem erſten Au

---

Roms waren. — Bularchus war, nach Plinius Behauptung, ein Zeitgenoſſe von Romulus.

genblik; auf andere richtet man ſeine Aufmerkſamkeit nur, wenn die erſten ſchon beobachtet ſind; nach den zweiten bemerkt man erſt die dritten, vierten und ſo geht die Unterſuchung fort. Wären die von andern Menſchen und zu andern Zeiten gemachten Beobachtungen für mich verloren, ſo müßte ich immer bei der erſten anfangen, und würde nie zur lezten gelangen.“

„Sehet ihr dort jene Frau am Geſtade des Meeres wandeln. Der Weſtwind, der ihr entgegenweht, bläßt ihr Gewand ein wenig auf, und ſpielt in ihren Haaren. Das erſte Bild, das ſie mir darſtellt, iſt das einer gleichſam cylindriſchen Maſſe von Schatten, an die zwo andere Maſſen angehängt ſind, die man kegelförmig nennen könnte, die eine am Haupte, die andere noch größere an den Füßen; beide haben die Spize der Seite entgegengeſezt, von welcher der Wind herweht. Dieß iſt das erſte dunkele, verworrene Bild; und wenn ich oder die Frau in Eile vorübergehen, ſo iſt dieß das einzige, welches ich habe. Wenn ich es aber anhaltender betrachte, ſo gewinnt dieſes erſte Bild nach und nach immer mehr an Klarheit und Deutlichkeit. Ich werde alle ſeine Theile beobachten. Der Schatten, welchen die Haare von ſich werfen, wird minder dicht, als der des Gewandes erſcheinen, und auch dieſes wird in Vergleichung mit dem Körper von ihm gleichſam nur angehaucht ſeyn. Weder der eine noch der andere wird mir ferner wie zween Kegel erſcheinen, ſondern das Gewand wird mir verſchiedene Schatten=Gruppen bilden, die ſanft über einander fallen; die Haare werden den lezten Nebelflecken gleichen, die an den Pflanzen zurükbleiben, wenn der Morgenwind jene ſtärkere dichtere Maſſe, die die ganze Ebene bedekte, zerſtreut hat; und wenn ich mit meiner Betrachtung fortfahre, ſo werde ich auch die Würkungen jenes Strahles der ſich zum Untergange neigenden Sonne beobachten, die ſie izt mit ſo lieblicher Mannigfaltigkeit vergoldet.... Seyd ihr, o! Cleobulus und Niceratus, von der Wahrheit dieſer meiner Behauptung überzeugt?"

Niceratus. Wer möchte wohl an ihr zweifeln?

Nicomachus. Nun ſehet: die Ideen, deren Entwickelung und Auseinanderfolge in meiner Seele nur Augenblicke zu ihrem Maaßſtabe hat, haben in der allgemeinen Seele eines Volkes, und mithin in der Geſchichte der Kunſt ganze Menſchenalter, ja beinahe Jahrhunderte zu dem ihrigen.

Cleobulus. Gerade dieß iſt es, Nicomachus, was ich nicht begreife. Du brauchſt nur wenige Stunden, um alle deine Beobachtungen zu machen. Warum ſollte es alſo, um tauſende zu machen, ſo vieler Generationen bedürfen?

Nicomachus. Dir ſcheint dieſer große Unterſchied der Zeit wunderbar und beinahe unglaublich; doch du wirſt aufhören zu ſtaunen, wenn ich dir zeige, daß er noch größer iſt, als du würklich glaubſt. Nicht weniger Stunden nur, o! Cleobulus, nein! weniger Augenblicke nur bedarf ich, ja willſt du noch mehr, ein einziger Augenblik iſt mir genügend. Es iſt genug, wenn ich nur das erſte Bild jener Frau habe, um ſie im Gemählde nicht ſo, wie ſie mir in dem erſten Augenblicke erſchien, ſondern ſo, wie ſie mir nach zwo Stunden der Betrachtung erſcheinen würde, darzuſtellen. Aber weiſt du den Grund hievon? Er liegt darinn, weil meine Seele ſchon gewohnt iſt, dem Gange zu folgen, und die Verknüpfung ihrer Ideen zu beobachten; die erſte erwekt die zweite, dieſe die dritte, auf die dritte folgt die vierte, und ſo ferner, und alles geſchieht durch die Macht der Gewohnheit ſo reiſſend ſchnell in mir, daß ich es nicht mehr wahrnehme. Ich glaube würklich zu ſehen, und bilde mir würklich doch nur ein. So gibt mir das Auge an den Gegenſtänden nur die Idee der Farben; die Idee der Form, der Dichte, der Entfernung erlange ich durch das Gefühl; aber dennoch kann ich eben durch die Macht der Gewohnheit, von der wir ſprechen, beim Anblik einer Kugel, ohne ſie zu berühren, ſagen: ſie iſt **rund**: ich unterſcheide einen Waſſerteich von einer harten Oberfläche; und kann dir, ohne die Entfernung mit den Schritten zu meſſen, von jedem Gegenſtande ſagen, ob er nahe oder ferne ſey. * Aber dieſe Gewohnheit erlangt man nur vermittelſt wiederhohlter Uebung. Würde einer nach Scythien zu jenen Menſchen kommen, denen nach der Sage noch alle Künſte des Lebens fehlen, und einen unſerer Spiegel dahin bringen, ſo darfſt du gewiß glauben, daß jene Barbaren, beſtürzt über das neue Wunder, in den erſten Tagen das Bild, das ſie in dem Spiegel erblikten, für einen wahren und lebendigen Menſchen halten würden. Eben ſo verdanke ich meine Fertigkeit in der Mahlerey groſſen Theils den Beobachtungen aller meiner Vorgänger. Die Kunſt und Wiſſenſchaft, welche ich beſize, ſind ein Erbtheil meiner Vorfahren. Hiezu kommt, daß, wenn wir zuweilen die Gegenſtände außer uns betrachten, wir nur uns ſelbſt beobachten. Wir glauben äußere Dinge zu ſehen, aber im Grunde denken wir nur über unſere eigene Empfindungen nach, und dieſe ſind blos unſere Thätigkeiten. Während wir beobachten, bilden wir gleichſam das nach, was wir zu beobachten glauben; und das beobachten wir am leichteſten, was wir mit der gröſten Fertigkeit nachahmen können. Iſt es nicht das Auge des Künſtlers, das in den Werken ſeiner Kunſt die meiſten Schönheiten und Mängel entdekt? Wer vermag am beſten die Reize eines Geſanges zu beurtheilen! Der, der am beſten ſingen, der, der ſie am beſten nachahmen kann. Um aber den Geſang nachzuahmen, müſſen im Ohr und in der Stimme gewiſſe Anlagen liegen, die uns entweder von der Natur verliehen, oder durch Kunſt erworben ſind. Wenige beſitzen dieſe Gabe von Natur; die Kunſt iſt es, die die Würkungen dieſer Gaben bei denen, die in ihrem Beſitze ſind, beobachtend andern ſie nachzuahmen und durch eigenen Fleiß die freygebige Natur zu unterſtützen lehrt. Die Kunſt hat das, was urſprünglich das Eigenthum weniger war, allgemein gemacht; ſie hat, indem ſie die Nachahmung erleichterte, die Beobachtung allgemeiner gemacht; dieſe hat neue Schönheiten entdekt, und auf dieſe Weiſe iſt die Kunſt der Natur gleichgekommen, und hat ſie ſogar oft ſelbſt übertroffen.“

---

* Hier treffen wir auf eine Idee, welche viele nicht ohne Befremden bei den Alten finden werden. Gewöhnlich hält man ſie für neu, und nicht älter, als Locke. Aber ſchon die Alten hatten ſie. Man ſehe den Anhang I.

„Das Künſtliche aber iſt in der Mahlerey ſchwerer als im Geſang zu entdecken. *“ Beſonders ſchwer war es, die Würkung des Lichtes zu erkennen, ſeine mannigfaltige Stärke und Richtung zu unterſcheiden; und die verſchiedenen Gegenſtände, welche man nachahmen wollte, ſo zu ſtellen, daß ſie bald näher, bald entfernter, bald lichter, bald dunkler erſchienen, und durch die uneinige Einigkeit aller Theile dir eine Harmonie darſtellten, die die Aufmerkſamkeit, ohne ſie zu ermüden, ſtets wach erhält, und die Seele, ohne ſie zu zerſtreuen, zu gleicher Zeit mit vielen Dingen beſchäftigte.“

„Habt ihr Jünglinge je das Gemählde geſehen,

---

* Dieß mag etwa nicht ganz wahr ſeyn. Aber man bemerke, daß es ein Mahler iſt, der hier ſpricht, und daß jeder ſeine Kunſt für die allerſchwerſte hält. Der berühmte franzöſiſche Tänzer Marcel behauptete, daß das Genie eines Tänzers das des Generals einer Armee weit übertreffe.

wo Zeuris den Hercules als Kind mahlte, wie er die ihm von der eiferſüchtigen rachgierigen Juno* zugeſchikten Schlangen erwürgt? Er mahlte das göttliche Kind in der Wiege, wie es ſchon geſiegt hat. Die Schlangen liegen ausgeſtreckt zu Boden; die zerſchlagenen Köpfe zeigen die ſpizigen und giftigen Zähne; die Kämme ſind ſchon welk und ſchlaff geworden, die Augen trübe, und die Ringel haben ihre lebhafte Purpur- und Goldfarbe verlohren. Alcmene erhohlt ſich nach und nach von der erſten Beſtürzung, aber ſie traut gleichſam ihren eigenen Augen nicht: ihr ſehet ſie mit verwirrten Haaren, ungegürtet, wie ſie ſo eben aus dem Bette aufgeſtanden war, die Hände noch zum Himmel emporhebend. Ihre Mädchen beſtürzt liſpeln ſich einander etwas in das Ohr. Ihr ſehet die Thebaner zur Hülfe Amphitrions herbeigeeilt. Dieſer ſieht mit dem Dolche in der Hand da, herbeigekommen zur Vertheidigung oder zur Rache, und beſtürzt, daß er weder einen, den er vertheidigen, noch einen, an dem er ſich rächen ſoll, erblikt. Seine Augen ſprechen gleichſam die Bitte an Einen aus, er möchte ihm den Sinn dieſes großen Wunderzeichens deuten, und treffen auf Tireſias, der getrieben und voll von prophetiſcher Begeiſterung die Schikſale des göttlichen Kindes weiſſagt.“ **

„Und dieſe ganze Scene iſt von dem Lichte einer einzigen Kerze erleuchtet. Soll ich euch nun erſt ſagen, ihr Jünglinge, welch' ungemeine Kunſt Zeuris anwenden mußte, um mit ſo wenigen Farben die ganze unendliche Menge von Würkungen nachzuahmen, die ein einziges Licht auf ſo viele Gegenſtände und Perſonen hervorbrachte?“

Niceratus. Nein, Nicomachus, wir erlaſſen dir es.

---

* Plin. am a. O.

** Philostr. de imag.

Nicomachus. „Nun ſehet ihr, daß die Kunſt der Nachahmung weder in einem Menſchenalter noch durch die Anſtrengung und das Genie eines einzigen Menſchen zu einer ſo groſſen Vollkommenheit gelangen konnte; folglich konnte auch die Kunſt zu beobachten nicht dahin gelangen.“

„Laſſet uns izt zu jener Frau zurükkehren. Zum guten Glük luſtwandelt ſie noch dorten.“

„Stellen wir uns vor, als ſizen hier die Mahler aller Zeiten vor uns, von den erſten Anſtreichern der Tafeln und des Leinwands, bis auf euren Apollodor, Timantes, Parrhaſius und unſeren Zeuris. Willſt du, o Niceratus, die Fortſchritte der Mahlerey kennen lernen? Ich will allen denen, die hier verſammelt ſind, vorſchlagen, jeder ſolle jene Frau mahlen; und wir werden ſehen, was jeder zu leiſten vermag.“

„Siehe das Gemählde, das die Aelteſten machten. Was erblikſt du? das Knabenalter der Kunſt zu beobachten und nachzuahmen; den Ausdruk jenes erſten dunkeln verworrenen Bildes, das jene Frau in uns erwekte. Entweder ſtreng gerade, oder genau kreisförmige Linien in den Umriſſen. Es liegt in der Natur unſeres Auges, dieſes Hauptkünſtlers bei jedem Gemählde, jedesmal da, wo es die kleinen Abweichungen in der Lage der Gegenſtände nicht bemerkt, nichts anders als eine gerade Linie, wenn es den Blik vorwärts richtet, und dagegen, wenn es ihn ſeitwärts dreht, nichts als einen Kreis zu ſehen. Es liegt ferner in eben dieſer Natur unſeres Auges, wenn es die ſanfte Abſtuffung der Farbe nicht wahrnimmt, ſich allein mit der zu beſchäftigen, die als die Hauptfarbe hervorleuchtet. Ihr ſehet die rothe, weiße; ſchwarze Farbe; Farben die vor allen andern hervorſtechen; ihr ſehet das Schwarze, aber noch nicht den Schatten, jenen Schatten der durch die ſchwarze Farbe jene Sinnen-Empfindung, die alle andere Farben in uns hervorbringen, mildert, ohne ſie jedoch zu zerſtören, und eine ganz verſchiedene Empfindung an ihre Stelle zu ſezen."

„Zu euch: Ihr Mahler des zweiten Zeitalters. Bemerket, wie hier ſchon die Umriſſe der Wahrheit näher ſind. Dieſes Geſicht verliert die kreisförmige Geſtalt, und nähert ſich dem Ovalen, das der erſte Vorzug einer feinen Schönheit iſt. In dem Maaße, als ſich die Umriſſe vervollkommnen, enthüllen ſich die wahren Verhältniſſe aller Theile. In jenen ganz alten Gemählden erſchien jene Frau bald ſo klein, wie ein Affe, bald ſo rieſenmäßig wie eine Eiche: hier beginnt ſie wie eine Frau zu erſcheinen. Doch ſtechen noch die geraden Linien zu ſehr hervor: die Winkel die ſie bilden, ſind zu ſpizig, der Wind bläſt ihr Gewand, wie das Segel eines Schiffes auf. Die Farben haben mehr Wahrheit; das Geſicht mehr Aehnlichkeit; aber doch bewegt ſich jene Frau noch nicht. Ihr könnet ſie noch nicht von einer Bildſäule unterſcheiden."

„Hier wandelt ſie ſchon. Wißt ihr, woher jene Bewegung komme, welche ihr an ihr zu ſehen glaubet? Von der ganz genauen Nachahmung ihrer kleinſten Theile. Jedes Glied, jeder Muskel eines jeden Gliedes hat ſeine Lagen, die man entſchieden nennen könnte, und die entweder die ſtarke Bewegung oder die völlige Ruhe begleiten. Um aber von dieſer zu jener oder von jener zu dieſer überzugehen, ſeht ihr, wie jener Arm und die Muskeln jenes Arms ſanft von einer Lage in die andere übergehen: und wie jede derſelben anzeigt, daß der Arm noch zu keinem der beiden Aeußerſten gelangt iſt? Jenes Gewand, das zuvor den Körper nicht zu bedecken, ſondern wie in einer Lade zuſammenzufalten ſchien, paßt izt jedem Theile an, läßt das Nakte durchſcheinen, und zeigt mit ſeinen kleinen Falten ſelbſt die leiſeſten Bewegungen deſſelben an. Wiſſet ihr endlich, woher das mächtige Lebensgefühl, das eine gemahlte Figur in uns erwecken kann, komme? Von dem, was ſie umgibt. Die Bewegung iſt das Zeichen des Lebens, und die Bewegung iſt nichts anders als eine Beziehung zwiſchen uns und den Dingen, die um uns ſind. Vorher war die Figur jener Frau auf einer Tafel; der Mahler war nur mit ihr beſchäftiget. Izt ſtellt er ſie in ein weites Feld. Er zeichnet das Meer, das ſich am Ufer bricht; es ſcheint, als ſäheſt du die bläuliche Farbe der Atmosſphäre nach und nach durch alle unendliche Abſtufungen des Azurnen hindurch laufen; und deine einmal erregte Einbildungskraft gibt den Perſonen, die du gemahlt ſiehſt, die Sinne und das Leben, das du in dir ſelbſt empfindeſt.“ *

Cleobul. Nun iſt das Gemälde vollkommen, Nicomachus.

Nicomachus. Noch nicht, Cleobul. So waren die Gemählde vor Zeuxis. Der Pinſel des Künſtlers hatte bis auf dieſe Zeit nur Körper gemahlt, nur zu den Sinnen geſprochen. Izt wagte er es, die Seele zu mahlen, und zum Verſtande zu ſprechen. Erinnert ihr euch, o! Jünglinge! an das Geſpräch, das euer Socrates mit Parrhaſius über die Kunſt die Seele ** zu mahlen, hielt? Der Weiſe lehrte den Künſtler, durch welche Bewegungen, durch welche äuſſere Zeichen man die geheime Gedanken und die innern Leidenſchaften der Seele ausdrücken könnte. Wollt ihr die Würkungen der Weisheit des Socrates ſehen? So betrachtet das Gemählde, auf dem Parrhaſius den Genius der Athenienſer mahlte: ihr werdet ihn zu gleicher Zeit jähzornig, ungerecht, unbeſtändig, gütig, mitleidig, ſtolz, niederträchtig, trozig und furchtſam finden: ihr erkennet in einem einzigen Geſichte die Leidenſchaften von hundert tauſend Menſchen und zehen Menſchenaltern.* Dieß war unter allen Gemählden ſeines großen Nebenbuhlers dasjenige, welches Zeuxis, der auch ein großer Nachahmer der Seelen und Sitten war, am meiſten bewunderte. Kennet ihr ſein Gemählde von der Penelope?** Nie habt ihr Ulyſſes Göttin mit euren Augen geſehen, ihr wiſſet nicht, welches ihre Geſtalt war; und izt ſehet ihr ſie auf dieſem Gemählde mitten unter vielen andern Frauen, und, ohne daß es euch jemand ſage, erkennet ihr ſie am Blicke, an den Gebehrden; alles deutet euch die ſchöne, treue, muthige Schwiegertochter von Laertes an.“

---

* Man hat geſtritten und ſtreitet auch noch über die Frage, ob die Alten die Perſpektivkunſt beſeſſen haben. Wie in aller Welt kam es, daß keiner beobachtete, daß dieſe Frage nicht vor das Forum der Gelehrſamkeit, ſondern der Ideologie gehöre?

** Xenoph. mem. Socr.

„Dieſer ethiſche Theil der Mahlerey, um mich ſo auszudrücken, macht ihre Hauptzierde und Hauptſtärke aus. Nehmt bei jenem prächtigen Gemählde des Zeuxis, auf dem Jupiter***, wie er mitten unter den übrigen Göttern auf dem Throne ſizt, gemahlt iſt, nehmet den Ausdruk des allbelebenden und allregierenden Geiſtes hinweg; nehmet dem Jupiter die Majeſtät, den übrigen Göttern das ehrwürdige Anſehen, durch das ihr ſie zwar als niederere, aber immer noch als Götter erkennet.... was wird euch auf dem Gemählde bleiben, als die Erde, aus der die Farben zuſammengeſezt ſind?“

„Ich ſage noch mehr: dieſer ethiſche Theil iſt von einer ausgebreiteteren Würkung als man gewöhnlich glaubt; von ihm hängen jene ſtarke, tiefe, dauerhafte Leidenſchaften ab, welche die Mahlerey in der Seele der Zuſchauer hervorbringt, und die ſo verſchieden von den ſinnlichen Empfindungen ſind. So lange du bloß äußerliche Formen nachahmſt, wirſt du blos Bildniſſe verfertigen; du wirſt einen Gegenſtand aber keine Empfindung mahlen; du wirſt dem Zuſchauer wohl eine ſinnliche Anregung aber keine innere Leidenſchaft mittheilen. Wo ſollte die Leidenſchaft ſeyn, die du andern mittheilen wollteſt? Nicht in dem Original, denn blos an die körperliche Formen dich haltend, dachteſt du nicht, die Züge ſeiner Seele zu entwerfen: nicht in dir ....

---

* Plin. ebend.

** Plinius ebend. — Fecit (Zeuxis) et Penelopem, in qua finxisse mores videtur.

*** Plinius ebend.

„Dieſer Ausdruk ſcheint dir ſonderbar von mir, Niceratus; aber, glaube mir, er iſt ganz richtig. In dir, in deinem Verſtande, in deinem Herzen müſſen der Gedanke und die Leidenſchaft gegründet ſeyn, wenn du willſt, daß ſie aus dem Bilde, das deine Hand hervorbrachte, hervorſtrahlen und auf den Zuſchauer übergehen ſollen, um ſeinen Verſtand und ſein Herz zu rühren. Jene Frau, die uns bisher als Muſter diente, iſt nicht mehr vor uns, aber ihr alle habt ſie geſehen. Jeder von euch mahle ſie nun; und ihr werdet finden, daß ihr alle eine und dieſelbe Frau gemahlt habt; aber jeder auf verſchiedene Art, indem jeder ſeinem Gemählde den Ausdruk gibt, den ihm ſein Herz und ſeine Phantaſie geliehen haben. Für den Einen wird ſie eine gewöhnliche Frau ſeyn, denn ſo wird er ſie angeſehen haben; ein anderer hat ſie ſchön gefunden, und ſie deßwegen ſchöner gemahlt, als ſie würklich iſt; ein anderer hat ſie geliebt, und wird ihr deßwegen in die Augen, Lippen, in die Geberden jene ſüße verliebte Gedanken gelegt haben, die in ſeinem Herzen waren; einem vierten wird ſie als Göttin erſchienen ſeyn, und er wird deßwegen einen über alles Sterbliche erhabenen Blik, Geberden und Geſtalt gegeben haben.... Alle Ideen der Schönheit, der Liebe, des göttlichen, die zuvor in der Seele des Mahlers waren, werden ſich in den Formen des von ihm entworfenen Gemähldes wieder ausſprechen. Was liegt daran, daß ſie nicht im Original waren? Wir mahlen nur unſere ſinnliche Empfindungen. Wenn ich einen Mann ſehe, den ich fürchte; und ich mahle ihn, ſo wird er ein Rieſe werden. Bemerket ihr nicht, daß ich ihn ſo nenne, um meine Furcht zu rechtfertigen? Verachte ich ihn, ſo werde ich ihn als Zwergen mahlen.“

„Blik, Angeſicht, Schritt, Gebehrden, ja ſelbſt das Verhältniß der Theile in den äußerlichen Formen, alles iſt in der ſinnlichen Empfindung, die der Mahler hat, verändert; alles zielt darauf hin, den Eindruk in dem, der es ſieht, zu verändern. So groß iſt der Einfluß den das Geiſtig-Schöne auf die Mahlerey hat! Geſezt ein Mahler empfinde nichts, er drücke blos das aus, was er ſieht, glaubt ihr wohl, er könnte das Gemählde von Zeuxis nachahmen, auf dem er die Centauren mahlte, und wo er die beiden ſich in ihnen vereinigende Naturen die menſchliche und thieriſche mit ſo viel Wahrheit unterſchied?“

„Doch nun nicht mehr von Zeuxis zu ſprechen, ſtellet euch vor, er ſolle unſern Plato mahlen, wie er auf dem Vorgebürge Sunium ſizend über die großen Veränderungen der Natur nachſinnt. Er wird euch einen Mann mit breiten Schultern, hoher Stirne, den Hals ein wenig gebogen.... kurz mit allem dem wird er euch einen Mann mahlen; der da ſizt, und nichts weiter; und ihr werdet nichts anders ſagen können, als: das iſt ein gut gemahlter Mann. Dringt hingegen der Mahler in die Seele Platos ein, weiß er ſeine Gedanken auszudrücken; ſo werdet ihr ſagen:

ſehet einen Weiſen! Dann werdet ihr mit eurer Anſchauung vor dem Gemählde verweilen. Fühlt aber endlich der Mahler die ganze Erhabenheit der Ideen, die Plato in ſeiner Seele wälzt, weiß er dieſe mit aller der Würde, die ſie haben, zu bekleiden; dann werdet ihr ſprechen: ſehet einen Gott! und werdet euch vor dem Werke eines Menſchen niederwerfen.

Dieß iſt der Grund, ihr Jünglinge, warum die Mahlerey bei allen Nationen ſpäter iſt, als die Dichtkunſt. Ich kann kaum glauben, daß man ſchon in dem Zeitalter Homers die Kunſt zu mahlen verſtanden habe.* Der Dichter kann weit mehr Gedanken ausdrücken, als der Mahler; und ſelbſt um die gewöhnlichen auszudrücken, hat er weit ſicherere und würkſamere Mittel. Unſere Empfindungen laſſen ſich durch Worte ausdrücken; die Ruhe, die Bewegung, die erſtickende Sommerhize, der kühle Schatten des Frühlings; jedes Wort iſt ein Symbol, ein conventionelles Symbol eines Gegenſtandes; und ihr dürfet die Zahl dieſer Symbole nach Belieben vermehren. Nicht ſo der Mahler: ſeine Bilder ſind willkührlich, und viele kann er nicht machen, weil er ihnen das, was ſich in dem Original findet, nicht geben kann. So kann er die Hize, die Kühle.... nicht mahlen. Was thut er nun, um ſich verſtändlich zu machen? Statt der Hize, mahlt er einen groſſen Strich weiſſen, glühenden Sandes, auf dem man hier und da einen blaſſen, ſtaubigen Baum erblikt; die Luftregionen werden eine gelblichte Farbe haben; du wirſt keinen Vogel fliegen, kein Lüftchen wehen ſehen: wenige dünne, weiße Wolken, gleich Flocken werden unbeweglich an den äuſſerſten Punkten des Horizonts ſtehen; und unter einem Baume wirſt du einen halbnakten Menſchen mit verbrannter, ſchwarzer Haut erblicken, der den Schweiß von ſeinen Gliedern abtroknet, und ſeinen Athem durch ſeinen offenen trockenen Schlund häufig aushaucht, zum Zeichen der Beklemmung, in der ſich ſein ganzes Leben befindet. Du ſiehſt die Hize nicht, aber beim Anblik des Gemähldes wirſt du ſagen: ſehet, das ſind die Würkungen, das iſt die Empfindung der Hize.“

---

* Plin. (am a. O.) behauptet würklich, man habe zur Zeit des trojaniſchen Krieges die Mahlerkunſt noch nicht verſtanden.

„Der Dichter kann vieles mahlen, das der Mahler nicht ausdrücken kann, dem gerade das, daß er allzuſehr Dichter ſeyn will, häufig ſchadet. — In Gedichten laſſen ſich zu gleicher Zeit zwo verſchiedene Ideen darſtellen; es iſt keine Verwirrung dabei zu beſorgen, und, weil ſie ſich nicht verwirren können, erhöhen ſie das Vergnügen, das aus dem Contraſt entſpringt. Aber hüte dich in das Gemählde, das du eben gemahlt haſt, friſches klares Waſſer eines Baches aufzunehmen; denn es würde die Gluth, die du ausdrücken willſt, kühlen. — Der Dichter läßt verſchiedene Bilder, eins nach dem andern folgen; du Mahler kannſt dieß nicht; du muſt das Geſez der ſtrengſten Einheit in den Theilen, und eben deßwegen auch in dem Ganzen befolgen; es muß Eine Empfindung, Ein Moment ſeyn, den du mahlſt; alles was nicht in dieſe eine Empfindung, in dieſen einen Moment aufgefaßt werden kann (und ſey es auch ſo ſchön, als die Augen der Juno) das muß unerbittlich bei Seite gelaſſen werden.“

„Was werdet ihr von mir ſagen, o Jünglinge? bin ich nicht ein thörichter Schwäzer? Ich fieng mein Geſpräch davon an, den Zeuxis mit andern Mahlern zu vergleichen, und ende nun damit, die Mahler mit den Dichtern zu vergleichen!...“

Niceratus. Im Gegentheil, wird ſind dir Dank ſchuldig. Du haſt uns die Mittel gelehrt, durch welche ſich die Mahlerey veredeln und vervollkommnen ließe. Könnteſt du uns nun nicht die Gründe angeben, aus welchen ſie verdirbt?

Nicomachus. Ich habe euch dieſe ſchon geſagt. Die Mahlerey geht gänzlich zu Grunde, wenn man die Kunſt, von der wir geſprochen haben, vergißt; aber dieß geſchieht nur nach vielen Jahrhunderten, und wann die Menſchen wieder verwildert, die Geſeze und Vortheile des Staats verloren haben. Vor ihrem gänzlichen Untergange jedoch verſchlimmert ſie ſich: die Schönheit bleibt, die blos von den Händen kommt, aber die mangelt, welche nur allein Verſtand und Herz geben können. Verdorbene Menſchen empfinden wenig und denken ſchlecht.“

„Alsdann ahmt die große Zahl der Mahler, ſtatt der Natur, die Muſter ihrer großen Vorgänger nach. Unvermögend, ſie durch die Kraft des Genies zu erreichen, ſtreben ſie, ſie durch Fleiß in der Kunſt zu übertreffen; daher jene außerordentliche Genauigkeit, die in Affektion ausartet, daher jene Kleinigkeitsſucht, die in's Kindiſche fällt, daher jener unendliche Reichthum von Farben, der thörichte Verſchwendung iſt, und die Würkung nicht hervorbringt, die die geſchikten Alten mit wenigen und gemeinen Farben erzielten; daher die zahlloſen durchgängig unnüze Vorſchriften, denn keine Vorſchrift lehrt empfinden. In Griechenland habt ihr izt angefangen, Mahler-Schulen zu haben, und es iſt keiner unter euch, der nicht die erſten Regeln der Zeichnung kennen wollte. * Solche Schulen ſind wohl im Stande, wann die Zeit der Verderbniß gekom-

---

* Die Schulen wurden in Griechenland kurz vor dem Zeitalter des Apelles eingeführt. (Plin. am a. O.) Die Mahlerkunſt wurde beinahe für eine nothwendige Zierde für den gut erzogenen Bürger gehalten. (Ariſt. Polit.)

men iſt, einen Mahler, aber ſie vermögen nicht, die Kunſt wieder zu erwecken.

Niceratus. Glaubſt du alſo, mein lieber Nicomachus, daß es in einem Zeitalter mehr geiſtreiche Menſchen gebe, als in dem andern?

Nicomachus. „Warum ſollte ich dieß nicht glauben, da ich alle großen Männer in einem Zeitalter zugleich blühen, und nachher eine lange Reihe von Geſchlechtern folgen ſehe, bei denen ich troz der größeren Anſtrengungen und der beſſeren Studien nur mittelmäßige Menſchen erblicke?“ *

„Der, der mahlt, iſt nicht ſelbſt einer von dem Volke, das urtheilt. Die andern, ſagt man, haben den Geſchmak, er allein hat das Genie. Leere Worte! Das Genie iſt nichts, als der Geſchmak ſelbſt. Ehe man nachahmt, muß man empfinden, nur für das, was man empfindet, hat man Geſchmak, nur das, was man lebhaft empfindet, ahmt man nach. Nun gibt es ein Zeitalter, in dem die Menſchen noch roh, ganz mit ihren Bedürfniſſen beſchäftiget, wenig Sinn, wenig Geſchmak und wenig Nachahmungstrieb für das Schöne haben. Es gibt ferner ein anderes, wo ihr Geiſt durch Laſter verdorben, durch Reichthum, Bequemlichkeit, Müßiggang entnervt, den Sinn für das wahrhaft Schöne und Erhabene verliert, und dem Frivolen, dem Reichthum, dem Rieſenhaften nachläuft. O! tugendhafter Niceratus, ſoll ich es dir ſagen? Das Zeitalter der ſchönen Künſte iſt das Zeitalter der großen Thaten, der edlen Ideen, der tapfern und heldenmüthigen Geſinnungen; das Zeitalter der großen Meiſterſtücke iſt das Zeitalter der großen Männer, das Zeitalter, in dem

---

* Dieſe Frage wurde von vielen neuen, unter andern von Algarotti behandelt. Die Löſung, welche ſie davon gaben, iſt von der der Alten ſehr verſchieden.

ein ganzes Volk aus ſeinem Schlummer und aus ſeinen Wollüſten ſich zu einem neuen und rühmlicheren Leben zu erheben ſcheint. Eure Tage von Marathon, Salamin und Platea, die Gährung, welche damals in den Gemüthern ganz Griechenlands erwachte, und durch die jeder wie Themiſtocles ſagte: *ich kann, ich will ebenſo groß als Miltiades ſeyn*: die häufigen Gelegenheiten, die jeder fand, um ſich zum Ruhme emporzuheben, glaube mir, alle dieſe und andere Urſachen der Art haben mehr als zehen Jahrhunderte von Unterricht dazu beigetragen, euch die großen Meiſterſtücke zu geben, die euer Vaterland heutzutage zieren. Auch wir hatten ſolche Zeiten, o! Niceratus! auch wir hatten ſie, und erreichten den höchſten Gipfel des Ruhms. Gegenwärtig fangen wir ſchon an zu ſinken, und vielleicht werden wir einſt eure Schüler ſeyn. Durch Elend ſchläft der Geſchmak ein, durch Reichthum verdirbt er: er iſt beinahe das Vorrecht derjenigen Claſſe von Bürgern, die in der goldenen Mittelmäßigkeit geboren, weder durch Reichthum von dem Denken und Empfinden freigeſprochen, noch auch durch Elend daran gehindert ſind; ſondern darauf denken, bei Zeiten ihren Geiſt mit den erhabenen Ideen des Wahren anzufüllen, und ihr Herz an die edlen Begierden des Guten zu gewöhnen. Dieß ſind die Beſten in jedem Staate:* ſie haben den Geſchmak, der richtet, und wenn ſie die Herrſchaft erlangen, ſo wecken ſie auch das ſchaffende Genie.

„Aber wirſt du fragen, wie hat man es anzufangen, daß ſie die Herrſchaft erlangen. Ich antworte dir: ſolche Männer können ſich weder durch die Stärke ihrer Anzahl, die das ausſchließende Vorrecht des Pöbels iſt, noch durch jene Macht der Gewohnheit und Verderbniß, von der allein die Großen Nuzen ziehen können, erheben; ſondern ſie erheben ſich entweder durch die Weisheit der Verordnungen, oder durch die Nothwendigkeit, die ein Volk zu edlen Handlungen hat, oder durch die Leichtigkeit, mit der die Thätigkeit des Rechtſchaffenen die Gunſt des Glüks erlangt. Dies iſt für ein Volk das Zeitalter der ſchönen Künſte, denn es iſt das Zeitalter der großen Muſter. Jeder ſtellt ſich auf den Poſten, den ihm ſein Verdienſt anweiſt. Nur der wahrhaft große Mann erhebt ſich. Das Volk (denn das Volk bildet ſeine allgemeine Ideen immer von dem, was es ſieht und empfindet) das Volk ſucht bei ihm die Muſter der erhabenen Gedanken, der edelmüthigen Tugenden, und findet ſie auch. Der Künſtler irrt weder in der Wahl noch in der Nachähmung ſeiner Muſter; er befürchtet auch nicht, daß ſein Geiſtesproduct unbelohnt bleibe, von einem Großen, der nicht empfindet, hintangeſezt, oder von der Eiferſucht ſeiner Mitgenoſſen, und von dem Urtheile des Volkes, das der Meinung der Großen folgt, und von dem der Großen geringgeſchäzt werde, die die Kunſt zu ſchüzen glauben und den Künſtler ſchüzen, die den Künſtler zu ſchüzen glauben, und doch nur den Günſtling ſchüzen. Was haben alsdann die Schulen noch für einen Werth? Sie beſchränken Natur und Genie, ſie ſchwächen, tödten jene freye vielfältige productive Kraft, die durch ſtete und allſeitige Verſuche zur Erlangung des Schönen und Wahren leitet; unter dem Vorwande die Mängel zu vermeiden, mindern ſich die Schönheiten; die Regeln vervielfältigen ſich, aber dieſe ſind oft nur dahin gerichtet, den Beifall deſſen, der ſie erfunden hat, zu erlangen; man glaubt, die Kunſt zu vervollkommnen, und ſezt die Manier feſt.

---

* Ariſtot. Polit.

Das ſchöne Zeitalter der Künſte pflegt einen Augenblik zu dauren. Bald flieht in den Staaten die Liebe zur Tugend! Sie pflegen ſich zu verſchlimmern und ſinken entweder in Verzuckungen, welche die aufrühreriſche Macht des Pöbels erregt, oder in einen Zuſtand der Erſchlaffung, die auf die niederdrückende Uebermacht der Groſſen folgt. Im erſten Falle ſinken alle ſchönen Künſte ins Niedrige und zerſtören ſich; im zweiten verderben ſie. Wo ſind nun die Muſter? Der Ruhm, Bäume zu mahlen, Thiere nach dem Leben zu zeichnen, die im Felde waiden, ja ſelbſt die Pracht der Gebäude nachzuahmen, mag dir bleiben; du wirſt die Verhältniſſe fleißiger ſtudiren, wirſt mehr Sorge für die Farben, und, wenn du willſt, auch mehr Genauigkeit in der Zeichnung haben. Aber vom Menſchen, der doch die Grundlage des ganzen moraliſchen Theils der Mahlerkunſt bildet, wer wird dir die Muſter vom Menſchen, ſeinen Gedanken, ſeinen Leidenſchaften, ſeinen Handlungen unter einem Volke geben, das nur nach Reichthum trachtet, und nur die Namen ſeiner Vorfahren weiß? Wie ſoll je dieſes Volk die Seele mahlend nachahmen, wenn es nicht fähig iſt, ſie handelnd zu erkennen, hochzuachten, nachzuahmen? Geſchieht es je, daß in ſeinem Staate ein Mann von Geiſt und Herz auftritt, ſo verfolgt und tödtet es ihn nicht nur, ſondern, was für die Tugend ſchmählicher und für den Staat trauriger iſt, es verlacht und vergißt ihn! Man wird kalt gegen die ſittſame Grazie einer Jungfrau und verlangt die Reize einer feilen Dirne. Die Beſcheidenheit eines Weiſen wird für Unart gehalten; man will entweder Frechheit, die nie erröthet, oder Thorheit, die immer lachen macht, oder ein knechtiſches Weſen, das immer den Großen, die klein ſind, und den Kleinen, die groß ſind, gefällt. Selbſtgefühl, die einzige und wahre Größe eines Mannes, iſt nicht mehr da: und wie ſollten auch die, welche ein ſolches Volk ausmachen, Selbſtgefühl haben? An die Stelle der wahren Größe ſezt man eine ſcheinbare, die ſich nicht auf das gründet, was ich empfinde, ſondern auf das, was ich andern empfinden mache. An die Stelle eines Heldengedichts ſezt man das eines Schergen ....[*]

XXXVI.

Von Cleobul.

Fortſezung der Reiſe von Croton nach Locris.

Wir reiſen von Croton nach Locris. Auf dem ganzen Wege dahin haſt du zur Linken das Meer, zur Rechten die Krümmungen des Sila. Das Reiſen iſt hier minder langweilig; denn die Gegenſtände verbergen ſich nicht hinter einander, wie in ungeheuren Ebenen, wo das Auge zwar beim erſten Anblik durch die Größe der Scene überraſcht und entzükt, bald nachher aber durch die ſtete Einförmigkeit ſatt wird.

Wir ſahen die Spizen des Sila mit Tannen und jenen Fichten bedekt, welche das beſte Harz liefern, welches man kennt. [**] Die Krümmungen waren mit kleinen Dörfern beſäet. Die Bruttier, welche dieſe Gegend bewohnen, haben keine große Städte, außer ihrer Hauptſtadt Conſentia. [***]

Dieſe Völker kennen keinen andern Erwerbs-Zweig, als den der Viehzucht, und die Kunſt, Harz aus ihren Fichten zu ziehen; eine ſehr alte Kunſt, von der ſie ſelbſt ihren Namen haben. [****] Ihre Berge haben einige Eiſenminen; man ſagt, auch Silber- und Goldminen, aber nicht beachtet. Ich möchte ſie wegen dieſer Gleichgültigkeit nicht verdammen. Die

[*] Dieß ſind Worte des Textes.

[**] Strabo VI. — Dioscorid. I. — Plin. XV. 7. XVI. 11.

[***] Strabo VI.

[****] Eigentlich hieſſen ſie Brettier.

wahren Güter des Menſchen ſind auf der Oberfläche, nicht in den Eingeweiden der Erde.

Wären ſie nur auch von einer andern Thorheit frei geblieben, die nicht minder unheilbringend als Geldgeiz iſt; ſo würden ſie nun nicht ihre Dörfer verbrannt und zerſtört, ihre Heerden erſchlagen, ihre Gattinnen zu Wittwen gemacht, und die wenigen, der Wuth des Krieges und dem Aufruhr entgangenen Männer zerſtreut, entweder vom Raube, oder von der Güte anderer leben, ſehen müſſen!

Wir hatten ein wenig ſtille gehalten, um unter dem Schatten einiger an den Küſten des Crotalus grünenden Bäume etwas zu genießen. Nicht weit von uns ſaß ein Mann, und neben ihm ein Mädchen: — beide zerriſſen, bleich, abgezehrt: er hatte ſeine Augen unbeweglich zur Erde geheftet; ſie wandte ſie bald auf uns, bald auf unſere Speiſen, bald auf ihren Vater: Sie ſprach nichts, aber dem Vater entwiſchte ein Seufzer nach dem andern. Plato rief das Mädchen herbei, und gab ihr Brod, Wein und Fleiſch... Schnell lief der Vater herbei, ihm die Kleider zu küſſen, und ſie mit ſeinen Thränen zu benezen... Warum nehmen doch immer die Menſchen ihre Wohlthaten zum Maasſtab der Pflicht fremder Dankbarkeit, ohne je dieſe zum Maasſtab ihrer Pflicht zur Wohlthätigkeit zu nehmen? Wenn eine kleine Wohlthat ſo große Dankbarkeit erweckt, iſt dieß nicht ein Beweis, daß ein ſolcher Menſch ein dringenderes Bedürfniß und ein Recht auf den Empfang neuer Wohlthaten hat?.... Muß man deßwegen immer einen Unglüklichen mit einer neuen Bitte in Verlegenheit kommen laſſen?

Plato hieß ihn ſizen, und mit uns eſſen. Er ſagte ſeinem Sklaven etwas insgeheim, der hierauf eine Portion Speiſen in Verwahrung nahm, um ſie dem Manne zu geben: nachher erfuhr ich, daß er ihm aufgetragen hatte, den Speiſen auch eine Summe Geldes beizulegen.

Das Angeſicht des armen Mannes ſchloß ſich, wie zu einem neuen Leben, auf. — Als er das Bedürfniß des Hungers befriediget hatte, ſtand er von ſeinem Plaze auf, trat zu Plato hin und ſagte ihm: Nein! Du weiſt nicht, welch' eine Wohlthat du verrichtet haſt! Seit zween Tagen habe weder ich noch meine Tochter Brod gegeſſen. Als du hieher kamſt, ſtand ich hier an dem Fluß, um die Röhren herauszuziehen, die ich vor einigen Tagen gelegt hatte, um Aale zu fangen, und ſie zum Verkauf nach Scilace zu tragen Um das Maas meines Elends zu füllen, mußte gerade izt, gegen den gewöhnlichen Lauf der gegenwärtigen Jahreszeit, der Himmel immer wie von Erz ſeyn, und der Fluß ſich nie trüben. Fünfzehn Tage hat es nicht geregnet, nicht einmal auf dem Sila! Dieſen Morgen kam ich meine Röhren zu unterſuchen; es waren nur ganz wenige und kleine Aale darin. Doch, ſagte ich bei mir ſelbſt, ich muß ſie eben nehmen, wie ich ſie finde. Die Götter wollen nicht, daß ich je wieder ſo viel beſize, um auch nur einen Monat ſorgenfrey zu leben! Es geſchehe der Wille der Götter! Ich will die nehmen, die da ſind; will ſie um wenige Heller verkaufen; will dieſem armen Geſchöpfe auf zween Tage zu eſſen geben .... O! ohne ſie.... In einer ganz andern Abſicht, als um zu fiſchen, wäre ich an das Ufer des Crotalus gekommen.... O! wie lange würde ich das elende Leben, das ich führe, geendet haben!

Plato bewog ihn, uns die Schickſale ſeines Lebens zu erzählen, in dem er ihm Muth und gute Hoffnung einſprach. Er war von Numiſtra, der zweiten Stadt der Bruttier, nach Conſentia. Seine Eltern waren geſtorben, und hatten ihn jung und reich an Beſitzungen hinterlaſſen. Der Enthuſiasmus der Jugend hatte ihn in den Wirbel des Aufruhrs geſtürzt. Ich habe mir nichts vorzuwerfen, ſagte er: weder Ehr= noch Geldgeiz, noch Rache haben mich zur Vereinigung mit denen bewogen, die ſich zuerſt vorſezten, unſer Intereſſe von dem der Lucaner zu trennen. Mein einziger Zwek war das beſte meines Vaterlandes. Unſer Intereſſe, ſagte man, wäre in Petilia * vernachläſſiget oder verrathen worden; weit beſſer würde es in Conſentia beſorgt worden ſeyn; hier hätten wir alle unſere Geſchäfte ſelbſt und beſſer geleitet. Nach und nach ſagte jedes Dorf gegen Conſentia, was wir gegen Petilia geſagt hatten: warum ſollen wir Geſeze von einem andern Lande empfangen? Was die Dörfer geſagt hatten, wiederholten die Familien; und alle ſagten zu einander: warum ſollen denn wir nicht vollkommen frey ſeyn? Was geſchah? Wir gaben uns der Ausgelaſſenheit Preis; alles entbrannte von Empörung, Verbrechen, Zerſtörung: mein Haus wurde verbrannt, meine Felder verwüſtet; ich verlor eine Gattin, dich ich anbetete. und nichts blieb mir als das Leben, und dieſe Tochter, die es mir theurer aber auch elender macht.

Umſonſt würde ich in meinem Vaterlande Hülfe ſuchen. Empörungen verſchlieſſen mit dem Elende alle Kanäle des Verdienſtes, und mit der Verderbniß alle des Mitleidens. An wen ſollte ich mich wenden? Der größere Theil meiner Mitbürger iſt elender, denn ich. Die wenigen, die es nicht ſind, bedauren mich, und ſagen: was willſt du denn? die Revolution iſt geendiget. Haſt du etwas gewonnen? Um ſo beſſer für dich. Haſt du alles verloren? Um ſo ſchlimmer; aber die Revolution iſt geendiget.

Sie haben Recht: die Revolution iſt geendiget.

---

* Petilia war eine Hauptſtadt der Lucaner.

Sie mußte einmahl endigen! Ich weiß, viele denken nicht ſo; und es ſcheint, ſie beſizen ein Geheimniß, ſich nicht vor Revolutionen zu fürchten, vielmehr ſie zu ihrem Vortheile zu wenden ... Ich beſize dieſes Geheimniß nicht, und warte bei einer Revolution ſtets auf ihr Ende. Wir wiſſen alle, wo ſie beginnen ſoll; aber wo iſt der, der das richtige Moment ihres Zieles kennt? Mit Verbeſſerung beginnt man, mit Zerſtörung endet man. Ich bin ein Unglüklicher; ich habe nichts als mein Leben; aber beim Jupiter! und auch das Leben, das ich noch habe, ſoll er mir nehmen; beim Jupiter behaupte ich: nicht der iſt ein großer Mann, der eine Revolution anfängt, aber der iſt es, der ſie endiget.

Hierauf erwiederte Plato: Tröſte dich, tugendhafter Mann! bei ſo vielem Verluſte haſt du doch das Köſtlichſte erhalten, das die Götter den Menſchen ertheilen können, den Verſtand. Endlich haſt du eine große Wahrheit begriffen, nehmlich die, daß die ächte Pflicht eines Mannes nicht darinn beſteht, ſich um neuer Ordnungen willen zu einer Parthie zu ſchlagen, ſondern darinn, für die alte ſelbſt den Tod zu übernehmen wiſſen. Es iſt viel Uebel in deinem Vaterland durch die Thorheit deiner Mitbürger geſchehen. Ihr habt euch von den Lucanern getrennt, und ſeyd eben dadurch ſchwächer geworden, indem eure Feinde ſtärker wurden. Die Syracuſaner haben ſich der bequemſten Handelspläze, und der ſtärkſten Veſtungen an euren Küſten bemächtiget.[*] Ihr habt viele andere Städte geplündert; aber die Empörung hat bei euch ſelbſt größeres Uebel erzeugt, als das, welches andere Völker im Kriege erlitten haben. So gewiß iſt die Wahrheit, daß man nicht durch Empörung, nicht durch Kriege; ſondern durch einen nüzlichen Fleiß, durch weiſe Eintracht, durch öffentliche, heilig befolgte, Ordnung zum Glük gelangt! Eine Revolution aber gleicht einem Sturme, in dem die Schiffer genöthiget ſind, ihre Waaren auszuwerfen. Wehe dem! der am Ufer fragen wollte; was habe ich gewonnen?... Was haſt du gewonnen? Haſt du einen Theil deiner Güter erhalten; iſt dein Schiff unverſehrt; dein Leben gerettet; ſo danke den Göttern für ſo vieles, das du noch beſizeſt, und beweine das Wenige nicht, das du verloren haſt, und das du, ohne ſelbſt im Sturme umzukommen, nicht hätteſt erhalten können. Und du, edler Mann! danke den Göttern für dein Vaterland, daß Dionys den Buſen Terino mit dem von Scilace* nicht vereiniget hat. Dann wäre alles verloren. Was dich betrifft, komme mit uns nach Scilace; vielleicht die Götter zeigen uns ein Mittel, dein Schickſal zu erleichtern.

---

[*] Grimaldi V. 2.

Der Bruttier nahm die Einladung an. In Scilace empfahl ihn Plato zween Bruttiern, die ſich daſelbſt aufhielten, welche unter die Vornehmſten ihres Vaterlandes gehörten, und welche Plato in Heraclea hatte kennen lernen.

Der eine war ein warmer Anhänger der Volksparthie geweſen. Als er den Namen deſſen hörte, den ihm Plato empfahl, ſagte er, daß er ihn als einen ſehr eifrigen Demokraten kenne. Um ſo beſſer, verſezte Plato. Nein, um ſo ſchlimmer, antwortete der Bruttier: er war ein Schwacher, dem das Glük ſo viele ſchöne Gelegenheit anbot, und der ſie nicht zu nüzen verſtand. Nun iſt der Zeitpunkt vorüber. Was würde man von mir ſagen, wenn man mich einen von der Volksparthie in Schuz nehmen ſähe? — Iſt es denn ein Verbrechen, einen rechtſchaffenen Mann in Schuz zu nehmen? — Was ſoll ich dir ſagen? Es iſt allerdings hart, aber es iſt einmahl ſo: es ſind harte, unglükvolle Zeiten.

---

* Plin. — Strabo VI.

Der andere hörte kaum ſeinen Namen, ſo rief er aus: Ja ich, Plato, war immer auf der guten Parthie. — Was thut dieß? — Wäre es von mir abgehangen, alle der Art hätte ich in das Meer ſtürzen laſſen. — Solche Rathſchlüſſe haben das Intereſſe deiner Parthie zu Grunde gerichtet. Hätten die Lucaner einige Mäßigung beobachtet, ſo hätten ſie nicht Bruttien, und ihr nicht eure republikaniſche Verfaſſung verloren. Glaube mir, es war eine Zeit, wo ihr alle Unrecht hattet, alle.... aber izt hat nur der noch Unrecht, der noch glaubt, er habe Recht. Wenn du das Vergangene nicht vergiſt, ſo erregſt du eine neue und traurigere Empörung.

Alle dieſe Gründe aber hätten weder den demokratiſch noch den oligarchiſch Geſinnten überzeugt. Plato, in der Gewißheit, daß ſich die Menſchen mehr durch Leidenſchaften, als durch Vernunftgründe beſtimmen laſſen, ließ den Namen Architas etwas ſtark tönen, und ſagte, er habe dieſen Mann Architas empfohlen, Architas habe ſich ſeiner angenommen.... Nach zehen bis zwölf Architas, von Plato mit Nachdruk ausgeſprochen, von den beiden Bruttiern mit Ehrfurcht wiederhohlt, geſtanden ſie zu, daß das, was Architas gethan hätte, nachahmungswürdig ſei; daß ein Mann, deſſen ſich Architas annehme, der Freundſchaft würdig ſey; und ſo wurden ſie gerecht und human, weil Architas es war. Wie ſind doch die Menſchen! ſagte Plato. Du glaubſt, ſie laſſen ſich durch Vernunftgründe leiten, und doch handeln ſie nur nach Beyſpielen; du glaubſt, ſie folgen den Beiſpielen der Weiſen, und ſie ahmen nur die der Mächtigen nach. Es iſt nicht genug, daß die Philoſophie da iſt; es müſſen auch Philoſophen da ſeyn; aber auch dieß iſt nicht genug; entweder müſſen die Philoſophen regieren, oder die Regenten Philoſophen ſeyn.

Nachher erfuhren wir, daß unſer Bruttier nach der Rükkehr in ſein Vaterland durch die freundſchaftliche Verwendung derer, denen er von Plato empfohlen worden war, Entſchädigung für ſein erlittenes Unrecht erhalten, ſeine Güter wieder bekommen, und ſeine übrigen Tage ruhig durchlebt habe.

Den folgenden Tag verlieſſen wir Scilace. Dieſe Stadt bietet nichts Denkwürdiges dar, als die Spuren der Wuth, mit welcher ſie verwüſtet worden war. Auch auf dem ganzen übrigen Wege trifft man nichts Bedeutendes an. Miſtia und Caulonia, beide ſehr alte Städte, ſind gegenwärtig zwey ſehr armſelige Dörfer; das zweite hat ein ſehr feſtes Schloß. Der Fluß Sagra war einſt die Gränze des crotoneſiſchen Gebietes, heutzutage gehört Caulonia den Locriern, oder, richtiger zu ſagen, Dionys, der es für die Locrier erobert, und nachher für ſich ſelbſt behalten hat. *

Caulonia! denkwürdiger aber trauriger Name in der Geſchichte der italieniſchen Freiheit! Unter deinen Mauern geſchah der lezte Kampf der italieniſchen Städte gegen Dionys; der kleine Fluß, der nahe an dir vorüberfließt, von dem Blute deiner Bürger gefärbt, erhielt ſeinen Namen von jenem unglüklichen Anführer, der, das Opfer ſeines unvorſichtigen Muthes, mit ſeinem Tode die Niederlage von fünf und zwanzig tauſend Mann bewürkte, eines Heeres, das dem der Feinde an Zahl weit überlegen war. ** Ich hätte jenen

---

* Grimaldi am a. O.

** Dieſer Heerführer hieß Eloris. Er war ein verwieſener Syracuſaner. Er führte bei vielen Unternehmungen gegen Dionys den Oberbefehl, aber immer mit unglüklichem Ausgange. — S. Grimaldi.

Hügel nicht ſehen mögen, auf dem der ſtolze Sieger die Uebergabe ſo vieler Tapferen empfieng, wo er ſie nachher Mann für Mann an ſich vorüberziehen ließ, und ſich ſelbſt damit ergözte, ſie mit einer Gerte in der Hand zu zählen. Sie erhielten das Leben zum Geſchenk, aber nie die Freyheit wieder.

XXXVII.

Cleobul an Ariſtoteles.

Geſeze und Verfaſſung der Republik Locris. Zaleucus.

Nein, ich habe dein Verlangen nicht vergeſſen. Die Verfaſſung in Griechenland iſt gegenwärtig ſo zerrüttet, daß es keinen Vaterlandsfreund hier gibt, der nicht eine Verbeſſerung wünſchen muß; und die Gemüther der Menſchen ſind in ſolcher Verwirrung, daß kein Weiſer dieſe Veränderung von etwas anderem erwarten kann, als von einer Vergleichung unſerer Angelegenheiten mit fremden. Verfolge dein Unternehmen, Ariſtoteles. Was liegt daran, ob die ſpizfindigen Anhänger Euclid's und Phädons eine Philoſophie belachen, die ganz von Thatſachen beginnt, und in Thatſachen endiget? * Plato gibt dir Beyfall, und Plato wiegt ein ganzes Volk auf.

Ich habe dir von Tarent und Turium geſchrieben. Daß ich dir nicht auch von Croton aus ſchrieb, ge-

---

* Ariſtoteles hatte ſeine politiſchen Studien damit angefangen, daß er die Verfaſſungen von mehr als 150 Städten, unter denen beinahe alle Städte unſers Großgriechenlands waren, ſammelte und verglich. Man ſehe das Leben und die Innhaltsanzeige der Werke des Ariſtoteles in der Ausgabe von Duval. Ein Theil ſeiner Beobachtungen iſt in ſeiner Politik enthalten.

ſchah blos darum, weil ſeine Verfaſſung mit der von Locris, wo ich mich gegenwärtig befinde, ganz ähnlich iſt; und die älteſten Traditionen beider Völker behaupten, ſie haben einen gemeinſchaftlichen Geſezgeber gehabt. [*]

Locris, ſagt man, haben die Bewohner von Naricia, einer Stadt unſerer epicnemidiſchen Locrier gegründet. Du weiſt wohl, daß ſie auch gegenwärtig die wildeſten unter den Griechen ſind, und von nichts anderem, als von Raub und [**] Diebereyen leben. Nun erzählt man, ihre Vorfahren haben, da ſie einmal einen Krieg mit ihren Nachbarn geführt haben, ihre Wohnungen ſchon lange verlaſſen.... Du ſiehſt hier die Fabel von dem Urſprunge Tarents wiederhohlen. Denke dir nun die epicnemidiſchen Frauen jammernd wie die Spartanerinnen; denke dir die Sklaven, die die Stelle ihrer Männer einnehmen: die Kinder, die geboren werden; und dann die Männer, wie ſie zurükkehren, ihre Weiber haſſen, die Kinder verachten, die Sklaven verfolgen; am Ende wandern Sklaven, Kinder und Weiber aus, um einen neuen Wohnſiz zu ſuchen, und finden ihn in der Nähe jenes Vorgebürges, wo zu den Zeiten der Irrfahrten des Ulyſſes die Seefahrer Wind erhielten. [***]

Bis hieher iſt die Geſchichte der Spartaner von der unſerer Epicnemiden nicht verſchieden, außer durch den Umſtand mit den Sklaven: in Sparta waren die Ehebrecher, die Gründer des neuen Staats, freie Menſchen. Nun betrachte die Folge, die dieſer kleine Umſtand in dem neuen Staate hatte! Die Liebe machte die naricische Damen ihren Stand nicht vergeſſen: ſie folgten ihren Liebhabern, aber ſie wollten die Herrſchaft behalten; ſie ſelbſt wollten die Anführerinnen der Unternehmung ſeyn; und wer noch izt nach ſo vielen Jahrhunderten nach Locris kommt, ſieht das Andenken dieſer alten Begebenheit aufbehalten, und findet zum Unterſchied von jeder andern Stadt in ihr, einen Adel, der von der Mutter herſtammt. [*]

---

[*] Man findet in der Geſchichte unſeres Griechenlands die Verordnungen von Croton und Locris beinahe ganz ähnlich; die Geſezgeber treffen oft ganz zuſammen u. ſ. w.

[**] Thucyd. l. 4.

[***] Mazzochi ad T. H.

Ich weiß nicht, ob die Begebenheit, die dieſer Sitte ihren Urſprung gab, wahr ſey, aber die Sitte ſelbſt ſcheint mir lobenswürdig. Wenn der Geburtsadel etwas gilt, ſo läßt ſich ja nur der von Seiten der Mutter ſicher beſtimmen.

Man nennt Zaleucus als den Geſezgeber der Locrier; viele aber läugnen im Stillen ſeine Exiſtenz. [**] Zaleucus wird für den erſten gehalten, der den Völkern Italiens geſchriebene Geſeze gab. Er überredte die Locrier, er habe ſie von der Minerva erhalten. [***]

Man ſagt, viele ſeiner Geſeze ſeyen den Verordnungen von Sparta, Creta und Athen nachgeahmt. Ich glaube es nicht, denn wenn es je einen Zaleucus gegeben hat, ſo iſt er älter als die Geſezgeber dieſer Städte. Und ebenſo glaube ich auch nicht an die Exiſtenz jenes Onomacritus, der, wie du weiſt, von vielen für einen Locrier und für den erſten Geſezgeber aller Völker Griechenlands ausgegeben wird. [****]

Ich lege allen dieſen Nachahmungen, dieſen Wanderungen, Reiſen, die die Geſeze der Völker gemacht haben ſollen, keinen Glauben bei; ich glaube nicht, daß alle gute Einrichtungen aus Egypten oder Griechenland oder Thracien, oder ſonſt woher gekommen ſeyen.

---

[*] Polyb. Fragm.

[**] Cicero de Legibus.

[***] Strabo VI. — Val. Max. II. — Clem. Alex. Strom. I.

[****] Aristot. Polit. II. 12.

Sie ſind entſtanden, wo Menſchen waren. Die Natur hat uns ein Leben gegeben, und es wäre Thorheit zu glauben, daß, da das Athmen ein nothwendiges Bedürfniß zur Erhaltung des Lebens iſt, ſie uns genöthiget habe, es von andern Völkern zu lernen. Dieſelbe Natur hat uns einen unwiderſtehlichen Inſtinct eingepflanzt, der uns zur Geſellſchaft treibt, und dieſer Inſtinct iſt eben ſo ſtark, als der, der uns das Leben zu lieben antreibt. Warum ſollte ſie alſo nicht den erſten Samen der Geſeze in unſere Herzen gelegt haben, da dieſe ebenſo nothwendig zur Erhaltung der Geſellſchaft ſind, als es das Athmen zur Erhaltung des Lebens iſt? *

Alle Völker haben ihre eigenen Geſeze von ſelbſt erfunden; ſie haben ſie nicht alle auf einmahl gemacht, ſondern nach und nach, denn nach und nach ſind jene Bedürfniſſe entſtanden, die die Menſchen zum Nachdenken einladen, nach folgten jene Verſuche auf einander, die ſie richtig zu denken lehren. Die erſten Geſeze aller Völker gleichen ſich, weil es wenige an der Zahl, und ſie von denen gemacht ſind, die aus demſelben wilden Zuſtande des Lebens austraten, und, wenn ſie auch die entfernteſte Gegenden bewohnen, doch dieſelbe Ideen und Bedürfniſſe hatten. Die nachfolgenden ſind zahlreicher und verſchiedener; aber doch müſſen nothwendig viele gleich ſeyn, denn eine Sache kann nicht auf unzählige Arten geſchehen. Wenn alle Menſchen eſſen, ſo iſt es wohl möglich, daß einige wenige auf verſchiedene Art eſſen, aber es iſt nicht möglich, daß nicht viele auf dieſelbe Art eſſen.

Einige Thoren fangen dann an, ſich gegenſeitig zu verläumden und ſagen: das habt ihr nachgeahmt, habt es von uns genommen, geraubt. Und andere Thoren vereinigen die Geſeze

---

* Dieß iſt auch die Meinung von Ariſtoteles Polit.

der entfernteſten Menſchen und Zeiten, ſchreiben ſie alle einem einzigen Manne zu, und ſagen: *das iſt es, was Zaleucus geſagt hat.*

Wenn du hörteſt, wie vieles die Locrier dem Zaleucus in den Mund legen! Er hatte ſowohl Räuber als Ehebrecher zur Todesſtrafe verdammt. [*] Es mag ſeyn. Aber einen, der ohne Erlaubniß des Arztes Wein trinkt, zu eben dieſer Strafe verdammen, dieß ſcheint mir in einem Lande, das reich an Wein, und an vortreflichem Weine iſt, eine Thorheit! [**] Sammeln wir unter ſo vielem, das dem Zaleucus zugeſchrieben wird, einiges wenige, das, wenn es nicht ſein eigen iſt, wenigſtens ſeiner nicht unwürdig iſt. — Man ſagt, er habe zuerſt gewiſſe Strafen feſtgeſezt: vor ihm hiengen ſie von der Willkühr der Richter ab. [***] Dieß iſt die erſte Würkung, die geſchriebene Geſeze hervorbringen. — Zaleucus hat zuerſt Friedensſtifter aufgeſtellt. Die Streitenden dürfen nicht vor Gericht erſcheinen, wenn ſie nicht alle Mittel der Ausſöhnung zuvor verſucht haben. Wer es ausſchlägt, ſich zu verſöhnen, wird für ein wildes Thier gehalten. [****] Zaleucus hat zuerſt vor Gericht den Unterſchied zwiſchen Beſize und Eigenthum [†] eingeführt. Dieß ſind zwei ſehr weiſe Geſeze, aber ſie gehören Völkern, die ſchon lange civiliſirt ſind, und nicht dem Zeitalter deſſen, der für den erſten gehalten wird, der geſchriebene Geſeze gab. — Ein anderes Geſez von ihm verbot in der Stadt die Kramläden der Aufkäufer von Eßwaaren. Er wollte, die ſelbſt, welche ſie mit der Viehzucht oder dem Ackerbau erzeugt hatten, ſollten ſie verkaufen. * Zaleucus, ſagt man, habe noch viele andere Geſeze über den Handel feſtgeſezt; ** das, welches ich dir ſo eben anführte, iſt das Geſez eines Mannes, der ein kleines Kirchſpiel ordnet, in dem überall kein Handel iſt. In einer großen und volkreichen Stadt, wie Locris heutzutage ſind die Aufkäufer unentbehrlich; *** das Geſez des Zaleucus wird nicht mehr beobachtet, und nur die vielen Aufkäufer in allen Gegenden erinnern ſich noch daran, und beklagen ſich über die Preiserhöhung aller Dinge, ohne an die Verſchiedenheit des Arbeitlohns zu denken.

---

[*] Aelian V. H. XIII. 42. Val. M. VI. 5. — Heracl. de Polit.

[**] Aelian V. H. II. 37.

[***] Strabo VI.

[****] Ubo Emm. de R. Locrensi.

[†] Polyb. XII.

Du weiſt wohl, daß Zaleucus verbietet, die Erbſchaft ſeiner Vorfahren zu verkaufen. **** Eben dieſes Geſez iſt auch in Croton und Turium. In dieſer lezteren Stadt iſt das Vermögen, das das Geſez von einem Bürger forderte, der Antheil an der Regierung nehmen wollte, zu groß; und die Regierung war deßwegen in den Händen Weniger, welches viele Empörungen veranlaßte. Die Vermögensbeſtimmung wurde herabgeſezt; aber das Geſez, das den Verkauf der Güter verbot, blieb; in kurzer Zeit vereinigten ſie ſich in den Händen ganz Weniger; die Regierung wurde von neuem oligarchiſch, und nach dem ganz natürlichen ordentlichen Gang der Dinge, kraft deſſen ſich die Extreme berühren, folgte auf die Oligarchie die Ochlokratie. †

Der Misbrauch der Oligarchie bereitete die Gemüther zu den Empörungen vor, welche Dionyſius mit Hülfe der Bruttier in allen dieſen Städten Italiens erregte. Nur allein Tarent blieb von dieſer Peſt frei, denn hier allein war das Volk zufrieden. Dieſe Republik hatte Gemeingüter, die das Volk anbaute; ſie hatte viele Künſte und einen ausgedehnten Handel, das für den andern Theil des Volkes, der keine Ländereyen beſaß, leichte Nahrungsquellen waren; die obrigkeitliche Stellen wurden ſo ausgetheilt, daß alle das Recht des Anſpruchs auf ſie hatten, nur die Guten aber erhielten.[*] Warum entſtand in Tarent bei dem Volke der Wunſch nicht auch, Herr zu ſeyn? Weil es nicht Sklave war. Warum wollte das Volk in Metapont, Heraklea, Turium, Croton und Locris Alles? Weil ihm die Edlen nichts laſſen wollten. Für einen Staat aber iſt es gleich große Gefahr, wenn der große Hauſe Alles; als wenn er nichts hat.[**]

---

* Heraclit. de Polit.

** Diodor. Sic — Lodeo de Justitia et pietate Zaleuci.

*** Dig. de jure proxenetico.

**** Aristot. Polit. II. 5.

† Aristot. Polit. V.

In Locris lebt die Oligarchie noch ihr elendes Leben fort, das auf Koſten des ganzen Volkes gefriſtet wird. Wenige beſizen, wie in Iſparta,[***] alle Ländereyen der Republik; dieſe wenigen bauen ſie übel, und die vielen, welche ſie gut bauen könnten, haben keine. Du ſiehſt in Locris nichts als öde Felder, und elende Menſchen!

Aus dem Adel werden tauſend gewählt, die den Senat bilden, welcher nachher die Richter wählt; und von dieſen appellirt man an den Senat ſelbſt. Das Oberhaupt der ganzen Regierung wird Cosmopolite genannt.[****]

In keinem andern Staate Italiens ſind dieſe, nicht Evpatriden, ſondern Evmatriden, ſo ſtolz auf ihre Abkunſt, als hier. Sie verachten alle andern, und dann auch ſich ſelbſt wechſelſeitig. Die, welche von den hundert Familien abſtammen, die Locris gründeten, halten ſich für vornehmer als die andern.[*]

---

[*] Aristot V. 7.

[**] Ebend. III.

[***] Ebenderſ. am a. O.

[****] Polyb. XII.

Du gehörſt gewiß zu den hundert Familien Athens, ſagte einer von ihnen zu mir. — In Athen gibt es keine ſolche hundert Familien. — Wie viele zählt ihr dann? — Keine. — In Athen ſind alſo alle von Adel? — Sie werden es ſeyn: denn wo ſich keiner als ſolchen auszeichnet, da müſſen es alle ſeyn.

Ich weiß wohl; dieſe meine Antwort gefiel dem edlen Locrier nicht; er erzählte ſie nicht nur den Hundert, ſondern auch den Tauſenden, und ſtellte ihnen mich als einen gefährlichen Menſchen vor, weil ich aus einem Lande käme, wo man keinen Adel kenne.

Hätte ich das, was er mir ſagte, oder ſagen wollte, geachtet, ſo könnte ich ihm antworten: du kennſt deinen Urſprung. Deine Eltern waren Huren und Sklavenkinder. Du kennſt die niederträchtige Verrätherey, die deine Vorfahren an den alten Bewohnern dieſes Landes begiengen, als ſie mit Gaſtfreundſchaft an der Küſte des Meeres aufgenommen, ihnen Freundſchaft ſchworen, ſo lange ihre Füße dieſe Erde betreten würden. Die Einwohner begaben ſich, eingewiegt durch das Verſprechen einer ewigen Freundſchaft, zur Ruhe, weil ſie die Erde, die unter den Füßen ihrer Gaſtfreunde war, für ewig hielten; dieſe aber hatten indeſſen andere Erde zwiſchen den Schuhen und Füßen, auf die ſie ihre Worte deuteten; welche ſie des Nachts hinwegnahmen, und dann die Freunde tödteten, die ruhig dem Schwur vertrauend ſchliefen.[**] Ich weiß nicht, ob es rühmlich ſey, von Sklaven, von Ehebrecherinnen, von Verräthern abzuſtammen. Das aber weiß ich, daß dieſer euer Ruhm euch verführt, und zu Narren gemacht hat.

[*] Polyb. XII.

[**] Poliänus.

Um einen König zum Verwandten zu haben, habt ihr dem Dionyſius eine eurer Bürgerinnen zum Weibe gegeben, habt ihm die Thore eurer Stadt geöffnet, und ſeyd ſeine Sklaven geworden. Er hat alle eure Güter, alle eure Perſonen für ſich genommen; ſelbſt die Religion eurer Tempel hat er nicht geachtet: euer Heiligthum der Proſerpina iſt ebenſo, wie das der Juno in Croton* geplündert worden; das Blut der hundert Gründer von Locris diente, die Grauſamkeit oder wilde Lüſte eures neuen Verwandten zu befriedigen!** Alles dieß würde weder in einem demokratiſchen noch ariſtokratiſchen Staate geſchehen ſeyn.***

XXXVIII.

Von Demſelben an Ariſtoteles.

Plato macht mich in der Staatswiſſenſchaft der Italiener auf vieles aufmerkſam, das wir entweder noch gar nicht kennen, oder nur ein wenig zu ſtudieren angefangen haben. Vieles beginnt man erſt bei uns einzuführen, was dort ſchon wieder aus der Gewohnheit kommt.

Die Italiener, zum Beyſpiele, verſtehen die Kunſt eine Stadt zu bauen viel beſſer, als wir. Unſere Baumeiſter verſtehen nur ein einziges Gebäude zu erbauen. Majeſtätiſche Tempel, geräumige und prächtige Schauſpielhäuſer, eine artige Halle; an ſolchen Dingen haben wir wahrlich in Athen keinen Mangel. Aber Athen, Athen ſelbſt, was iſt es? Ein planloſer Haufe Dörfer, deren Einwohner ſich an Feſt- oder Verſammlungs- oder Mark-Tagen an dem Fuße des Hügels, auf dem ein Schloß iſt, verſammeln, und ringsumher ſind ein Paar Tempel, ein Rathhaus, ein Forum, ein Theater ..... aber es iſt keine Stadt. * Und Argos, was iſt es? Und was ſind alle unſere übrigen alten Städte? Häuſer, die wie kleine Schlöſſer ausſehen, enge, krumme, ſchmuzige Straſſen; nirgends keine Sorge für Bequemlichkeit, Sicherheit, Geſundheit der Bürger. Wenn man in einer unſerer Städte iſt, ſo glaubt man in einem Walde zu ſeyn. ** Ganz anders ſind die Städte Italiens. Turium iſt die regelmäßigſte Stadt, die ich je geſehen habe. Tarent, Locris, Croton geben Turium wenig nach. In allen findeſt du ungeheure Werke, die man glauben möchte, der große Monarch habe ſie gemacht, um für die öffentliche Reinlichkeit zu ſorgen. ***

---

* Cicero de Natur. Deor. III.

** Athen.

*** Ariſtot. Polit. V. 7.

Wir müſſen gegen den Narren von Hippodamus, den Sohn des Euriphons, eines Mileſiers dankbar ſeyn, daß er uns eine neue Methode, Städte zu bauen gelehrt hat. **** Er war ein Pythagoriker, † und lernte von ſeinen Lehrern die Wiſſenſchaft die Völker zu regieren, mit der ſich vor ihm Privatperſonen †† bei uns nie beſchäftiget hatten. Was liegt daran, daß er ſich den Weiſen durch ſeinen unbegränzten Wunſch nach Ruhm lächerlich machte, ſo wie dadurch, daß er über alles ſchreiben wollte; und ſeine Ideen über Republik für neu ausgab, da doch einige davon kindiſch, andere unausführbar, die meiſten ſchon alt waren? [*] Was liegt daran, daß er ſich dem Volke durch die Länge ſeiner Haare, durch den Reichthum ſeines Schmuks, durch ſeinen engen, ſchweren Rok, der von ganz gemeinem Tuche war, und den er auch in der Hitze des Erndtemonats trug, lächerlich machte? [**] Ihm verdanken wir das Piräum, ihm die erſten Ideen einer Kunſt, die unſer Griechenland verſchönern würde. Mehr als die kleinen Fehler Hippodamus, die am Ende mit ihm geſtorben ſind, misfallen mir unſere großen Fehler, durch die es unmöglich wird, von ſeinen Tugenden Nuzen zu ziehen. Diejenige unſerer Alten ſind mir eckelhaft, die ſich blos deßwegen weiſe nennen, weil ſie halsſtarrig die Grundſäze anderer, noch älterer, als ſie, befolgen. Sie behaupten, dieſe neue Methode öffne die Städte den Einfällen des Feindes; gleich als ob eine wohlgeordnete Republik den Feind in der Stadt erwarten dürfte! Und einen Augenblik darauf ſtellen ſie den Saz auf, Städte dürfen keine Mauren haben, wie Hippodamus vorſchlägt, und es Sitte in allen Städten Italiens iſt, [***] dann, ſagen ſie dir, die Hauptvertheidigung einer Stadt muß in der Bruſt ihrer Bürger liegen! [****] Dünkt es dir nicht, daß dieſe noch wie die Cyclopen, die Stammväter aller Völker, [†] urtheilen, welche alles auf die Vertheidigung ihrer Höhle ſezten, und dann keine Oeffnung in der Höhle anzubringen wußten?

---

* Paw Recherches sur les Grecs.

** Arist. Polit. VII.

*** Als Beyſpiel können die Cloake von Tarquinius dienen. Es iſt nicht glaublich, daß die Städte G. G. Rom hierin nachſtanden.

**** Arist. ebend.

† Siehe den Anhang I.

†† Ariſt. Polit. II.

---

[*] Ebenderſ. am a. O.

[**] Aristot. Polit. II.

[***] Strabo gibt uns den Umfang der Mauren von den meiſten Städten Italiens: ſie waren alle mit Mauren verſehen. Ariſtot. ſagt das Gegentheil von den griechiſchen Städten.

[****] Ariſt. am a. O.

[†] Plato hatte dieſe Idee von ihnen.

Wenn du je den Erfindern der öffentlichen Gaſtmahle nachforſchen willſt, die einen ſo großen Theil der Geſeze von Creta und Sparta ausmachen, und ſo mächtigen Einfluß auf die öffentlichen Sitten haben, ſo vergiß die Italiener nicht. Lycurgus ordnete ſie in Sparta an: vor Lycurgus hatte ſie Minos in Creta eingeführt, aber ehe noch Minos in Creta regierte, hatte ſchon Italus, König der Gegend, die ſich zwiſchen dem ſcilletiſchen und lametiſchen Buſen ausdehnt, und die vor ſeinem Zeitalter Oenotria hieß, ſie bei jenen Völkern zur Sitte gemacht. Damahls bewohnten die Opicer die Gegenden am tyrrheniſchen Meere, und die andern um das japigiſche Vorgebürge bewohnten die Laoner. Die Oenotrier führten ein herumziehendes Nomadenleben; Italus gab ihnen den Ackerbau, der ihnen das Leben gewiſſer, die Geſeze, die es ſicherer machten, und die Gaſtmahle durch die es minder wild und fröhlicher ward.[*]

Von den freyen zur Bildung der Jugend geeigneten Künſten iſt die der Gymnaſtik, die ſonſt im höchſten Anſehen ſtand, ſehr vernachläſſiget. Es würde mir nicht misfallen, wenn die Italiener keine Athleten mehr hätten; ich wollte, daß wir auch keine mehr unter uns hätten! Die Erziehung eines Athleten dient mehr dazu, einen außerordentlichen Menſchen, als einen nüzlichen Bürger zu bilden.[**] Aber die Italiener ſind in das entgegengeſezte Extrem verfallen; ſie haben keine Athleten mehr, und bald werden ſie auch keine Soldaten mehr haben.

Die Italiener ſind durch ihre Reichthümer zu weichlich geworden, und haben ihren Geiſt durch die Oligarchie verloren. Die Weichlichkeit ſcheut die Anſtrengung, welche die Gymnaſtik fordert; die Oligarchie fürchtet die Macht, die ſie dem Volke in die Hände gibt. Hiezu kommt, daß es in Italien leicht iſt, Lohnſoldaten zu bekommen; die Campaner, die Bruttier und beſonders die Gallier verkaufen ihr Leben an jeden Liebhaber. Die Carthaginenſer haben vielleicht das erſte Beyſpiel hierin gegeben. Dionyſius hat es beſtätiget. * Wer herrſchen will, hält es für nüzlich eine Macht zu haben, die nicht dem Volke angehört; ſo wie der, welcher aus Weichlichkeit ſich nicht mehr ſchämt, ein Sklave zu ſeyn. Zahlet, ſo werde ich ſicher ſeyn; ſagt der erſte: laßt uns zahlen ſo werden wir ruhig ſeyn: ſagt der zweite. Ihr Thoren, die ihr beide ſeyd! ſagt Plato: ihr werdet weder ruhig noch ſicher ſeyn; ſondern euch gedoppeltem Unglük ausſezen, dem, welches die Laſter und die Thorheit verurſachen, und dem, welchem die Schwäche nicht entgehen kann.

---

[*] Arist. Polit. VII.

[**] Ebenderſ. am a. O.

Willſt du, ſagte mir Plato, als er von ſolchen Gegenſtänden ſprach, willſt du ein ſicheres und untrügliches Kennzeichen, um eine menſchliche Regierung von einer tyranniſchen zu unterſcheiden? Dieſe ſucht alle kriegeriſche Tugend in dem Volke zu vertilgen. Der Deſpot wird Trabanten, er wird Heere haben: der gemeine Haufe, wenn er die Zahl ſeiner Bewaffneten ſieht, wird ſagen, ſeine Regierung ſey eine militairiſche Regierung; aber in Wahrheit wird es ein Schergenregiment ſeyn, oder, wenn man lieber will, die Regierung wird militäriſch ſeyn, aber nicht das Volk. Der Deſpot will keine Bürger, und vertilgt die Tugend, die die Seele davon ausmacht. Was iſt der Menſch? Ein kriegführendes Thier. ** Und was iſt ein Bürger? Ein Thier, das den Krieg nach einer gemeinſchaftlichen Disciplin führt.

---

* Siehe den Anhang III.

** Plato in Sophist.

Ich weiß, daß du hierinn Plato nicht beiſtimmen wirſt; ich erinnere mich, mehrmalen von dir gehört zu haben, daß unſer Lehrer der kriegeriſchen Tugend zu viel eingeräumt habe. Du glaubſt, daß die Tugenden des Krieges und die des Friedens, die Tugenden der Thätigkeit und der Ruhe ſeyen. * Und ich wahrhaft will nicht mit dir ſtreiten. Du haſt mehr Genie und längere Studien als ich: vielleicht wirſt du einſt Lehrer der Philoſophie, und als ſolcher muſt du deine Rechte behaupten; muſt die Gegenſtände von ihren kleinſten Seiten betrachten, die geringſte Verſchiedenheiten bemerken, über die unbedeutendſte Unterſcheidungen ſtreiten, mit Schlüſſen beweiſen, diſputiren, Spizfindigkeiten vorbringen, mit einem Worte den Philoſophen von Profeſſion machen. Ich dagegen, wenn ich meine Reiſe vollendet, und meine Geliebte geheurathet haben werde, werde ich mich in mein Landhaus zurükziehen, und keine andere Sorge tragen, als die, die Grundſäze Platos auszuüben, um das Alter meiner Mutter, und die Jugend meiner Gattin angenehmer zu machen; ich, der ich nicht Philoſoph, ſondern nur Freund meines Vaterlandes bin, darf die Sache nicht ſo genau nehmen, und euch auch troz eures Streites einſtimmig finden. Wehe uns, wenn alle Streitigkeiten von euch Philoſophen wahre Streitigkeiten wären! Wir könnten alsdann in den meiſten Fällen nicht ſagen, ob es warm oder kalt ſey, ob man eſſen dürfe oder nicht, ob .... Nun aber glaube ich, daß du und Plato im Grunde daſſelbe behauptet. Plato haßt weder die Tugenden des Friedens, noch zerſtörſt du die des Krieges. Ihr ſtreitet, weil ihr beide Philoſophen ſeyd und Streiten euer Handwerk iſt: ihr ſtreitet über die Methoden, über die Worte, aber ſagt ihr nicht beide am Ende, daß unter allen Tugenden

---

* Aristot. Polit. VII. VIII.

die des Krieges den erſten Rang behaupten, weil ſie die nothwendigſten ſind, und weil ohne ſie alle andere nicht zureichen, den Staat zu retten? Du kannſt, ſo viel du willſt, mit den Philoſophen ſtreiten, aber die Wahrheit deſſen, was Plato von dem künftigen Schikſale Italiens weiſſagt, kannſt du nie läugnen.

„Dieſer Verfall der kriegeriſchen Tapferkeit wird die politiſchen Veränderungen häufiger und grauſamer machen. Die Zahl der inneren wird ſich nicht vermindern, denn vor dieſen ſchüzt uns nicht der Muth, ſondern die Gerechtigkeit, welche bei feigen Völkern nie in reichem Maaße herricht. Es wird nie an Kraft fehlen, das Böſe zu begehen. Aber von der anderen Seite wird die Zahl der äußeren Veränderungen zunehmen, denn unſere Schwäche wird ein Sporn für fremden Ehrgeiz ſeyn, und der glükliche Ausgang, der die Kühnheit des erſten krönen wird, wird tauſend andere befeuern, daſſelbe zu verſuchen. Die mächtigen Völker werden ſich der Wohnung des Feigen, wie eines allgemeinen Feldes bedienen, ſich zu bekriegen, ohne die eigene Wohnung zu zerſtören. Die Lucaner und Bruttier werden anfangen, ihre Dienſte jedem, der ſie zahlt, zu verkaufen. Der rechtloſe Angreiſer wird ſie kaufen, um ſeine Ungerechtigkeiten durchzuſezen; das ſchwache Volk wird ſie kaufen, um ſich vor dem Mächtigen zu ſchüzen; der Mächtige wird ſie kaufen, um dem Schwachen jede Vertheidigung zu rauben. Dieſer Handel wird alle Verhältniſſe der Völter trüben. Die Bruttier und Lucaner werden ihre junge Mannſchaft und ihre kriegeriſche Kraft in fremden Kriegen verſchwenden, die etwa einen Anführer bereichern, aber der Nation nie nüzen können: die Schwachen, die den Schuz gekauft haben werden, werden von ihren Feinden und Beſchüzern um thörichter Kriege willen zerſtört werden, die nie ohne die Leichtigkeit eines ſo ſinnloſen Handels unternommen haben würden: die mächtigen Völker, die die fremde Freundſchaft erkauft haben werden, werden, indem ſie auf fremde Macht trauen, ihre eigene vernachläſſigen, und ſelbſt auch ſchwach werden. Ungerechtigkeiten, Kriege, Gewaltthätigkeiten, Plünderungen, Verwüſtungen... und am Ende wer wird zulezt der Sieger bleiben? Dasjenige Volk, welches das tapferſte ſeyn wird, dasjenige Volk, welches am meiſten Gerechtigkeit in ſeinen Mauren (denn die Ungerechten ſind immer ſchwach) und die geringſte Anzahl Fremder in ſeinen Heeren haben wird; das weder fremden Arm kaufen, noch ſeinen eigenen verkaufen, ſondern ſagen wird: ich habe von den Göttern eine Seele und einen Arm erhalten, und mein Arm ſoll niemand, als meiner Seele dienen.

XXXIX.

Von Plato an Criton.

Vergleichung der italieniſchen und griechiſchen Philoſophie.

O! wie oft, und mit welchem Verlangen hat Timäus nach dir gefragt! Er erinnert ſich unter allen Schülern Socrates an keinen mit zärtlicherer Freundſchaft! Und wie oft ſprechen wir des Tages von Sokrates? Der ehrwürdige Greis will mich immer nur von ihm reden hören. Ich habe ihm die Anklagen des Anitus, das Urtheil der Athenienſer, die lezten Augenblicke, die Worte, mit denen der Gerechteſte aller Griechen ſein Leben endigte, erzählt.... Dieſe Worte waren an dich, beſter Criton, gerichtet.... Er erinnert ſich des Ausſehens, des Betragens, der Rede deiner Jugendjahre, als er nach Athen kam; er wiederholt die damals gehaltenen Geſpräche gerne, er nennt die Perſonen, mit denen er ſprach, die Orte, und die Gegenſtände mit Vergnügen; er erinnert ſich an Ariſtipp, Euclides, Phädon, Antiſthenes, Cleombrotus.... Es ſind drey Tage, ſeit ich mich bei ihm befinde, und es ſcheint mir, ich ſey in Athen, ſtatt in Locris; ſo athenienſiſch klingt alles, wovon wir ſprechen, Namen, Sachen, Orte.

Er beklagt den Verfall der guten Philoſophie in Italien beſtändig, und das mit Recht. Aber er glaubt, in Griechenland ſey das Uebel geringer, und darinn hat er Unrecht. Wir haben zwar mehr, aber keine beſſere Philoſophen. Derer, die philoſophiren wollen, ſind viele; aber wie viel ſind derer, die es verſtehen?

Das Studium der Weisheit bewegt ſich immer, wie ein Perpendikel, zwiſchen den beiden Extremen des thörichten Zweifels, und des unvernünftigen Glaubens hin und her. Man erzählt von Heraklitus, er habe ſeine philoſophiſche Laufbahn mit dem Bekenntniſſe, er wiſſe nichts, angefangen, und mit der Behauptung, er wiſſe alles,[*] geendiget: ſeze hinzu, daß, nachdem man geglaubt hat, alles zu wiſſen, man von neuem zu zweifeln anfängt, und von neuem mit dem Bekenntniſſe endiget, man wiſſe nichts; ſo haſt du die Geſchichte der ganzen Philoſophie, jenen Kreis, der ihr von der Nothwendigkeit vorgezeichnet iſt, die eine göttliche Seele mit den Banden der Materie feſſelnd, den Menſchen zu dem ewigen Bedürfniſſe die Wahrheit zu ſuchen, und zu der ewigen Unmöglichkeit, ſie zu finden verdammt.

In dieſem Kreiſe iſt nur ein einziger Punkt, von dem wir das Wenige Wahre, das uns zu wiſſen vergönnt iſt, ſehen können. Socrates, Architas, Timäus hielten hier inne, wie Menſchen, die von der Höhe einer Klippe fremde Meinungen kommen, gehen, ſich wie die Wogen des bewegten Meeres brechen ſehen; andere laſſen ſich von dem Strom dahinreiſſen, und gehen entweder im Zweifel, oder im Wahne elend unter.

---

[*] Laert. in Heracl.

Eben dieſe emporragende Männer, von denen ich rede, ſind es, die den Gang der verſchiedenen Secten, und das Leben der verſchiedenen Meinungen der Philoſophie beſtimmen. Es iſt nicht, als ob nicht alle an denſelben Gränzen endeten, wie ſich alle Strömungen des tyrrheniſchen Meeres unvermeidlich an den Küſten Afrikas oder Italiens brechen, als an den unüberſteiglichen Gränzen, die die Natur ihren Bewegungen geſezt hat; aber die Klippen und Inſeln, die in der ungeheuren Meeresfläche hin und her zerſtreut ſind, beſtimmen ihren Lauf, und machen, daß die Strömungen bald ſchneller, bald langſamer, bald in gerader, bald in gebogener Richtung zu ihrem lezten Ziele gelangen.

Diejenige Wiſſenſchaft, die wir die Dialektik nennen, wird das ewige Bewegungsprincip aller Philoſophie ſeyn. Sie ſollte uns unterweiſen, wie weit man den Sinnen, wie weit der Vernunft glauben dürfe. Aber die Gränze iſt ſchwer zu zeichnen: die Dialektik iſt geſchikter, das Zuviel zu verbeſſern, als das rechte Maaß anzuzeigen. Sie macht bisweilen an die Empirie die Frage: wo iſt der Grund von dem, was ihr glaubt? bisweilen an die Speculation: wo iſt die Erfahrung, die eure Behauptung beſtätiget? Ein anderes mal fragt ſie beide: was iſt das Gemeinſchaftliche zwiſchen dem, was ihr ſehet oder ſchließet, und dem was iſt? zwiſchen euch und der Natur? zwiſchen euch und dem Wahren?

Eben dieſe Fragen macht ſie an alle Secten; an die eine früher, an die andere ſpäter; was liegt daran? Dieſer Unterſchied rührt von den verſchiedenen Punkten her, von denen ſie ausgeht.

Unſere Philoſophie hat von den Empfindungen, und zwar von den gröbſten angefangen. Sie hat verſucht, die Natur zu erklären, ehe ſie ſich mit den Ideen unſerer Seele beſchäftigte. Die erſten Elemente aller Dinge zu erkennen, dieß war der Gegenſtand unſerer erſten philoſophiſchen Neugierde. Man gab dem Waſſer die Ehre des Vorrangs, nachher der Luft. Du ſiehſt wohl, wie man von den gröbſten zu den feinſten Sinnesempfindungen übergieng. Democritus und Leucippus haben ſie noch mehr verfeinert, und **Atomen** genannt. Hier ſind wir an der äußerſten Gränze der Sinnesempfindungen, von denen die Ideen anfangen. Nun ſtand Anaxagoras auf, und erklärte den Geiſt für das Erſte, und die **Homoiomerien**, für das Band zwiſchen dem Geiſte und der ſinnlichen Materie.

Indeſſen ſtellte die italieniſche Schule (vielleicht hat auch ſie in den älteſten Zeiten, deren Andenken verloren iſt, den Lauf der griechiſchen vollendet; denn man gelangt nicht zu den Ideen, ohne zuvor durch die Sinne gegangen zu ſeyn) indeſſen ſtellte dieſe ihre philoſophiſche Unterſuchungen über die Verſtandeswelt an. Die Italiener legten ſich zuerſt auf Mathematik, und machten ſie zu einem vorzüglichen Inſtrument ihrer Philoſophie. * Sie trennten das, was ſcheint, von dem was iſt; in ihrer Seele blieben nur Ideen, und jede Idee war von einer Zahl unzertrennlich. Scheint dir dieß nicht die erhabenſte Wahrheit zu ſeyn, die der menſchliche Geiſt entdekt hat? Denke dir einen Menſchen, der nur zweimahl dieſelbige Empfindung habe; in dem nächſten Augenblik ſeines Lebens wird er ſchon die Idee der Zahl haben. Denke dir einen anderen, der zwo ganz verſchiedene Empfindungen habe; auch er wird die Idee der Zahl bekommen. Entkleide eine Empfindung aller ihrer Eigenſchaften, ſo wird immer die Zahl bleiben, denn ſie iſt untrennbar von allem, was exiſtirt. Die Zahl entſcheidet, daß eine Idee dieſe und nicht eine andere iſt; durch die Zahl und allein durch die Zahl laſſen ſich ähnliche Dinge unterſcheiden, und unähnliche vergleichen. Darum iſt die Mathematik für die Pythagoriker die Wiſſenſchaft geworden, welche alles, was blos ſcheint, von den ſinnlichen Dingen abzuſchneiden lehrt, um das Reale allein zu betrachten; welche ähnliche und unähnliche Dinge zu vergleichen lehrt, indem ſie auch für dieſe einen gemeinſchaftlichen Maasſtab findet; die Mathematik allein iſt die Wiſſenſchaft des Weſens der Dinge, denn wenn man das, was ſcheinbar und vorübergehend iſt, von den Dingen hinwegnimmt, ſo bleibt nichts ewiges und unveränderliches, als die Zahl.[*]

---

* Arist. Metaph.

Vergleiche dieſe Mathematik mit der, die wir haben, und die wir noch Geometrie nennen, gleich als wenn ihr Gebrauch einzig auf die Ausmeſſung der Felder eingeſchränkt wäre.[**] Ehe Theodor[***] die Wiſſenſchaft der Italiener zu uns brachte, ſagten unſere Gelehrte, habe Thales die Eigenſchaft des Quadrats der Hypothenuſe entdekt; und ſey bis nach Egypten gereiſt, um die Geometrie zu erlernen, gleich ob ſich vor der Kenntniß der Hypothenuſe in der Geometrie etwas anderes lernen laſſe; und habe in Egypten ſeine Lehrer in Erſtaunen geſezt, indem er ſie die Höhe der Pyramiden nach dem Schatten zu meſſen gelehrt habe, — eine Kunſt, die jeder Schüler verſteht . . . . .

---

[*] Plutarch. Quaest. Platon.

[**] Plato Epinom.

[***] Dieß iſt Theodor von Cyrene, ein Pythagoriker, aus dem Orden geſtoſſen, Lehrer der Geometrie in Griechenland, ein Freund von Sokrates. Er wird mehrmal in den platoniſchen Dialogen und beſonders im Theätet genannt. Siehe Fabr. B. G. V. I.

So kindiſch, ſo geringfügig, ſo widerſprechend waren unſere geometriſche Ideen!

Bis hieher geht alles gut. Die Italiener, mächtig durch ein ſo würkſames Inſtrument der Philoſophie, haben in allen den Theilen unſerer Erkenntniſſe, die ſich mit der Quantität beſchäftigen, wie in der Geometrie, Aſtronomie, Mechanik und Muſik, bewundernswürdige Entdekungen gemacht; und haben ebenſo die andern, die die Qualität zum Gegenſtande haben, zum erhabenſten und von den Sinnen entlegenſten Punkte getrieben. Immer das Reale von dem bloßen Scheine trennend, kamen ſie endlich auf die Behauptung, daß Alles auf dem Standpunkte der Vernunft Eines ſey. Dieß iſt das Syſtem von Parmenides. Von ihm an begann man jedoch wieder zu den Sinnen herabzuſteigen. Meliſſus wollte behaupten, was nach Parmenides Lehre auf intellectuelle Weiſe Eines ſey, das ſey es auch phyſiſch.[*] In Wahrheit die Sinne blieben in der Lehre des Parmenides zu unthätig. Einmal in Thätigkeit geſezt, waren ſie gerade wie der Igel Aeſop's, und wollten das ganze Haus, in das ſie kaum aufgenommen worden waren, für ſich, und den alten Beſizer vertreiben. Alcmäon, Sohn des Piritus von Croton, der erſte, der über phyſiſche Gegenſtände ſchrieb,[**] glaubte, ein Ding allein ſey nicht hinreichend, alle die Phänomene hervorzubringen, die die ſinnliche Welt uns darſtellt; er nahm alſo viele an.[***] Zum guten Glük war Alcmäon weiſe, und ſchrieb an Brontinus, Leon und Batillus, als er ihnen ſeine Schriften über die Natur der Dinge zuſandte; betrüget euch nicht; da ich von unſichtbaren und ewigen Dingen ſchreibe, ſo habe ich nur Muthmaßungen vorzubringen: die Wiſſenſchaft beſizen die Götter allein. * Aber da einmal der Zügel los war, ſo ſtürzte man gewaltig in das Sinnliche hin; und gerade die eleatiſche Schule, dieſe ſtrengſte Anhängerin der reinen Vernunft, brachte die Vertheidiger der Atomen hervor.

---

[*] Arist. Metaph.

[**] Laert. in Alcmeon.

[***] Ebenderſ. am a. O.

Bis auf dieſen Punkt waren die beyden Schulen, die griechiſche und italieniſche gekommen, als ſie ſich zur Zeit unſeres Lehrers wie zween Flüſſe vereinigten, die, bevor ſie ſich in das Meer ergieſſen, Bett und Waſſer vermiſchen. Die ſicilianiſchen Sophiſten brachten uns die Philoſophie Italiens, aber ungeſtalt, verderbt, wie das beſte Getränk, das in einem unreinen Gefäſſe aufbehalten iſt; und bedienten ſich ihr, ſie der griechiſchen entgegenzuſezen. Es entſtand ein großer Streit, bei dem die widerſprechende Rolle weder die ſchwerſte noch die mindeſt ruhmwürdige war. Die Griechen antworteten den Italienern. Es traten andere auf, die bald dieſe bald jene Meinung wechſelsweiſe vertheidigten. Man haſchte nach dem Ruhme eines ſcharfſinnigen Dialektikers, und verlor darüber alle Criterien der Wahrheit.

Socrates, gleich dem Jupiter, der die Schikſale Hectors und Achills abwägt: hielt die Wagſchaale zwiſchen beiden Parthien. Er zeigte, wie die Sinnen und der Verſtand auf gleiche Weiſe einem Ich, einem Ganzen, kurz einem Weſen angehörten, deſſen Theile nothwendig in Harmonie ſeyn mußten. Er beſiegte die Irrthümer der Sinne, indem er zeigte, daß ſie der Vernunft entgegen ſeyen; er brachte die kühnen Entſcheidungen nicht der Vernunft, ſondern der Vernünftler zum Schweigen, indem er ihren Widerſpruch mit den Sinnen zeigte. Die ganze Dialektik dieſes großen Mannes ließ ſich auf dieſen einzigen Grundſaz zurük-

---

* Laert. ebendaſ.

führen: kennet ihr nicht einen Punkt, in dem Verſtand, Phantaſie und Sinnen unter ſich harmoniren? In dieſem Punkte haltet feſt: hier allein iſt die Wahrheit.*

Aber wie lange glaubſt du, daß dieſe Eintracht bleiben werde? Wie viel Tage (ich ſpreche von Tagen und nicht von Jahren) wie viel Tage ſind es, ſeit uns Socrates uns ſelbſt überlaſſen hat? Noch haben ſeine Feinde ihr Verbrechen nicht abgebüßt; noch haben die Athenienſer ihren Irrthum nicht anerkannt, und ſchon haben ſeine Schüler die Wahrheit vergeſſen, und die Wiſſenſchaften, die er ſie gelehrt hat, in Verwirrung und Unordnung gebracht; und ſchon ſehe ich tauſend verſchiedene Secten ſeiner Lehre entkeimen, und aus ihr gleichſam tauſend Krieger, wie aus dem Pferde des Epeus, hervorgehen, die über Griechenland einen neuen umgreifenden und endloſen Brand verbreiten werden.

Siehſt du, wie ſie alle in dem Maaße der Dinge irren! Schon räumt Ariſtipp den Sinnen allzuviel ein: alles, was nicht unter ihre Herrſchaft gehört, kann nach ihm auch nicht Gegenſtand der Wahrheit, und folglich weder der Schönheit noch der Güte ſeyn. Aus ſeiner Schule wird ein anderer mit der Behauptung hervorgehen, alles, was wir durch die Sinne erlangen, ſey wahr; und alsdann wird alle Schönheit und alle Güte, die Tugend des Menſchen wie die des Bürgers, nichts als das Reſultat des Urtheils unſerer Sinne ſeyn.**

Siehſt du, wie Euclid von Megara und ſelbſt der gute Phädon ſich in den äußeren Formen der Vernunft verlieren, und mit einer, ich weiß nicht, ſoll ich ſagen, müheſeligen oder kindiſchen Genauigkeit den Bau und die innere Anordnung eines Syllogiſmus oder Enthymems behandeln, gleich als lägen hier alle Criterien der Wahrheit. Eine Secte von Menſchen, die ſtatt Philoſophie Zankſucht öffentlich zu treiben ſcheinen, und die mehr Streit als Wahrheit in der Welt erzeugen. *

---

* Siehe den Anhang I.

** Die epicuriſche Secte machte das zum poſitiven Criterium der Wahrheit, was in der cyrenäiſchen Schule das Negative war. Siehe den Anhang I.

In einem Punkte jedoch ſind dieſe alle einig, nehmlich darin, daß ſie die mathematiſche Wiſſenſchaften tief verachten, welche denen, die ſich nur mit ihren ſinnlichen Empfindungen beſchäftigen, unnüze; denen dagegen, die bei ihren Studien keinen andern Zwek als Streit haben, ſchädlich ſind. Die mathematiſchen Wiſſenſchaften ſind weder für den Pöbel, noch für Betrüger geeignet.

In Italien erhält die alte hergebrachte Sitte, und das lebendige Beyſpiel von Timäus und Architas die Liebe zu dieſen Wiſſenſchaften warm, und mit dem Eifer für ſie mehr Strenge des Urtheils in der Aufnahme von Meinungen. Ein Italiener wird ſich zuerſt ſagen: ich darf den Sinnen keinen Glauben beimeſſen. Und wie weit ſoll ich der Vernunft trauen? Auch ſie iſt gleich den Sinnen, in meinem Inneren; und das, was in mir iſt, beweiſt das, was außer mir iſt, nicht. Die Vernunft hatte alle Meinungen, die von Empfindungen herrührten, zerſtört; aber war einmal das Anſehen der Vernunft zernichtet, kehrt alsdann nicht die ganze ſinnliche Welt in den Beſiz der Exiſtenz zurük? Sagte ich zuvor: es exiſtirt nichts von dem, was ich ſehe; ſo bin ich izt genöthiget, zu ſagen, alles was ich ſehe, vorſtelle, denke, kann exiſtiren. Ich weiß nicht mehr, was exiſtirt, was nicht. Wie ſollte ich

---

* Diog. in Eucl. et Phoed. Bruker. Meiners Geſchichte der Philoſophie Griechenlands.

im Stande ſeyn, das Wahre zu erkennen? ich werde es immer ſuchen, und nie finden. Ich werde wechſelsweiſe der Vernunft die Sinne, und den Sinnen die Vernunft entgegenſezen; die Ideen des einen denen des andern, die Meinungen und Gebräuche eines Volkes den Gebräuchen und Meinungen des andern .... aber nach ſo vielen Vergleichungen, und einer ſo ſcharfen Unterſuchung, die durch ſo viele Empfindungen, Ideen und Gebräuche in Verwirrung geräth, werde ich nie im Stande ſeyn zu ſagen: dieß iſt wahr. *

Die Lehre des Zweifels wird gerade aus der Secte entſpringen, die ſich am meiſten um Wahrheit bemüht zu haben ſcheint. Und du, erhabener Xenophanes, ſcheinſt das Schikſal der Lehre in jenem Ausſpruche vorausgeſagt zu haben;

Keiner weiß, und keiner wird je wiſſen, was wahr iſt. **

Möge man alſo die Sinne, oder möge man die Vernunft misbrauchen, immer iſt das Uebel, das daraus entſpringt, höchſt bedeutend, und immer daſſelbe: nehmlich ein Mangel an jenen allgemeinen Ideen, auf denen allein die Wahrheit beruht. Der Empiriker hat nur ſeine ſinnliche Empfindungen, der Skeptiker glaubt nicht einmal an dieſe. Ohne Empfindungen haben wir keine Ideen, und Empfindungen allein geben uns keine Wahrheit. Was kann der je behaupten, der blos empfindet? Er kann wohl ſagen: ich empfinde: aber nie, das, was ich empfinde, exiſtirt; viel weniger: das, was ich empfinde, hat dieſe oder jene Natur, oder hängt

---

* Der Pyrrhonism entſprang würklich aus der eleatiſchen Schule. Pyrrho, der bald nach Plato lebte, war von Elea. Laert. in Pyrrhon.

** Laert. ebend.

von dieſer oder jener Urſache ab. * Die Natur und die Exiſtenz der Dinge läßt ſich weder erkennen noch beweiſen, außer vermittelſt jener allgemeinen Ideen, die wir durch Vergleichung der individuellen unter einander bilden, wodurch wir jene ewigen Charaktere erlangen, die durch die Anwendung auf unſere ſinnliche Empfindungen uns in Stand ſezen, behaupten zu können: *die Empfindung iſt wahr oder falſch; die Sache hat dieſe oder jene Natur, dieſen oder jenen Grund.* Kurz, es ſcheint mir, die Empfindung ſey ganz in unſerem Innern: wir verſezen uns vermittelſt das Urtheils und der Vernunft außer uns; aber wir können weder urtheilen noch ſchließen ohne allgemeine Ideen zu haben.**

Es wird eine Zeit kommen, Criton, wo die Philoſophen ſich nicht mehr verſtehen werden. Wird man alsdann den, der blos ſeinen ſinnlichen Empfindungen glaubt, fragen: *wie groß iſt die Sonne?* ſo wird er antworten; *einen Fuß oder etwas mehr oder weniger.* *** Den, der an allem zweifelt, wird man fragen, wer dieſe Lehre zuerſt gelehrt habe, und er wird (zum Beiſpiel) antworten: *Man nennt uns Critonianer, aber mit Unrecht; denn wer weiß, ob es würklich einen Criton gegeben hat?* ****

Es liegt nichts daran, ob die Philoſophen ſtreiten, aber daran iſt ſehr viel gelegen, daß die Philoſophie nicht erlöſche. Ein Streit von wenigen Stunden wekt die Gemüther; währt er ein Jahrhundert, ſo wird er läſtig, und ermüdet und erſchlafft ſie. Die Philoſophie wird von den Griechen zu andern Völkern übergeben, aber ſo, wie eine dem Erlöſchen ſchon nahe Fackel bei unſerer *Fackelfeyer* * von Hand zu Hand geht; die Bewegung ſcheint ihr neues Leben zu geben, und ſie wirft den Glanz, aber blos den augenbliklichen einer flüchtigen Flamme von ſich. Einer Philoſophie, die nicht Eigenthum iſt, widmet man ſich ſchlecht. Die Menſchen werden ſich alsdann mehr mit den Folgen, als den Grundſäzen der Syſteme ihrer Lehrer beſchäftigen; ſie werden mehr den Namen als die Beweiſe bewundern, und werden eben deßwegen minder gelehrt, und leichtglaubiger ſeyn. Nichts verleitet den Menſchen ſo mächtig zum Aberglauben, als das Verlangen nach Wiſſenſchaft vereiniget mit Trägheit in der Erforſchung, als Unwiſſenheit der Dinge vereiniget mit der Bewunderung der Menſchen. Indeſſen wird eine minder phantaſiereiche Secte von Philoſophen die thörichte Bewunderung des größeren Haufens verlachen, und ihren Ruhm in die Freyheit zu denken ſezen; ſie wird auf die Worte keines Lehrers ſchwören, ſondern von jedem Syſteme den Theil wählen, den ſie für wahr hält. Sie werden ſich den Erhalter der geſunden Philoſophie nennen, und werden ihre wahren Zerſtörer ſeyn, denn für ſie wird die Philoſophie zur Geſchichte werden. ** Die unbegränzte Syſtemſucht verderbt die Philoſophie, aber die ſtolze Verachtung aller Syſteme zerſtört jede Philoſophie. Hebt man die Verknüpfung unter den Ideen auf, ſo kann man wohl Thatſachen, aber nie die Gründe derſelbigen wiſſen. Und alsdann, ich wiederhohle es, muß die Philoſophie erlöſchen.

---

* Wir müſſen uns erinnern, daß bei den alten Italienern das *Wahre* nichts anders, als das *Würkliche* war.

** Dieß iſt Platos Ideenlehre. Siehe den Anhang I.

*** Dieß war die Lehre der Epicuräer. *Plutarch. de placitis. Cic. de Finib. I.* Siehe den Anhang I.

**** Die Antwort der Skeptiker, welche nicht Pyrrhoniſten genannt ſeyn wollten. *Diog. Laert. in Pyrrh.*

---

* Ein Feſt zu Athen. S. *Meursius.*

** Plato ſcheint beinahe die alexandriniſche und zum Theil auch die römiſche Philoſophie geweiſſagt zu haben. Secten, Pedanterie, pedantiſche Wuth, Leichtglaubigkeit, Aberglauben, und theurgiſche Philoſophie, *Eklekticismus* .... Wäre wohl dieß die Geſchichte aller Philoſophie?

Aber auch die Moral der Menſchen und der Staaten wird von den traurigen Würkungen aller dieſer Veränderungen der Philoſophie nicht befreyt bleiben. Denn man muß in der Erforſchung und Beſtimmung des Guten nothwendig irren, wenn man in der Beſtimmung des Wahren irrt; und da, wo die Ideen des Guten falſch ſind, gibt es weder eine beſondere noch eine öffentliche Moral. * Die Familie und der Staat ſind ein Gebäude, zu deſſen Errichtung die Sinne den geringſten Theil des Bauſtoffes liefern; die Phantaſie gibt einen bedeutenden Theil dazu; der gröſte aber iſt der, welchen die Vernunft verſchafft.

Siehſt du den Skeptiker? Er wird zweifeln, ob er ein Vaterland, ob er Pflichten habe. Kannſt du glauben, daß er jenes lieben, und dieſe ausüben könne?

Andere, nicht Skeptiker, ſondern, was für das menſchliche Geſchlecht von noch unſeligeren Folgen iſt, allzu fruchtbare, halsſtarrige, trozige Dogmatiker, werden das Wohl des Ganzen in die Erkenntniß einiger Ideen, die ſie allein verſtehen, in die Ausübung gewiſſer Handlungen, für die jeder gleichgültig ſeyn kann, in den Gebrauch gewiſſer Worte, die niemand verſteht, ſezen. Sie werden dem gemeinen Pöbel zu Athen gleichen, der einmal das Wort Tyrann gelernt hat, und nun jede Handlung, die ihm misfällt, tyranniſch nennt. Haſt du einen Fiſch gekauft, und beklagſt dich, daß er nicht gut ſey; ſo ruft er

---

* Cicer. de finib.

aus: ſeht da einen Menſchen, der tyranniſche Fiſche eſſen will! Forderſt du Lauch, und ſie bieten dir Zwiebel, du aber beſtehſt auf dem Lauche; ſo ſagen ſie dir: biſt du ein Tyrann? willſt du das Vaterland zu Grunde richten? Die Metaphyſik und Grammatik werden, wenn man ſie vernachläßiget, die ſchädlichſten Uebel eines Staats.

Siehſt du Antiſthenes und Diogenes? Sie fangen an zu ſagen; dieß iſt ein Bedürfniß der Vernunft, und die Vernunft kann es wohl zeigen, was bequem, nicht aber, was nothwendig iſt: dieß dagegen iſt ein Bedürfniß der Phantaſie, und was kann uns dieſe anders vorſtellen als den Luxus? Auf dieſe Weiſe zerſtören ſie den Bürger durch Zergliederung des Menſchen; ſie rauben ihm die Bedürfniſſe der Kleidung, der Wohnung, des Landbaus, ſie verbieten ihm die Vergnügen, die aus einer nützlichen Thätigkeit entſpringen; und wer möchte alsdann noch die Laſt, in einem Staate zu wohnen, ertragen? Etwa zwanzig Antiſthenes möchten, wenn ſie anders jenen ſchmuzigen elenden Mantel ablegten, aus deſſen Löchern ihr innerer * Hochmuth herausleuchtet, in einem Staate nicht unnütze ſeyn, um das Verderben aufzuhalten. Aber, die zu große Anzahl zeigt, daß das Verderben entweder auf das Höchſte gekommen iſt, oder daß ſehr wenig dazu fehlt. Was über die Natur iſt, kann ohne die äußerſte Verderbniß nicht natürlich werden.

Siehe endlich Ariſtipp und ſeine Schüler, und unter den Italienern Hipparchus von Rhegium, ** der Ariſtipp gleicht, aber hier wenige Anhänger gefunden hat. Die Götter mögen den Feinden unſeres Vaterlandes ſolche Menſchen geben! * Menſchen, die kein anderes Criterium der Wahrheit haben, als die Sinne; keine andere Exiſtenz kennen, als die ihrige, kein anderes Gut, als in ſich, keine andere Pflichten, als für ſich. Ein ſolcher Menſch kann der beſte Bürger eines verdorbenen Staates, der nicht geneſen will, ſeyn, aber er iſt der ſchlechteſte in einem guten Staate, der ſich nicht verderben will.

---

* Die Stoiker unterſchieden ſich nur durch den Mantel von den Cynikern. Dieß iſt eine ſehr alte Bemerkung. S. Bruker.

** Grimaldi V. 2.

Siehſt du, mein lieber Criton, die Uebel, mit denen wir bedroht ſind? Dieß iſt der Grund, warum ich immer geſtrebt habe, und ſtets ſtrebe, die Seele der Griechen in der alten trefflichen Methode der Italiener zu ſtärken. Und gegenwärtig feure ich unſern jungen Cleobulus, der bey mir iſt, an, ſich dieſer männlichen und nützlichen Philoſophie mit Ernſt zu widmen; und ich freue mich der Fortſchritte, die der edle Jüngling auf der Bahn der wahren Weisheit macht. Er hört alle mit Lernbegierigkeit an; er bemerkt ſich alles mit Aufmerkſamkeit, was er hört; die großen Männer, die hier ſind, erfüllen ſeine Seele mit nützlichen Ideen, ſeine junge Mitgenoſſen üben ſeine Vernunft durch Ideenwechſel. Ich bitte dich, ſeiner Mutter in meinem Nahmen wegen ihm Glük zu wünſchen.

Ich weiß, daß mich viele in Griechenland beſchuldigen, als hätte ich die einfache und faßliche Philoſophie des Socrates durch die dunkle Betrachtungen eines Timäus und Parmenides verderbt. ** Aber o! warum bin ich nicht in einem Zeitalter und unter Menſchen geboren, die ſolcher Hülfsmittel nicht nöthig hätten!

Die Wahrheit iſt einzig und nothwendig. Was liegt daran, ob ſie von Socrates, Parmenides oder Heraklitus komme? Mag ſie ſtammen, von wem ſie will, ſie gehört immer Gott an. Was liegt daran, ob man ſie immer und auf verſchiedene Weiſe wiederhohle? Man muß ſie immer wiederhohlen, bis die Menſchen ſie verſtehen und ſie (was das ſchwerſte iſt) lieben; man muß ſie auf alle Arten wiederhohlen, weil ſie alle lieben ſollen; alle haben das Recht, ſie zu verſtehen, aber alle können ſie nicht verſtehen, wenn ſie auf dieſelbe Weiſe gelehrt wird.

---

* . . . . Errorem hostibus illum.

** Ein Vorwurf, den man Plato machte. Siehe Bruker.

XL.

Von Cleobul an Speuſippus.

Phyſik des Timäus.

Ich habe ihn auch kennen gelernt, mein lieber Speuſipp, jenen Timäus, den Freund von Socrates und Plato; ich habe ihn geſehen, ich habe ihn gehört... Ich höre ihn täglich.... Italien hat keine größeren Männer als Archytas und Timäus! Der erſte, beſchäftiget mit den Sorgen um ſein Vaterland, hat alle ſeine Geiſtesthätigkeit auf das praktiſche Leben gerichtet: Timäus, durch das Misgeſchik der Zeiten der Verwaltung ſeiner Vaterſtadt, die er ſonſt mit ſeinem Geiſte regiert, und mit ſeinem Arme vertheidiget hatte, entriſſen, * Timäus hat ſich ganz den Studien der ächten Speculation gewidmet.

Solche Männer kann man nicht beſſer kennen lernen, als wenn man ſie ſelbſt hört; nicht anders ſchildern, als, indem man ihre Unterredungen darſtellt. Ich beſuche die Vorleſungen des Timäus immer, mit dem Nöthigen verſehen, um ſeinen ganzen Vortrag aufzuzeichnen.

Stelle dir einen groſſen Saal vor, in welchem gegen hundert Zuhörer alle in Ordnung, alle in der tief-

---

* Plato Timaeus.

ſen Stille verſammelt ſind. In der Tiefe des Saals ablikſt du einen Siz, erhabener als die übrigen, und ſo geſtellt, daß der darauf Sizende den Zuhörern im Auge iſt: hinter ihm an der Mauer hängend, befindet ſich eine große Tafel, auf der man mit Kreide geometriſche Figuren verzeichnen kann; auf einem Tiſche, der vor dem Size ſteht, ſiehſt du Zirkel, Lineale, Winkelmaaße, und ein beſonderes Buch, das die Pythagoriker beſizen, um das Verfahren in den Berechnungen zu erleichtern; * Endlich erſcheint Timäus; er ſezt ſich; höre ihn; er ſelbſt iſt es, welcher ſpricht.

„Ich werde dießmal über die Natur reden: ich werde reden von der Welt, von den Menſchen, und von Gott. Der Menſch bewohnt ein Haus, das man mit Recht und vorzugsweiſe mit dem Namen ſchön belegt; aber der Menſch ſezt einen Urſprung, und das Haus einen Baumeiſter voraus.“ **

„Wenn wir einen aufmerkſamen Blik auf die uns umgebenden Dinge richten, wenn wir die Folge aller Ereigniſſe betrachten; ſo werden wir finden, daß ſie eine gedoppelte Natur haben: die eine die der Freyheit, die andere die der Nothwendigkeit. Es müſſen darum auch zwei verſchiedene Principien aller Dinge ſeyn; Verſtand und Nothwendigkeit. Denn

---

[*] Die Pythagoriker hatten eine beſondere Arithmetik. Welches war ſie? Boethius ſagt, es ſey die pythagoräiſche Tafel geweſen!! Andere haben nichts Beſſeres als Boethius vorgebracht. — Siehe den Anhang I.

[**] Beinahe dieſe ganze Rede des Timäus findet ſich in dem Werke, das wir unter ſeinem Namen mit dem Titel von der Weltſeele haben; ein kleines Werk, das man für ein Werk von Timäus ſelbſt hält, das aber blos ein Auszug davon, und zwar ein von einer ſehr ungeſchikten Hand verfertigter Auszug iſt. — S. den Anhang I.

der Verſtand allein kann die Urſache der Dinge ſeyn, welche er bewürkt, und den Grund ſeiner Hervorbringungen in ſich ſelbſt enthalten: alles andere, was ſeinen Grund außer ſich hat, iſt Reſultat der Gewalt oder des Stoßes der Nothwendigkeit; und wenn auch in ſolchen Dingen der Grund gewiſſer Würkungen liegen ſollte, ſo ſind ſie doch nur Mittelurſachen, von denen man, immer von der einen zur andern aufſteigend, zulezt auf ein geiſtiges Princip kommen muß. Ohne ein ſolches geiſtiges Princip würde nichts exiſtiren."

„Dieſen Geiſt nun, der alles hervorgebracht hat, alles erhält, alles bewegt, was exiſtirt, dieſen Geiſt nennen wir Gott."

„Aber ehe die Welt ſo exiſtiren konnte, wie ſie vor unſerem Auge erſcheint, mußte nothwendig in dem Geiſte des Weltbaumeiſters die Idee deſſen, was er bilden wollte, und der Stoff ſeines Werkes exiſtiren. Dieſer Stoff war ewig, ohne Form, ohne Bewegung, ohne Figur, ohne Trennung der Theile; aber dennoch empfänglich für alle Geſeze, und alle Formen, die ihr ein höherer Urheber geben wollte. Was iſt wohl die Welt, in der wir leben? Nichts anders als die Ausführung der ewigen Idee, die in dem Geiſte des ewigen Weltbaumeiſters lebte. Wären bei einem ſolchen erhabenen Gegenſtande, wie der iſt, von welchem wir ſprechen, Aehnlichkeiten erlaubt, wär' es vergönnt, die Natur und die Gottheit mit unſern ſchwachen Worten zu meſſen, ſo könnte man ſagen, die Idee gleiche dem Vater, die Materie der Mutter, und die ſinnliche Welt der Frucht."

„Alles, was uns alſo in der Welt erkennbar iſt, läßt ſich auf folgende drey Gegenſtände zurükführen; die Idee, die Materie, und ſichtbare Welt. Zur Erkenntniß der erſten gelangen wir durch Verſtand und

Vernunft; zu der der lezteren vermittelſt der Sinne. Und in dieſen beiden Erkenntnißzweigen werden wir immer Wahrheit oder wenigſtens ſubjektive Gewißheit haben; denn unmöglich kann eine Sache durch die Sinne vernommen werden, und doch zugleich nicht vernehmbar ſeyn, unmöglich kann eine Idee erdichtet ſeyn, die wir ſelbſt durch die Vernunft gebildet haben. Was aber die Erkenntniß der Materie betrifft, welche von andern die Subſtanz der ſinnlichen Dinge genannt wird, von dieſer haben wir nur eine unächte Art des Schluſſes; und kaum iſt es uns vergönnt, aus der Vergleichung mannigfaltiger Gegenſtände auf einige Wahrſcheinlichkeit zu ſchließen."

„Gott konnte die Welt nicht erſchaffen, ohne ihr Geſeze zu geben. Gott, als ein gutes Weſen, konnte nur Schöpfer eines guten Werkes ſeyn, eines Werkes, an dem er ſelbſt Gefallen trug: er konnte die Welt nicht erſchaffen, ohne die Abſicht zu haben, ſie zu erhalten. Dieſe Welt iſt eine, und wie ſollte ſie es nicht ſeyn? wenn wir unter Welt alles Erſchaffene verſtehen. Sie iſt unendlich, und wie ſollte ſie es nicht ſeyn? wenn überall nichts außer ihr exiſtirt. Alles, was in der vorbildlichen * Idee der Gottheit war, iſt in der Welt enthalten; und, ſo wie jene alles Mögliche begriff, ſo umfaßt dieſe alles Würkliche. Sie hat eine kreisförmige Geſtalt, denn der Kreis iſt die vollkommenſte aller Figuren; und wenn ſie dieſe nicht hätte, ſo würde irgend einer ihrer Theile in das Nichts hinausragen; ein Theil würde größer oder kleiner ſeyn; das ſich alles für ein Weſen, das wir unendlich genannt haben, nicht ſchikt. Endlich muß die Welt dicht ſeyn: denn, wäre ſie dieſes nicht, ſo würde ſie auch nicht fühlbar ſeyn."

„Die Materie, aus welcher dieſe Welt zuſammen-

---

* Archetypa.

geſezt iſt, iſt theilbar; und durch fortgeſeztes Theilen gelangt man von ihren erſten auf gewiſſe lezte Beſtandtheile, die keine weitere Theilung zulaſſen; und die wir Elemente nennen. Dieſe ſind Feuer, Erde, Luft und Waſſer; und haben ſolche Beziehungen unter ſich, daß ſie ſtets, man mag ſie auch noch ſo verſchieden miſchen, daſſelbe Verhältniß behalten, und keines das andere zerſtört. So möget ihr die Stellung vier proportionaler Größen beliebig unter einander verändern; ihr werdet immer dieſelbigen Verhältniſſe behalten; ſo behält zum Beyſpiel in einem Kreiſe der Radius, ſeine Lage mag ſeyn, welche ſie will, immer dieſelbigen Verhältniſſe mit den Linien, die um ihn ſind.“

„Ich führe gerne geometriſche Beyſpiele an; denn ich halte ſolche Beyſpiele, die von ſinnlichen Dingen hergenommen ſind, welche mit intellectuellen dieſelbigen Eigenſchaften haben, ſehr dienlich, um dieſe begreiflich zu machen.“

(Hierauf fieng er an, von Zahlen und Figuren zu ſprechen, und führte lange mathematiſche Geſpräche, um zu beweiſen, daß blos aus vier Zahlen und vier Linien eine unendliche Mannigfaltigkeit von Zahlen und Figuren entſtehen könne; um der Erſcheinung, daß nur aus vier Elementen alle ſichtbare Dinge der Welt entſtehen, das Wunderbare zu benehmen.)

„Ich kehre wieder auf die Welt zurük. Gott hat ihr eine Seele gegeben; denn wenn ihr dieſe Seele nicht inwohnte, würde die Welt unvollkommen ſeyn, weil ſie den Grund von dem, was in ihr vorgeht, von einem außer ihr befindlichen Weſen hernehmen müßte. Im Mittelpunkt wohnend, übt dieſe Seele vermittelſt der Bewegung ihre Macht über alle Dinge der Welt aus. Verſchieden von allen andern belebten Weſen, muß auch die Welt in den Theilen, die gleichſam ihre Glieder ſind, eine verſchiedene Anlage, und in ihrem leben eine verſchidene Kraftäußerung haben. Denn alle andere Thiere empfangen und erhalten ihr eigenes Leben von Dingen, die außer ihnen liegen, und daher rührt die mannigfaltige Natur und der mannigfaltige Gebrauch ihrer Glieder. Außer der Welt iſt Nichts. All' ihr Leben iſt in ihr ſelbſt; beginnt in ihr, und endet in ihr; gehet von ihr aus, und kehret zu ihr wieder zurük: ihr Handeln iſt nichts als ein ewiges unveränderliches Umdrehen um ſich ſelbſt.“ [*]

„Nun haben nicht alle Dinge daſſelbige Princip der Bewegung. Einige bewegen ſich von ſich ſelbſt, andere müſſen von äußeren Urſachen in Bewegung geſezt ſeyn. Nur die Seele iſt es, die ihre Bewegung von ſich ſelbſt hat, und ſie allen andern Weſen nach dem Geſeze der harmoniſchen Verhältniſſe mittheilt. Wenn es uns vergönnt iſt, von ſinnlichen Dingen Formeln zu nehmen, um die erhabenſten Myſterien des Weltalls zu erklären, ſo werden wir das Geſez zwar nicht erklären, aber andeuten können, nach welchem ſich die Würkſamkeit der Weltſeele durch alle Theile der Maſchine der Welt ergießt.“ [**]

„Wir können Gott, den Urheber des Weltalls nicht begreifen, aber alles ſpricht von ihm an uns. Welches Schauſpiel gleicht dem ſeiner Werke! Im Himmel, auf Erde, im Meere, in dem Wechſel der Jahreszeiten, in dem ewigen Laufe der Geſtirne, in der kurzen Lebensdauer der Geſchöpfe, deren Zerſtörung nur dazu beſtimmt zu ſeyn ſcheint, um der Erzeugung anderer, die ſeine Wohlthaten preiſen können, Plaz zu machen; — welche Pracht! welche Verſchwendung von Wundern!“

„Wenn wir jedoch, gleich einem Wanderer, der in einem reizenden Garten entzückt iſt, nachdem wir jenes erſte unwiderſtehliche und unbeſtimmte Gefühl von Bewunderung genoſſen haben, das zu allen Gegenſtänden hinreißt und über alle verbreitet, nun inne halten, um eines nach dem andern zu prüfen, ſo bieten ſich uns zwo große Claſſen von Weſen dar: die himmliſchen und irrdiſchen.“

---

[*] Dieſe Idee iſt auch von Plato an verſchiedenen Stellen, und beſonders im Timäus und zwar beinahe mit denſelbigen Worten ausgedrükt.

[**] Man ſehe den Anhang I.

„Die Natur der erſten können wir, da es uns an den Sinnen zu ihrer Beobachtung fehlt, nicht erkennen, und das Wenige, das man mit dem Verſtande von ihrer Natur begreifen könnte, vermögen weder alle zu verſtehen, noch intereſſirt es alle, es zu wiſſen. Wir aber wollen von der Erde reden, die der Aufenthaltsort der Menſchen und der unſterblichen Götter * iſt, und mit ihren Bewegungen um ihre Axe alle die Phänomäne erzeugt, die wir der Bewegung der Geſtirne zuzuſchreiben pflegen, Tag und Nacht, und die andere Maaße der ſinnlichen Zeit, ein für unſere Sinne angemeſſenes Bild der Ewigkeit der himmliſchen Weſen.“

„Nun ſind die Elemente aller Dinge, die unſeren Aufenthaltsort ausmachen und zieren, (wie ſchon geſagt iſt) Erde, Waſſer, Luft und Feuer; von denen die Erde das älteſte iſt, denn ohne Erde könnte es kein Waſſer geben, und ohne Waſſer und Erde hätten Luft und Feuer keinen Ruhepunkt und keinen Ort ihrer Würkſamkeit.“

„Wir können uns keinen Körper ohne Geſtalt denken. Werden wir nun wohl die Geſtalt jedes dieſer vier Elemente beſtimmen können? Werdet ihr in den Wahrheiten der Geometrie mehr bewandert ſeyn, als ihr es gegenwärtig ſeyd, ſo werdet ihr leicht begreifen, daß wir uns weder einen Körper ohne Fläche, noch eine Fläche ohne drey Winkel vorſtellen können; und wenn ihr die verſchiedenen Figuren kennet, die aus der Vereinigung der

---

* Ueber den wahren Sinn des Ausdruks Unſterbliche Götter, S, Vico de A. J. S.

drey Winkel entſtehen können, ſo werdet ihr leicht begreifen, daß die Erde die Figur eines Cubus haben muß, eine Figur, die ganz zu ihrer Feſtigkeit paßt, und ſehr geſchikt iſt, von allen andern Figuren durchdrungen zu werden; ein dichter Körper von acht Seiten wird die Figur des Waſſers, einer von zwölf die der Luft ſeyn; und die Figur des Feuers, desjenigen Elementes, das alle andere durchdringt, und von keinem durchdrungen wird, wird die Pyramide ſeyn."

Kennen wir einmal die Geſtalt dieſer Elemente, ſo wird es leicht ſeyn, den Grund von allem dem anzugeben, was in der ſinnlichen Welt geſchieht, und was nichts anders als das Reſultat der mannigfaltigen Miſchung eben dieſer Elemente iſt. So iſt die Luft bald kalt, bald warm; das Waſſer bald flüßig, bald gefroren; die Flamme, das Licht, der Glanz ſind nichts anderes, als das Feuer ſelbſt. Glaubet ihr, die Mineralien ſeyen bald ſchmelzbar, wie das Eiſen, das Gold und das Silber, bald zerreibbar, wie der Schwefel? Sie ſind nichts anders, als auf verſchiedene Weiſe verdichtete Flüſſigkeiten, nach der verſchiedenen Aehnlichkeit der Figuren der Dreyecke, die das Feuer ausmachen, und nach der verſchiedenen Durchdringung deſſelben in die andern Elemente. Und jene Farben, mit denen ſich die Natur bei der Erſcheinung des wohlthätigen Geſtirnes, das uns den Tag ſchenkt, verſchönert, glaubet ihr, daß ſie wirklich an den Körpern exiſtiren, die wir weiß, roth, grün.... zu nennen pflegen? Glaubet ihr, daß es eben ſo viele ſeyen, als wir davon nennen? Wir miſchen zwei oder drey, und bringen andere dadurch hervor; aber eben die, welche wir für einfach halten, ſind ſchon von der Natur zuſammengeſezt, die eine feinere Kunſt und mächtigere Mittel, als wir, beſizt. Sie kennt deren nur vier; und dieſe exiſtiren nicht in den Körpern ſelbſt, die wir farbigt nennen, ſondern ſie ſind die verſchiedenen Lichtſtrahlen, verſchieden bewegt, die von den Gegenſtänden auf unſer Auge zurükfallen. Izt ſcheint uns dieß unglaublich, theils weil wir die Farben, die wir für einfach halten, jenen Lichtbündel, der uns von der Sonne kommt, noch nicht zu zerlegen verſtehen; theils weil wir der Wahrheit von dem, das wir nicht nachahmen und gleichſam durch eigene Verſuche beſtätigen können, nie vollen Beyfall geben; aber vielleicht kommt einmahl irgend ein Gott, oder ein von Gott begünſtigter Mann tritt auf, der dieſen Schleyer, der die Geheimniſſe der Natur noch bedekt;* lüpfen wird."

„Alles in der ſinnlichen Welt alſo iſt Schein; alles Täuſchung: und das Leben des Menſchen iſt nur in ſeiner Seele. Aber eben der ewige Baumeiſter, der dem Menſchen eine zur Erkenntniß der Wahrheit geſchikte Seele verlieh, hat dieſer Seele auch einen Körper gegeben, gleichſam zum Werkzeug jene Täuſchungen, die das Vergnügen hervorbringen, empfinden zu können, und gleichſam als ein Organ der Seele, um jene Tugend, die allein unſer Glük ausmachen kann, ausüben zu können. Der Menſch iſt das ſchönſte Werk der Gottheit; der Menſch, der denkt, iſt ein Beweis ihres Verſtandes; der Menſch, der empfindet, iſt ein Beweis ihrer Güte; und der tugendhafte Menſch .... der tugendhafte Menſch iſt Gott ähnlich."

Hier fieng Timäus nach einer kurzen Pauſe an, von dem Menſchen zu ſprechen, deſſen genaue Kenntniß, wie er ſagte, die Erkenntniß Gottes und der Natur begreift. Er ſprach von den Theilen, aus denen ſein Körper beſteht; er ſprach von dem Gehirne, dem Size jener Seele, die an der Natur des Ichs oder

---

* Die Prophezeiung, welche Newton nach zweitauſend Jahren in Erfüllung gebracht hat, findet ſich nicht in Timäus, wohl aber in Plato.... Timäus ſagt nur, die Farben exiſtiren nicht an den Körpern, und viele ſeyen zuſammengeſezt.

der Vernunft Antheil nimmt; ſprach von dem Herzen, dem Size der andern Seele, deren Charakter die Kraft des Erzürnens iſt, und die gleichſam der Wildfang der erſten iſt; er ſprach von der Leber, wo das Prinzip unſerer Lüſte ſeinen Siz hat. Es ſchien, als ſehe man vor den Augen einen Menſchen zerlegen, als höre man ſich den Urſprung aller Adern, den Gang aller Nerven vorſagen: ein wahrhaft bewundernswürdiges Schauſpiel, das, indem es die Gebrechlichkeit unſerer Maſchine zeigt, den Geiſt zur Betrachtung der erhabenen Zweke erhebt, welche die Natur mit ſo ſchwachen und hinfälligen Mitteln zu erreichen wußte!

Er zeigte, wie das Gehirn das Princip des Rückenmarks, die Stüze und gleichſam der Hauptbalke unſerer Maſchine ſey; die Knochen dienen, dieſes Mark zu deken; die Nerven und Muſkeln dienen gleichſam als die Bande der verſchiedenen Theile der Maſchine. Er zeigte die verſchiedene Natur der innern Theile, deren einige zur Nahrung, andere zur Geſundheit dienen; er zeigte den Gebrauch der äußeren Theile, von denen einige, die vom Gehirn abhängen, zum Gefühl, andere zur Bewegung beſtimmt ſind. Er zeigte, wie der Magen allen Nahrungsſtoff zubereite, und wie ſich dieſer vermittelſt des Herzens und der Adern durch die ganze Maſchine verbreitet. Er ſprach von den Sinnen, die ſich alle auf den Taſtſinn zurükführen laſſen, und nach dem verſchiedenen Gebrauche, zu dem ſie beſtimmt ſind, verſchiedene Namen erhalten, und zählte alle die verſchiedene Empfindungsarten auf, die ſie gewähren. Er zeigte, daß der Ton nichts anders als die Bewegung ſey, die die Stimme vermittelſt der Luft zum Ohr fortpflanze, von wo ſie durch einen Kanal zum Gehirn gelange; wie das Geſicht ſich vermittelſt der Farben übe; und nun gieng er zu ſeineren Nachforſchungen über, und zeigte, welche Empfindungen von dieſem, welche von jenem Sinne herrühren. So giebt uns zum Beyſpiel das Geſicht nichts als Farben; das Gehör nichts als Töne; der Taſtſinn, derjenige Sinn, der uns von allen die meiſten Empfindungen giebt, der Taſtſinn erkennt das Warme, Kalte, Trokene, Feuchte, Herbe, Glatte, Harte, Weiche, Widerſtehende, Nachgebende; der Taſtſinn beſtimmt das Schwere und Leichte nach der verſchiedenen Richtung der Dinge, denn leicht iſt alles, was vom Mittelpunkt zum Umkreiſe; ſchwer dagegen, was vom Umkreiſe zum Mittelpunkte ſtrebe.

Er ſprach von den Vergnügen, und zeigte, daß ſie aus den Beziehungen der ſinnlichen Gegenſtände auf unſere Maſchine entſpringen, die einen Zuſtand hat, den man den natürlichen nennen könnte; Schmerz verurſachen diejenigen Empfindungen, die mit ihren Bewegungen die Natur aus dem Gleichgewichte bringen, vergnügen dagegen alle die, die ſie wieder in das Gleichgewicht ſezen. Und alle dieſe Empfindungen ſind nichts als Würkungen des Taſtſinns. So nennen wir, wenn wir von dem Geſchmaksſinne reden, das herbe, was die Zunge gewaltig reißt; ſalzig, was ſie nur mäßig reizt; ſcharf iſt das, was zu ſehr in das Innere eindringt, und ſüße was ſich auflöſt und auf ihrer Oberfläche bleibt.

Er ſprach von den Krankheiten des Körpers, der zu ſeiner Erhaltung der Nahrung und des Athmens bedarf. Dieß iſt eine andere Art von Nahrung, die ſich aus dem Abſcheu erzeugt, den die Natur gegen alles Leere hat, und durch die die Luft in unſere Schweislöcher eindringt, um jene zu erſezen, die unſere natürliche Wärme verzehrt. Die Krankheiten entſtehen entweder aus allzugroßem Ueberfluß, oder aus

Mangel oder aus natürlicher Verderbniß der Säfte. Aber wer könnte alles wiederholen, was er über die Krankheiten des Geiſtes ſprach, des Geiſtes, der bald der Herr, bald der Diener des Körpers iſt, der ihm zu ſeinem Werkzeuge gegeben iſt?

Dieß iſt nur ein Ueberblik deſſen, was Timäus in dem Verfolge ſeiner Lehrſtunden vortragen wird. Glüklich die, die ihn immer hören können! Ein Mann ſolcher Art iſt er nicht einen ganzen Staat werth? Und wenn ſein Vaterland nicht mehr ſeyn wird, wenn das Verhängniß menſchlicher Dinge das Reich des großen Königes zerſtört haben wird, und die Kampfpreiſe Spartas und Athens in Vergeſſenheit begraben ſeyn werden, und die Menſchen auch die Sprache, die ſie jezt reden, vergeſſen haben werden; glaubſt du nicht, daß alsdenn noch Timäus ſeine Herrſchaft über die Geiſter, die geboten werden, beſizen werde, und daß ſeine Gedanken, gleich dem unter der Erde verborgenen Saamenkorne, von neuem andere Gedanken hervorbringen, und das menſchliche Geſchlecht zu derjenigen Vollkommenheit emporheben werden, deren es fähig iſt?

XLI.

Bruchſtük von Timäus über das Daſeyn Gottes.

„Nur die Seele kann Gott faſſen. Der Beweis ſeines Daſeyns beruht nicht auf menſchlichen Meinungen, die unbeſtändig, wie die Jahrhunderte, und mannigfaltig, wie die Länder ſind, in denen die Menſchen leben: wer ihn aus dieſer Quelle herleiten wollte, würde wohl Stoff zum Streite, aber keine Belehrung erhalten; und die für die Tugend und Glükſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts wichtigſte Idee würde entweder um der Schwäche des Grundes, auf dem ſie ruht, wankend, oder um des Fanatismus der Secten und Partheien willen ſchädlich werden. Auch beruht dieſer Beweis nicht auf dem unermeßlichen majeſtätiſchen Schauſpiele des Univerſums; denn, wenn auch ſchon in dieſem überall ſich ein Geiſt ankündiget, von dem allein dieſe Ordnung und Schönheit ſtammen kann, ſo möchte doch irgend ein kühner Sophiſte auftreten, und behaupten, alles, was wir empfinden, exiſtire nicht würklich, und es ſeye nichts Anderes, als eine Vorſtellung von uns, deren Grund blos in uns ſelbſt liege. Das ganze Univerſum wird alsdann zu einem Traume, und von Allem bleibt nichts gewiß, als die Exiſtenz meines Ichs. Dieß war auch würklich die Meinung, welche Protagoras in jenem Werke behauptete, das ihm in Athen ſo vielen Haß zuzog, und in welchem er den Saz: ob es Götter gebe, oder nicht, bezweifelte.* In der That läugnete auch Protagoras die Exiſtenz der Götter nicht, ſondern behauptete nur, die Beweiſe, die bis auf ſeine Zeit für dieſe Exiſtenz gegeben worden ſeyen, ſeyen nicht über alle Einwendung erhaben. Die Athenienſer aber handelten ſehr unrecht, dieſen Mann zu verfolgen, ſtatt ihn, wie es ihre Pflicht geweſen wäre,

* Cic. de nat. deor. Laert. in Protag. Die Lehre des Protagoras, was auch andere dagegen ſagen mögen, war nichts anders als Idealismus. Siehe den Anhang 1. Dieſes ganze fortlaufende Geſpräch von Timäus über die Exiſtenz Gottes findet ſich in dem kleinen Werke über die Weltſeele nicht. Seine Lehre ſcheint eine Darſtellung der des Parmenides, von der Timäus nur in einigen wenigen unbedeutenden Punkten abwich. S. Plato. Timaeus und Parmen. an mehreren Stellen.

zu widerlegen. Die Idee der Gottheit darf von der des Guten nicht getrennt werden. Sie iſt dem menſchlichen Geſchlechte zu nothwendig: o! laßt uns ihr Intereſſe nicht aus unverſtändigem Eifer verrathen, indem wir ſie gehäſſig machen, und zum Vorwand der Verbannung des Gefängniſſes und Todes mißbrauchen laſſen! Laßt uns die Sache der Götter nicht dem Anblik des Volkes, dieſes ewigen Kindes, preisgeben, das immer mehr Gefühl als Verſtand, mehr Empfindung als Vernunft hat; das der Wahrheit die Fehler ihrer Vertheidiger anrechnet, und aus ihrem Schweigen den Schluß auf das Bedenkliche, und aus der Anwendung der Gewalt ſtatt der Vernunftgründe den Schluß auf das Unrecht ihrer Sache macht! Sollten wir wohl befürchten, es möchte an Beweiſen fehlen, um die Sache der Götter ſiegreich zu führen? Wenn je dieſer Zweifel einen Augenblik in unſerem Gemüthe aufſteigen könnte, ſo würden wir die erſten Atheiſten ſeyn; und vielleicht mögen es auch alle Intolerante, und Verfolger würklich ſeyn.“

„In Italien haben die Zweifel des Protagoras der Wahrheit einen neuen Triumph bereitet. Der Weiſe von Elea hat den Sophiſten von Abdera widerlegt, und die Zweifel, welche dieſer gegen die vorhergehenden Beweiſe erregte, haben endlich einen neuen und unumſtößlichen zum Daſeyn gebracht, der der einzige und erſte hätte ſeyn ſollen, wenn es das Loos der Menſchheit wäre, auf einem andern Wege als durch Ausmerzung der Irrthümer zur Wahrheit zu gelangen; einen Beweis, der die Idee der Gottheit zum inneren von unſerer Exiſtenz untrennbaren Eigenthum unſerer Seele macht.“

„Wozu bedürfen wir zu wiſſen, ob das, was wir ſehen und empfinden, würklich exiſtire? Mein Ich, das denkt, ſieht, empfindet, wenigſtens dieß exiſtirt gewiß. Das ganze übrige Univerſum, ſey es auch nur eine Reihe meiner Ideen, ſo exiſtiren doch gerade dieſe Ideen. Und was iſt der Grund aller meiner Ideen? Wenn außer mir kein anderes Weſen exiſtirt, ſo muß ich ſelbſt der Grund davon ſeyn. Ich muß alles wahrnehmen, was in mir vorgeht: denn, was ich nicht erkenne, das könnte ich auch nicht hervorbringen; Begriff und Urſache bedingen ſich gegenſeitig.* Ich muß alſo in jeder Idee, und Empfindung, die ich habe, die Wahrheit oder Wärklichkeit des Grundes, der ſie erzeugt, ihre innere Natur, ihre Urſachen und Wärkungen erkennen.“**

„Habt ihr nun je über die Natur unſerer Seele tief nachgedacht? Sie gelangt zur Erkenntniß des Daſeyns, der Natur, der Urſachen der Dinge, nur vermittelſt allgemeiner Begriffe, die ſie ſelbſt durch Verknüpfung und Trennung der beſonderen bildet. Wo die Reihe der Allgemein-Begriffe abbricht, da endet auch der menſchliche Geiſt; da iſt ein Zeichen, daß der Menſch die Aehnlichkeit der Dinge nicht weiter verfolgen kann, mithin daß er ihre Natur und Urſachen nicht mehr kennt. Würde der Menſch wärklich die Ideen, die er hat, das Univerſum, das er ſieht, und vorſtellt, hervorbringen; würde er es wahrhaft erkennen, ſo müßte er, von einer Idee zur andern emporſteigend, zulezt auf Eine Univerſalidee gelangen (denn wenn ſie nicht Eine wäre, ſo würde ſie aufhören eine Univerſalidee*** zu ſeyn, in der alle andere befaßt wären.)“

---

* Dies iſt ein anderer Hauptſaz der Italieniſchen Metaphyſik. Siehe Vico de A. I. S. — Serrano Darſtellung von Parmenides.

** Ueber die wahre Bedeutung des Worts erkennen ſiehe Vico a. a. O.

*** Plat. Parmenid.

„Nehmet ihr nun das Daſeyn einer ſolchen Idee n euch wahr? Habt ihr immer ein ſicheres Eriterium er Wahrheit, oder ſeyd ihr nicht oft gezwungen, in Dunkel und Zweifel, in endloſer Ungewißheit, und nauflösbaren Irrthümern zu ſchweben? Begreift ihr ie Urſache, alles deſſen, was in euch vorgeht? Hängt es von eurem Belieben ab, was und wie ihr mpfinden wollt, oder nehmt ihr nicht oft wahr, daß hr von einer höheren Gewalt, von einem unwiderſtehlichen Strome dahingeriſſen werdet? Nur der Menſch und ſeine Ideen exiſtiren: o! wie ſinnlos ſind ir doch! Es exiſtirt ein Künſtler, der in den meiſten Fällen nicht weiß, was er thut, es exiſtirt eine nzige Urſache, der ſich in den meiſten Fällen eine ndere Gewalt entgegenſezt!!! Wir haben die Welt zrſtört ..... und nun ſind wir allein auf den Trümmern, eben dem Weſen gegenüber, deſſen Daſeyn und Ruhm uns die Welt pries. Unſere Seele allein wäre icht vermögend, alles, was wir ſehen, glauben und enken, hervorzubringen.“

„Ich will mich noch weiter erklären. Wir nennen dasjenige geordnet, was nach einem allgemeinen Geſeze, das wir zuvor begriffen haben, entweder zugleich iſt, oder auf einander folgt. Ohne das Geſez zuvor begriffen zu haben, können wir die Ordnung icht erkennen. Halte einem aus dem Pöbel vier Zahlen in arithmethiſcher Progreſſion vor; er wird ir ſogleich zugeſtehen, ſie ſeyen geordnet: halte ihm rey in harmoniſches Verhältniß geſezte Zahlen vor; ſo wird er behaupten, ſie ſeyen verwirrt, ohne Ordnung und Abſicht ſo hingeſtellt. Woher kommt es doch, daß ein ſolcher Menſch die Ordnung des erſten Verhältniſſes einſieht, die des zweyten nicht? Warum ntdeckt er auf den erſten Anblik das Geſez der arithmethiſchen Progreſſion, und das des harmoniſchen

Verhältniſſes nimmt er nicht wahr? Ordnung, Schönheit, Harmonie ſind drey Worte, die drey verſchiedene Arten zu ſehen und zu empfinden ausdrüken; und alle drey ſezen die Kenntniß des Geſezes voraus. Welches iſt nun dieſes Geſez? Nichts anders, als eine allgemeine Idee, die vielen andern in ihr enthaltenen einzelnen Ideen gemein iſt, ſo wie du an dem Plane eines Tempels, den ein Baumeiſter zeichnet, aus ſeiner Lage und Abmeſſung jedes Thor, jede Halle, jede Säule findeſt. Dieſer Plan iſt das Geſez. Nur wer es kennt, vermag über die Schönheit und Ordnung des ganzen Gebäudes zu urtheilen: wer es nicht kennt, kann nichts als über die Schönheit irgend eines Theiles ſtammeln. Er wird im Stande ſeyn, richtig über die Schönheit einer Säule zu urtheilen; denn er wird ſie mit dem Verſtande von dem übrigen Gebäude trennen, ihre Baſis, Höhe, und Durchſchnitt meſſen; und indem er den Beziehungen nachforſcht, die der Baumeiſter unter den Theilen angebracht hat, wird er vermittelſt der Beobachtung deſſen, was er fertig ſieht, zur Erkenntniß des Geſezes gelangen. Wollte aber der Baumeiſter auf eben dieſe Weiſe verfahren, ſo würde nie kein Gebäude errichtet werden. Keiner wird die Errichtung eines Gebäudes mit den Abmeſſungen einer Säule anfangen. Vielmehr wird er in ſeiner Seele die Idee eines vollendeten Gebäudes entwerfen: wird bey ſich ſelbſt denken, welche Lage, welchen Zwek, welche Zahl der Theile es haben müſſe: wird die verſchiedene Beſchaffenheit jedes Theils, die Urſachen und Würkungen erkennen; und alle dieſe Ideen werden in der Univerſalidee ſeines Planes begriffen ſeyn. Nun erſt wird er ſie ausführen, und der harte Stein, und das plumpe Holz werden ſich in einen geräumigen Pallaſt und in einen prächtigen Tempel verwandeln.“

„Die ſchaffende Intelligenz muß ganz andere Ideen und Methoden haben, als die empfindende. Dieſe beobachtet, jene begreiſt: die erſte ſteigt von individuellen Thatſachen zu allgemeinen Ideen auf, die zweyte ſteigt von der allgemeinſten Idee zu dem individuellen in der allgemeinen begriffenen herab; bey der erſten muß die That vor der Idee, bey der zweyten die Idee vor der That vorhergehen. Es iſt alſo nicht nur nothwendig, daß außer deinem Geiſte noch ein anderer Geiſt exiſtire; ſondern eben dieſer muß auch der Exiſtenz aller deiner Empfindungen und Ideen ſchlechterdings vorausgehen; ſeine Exiſtenz muß früher ſeyn, als die deinige und die des Univerſums.“

„Wie wollen wir nun die Natur dieſes Geiſtes ausdrüken, von dem alle andere ihren Urſprung haben? Der menſchliche Verſtand verliert ſich in der Betrachtung deiner Vollkommenheiten, ewiger Geiſt! und keine ſterbliche Lippe vermag je dein Lob würdig auszuſprechen. Ich erkenne dich als den Einzigen, oder wer vermag dein Weſen auszuſprechen? Eigen iſt die Idee, die du von allen Ideen der Menſchen in dir haſt; weder Zahl, noch Figur, noch Zeit paßt auf ſie: könnte ſie durch irgend etwas, das ſich theilen läßt, vorgeſtellt werden, ſo würde ſie aufhören, die einzige zu ſeyn.[*] Du biſt unendlich, und unwandelbar: allen erſchaffenen Dingen haſt du die Zeit verliehen, und für dich haſt du die Ewigkeit behalten. Alles, was Anfang und Ende hat, iſt von dir verſchieden. Aber deine belebende Kraft hat das ganze Weltall beſeelt; du biſt die wahre, einzige Subſtanz[**] alles deſſen, was da iſt; denn alles, was iſt, iſt nichts anders, als das von dir erſchaffene Abbild der ewigen und unwandelbaren Idee, welche in dir war.

---

[*] Plato ebendaſ.

[**] Derſelbe a. a. O.

Die Welt iſt die beſte; denn ſie iſt das Abbild eines Urbildes, das nicht verſchieden ſeyn konnte, weil es einzig und unendlich war.* Du haſt dein Werk betrachtet, und es gefiel dir: und ſtets ergieſeſt du deine ewige und unerſchöpfliche Wohlthaten über daſſelbe. Du biſt die Güte, die Wahrheit, und das Leben.“

XLII.

Von Plato an Criton.

Siehſt du unſeren Freund Dion, ſo ſorge doch ja, daß er dieſen Brief leſe, um die Lage der Dinge, und die Stimmung der Gemüther, und was er etwa von meiner Reiſe hoffen dürfe, daraus zu erſehen. Bis jezt habe ich Dionys nicht geſehen. Er iſt gegenwärtig nicht in Italien; Locris und Caulonia, welche er zu ſeinen gewöhnlichen Aufenthalts-Orten gewählt zu haben ſcheint**, ſind von ſeinen Ausſchweifungen und Grauſamkeiten erfüllt; und es dünkt mir oft, ich befinde mich mitten in einer Heerde, an welcher ein hungriger Wolf ſeine Wuth ausgelaſſen habe: das wilde Thier iſt nicht mehr da, aber ich erkenne es noch an den Spuren, die ſeine Tritte zurükgelaſſen haben.

Willſt du hören, was die Locrier ſagen? — Die Reginer wurden von Dionyſius Vater als Sklaven hinweggeführt und verkauft***, aber in den fruchtbaren Gefilden Siciliens fanden ſie doch minder grauſame Herren, die ihnen wenigſtens einen Theil der Früchte des Landes, das ſie mit ihrem Schweiße betriefen, überlaſſen: uns, uns Unglüklichen überläßt

---

* Dieſe Ideen finden ſich auch in Timäus.

** Diodor. Sicul. — Iuſtin. XXI.

*** Diodor. Sicul.

Dionys gar nichts. Der Vater plünderte die Tempel unſerer Götter, das Heiligthum der Proſerpina, der Schuzgöttin unſerer Stadt.[*] Der Sohn nimmt uns auch das Leben, das uns die Götter geſchenkt haben. Und nicht zufrieden mit unſerer Habe, eignet er ſich auch unſern Körper zu; und unſere Weiber, Schweſtern, Töchter ſcheinen blos dazu geboren, ſeine Wolluſt an jenen Orgien zu ſättigen, welche er unter uns eingeführt hat, und an denen ganz andere Myſterien als die des Vater Bacchus gefeyert werden.[**] Man erzählt unſere Voreltern hätten in den älteſten Zeiten durch ein thörichtes Gelübde die Jungfrauſchaft ihrer Töchter der Venus verſprochen, um ſie in einem Kriege, den ſie mit den Reginern führten, ihren Waffen zu gewinnen. Nun bedenke die Bosheit eines Menſchen, der mit Göttern und Menſchen ſeinen Spott treibt! In dem Kriege, den wir in den lezten Jahren mit den Lucanern führten, der ſo unglüklich war, und indem wir beſiegt wurden, weil uns Dionys nicht erlaubte, unſere Kraft, die er mehr als die der Lucaner fürchtete, zu gebrauchen — erneuerte Dionys, welcher dieſes alte Gelübde unſerer Voreltern kannte, daſſelbe, und befahl, alle Locrier ſollten ihre Weiber und Töchter mit den reichſten Kleidern und den köſtlichſten Edelſteinen geſchmükt in den Tempel der Venus ſchiken, und hier ......[***]

Ich breche hier ab, tugendhafter Criton. O! traurige Schwäche, menſchlicher Art! Wie leicht verſchwinden die ſchmeichelhafteſten Hofnungen der Jugend! Ich kannte Dionys noch in ſeiner frühen Jugend: damals war er aufrichtig, menſchlich, ein

---

[*] Cicero de N. D. III. Val. Max. I.

[**] Justin. XXI. 2. — Aelian. V. H. IX. 9. — Strabo. VI.

[***] Justin. XXI. 3.

Freund der Weisheit und der Künſte: nur etwas zu weichlich möchte man ihn haben nennen können. Treuloſe Rathgeber, Weiber- und Trunkliebe haben ihn zum unausſtehlichen Tyrannen gemacht. So gewiß iſt die Wahrheit, daß das Laſter nie alleine iſt, und daß man auch das unbedeutendſte und entſchuldbarſte nicht ohne Gefahr nähret! So gewiß iſt die Wahrheit, daß die Leidenſchaft ſelbſt mehr oder minder fehlerhaft wird im Verhältniſſe zu der Wichtigkeit der Pflichten, die uns aufgetragen ſind; und dieſelbe Weichlichkeit, welche einen Privatmann zum nachläſſigen Familienvater macht, macht die öffentliche Perſon zur nachläſſigen obrigkeitlichen Perſon, und den König zu einem nachläſſigen Regenten ſeiner Völker! Die Urſache der Vergehen iſt dieſelbige; aber welch' ein Abſtand zwiſchen einem nachläſſigen Privatmann, einer nachläſſigen Obrigkeitsperſon, und einem nachläſſigen König! .....

Ich werde den Dionyſius ſehen: ich werde ihn ſehen, denn er will es, und Dion will es. Aber in dieſer tiefen Verdorbenheit hoffe ich wenig oder nichts von meiner Bemühung. Die Rathſchläge der Freundſchaft würken langſam und gleichſam durch Gewohnheit, aber um ſich in Gewohnheit zu verwandeln, müſſen ſie fortgeſezt, ſie müſſen angenehm und dürfen nicht verdächtig ſeyn: Dionyſius dagegen hat zu große Furcht und Verdacht auf Dion, um mich lange, und mit immer gleichem Vertrauen anhören zu können. Eben die, welche ihn das erſtemal gleichſam aus den Händen geriſſen haben, als er in den erſten Tagen ſeiner Regierung dem Vaterlande beſſere Zeiten verſprach, eben die werden ihn mir auch jezt von neuem entreiſſen. Die Leidenſchaft der Furcht iſt in dem Gemüthe eines Königes zu herrſchend! Auch hat Dionyſius jene Liebe zur Philoſophie nicht, auf welche Dion und ſeine Freunde alle ihre Hoffnungen zu gründen ſcheinen. Ich kenne ihn zu genau: er will lieber Philoſoph ſcheinen, als es würklich ſeyn. Er ſuchte meine Freundſchaft, um damit gegen die Pythagoriker zu prahlen; gegen mich prahlte er mit ihrer Freundſchaft. Kaum hatte er meine Bekanntſchaft gemacht, ſo ſuchte er mit Architas eine Freundſchaft zu knüpfen; er knüpfte ſie, und vergaß den, der der Proxenete davon geweſen war. Er ſprach oft über Philoſophie: es ſchien, als wollte er dich fragen, aber in Wahrheit wollte er, man ſollte ihn hören, und die wenigen Ideen, die er da und dort zuſammengerafft hatte, und die er ſchlecht durchdacht, ſchlecht geordnet, wie die Antworten von Delphos von dem Affen in Unordnung gebracht, beſaß, trug er mit ſolcher Unbeſonnenheit und mit ſolcher nichtswürdigen Leichtigkeit vor, daß man wohl ſah, er habe ſo viel Liebe zur Philoſophie, als die Körper zur Wärme, die nur auf der Oberfläche beruhet, und von den Sonnenſtrahlen ein wenig geſchwärzt werden. Dionyſius ſprach immer und zu allen; er ſchrieb über Gegenſtände, über die weder ich, noch Architas geſchrieben haben, noch je ſchreiben werden; viele ihm in der Stille anvertraute Dinge machte er mit einer kindiſchen Unbeſonnenheit bekannt. Der wahre Beweis der Philoſophie aber liegt nicht in den Worten, ſondern in dem Stillſchweigen.*

Ich widerhole es dir alſo, mein lieber Criton, daß ich wenig oder nichts von meiner Bemühung erwarte. Dionyſius kann blos hoffen, nur durch einen großen und bedeutenden Schlag, womit die Götter die, welche die Weisheit vergeſſen, und die Tugend verlaſſen, zu beſſern pflegen, eine gute Gemüthsverfaſſung wieder zu erhalten. Sage dem Dion in meinem Namen, er ſolle ſich an jenen Zug des alten Dionyſius erinnern, als er eben dieſem ſeinem Sohne, da er noch ganz jung war, wegen einer der Unbeſonnenheiten Vorwürfe machte, welche junge Leute von reichen und mächtigen Familien mit den Weibern häufig zu begehen pflegen. Hab' ich dir je ein ſolches Beyſpiel gegeben? fragte ihn der Alte. — Nein, verſezte ihm der Jüngling, aber du warſt auch keines Königes Sohn. — Und du, Unglüklicher, wirſt auf dieſe Weiſe nicht Vater eines Königes werden. — Dion möge ſich daran erinnern, und mehr als auf meine Bemühung ſeze er ſeine Hoffnungen auf die Weiſſagung eines Alten, der die Menſchen kannte.

---

* Siehe Plat. Epist. und beſonders VII.

Der Vater des Dionyſius war ungerecht, aber er war es nicht immer, nicht gegen Alle; auch erlaubte er andern nie, es in ſeinem Namen zu ſeyn. Sein Sohn iſt nicht nur immer und ohne Grund ungerecht, ſondern zu dem Haſſe, den er mit ſeinen eigenen Ungerechtigkeiten erregt, fügt er auch noch den bey, den die Ungerechtigkeiten der Seinigen, die er aus Gleichgültigkeit duldet, erweken. Die unglüklichen Locrier und Reginer müſſen den Geiz, die Ueppigkeit, den Stolz der zehntauſend Fremden, die er auf dem Felſen Caulonia * in ſeinem Solde hat; der andern, die er in Phäbia ** hält, des Philiſtus und Nipſius, die ſeine Flotten befehligen, und wer könnte ſie alle nennen? ertragen. Und die Erniedrigung, in die dieſe Elende geſunken waren, war von der Größe und von der Art, daß, als Dionyſius die beyden Meere zu vereinigen verſuchte, um den Theil Italiens, den er beherrſchte, von dem übrigen zu trennen, die Locrier und Reginer ſelbſt mit Hand anlegten, um die Ausführung einer Unternehmung zu bewirken, die ſie der Hülfe ihrer

---

* Diodor. Sicul. — Grimaldi.

** Ebenderſ. a. a. O.

Brüder beraubte, und die vielleicht den gewünſchten Ausgang gehabt hätte, wenn die Crotoneſer, Lucaner und ſelbſt die Bruttier es nicht mit den Waffen geſtört und verhindert hätten.* Der Sinn für Gerechtigkeit vermochte in noch freyen Völkern mehr, als das Gefühl eigener Uebel in ſklaviſchen Völkern nicht vermochte!

Von den Italienern hoffe ich nichts. Zwar erwachte einige Hoffnung in den ſchönen Tagen der Verſammlungen von Heraklea, aber o! wie ſchlecht urtheilt der über die wahre Geſinnungen der Menſchen, der ſie in jenen zahlreichen Verſammlungen beobachtet, in denen man Vaterland, Haus und ſich ſelbſt vergißt, und das Gute oder Böſe nur auf den Ausſpruch von drey, zween, zuweilen gar nur von einem einzigen Manne will, der bald durch gute, bald durch ſchlechte Künſte ein ganzes Volk aufwiegt!

In den Verſammlungen riefen alle: Die Uebel, welche uns drüken, ſind vielfach. Agelades von Locris ſagte: es iſt Zeit, die Entſchlüſſe zu ändern; und alle mit einmüthigem Rufe: es lebe Agelades! ehrenvolles Gedächtniß des Ausſpruchs von Agelades! es iſt Zeit, die Entſchlüſſe zu ändern! — Oſtilus (auch ein Locrier): es wird Tugend erfordert...... und Alle: es lebe Oſtilus! die Tugend! — Archippus: Laßt uns das Vaterland retten..... alle: Laßt es uns retten! es lebe Archippus! Man decretire, daß es dringend iſt, das Vaterland zu retten! ..... In zehen Tagen wurden vierzig dringende Fälle und ſechshundert ehrenvolle Erwähnungen decretirt.

Architas lächelte indeſſen: Pontius, der tugendhafte und ländliche Samnite that mehr als lächeln; ich allein glaubte, weil ich Italien weniger als ſie kannte. Und als ich eines Tags Architas einige meiner Beobachtungen mitgetheilt hatte, aus welchen ich günſtige Vorbedeutungen zog: ſo ſagte er mir, Philoſoph, bemerkſt du dann nicht, daß du überall als Plato beobachteſt? So groß auch deine Scharfſichtigkeit ſeyn mag, ſo iſt doch die Bosheit der Menſchen größer. Du ſelbſt biſt allzuſehr beobachtet, um leicht beobachten zu können. In deiner Gegenwart läßt ſich alles auf Platoniſch an; das, was man für unwürdig hält, wird von dir verborgen; und du haſt als Fremder, entfernt von dem Volke, weder Zeit noch Mittel es kennen zu lernen; du wünſcheſt das Gute, und glaubſt es deswegen leicht, weil du es wünſcheſt.

---

* Diod. Justin. Strabo.

Ich bin von Heraklea nach Locris gereiſt: ich habe Agelades, Oſtilus, Archippus wieder geſehen; kaum erinnern ſie ſich noch an die Verſammlungen von Heraklea! Jeder hat ſein Herz den Anliegen der Stadt, denen ſeines Hauſes und ſeinen eigenen wieder geöffnet. Die Verſammlungen gelten ſoviel, als das Volk ſie geltend machen will; das heißt, als das Volk ſelbſt gilt: ſind die Redner zu weiſe, ſo laufen ſie Gefahr, ohne Grund geſteiniget zu werden.

Wann ein Volk ſein Schikſal in die Hände eines Mannes niederlegt, ſo legt es ihm die Pflicht auf, es glüklich zu machen; aber zugleich legt es ſich ſelbſt die Pflicht auf, tugendhaft zu ſeyn; und dieſe zweite, wiewohl nicht ausgedrükte, Pflicht iſt heiliger, als die erſte, denn es würde nichts thörichteres ſeyn, als ein Menſch, der zu dem andern ſagte: mache mich glüklich, aber nehme mir meine Fehler nicht. Was läßt ſich nun von einem Volke erwarten, das, wenn es ſeine Obrigkeitliche Perſonen ernennt, ihnen ſagt:

ich will aufhören, unglüklich zu ſeyn; wenn es aber nachher darauf ankommt, ihnen zu gehorchen, entgegnet: aber ich will nicht aufhören, laſterhaft zu ſeyn?

Hiezu kommt, daß die Gemüther der Menſchen nach großen, politiſchen Veränderungen, wie die, welche Italien erfahren hat, in größerer Ungewißheit ſchweben, und die Mittel beinahe noch mehr fürchten, als die Uebel. Alles hat in dem Zeitpunkte unmittelbar vor einer Revolution unbegränztes Zutrauen; in dem unmittelbar nachfolgenden Zeitpunkte dagegen iſt alles Mistrauen: durch jenes verliert man das Gute, durch dieſes vermeidet man das Uebel nicht. Denn es iſt unmöglich, dem Volke etwas nüzliches, auch nur zum Beyſpiel die Ausbeſſerung einer Straße vorzuſchlagen, ohne, um Rechenſchaft davon zu geben, auf eine der allgemeinen Ideen des allgemeinen Beſten, der Ordnung, der Sicherheit, der Freyheit zurükzukommen, die die Wuth der Parthei ſo grob misbraucht hat, daß es jezt unmöglich iſt, ſie von der Idee des Misbrauchs zu trennen. Redeſt du von Freyheit, ſo erinnert dich der Oligarche, daß die Bruttier dieſes Wort gebrauchten, um alle Völker aufzurühren, und alle Städte zu zerſtören! Redeſt du von Ordnung, ſo fürchtet der Demokrate die Würkungen eines Worts, mit dem die Oligarchen ihre alten ungerechten Anmaßungen vertheidigten; und indem auf dieſe Weiſe jeder die Rükkehr größerer Uebel beſorgt, verzehrt ſich der Staat in Erduldung der Gegenwärtigen. Es wird kein Mittel angewandt, oder wenn auch eines angewandt wird, ſo iſt es gerade ein ſolches, das keine Parthie in Furcht ſezt, weil es keine Würkung hervorbringt: ſie ſtellen dir zum Beyſpiel einen Tempel wieder her, ſie ordnen ein ſchon vergeſſenes religiöſes Feſt wieder an, ſie errichten ein Kollegium von Prieſtern, das ſchon vor vierzig Jahren abgeſchafft war, wieder, und glauben ſich auf dieſe Weiſe die Gunſt der Götter zu erwerben, von denen das Wohl des Staates, wie ſie ſagen, abhängt. Aber die Götter beſchüzen nur die Tugendhaften, die ſie bitten, ſie verabſcheuen die Thoren, die ſie verſuchen. Sie können uns wohl erſchaffen, aber retten können ſie uns nicht ohne unſere Tugend.

XLIII.

Plato an Architas.

Timäus grüßt dich. Ich werde noch einige Zeit ſeine angenehme Geſpräche genießen, denn ich reiſe nicht eher nach Syracus ab, bevor ich nicht einige Briefe, die ich aus Griechenland erwarte, erhalten habe; und wahrſcheinlich wird Dionyſius eher nach Caulonia zurükkehren, als ich die erwarteten Briefe erhalte. Es iſt auch nicht unwahrſcheinlich, daß ich nach Tarent zurükkehre, um einige Tage bei dir zuzubringen.

Laß deine Beſcheidenheit einige Augenblicke ſchweigen. Ich kann dir die Freude nicht verbergen, die ich empfand, als ich in Turium und Croton und Locris von dir ſprechen, und dich einſtimmig den erſten unter den Italienern nennen hörte, den einzigen, den die Götter als ein Beiſpiel zur Befolgung in der gegenwärtigen Verderbniß der Sitten und Ideen aufgeſtellt haben; den einzigen, den ſie als den Retter in den gegenwärtigen unſeligen Zeiten geſchenkt haben.

Einige wenige klagen dich einer übertriebenen Mäßigung an: ſie ſind nicht in Abrede, daß du ſchon ſehr vieles nüzliche für Italien ausgeführt haſt; aber da ſie dich für den Mann halten, noch viele und größere Dinge auszuführen, ſo glauben ſie dich von der Schuld einiger Unterlaſſung nicht frey. Diejenigen, welche ſo ſprechen, ſind übrigens wenige, und ich laſſe ſie ſprechen. Das Elend verſtärkt die Hoffnungen auf fremde Hülfe, indem es das Vertrauen auf uns ſelbſt ſchwächt: man fordert um ſo mehr an andere, je weniger man ſelbſt etwas ausführen zu können glaubt. Wollteſt du den Unglüklichen die Tröſtung rauben, die im Weheklagen, auch wenn es ungerecht iſt, liegt? — Liebe mich und bleibe geſund.

XLIV.

Antwort von Architas.

Noch hatte ich, als das Unglük über Italien kam, keinen Antheil an der Regierung meines Vaterlandes; und als ich ihn hatte, konnte das Uebel durch die Kraft meines Vaterlandes allein nicht wieder gut gemacht werden. Die Locrier waren ſchon mit Dionys im Bündniſſe: dieſer hatte die Reginer ſchon beſiegt; die Bruttier hatten ſich ſchon empört. Was ſage ich? Lange vorher hatten die Syracuſaner Inarimis in Beſiz genommen, das ſie nachher den Neapolitanern * überließen; die Locrier hatten die Vertheidigung der Syracuſaner übernommen, die Reginer nahmen die Leontiner in Schuz; die Athenienſer, vereint mit den Reginern, hatten den vergeblichen Verſuch die äoliſchen Inſeln zu beſezen gemacht, und nachher Peripolium innerhalb der Grenzen des Gebiets von Locris ** zerſtört; und wenige Jahre nachher hätten die Locrier Rhegium erobert, und eine grauſamere Verwüſtung angerichtet, als die, welche Dionys nachher daſelbſt anrichtete, wenn ihm nicht die Athenienſer zu

* Strabo V.

** Thucyd. III. Diodor. Sicul.

Hülfe gekommen wären. [*] Die Locrier hatten ſich begünſtiget von den innern Unruhen, die Meſſina in Faktionen theilte, [**] zu Herrn davon gemacht, und nachher es wiederum verloren. Dünkt es dir nun, daß ein Volk, das ſchon ſo viele Thorheiten begangen habe, ſich ſchmeicheln dürfe, es werde je zur Weisheit zurükkehren?

Kaum hatte ich mich mit den öffentlichen Angelegenheiten befaßt, ſo ſah' ich (ſo jung ich auch damals war) das Uebel ein, und verſuchte ein Mittel dagegen anzuwenden. Ich machte neue Maximen in meinem Vaterlande herrſchend, und ſuchte ſie auch in andern Staaten einzuführen. Als Alcibiades prangend und ſtolz mit der ganzen athenienſiſchen Seemacht in unſeren Meeren erſchien; wollten ihn weder die Tarentiner noch die Locrier mit ſeiner Flotte in ihren Häfen aufnehmen: die Crotoniaten erlaubten ihm nur Waſſer einzunehmen; die Turier und Metapontiner verſahen ihn mit dem Nothwendigen, die Reginer nahmen ihn auf, alle aber mit großem Mistrauen. Die Reginer erlaubten keinem Soldaten in die Stadt zu kommen, und nur, ſo weit es nothwendig war, um ſich von der Seereiſe zu erhohlen, durften ſie ſich in dem Tempel der Diana, der außerhalb des nördlichen Thores ſtand aufhalten. Alle unſere Städte antworteten damals auf die Frage: ob ſie an dem Kriege Antheil nehmen wollten, einmüthig, ſie wollen neutral bleiben. [***]

Und in der That ſelten iſt es heilſam, an fremden Kriegen Antheil zu nehmen, denn ſelten iſt es gerecht, und was in ſeinem Urſprunge nicht gerecht iſt, das iſt ſelten in ſeinem Ausgang glüklich. Die Verſchwendung deiner Kraft iſt gewiß; ungewiß der Vortheil, welchen du hoffſt; und erlangſt du auch einen, ſo iſt es ſchwer ihn bei der weiten Entfernung, und dem Meere, das ihn von uns trennt, zu behaupten. Von der andern Seite erſchlaffen die Bande einer Verknüpfung, ſobald eine der verbündeten Städte von dem Geiſte der Eroberung getrieben iſt; ein Geiſt, der nie gemeinſchaftlich ſeyn kann, denn die können unmöglich einträchtig ſeyn, die eine Beute theilen ſollen. Wenn aber die Staaten die Waffen für einen Fremden ergreifen, ſo löſet ſich das Bündniß ganz auf: indem ſie fremde Rechte vertheidigen, fangen ſie an, über die eigenen zu ſtreiten; jeder ruft wechſelsweiſe den Fremden um Hülfe an, den er zuvor unterſtüzt hatte; was wird am Ende die Folge eines unüberlegten Krieges ſeyn? Die, die Macht des Fremden durch Theilung zu vermehren, der, wenn es eine wahrhafte Einheit geweſen wäre, nicht unterſtüzt worden wäre, und die eigenen zu ſchwächen, indem wir uns die zu Feinden machen, die kraft der Verbindung unſere Freunde waren.

---

[*] Thucyd. IV.

[**] Ebenderſ. am a. O.

[***] Thucyd. VI. — Diod. Sic. Murisani, Marmora Regina Dissert. III.

Was konnte, was ſollte ich bey dieſer Lage der Dinge thun? Turium brannte von innern Empörungen; die verſchiedene Parthien riefen die Athenienſer zu Hülfe; und dieſe zögerten nicht, ſie ihnen zu leiſten; denn ſie folgten den Antrieben ihrer unruhigen Natur, von der man ſagen kann, ſie könne nur außer dem eigenen Hauſe leben.[*] Atto, Anführer der Meſſapier machte auch ein Bündniß mit den Athenienſern, und erklärte den Tarentinern den Krieg, weil ſie den Schiffen ſeiner Freunde die Gaſtfreundſchaft ihrer Häfen verſagt hatten.[**] Die Götter, die Beſchüzer von

---

[*] Thucyd VII.

[**] Ebenderſ. am a. O. — Carducci Deliciae Tarantinae. — Ueber dieſen Brief, der eine kurze Skizze von dem Leben des Architas enthält, ſiehe den Anhang I.

Tarent, verliehen mir den Ruhm, die Meſſapier zu beſiegen: die Athenienſer wurden in Sicilien gänzlich geſchlagen. Mußten wir nicht erwarten, daß die Syracuſaner, geübt durch den Krieg und das Bündniß mit den Spartanern, ſtolz auf den Sieg, reich an Truppen durch ſo viele Campaner, Samniten, und andere Abentheurer, die von den Leontinern, Athenienſern, Calcideſern während des Krieges in Sold genommen waren, und die nach dem Siege in die Dienſte des Siegers [*] traten, mußten wir nicht erwarten, daß ſie ſich an Italien rächen würden, ſobald das Glük ihnen eine Gelegenheit zum Vorwande, und einen ehrgeizigen und geſchikten Mann zum Anführer anbieten würde? Wir pflegen die Schuld des Uebels, das wir erdulden, unſern Feinden aufzubürden; aber ſind wir es nicht ſelbſt, die wir mit unſern Thorheiten und Laſtern uns unſere Feinde machen?

Was damals dem Dionyſius entgegenſezen? das Bündniß war ſchon aufgelöst: die Locrier waren ſeine Freunde; ſeine Freunde waren die Bruttier, die er gegen die Lucaner aufzubringen die Kunſt gehabt hatte. Die gegen ihn verbündete Städte hatten hinreichende Kräfte; mehrmals trugen ſie auch einigen Sieg davon; aber ihren Operationen fehlte es an Zuſammenwürkung, ihren Planen an Einheit. Damals nahmen mir die Tarentiner den Oberbefehl über ihre [**] Armeen ab; und wurden mit andern geſchlagen: die Syracuſaner und Bruttier kamen als Sieger bis nach Metapont.

Ich übernehme den Oberbefehl wieder: ich werde von neuem zum Epinomiden in Tarent [***] erwählt;

---

[*] Diod. Sicul.

[**] Siehe den Anhang I.

[***] Man glaubt, dieß ſey der Titel der vornehmſten Obrigkeit in Tarent geweſen. Dieſer Titel zeigt eine Art von Diktatur, ein Kriegskommando, und zwar ein auſ

die Verſammlung aller übrigen Staaten ernannte mich zu ihrem oberſten Heerführer.[*] Die elenden, nur um ihre Fiſchteiche beſorgten[**] Locrier wollten ſich nicht retten; die unglüklichen Reginer konnten ſich nicht mehr retten. Laßt uns, ſagte ich, izt den Theil Italiens retten, der noch gerettet werden kann und will: laßt uns den Theil der italieniſchen Macht erhalten, den man jezt umſonſt gegen einen übermächtigen Feind in Gefahr ſezen würde: laßt ihn uns durch die Freundſchaft der Lucaner verſtärken, deren äußeres Staatsverhältniß noch ungewiß iſt; mit der Freundſchaft der Samniten, die bis izt ihr eigenes von dem unſrigen ganz getrenntes Intereſſe hatten: die Zeit und die Götter werden das übrige thun, wenn wir ein beſſeres Schikſal verdienen werden.

Zu Völkern, die noch tugendhaft ſind, könnet ihr

ſerordentliches an. Mazzochi beweiſt, daß es auch Ephoren gab.

[*] Suidas. Mazzochi ad T. H.

[**] Dieſe Stelle des Textes war am ſchwürigſten zu erklären. Wer ſind dann dieſe piscinari von Locris; (dieſe um ihre Fiſchteiche beſorgten Locrier)? Cicero nennt in einem Briefe an Atticus diejenigen Senatoren ſeiner Zeit piscinari, die zwar das Vaterland liebten, aber nur an ihre Fiſchteiche, Landhäuſer, Gärten u. ſ. w. dachten; die das Vaterland liebten, aber nichts für daſſelbe leiden wollten, und glaubten, wenn auch der Staat zu Grunde gehe, ſo könnten doch ihre Fiſchteiche gerettet werden. Amissa Republ. piscinas suas salvas fore sperant. Cicero ſah voraus, daß beide zugleich zu Grunde gehen würden. Wahrſcheinlich hat Cicero den Ausdruk piscinari aus dieſem Briefe von Architas nachgebildet. Zu allen Zeiten gibt es viele ſolche Menſchen, und zu allen Zeiten gleichen ſie einander.

ſagen: erinnert euch eurer Tugend. Verdorbenen Völkern dagegen könnt ihr nur mit der Macht helfen; und wenn Eintracht das erſte aller Güter iſt, ſo hat der alles für die Menſchheit gethan, der die Angelegenheiten auf den Punkt gebracht haben wird, daß er einſt alle Leidenſchaften der Privatperſonen durch die öffentliche Gewalt niederhalten, und wenigſtens in dem Grade zum Schweigen bringen kann, daß ſie aus Mangel an Gewohnheit ſich ſchwächen und zerſtören, und neuen Tugenden in dem Herzen der Menſchen Raum geben. Die Tugenden der Völker ſind Gewohnheiten, und die Gewohnheit iſt meiſtens in ihrem Urſprunge nichts als Nothwendigkeit.

O! warum ließen mich die Götter nicht in Zeiten geboren werden, in denen meine Rede den Philoſophen unvernünftig, und dem Volke unbillig ſchienen? Aber ich hoffe, Plato, meine Laufbahn ſey ſchon vollendet. Ich bin müde, ewig gegen die Menſchen zu kämpfen, um ihnen zuweilen etwas Gutes thun zu können. Was iſt doch das für ein Leben, wenn ein Menſch jeden Augenblik dem Volke, welches ruft: dieß ſoll geſchehen, die Antwort geben muß: nein, das andere iſt beſſer? [*] Ich habe den Menſchen den größten und beſſeren Theil meines Lebens gewidmet: die Ehrgeizigen fordern, ich ſolle Plaz machen... Wohlan, ich will es thun; es bedarf des ungeſtümmen Forderns nicht, ich will Plaz machen: ich lege euch

---

[*] Plutarch erzählt uns den Urſprung dieſes griechiſchen Sprüchwortes. In Tarent hatte das Volk über eine Angelegenheit ſchlecht entſchieden, und der Ausrufer rief ſchon, nachdem er die Stimmen geſammelt hatte: Dieß ſoll geſchehen (eine Formel, der ſich die Tarentiner beim Eingang ihrer Geſeze bedienten.) Nein, antwortete eine Magiſtratsperſon: dieß andere iſt beſſer, und ließ ein ganz anderes Geſez ausrufen.

Rechnung von dem ab, was ich gethan habe. Es iſt billig, daß ich einen ganz kleinen Theil meines Lebens, daß ich die lezten Augenblicke deſſelben für mich behalte! Nach ſo vieler Mühe iſt es billig, daß man mir die Ruhe gönne, wegen der unſer Timäus ſo beneidenswerth und glorwürdig iſt!

XLV.

Von Plato an Architas.

Cleobul, der wegen der Feſte des Hercules nach Tarent zurükkehrt, wird dir mündlich vieles, das dich betrifft, ſagen. Ich ſelbſt werde, wie ich hoffe, nach zwanzig Tagen kommen. Aber du haſt Unrecht, Architas, daß du dich den öffentlichen Angelegenheiten des Staats entziehen willſt. Zwar iſt das Leben ſüß, das ſich ganz mit unſern eigenen Angelegenheiten beſchäftiget, beſonders dann, wann man ſich ſolche Gegenſtände, wie du, gewählt hat; aber keiner iſt blos ſich ſelbſt geboren, und wir ſind den größten Theil unſeres Lebens dem Vaterlande, den Verwandten und den Freunden ſchuldig.

Du ſagſt: die Menſchen ſind ſchlecht. Ich antworte: gerade dieß iſt ein neuer Grund für dich, feſt in deinem Poſten zu bleiben. Beim Jupiter, laß dein Vaterland nicht in den Händen derer, von denen du ſelbſt weiſt, daß ſie die Regierung nicht aus guter Abſicht übernehmen würden. [*]

Du vergleichſt dich mit Timäus. Aber warum vergleichſt du Tarent nicht mit Locris? Timäus war in dem Augenblicke ſeiner Pflichten entlaſſen, in welchem ſein Vaterland zu exiſtiren aufhörte. Tarent aber exiſtirt noch: wenn es auch die Tugend verloren hat, ſo beſizt es doch die Freyheit noch: es dient noch nicht dem Sieger; es hat ſeine Geſeze, ſeine Einrichtungen, die Gebräuche ſeiner Vorfahren noch nicht verlorn; und wenn es nicht mehr glüklich zu ſeyn vermag, weil Glükſeligkeit ohne Tugend unmöglich iſt, ſo verbietet ihm doch niemand, noch ein gewiſſes Wohlſeyn zu haben. Tugendhafter Mann, der du Rechnung deiner Thaten ablegen willſt! Warum ſiehſt du nicht zuvor, daß dir noch vieles zu thun übrig iſt? Vollende dein Tagewerk: die Stunde deiner Ruhe hat noch nicht geſchlagen.

---

[*] Plato Epist. IX.

XLVI.

Von Cleobul an Plato.

Ueber die Muſik.

Aber was machſt du denn in Locris und Croton? Warum kehrſt du nicht nach Tarent zurük, wo die Ehre des Pythagoras in Gefahr iſt, und die Hülfe einer ſo mächtigen Hand, als die deine, erfordert? Es ſteht nichts geringeres auf dem Spiele, als ein Umſturz der ganzen Ordnung der Natur; man will die Erde dahin ſezen, wo die Sonne iſt, und die Sonne, wo die Erde iſt, will die ganze Harmonie der Sphären zerſtören, und, was noch ſchlimmer iſt, dem Pythagoras eine Lüge aufbürden: die Furien Cilons haben uns nicht ſoviel Uebel gethan, als uns gegenwärtig durch die Ungeſchiklichkeit oder das Misgeſchik eines Muſikers droht.

Wiſſe alſo, mein lieber Plato, daß an den Feſten des Herkules der gewöhnliche Wettſtreit der Muſik, und daß einer der Mitſtreitenden ein Pythagoriker war. Er verſteht die ganze Wiſſenſchaft der Zahlen. Keiner übertrifft ihn an Gelehrſamkeit. Wenige Tage vor dem

Feſten ſprach die ganze Stadt von ſeiner Muſik. Er ließ ſich vor einigen Freunden hören. Welcher Beyfall! Beim Herkules! dieß iſt eine Harmonie! ſagte mir Nearchus.... Ich ſchwieg: denn mein Herz blieb kalt, und meine Lippe wollte nicht ſagen, was mein Herz nicht fühlte. Und warum hätte ich mit einer ohne Nuzen harten Wahrheit die Schmeicheley eines Mannes beleidigen ſollen, der ſich vergnügt dünkte? Aber du weiſt, daß die Freundſchaft ſich nicht immer mit Stillſchweigen begnügt, ſondern Lob verlangt: ich war Herr zu ſchweigen, aber gezwungen zum reden, konnte ich nicht die Wahrheit ſagen?.... Dann gute Nacht! armer Cleobulus. Du biſt ein Todter! Du verſtehſt die Harmonie nicht! deine Ohren ſind hart!.... Dieß waren noch die gelindeſten der Beinahmen, die mir gegeben wurden.

Ich verſuchte Gründe vorzubringen.... Sie ſagten mir ſo viele Dinge; ſie erzählten mir die Geſchichte des Pythagoras, daß er die Harmonie zwiſchen dem Ambos und den Hammerſchlägen eines Schmids entdekt hätte, beinahe ebenſo wie die Spartaner unter dem Blasbalg eines andern Schmids die verborgenen Gebeine Oreſtis entdekt hatten.[*] Man ſprach von Diapaſon, von Diateſſeron, von Diapente. Ich glaubte, die Benennungen zu verſtehen, aber ich bemerkte, daß ſie mit bekannten Namen Ideen verknüpften, die für mich fremd waren. Ich ſprach von dem Eindruk, die die Conſonanzen in meinem Gehöre hervorbrächten, und ſie antworteten mir, daß das Ohr nicht hören dürfe, daß die Harmonie mit dem Gehöre

[*] Alle alten Schriftſteller bezeugen dieſe Begebenheit einſtimmig, und alle neuern wiederhohlen ſie. Und doch gibt es keine unwahrſcheinlichere Begebenheit als dieſe. Der erſte, der ſie in Zweifel zog, war der geiſt- und geſchmakvolle Vinzenzo Galilei.

nichts zu thun habe. Es mag ſeyn; verſezte ich, und dieß dünkt mich die beſte Antwort, die ein Athenienſer, der ſich in Tarent befindet, geben kann.

Endlich erſcheint der Tag des Streits. Die Pythagoriker hatten ſich bemüht, alle die vorderſten Size einzunehmen. Mneſarchus beginnt ſeine Muſik, ſie fangen an, Beifall zu klatſchen. Das erſtemal waren ſie die einzigen; dieß machte ſie kälter, und das zweitemal war der Beifall ſchon minder feurig; das drittemal ſchwiegen ſie; das viertemal fiengen alle Zuſchauer an, ihn auszuziſchen; bei dem fünften Chor fieng ein tiefes Gähnen in einer Ecke des Theaters an, und lief den ganzen Kreis hindurch, wie ein ſchlaferregender Dunſt des Lethe, der ſich, im Mittelpunkt ausdüftend, wie ein Wirbel verbreitet, um alle Seiten zu erfüllen.

Ich ſprach nichts, denn ich beſchimpfe nicht gerne jemand, und ſollte ich auch Recht haben. Die Pythagorikerin Mneſilla ſtand nahe bei mir; ſie wagte nicht, den Mund zu öffnen, ich ſprach ihr Muth ein. Alle Regeln des Pythagoras, ſagte ich zu ihr, geben noch kein genialiſches Drama: man darf dem Pythagoras die Fehler des Componiſten nicht anrechnen, und wie es Stolz iſt, die Grundſäze des Pythagoras untrüglich zu nennen, ſo wäre es Thorheit, ſie deßwegen als falſch zu verdammen, weil ſie einmal die Würkung nicht hervorgebracht haben, die ihr Meiſter verſprach.

Aber dir, dir will ich meine Gedanken frey ſagen. Ganz Griechenland ſchwärmt zu unſeren Zeiten für die Muſik; unſere Voreltern dachten nicht daran; ich weiß nicht, war ihre Muſik beſſer oder ſchlechter als die unſrige; nur das weiß ich, daß ſie ſich damit beluſtigten; und wenn mir etwas gefällt, ſo ſind alle Beweiſe der ſpizfindigſten Dialektik nicht im Stande, zu mahen, daß es mir misfällt. Du kennſt die Geſchichte jener Abderiten, auf deren Gemüther einſt ein Componiſt, deſſen Namen ich mich nicht mehr erinnere, mit ſeiner Harmonie ſo mächtig würkte, daß ſie, wie von einer göttlichen Begeiſterung getrieben, beim Ausgehen aus dem Theater alle in ſüſſer Trunkenheit durch die Straſſen rannten, und die Verſe des Euripides wiederhohlten:

O! Liebe, Beherrſcherin der Menſchen und der Götter! *

Wir urtheilen feiner, die Abderiten dagegen empfanden tiefer. Und beim Hercules! nur einer, der nicht empfindet, kann die Vergleichung machen, die wir machen, zwiſchen dem, was heute iſt, und was geſtern war, zwiſchen dem, was heute iſt, und was morgen ſeyn könnte. Wenn eine kalte Seele die Töne des Timotheus hört, ſo empfindet ſie eine Leere in ihrem Herzen; ſie fliegt in Gedanken aus, einen andern Gegenſtand zu ſuchen, und ſagt gähnend: o! die Muſik des Orpheus muß doch etwas anderes geweſen ſeyn! Sie hat Recht; die Muſik des Timotheus hat keinen Werth für ſie. Was ſagſt du? antwortet ihr ein anderer, der ſie lebhaft empfindet; ich weine, ich lache, ich ſterbe: Timotheus kann alles aus uns machen, was er will: es iſt keiner Timotheus ähnlich. Auch dieſer hat Recht: für ihn iſt Timotheus Alles.

Das ganze menſchliche Geſchlecht, mein lieber Plato, theilt ſich in drey Claſſen: die welche denken; die welche empfinden, und die, welche weder denken noch empfinden. Die lezte Claſſe iſt der Zahl nach die gröſte, und, glaube mir, nicht die unglüklichſte. Die Jünglinge gehören zur zweiten, die Alten zur erſten. Daher ſiehſt du die Jünglinge dem Timotheus nachlaufen, die Alten ſich an die Macht der Leyer Amphions und

---

* Lucian.

der Geſänge Orpheus erinnern, und dir die aufgerichtete Mauren Thebens, und die gezähmten wilden Thiere, und ſelbſt den durch den Zauber einer uns unbekannten Harmonie beſänftigten Erebus zeigen.

Ganze Nationen gehören zu einer dieſer Claſſen. Was hätteſt du, zum Beyſpiel, für einen Zweifel, um zu behaupten, die Athenienſer ſeyen die Kinder und die Spartaner-die Alten Griechenlands? Aber die Philoſophen, mein Lieber, die Philoſophen ſind noch mehr, als die Alten; ich möchte ſie die Alten nennen, die wieder Kinder geworden ſind, denn ſie vereinigen mit dem kalten Herzen der Alten die feurige Einbildungskraft der Jünglinge; und loben nicht nur, wie die erſten, alles Geweſene, ſondern ſie laufen auch, wie die zweiten, allem dem nach, was ſie ſich als möglich einbilden. Die Alten bleiben wenigſtens feſte bei dem Vergangenen; die Philoſophen ſchweben zwiſchen dem Vergangenen und dem Zukünftigen.

Als Timotheus nach Sparta mit ſeiner neuen Leyer kam, gieng einer der Ephoren zu ihm, und ſagte ihm: unſere Väter haben die Leyer mit ſieben Saiten geſpielt, und wir wollen nicht mehrere haben. Willſt du bei uns bleiben, da haſt du ein Meſſer; ſchneide von deinen Saiten hinweg, ſo viel dir beliebt; aber wiſſe, daß ſie weder mehr noch weniger als ſieben behalten dürfe. * Die Spartaner waren weiſer, als die Philoſophen; ſie ſagten auf gut ſpartaniſch: was uns bisher gefallen hat, kann uns auch in Zukunft gefallen. Was ſagen die Pythagoriker? Was uns bisher gefallen hat, ſoll uns nicht mehr gefallen. Wenn die Philoſophie nur in der Kunſt beſteht, ſeine Lage und ſeinen Zuſtand zu ändern, ſo geſtehe ich dir aufrichtig, daß ich nicht ſehr darnach ſtrebe, ein Philoſoph zu ſeyn.

Lebe wohl, lieber Plato, wenn du kannſt, ſo ant-

---

* Plut. Agid. et Instit. Lac. Boet. de musica.

worte mir, und erweiſe mir den Gefallen, einen Unwiſſenden zu unterrichten, der doch zuweilen, ungeachtet er nichts verſteht, die Feſte der guten Athenienſer wird anordnen müſſen. Und gebe der Himmel, daß ſie mich nicht gar auch zu ihrem Feldherrn machen! Wenigſtens werde ich, wenn ich auch die Feſte anzuordnen nicht verſtehe, doch in den Verſammlungen zu ſprechen wiſſen; und dieß iſt ja für das athenienſiſche Volk Alles.

N. S. Kennſt du Ariſtoxenus, den Sohn des Spintarus? [*] Er iſt in allem Pythagoriker, außer in der Muſik. Heute war er in einer Geſellſchaft mit uns, wo man über die Muſik des Mneſarchus ſprach. Seine Anhänger ſchrieen, man ſollte die Theater-Direktoren prügeln: die Freunde der Direktoren wollten die Akteurs prügeln; den Dichter in's Gefängniß werfen.... Ihr habt euch über Niemand zu beklagen, ſagte Ariſtoxenus, beklaget euch über das Schikſal. Die Muſik iſt abſcheulich: ſie iſt ſeit vielen Jahren ſo, und wird es auch ferner noch viele Jahre bleiben. Wir haben das ſchöne Zeitalter der Muſik gehabt. Wollen wir es auch izt genießen? So laßt uns zu den vergangenen Jahren zurükkehren, laßt uns unſere Beluſtigung in der Muſik der Alten finden. Laßt uns den Einwohnern von Poſidonia nachahmen, die von den Barbaren beſiegt, und gezwungen wurden, ihre Geſeze und Sitten zu ändern, das aber zur Gnade von ihnen erhielten, daß ſie wenigſtens einen Tag des Jahres nach ihren alten Gebräuchen leben durften, den ſie mit ſüſſen und bitteren Erinnerungen an das was ſie einſt waren, und nun nicht mehr ſind, [**] zubrachten.

Wir wiſſen wohl, ſagte einer, daß die Muſik verdorben iſt: man muß ſie wieder herſtellen, und gerade daran arbeiten unſere Weiſen. Er verſezte: ich merke wohl; auch du biſt einer von denen, die glauben, Pythagoras habe bewieſen, daß die Leyer und die Geſtirne dieſelbigen Geſeze der Harmonie haben! Ich verehre Pythagoras, Architas und Clinias ſehr hoch: ſie ſind alle meine Lehrer. Ich achte auch die Wiſſenſchaft der Zahlen ſehr, und halte ſie für ſehr geſchikt, um die wahren Verhältniſſe der Dinge anzuzeigen. Es mag auch ſeyn, und warum ſollte es nicht? daß zwiſchen den Geſezen der Töne einer Leyer und denen der Bahnen der Planeten Aehnlichkeiten ſind, die ſich mit Zahlen ausdrücken laſſen. * Aber verſtehen wir uns recht: es iſt nicht die Frage davon, das auszudrücken, was man ſchon weiß, ſondern zu entdecken, was man noch nicht weiß. Hephäſtion ſagt mir zum Beyſpiele, daß die Harmonie der Leyer und die der himmliſchen Sphären ſich darinn gleichen, daß jene ſieben Töne, dieſe ſieben Planeten haben. Ein anderer widriger Pädagog Hermocrates glaubt, die Aehnlichkeit ſey zwiſchen den Entfernungen der Planeten, und den Pauſen der Töne. Was wiſſen wir hievon? So viel iſt gewiß, daß ſie ſich alle in dem Gebrauche der Zahlen irren: ſie kennen das wahre Geſez der Harmonie noch nicht, und wollen ſchon jedem Ton ſeine Zahl anweiſen: dann ſummiren, ſubtrahiren, multipliziren, dividiren ſie die Zahlen, und wählen die Producte und Quotienten, die einem gewiſſen Verhältniſſe, das ſie ſich in den Kopf geſezt haben, ihnen am nächſten zu kommen ſcheinen: gewöhnlich ziehen ſie diejenige vor, die am leichteſten zu berechnen, zu erkennen und zu behalten ſind; und rufen aus: Dieß iſt das wahre Geſez der Harmonie. Wenn aber dieſe Harmonie nicht gefällt? Geduld! die Zahlen ſind untrüglich. Glaubet mir, meine Freunde: wir müſſen das ganze Zahlenſyſtem ins Meer

---

[*] Oder, wie andere wollen, von Mneſias.

[**] Aristox. Ap. Athen.

---

* Siehe den Anhang I.

werfen, wenn wir eine ſchöne Muſik wollen. Man vollendet das Verderben einer Kunſt, wenn man ihr ein Geſez auflegt, das weder das wahre iſt, noch ſeyn kann, weil es nichts anderes, als ein Spiel unſerer Phantaſie iſt. Der lezte Grund der Harmonie liegt in dem Ohr.

Dieß ſagte er, und fuhr dann fort zu zeigen, wie alle Pythagoriker in der Eintheilung der Töne irrten, und wie troz aller ihrer Berechnungen es nothwendig wäre, die Terzen und Quinten bald zu erhöhen, bald zu erniedrigen.

Ich erzähle dir nicht alles, was er ſagte, aber er ſcheint mir gefaßt, der pythagoräiſchen Harmonie feierlich den Krieg zu erklären; und, da er ſehr geiſtreich iſt, wer weiß, ob er ihn nicht mit Erfolge verſuche? Unſere Nachkommen werden eine Secte weiter haben; aber werden ſie deßwegen auch eine beſſere Muſik haben? Und darauf kommt es an. Mir ſcheint indeſſen Ariſtorenus ein wenig Unrecht zu haben. Wenn er Verhältniſſe zwiſchen den verſchiedenen Tönen annimmt, ſo laſſen ſich dieſe nicht ohne Eintheilungen angeben: ein jeder Ton iſt immer ein Theil der großen Pauſe, welche das Diapaſon macht: das Comma, Lemma * u. ſ. w. ſind Theile der kleineren Pauſe, die einen Ton von dem anderen trennt. Nun gibt es aber keine Eintheilung ohne Zahlen. Darüber könnet ihr ſtreiten, ob die Zahlen dieſe oder andere ſeyn ſollen: aber das könnt ihr nie ſagen, ich will keine Zahlen. Aus dieſem Grunde glaube ich, daß Ariſtorenus etwas anderes ſagen will, das ich vielleicht nicht begriffen habe; was ich begriffen habe, ſcheint mir nicht ſehr vernünftig. ** Doch die Nachſchrift iſt ſchon länger als der Brief, und ich bin nicht im Stande, dieſen Streit zu entſcheiden.

---

* Comma und Lemma ſind kleinere Tonabtheilungen.

** Siehe den Anhang I.

XLVII.

Antwort von Plato an Cleobul.

Die einzige Wahrheit, die ſich aus deinem Briefe ergibt, iſt die, daß du in Mneſilla verliebt biſt. Ein Athenienſer, der, unerachtet er Recht hat, ſeine Zunge von Stichelreden abhalten kann, iſt gewiß ein Verliebter.

Ein pythagoriſcher Muſiker macht die Todten in Tarent gähnen; ein anderer nicht pythagoriſcher die Lebendigen in Locris. Hier iſt das Theater nicht glüklicher als in Tarent geweſen. Was willſt du darüber ſagen? Die Philoſophen lehren die Kunſt, aber die Begeiſterung verleihen ſie nicht.

Du muſt dich an das erinnern, was Sokrates zu Jon ſagte, als dieſer Mitbewerber um den Preis der Dichtkunſt an den Feſten Athens ſeyn wollte. Jene Regeln, die er gab, und die einigen dunkel und beinahe kindiſch ſchienen, die Muſen um Eingebung anzurufen, von dem Himmel die Gabe der Dichtkunſt zu erwarten, und ähnliche, zielten nur auf eine einzige Regel, nehmlich auf die: Erwartet die Begeiſterung von euch ſelbſt; empfindet das, was ihr ausdrücken wollt, tief, wenn ihr wollet, daß andere es ebenſo empfinden ſollen. Denn du weiſt, daß Socrates ſeine Vorſchriften in das Gewand der Volksſprache einkleidete, den Worten aber den Sinn gab, den ihnen die Weiſen geben, und den ihnen alle gaben, ehe Homer und die andern Dichter ſie mit ihren ſinnlichen Bildern verdorben hatten. So ſind die ſogenannten Muſen nicht die Gefährtinnen Apolls, auch wohnen ſie nicht auf der Spize des Parnaſſus, ſondern ſind vielmehr die Kräfte unſerer Seele, die ein Theil der allgemeinen Seele iſt: darum werden ſie Jupiter's Töchter genannt, der zugleich die allgemeine Kraft und Intelligenz iſt, und mit der Intelligenz alle ſchönen Künſte, die die Harmonie zum Gegenſtande haben, und mit der Macht alle nüzlichen, die die Kraft zum Werkzeug haben, hervorgebracht hat. Söhne Jupiters ſind gleicherweiſe alle Erfinder nüzlicher Dinge für das Leben, die die Dankbarkeit der Nachkommen unter die Zahl der Götter verſezt hat. Die Muſen werden auch die Töchter der Mnemoſyne genannt; denn die erſte unſerer Seelenkräfte, die, ohne welche wir keine andere haben würden, iſt das Gedächtniß.

Die Harmonie iſt in der Natur; in uns iſt nur das Vermögen, ſie zu empfinden. Wäre unſer Geiſt frey von allen Banden des Körpers, ſo würden wir die Harmonie der Natur in ihrem ganzen Umfange begreifen, und dann würden wir der Kunſt nicht bedürfen, um ſie wechſelſeitig mitzutheilen; ſondern alle würden wir ebenſo viele in dem Genuſſe deſſelbigen Schauſpiels verſchlungenen, und durch daſſelbe, ſo wie durch das Vergnügen ſeines Genuſſes vereint, glükliche Menſchen ſeyn; worinn ich die wahre und höchſte Glükſeligkeit ſeze.

Die Natur aber bietet uns auf der Wanderſchaft dieſes Lebens nur einige Züge ihrer Harmonie; und ſelbſt dieſe nur theilweiſe dar. Deßwegen bedürfen wir bey unſeren Vergnügen jener Umtauſchung, der wir uns auch bei anderen Dingen des Lebens bedienen, und wodurch der Menſch das, was er überflüſſig hat, dem andern, der daran Mangel leidet, mittheilt, und es gibt Sammler fremder Dinge, die ſie alsdann zum öffentlichen Gebrauche wieder verkaufen. Dieß ſind in den ſchönen Künſten die Weiſen: ſie bringen nichts Schönes von ſich ſelbſt hervor, ſondern ſie ſammeln die Schönheiten der Natur, die getheilt nur wenigen ſichtbar wären, in einen Gegenſtand, und ſtellen ſie unter einem Geſichtspunkte dar. So vereinigte Phidias, als er die Bildſäule Jupiters verfertigen wollte, die Empfindungen Homers mit den ſeinigen, und bildete jene Augbraunen, womit der Vater der Menſchen und Götter die Wolken bewegt.

Zuweilen bemühen ſich die Menſchen, mit einem Sinne die Vergnügungen des andern zu verknüpfen; und dieß iſt eine ſehr reiche Quelle des Vergnügens für uns, denn ſie erhöht die Kraftübung unſeres Lebens. Alle Künſte wären ohne dieſes Geheimniß noch in ihrer Kindheit. Derjenige, welcher die Geſtalt eines Körpers mahlte, that den erſten Schritt in der Mahlerey; aber ſo lange er bei der bloſſen Geſtalt und Farbe blieb, hatten wir nur das Vergnügen des Auges. Ein anderer kam, und machte dieſes Colorit ſo ſanft und weich, daß es dir ſchien, als fühlteſt du es an: die Vögel flogen herbei, die von Parrhaſius gemahlten Früchte zu picken: ſchon ſind die Vergnügen des Gefühls mit denen des Geſichts verknüpft! Die Geſtalt war izt gemahlt, aber ſie war noch ſtumm: ein dritter gab ihr die Sprache; es ſchien dir, als hörteſt du die Worte aus dem mit Kunſt gebogenen Munde hervorgehen; es ſchien dir, als läſeſt du das Herz in ihren Augen; und nun iſt der Schritt nicht mehr ferne, wo die Nebenfiguren, die um die Hauptperſon geſtellt ſind, die Geberden, Blicke dich an das Vergangene erinnern, und zuweilen der Zukunft zuvorkommen; und ſo verſchafften die wenigen Farbenzüge an einem Gemählde angebracht, das Vergnügen vieler Menſchen und Zeiten. Alsdann war der Zauber der Künſte vollendet.

Um aber alle dieſe Harmonien auszudrücken, gebrauchen die Künſtler einige Mittel, wie Töne, Farben .... und das Mittel, deſſen man ſich bedient, muß ſelbſt harmoniſch ſeyn, denn auch dieß enthält eine beſondere Harmonie für ſich, und man würde die Harmonie einer Sache, durch eine andere, die nicht harmoniſch wäre, ſchlecht vorſtellen. Umſonſt würdeſt du, wenn du mein Ohr mit disharmoniſchen Tönen beleidigeſt, umſonſt würdeſt du dich bemühen, mich mit jenen Nachahmungen, die der Gegenſtand deiner Töne ſind, ergözen; du würdeſt alsdann einem Menſchen gleichen, der mir in die Zunge ſtäche, um mich den Geſchmak eines ausgeſuchten Gerüchtes koſten zu machen.

Dieß iſt es allein, was die Kunſt lehren kann; dieß iſt gerade, was zum Beyſpiel Polycletus die Bildhauer mit ſeinen Canonen, und Pythagoras die Muſiker mit ſeinen harmoniſchen Verhältniſſen lehren wollte.

Ich weiß nicht, warum dieſe Verhältniſſe in den Tönen am leichteſten zu entdecken ſind, als etwa, weil ſie die einfachſten unſerer Empfindungen ſind; und ſie waren auch ſchon vor Pythagoras bekannt. Pythagoras aber verſuchte zwei bis izt vernachläßigte Dinge; das eine war den Grund die Accorde zu erforſchen, und nachdem er einmal geſehen hatte, daß er von der Spannung, Länge und Dichte der Saiten abhänge, war es leicht ihn auf Zahlen zurükzuführen. Das zweite war, zu verſuchen, ob eben dieſe Verhältniſſe auch in andern Dingen der Natur Statt fänden; denn das große Princip ſeiner Philoſophie war das, daß die Natur ein einziges Geſez haben ſollte, und daß die Ausnahmen nur die verſchiedenen Anwendungen deſſelben Geſezes ſeyn ſollten.

Ich will dir izt nicht ſagen, wie weit die Pythagoriker in dieſer zweiten Unterſuchung kamen, denn die Laufbahn, die noch zurükzulegen iſt, iſt ſo groß, daß jeder bis izt gemachte Fortſchritt ein Stillſtand ſcheigen kann. Ich will nicht in Abrede ſeyn, daß viele von ihnen ſich in Chimären verloren, und dadurch ſolchen zum Gegenſtande des Gelächters wurden, die nicht wiſſen, daß man nur durch tauſend Irrthümer zur Wahrheit gelangt. Laß ſie immerhin lachen: die Pythagoriker ſind Menſchen, die die Nacht überfallen hat, aber doch ſind ſie auf der rechten Straße, und es wird eine Zeit kommen, wo ſie wenigſtens das Ziel ihres Weges erreichen werden.

Ich will auch nicht entſcheiden, ob ſie in der Beſtimmung des Verhältniſſes der verſchiedenen Töne immer genau geweſen ſind? Aber wer kann dieß von ihnen fordern? Das iſt an einigen übel, daß ſie den Ausſpruch der Sinne in einer Sache, die ganz von den Sinnen abhängt, zu ſehr verachten: die Philoſophie, darinn haſt du Recht, beſteht nicht darinn, das zu ſehen, was gefallen muß oder nicht, ſondern darinn, daß man den Grund von dem, was gefällt oder misfällt, angibt. Aber auch die haben Unrecht, die den Sinnen alles, und der Vernunft nichts einräumen wollen; denn es muß ein Grund des Gefallens bei allem, was gefällt, vorhanden ſeyn.

Willſt du eine gründliche Kenntniß aller der Probleme bekommen, die zwiſchen den Pythagorikern und den Anhängern der alten Muſik im Streite ſind? Ließ das Werk des Archytas oder das des Philolaus über die Muſik. Du wirſt finden, wie dieſer zuerſt die drey Gattungen, die diatoniſche, cromatiſche und enarmoniſche unterſchieden hat; wie er den Ton, welchen die Alten in vier Theile eintheilten, in zehen getheilt hat, wie er die Saite, welche andere in acht und vierzig theilten, in hundert und zwanzig Theile eingetheilt hat; wie die Pythagoriker die zwei vierſaitigen Inſtrumente, die zuvor beiſammen waren, trennten,*

---

* Ptolemäus hat uns den harmoniſchen Canon von Archytas aufbehalten.

n. ſ. w. Du wirſt finden, wie Philolaus den Ton n drey Theile eintheilt, wovon er die niederen Halb-Tône die zwei Primen, und das Comma die Terze ennt; und dann jeden Halbton in drey Diaſchiſmen und jedes Comma in zween eintheilt; und wie er dann den höheren Halbton dadurch bildet, daß r einen niederen Halbton und ein Comma * verei-iget.... Du wirſt jede einfache Eintheilung erken-en, die man zuerſt annahm, und nach der man die Hauptſaite als in acht und vierzig gleiche Theile eingetheilt, anſah, wovon vier und zwanzig die Octave bildeten; und dieſe vier und zwanzig Theile bildeten ndere ſechs volle Tône, die die ganze Pauſe der Octa-e erfüllten; eine Eintheilung, welche die Pythagoriker dadurch ſchwieriger machten, daß ſie die Tône unter ſich, und die Unterabtheilungen der Tône ungleich machten. ** Alles dieß wirſt du, wenn du Muße und Freude daran haſt, finden. Möchteſt du ſodann nachher die verſchiedenen Würkungen der verſchiedenen Syſteme kennen lernen, wozu bedürfteſt du meiner? Beſuche alle Theater Griechenlands und Italiens: in dem inen wirſt du die Muſik der Secte des Epigones, in dem andern die des Damons, in dem dritten die des gathocles, in dem vierten die Agenors hören. *** In wenigen Tagen wirſt du alle Secten der alten und nuen Muſik kennen, und von ſelbſt entſcheiden können.

---

* Boet. de Musica. 3.

** Requeno, Verſuche über die Wiederherſtellung der harmoniſchen Kunſt. Ein Werk voll Genie, in dem, was die Kunſt, aber nicht von gleicher Genauigkeit, in dem, was die Geſchichte betrifft. Siehe den Anhang I.

*** Dieß waren nach Porphyrius die vier Stifter der vier berühmten muſikaliſchen Secten in dem Zeitalter des Architas.

Doch du kehrſt dich vielleicht, nachdem du alle Bücher geleſen, und die Muſik von ihnen allen gehört haſt, mit der Frage an mich, welche denn nun die beſte ſey? Der Streit wird immer noch unentſchieden bleiben: ein untrüglicher Beweis, daß alles, was bis jezt geſchehen oder geſagt iſt, zur Entſcheidung noch nicht hinreiche; daß man entweder den Grund des Uebels noch nicht entdeckt, oder das wahre Mittel noch nicht erkannt habe. Und dieß gerade habe ich ſchon tauſendmal geſagt und wiederholt. Aber die, die mich nicht begriffen haben, haben mich zu einer Secte gerechnet, zu der ich nicht gehöre.

Sie haben behauptet, ich liebe die alte Muſik: folglich ſtimmt Plato mit den Pythagorikern nicht überein. Was überall hat doch der Gebrauch der Muſik und ihre Würkung auf die Sitten eines Volkes mit der mathematiſchen Theorie der Töne gemein? Ich habe mich nie damit beſchäftiget, die numeriſche Natur der Quinte zu unterſuchen ......, oder wenn ich mich auch damit beſchäftiget habe, ſo habe ich wenigſtens mit niemand darüber geſtritten.

Welches aber auch die Natur und das Verhältniß dieſer Töne ſeyn möge, ſo habe ich geſagt, daß, ſobald ſich mehrere Töne vereinigen, einen Geſang zu bilden, der gröſte Theil des Vergnügens nicht aus dem Verhältniſſe, das ſie unter ſich haben, ſondern aus ihrem Verhältniſſe zu den Gegenſtänden entſpringe. Die Harmonie kann nur das Ohr oberflächlich angenehm berühren; die Nachahmung allein dringt zu dem Herzen.

Zur Nachahmung wird Empfindung erfordert, und eben ſo zur Vermehrung deſſen, was nachgeahmt iſt. Je mehr die Seele des Componiſten im Einklang mit den äußeren Dingen ſeyn wird, ſo mehr Wahrheit wird der Ausdruk haben; und je mehr Aehnlichkeit die Gemüther der Zuhörer mit dem Componiſten haben werden, deſto lebendiger wird der Ausdruk gefühlt werden. Dann wird man ſagen, daß die Muſik ſchöner oder wenigſtens kräftiger ſey.

Die Urſitten unſerer Voreltern waren einfach, und eben darum um ſo ähnlicher unter ſich: die Empfindungen des Componiſten glichen damals denen der Zuhörer mehr. Was Wunder, daß damals die Muſik die gröſte Würkung hervorbrachte, wie die Beredſamkeit?

Sie hatten wenige und einfache Empfindungen; ihre Sprache hatte wenige, aber wahre Worte. Welchen Unterſchied findeſt du nicht zwiſchen den Empfindungen, die in den Verſen des Simonides für die Todten bei Thermopylä ausgedrükt ſind, und denen, die unſere heutigen Grabſchriften ſchwülſtig ausſprechen?

Sie hatten wenige aber edle und reine Empfindungen, wie die, welche gewöhnlich mächtig auf die Seele würken. Die Wohlthaten der Götter und unſere Bedürfniſſe, geben uns die erſten Geſänge der Dankbarkeit oder der Bitte ein; die berühmten Thaten des Vaterlandes lehrten uns Marſch- und Siegsgeſänge; die Religion und das Vaterland vereinigten ſich, uns zur Lobpreiſung der Helden zu ermuntern; und als das Leben bequemer war, da hatte auch die Liebe ihren Theil am Geſange, aber die Liebe zum Schönen, und nicht die Liebe zur Wolluſt.

Unſere fünf verſchiedene Arten von Muſik bekamen den Namen von der Nation die ſie erfunden hatte, und bey der ſie am gebräuchlichſten waren. Sollte ich ihnen aber einen anderen Namen geben, ſo würde ich ihn von den Arten der in ihnen herrſchenden Nachahmung hernehmen, und dieſe Benennung würde auch die Sitten der Völker, bey denen ſie gebräuchlich ſind, anzeigen.

Es kommt noch hierzu, daß die alten Muſiken beynahe alle liturgiſch waren; ſie waren es, und mußten es ſeyn. Es gab eine beſondere Weiſe den Bacchus, eine andere den Jupiter, wieder eine andere die Liebe zu beſingen; die Nachahmung wurde auf dieſe Weiſe noch mehr verſtärkt; man verſtand mit jeder Muſik einen beſonderen Geſang zu verbinden; an die Töne der Muſik knüpften ſich die Ideen des Vaterlandes, der Götter..... und was Wunder, wenn die Muſik auf dieſe Weiſe die ungemeinſte Wirkung hervorbrachte?

Ich habe Arkadier in eine tiefe Melancholie verſinken ſehen, ſo oft ſie eine Muſik hörten, die unſere delicaten Athenienſer als roh verachteten. Aber dieſe Muſik war für die Arkadier die Stimme des Vaterlandes, die ſie an die bekannten Berge, Flüſſe, heilige Quellen, an das kühlende Dunkel ihrer Wälder, an Freiheit, an Gerechtigkeit, an den Frieden ihrer Gefilde, an die Spiele ihrer Kindheit, an die unſchuldige Liebe ihrer Jünglingsjahre erinnerte. *

Sapho war die erſte, die die Dichtkunſt auf die ſinnliche Liebe anwandte; Anacreon gieng noch weiter, indem er die Schwelgerey und den Müſſigang als liebenswürdig darſtellte. Leider! waren unſere Sitten ſchon auf den Grad verdorben, daß wir uns über ſolche Dichter nicht ſchämten! Unſere griechiſche Inſeln, von Tyrannen unterdrükt, hatten nichts mehr, als ſinnliche Empfindungen; unſere Griechen aus Aſien hatten nichts als Reichthum; ſie wollten keine andern, als ſinnliche Vergnügen. Man wollte um jeden Preis dem Ohre ſchmeicheln; alle wollten ſingen,

---

* Eben dieſe Würkung pflegt auch der berühmte Kuhreigen (Rans-de-Vache) bei den Schweizern hervorzubringen; der etwas ganz anderes, als künſtliche Muſik iſt.

alle ſingen hören; und die unvertilgbare Eitelkeit der Componiſten, und die von ſinnlichen Leidenſchaften untrennbare Liebe zur Mannigfaltigkeit; ſo wie dagegen Liebe zur Einheit in der Seele, die nach Wahrheit als ihrem Zweke ſtrebt, unvertilgbar iſt; dieſe machten, daß in der Muſik jede Idee von Nachahmung verloren gieng. Man wollte ſich in Trillern und Läufen hören laſſen; kühne Neuerungen beklatſchte man; indeſſen gieng das Maaß der Verſe und der Worte, jenes ſo ſtrenge Maaß bey unſern Alten, das ſelbſt die Buchſtaben anzeigte, verloren. Was konnte aber da noch für eine Muſik bleiben? Die unſrigen wurden mehr ergözt, weniger gerührt; die alte Muſik fanden ſie rauh und hart; aber mit der neuen waren ſie nicht zufrieden; und ſo wird eine Veränderung der anderen folgen, und wir als verderbte Söhne entarteter Väter werden einſt noch ſo weit kommen, daß wir nichts, als Gelärme haben. Wir werden keine Muſik mehr haben.

Ich weiß nicht, ob du es auch bemerkſt haſt; aber alle Künſte der Nachahmung gehen dieſe Stuffen hindurch; ſie fangen vom Rohen an, wenn der Mangel an Mitteln eine vollendete Wahrheit der Nachahmung hindert: ſie geben zum Erhabenen über, das nichts anders als eine vollkommene Nachahmung iſt; vom Erhabenen ſteigen ſie zum Schönen herab, und hier beginnt man zu den Sinnen zu ſprechen; von dem Schönen verlangen die nie zu befriedigenden Sinne nach dem Artigen, und dann kommt das Verdorbene. Phidias und Scopas bezeichnen die Epoche des Erhabenen in der Bildhauerkunſt; ihre Schüler nahen ſich der des Schönen, welche Timotheus in der Muſik ſchon berührt hat. Die Muſik iſt ſchon mehr verdorben als die Bildhauerkunſt, denn ſie iſt dem Gezierten näher.

Es befremdet dich, daß die Spartaner den Timotheus beynahe aus ihrem Staate verjagt haben, und ich bewundere dieſen Zug, den du belachen zu wollen ſcheinſt. Die Rede, die du den Spartanern in den Mund legſt, wäre in der That eines Athenienſiſchen Jünglings würdig. Aber ſtelle dir vor, ein Ephorus hätte etwa bey der Ankunft des Timotheus ſeinen Collegen folgendes geſagt: Mitbürger! man will eine neue Muſik unter uns einführen. Bis jezt haben wir uns der Muſik des Licurgus und Tirtäus bedient, und dieſe Muſik hat unſere Mitbürger zu den Schlachten angefeuert; dieſe Muſik hat ihre wilde Kriegeswuth ſo oft gemäßiget; ſie hat ſo viele bürgerliche Zwiſtigkeiten geſtillt. Der Arm, der Fuß, das Herz unſerer Bürger gehorcht dieſer Muſik; ſie erinnert ihn in Gedanken an die Siege über die Meſſener, bey Thermopylä, Platäa; die Kinder wiederholen mit dieſer Muſik die Geſeze Lycurgs; und wenn der Jüngling in den Krieg zieht, ſo ſcheint ihm der Ton der Flöte, der ſeine Schritte mißt, zu ſagen: *Geh', Tapferer; eben dieſer Ton führte deinen Vater in die Schlacht von Aegopotamus, als die Unſrigen die Macht unſerer alten Nebenbuhlerin von Grunde aus zerſtörten.* Nun wollen die, die bey Aegopotamus beſiegt worden ſind, ſich anmaßen, uns eine neue Muſik zu lehren; aber wo haben dieſe Weiſen die Götter, wo die Namen, wo die Siege aufzuweiſen, die uns für ihre Würkung Gewähr leiſten? Wir haben eine Muſik, und haben unſere Sitten. Wollen wir etwa die der Beſigten annehmen? Nun drükt aber die Muſik nicht allein unſere Empfindungen aus, von denen unſere Sitten abhängen, ſondern ſie erhält und ändert ſie auch, je nachdem ſie ſich ſelbſt erhält oder ändert. Zuweilen bietet die von fremden Beyſpielen verderbte

Vernunſt den Sinnen neue Vergnügungen, neue Bedürfniſſe, und eben damit neues Verderben, Elend und neue Verbrechen dar; aber oft geſchieht es auch, daß die an neue Vergnügen gewöhnte Sinnen die Vernunſt zum Nachgeben zwingen, und je häufiger die Vernunſt nachgibt, deſto höher ſteigt in eben dem Maaße die Herrſchſucht der Sinne. Kurz; die ſicherſte Weiſe die alten Sitten zu erhalten iſt immer die, alles das zu erhalten, was ſie ausdrükt. — Nun wohlan: der Ephorus hat es befohlen; du edler Sohn Theſeus gib nur deine Rechnung ein.*

XLVIII.

Von Cleobul an Plato.

Wo ſind ſie, o Freund! jene Tage, an welchen ich Mneſilla zuerſt kennen lernte, und ſie liebte? Wie auf einmal iſt alles geändert! Damals war mein Herz vergnügt, wenn ich ſie ſah, wenn ich ſie hörte; und ich fragte mich ſelbſt, ob die Götter einen Sterblichen glüklicher machen könnten? Ihr Bild ſtand immer vor mir, wie das Bild einer Göttin, die ich durch jeden andern Aſpect, als den der Bewunderung zu beleidigen fürchtete. Und wenn ſie auch, die Erſehnte, in der Stille der Nacht in meinen ſüſſeſten Träumen zu mir trat, ſo reichte ſie mir die Hand, nicht wie eine Geliebte, ſondern wie eine Freundin, und ich fühlte das Wehen ihres friſchen Athems, wie das Wehen der Morgenluft, die die welke, reinere Blume wieder belebt.

Wie oft habe ich mich über die grauſam gütige Natur beklagt, die uns die Sinne zu Werkzeugen des Vergnügens gab, aber die ſie uns auch zum unentbehrlichen Bedürfniſſe machte, um uns den reinſten edelſten Theil des Vergnügens zu rauben! Wie oft habe ich zu mir ſelbſt geſagt: warum bedürfen wir der Sprache, der Augen? Warum können ſich unſere Seelen nicht verſtehen, lieben, ſich auf ewig vereinigen, ſich durchdringen, eine Seele bilden?

---

* Zum Verſtändniß des gegenwärtigen Briefes ſiehe den Anhang I.

Süſſe Täuſchungen, o! wie ſeyd ihr verſchwunden! ich habe angefangen ein neues Bedürfniß zu fühlen, das Bedürfniß, von Mneſilla geliebt zu werden. Was iſt doch die Liebe? Und wie wahr iſt es, daß ſie alle Leidenſchaften der Seele verſchlingt! Alle Bedürfniſſe des Liebenden werden Liebe! Ich hielt mich für unwürdig, ſie zu lieben, wenn ſie mich ihrer Liebe nicht für würdig hielt. Nach zween Monaten wollte ich endlich das Stillſchweigen brechen. Wie oft habe ich es verſucht, und das Wort ſank mir auf das Herz zurük. Seit meiner Rükkehr nach Tarent glaube ich eine ungewöhnliche Kälte gegen mich an ihr zu bemerken. Viele Tage hab' ich gelitten, ich verſuchte den Schmerz von heute mit der Hofnung auf morgen zu verſüſſen: der Morgen kam, aber mein Schmerz war gröſſer, gröſſer ihre Kälte.

Nun ſcheint ſie den erſten Wink von meiner Liebe gefaßt zu haben; ihr Gewand, ihr ganzes Benehmen, ihre Worte, alles nimmt eine ernſtere Geſtalt an: ſelbſt ihr Blik, der ſonſt ſo milde war, iſt verſchloſſener geworden. Ich ſuche auf alle Art zu ſprechen... Aber was ſollt' ich, was könnt' ich ihr ſagen? Alles, was ich ihr ſagen konnte und wollte, iſt am Ende gerade das, was ſie nicht vernehmen will.

Geſtern Abends ſaſſen wir auf jenem Hügel, der, wie du weiſt, das Meer und Tarent beherrſcht. Es iſt die lieblichſte Lage der Villa, die ſie zu Aulon beſizt.* Wir ſaſſen nicht eigentlich auf der Spize, ſondern in der Mitte des Bogens, den der Hügel bildet, wie in einem Thälchen, das, ſo wie es den Geſichtskreis beengt, auch die Gefühle des Herzens zu beengen und zu ſchärfen ſcheint. Die Sonne gieng unter; und von Weſten wehte ein friſches Abendlüftchen, das von dem gegenüberſtehenden Bogen des Hügels etwas rauh gegen uns bließ. Wir waren allein, ich und ſie: keines von uns beiden ſprach; beide verſezt in jenes ſchmachtende Entzücken, das der angenehme Duft der Frühlingsblumen, der an bäumereichen Orten des Abends vielleicht noch ſtärker, als des Morgens iſt, einathmet. Von Zeit zu Zeit wandte ich meine Augen gegen ſie, aber plözlich neigte ich ſie wieder, ſie ſchlug ſie nieder, um den meinigen nicht zu begegnen, aber plözlich erhob ſie ſie wieder, gleich als ſchmerzte es ſie, ihnen nicht begegnet zu haben.... Siehſt du jenes Quittenbäumchen? ſagte ſie zu mir (und würklich ſtand eines zehen Schritte von mir). Siehſt du, wie der Wind, der ſich vor den bejahrten Oliven und den harten Birnbäumen bricht, all' ſeine Gewalt an dieſem ſchwachen niedlichen Bäumchen ausbrechen zu laſſen ſcheint? Wieviel Wahrheit liegt in jenen Verſen des Ibicus: Mein Herz gleicht dem blühenden Quittenbaum, den der Frühlingswind am Haar ergreift, und all' ſeine zarten Zweige zuſammen krümmt! * ..... Du haſt nicht alle Strophen von Ibicus ausgeſprochen; nein, rief ich aus, du haſt ſie nicht alle ausgeſprochen .... Er war genährt mit der friſchen Quelle des Bachs, der nahe an ihm vorüberrieſelt; aber mein Herz verzehrt ein trockener Wind, ähnlich dem Wehen des thraciſchen

---

* Aulon, ein ungefähr 10 Meilen von Tarent entlege-

---

ner Ort. Die Lieblichkeit ſeiner Lage iſt aus den Verſen des Horaz, Od. II. 6. bekannt.

* Ibic. Fragm

Windes.... Ich wollte fortfahren; aber ſie ſah mich an, und erhob ſich.... Welch eine Gewalt lag in ihrem Blicke, in ihrem Betragen?.... Ich weiß es nicht: ich weiß nur, daß ich ſchwieg, mich erhob, und nach Hauſe zurükgieng, immer einen Schritt hinter ihr folgend, ohne die Augen vom Boden erheben zu können.

O Plato! Plato! es iſt nicht möglich, daß ſich unſere Herzen bis izt nicht ſollten verſtanden haben. Wenn ich es glauben könnte, was würde jezt aus deinem Freunde werden? Aber ich muß es ihr ſagen, daß ich ſie liebe, ich muß es von ihr hören, daß ſie mich liebt, ich muß Beweiſe davon empfangen und geben, ich muß überzeugt und verſichert ſeyn.... es iſt ein dringendes ein unüberwindliches Bedürfniß, davon zu reden, nicht mit andern, auch nicht mit Nearch, ſondern mit ihr, allein mit ihr, immer mit ihr!

Mein Herz war ruhiger, ehe ich von Tarent abreiste. Ich war abweſend: wie lange? Kaum etwas über einen Monat. Und in meiner Abweſenheit hab ich ihr geſchrieben, und ſie hat mir geantwortet; und zuweilen, wenn ich ihre Briefe las, glaubte ich, ſie bedaure meine Entfernung und meine ſpäte Rükkehr.... O ihr Briefe! O ihr Hoffnungen! Ich kehre zurük, und ſie hört mich nicht mehr. Wir reden immer, immer mit einander, aber nie von dem, was mein Herz intereſſirt.

Aber warum will ſie mich nicht hören? Liebt ſie mich vielleicht nicht? Oder bringt die Liebe nicht dieſelbe Wirkungen in ihr hervor, die mein Herz erfährt? Wer weiß es, o Plato? Und wer vor Allem verſteht die Kunſt, mit der ſie mich feſſelt, wer die Zauberey, mit der ſie mir gleichſam alle Worte auf der Lippe erſtarren macht?

Ich habe dir nur eine der Scenen meines gegenwärtigen Lebens erzählt. Aber täglich, geſtern, vorgeſtern, heute, beinahe jede Stunde des Tages begegnet mir daſſelbe. Dieſen Morgen ſtand ich allein an einem Fenſter, das gegen das Meer hinaus ſchaut, mich jenem lieblichen Wogen der Gedanken überlaſſend, das von dem gleichſam harmoniſchen Getöſe der ſich zwiſchen den Klippen brechenden Wellen in uns erzeugt wird. Die Nacht war etwas ſtürmiſch geweſen. Der Himmel war nicht mehr mit Wolken bedekt; aber man konnte ihn auch noch nicht heiter nennen; und holder brach das Sonnenlicht zwiſchen dem Gewölke und den noch triefenden Pflanzen hervor. Bäume, Kräuter, Blumen, hatten eine lebhaftere, glänzendere Farbe bekommen.... Ich war verſunken in dieſes Schauſpiel, und ſie ſtand mir ſchweigend zur Seite... Ich erblicke ſie, und werfe mich ihr zu Füßen, wie ich einen Augenblik zuvor beim erſten Strahl der aufgehenden Sonne niedergekniet war; und rief aus, o! du, du, die du mein Licht, mein Leben, mein Alles biſt, du allein fehlteſt, dieſes unendliche Gemählde von Schönheiten zu vollenden, das die Natur vor meinen Blicken entfaltet!....' Sie lächelte, hob mich auf, und änderte plözlich ihren Blik. Einen Augenblik zuvor glaubte ich in ihren Augen Sanftheit ſtrahlen zu ſehen; kaum hatte ſie die wenigen Worte ausgeſprochen, und die Sanftheit war verſchwunden.

Und was glaubſt du, Plato, daß ſie mir geſagt habe? — Du meinſt, die Natur habe alles angeordnet, blos die Sinne zu ergözen. Dieſer Morgen, der einen großen Theil ſeiner Schönheiten dem Sturme verdankt, der ihm vorangieng, dieſer Morgen erinnert er dich nicht an irgend einen Unglüklichen, dem er Thränen koſten, und der unſerer Hülfe bedürftig ſeyn kann? Jenes Vergnügen, das die Natur unſern Sinnen darbietet, iſt ſehr oft nichts anderes, als eine Erinnerung neuer Pflichten für unſer Herz; erfüllen wir ſie, und unſer Herz wird neues und größeres Vergnügen genieſſen. Und nun erzählte ſie mir von den Fiſchern, die in der vergangenen Nacht viel Ungemach hätten erdulden müſſen, und mahlte mir ihre traurige Lage ab, indem ſie den Launen des Meeres, [*] und der noch unempfindlicheren Menſchen ausgeſezt wären, und ſagte mir, wie ſie gewünſcht hätte, einem dieſes Standes zu Hülfe zu kommen, der.... Und ich flog zu ſeiner Unterſtüzung.

O! Tugend! Tugend! welche Macht des Schikſals bewirkt es, daß du in dem Munde des holdeſten Geſchöpfs eine Feindin der ſüſſeſten aller menſchlichen Leidenſchaften wirſt?

XLIX.

Von Cleobul an Plato.

Heute wurde von Liebe geſprochen. Clinias, der Weiſe, machte ſie zum Gegenſtande der Unterredungen eines Gaſtmahls, das Mneſilla allen ihren Freunden und Verwandten gab.

Doris, ſagte Timareta, die Tante der Mneſilla, die in Geſellſchaft ihrer jungen Tochter Laodice bei uns war, Doris würde wahrhaft zu ſolchen Geſprächen geſchikter ſeyn als ich, und ihr alle, denn ſie verſteht jene Kunſt beſſer denn ich, und ihr, — die Kunſt, jene Leidenſchaft zu erwecken, zu erhalten, und zu erhöhen, die man Liebe nennt, und die ich heute von Weiſen zum Gegenſtande ihrer Unterhaltung gemacht ſehe. In meiner Jugend ſprachen nur Weiber, wie Doris, von Liebe. Weiſe Hausmütter und Hausväter begnügten ſich für ihre Töchter Männer, und für ihre Söhne Frauen zu ſuchen, die eine Ausſteuer und gute Sitten hatten, um das Leben, das ſie mit einander führen ſollten, glüklich genieſſen zu können. Die Söhne und Töchter erwarteten von ihren Eltern die Entſcheidung ihres Schikſals.... (Während Timareta dieſe Worte ausſprach, beſchaute die Tochter ihr ſchönes Kleid, aus der koſtbaren Wolle gemacht, welche die Muſcheln jenes Meeres geben. Timareta ſpukte mit vieler Gravität aus, und dann nahm ſie das Wort wieder).....

---

[*] Immer waren Fiſcher die ärmſte Volksklaſſe bei allen Nationen. Die von Tarent und dem beiden Griechenland glichen den unſrigen; arme, von den Spekulateurs geplünderte, von den Käufern verfluchte, von allen Comikern verſpottete, von allen Preisgeſezen unterdrükte Leute. S. Athen. VI. an mehr. Stellen.

Zu Doris mag alſo gehen, wer die Liebeskünſte lernen will. Sie wird ihm ſagen, wie die Reize, die Blicke, die Miene geſtaltet werden müſſen: ſelbſt die natürliche Leibesgeſtalt wiſſen ihres Gleichen zu verfälſchen. Die, welche kleiner Statur iſt, weiß an ihren Schuhen einen Pauſch anzubringen; die, welche großer, bedient ſich ganz feiner Sohlen, und neigt mit Grazie den Hals ganz wenig, um kleiner zu erſcheinen. Alle färben die Augbraunen weiß oder ſchwarz nach ihrem Geſchmak, und den Wangen geben ſie die Farbe, die ihnen am beſten gefällt. Sind ſie hinten, oder am Buſen nicht reich verſehen? Daran iſt nichts gelegen: wenn ſie es nicht von der Natur zur Mitgabe erhalten haben, ſo wiſſen ſie das Fehlende durch Kunſt gemacht, zu kaufen. Iſt irgend ein Theil ihres Körpers ſchön? ſo wiſſen ſie ihn in jedem Augenblik zu zeigen; ihn bieten ſie euch, ihr möget wollen oder nicht, zum Kaufe an. Doris lächelt immer, denn ſie weiß um ihre ſchöne Zähne; Glicere, die weder weiße, noch gleiche hat, hält immer ein Mirtenzweigchen zwiſchen den Lippen.[*] Und dieß, o! Clinias, ſind alſo die Künſte des Gottes, den du uns zu preiſen anmutheſt? .... (Als ſie dieß geſagt, ſpukte ſie wieder aus. Die Tochter warf einen neuen Blik auf ihr Kleid, und ſpukte auch aus.)

Nein, Timareta, erwiederte Clinias: die Gottheit, zu deren Lob ich dich auffordere, iſt die Beherrſcherin der Menſchen und der Götter, der Vater der Freundſchaft und der Freyheit, der unzertrennliche Gefährthe Hercules und Mercurs, der Beſchüzer unſerer Stadt; deren jener durch ſeine Kraft das Leben der Bürger vor Gewalt und Unrecht ſchüzt; dieſer durch Rede die Gemüther der Bürger zu jener Eintracht bereitet, die allein dem Vaterlande die Kraft ſeiner Söhne heilſam machen kann.[**]

Clinias ſagte dieß mit der Ruhe eines Weiſen. Die andern waren minder geduldig. Alle fielen über die hochweiſe Timareta her. Es gieng nicht ohne höniſche Reden ab. Ariſtoxen fragte ſie: glaubſt du nicht, Timareta, daß man auch die Liebe durch zu hohes Klügeln verderben könne? Kurz der Lärm begann zu ſteigen, als Heraclit, deſſen Talent aus dem Stegreiſe zu dichten du kenneſt, die Leyer ergriff, und auf ein gegebenes Zeichen der Stille anfieng ein Loblied zu ſingen, das er dem Parmenides zuſchrieb....

Er verſprach mir, es niederzuſchreiben.

Es dünkte mir ſchön und leſenswürdig zu ſeyn. Wenn ich es nur hätte behalten können! Aber ich vernahm es, wie einen fernen Ton, der in ſüſſer Verwirrung an mir, der ich mit andern Gedanken ſtark beſchäftiget war, vorüber flüſterte. Während die Andern ſprachen, hätte ich die niedrig denkende Timareta mit meinen Augen niederblizen können. Ihre Rede brachte mir alles, was mir in den lezten Tagen begegnet war, wieder in den Sinn; und zitternd fragte ich mich; ob wohl Mneſilla ſolche Geſinnungen nährte, wie ihre ſcheinheilige Tante, und ihre eckelhafte Nichte? Einen Blik warf ich auf meine Kleider; den andern richtete ich auf ſie; und es ſchien mir, daß ihre Augen etwas ganz anderes ſagen.

---

[*] Alex. bei Athen. XIII.

[**] Herkules war der Beſchüzer von Tarent. Anhang IV. — Auch Neptun war es. Horat. Od. — Wahrſcheinlich auch Merkur, als Beſchüzer aller Handelsſtädte — Amor war der Gefährte des Herkules und Merkurs. Athen. XIII.

Es ſchien mir! denn nie heſtete ſie ihren Blik auf mich, ſondern ſchelmiſch wandte ſie die Augen bald da bald dort hin, wie wenn ſie eine Freude an dem Streite der andern und an meiner Verwirrung hätte.

Endlich mußte auch der dumme Tropf von Melanion mehr Gefälligkeit von ihr erhalten, als ich! der Salentiner — du kennſt ihn ſchon, der ſich einbildet, reich an Geiſt zu ſeyn, blos weil es ihm am Sinne fehlt, und der von ſich glaubt, er habe Sinn, blos weil er keinen Verſtand hat.... [*]

Ich konnte es nicht mehr länger ertragen. Ich verließ alle übrige, im Streite begriſſen; ich verließ Mneſilla, um mich mit dir zu unterhalten. Enthebe mich, bei'm Jupiter! dieſes Centnergewichts, das auf meiner Seele laſtet. Sage mir, wäre es möglich, daß dieſes Weib nur den Schein der Tugend an ſich hätte? Ein Gewand von Tarantinidia [**] wie das ihrer Nichte, und eine Seele von Kreide?

---

[*] Du haſt Unrecht, Cleobul; ſo urtheilen alle Völker.

[**] Siehe den Anhang IV.

L.

Von Cleobul an Plato.

Lebe wohl Plato. Es iſt ihr Wille, und die morgende Sonne wird mich nicht mehr innerhalb der Mauren von Tarent ſehen. Wohl erwartete ich das erſtemal, als ſie mir erlaubte, von meiner Liebe zu ſprechen, wohl erwartete ich etwas anders von ihr, als einen Befehl zur Abreiſe. Doch ſie will es: innerhalb acht Tage werde ich dir von Sannium ſchreiben. Lebe wohl.

LI.

Von Cleobul an Mneſilla.

Nun Grauſame! Iſt es mir vergönnt zweihundert Stadien entfernt von dir mich mit dir zu unterhalten? Zweihundert Stadien von dir ſehe ich nur dich, höre ich dich, du biſt bei mir, lebendig, gegenwärtig, immer die Gebieterin meines Herzens.

Was ſoll ich dir von meiner Reiſe ſagen? Was liegt mir an dem Lande der Tarentiner, das ich verlaſſen habe, was an dem der Meſſapier, das ich betreten habe, was an dem der Salentiner, das ſich zur Linken in's Meer hinaus erſtrekt, was an dem der Appulier, das ſich mir zur Rechten ausdehnt?.... Nur die Zeit, ſeit der ich dich verlaſſen habe, nur die Stadien, die mich von dir trennten, nur die hab' ich beachtet.

Wie viele habe ich auf meinem Wege getroffen, die von Uria nach Tarent zurükkehrten!.... Und ich allein reiste hinweg! Und o! wenn auch einer hinwegreiste, hat er auch eine Mneſilla verlaſſen?

Deine und Architas Freunde empfiengen mich in Uria mit ſehr vieler Gaſtfreundſchaft. Kann ich dir ſagen, was ſie wohl für ein Urtheil über mich gefällt haben werden? Sie fragten mich von Tarent, von Architas .... auch von dir haben ſie mich gefragt, Mneſilla! und vielleicht mit zärtlicherem Anliegen als von den andern.... Und auf keine Frage antwortete ich ihnen mit ſo vieler Redſeligkeit; ich kann dir nicht ſagen, ob aus.... oder auch aus einigem Troze... Ich habe nicht zu Nacht geſpeißt, ich habe von Nichts Anderem geſprochen.... Meine Gaſtfreunde ſagten: Cleobul iſt von der Reiſe ermüdet, er bedarf der Ruhe.... Ich hatte kein Bedürfniß, als das, allein bei dir zu ſeyn... Dir zu ſchreiben und zu hoffen... Der einzige, ſchlechte Troſt, der meinem Leben bleibt.

Und du, die du allein dieß mein Leben glüklich oder unglüklich machen kannſt! Du, die du vielleicht in dieſer Stunde nicht an Cleobul denkſt! während er dir dieſen Brief ſchreibt, ſiehſt du das Geſtirn der Nacht, welches die Monden ſeines Lebens und den Schmerz mißt, der ſein Herz verzehrt? Und dein Herz, dein Herz ſagt es dir nicht, wie lange jenes noch ſie wird meſſen können?

LII.

Mneſilla an Cleobul.

Und du, der du mein Herz mit deinen Vorwürfen zerreiſt, glaubſt du etwa, kannſt du glauben, daß das Herz derer, die zurükblieb, ruhiger ſey, als das deine? Wie oft habe ich nach deiner Zurükkunft von Locris, in jenen Tagen vor deiner Abreiſe, wie oft habe ich zu mir ſelbſt geſagt: nein, nein ich werde es nicht über mich vermögen, ihn abreiſen zu ſehen! Wie oft habe ich verſucht, zu reden, und das Wort erſtarb mir auf der verwirrten Lippe; und du, das

Schweigen meines Mundes ungerecht deutend, du ſaheſt den Kampf, den Sturm nicht, der in meiner unglüklichen Bruſt für dich tobte! An eben demſelben Abend, an dem ich dir auferlegte abzureiſen, einen Augenblik, nur noch einen Augenblik; und du hatteſt geſiegt, und du würdeſt noch in Tarent ſeyn.

Aber nicht alle Tage der Liebe, o! Theurer, ſind ſo ſelig, als jene erſten Augenblicke, in denen mein Herz ſich der ſüſſen Hoffnung einer gegenſeitigen Zuneigung öffnete. Ich kenne ſie allzuſehr — dieſe Liebe: und du weiſt wohl, daß die Thränen, die ich für ſie vergoß, noch nicht getroknet ſind .... Die Liebe kann uns Vergnügen verſprechen, aber allein die Tugend kann uns lehren, die Vergnügen, welche uns die Liebe verſpricht, zu erhalten.

O! wenn dieſe Liebe zu dir ſpricht, wie ſie in dem Innerſten meines Herzens ſpricht, wenn ſie dir ebenſo koſtbar iſt, als mir, ſo laß uns, o Theurer! noch ein wenig dulden, laß uns darauf achten, ſie nicht durch Entheiligung zu vertilgen; laß uns darauf achten, die edelſte Leidenſchaft, die die Natur in uns legte, nicht in eine blinde unbedachte Hize zu verwandeln; laß uns darauf achten, daß wir nicht einſt, nicht das, was wir ihr verſagt, ſondern das, was wir ihr geſtattet haben, bereuen dürfen.

Ich habe mehr beſorgt als du, entweder weil die Natur uns Weibern, als den Schwächeren, eine größere Vorſicht zur Vertheidigung gegeben hat, oder weil ich vielleicht mehr als du .... Aber ich will dich nicht wegen deiner Vorwürfe beſchämen; auch unverdient, ſind ſie mir allzu theuer. Ich ſah' dich das erſtemal, und liebte dich; du kameſt von Locris zurük, und ich fürchtete dich.... Ich wiederhoble es, noch einen Augenblik, und du würdeſt noch in Tarent ſeyn.

Laß uns die Liebe preiſen über unſern Sieg. Da beklagſt dich über die Trennung? Engherziger Menſch, kennſt du nicht alle ihre Vergnügen? Ich fühle, daß ſeit deiner Abreiſe Ruhe auf den Sturm folgte, der zuvor mein Herz beunruhigte. Dein Bild iſt in meiner Seele wieder erwacht. Ich ſehe dich, ich folge dir, ich bin immer bei dir, und nun wage ich es, ohne Schamröthe und ohne Furcht dir zu ſagen, daß ich dich liebe. Mein Herz athmet wieder. So der Landmann, wenn er die Sonne frey von jenen Dünſten und Wolken aufgehen ſieht, die einen traurigen Tag verkündigen, und das Zücken im Antlize des ſchönſten Weſens des Weltalls verurſachen. Er folgt in ſeinen Gedanken dem Laufe, der ſeine Arbeiten meſſen, und die Stunde ſeiner Ruhe wieder bringen ſoll... Und die Ruhe meines Herzens wird bei dir ſeyn, der du ſeit drey Monaten die Hälfte meines Lebens biſt.

LIII.

Von Cleobul an Mneſilla.

Tauſendmal habe ich deinen Brief geküßt; tauſendmal habe ich ihn in dieſen zween Tagen geleſen. Ich wußte ſchon alle ſeine Worte; aber um ſie immer ſprechen zu können, um zu verhüten, daß ſie nicht der Gedanke meiner Lippe raubte, um ſie mich ſelbſt wiederhohlen zu hören, zählte ich beinahe die Sylben.... Nun hab' ich ihn auf meinem Herzen bewahrt, und da ſoll ihn mir ewig Niemand rauben.

O! wie iſt die ganze Natur ſo entzückend für mich geworden, ſeit das ſüſſe Vertrauen, daß ich dir theurer ſeye, in meinem Herzen wieder erwacht iſt! Selbſt dieſes elende kleine Schloß, in dem ich mich befinde, und das ſo ſchlecht iſt, daß ſelbſt ſein Name in keinen Vers paſſen will; indem man ſogar das gemeinſte aller Dinge, das Waſſer, * theuer verkauft; dieſes elende kleine Schloß iſt in meinen Augen der lachendſte Winkel der Erde geworden. Hier möchte ich ewig bleiben: hier meine Tage endigen: mit meiner Mutter und dir würde ich dieſen elenden Aufenthalt den ſtolzen, von Minerva und Neptun beſchützten Städten vorziehen.... Und welchen Tag könnte mir Athen oder Tarent in mein Andenken zurükrufen, an dem meine Seele ſo vergnügt geweſen wäre, als an dem, wo ich das erſtemal Mneſilla mir ſagen hörte, daß ſie mich liebe?

Alle bemerkten mein Glük. Selbſt die Wirthin ſagte dieſen Morgen zu mir; unſer Gaſt hat gute Nachricht von ſeiner Schönen erhalten. Nicht wahr? — Ja, meine Liebe. — O! ich merkte es wohl. — Und dann wollte ſie unſere ganze Geſchichte wiſſen: ſie zeigte ſo viel Intereſſe, und ich war aus lauter Fröhlichkeit ſo ausführlich, daß ich zum Schwäzer wurde. Sie war ganz vergnügt, als ſie die Schilderung, die ich ihr von dir machte, hörte. Als ſie aber nachher dein Bildniß ſah, dieſe gute Apulerin mit dem muſculöſen von der Sonne verbrannten ** Angeſicht; da gerieth ſie in Entzücken, und konnte des Lobens, bald an dem Munde, auf dem, wie ſie ſagte, zugleich ein beſcheidenes und ſüſſes Lächeln ſchwebe, bald an den Locken, bald an der Stirne.... nicht ſatt werden. Und doch, Mneſilla, ſahe ſie weder eine Bewegung von dir, noch hörte ſie dich je reden!

Morgen reiſe ich ab: ich werde die Felder

---

* Dieß ſcheint das oppidulum des Horaz (Sat. 1. 5.) quod versu dicere non est.... venit vilissima rerum heic aqua.... Welches war wohl dieſes oppidulum? Es ſcheint keines von denen könne es ſeyn, welche die Interpreten genannt haben. S. den Anhang III.

** Perusta solibus Pernicis uxor Appuli.

Diomed's[*] verlaſſen. Wie die, welche über die Wellen des Lethe ſezen, will ich all' meine Sorgen auf dem rechten Ufer des Cerbalus zurüklaſſen. Möge der trockene Atabulus[**] ſie zerſtreuen, wie er die Nebel zerſtreut, welche dieſe Ebenen bedecken! Ich will zu den Samnitern gehen, wohin du willſt; ich werde zurükkehren, wenn es dir gefällt; aber dein Bild ſoll immer bei mir, und mein Herz immer bey dir ſeyn.

LIV.

Von Cleobul an Plato.

Schon bin ich in dem Lande der Samniten. Kaum habe ich einige hundert Stadien zurükgelegt, kaum über vier Flüſſe geſezt; und ſchon glaube ich in der entfernteſten Gegend zu ſeyn: ſo verſchieden iſt der Himmel, der Boden, die Sitten der Bewohner!

Von Tarent bis an den Tifernus habe ich nichts intereſſantes gefunden. Von Tarent bis an den Ophantus, eine Lage thonartiger Erde, die der Luft ausgeſezt verhärtet und weiß wird, daß man ſie beim Bauen ſtatt der Steine gebraucht; von dem Ophantus bis an den Frento eine Lage dichten, ſchwarzen, fruchtbaren Bodens, unter dem ſich eine andere von Seebruch findet; überall Spuren des zurükgetretenen Meeres, das den Menſchen eine unermeßliche Ebene zu ihrer bequemen Wohnung einräumte; überall dieſelbe Trockenheit, überall keine Völker, ſondern Bruchſtücke von Völkern, ohne Verfaſſung, ohne Sitten, ohne öffentliches Gewicht, ſo daß man ſie eigentlich die Kurzweil der mächtigeren angränzenden Völker nennen kann.

So ſind die Meſſapier, die Salentiner, die Danier, die Appulier; auch die Frentaner ſchließe ich von dieſer Claſſe nicht aus, troz dem was mir Cluenzius prangendes von der Ausdehnung des Gebietes, der Zahl der Bewohner, und der Kriegsmacht ſeiner Nation ſagen mag. Cluenzius iſt einer der vornehmſten Bürger von Larinum, der Hauptſtadt der Frentaner.[*] Ich übernachtete in ſeinem Hauſe. Ich bin ihm Dank ſchuldig, für die gefällige Gaſtfreundſchaft, mit der er mich aufgenommen hat. Larinum gefällt mir: eine ſchöne Stadt, mittelmäßig bevölkert, weniger geſunken als Canoſa und Arpi; ſie ſoll auch größer ſeyn, als Luceria, das ich auf der linken Seite ließ, und als Sipontus, das mir rechts an dem Fuße des Garganus liegen blieb; ſie hat ein ſchönes Theater; und eine ungemein reizende Lage.[**] Das mag alles gut ſeyn;

---

[*] So hießen jene Orte. Cluv. Ital. Antiqua.

[**] Hor. Sat. 1. 5.

---

[*] Siehe Cluver Ital. A. Giustinianis Wörterbuch. Cicero pro Cluentio.

[**] Die Gebäude des alten Larinum ſtehen zum Theil noch gegenwärtig. Man ſieht noch zu unſern Zeiten Reſte von Bädern, einem Prätorium, einem Amphitheater, einem Tempel des Mars, einem der Juno Feronia u. ſ. w. Von wenigen alten Städten ſind im Verhältniß zu ihrer Größe, denn Larinum war eben nicht ſehr groß, ſo viele Denkmahle übrig geblieben. Aber man trug für dieſe Denkmahle gar keine Sorge. Der Verfaſſer ſah ſie von Jahr zu Jahr mehr verfallen, ohne daß es weder den Larineſern, noch dem Biſchoff, der doch ein Mann von einiger Kenntniß ſeyn ſollte, noch dem Herzog von Larinum, der doch jährlich 40tauſend Scudi Einkünfte hat, in den Sinn gekommen wäre, ihre Aufbewahrung könnte doch wohl nüzlich und rühmlich ſeyn. In wenigen Jahren wird man kaum noch das Denkwürdige in der Geſchichte des Herrn Tria von Larinum leſen, deſſen Beſchreibungen übrigens ſehr ſchlecht ausgefallen ſind. Möchte wenigſtens der Marquis von Vaſto das koſtbare Werk,

was aber Cluenzius aus Liebe zu ſeinem Volke noch hinzuſezt, dem meſſe ich keinen Glauben bei. Das Gebiet der Frentaner, zwiſchen dem Trinus und Frenton eingeſchloſſen (und dehnen wir es auch vom Frenton bis an den Anſanus aus) dehnt ſich, glaube ich, nach ſeiner gröſten Länge höchſtens fünfhundert Stadien aus; die Breite hat nicht mehr, als zweyhundert. Die Samniten, ihre Alliirte behandeln ſie als Herren, und dehnen ihren Einfluß bis Luceria, auch noch weiter dahin aus.[*] Einſt wird man über die Exiſtenz aller dieſer kleinen Völkerſchaften ſtreiten, denn umſonſt wird man ihre Thaten ſuchen; man wird über ihre Grenzen ſtreiten, denn umſonſt wird man ihre Herrſchaft ſuchen; nur ihr Name wird der Nachwelt überliefert werden.

Nach dem Tiſernus erhält der Boden ein ganz anderes Anſehen. Man findet weder Ebenen, noch Berge mehr: überall ſtehen Hügel hinter einander, die ſich allmählig erheben, beinahe halb proporzional zwiſchen den niederen Ebenen, die wagerecht mit dem Meere ſind, und den beſchneyten Spizen des Mateſis, die man, ſobald man die Gränzen von Daunia überſchritten hat, erblikt, und auf dem ganzen Wege vor ſich ſieht, wie ſie mit den Bergen der Peligner eine Krone bilden, die das große Gemählde gegen Weſten vollendet.

---

das er in ſeinen Archiven bewahrt, bekannt machen — Denkwürdigkeiten und Plane der alten Städte und Orte der Provinzen des dieſſeitigen und jenſeitigen Apruzzo. — . . . . Dieſe Orte hatten vor zwey Jahrhunderten viele Denkmahle, die izt entweder zerſtört oder nicht mehr gekannt ſind. Siehe Giustiniani am a. O.

[*] Livius . . . .

LV.

Von Cleobul an Plato.

Ueber die Verfaſſung der Samniten.

Ich ſchreibe von Maronea. Aber wenn ich dir eine ſamnitiſche Stadt nenne, ſo denke weder an Tarent, noch an Locris noch an Croton. Die Menſchen leben hier in kleine Gemeinden zertheilt, wovon viele einen Markt, ein Rathhaus, und gemeinſchaftliche Comitien und Obrigkeiten haben; dieſe Vereinigung nennen ſie Stadt, und den Ort, an dem ſie ſich vereinigen, bezeichnen ſie mit einem Namen, für den wir vielleicht in Griechenland keinen entſprechenden haben. * Viele Städte bilden eine Nation und haben auch einige Orte (meiſtens ſind es die Tempel) an denen ſie ſich vereinigen, um von Seiten der Vornehmſten aller Städte über die gemeinſchaftliche Intereſſen zu berathſchlagen.

Auf dem Markt und bei dem Rathhauſe wohnen nur Künſtler, welche auf dieſe Weiſe ſehr ſchöne Gelegenheit für den Markt genießen, welcher monatlich dreymal hier gehalten wird. Die vornehmſten Bürger ſchäzen es ſich zur Ehre, auf dem Lande zu wohnen; man hält es für ſchimpflich, von den Zünften des Landes entfernt, und in die der Stadt verſezt zu werden.

Wie das Volk wegen des Markts jeden Monat dreymal auf dem Foro zuſammenkommt; ſo kündiget die Obrigkeit, wenn ſie das Volk wegen Entſcheidung einer Angelegenheit zuſammenberufen will, es dreymal an; dreymal läßt ſie auf dem Marktplaze eine kleine Tafel anheften, auf der die Frage geſchrieben iſt, über welche entſchieden werden ſoll; alles, damit das Volk

---

* Urbs. Ich weiß nicht, hat die griechiſche Sprache keinen entſprechenden Ausdruk: in der italieniſchen wüßte ich keinen zu finden.

Zeit und Mittel habe ſich auf ihre Entſcheidung vorzubereiten. *

Ich glaube, unter den Samniten einen politiſchen Körper zu ſehen, deſſen Glieder kleiner, das Band aber, das ſie verknüpft, ſtärker iſt, als in andern bisher von uns beobachteten Theilen Italien's. Tarent, Croton, Turium, Locris, haben auch ihre Concilien; ſchädliche Verſammlungen, welche nur, indem ſie die Menſchen einander nähern, den wechſelſeitigen Neid nähren, nicht aber die gemeinſchaftliche Freundſchaft verſtärken! Tarent, Croton, Turium, Locris ſind größere Städte, als Maronca, Murganzia, Eſernia, und Bovianum; jede hält ſich für ſtark genug, für ſich allein zu handeln; und findet in der andern, nicht eine gelegene Hülfe für ihre Bedürfniſſe, ſondern eine läſtige Hinderniß ihres Ehrgeizes. Glaubſt du nicht auch, daß wahre Freundſchaft bei den Städten wie bei Privatperſonen nie unter Großen herſche? Glaubſt du nicht, daß die Vereinigung um ſo ſchwerer ſey, je größer die Staaten ſind, zwiſchen denen du dich befindeſt; und daß die gleichſam voreilige Glükſeligkeit, deren jeder Theil genieſſt, dem Wohl des Ganzen ſchade?

Würdeſt du nicht behaupten, daß die Bündniſſe nur unter den Völkern von langer Dauer ſeyen, bei denen die Sitten am einfachſten, die Intereſſen am ähnlichſten, die Kriegskunſt die vornehmſte Kunſt iſt? Sind die Sitten verdorben, und zur Weichlichkeit gewöhnt, ſo wird der Menſch natürlich ein Feind der Waffen ſeyn. Der Fremde wird die Alliſanen anfallen, und der Bürger von Marenca wird ſagen: o! könnte ich mich nur der Laſt, ihnen zu Hülfe kommen zu müſſen, entziehen! Und wenn er auch noch außer der Sittenverderbniß, einen zu ausgebreiteten Handel

---

* Ueber alles dieſes ſiehe den Anhang II.

und ganz verſchiedene Intereſſen hat, ſo wird er ausrufen: was liegt mir daran, ob ein durch den Tifernus, Mateſis, und vierhundert Stadien von mir entfernter Staat in Gefahr ſey? Die Bündniſſe ſind nüzlich zwiſchen Staaten, die vom Landbau leben, und kriegeriſch ſind: nur in ſolchen ſcheut kein Bürger die Strapazen des Krieges, und alle verlangen nach Ruhm.

Ich habe hier die Sitten ſo gefunden, wie ſie der gute Pontius beſchrieben hat. Alle jedoch bezeugen nur einſtimmig, daß ſie an den Ufern des Volturnus ganz verſchieden ſeyen; auch Pontius hatte es geſagt, und es mag ſeyn. Bis izt habe ich ſie noch nicht geſehen. Was ich aber gegenwärtig davon höre, iſt von aller Wahrſcheinlichkeit zu entfernt. Ich will nicht läugnen, daß die Etrusker verdorben waren, und daß die beſiegten Etrusker die Samniten, ihre Sieger verderbt haben.... Aber alles in der Natur ſcheint mir eine ewige unüberſteigliche Gränze zu haben; daſſelbe Laſter, dieſelbe Unordnung kann nur bis auf einen gewiſſen Grad, und nicht weiter getrieben werden.... Ich will dir mündlich ſagen, was man erzählt.... Ich ſchäme mich, es zu ſchreiben....* Denke doch, ob ein Staat in einer ſolchen Verderbniß auch nur ein Jahr, eine Decade, ja nur einen einzigen Tag beſtehen könne? Ich wiederhohle es: ich werde es ſehen, werde Capua ſehen, werde vielleicht auch Cuma ſehen, aber bis jezt will ich dem menſchlichen Geſchlechte, die Schmach nicht anthun, es eines ſo tiefen Verfalls fähig zu halten. Es ſcheint mir wahrſcheinlich und ſehr wahrſcheinlich, daß die Phantaſie dieſer Samniten, deren Sitten ſehr ſtrenge und einfach ſind, die Erzählung übertreibe. Die Campaner und Etrusker werden nicht verderbener ſeyn als die Epheſer, die Cirenäer, vielleicht ſelbſt als die Athenienſer und Corinther. Und, beim Jupiter! die Verderbniß wäre nicht gering; und man braucht ſie ſich auch nicht größer vorzuſtellen, um ſich den Verfall des Volkes zu erklären!

---

* S. Athen. XII. 5. II. Siehe den Anhang 1.

Die Erziehung der Jugend iſt hier mehr als ſpartaniſch. Das Regiment der Mütter iſt ſehr ſtrenge,[*] und ich beſtätige mich durch die Erfahrung in dem Glauben an das, was du mir ſelbſt ſo oft geſagt haſt, nehmlich, daß keine Erziehung ohne Hülfe und Anſehen der Mütter beſtehen könne. Die Mütter der Samniten gewöhnen ihre Kinder von den erſten Jahren an an die härteſten Feldarbeiten, wo ſie leicht gekleidet leben, ſo daß man ſie von den Sklaven nicht unterſcheiden kann, mit denen ſie auch alle Geſchäfte der Viehzucht und des Feldbaues theilen.[**]

Die Frau des Hauſes, aus dem ich dir ſchreibe, iſt die Schweſter unſeres Pontius, und ſie iſt es mit der That. Wenn ſie ihrem jüngſten Sohne keine andere Beſchäftigung zu geben weiß, ſo befiehlt ſie ihm Holz zu tragen.[***] Dieß erregte anfangs einiges Staunen bei mir, und es ſchien mir würklich übertrieben. Sie bemerkte es, und ſagte mir: das menſchliche Leben gleicht dem Eiſen; es iſt wahr, es wird durch den Gebrauch verzehrt, aber auf eine nüzliche Art; wenn du es nicht gebrauchſt, ſo verzehrt es der Roſt unnüz und bälder.[****] Es ſcheint dir vielleicht ſonderbar, o! Gaſtfreund, daß der Sohn eines Lars[†] der Enkel des Pontius ebenſo erzogen wird, wie der Sohn unſeres armen und guten Nachbars Calvus; aber ich ſage dir, daß der Enkel des Pontius größerer Sorge bedarf um ihn ſchon von dieſen Jahren an zu gewöhnen, das zu thun und zu dulden, was die Götter wollen, daß er thue und dulde, wann er einſt erwachſen ſeyn wird. Die bloße Nothwendigkeit lehrt den kleinen Calvus genug. Was bleibt ihm anders zu wiſſen übrig, als die Kunſt, ſich vom Glük nicht verderben zu laſſen, wenn ihm die Götter ſolches verleihen wollen? Aber das Glük iſt ſelten: häufiger iſt das Unglük, und es iſt folglich nöthiger für die, es zu ertragen und überwinden zu lernen, die in der Kindheit ein günſtiges Schikſal hatten, und deßwegen in der Jugend und im Alter mehr von ihm zu fürchten, als zu hoffen haben. Der Enkel des Pontius muß nicht nur eines, ſondern zwei Dinge lernen, die immer ſehr ſchwer zu erlernen ſind, wenn man von ſeinen Vorfahren einen berühmten Nahmen und Reichthum erhalten hat; männlich handeln und dulden [*]. Wenn der Enkel des Pontius eines von dieſen beiden nicht verſteht, ſo wird er dem Sohne des Calvus nachſtehen.

---

[*] Horat. Od. III. 6.

[**] Justinus. Es iſt wahr, er ſpricht von den Lucanern; aber was er von dieſen ſagt, läßt ſich ganz richtig auf die Samniten anwenden.

[***] Horat. am a. O.

[****] Cato Fragm.

[†] Lar, Lars, Larts u. ſ. w. war ein etruskiſches (das iſt, ein italieniſches) Wort, zur Bezeichnung einer Würde, nicht einer Perſon. Es möchte etwa dem Worte

Ihre kriegeriſche Einrichtungen ſind ſehr ſtrenge. Die Samniten ſind Meiſter in der Kriegskunſt, aber noch mehr ſind ſie es in der Kriegszucht. [**] Sie vergeſſen auch in Friedenszeiten die Waffen nicht. Ein gutes Pferd iſt viel theurer, als ein guter Koch. [***] Die, welche hinreichendes Vermögen beſitzen, ein Pferd

---

Signore, deſſen wir uns gegenwärtig bedienen, oder einem ähnlichen entſprechen. Wahrſcheinlich kommt der Nome Lari daher, gleichſam (vorzugsweiſe) die Haus-Herren.

[*] Et agere et pati fortia Romanum est.

[**] Sallust. Catilin.

[***] Cato Fragm.

zu halten, ſind dazu verbunden, und werden in eine mittlere Claſſe zwiſchen den Patriziern und dem Pöbel geſchrieben. * Sie kennen keinen Luxus, außer in den Waffen. Sie haben Schilde von Silber und Gold, oben breit und glatt, um die Schultern damit bedecken zu können, ohne die Bewegungen des Hauptes in ihrer Freiheit zu ſtören, unten ſchmal und rund, um ſie leichter führen zu können; Helme mit großen Büſchen einen eiſernen Panzer um die Bruſt zu bedecken, und Platten von eben dieſem Metalle, um die linke Seite zu vertheidigen. ** Ein Soldat, auf ſamnitiſche Art montirt und bewaffnet, könnte er uns nicht ein Theaterſoldat ſcheinen? *** Aber wir, ſind wir nicht in ſo vielen andern Dingen Theatermenſchen?

Schade, daß die Samniten die ſchönen Künſte allzuſehr verachten! Ein Poet wird bei ihnen gar nicht geſchätzt: ſie vergleichen ihn mit einem Schmarozer, und belegen beide mit dem Namen Straßenräuber. **** Ließe ſich nicht ein Mittel erfinden, um zu machen, daß dieſe edeln Männer auch der Venus Urania und den Grazien zuweilen opferten, ohne die Pallas und Themis zu vergeſſen.

LVI.

Von Cleobul an Plato.

Kenntniſſe der Samniten. Ackerbau.

Erwarte nicht, daß ich dir von Philoſophen, oder Philoſophie ſchreibe. Die Bergbewohner haben Philoſophie, aber in ihrem Blute. Es iſt nicht, als ob ſie nicht auch irgend ein Buch hätten, in dem pythagoriſche Meinungen herrſchen. Vor einigen Tagen öffnete ich eines durch Zufall, und fand, daß es von der Welt handelte, und mit folgender Maxime anfieng: die Welt, die wir ſehen, iſt nur das Bild einer andern, die uns nicht vergönnt iſt zu ſehen. [*] Dünkt dir nicht, als hörest du Parmenides und Timäus? Aber, o heilige Grazien! wie den Eckel und Abſcheu überwinden, den eine verwirrte Darſtellung, und ein roher ungebildeter Styl erregt, der noch ganz den Geruch der cyclopiſchen Barbarey unſerer Voreltern hat? [**]

---

* Siehe den Anhang II.

** Livius. S. Lipsius Poliorcet und de gladiat.

*** Die Campaner gaben würklich einigen Fechtern den Namen Samniten. Livius Dec. 1. 9.

**** Fragm. V. II.

Weiſt du, womit ich mich beſchäftige? .... Erräthſt du es? ..... Mit dem Landbau. In dem Theile Italiens, wo du noch gegenwärtig biſt, bieten ſich dir tauſend Gegenſtände dar, die deine Aufmerkſamkeit theilen; Künſte, Wiſſenſchaften, Handel, Luxus, Laſter, Kriege: hier ſiehſt du nichts als eine unzählige und glükliche Bevölkerung, die ihre Kraft und Glükſeligkeit der Tugend und dem Ackerbau verdankt. Tugend und Ackerbau! Sind ſie nicht genug, um ein Volk glüklich zu machen?

Und es ſcheint mir, ſie verſtehen den Landbau beſſer, als wir. Sie haben mich ſchon darauf aufmerkſam gemacht, daß wir manche Theile deſſelben ſchlecht verſtehen, beſonders den, der das Düngen der Felder betrifft, [***] welches das wichtigſte von allen Landsgeſchäften iſt, und wodurch der Menſch allein der Erde jene Fruchtbarkeit wieder geben kann, auf deren Verzehrung alle ſeine übrigen Geſchäfte gerichtet ſind.

Ich ſehe wohl, daß Ceres immer die Göttin Italiens und Siciliens war, und daß ſie bei uns nur einen gaſtfreundlichen Beſuch machte. Wohl iſt Italien immer das Land des Brodes und des Weines! * Aber die Italiener entweihen auch den heiligen Dienſt der Göttin nicht dadurch, daß ſie ihn ſklaviſchen Händen anvertrauen; und das Land iſt hier fröhlich und ſtolz, weil es oft von einer triumphirenden Hand mit der Pflugſchaar umgeſtürzt wird.

---

[*] Fragm. V. Histor.

[**] Cicero Tuscul. 9. II.

[***] Cicero de Senectute.

Wir Griechen handeln hierin unrichtig. Die Spartaner, die Theſſalier, die Cretenſer würden ſich ſchämen, das Land zu bauen, und überlaſſen die Sorge den Heloten, Peneſtern und Perieciern. ** Doch ihnen mag man es verzeihen, da ſie wenigſtens zu vielen andern Dingen geſchikt genannt werden können. Man hat deßwegen von ihnen geſagt, daß, wenn ſie im Frieden verderben, ſie im Kriege ſich wieder zu erheben wiſſen. *** Aber ein Böotier, beim Jupiter, zu was anderem iſt denn ein Böotier gut? Und doch würde ſo ein feiſter Böotier ſich erniedrigt glauben, wenn er je die Früchte, die er genießt, ſelbſt gebaut hätte. Und wir Athenienſer, was thun wir? Wir ſtehen den ganzen Tag auf dem Forum und Piräum, und überlaſſen die Beſorgung unſerer Güter Sklaven. Wir ſind größere Schwäzer als die Böotier, aber ebenſo unnüze.

Ich fange an einzuſehen, daß der Ackerbau bei einem Volke nur dann zur Vollkommenheit gelangen kann, wann die Eigenthümer der Güter ſelbſt Luſt am Ackerbau haben. Grundſäze ſind die Kinder der Erfahrung, und Erfahrung iſt die Tochter der Muße und der Vernunft. Es wird Zeit und Bequemlichkeit erfordert, um Beobachtungen anſtellen zu können; es wird Vernunft erfordert, um richtig zu beobachten, um die

---

* Oenotria.

** Ariſtot Polit II.

*** Ebenderſ. am a. O.

Beobachtungen auf Grundſäze zurükzuführen; Vernunft, um die Grundſäze ſodann in Anwendung zu bringen. Es iſt unläugbar: Heſiodus, Democritus und viele andere von uns haben ſchöne Werke über den Landbau geſchrieben. * Aber wer liest ſie? Die Reichen haben kein Intereſſe dafür: die Armen und Sklaven verſtehen ſie nicht; und ſollten ſie ſie auch verſtehen, ſo können ſie ſie aus Mangel an Erziehung nicht in Ausübung bringen; könnten ſie aber auch dieß, ſo fehlt es den Sklaven aus Trägheit (die nicht unbillig iſt, da ſie ſelbſt ohne allen Lohn für Fremde arbeiten) den Armen aus Noth, am Willen. Wir werden nie keine wahre Wiſſenſchaft beſizen, denn es wird uns immer an dem Erfahrungsbeweis mangeln; nie keine vollkommene Wiſſenſchaft, denn es wird uns immer an den Beobachtungen fehlen, die in dieſer Wiſſenſchaft nit zu Ende ſeyn können. Die Philoſophen und die Ackerleute werden zween Muſikern gleichen, deren einer die Leyer auf phrygiſche Art ſpielt, indeß der andere zu gleicher Zeit auf lydiſche ſingt. Und dieß wird nicht das erſtemal ſeyn, daß Fremde, die uns Griechen aus unſeren Worten beurtheilen, uns für groß halten werden; würden ſie unſere Thaten ſehen, ſie würden uns klein finden!

In dieſem Theile Italiens gibt es wenige Sklaven. Die Italiener haben die Gewohnheit noch nicht, andere ihrer Landsleute, die ſie im Kriege gefangen nehmen, in Sklaverey zu bringen, ſondern begnügen ſich damit, ſie unter einem Joche durchgehen zu laſſen, oder ſie einer anderen Beſchimpfung der Art zu unterwerfen. ** Seit einiger Zeit hat man angefan-

---

* Siehe die Anzeige hievon bei Varro de R. R. I.

** Zum Beiſpiele mag hier die Begebenheit des caudiniſchen Joches dienen. Daß es zu alten Zeiten in Italien keine Sklaven gab, ſagt (der Geſchichtſchreiber) Ti-

en, die Sitte einzuführen, den Kriegsgefangenen ei-
nen Preis für ihre Loskaufung aufzuerlegen; aber viele
leiben in der Sklaverey, um ſich ſelbſt nicht gleich-
am wieder zu kaufen zu haben. Die Sklaven, wel-
he die Küſtenbewohner haben, werden ihnen von frem-
en Kaufleuten gebracht und verkauft: hier gibt es we-
igere, weil der Handel unbedeutender iſt: und der
eldbau wird ganz von freyen Menſchen beſorgt.

Es iſt kein Flek Landes hier, der nicht angebaut
äre. Die Samniten ſagen, die Erde ſey ein Ge-
neingut, an dies jeder das Recht ſeines Antheils habe:
ber ein ſolches Recht führt die Verbindlichkeit mit ſich,
hn zu bauen; und ein öde gelaſſenes Feld fällt nach
iner beſtimmten Zahl Jahre, der Gemeinde wieder
nheim. * Biſt du, o Plato, nicht auch dieſer Mei-
ung? Das Recht des Eigenthums ohne die Verbind-
ichkeit des Anbaus dünkt mir eine Thorheit. Wenn
er Müßiggänger an ſich ungerecht iſt, weil er davon
ebt, daß er andern ihren eigenen Unterhalt raubt, ſo
ſt der müßige Eigenthümer zweimal ungerecht, theils
eil er, wie jeder andere Müßiggänger, andern ihren
Unterhalt raubt, theils, weil er zu gleicher Zeit einen
Theil der Güter deſſen verderben läßt, auf deſſen Ko-
ten er ſich ernährt. Er ſcheint mir, einem ſchelmi-
chen Schmarozer zu gleichen, der an meiner Tafel
peiſen will, und mir indeſſen einen Theil des Geſchir-
es ſtiehlt.

---

mäus, bei Athenäus. Daß der Ackerbau nicht in den Händen der Sklaven war, ſiehe Plin. XVIII. — Siehe den Anhang II.

* Siehe den Anhang II.

LVII.

Von Cleobul an Plato.

Geſpräch des Attilius über den Ackerbau.

Haſt du je eine der glaubigen Seelen gekannt, die in ihrem Hauſe eine kleine Bildſäule des Jupiters haben, an welche ſie ihre Gebete richten, und der ſie ſich mit ihren Anliegen empfehlen: zuweilen geſchieht es, in dem Eifer ihrer andächtigen Beſchauungen, daß die kleine Bildſäule in ihren Augen neues Leben und neue Geſtalt erhält; es ſcheint als bewege ſie die Augen, und deute mit dem Haupte und mit den Händen; und indem die Gluth der Phantaſie ſteigt, vergrößert ſich auch nach und nach die Bildſäule, und gleicht zuerſt dem Jupiter von Olymp, nachher übertrifft ſie ihn, und berührt mit dem Haupte beinahe die Wolken; und der Menſch ſchwört, den Jupiter lebendig und wahrhaft geſehen zu haben, der mit einem Finger ſeiner Hand die unermeßliche Kette hält, an der das Schikſal der Sterblichen und Unſterblichen hängt? So bin ich gegenwärtig, mein lieber Plato. Seit mehreren Tagen hatte ich mir in der Seele die Bildſäule eines guten Landmanns gebildet, und ſeit mehreren Tagen unterſuchte, betrachtete und bewunderte ich ſie; und durch anhaltendes Betrachten und Bewundern ſteht nun der olympiſche Jupiter aller Feldbauer vor mir.

Ich ſehe ihn, ich höre ihn, ich bin in ſeinem Hauſe. Er iſt nicht blos ein Idol meiner Einbildungskraft. Es iſt Attilius, von Duronia,* der Freund des Pontius, und einſt ſein Nebenbuhler im Kriegs-, wie im Staatsruhme; jezt vollendet er, reich an Jahren wie an Verdienſten, ſeine Tage, gleich der Sonne, e mit einem zwar minder ſtarken, aber lieblicheren lanze untergeht.

---

* Eine Stadt der Samniten zwiſchen Marenea und Bovianum, wahrſcheinlich Civita-Nuova.

Er hat nur eine einzige Tochter, von der man ſa- en möchte, ſie ſey eine der Grazien, ſo eben dem allaſte der Venus entſchlüpft, um der Ceres oder iana zu folgen. Sie iſt ſchon mit Pompedius, dem lteſten Sohn meines Gaſtfreundes in Marouca ver- prochen; dieſer geht mit mir nach Bovianum, wo in ieſem Jahre noch das Feſt ihrer Hochzeit gefeiert erden wird.

Attilius hat uns drey Tage auf ſeinem Landhauſe ehalten, das auf einem Hügel ſteht. Von hier aus iehſt du gegen Weſten die weiſe Spizen des Mateſis, gegen Süden den Tifernus, gegen Norden den Trinus; und zwiſchen dem Bette beider Flüße folgt dein Auge einer unabſehbaren Kette von Hügeln, die von dem Mateſis beginnend, ſich gegen Oſten hin ziehen, und allmählig niedriger werden, bis ſie ſich bei den ungeheuren Ebenen der Frentaner, und Daunen, die dem adriatiſchen Meere gleichſam zur Küſte dienen, wagrecht herabſenken.

Sein Landhaus erwekte die Idee der Gärten Alcinous in mir. Ich wußte, daß der Ackerbau den Menſchen ihre Bedürfniſſe, aber nicht, daß er ihnen ſo viele Vergnügen verſchaffen; daß er die Tugenden des Herzens erwecken, aber nicht, daß er dem Geiſte ſo erhabene Ideen beibringen könnte! Aber nun, nachdem ich den Attilius gehört habe, kenne ich nichts nüzlicheres, nichts angenehmeres, nichts heiligeres, nichts mit der Weisheit näher verwandtes, als den Ackerbau.

Du magſt wollen oder nicht, ſo will ich dir ein langes Geſpräch abſchreiben, das er an uns gehalten hat. Der Alte ſcheint es nicht ohne Abſicht gethan zu haben; er wollte ſeinem jungen Tochtermann dieſelbe Geſinnungen einflößen. Glüklich, wenn er den ganzum Werth der Worte des Schwiegervaters erkennt! Das Geſpräch iſt zwar lange, aber ich habe es ganz abgeſchrieben. Was konnte ich dir auch beſſeres geben, um zugleich den guten Ackerbau und den beſten Landmann Italiens zu ſchildern?

Wir hatten ihn gefragt, warum er, noch ſo kraftvoll an Geiſt und Körper, ſich den öffentlichen Angelegenheiten, und dem Vaterlande ſo lange entriſſen habe? Warum er ſich auf das Land zurükgezogen habe? Warum.... Und ich will dir nicht verhehlen, daß unter dieſen Worten des allgemeinen Beſten und des Ruhms Etwas jugendliche Eitelkeit verborgen lag.... Der Alte merkte unſere geheimen Gedanken, und ließ uns ſprechen. Hierauf ſah er uns in das Geſicht, lächelte ein wenig, und ſprach zu uns: ich will euch zeigen, daß es weder für den Menſchen einen größeren Ruhm, noch für das Vaterland einen größeren Nuzen gibt, als den, der aus dem Ackerbau entſpringt.

„Euch Jünglinge dünken die Sorgen des Ackerbau's läſtig, und beinahe eines Mannes unwürdig, der ſich berufen glaubt, die geheimſten Tiefen der Weisheit zu durchdringen, die Feinde zu beſiegen, ſeinen Mitbürgern Geſeze zu geben. Auch ich war jung, und habe alle eure Leidenſchaften erprobt; ich habe die Leere geſehen, die in allen Wiſſenſchaften, in aller menſchlichen Größe iſt; und glaubet mir, für einen Alten bleibt nichts mehr übrig, als der Ackerbau.“

„Wenn es euch die Müdigkeit von der zurükgelegten Reiſe — geſtattet (ich und Pompedius waren Morgens nach Duronia gegangen, und um die neunte Stunde wieder von da zurükgekommen) wenn es euch nicht beſchwerlich iſt, ſo wollen wir, bis die Mittagsmahlzeit zubereitet iſt, einen Gang durch meine Länder thun.“ Hierauf giengen wir, wir wandelten ganz langſam, und während deſſen ſezte er ſein Geſpräch fort.

„Auch ich war alſo ein Jüngling, und habe alle Leidenſchaften der Jünglinge erprobt. Mein Vater hatte mir viele Ländereyen hinterlaſſen; von dieſer Anhöhe könnt ihr mit dem Auge die ganze Ausdehnung meſſen. Aber der Beſorgung von Sklaven anvertraut, die kein anderes Intereſſe hatten, als das, mich zu betrügen, brachten ſie mir bei großem Aufwande ſchlechte Einkünfte. Ich beſuchte ſie nie. Wer mich wollte, mußte mich in den Comitien, in den Geſellſchaften, bei denen ſuchen, die damals die höchſten Angelegenheiten leiteten. Ich und Pontius waren die Vornehmſten der ganzen ſamnitiſchen Jugend; immer Nebenbuhler und immer Freunde.... O! welch' ein herrlicher Mann dieſer Pontius iſt!.... Gegenwärtig beſitzt das Vaterland wenige, die ihm gleichen, und in Zukunft wird es keinen beſitzen."

„Das Vaterland hat Kriege geführt, und ich war nicht der Lezte von denen, die für daſſelbe gekämpft haben; zuweilen wurde es von inneren Stürmen bewegt, und auch ich hatte an den Factionen Antheil. Ich hätte es für ein Vergehen gehalten, gleichgültig dabei zu bleiben. Was habe ich nun noch von allem dieſem? Das bloße Andenken. Und welches Vergnügen bleibt mir noch? Das allein, Gutes zu thun. Nun habe ich jenes erhalten, und dieſes gefunden — auf meinen Feldern, an der Stätte, wo das Grab meines Vaters iſt."

„Sehet dort jene drey kleine Häuschen, die an dem Fuße jenes uns gegenüberliegenden Hügels ſtehen? Sie ſind von drey Familien bewohnt, unter die ich das Land, das zuvor ganz mir gehörte, vertheilt habe; ſie haben jene Häuſer und jene ſteinerne Mauren ohne Kalk verfertiget, die als Gränze dienen. Zuvor war dieſes Land ſchlecht gebaut: ich zog nur einen magern und ungewiſſen Gewinn davon, und indeſſen gab es viele Menſchen in meinem Vaterlande, die zum Leben nichts als Arbeit bedurften. Ich ſagte ihnen: Bauet mein Land; ich will euch das nöthige Vieh zur Arbeit anſchaffen; ihr könnet mit euren Familien leben, und mir gebt ihr einen Theil des Ertrags von dem Lande, das ich euch gebe. Meine Einkünfte ſind geſtiegen; und zu dem habe ich noch die Segnungen von zwanzig Unglüklichen, die vielleicht ohne mich Hungers geſtorben wären. Ich gehe nie an dieſen Häuſern vorüber, ohne daß mir die Kinder entgegen laufen, meine Kniee umfaſſen, und mich ihren Vater und Gott nennen: es geht kein feſtlicher Tag vorüber, wo ſie nicht in aller Frühe mich alle beſuchen, und mir die erſten Früchte der Jahreszeit und die ausgeſuchteſten Blumen und den zarteſten friſchen Käs darbringen. Attilia bewillkommt und umarmt ſie als wären ſie alle ihre Geſchwiſter, und durch den Genuß des Lobes; das ſie ihrem geliebten Vater geben, gewöhnt ſie ihr junges Herz, daß es Geſchmak an den Freuden der Wohlthätigkeit gewinnt. Und ich ſchäme mich indeſſen all' ihrer Lobpreiſungen, denn in Wahrheit was habe ich anders für ſie gethan, als was mir ſelbſt vortheilhaft war?"

„Du ſagteſt geſtern, Cleobul; das Land werde nicht gerne von der Hand eines Sklaven oder eines Lohnarbeiters gebaut. Dieß habe ich beobachtet. Ich allein konnte alle Ländereyen meiner Eltern nicht bauen; ließ ich ſie von Sklaven bauen, ſo war der Ertrag gering: ich theilte ſie, und behielt ſo viel für mich, als ich ſelbſt anbauen konnte; die andern gab ich freyen Menſchen. Ich bin reicher geworden, und habe fünfzig meines gleichen glüklicher gemacht! O! wie wenig koſtet es dem Gutes zu thun, der lieber ſeine Felder gebaut, als ſeine fehlerhafte Neigungen gepflegt ſieht!... Während meines ganzen ehrbegierigen Lebensganges, als ich Regent meines Vaterlandes war, habe ich nie ſo viele Menſchen glüklich gemacht.“

Weiſer Mann! rief ich alsdann aus, nein, nein ich kann es nicht glauben: wer eine Seele hat, wie die deine, der hat noch keine Thräne fließen gemacht. — „Hier betrachtete er mich einige Augenblicke; und verſezte hierauf: Junger Mann, der, dem das Schikſal eines Staats anvertraut iſt, iſt kein Gott; und ſelbſt einem Gott iſt nicht vergönnt zu hindern, daß es nicht Unglükliche gebe. Glüklich zu machen hat der, der regiert, nicht immer in ſeiner Gewalt. Die Natur vermehrt die Menſchen, und wird nie müde, neue zu erzeugen; aber das ſchon lebende Geſchlecht läßt dem, das erſt geboren werden ſoll, nichts, und nach mehreren Generationen findeſt du immer, daß eine ſchon alles an ſich geriſſen hat, und zehen ohne allen Beſiz bleiben. Wenn die Häupter einer Nation darauf denken, dieſen einen Theil ihres Reichthums zu geben, indem ſie ihn gegen ihre Arbeit austauſchen, ſo wirſt du einen Haufen Müßiggänger haben; tauſchen ſie ihn durch Sklaverey ein, ſo wirſt du einen Haufen Laſterhafter, und in beiden Fällen einen Haufen elender Menſchen haben.“

Aber ſage mir Attilius, ſagte ich, wie kameſt du auf ſolche Gedanken?

„Ich ſagte euch zu Anfang, verſezte er, daß für mein Alter nichts übrig bleibt, als Gutes zu thun, und das Andenken der vergangenen Zeiten zu erhalten. Laßt mich meine Rede fortſezen, und ich will den, der der erſte Urheber dieſes Planes war, nicht um das ihm gebührende Lob betrügen.“

„Ich hatte Erinnerungen zu bewahren; und wer hat dies nicht? Die Menſchen ſind undankbar: ſie vergeſſen dieſe ſehr bald! Hier ſtund das Grab, wo meine Eltern ruhten: Hieher kam ich auch unter den Stürmen der Leidenſchaften meiner Jugend zuweilen, um mich mit ihnen zu unterhalten; denn ich habe es immer geglaubt, und glaube es noch feſt, daß der Tod denen uns theuern Perſonen nichts raubt, als die körperliche Hülle, aber daß ihr Andenken lebendig in uns bleibt, und ihr unſterblicher Geiſt dem unſrigen ſtets nahe iſt. Habt ihr jene Linden beobachtet, die mein Haus beſchatten? Die eine iſt ſo alt, als ich: meine Eltern pflanzten ſie an dem Tage meiner Geburt: die andere war an dem Tage ihrer Hochzeitfeyer gepflanzt. Jener Weinſtok, der izt ſeine Zweige ſo weit ausgebreitet, und ſeinen Blättern den ganzen inneren Gang des Hauſes gleichſam umkleidet hat, ward von meinen Eltern am Tage meiner Hochzeitfeyer gepflanzt..... Ich Unglüklicher! der Weinſtok iſt gewachſen, und von allen, die damals lebten, bin ich izt ganz allein übrig. Und von dieſen zwo Fichten ward die eine bei der Geburt der Attilia gepflanzt, die andere bei der Geburt des.... Ach!.... er wäre izt eures Alters, lieben Jünglinge!....“ Er ſchwieg.... der Schmerz blikte durch die Heiterkeit ſeiner Weisheit hindurch.... und lenkte gegen einen nahen kleinen Hügel, an deſſen Fuß eine Grotte war, die der grüne Epheu beinahe ganz bedekte. Er geht zuerſt hinein; ſezt ſich auf einen Stein, und ſtüzt ſein Haupt auf einen andern, der das Anſehen eines Grabes hatte. Es war auch würklich eines.

Er ſchwieg immerfort, wir hatten Ehrfurcht vor ſeinem Schmerz. Indeſſen laſen unſere Augen auf dem Grabe eine Innſchrift, die folgendes ſagte: Claudia, der liebſten Gattin, und zärtlichen Mutter ſezten tiefbetrübt der Gatte und die Tochter dieſes Denkmahl. Sanft ſey dir nach dem Tode die Erde, die dir im Leben lieb war.

„Habt ihr's geleſen? ſagte er, indem er die Rede wieder anknüpfte.... O! verzeihet dem Uebermaaße meines Schmerzens.... Ich kannte es, jenes anbetungswürdige Weib; ſie war meine Freundin, ſie war meine Gattin; ſie war mein .... zwanzig Jahre hindurch. — Schon als Jüngling hatte ich keine andere Bitte an die Götter, als mich der Claudia würdig zu machen. Und ſie ward mir gewährt. Dieſe Wunde, die ihr auf meiner Bruſt ſehet, erhielt ich, als die Volſcer unſere Gränzen bedrohten. Der Anführer meiner Cohorte hatte mir aufgetragen, mit weniger Mannſchaft einen wichtigen Paß zwiſchen den Thälern von Caſino zu bewachen: die Hauptarmee war in der Ebene, die ſich zwiſchen Caſino und Sora ausdehnt. Die Volſcer ſchloßen ſie ein. Es war an keine Rettung mehr zu denken: die Feinde waren ſchon Meiſter von allen benachbarten Hügeln. Aber noch war die Spize eines höheren Berges unbeſezt, zu dem man jedoch nicht gelangen konnte, außer wenn man die feindliche Belagerung gerade durchzog. Ich erinnere mich an Claudia, und entſchließe mich, die Armee zu befreyen. Cameraden, ſagte ich zu meinen Soldaten, um zu ſiegen, müſſen wir an einen Ort gehen, von wo der Rükzug ſchwer ſeyn wird..... Sehet ihr die Spize jenes Berges?.... Heute will ich Claudia erhalten, oder ſterben. Iſt keiner unter euch, an den die Liebe ſpreche?.... Alle zogen das Schwerd; jeder ſchwor für das Vaterland und ſeine Schöne. Wir ſtürzen auf die Unternehmung los; wenige fielen: der Muth überwindet immer die Zahl. Die Feinde in Schrecken geſezt durch unſere Kühnheit, gerathen in Beſtürzung; ſie halten uns für ſtärker, als wir würklich waren; ſie fangen an ſich zu fürchten; ſie weichen zurük, gerathen in Unordnung, zerſtreuen ſich, fliehen, und wir verfolgen ſie als Sieger bis unter die Mauern ihres eigenen Landes. Das Vaterland beſchenkte mich mit der Bürgerkrone; und ich dachte im erſten Augenblick nur daran, den Göttern dafür zu danken, daß ich Claudia erhalten hatte.“

„Sie liebte das Landleben; ſie liebte dieſen Aufenthalt.... Und hier ſollſt du auch ewig ruhen, meine Liebe; und hier will auch ich ewig mit dir ruhen, wenn es den Göttern gefallen wird, auch mich dahin zu rufen, wo du biſt!“

„Seit jener Zeit fieng ich an häufiger, als zuvor, an dieſen Ort zu kommen, der mir theurer geworden war. Vorher war ich allein hier geweſen; und nun wohnte Claudia bei mir.“

„Fünfmal war ich Regent meines Vaterlandes; zweymal hatten mich die Verſammlungen der Nation zu ihrem Mediaſtuticus ernannt.* Immer freute es mich, wenn ich meinem Vaterlande Gutes erweiſen konnte; aber der Ehrgeiz fieng von Tag zu Tag an in meiner Bruſt ſchwächer zu werden.“

„Ich lebte in ſchwürigen Zeiten. Die Factionen drohten oft, alle bürgerliche Ordnung zu zerreiſſen. Mein Name war von vielen geliebt, von allen gefürchtet; immer war ich der erſte, der herbeieilte, wenn es die Wiederherſtellung des Friedens galt; immer der erſte, der ſich zurückzog, wenn man die Herrſchaft theilen ſollte. Claudia hatte mir Kinder geſchenkt, und ich hatte nun eine ſüſſere Herrſchaft in meinem eigenen Hauſe zu verwalten.“

Zwey dieſer Kinder wollten die Götter noch in ihrer zarten Kindheit für ſich: wieder ein anderer ſtarb als Jüngling für das Vaterland, und ſeine Mutter ſah den kalten Leichnam auf ſeinem eigenen Schilde von ſeinen ſiegreichen Cameraden zurükbringen. Sein Grab iſt nicht hier: er ruht beiſammen mit den andern Tapfern in dem Grabe, das das Vaterland ihnen errichtet hat. Ich wollte ihm ein Denkmahl bei ſeinen Voreltern, bei ſeiner Mutter, bei ſeinen Brüdern weihen; tauſendmahl habe ich es verſucht, tauſendmahl machte der Schmerz meine Hände wieder ſinken..... Aber hier ſteht es.... (er legte die Hand auf ſein Herz.)

---

* Benennung der höchſten militäriſchen Würde bei den Samniten und Campanern. Siehe Ennii Fragm. Vossii Etymolog. mit Beiſätzen von Mazzochi.

„O! meine Freunde! ſelig iſt der Mann, der Familienglük beſizt! Ohne eine weiſe Gattin, die ich liebte, und von der ich geliebt war, ohne die Liebe, die ich zu meinen Eltern, und zu meinen Kindern hatte, wäre auch ich vielleicht, wie ſo viele andere Menſchen, um der Einſamkeit und Leere, die in den heimiſchen Mauren iſt, zu entfliehen, thöricht der Bahn des Ehrgeizes gefolgt, hätte alles in meinem Vaterlande zu Grunde gerichtet, hätte zwanzig Städte unglüklich gemacht, und wenn ich ermüdet von den Anſtrengungen, feucht von dem Schweiße, heiſcher von dem Staube, betäubt von dem Gelärme, beſchmuzt von dem Blute, gedrükt von dem Haſſe anderer meines Gleichen, ein Unglük erfahren, oder einen Sohn für das Vaterland verloren hätte, ſo würde ich gewiß in meinen Mauren, ich will nicht ſagen, jene Freude, ja nicht einmal den Troſt gefunden haben, den ich izt darin finde.“

„Wer ſollte mich izt bewegen können, meine Felder, und dieſe Pflanzen zu verlaſſen, die ich theils ſelbſt mit eigener Hand gebaut habe, theils aber mich an gleiche theure Hände erinnern?“

„Was könnte ich mir außer ihnen wünſchen? die Tugend? Sie iſt allein auf dem Lande. Einſt, ſagt man, ſollen die Götter die Städte bewohnt, und lange mit den Menſchen umgegangen ſeyn; nachher aber, als die Gemüther dieſer verdorben ſeyen, haben ſie ſich in den Himmel zurükgezogen. Die Gerechtigkeit ſoll die ſchon mit Blut gefärbten Städte zulezt verlaſſen haben; aber ich glaube, wenn ſie vom Himmel bisweilen zurükkehrt, um die verlaſſene Erde wieder zu ſehen, ſo pflegt ſie ihren Umgang mit Landleuten.“

„Meines Erachtens iſt dieß das ſchönſte Lob, das man einem guten Bürger geben kann, wenn man ihn einen guten Landmann nennt.“ *

„Ihr ſtrebt nach Ruhm; ihr möchtet, die Erde ſoll vor eurem Anblik verſtummen, und ihr freuet euch, ſagen zu können: fünftauſende ſind durch meinen Arm umgekommen, und hunderttauſende leben durch das Werk meines Geiſtes glüklich. Ein anderer ſagt: ich kenne alle Geheimniſſe der Weisheit der Götter. Und du, o! Landmann, du, den der Krieger und der Geſezgeber und der Weiſe verachten, verſtehſt du, was du thueſt, wenn die von dir geleiteten Stiere den Schooß der fruchtbaren Erde mit dem Pfluge öffnen?“

„Die Götter, meine Freunde, haben in allen Dingen des Lebens Vergnügen verborgen, wie das Feuer in dem Kieſel; man muß ihn reiben, ſchlagen, um den Funken zu erhalten. So müſſen wir unſere Handlungen zerlegen, ſie, ſo zu ſagen, mit der Schärfe unſeres Geiſtes reiben, um Vergnügen daraus ziehen zu können.“

„Der gemeine Mann genießt kein Vergnügen, denn er denkt über ſeine Handlungen nicht nach. Aber ſtellet ſeine friedlichen und gleichſam ſtumme Arbeiten ein wenig ein. Wo die Furche unterbrochen iſt, da bekommt die Erde ein anderes Anſehen; die Natur gibt dem Leben der Sterblichen nichts mehr; ſtatt der nährenden Saat entſtehen Dornen und Stämme, und wilde Thiere nehmen die Stelle der Menſchen, die

---

* Cato bei Plinius XVIII. 3.

Hungers ſterben, ein. Und ihr Krieger möget ſagen, daß von eurem Winke das Leben der Menſchen abhänge? und ihr Geſezgeber, daß von euren Anordnungen ihr Glük abhänge?“

„Durchwandert heutzutage Samnium. Ihr findet hier drey Millionen vergnügter Menſchen; gut bebaute Felder, und Ueberfluß an allem, was das Leben angenehm macht.* Nüzliche Thätigkeit vermindert die Laſter der Menſchen; Tugend und Ueberfluß vermehren ihre Zahl. Aber ſo war es nicht immer. Wir ſtammen von den Sabinern ab. Unſere alten Voreltern, die ein ebenſo glükliches Land, als wir, bewohnten, kannten den Akerbau nicht, und lebten vom Raube. Der Hunger zwang ſie oft, einen Theil ihrer Bevölkerung aus ihren Wohnſizen auszuſenden. Sie wählten die Jüngſten; weihten ſie dem Mars, und ſchikten ſie unter einem Anführer aus, ihr Glük zu ſuchen. So beſezten wir das Land, in deſſen Beſize wir izt ſind; ſo verwieſen wir einen anderen Theil unſerer Bevölkerung, der ſich an den Krümmungen des unermeßlichen Taburnus niederließ; ein anderer gieng noch weiter, um ſich in den Wäldern Lucaniens niederzulaſſen.“**

„Der erſte, der eine Furche in die Erde zog, und die Menſchen dadurch lehrte, daß ſie von ihrer eigenen Arbeit einen ſichereren Unterhalt, als von dem Raube ziehen könnten, war der einzige, der wahre Begründer der Staaten, und der erſte Anordner der Geſeze. Auch hätten, ihr Jünglinge, Vater Janus und du, o Saturn! der du mit keinem andern Titel als dem, „der Pflanzer der Weinſtöcke“ mehr geehrt werden kannſt, die erſten Bewohner Italiens durch kein anderes Mittel zu feſten Wohnſizen, zu bleibenden ehlichen Verbindungen, und zu den glüklichen Geſezen zu leiten vermocht.* Vorher irrten die Menſchen wie die wilden Thiere auf der Erde umher; ſie liebten das Leben, aber nicht das Vaterland, denn ſie hatten keines: nirgends hatten ſie einen Ort, wo ſie das erworbene Gut ihrer Arbeiten aufbewahren konnten, nirgends einen Flek, den ſie mit Schmerz verließen. Welche Kunſt könnte nun rühmlicher ſeyn, als die, durch welche Janus und Saturnus Götter ſind."

---

* Polybius.

** Diodor Sicul. — Grimaldi V. 1. 2.

„Oft pflege ich mich auf jenen Stein, der an der Mauer meines Hauſes von der Mittagsſeite angelehnt iſt, zu ſezen, um mich in der lauen Frühlings- oder Winterſonne zu wärmen. Wir Alten lieben die Sonne. Attilia beſorgt die Geſchäfte des Hauſes; meine Arbeiter verrichten ſingend ihr Tagewerk; und ich denke und dichte indeſſen allein bei mir ſelbſt.... und einer der häufigſten Gegenſtände meiner Gedanken iſt der, den ich euch ſo eben dargelegt habe."

„Zuweilen ſtellen ſich mir in Gedanken diejenigen dar, die ſich Weiſe nennen, und die ich für ſtolz halte, und es dünkt mir, als prahlen ſie mit ihrem Wiſſen und ſagen: ſiehe, ſo weit in der Erkenntniß iſt ein einziger Menſch gekommen! .... O! wie thöricht ſind wir! Könnte ein einziger Menſch alles das, was der ſchlechteſte Landmann weiß, entdecken, ſo würde es keinen Menſchen auf Erden geben, der ihm an Weisheit gleich käme."

„Wie viele Jahrhunderte mußten erſt verfließen, wie viele Anſtrengungen waren nothwendig, bis der Stier, dieſer König unſerer Wälder, ſeinen harten Nacken beugte, und darein willigte, der Sklave des Menſchen zu werden? Glaubſt du, es ſey ſo leicht geweſen, dem Hunde begreiflich zu machen: ſey mein

---

* Ovid. Fast. I. Virgil. Aeneid.

Freund, laß uns gemeinſchaftlich den andern Thieren, die uns izt beſchwerlich ſind, den Krieg erklären, und die Beute mit einander theilen? Und dem edeln Roſſe: ſey der Gefährte meiner Gefahren und meines Ruhms?“

„Der Menſch mußte damit anfangen, den Thieren die Erde zu entreiſſen; nachher mußte er die Natur ſelbſt beſiegen. Er mußte den Lauf der Sonne und des Mondes, und die Bahnen der Geſtirne meſſen; den Tag eintheilen, die Rükkehr der Jahreszeiten berechnen, und kennen lernen, welche für jedes Landgeſchäft die geſchikteſte wäre. Gibt es etwas unbeſtändigeres als Wind und Wetter? Und doch hat der Landmann die verſchiedene Farbe der Wolken beobachtet; und die Scheibe des Mondes, der bald blaß, bald röthlicht, bald mit Strahlen umgeben, bald wie in einen See getaucht iſt; weder der Flug der Vögel noch ſelbſt die mannigfaltigen Wirbel des Sandes und Strohs ſind ſeiner Aufmerkſamkeit entgangen; und aus dieſen Zeichen ſagte er heiteres Wetter oder Regen voraus.* Die Erfahrung vieler Jahrhunderte ſagt uns: dieß iſt die Zeit zu ſäen, zu dreſchen, die Bäume zu beſchneiden..... und der Landmann hat der Sonne, dem Monde, den Sternen, den Winden und der ganzen Natur geſagt: ihr ſollt mir zu Leitern bei meinen Geſchäften, und für meine Bedürfniſſe dienen.“

„Die Natur hatte nur den erſten Samen der Dinge geliefert, und bei ihrem erſten älteſten Urſprunge war die Speiſe, die ſie den Menſchen zubereitete, nicht verſchieden von der, welche ſie den übrigen Thieren verliehen hatte. Sehet ihr den Unterſchied zwiſchen den wilden Caſtanien, die von den Eicheln wenig verſchieden ſind, und denen, die wir an unſern Tiſchen genießen? der Weinſtok wuchs wild in den Wäldern, und die herbe Trauben, die er trug, gaben nur wenigen und ſauren Wein. Kurz vor der Zeit unſerer Väter war es beinahe ein Luxus, Wein zu haben; die Weiber tranken keinen, ehemals, weil ſie bei den noch barbariſchen Männern Sklavinnen und nicht Gefährthinnen ihrer Gatten waren, nachher weil die Sitte der älteſten Weiber zum Geſeze wurde. * Man opferte den unſterblichen Göttern nur Milch, und ein ſtrenges Geſez verbot, Wein bei den Leichenbegängniſſen zu gebrauchen. ** Das Korn war gerade ſo, wie man es heutzutage an unſern Hecken und auf den Dämmen unſerer Straßen wachſen ſieht, wovon ſich die Ameiſen nähren.“

---

* Virgil. Georg. II. Plin.

„Wiſſet ihr, Jünglinge! wie viele Dinge man kennen mußte, ehe der Ackerbau zu derjenigen Stufe gelangte, auf der wir gegenwärtig ſtehen? Unſere Alten mußten damit beginnen, die innere Natur der Pflanzen kennen zu lernen. Der Baum, der die Schläge der Axt nicht zu empfinden ſcheint, auch der hat einen Sinn, und ſeine Triebe zur Liebe und Begattung. Es gibt männliche und weibliche unter ihnen, ſie ſuchen ſich, befruchten ſich gegenſeitig, und oft iſt der, welcher keine Frucht gibt, nothwendig, daß ein anderer ſeiner Art ſolche trage. Wie viel Zeit mußte verflieſſen, bis man die Bemerkung machte, daß die wilde Feige nothwendig zur Befruchtung der ſüſſen Feige ſey, welche einen Leckerbiſſen bei unſern Tafeln ausmacht?“

„Noch iſt dieß nicht alles. Die mannigfaltige Natur der Blätter, ſo wie der Wurzeln zeigten an, daß die verſchiedenen Pflanzen auch verſchiedenes Erdreich bedürfen. Der Weinſtok liebt die Hügel; der Oelbaum will ſteinigten Boden; das Korn ſchwarze, tiefe Erde.... Unſere Voreltern kannten die verſchiedene Natur des Bodens; die Beſchaffenheit des dafür empfänglichen änderten ſie durch den Dünger; in den unempfänglichen ſezten ſie ſolche Pflanzen, die in ihm fortkamen. So blieb kein Flek Landes ungenüzt; und ob wir ſchon einen rauheren Boden, und unter einem minder gemäßigten Himmelsſtriche wohnen, als der, unter dem die Bewohner des fruchtbaren Campaniens leben, ſo haben wir doch alles, was das Leben ſüß und angenehm machen kann. Selbſt die Peligeer, unſere Nachbarn, verwahren ihre Weinſtöcke vor der allzugroſſen Strenge der Kälte, indem ſie kleine Waſſerbäche, die ſie von den höchſten, beeiſten Gebürgen herableiten, an ihnen vorüberführen."

---

* Athenaeus.... Siehe das Geſez der XII. Tafeln.

** Vino rogum ne aspergito. Siehe Plin.

„Was ſoll ich von dem Einimpfen ſagen? Glaubet ihr nicht, daß ein Gott, ein Gott nothwendig war, dem Menſchen dieſes Geheimniß zu offenbaren, durch das jede Pflanze beſſere und mannigfaltigere Früchte hervorbringt? Wenigſtens konnte gewiß kein menſchlicher Verſtand die ungeheure Würkung vorherſehen, die erfolgen würde, wenn man in eine abgeſchnittene Pflanze einen von einer andern abgeriſſenen Zweig einſezte! So haben wir, indem wir die verſchiedene Natur des Bodens, der Pflanzen und des Einimpfens nüzten, die Zahl der nüzlichen Pflanzen vervielfältiget, von denen uns die Natur nur eine einzige Art gegeben hatte; und ſo haben wir izt mehr als acht Arten Feigen, mehr denn zwölf Arten Trauben, eben ſo viele von Aepfeln, die, indem ſie ihre Früchte zu verſchiedenen Jahreszeiten bringen, und unter verſchiedenem Clima und Boden fortkommen, uns zu allen Zeiten, und an allen Orten einen ſicherern, mannigfaltigeren und bequemeren Unterhalt verſchaffen. Glaubet aber nicht, daß nun alles geſchehen ſey, und dem

Ruhme unſerer Nachkommen nichts übrig bleibe. Immer noch haben wir in unſern Wäldern tauſend wilde Früchte, die ſich mit fleißigerer Sorgfalt einſt in unſere Felder und Gärten verſezen ließen. Von der Art wären zum Beyſpiele jene Pflaumen, die man gegenwärtig kaum zu Hecken nüzt. * Es iſt wahr, einige glauben, wir haben ſchon alles vollendet, was zu thun möglich war, ſo, daß ſie behaupten, die Götter haben bei vielen Gelegenheiten durch Blize deutlich die neuen und ſonderbaren Verſuche des Einimpfens, die man in unſeren Tagen machte, misbilliget; aber ich halte alle dieſe eitlen Wahrzeichen für Kinder der Trägheit und des Neides der Müßiggänger. Es gibt kein Wahrzeichen, das eine nüzliche Thätigkeit verdamme.“

„Wir haben Pflanzen in unſern Ländern eingeführt, die von der Natur nur für Apulien und Sicilien beſtimmt zu ſeyn ſcheinen. Vielleicht werden einſt auch die Pflanzen von Aſien und Afrika zu uns kommen, und bei uns heimiſch werden, von denen wir gegenwärtig kaum Namen und Vaterland kennen.“

„Wir haben mit vielen Gegenden Verſuche angeſtellt, und ſie überwunden, noch ſind uns viele andere übrig, mit denen wir ähnliche zu machen haben. Ihr Griechen glaubet, der Oelbaum gedeihe vierzig Meilen von der See entfernt nicht; ehemals glaubten es auch wir, und die Bewohner der Mainarden und von Majella mußten ihr Oel von den Bewohnern der dem Meere nahe gelegenen Länder kaufen. Mein Freund Licinius wollte den Oelbaum in ſeinem Vaterlande einführen. Er war Bürger zu Venafrum. Endlich fand er nach langen Nachforſchungen unter ſo vielen Arten dieſer nüzlichen Pflanzen eine, die

---

* Plin. B. XV.

die Kälte der vaterländiſchen Gebirge ertragen konnte, und das Oel von dieſem Baume iſt eben ſo gut als das ſalentiniſche und tarentiniſche. *

Ihr kommt vielleicht zuweilen durch Venafrum. Hier werdet ihr die felſigten Bogen der Mainarden ganz bedekt mit dem der Minerva geheiligten Baume erblicken. Fragt ihr die Einwohner um ſeinen Namen; ſo werden ihn alle Licinius nennen. Seyd ihr ſechs Meilen jenſeits von Venafrum, auf dem Wege, der nach Capua führt, gerade an der Stelle, wo der Duron ſein weniges Waſſer in den Volturnus ergießt, ſo werdet ihr eine Säule erblicken, und folgende Worte darauf leſen:

Dieſes Denkmahl haben die guten Bürger von Venafrum ihrem lieben Mitbürger Q. Licinius errichtet, ihm der zuerſt den nüzlichen Oelbaum in den Ländern von Venafrum eingeführt hat. Einſt wird eine Zeit kommen, o Wanderer! wo dieſes Denkmahl nicht mehr ſeyn wird; auch Venafrum wird dahin ſeyn; und kaum wird noch die Sage von ſeinen Geſezen und den Siegen ſeiner Söhne ſprechen, gleich dem Winde, der durch die Thäler von Picinum ſäuſelt. Aber wir haben dem Oelbaume den Namen des Licinius beigelegt, weil er ſein Geſchenk war, damit die Nachwelt auch dann noch ſich an den Geber erinnern kann, wann die Zeit unſer Denkmahl und unſere Stadt zerſtört, und

---

* Ueber alles bisher Geſagte, ſiehe Plinius XIV—XVIII. — Anhang II.

ihre Geſeze und Waffenthaten in Vergeſſenheit gebracht haben wird.

„Jünglinge, die ihr den Ruhm liebet, ſagt mir, welcher Ruhm kann je dem des Licinius gleichen?“ *

---

* Weder Venafrum, noch das alte Rom iſt mehr, und der Oelbaum hat noch den Namen Licinius.

H. ant. 73 n 13

Plato in Italien,

aus einer griechiſchen Handſchrift ins Italieniſche überſezt.

Verdeutſcht
von * * *

Herausgegeben
von
P. J. Rehfues,
Kronprinzl. Württembergiſchem Bibliothekar.

Dritter und letzter Band.

Tübingen
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1811.

Hb/65/291

Inhaltsanzeige dieſes Bandes.

Seite

LVIII. Loblied Heraclits auf die Liebe 1

LIX. Von Nearchus an Cleobul 13

LX. Von Mneſilla 18

LXI. Von Cleobul an Mneſilla 23

LXII. Von Cleobul an Plato. Beſchreibung von Bojanum 26

LXIII. Politiſche Beſchreibung von Samnium . 29

LXIV. Von Cleobul an Plato. Ankunft zweier römiſcher Geſandten in Bojanum . . . 36

LXV. Von Cleobul an Plato. Rede der Geſandten. Vorurtheile und öffentlicher Geiſt der Römer 38

LXVI. Von Cleobul an Plato. Geſchichte, Verfaſſung und Geſetze Roms 47

LXVII. Von Plato an Cleobul 84

LXVIII. Von Pontius an Architas. Politiſcher Zuſtand Italiens. Mängel der ſamnitiſchen Verfaſſung. Fortſchritte Roms . . 97

LXIX. Antwort von Architas 114

LXX. Von Plato an Architas 116

LXXI. Von Cleobul an Mneſilla. Ueber die Heurathen der Samniter 126

LXXII. Von Cleobul an Mneſilla. Capua. Luxus, Wollüſte, Fechter 133

LXXIII. Von Cleobul an Plato. Philoſophie des Ocellus 141

Seite
LXXIV. Antwort von Plato 144
LXXV. Von Cleobul an Plato. Ueber die Bewohner Italiens 147
LXXVI. Antwort von Plato 178
LXXVII. Von Cleobul an Plato. Geſchichte der Hetruſcer 192
LXXVIII. Von Plato an Cleobul 212
Beilagen 221

Mit dieſem Bande wird der zum 2ten Theil gehörige Plan von Tarent ausgegeben.

LVIII.

Loblied Heraclits auf die Liebe. *

Erinnert mich, heilige Muſen! an die Silberwellen des Jlliſſus, und an jene Platane, in deren Schatten Sophroniskos weiſer Sohn mit dem theuren Phädrus ſeine Geſpräche über die Liebe zu führen pflegte. Es war gerade um die Mittagsſtunde, wann der Schatten den Sterblichen am liebſten iſt, wann die munteren Cigallen den Trägen zum Schlummer locken, und den Weiſen zu erhabenen Gedanken erwecken und einladen, den Weiſen, den ſie erinnern, daß ſie ſelbſt Freundinnen der Muſen ſind, denen ſie alles erzählen, was die Menſchen ihnen zur Ehre thun oder ſprechen. Sie erzählen der Göttin Terpſichore, welcher Sterbliche ſie durch Chöre und Tänze am meiſten verherrlichet; ſie erzählen der Erato, welcher ſie im Dienſte der Liebe am meiſten geehrt habe. Aber von denen, die mit reinem Eifer und edler Feſtigkeit die Studien der Weisheit, Schönheit und Harmonie angebaut haben, von dieſen ſprechen ſie mit dir, älteſte der Göt-

---

* Man könnte dieſen Geſang beinahe eine Ueberſetzung des Phädrus, vermiſcht mit einigen Anſichten des Gaſtmahls, nennen. Der Verfaſſer nennt es ein Loblied (ein dithyrambiſches Gedicht); den Grund kann ich nicht beſtimmen. Uebrigens nennt Plato auch das Geſpräch Dithyrambus, das Sokrates im Phädrus hält. Vielleicht war der Dithyramb der Alten von jener halbgothiſchen Dichtart verſchieden, der wir dieſen Namen beigelegt haben.

tinnen, Calliope! und mit dir, himmliſche Urania! mit euch, die ihr ſolche Geſpräche liebet, und ſie wie einen Schatz ſammlet, den ihr in der Seele der glücklichen Sterblichen niederleget, die ihr mit der Huld der Eingebung beglücket.

Die Liebe iſt das gemeinſte, ſie iſt der Zögling falſcher Weisheit, hatte Lyſias geſagt. Sein Name tönte auf dem Forum von den Lippen des athenienſiſchen Pöbels wieder, der nicht die weiſeſten, ſondern (gleich dem Echo) die geräuſchvollſten Worte wiederhohlt. Lyſias hatte es geſagt, und die Elenden hatten Lyſias Ausſpruch wiederholt, denn ſie nehmen immer ihre eigenen Empfindungen zum Maasſtabe fremder; und die edelſten Empfindungen werden gemein, wenn ſie in einer gemeinen Seele einkehren. Aber laſſet uns fürchten, ſagte Sophroniskos weiſer Sohn, laſſet uns fürchten, unſere Lügen möchten eine mächtige Gottheit beleidigen, die leicht ſchreckliche Rache an uns nehmen könnte. Wer kennt nicht das Elend, in das Homer und Steſichorus, weil ſie Götter und Helden beſchimpft hatten, geriethen. Homer erkannte die Hand ſeines ſtrafenden Richters nicht an: Steſichorus erkannte ſie an: er erkannte ſein Vergehen gegen die ſchöne Tochter der Leda, und entſchuldigte ſich, und erlangte das ſüße Augenlicht wieder. Auch wir wollen uns reinigen, edler Jüngling; auch wir wollen uns reinigen, und, wie Steſichorus that, das Lied der Reinigung wiederhohlen: er iſt nicht wahr, der Ausſpruch, den wir ſo eben über die Liebe gehört haben; weder Lyſias, noch irgend einer, der den Worten des Lyſias Glauben beimißt, hat je die Liebe gekannt.

Die Liebe iſt eine Gottheit, die Liebe iſt die älteſte Gottheit. Noch ruhte dieſe unſere Erde in dem unermeßlichen Raume, in dem der Mond, die Sonne und Geſtirne mit ihren ewigen Umkreiſen das Maaß der Zeit bezeichnen, nicht auf ihrem eigenen Gleichgewicht; noch waren die übrigen kleineren Götter nicht im Daſeyn, denen die Regierung des Monds, der Erde, Sonne und Geſtirne anvertraut iſt; ungeſtaltet ſchwebte die Materie im Chaos; aber über dem Chaos thronte dem weltbildenden Geiſte zur Seite die Liebe. So ſchauen die Sterblichen nimmer das Licht, wann die ungeheuer dichte, unförmliche Nebelmaſſen an einem Tage, wo jedes Lüftchen ſchweigt, das ganze Thal bedecken; aber über dieſem Nebel ſtehet die Sonne, und ihr Strahl iſt ewig rein.

Und der ewige Geiſt ſprach zur Liebe: es werde Ordnung in dem Reiche des Daſeyns; und es war Ordnung. Erhabener Ausſpruch! Ein leuchtender Punct bricht unverſehens in die Nacht der Finſterniß ein; ſchneller als Gedanken verbreiten ſich die Strahlen bis an die äußerſte Gränze des Raums. Die Elemente theilen ſich, die leichteſten ſteigen in die Höhe, die ſchwerſten ſinken in die Tiefe; ziehen ſich an, vereinigen, bilden ſich. Schon iſt der Mittelpunct feſte, der Alles auf die Einheit zurückführt; ſchon ſind die ſtreitenden Kräfte in Ruhe, und die untrügliche Bahn der Geſtirne iſt bezeichnet: ihre ewige Harmonie beginnt: und der allerhabenſte Geiſt ſchafft zehen Millionen Millionen andere niedrere Geiſter, deren einige er der Regierung der Sphären vorſetzt, andere beſtimmt, glücklich zu leben und ſeine Werke zu loben.

Ewiger Dank ſey dir dargebracht, ewiger Geiſt! Du wollteſt uns ſelig. Aber du allein biſt der ſeligſte, du allein begreifſt alle Wahrheit in dir. Wahrheit allein kann uns glücklich machen, denn in ihr allein beſtehet die Glückſeligkeit. Unſeren, von der Laſt der ſterblichen Körper eingeſchläferten, Seelen wird nur Sinnenſchein zu Theil, mit dem die Phantaſie das Gebäude der Meinungen errichtet, und von dem die Vernunft, aber meiſt vergebens, einige Wahrheit zu erkennen ſtrebt. Aber kurz iſt das Blendwerk der Meinungen. Der Menſch träumt; er erwacht; er findet keines von all' den geträumten Gütern wieder, und neue tiefe Schwermuth befällt ſein Herz. Die Sinne allein können uns nichts denn Vergnügen geben, aber die Vergnügen ermüden, und ihr Ende iſt immer Verdruß, wie ihr Anfang Bedürfniß und Schmerz. Nur allein der Geiſt ermüdet nicht, weil er unſterblich iſt. Bei bloßem Sinnenvergnügen iſt es Bedürfniß jeden Augenblick mit der Freude zu wechſeln. Aus der Quelle der Vergnügungen ſelbſt entſpringt ein bitteres Verlangen nach etwas Beſſerem, das die Süßigkeit der erſten ſtöret und trübet.

Wer kann uns nun von dieſer grauſamen Alternative des Verlangens und Ueberdruſſes befreien? Wer kann unſer Verlangen lebhafter und daurender machen, daß das Vergnügen zugleich einen höheren und dauerhafteren Charakter erhalte? Allein der Geiſt. Er allein kann den Sinnen ſagen: was ihr genießet, iſt wahrhaft ſchön, und es iſt nichts ſchön außer dem, was ihr genießet. Alsdann wird das unruhige Verlangen der Sinne geſtillt. Die Seele, die ſich zuvor allein gefreut hatte, fängt an ihre Freude zu genießen, und zu empfinden, daß ſie das Gewünſchte beſitzt. Mitten unter ſo vielen Vergnügungen, die uns die Sinne darbieten, kann der Geiſt allein uns das ſo ſchwer zu erlangende und ſo nothwendige Bewußtſeyn der Glückſeligkeit gewähren.

Das Bild der Schönheit iſt in der Tiefe unſerer

Seelen. Sie erblickten ſie lange, ehe unſer Körper geformt war, als ſie in der Geſellſchaft der Götter lebten; in jenem erhabenſten Theile des Himmels, den kein Dichter je würdig geprieſen hat, noch preiſen wird. Hier fährt Jupiter, der erſte der Götter, einen geflügelten Wagen lenkend als der Anführer der übrigen, voran; alles mit der höchſten Weisheit anordnend und zierend; ihm folgt das zahlloſe Heer der niederen Götter und Dämonen, in eilf Chöre getheilt, von eilf Führern gelenkt; eilf an der Zahl, denn Veſta bleibt immer allein in der Wohnung der Götter zurück. Aber die Wagen der Götter, gut geleitet und von unſterblichen Göttern gezogen, eilen ſchnell. Aber die Wagen der niederen Dämonen, an denen ein Pferd geſpannt iſt, das die Wildheit der Materie an ſich hat, gelangen nie an das Ziel, ſondern bleiben am Himmels-Rücken ſtehen, von wo ſie alles, was außen iſt, ſehen. Hier entſteht ein Gewirre, Streit und heftiger Kampf in dem Gedränge der Seelen, die ſich drücken, treten, ſtoßen, alle verlangend, den höheren Ort zu erreichen, viele Räder zerbrechen, viele Flügel werden abgeſchnitten, die Seelen fallen zur Erde herab, wo die mächtige Adraſtea ſie an einen irdiſchen Körper bindet, bis ſie ſich von neuem würdig machen, die Schönheit in der Gemeinſchaft der unſterblichen Götter zu erblicken.

Dann beginnt die Seele ihre neue mühſame Wanderſchaft, gleich einem Menſchen, der von dem Gipfel des erhabenſten Berges, wo er die reine, heitere Himmelsluft genoß, in ein tiefes Thal hinabſteigt, das Wolken, Nebel, Sturm und Nacht bedecken; und das Licht nicht eher wieder erblickt, bevor er nicht den entgegengeſezten Berg beſteigt, und die vorige Höhe wieder erlangt. Die Urbilder des Wahren und Schönen, die ſie angeſchaut hatte, vergißt ſie. Finſterniß umgibt und deckt ſie. Sie ſchaut nicht über den engen Kreis ihres Körpers hinaus .... Und dieſer! o wie wenig reicht er über das Inſekt hinaus, das auf eben dem Boden dahinkriecht, auf dem der Menſch ſtolz einherſchreitet!

Wer vermag nun unſerem Geiſte in dieſer dichten Finſterniß Licht zu verſchaffen? Wer ihm den kühnen Flug und den gewaltigen Schwung zu geben, mit dem der Adler den unermeßlichen Raum durchfleugt? Schon in einem Augenblicke hat er die beiden Enden der unendlichen Linie verbunden, die er durchlief, und erſtaunt fragt noch der Zuſchauer ſich ſelbſt, ob er auch würklich all' die Puncte, die dazwiſchen liegen, durchloffen habe! Wer anders vermag die Seele von neuem zu den erhabenſten Wahrheiten zu erheben, als jenes himmliſche Geſchenk der Götter, die Begeiſterung, über die ſich keine menſchliche Weisheit ſetzen läßt?

Durch dich, heilige Begeiſterung! hat die unbefleckte Jungfrau von Delphos und die ehrwürdige Prieſterinnen des Tempels zu Dodona Griechenland von ſo großem, ſchwerem Unglück befreit, und mit den ſchönſten Gütern beglückt. Durch dich erſann man jene wirkſame Gelübde und Opfer gegen die Krankheiten und harte Unglücksfälle, die die ungnädigen Götter bisweilen über die Sterblichen einbrechen laſſen, — jene Gelübde, durch die die Seelen gereinigt, und alle Gefahren beſiegt und vertrieben wurden. Wenn die Muſen eine zarte, unbefleckte Seele zieren wollen, ſo erfüllen ſie ſie mit deiner Kraft, ſie machen ſie trunken mit jenem erhabenen Geſange, von dem zahlloſe Werke der Alten, zum Muſter der Nachwelt, wiedertönen.

Die Begeiſterung der Weißagung iſt uns von

Apollo gegeben; die der Myſterien von dem Vater Bacchus, die Begeiſterung der Gedichte iſt ein Geſchenk der Venus und Muſen; von dir aber, o Liebe! ſtammt die Begeiſterung des Schönen, die heiligſte, mächtigſte und nützlichſte unter allen für den Menſchen. Denn durch die übrige Arten vermeiden wir entweder die Uebel, oder erlangen wir die Güter, die uns die Götter bald als Strafen androhen, bald als Belohnungen verſprechen für einige Handlungen, die ſich in unſerem Leben ereignen; die Begeiſterung der Liebe aber iſt für das ganze Leben nothwendig. Man kann nicht leben, ohne zu lieben. Wenn uns die Götter jede andere Begeiſterung eingeben, uns ein vorübergehendes Glück zu verſchaffen, ſo iſt dagegen die Begeiſterung der Liebe die unentbehrliche Bedingung der Glückſeligkeit.

Und es iſt falſch, was man von dir, Göttin der Liebe! erzählt, daß man dich als eine Stifterin ewigen Streits aus der Verſammlung der Götter gejagt, daß Jupiter dir die Flügel abgeſchnitten, und dich vom Olymp herabgeſtürzt habe, daß er dir jeden Weg zur Rückkehr verſchloſſen, und dich verdammt habe unter den Sterblichen zu leben. * Nein, o Liebe! du biſt nicht eine Mutter des Streits, ſondern der goldenen Eintracht! nein du biſt nicht aus der Verdammniß, ſondern freiwillig herabgeſtiegen, gerührt von Mitleid über die unglückliche Lage der Sterblichen, und gleichſam als Mittlerin zwiſchen den Göttern und Menſchen, um bei beiden heilige und tugendhafte Geſinnung, Glück und Wahrheit zu erwecken. ** Du haſt das Werk der Schöpfung vollendet.

Ohne Liebe erinnert ſich die Seele des Urbilds der

---

* Fragm. vet. com. Graec.

** Platos Gaſtmahl.

Schönheit nicht, das ſie einſt im Himmel erblickte. Wenn das unbändige Roß, das ihren Wagen zieht, deſſen ſtraffer, harter Nacken kaum dem Stachel und der Peitſche gehorcht, unter den ſterblichen Dingen etwas erblickt, das mit der himmliſchen Schönheit einige Aehnlichkeit beſitzt, ſo ſtürzt und rennt es darauf hin, um es mit der Heftigkeit eines wilden Thieres, das ſich ſelbſt dem geliebten Gegenſtande vorzieht, zu beſizen. Die Liebe, die als Rathgeberin neben der Seele ſizt, erinnert ſie, daß der erblickte Gegenſtand nur ein Strahl der Schönheit iſt, die ſie einſt im Himmel ſah, und athmet ihr eine Ehrfurcht und einen gewiſſen heiligen Schauer ein, wie er den Göttern und göttlichen Dingen gebührt. Verlangen und Ehrfurcht vereint ſezen die Seele bald in Gluth, bald in Erſtarren; bald treiben ſie die Seele an, bald halten ſie ſie zurück; und ſetzen ſie ganz in Bewegung und erfüllen ſie mit jenem ſanften Wogen zwiſchen Furcht und Hoffnung, jener Miſchung von Schmerz und Freude, die das Süßeſte der Liebe iſt.

Stark iſt dieſe Leidenſchaft, mein Sohn, und eine Mutter der Starken; * heilig und die Mutter aller heiligen Geſeze und aller Tugenden, durch die ſich einzelne und ganze Staaten Achtung und Glück erwerben.

So lange die Menſchen nur ſinnliche Begierden hatten, lebten ſie wie die wilden Thiere, und kannten nur wilde, unbändige Eigenliebe. ** Achtung für die Schönheit allein weckte in dem Menſchen das erſte Gefühl des Mitleidens. Das erſte Mitleiden, das er fühlte, fühlte er für die Thränen einer ſchönen

---

* Platos Phädr.

** Der Wunſch nach dem Genuß ſinnlicher Vergnügungen, ſagt Plato, iſt Selbſtliebe, nicht aber Liebe gegen den Mitmenſchen.

Jungfrau, die er geraubt hatte. Er zog die kühne Hand zurück, ſezte ſich ihr zur Seite, und hörte ihre Worte ſüßer als das Vergnügen. Preis den Göttern! mein Sohn. Die Tugend iſt auf Erden gebohren. Kennſt du jene ewigen widerſtreitenden Kräfte, die von unendlicher Weisheit geleitet, die Geſtirne in ihren Bahnen halten? Zween ähnliche Affecte haben die Götter in unſer Herz gelegt; kraft des erſten möchte der Menſch alles an ſich reißen, kraft des andern wird er von allen umgebenden Dingen angezogen. Wäre dieſer zweite iſolirt da, er könnte den Menſchen zerſtören, wäre es aber der erſte, er würde das Weltall zerſtören. Und das erſte Gefühl, die erſte Bewegung dieſes zweiten die Welt erhaltenden Affectes iſt Mitleid. *

Gleich der Bildſäule des Prometheus erſtaunte der Menſch, der dieſen Affect das erſtemahl fühlte, über das neue Leben, das in ihm zu ſchlagen begann; und einige Zeit ſträubte er ſich gleichſam gegen die unbekannte Gewalt, die ſich der Herrſchaft über ſeine Handlungen ganz bemächtigen zu wollen ſchien. Bald wich er zurück, bald ſtrebte er wieder entgegen, bald weinte er, bald ſchämte er ſich ſeiner Thränen, bald kehrte er zu ſeiner vorigen Wildheit wieder zurück, und nachher weinte er von neuem über ſein Ungeſtüm. So ſchwankte einſt Achilles in den Gefilden Trojas zwiſchen Liebe, Haß, Mitleid, Bitten, Thränen und Drohungen; ſo, wenn ein Felſenſtück ſich den jähen Abhang eines Berges herabſtürzt, und in ſeinem Falle auf ein unüberſteigliches Hinderniß trifft, ſo kehrt es nicht augenblicklich zu ſeiner alten Ruhe zurück, ſon-

---

* Siehe Shaftesbury Unterſuchungen über die Tugend. Keiner hat nach Plato und vor Mendelſohn die Sprache der platoniſchen Philoſophie würdiger geſprochen.

dern behält ſeine erſte Bewegung lange und ſetzt ſeine Schwingung fort, bis die wiederholten Stöße der neuen Gewalt die erſte ganz verzehren.

Der Menſch hörte zum erſtenmal Worte, verſchieden von den Tönen der Furcht, vor der er flieht, oder der Schwäche, der er nachgiebt; und zum erſtenmal lernte er in den Augen des Andern leſen: Du biſt mir lieb. Aus der ſchönen Bildſäule der Galathea blitzte eine Seele, und der Menſch entbrannte für eine neue und bis izt unbekannte Schönheit. Es war die Schönheit der Seele.

Denn die ewige Schönheit, an deren Anblick ſich die Seelen in dem Himmel ergötzen, iſt die Harmonie aller Tugenden. Die Götter gaben unſerem ſchärfſten Sinne, dem Auge, die Kraft, die ewige Schönheit zu ſehen und zu erkennen: wir beſitzen keinen ſchärferen Sinn, als das Auge, um die Weisheit erkennen zu können, die, wenn ſie mit leiblichen Augen ſichtbar wäre, das Schönſte in der Welt wäre; die Götter aber wollten, daß durch die äußere Schönheit des Körpers ein Strahl der inneren geiſtigen Schönheit durchſchimmern ſollte; und darum gaben ſie den Menſchen die Sprache, durch die die geiſtigen Geſtalten erkannt werden. Aber vergebens wäre das Geſchenk der Sprache geweſen, wenn die Liebe durch Ehrfurcht gegen die Schönheit die blinde, wilde Wuth der ſinnlichen Begierden nicht bezähmt, und die Menſchen nicht fähig gemacht hätte, ſie zu vernehmen.

Der erzürnte Menſch frohlockt über die Töne des beſiegten Feindes, der um Erbarmen fleht; der Geizige ergözt ſich an den Seufzern des Dürftigen, er preißt ſich glücklich und ſpricht bei ſich ſelbſt: ich will meine Bedürfniſſe noch weiter beſchränken, und meine Sparſamkeit erhöhen. Und wir, ſpricht der hohe Rath der Götter, wir wollen dem Menſchen eine Leidenſchaft einpflanzen, die mächtiger als Gold, als Rachgier, mächtiger als alle andere Leidenſchaften iſt, die ihn izt durch ihre übermächtige Gewalt verblenden, und auf Irrwege leiten; und ebendieſe allgewaltige Leidenſchaft ſoll das Mittel werden, ihn unter die Geſetze der beſeligenden Vernunft zurückzuführen. Merkur lehrte die Menſchen, dieſe Vernunft darſtellen; aber die Liebe, die Liebe allein lehrte ſie, was weit ſchwerer war, ſie hören. Da entſtanden die heiligen Verträge der Ehe, die ſüße Pflege der Kinder, die Liebe zur Ruhe und zum häuslichen Kreiſe, woraus alle Künſte, die das Leben erhalten, und alle Geſetze, die die Staaten ordnen, entſprungen ſind. Da entſtand ächte Liebe zu den Göttern. Die erſten Menſchen fürchteten ſie, wenn ſie donnerten, aber nie löste ſich ein Loblied von ihrer Zunge, nie hatten ſie auch nur ein Körnchen Weihrauch zur Dankbarkeit für ihre Wohlthaten angezündet, die doch die Summe ihrer Strafen ſo weit überſteigen! Die Unglücklichen! ſie wußten nicht, was lieben und geliebt werden ſey. Sie fürchteten die Götter als mächtige Herren, aber ſie verſtanden noch nicht, ſie als ihre Freunde und Väter anzurufen. Man hörte dieſe Namen von ihren wilden Lippen nicht ausſprechen, weil die ſüßen Affecte, welche ſie ausdrucken, noch in ihren Herzen ſchwiegen. Kurz alles, was das menſchliche Leben ziert und beſeliget, alles iſt eure Gabe, weiſer Merkur und allmächtiger Gott der Liebe! Die Welt war zwar ſchon da; aber es war die Welt der rohen Materie und Nothwendigkeit; Dank euch, heilige Götter! es entſtand die Welt der Tugend und der Vernunft.

Die ſinnlichen Begierden blieben. Sie ſind die Winde, die den Kahn auf der Schiffahrt des Lebens treiben. Aber die Liebe hat die Vernunft geſtärkt, und die Winde haben den Kahn nicht mehr zu Grunde gerichtet.

Wehe dem, der die Geſeze der Liebe verderbt, und ſie dem Staate unnüz und anderen menſchlichen Leidenſchaften dienſtbar macht. Der Staat, in welchem die Liebe ungenüzt bleibt, gleicht einem thörichten Künſtler, der von der Natur zwo Hände zum Geſchenk empfangen hat, und ſich freiwillig des Gebrauchs ſeiner Rechten beraubt. Und welches iſt der ſchlechteſte Menſch? Der, der nie geliebt hat. Welcher wird, wenn er es auch noch nicht iſt, der ſchlechteſte werden? Der, der die Liebe allen ſeinen übrigen Leidenſchaften dienſtbar macht. Was aber ſoll das Gemüth reinigen, wenn der edelſte aller Affecte, der uns eingepflanzt iſt, alle übrigen zu reinigen, von den übrigen erniedriget und verunreiniget wird?

Denen aber, welche die Götter tugendhaft und heilig geliebt haben, denen behalten die Gerechte eine unendliche Glückſeligkeit in dem anderen Leben, wann die Seelen zweier Liebenden befreit von den Banden des ſterblichen Körpers an der Hand der Liebe vor die Himmels-Pforte geführt werden, wo die Gerechtigkeit thront, welche unerbittlich die diamantnen Schlüſſel der Pforte bewahrt. Auf den Ruf der Liebe öffnen ſich die Thore; unzähliche Chöre ſeliger Geiſter drängen ſich hierzu und grüßen die glücklichen Liebenden. Die Gottheit der Tugend, deren feurigſte Verehrer und fleißigſte Beobachter ſie waren, erſcheint und empfängt ſie in ihrem eigenen Chor. Minerva und Apollo nehmen die in ihre Geſellſchaft auf, für welche die Liebe ein Sporn zu den edlen Studien der Weisheit und Harmonie war; Mars die, welche aus Liebe mit Blut und Leben Freund oder Vaterland gerettet haben; Jupiter empfängt die weiſe Obrigkeit und die gerechten Regierer des Staates; Juno aber die weiſen Hausmütter. Aber ſie Alle genießen eine gemeinſchaftliche und ewige Glückſeligkeit; alle, die edel geliebt haben, werden Eine Seele, eine Seele, die nur Ein Verlangen und Ein Vergnügen hat. Und in dieſer ſeligen Gemeinſchaft wird kein ſchlechter Menſch ſeyn. Denn das iſt der unabänderliche Wille der Götter, daß weder ſchlechte Menſchen lieben, noch gute ohne Liebe leben ſollen.

LIX.

Von Nearchus an Cleobul.

Heraclit ſchikt dir eine Abſchrift ſeines Gedichtes über die Liebe, eine andere Plato. Ich weiß, ſagte er mir, daß der weiſe Plato und der edle, biedere[*] Cleobul gegen das alberne Geleyer unſerer Dichter gleichgültig ſind. Aber dießmal habe ich ihre eigenen Ideen beſungen. Ich hoffe, ſie werden ihre eigene Kinder wieder erkennen und aufnehmen, wenn ſie ſchon in einem andern Gewande das väterliche Haus wieder betreten, als ſie es verließen.

Mit ehrfurchtvoller Ungeduld erwarte ich daher das Urtheil des weiſen Platos und des edlen, biedern Cleobuls. Aber wiſſe, daß Heraclits Gedicht in Tarent ſchon berühmt iſt, und einen großen Theil ſeines Ruhms einem Dialogen von Ariſtipp mit der Aufſchrift: der Spiegel an Lais[**] verdanke, den wir erſt kurze Zeit erhalten haben, und den der Schriftſteller in doriſchem Dialecte geſchrieben hat, als wollte er durch Schmeichelei gegen unſere Eitelkeit unſer Wohlwollen gewinnen.

---

[*] Ein Beiname, welchen man jungen Männern von Auszeichnung in Griechenland gab; und der den Vorzug vor dem ital. illustrissimo verdient.

[**] Laert. in Aristip.

Das Werk des Philoſophen von Cyrene iſt zwar proſaiſch und in dialogiſcher Form geſchrieben; aber es iſt doch dichteriſcher als die meiſten ſelbſt in Verſen verfaßten Gedichte. Der Gegenſtand iſt wie bei Heraclits Gedicht: die Liebe. Dieß veranlaßt, daß man beide Werke vergleicht; die Vergleichung erhitzt die Geiſter, die Geiſter gehen in der Hitze zu Extremen, und man ſagt mehr Gutes und Böſes, als man ſollte . . . . Um ſo beſſer für den Ruhm eines Dichters, dem Lob und Tadel gleich vortheilhaft iſt, wenn nur beide ausſchweifend ſind!

Ariſtipps Dialog ſcheint von den Grazien ſelbſt, aber nicht mehr in ihrer jungfräulichen, ſondern ſchon in ihrer ausſchweifenden Periode geſchrieben. Wenn du dieſes Werk lieſt, wirſt du meynen, du ſeyeſt in Cythera oder in Idalia, wohin die Dichter den Pallaſt des Gottes der Liebe verſezen, und ein artiger Jüngling biete ſich dir als Führer an, um dich mit allen Theilen dieſes Prachtgebäudes bekannt zu machen. Auch nicht einer entgeht ſeinem beobachtenden Blicke; er ſpricht über die kleinſten etwas erhabenen Figuren, von der feinſten zackenförmigen Arbeit an dem kleinſten Laubwerke einer Schnecke, von allem weiß er dir den Grund der Lage und des nothwendigen Verhältniſſes, die Wirkung, die es hervorbringt, und in einer andern Verbindung hervorbringen würde, anzugeben: und über alles ſpricht er mit der Weisheit eines Künſtlers, mit der Begeiſterung eines *Liebhabers*, und mit einer Einſicht, Zierlichkeit und Ueberredungsgabe, wie ſie häufig weder der Liebhaber noch Künſtler beſitzen. Hat er dich auf alles aufmerkſam gemacht, und über alles ſeine Meinung geäußert, dann, glaube ich, wird er deine Aufmerkſamkeit auf die vielen Säulen hinrichten, welche die ungeheuren Balken tragen, auf denen das ganze Gebäude ruht, und wird dir ſagen: dieſe Säulen ſind die Sinne; der Pallaſt der Liebe ſchwebt in der Luft, aber er ruht auf dieſen Säulen. Alles übrige, was du an ihm bewunderſt, iſt zum Schmuck, nur die Säulen ſind nothwendig. Hätte der Baumeiſter ihrer zu viele errichtet, er hätte alle die Schönheit zerſtört, welche in den Hallen und Bildſäulen und Gemählden iſt, mit denen der Raum der Hallen angefüllt und geziert iſt. Wollte aber izt ein neuer Baumeiſter alle Säulen hinwegnehmen, das Gebäude würde zuſammenſtürzen.

Zwiſchen Ariſtipp und Heraclit ſcheint mir gerade derſelbe Unterſchied zu ſeyn, der zwiſchen einem feinen Lecker iſt, der gerne ganze Nächte durch unzählige, doch kleine Gläschen guten Weines ſchlürft, und zwiſchen einem Säufer, der zwei bis drei der gröſten Kannen in ſich hinunterſtürzt, und dann betrunken ſchläft. Der erſte ſchmeckt die Süßigkeiten des Genuſſes, die Freuden dieſer Welt und dieſer Sinne, der andere ſchwärmt und träumt und geht in eine andere Welt, und ſchmeckt Vergnügungen, die nur für andere Sinne gehören.

Und welche Gefühle athmeſt du denen ein, welche das Glück oder Unglück, dich zu lieben, haben? Während du zwiſchen den Gebürgen Samniums biſt, ſchmachtet Mneſilla, und auch nicht der kleinſte Theil ihres Leidens, guter, biederer Cleobul! kommt uns zu gut; denn ſie heftet ihre Augen zur Erde, und zuweilen iſt ſie hartnäckig und ſpricht nicht ein Wort, zuweilen bricht ſie das Stillſchweigen, ſpricht etwas, aber alsdann nur von dir. Man mag ſprechen, von was man nur immer will, ſo bald ſie Antheil daran nimmt, ſo ſagt ſie immer: *Cleobul würde ſo handeln, Cleobul würde ſagen, Cleobul that, Cleobul ſagte* ..... *Was wird Cleobul thun? was ſagen?* So iſt Mneſilla, ſie mag reden oder ſchweigen, für uns ganz verloren.

Dieß iſt alles ganz gut und ſchön; aber unter uns zu ſagen, mein lieber Cleobul, mir ſcheint, ihr beide könntet euch endlich entſchließen, wenn ihr ja eure Liebe fortſetzen wollet, ſie auf eure Rechnung fortzuſetzen, ohne daß es zugleich eure Freunde ſo viel koſte. Wenn du wüßteſt, wie oft ich im Sinne hatte, zu Mneſilla zu ſagen; wohlan verſteht euch endlich einmal, wie ſich die ganze übrige Welt verſteht, und damit höret auf? Aber ſobald ich ſie erblicke, dünkt ſie mir ſo lieblich traurig; ihre Seufzer ſind ſo gemüthvoll, dich nennt ſie mit ſo inniger Zärtlichkeit, ihre Augen richtet ſie mit ſolcher Anmuth gen Himmel, daß mir ihre Leidenſchaft wie etwas heiliges erſcheint, und ich nicht mehr wage, davon zu ſprechen, aus Furcht ſie zu entweihen.

Ich fange nun an einzuſehen, daß auch der Sieg über ſich ſelbſt ſeine große Reize hat. Und in Wahrheit was anders konnte Mneſilla bewegen, dich zur Abreiſe zu beſtimmen? Dieſer erſte Sieg hat neue Unruhe und tauſendfache Reue zur Folge; aber dieſe werden beſiegt, und der Reiz des erſten Sieges erneurt und verdoppelt ſich. Indeſſen bildet ihr beide unter Siegen, Wünſchen, und den Zaubern einer erhizten Phantaſie euch eine neue Welt, ihr beſchauet ſie gegenſeitig auf eine euch ganz eigenthümliche Art, ihr ſetzet mit euren gegenſeitigen Hymnen (denn Hymnen, keine Briefe ſchreibet ihr) ihr ſetzet die ganze Natur in Contribution, ihr werdet für einander .... o! wer kann es ausſprechen, was ihr für einander werdet? .... Wer euch erblickt, wer euch hört, ſagt: aber was wollen dieſe? und ſpottet eurer ... Und indeſſen verlacht ihr ihn, denn ihr habt würklich einer Sache einen außerordentlichen Werth beigelegt, die in der That nicht mehr Werth hat, als wir ihr beilegen.

Hiezu kommt, daß ihr Gefühls-Menſchen den geliebten Gegenſtand vervielfältiget. Wir Sinnen-Menſchen dagegen trennen einen Gegenſtand von dem andern; wir genießen nie zween zugleich in demſelben Augenblicke. Ihr erblicket einander in allen Gegenſtänden der Natur, im Waſſer, in der Luft, in dem Mond, in der Sonne .... Beim erſten Anblick möchte man ſagen, ihr habet euch gegenſeitig ſogar das Vergnügen, euch zu ſehen, verſagt .... Aber es iſt nicht wahr: ihr habt euch überall Spiegel aufgeſtellt, und ſehet euch tauſendmal ſtatt einmal. Kurz ihr ſeyd weder ſolche Thoren, noch ſo unglücklich, als man glaubt, und ihr ſeyd eher beneidens- als belachens- oder bemitleidenswerth.

Habe ich nicht eure Theorie ganz durchſchaut?

Du wirſt mir antworten, jede andere Liebe würde mir auf gleiche Weiſe überläſſig ſeyn. Und die Geſchichten der gewöhnlichen Liebſchaften ſind auch in der That immer daſſelbe, Bitten, Widerſetzen, Schwachheiten, Eiferſucht ... Kennſt du eine davon, ſo kennſt du die Geſchichte aller.

Es lebe Cleobul! Du haſt viel Trefliches geſagt; und weißt du, was ich dir zum Danke für dieſe deine Bemerkung ſchicke? ... Rathe einmal ... Haſt du es nicht ſchon vor Eröfnung dieſes Briefes errathen?

Dein Herz, ſagt es dir nichts? ... Siehe was die Freundſchaft vermag, was ſie ausführen kann! Die beigelegten Papiere ſind Bruchſtücke aus dem Tagbuche der Mneſilla. Es iſt eine Art Diebſtahl, den die Freundſchaft an der Liebe begangen hat. Aber mein Wille iſt; dieſe Liebe ſoll einmal glücklich ſeyn, und ſich Leib und Seele meiner Freunde nicht ausſchließend anmaßen.

LX.

Von Mneſilla.

Endlich iſt er abgereiſt .... Ich ſah, wie ſehr ſeine Bruſt von Betrübniß gepreßt war... Er ſprach nur die Worte: Mneſilla! du willſt es .... Selbſt den eitlen Troſt des Klagens verbot ich ihm .... Soll ich nicht mit meinem Triumphe zufrieden ſeyn? Ich verfolgte ihn mit dem Auge, ſoweit meine Kraft reichte.... Jeden Augenblick ſtand er ſtille, und betrachtete Tarent, mein Haus, mich.... und während ich ſelbſt es war, die ihm ſoviel Kummer verurſachte, wiederholte er Nearchen beſtändig: Alſo, Mneſilla will es ſo! — In den lezten Augenblicken ihres Beiſammenſeyns ſagte er Folgendes zu ihm:

Für drei Wohlthaten danke ich dem Himmel: die erſte, daß er mir meine Mutter bis izt am Leben erhielt, die zweite, daß er mir Plato zum Lehrer gab, und die dritte, daß er mich mit Mneſilla bekannt machte; und dieſe lezte Wohlthat macht mir die beiden erſten noch ſchäzbarer. Der freudenvollſte Lebenstag einer rechtſchaffenen Mutter iſt der, an welchem ihr blühender Sohn eine junge Gattin in ihre Wohnung einführt, die würdig iſt, ihre Nachfolgerin in dem erhabenen Namen Hausmutter zu werden: ſie freut ſich des Gedankens, daß ſie von jenen Höhen, in denen die unſterblichen Geiſter der Seligen wohnen, nach zehen, zwanzig, dreißig Jahren noch ihren Sohn glücklich ſehen werde .... und eben ſo, wenn einſt ihr Sohn nicht mehr ſeyn wird, ihre Enkel (denn die Söhne einer rechtſchaffenen Mutter ſind immer glücklich) und ihren Namen geehrt .... O theure Mutter, wer weiß, ob dein Sohn nicht allein zurückkehrt? Er wird nicht glücklich werden, und der letzte ſeyn, der deinen Namen tragen wird .... Und du Plato! ſo oft ſagteſt du mir, eine tugendhafte Liebe ſey des Lebens höchſtes Gut: gleich dem zarten Frühlingshauch des Zephirs, die alle Pflanzen belebt, gibt ſie allen unſern Gefühlen neues Leben. Die gemeine und ſinnliche Liebe verſetzt uns mit allen, was uns umgibt, in Kampf .... Eitle Worte, o Plato, eitle Worte!... Mneſilla verſetzt mich in Kampf mit mir ſelbſt ... und wann, o Nearch! wird dieſer Kampf enden?....

Um dieſe Stunde pflegte er mich zu beſuchen ... Heute wird er nicht kommen .... Von Tarent nach Uria, von Uria ... Wer weiß, wo er ſich itzt befindet? Die Straßen, hörte ich, auf denen er reiſ't, ſeyen beſchwerlich und gefahrvoll ....

O! wie ſüß iſt der Hauch des Zephyrs bei dem Anbruch eines heiteren Frühlingstags! Die Dämmerung entſteigt dem Meere, und ſtreut mit ihren Roſenfingern neues Leben über alles, was in der vergangenen Nacht welkte ... Ich unglückliche .... Auch mein Herz war der Freude verſchloſſen, gleich der Blume, deren Kelch ſich mit dem ſcheidenden Tage ſchließt; aber warum öffnet ſich nicht ihr auch mein Herz wieder, wie die Blume bei dem Wiederkehren der Morgenröthe?

Du biſt hold, o Morgenröthe, ... ja du biſt hold ... aber nicht für mich ... Ich habe niemand, dem ich ſagen könnte, wie ſchön du biſt.....

Auch du anmuthiger Baum, der du die blühende anmuthige, liebende Rodope wareſt, auch du freuſt dich beim Wiederkehren der Morgenröthe nicht. Wo ſind deine Blüthen? Geſtern wareſt du herrlicher als alle andere Bäume, die dich umgeben; ſie waren die erſte, welche hervorbrachen; ſie ſind auch die erſte geweſen, die wieder abfielen ..... Unglückliche Rodope! Haſt du deinen Demophron von neuem verloren?.... Aber haſt du ſelbſt deinem Demophron die Abreiſe auferlegt?

O! wie vermehrt ſich die Beklemmung meines Herzens!... Ich durchwandre alle Orte und alle Gegenſtände .... Es iſt auch nicht einer, der mich nicht an ihn erinnere ... Und wo iſt er heute?

O Sonne! durchwandert er jetzt die Gebirge, über welche du, wenn du aus dem Meere emporſteigſt, mit deinem flammenden Wagen einherziehſt? Sey mir gegrüßt, Sonne! ſey ihm gnädig, ſchütze ihn, begleite ihn: ich will vieles .... ich will alles dulden. Mag er auch ferne ſeyn, wenn er nur glücklich iſt, wenn er nur meiner gedenkt, wenn er nur mich liebt.....

Wenn ich gewiß wäre, daß er nicht mehr zurückkäme, nicht umſonſt wollte ich zu dieſer Stunde und an dieſem Orte das Toben des Meeres unter mir vernehmen .... Ich könnte den Gedanken, Cleobul nicht mehr zu ſehen, nicht ertragen.

Warum habe ich ihn denn zur Abreiſe bewogen?... Er liebte mich .... Habe ich etwa ſeine Liebe gefürchtet? Habe ich den Ruhm zu ſiegen gewünſcht? Ruhmvoller Sieg, den man dadurch erringt, daß man ſich von der Gefahr entfernt!.... Habe ich ſeine Liebe erhöhen wollen?.... Und wenn er nun die Geduld verliert? wenn er mich nicht mehr liebt?....

O! glaube es doch, Mneſilla: die Stimme des Herzens betrügt nicht. Wäreſt du nicht ungerecht gegen Cleobul geweſen, würdeſt du jetzt die Leiden, die du duldeſt, das Ungemach und den Ueberdruß des Lebens ertragen, über den ſelbſt Tyrannen keine höhere Qual erſinnen können?

Jede Schuld führt ihre beſtimmte Strafe mit ſich; die größte hat den Tod zur Folge..... Der Tod aber, was entzieht er uns größtentheils anderes, als die Empfindung des Schmerzens?.... Aber dieſe Art Leiden, die ich erdulde, dieſe unausſtehliche Unruhe, von der all' meine Glieder, all' meine Sinne ergriffen ſind, und kraft der ich nicht eine, zwei oder drei Entbehrungen erleide, ſondern alles entbehre; denn alles iſt mir zuwider, und nur darum genieße ich noch das Leben, um die Entbehrungen zu vermehren: dieſe Art unbeſtimmter, namenloſer, aber allgemeiner Strafe, für welche Art von Verſchuldung iſt ſie von der Gerechtigkeit der Götter beſtimmt?

Plato ſchreibt mir Folgendes:

> „Die Empfindung gehört unſerem unedleren Theile an; Nachdenken über das Empfundene iſt der Seele eigenthümlich. Jene allgemeine Unruhe, über welche du dich beklagſt, gleicht einem Traume, den uns die Götter auch während des Wachens zuſchicken, die ſich oft der Träume, das heißt, dunkler und verworrener Bilder zu unſerer Ermahnung bedienen; denn die Götter, welche uns glücklich wollen, wollen zugleich, daß wir es auf dem Wege unſerer Vernunft ſeyn ſollen. Dieſer unruhige Zuſtand iſt ſchmerzhaft, und, ich gebe dir zu, ſchmerzhafter als jedes andere Uebel, aber er iſt doch nur eine Erinnerung, nicht aber Strafe. Wehe de-

nen, welche dieſe Erinnerung nicht vernehmen! Wehe eben ſo denen, welche ſich rühmen, ſie zu erſticken. Jene ermangeln des Rathes der Götter, dieſe verachten ihn; beide werden zuweilen beglückt, aber nie glücklich ſeyn können. Weiſe und glücklich ſind diejenigen, welche die Eingebungen der Götter mit Ehrfurcht aufnehmen, und ihr Gemüth aufmerkſam befragen, um von Tag zu Tag beſſer zu werden. Du haſt weder eine Verſchuldung auf dir, noch wollen dich die Götter ſtrafen. Du haſt deinen Geliebten, der dich wieder liebt, von dir entfernt. Liebſt du ihn nicht mehr? Und wenn du ihn noch liebſt, was liegt daran, ob er nahe oder fern ſey? Du haſt das aus Tugend gethan, was eine andere aus Laune gethan hätte. Das Glück des Lebens läßt ſich gleich einer muſikaliſchen Harmonie nur dadurch erreichen, daß man die Cadenzen ſo lange als möglich aufhält und verzögert.

Die Weiber bedienen ſich ſolches Aufſchubs aus verſchiedenen Gründen. Der Ueberdruß am Vergnügen verleitet viele aus Langeweile; andere verlangen ihn aus Stolz, denn ſie wünſchen mehr, geliebt zu ſeyn, als zu lieben: und ſowohl jene als dieſe können das Vergnügen erhöhen, nicht aber die Vollkommenheit, deren Vater, wie man ſagt, die Liebe iſt. Jene edlere Seelen aber, welche ihn aus Tugend verlangen, erfahren wirklich größere Qual und größeren Zwiſt, aber ſie ziehen auch größere Vortheile davon; denn ſtatt ſich zu verringern wächſt die Liebe mit der Entfernung, und die Tugend wächſt, die allein die Mutter wahrer, dauerhafter Liebe iſt.....

Welch ein Traum! es träumte mir, ich ſey auf einer langen Straße in einen Garten gekommen, in deſſen Mitte ſich ein kleiner Tempel, der Göttin Veuns Urania geweiht, erhob. Die Müdigkeit, vielleicht auch das ſanfte Rauſchen der Blätter, welche den Tempel beſchatteten, und das heilige Gemurmel der Quelle, welche gerade aus der Klippe hervorquoll, über der das Bildniß der Göttin ſtand, hatten mich in eine Art Ruhe eingewiegt, die nicht eigentlich Schlaf war, ſondern jener ſüßen Müdigkeit glich, die unſere Sinne wie mit einem durchſichtigen Schleier zu bedecken pflegt; ich war weder wachend, noch ſchlafend; aber ich ſah und hörte.... Ich lag vor der Göttin zu Füßen .... An einem Myrthenzweig ſah' ich ein Band, auf dem ſein und mein Name geſchrieben war .... und das Band war geknüpft ... Zwo Tauben nahmen die beiden Enden mit dem Schnabel, und jede flog nach einer andern Seite hin; und nach Verhältniß ihrer Entfernung wurde der Knoten feſter geknüpft.

Habe Dank, mächtige Urania! Ich nehme dieſes Wahrzeichen an! Möge es erfüllt werden!....

LXI.

Von Cleobul an Mneſilla.

Süße Täuſchungen der Liebe! O! welcher Zauber, Mneſilla, liegt in allem, was von dir kommt! Nur Ein Wort, nur eines der Art, wie du mir ſchriebſt, und ich möchte hingehen es zu hören, hingehen bis an die äußerſten Grenzen des Reichs des großen Königes, hingehen bis in jene Länder, wo ewiger Schnee oder glühende Sonnenhitze den Menſchen ihren Wohnſitz verſagte.

Ich könnte dir weder die Art noch den Grund hievon angeben, aber wohl begreife ich, daß der Liebende in einer glücklicheren Lage als die Geliebte iſt. Der

Gedanke, einen deiner Befehle zu befolgen, macht mir ſelbſt die ferne Trennung ſüß. Ich bekenne es dir: ich habe noch nichts ähnliches empfunden. Aber wer hätte je vermocht, mir ſolche Gefühle einzuflößen, wie du allen denen, die dich nur kennen, einflößt!

Noch nie war ich dir ſo nahe, als gerade izt, da ich auf dein Gebot ſo ferne von dir bin; noch nie ſo zufrieden mit mir, als izt, da ich einen deiner Befehle erfülle. Immer biſt du bei mir; mit dir allein unterhalte ich mich. Nicht von Freude und Vergnügen ſpreche ich mit dir . . . was ſollte ich auch? Ich erzähle dir meine Leiden, und alles was ich für dich erdulde; und diß iſt ſüßer für mich als alle andere Freuden, denn ich glaube, während ich mit dir ſpreche, auf deinen Lippen jenes zarte mitleidvolle Lächeln zu ſehen, mit dem du ſo ſparſam biſt, das ich in drei Monaten nicht von dir erlangen konnte.

Die gebürgige Gegenden bieten mir mehrere mahleriſche Punkte dar, die die Natur zum Aſyl für zwo liebende Seelen geſchaffen zu haben ſcheint, die vergeſſen, verſpottet, verfolgt von aller Welt ſich dahin flüchten, um den Frieden und das Alter von Philemon und Baucis zu erlangen. Nie betrete ich einen dieſer Punkte, ohne daß mir das Herz ſtärker als gewöhnlich klopft, und ein unwillkührlicher Seufzer meiner Bruſt entſteigt. Ach warum, rufe ich aus, iſt die nicht bei mir, die das höchſte Ziel meines Lebens iſt? Ich verlaſſe alle Geſellſchaft, und gehe allein und nachdenkend, und verliere mich in die Labyrinthe, die die alten Eichen und der Epheu, die Wachholderſträuche und der wilde Weinſtock bildet, der, ſeine Ranken weit verbreitend, von der Natur beſtimmt ſcheint, all' die zahlloſen Theile der großen Familie des Waldes mit einander zu verbinden. Bald verfolge ich die Krümmungen eines ſich dahin ſchlängelnden Baches, bald erklimme ich die ſteilſten Spitzen der höchſten Gebürge in der Hoffnung, an dem dunkeln blauen Himmelsſtreife, der das Aeußerſte des unermeßlichen Horizontes berührt, den Punkt zu entdecken, der über deiner Wohnung an dem Ufer des joniſchen Meeres iſt. Ich erblicke nichts, aber ich empfehle den Bächlein, die zu meinen Füßen entſpringen, und ſich in dein Meer ergießen, meine Wünſche, Grüße und Seufzer. In dem Klageton der Vögel, in dem ſanften Geräuſche des Laubes, in dem Murmeln der Quelle, überall glaube ich deine Stimme zu vernehmen; dich nur ſehe ich, dich höre, dich vernehme ich .... und aus der weiten Ferne antworteſt du meinen Seufzern.

Indem ich ſo von Gedanken zu Gedanken, von Berg zu Berg wandle, überfällt mich ſehr oft der Abend; und während die ganze Natur zu ſchlummern ſcheint, iſt allein mein Geiſt wach, und erhebt ſich mit ſeinen Gedanken bis zu jenen ewig leuchtenden Geſtirnen, die über meinem Haupte ſtrahlen, und wenn ich ſie alle der Reihe nach betrachtet habe, ſo ruht mein Auge auf jenem unermeßlichen Streife, der das ganze Univerſum zu begränzen ſcheint. Von da, ſagt man, ſeyen unſere Seelen herabgekommen, dahin kehren ſie wieder zurück,..... und dort bleiben ſie vereint .... auf ewig! ....

O! weiſer Sohn des Sophroniskos!... O! Heraclitus! O Mneſilla!... Ach warum biſt du in Tarent und ich unter den Samnitern ... Warum ſind wir nicht vereint von heute an und ... in Ewigkeit!

Es iſt hier ein Felſen, der dem durch den Tod ſo vieler unglücklichen Liebenden berüchtigten Leucadiſchen gleicht. Und oft ſage ich zu mir ſelbſt: könnte nicht der Wunſch nach Glück denſelben Muth dem Menſchen einflößen, den die Verzweiflung einflößt?

LXII.

Von Cleobul an Plato.

Beſchreibung von Bojano.

Hier bin ich in **Bojano**, einer durch die Zahl ihrer Einwohner, durch ihre bewaffnete Mannſchaft, und ihren Reichthum [*] mächtigen Stadt; der Hauptſtadt der Petriiſchen Samniten [**] und gegenwärtig der Hauptſtadt von ganz Samnium wegen den allgemeinen Nationalverſammlungen, die hier zuſammenberufen werden.

Die Verſammlungen werden in einer weiten, der Stadt nahe gelegenen, Ebene gehalten; die die Einwohner das **Marsfeld** nennen. [***] Mars iſt der Schutzgott der Stadt. Auf allen Münzen ſieht man ein Bild mit Flammen umgeben, zum Symbol des unterirrdiſchen Feuers, das einſt das Land erſchütterte und zum Andenken an die dadurch verurſachte Ruinen. Einige glauben, der Name Bojano bedeute einen Boden, der vormals eben nachher von der Gewalt des Feuers und Erdbebens, das die alte Stadt **Burelia** [****] zerſtörte, aufgehoben worden ſey. Allgemeiner jedoch glaubt man, der Name Bojano komme von jenem Stein (bove) her, der der Führer der erſten Erbauer der Stadt war, die von Sabina kamen, wenn man ihren Ausſagen Glauben beimißt, ſo gelobten einſt die Sabiner, da ſie lange an Theurung gelitten hatten, dem Mars einen heiligen Frühling, das heißt, ſie gelobten dem Gott alle ihre Jugend, die noch nicht über zwanzig Jahre war, aus ihren Häuſern zu vertreiben..... Ein wirkſames Mittel, die Wiederkehr der Theurung zu verhüten!... Da jeder Menſch durch ſeine Arbeit weit mehr hervorbringt, als er durch ſeine Nahrung verzehrt; ſo heißt, zehen Menſchen aus Mangel an Lebensmitteln vertreiben, eben das, als wenn man das Geſez aufſtellte: weil zehen Menſchen Jahr für Jahr hundert Maaß Korn verzehren, und weil unſer vorräthiges Korn nicht für alle zureicht, ſo wollen und decretiren wir Väter des Vaterlandes, daß zehen Perſonen verbannt werden, damit ſie nicht zweihundert Maaß erzeugen können! Ein ſolches Decret, wahrhaft ſelbſt unſere Athenienſer hätten es nicht gegeben. Doch genug: ſeys wie es wolle: was unſere wirkliche Athenienſer nicht thun würden, das ſollen einſt die Sabiner gethan haben. Die ganze Jugend hatte beim Aufſuchen ihrer neuen Wohnſitze einen Anführer Namens Taurus. Nein, ſagt ein anderer, der Anführer heißt nicht Taurus, ſondern es war ein leibhafter wahrer Stier (toro), den Mars ſelbſt der ihm geweihten Jugend zum Wegweiſer ſchickte; und ebenſo machte auch dieſe Jugend, als ſie nachher Gatten und Väter wurden, und es ihnen an Nahrung fehlte, einen zweiten heiligen Frühling, indem auch ſie ihre Söhne verjagten, wie ſie einſt von ihren Vätern verjagt worden waren. Mars ſchickte einen Wolf (die Samniten nennen ihn Irpus), der dieſer Gegend ihren

---

[*] Liv. 10. Buch.

[**] Guistiniani, Dizionario.

[***] Ebendaſ. — Es iſt bemerkenswerth, daß der Name **Marsfeld** Rom nicht eigen war. Vielleicht war diß der gemeinſchaftliche Name aller Oerter, an denen ſich die älteſten italieniſchen Völkerſchaften zu Berathſchlagungen verſammelten. So war in den Zeiten des Mittelalters unter denſelben Umſtänden der Name **Marzfeld** und **Mayfeld** gemeinſchaftlich.

[****] Siehe das ſcharfſinnige Werk von **Minervino** **Sull' etimologia del nome del monte Vulture.**

Namen gab, die an dem Fuße des Taburnus liegt, und von den Irpiniſchen Samniten bewohnt iſt, die unſere Abkömmlinge ſind. Der Stier alſo und nicht der Anführer Taurus hat Bojano ſeinen Namen gegeben. *

Ich habe dir nun erzählt, was ſie behaupten. Du forderſt fleißige Nachforſchung nach dem alten Urſprung der Völker, denn das nicht wiſſen, was vor unſerer Geburt geſchah, heißt ein ewiges Kind bleiben, wie du vorgibſt. Du magſt nun von dem, was ich dir erzählt habe, glauben, was du willſt. Ich finde beide Erzählungen die von dem Stiere, ſo wie die von dem Anführer Taurus gleich unwahrſcheinlich. Die andere Etymologie des Namens Bojano dagegen erinnert an eine ſo alte Begebenheit, daß es kein Wunder iſt, wenn das Volk das Andenken daran verloren hat. Die Spuren der alten Flammen laſſen ſich nicht mehr erkennen. Vulcan ſcheint dieſe Gegend an Neptun abgetreten zu haben. Du ſieheſt nichts als Waſſer, das aus zahlloſen Quellen entſpringt, in kleinen Bächen dahinfließt, bis es ſich an dem ſüdlichen Ende der ungeheuren Ebene, an dem die Stadt liegt, vereinend den Fluß Teiſernus bildet. Wer das ungeheure Gebürge beobachtet, das ſich an der Stadt aufthürmt, bemerkt hier eines der größten Gebürge, die ſich überall verbreiten, gleichſam der Rückrath des großen Erdkörpers, ſo alt als dieſer, und geſchaffen die Werkſtätte der großen Verrichtungen der Natur zu ſeyn. Wer den Mateſis und das Thal betrachtet, in dem Bojano liegt, der glaubt Pelium den Olymp, Oſſa und die Thäler Theſſaliens zu erblicken, gleich berühmt bey uns durch die alten großen Revolutionen der Natur, deren ſich das Volk nicht mehr erinnert, und ſie den Rieſen zuſchreibt. Die Unbekanntſchaft mit

---

* S. alle dieſe Traditionen geſammelt in Cluver. Ital. antiqua.

der alten wahren Geſchichte hat die Dichtung der Fabel mit dem Stiere erzeugt. Die Natur iſt ewig dieſelbe, und die Menſchen thun mit ihren unendlich mannigfaltigen Fabeln nichts, als daß ſie die ewig gleiche Natur auf mannigfaltige Weiſe ausſchmücken.

LXIII.

Politiſche Beſchreibung von Samnium.

Ich ſehe ganz Samnium in einer einzigen Stadt verſammelt.

Die ganze Bevölkerung von Samnium mag ſich meines Erachtens ungefähr auf drei Millionen Einwohner belaufen. Sie können beinahe ein Jahrhundert Krieg führen, und ein Jahr gegen das andere beinahe dreißigtauſend Mann in das Feld ſtellen. [*]

Man muß zugeben, daß bei der Berechnung der Seelenzahl der Schluß von der Zahl der Streitbaren auf die der Einwohner ſehr unrichtig iſt; denn regelmäßig beſtehen die Heere aus Menſchen von verſchiedenen Nationen, die ſich nach der, welche beim Angrif oder der Vertheidigung [**] die Hauptrolle ſpielet, benennen; aber eben diß läßt ſich auch von Griechenland behaupten; und wenn man nicht gerade Sparta mit Rom und Athen mit Samnium, ſondern Griechenland mit Italien vergleicht, ſo kann man gewiß behaupten, daß wir keine ſo ſtarke Heeresmacht als die Italiener aufſtellen können. Die

---

[*] Diß iſt geſchehen. Eutropius zählt 200,000 Samniten, die in den Kriegen mit den Römern umkamen.

[**] Auch Livius macht dieſe Bemerkung. Eine Folge dieſer Beobachtungen iſt die, daß die Bevölkerungs-Rechnungen, welche man von der Anzahl der Bewaffneten macht, für Italien im Allgemeinen, aber nicht für eine einzige Nation gelten können.

Tapferkeit zweier Völker mag gleich ſeyn; aber welche Verſchiedenheit ſowohl in Betref der Tapferkeit ſelbſt als ihrer Würkungen muß die Verſchiedenheit der Maſſen bewürken? In Italien empfangen die Heerführer nach ihrer Zurückkunft von einem Siege gewiße Ehrenbezeugungen, die die Italiener gewöhnlich Ovazionen und Triumphe nennen... Sie gleichen den Ehrenbezeugungen ſehr, die wir den Siegern der olympiſchen Spiele erweiſen. Aber welcher Abſtand der Veranlaſſung? Ein italieniſcher Heerführer muß, um die Ehre des Triumphs zu erlangen, gegen fünftauſend Feinde erlegt haben; bei einem unſerer Fechter iſt es genug, wenn er gute Muskeln und ein wenig Glück hat. Wir ehren und belohnen nichtsbedeutende Thaten; die Italiener ſetzen ihre Bürger in die Nothwendigkeit, große zu verrichten. Wenn eine unſerer Städte einen Fechter gekrönt hat, was gewinnt ſie? Einen Müßiggänger mehr und zwar einen um ſo gefährlicheren Müßiggänger, je mehr er verzehrt. Wir werden daher glorreiche Völker ſeyn, die Italiener dagegen große.

Aus demſelben Grund der größern Volksmaſſe ſind auch die Kriege in Italien langwüriger, denn das verlorne Heer läßt ſich immer durch ein neues erſetzen; — ſie ſind entſcheidender, denn iſt die Kraft einmal erſchöpft, ſo iſt die Erſchöpfung mächtig vollſtändig, und nur in mehreren Jahrhunderten erſetzbar. Sparta und Athen beſiegen ſich wechſelsweiſe; ſie ruhen eine kurze Friſt, und kehren von neuem in den Kampf. Wenn aber einſt Samnium genöthiget ſeyn wird, die Waffen zu ſtrecken, wenn es einſt beſiegt ſeyn wird, ſo wird man vergebens den Grund der vier und zwanzig Triumphe aufſuchen, die ſeine völlige Niederlage ſeine Ueberwinder gekoſtet haben wird.

Die Kriegswiſſenſchaft wird verwickelter, umfaſſender, ſchwüriger und würkſamer. Soll ich es ſagen? ich ziehe einen italieniſchen General einem griechiſchen vor. Wir verſtehen die Kunſt, Städte anzugreifen und zu vertheidigen, nur wenig. Auch die Reiterei gebrauchen wir wenig; die wenige Reuter, die wir aus Theſſalien und Thracien im Solde haben, ſind undisciplinirt, ohne Eifer für das Vaterland, und ihre Koſtbarkeit überſteigt ihren Nutzen.* Wir haben auch bei unſerem Heere nicht ſo mancherlei Waffen und Soldaten, als die Italiener. Kurz, bei den Griechen iſt der Krieg noch ein Duell: es kämpft hier noch Mann gegen Mann. Der wird alle andere überwinden, der ſeinen Feinden die zahlreichſten Maſſen entgegenſetzen kann. Darauf zielten vielleicht Pelopidas und Epaminondas mit ihrer heiligen Schlachtordnung hin. Einſt wird irgend Einer dieſe Schlachtordnung vollkommener machen; und dieſer wird ganz Griechenland Geſetze vorſchreiben. Aber wenn je die Griechen ſich mit den Italienern meſſen werden, ſo wird ſich zeigen, daß gerade dieſe Maſſen zu unbeweglich ſind, und ſie werden beſiegt werden. Die Italiener halten die Mitte zwiſchen einzelnen Streitern und großen Maſſen; und ſind eben darum geſchickter zum Angriff und zur Vertheidigung. Einſt glichen auch die Ordnungen der Italiener der heiligen Schlachtordnung, aber nachher veränderte man die Schilde, theilte die Legion in Manipeln, und dieſe wieder in Compagnien von ſechzig Mann ein.** Du ſiehſt hieraus, daß die Italiener in der Kriegskunſt großen Vorſprung vor uns haben.

* Siehe Freret Recherches sur l'équitation.

** Livius VIII, 7. Dieſe Vergleichung zwiſchen beiden Milizen ſiehe bei Liv. IX, 11. Man ſchreibt allen Italienern und beſonders den Samnitern eben dieſe Anordnungen zu. Wenn ein großer Kriegsheld, wie Cäſar, be-

Die Samniten theilen ſich in drei Hauptvölkerſchaften, die Pectriſche, Jopiniſche und Caudiniſche. Die erſten ſind die zahlreichſten und mächtigſten. Sie bewohnen den öſtlichen und nördlichen Theil des Mateſis. Die Bevölkerung iſt ſo groß, daß ſelbſt dieſes rauhe ſteinigte Gebürge ganz mit Dörfern überſäet iſt. Die vornehmſte Stadt iſt Bojano. Auch Sepino, das ungefähr hundert und zwanzig Stadien von Bojano entfernt liegt, iſt eine ſehr bedeutende Stadt; ſeine Bevölkerung ſoll ſich auf 50,000 Einwohner belaufen. *

---

hauptet, die Römer hätten einen großen Theil der Kriegskunſt von den Samnitern gelernt, ſo muß man ſagen, daß dieſe Völker ſehr vieles Aehnliche hatten. Die Benennung Legion war würklich gemeinſchaftlich. Livius ſelbſt VIII, 1. erzählt uns diß. Haben die Römer von den Samnitern etwas gelernt, ſo geſchah diß wahrſcheinlich zur Zeit ihrer Freundſchaft. Würklich gieng auch damals in den römiſchen Verordnungen eine Veränderung vor, welche man ſehr bedeutend nennen kann. Aus der nachfolgenden Zeit aber haben wir keine Nachricht, daß ſich eine andere zugetragen habe; und in dem langen Kriege, welchen die Römer mit den Samnitern führten, wird nie Erwähnung großer Verſchiedenheiten zwiſchen dem militairiſchen Zuſtande beider Völker gethan; was doch gewiß die Geſchichtſchreiber, wenn es geweſen wäre, zu bemerken nicht unterlaſſen hätten. Zu bemerken iſt noch, daß unſer Schriftſteller den Samniten die Triumphe und Ovationen zuſchreibt. Sie waren hetruſciſchen Urſprungs, und folglich wahrſcheinlich allen italieniſchen Völkern gemeinſchaftlich.

* Livius bezeugt, bei der Einnahme von Sepinum durch den Conſul Papirius ſeyen 7500 umgekommen, und 3000 gefangen werden. Dieſe Zahl ſetzt eine Bevölkerung von ungefähr 50000 Einwohnern voraus.

Die übrigen Städte dieſes Theiles ſind Cominio, Aquilonia, Maroneà, Murganzia, Volana, Tieſerno, Rocunlea, Eſemia, Trevento.

Die Samnitiſchen Städte ſind beinahe alle befeſtiget, könnten nur nach langer Belagerung erobert werden.[*] Die Italiener verſtehen die Civil-Baukunſt beſſer als die Griechen; nicht blos bei einem einzelnen Gebäude, ſondern bei einer ganzen Stadt, von der Kriegsbaukunſt dagegen verſtehen die Griechen beinahe gar nichts.

Die Irpiner bewohnen die öſtliche Gegend an dem Fuß des Taburnus, eines Gebürges, das ſich zwiſchen Oſten und Süden des Mateſis weit verbreitet. Die vorzüglichſten Städte ſind Benevent, Anca, Tauraſium und Equoturicum .... Außer Benevent aber ſind alle übrige weder ſo groß noch ſo volkreich, als die, die den Pantriſchen Samniten gehören.

Caudium, Saticola, Teleſia, Compulteria, Trebola ſind die merkwürdigſten Städte der Caudiniſchen Samniten, die die ſchwächſte Völkerſchaft bilden, und die entgegengeſetzte Seite an dem Fuße des Mateſis und Taburnus gegen Campanien hin bewohnen.

Die Samniten haben vordem viele angränzende Länder erobert. Von der Seite Campaniens haben ſie die Tifaten beſiegt, und ſich vor einem Jahrhundert Capuas, Nolas und Cumas bemeiſtert.[**] Aber nachdem ſie dieſe

---

[*] Berühmt in der Geſchichte der ſamnitiſchen Kriege iſt die Belagerung von Cominium; wo ſich 15.400 Samniten einſchloſſen. In dieſem ganzen langen Kriege iſt immer die Rede von feſten Plätzen und Belagerungen; welches in der griechiſchen Geſchichte beinahe nie der Fall iſt.

[**] Eben der Livius, der uns die Beſitznahme, welche die Samniter von Capua ergreifen wollten, als den Grund des ſamnitiſchen Krieges anführt, eben dieſer erzählt,

Eroberungen gemacht hatten, und Beſitzer der fruchtbarſten und reichſten Länder wurden, verloren ſie den alten Muth, und wollten nichts mehr mit der übrigen Nation gemein haben.

Diß iſt die Unbill, der die Völker unterworfen ſind, wenn ſie ſich verbündet beherrſchen. Die Eroberung verderbt ſie, denn im Glücke vergißt man die Freundſchaft leicht. Und im Allgemeinen läßt ſich bemerken, daß ſelbſt unter den Pantriſchen Samniten die Städte, die zunächſt an der Gränze liegen, wo die Samniten ihre Siege und Eroberungen gemacht haben, die unbändigſten ſind. Von der Art iſt Eſernia, das man eher eine römiſche denn eine ſamnitiſche Stadt nennen könnte, weil die ganze Nation in den gegen die Volſcer geführten Kriegen mit den Römern verbündet war: unſere Waffen hatten Glück, und die gemachten Eroberungen waren beinahe ganz zum Vortheile Eſernias. Und nun gewöhnt mit Hülfe der Römer zu ſiegen, vergißt ſie beinahe den übrigen Theil der Nation.

Gegenwärtig ſind aus Veranlaſſung der Comi-

---

die Samniter haben beinahe ein Jahrhundert zuvor Capua und Cuma ſchon beſezt gehabt. Man muß folglich annehmen, die Samniter als die Herren von Capua haben die allgemeine Foederation nicht mehr anerkennen wollen. Nola war nach der Meinung der Mehrzahl mit den Samnitern verbündet; ich habe Grund, es für foederirt zu halten, aus einem ähnlichen Ereigniß wie bei Capua. Nola aber blieb der ſamnitiſchen Foederation immer getreu. Ohne die Citate in dieſem zu ſehr zu häufen, mag der Leſer Grimaldi Annali, Guistiniani Dizionario, und die zwei treffliche Werke meines Freundes Galanti, Saggio sagli antichi popolo del Regno di Napoli und Descrizione del Regno u. ſ. w. nachſchlagen.

tien auch von andern benachbarten Völkern Deputirte in Bojano verſammelt; kleine Völker, die dem größeren zu ſeinen Staats-Abſichten dienen. Die erſte Stelle unter dieſen nehmen die Frentaner ein; ſie und die Caracenen kann man die treueſte unter den Verbündeten nennen; ſo daß ſie für Samniter ſelbſt angeſehen werden. Bei den Frentanern iſt es wahrſcheinlich daher zu erklären, weil ſie öſtlich gegen Samnium gelegen kein anderes Volk in der Nachbarſchaft haben, das ſtark genug wäre, ihre Treue wankend zu machen. Hätten ſie die Samniter verlaſſen, ſo wären ſie von ihrer Uebermacht unterdrückt worden, ohne die Hofnung einer Unterſtützung zu haben. Die Caracenen aber bilden eine ſo kleine Völkerſchaft, und bewohnen ein ſo unfruchtbares und beinahe von allen Seiten von der ſamnitiſchen Macht umgebenes Land, daß auch der Gedanke, irgend etwas ohne Zuſtimmung der Samniten auszuführen, für ſie unmöglich iſt. Ihre Hauptſtadt heißt Aufidena.

Ueber dem Lande der Frentaner ſind die kleinen Völker Apuliens. Die Samniten üben über ſie bald mit verbündetem Heere bald blos mit dem der Frentaner eine Art von Oberherrſchaft oder Einfluß aus, der ſich bis nach Luceria erſtreckt.

Nördlich von Samnium und weſtlich von den Frentanern findeſt du die Peligner, die Marſen, die Marucinen, die Veſtiner, unter denen die Peligner die vornehmſten zu ſeyn ſcheinen. Sie bilden ein beſonderes Bündniß, ſind mit den Lateinern im Kriege, * und ſcheinen mit den Samniten wenig Freund zu ſeyn, die ſie hätten unterſtützen können, aber es nicht gethan haben. Die Samniten ſind Feinde von den Volſcern und Freunde von den Römern, und die Peligner Feinde der

---

* Die Römer hatten damals ein Bündniß mit den Samniten. S. Liv. III. u. an mehr. O.

Römer ſcheinen mit den Volſcern verbündet. — Jetzt bilden die Peligner, Marſen, Maruccinen und Veſtiner ein Bündniß, das dem ſamnitiſchen * und römiſchen an Macht wenig nachſteht; wenn aber durch den Wechſel des Kriegsglücks eine dieſer drei geſchwächt wird, ſo verbündet ſie ſich wahrſcheinlich mit einer der beiden andern, und vielleicht in verſchiedenen Zeiten bald mit dieſer, bald mit jener; und zwar, ſo lange ſie die Hofnung hat, ihre eigene Unabhängigkeit zu erhalten, mit der, welche ſie an Macht übertrifft, wenn aber dieſe Hoffnung verſchwunden iſt, mit der, welche allen an Macht vorgeht.

In Campanien ſind weſtlich von Capua die Sidiciner und Auſoner, ſchwache Völklein, bereit jedem zu gehorchen, der ſie beherrſchen will, und jedem ſich zu Sklaven zu unterwerfen, der ſie mit ſeiner Macht zu ſchützen verſpricht. ** An dem Meere liegt Neapel, eine griechiſche Stadt, ſtark bevölkert und gut befeſtiget, aber ſie beherrſcht nur ein kleines Gebiet, und iſt mehr auf den Handel als Krieg bedacht. Von allen Seiten von den Samniten umgeben, muß ſie dieſe fürchten, ſtatt ſie zu lieben; durch den Handel iſt ſie Nebenbuhlerin der Samniten von Cuma, durch das Gebiet der von Nola.

LXIV.

Von Cleobul an Plato.

Zween römiſche Geſandten kommen in Bojano an.

Zween römiſche Geſandte ſind in Bojano angekommen. Sie beklagen ſich im Namen ihres Senats, daß die

---

* Liv. III. 25.

** Liv. VI, VII, VIII.

Samniten von Capua und Cuma, während Rom in Friede und Freundſchaft * mit Samnium lebt, ſich geweigert haben, Rom mit dem nothwendigen Getraide in der Theurung zu verſehen.

Die Römer beſitzen ein ſehr fruchtbares Land, und haben von Natur eine Freude am Ackerbau; aber geſtört von den ewigen Kriegen können ſie ohne die Erzeugniße fremder Länder nicht beſtehen. Sie haben in zween Jahrhunderten ſehr oft Theurung erfahren, deren ſich bald das Volk zur Empörung gegen den Senat, bald der Senat, um dem Volke ein drückenderes Joch aufzulegen, bedienet. Sie müßen ſtehlen oder kaufen, und die Einwohner Campaniens, die ihre Bedürfniße kennen, erregen täglich tauſend neue Vorwände, um ihr Getraide theuer verkaufen zu können.

Du ſiehſt hier, ſagte mir Pontius, zwei dem Anſcheine nach höchſt unbedeutende Dinge, die aber Veranlaſſung zu den wichtigſten Ereigniſſen werden können. Ein Volk, das von Natur tapfer iſt, wird, wenn man es durch Hunger bekämpfen will, ganz kriegeriſch werden; und die Soldaten werden durch den Hunger alle zu Helden werden. Einſt werden es die Italiener vielleicht bitter bereuen, daß ſie dieſem Volke ſeinen Unterhalt verſagt und es dadurch zum Rauben gewöhnt haben.

Unſere Landsleute, die Campanien bewohnen, vergeſſen, da ſie Kaufleute geworden ſind, daß ſie Samniter ſind. Wenn es darauf ankommt, andere Völker ihres Vortheils wegen zu bedrücken, ſo erkennen ſie die Nation nicht an; ſo bald ihnen dagegen der Haß anderer Völker irgend eine Gefahr droht, ſo nehmen ſie ihre Zuflucht zu ihr. Die benachbarten Völker ſchicken ihre Geſandte auf die allgemeine Verſammlung,

---

* liv. IV. 29.

und die Verſammlung weißt nicht, was ſie thun ſoll; will ſie den Nachbarn das geforderte Recht widerfahren laſſen, ſo gehorcht weder Capuaner, noch Cumaner, noch Nolaner; antwortet ſie den Nachbarn, daß dieſe Staaten nicht gehorchen, ſo glauben die Nachbarn, ſie ſeyen gehöhnt; denn ſie können nicht begreifen, wie Völker Eines Namens und Einer Sprache zugleich von den allgemeinen Geſetzen unabhängig und doch von der allgemeinen Gewalt geſchützt ſeyn können. *

Die Unſrige führen Krieg, ſchlieſſen Frieden, Bündniſſe, Handel jeder nach ſeiner Art und auf ſeine Rechnung: nur die Thorheiten gehen auf aller Rechnung. Und ich beſorge, dieſe Handlungsweiſe werde einſt das ſchwache Band zerreiſſen, das uns noch verknüpft hält; werde Samniter gegen Samniter waffnen; und die benachbarten Völker erbittert über unſere Politik, und mächtig durch unſere Theilung werden endlich uns alle unterdrücken. **

LXV.

Von Cleobul an Plato.

Rede der Geſandten. Vorurtheile und öffentlicher Geiſt der Römer.

Die römiſchen Geſandten ſind zween wackere und tapfere Männer, beſcheiden, wenn man von ihrer Perſon, ſtolz, wenn man von ihrem Vaterlande ſpricht. Sie ſtehen mit den erſten Familien Roms in Verwandſchaft; beide mit vielen Kronen geziert, zum Lohne ihres Glücks, und der vielen Wunden, dieſer ſicheren Zeugen ihrer kriegeriſchen Tapferkeit. Und lobt man ſie all' dieſer Thaten wegen, ſo entgegnen

* Gerade diß ſagten die römiſchen Geſandten nach Livius.

** Diß beſtätigte ſich bei Capua.

ſie, Rom habe noch Tauſend würdigere als ſie; ſpricht man von Rom, ſo iſt das erſte, was ſie ſagen, in der ganzen Welt gebe es kein zweites Rom.

Mit feſter Ueberzeugung glauben ſie, daß ihre Stadt beſtimmt ſey, einſt Weltherrſcherinn zu ſeyn. Wie ſollte ſie nicht? ſagte einer von ihnen zu mir. Mars hat es im Namen Jupiters ſeinem Sohne Quirinus dem Stifter unſerer Stadt verſprochen. Diß bezeugen die Sibilliniſchen Bücher, die der Senat in Rom mit ſo vieler Heiligkeit bewahren läßt. Wollt ihr mehr? Als man unter der Regierung des letzten unſerer Könige das Kapitol erbauen wollte, mußten alle Bildſäulen der Götter von ihren Stellen verrückt werden; nur allein der Gott der Gränze blieb unbeweglich, und alle menſchliche Kräfte vermochten nicht, ihn von der Stelle zu bringen. Ein glückliches Wahrzeichen! riefen hierüber unſere Weiſen aus: die Gränzen der römiſchen Herrſchaft werden nie zurückweichen, und das ganze Volk wiederhohlte mit Freuden: Ja! das wird geſchehen!

Als die Gallier, die ſchon ſeit zwei Jahrhunderten die Alpen überſtiegen, [*] und die Colonien wie das Gebiet, das die Etruſcer von den Appeninen bis an das Adriatiſche Meer beſaßen, zerſtört hatten, und nun auch dieſe Gebürge überſtiegen und in Etrurien einfielen; da war es wahrhaft ein Götter-Rath, der die Römer antrieb, die Vertheidigung von Chiuſi zu übernehmen, das allein nur mit Mühe dem Strome der andringenden Barbaren hätte widerſtehen können. Ueberwanden die Gallier Chiuſi, ſo hätte Rom nur mit Mühe widerſtehen können. Die Götter, die uns die Anzeichen der Oberherrſchaft gegeben haben, ſie waren es, die uns den ewigen Rathſchluß eingegeben haben, die Schwachen zu vertheidigen, und den Starken [**] uns zu widerſetzen. Die Gallier eroberten, plünderten und verbrannten Chiuſi; und boten uns Freundſchafts-Verträge und billige Vergleiche an. Aber ſie waren zu mächtig; und wir auf der einen Seite einen Krieg in die Wagſchale legend, indem es Sieg oder einen ruhmvollen Tod galt, auf der andern einen Frieden, der nach wenigen Jahren von Ruhe uns einen gewißen und ſchimpflichen Tod bereitet hätte; wir wählten den Krieg.

---

[*] Livius.

[**] Parcere subjectis et debellare superbos.

Nie haben wohl die Götter mit ſo ſprechenden Kennzeichen bewieſen, daß ſie die Lenker des Schickſals der Menſchen und der Städte ſind, und daß ſie freudige und traurige Ereigniße wechſeln, um ihre Plane auszuführen, und der Menſchheit und den Völkern erhabene Lehren der Tugend zu geben. Darum, Freunde! täuſchen wir uns nicht: die Götter ſind gerecht; und wenn ſie die Größe eines Volkes bei ſich beſchloſſen haben, ſo wollen ſie es zugleich tugendhaft; darum ſetzen ſie es oft den äußerſten Gefahren aus, von denen das ruhige dunkle Leben anderer Völker, die ſie zur Hervorbringung und Verzehrung der Früchte beſtimmt haben, frei iſt, um ihren Muth durch ſolche Gefahren zu ſtärken, und ihre erhabene Eigenſchaften zu wecken. Nie wird ein Volk außer ſeinen Mauren berühmt werden, das nicht öfters in Gefahr war unterzugehen. Großes Unglück haben große Völker als neue Glücks-Verträge zu deuten, die die Götter mit ihnen ſchloſſen.

Wir fiengen den Krieg mit einer ſchlechten, niedrigen, Roms unwürdiger Handlung an. Man hatte Abgeſandte an das Galliſche Heer geſchickt. Es waren junge Männer von der Familie der Fabier, ihrer Vorfahren würdig. Aber ſtolz auf den Ruhm ihrer Vorfahren, beſeelt von Vaterlandsliebe und voll Jugendhitze trugen ſie ihre Aufträge trotzig vor, und nahmen die

Antwort unduldſam auf. Man erzählt, der Feldherr der Gallier haben ihnen bei ihrer Unterredung geantwortet: Zwar hören wir heute das erſtemahl den Namen Römer nennen; doch halten wir ſie für tapfere Männer, theils weil die Chiuſer es für nützlich erachteten, ſie um Hülfe anzuflehen, theils weil ſie ſelbſt, bevor ſie zu den Waffen griffen, ihre Freunde durch Abgeſandte vertheidigen wollen. Wir ſind daher nicht abgeneigt, Friede und Freundſchaft mit den Römern und Chiuſern zu halten, wenn uns dieſe einen Theil ihres Gebiets abtreten, an dem ſie Ueberfluß, wir Mangel haben. Wenn die Chiuſer dieſe Bedingung verwerfen, ſo ſind wir bereit uns mit ihnen in einem recht emſigen Kriege zu ſchlagen; und die Römer ſollen Zeugen unſerer gerechten Sache, wie unſerer Tapferkeit ſeyn. — Aber was haben die Gallier denn für ein Recht in Etrurien? fragten die Unſrigen. — Das Recht tapferer Männer, das Recht der Waffen. Die Antwort war ſtolz. Aber waren unſere Geſandte von dem Senat abgeordnet, und mit dem heiligen fecialiſchen Character darum bekleidet, um mit den Galliern einen Wettſtreit im Stolz zu halten? Und gleichwohl kehrten ſie, ohne den Senat zu befragen, ohne den Krieg zu erklären, nach Chiuſi zurück; ſtellen ſich an die Spitze der Chiuſer, und werden aus Geſandten — Feinde. Die Chiuſer wurden geſchlagen, die Geſandten fliehen nach Rom. Hierauf kamen Geſandte von den Galliern, um Genugthuung für dieſe Verletzung des Völkerrechts zu fordern. Aber die Parthie der jungen

Männer gewann, denn damals galt nur der Pöbel, bei dem immer Frechheit die Stelle des Muthes vertritt, und Klugheit ſo gerne mit Niederträchtigkeit verwechſelt wird. Zuweilen kann zwar der Pöbel einige Tugenden beſitzen, aber das nöthigſte mangelt ihm immer, die richtige Maaß. Statt den Galliern Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, beſchloß man den Krieg; und die Zurüſtungen geſchahen mit eben der Uebereilung, mit der man ihn beſchloſſen hatte.

Ich will dir nichts ſagen von der Wendung dieſes Kriegs; denn noch ergreift ein Schauer mein Gemüth, wenn ich an den traurigen Zuſtand, an die Zerſtörung und das Elend denke, in das mein Vaterland damals gerieth. Ich war noch ganz jung; und meine Eltern hatten mich auf das Capitol gebracht, wo alles verſammelt war, was zu Rom gehörte, und wo die muthvollſten Römer entſchloſſen waren, Rom zu vertheidigen, oder mit ihm unterzugehen. Noch ſtehen mir die jammernde Frauen, die heilige Veſtaliſche Jungfrauen, die Prieſter und ein groſſer Theil des Volks lebendig vor der Seele, wie ſie jammernd die Wohnungen, in denen ſie geboren waren, und die Straſſen, in denen ſie gelebt hatten, verließen, und hin giengen das Mitleiden elender benachbarter Städte um einen Zufluchtsort anzuflehen, deren ſie wenige Monate zuvor entweder Geſetze vorgeſchrieben, oder Hülfe geleiſtet hatten. Indeßen glänzte das Feuer, das die Gallier in all' unſern Dörfern umher angezündet hatte, von Abend, und erleuchtete die ſchauervolle Nacht mit kläglichem Lichte. Die älteſten Senatoren, angethan mit ihren feierlichen Amtskleidern ſaßen vor dem Eingang ihrer Häuſer, feſt entſchloſſen hier mit dem Vaterlande zu ſterben; und als die Gallier einzogen, konnten ſie ſie nur an dem Blute, das von ihren Wunden triefte, von den Bildſäulen unterſcheiden, die die Geſtelle zierten. Mehrere Tage leiſteten die, die in dem Capitol eingeſchloſſen waren, den tapferſten Widerſtand. Einigemal wagten die Gallier den Sturm, und wurden zurückgeſchlagen; einigemal verſuchten ſie Kriegsliſt, aber ſie wurden bald durch die Klugheit unſerer Vertheidiger, bald durch die Gnade der Götter immer entdeckt. In einer Nacht aber war unſer Schickſal beinahe entſchieden. Die Gallier hatten ſchon die Mauern inne. Sie hatten einen Pfad entdeckt, den man, weil er für unzugänglich gehalten war, nicht vertheidiget hatte. Es waren Hunde daſelbſt, aber dieſe lagen in tiefem Schlafe und ſchwiegen; zu gutem Glücke aber waren auch Gänſe da, die mit ihrem Geſchnader Manlius aufweckten, der in dieſer Gefahr herbeieilte, und mit eigener Hand den erſten Gallier tödtete, der bereits die Mauer erſtieg. In einem Augenblick war alles wach, alles unter den Waffen; der Feind ward zurückgeſchlagen. Hoch prieß man den Manlius, aber höher die Göttin Juno, deren Schuz man das Wunder zuſchrieb, weil die Gänſe ihr heilig und in ihrem Tempel unterhalten waren.

Aber was konnte man von einer längeren und hartnäckigeren Vertheidigung erwarten? Die ganze Stadt war ein Stein- und Aſchenhaufe: der Felſen konnte zwar noch einige Tage Widerſtand leiſten, aber ſchon gebrach es an Lebensmitteln: hätte uns auch der Feind nicht beſiegt, ſo wären wir doch bald ein unvermeidlicher Raub des Hungers geworden. Die Tapferſten fiengen an, das Fruchtloſe ihrer Tapferkeit einzuſehen; die Klügſten fiengen an mit den Galliern einen Vergleich einzuleiten, da auch ſie einer ſo langwürigen Belagerung müde waren, die ihr Heer mit Krankheiten erfüllte. Man kam überein, wir ſollten den Galliern um Gold die Vergünſtigung abkaufen, von dem Capitol ab- und anderswohin ziehen zu dürfen, um ein neues Vaterland zu ſuchen.

Wer hätte damals nicht Rom für verloren und auf ewig verloren geachtet? Denn ewig bleibt der ein Sklave, der einmahl auch nur einmahl die Niederträchtigkeit begangen hat, ſein Leben zu erkaufen ....

Aber ſiehe! da kam Camillus: eben der Camillus, der den Ruhm des römiſchen Namens durch ſo viele Triumphe erhöht hatte; Camillus, den die Hefe des ſtets ungerechten Pöbels, weil er neidiſch auf die Vorzüge iſt, die er nicht erſtreben kann, das Jahr zuvor zur Verweiſung aus dem Vaterlande verdammt hatte; der Camillus, der bei ſeinem Weggehen aus den Thoren Roms die Götter, die Rächer des den Unſchuldigen angethanen Unrechts, bat, ſie möchten in den Gemüthern ſeiner undankbaren Mitbürger ein wiederkehrendes Verlangen nach ihm erwecken. Auf die Nachricht von Roms Gefahr vergaß er, der in Ardea zurückgezogen lebte, das alte Unrecht: alle Bewohner unſerer Colonien, alle unſere Verbündete, alle außer dem Vaterlande befindliche Römer, vereinigten, waffneten ſich, und ernannten ihn zum Dictator, und forderten ihn zum Heerführer ihrer edlen Unternehmung auf. Camillus gab ihrem Muthe Beifall, aber er ſchlug die Annahme der ihm angetragenen Befehlshaberſtelle aus, wenn er nicht zuvor von dem Senate geſetzlich angenommen, und ſeine Wahl durch feierliche Augurien gebilliget würde. So große Hochachtung hatte dieſer große Mann für die Geſetze und die Religion, daß er es für Unrecht hielt, ſein Vaterland durch die Verletzung jener zu retten. Der Senat, dem man vermittelſt eines Ueberläufers die Nachricht hinterbrachte, billigte die Wahl, und Camillus kam gerade in dem Augenblick an, als Brennus auf einer falſchen Wage gegen Gold die Schickſale des erſten Volks der Erde abwog. Er hatte zu dem falſchen Gewichte noch ſein ſchweres Schwerd hinzugelegt, und als die unſrigen ſich über dieſe grobe Mishandlung beſchwerten, ſo gab er ihnen nur zur Antwort: Wehe den Beſiegten! . . . Brennus aber wurde geſchlagen, und die Götter zeigten, daß ihr Wille war, Rom zu prüfen, aber nicht zu verderben.

Ich erinnere mich noch, wie ein Jahr darauf einige unruhige Tribunen dem Volke den Vorſchlag machten, Rom zu verlaßen, und ſich in Veji niederzulaßen. Wie ſollte es billig ſeyn, ſagten ſie, dieſe armen Bürger, die kaum das Leben aus der Kriegsnoth errettet haben, zu zwingen, von einem abgebrannten, zerſtörten, verwüſteten Orte neue Häuſer aufzubauen, indem in Veji ein fruchtbarer Boden, bequeme Häuſer, die wir ſelbſt eroberten, nur neue Bewohner erwarten? Und ſchon neigte ſich der Pöbel, den gegenwärtigen Vortheile, ſeyen ſie auch gering, immer reizen, auf die Seite der Tribunen, und ſchon entſtand ein Gemurmel, und von tauſend Zeugen hörte man Veji wiederhohlen; als Camillus die Rednerbühne beſtieg, und ſprach: Geh't nur hin, wer hält euch zurück? Geht nur alle nach Veji: ich aber, ich, und ſollte es alleine ſeyn, ich werde hier bleiben. In Rom bin ich geboren, für Rom und nicht für Veji habe ich geſiegt: für Rom und zu Rom will ich auch ſterben. Haben etwa die unſterblichen Götter Veji die Weltherrſchaft verſprochen? Gehören denn die Schutzgötter und die Augurien und die heiligen Cerimonien und die Tempel und die Opfer Veji und nicht Rom an? Ihr möget gehen, aber die Götter werden hier bleiben, und mit ihnen die Religion, die Augurien, und die Herrſchaft; ihr möget gehen, aber die Gebeine eurer Voreltern werden euch nicht begleiten: ihr möget gehen, aber wenn ihr Vejenter geworden ſeyd, ſo vergeßt eure Ahnen, vergeßt Jupiter, Veſta, Mars, Juno, die Herrſchaft und die Siege Roms; ſie gehören euch nicht mehr an. Und ſollten es auch alle vergeßen haben; ich der Sieger und Eroberer von Veji, ich, der ich der Königin Juno gleichſam angelobt habe, den Wohnſitz zu ändern, und die römiſchen Tempel den Etruſciſchen vorzuziehen, ich allein will euch daran erinnern. — Die Volksbeweger ſchwiegen, und Camillus war zum zweitenmal Vater des Vaterlands ....

Der Römer gieng. Haſt du nun die Römer geſehen, ſagte hierauf Pontius: ſo denken ſie alle. Wenn du Einen kennſt, kennſt du ſie alle. Aber ich finde ſie nicht ſehr vernünftig, antwortete ich: vielmehr ſcheinen ſie mir voll Einbildung und Vorurtheile, mehr als aberglaubiſch.

O! Jüngling, antwortete mir Pontius, Ein Vorurtheil macht einen Thoren, zehen können einen Helden machen. Man muß alle Vorurtheile der Römer beſitzen, um das auszuführen, was ſie ausführen. Ueberredet ſie nur, Quirinus ſey nicht der Sohn des Mars, Jupiter verheiße den Sterblichen nichts, beweiſet ihnen, die Wahrzeichen und Opfer ſeyen leere Namen, die Aſche der Vorfahren empfinde nichts; gehet noch weiter, und überzeuget ſie, jeder Winkel der Erde, wo man gut lebe, ſey das Vaterland; und es ſtehe nicht an, für daſſelbe zu ſterben, ſondern zu leben, ſo lange man könne ..... Was bleibt dann noch übrig? ... Beweiſet ihnen, es ſey falſch, daß unſer Vaterland das erſte Land vor allen übrigen ſeye, und in andern Staaten herrſchen gerechtere Geſetze, ſanftere Sitten, wärmeres Clima, und gnädigere Götter .... Lehret ſie nur alle dieſe traurige Wahrheiten .... Sobald ſie begriffen ſeyn werden, werden die Weiſen den Namen der Götter nicht mehr haben, das Volk zu bezähmen: den Tapfern wird der Sporn zu großen Thaten fehlen, Stolz auf ſich ſelbſt und Hofnung der Unſterblichkeit, ohne die kein Menſch, außer er wäre ein Thier, dem Tode trotzen würde *; die Niedrigen würden nicht mehr ſterben wollen für ihr Vaterland, ſondern lieber leben und es beherrſchen. Die Zeit der Aufklärung wird die Zeit der Verderbniß und des Untergangs werden.

Dünkt dir nicht, weiſer Plato, wir Griechen und vor allen wir Athenienſer ſeyen ſchon zu weiſe? Vor wenigen Jahren noch hatten dieſe Römer einen Conſul, der ſich in einen Abgrund ſtürzte, ſein Heer zu retten; und aus dem Geiſte, mit welchem ſie davon ſprechen, iſt deutlich, daß noch Tauſende von ihnen daſſelbe zu thun im Stande wären: und unſere Jünglinge fangen ſchon an, den Codrus zu belachen! Es gibt ſchädliche Vorurtheile, die den Menſchen grauſam niederträchtig, feig machen; es gibt aber auch andere nützliche, die ihn muthvoll thätig und edeldenkend machen: diß ſind diejenige, die die Liebe zum Vaterland, Ehrfurcht gegen die Geſetze und den Nationalſtolz nähren. Alle Völker haben Vorurtheile; aber unter den verſchiedenen Völkern haben nicht die, die die meiſten Wahrheiten erkannt haben, ſondern die, welche die nützlichſten und edelſten Vorurtheile hatten, ſich die erſte Stelle in dem Andenken der Jahrhunderte erworben.

LXVI.

Von Cleobul an Plato.

Geſchichte, Verfaſſung und Geſetze Roms.

Die römiſchen Geſandte reiſen noch nicht ab. Ihre

---

* Cic. Tuscul. L. I.

Geſandſchaft ſcheint einen geheimen, von dem Getraide verſchiedenen und wichtigeren Zweck zu haben. Ich benütze alle Zeit, die ſie nicht ihren Geſchäften widmen, um mich über die Sitten und Geſetze ihres Vaterlandes zu belehren.

Ich will dir über dieſe Gegenſtände ſchreiben, ſo gut ich es vermag. Aber erwarte keinen Schluß dieſes Briefs. Ich ſchreibe ihn nach und nach, wie mir die Geſandte etwas erzählen, und wie ſich deutliche und beſtimmte Begriffe in meiner Seele bilden .... Ich befinde mich in einer ganz neuen Welt, und unter Gegenſtänden, die von den unſrigen ganz verſchieden ſind... Ich will dir ſchreiben, was mir die Geſandte, was mir die andere Freunde, beſonders was mir Pontius ſagt, der bei meiner Belehrung mehr Geduld als die übrigen zeigt: endlich was ich mir ſelbſt einbilde. Und diß wird nicht den unbedeutendſten Theil ausmachen, nicht als wünſchte ich mich wohl unterrichtet zu zeigen, ſondern weil ich es noch nicht hinreichend bin. Da ich nur wenige Thatſachen weiß, ſo muß ich öfters die Lücken derſelbigen mit meinen Muthmaßungen ausfüllen. Könnte ich nach Rom gehen, ſo würde ich dir weniger Muthmaſſungen und mehr Thatſachen ſchreiben.

Wenn es irgend ein Kopf unternähme, die Geſchichte eines Staates aus ſich zu entwerfen, ſo würde es ihm ſchwer ſeyn, ſich einen andern Gang von Begebenheiten und andere Menſchen zu denken, als die, aus denen die Geſchichte Roms beſteht. Alles iſt in ihr geordnet: jede Perſon und Begebenheit iſt ſo, wie ſie ſeyn ſollte. Du triffſt auf deinem Pfade nur Römer; aber dem Nachdenkenden entdeckt es ſich leicht, daß er auf einem Pfade gehe, den das Schickſal aller in Geſellſchaft lebenden Menſchen vorgezeichnet hat. Diß macht die Geſchichte Roms voll der zahlreichſten und erhabenſten Lehren der Weisheit. Und wenn ich darüber nachdenke, ſo muß ich öfters geſtehen, daß es keine lehrreichere Geſchichte als dieſe gibt; und mich beſinnen, wie es möglich ſey, daß eine ſolche Ordnung und Verkettung der Theile würklich in menſchlichen Dingen exiſtire. Und all' dieſe Erzählungen ſollten ſie daher nicht eher eine erdichtete Idee der Vorfahren ſeyn, um ihre Enkel zu belehren?

An dem öſtlichen Ufer der Tiber ſammelt Romulus eine Räuberbande, die aus Furcht vor der verdienten Strafe aus den benachbarten Städten fliehen mußte, und führte mit dieſen an dem einſamen ſumpfigen Ufer des Flußes ein herumſchwärmendes und beinahe wildes Leben. Die Sage geht, einſt habe Evander, der in dem Zeitalter Achills und der andern Helden des trojaniſchen Kriegs von den Gebürgen Arcadiens gekommen ſey, hier ſeinen Wohnſiz gehabt; hier habe er, obwohl er Grieche war, den edlen Trojaner Aeneas gaſtfreundlich aufgenommen, hier .... Thatſache iſt, daß bei der Gründung Roms von dieſem Schloße oder Hütte des Evanders auch nicht einmahl die Ruinen mehr vorhanden waren. Wer iſt dieſer Romulus? Er iſt ein Sohn eines Gottes, des Mars, wie alle andere Staatengründer. Seine Gefährten haben keine Weiber? Er raubt ſie, wie alle andere Staatengründer, den Einwohnern der benachbarten Städte den Cenenaten, Cruſtuminenſern, Sabinern, die es für entwürdigend hielten, eheliche Verbindungen mit den vertriebenen Bewohnern dieſer Stadt einzugehen. Er führt Krieg um den Raub, und vielleicht auch die Unabhängigkeit des neuen Volkes zu behaupten. Einige der benachbarten Städte beſiegt er, mit andern ſtiftet er Verträge, und am Ende vereiniget er ſie alle mit ſeinem eigenen Staate. Er wählt hundert aus den Vernehmſten ſeines Volkes aus, bildet einen Senat, und nennt ſie von ihrem Alter oder ihrer Würde Väter *: den übrigen Theil ſeines Volkes theilt er in Curien und Zünfte nach der Verwandſchaft und Wohnung jeder Familie; und endet ſein Leben und ſeine Regierung von den Vätern aus Neid getödtet und von dem Volke vergöttert.

Rom aber war durch die Anordnung von Romulus nur eine Vereinigung von Menſchen. Der erſte, der durch Geſetze und Religion einen Staat aus dieſer Vereinigung bildete, war Numa. Romulus iſt den Römern ein Gott, Numa aber der größte Sterbliche. Romulus wußte ſich allen ſeinen Nachbarn furchtbar zu machen; Numa that mehr: er wußte ſich ehrwürdig und beliebt zu machen. Ohne Numa's langdaurende Regierung wäre Rom noch in ſeiner Kindheit von ſeinen eigenen Siegen zu Grunde gerichtet worden; denn immer ſind dieſe traurig, wenn ſie nicht äußeren Frieden verſchaffen, und von innerer Ruhe begleitet ſind.

Tullus Hoſtilius wußte die langgenoßene Ruhe ſeines Vorgängers Numa zu nützen. Kriegeriſchen Geiſtes voll rief ſeine ausgeruhten Römer wieder zu den Waffen. Die Nachbarn verachteten ein Volk, das ſeiner Religioſität gegen die Götter und ſeiner heiligen Beobachtung des Rechts und Haltung des gegebenen Worts nach beinahe unkriegeriſch ſchien; aber bei der Prüfung ſahen ſie, daß all' diß das Volk nur ſtandhafter, an die Ordnung gewöhnter, gegen die Geſetze gehorſamer, feſter und zum Beherrſchen geſchickter gemacht hatte. Und Roms wahre Herrſchaft wurde von Tullus gegründet, denn bis auf dieſe Periode hatten die Römer nur ihre Unabhängigkeit von den andern Staaten, und namentlich von Alba, in deſſen Gebiet Rom erbaut war, vertheidiget; Tullus aber zerſtörte

---

* Sallust. Catil.

Alba, vereinigte ſeine Bürger mit den Römern, und Rom begann wahrhaft unabhängig in dem Bunde der übrigen lateiniſchen Staaten zu erſcheinen.

Ancus Marcius, Numas Enkel und Tullus Nachfolger verband den Auguſtab mit dem Schwerd, und war ein weiſer, geiſtlicher Regent und ein glücklicher Krieger.

So ſiehſt du in dieſen vier Königen gleichſam die Macht, die Religion, die Kriegszucht, die nichts anders als die Vereinigung der Religion und der Geſetze mit der Macht iſt, und die Herrſchaft perſonificirt, die man nicht anders erwirbt und erhält, als durch Menge und Ordnung. Was fehlt unſerer Stadt noch? Die Künſte? Tarquinius bringt ſie aus Etrurien; aus dem Etrurien, von dem er nach Rom kam, aus dem Etrurien, das die Römer noch jetzt als die Mutter ihrer Religion betrachten, von der ſie ihre heiligen Gebräuche herleiten, und zu der die vornehmen Römer noch itzt ihre Söhne ſchicken, um ſich in den Wiſſenſchaften zu unterrichten.

Was fehlt noch? Die politiſche Einrichtung? Servius Tullius ordnet ſie an. Er theilte das Volk, das zuvor in Zünfte und Curien eingetheilt war, nach dem Vermögens-Verhältniſſe aller Bürger in Centurien ein, daß die Vornehmere den Vorzug bey Verſammlungen und in obrigkeitlichen Würden, die Armen dagegen den Erſatz in der Freiheit von Abgaben genöſſen. Die Centurien waren einander nicht in der Anzahl der Menſchen, aber in dem Verhältniſſe der Güter gleich. Wenige Reiche bildeten auf dieſe Weiſe eine Centurie, die, um aus bloſſen Armen zu beſtehen, tauſend Menſchen erfordert hätte.

Die Stimmen in den Verſammlungen ſammelte man nicht den Köpfen, ſondern den Centurien nach, ſo daß wenige Reiche ebenſoviele Stimmen hatten, als mehrere tauſend Arme.

Servius befeſtigte die von Hoſtilius angefangene Herrſchaft. Unter ſeiner Regierung willigten die benachbarten Städte, die bald Feinde, bald Verbündete, aber immer Nebenbuhlerinnen Roms waren, feierlich darinn ein, daß in Rom der Tempel der Diana und der Mittelpunct ihres Bündniſſes ſeye *. So wurde Rom die erſte Stadt Latiums. Und ſo wird die von den Tapfern gegründete Herrſchaft immer von den Gerechten befeſtiget.

Verfolgen wir nun unſere idealiſche Geſchichte weiter. Wir haben ſchon in Rom eine bürgerliche Einrichtung, die auf Geſetze gegründet iſt, und ihren Namen von einem Könige hat; ** eine Monarchie der Art, welche wir Griechen die Heroiſche *** nennen; wir haben einen König, der das Oberhaupt der Religion und des Militairſtandes iſt; einen Senat als Rathgeber des Königes, als eine Stütze ſeiner Regierung, als den Zaum gegen den Misbrauch ſeines Anſehens; ein Volk, das bei der Wahl ſeiner Obrigkeiten bei Krieg und Todesverbrechen ſeiner Mitbürger gehörig um Rathe gefragt wird; ein Volk, das für ſich allein wenig Macht beſitzt, aber dem Könige oder Senat, welchem es gefällt, ſich mit ihm zu vereinigen, eine ſchnelle ſichere Uebermacht verſchafft, und immer bereit ſich an den anzuſchließen, von dem es die größten Vortheile erwartet .... Was iſt nun noch übrig? Wollen wir dieſe Ordnung zerſtören, damit die Geſchichte nicht blos darin unſere Lehrerin ſey, was wir nachzuahmen, ſondern auch, was wir zu fliehen haben?

---

* Liv. I. 17.

** Imperium legitimum, nomen imperii regium. — Sallust. Ca.

*** Aristot. Polit. III.

Denken wir uns ein Verbrechen in der Familie des Königes; früher oder ſpäter wird es das ganze Reich verderben. Ancus Söhne wurden von Tarquinius der Herrſchaft beraubt. Der Senat und das Volk zog dem väterlichen Namen, dem einzigen Titel, deſſen ſich die Jünglinge rühmen konnten, die Einſicht und Tapferkeit eines Fremden vor. Es iſt ein übler Verſuch, wenn man ein durch Niederträchtigkeit verlornes Reich durch eine größere Niederträchtigkeit wieder erlangen will. Wer ein Reich erwerben oder wieder erlangen will, muß Gerechtigkeit befolgen. Aber die Söhne des Ancus, die entarteten Söhne des großen Vaters, wandten ſich zur Verrätherey; ſie dungen Meuchelmörder in Hirten verkleidet, die den Tarquinius gerade während der Ausübung ſeines Richteramtes tödten ſollten. Was liegt an der Geſchichte, ob Tarquinius umkam? Die Elenden verloren das Reich auf ewig, und mit ihm das letzte Recht, das einem geſtürzten Könige bleibe, nehmlich die Theilnahme der Völker an dem Schickſale eines Königes, der ſich noch nicht durch thörichte und unglückliche Verſuche unfähig dargeſtellt hat, es je wieder zu erlangen. Ein Menſch, und diß war Servius, von dem ich dir ſchon erzählt habe, von ganz niedriger Herkunft, aber von erhabenem, einſichtsvollem königlichem Geiſte, der ſchon die Tochter Tarquinius zur Gemahlin bekommen hatte, erhielt durch ſeine groſſen Vorzüge auch den Thron.

Servius beſtätigte durch ſein Schickſal eine Maxime, die von den Mächtigen zu wenig geachtet iſt, nehmlich, daß es ihr Intereſſe mehr als das aller übrigen fordert, kein Beyſpiel des Verbrechens zu geben. Denn allzu oft wiederholte Verbrechen zerſtören die Ordnung und Eintracht, die allein die Macht der Groſſen bildet. Die Geſetze, die öffentliche Ordnung, die Sitten vereinigen unter dem Haupte eines einzigen Menſchen die Tapferkeit, Klugheit, Tugend, die Ehre und das Vermögen unzähliger Menſchen und vieler Jahrhunderte, und machen einen Rieſen aus ihm. Zerſtört die Ordnungen, die Sitten, die Geſetze; trennt die Menſchen von einander, und all' jene Macht, welche aus der allgemeinen Uebereinſtimmung entſprang, iſt zerſtört, und nur die Macht des Einzelnen bleibt zurück. Wer verliert alsdann Alles? Der Große: er allein hat zu verlieren. Wer gewinnt in dem erſten Augenblick? Der Kühne. Kühnheit iſt Macht, wo die Gerechtigkeit ſchweigt. Und die Götter machen ſie von Zeit zu Zeit verſtummen, um die Menſchen an ihre Nothwendigkeit zu erinnern. Wer triumphirt am Ende? Der Tugendhafte. Und diß gerade, ſagt Pontius zu mir, diß iſt das, was ich die erhabenſte Vorſehung der Götter nenne, daß ſie den Tugendhaften zeigen, daß Beſtändigkeit in der Tugend nie unbelohnt bleibt; und den Mächtigen, daß Nichtachtung derſelben nie ohne ſchlechte Folgen iſt.

Setze nun noch neue Verbrechen hinzu. Servius gibt aus Dankbarkeit gegen den älteren Tarquinius ſeine Tochter Tullia dem Sohne dieſes zur Gattin, und beſtimmt ihn zu ſeinem Nachfolger auf dem Throne. Die verfluchte Ungeduld nach der Herrſchaft verführt die Tochter und den Tochtermann zu einem Anſchlag auf das Leben des beſten Königes; ſie beſteigen den noch vom väterlichen Blute triefenden Thron, und verwalten das Reich mit eben den Künſten, mit denen ſie es erworben hatten. Alle, welche Servius beklagten, wurden verfolgt, es waren alle gute Römer. Der Senat wurde beinahe verwaiſt, denn Tarquinius dachte nicht an die Stelle der abgegangenen Senatoren neue zu ſetzen, ſo daß der ganze Senat aus Mangel an Mitgliedern kleinmüthig wurde. An ſich riß er das Recht der Gerichte, der Zölle, der Bündniße, der Kriege. Von außen ewige Kriege, um den Sinn des natürlich wilden Volkes von dem Gefühle der Uebel, die es erduldete, abzuleiten. Von innen Schwelgerey, Laſter, Ausſchweifungen; kurz alles, was die Gemüther kleinmüthig und zur Ertragung der Sklaverey geduldig machen konnte: die Tugend allein führte zum ſicherſten Untergang. Der ewige Charakter der Thoren beſteht darin, daß ſie ihr eigenes Anſehen erhöhen wollen, indem ſie die Ordnungen zerſtören, die allein das Anſehn dauerhaft begründen können, und daß ſie die Tugend haſſen, die der Ordnung allein Ehrfurcht verſchaft.

Eine Gelegenheit; und die ganze Maſchine iſt zerrüttet; eine Gelegenheit, die das Oberhaupt dem Volke gibt, und die aus dem Willen ſo vieler einen einzigen Willen macht. Die Wolluſt eines Königſohnes; der Muth einer jungen Gattin, die nach erlittener Schmach, wenn ſchon frey von aller Schuld, doch ſich ſelbſt von der Strafe nicht losſagen will, damit keine Unzüchtige ihren Fall mit ihrem Beyſpiel vertheidigen könne; das traurige Schauſpiel einer keuſchen Gattin, die das Opfer eines gewaltigen Wollüſtlings wird; das Klagen und die Verzweiflung des Gatten, der ſtille Gram des alten Vaters; alles diß reizt das Volk auf den Grad, daß es dieſe einzige Beleidigung für eine öffentliche betrachtet, da es bis jetzt alle andere Beleidigungen der Tarquinier für bloſſe Privatſache angeſehen hatte. Auch das iſt in der Ordnung unſerer idealiſchen Geſchichte. Nicht alle Römer waren reich und Patrizier; aber jeder hatte eine Tochter, eine Gattin; und alle erinnerten ſich, daß auch ſie Väter, Ehegatten ſeyen.

Die Tarquinier befanden ſich gerade zufälliger Weiſe auſſer der Stadt, um ſich mit den benachbarten Völkern zu ſchlagen. Die Thore werden verſchloſſen; und wurden ihnen trotz aller von den Tarquiniern und ihren Verbündeten erregter Kriege nicht wieder geöfnet. Und wo war je der König, der aus ſeinem Reiche verjagt, mit fremder von den Feinden ſeines Vaterlandes erbettelter Hülfe in daſſelbe zurückgekehrt wäre? Auch die Piſiſtraten kehrten trotz der großen Hülfe des mächtigen Königes nie wieder nach Athen, von wo ſie eine ähnliche ausſchweifende That verjagt hatte.

Indeſſen befeſtigten Brutus und Valerius, die Haupturheber der wieder erlangten Freyheit den erſten Schritt, den das Volk gleichſam in der Hitze gethan hatte, durch das Intereſſe. Sie gaben dem Volke die Güter des verjagten Königes; ſie entließen den Armen Zoll und Abgaben, und ſagten, es ſey genug, daß ſie dem Vaterlande Söhne zeugen und erziehen; ſie verminderten den Preis des Salzes und des Getreides; und wohl erkennend, wie viel religiöſe Gebräuche über die Gemüther des Volkes vermögen, wählten ſie einen Opferkönig, damit nichts in der neuen Ordnung der Dinge fehlen möchte, das das Verlangen der Alten wiedererwecken könnte, weil es nehmlich einige Opfer gab, die von den Königen verrichtet werden mußten; — dieſen König aber unterwarfen ſie dem Anſehen des Senats, dem die oberſte Sorge für die Religion und den Staat übertragen war. Statt eines Königes wählten ſie zwey Conſuln, deren Herrſchaft nur ein einziges Jahr dauren ſollte.

Kehr nun, wenn es dir gefällt, die Ordnung der Begebenheiten um. Eben der Brutus, der ſich durch die Vertreibung Tarquinius Superbus ſo großen Ruhm verdiente, hätte die allgemeine öffentliche Verwünſchung verdient, wenn er aus Begierde nach unzeitiger Freiheit das Reich einem ſeiner Vorgänger entriſſen hätte. Was wäre erfolgt, wenn dieſer Hauſe Hirten und Flüchtlinge ſo verſchiedenen Urſprungs, Geiſtes und Charakters mit der Hinwegnahme der Schranken der königlichen Gewalt bürgerliche Unruhen erfahren hätte, durch die jede Freiheit beinahe unvermeidlich zerrüttet wird, bevor ſie noch Geſetze und Sitten hatte? Eine unzeitige Freiheit hätte den Staat zu Grunde gerichtet, den eine gemäßigte Herrſchaft erhielt, nährte und gleichſam zu einer dauerhafteren und glücklicheren Freiheit erzog. *

Die Veränderung aber, welche Brutus in dem Staate verurſacht hatte, war ganz oligarchiſch. ** Servius Tullius hatte die Gemüther und die Angelegenheiten für ein ſolches Ereigniß vorbereitet, indem er der Stimme der Vornehmſten in den Verſammlungen das Uebergewicht gab. So lange ein König da war, war dieſes Uebergewicht für die Einſchränkung der königlichen Gewalt zuträglich; ſobald die Könige aufgehoben waren, wurde das Anſehen des Senats, das kein Gegengewicht hatte, zur Herrſchaft, und die Vornehmſten blieben die Herrſcher.

Die ganze Gewalt war in der Hand des Senats, der aus den Vornehmſten beſtand. Die Hauptorgane des Senats waren in bürgerlichen Angelegenheiten die Conſuln, in religiöſen die Auguren und Pontifices, die immer zugleich aus der Zahl der Vornehmen waren; die Plebejer hatten weder Religion, noch Augurien, noch Vermählungen, noch obrigkeitliche Würden.

Sobald aber das Andenken an die vergangenen Uebel verſchwunden war, fieng das Volk an, die gegenwärtigen zu fühlen. — So lange die Tarquinier noch lebten, ſo lange die Freiheit Roms noch ungewiß war, murrten alle ausſchweifende, leichtſinnige Jünglinge, beſonders die Söhne der Patrizier, die gewohnt waren, zu ſchwelgen, und in der Geſellſchaft der Söhne des Königes zu praſſen, und ſagten: die neue Ordnung ſeye unerträglich; der König ſeye Menſch, und gebe der Gerechtigkeit und Gnade, dem Unwillen und der Verzeihung Raum; und unterſcheide Feind und Freund; die Geſetze dagegen ſeyen taub, unerbittlich, und dem Armen nützlicher als dem Reichen, ſie kennen weder Gnade noch Verzeihung. Und wer vermag bey der menſchlichen Schwachheit ſich zuzutrauen, daß er immer unſchuldig leben werde? Sobald aber alle Furcht vor den Tarquiniern verſchwunden war, mißbrauchten die Väter ihre Gewalt, und das Volk murrte nun wechſelweiſe in folgenden Ausdrücken: was haben wir gewonnen? Statt eines einzigen Königes haben wir nun deren zwey, ja deren hunderte: wir immer unglücklich, immer mit Schulden belaſtet.... Eben die Geſetze, die unſer Leben unter der Auctorität des Königes in Sicherheit brachten, ſchweigen jetzt um der öffentlichen Sicherheit willen. Und wer weiß, ob ſie je wieder abgeändert werden? Vormals hatte der Bürger doch die Erlaubniß, wenn er von den Richtern zum Tode verdammt war, ſich auf den Ausſpruch des Volkes zu berufen. Jetzt kann er es nicht mehr. Man gab uns das Verſprechen, daß wir Römer unſere Obrigkeit ſelbſt wählen ſollten? Warum wählt ſie denn nun der Senat? Und ſiehe Valerius (Brutus Thatengefährte) blieb allein in der conſulariſchen Würde, und baute auf die Spitze von Velia ein Haus, um, wie von einer Veſte, die ganze Stadt beherrſchen zu können . . . . .

---

* Liv. II. 1.

** Vico Scienza nuova. — Filangieri &c. &c.

Valerius liebte ſein Vaterland wahrhaft. Er riß ſein neues Haus nieder. Er erneuerte das Geſetz der Berufung auf das Volk. Hierauf ſetzte man feſt, daß das Volk ſelbſt die Conſule ernennen ſollte, und behielt dem Senat nur das Recht vor, die Ernennung in ſeinem eigenen Namen bekannt zu machen.*

Die Verfaſſung einer freien Regierung beginnt ſich zu erheben. Das Volk erhält nun erſt Geſetze. Aber die Väter, die noch eine Uebergewalt beſaßen, verletzten ſie täglich und ungeſtraft; denn gewöhnlich ſind Beleidigungen, die man dem Publikum erzeigt hat, keiner beſondern Perſon angethan. Und der Mißbrauch wurde ſo weit getrieben, daß die Sache zur öffentlichen Empörung ausbrach: das Volk machte einen Aufſtand und zog ſich auf den heiligen Berg zurück.

Und hier, o Plato, hört die mögliche idealiſche Geſchichte auf, und es ereignet ſich ein einziges, unglaubliches, beinahe unmögliches Factum, ein Factum der Art wenigſtens, daß man in der Geſchichte keines anderen Volkes ein ähnliches findet. Das Volk bricht in eine laute Empörung aus; es begibt ſich auf den heiligen Berg, und bleibt einige Tage daſelbſt, ohne zu irgend einer Gewaltthat zu ſchreiten, ja vermeidet ſelbſt die ſo leicht mögliche und ſo wohl entſchuldbare

---

* Der Ausdruck "Auctor esse" kann eine gedoppelte Bedeutung haben: vorſchlagen und bekannt machen. Vielleicht kam beides dem Senat zu. Im vorliegenden Falle muß man jedoch dem lateiniſchen Ausdruck unſtreitig die zweite Bedeutung beilegen: ut quicquid populus jussisset, ſenatus auctor esset.

Ausgelaſſenheit in Worten bei der Anſprechung eigener Rechte . . . . Um dir die Wahrheit zu ſagen, ich kann dir keinen andern Grund dieſer Begebenheit angeben, als den, daß ich ſie gleichſam für die Moralität der ganzen römiſchen Geſchichte betrachte. Mit dieſem Beyſpiele wollte man zeigen, wie viel gute Sitten, Vaterlandsliebe, und Ehrfurcht gegen die Götter vermögen.

Das Volk wählte und erhielt ſeine eigene Obrigkeit. Man nennt ſie Tribunen, ſie müſſen aus dem Volke ſeyn, und von dem Volke, das in Stämme vereiniget iſt, erwählt in einer Art von Verſammlung, in der die Stimme der Mehrzahl gilt. Das Geſetz erklärt ſie für heilig und unverlezlich. Sie können nichts thun, aber alles hindern: das Edict eines Conſuls, ſelbſt der Rathſchluß des Senats bleibt unwürkſam, wenn ſich ein Tribun widerſetzt; auch darf es nicht in Ausübung gebracht werden, bevor die Angelegenheit nicht dem Volke vorgelegt iſt. Sie haben ſchon bewirkt, daß alles, was das Volk in den Comizien beſchließt, auch die Väter verbindet; eine Verordnung, die zuvor nicht war, und die alle öffentliche Ordnungen Roms gänzlich verändert hat. Die Tribunen haben das Werk des Servius Tullius zerſtört; die Curiat-Comizien werden nur einiger, ich möchte lieber ſagen Ceremonien, als Angelegenheiten wegen zuſammenberufen; die Centurial-Comizien beſtehen nur wegen der Wahl einiger höherer obrigkeitlicher Perſonen. Und diß wird zum Theil das Verderbniß aufhalten, das ſich viel leichter bei Wahlen und Gerichten als in die Geſetze einſchleicht. Bevor ein Volk auf den Grad verdirbt, daß es unvernünftige Geſetze ſchaft, wird es immer zuvor viele ſchlechte obrigkeitliche Perſonen gewählt, und viele ungerechte Urtheilsſprüche gefällt haben. Die Vormünder des Volkes ſind, wie es immer zu gehen pflegt, hitziger, thätiger, eifriger geweſen als der Mündel ſelbſt. Seit ihrer Entſtehung bis jetzt vergieng kein Jahr, ohne daß ſie ein neues Recht erhalten oder gefordert hätten; und von den gegenwärtigen Verordnungen Roms iſt ein geringer Theil Würkung der Zeit und des unvermeidlichen Laufes der Dinge, der bedeutendſte dagegen iſt ganz das Werk des Eifers und Ehrgeizes der Tribunen.

Eine Folge der Zeit iſt die vermehrte Anzahl der obrigkeitlichen Perſonen. Mit der Erweiterung des Reiches und der Vervielfältigung der Zweige der öffentlichen Verwaltung mußte das Amt, das zuvor ganz allein den Conſuln anvertraut war, unter viele andere neue obrigkeitliche Perſonen vertheilt werden. Aus dieſer Theilung der conſulariſchen Herrſchaft entſprangen die Cenſoren, dieſe oberſten Richter der Sitten, die Stifter und Verwalter des Cenſus der Bürger, die Aufſeher des öffentlichen Schatzes, welcher niedereren obrigkeitlichen Perſonen, genannt Quäſtoren, anvertraut iſt. Sie ernennen die Senatoren vermittelſt eines Geſetzes, durch das, wenn nicht Unvermögenheit oder ſchlechte Sitten entgegen ſind, alle diejenigen in den Senat aufgenommen werden, die entweder eine bedeutende obrigkeitliche Stelle bekleidet oder irgend eine dem Vaterlande nützliche That gethan haben.* Die Vermögensſumme, die das Geſetz zum Eintritt in den Senat fordert, iſt ſo mäßig, daß er weder denen von mittelmäßigem Vermögen verſchloſſen, noch den ganz Armen geöffnet iſt. Du ſieheſt wohl, daß die Cenſoren die größte Macht haben.

Die Conſuln behalten immer das Recht des Vorſitzes in dem Senat, die Sorge für Krieg und Frieden, und Alles, was die Freiheit oder Sicherheit des Staates in große Gefahr verſetzen kann; und in den mißlichſten Fällen gibt ihnen der Senat, damit weder das Geheimniß durch die allzuzahlreiche und lange Berathſchlagung verrathen werde, noch der günſtige Augenblik verloren gehe, eine neue und ausgedehntere Gewalt, indem er ihnen die Sorge empfiehlt, daß der Staat keinen Schaden leide,[*] oder beauftragt er ſie eine außerordentliche Obrigkeit zu wählen, welche Dictator heißt, und vor der alle übrige Obrigkeit aufhört, und alle Geſetze ſchweigen. Vormals verwalteten die Conſuln die Gerechtigkeit ſelbſt; nun führen die Prätoren den Vorſitz daher, welche den zweiten Rang unter allen obrigkeitlichen Perſonen nach den Conſuln einnehmen, und oft in ihrer Abweſenheit ihre Stelle vertreten. Ueber den Preis der Lebensmittel, die Feſte, die öffentliche Gebäude und Straßen wachen die Aedilen. Und diß ſind die Veränderungen, welche meiner Anſicht nach die Zeit allein in der Verfaſſung hervorgebracht hat.

---

* Siehe Beaufort République Romaine — Du Senat.

Die andere und weit wichtigere Veränderung aber, die Veränderung, welche nicht nur die Zahl der obrigkeitlichen Perſonen, ſondern die Natur der Verfaſſung ſelbſt abgeändert hat, dieſe iſt ihrem ganzen Umfang nach das Werk der Tribunen. Sie fiengen an, geſchriebene Geſetze zu fordern; nicht als ob Rom bis auf dieſe Zeit ohne Geſetze geweſen wäre, ſondern weil die alten und für die immer neue Bedürfniſſe einer Stadt, die von Tag zu Tag an Reichthum und Cultur zunahm, unzureichenden Geſetze eine beſtändige Auslegung nothwendig machten; und dieſe war ganz in den Händen der Patrizier, die unter dem Namen Ausleger die wahren Geſetzgeber waren. Sie ſetzten ſich daher der Forderung der Tribunen heftig entgegen, indem ſie wohl vorausſahen, wie ſehr die Oligarchie erniedriget würde, wenn deutliche und unerbittliche Geſetze den Vätern wie dem Volke vorgeſchrieben wären. Doch behielten die Väter keinen geringen Theil der alten geſetzgebenden Gewalt, indem ſie ſich den Gebrauch zu eigen machten, welchen man vor Gerichten von den Geſetzen durch feierliche, unabänderliche, heilige und ohne anhaltendes Studium ſchwer zu faſſende Formeln macht, welches immer eine wohlgeordnete, und beinahe möchte man ſagen, patriziſche Erziehung fordert. Wie die Patrizier auf dieſe Art das Anſehen der Geſetze verloren haben, ſo behalten ſie doch ſtets die Wiſſenſchaft derſelben, welche immer ariſtocratiſch bleiben wird, weil ſie ſtets das Eigenthum weniger wohl erzogener Edlerer ſeyn wird. Und diß kann, wie mir ſcheint, zwei nicht unbedeutende Vortheile zur Folge haben, einmahl den, der Gewalt der Krieger, die leicht ausartet, wenn ſie in einem ganz kriegeriſchen Staate allein waltet, durch die Macht der Meinung ein Gegengewicht an die Seite zu ſtellen; und dann den, das Volk an eine gewiſſe Förmlichkeit zu gewöhnen, durch die es beſcheidener und gemäßigter im Genuß, im Leiden und Begehren wird. Ein Volk iſt nie auf den Grad verdorben, daß es das verlangt, was es ſelbſt für ungerecht erkennt. Aber erkennt das Volk die Gerechtigkeit? Man muß ſie ihm alſo ſichtbar, fühlbar machen; man muß ſie in Handlungen, Formeln, Reden einkleiden: es wird die Worte, die Formeln, die Handlungen, die es erblickt, verehren; und auf dieſe Weiſe wird es ſich ſelbſt an die Ehrfurcht gegen die Gerechtigkeit gewöhnen, die es nie verſteht, noch verſtehen wird. Ich halte es nicht für unmöglich, daß dieſe Rechtsgelehrſamkeit, die die Römer haben, ihr Vaterland zuweilen retten könne. *

---

[*] Provideant Consules, ne quid Respublica detrimenti capiat.

---

* Diß geſchah würklich bey der Empörung des zweiten Grac-

Um geſchriebene Geſetze zu haben, wählten die Römer zehen Männer, denen ſie zu gleicher Zeit die Sorge neue Geſetze zu machen, ſo wie die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten anvertrauten. Ein bedeutender, unſeliger Irrthum!

Um Geſetze zu haben, fiengen die Römer an, ihre Staatsverwaltung zu verderben, wie wenn ein Staat zu gleicher Zeit ohne Verwaltung und Geſetze beſtehen könnte! Man verlangte neue Geſetze, um eine größere Freiheit und eine feſtere Sicherheit des Lebens und der Güter zu haben; und indeſſen verlor man die gänzlich, welche man ſchon beſaß; indem man den zehen Männern eine Gewalt verlieh, wie ſie weder die Conſuln, noch der Senat, noch ſelbſt die Könige je gehabt hatten! Man ſagte, alles diß ſeye außerordentlich;*) ich aber glaube.... und was denkſt du davon? daß dieſe außerordentliche, und beinahe möchte ich ſagen, unpolitiſche Gewalt, die man auf kurze Zeit einem oder mehreren Männern verleiht, um eine beſſere Ordnung zu erhalten, meiſtens die Veranlaſſung verderblicherer Unordnungen ſey. Die Römer ließen ſich von Worten täuſchen. Wollt ihr, daß die Gewalt gerecht handle? gebt ihr ewige Dauer; ſo wird ſie gemäßiget ſeyn, weil ſie ruhig, ſie wird ruhig ſeyn, weil ſie ſicher iſt. Ihr aber ernennet zehen Männer, und ſagt zu ihnen: ſeyd mehr als Könige, und dann fügt ihr hinzu; aber ſeyd es nur für ein Jahr; in einem Jahre ſollt ihr ſelbſt uns Geſetze geben, kraft deren ihr aufhöret, Könige zu ſeyn....

[illegible]r bedenket, was ihr thut. Dieſe Män-

Hus. « .. Ausführung des agrariſchen Geſetzes wurde durch einen Rechtsgrund verhindert.

---

* Proviſoriſch!

ner werden euch nie Geſetze geben, damit ihre Macht nicht bändige; ſie werden ſich ſelbſt mit den Geſetzen verwechſeln, und jede Klage gegen den Misbrauch ihrer Gewalt werden ſie eine Beleidigung des Staates nennen. Da die ganze Macht ihrer augenblicklichen Gewalt auf der Meinung beruhet, ſo wird die Meinung ſelbſt ihre Sklavin werden; es wird ihnen nicht genügen, die Hände der Bürger im Zaum zu halten, ſondern ſie werden ſelbſt verſuchen, ihre Seelen zu erforſchen, Worte und Gedanken aufzuzeichnen, ja ſogar Seufzer zum Verbrechen anzurechnen. Den militäriſchen Stand werden ſie haſſen, und herabſetzen; denn jede Gewalt iſt denen verhaßt, die nicht vor Gedanken geſichert ſind. Da aber für die eigene Vertheidigung ſtets irgend eine Macht nothwendig iſt, ſo werden ſie ſich, ſtatt mit tapferen Soldaten, mit einem Hauſen Anbringer, und Henker und Gerichtsdiener umgeben, die noch ſchlechter als die Henker ſelbſt ſind; und alsdann wird die ſchlimmſte Tyrannei entſtehen, denn es werden nicht nur keine Geſetze da ſeyn, ſondern die Geſetze ſelbſt werden tyranniſch ſeyn....

Mit wem ſprach ich?... Ich glaubte auf dem Forum zu Rom zu ſeyn, und mit Römern zu ſprechen.... Es iſt genug: indem ich mit Römern ſprach, habe ich dir die ganze Geſchichte deſſen geſchrieben, was unter den zehn Männern geſchah, und überhaupt deſſen, was jedesmal geſchehen wird, wenn ein Staat, um eine beſſere Verfaſſung zu haben, die Thorheit Roms nachahmen wird. *

---

* Iſt diß nicht die Geſchichte des National-Convents? Begiengen ſie nicht eben den Fehler, den die Römer begangen hatten, nehmlich daß ſie alle Gewalt zehen vorübergehenden Oberherrn anvertrauten? Entſprang nicht daſſelbe Uebel daraus? Und mit wem läßt

Zu gutem Glücke für die Menſchheit iſt eine ſolche Tyrannei gerade dann, wenn ſie am grauſamſten iſt, am ſchwächſten. Ich glaube kaum, daß ſie in einem Staate länger als drei Jahre dauren könne. Die Römer zerbrachen das unwürdige Joch; und nun verbeſſern ſie die Geſetze von Jahr zu Jahr, welche die zehn Männer entweder aus Nachläßigkeit unvollſtändig gelaſſen hatten, oder aus Ehrgeiz verderbten. Die Römer behaupten noch jezt, die zehen Tafeln ſeyen die Quelle aller ihrer Rechte; es mag ſeyn; aber man muß bekennen, daß dieſes Recht einem Fluß gleicht, der auf ſeinem langen Wege dreißigmal mehr Waſſer bekommt, als er aus ſeiner Quelle erhalten hat.

Der Senat verbeſſert von Jahr zu Jahr den ganzen Theil der Geſetze, der ſich mit den Rechten der Privatperſonen beſchäftiget. Der Senat hat die Macht, alles das zu beſtimmen, was er für die Zeitumſtände nüzlich hält, und kann, wie er es am gelegenſten glaubt, es entweder dem Volke vorſchlagen, oder durch einen Senatsſchluß feſtſetzen, oder es durch ein Edict der höheren Obrigkeit bekannt machen laſſen. In dem erſten Falle wird der Entſchluß des Senats, von dem Volke gebilliget, ein feyerliches Staatsgeſez; in den andern beiden hat er geſezliche Kraft für ein einziges Jahr. Es iſt gleichſam die Art eines Verſuches; nimmt aber der Verſuch einen glücklichen Ausgang, beſchwert ſich das Volk nicht dagegen, wenn das Jahr

ſich Robespierre, dieſer ſchwächſte aller Tyrannen, anders vergleichen, als mit Appius? Es giebt keine Revolution, die ſich der pompöſen Nahmen Rom's, Sparta's und Athen's mehr bedient hätte, als die franzöſiſche. Es giebt aber auch keine Revolutionairs, die mit der wahren Geſchichte Athen's, Sparta's und Rom's unbekannter geweſen wären, als die Franzoſen.

zu Ende iſt, ſo wird es ein bleibendes Geſez des Staates. “

Auf dieſe Art läßt ſich nur das Recht der Privatperſonen verbeſſern. Die Verfaſſung der Gerichte, die Wahl der obrigkeitlichen Perſonen dagegen, kurz alles das, was nicht die Rechte des einzelnen Bürgers, ſondern des ganzen Staates betrifft, kann nur durch die Einſtimmung des ganzen Volkes abgeändert werden.

Die Volkstribunen haben ſchon eine vollkommene Gleichheit zwiſchen den Plebejern und Patriziern erlangt; ſie fiengen damit an, daß ſie Gemeinſchaft der ehelichen Verbindungen forderten und erhielten; und endeten damit, daß ſie Gemeinſchaft in allen obrigkeitlichen Stellen erhielten. Jezt giebt es in Rom weder Patrizier noch Plebejer mehr. Es iſt ſchon ſo weit, daß ein Abkömmling der Gefährten des Romulus jeden mit Hoheit verachtet, der nicht unter ſeinen Vorfahren einen Mann aufführen kann, der älter iſt, als die beiden Tarquinier; dieſer Stolz aber kann nur bei Leichenbegängniſſen von einigem Nutzen ſeyn. Der Mann von altem Adel wird von zweitauſend beräucherten Bildern ſeiner Ahnen begleitet werden; der von neuem dagegen wird allein zum Grabe ſchreiten, oder begleitet etwa von einem ſeiner Sklaven. Uebrigens ſiehſt du Tauſende vom neuen Adel, die das Conſulat erhalten, und vielleicht einen uralten Patrizier, der, um zu leben, den Kohlenhändler macht. ** Sind aber deßwegen die alten Namen der Patrizier und Plebejer vergeſſen, und haben die Streitigkeiten ihr Ende erlangt, die von dieſen Namen entſtanden? Nein, antworteten mir die Geſandten; ſie haben nicht aufgehört und werden nie aufhören. Es wird immer Patrizier und Plebejer geben, denn es wird immer viele und wenige geben; wenige Reiche und viele Arme; wenige Fleißige und viele Müßige, ſehr wenige Weiſe und ſehr viele Thoren. Die Anhänger der erſten wird man immer Patrizier, die der zweiten immer Plebejer nennen. *

---

* Die hier von dem obrigkeitlichen Edict gegebene Idee iſt von der, welche gewöhnlich alle Gelehrten davon geben, ganz verſchieden, welche uns bereden möchten, das Edict eines Prätors habe gänzlich von ſeiner Willkühr abgehangen, und nur ein einziges Jahr gedauert. Nur Almanache dauren nur ein einziges Jahr!

** Beaufort R. R.

Da nun die Tribunen nicht mehr Urſache haben, über die Rechte zu ſtreiten, ſo fangen ſie an, über die Habe zu ſtreiten, und ſchlagen jeden Tag neue Geſetze für die Theilung der Ländereyen vor. Man erzählt, das ganze römiſche Gebiet ſeye einſt in gleiche Theile eingetheilt geweſen. Jezt iſt es diß nicht mehr, und wird es nicht mehr ſeyn können; und wenn die Thorheit der Tribunen hartnäckig darauf beſteht, die Gleichheit wieder herſtellen zu wollen, ſo wird ſie den Staat zu Grunde richten.

Das beſorgen die Geſandten; und Pontius beſorgt außer dieſem noch einen allzuſtarken Anwachs der Bürgerzahl. Rom zählt gegenwärtig eine Million Bewohner. ** Die Römer aber, hierin von den Atheniensern und Corinthiern verſchieden, ſind in der Eintheilung des Bürgerrechts ſehr willfährig, und gleichen den Spartanern viel, die, wie du weißt, jeden für ihren Mitbürger anerkennen, der erklärt, er wolle in Sparta leben, und ihren Geſetzen gehorchen. *** Die erſten

---

* Cie. pro R. Sexio.

** Liv. IX. 11. ſagt, man habe 250,000 bei dem Cenſus gezählt. Nun weiß man, daß nur die Familienväter gezählt werden.

*** Craig. Resp. Lacon. — Machiav. Discorsi Lib. I.

Familien Roms ſind auswärtige. Bisweilen erhalten ganze Völkerſchaften das Bürgerrecht. In die eroberten Länder werden Colonien geſchickt, die zum Unterſchied von den unſrigen immer Stimm- und Bürgerrecht behalten. Du ſiehſt, wie ſehr diß die Anzahl der römiſchen Bürger nothwendig vermehrt. Alles diß nun, ſagt Pontius, war ehemals Rom zur Vermehrung ſeiner Macht ſehr vortheilhaft. Aber die Anwendung der nüzlichſten Mittel hat in dieſer Welt eine Gränze, bei deren Ueberſchreitung der Misbrauch eintritt. Was würde aus Athen werden, wenn alle ſeine zahlreiche Colonien alle ihre Bewohner dahin ſchickten, um ihre Stimme bei den Comitien zu geben? Was läßt ſich von Volksverſammlungen erwarten, welche heute aus zwei Tauſenden und morgen aus zweimal hundert Tauſenden beſtehen, die ſich ſelbſt nicht kennen, die die Angelegenheiten nicht kennen, die das Vaterland weder kennen, noch lieben? Man wird nothwendig die öffentliche Verfaſſung abändern müſſen; man wird die Comitien aufheben, die Macht auf Einen Punkt vereinigen müſſen, um ſie für die Ausdehnung des Staates paſſender zu machen. Und alles diß wird eine Wohlthat ſeyn, wenn es ohne Widerſpruch, und nicht ſpäter geſchieht, als es die Nothwendigkeit fordert; ein Uebel dagegen, wenn es durch Empörungen und bürgerliche Kriege geſchieht; die durch langes Widerſtreben den Verluſt des gelegenen Augenblicks verurſachen; und durch die Heftigkeit der Parthien die Ideen weiter treiben, als es nöthig iſt. Glaubſt du aber, die Menſchen können je das Gute ohne eine lange vorangehende Erfahrung des Böſen erhalten? Daher kommt es, daß, wenn man die Nothwendigkeit des Mittels einſieht, die Gelegenheit vorüber, und das Uebel gröſſer geworden iſt; und die Würkung, die man erhält, iſt immer geringer, als die, welche man ein Jahr etwa zuvor erhalten hätte.

Gegenwärtig haben die Patrizier noch vermittelſt der Religion eine ſtarke Gewalt über das Volk. In keinem andern Staat vermag die Religion ſoviel über die Sitten, als in Rom; in keinem andern iſt die Religion ſo innig mit dem Staate verbunden. * Und vielleicht ſind dieſe beiden Dinge von Natur unzertrennlich von einander; denn weder die Religion kann die Sitten je vortheilhaft verbeſſern, wenn ſie nicht von der Regierung abhängig iſt; noch kann je eine Religion dem Staate nüzlich ſeyn, wenn ſie nicht die Sitten verbeſſert, und Vaterlandsliebe einpflanzt.

Wir haben keine politiſche Religion. In Athen ſind ſo viele verſchiedene Religionen, als Götter da ſind, welche wir verehren. Jeder Tempel hat ſeine eigenen Prieſter; und die Prieſter eines Tempels haben nichts anders mit den Prieſtern eines andern gemein, als das Buhlen um eine größere Zahl von Opfern; keiner von ihnen hat mit dem Staate etwas zu thun. In Rom ſind alle Prieſter, alle Tempel, alle religiöſen Gebräuche unter der Aufſicht des Collegiums der Pontificen und Auguren, und dieſe beide ſtehen unter dem Senate und dem Volke. **

Die Religion hat in Rom zwei Haupttheile, den Gottesdienſt und die Augurien. Die Feſte, die Gebräuche, die Heiligkeit der Ceremonien, die Vermählungen ſind den Pontificen übertragen: ſie erklären das, was die Menſchen den Göttern ſchuldig ſind. Die Auguren dagegen erklären das, was die Götter den Menſchen entweder verſprechen, oder drohen. Man wählt keine obrigkeitliche Perſon, man beruft keine Verſammlung zuſammen, man beſchließt keinen Krieg, man liefert keine Schlacht; ohne daß zuvor die Auguren erklärt hätten, ob die Götter günſtig ſeyen. Oefters hat die Androhung unglücklicher Wahrzeichen einen Irrthum gehindert, öfters ihn verbeſſert. Die Augurien bilden den Haupttheil aller Religionen, denn die Menſchen hängen mehr um deſſen willen an den Göttern, was ſie von ihnen hoffen, als um deſſen, was ſie ihnen ſchuldig ſind. Wir aber haben unſere Augurien in Delphos, in Dodona; außer der Stadt und der Macht unſerer Obrigkeit. Jupiter gehorcht dem Senat Roms; welchem der Staaten Griechenlands gehorcht Apollo? Er verkauft oder verſchenkt ſich an alle; daher der ewige Widerſpruch in ſeinen verſchiedenen Antworten, oder die ewige Zweideutigkeit: kein Gebrauch ſeiner Orakelſprüche für den Staat: geringer Glaube bei dem Volke. Die Religion hat daher in Griechenland viel weniger Würkſamkeit, als in Rom; und ohne eigene Religion iſt ein Staat der Hälfte ſeiner Kräfte beraubt. Der Senat kennt die Macht der Pontificen und Auguren auf die Meinung des Volkes, und befiehlt ihnen oft, jenem gerade das zu ſagen, was dem Vaterlande am nützlichſten iſt. [*] Was wird es werden, wenn man dieſes Geheimniß auf den Grad misbrauchen wird, daß man es dem Volke begreiflich macht? Unter uns geſagt; ich begreife nicht, wie zwei Auguren ſich begegnen können, ohne über einander zu lachen. [**] Aber was wird es werden, wenn auch das Volk anfangen wird, darüber zu lachen?

---

* Polib. — Montesquieu Grand. et Decadence.

** Beaufort B. R.

---

[*] Beaufort R. R.

[**] Cic. de Divinat.

Fortſetzung.

Die Italiener ſpeiſen viermal des Tags; dieſes Speiſen aber, das die übrigen Mahle für die Erfriſchung des Körpers beſtimmt zu ſeyn ſcheint, iſt des Abends für die Erhohlung der Seele beſtimmt. Wir haben das Mittagsmahl der Freundſchaft geweiht; die Italiener weihten ihr das Abendeſſen. Ein Samnitiſcher Larte will des Abends ſeine Freunde um ſich haben. Man ſpeist gewöhnlich in dem Hauptſaale des Hauſes * gerade an dem Ort, wo der Larte ſeinen Morgen zubrachte, um ſeinen Freunden und den Gliedern ſeiner Familie Audienz zu ertheilen. Denn du mußt wiſſen, daß jeder ſamnitiſche Larte, jeder römiſche Patrizier, kurz jeder italieniſche Edle einen Werth darauf legt, viele von ihm Abhängige, oder nach der Sprache der Römer Clienten zu haben; und es findet hier ein heiliger gegenſeitiger Vertrag ſtatt, der den Edlen verbindet, den Plebejer in jeder Lage entweder mit ſeinem Anſehen, oder mit ſeiner Macht, oder mit ſeinen Rathſchlüſſen zu unterſtützen; den Plebejer dagegen, den Edlen, ſeinen Beſchützer, zu ehren, und ihn in den Verſammlungen mit ſeiner Stimme zu unterſtützen; Tod und Schande iſt die Strafe des Edlen, der zum Verräther an ſeinem Clienten wird. ** Und dieſe Sitte ſcheint mir ſehr geeignet, dieſe beyde Parthien des Volkes, die in jedem Staate die natürlichen Feinde ſind, mit einander zu befreunden; indem den Unglücklichſten und ebendarum Unduldſamſten gezeigt wird, daß die Großen das, was ſie ſind, nicht ohne eine Verbindlichkeit ſind. Diß ſollte die Maxime aller Großen ſeyn; unſere Eupatriden aber kennen ſie entweder nicht an, oder ſie vergeſſen ſie gerne. Um aber zu dem Mittagsmahle der Italiener zuruckzukehren, ein Larte ſpeiſt, wie ich dir ſchon geſagt habe, gleichſam vor den Augen des Volkes. Ein feierliches vornehmes Mittagsmahl iſt hier eine Art Opfer. In der italieniſchen Sprache haben beide Gegenſtände ein und denſelbigen Namen; die Geſetze bei beiden ſind dieſelben, und was die Religion auf dem Altare der Götter darzubringen verbietet, das iſt auch nicht vergönnt, als Speiſe auf dem Tiſche für Menſchen vorzuſetzen *. Man genießt nur drey Gerichte. Am Mittagsmahl wird die Zeit gewöhnlich mit der Erzählung der berühmten Thaten der Vorfahren zugebracht. ** Kurz alles iſt der Götter und des Volkes würdig.

---

* Fragm. Vact. histor.

** Gravina Orig Juris.

Wir vereinigen uns alſo in der Stunde, in der man die Sonnenſcheibe nicht mehr erblickt, ſondern wo ihre Strahlen über die Spitze des Mateſis her noch die Hügel vergolden, die öſtlich in der Ebene liegen, in der auch Bojanum iſt; wenn der Tag geendiget iſt, aber noch eine Stunde zur Ankunft der Nacht fehlt — hier vereinigen wir uns alſo zu einem Abendeſſen in dem Hauſe von Ovvius Paccius, einem der angeſehenſten Männer der Stadt, bei welchem Ponzius, die römiſchen Geſandte und ich Gaſtfreunde ſind. Heſperus glänzt auf unſere Tafel, aber oft geſchiehet es, daß er uns verläßt, und wir die Geſpräche der Freundſchaft bis zu der Stunde fortſetzen, in der wir von den entgegengeſetzten Hügeln ihn aufſteigen ſehen .... Ich bin jedoch ſchuldig, einige Abende die alte Sitte, die Thaten der Vorfahren zu erzählen, unterbrochen zu haben. Sie nennen mich nach einer Avtonomaſie den Neugierigen; ich bin es auch in der That. Und wie ſollte ich es nicht ſeyn? Man ſpricht von einem Falle, der einen Mediaſtuticus betroffen hat ....

---

* Siehe die von Teraßon angeführte Schriftſteller über die Geſetze der XII. Tafeln, bei ſeiner Erklärung über die Geſetze Numas.

** Fragm. V. H.

der Fall iſt einer von denen, die aus dem Haufen der gewöhnlichen Glückszufälle genommen ſind; aber ich weiß nicht deutlich, was ein Mediaſtuticus ſeye; ich halte daher die Erzählung der Begebenheit auf, und frage, was iſt dann ein ſolcher Mediaſtuticus? Nun wird im Geſpräch irgend ein Geſetz, eine Sitte, vorausgeſetzt, die ich nicht kenne; wir brechen daher die Erzählung der Begebenheit ab, und unterſuchen, was diß für ein Geſetz, was für eine Sitte ſey. Dieſe Neugierde von mir giebt Veranlaſſung zu einer Antwort; die Antwort erweckt einen andern Punkt der Neugierde, einen andern Zweifel; vom Zweifel wird bisweilen zum förmlichen Streite geſtritten, und es fehlt nicht an ſolchen, die mir auſſer dem Beinahmen, der Neugierige, auch den Disputators beilegen.

Dieſen Abend ſprach man von den Geſetzen Numas und denen der zwölf Tafeln. Es iſt kein Römer, der ſie nicht auswendig wüßte.[*]

Mir ſcheint es, ich erkenne in den Geſetzen Numas Spuren pythagoräiſcher Philoſophie. Oft finde ich ſogar dieſelben Worte darin: Opfert den Göttern nicht mit Weine von wilden Reben, ſagte Numa: und eben dieſes, ja ſelbſt mit eben dieſen Worten hatte Pythagoras gerathen[**]. Ich könnte dir eine lange Erzählung der alten Geſetze Numas und der Pythagoräiſchen Sprüchwörter machen. Diß bringt mir den Ausſpruch des Architas in die Erinnerung, welcher glaubte, ſolche Sprüchwörter ſeien nichts anders, als die älteſten Gebräuche, die oft von den Völkern vergeßen, ſich als Prieſtergebräuche und als Lehren von Philoſophen erhalten. Opfert keine Fiſche, ſagte Numa und Pythagoras, das Volk ſagte bald darauf, eſſet keine Fiſche, denn Opfer und Mittagsmahl waren in der Urſprache gleichbedeutend, in den nachherigen Zeiten ſuchte man den Grund dieſes Verbots auf, und da man in dem Dunkel der lang verfloßenen Jahre den wahren nicht mehr erkannte, ſo erdichtete man den der öffentlichen Mäßigkeit.[*] In Numas Tempeln war der Altar nichts als ein Tiſch[**], die Opfer, die man den Göttern darbrachte, waren Milch, Erdfrüchte, und Brod; und die Religion verbot, Götter in menſchlicher Geſtalt[***] zu mahlen und auszuhauen. Findeſt du hier nicht drey Vorſchriften, welche ſich noch jezt in den Muſeen der Pythagoräer erhalten? In den älteſten Zeiten Numas brachte man den Göttern nichts als Bohnen dar. Wer weiß den Grund? Daher bey dem Volke das Verbot ſie zu eſſen. Würdeſt du aber glauben, daß in Rom nach der Erzählung eben dieſer Geſandten noch gegenwärtig einige Prieſter nicht davon genießen dürfen? Und welche ſind dieſe Prieſter? Gerade die, welche für die älteſten gehalten werden. Und gerade dieſen iſt das Fleiſcheſſen, wenigſtens der Genuß einiger Arten von Fleiſch verboten; es iſt ihnen verboten, zu ſchwören, und Ringe mit dem Bildniße der Gottheit zu tragen ... * Kurz Numa hat keine Behauptung aufgeſtellt, die man nicht auch unter den dem Pythagoras beigelegten Denkſprüchen fände; und Pythagoras keine, die man nicht auch Numa beigelegt hätte.

---

[*] Diß war, wie uns Cicero bezeugt, eine römiſche Sitte.

[**] Siehe die Vergleichung zwiſchen der Lehre des Pythagoras und der des Numa in Plutarchs Numa. Auch Plinius und mehrere Alten hielten die Lehre Numa für ganz einſtimmig mit der des Pythagoras. Plin. XIII. Fragm. V. II. Gegen dieſe Behauptung tritt Livius auf, und ſagt, Pythagoras ſey ſpäter als Numa; tritt ferner Cicero auf, der eben diß glaubt. Allein dieſer von der Zeit hergenommene Einwurf verſchwindet in unſerem Syſtem, nach welchem Pythagoras ein ſymboliſcher Name war, und es ſehr viele Pythagoras gab.

---

[*] Diß iſt die Auslegung aller ſpäteren Schriftſteller. — Teraſſon über die Geſetze der zwölf Tafeln.

[**] Macrob. Saturn. III.

[***] Teraſſon wie oben.

Ponzius ſagte mir, daß noch gegenwärtig in Rom viele ſchriftliche Werke Numas über die Geſetze und die Religion vorhanden ſeyen. Aber der Senat bewahrt dieſes Geheimniß mit großer Sorgfalt, denn er weiß, daß die gegenwärtige Religion nicht mehr die von Numa ſey, und daß der Name dieſes großen Mannes in dem Gemüthe des Volkes ein Verlangen nach einer ſtets gefährlichen Veränderung erwecken könne.** Diß iſt, ſagten mir die Geſandten, ein großes Geheimniß des Staates. Ich beſtand darauf, zu wiſſen, ob dieſe Werke exiſtirten, oder nicht; aber ſie erwiederten mir immer: diß iſt ein Geheimniß wie das des wahren Namens von Rom. — Was? Eure Stadt heißt nicht Rom? So nennen ſie alle; aber es gibt noch einen andern geheimen Namen, der der wahre iſt; den aber niemand auszuſprechen wagt, denn wer ihn ausſpricht, iſt des Todes.*** Beim Hercules, ich kenne dieſen Namen nicht! Die Götter mögen mich der Gefahr, ihn zu kennen, entreißen! Die Werke aber, wenn dieſe vorhanden ſind, ſo behaupte ich, und glaube feſt, daß ſie pythagoräiſch ſeyn müſſen. So große Aehnlichkeit kann nicht Werk des Zufalles ſeyn.

Die Geſandten behaupten jedoch, Numa habe bey dem großen Abſtande des Landes, der Sprache, des

---

* Fragm. V. H. Plutarch Q. R.

** Plinius erzählt, man habe eine Abſchrift dieſer Werke auf dem Felde eines gewiſſen Cnej. Terenzius gefunden, und der Senat habe ſie verbrennen laſſen. Plinius behauptet, es ſeyen pythagoräiſche Schriften geweſen.

*** Macrob. Saturn. III. Plut. Q. R.

Zeitalters nicht mit Pythagoras umgehen können. *) Und dann, ſetzte einer hiezu, wiſſen wir ja gewiß, daß Numa ſeine Geſetze von der Egeriſchen Nymphe empfieng; und dieſe Thatſache iſt ſo richtig und wahr, daß bis heute, bis heute noch die Grotte exiſtirt, in der der gute König ſich mit ſeiner Nymphe zu beſprechen pflegte. Ich füge hier nichts von dem meinigen hinzu: wer nach Rom kommt, kann es ſelbſt ſehen!!!

Wie leicht nehmen doch die Menſchen bei der Erforſchung des älteſten Urſprungs der Dinge ihre Zuflucht zu dem Wunderbaren! Man hält diß für eine Würkung der Eitelkeit, und ich halte es für eine Folge der Trägheit. Es iſt die leichteſte Art, ſich zugleich alles Zweifels und aller Mühe zu entledigen.

Ich dagegen .... hier ſiehſt du, wie die Köpfe der Menſchen gebildet ſind .... meſſe dem keinen Glauben bey, was die Geſandten für ganz gewiß halten, nehmlich daß ihre andere Geſetze, die in den zwölf Tafeln enthalten ſind, von den Griechen und beſonders von uns Athenienſern nachgeahmt ſeyen. Sie haben mir ſelbſt die Namen der nach Griechenland abgeſandten Männer genannt; das Jahr, den Monat und Tag der Abreiſe und Rückkehr; **) die Ankunft eines gewiſſen Hermodorus von Epheſus zu Rom, der aus ſeinem eigenen Vaterlande vertrieben war, weil er gerechter als alle ſeine Mitbürger ***) war; und viele andere geringfügigen Umſtände, welche ihrer Erzählung einen ſehr großen Schein von Wahrheit geben würden, wenn ſie mir nur eine kleine Schwürigkeit löſen könnten, nehmlich die, daß es unwahrſcheinlich iſt, daß ein Volk in ſo entfernte Gegenden Geſandte abſchicke, um die Art und Weiſe, Eicheln zu ſammeln, und einen Balken auf eine Mauer zu ſtützen, zu erlernen?

---

*) Livius, I. .... Alle Beweiſe, die ſich der andern Meinung entgegenſetzen, ſind auf die Chronologie von Livius und Cicero gegründet.

**) Liv. III. B.

***) Die fabelhafte Geſchichte giebt dieſem Hermoder einen ſehr bedeutenden Antheil an der Bildung der XII Tafeln. Man leſe z. B. de origine juris &c. &c. Und wer gerne lacht, leſe die Gloſſe über dieſes Geſez.

Ich ſagte ihnen: ehe das Bedürfniß und das Verlangen nach geſchriebenen Geſetzen bei euch entſtand, mußtet ihr eine Wohnung haben; ehe ihr Wohnungen und Felder hattet, mußtet ihr Eicheln ſammeln; und eure Vorfahren mußten einige hundert Jahre vorher Uebung und Fertigkeit in der Beſorgung dieſer Bedürfniſſe haben, ehe noch Romulus ſeine Augurien auf dem aventiniſchen Berge vornahm, und einige Tauſend Jahre früher, als der Name Athens an der Tiber erklang. Wolltet ihr mich etwa glauben machen, eure Ahnen haben Geſandte nach Athen geſchickt, um daſelbſt die Kunſt zu gehen, zu eſſen und zu trinken, zu erlernen?

Ihr ſehet alſo, daß ein Theil eurer Geſetze älter als eure Stadt iſt. Ein anderer Theil iſt zuverläßig älter, als die der zehn Tafeln, von denen ihr behauptet, ſie ſeyen den Geſetzen Athens nachgebildet. Ihr habt mir die Geſetze der zehn Männer und der Könige angeführt, von denen ihr behauptet, Sextus Papirius habe ſie unter der Regierung des guten Servius Tullius geſammelt.* Einige, die ihr unter jenen anführet, widerholet ihr auch unter dieſen. Diß ſind diejenigen, welche die Auſpicien, die Verſammlungen des Volkes, das Recht des Gerichts über das Leben eines Bürgers und andere mehr beſtimmen. Dieſe waren alſo in Rom ſchon vorhanden; und es war überflüſſig, einen ſo weiten Weg zu machen, und über ein ſo ſtürmiſches Meer zu ſetzen, um ſie bei einem Volke zu hohlen, das ſie ſelbſt nicht hatte.

---

* Siehe Heinec. Antiquit. Rom. — Terasson ob. W. — Gravina de juris &c. — Gothofred. Quatuor Fontes L. civilis. — Um ſich von der Wahrheit der hier von Cleobul aufgeſtellten Behauptungen zu überzeugen, darf man nur die Fragmente der königlichen Geſetze mit denen der XII Tafeln zuſammenhalten.

Theilet eure Geſetze in vier Theile. Zwei davon haben wir bereits, welche nicht griechiſch ſeyn können. Von den noch übrigen ſind einige der Art, daß ſie kein anderes Volk nachahmen kann, denn ſie hängen von den Ideen, Sitten, der Religion des Volkes ab, für das ſie gebildet ſind. So begrabet ihr nach euren Geſetzen einen vom Blitze erſchlagenen Menſchen nicht, uns iſt es nicht verboten, ihn zu begraben. Ihr gebrauchet bei Leichenbegängniſſen keinen Wein, wir dagegen gebrauchten. Euch iſt es verboten, den Scheiterhaufen mit der Art zu behauen; wer verbietet es uns? Solche Geſetze aber von einem Staate in den andern zu verſetzen, iſt es in der That auch nöthig, zu gleicher Zeit die Sitten, Gedanken, Religion und andere Dinge der Art zu verpflanzen. Das aber haben weder eure zehn Männer gethan, noch konnte es je irgend ein anderer Geſezgeber thun.

Drei Viertheile eures Rechtes konnte alſo nicht von uns nachgeahmt ſeyn. Es iſt noch ein vierter Theil übrig, und diß iſt gerade der, in welchem Nachahmung ſtattfinden kann, denn er kann ohne Schaden auf die oder jene Art beſtehen. Diß ſind die Geſetze über die väterliche Gewalt, über Heurathen, Erbſchaften, Vormundſchaften.... Allein dieſe Gegenſtände ſind von euren Geſetzen auf eine von der unſrigen ſo verſchiedene Art angeordnet, daß, wenn es je wahr iſt, daß eure

Vorfahren Geſandte nach Athen geſchickt haben, man bekennen muß, ſie haben ſie mehr hingeſchickt, das zu lernen, was ſie nicht thun wollten, als das, was ſie thun ſollten. . . . . [*] . . . .

. . . .

So ſtand der Streit geſtern Abends. Dieſen Morgen ſagte mir Ponzius, der auch ſelbſt anweſend geweſen war; du haſt Recht, Cleobul. Aber hatte ich dir nicht geſagt, daß die Römer ſo geartet ſind? Sie lieben in Allem etwas Sonderbares. Sie haben beinahe eben dieſelben Geſetze, welche wir haben; aber ſie wollen es nicht glauben. Rom iſt in Italien, aber es ſoll keine italieniſche Stadt ſeyn, damit man nicht ſagen könne, ein Italiener ſey ein Römer.

Höre auf meine Behauptungen. Ich bin nicht gelehrt über dieſe Gegenſtände, ſondern ich ſpreche nach einem gewißen ſichern Gefühl, das mir die Natur verliehen hat, und nach dem, was ich durch lange Erfahrungen gelernt habe. Die Geſetze der Römer ſind den unſrigen, denen der Tarentiner, Locrenſer, Lucaner und aller italieniſchen Völker gleich. Viele dieſer Geſetze ſind ſehr alt; und ſind, wie du richtig behauptet haſt, allen Völkern gemein. Die Römer zählen aber nur die Jahre Roms, und machen die Welt gleichſam zu einem Kinde; und in die wenigen Lebensjahre, die ſie ihr geben, müſſen ſie ſo viele Dinge zuſammenpreſſen, daß ſie unmöglich alle beiſammen ſeyn konnten. Sie behaupten zum Beyſpiel, Numa habe zuerſt die Weinſtöcke beſchneiden und den Waitzen röſten gelehrt. * So weit waren die Römer noch von der Kenntniß des Gebrauches des Brodes entfernt! Und Numa war nur dreihundert Jahre vor mir; und in dreihundert Jahren ſind wir alſo von der Unbekanntſchaft mit Brod und Weine zur Kenntniß ſo vieler Dinge gelangt, die wir itzt verſtehen! Noch in unſern Tagen ſind ſehr ſchöne Bildſäulen und Gemählde vorhanden, ** die weit älter als Rom ſind; und es iſt unglaublich, daß ſolche Werke von Völkern verfertiget worden ſeyen, die weder Brod noch Wein kannten. Sagſt du vielleicht, die benachbarten Städte haben Ackerbau und Künſte beſeſſen, und Rom habe ſie indeſſen nicht gekannt? Kannſt du glauben, daß man das Brod in Megara kenne, indeſſen man es in Athen nicht kenne?

---

[*] Um ſich hievon zu überzeugen, darf man nur die römiſchen Geſetze über Heurathen, väterliche Gewalt, Erbfolge, Teſtamente, Pflegſchaften mit den Athenienſiſchen über dieſe Gegenſtände vergleichen .... Punkte, in denen die Geſezgebungen am weiteſten von einander abzugehen pflegen.

Ich halte daher die Behauptung unſerer Weiſen für wahr, die für gewiß annehmen, daß in den älteſten Zeiten Geſetze, Ackerbau, Kriegskunſt und Handel in ganz Italien geblühet habe. Wann dieſes geweſen ſeye, kann ich dir nicht beſtimmt angeben; doch wirſt du leicht einen andern finden, der es dir beſtimmter als ich angeben kann. Nur das kann ich dir ſagen, daß alle Italiener damals ein einziges Volk ausmachten, und daß ihr Reich das Etruſciſche *** hieß. Gegenwärtig iſt es nur noch ein ſehr kleiner Theil Italiens, der dieſen Nahmen führt. Ich weiß wohl, daß Fleiß und Handel Reichthum erzeugten; Reichthum erzeugte Ueppigkeit **** und ein weichliches Leben, das zuerſt die Kraft der Menſchen ſchwächte, und nachher auch die Kraft des Reiches zerſtörte. Der Staat löſte ſich auf; Künſte wurden vernachläſſiget und vergeſſen; Laſter verurſachten Elend und Unterdrückung; dieſe Entvölkerung und Unwiſſenheit; und Italien wurde von Neuem eine Wüſte, in der die Menſchen zu einem wilden Leben zurückkehrten.

---

* Plinius XVIII. B.

** Ebenderſelbe XXXIV. B.

*** Dieſer Saz wird auch von Livius zugegeben, deſſen Chronologie dem Syſteme des italieniſchen Alterthums am wenigſten günſtig iſt.

**** Ueber dieſes Urtheil von Penzius ſehe man Le Lel-

Vielleicht kam ſodann aus den benachbarten Ländern ein neuer Stamm, ſich in Italien niederzulaſſen. Viele kamen unſtreitig aus Gallien, und fielen in den weſtlichen und nördlichen Theil der Halbinſel ein. Vielleicht damals änderte ſich die Religion dieſer Völker zum Theil. Entſchieden iſt es, daß jene Geſetze, kraft deren es verboten iſt, einen ewigen Geiſt in ſterbliche Formen zu kleiden, den Göttern Blut als Opfer darzubringen, und eben ſo andere, nach denen ein Altar die Aehnlichkeit eines Tiſches hat, und welche insgeheim lehren, das angenehmſte Opfer, das der Menſch der Gottheit darbringen könne, ſeye Liebe zu ſeinen Nebenmenſchen; kurz die Geſetze der Religion eines Architas und Plato, Geſetze eines geſitteten und gebildeten Volkes, nicht aber Geſetze wilder Menſchen ſind, bei denen die Phantaſie die Stelle des Verſtandes und Gefühl die Stelle des Herzens vertritt. Und von dieſer älteſten Religion finden ſich Spuren in ganz Italien erhalten, bald unter den Lehren der Philoſophie, bald

tere sull' Agricultura degli antichi Italiani; welche in dem vortrefflichen ökonomiſchen Journal meines Freundes G. Biblioteca di campagna ſtehen. Man kann die gewöhnlich angenommene Chronologie unmöglich annehmen, ohne ſich jeden Augenblick in Widerſprüche mit den Behauptungen der Geſchichtſchreiber, mit dem Zeugniſſe der Begebenheiten und dem gemeinen Menſchenverſtande zu verwickeln. . . . .

unter den Symbolen der gegenwärtig herrſchenden Religion ſelbſt.

Es iſt mir leid, daß du Rom nicht geſehen haſt. Du hätteſt daſelbſt den Tempel der Veſta geſehen. Hier wird die Gottheit unter dem Symbole des Feuers verehrt. Man ſieht keine Bildſäule der Göttin. Da aber das Volk dieſe gewöhnlich zu ſehen verlangt, ſo überredet man es von dem Daſein einer ſolchen; aber man bewahre ſie in dem Heiligthum auf, das nur allein der Pontifex betreten dürfe. Dieſer weiß wohl, daß in dem Heiligthum keine Bildſäule iſt. * Du erblickſt aber in dieſer That die Züge alter Cultur und Religion, ſo wie neuer Barbarei und Aberglaubens.

Nachdem aber das älteſte italieniſche Reich aufgelöſt ward, lebten die wenigen Unglücklichen, die dem großen Sturze entgangen waren, von Neuem verwildert, viele Jahrhunderte gleichſam in einem beſtändigen Kriege; und unter dieſer Wildheit und dieſem allgemeinen Kriege erhoben ſich Rom und beinahe alle andere Staaten Italiens, und mit dieſen die Sitten und Rechte eines jeden Volkes.

Dieſe Sitten waren zum Theil gleich, zum Theil verſchieden. Völker, die ſo nahe bey einander wohnten, die von demſelben Urſprung abſtammten, die dieſelbe Religion hatten, konnten weder ganz gleiche noch ganz verſchiedene Sitten haben. Sie hatten gleiche Sprache, aber nicht gleiches Intereſſe; gleiche Geſetze, aber nicht gleiche Obrigkeit; Eine Religion, aber nicht jeder Staat eben dieſelben Schutzgötter; gleichen Urſprung, aber die Schickſale, die ihr Vaterland erduldet hatte, waren verſchieden. Verſchiedene Intereſſen, Schickſale, Obrigkeit, Götter haben die Erſcheinungen

---

* Siehe Beaufort B. R.

geändert; die innere Natur der Dinge aber iſt in ganz Italien eine und eben dieſelbe.

LXVII.

Von Plato an Cleobul.

Hier iſt eine Lücke in dem Text. Der wichtigſte Theil des Brieſes von Cleobul fehlt. Dieſer folgende Brief ſcheint einige Beziehung darauf zu haben; und einige Ausdrücke, die der Leſer von ſelbſt bemerken wird, zeigen, daß er von Plato ſey. Wahrſcheinlich hatte Cleobul ihn um ſeine Meinung gebeten, und Plato ſie ihm gegeben; und da ſich die Philoſophen Griechenlands damals viel mit den Staatsverfaſſungen beſchäftigten, ſo hatte ihn der junge Cleobul wahrſcheinlich gefragt, ob die Verordnungen Roms fur Athen paſſen könnten. Schade, daß auch Platos Brief nicht vollſtändig iſt!

. . . .

. . . . . . Ich finde die Verordnungen bewundernswürdig, welche die Gerichte betreffen, und die Gewalten abtheilen.

Wir Athenienſer übergeben die Gerichte dem Volke, oder vielmehr einer ſo großen und ſo gemiſchten Zahl von Bürgern, daß man ſie wohl auch das Volk nennen kann. Was Wunder, daß bei uns gerichtliche Ausſprüche ſehr häufig ſind, die uns erröthen machen würden, wenn der Staat für Schaam noch empfänglicher wäre, in dem das Urtheilſprechen ein Handwerk geworden iſt, das man mit drei Obolen um die Stimme treibt! Vielleicht wäre in Rom und ganz Italien Socrates nicht zu ſeinem Schierlingstrank verurtheilt worden.

Das Volk iſt nie zur Entſcheidung ſolcher Angelegenheiten geeignet, welche ein von keiner Leidenſchaft eingenommenes Gemüth fordern. Zahlreiche Verſammlungen dienen nur dazu, die Leidenſchaften von Wenigen allgemein zu machen. Schlaget den Volksverſammlungen ſolche Gegenſtände vor, in denen der Enthuſiasmus keine ſchädliche Würkung hervorbringen kann; redet von Krieg und Frieden, und laſſet das Volk ſelbſt ſeine Beſchlüſſe und Beſtätigung erklären, ſo wird es im Frieden ruhiger, im Kriege muthiger und in der Ertragung des Ungemachs ſtandhafter ſeyn; redet mit ihm über die Wahl ſeiner Obrigkeit, denn es betrügt ſich in ſeinen Privatmännern nie.

Es ſollte aber nicht Jedem vergönnt ſeyn, über alles zu ſprechen. Unſer Staat iſt von den Cleonen und ſo vielen andern neuen, thörichten, kindiſchen Rednern zu Grunde gerichtet worden. Nur der Obrigkeit ſollte es vergönnt ſeyn, das Volk zuſammenzurufen. * Erinnere dich des erhabenen Ausſpruchs jenes Spartaners, der einſt, als er in einer öffentlichen Verſammlung von einem ſchlecht berüchtigten Mann einen edlen Vorſchlag machen hörte; ſagte: eben dieſen Vorſchlag ſoll ein anderer machen. Für ſo gefährlich hielt dieſer weiſe Mann auch bei einem guten Zwecke, die Erlaubniß, etwas Böſes vorzuſchlagen.

Mir gefällt es, daß man in den Verſammlungen Jünglingen keine Stimme geſtattet. Denn was könnten ſie für ein Bedürfniß zu ſprechen haben, da ihre Intereſſen ihren Eltern anvertraut ſind? So ſind bei uns, die wir einer andern Ordnung folgen wollen, die Verſammlungen immer ſtürmiſch, und die Beſchlüſſe kindiſch. Wenn die Jünglinge mit den Alten gemeinſchaftlich berathſchlagen, ſo haben ſie immer tauſend Mittel, das Uebergewicht über ſie zu erhalten.

---

* Livius.

ſey es durch ihre Stärke, oder Beredſamkeit oder durch jene Sympathie, welche die Jugend natürlicherweiſe einflößt, oder endlich durch jene Liebe, man möchte ſagen, Schwäche, die das Alter immer für ſie hat. Die Jünglinge frühe daran gewöhnt, in den ſitzenden Wettſtreiten einer Verſammlung um den Vorrang zu ſtreiten, werden übermüthig, verſäumen nützliche Thätigkeit, und ziehen den leichten Ruhm, ſich auf dem Forum Anhänger unter ihren Mitbürgern zu werben, dem Ruhm vor, ihre Feinde in dem Felde zu beſiegen.

Ein anderer mag die Verordnungen Roms oligarchiſch nennen. Ich finde ſie den Spartaniſchen ähnlich, mit vieler Weisheit zwiſchen Monarchie, Ariſtocratie und Democratie getheilt. Eine von dem Volke getrennte Verfaſſung iſt ſtets zweckmäßig, die Unfolgſamkeit deſſelben zu leiten, und dem Ehrgeize der Privatperſonen Befriedigung zu verſchaffen, die ſich immer erheben wollen; und wenn ſich zwiſchen ihnen und der Oberherrſchaft nur eine einzige Stufe befindet, ſo werdet ihr immer einen Uſurpator zu befürchten haben. Sind dagegen mehrere da, ſo iſt der Privatehrgeiz bei der zweiten, dritten oder vierten befriediget oder müde; das Volk gewöhnt ſich daran, in der Ertheilung ſeiner Gunſtbezeugungen ſparſamer zu ſeyn, und die Großen ſind in der Bewahrung ihrer Ehrenſtellen ſorgſamer, denn eine unmäßige Erhebung eines Einzigen würde alle erniedrigen. Der ſchläfrigſte Wächter der Freiheit iſt das Volk, denn das Volk iſt es immer, das am wenigſten zu verlieren hat; und die Römer haben mit vieler Weisheit ihre Verſammlungen ſo angeordnet, daß alle zwar ihre Stimme haben, aber daß immer die Stimme derer mehr Gewicht hat, welche Länder beſitzen.

Glaube mir; und es iſt nicht überflüſſig, es gegenwärtig zu wiederhohlen, da es ſo viele giebt, die glauben, man könne den Staat verbeſſern, ohne die Bürger zu verbeſſern; die beſten öffentlichen Verordnungen ſind nutzlos, wenn ſie nicht den beſten Bürgern anvertraut werden. Diß aber ſind in Wort und That die beſten Verordnungen, durch die die Hauptangelegenheiten immer in die Hände der vorzüglichſten Männer kommen. Wo ſind aber die vorzüglichſten Männer? Gewöhnlich ſind ſie weder unter den Vornehmſten, die immer durch den Reichthum verderbt werden, noch unter der ganz niedrigen Claſſe eines Staats, die immer von Elend niedergedrückt iſt. In Carthago irret man ſich, * daß man das Vermögen, in andern Staaten dagegen, daß man die Ahnenzahl zum Maasſtab der Tugend nimmt. Iſt dieß nicht in der That der thörichtſte Irrthum, einen tugendhaften, das heißt, einen ſeltenen Mann unter der ſchwächſten Anzahl von Menſchen finden zu wollen? Daher wird er in oligarchiſchen Staaten ſehr oft nicht gefunden; und ſie ſind daher meiſtens in ſchwürigen Umſtänden geiſtiger und phyſiſcher Hülfe beraubt, und weder der Noth noch den Gefahren gewachſen. In demokratiſchen Staaten dagegen iſt es ſelten der Fall, daß es bei außerordentlichen Bedürfniſſen an einem auſſerordentlichen Manne gebricht; denn da die Wahl unter einer gröſſern Anzahl ſtatt findet, ſo iſt er leichter zu finden; und ſolche Staaten unterliegen daher ſelten in der Gefahr, ſondern erhalten vielmehr neue Energie, und beinahe möchte man ſagen, ſie kehren in ein neues Leben zurück. In ruhigen Zeiten werden ſie aber auch leicht verderbt; denn auch alsdann ſind viele da, die nach dem erſten Range ſtreben; und weil ſie die Achtung des Volkes nicht durch große Hand-

---

* Aristot. Polit. II.

lungen erlangen können, deren die Zeit nicht bedarf, ſo ſuchen ſie dieſelbe durch Geſchenke und Schmeicheleien zu gewinnen. Alsdann gleicht der Tapfere dem Gemeinen in der Ehre; und das Volk wird jenem Alten bei Ariſtophanes ähnlich, der ſich dem hingibt, der ihm das ſanfteſte Ruhekiſſen reicht, der ihm die angenehmſte Speiſe verſchafft, der ihm die ſchmeichelhafteſten Neuigkeiten erzählt, und ihm die Hüften am angenehmſten krazt. So iſt gegenwärtig unſer Volk zu Athen.

Wo ein ausgewählter Stand da iſt, und zu gleicher Zeit jeder in denſelben eintreten kann, ſobald er ſich durch ſeine Handlungen deſſen würdig gemacht hat, da laſſen ſich die Klippen der Oligarchie und Democratie vermeiden. Das Volk wird nicht zugeben, daß die Großen aus Eiferſucht auf ihren Stand das Verdienſt übergehen; die Großen werden nicht geſtatten, daß ſich Einer auf dem Wege der Niederträchtigkeit und Beſtechung erhebe: durch dieſe wird jener Trennung und Zerſtreuung ausgewichen werden, die in Friedenszeiten Staaten, in denen das Volk alles gilt, auflöſet; durch dieſe wird jene Niederträchtigkeit vermieden werden, um deren willen oligarchiſche Staaten Gefahren fürchten, ſo wie jener Neid, mit dem ſie ſich jedem edlen und kühnen Gedanken widerſetzen, und der aus der Furcht der Großen entſpringt, ihre Zuflucht zu dem Verdienſte eines Mannes nehmen zu müßen, der ihrem Stande nicht angehört. Staaten, die auf dieſe Art angeordnet ſind, verrichten größere Thaten als andere, denn es gebricht nicht an Männern, welche ſie vorſchlagen und ausführen. Du haſt die Tapferkeit und Kriegszucht der Römer ſehr gelobt, und ich ſtimme dir bei. Aber mehr Einfluß ſchreibe ich ihren bürgerlichen Anordnungen, als dem Kriegsweſen zu. Durch dieſes kann man ſiegen. Und welcher ſelbſt unvernünftige Mann kann nicht zuweilen durch das Glück den Sieg davontragen? Aber nur durch wohlgetroffene Anordnungen läßt ſich der Sieg vorbereiten, erhalten und fortſetzen.

Soll ich dir noch ſagen, was mir an den Verordnungen Roms am meiſten gefällt? Es iſt die Ewigkeit des Senats, welchem die Hauptgewalt übertragen iſt. Bei der Anordnung dieſes Theils eines Staates achtete man bisher darauf, ihn ſo anzuordnen, daß er weder aus Schwäche ſeiner Vertheidigung nicht gewachſen wäre, noch aus übermäßiger Kraftäußerung die Freiheit des Staates unterdrückte. Daher ſiehſt du die Weiſen ſich untereinander ſtreiten, ob man dieſe zugleich nothwendige und gefährliche Gewalt Einem oder Vielen anvertrauen ſolle; und bald neigen ſie ſich zu dieſer, bald zu jener Meinung, nachdem ſie entweder die Gefahren des Krieges oder die Uebel der Sklaverei fürchteten. Dieß war nur einer der zu berückſichtigenden Punkte; es war aber auch noch ein anderer und zwar bedeutenderer zu beachten. Wenn die, denen die höchſte Gewalt anvertraut wird, zu lange in der Ausübung ihres Anſehens bleiben, ſo verwandeln ſie ſich in Uſurpatoren; wenn dagegen zu kurz, werden ſie für die Geſchäfte untauglich, weil ſie nie hinreichend unterrichtet ſind; und der Staat wird eine ungewiße Exiſtenz haben, weil die Nachfolger ſelten dieſelben Ideen mit ihrem Vorgänger haben werden. Die Staaten bedürfen aber Eines Geiſtes, und Eines Lebens, das heißt, einer Fortſetzung derſelben Gedanken und Plane; ſonſt wird das, was in einem Zeitalter ausgeführt wird, wieder aufgegeben, und in dem andern unnütz, und in vielen Zeitaltern wird viele Mühe verſchwendet werden, indem man heute ausführt, was man morgen zerſtört, und am Ende wird nichts hervorgebracht werden. Die monarchiſchen Staaten haben einen wirkſamen und daurenden Willen; in demokratiſchen dauert er nur einen Tag. Rom wußte die Mehrheit und Einheit zu vereinigen; die Mehrheit durch den Senat, der ſich berathſchlagt, die Einheit durch die Conſuln, welche die Beſchlüſſe ausführen; Abwechslung in denen, die den Arm des Staates bilden, daurende Ewigkeit bei denen, welche der Geiſt ſind. Ich erklärte dir, Rom werde groſe Thaten verrichten, und nun füge ich noch hinzu, es werde diß lange Zeit thun, und erſt an jenem Endpunkte ſtilleſtehen, über den es menſchlichen Dingen nicht vergönnt iſt, ſich zu erheben: es wird ſie verrichten, weil es will, und es wird ausgezeichnet groſe Thaten verrichten, weil es diß feſt und beſtändig will.

Diß habe ich auf deinen Wunſch an Ariſtoteles geſchrieben. Biſt du nicht mit meinem Urtheile zufrieden, und glaubſt du nicht, daß ich die Verordnungen deines theuren Roms genügend lobe?

Aber fragſt du noch, ob ebendieſe Verordnungen für Griechenland paſſen? Diß iſt eine ganz verſchiedene Frage. Nicht jede bürgerliche Verordnung, welche ich billige, möchte ich nachahmen, oder einem andern zur Nachahmung vorſchlagen. Erinnern wir uns an den weiſen Ausſpruch Solons: Wir wollen uns nicht bemühen, die vortreflichſten Geſetze zu geben, ſondern die beſten von denen, deren ein Volk fähig iſt. Die beſten Geſetze aber ſind die dauerhafteſten, die dauerhafteſten ſind die von dem Volke geliebteſten; die geliebteſten aber ſind die, welche ſeinen Sitten am beſten entſprechen.

Ich will dir von mir erzählen, daß, nachdem ich vieles über die Geſetze nachgedacht und geſchrieben habe, und die Arcadier und Lyrenäer mich um Geſetze baten, ich den erſten antwortete: ihr ſeyd noch zu roh und wild; den zweiten: ihr ſeyd ſchon zu verdorben. Für Griechenland laſſen ſich gegenwärtig keine andern Geſetze mehr geben, als die der Erziehung.

Gleich den Steinen, die das Waſſer in den Höhlen des Tanagrus bildet, häufen ſich die Geſetze und die öffentlichen Verordnungen eines Volkes ſchichtenweiſe auf; und die erſte Lage hat immer jene Rauhigkeit, und beinahe möchte ich ſagen, jenes Zackige, an das ſich die zweite anhängt. Unſere Griechen aber, gleich einem von der Kunſt und langem Gebrauche geglätteten Steine, haben keine Idee mehr, die ſie für wahr halten, keine Sitte, die ſie für heilig, keine Gewohnheit, die ſie für nothwendig, kein Beiſpiel und Anſehn, das ſie für ehrwürdig anerkennen. Wo iſt alſo hier das Gezacke, an das der Geſetzgeber ein neues Gebäude anfügen könnte? Wir haben von alten Ideen und erhabenen Geſinnungen unſerer Vorfahren nur noch den Haß gegen den großen König; einen Haß, von welchem ein Krieger, aber kein Geſetzgeber Nutzen ziehen kann.

Zerlege einmahl jene römiſchen Verordnungen, die dir gegenwärtig ſo ſehr gefallen, in ihre erſten Elemente; ſo wirſt du ſehen, wie alles von der Zeit gebildet iſt, wie eine Idee der anderen folgte, wie ſich die Verfaſſung allmählich vervollkommnete; aber unter den Veränderungen und Vermehrungen wirſt du immer die erſte urſprüngliche römiſche Lage erkennen, und in dem ganzen Laufe der Veränderungen wirſt du daſſelbe Geſetz immer wieder finden, welches der Hauptgrund des Lebens dieſes Staates des Kriegsgottes zu ſeyn ſcheint. Die Römer haben ſich vervollkommnet, aber ſie haben nie aufgehört, Römer zu ſeyn.

Lange waren die erſten Römer, wie die erſten Griechen wild, fremd, und lebten nach Art wilder Thiere, und kannten keine andere Gottheit und kein anderes Recht (denn dieſe beiden Ausdrücke bezeichnen in ihrer Sprache, wie du ſelbſt bemerkt haſt, beinahe daſſelbe) als die Gewalt.* Und was bedeutet der Nahme jenes *Romulus* ſelbſt, der ſie vereinigte, anders als Gewalt? Sie lebten vom Raube: die Weiber ſelbſt waren Beute, und ihre Söhne, unſere Heroen, waren nichts anders als Abkömmlinge der berüchtigſten Räuber.

Welches war die erſte Herrſchaft, die dieſe Menſchen kannten? Die der Gewalt. Selbſt nach ſo vielen Jahrhunderten geben ſie dieſer Herrſchaft allein den Beinahmen der *beſten*.** Welche Art der Erwerbung und Erhaltung dieſer Herrſchaft kannten ſie? Beſitzergreifung und Handhabung: immer nur die Hand, immer die Gewalt; nie kein Vertrag oder Geſetz.

Allmählig verbanden ſich dieſe Tapfern in eine Familie; aber der Vater, der ſtärkſte von allen, war zu gleicher Zeit das Oberhaupt, der Richter und Prieſter. An einige Tapfere ſchloßen ſich viele Schwache an, und wurden entweder ihre *Sklaven* oder *Clienten*; jene gefangen genommen und von dem Tode gerettet, zu welchem ſie eine ältere und härtere Grauſamkeit zu verdammen pflegte; dieſe angereizt durch die Hoffnung des Schutzes, und einiges Genuſſes von Gerechtigkeit theilhaftig.

Die Familienhäupter vereinigten ſich, und bildeten zuerſt Stämme und nachher die Städte. Da aber die Sklaven und Clienten keinen Antheil an ihrer Bildung gehabt hatten, ſo blieb die Oberherrſchaft, die Religion und das Gericht allein in den Händen der Väter. Das Gericht blieb frei, wie es noch gegenwärtig in Rom iſt, denn keiner der Väter wäre einem gewichen, außer der Mehrzahl. So wurden, wie du dich erinnerſt, Homers Helden vor der Verſammlung ihrer Väter gerichtet.* Das Gericht blieb innerhalb des häuslichen Kreiſes; denn welcher Vater hätte wohl gerne einem andern das Recht überlaſſen, in ſeinem eigenen Hauſe zu herrſchen?

---

* Vico de Antiqua Ital. Cap.

** Optimum jus quiritium. — Quirites war gleichbedeutend mit fortes, hastati. &c. &c. Optimus war das Epitheton der Tapferſten.

Bis hieher haben alle Völker einen Gang in ihrem bürgerlichen Leben befolgt. Die Veränderungen wurden durch Sklaven und Clienten herbeigeführt, welche den Pöbel bildeten, der die Rechte der Väter beneidend nach Gleichheit und Freiheit ſtrebte, und nach den verſchiedenen Anſprüchen und den mannigfaltigen Reſultaten derſelben änderte ſich das politiſche Leben der Völker, die Geſetze und Verordnungen, und ein Volk wurde von dem andern verſchieden.

In einigen Staaten machte der Pöbel gewaltſame Bewegungen, und es kam zu einer Volksherrſchaft. In andern machte ſich einer der Väter, der das ehrgeizige Beſtreben hatte, den Vorrang vor andern ihm gleichen zu erhalten, durch den Anhang des Volkes, dem er neue Rechte und Vorzüge verſprach, mächtiger. In andern endlich räumten die einſichtsvollſten der Väter dem Pöbel nach und nach den freien Beſitz der Länder, ſo wie Antheil an den Geſetzen, Befehlen, ehelichen Verbindungen und der Religion ein.

Diß iſt der geheime, aber wahre Grund des mannigfaltigen Lebens der Staaten. Diejenigen, in welchen die Väter thörichterweiſe auf ihren Rechten hartnäckig beſtanden, und ihre Hartnäckigkeit glücklich durchſetzten, geriethen in Verfall. Da die Väter nicht gerecht ſeyn wollten, mußten ſie immer die ſtärkſten ſeyn; da ſie durch Gerechtigkeit den Neid des Pöbels nicht vertilgen wollten, ſo mußten ſie dieſen immer im Elend und in der Unterdrückung erhalten, um den Neid unſchädlich zu machen; die Väter behielten ihre Privilegien, aber der ganze Staat wurde auf das äußerſte geſchwächt, weil gerade ſein zahlreichſter Theil unglücklich und ſchwach blieb; und bei der erſten Gefahr wurde er die Beute des erſten Fremden, der ihn erobern wollte.

---

* Siehe Pagano Saggi Politici. — Filangieri 4. III.

Jene andere Staaten, in welchen das Volk ſeine Rechte mit Gewalt wieder an ſich geriſſen hat, haben ſtets Verordnungen gehabt, welche eher von der Rache als Weisheit eingegeben ſind, und lebten meiſt ein kurzes und durch Mord und Unruhe getrübtes Leben; wie dieſes beinahe der Fall aller griechiſchen Staaten in der Periode war, welche auf den trojaniſchen Krieg folgte, als das Volk die Abweſenheit der Tapfern nützte, die der Ruhm an die Ufer des Mäanders zum Heldentod rief, und ſeine verlohrne Freiheit wieder zu erlangen ſtrebte, und gegen die Güter und Familien der Abweſenden viele Ungerechtigkeiten begieng.* So ward auch zur Zeit der Herakliden, nehmlich damals, als die Groſſen ſich bemühten, die verlohrnen Rechte dem Volke wieder zu entreiſſen; Unglück weiſſagende Verſuche, denn ſie widerſtreiten der ewigen Ordnung, kraft der die Ideen nie zurückſchreiten können; und ſie hatten auch nur in denen Staaten einen glücklichen Ausgang, in welchen es zwiſchen dem Volke und den Großen zu billigen Vergleichen kam. So war es in Sparta. In den übrigen Staaten giengen entweder die Herakliden oder das Volk, oft auch der ganze Staat zu Grunde.

---

* Plato de Legibus. — Ueber dieſen Gang der Völker. Siehe Vico Scienza nuova. Pagano Saggi politici.

Wo einer der Väter über alle übrigen die Oberhand erhielt, entſtand gewöhnlich Tyrannei, und alle die Uebel und Unfälle, welche die Götter zu Begleitern und unzertrennlichen Gefährten dieſer Peſt der Menſchheit gemacht haben.

Siehſt du den ewigen Kampf zwiſchen den Vornehmen und dem Pöbel, den Reichen und den Armen? In ihm beſteht nicht nur das Leben von Rom, Athen, Sparta, ſondern von allen Staaten. Wo er nicht iſt, da iſt kein Leben; daſelbſt hat ein eiſernes Joch, das dem Bürger aufgelegt iſt, alle menſchliche Leidenſchaften, und mit dieſen den Keim aller Tugenden, den Antrieb zu den größten Unternehmungen ausgetilgt. Bei'm großen Könige, keiner wird dem andern mehr nacheifern; und wer ſollte einen beneiden, wenn alle werthlos ſind? Wie lange währt das wahre Leben eines Staates? Solange, als der Streit währt. Alle Völker haben eine gewiſſe, beinahe möchte man ſagen, verhängte Periode des Daſeyns, welche mit der größten Barbarei, das iſt, mit der gränzenloſeſten Unwiſſenheit und Unterdrückung beginnt, und ſich mit der zügelloſeſten Nichtachtung der Verordnungen, Sitten und Ideen endiget. In der erſten Periode haben die Väter alles, ſie wiſſen alles, thun alles und beſitzen alles. Würde die Sache immer ſo bleiben, ſo würde der Staat immer barbariſch, das heißt, immer kindiſch bleiben. Man muß dem Volke nachgeben, aber allmählig, und ſo daß man ihm weder mehr noch weniger gebe, als es bedarf; Uebermaß auf der einen oder andern Seite hat entweder gefährliche Aufruhr oder eine Erſchlaffung zur Folge, die noch trauriger als der Aufruhr ſelbſt iſt. Das Volk muß immer glücklich ſeyn, und immer neue Bedürfniſſie haben, weil dieſes das gewiſſeſte Zeichen ſeines Glückes iſt. Wehe dem Staate, in welchem das Volk nichts beſitzt!* Aber zweimal wehe dem, indem es nichts beſitzt und zugleich nichts verlangt! Es iſt ein Beweis, daß ihm das Elend nicht nur die Hälfte des Lebens, wie Homer ſagt, ſondern ſelbſt den letzten Lebensathem geraubt hat, der uns im Elend noch bleibt, und durch Wehklagen ſich äuſſert. Jedoch muß das Volk ſeine Forderungen mit Beſcheidenheit machen, ſie mit Danke empfangen, und nie aufhören zu hoffen. Und du haſt ganz Recht, wenn dir dieſe Mäßigung des römiſchen Volkes in ſeiner Geſchichte ſo bewundernswürdig erſcheint, daß du ſie beinahe unter die Mileſiſche Fabeln und andere der Art zählen möchteſt, die unſere Ammen den Kindern erzählen.** Aber kennſt du den Urſprung dieſer Sitte, die du für ſo auſſerordentlich hältſt? Sie entſpringt aus der ungemeinen Ehrfurcht, welche die Römer für ihre Religion und für die Gebräuche ihrer Vorfahren haben. Diß ſind die zwei Hauptpfeiler, auf denen die ganze Maſchine ihres Staates beruht.*** So lange dieſe Sitte der Mäßigung herrſchend ſeyn wird, wird Rom ſtets glücklich ſeyn. Aber kaum wird ſie dahin ſeyn, ſo wird das Volk alles begehren, und die Väter werden in allem nachgeben müſſen. Denn nachdem die Stände allmählig gleich geworden ſind, wollen auch die Menſchen einander gleich werden; und nachdem die Rechte gleich geworden ſind, verlangen ſie auch Gleichheit der Güter; woraus ewiger und gefährlicher Streit entſteht; ewiger, weil der Grund des Streites immer beſteht, weil es immer Arme geben wird, weil es immer geringbedeutende Männer geben wird, welche große Anſprüche machen, und große Verdienſte zu haben glauben; gefährlicher, weil dieſer Streit immer den zahlreichſten Theil des Volkes in Bewegung ſetzen wird, nehmlich die Armen, Unbeſchäftigten, Laſterhaften, kurz alle die, welche nichts zu verlieren haben, und daher kein Mittel abweiſen, das ſich ihnen zum Gewinn darbietet. Die Bevölkerung Roms wird zunehmen, aber glaubeſt du, die Zahl der Weiſen und Rechtſchaffenen werde deßwegen auch zunehmen? Die Verſammlungen werden ſtürmiſcher, die Entſcheidungen unverſtändiger werden. Von den politiſchen Unruhen werden die Bürger zum Kriege ſchreiten. Bei ſo vielen Partheien wird nothwendig jede ein Oberhaupt haben müſſen; und von ſo vielen Oberhäuptern wird eines Ueberwinder der übrigen werden. Auf dieſe Art wird der Streit und das Leben des Staates ein Ende nehmen.

---

* Aristot. polit.

** Auch Machiavell hat dieſe gemäßigte Sitte des römiſchen Volkes aufgezeichnet. Discors. L. I.

*** Polybius.

LXVIII.

Von Pontius an Architas.

Politiſcher Zuſtand Italiens. Mängel der ſamnitiſchen Verfaſſung. Roms Fortſchritte.

Es iſt dir ſchon bekannt, daß zween Geſandte von Rom in unſerem Staate angekommen ſind. In den erſten Tagen ſprachen ſie von nichts, als von einem gewiſſen Getreide, das ſie von den Campaniern gekauft oder nicht gekauft haben, ich weiß das nicht. Der wahre Zweck ihrer Ankunft aber iſt der, das Bündniß zu erneuern, das ſeit vielen Jahren das römiſche und ſamnitiſche Volk mit einander verbindet; ein Bündniß, das, wie du weiſt, für eine beſtimmte Zeit geſchloſſen iſt, und das nun ſeinem Ende ganz nahe iſt. Sie haben dieſen ihren Plan mir und mir allein und vor allen andern anvertraut; ich zeigte mich nicht ſehr geneigt, ſie zu begünſtigen, und ſie verſuchten es hierauf bei andern, und bei vielen mit Erfolge. Die Sache wird vor die Volksverſammlungen gebracht werden. Wer weiß, was meine Amtsgehülfen beſchließen? Rom hat ſehr viele Freunde bei uns. Die Deputirten von Iſernia ſind alle für Rom geſtimmt, und vor einigen Tagen ſagte mir Einer von ihnen, wenn je der Krieg zwiſchen Rom und Samnium ausbrechen würde, ſo würde Iſernia zweifelhaft ſeyn, wem von beiden es folgen ſolle. Werdet ihr es je mit den Römern halten, antwortete ich ihm, ſo hoffe ich, die Götter werden nicht zugeben, daß die Samniten auch nur einen Augenblick Bedenken tragen, Iſernia zu zerſtören.*

Andere glauben aufrichtig, dieſes Bündniß werde von ſehr großem Nutzen ſeyn. Ich dagegen halte es für Samnium und alle ſeine Verbündeten höchſt ſchädlich.

Was bedarf es für uns und die Römer eines Tractats, um Freunde zu ſeyn? Es iſt kein alter Streit beizulegen, kein Grund zur Beſorgniß einer neuen Feindſchaft da. Wozu wäre es alſo nöthig, daß ein römiſcher und ein samnitiſcher Feciale ** zuſammentreten, um ein Schwein auf einem Altare von Raſen zu tödten, und Jupiter den Erhabenen anzurufen, daß er als Zeuge und Rächer des Beſchwornen ſich erbiete; nehmlich daß wir in der Gleichheit der Rechte leben wollen, die nicht die Regenten, nicht die Prieſter dieſes oder jenes Staates erſonnen und aufgezeichnet haben, ſondern die Jupiter ſelbſt allen Völker gelehrt, und allen Menſchen in das Herz eingeprägt hat? Jede Angelobung wäre überflüſſig und unnütz. Und was unnütz iſt, wird bald gefährlich, entweder weil es das nicht zu thun erlaubt, was dem Vaterlande nützlich ſeyn würde, oder weil es das zu thun nöthiget, was ihm ſchädlich ſeyn würde.

---

* Und dieß geſchah auch.

** Auch die Fecialen waren den Samniten und Römern gemeinſchaftlich. Liv. VIII.

Zu anderen Zeiten würde ich vor allen andern Freundſchaft und Bündniß mit einem tapfern Volke gewünſcht, gerathen und vorgeſchlagen haben, da es immer der Freundſchaft würdig iſt, wenn es nicht der Nebenbuhler iſt. Wir waren auch Freunde der Römer, ſo lange ſie unſerer Hülfe gegen tapferere Gegner bedürftig waren. Die Macht der Hetruſcer war noch nicht zerſtört; die Volſcer und Hernicer waren noch ſehr mächtig, und uns zu nahe. Ohne unſere Freundſchaft würde Rom ſeit langer Zeit nicht mehr exiſtiren. Und was war denn Rom? Ein ganz kleiner Staat von jenem kleinen Theile Latiums, der von Alba abhieng; und unter den dreißig Staaten, die den Bund der lateiniſchen Albaner bildeten, war Rom vielleicht der jüngſte, wie der ſchwächſte.[*] Ich weiß, daß ich bekannte Dinge erzähle, allein doch halte ich ihre Wiederhohlung nicht für überflüſſig. Rom bricht die alten Verträge, und jene Verbindung nicht nur der Waffen und Geſetze, ſondern auch der Religion und ehelichen Verbindungen, die es mit Alba verband; es empört ſich, überwindet Alba im Kriege, zerſtört es und fängt an allein alle *lateiniſchen Albaner*[**] zu beherrſchen. Jetzt beherrſcht es auch die *lateiniſchen Rubuler*, es beherrſcht ganz Latium, das zwiſchen der Tiber, dem Anienis, Uſentus und dem

---

[*] Dion. Halicarn. III.

[**] Ebenderſ. — Strab. VI.

Meere liegt; und übt daſelbſt eine viel gewaltigere Herrſchaft aus, als die unſrige; denn unter dem Scheine des Bündniſſes und der Rechts-Gleichheit iſt die Herrſchaft ganz und ungetheilt in den Händen Roms; und die Lateiner, ihre ſcheinbaren Bundesgenoſſen, dürfen ſich ohne Einſtimmung der Römer [*] nicht einmal zu ihrer Selbſtvertheidigung gegen die Einfälle der Hernicer und Volſcer bewaffnen. Füge zu dieſer Herrſchaft noch alles das hinzu, was Rom bereits ſeit älteren Zeiten beſaß; einen großen Theil der ſabiniſchen Länder und ganz oder beinahe ganz Hetrurien. Noch ſind die Volſcer und Hernicer, der Wahrheit nach die mächtigſten, und unter Roms [**] Feinden die hartnäckigſten übrig; aber was haben ſie außer dem Namen ihrer alten Macht noch? Die Volſcer haben Anzio, ihre Hauptſtadt, die zur Vertheidigung unumgänglich nöthig, für den Handel ſehr gelegen iſt, bereits ſeit hundert und zwei und zwanzig Jahren verlohren. [***] In dem letzten Frieden, den ſie zur Erhaltung ihres Gebiets und ihrer eigenen Geſetze abſchloſſen, mußten ſie auf eigene Bewaffnung Verzicht thun, und ſich verbinden, unter den Fahnen der Römer zu dienen. [****] Ich weiß wohl, daß, ſobald ſie ſich von dem erlittenen Schaden erhohlt haben werden, ſie von neuem das Kriegsglück verſuchen werden; aber wohl läßt ſich ebendas beſorgen, was den Hernicern vor fünfzehn Jahren [*****] begegnet iſt; auch ſie werden, wie die Hernicer, mit den Völkern Latiums vereiniget werden.

[*] Liv. L. III. IV. VII. VIII.

[**] Fl. 2. B.

[***] In dem Jahr der Stadt 284.

[****] Dionys. Hal. IX.

[*****] Am 12. T. des J. 391. Liv. III. 42.

Welches Land, welches Volk bleibt alſo noch in der Mitte zwiſchen uns und den Römern? Die Auruncer, die Oſcer, die Auſoner, die Sidiciner; elende Völkchen, welche ſtatt die Grenzen eines friedlichen Gebiets zwiſchen zwei mächtigeren Völkern zu ſeyn, die Lockſpeiſe des gegenſeitigen Ehrgeizes und Veranlaſſung ewigen Krieges ſeyn werden. Ich weiß nicht, für wen, wann und wie; aber innerhalb weniger Jahre wird einer von uns ſie beherrſchen wollen; der andere wird ſie vertheidigen wollen; und es wird ein Krieg entſtehen, von dem ich zwar nicht vorausſehen kann, welchem von uns er unſelig ſeyn werde; aber das ſehe ich wohl ein, daß er für beide zugleich nicht von glücklichen Folgen ſeyn könne. *

Du ſiehſt hieran, wie alles umgeändert iſt, und wie der Weiſe genöthiget iſt, auch ſeine Plane zu ändern. Wir waren Bundsgenoſſen der Römer, ſolange ſie unſerer Freundſchaft bedurften, um vor den Volſcern und Hernicern, die damals noch mächtig und unſere Nachbarn waren, geſchützt zu ſeyn. Wer iſt jetzt der mächtige? Rom. Und wenn wir einſt Nebenbuhler unſerer mächtigen Nachbarn, der Hernicer und Volſcer, geweſen ſind, warum wollen wir uns denn nicht auch davon überzeugen, daß wir entweder frühe oder ſpät auch Nebenbuhler der Römer ſeyn müſſen, die jetzt mächtig und unſere Nachbarn ſind?

Du ſiehſt, mein lieber Architas, in welchem Zuſtande ſich gegenwärtig die verſchiedenen Völker befinden, welche Italien bewohnen. Von den Hetruſcern iſt nur noch der Name übrig; die Gallier haben von

---

* Dieß geſchah wenige Jahre nachher würklich. Der Krieg zwiſchen den Römern und Samnitern entſtand wegen der Sidiciner, die, von den Samnitern bedroht, ihre Zuflucht zu dem Schutz der Römer nahmen.

ihrem alten Reiche nur noch den zwiſchen den Apenninen und den Gränzen des adriatiſchen Meeres liegenden Theil; der andere, der zwiſchen den Apenninen und dem thyrrheniſchen Meere liegt, erkennt den alten Urſprung nicht mehr an; hier ſind Gallier, dort Lateiner, Volſcer, Samniten .... Der Bund eurer Staaten iſt aufgelöst; ein großer Theil der Gegenden, welche ihr bewohnet, dienet der Uebermacht der Syracuſaner. Die Thoren von Bruzier haben keine Macht mehr, Gutes zu würken, eine ſehr große dagegen, Uebel zu thun, denn ſie können Italien, ſobald ſie wollen, dem Feinde des Meeres öffnen. Die Lucaner haben genug zu thun, ſich gegen die Bruzier und Syracuſaner zu vertheidigen. Kurz durchgehe ganz Italien von der Scylla bis zu den Alpen, ſo findeſt du nur fünf Völker, die man noch gegenwärtig mächtig nennen kann: die Lucaner, die Tarentiner, Samniter, Palignar und Römer. Denn die Gallier rechne ich nicht unter dieſe Zahl, da ſie zwar der Menge nach ſtark, aber aus Mangel an trefflichen Staats-Anordnungen ſchwach ſind; ſie ſind mehr durch einen plötzlichen Anfall als nach einem berechneten Syſteme Freunde und Feinde, und können wohl eine Streiferei, aber nicht leicht eine Eroberung machen.

Und wenn man unter den genannten fünf Völkern je einem den Vorrang zuerkennen ſollte, ſo müßte man ihn unſtreitig den Samnitern und Römern, ſowohl wegen der Stärke als Tapferkeit ihrer Heere, als auch wegen der langen Kriegserfahrung und Angewöhnung an den Sieg zuerkennen. Aber gerade dieß macht die Ausführung dieſer beiden Völker ſchwieriger. Kleine Völker haben meiſtens eine untrügliche Leiterin an der Nothwendigkeit; große dagegen bedürfen vieler Klugheit; die erſten können nur Anlaß zum Böſen geben, die zweiten können es ſelbſt thun.

Es gibt eine gewiße Klugheit für den einzelnen Menſchen; eine andere, das Innere eines Staates zu regieren; endlich wieder eine andere, die Intereſſen vieler verſchiedenen Völker zu leiten; die man die Völkerklugheit nennen könnte, ſo wie man jene beiden Privat- und Staatsklugheit nennt. Mangel an dieſer letzteren Klugheit hat den Ruin der meiſten Völker zur Folge gehabt. Es verhält ſich mit den Völkern gerade wie mit den Menſchen: der größte Theil iſt ein Opfer falſcher Freundſchaften und ungelegener Feindſchaften; und, wie es auch der Fall bei Menſchen iſt, das ſchwerſte in dem Syſtem der Völker iſt zu wiſſen, weſſen Freunde oder Feinde ſie ſeyn ſollen. Viele Menſchen und Völker richten ſich hierin nach der Gewohnheit, und ſind entweder der Meinung, es gebe hierin keinen Grund der Beſtimmung, oder ſetzen ſie den Grund einzig in die That ſelbſt, und ſind Freunde oder Feinde, blos weil ſie es ſind. Andere haben einen gewiſſen Grund und befolgen gewiſſe Maximen, aber aus Unkenntniß der Zeit und Umſtände folgen ſie ſklaviſch auch unter veränderten Umſtänden ihren alten Maximen. Laſſet uns Freunde mit den Römern ſeyn, ſagen die erſten, weil wir es immer geweſen ſind; laſſet uns ihre Freunde ſeyn, ſagen die zweiten, weil ihre Freundſchaft uns den Sieg über die Volſcer und Herciner unſere Nachbarn und Nebenbuhler verſchafft hat. Das größte Uebel aber iſt dieß, daß unter dieſen verſchiedenen Meinungen meiſtens, wie es immer der Fall bei ſchwierigen Berathſchlagungen iſt, wo die Wahrheit ungewiß und von den Menſchen immer gerner die eigene als die wahre Meinung angenommen iſt, daß jene halben Rathſchläge vorgezogen werden, die weder von Feinden befreien, noch die Freunde vermehren. * Solche Rathſchläge verſchaffen dem, der ſie vorſchlägt, bei dem Volke den Ruf eines ſehr geiſtvollen Mannes, denn das Volk ſchätzt die Schwierigkeit, einen Plan zu entwerfen und ſo viele verſchiedene Ideen zu vereinigen, höher, als den wahren Nutzen des Plans; und da jeder ſeine eigene Anſicht darin erkennt, ſo erwirbt ihm die geſchmeichelte Eigenliebe das allgemeine Wohlgefallen. Auf dieſe Art werden in den Staaten jene Halb-Weiſen vorgezogen, die nach meiner Anſicht einen viel geringeren Werth haben, als ein Thor. Jeder glaubt, indem er ihnen folgt, er folge ſich ſelbſt; und keiner fragt: folge ich auch dem, was wahr iſt?

Ich denke anders. Jene erhabene Klugheit der Völker iſt leichter, als man glaubt. Die Völkerklugheit iſt der Staatsklugheit gleich; dieſe iſt von der Klugheit des einzelnen Menſchen nicht verſchieden: und alle drei haben nur ein Prinzip, die Tugend. Alle Irrthümer entſpringen, ſeit die Menſchen die Klugheit, welche gerade das Reſultat aller anderen Tugenden ſeyn ſollte, in die Kunſt verwandelt haben, ſich von jeder Tugend loszuſagen. Daher die Ungewißheit in den Maximen, das Schwankende in den Planen, und in der Ausführung die Langſamkeit oder Aengſtlichkeit. Laſſet uns nicht auf einem Wege wandeln, der uns nicht zum Ziele führen kann.

Laſſet uns den guten Weg betreten; ſo werden wir bald erkennen, was wir zu thun haben.

Der erſte und vorzüglichſte Rath wäre der, daß alle die, welche wir als die erſten Völker Italiens nannten, im Frieden lebten, und das Recht auf den

---

* Ausſpruch von Ponzius nach dem Tage des caudiniſchen Jochs.

Genuß der Glückſeligkeit nicht auf ein kommendes Jahrhundert und Geſchlecht verſchöben, wie dieß gewöhnlich die Ehrgeitzigen thun. Der Friede aber iſt die Tochter der Tugend: ihn zu genieſſen muß man gemäßiget und gerecht ſeyn, und ſich feſt überzeugen, daß man immer, bevor man an fremde Häuſer denkt, vieles in ſeinem eigenen zu verrichten hat, und daß die Natur, die nie ſtiefmütterlich handelt, dieſes hinreichend für unſere Glückſeligkeit ausgeſtattet hat.

Ihr werdet ſagen, ſo große Gerechtigkeit und Mäßigung laſſe ſich von keinem Volke erwarten, denn, wenn auch einige ſie beobachteten, ſo würden ſie doch nicht alle auf gleiche Weiſe beobachten, und die Lüſternheit eines einzigen würde die allgemeine Ungerechtigkeit zur unvermeidlichen Folge haben; wenn auch die Großen ſie beobachten würden, ſo würden es doch die Kleinen nicht thun, welche den allgemeinen Frieden mehr ſtören, als die Großen, weil ſie mehr Neid und Furcht und häufigeren Aufruhr haben; denn, da ſie keine Vaterlandsliebe beſitzen, die bei der allgemeinen Schwäche verſchwindet, ſo iſt jede Parthie unruhiger, weil ſie die Hülfe eines mächtigen Fremden weder verſchmähet noch daran zweifelt; und dann iſt eines dieſer mächtigen Völker beinahe zur Eroberung genöthiget, damit das andere ſeine Herrſchaft nicht durch ſolche freiwilligen Unterwerfungen vermehre. Ich bin nicht in Abrede, daß dieß alles wahr ſey, und daß man, um einen dauerhaften Frieden zu erhalten, alle die kleine Völklein hinwegräumen müſſe, für welche die Unabhängigkeit eine ihre Kräfte überwiegende Laſt iſt. Glaubt ihr aber deßwegen, ein Bündniß mit den Römern ſeye uns nöthig, und könne uns je nützen, und dieß Bündniß könne uns der Tugend entheben?

Wir ſind lange Zeit in Bündniß mit den Römern geſtanden; wir haben gemeinſchaftlich Krieg geführt, haben die Eroberungen getheilt, und vielleicht war der Theil, der uns zufiel, wohl der größere. Den Volſcern haben wir wirklich den ganzen Landesſtrich abgenommen, welcher ſich bis nach Laſino und beinahe nach Sora erſtreckt; der gröſte und fruchtbarſte Theil Campaniens gehört uns, wir beherrſchen als Herren, als Beſchützer, als Verbündete (was iſt an dem Namen gelegen?) beinahe ganz Daunia. * Als dieſes Bündniß geknüpft war, o! wie viel mächtiger war Samnium als Rom; während dieſer Zeit haben wir viel mehr erobert, als Rom; folgt etwa daraus, daß uns die Römer jetzt an Macht gleich ſtehen? Und doch, woher kommt es, daß die Römer aus eben dieſem Bündniſſe und von eben dieſen Siegen größere Vortheile gezogen haben, als wir?

Laſſet uns das Bündniß erneuren: das heißt eben ſoviel, als, laſſet uns fortfahren, zu handeln, daß ſich Rom immer mehr vergrößere, als Samnium, das, ohne etwas zu verlieren, ja ſogar noch einiges von Staaten erobernd, zur gröſten Tiefe herabſinkt; laſſet uns das durch eine übelgewählte Freundſchaft verlieren, was uns kein Krieg rauben kann. Und wenn die Erfahrung dieſe meine Behauptung in der Vergangenheit beſtätiget, ſo beweißt ſie die Vernunft für die Zukunft. Rom kann von unſerer Freundſchaft Nutzen ziehen, wie wir es von der ſeinigen nicht können. Denn, wenn wir die wenigen Länder getheilt haben werden, welche noch von den Hernicern und Volſcern übrig ſind; ich will auch noch die der Auſaner, Aurumer und Sidiciner hinzufügen, ſo können wir keine weitere Eroberung mehr mit den Römern gemeinſchaftlich ma-

---

* Die Beweiſe dieſer letzten Begebenheit ſehe man bei Liv. VII. VIII. IX.

chen. Die Römer dagegen können, ſo viel ſie wollen, ſowohl in Hetrurien als in Gallien erobern; unſere Freundſchaft nützt ihnen, damit ſie nicht zu gleicher Zeit zwei Feinde zu bekämpfen haben. Und hätten wir uns auch wirklich nur ein einziges mal bewegen laſſen, unſere Waffen in Gemeinſchaft mit den Galliern gegen Rom zu tragen; gewiß der Wanderer würde, wenn er auf den Hügeln um die Tiber weilte, jetzt ſagen: hier war einſt Rom. Uns aber hat (was ich nicht beklage) immer Vaterlandsliebe, Sprache, Religion, Sitten und Verſchiedenheit der Denkart von dem Bündniß mit den Galliern entfernt gehalten; und weit entfernt, uns mit ihnen gegen Rom zu verbinden, haben wir jenen Reſt von dem Heere des Brennus, der ſich auf dem Wege von Apulien rettete, geſchlagen und aufgerieben. * Dieß iſt alſo der bedeutende Vortheil, welchen Rom aus unſerer Freundſchaft zieht. Wenn aber Rom einſt den unzugänglichen Ciminiſchen Wald durchdrungen, und auf dem Gebiete der Hetruſcer, Umbrier und Gallier Eroberungen machen wird, werden wir dann auch eingeladen werden, werden wir auch in ſo entfernten Ländern an ihren Eroberungen Theil nehmen können? Und dort wird der Sieg für die Römer leicht ſeyn, leicht die Eroberung, da ſie entweder ſchwache Völker finden, wie die Hetruſcer und Umbrier, oder ſchlecht regierte, wie die Gallier. Von welcher Seite Italiens können dagegen wir und dieß mit gleicher Leichtigkeit ſo große Eroberungen machen? Die Völker, welche gegen Oſt und Nord Samnium umgeben, haben Waffen, Anordnungen, eine öffentliche Verfaſſung; ſie ſtehen in Freundſchaft mit andern Völkern Italiens; und es wird ſchwer ſeyn, mit einem den Krieg zu unternehmen,

---

* S. Grimaldi Annal. V. 2.

ohne ihn zugleich mit vielen zu führen. Unſer Ehrgeitz iſt bekannt Selbſt die Völker, welche wir erobert haben, ſind unſere Freunde nicht mehr. Gröſtentheils unſeres harten Regiments müde haben die Appulier, welche einſt unſeren Schutz wünſchten, gegenwärtig einen Abſcheu gegen unſere Herrſchaft;[*] ein Uebel, das jedesmal unvermeidlich iſt, wenn das Band, das die mannigfaltigere Theile des Staates verbindet, ſchwach iſt, und die Hülfe der Geſetze unwürkſam, und wenn die Provinzen mehr als ein Erbgut einiger wenigen mächtigen Privatperſonen, die als das Eigenthum des ganzen Volkes zur Verwaltung verliehen werden. Es iſt weder unwahrſcheinlich, noch ferne, daß dieſe Völker ſich einſt an ein anderes mächtigeres Volk um Schutz wenden werden; daß ſelbſt die Lucaner dieſes thun werden, ſobald die Gründe, aus denen ſie gegenwärtig unſere Freunde ſind, nemlich die Furcht vor der Macht Syracuſens nicht mehr ſeyn werden.[**] Es liegt in der Natur ſchwacher und unterdrückter Völker, gegenwärtige Uebel mehr zu fürchten, als zukünftige; in der Natur gleicher Völker dagegen, gegen Benachbarte argwöhniſcher zu ſeyn, als gegen Fremde: die Appulier werden einen neuen Herrn, wer es auch ſeyn möge, aufrufen, nur um uns nicht mehr zu gehorchen; die Lucaner, weil wir die einzigen ſind, die ihre Nebenbuhler ſeyn können. Wer verſichert uns, daß die Römer weder die Anerbietungen der Appulier, noch der Lucaner annehmen werden? Dieß iſt die ganze Folge des Bündniſſes, das wir ſo ſehnlich wünſchen: wir werden den Römern ſehr vieles nützen, ſie werden uns nichts nützen können; ſie wer-

[*] Livius VII. VIII. IX.

[**] Livius zeigt uns, daß es wenige Jahre nachher würklich geſchah.

den uns vieles Uebel zufügen können, wir ihnen dagegen keines oder ein ſehr unbedeutendes.

Laſſen wir uns nicht von trügeriſchen Hoffnungen täuſchen: laſſet uns die wahren Gründe der Dinge erkennen. Wenn wir nicht gemäßigt ſeyn können, ſo laſſet uns wenigſtens tapfer ſeyn; wenn es uns nicht vergönnt iſt, im Frieden zu leben, ſo laſſet uns darauf denken, im Kriege zu ſiegen. Die wahre Kraft eines Volkes aber beſteht weder in Volksmenge, noch in der Ausdehnung ſeines Gebiets. Sonſt wären alle Hauptvölker Italiens einander gleich, denn, wenn eines unter ihnen an Menſchenzahl und Gebiet nachſteht, wie ihr Tarentiner, ſo übertrifft es die andern an Reichthum und kann im Nothfall fremde Hülfsvölker in Sold nehmen. Und wenn man unter dieſen Völkern einem den Vorrang geben könnte, ſo würde man ihn unſtreitig einſtimmig uns Samnitern geben, ſowohl wegen der Menſchenzahl und dem ausgedehnten Gebiet, in dem wir keinem nachſtehen, als auch wegen der Fruchtbarkeit des Bodens, worin wir nur wenigen nachſtehen, und endlich des Reichthums wegen,[*] in dem wir nur euch allein nachſtehen. An Kriegsmacht laſſen ſich nur die Römer mit uns vergleichen, welche (dieß muß man zugeſtehen) uns durch ihr Fußvolk überlegen ſind,[**] und eine der unſrigen weit vorzuziehende Kriegszucht haben, ſo daß, wenn wir einſt Krieg mit ihnen führen werden, wir nicht aus Mangel an Tapferkeit beſiegt ſeyn werden; denn die unſrigen verachten den Feind genügend, aber ihren eigenen Feldherrn achten ſie nicht zur Genüge; bey den Römern dagegen iſt es ein uraltes und heiliges Geſetz, den Feldherrn mehr zu fürchten, als den Feind.*

---

[*] Liv. erzählt uns; daß in Samnium viel Gold und Silber war.

[**] Liv. VII, VIII. IX. B.

Dieſe beiden Nachtheile aber, die wir haben, entſpringen aus den inneren Mängeln unſerer Verfaſſung. Denn wo die politiſche Verfaſſung federativ iſt, iſt die Kriegszucht immer ſchwach. Die Geſetze geben und können dem Feldherrn volle Gewalt geben, aber ſie geben und können dem Heere die Gewohnheit zu gehorchen nicht geben. Wer geſtern nicht gehorcht hat, und weiß, daß er morgen nicht mehr gehorchen wird, wird heute ſchlecht gehorchen. Und wo keine gleichförmige, ſtrenge Kriegszucht herrſcht, da kann das Fußvolk nie überlegene Macht erhalten.

Hier iſt der wahre Grund unſers Uebels. Rom iſt tapferer, als wir, denn Rom iſt eins, und wir ſind viele. Rom hat Rathſchlüſſe und ſeine Herrſchaft; wir haben in unſern Rathſchlüſſen Zwietracht, in unſerer Herrſchaft Schwäche, in unſerem Heere Muth ohne Regel. Rom wird mit ſeinen Legionen ſchon ſchlagfertig ſeyn, wenn wir uns in unſeren Verſammlungen noch über die Frage ſtreiten, ob man den Krieg unternehmen ſolle, oder nicht. Rom wird mit all' ſeiner Macht den Krieg führen; wir werden die von Heſemia nie zum Kriege mit den Römern bereden können; die Capuaner werden ſich gegen uns verbinden.** Rom hat alle Völker, die es beſiegt hat, mit ſeinem Reiche vereiniget; und es dachte nie, dieſes mit den Lateinern oder ſelbſt den Albanern zu theilen; wir haben Samniten von Capua, Samniten von Cuma, Samniten . . . . . und alle dieſe vielen Samniten machen nicht ein Samniumo aus. Indem Rom ſein Reich vermehrt, vermehrt es auch ſeine Macht; wir ſchwächen unſere

---

* Liv. ebendaſ.

** Livius, VII. B.

Macht im Verhältniſſe des Wachsthums unſeres Reiches, denn in dem Verhältniſſe dieſes Wachsthums vermehren ſich auch unſere Streitigkeiten. Statt alſo an ein Bündniß oder an einen Krieg mit den Römern zu denken, laſſet uns bemühen, im Frieden mit ihnen zu leben, denn es iſt weder gut, ein Bündniß noch einen Krieg mit einem Volke zu haben, zu deſſen Vergrößerung wir keinen Grund, und zu deſſen Zerſtörung wir keine Hoffnung haben. Indeſſen laſſet uns darauf bedacht ſeyn, unſere inneren Uebel zu heilen; eingedenk, daß wahres und daurendes Glück nicht von äußeren Dingen, ſondern von Innen zu erwarten ſey. Dieſes Geſez haben die Götter auf gleiche Weiſe dem einzelnen Menſchen und ganzen Staaten gegeben. Das Volk bewundert das Glück eines Volkes, wenn es ſeine Siege und ſeine Größe ſieht; der Weiſe aber erkennt und verehrt die Tugend darin. Denn Würkung der Tugend ſind weiſe und tapfere Anſchläge im Krieg und Frieden, ſo wie jene Beſtändigkeit, die den beſten Anſchlag allein würkſam machen kann, die allein das Schickſal beſiegen kann, die ſich aber von keinem Volke erwarten läßt, deſſen Rathſchläge jeden Augenblick von den kleinlichten Berechnungen der Gegenwart und den flüchtigen Leidenſchaften weniger Mächtigen beherrſcht und geſtört werden. Ich behaupte nicht, daß die Samniter nicht noch gegenwärtig viele Tugenden, Herzhaftigkeit und Arbeitsluſt beſitzen . . . . kurz unſere Vorfahren können ihren Enkeln nicht in Allem Beifall ſchenken, aber Gottlob! ſie ſind auch nicht ſo weit gebracht, daß ſie ſich unſerer ſchämen müßten. Die Tugenden der Privatperſonen aber ſind nichts anders, als Leidenſchaften; nur allein die öffentliche Anordnungen können ſie zu wahren Tugenden bilden. Die Natur giebt uns nur Kraft, Kraft zu handeln und Widerſtand zu leiſten. Beide aber können große Laſter und große Tugenden hervorbringen, je nachdem der Zweck, auf welchen ſie gerichtet ſind, der ganzen Nation nützlich oder ſchädlich iſt. Wenn das Geſetz das Streben des Bewaffneten gegen den Feind richtet, ſo wird es aus ſeinen Bewaffneten eben ſo viele Helden machen; es wird dagegen eben ſo viele Räuber aus ihnen machen, wenn es daſſelbe gegen die Mitbürger ſelbſt richtet.

Wo alſo keine Geſetze ſind, da kann auch keine Tugend ſeyn, denn nur die Geſetze können jenen allgemeinen Zweck feſtſetzen, auf welchen ſich die ganze Energie der Privatperſonen richten muß; es giebt keine wahre Tugend, wo der Staat verdorben iſt.* Es läßt ſich aber nicht auf gleiche Weiſe behaupten, daß, wo keine Geſetze ſeyen, auch keine Laſter ſeyen; denn wenn keine Energie in den Bürgern iſt, ſo verſinkt Alles in Unmacht, und das unſeligſte Laſter iſt, das den Untergang herbeiführt: iſt einige Energie da, dieſe aber von den Geſetzen nicht ſo geleitet, daß ſie durch Einigkeit Gutes hervorbringe, ſo muß ſie nothwendig Zwietracht erzeugen; und weil ſie ſich nichts gegen den Feind richten kann, ſo muß ſie die Eingeweide des eigenen Vaterlandes zerfleiſchen.

Und ich glaube, und glaube es feſt, daß die Völker, welche die meiſte Energie beſitzen, gerade diejenigen ſind, welche die beſten Geſetze am meiſten bedürfen; für ſie giebt es kein Mittleres: entweder werden die Geſetze die beſten oder wird die natürliche Energie die ſchlimmſten aus ihnen machen. Die Völker dagegen, bei welchen die Energie der Einzelnen ſchwach iſt, laſſen ſich leichter leiten, ſie folgen mehr dem Manne, als den Geſetzen, und führen ſehr häufig nur durch die Stärke ihrer Anzahl groſſe Unternehmungen aus. Vergleicht man den

---

* Ponzius kehrt immer zu der Idee wieder zurück, die er in dem 1 Band dargeſtellt hat.

Einzelnen mit dem Einzelnen, ſo findet ſich, daß die Menſchen eines geſunkenen Volkes oft mehr Werth haben, als die eines ſiegreichen; aber ſie können nichts Gutes thun, und thun alles Uebel, weil ſie gute Verordnungen am meiſten bedürfen, und gerade dieſe am ſeltenſten ſind. Und in gute Verordnungen ſetze ich die ganze öffentliche Tugend, ohne welche es entweder keine Privattugend giebt, oder wenn es eine giebt, ſo iſt ſie ein falſcher Schein von Tugend, welche ganz im Nichthandeln beſteht. Und gerade meine Samniter bedürfen der öffentlichen Tugend mehr, als jedes andere Volk weil ſie von Natur die gröſte Energie haben; und weil ſie dieſe in hohem Grade haben, dagegen aber keinen Geiſt und Sinn, der ſie leitet, ſo verzehren ſie ſich in bürgerlichen Zwiſten, in Berathſchlagungen, welche trauriger als die Zwiſte ſelbſt ſind, in gegenſeitigem Streben nach Uebermacht, zwiſchen den Staaten, deren einer über den andern herrſchen will, und zwiſchen den Bürgern, die einander beherrſchen wollen . . . Kurz, es fehlt an öffentlichen Verordnungen, welche die Energie der Privatperſonen leiteten; der Staat hat keine Tugend, weil er keine Energie hat; und die Energie, welche Privatperſonen beſitzen, iſt ganz auf die Zerſtörung des Staates gerichtet.

Dieß iſt es, womit wir uns beſchäftigen müſſen, bevor wir an Bündniſſe denken. Aber wie die Menſchen in ihrem Unglück alles andere eher thun, als ihre eigene Fehler verbeſſern, ſo ſind auch die Staaten in ihrer Schwäche auf alles andere eher bedacht, als auf die Verbeſſerung ihrer eigenen Anordnungen. Deßwegen ſind die Gebrechen einzelner Menſchen wie ganzer Staaten ſo ſchwer zu heilen! Die Menſchen bewundern das Glück anderer ſehr gerne, um nicht ihre Tugend bewundern und achten zu müſſen; und ſie laſſen ſich immer leichter zu dem Geſtändniß bringen, daß ſie unglücklich als daß ſie Thoren oder laſterhaft ſeyen.

LXIX.

Antwort von Architas.

Eben die Unfälle, welche dein Vaterland erduldet, richten auch das meinige zu Grunde. Ihr ſeyd glücklicher, oder wenigſtens nicht ſo verachtungswürdig, als wir; denn, wenn ihr auch gleiche Uebel ertraget, ſo habt ihr doch geringere Schuld und kleinere Fehler. Ihr habt unſern Luxus, unſere Weichlichkeit, unſere Reichthümer, unſern Handel, unſere Nähe des Meeres, von welchem Handel, Geld und Weichlichkeit kommt, alles dieß habt ihr nicht. Keiner eurer Staaten hat bis jetzt den zum Tode verdammt, der in den öffentlichen Verſammlungen den Vorſchlag gemacht hat, das für das Theater beſtimmte Geld zum Kriegsgebrauch zu verwenden, wie es die Athenienſer gethan haben, und wie es meine Tarentiner zu thun willig ſind. Ihr ſeyd noch nicht bis auf den Punct geſunken, daß ihr euch entſchloßet, fremde Hülfe zu erbetteln, wie meine Landsleute zu thun bereit ſind, die nichts zu ſagen wiſſen, als: laſſet uns ruhig und fröhlich leben: die Samniter werden uns vertheidigen. Und wenn auch die Samniter fehlen, wird es auch an andern Völkern fehlen, die ſich gerne für uns tödten laſſen? Wir haben Geld: wir werden ſie bezahlen können. In jedem Falle iſt der König von Epirus an Volk reich, und nicht ferne.[*] Ihr ſchlagt euch noch für euer Vaterland, und haltet

[*] Die Tarentiner luden ihn würklich einige Jahre nachher ein: nachher riefen ſie den Pirrhus: beide mit dem unglücklichſten Erfolg.

es für ſüß und ruhmvoll, für daſſelbe zu ſterben. Wenn die Götter dich begeiſtern, wage es, weiſer Mann, und verſuche etwas für daſſelbe; und weil es noch des Lebens werth iſt, rette es, wenn du vermagſt, von der Zerſtörung, mit der es bedroht iſt. Knüpfe das Band der Geſellſchaft, das zu ſchwach iſt, enger; ſuche jener Langſamkeit abzuhelfen, welche von allzuzahlreichen Verſammlungen ſo großer Städte unzertrennlich iſt; und alle Völkerſchaften Samniums mögen ein einziger Staat werden. Mache ihre Plane feſter, und ſetze der Unbeſtändigkeit der Mediaſtuticer ihr Ziel; laſſe die Freyheit, ohne die kein Leben iſt, beſtehen, aber hebe die Anarchie auf, die ihre Ausübung hindert; und wenn du aus ganz Samnium einen einzigen Staat gebildet haben wirſt, ſo gieb ihm auch eine einzige Seele.

Wenn ich nicht irre, ſo ſeyd ihr in beſtändigem Kriege mit euren Nachbarn; und ich ſehe in kurzer Zeit den Ausbruch eines Krieges mit den Römern voraus, der ſich nur mit der Zerſtörung von Samnium oder Rom endigen wird. Welches von beiden Völkern das andere beſiegt, das wird Herr von Italien bleiben; denn aus eben dem Grunde, aus welchem der Krieg nur mit der Zerſtörung eines von beiden endigen wird, wird auch der Sieger Herr über alles werden. Dieß iſt nur ein Grund, nehmlich der: in Italien (verzeihe mir, o Vaterland; ich ſage es mit Schmerzen; aber kann ich es läugnen?) ſind nur zwey Völker, die wahre Völker ſind, ihr und die Römer; ihr könnet nicht Freunde ſeyn, weil ihr die einzigen ſeyd; ihr werdet euch bekriegen, weil euch niemand daran hindern kann; ihr werdet nicht Frieden ſchließen, weil euch niemand ausſöhnen kann; ihr werdet alles erobern, weil euch niemand widerſtehen kann.

Siehſt du das Schickſal deines Vaterlandes? Es ſteht auf dem Scheideweg; deine Pflicht iſt es, es auf den Weg zu leiten, der zum Glück führt. Nach dem Siege werdet ihr übermüthig und weichlich werden; zuerſt werdet ihr Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung, hernach die Geiſel von vielen, endlich Gegenſtand der Verachtung eines Volkes werden, das alle andere rächen wird. Aber was ſoll man gegen das Schickſal thun, das die Art nur mit der Zerſtörung der Einzelnen erhält? Wenn alle Nationen weiſe wären, ſo würde der die Verwünſchung der Menſchheit verdienen, der den Gedanken trüge, das Glück beſtehe in der Macht. Da aber die Sterblichen in ihrer Wohnung nicht friedlich ſeyn können, ſo iſt der weiſe, der bei dem beſtändigen Wechſel menſchlicher Dinge die Lage zu ergreifen weiß, in der er von andern den geringſten Schaden erleidet; und weil es das Schickſal der Völker will, daß ſie geboren werden, wachſen, alt werden, und ſterben, ſo darf der Weiſe die Regeln der Gerechtigkeit nie vergeſſen, ſondern ſoll ſie nach dem Gange des Schickſals einrichten, damit in allen Zeiten und unter allen Wechſeln ſein Volk ſo wenig unglücklich werde, als es möglich iſt.

N. S. Plato, der ſchon nach Syracus abgereiſt iſt, ſchrieb mir einen Brief, der großen Theils von eben dieſem Gegenſtande handelt. Ich ſchreibe dir ihn ab.

LXX.

Von Plato an Architas.

Ich ſage dem Dionys unaufhörlich, ſein Hauptgegenſtand müſſe der ſeyn, ganz Sicilien zu vereinigen; und ebendieß widerhohle ich den Syracuſanern unaufhörlich. Was auch der Ausgang ſeyn möge, welchen das Schickſal in dem gegenwärtigen Kampfe der Macht des erſten und der Freyheit der zweiten vorbehalten hat, dieſe Vereinigung kann nicht anders denn vortheilhaft ſeyn. Ihr ſprechet von Freyheit und Herrſchaft, ſagte ich zu jenem und zu dieſen; aber bevor ihr beſchließet, ob eure Nation ſich unterwerfen ſolle oder nicht, beſchließet vorher, ob ihr eine Nation ſeyn werdet oder nicht.

Die Carthaginenſer werden Sicilien nie freiwillig verlaſſen; und ſo lange die Sicilianer unter ſich getheilt ſeyn werden, werden ſie ſich daſelbſt erhalten, denn ſie werden in den uneinigen Gemüthern der Einwohner immer eine Parthie finden, die ihnen die Thüre zum Eingang öffnet, und die ſie hält, wenn ſie eingezogen ſind. Sind es nicht ſchon 83 Jahre, daß ſie ſich euch zum Trotze erhalten? Der Zufall mag zuweilen den Syracuſanern den Sieg verleihen, wie ihn einige ihrer Feldherren ſchon mehreremal gewannen; Syracus allein aber wird nie im Stande ſeyn, Carthago zu zerſtören; und ſo lange es das Kriegsglück verſuchen kann, muß es nothwendig von zehenmal achtmal ſiegen; wer aber bey dieſer Beſchaffenheit des Krieges zuerſt unterliegen müſſe, ſiehſt du wohl.

Ich war einmal der Meinung derer, welche nur kleine Republiken wollen. Dieß iſt die allgemeine Anſicht bei uns Griechen, die wir uns alle Mühe geben, die Anzahl der Bürger feſtzuſetzen, gleichſam als könnten wir der ſchöpferiſchen Kraft der Natur Geſetze geben, und ihr ſagen: bis hieher darfſt du gehen; wie wenn die, welche nach dieſer Zahl kommen, kein Recht auf Glückſeligkeit haben ſollten! Und in der That, ich geſtehe dir zu, daß wenn man die Sache in ſeinem Cabiner betrachtet, unter ſeinen Schülern, und Freunden, eine Republik, die eine geringere Zahl Bewohner hat, auch geringere Schwürigkeiten darbietet, die Geſetze und Sitten zu erhalten, die bei einer übermäßigen Zahl leicht verändert und verderbt werden. Die Ideen des Philoſophen ſcheinen die innigſte Verbindung unter einander zu haben; ſeine Schlüſſe ſcheinen ganz folgerecht; der Zuhörer ſchaut um ſich, und ſieht die Unordnungen, welche in allzuvolkreichen Staaten durch die Volksmenge, den Handel, Luxus, Ungleichheit des Reichthums, und alle jene Fehler hervorgebracht werden, welche Folgen der Menſchenmenge ſind; und thut zufrieden mit ſeinem Lehrer den Ausſpruch: *wahrhaftig es giebt für dieſe große Uebel kein anderes Mittel, als das, die Menſchenzahl zu vermindern.* So ſind die Behauptungen der Philoſophen nicht immer die wahrſten, aber ſie leiten ſie vortreflich zum Ruhm; die Schwürigkeiten, welche wir in der Ausübung nicht beſiegen können, übergehen wir in der Darſtellung; und dieſe Fahrläßigkeit und Untreue wird uns zum Lob angerechnet, gleich als hätten wir nur darum das Mittel gefunden, weil wir von dem Uebel nicht geredet haben.

Nun aber fange ich zu glauben an, daß die Vergrößerung der Staaten von einer höheren Ordnung abhänge, der man nicht widerſtehen kann. Der weiſe Geſetzgeber kann nichts anders thun, als ſolche Geſetze geben, daß ſich das Volk in allen Fällen gut befinde. Die Nationen haben alle Fehler eines Menſchen. Wenn die Geſetze eines Mannes ihren ausſchweifenden Ehrgeiz im Zaume halten könnten, ſo hätten deine Geſetze, göttlicher Lycurg! Sparta gewiß gerettet. Aber Sparta hat ſelbſt auch die Würkungen des Ehrgeizes erfahren, und was entſprang daraus? Jene Verordnungen, welche für das weiſe Sparta gut waren, reichten nicht hin, das thörichte Sparta im Zaum zu halten; und die Erfahrung hat gezeigt, daß es mehr eingerichtet war, die

Heloten zu tyranniſiren, als ſich gegen ſeine Feinde zu vertheidigen.* Sparta wird das Opfer ſeiner Fehler und ſeiner Geſetze werden.

Was iſt denn ein Staat? Man kann dieſen Nahmen nicht jeder Vereinigung von Menſchen ohne Unterſchied geben, ſondern nur einer ſolchen, die ſich ſelbſt genug iſt. Nun ſind aber unſere Bedürfniſſe und unſere Gelüſte ſo hoch geſtiegen, daß ein Staat ohne die Hülfe vieler anderer nicht beſtehen kann. In Athen kann man keine Tafel mehr auftragen, ohne alle Berge, Flüſſe, Meere Italiens, Siciliens, Griechenlands, Egyptens und Aſiens zu beſteuren. Wo iſt denn alſo Athen?

In dem erſten Zeitalter leben die Staaten im Frieden, und kennen ſich beinahe gar nicht, denn es beſtimmt ſie kein gegenſeitiges Bedürfniß, ſich zu bewaffnen oder zu haſſen. In dem zweiten kennen ſie ſich und bekriegen ſich; es iſt ein geringer Unterſchied, ob mit Waffen oder mit jenen Betrügereien, welche man Künſte des Handels nennt.

Seit dieſem gegenſeitigen Kriege theils mit Waffen, theils mit Betriebſamkeit ſehe ich einen unwiderſtehlichen Hang aller Nationen zur Vereinigung; und da jede die andere lieber zu Sklavinnen als Freundinnen zu haben wünſcht, (denn dieß iſt die Natur des Thons, aus dem Prometheus die Menſchen gebildet hat) ſo erkenne ich dieß für den beſten Rath, um die Sklaverei des menſchlichen Geſchlechtes zu hindern, und den Frieden länger auf Erden zu erhalten, daß mit der Vereinigung vieler Staaten die Bürgerzahl vermehrt werde, dieſer erſte und vorzüglichſte Theil der Macht, gegen welche die Tapferkeit wohl ſterben lehren, aber nur ein blinder nicht zu berechnender Zufall bisweilen den Sieg verleihen kann.

---

* Aristotel. Polit.

Scheint dir nicht die Natur mit den Vertheilungen der Gebürge und Flüſſe, mit dem Kreislauf der Meere, mit der Mannigfaltigkeit der Produkte des Bodens und des Climas, von der die Verſchiedenheit unſerer Bedürfniſſe und unſerer Sitten abhängt, und mit der mannigfaltigen Bildung der Töne jener einzigen Urſprache, welche die Menſchen von der Stärke der inneren Affekte und der Nachahmung mannigfaltiger äußerer Töne gelernt haben; ſcheint es dir nicht, mein Freund, ſie habe auf dieſe Art zu den Bewohnern aller Gegenden geſagt: *Ihr ſeyd alle Brüder; ihr müßt eine einzige Nation bilden?*

So ſollte es in Griechenland weder ein Athen, noch ein Sparta, noch ein Thebe, noch ein Korinth, noch Argos geben. Sind wir nicht alle Griechen? Aber ſiehe, weil wir uns nicht dafür anſehen, lacht das ſtolze Perſien unſerer Streitigkeiten, und der große König höhnt die Schatten derer, die ihn vergeblich bei Salamis, Marathon und Platea überwunden haben!

Soll ich dir meine Gedanken ſagen? Jupiter hat die Zukunft vor der Neugierde der Sterblichen abſichtlich verborgen; wenn mich aber ein ungewiſſer, ſchwacher Strahl, der durch den Schleier dringt, mit dem die Zukunft bedeckt iſt, nicht trügt, ſo glaube ich vorauszuſehen und weiſſagen zu können, daß Griechenland einſt unter der Herrſchaft der macedoniſchen Könige vereiniget werde. Was bei uns die Weisheit nicht vermochte, wird die Gewalt vermögen. Kennſt du Philipp? Er iſt kein Barbar, er iſt der Zögling von Epaminondas. Sein Lehrer aber liebte den Ruhm der Tugend, und er liebt die Tugend des Ruhms. Die Kriegszucht verſchlimmert ſich bei den Griechen; die

Kräfte verzehren ſich in den wechſelſeitigen Kriegen; die Thätigkeit erſchöpft ſich zwiſchen Sparta und Athen, zwiſchen der Oligarchie und Demokratie. Alle Staaten ſind voll Partbien, welche jeden Tag einen Auswärtigen anrufen, ſie in ihren Anſprüchen zu unterſtützen. Glaubſt du, es werde keiner Philipp anrufen? Er wird ſich in die Angelegenheiten Griechenlands mengen; er wird damit anfangen, die Beſitzungen anzugreifen, welche die Athenienſer in Thrazien und dem Cherſoneſus haben. Was werden die Athenienſer ohne allgemeine Rathſchlüſſe, ohne Macht, von allen ihren Bundesgenoſſen ihres Uebermuths und Geizes wegen gehaßt ausrichten können? Wen wird Philipp, der Beſieger der Athenienſer, finden, der ihm widerſtehen könnte? Nur darin kommen alle Parthien überein, daß ſie müde ſind, und den Frieden lieben: Philipp wird ſich ſeiner Macht bedienen, eine Parthie zu unterſtützen; und als Sieger wird er alle gewinnen, indem er ſeinen Anhängern den Frieden, und den Neutralen die Süßigkeit der Ruhe anbietet.

Was wird es werden, wenn er den Griechen den Vorſchlag machen wird, ihre Macht gegen den König Perſiens zu richten? Alle Griechen werden ſeinen Fahnen folgen.

Das Reich der Perſer iſt im Sinken; ſeine ſchlecht verknüpften Theile müſſen ſich auflöſen. Haben wir ſeine Schwäche nicht bei dem Zuge des Ageſilaus und dem Rückzuge der Zehentauſend geſehen? Solche Begebenheiten ſind nicht ſowohl das Werk des Muthes der Anführer, als der Schwäche der perſiſchen Regierung.

Zu der Zeit, wenn ſich dieſes an einem Ende der Erde zutragen wird, werden die Römer an dem andern Italien vereinigen; denn in Italien ſind jetzt nur noch die Samniter übrig, welche ihnen die Eroberung ſtreitig machen können, die Samniter aber haben keine Anordnungen, die für die Herrſchaft ſo vortrefflich wären, als die Römer.

Die Carthaginenſer werden einſt entweder in Sicilien oder Sardinien auf die Herren Italiens treffen; ſie ſind zu nahe, um ſich nicht zu treffen, und zu mächtig, um nicht Nebenbuhler zu ſeyn; und Sicilien iſt zu ſchön, als daß es einer von ihnen ohne Krieg beſitzen könnte. Die Carthaginenſer aber beſitzen nur eine ſcheinbare Macht, ihr Inneres iſt ſchwach. Während ſie mit ihren Schiffen alle Meere beherrſchen, während ſie durch ihre Colonien Spanien, Sardinien Geſetze vorſchreiben, und Sicilien beunruhigen, iſt ihre Herrſchaft größer, als ihre Macht. Um Truppen zu haben, müſſen ſie Gallier in Sold nehmen, und nur wenige von dieſen haben durch einen Aufruhr vor wenigen Jahren Carthago an den Rand des äußerſten Verderbens gebracht.[*] Würden ſie eine Inſel bewohnen, ſo wären ſie die Mächtigſten, denn alsdann könnten ſie nur zur See angegriffen werden, wo ſie eine, allen andern Völkern überlegene, Macht haben. Aber ſiehe — und dieß iſt ein neuer Beweis der Nothwendigkeit, die Völker nach den Naturgränzen zu vereinigen, — ſie können zu Land und zur See angegriffen werden, und doch haben ſie nur eine Seemacht. Auf einem unermeßlichen feſten Lande, wie Afrika, nehmen ſie nur einen Punkt zwiſchen Nationen ein, die entweder feindlich oder wenigſtens eiferſüchtig ſind. Wie können ſie ſicher ſeyn, nicht zu Land angegriffen zu werden? Ageſilaus hat die Schwäche des perſiſchen Reiches enthüllt, und Gelon hat die Schwäche des

[*] Sie mußten einen Tribut für den Boden bezahlen, den ſie in Afrika bewohnen.

carthaginienſiſchen aufgedeckt. Ein zweiter, der die Carthaginenſer in Carthago angreifen wird, und der nicht ſo edelmüthig ſeyn wird, als Gelon, wird mit einem Schlage ſeine Herrſchaft, Handel und große Reichthümer zerſtören: die vielen Colonien werden auf einmal vertrocknen, wie Bäche, denen die Quelle abgegraben, oder vertrocknet iſt. Was iſt denn Carthago? Es iſt nichts denn eine Faktorie von Tyriern, Uticenſern und verſchiedenen andern handelnden Völkern,[*] die kaum den Namen eines Staates verdienen würde, wenn ſie ſich nicht der vereinigten Kräfte des ganzen Bundes bediente, und wenn die Betriebſamkeit ſeiner Bewohner, und noch mehr als dieſe, die geſchickte Lage des Orts, den ſie bewohnen, ſie nicht bedeutender machte. Amphipolis wäre ebenſo bedeutend, als Carthago, wenn es auf der einen Seite ein uncultivirtes feſtes Land, wie Afrika, auf der andern gebildete Völker hätte, wie die Völker Italiens und Griechenlands. Denn du mußt wiſſen, daß einer dieſer beiden fehlenden Umſtände den Handel nothwendig vermindert; denn entweder fehlt der, bei dem man wohlfeil einkaufen, oder der, bei dem man theuer wieder verkaufen kann; ſo daß Carthago immer gleich zu Grund gerichtet iſt, man mag ihm Afrika nehmen, oder Griechenland und Italien verſchließen. Es ſcheint dieſe Uebel vorausgeſehen zu haben, und ſich zu bemühen, den Handel mit der Herrſchaft zu ſichern. Aber großer Gott! welch' eine Herrſchaft iſt die Herrſchaft der Kaufleute, die andere zur Unterwürfigkeit zwingen, nur um ſie zum Kaufen zu zwingen; und weil ihnen die Unterwürfigkeit allein nicht genügt, alles zerſtören, was ſie von Kunſt und Betriebſamkeit finden, nur damit nichts übrig bleibt, und ihr alles nothwendig kaufen müßt. Sie haben Sardinien, eine fruchtbare, volkreiche und glückliche Inſel in Beſitz genommen; unter ihrem eiſernen Scepter aber hat ſich alles verwandelt; die alten Coloniſten ſind theils vertrieben, theils getödtet; Todesſtrafe gegen jeden, der das Land anbaute, und andere Früchte außer denen einerntete, welche es von ſelbſt trägt. In kurzer Zeit wird Sardinien eine Wüſte ſeyn, und das Reich der Carthaginenſer wird den nützlichſten Theil ſeiner Herrſchaft verlieren. Ein Volk, das zu gleicher Zeit den Mäckler und den Herrn der Welt machen will, zerſtört ſich durch ſich ſelbſt.

---

[*] Dieß ſcheint mir die richtigſte und vernünftigſte Idee, die man ſich von der carthaginienſiſchen Macht bilden kann. Ich unterließ es, Citate anzuführen, weil ich Gelegenheit haben werde, dieſen Gegenſtand beſonders zu behandeln.

Wer weiß, ob nicht einſt die Italiener als Sieger der Carthaginenſer, und die Griechen als Sieger der Perſer allein auf der Erde bleiben werden? Ich betrachte ſie bisweilen gerne mit dem Gedanken, wie ſie handgemein werden, gleich zwei tapfern Streitern, die auf dem Kampfplatz von Elea allein als Sieger übrig geblieben ſind. Der Himmel möge mein Vaterland vor meinen traurigen Ahnungen bewahren. . . . Aber in dieſem Kampfe werden wir nicht die tapferſten ſeyn.

Wir werden den Sieg gewinnen können, aber wir ſind nicht zu langdaurenden und ausgebreiteten Eroberungen gemacht. Wir ſind eitler, aber nicht ſo ſtolz, wie die Italiener. Die Macht des vereinten Griechenlands iſt ſchwächer, als die Macht Italiens; und wir werden durch Eroberungen nicht viele andere Mächte mit der unſrigen vereinigen können, denn zur Vereinigung ſo verſchiedener Nationen an Sitten, Sprache, Geſetzen bedarf es Jahrhunderte; und bevor dieſe Jahrhunderte verfloſſen ſind, welche Veränderungen können ſich ereignen? Wir haben nicht die Verfaſſung Roms. Unſere Macht zu vermehren und Eroberungen zu machen, müſſen wir vereiniget ſeyn; dieß aber werden wir nur unter der Herrſchaft eines Einzigen.

Um das Gleichgewicht zu erhalten, wäre ein drittes Volk nöthig, das mächtig und über ſein wahres Intereſſe belehrt, dem von beiden Hülfe leiſtete, das es in Gefahr, unterdrückt zu werden, erblickte. Sicilien vereint könnte den Rathſchluß des Schickſals aufhalten, das Afrika, Griechenland und Italien bedroht. Aber ſiehe, wie die Menſchen und die Völker ſind! Würde man den Griechen, den Carthaginenſern, den Italienern vorſchlagen, Sicilien zu vereinigen, ſo würden weder die Italiener, noch die Carthaginenſer, noch die Griechen etwas dagegen ſagen können, aber ſie würden euch ſprechen laſſen, und raſend auf einander losſtürzen, und ſich ſchlagen, um es zu erobern.

Es wird ein einziges herrſchendes Volk auf der ganzen Erde bleiben, vor deſſen Anblick das ganze menſchliche Geſchlecht ſchweigen wird; und die ſtolzen Sieger, voll Stolz und Laſter, werden den von dem Blute der Menſchheit noch rauchenden Dolch in ihre eigenen Eingeweide kehren; und wenn alle edlere Ideen der Menſchen unter der ungeheuren Macht, der es bedarf, um die Welt zu beherrſchen, erdrückt und zernichtet ſeyn werden; und wenn die Tugenden aller Nationen des wechſelſeitigen Wetteifers beraubt verroſtet ſeyn werden, und die Laſter eines einzigen Volkes, ja zuweilen eines einzelnen Menſchen durch die allgemeine Sklaverei zu gemeinſchaftlichen Laſtern geworden ſeyn werden, dann iſt die Rache der Götter vollendet, die ſich der groſſen Kriſen der Natur zur Zerſtörung und der Unwiſſenheit der Menſchen ſelbſt zur Beſſerung des unbändigen Geſchlechtes bedienen.

LXXI.

Von Cleobul an Mneſilla.

Vermählungen der Samniter.

Schon führt die Sonne den Tag wieder über die Berge Samniums herauf. Heute iſt das Triumphfeſt der Liebe. Siehſt du, welch große Volksmenge auf dem Forum verſammelt iſt? Ganz Samnium iſt in einer Stadt vereint. In der Mitte erblickſt du die Opfer, die Gefäße und das heilige Geräthe; jene dort, die es umgeben, ſind die Prieſter und Diener des Tempels. Zunächſt an dieſen ſind die Richter, denen die Sorge übertragen iſt, die Tapferkeit mit den Gaben der Liebe zu lohnen. Zur Seite der Richter ſtehen die Jungfrauen, die zu Bräuten beſtimmt ſind. Du ſiehſt ſie in weißen Gewändern, um die Stirn einen Kranz von Roſen geſchlungen, die erſt in der verfloſſenen Nacht aufbrachen: die heilige Sitte fordert, daß ſie die Sonne zum Erſtenmale ſehen, um das Bild der Unſchuld und Reinheit um ſo treffender auszudrucken. Die Mütter ſind mit Purpur geſchmückt: für eine Mutter iſt der Tag, an dem ſie nach heiliger Sitte der Hochzeitfeyer dem Vaterlande eine Tochter reich an Schönheit und Tugend ſchenkt, ein wahres Triumphfeſt. Auf der andern Seite ſiehſt du die Jünglinge bewaffnet; aber ihre Waffen deuten nicht auf Krieg: an einem der Liebe und dem Frieden geheiligten Tage wäre es jedem andern Bürger verboten, Waffen zu tragen; aber dieſe, mit denen die Jünglinge geſchmückt ſind, ſind die Beute der beſiegten Feinde. Merke! an einem ſo feſtlichen Tage ſiehſt du weder Gold, noch Silber, noch Edelſteine; die Religion verbietet ſie als Dinge, welche die Tapferkeit ſklaviſch, die Liebe feil machen.

Die heiligen Trommeten ertönen. Das ganze Volk bewegt ſich in feyerlichem Zuge gegen den Tempel der

Göttinn. Voran geht die zarte Jugend, welche die Waffen noch nicht führen kann; vor ihr wird die Bildſäule des Kriegsgottes getragen: die letzten im Zuge ſind die rüſtigen Streiter, welche die Bildſäule der Siegesgöttinn begleiten, deren Gunſt ſie dieſem Volke mit dem Opfer ihrer ſchönſten Jahre oder eines Theils ihres eigenen Lebens erworben haben.

Hörſt du, wie tief der majeſtätiſche Geſang jenes Loblieds, welches die Prieſter der Schutzgöttinn Samniums und der hochzeitlichen Feſte weihen, in der Seele wiedertönt? Hörſt du ſie ſingen: auf ihr Machtwort habe die Liebe die Erde das Erſtemal angelächelt, als die alte Verwirrung der Dinge verſchwunden und des Himmels Licht die Erde befruchtet, und die getrockneten Waſſerfluthen, die ſie bedeckten, ſie zu einer für das Leben der Menſchen geeigneten Wohnung gemacht haben. „Von dir, o Göttinn! ſtammt jener belebende Geiſt, der auf ſeinen Fittigen die fruchtbaren Regen und Winde, und Zeiten und Jahreswechſel herbeyführt, die von dem Vater der Götter für die Erhaltung und nützliche Thätigkeit und die Ruhe der Sterblichen beſtimmt ſind. Du thronſt in dem Himmel als Jupiters Gattinn. Bisweilen gefällt es dir einherzuſchreiten auf den Gipfeln des Mateſes, eingehüllt in ſchwarze Wolken, welche der wirbelnde Südwind verdickt: der Blitz geht vor dir her, die Wolken rauſchen unter deinen Tritten, und löſen ſich bald in fruchtbare Regengüſſe, bald ſich über einander wälzend auf dem waldigen Bergrücken breiten ſie ſich hinab in die weiten Thäler, durch die der Tifernus, Volturnus und Caloris dahinfließen, mit unermeßlichen Nebeln. An dem heutigen feyerlichen Tage aber ſteigſt du herab zu deinem Volke, das dich als ſeine Mutter und Königinn anbetet, und knüpfſt mit deiner gnädigen Hand die heiligſten Bande, um jene Verſprechen zu erfüllen, die du einſt unſern Urvätern gabſt, als ſie gerettet aus der Zerſtörung die Jupiters Gerechtigkeit über alle Dinge verhängt hatte, ſich das Erſtemal an den Ufern dieſer Flüſſe vereinigten. Die Gemüther waren noch von Trauer, von Schrecken, von den mannigfaltigſten Bildern des Todes erfüllt; die Herzen noch von Angſt und Zweifel und Argwohn beſtürmt; der Menſch war in den Augen des andern furchtbarer als der Wolf, der unſere Heerden verſchlingt. An den Ufern der Flüſſe und an heiligen Quellen ſahen ſich die Menſchen und wechſelten die erſten Worte des Friedens und der Freundſchaft; die ſchüchternen zarten Mädchen kamen, das Waſſer zu ſchöpfen, und koſteten hier die Liebe. Aber ſie waren den Rüſtigſten zur Beute, die ſie an den Haaren faßten, und weinend in ihre väterlichen Höhlen ſchleppten. Du aber, Beherrſcherinn! lehrteſt die Männer zuerſt einen ruhmvollern Sieg und eine ſüßere Herrſchaft. Auf dein Gebot ſpricht nun der tapfere Jüngling im Angeſichte des ganzen Vaterlandes: dies iſt das Mädchen, das ich zur Gefährtinn meines Lebens erwähle. Und von dir lernten die zarten Mädchen ohne Röthe den Tapfern nennen, welcher der Vater ihrer Kinder war. Von dir, o Königinn! ſind die heiligen Gebräuche, die wir jedes Jahr bei der Wiederkehr des Frühlings an dieſer Stelle erneuern. Empfange, o Göttinn! die Gelübde, die von Ehrfurcht durchdrungen dein Volk an dem heutigen Feſttage dir darbringt." *

Schon naht der feierliche Zug der heiligen Stätte. Vollendet ſind die Opfer, das ganze Volk reiht ſich in Ordnung in einem unüberſehbaren Amphitheater. Zur Rechten ſitzen die Väter, ihnen zur Seite ſtehen die Jünglinge, zur Linken die Mütter, dieſen zur Seite die

---

* Dieſer Hymnus war der Juno, der Göttin der Heurathen und der Beſchützerin Samniums geweiht, wo ſie mit dem italiäniſchen Namen Kora angerufen wurde.

Jungfrauen. O! mit welcher heißen Begierde durchfliegt das Auge des Zuſchauers die Menge der mannigfaltigen Gebilde der Schönheit, die ihm die beyden Gruppen darbieten. In den Jünglingen iſt die natürliche Schönheit der Geſtalten erhöht von den rüſtigen körperlichen Uebungen und dem gewohnten Kriegsdienſte, ja, ſie ſchienen beynahe wild, wenn ſie nicht an dieſem Tage von dem Wunſche zu gefallen gemäßigt und geſchmeidig gebildet wären. In den Jungfrauen würde an den von Natur ſchmachtenden Geſtalten und bei dem gränzenloſen Streben zu gefallen die Schönheit zu weibiſch erſcheinen, wenn ſie nicht von den edeln Uebungen geſtärkt wäre, in denen ſie die Erziehung gewöhnt, in die Wette um den Kampfpreis zu ringen — wenn ſie nicht belebt wäre von der Liebe zum Ruhme und zum Vaterlande. Von beyden Seiten ſiehſt du bald feurige, bald ſchmachtende Blicke fliegen; Seufzer des Verlangens, der Hoffnung, der Furcht; geheime Gelübde und Verſprechen, die mehr ſagen, als alle Worte. Die Liebe und die Tapferkeit umarmen ſich; hold lächelt der Ruhm, und das Vaterland triumphirt.

Die Richter ſetzen ſich. Auf den Schall der majeſtätiſchen Kriegsmuſik treten die Feldherren hervor, mit dem Namenverzeichniſſe der tapfern Streiter in der Hand, die ſich unter ihren Fahnen, ja ſelbſt unter ihren Augen edle Verdienſte um das Vaterland erworben haben. Wie mächtig ſteigt das Pochen jeder Bruſt! . . . Stille! Wir hören den Herold, der die Namen der Tapfern ausruft! . . .

Marcus Gellius, Cajus Sohn . . .

Noch hat der Herold des Urtheils Ausruf nicht vollendet, und ſchon iſt der Boden mit einem Blütenregen überdeckt. Jeder aus dem Kreiſe der Jünglinge hat ſchon der Schönen, der ſeine geheimen Seufzer galten, ſeinen Blumenkranz zugeworfen. Schon ſind ſie mitten im Um-

[illegible]: ſchon hält jeder die an der Hand, für die er allein zu ſiegen wünſchte, und des Sieges ſich freut. Einige der Mütter folgen ihren Töchtern, andere eilen die Mutter ihres neuen jungen Eydoms zu umarmen; die Väter wünſchen ſich gegenſeitig Glück: der ganze Kampfplatz wiederſchallt von den Namen der Sieger und Mädchen; und das Echo wiederholt ſie bis von den Schluchten des nahen Mateſis her.

Aber wer iſt dort jener ehrwürdige Greis, der in der Mitte der jungen Verlobten erſcheint, und den ſie alle wie ihren gemeinſchaftlichen Vater grüßen und ehren? Er redet — Auch ich hatte einen Sohn, und dieſer Sohn hätte heute zugleich mit euch den Lohn ſeiner Tapferkeit erhalten. Hat er nicht einſt mit euch gekämpft, ihr Tapfern? . . . Trauriges Schweigen bindet aller Zungen, ſie treten zurück und bilden einen weitern Kreis um ihn: auf aller Augen ſah man gleichſam nur eine Thräne glänzen . . . Er aber: Iſt dieß etwa ein Tag der Trauer? Kennet ihr meinen Sohn anders als tapfer? Er war der Tapferſte, wiederholen alle. — Daran genügt mir: ich hatte nur den Wunſch, einen tapfern Bürger aus meinem Sohne zu bilden; ich habe ihn erreicht: ich maßte mir nie an, für ihn Unſterblichkeit zu verlangen. Er iſt gefallen, wie die Tapfern fallen: ſein Name ward zugleich mit den Namen ſeiner tapfern Mitſtreiter ausgerufen: ſeine Aſche ruht in dem Grabe der Helden. Er liebte Calavia, und Calavia war ſeiner Liebe würdig. Calavia's Bruder liebte meine Tochter, und meine Tochter liebte ihn. Ich bat die Götter, ſie möchten meinen Sohn der Calavia und meine Tochter ihres tapfern Bruders würdig machen. Die Götter haben nur einen meiner beyden Wünſche erhört! . . . (Bei dieſen Worten nahm er den jungen Calavio und ſeine Tochter bey der Hand.) . . . Aber, wo iſt deine Schweſter, Calavio? Warum beraubt ſie ſich der Ehre, die alle ihre Beiſpielinnen genieſſen, welche die Liebe der Tapfern verdienten? Komm, Calavia, komm in unſere Mitte. Beim Jupiter! mein Sohn war tapfer, und mein Sohn hatte keiner andern ſein Herz geſchenkt, als dir. Mein Sohn wär . . . Aber die Jünglinge, die ihm in den Thaten ſeines Armes nacheifern werden, werden die Wahl ſeines Herzens nicht vergeſſen; ſeiner Tapferkeit nacheifernd werden ſie auch deiner Tugend die ſchuldige Achtung erweiſen. Hier traten zehn Jünglinge aus der Zahl derer, die in den folgenden Jahren um den Preis Bewerber waren, vor den Altar der Siegesgöttinn, und alle zehn ſchwuren, für Calavia ſtreiten zu wollen . . . Thränen der Rührung und der Freude entſtürzen dem Greiſe . . . Heil! ruft er, Heil dem Volke! bei dem die Geſetze die Tugend belohnen, und die Bürger ſie hochſchätzen.

Die Knaben und Mädchen ſtimmen das Hochzeitlied an; getheilt in zwey Chöre ſingen ſie den Wechſelgeſang, und ihr Lied iſt eine Art Kriegslied. Sie beſingen den Kampf und den Sieg des Gottes der Ehe zu der Stunde, wenn der Abendſtern ſein thaubringendes Haupt aus den Fluthen erhebt; der Abendſtern, den die zarten Jungfrauen das grauſamſte, die Jünglinge das freundlichſte aller Geſtirne nennen, das an dem unermeßlichen blauen Himmelsgewölbe ſtralt; der Abendſtern, der die weinende Tochter den Armen ihrer liebenden Mutter entreißt, um ſie einem heiſſer geliebten Jünglinge zu ſchenken. Hier wird ſie mit der Roſe verglichen, die getrennt von dem mütterlichen Stiele und dem Dorne, der ſie der Lüſternheit der Hirten verbarg und vor den Begierden der Heerden ſchützte, allen Zauber verliert, der ſie vor der Dämmerung der Morgenröthe am frühen Tage ſchmückte; die dahinwelkt und verdorrt, und nimmer die Schönheit iſt, mit welcher reizende Jünglinge und liebevolle Mädchen Haare und Buſen zu ſchmücken wünſchten. Der andre Chor vergleicht ſie mit einem Weinſtocke, der verwaiſt in der weiten Ebene wächſt, ſich nicht vom Boden erhebt, noch die Traube zur vollkommenen Reife zeitigt, die nutzlos an den Zweigen herabhängt, die ſich auf dem ſchlammigen Boden hinziehen. Aber wenn er ſich an die Ulme anſchlingt, wachſen ſeine Zweige empor, ſeine Frucht zeitigt, und wird der Gegenſtand der Pflege und der Freude des Winzers, der ſie über alles hochſchätzt.

Schönheit, Liebreiz, Jugend, edle Geſchenke der Götter, aber uns nicht ausſchließend geweiht! Ein Theil davon gebührt den Eltern, ein anderer dem Vaterlande; unſerm Herzen bleibt der dritte übrig — und wem anders, da ſie nützen nichts anders heißt, als ſie verſchenken, wem anders ſoll man ſie weihen als der Tapferkeit und Tugend, denen ſchon die Voreltern und das Vaterland ihren Theil gewidmet haben?*

Solche Geſänge ſangen die beiden Chöre, während das ganze Volk mit feſtlichem Jubel zu ſeinen Hausgöttern zurückkehrte. —

Aber eine ſchwarze kalte Melancholie ergriff das Herz deines Cleobuls, der auch in der Geſellſchaft ſeiner Freunde zurückkehrte, aber gleich einem Menſchen, der hört und nichts verſteht, und allein an der allgemeinen Freude nicht Theil nimmt. In dem erſten Augenblicke des Schauſpiels erſcheinſt du meinem bewegten Geiſte an der Seite; er ſprach mit dir; dir zeigte ich alle Theile dieſes unermeßlichen Schauſpiels. O! wie oft ſagte ich beim Anblick aller Schönheiten Samniums an dieſer

---

* Dieſes Vermählungslied gleicht dem von Catull, das liturgiſch iſt, und an die alten Sitten und an die Ehen des heroiſchen Zeitalters erinnert. Siehe Pagano Saggi Politici. Vol. 1.

Stelle: Mneſilla iſt die ſchönſte von allen: nein! keine iſt ſo ſchön, wie Mneſilla! . . . Und wenn man die Namen der Tapfern ausrief, fühlte ich mich über mich ſelbſt erhaben, und ſagte: würde ich nicht ebendas auch für ſie thun? . . . Bei den Worten des Vaters des unglücklichen Freundes der Calavia weinte ich nicht: er war als Geliebter geſtorben, würdig geliebt zu ſeyn, ich beneidete ſein Schickſal . . . . Süße Täuſchungen! o! wie bald . . . . wie bald und wie bitter ſeyd ihr verſchwunden!

LXXII.

Von Cleobul an Mneſilla.

Capua, Luxus, Wollüſte. Fechter.

Ich bin über den Mateſis und Tiſata gegangen; und ſage wie Diogenes, als er von Sparta nach Athen zurückgekehrt war; ich bin von der Wohnung der Männer in die der Frauen gekommen. Als ich auf dem Gipfel des Mateſis war, ſah ich zu gleicher Zeit beide Meere; aber von der Seite, wo du biſt, war die Luft rein und heiter; von der entgegengeſetzten nebligt.* Du kannſt errathen, gegen welche Seite meine Blicke hingerichtet waren.

Capua iſt unſtreitig die gröſte und reichſte Stadt Italiens. Die Ebene, in deren Mitte ſie liegt, iſt die treflichſte und fruchtbarſte von allen. Der Fluß Volturnus öffnet ihm eine Verbindung mit einem Meere, das ſehr viele Häfen hat, und ſehr beſucht iſt. Am Meere liegt gegen Mittag Sinueſſa, Cuma, Pozzuoli, Napoli und Nuceria; gegen Norden landeinwärts Cale und Teano; zwiſchen Morgen und Mittag Nola; und in dem Mittelpunkte von allen liegt Capua wie eine Königin. Jetzt ſcheint mir die Erzählung nicht mehr unwahrſcheinlich, die Götter ſelbſt haben um den Beſitz dieſer Gegend Krieg geführt.[*]

---

* Dieſes Phänomen zeigt ſich beſtändig auf dem Mateſis.

Der Krieg dauert noch. Kaum vor hundert Jahren haben die gegenwärtigen Bewohner Capuas es erobert, indem ſie die vorigen grauſam tödteten, die ſie freundſchaftlich aufgenommen hatten.[**] Und jetzt leben ſie ſo, daß ſie wohl neue Eroberer einladen, um eben dieſes Beiſpiel zu wiederholen. Es wird auch nicht an ſolchen fehlen, welche das Enthymem, das damals die Samniter gegen die Hetruſcer machten, wiederhohlen werden: wir ſind die Tapfereren; folglich müſſen wir auch die Herrſcher ſeyn.[***]

Aber die alten Beiſpiele ſind für die Capuaner verlohren. Die Natur hat dieſen Boden und dieſen Himmel zum Genuß geſchaffen; man genießt aber nur in dem wirklichen Augenblick. Erinnerung an das Vergangene und Vorherſehung der Zukunft ſind zwei Quallen des Lebens. Von Kriegszucht iſt auch nicht ein Schatten da; es ſcheint, die Natur ſelbſt habe ſie auf ewig aus dieſem Staate verbannt.[****] Mit Staatsangelegenheiten beſchäftigen ſich nur die, welche noch ihr Glück machen müſſen; wer es ſchon gemacht hat, will von dieſen Geſchäften nur die äußern Ehrenzeichen, und man weiß nicht, ob er auf dieſe eiferſüchtiger oder gegen alle Anſtrengung abgeneigter iſt. Er will zu gleicher Zeit Prätor ſeyn, und ein anderer ſoll die Prätur verwalten.

---

[*] Polyb. III.

[**] Livius IV.

[***] Die römiſchen Soldaten wiederhohlten es wenige Jahre nachher. Liv. VII.

[****] Liv. ebendaſ.

Ich habe einen jungen Senator kennen gelernt. Er lud mich zu einer herrlichen Mahlzeit ein. Ich brachte den ganzen Tag in ſeinem Hauſe zu. Er war ganz Wohlgeruch von Salben, und ſpielte mehrere Stunden Würfel. Als es zehn Uhr war, ſagte er, beim Jupiter! ich dachte nicht daran, daß heute Comizien gehalten werden! He! . . . (er rief einen ſeiner Sklaven) geh' geſchwind auf das Forum, und ſieh', was daſelbſt verhandelt wurde; wer ſeine Stimme gegeben hat, und für wen . . . Nein, warte . . . Es geht mir ſo eben bey, daß ich ſelbſt hingehen muß. Es iſt ein verwünſchter Prozeß, der mich perſönlich in den Gerichtshof zu gehen nöthiget. Welch' ein plackendes Amt iſt es doch, die Gerechtigkeit in einem Staate verwalten, in dem das verwünſchte Volk keinen Funken von Billigkeit hat, ſondern immer und um alles ſtreitet . . . . und einen Richter für einen verna* hält, der immer zu ſeinen Dienſten bereit ſtehen müſſe. Ha . . . Wir wollen hingehen, . . . — Ich begleitete ihn. Auf der Straße hielt er mehr denn vierzigmal ſtille: bald betrachtete er ein Pferd . . . . bald ſchimpfte er auf einen, der im Wagen fuhr, während er ein bloſer Pächter war, der durch ſeine Erſparniſſe groſe Reichthümer geſammelt hatte . . . . bald lobte er die Schönheit eines Hundes . . . . Endlich ſitzt er vor Gericht. Er ruft die Zeugen. Er hört nur einen an, und vergönnt dieſem nicht, ſeinen Vortrag zu endigen. Es kommt ihn ein Bedürfniß an . . . . er geht, und im Rückkehren ſagt er zu den ſtreitenden Theilen: ich habe ſchon genug gehört, morgen werde ich das Urtheil ſprechen. Hierauf zu mir: wir wollen nach Hauſe gehen. Was verderben wir die Zeit mit dieſen Schwätzern? Mich dürſtet ſehr nach Wein mit Honig. Wir werden heute ſette Kramsvögel, herrliche Fiſche . . . . Seebarben, o! göttliche Seebarben haben! . . . Gehen wir hin . . .[*] Der Staat hat einen Ueberfluß an allen Künſten des Luxus. In keinem andern giebt es ſo viele Künſtler in Salben und Rauchwerk, welche in der gröſten Achtung ſtehen.[**] Man verfertiget vortrefliche Gefäſſe, weit ſchöner als die ſamiſchen; gleich koſtbar wegen ihrer Formen und Zeichnungen, die darauf gemahlt ſind, als wegen des Grundſtoffs ſelbſt, der gewöhnlich aus einer Miſchung von verſchiedenen Thonarten verfertiget wird; und man behält ſie entweder der Erhaltung oder Aufweichung wegen in großen Höhlen auf, die zu dieſem Gebrauche beſtimmt ſind.[***] Große Pracht herrſcht auch in Gold und Silber; ſelbſt ihre Waffen ſind gold- und ſilberreich, und nicht ſowohl Werkzeuge der Vertheidigung als Gegenſtand der Beute geworden. Und dieſe Sitte dehnt ſich nun auch ſelbſt zu den Pentriſchen Samniten aus; auch bei dieſen wollen ſich die Söhne eines Larte durch übel angebrachtes Gold und Silber vor ihren Cameraden auszeichnen.*

---

* Ein in dem Hauſe gebohrner Sklave.

---

[*] Ein ähnliches Geſpräch findet ſich in Macrob. Satur. III. Es iſt einem Römer in den Mund gelegt. Die Laſter gleichen ſich.

[**] Plinius H. N.

[***] Die capuaniſchen Gefäſſe waren im Alterthum berühmt. Bekanntlich legten die Römer zu Cäſars Zeiten einen ſehr groſſen Werth darauf. Als Cäſar das zweite Capua gründete, ſuchte man ſie ſehr eifrig unter den Trümmern des ehemaligen. Die Gefäſſe des alten Capua aber konnten nicht das Werk griechiſcher Künſte ſeyn. Es iſt allgemein bekannt, daß die Alten ihre Gefäſſe wahrſcheinlich aus einer Miſchung der feinſten verſchiedenartigſten Erden bildeten. Noch gegenwärtig ſind Grotten in Capri, die zu ihrer Erhaltung beſtimmt ſind. Auch iſt daſelbſt noch vieler Thon erhalten. Dieſer ſoll untauglich zu jeder Bearbeitung gefunden worden ſeyn. Ich weiß weder wer, noch wie man den Verſuch damit gemacht hat

Ihre Schauſpiele ſind entweder die atellaniſche Comödie, oder die Fechterkämpfe; entweder albern, oder wild. Die Campaner laſſen die Samnitiſchen Fechter kommen,** und hierin liegt mehr Haß als Wahrheit. Die Samniten haben keine ſolche Schreckensſchauſpiele unter ſich; die Campaner aber lieben ſie zur Raſerei. Weiſt du, Meſilla, was ein Fechter iſt? Es iſt ein Menſch, der um Lohn ein Geſchäft davon macht, zu tödten oder ſich tödten zu laſſen, und alles dieß nur um dem zu gefallen der ihn bezahlt. Sie wollten mich auch zu einem ſolchen Schauſpiele führen. Nein, ich werde es nie ſehen, . . . nimmermehr . . . . Unſere Leidenſchaften ſind heilig: ich halte des Niederträchtigen, der Haß und Liebe verkauft, und des noch niederträchtigeren, der ſie kauft, nicht aus . . . . Ich höre, dieſe Fechterſitte ſeye wohl urſprünglich eine nützliche Schule für den Krieg geweſen; willſt du mehr? Ich halte ſie für eine nützlichere Schule, denn unſere athletiſchen Spiele. Aber wer hat eine edle Schule in ein Schauſpiel des widerwärtigſten Schreckens verwandelt? Wer konnte bei zween Tapfern, die ihren Arm übten, um ihn gegen die Feinde des Vaterlands zu gebrauchen, in Vergeſſenheit bringen, daß dieſer Arm nicht ihnen gehörte? Welches Schickſal konnte ſie zu der Niederträchtigkeit bewegen, ihn einem andern zu verkaufen? Sie ſtreiten nicht mehr, um ſich zu üben und zu unterrichten; ſie verbinden ſich bis auf den Tod zu kämpfen, und der Tod hängt an dem Winke der Zuſchauer. Ihr Thoren, die ihr dieſes Leben elend erkauft habt, was werdet ihr dem Vaterlande antworten, wenn es daſſelbe zurückfordert? Man erzählt, in noch wilderen Zeiten haben die noch reizbareren Gemüther unſrer alter Helden das Feld ihrer Uebungen oft mit Blut gefärbt, und Leichen bedeckt; und hier war es wenigſtens ruhmvoll zu ſterben, weil man das Leben ſeiner Ehre weihte. Aber welche Ehre kann der Niederträchtige haben, der ſein Leben verkauft? . . . Ich hoffe, Mneſilla, und möge mich dieſe meine Hoffnung nicht täuſchen; ich hoffe, man werde in Griechenland ſolch' abſcheuliche Dinge nicht erleben.* Zu gutem Glück können wir nicht ſo verdorben ſeyn, als die Campaner ſind. Bewohner eines minder fruchtbaren Bodens können wir unſern Reichthum nicht ohne viele Mühe erlangen; bevor wir die Geſchenke des Glücks erlangen, müſſen wir uns derſelben würdig machen, und wir können nicht durch ein plötzliches Glück die beiden entgegengeſetzten Fehler, nehmlich die des Elends und der Barbarei und die des Reichthums und der Verderbniß vereinigen. Verzeihe mir, wenn ich mein Vaterland übermäßig lobe: wir werden nie reicher, nie tapferer, und wenn du noch mehr willſt, nie cultivirter ſeyn . . . aber immer werden wir feiner ſeyn. Man muß einen von der Laſt des Körpers niedergedrückten Geiſt haben, um Vergnügen an der Albernheit und Wildheit zu finden; zwei Dinge, welche dem Scheine nach verſchieden ſind, aber eine und dieſelbe Urſache haben, nehmlich die Unempfindlichkeit einer verhärteten Seele, die nur von Extremen ſowohl in Vorſtellungen als Empfindungen gerührt wird, und da ſie ſich zum Extrem im Schönen erheben kann, ſo geht ſie nach dem entgegengeſetzten Extreme. Ein Reicher, der ſich mit nichts beſchäftiget, ergötzt ſich, wenn er den Bauch mit Speiſe und Wein angefüllt hat, an Poſſen, und lacht, wenn einer der Sklaven fällt, den Kopf zerſchlägt oder einen Arm verrenkt. So ſind auch die Völker geſchaffen.

---

* Livius IX.

** Ebendaſ.

---

* Als man die Fechterſpiele nach dem macedoniſchen Kriege in Griechenland einführen wollte, misfielen ſie nicht. Siehe hierüber den Livius. Der Grund, den Cleobul davon angiebt, ſcheint mir philoſophiſcher als der von Livius.

Aber ich habe noch nicht mit dir geſprochen .... und du wirſt gewiß über mein Stillſchweigen gelacht haben, das du nicht für unſchuldig halten wirſt. Nun will ich mit dir davon reden, und vielleicht wirſt du über meine Worte lachen, die du nicht für aufrichtig halten wirſt. Ihr Frauen nehmet Stillſchweigen, Lob und Tadel, den man andern ertheilt, gleich auf; denn das erſte genügt der Liebe nicht, mit dem zweiten beleidiget man, und bei dem dritten argwohnt man oft. Aber biſt du Mneſilla, eine Frau nach Art der andern? ... Biſt nur du allein geliebt? ...

Ich läugne dir nicht, daß ich in wenigen Tagen hier die Bekanntſchaft vieler Frauen gemacht habe. Die Frauen bilden überall die Hälfte des Geſchlechtes, in einem Staat aber, wie Capua, nehmen ſie vier Fünftheile des menſchlichen Lebens ein. Ich habe ſehr viele davon kennen gelernt, und in Wort und That ſcheinen ſie alle von einem Alter.

Was für ein ſchöner Jüngling iſt doch dieſer Cleobul? Wie alt ſind Sie? Lieben Sie? Wie oft ſind Sie gegen ihre Schöne ſchon untreu geweſen? Werden Sie ſich in Capua aufhalten? Halten Sie dieſe für ſchön oder häßlich? Wer macht Ihnen die Haare? Gefallen Ihnen dieſe Edelſteine? Sind ſie nicht von ausgeſuchter Schönheit? Und die Farbe dieſes Klei des? . . . Dieſe zehn oder zwölf Fragen, und noch zwanzig oder dreißig der Art, auf die ſie meiſtens entweder keine Antwort erwarten, oder man keine zu geben nöthig hat, bilden den Hauptgegenſtand aller ihrer Geſpräche. Und wenn er zu ſeinem Unglücke Langeweile hieran findet, ſo nennt man ihn ein Kind oder einen Pedanten, der Frauen nicht zu gefallen verſtehe; und da das Gefallen bei Frauen vier Fünftheile der Beſchäftigung des Lebens ausmacht, ſo ſagt man, dieſer Mann verſtehe nicht zu leben. In einer Stadt, wie Capua, begreift die *Kunſt zu leben* nur zwei Theile; entweder den Frauen gefallen, oder die Männer betrügen.

Eine dieſer Frauen ſprach das erſtemal, da ich in ihrem Hauſe war, zwei Stunden mit mir über ihre Kleider, ihren Putztiſch, ihre Juwelen. Die Söhne waren von ihren Lehrübungen zurückgekommen, und man ſagt mir, es ſeyen junge Leute von den beſten Anlagen und großen Hoffnungen. Ich ſah ſie mehrmals durch das Zimmer, in dem wir ſaßen, und von den ſo wichtigen Dingen, wie Kleider, Putztiſch, Edelſteinen ſprachen, hin- und hergehen. Die Mutter erwähnte ihrer nicht mit einer Sylbe. Der Freund, der mich in das Haus eingeführt hatte, ſchlug vor, ſie mir *vorzuſtellen*; und dieß mit großem Lobe für die Knaben. Es iſt wahr, ſagte die Mutter: ihre Lehrer ſagen mir, daß ſie ſich gut aufführen. Aber was liegt uns hieran? Es ſcheint mir nicht artig, unſern theuren Gaſt mit Geſchwätz von zwei Buben zu beſchweren. Bisher glaubte ich, die erſten Juwelen einer Mutter müßten ihre eigene Kinder ſeyn.* In Capua habe ich einſehen gelernt, daß ich bisher nicht zu leben verſtand. Nein, Nein, hätte auch die Liebe das Schickſal meines Lebens und meines Herzens nicht ſchon entſchieden, in Capua könnte ich weder leben, noch lieben.

---

* Ebendieß ſagte die große Cornelia, die Mutter der Gracchen, zu einer capuaniſchen Dame.

LXXIII.

Von Cleobul an Plato.

Die Philoſophie des Ocellus.

Ich ſchreibe dir von dem Hauſe des Ocellus. Wenn die Weisheit einmal in einem Hauſe gewohnt hat, ſo erhält ſich der Geruch nach ihr viele Reihe von Geſchlechtern hindurch in demſelben. Hätte ich auch in meinem ganzen Leben nie von Ocellus reden hören, ſo hätte ich doch bei dem Eintritte in ſein Haus und bei dem Umgang mit ſeinen Nachkommen geſagt: Hier war einſt ein Weiſer!

Architas hatte ſie durch Briefe von meiner Ankunft zuvor benachrichtiget, und ihnen zugleich Hoffnung gemacht, du würdeſt auch kommen. Ich ward wie

---

* Nach dieſem Briefe finden wir Cleobul auf einmal aus Capua zu den Lucanern verſetzt. Iſt hier eine Lücke in dem Text? Oder fand er etwa bei ſeinem Durchzug durch die dazwiſchenliegenden Länder nichts der Aufzeichnung und Bemerkung werthes? Denn würklich waren auch zur Zeit der Reiſe Cleobuls dieſe Gegenden nicht die wichtigſten in Italien. Cuma war ſchon geſunken; Pozzuoli hatte kaum angefangen, ſich zu erheben; und Pozzuoli hat ſich nie zu großer Höhe erhoben; Neapel und Palepolis waren in jener Epoche nicht ſo mächtig, als Tarent und Capua; die Picentiner, welche Campanien von den Lucanern trennten, waren ein kleines Volk, das das Schickſal aller andern kleinen Völker Italiens hatte. . . . .

ein Freund aufgenommen, der in dem Namen eines anderen kommt, dich hätten ſie, wie einen Gott, aufgenommen.

Sie zeigten mir die Abſchriften, die man von den Werken ihres Oheims für dich verfertiget. Wären uns doch, ſetzten ſie hinzu, Architas Wünſche bälder zugekommen! Du hätteſt ſelbſt dem Plato alle Abſchriften bringen können. Itzt aber muß Architas und wir noch viele beſorgen.*

Ocellus Schriften ſind, wie du wohl weiſt, nicht in Lacedämoniſchen Ziffern geſchrieben. Er ſchrieb über die Gerechtigkeit, die Regierung, die Geſetze, die Erziehung, über alle Theile der Naturwiſſenſchaft, und welchen Gegenſtand auch ſein Geiſt ergreift, in allen druckt ſich ſo viel Scharfſinn und ſo viel Beſtimmtheit aus, daß man glauben möchte, dieß ſey der einzige Punct all' ſeiner Gedanken geweſen.

Seine Grundſätze in der Phyſik möchte man denen von Timäus an die Seite ſetzen. Auch hier findet man die vier Hauptelemente, vier Grundeigenſchaften des Warmen, Feuchten, Kalten, Trockenen, die nach ihrer verſchiedenen Miſchung unſere verſchiedene Sinnesempfindungen erwecken, die ... Kurz, in allem finde ich Aehnlichkeit, nur bleibt Ocellus der Ruhm, der Vorgänger Timäus geweſen zu ſeyn, ſo wie Timäus der, die Ideen von Ocellus vervollkommnet zu haben.

Ich kann ihn nicht genug leſen: ich verſchlinge ihn beinahe. Nachts widme ich ihm alle die Stunden, die mir die Freundſchaft bei Tag raubt.

Was mich am ſtärkſten aber bei ihm ergreift, iſt die Einheit, die er ſo vielen, ſo mannigfaltigen und ſo umfaſſenden Erkenntniſſen zu geben wußte. Alle Wiſſenſchaften ſind für ihn nur Eine: ſo ſcharf ſah er ihre

---

* Platos Briefe.

Beziehungen und wechſelſeitigen Verbindungen ein, und mit ſolchem Scharfſinn verſtand er die allen gemeinſchaftliche Principien zu entdecken! Er hatte eine ähnliche Aeußerung von Timäus, ſo wie von dir gehört, der du oft mit mir über das Einzigwahre, Ewige, Unwandelbare, der Urquelle aller unſerer Erkenntniſſe ſpracheſt, von jener Wiſſenſchaft, die du die Urwiſſenſchaft nennſt, weil ſie alle beſaßt.[*] Doch, warum ſollt' ich es nicht ſagen? Mir ſcheint jene Einheit die Vollendung der menſchlichen Weisheit, von der wir Griechen noch weit entfernt ſind. Bei uns ſind die Wiſſenſchaften noch vereinzelt, und ſie ſcheinen keinen Einfluß auf einander zu haben. Sokrates, ſagt man, habe die Philoſophie von dem Himmel wiederum in die irrdiſche Wohnungen eingeführt; die Pythagoräer haben ihn übertroffen, denn ſie führten die Philoſophie des Himmels in die Wohnungen ein: und immer iſt es dieſelbe Philoſophie, ſey es im Himmel oder auf Erden.

Höre einmal, wie Occllus ſeine Abhandlung über Erzeugung und Erziehung beginnt. „Der Menſch iſt nicht blos Bewohner eines Hauſes oder Bürger einer Stadt: nein er iſt der Erſte unter allen Erdenbewohnern.

Wie nun die Pflicht eines guten Hausvaters die iſt, Sorge zu tragen, daß nichts in ſeinem Hauſe mangle, und wie die Pflicht eines guten Bürgers dahin geht, nichts in ſeiner Stadt mangeln zu laſſen: ſo iſt der Erdenbewohner, der durch ſeine Schuld eine Lücke in der Natur bewürkt, gleichſam ein Verräther an dem Hauſe der Götter. Dem Einzelnen konnte die Natur Unſterblichkeit nicht verleihen, ſie verlieh ſie der Gattung; aber nur unter der Bedingung der Veredlung der Einzelnen; denn alle Laſter und alle Leidenſchaften, ſie mögen aus Wildheit oder Weichlichkeit entſpringen, zielen auf die Zerſtörung des ganzen Geſchlechtes.“

---

[*] Plato im Theætet. u. ſ. w.

Glaubſt du nicht, daß ſich aus dieſen wenigen aber erhabenen und fruchtbaren Grundſätzen alle weitere Regeln für eheliche Verbindungen, für die Erziehung der Kinder; ſo wie für Selbſtbeglückung ableiten laſſen? „Es iſt eine Schande, ſagt Ocellus, wenn man ſieht, wie die, die eine Freude an Pferden, Vögeln oder Hunden haben, alle Sorgfalt bei ihrer Erzeugung anwenden, um ein tüchtiges Männchen und um die rechte Zeit zu treffen; und wie ſie ſo eifrig für ihre Erziehung ſorgen; Kindererzeugung hingegen überläßt man dem Zufall, und die Erziehung vertraut man den ſchlechteſten Menſchen an.“

Meine Reiſe in Samnium und Lucanien hat mich zu einem größeren Philoſophen oder vielleicht zu einem größeren Schwätzer gemacht. Bin ich beſſer geworden, ſo wirſt du mich eifriger lieben, hältſt du mich aber für verſchlimmert, ſo wird es deine Sorge ſeyn, mich zu beſſern.

LXXIV.

Plato's Antwort.

.... Die Pythagoräer haben einen großen Vorzug vor allen andern Philoſophen, der darin beſteht, daß ſie immer auf eine und dieſelbe Art fortſchreiten. Das beſte Mittel, die Jünglinge zu gewöhnen, ſich vorerſt zu unterrichten und dann erſt zu urtheilen, beſteht darin, daß man ihnen ſämmtlich und frühzeitig Hochachtung gegen die Ausſprüche ihres Lehrers einflößt. Ich geſtehe zu, daß zuweilen übertriebene Hochachtung in das Sklaviſche ausarten kann; und dieß iſt würklich bei dem gemeinen Schlage der Pythagoräer der Fall, die nichts als das Gehörte wiederhohlen können und die geheimnißvolle Formel hinzuſetzen: Er ſelbſt hat es geſagt. Aber glaubſt du, die Meiſten von ihnen wären im Stande, eine eigene Anſicht hervorzubringen, wenn ſie nicht fremde ſklaviſch wiederhohlten? Edle, feurige, für erhabene und neue Begriffe empfängliche Geiſter werden gewiß nicht in der Sklaverey verharren; indeſſen aber wird jene erſte jugendliche Aufwallung unterdrückt, die uns anſpornt, unſern Ruhm in eitlen, unbeſonnenen Neuerungen zu ſuchen, und uns für das übrige Leben verderbt, indem ſie uns in der frühеſten Lebensepoche von dem geraden Pfade eines fleißigen Studiums und einer wohl geordneten Prüfung abzieht.

Selten ändern die Pythagoräer ihre Meinung; wir ändern ſie täglich: aber wie? ſo daß wir für einen Gegenſtand, den wir nicht kennen, einen andern ebenſo unverſtändlichen annehmen.

Die Wiſſenſchaft hat drey Perioden, und jedes Volk drey Hauptclaſſen. In der erſten hat man nach Art beſorgter Hausväter einen Fond anzulegen, um nachher bedeutende und nützliche Unternehmungen verſuchen zu können. Die zweite iſt für kühne und große Unternehmungen beſtimmt. In der dritten verſchwenden die Enkel des guten Hausvaters den aufgehäuften Reichthum entweder in Vergnügungen oder in thörichten Unternehmungen, die noch verderblicher ſind. Verſtand und Thatſachen ſind das Capital der Wiſſenſchaften. Wenn in der erſten Periode allzumächtige Streitſucht erwacht, und wenn dieſe die Mutter einer allzugroßen Neigung zu Erdichtungen wird, wenn die Liebe zum Neuen die Grenzen der Möglichkeit überſpringt, und man die dritte Wahrheit entdecken möchte, ohne zuvor die beiden vorangehenden erkannt zu haben, wenn die Menſchen ſtatt der oft herben Wahrheit zu ſehr dem Schönen und Weichlichen nachjagen, ſo iſt der natürliche Gang der

Dinge verkehrt, und die Wiſſenſchaften, von dem Puncte ausgehend, in dem ſie enden ſollten, ſterben in der Geburt. Ebenſo habe ich dir geſagt, daß es in der menſchlichen Geſellſchaft drey Claſſen von Perſonen giebt und nothwendig geben muß, die, die wiederhohlen, die, die erhalten, und die, die entdecken. Es iſt ein großes Uebel, wenn die Erſtern ſich ganz mit dem Geſchäfte der Letzteren befaſſen: und dieſes Uebel tritt immer ein, wenn es Mode wird, Neues zu ſagen. Eben ſo groß iſt das Uebel, wenn man den Letzteren verbietet, ſich frei zu erklären .... Dann bleibt die Geſellſchaft barbariſch, im erſten Falle wird ſie anarchiſch.

Die, welche erhalten ſollen, müſſen in der Mittelſtraße bleiben; und dieſe läßt ſich durch Abſonderung der Gegenſtände genau halten. Das Volk muß wiederhohlen; und damit es nicht zu erfinden trachte, muß man es unterweiſen. Wer etwas nicht weiß, wünſcht es zu wiſſen. Aber nie wird das Volk weder in phyſiſchen noch metaphyſiſchen Gegenſtänden erfinden; Politik und Moral werden ſtets ſein Gebiet ſeyn, weil dieß Gegenſtände ſind, welche es ſinnlich wahrnimmt. Darum unterweiſe man es in der Moral. Und hierin ſpricht ſich der Geiſt der Vorſehung aus, daß, während alle andere Dinge beſtritten werden können, die Moral allein gewiß und unveränderlich iſt. Um aber die Fortſchritte nicht zu hemmen, muß man die öffentliche und beſondere Moral von allem Veränderlichen trennen, damit das, was ſo oft in Athen geſchah, nicht geſchehe, nehmlich, daß man einen Mann, der eine Sonnenfinnerniß vorausſah, verdamme, als ob er Gott und die Tugend geläugnet hätte .....

LXXV.

Von Cleobul an Plato.

Ueber die Urbewohner Italiens.

Ich wollte den Enkeln des Ocellus etwas Verbindliches über den Urſprung ihrer Familie ſagen. Du wirſt auch, wie ich, ſchon tauſendmal gehört haben, daß die Familie dieſes berühmten Mannes von einigen guten Trojanern abſtamme, die, verbannt von dem treuloſen Laomedon, ſich nach Mira in Lycien flüchteten, von wo ſie nachher in andern Ländern eine gütigere Regierung und ein minder verdorbenes Volk aufſuchten.*

Verflucht der Augenblick, in dem mir mein böſer Genius dieſen Gedanken eingab! Warum, ſagte lächelnd Ocilus, der älteſte unter den Brüdern, zu mir, warum willſt du uns zwingen, dir feind zu ſeyn? Wahrhaft wir, als trojaniſches Blut, werden die Söhne derer nie lieben können, die unſere Hausgötter verbrannt, und die Mauern niedergeriſſen haben, die die Götter ſelbſt erbaut haben. Laſſen wir dem wilden Haufen das Geſchäft, das Göttliche und Menſchliche zu verwirren, um den Urſprung der eigenen Städte erhabener zu machen. Für den weiſen Mann, wenn er anders Ruhm von etwas erndten kann, das nicht ſeine eigene That iſt, iſt das Erſte immer die Abkunft von einem rechtſchaffenen Vater, das Zweite von einer alten Familie des Landes, das er bewohnt.

Ich erzähle dir alles dieß, nicht nur dir zu zeigen, daß mein Compliment nicht ſehr willkommen war, ſondern auch dir den langen Streit zu erzählen, zu dem dieß verwünſchte Compliment Anlaß gab. Welche Völker waren die erſten Bewohner Italiens?

---

* Plato's Briefe.

Wer weiß nicht, ſagte ich, daß die vornehmſten Städte ganz Italiens von Griechen gegründet wurden. Philoctet gründete nach ſeiner Rückkehr aus dem trojaniſchen Kriege Turium; Epeus Metapont, Diomedes Arpi: ſelbſt die Klippen, an denen die Wogen des benachbarten Meeres brauſend anſchlagen, tragen noch den Namen davon. Adria im Grunde des oberen Meeres, Piſa an der unteren Küſte ſind griechiſche Städte, und aus griechiſcher Quelle ſtammen auch ſo viele Völker ab, die das Innere des Landes bewohnen, wie die Faliſcer, Nolaner, Avellaner, welche Colonien von den Phocenſern ſind, und die Sabiner und Samniten und Tarentiner, welche Colonien von den Spartanern ſind. . . .*

Halt inne, verſetzte Ocilus; denn je mehr du ſagſt, deſto mehr verlieren alle deine Worte den Glauben. Ich will nur von den Samnitern ſprechen. Sparta zählt nur hundert tauſend Einwohner. Samnium hat deren beinahe drei Millionen. Dünkt es dir glaublich, daß ein Staat eine Colonie, die dreißigmal ſtärker iſt als ſeine eigene Bevölkerung, ausſchicken könne? Sagſt du mir aber, dieſe Anzahl ſey mit der Zeit ſo angewachſen, ſo frage ich dich, ſeit wann die ſamnitiſche Colonie ausgegangen ſeyn ſoll, um auf den Grad ſteigen zu können, auf dem ſie ſich, wie du ſiehſt, gegenwärtig befindet? Ich frage dich, warum denn die Bevölkerung von Sparta in eben dieſer Zeit nicht auch ſo ſtark angewachſen ſey?

Kurz, weiſer Plato, ſie meſſen unſern Fabeln keinen Glauben bei; ſie glauben, die Welt ſey ewig, das menſchliche Geſchlecht ſey von Ewigkeit her da; und vorgeben, Italien wäre ohne die griechiſchen Colonien nie bevölkert worden, iſt in ihren Augen ebenſoviel, als behaupten, in Italien könnte es keine Eichen geben, wenn ſie nicht von Griechenland hieher verpflanzt worden wären. Du ſiehſt, welch' reiche Ausbeute zu Streit hier für junge Männer ſey, die auch bei aller Freundſchaft doch nicht vergeſſen, daß ſie *Philoſophen* ſeyen!

---

* Justin. Hist. XX. 1. Ovid. Fast.

Erſte Frage: *Ewigkeit der Welt.* Sie vertheidigen das Syſtem ihres Onkels, das ich dir nicht darſtelle, weil du die Schriften des Ocellus über das Weltall genauer kennſt, als ich. Mir ſcheint, als frage der, der die Frage aufwirft, ob die Welt ewig ſey oder nicht, etwas, das ſich von einer Seite betrachtet nicht bejahen, von der andern nicht verneinen läßt. Wenn Ocellus unter dem Weltall den Innbegriff aller möglichen Dinge verſteht, wer wollte dann läugnen, daß irgend etwas immer da geweſen ſey, und daß aus Nichts Nichts werden könne? Aber die beiden Sätze: *irgend etwas iſt immer da geweſen*, und: *dieſes beſtimmte iſt immer da geweſen*, ſind ganz verſchieden. Die Welt kann wohl ewig ſeyn, und das menſchliche Geſchlecht dabei einen ſpäteren Urſprung haben.

Was dünkt dir von meinem Gedanken? Die beiden Brüder konnten mir nichts entgegnen; und der ältere, ſey er nun überzeugt oder überwieſen geweſen, ſagte mir: du magſt allerdings Recht haben; ich läugne nicht, daß das menſchliche Geſchlecht, wie du behaupteſt, einen ſpäteren Urſprung gehabt haben könne. Sehen wir nicht täglich viele Inſeln lange Zeit öde, und nachher bald von dieſem, bald von jenem Volke bewohnt? Das menſchliche Geſchlecht mag alt oder neu ſeyn; unſer Italien konnte einſt ohne Bewohner ſeyn; und wir wollen itzt wiſſen, wer ſich zuerſt in dieſem Lande niedergelaſſen habe. Iſt nicht gerade dieß der Punct, über den wir untereinander ſtreiten? — Allerdings.

Nun wohlan: unſer Onkel, der das menſchliche

Geſchlecht für ewig hielt, läugnete nicht, daß ein Theil deſſelbigen, der eine Gegend bewohnte, durch groſſe Revolutionen der Natur zu Grunde gegangen ſeyn könne. Wir wiſſen, daß das Meer einige Länder verſchlang; andere wurden bald vom Waſſer überſchwemmt, bald von der Wuth der Stürme verödet, bald von dem Feuer verbrannt, das in den Eingeweiden der Berge verſchloſſen war; und nur wenige Menſchen retteten ſich aus dieſem allgemeinen Ruin, als die Väter kommender Geſchlechter, und neuer Epochen der Geſchichte. So, zum Beiſpiel, wenn ihr Griechen behauptet, eure Geſchichte beginne mit Inachus, dem König von Argos, ſo deutet ihr auf ein Naturereigniß dieſer Art, das alle älteren Denkmähler zerſtört hat.[*] Griechenland wird noch viele ähnliche Zerſtörungen erleiden, und von neuem von Barbaren bevölkert werden .... Ja, von Barbaren: möge ſich euer Nationalſtolz nicht dadurch beleidiget fühlen: alle Gegenden der Erde haben daſſelbe Schickſal gehabt, und werden es haben. Wenn eine Gegend durch groſſe Revolutionen der Natur entvölkert wird, ſo bleiben Menſchen in andern; und die nächſten wandern ein, ſie wieder zu bevölkern, ſobald ſie eine ſichere Wohnſtätte, und bequemes Auskommen für neue Bewohner darbietet. Die ganze Frage läßt ſich alſo darauf zurückführen, welche von zwo benachbarten Gegenden zuerſt nach einer großen Kriſe der Natur wieder bewohnbar geweſen ſey.

---

[*] Ocellus. Die Alten und beſonders die Philoſophen der eleatiſchen Secte nehmen eine Ueberſchwemmung an, die vormals die ganze Erde bedeckt hatte. — Plin. II. 103. Senec. Q. IV. III. 20. — Von dieſer Ueberſchwemmung leiteten ſie die Reſte von Seeprodukten her, die man auf den Gebürgen findet. — Origen. philoſoph. Dieſe Ueberſchwemmung zernichtete alle Menſchen, und andere entſtanden von neuem. Ebenderſ.

Nun haben die Griechen in ihrer Geſchichte eine gewiße Epoche, die des Inachus. Willſt du unſere Epoche kennen? Lies ſie; ſie ſteht in unſern Gebürgen geſchrieben, die weniger als eure Annalen lügen.

Biſt du je in Sicilien geweſen, und haſt den Aetna geſehen, von dem deine Dichter ſingen, ein von Jupiters Blitze getroffener Rieſe trage die Laſt auf ſeiner unermeßlichen Bruſt, und ſpeye Feuer, und Flammen und ungeheure Wirbel fahlen Rauches aus? — Nein: ich werde aber hingehen, bevor ich in mein Vaterland zurückkehre. — Es iſt mir leid. Dieſer Berg iſt nicht nur der Beobachtung des Dichters und Mahlers, ſondern auch des dem verborgenen Urſprunge der Dinge nachforſchenden Philoſophen werth. Gerade von der Seite nun, von welcher er über Catania ſteht, hat die Zeit ſeine Seiten geöffnet, und das Auge des Wanderers bemerkt achtzig Schichten jenes flüſſigen Glaſes aufeinander gehäuft, das der Berg in den Momenten des Tobens in Strömen auswirft, und das an der Luft geſteht und wie ein Stein verhärtet; und erſt nach Verfluß vieler Jahrhunderte wird es mit neuer fruchtbarer Erde bedeckt. Nun findet ſich aber gegenwärtig zwiſchen zwo verwitterten Schichten dieſer Art eine Erdſchichte, die die Erde unſerer Felder führt; ein deutlicher Beweis, daß die zweite Steinſchichte erſt viele Jahrhundert nach der erſten von dem Berge ausgeworfen iſt. Berechne dieſe Jahrhunderte, und beym Jupiter! du wirſt ſehen, wie lange der Aetna vor dem Kriege zwiſchen Jupiter und den Söhnen der Erde, den uns der lügenhafte Heſiod erzählt, ſchon exiſtiren mußte! Und Heſiod zählt zwiſchen ſeiner und der Götterepoche nur vier Zeitalter!

Auch Veſuv, ſagt man, habe wie der Aetna einmal gebrannt.[*] Menſchengedenken reicht nicht bis zu ſeinem älteſten Brande, kaum ſind noch Spuren davon vorhanden: indeſſen haben wir, wenn nicht frühere, doch ebenſo frühe Traditionen, als euer Inachus.

---

[*] Strabo.

Kennſt du die Berge, die dem Meere zwiſchen Salernum und Velia Platz machen? Ihre Spitzen ſind mit verſteinerten Fiſchen und Seemuſcheln überſäet. Das Meerwaſſer ſtieg einſt bis zu jener Höhe, und mußte nothwendig alles tieferliegende Land überſchwemmen. Es war eine Zeit, wo man in Italien nur die Spitzen der höchſten Gebürge ſehen konnte, die über die Waſſerfläche hervorragten, wie die Inſeln eures Aegäiſchen Meeres; und dieſe Waſſer mußten lange zuvor abgeloſſen ſeyn, ehe die Gewalt des Feuers aus dem Aetna und andern ähnlichen Bergen hervorbrach: ſo daß all' die Epochen, die man von den Strömungen des Aetna annehmen kann, ſpäter als die allgemeine Ueberſchwemmung ſeyn müſſen.

Glaubſt du aber nicht, daß dieſe Inſeln zuerſt bewohnt wurden, und daß der Stamm der italieniſchen Völker von denen herzuleiten ſey, die die hohen Spitzen unſerer Gebürge zuerſt bewohnt haben? Und daß von dieſen Bergen die zuerſt bevölkert worden ſeyen, die höher als die übrigen und den nicht überſchwemmten Gegenden am nächſten gelegen waren? Im Laufe der Zeit zog ſich das Waſſer allmählig zurück; die wilden Ströme, die jeden Tag neue Erde von den Gebürgen herabwälzten, raubten dem Meere von ſeinem Gebiet; die Inſeln näherten ſich allmählig, berührten ſich, und bildeten jene ungeheure Halbinſel, die nur von einer Seite an das übrige feſte Land ſtoßend ſich in jenes Meer erſtreckt, von dem die Dichter über die Wuth der Scylla und Charybdis ſo ungeheure Dinge erdichtet haben. Bedenke doch, daß, je weiter du gegen die Seite hinrückſt, von der ſich Italien mit dem übrigen feſten Lande vereiniget, deſto höher auch die Gebürge ſind; die höchſten ſind die, die gleichſam als die äußerſte Gränze des italieniſchen Landes da ſtehen, wo das von den Galliern bewohnte Land beginnt. Von hier ſiehſt du eine andere Bergkette ſich ausziehen, welche Italien zur Hälfte theilt, und gleichſam den Rücken davon bildet: von beiden Seiten derſelben geht eine Reihe kleinerer Hügel aus, die ſich ſtufenweiſe abwärts ſenken, bis ſie zu einer Ebene werden, die ſich längſt des ausgedehnten Meeres Krümmungen hinzieht.

Wer vermag zu beſtimmen, wie viel Jahrhunderte vergehen mußten, um dieſen ganzen großen Landſtrich zu bilden? Das Meer wurde allmählig von dem Sande vertrieben und zurückgedrängt, welchen die Flüſſe von den Bergen wälzten. Von den höchſten Bergen ſtrömten die größten Flüſſe her; die Menge Sand, die ſie mit ſich riſſen, war größer; größer die Gewalt, die ſie gegen das Meer übten; ausgedehnter mußte daher die Ebene ſeyn, die ſie gebildet haben. Am ausgedehnteſten findeſt du ſie auch wirklich zwiſchen den äußerſten Gränzen des Adriatiſchen Meeres, und den höchſten Bergen, die Italien von Gallien ſcheiden, wo der König aller andern italiäniſchen Flüſſe herabſtrömt, den wir Eridanus, die Vorfahren aber Bodingus nannten.[*] Alle dieſe Länder ſind neu, und wurden von Etruſcern in Beſitz genommen, das heißt, von ſolchen, welche die benachbarten Berge zwiſchen Mittag und Morgen ſchon bewohnt hatten.[**] Fragſt du aber nach dem Urſprung der Völker, die die gegenüberliegende Berge bewohnen, und beſonders nach dem der Orober, ſo antwortet man, man kenne ihn nicht; ein Beweis, daß er weit älter iſt.[***] Nun war dieſe ganze unermeßliche Ebene ſchon

[*] Plin. H. N.

[**] Livius, V.

[***] Cat. bey Plin.

ſeit der Epoche des trojaniſchen Krieges gebildet, ausgetrocknet, angebaut. Erinnerſt du dich Agenors und ſeiner Gefährten, die, entronnen dem argiviſchen Feuer, hieher kommen konnten, um ihre Wohnſitze auf den Küſten des adriatiſchen Meeres aufzuſchlagen, und ſie ſchon von älteren Bewohnern angebaut fanden? Gerade zu dieſer Zeit war jener Hügel noch ganz von Meeresfluthen umgeben, von wo aus die ſchöne frevleriſche Tochter der Sonne in dem Schatten der wohlriechenden Cedern die nächtliche Luft mit ihren Zaubergeſängen erfüllte, und aus Betrübniß ſtarb, weil ſie die Klugheit des Ulyſſes nicht beſiegen konnte.* Itzt iſt dieſer Hügel mit dem benachbarten Lande verbunden; und keines Menſchen Geiſt kann ſich der alten Trennung mehr erinnern. Wenn ſo viele Zeit nothwendig war, eine ſo kleine Spanne Meer auszufüllen, ſo denke ſelbſt, wie viel Tauſende von Jahren erfordert wurden, um den unermeßlichen Strich bewohnbar zu machen, welcher ſich zwiſchen den Lagunen der Veneter, und den entfernten Quellen des Eridanus ausdehnt?

Von Griechenland läßt ſich nicht daſſelbe behaupten. Weder ſind die Gebürge daſelbſt ſo hoch, noch iſt ihre Richtung ſo regelmäßig, als in Italien; daher hat es weder viele noch große Flüſſe, noch ſolche, die alle gegen das Meer in einer Linie anſtrömen, und eine große Würkung hervorbringen können. Viele von euren Bergen ſtehen gleichſam im Cirkel, ſo daß offenbar das Waſſer, das ſich in ihren Thälern anhäufen mußte, nur langſam ablaufen konnte; und vielleicht war Griechenland lange Zeit, nachdem es von dem Meere verlaſſen war, ſeiner ungeheuren Seen wegen noch unbewohnbar. Endlich habt ihr die großen Ebenen nicht, die wir haben, und die nur das Werk vieler tauſend Jahrhunderte ſeyn können. Noch ſtreift das Meer den Fuß eurer Berge, und alles beweist, daß es die Spitzen derſelben erſt ſeit ganz kurzer Zeit verlaſſen hat.

---

* Plin. H. N.

Als ich in Athen war, hatte ich ſehr oft Geſpräche mit eurem Thucydides, eben dem, der General in Amphipolis war, und von Braſidas überwunden wurde. Unſere Familien waren durch das Band alter Gaſtfreundſchaft vereint. Du weiſt, daß dieſer Mann ein ſehr ſorgfältiger Erforſcher eurer Denkmahle war, und daß er zugleich ſehr gelehrte und wahre Denkſchriften verfertiget hat. Nun erinnere ich mich, daß er einſt bei einem Geſpräch über eure Colonien behauptete, es ſeye alles falſch, was man über Colonien ſpreche, die vor dem trojaniſchen Kriege von den Griechen ausgeſchickt ſeyn ſollen. Griechenland hatte damals keine ſo ſtarke Bevölkerung, um Menſchen auswärts zu ſchicken. Zwei Jahrhunderte nach Inachus war in Böotien jene Ueberſchwemmung, die man die Ogygiſche nennt, und zwei Jahrhunderte nach dieſer war die Deucalioniſche Fluth. Man erzählt, und nicht ohne Grund, ganz Griechenland ſey mit Waſſer bedeckt geweſen; und die alten Bewohner, wenn es je deren gab, wurden alle aufgerieben, und neue Völker mußten aus andern Ländern kommen, um ein neues Volk anzupflanzen. So kam Cecrops nach Athen, Cadmus nach Theben, Danaus nach Argos; alles Beweiſe, daß die Griechen ſo ſchwach an Bevölkerung waren, daß ihre Zahl nicht einmal zum Anbau ihrer eigenen Länder zureichte.

Viele eurer Vorfahren, ich läugne dieß nicht, ſind nach Italien und Sicilien gekommen, ſich da niederzulaſſen, aber ſehr ſpät, als die alten eingebohrnen Nationen, die lange Zeit zuvor unſere Berge bewohnt hatten, ſchon ſehr zahlreich waren. Sie haben in den Ebenen und auf der Küſte des Meeres viele Niederlaſſungen gemacht, indem ſie ſich theils mit den Familien des Landes vereinigten, bald ſie bekriegten, aus ihren alten Wohnſitzen vertrieben und vertilgten. Aber immer haben ſie nur einen kleinen Theil Italiens beſetzt, und können ſich nicht rühmen, der italieniſchen Nation ihren Urſprung gegeben zu haben. So läßt ſich nicht behaupten, daß jene Gallier die erſten Stammväter der Griechen und Italiener geweſen ſeyen, die in dem Zeitalter unſerer Väter in den Theil Italiens einfielen, der oberhalb Rom liegt, und ſelbſt Rom einnahmen und plünderten, und ihre Verheerungen ſelbſt bis in unſer Land verbreitet hätten, wenn ſie nicht von den Römern beſiegt ſich anderswohin gewendet hätten, indem ſie ihren Weg nach Griechenland durch die an der andern Seite des adriatiſchen Meeres gelegenen Länder nahmen, und nachher von Griechenland nach Aſien zogen. Da ſie aber überall Menſchen fanden, die in Geſellſchaften verbunden waren, die ihre Sprache, Götter, Geſetze und eigene Sitten hatten, ſo erhielten ſie den Namen von Stammvätern neuer Völker nicht.

Wollteſt du glauben, die griechiſchen Colonien ſeyen in unſern Ländern die älteſten, ſo bedenke doch, beim Zevs! daß die Geſchichte deiner eigenen Nation und die Natur ſelbſt dich Lügen ſtraft. Du müßteſt behaupten, gerade die Länder ſeyen zuerſt und vor andern bewohnt worden, welche zuletzt bewohnbar geworden ſind; unſere Gebürge ſeyen nicht von den angränzenden Völkern beſetzt worden, ſondern die alten, rohen mit Meer und Schiffarth unbekannten Griechen ſeyen aus ſo großer Entfernung hieher gekommen; in eurem Griechenland ſeye zu gleicher Zeit Mangel und Ueberfluß an Bevölkerung geweſen, weil es zugleich viele Colonien aufnahm und ausſchickte; endlich, die vor nicht ganz tauſend Jahren aus Griechenland ausgegangene Colonien, deren Anzahl keine Million Menſchen überſteigen konnte, haben ſich in weniger als tauſend Jahren auf vierzig Millionen vermehrt, indem man ungefähr dreyßig in Italien, und zehen auf den Küſten Aſiens annimmt. Wer ſoll nun, theurer Gaſtfreund, dieſen deinen Ausſprüchen Glauben beimeſſen?

Richte deine Aufmerkſamkeit dagegen auf unſere Traditionen, und betrachte eine Genealogie, die von den weſtlichen Gebürgen ausgeht, und in Sicilien endiget. Die erſten Völker, deren unſere Geſchichte Erwähnung thut, ſind die Sicaner: man ſagt, ſie haben die höchſten Gebürge in Ligurien bewohnt, und ſeyen von daher gekommen, um Sicilien zu bevölkern. Die liguriſchen Gebürge ſind würklich die höchſten unter unſern Bergen, und Sicilien mußte vor den andern Inſeln von dem Waſſer frei und bewohnbar ſeyn. Die Sabiner wurden von den Umbriern aus ihren vorigen Wohnſitzen verjagt, und lieſſen ſich in denen Gegenden nieder, die ſie noch gegenwärtig inne haben. Abkömmlinge der Sabiner ſollen die Samniten ſeyn; welche daher auch Sabellier heißen; von den Samniten kamen die Irpiner her; wir ſtammen von den Samniten und Irpinern; und die Bruzier ſind unſere rebelliſche Hirten, welche ſich zwiſchen den Wäldern von Sila niederließen, und ihren neuen Namen entweder von dem Worte Bruzio erhielten, das bei uns einen Rebellen bezeichnet, oder von dem Pech, woran das neue Land Ueberfluß hat, das ſie zu ihrem Aufenthalte wählten.[*]

Du ſiehſt auf dieſe Art den Urſprung aller Völker, welche die höchſten Theile Italiens bewohnen; und wenn es dir gefällt, auf beiden Seiten von dieſen Höhen zu dem Meer herabzuſteigen, ſo wirſt du nur ſchwache Bevölkerungen finden, welche verſchiedene Namen, aber eine gemeinſchaftliche Sprache und Sitten haben, und die allgemeine unveränderte Tradition, ſie ſeyen von den Bewohnern der nächſtgelegenen Berge entſprungen. Hieher gehören die Nolaner, die Ferentaner, die Picenter, die Marſer, die Maruciner, die Veſtiner, die Apuler, und andere der Art, welche man nicht Völker, ſondern Familien älterer und ſtärkerer Völker nennen ſollte, welche die benachbarten Berge bewohnen.

---

[*] Dieß ſind italieniſche Traditionen. Siehe Frag. V. II. An einem andern Orte wird ausführlicher davon die Rede ſeyn.

Ihr Griechen misbrauchet das Studium der Worte nicht wenig, um eure Fabeln zu behaupten. So waren zum Beiſpiel einige Völkerſchaften in Italien, welche den Namen Opicer hatten; dieſer Name hat einige Aehnlichkeit mit dem Worte, das ihr für die Schlange habt; folglich iſt dieſer Name griechiſch, folglich iſt die ganze Nation griechiſch. Nur das bleibt Problem, wie die Nation, die für ſich ſelbſt die griechiſche Benennung der Schlange gewählt hat, der Schlange nachher einen andern und ganz verſchiedenen Namen gegeben hat!!! Ihr habet Pelasger, wir haben noch ſolche; das iſt hinreichend, daß die italieniſchen Pelasger ſich für Griechen halten ſollen, als ob wir nicht auch ein Meer hätten, als ob das Meer bei uns nicht auch Pelagus hieße; und als ob nicht alle Völker Pelasger genannt würden, die über das Meer gekommen ſind, oder Bewohner der Küſten deſſelbigen ſind!!!

Glaube mir: alle Namen, die wir gebrauchen, ſind uns eigen. Als unſere noch irrende Völker, kaum in Stämme vereiniget, eine werdende Sprache zu ſtammeln anfiengen, nahmen ſie die Benennung des eigenen Stammes von den charakteriſtiſchen Eigenſchaften der Menſchen her, welche ihn bildeten. Sie nannten ſich die Tapfern, die Gerechten, die Schmußigen, die Waldbewohner, die Bewohner des Meeres, der Höhlen, der Felder, der Mündungen der Flüſſe * und ſo weiter. Oft geſchah es auch, daß ein Stamm zwei oder drei verſchiedene Namen hatte; denn während er ſich ſelbſt einen ruhmvollen beilegte, gab ihm ein anderer Stamm entweder aus Haß oder aus Verachtung einen ſchimpflichen. Daher die Ungewißheit, welche über die Anzahl, die Namen und die Dauer dieſer älteſten Völkerſchaften herrſcht. Alle aber kamen darin überein, daß ſie ſich Aborigener nannten, denn alle glaubten, ſie ſeyen aus dem Lande entſproſſen, welches ſie bewohnten. Und wenn daher über die Beſtimmung des Urſitzes anderer Völker ſich immer mannigfaltige Zweifel erheben, ſo iſt dagegen über den der Aborigener alles im Dunkel.

Siehſt du nicht, daß alle dieſe Grillen zu keiner Wahrheit führen? Jedes Volk hat über ſeinen Urſprung ſeine eigene Meinung; und dieſe iſt bei allen Völkern gleich fabelhaft; denn bei allen Völkern ſind die Nachrichten von den älteſten Begebenheiten dunkel und ungewiß; bei allen Völkern herrſchen religiöſe Sagen, denn bei allen beginnt da, wo die Nachrichten der Menſchen endigen, die Periode der Götter. ** Jedes Volk behauptet ſeine Meinung hartnäckig; du denkſt, es folge der Vernunft, und es folgt doch nur der Autorität. Aendert es dieſe? du glaubſt, es werde ſie durch die Macht der Vernunft ändern, aber es geſchieht nur aus Liebe zur Neuheit. Ich weiß nicht, welche von beiden Meinungen, die eurige oder die unſrige, ſiegen werde; aber das weiß ich, daß eine das Uebergewicht bekommen muß, denn beide Völker ſind einander zu nahe, und haben zu ſtarke Handels-Verbindungen mit einander; das weiß ich, daß die Meinungen beider Völker nach vier Jahrhunderten von den gegenwärtig herrſchenden ganz verſchieden ſeyn werden;[*] und es dünkt mir nicht unmöglich, daß in noch entfernteren Zeiten beide Völker die Meinung eines dritten annehmen werden, das unſere Nachrichten entweder zerſtören oder verſtümmeln wird, um ſie den ſeinigen anzupaſſen.

---

* Auſoner, Aequer, Aquicoler; Opicer und Oſcer; Lucaner, Pelaſger, Cimmerier, Campaner, Ferentaner . . . .

** Varro.

Die verſchiedenen Völker gleichen den Pflanzen, welche in einem Garten ſtehen, und ſich wechſelsweiſe unter einander über ihr Alter ſtreiten; und über ihren Streitigkeiten den Garten, der ſie alle hervorgebracht hat, zu fragen vergeſſen. Siehſt du nicht, daß dieſer Garten, wenn er reden könnte, mit Recht zu allen ſagen könnte: Ihr Thoren! Ihr alle ſeyd erſt ſeit ehegeſtern: keine von euch konnte vor mir da ſeyn; aber lange, bevor ſich eure Entſtehung erwarten ließ, war ich ſchon da. Statt euch unter einander über die Frage zu ſtreiten, wie lange ihr da ſeyd; warum befragt ihr nicht mich, um zu hören, wie lange ihr da ſeyn konntet?

Laſſet uns alle dieſe Erde befragen, Cleobul; und wenn wir ſie über die Italiener gefragt haben, wollen wir ſie auch über die Griechen befragen? Betrachte jene Gebürgskette, die von dem Meere ausgeht, und Italien gegen Weſten und Norden umgibt, und ſich gegen Morgen hin wendet, und fortgeht, bis ſie wieder an das Meer trifft. Das Meer und die Berge ſcheinen ein rechtwinklichtes Dreieck zu bilden, wovon das erſte die ſüdliche und öſtliche Seite bildet; die weſtliche und nördliche bezeichnen die zwei übrigen; und die beiden letzten Seiten dienen zwei Dreiecken zur Baſis, welche Griechenland und Italien ſind, und die nur in der verſchiedenen Richtung ihrer Spitze unterſchieden ſind. Aber beide Länder ſind nur Fortſetzungen kleinerer Gebürge, die von dem größeren ausgehen; beide ſind in ebendemſelben Rechteck eingeſchloſſen, und folglich demſelben Wechſel unterworfen: daſſelbe Meer hat beide bedeckt, und nach demſelben Geſetz iſt es von beiden zurückgetreten; beide mußten von demſelben Menſchenſtamme bevölkert werden, nehmlich von den Bewohnern der Länder, die von dem Meere am entfernteſten und hinter den höchſten Bergen ſind. Haſt du ſchon geſehen, wie vortrefflich die Traditionen der Italiener mit der Natur ihres Landes übereinſtimmen? Ebendieß bemerke auch bei Griechenland. Woher ſtammten Helenus und Dorus und Jonus, und alle eure erſten Stammväter? Von dem gebürgigſten und nördlichſten Theile eures Griechenlands. Wo ſtellte Deucalion das von den Wellen zerſtörte menſchliche Geſchlecht wieder her? Auf den Gebürgen von Theſſalien. Wo iſt das Vaterland aller eurer Helden? Gerade in eben dem Theſſalien. Wo iſt das Vaterland von Muſäus, Linus, Orpheus, die Wiege eurer Gebräuche und eurer Religion? In Thracien und in jenem ganzen großen Landesſtriche, der jenſeits der Berge Bora iſt,* von denen ihr ſelbſt Apollo den Stammvater des ganzen bürgerlichen Lebens nach Griechenland kommen laßt. Und welche unter allen Völkern Griechenlands rühmen ſich die älteſten zu ſeyn? Die Thebaner ſind ein neues Volk; man ſiehet wohl, daß ſie ſich in dieſen Wohnſitzen niederließen, als ſchon andere da wohnten, welche von ihnen zur Leibeigenſchaft verdammt wurden. Ebendieß ſagt man von den

---

[*] Das geſchah auch. Sowohl die Griechen als Lateiner änderten ihre Meinung zur Zeit Auguſts.

---

* Freret über die Hyperboräer.

Lacedämoniern, den Meſſenern, Corinthern, lauter Nachfolgern der Heracliden. Die Arcadier aber rühmen ſich älter zu ſeyn, als der Mond, weil ſie würklich den bergigen Theil Griechenlands bewohnen.

Eine ſo vollkommene Uebereinſtimmung aber zwiſchen euren und unſern Traditionen, und zwiſchen der Natur kann unmöglich Wirkung des Zufalls ſeyn. Ueberall ſiehſt du die Spuren eines ſehr alten Volkes, das von den nördlichen Gegenden gekommen iſt, Griechenland und Italien zu bevölkern, und vielleicht alle Länder Aſiens, die das Meer berührt; und dieſes Volk iſt o! wie viel älter als die phöniziſchen und egyptiſchen Seeleute, welche ſich in Theben und Athen niedergelaſſen haben; als die ſicilianiſchen Seeleute, welche den Namen, Tempel und die Gebräuche der Göttin, die die Erfinderin des Pflugs und Geberin der Weitze iſt, in Eleuſis geſtiftet haben; und der griechiſchen Abenteurer, welche ſich mit den alten Bewohnern von Reggio, Sibaris, Tarent und Croten vermiſcht haben! Wir ſtreiten über die Frage, ob die Griechen Italien, oder die Italiener Griechenland bevölkert haben; und indeſſen wurden vielleicht beide Länder von einem andern Volke bevölkert, das der gemeinſchaftliche Stammvater der Griechen und Italiener [illegible].

Dieſes uralte Volk hat ſeinen beiden Kindern dieſelbige Sprache gegeben. Unſere Sprache hat mit der eurigen viele Theile gemeinſchaftlich, und viele verſchieden; ſie gleichen zween Bächen, die von derſelben Quelle entſprungen einen verſchiedenen Lauf nehmen, und auch das Waſſer verſchieden machen, das in ſeinem Urſprung eines war.

Siehſt du uns Lucaner? Man nennt uns zweizüngig, weil wir die tarentiniſche und ſamnitiſche

Sprache mit gleicher Fertigkeit reden. Ebenſo nennt man auch die Apulier.* Das Volk glaubt, wir reden zwo verſchiedene Sprachen; dieß aber iſt falſch, wir reden nur eine. Siehſt du nicht, daß die Buchſtaben in beiden Schriften gleich ſind, außer daß die eurigen durch den Handel mit andern orientaliſchen Völkern in dem Zeitalter von Cadmus etwas abgeändert wurden, der deßwegen der Erfinder davon genannt wurde?** Siehſt du nicht, daß die meiſten Benennungen für die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe beiden Sprachen gemein ſind, und nur in der Art der Ausſprache verſchieden ſind? Ein H. ein C, ein D weicher oder ſchärfer, ein L, ein M, ein N, ein R mit ſtärkerer oder ſchwächerer Gewalt ausgeſprochen, ſo daß ihre Zahl in der Schrift bald vermehrt, bald vermindert iſt, eine verſchiedenartige Endung nach dem verſchiedenen Gefühl von Harmonie, das die verſchiedenen Völker haben, ſo daß bald der, bald jener Vocal überflüſſig iſt, und bald die Vocalen, bald die Conſonanten vorherrſchen, ſind geringe Verſchiedenheiten, von denen ſich keine gänzliche Verſchiedenheit zweier Sprachen ableiten läßt. Es exiſtiren nicht zwei einzelne Menſchen auf der Erde, welche dieſelbe Ausſprache haben, denn zwei verſchiedene Menſchen können nicht ganz dieſelben Organe haben. Dieſe Verſchiedenheiten hängen großentheils von der Natur der Länder, von der mehr oder minder bergigen Lage, von dem mehr oder minder ſanften Clima ab, in welchem die Menſchen leben, die Eine Sprache ſprechen. Ihr Griechen ſelbſt, habt ihr nicht vier Dialekte, welche man vier verſchiedene Sprachen nennen kann?

* Feſtus über das Wort Bilinquis. — Lucilii Fragm. &c. &c.

** Es iſt entſchieden, daß Cadmus den Gebrauch der Buchſtaben in Griechenland vorhanden fand.

Wird nicht ein Epheſier, der in Athen ankommt, gleich bei dem erſten Worte, das er ſpricht, auch von der einfältigſten Cicorien- oder Lauchhändlerin in dem Piräum für einen Fremden erkannt? * Und wenn der Handel zwiſchen Epheſus und Athen nicht ſo ſtark wäre, als er iſt, glaubſt du nicht, die athenienſiſche Cicorienhändlerin hätte einen Dollmetſcher nöthig, um den Fremdling von Epheſus zu verſtehen? Du ſiehſt alſo die Art und den Geiſt der Sprachen. Ein kleiner Theil hängt von der Natur ab, und dieſer iſt vielleicht bei jedem Menſchen, nicht aber bei jedem Volke verſchieden. Der andere bedeutendſte dagegen hängt von der Uebereinſtimmung der Menſchen ab, welche Schrift und Harmonie durch Uebereinkunft beſtimmen, und durch ſich ſelbſt alle diejenigen Worte ſchaffen, die entweder die Gegenſtände ausdrucken, welche die Menſchen nur durch Entwickelung der Art kennen, oder welche nicht die äußeren Gegenſtände, ſondern vielmehr die inneren Affecten und Vorſtellungen ausdrucken. Halte die Menſchen abgeſondert, ſo werden urſprünglich gleiche Sprachen verſchieden werden; halte ſie vereint, ſo werden verſchiedene Sprachen gleich werden.

Die Natur hat die Sprachen nicht wie ein Farbenhändler eingetheilt und unterſchieden, der ſie in verſchiedenen Schachteln aufbewahrt, ſo daß man ohne Beſorgniß eines Irrthums beſtimmen kann: dieſe Farbe iſt roth, und dieſe iſt gelb; ſondern

---

* Dieß begegnete Theophraſt. Unſere Hellenophilen heben bei dieſer Geſchichte die Hände gen Himmel, und rufen aus: welch' ein Volk muß das athenienſiſche geweſen ſeyn, wo ein geringes Weibsbild einen Theophraſt in Betreff der Sprach-Eleganz tadeln konnte.

ſondern ſie miſcht gleich einem geſchickten Mahler die verſchiedenen Farben unter einander, und geht durch die feinſten gleichſam unmerkbarſten Nuancen von der einen zu der andern über, ſo daß man unmerklich von dem heiteren Himmelsblau, das noch an der weſtlichen Seite des Himmels iſt, zu der hellen Purpurfarbe, mit der die Morgenröthe den Oſten mahlt, und von dieſer zu der ſchwarzen Farbe der Nacht übergeht, die noch in den unteren Thälern liegt.

Von den weſtlichſten Alpen bis an das Ufer des Timonetas und Xanthus ſehe ich nur eine einzige Sprache, in unzählige unbemerkbare Schattirungen getheilt, welche aber nach ihren Extremen beinahe zwei verſchiedene Sprachen hervorbringen. Ihr zählet vier Dialekte; wir zählen vier oder fünf; und der weſtlichſte von den eurigen gleicht dem öſtlichſten von den unſrigen. Ein Lucaner bedarf keines Auslegers in Tarent; ein Römer dagegen hätte wohl einen nöthig. Die Verſchiedenheit der Dialekte ſcheint die Wirkung der phyſiſchen Eintheilung der Erde und die Veranlaſſung zur politiſchen Eintheilung der Völker geweſen zu ſeyn. Unſere Hauptdialekte ſind der lucaniſche, ſamnitiſche, lateiniſche, hetruſciſche; ebenſo viele politiſche Verbindungen ſind vorhanden. Verbinde dieſe verſchiedenen Völker durch einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt; ſo verſchwinden die kleinen Verſchiedenheiten, und aus ſo vielen Dialekten wirſt du eine einzige Sprache erhalten. Biſt du nicht überzeugt, daß eben dieſes in Griechenland der Fall ſeyn würde, wenn einmal der Eiferſucht zwiſchen Sparta und Athen Grenzen geſetzt würden, und jenes nicht verſchmähte, den attiſchen Ton und Worte zu gebrauchen, dieſes aber ſich nicht ſchämte, die doriſchen Eigenheiten anzunehmen.

Was aber in Griechenland hätte geſchehen können, das iſt in Italien würklich geſchehen. Einſt redete ganz Italien dieſelbe Sprache, weil es unter einer Herrſchaft vereiniget war. Dieſe Herrſchaft löſte ſich auf, und die Sprache änderte ſich, wie es unvermeidlich war. Ich rede von einer Begebenheit von zehen bis zwölf Jahrhunderten rückwärts.*

---

* Es iſt unbezweifelt, daß zu den Zeiten Numas in Italien eine Sprachänderung vorgieng. (Feſtus über das Wort Bilinguis.) Ebenſo iſt es außer allem Zweifel, daß man dieſe alte Sprache, von der ſich viele Worte in der Religion und den Geſetzen finden, zu den Zeiten Ciceros und Varros nicht mehr verſtand. (Siehe die in den beiden gelehrten Werken von Lanzi und Marini angeführten Schriftſteller sulla lingua Etrusca und sulli Fratelli Arvali.) Unmöglich aber konnte dieſe große Veränderung in einem Augenblick vor ſich gehen. Zuerſt wird eine Sprache (wie es mit der lateiniſchen gieng) verdorben; nachher nimmt dieſes Verderbniß ſtufenweiſe zu, und es entſteht eine Mittelſprache; gleich der, welche wir die romanziſche genannt haben; zuletzt entſteht die neue italieniſche Sprache. Dieß iſt der Grund, aus dem Dellus, wenn er gleich im fünften Jahrhundert Roms gelebt hätte, von dieſer Veränderung als von einer vor zehen Jahrhunderten geſchehenen Begebenheit ſpricht. Er iſt wie ein Gelehrter des XV. Jahrhunderts, der von der Sprache des Jahrhunderts Auguſts ſpricht. Dellus lebte übrigens in einem Jahrhundert, in welchem ſich die neue Sprache noch nicht vollkommen gebildet hatte, ſondern die verſchiedenen Völker Italiens behielten (wie es ſtets geſchieht) bald mehr, bald weniger von der alten Sprache. Die Hetruſker behielten vielleicht am meiſten von allen; die Römer behielten vielleicht am wenigſten; deswegen ſchickten dieſe ihre Söhne zu jenen, um eine Sprache zu lernen, die, wie die lateiniſche im Mittel-

Wir haben noch einen groſſen Theil dieſer alten Sprache in den Gebräuchen der Religion und der Geſetze; wir lernen ſie, weil ſie für den Prieſter und die Obrigkeit als das Werkzeug gegenſeitiger Mittheilung unter den verſchiedenen Völkern, welche Italien bewohnen, nothwendig iſt. Jedes Volk ſucht indeſſen eine neue Sprache; und indem ſich das eine mehr, das andere weniger von der alten entfernt, und das eine mehr, das andere weniger der neuen nähert, ſcheint gegenwärtig jedes eine verſchiedene Sprache zu haben. Die neue Sprache hat ſich noch nicht gebildet, und wird ſich vielleicht erſt dann bilden, wenn Italien von neuem unter einer Herrſchaft vereiniget ſeyn wird. Ebendieß geſchah in Griechenland. Du mußt dich nehmlich erinnern, wie dein Athen ſelbſt von den Tyrrhenern bewohnt wurde, welche die italie-

alter, für die Religion, die Curie und das Forum unumgänglich nöthig war. Es iſt auch nicht unwahrſcheinlich, daß die Lehranſtalten in Etrurien beſſer oder der Nähe wegen bequemer waren. Auf dieſem Wege iſt es endlich auch erklärbar, wie Völker, welche dieſelbe Sprache redeten, öfters Dolmetſcher nöthig hatten. Die Einheit der Sprache iſt die Würkung vieler Jahrhunderte, der Einheit der Regierung oder wenigſtens eines ſtarken gegenſeitigen Handels. Man hat noch Schriften aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert, die in verſchiedenen Ländern Italiens in der Volgarſprache geſchrieben wurden. Vergleichen wir ſie mit einander, um zu ſehen, ob man das, was an einem Orte geſchrieben wurde, an dem andern verſtehen konnte. Es giebt ſo viele verſchiedene Sprachen; und bevor die Sprache entſtanden war, welche Dantes großes Genie ſo richtig die Hofſprache nannte, mußte der gegenſeitige Handel der verſchiedenen Völker die lateiniſche Sprache, oder einen Dolmetſcher haben.

niſche Sprache daſelbſt geredet haben. * Auch kann es dir nicht unbekannt ſeyn, daß eben dieſe Sprache noch heutzutage in Imbros, Lemnos und einigen andern Inſeln des ägäiſchen Meeres geſprochen wird. **

Kurz vor der Epoche des trojaniſchen Krieges fieng eure alte Sprache ſich zu ändern an. Du findeſt Spuren dieſer Veränderung bei Homer, der ſo häufig von barbariſch-redenden und articulirt-ſprechenden Menſchen redet. Die ganze Geſchichte beweiſt, daß damals ein großes Volk zerrüttet, und ſeine Geſetze, ſeine Sprache, und ſeine Cultur zerſtört wurden. Dieſe Zerrüttung fieng, wie es bei einem großen Körper immer zu gehen pflegt, an einem ſeiner Theile an, von dem es ſich nachher zu den übrigen verbreitete. Und wahrſcheinlich geſchah dieß in Griechenland bälder, als anderswo wegen der großen Kriſen, welche ihr die ogygiſche und deucalioniſche Fluth zu nennen pflegt, von welchen mein Oheim die griechiſche Geſchichte anfangen will. Von dieſen Ueberſchwemmungen iſt nur eine ganz dunkle, ungewiſſe Spur in den italieniſchen Traditionen vorhanden, nach welcher ſich die Umbrier, eines unſerer älteſten Völker, aus dem Waſſer gerettet haben ſollen.

Die alte Bevölkerung Griechenlands wurde alſo in der Epoche des Deucalions größtentheils zerſtört, und was übrig blieb, verſank in Barbarei. Wie viel übrig blieb, weiß ich nicht. Wir wollen auch die ruhmredigen Rhodier nicht befragen, welche ſich rühmen, unter der Zahl der Geretteten geweſen zu ſeyn. Nur dieß kann ich dir ſagen, daß damals die egyptiſchen und phöniziſchen Colonien anfiengen nach Griechenland zu kommen, und daß die neuen Bewohner mit den alten vermiſcht jene neue Sprache redeten, welche ihr heutzutage ſprechet.

---

* Guarnacci, Origini Ital. V. II.

** Ebendaſelbſt.

Italien behielt von ſeiner alten Cultur ſoviel, als eine große Natur-Revolution geſtattete, die zwar außer ſeinen Gränzen vorfiel, von der es aber doch den Schlag empfinden mußte. Hiemit verbanden ſich einige beſondere Unglücksfälle, die von jenen feuerſpeienden Bergen veranlaßt wurden, welche ſo viele unſerer Ländereien zerſtörten. Jeder Winkel Campaniens zeigt Spuren eines uralten Feuers. Den Theil, der dem Meere am nächſten liegt, nennt man die verbrannten Felder.* Nach der Dichtung der Poëten lieferten die Götter hitzige Schlachten unter ſich, um ſich den Beſitz dieſes fruchtbaren Landes ſtreitig zu machen. Dieß geſchah, wie ich glaube, kurz vor dem trojaniſchen Kriege. Entſchieden finden ſich in dieſem heroiſchen Zeitalter die Würkungen der Wuth der Götter noch ganz friſch.

Alles beweist alſo in der Periode vor dem trojaniſchen Kriege die Zerſtörung eines großen Reiches und die Theilung eines großen Volkes, das ſich von den Ufern des Scamanders bis an die Alpen, und von den thraciſchen Gebürgen bis an das Meer ausdehnte. Vielleicht war dieſer ganze unermeßliche Landesſtrich nicht unter einer Herrſchaft vereiniget, und hatte nicht dieſelbe Geſetze; aber die Sprache, die Religion und die Cultur war dieſelbe. Alles wurde zerſtört entweder aus den ſchon genannten Gründen, oder aus der Schlaffheit, die bei dem Menſchengeſchlechte, wie bei dem Einzelnen, immer auf den Misbrauch der Energie folgt. Auf die Ordnung folgte Unordnung, auf die Cultur Barbarei; jene Barbarei, aus der ihr Griechen ſeit der Epoche der Argonauten und des trojaniſchen Krieges euch wieder zu erheben angefangen habt. Die erſte und traurigſte Würkung der Barbarei iſt die Trennung der Menſchen von einander; die zweite, daß von allen menſchlichen Affecten, dieſen urſprünglichen und wahren Banden jeder Geſellſchaft, nur der Haß erhalten wird. Die Vorſehung der Götter aber gebraucht gerade dieſen Haß, um die Völker zur bürgerlichen Ordnung zurückzuführen; und um dieſes zu thun, flammt ſie ihn immer mehr an, und treibt ihn zu den größten Unternehmungen; ſo daß die Menſchen allmählig die unbedeutenden zu verſchmähen anfangen. Achill rechnete es ſich zum Ruhme, eine Stadt zu zerſtören, und ſchämt ſich eine Grauſamkeit gegen eine Frau zu begehen. Du wirſt ſagen, dieß ſeye eine größere Wildheit, tauſende ſtatt eines unglücklich zu machen. Aber dieß iſt die Natur des Stoffs, aus dem die Hälfte des Menſchen gemacht iſt; die Wildheit ſcheint zwar größer zu werden, indeſſen aber wird ſie ſeltener. Man fängt zu glauben an, es ſeye kein Ruhm, wo kein Gegenſatz ſey; man eilt einen König oder einen Helden zu ſchlagen; dem Schwachen dagegen verzeiht man, und nimmt ihn in Schutz: merke wohl! man nimmt alſo die größere Zahl in Schutz. Aus der alten urſprünglichen Wildheit bilden ſich zwei Affecten, der Muth im Angriff und in der Aufſuchung großer Gefahren oft ohne Ausſicht auf eine andere Belohnung als auf den Ruhm, ſie zu überwinden; und die Großmuth, die alles verſchmäht, was nicht rühmlich iſt. Die Tapferen beſiegen, und die Schwachen ſchützen: dieß iſt der Wahlſpruch jener Ritter, die wir Helden nennen, und durch die beſſern Zeiten zu den Völkern zurückkehren. Wenn ſich die Helden erheben, iſt die Barbarei ihrem Ende nahe; wie die Nacht ſchnell verſchwindet, wenn der Morgenſtern erſcheint. . . . . Jene Helden von Troja findeſt du nicht immer gerecht, nicht immer klug . . . Wehe Griechenland, wenn ſie es geweſen wären! Die Gerechtigkeit hätte zu den Argonauten geſagt: was haben wir für ein Recht auszuziehen, um einem friedlichen Volke ſeinen Reichthum zu rauben, den es, wenn es einen beſitzt, ganz ſeiner Mühe verdankt? Die Klugheit hätte zu allen Gefährten Agamemnons eben das geſagt, was ſie zu Ulyſſes würklich geſagt hat; und jeder hätte gedacht: warum war Menelaus ein ſchlechter Gatte oder hatte eine ſchlechte Frau; ſoll ich mein ſchönes, gutes Weib verlaſſen, um das ihm angethane Unrecht zu rächen, und vielleicht der meinigen Veranlaſſung zu geben, mir größeres anzuthun? Alsdann aber hätten die Griechen nie über den Helleſpont geſetzt, ſie hätten Aſiens Künſte nicht gelernt; jene ſo übermächtige Heerführer, welche Griechenland zertheilten und zerriſſen, wären nicht unter den Mauren Iliums oder im Meere umgekommen; die griechiſchen Staaten hätten die Freiheit nicht erlangt; Künſte, Geſetze und wahre Helden wären nicht entſtanden; ohne den trojaniſchen Krieg würde ſich Griechenland der Siege von Marathon und Salamin nicht rühmen, und ohne Achilles würdet ihr weder die Miltiadeſſe, noch die Ariſtide gehabt haben. Die verſchiedenen Völker müſſen ſich ſtoßen, reiben, vermiſchen, und gegenſeitig ihre Künſte, Geſetze und Erfahrung mittheilen; und die Götter ſetzen die Völker von Zeit zu Zeit in Bewegung, und vermiſchen ſie, gleichſam um ihnen neues Leben zu geben. Dieſe großen Bewegungen aber geſchehen weder durch Gerechtigkeit noch durch Klugheit; der letzte Zweck dieſer iſt der, jeden ſich ſelbſt genügend zu machen. Wenn alle Menſchen weiſe und klug wären, ſo würde es dieſe großen Bewegungen nicht geben. Aber ſind ſie weiſe? Können ſie es ſeyn? Deßwegen nähren die Götter Irrthümer und Leidenſchaften, und treiben ſie zum Aeußerſten, damit das Extrem des Uebels die Rückkehr des Guten hervorbringe....

---

* Campi Phlegrei.

Wohin führſt du mich, Ocilus? verſetzte ich. Und wie viele Zweifel erregſt du in meiner Seele? Deine Ausſprüche gleichen den Zähnen des Cadmus, aus denen bewaffnete Männer entſtanden, die ſich unter einander aufrieben: du ſäeſt deine Ideen aus, und es entſtehen andere kriegeriſche Ideen daraus, welche ſich unter einander bekämpfen, und aufreiben. Dein Geſpräch, Ocilus, ſtiftet keinen Frieden, wohl aber Krieg in der Seele. Wie vieles wünſchte ich dich zu fragen! Du hältſt alſo die Italiener zur Zeit des trojaniſchen Krieges für civiliſirter, als die Griechen?

Ihr hattet in jener Epoche den Namen Griechen noch nicht,* antwortete er mir: Griechenland hatte weder Namen, noch Cultur, und Griechenland war das, was man heutzutage Italien nennt.** In Italien lebten jene großmüthigen Caucenen, unter denen Minerva gerne weilte, welche damals alle die Länder beſaßen, welche ſich um Sibaris und Croton her befanden;*** in Italien war jene durch ihr Kupfer reiche Stadt Temeſis;**** in Italien und nicht in Thracien jene geheiligte Stadt Iſmara, welche Ulyſſes einnahm und plünderte, und wo ihm jener gute Prieſter des Apollo ein Geſchenk mit ſieben Talenten Gold, und einer ſehr ſchönen ſilbernen Schaale machte, und jenen Schläuchen des köſtlichſten, ſüßen, lauteren, götterwerthen Weines, welche ſo heilſam für Ulyſſes gegen die Wuth des

---

[*] Thucydid. 1.

[**] Quæ nunc Italia Græcia major erat. Ovid. — Ueber den Namen Griechenland, den man ganz Italien beilegte, ſiehe Mazzocchi T. H.

[***] Homer. Odyss. 6— Ovid. Metam. 15.

[****] Homer Odyss. 1.

Polyphems waren.[*] Um dieſe Zeit findet man entſchieden über dem joniſchen Meere nicht ſo vielen Reichthum und Cultur. Und was würdeſt du ſagen, wenn ich dir die älteſten Geſchichten erzählte, und dir zeigte, alle eure Helden ſeyen italieniſchen Urſprungs, deren Namen in den Liedern von Troja ſo ruhmvoll erklingen, jener Neſtor, der ſo viele Menſchenalter durchlebt hatte, ſo wie jener Ulyſſes, welchen die Minerva ſelbſt in der Klugheit unterwieſen hatte? ...“[**] Doch wir ſtellen keine genealogiſche Nachforſchungen an; wir reden nicht von der Geſchichte einzelner Menſchen, ſondern von der ganzer Völker; und die Geſchichte eines Volkes beſteht in nichts anderem, als in der Geſchichte ſeiner Cultur. Wir betrügen uns nicht, mein Cleobul, wenn wir über die Frage ſtreiten, welches von beiden Völkern, die Griechen oder Italiener, das älteſte ſey, ſo wollen und können wir nichts anders wiſſen wollen, als, welches von beiden die älteſte Cultur gehabt habe. Von allem, was vor der Cultur hergehet, giebt es keine Denkmahle, und über das, wovon es keine Denkmahle giebt, werden wir ſtets in Unwiſſenheit ſeyn.

Ich verſetzte hierauf: Auch Plato hatte behauptet, die Cultur, welche Homer in der Odyſſee ſchildert, ſey größer geweſen, als die in der Iliade geſchilderte; weßwegen viele dieſe Gedichte als in verſchiedenen Zeiten verfertiget betrachten. Du zeigſt mir, daß ſie Sitten verſchiedener Länder beſchreiben; in der Iliade ſind alle Helden Griechen, in der Odyſſee dagegen iſt die Scene häufig in Italien. Mag ſich dieß ſo verhalten: doch ich will dir eine andere Frage vorlegen. Welches Volk war nach deiner Anſicht der gemeinſchaftliche Stammvater der Italiener und Griechen?

---

[*] Ebendaſ.

[**] Guarnacci, Origini Vol. 1. an mehrern Stellen; ein ſehr gelehrtes Werk, von welchem ein Auszug ſehr nützlich und nothwendig wäre, um ihm die Methode zu geben, welche der Verfaſſer verſäumt zu haben ſcheint, und um manches Ueberflüſſige und einige Unrichtigkeiten zu beſeitigen, welche bisweilen aus ſeiner partheiiſchen Anſicht entſtanden.

Hierauf ſagte er: wer kann es wiſſen? Ich wage nicht, es zu beſtimmen, du kannſt aber wohl von ſelbſt einſehen, wohin meine Vermuthungen zielen. Mit welchem Theile der Erde iſt Italien und Griechenland vereiniget? Ich kann dir ſagen, daß unſere und eure erſten und älteſten Stammväter von daher gekommen ſind. Dieſe Wahrſcheinlichkeit, die ſchon aus der Beobachtung der Länder hervorgeht, wird durch die Vergleichung der Sprachen beſtätiget. Ich meine die Thracier, die ſeit den Zeiten Achills und Hektors dieſelbe Sprache mit den Trojanern redeten, nehmlich die eurige; und wenn ich den Handelsleuten trauen ſoll, die entweder von Marſilien oder von dem adriatiſchen Meere aus in das Innere der von Italien und Griechenland nördlich gelegenen Länder eingedrungen ſind, ſo bezeichnen jene Völker mit Namen, die von den unſrigen ſehr gering verſchieden ſind, gerade die Gegenſtände, die der Menſch vor allen andern kennen zu lernen und zu benennen pflegt; wie Nacht, Tag, Vater, Mutter u. ſ. w. Nun konnten ſie aber die Namen dieſer Dinge unmöglich von uns lernen; ſie mußten ſie kennen, ehe ſie Griechenland und Italien kennen lernten. Dieß iſt alſo die Sprache, welche wahrſcheinlich die Mutter der unſrigen iſt. Willſt du ſie für die Schweſter halten, und fragſt du weiter nach einer gemeinſchaftlichen Mutter? Ich kann dir nichts weiter ſagen, denn ich kann dir den wahren Namen des Volkes nicht nennen, das der Stammvater iſt. Celten, Scythen, Sarmaten, Hyperboräer, und welche andere Namen du dir einbilden magſt, ſind lauter Namen, bloße Namen, nichts als Namen; oft bezeichnen ſie mit verſchiedener Endung daſſelbe Volk, oft mit gleicher Endung ein verſchiedenes Volk.

Laß uns nun, mein theurer Freund Cleobul, unſere bisherige lange Unterſuchung noch einmal auffaſſen, und einen Schluß daraus ziehen. — Du haſt gefragt, ob die Griechen Italien, oder die Italiener Griechenland bevölkert haben? Ich antwortete dir: laßt uns ſehen, welches von beiden Ländern in der älteſten Zeit bewohnbar war; das muß nach unſerer Behauptung das am längſten bewohnte ſeyn. Alles aber beweiſt, daß der Boden Italiens lange vor dem Boden Griechenlands bewohnbar war. — Die Griechen haben Traditionen von ihrem Urſprung, auch die Italiener haben ſolche, und beide Traditionen ſind einander nicht gleich. Welche von beiden wird der Wahrheit am nächſten kommen? Die, welche der Natur des Bodens am angemeſſenſten iſt. Die Meinungen der Menſchen ändern ſich, nur die Erde iſt ewig: wenn wir unſere Beobachtung nicht auf dieſe Erde richten, ſo werden wir nie kein Kennzeichen der Wahrheit bei der ſo großen Verſchiedenheit der Meinungen haben. — Beide Völker haben beinahe gleiche Sprache. Welches von beiden hat ſie von dem andern gelernt? Daß die Italiener ſie von den Griechen gelernt haben, iſt unmöglich; daß die Griechen aber ſie von den Italienern gelernt haben, iſt wahrſcheinlich; am wahrſcheinlichſten aber iſt dieß, daß Italiener und Griechen ſie von einem dritten Volke empfangen haben, das ſie allen Völkern gab, die von Phrygien bis nach Gallien wohnen; von dem Volke, das vor Italien und Griechenland die bewohnbaren Länder beſeſſen hat, und das Griechenland und

Italien bevölkert hat. — Wir haben die Schickſale dieſer Sprache unterſucht, und haben geſehen, daß die italieniſche Sprache viel älter iſt, als die griechiſche. Jene war zu einer Zeit verdorben, in der dieſe beinahe noch nicht entſtanden war. Die Geſchichte der Sprache fand man der des Landes gemäß. — Wollen wir die Geſchichte der Sitten unterſuchen? Auch da werden wir die italieniſche Cultur älter als die griechiſche finden. — Wenn aber die Geſchichte der Sitten, Sprachen und des Bodens unter ſich einſtimmen, können wir nicht mit Recht den Schluß ziehen, daß in dieſer Uebereinſtimmung der deutlichſte Beweis der Wahrheit liege? — Und dieß iſt es, was wir behaupten können. Nun aber treibſt du deine Fragen über die Grenzen der Cultur und der menſchlichen Denkmahle hinaus. Du möchteſt wiſſen, welches Volk Stammvater aller übrigen Völker geweſen ſey. Dieß mag dir irgend ein Wahrſager oder Prieſter ſagen, wenn es ihm irgend eine Gottheit offenbaren wird. Ich dagegen, der ich keinen andern Leiter als menſchliche Denkmahle habe, kann dir nichts darüber ſagen.

Das will ich dich nicht fragen, mein Ocilus; wohl aber das, zu welcher Zeit dann deine älteſten Italiener gelebt, was ſie für Thaten verrichtet, was für Denkmahle hinterlaſſen haben. Hierauf verſetzte ich, will ich dir nicht ſelbſt antworten. In wenigen Tagen wollen wir nach Peſtos gehen. Wir wollen auf den Tag einer großen Feierlichkeit hingehen. Die Bewohner dieſer Stadt haben ihre alten Sitten und Gebräuche hartnäckiger und länger als andere behalten. Sie haben die Sibariten in ihre Stadt aufgenommen, aber die neuen Bewohner konnten die alten durch ihr Beiſpiel nicht verführen. Peſtos wurde von uns mit den Waffen erobert; wir ſind noch jetzt die Herren davon. Die Peſtaner aber haben uns angefleht, und wir haben es ihnen geſtattet, wenigſtens das Andenken an ihre alten Gebräuche und Religion zu erhalten; und in einigen Tagen des Jahres verſammeln ſie ſich alle in einem außer der Stadt gelegenen Tempel, und leben da nach ihrer alten Lebensart, und üben alle Ceremonien ihres alten Gottesdienſtes aus, und ſprechen von nichts, als den Denkmahlen ihrer alten Größe. [*] Ein wahrhaft wunderbares und gefühlvolles Schauſpiel, Menſchen zu ſehen, die eines beſſeren Schickſals werth von dem Wechſel des Glücks ſo tief geſtürzt ſind, daß ſie den Sieger um die Freiheit, ihre alte Größe zu beweinen, als eine Gunſt anflehen und ſie erhalten, und dieß würklich aus reiner Vaterlandsliebe thun! Ich gehe jedes Jahr hin, dieſes Schauſpiel zu ſehen. Ich weiß wohl, daß die Lucaner bei ihnen verhaßt ſind, und wie ſollten ſie nicht? Ich erhöhe aber fremdes Elend nicht durch Spott. Ich erinnere mich, daß ich ein Lucaner bin; aber könnte ich vergeſſen, daß ich ein Menſch bin, und wie ſollte ich bei einem ſolchen Schauſpiele der Hinfälligkeit menſchlicher Dinge nicht gerührt ſeyn? Daher weine ich oft mit ihnen, und wenn ſie mich nicht als Freund betrachten, ſo ſehen ſie mich wenigſtens als einen Tröſter an. Wir wollen alſo nach Peſto gehen; dort wirſt du von einem Prieſter, meinem Freunde, das vernehmen, was du jetzt von mir zu vernehmen wünſchteſt.

---

[*] Die Nachricht von dieſer Feyerlichkeit, die zu Peſtos begangen wurde, überliefert uns Athenäus auf das Zeugniß von Ariſtoxenes. Athenäus ſagt, Peſtos ſey von Barbaren beherrſcht worden. Ueber die Frage aber, wer denn dieſe Barbaren geweſen ſeyen, giebt es Antworten ohne Zahl. Einige behaupteten, die Römer ſeyen verſtanden, wie wenn Ariſtoxenes nicht weit früher als die Epoche wäre, in der die Römer Peſtos eingenommen haben! Zur Zeit des Ariſtoxenes hatte Peſtos entweder noch keinen fremden Herrn, oder nur die Lucaner konnten dieß ſeyn. Hätte aber wohl Ariſtoxenes die Lucaner Barbaren genannt? Ich habe Grund anzunehmen, Athenäus habe den Text des Ariſtoxenes verändert.

LXXVI.

Antwort von Plato.

Es iſt keine Fabel, mein Cleobul, was Ocilus von dem alten Urſprung der Völker und von den Veränderungen des menſchlichen Geſchlechtes erzählt; aber ein Theil ſeiner Behauptungen ſcheint dem griechiſchen Pöbel, der die Sache nicht verſteht, fabelhaft; den andern verſchweigen die Weiſen ſelbſt, oder ſie verkleinern ihn ängſtlich, beinahe als wäre er auch eine Fabel, um die ſtolze Unwiſſenheit des Pöbels nicht zu beleidigen. Du wirſt hören, was dir der Prieſter der Poſidonia ſagt; ich erinnere dich indeſſen an das, was der alte Prieſter der Saina unſerem Solon zu ſagen pflegte; ihr Griechen ſeyd immer Kinder, und es giebt keine Alten in Griechenland, denn es iſt keine alte Meinung, keine durch Erinnerung an alte Begebenheiten graue Wiſſenſchaft in eurem Geiſte. Ihr erinnert euch nichts, das älter als Phoronäus, Niobe, Pirrha und Deucalion wäre; die älteſten Denkmahle ſind bei der Ueberſchwemmung verlohren gegangen, welche damals die Erde betraf. Der Untergang der Menſchen iſt nehmlich vielfach und mannigfaltig, bisweilen von unbedeutenderen Gründen veranlaßt; der umfaſſendſte aber hat die Gewalt des Feuers oder Waſſers zum Grunde. Wenn die Zerſtöhrung von dem Waſſer verurſacht iſt, ſo retten ſich die Bewohner der höchſten Gebürge; wenn aber das Feuer die Urſache iſt, ſo retten ſich die Bewohner der dem Meere nahe gelegenen Ebenen; beide aber in geringer Anzahl, aller Wiſſenſchaften und Denkmahle beraubt, und eben deßwegen beinahe von neuem zu Kindern geworden; und von allen Thaten, Geſetzen und Tugenden der Vorfahren behalten ſie nur die Namen, und ſelbſt dieſe dunkel und verworren; denn die Rohheit derer, die ſich retten, kann das Andenken an die Begebenheiten nicht behalten. Mit dieſem erſten Grunde der Vergeſſenheit und Unwiſſenheit verband ſich auch die Länge der Zeit; denn ſie und ihre Nachkommen der nöthigſten Lebensbedürfniſſe ſo bedürftig richteten all' ihr Beſtreben auf die Aufſuchung derſelben, und ließen alles Bemühen um andere Dinge bei Seite. Denn die Erzählung und Erforſchung alter Begebenheiten entſteht nur unter Menſchen, die Muße und Ueberfluß an den nothwendigen Bedürfniſſen des Lebens haben. Das Elend unterdrückt Genie und Gedächtniß.

So ſprach der Egyptier zu Solon, und fügte die Erzählung von tauſend ruhmvollen Thaten hinzu, die unſere Vorfahren in den Zeiten gethan hatten, die vor der letzten Zerſtörung waren, von der unſere gegenwärtigen Nachrichten beginnen. Athen war damals weit größer und bevölkerter, als jetzt; und ſein Gebiet erſtreckte ſich von dem Iſthmus bis an den Fuß des Citheron und Parantus. Das noch übrige Land iſt gleichſam das Skelet eines abgezehrten Körpers. Die vielen Ueberſchwemmungen, die in dem Laufe der Jahrhunderte auf einander folgten, haben die Erde von den erhabenen Oertern fortgeriſſen, und weil ſie keine Inſeln bildeten (wie an andern Oertern) haben ſie ſie ganz in dem Grunde des Meeres verſenkt. Damals hatten die Athenienſer die höchſten Berge; die Felder, die man würklich die Feleiſchen nennt, waren mit ſchwarzer, fruchtbarer Erde bedeckt; und auf den Gebürgen, auf denen jetzt nur Bienen Honig hohlen, ſtanden die dichteſten Wälder, von deren Bäumen man vielleicht noch hier und da an unſeren alten Gebäuden findet. Solche Veränderungen kann der Lauf der Zeit hervorbringen!

Die Egyptier behaupten, in ihren Tempeln Nachrichten von neuntauſend Jahren aufzubewahren, während der viele Veränderungen vorgefallen ſind, die nachher aus Unwiſſenheit der Nachkommen für Fabeln angeſehen wurden. Von der Art iſt jene höchſt wichtige, nach der jene ungeheure Inſel in dem Weltmeer verſank, der die alten Nachrichten den Nahmen Atlantis geben, auf der jenes mächtige Volk wohnte, das alle Länder unterjocht hatte, von denen das mittelländiſche Meer umgeben iſt, und das ſeine Eroberungen auch nach Aſien ausgedehnt hätte, wenn es nicht zuerſt von unſern Vorfahren beſiegt, und nachher von Jupiters Gerechtigkeit zernichtet worden wäre, der wohl einſah, daß mit der ungerechten Begierde nach Macht und Reichthum auch der alte Edelmuth dieſes Geſchlechtes verlohren gieng, und daher beſchloß, ſie durch die Macht der Nothwendigkeit zur Mäßigung und Beſcheidenheit zurückzuführen.

Von der Art iſt auch die, welche von unſern Dichtern, dieſen großen Erhaltern und Verderbern alter Urkunden, ſymboliſch unter der Fabel Phaetons vorgeſtellt wird, die an einen ſchrecklichen Brand erinnert, der einen großen Theil der Erde verbrannte und zerſtörte, und beſonders Italien, wo nach der Sage Phaeton herabſtürzte. Und dieſe Zerſtörung durch Feuer war viel älter, als die, welche das Waſſer in Griechenland in den Zeiten Deucalions und Ogyges hervorbrachte.

Es giebt kein Volk, deſſen Geſchichte nicht mit einer ſolchen Zerſtörung beginnt; dieß findet ſich in der Geſchichte aller Völker. Welches unter ihnen iſt nun wohl das älteſte? das, das die längſte Zahl von Jahrhunderten nach einer ſolchen Zerſtörung zählt. Nun zählen wir gewiß ſehr wenige: ſie reichen nicht hin, um die Griechen von neuem in den Künſten des Lebens zu unterrichten. Die Steine der Pyrrha konnten blos in vierhundert Jahren keinen Dädalus, und nach achthundert keinen, wie dein Urvater Solon war, hervorbringen. * Die Griechen mußten dieſes von andern Völkern gelernt haben, um mit fremder Erfahrung ihre eigene zu ergänzen, zu der es ihnen an der nöthigen Zeit mangelte. Siehſt du nicht, daß man den Urſprung der meiſten Worte unſerer Sprache aus der Sprache der Barbaren ableiten muß? ** Es gab folglich gebildetere, mithin auch ältere Völker. Ich will nicht in Abrede ſeyn, mein edler Cleobul! daß unſere Griechen zu einer andern Zeitperiode gebildeter und mächtiger geweſen ſeyen, als die Italiener; aber in der, in welcher wir leben, ſind die Italiener älter, als die Griechen. Die große Revolution, welche die alte italieniſche Cultur zerſtörte, gieng der voran, von der unſere ehemalige Cultur zernichtet wurde; und unſere Cultur iſt früher in Italien, als in Griechenland wieder erwacht. Hiezu kommt, daß die neue griechiſche Cultur, die nicht älter, als der trojaniſche Krieg iſt, ein Jahrhundert nachher von neuem durch die Dorier aus Theſſalien zernichtet wurde, die von den Heracliden angeführt in den Peloponnes und einen großen Theil von Attica einfielen, die urſprünglichen Bewohner daſelbſt vertrieben, die Städte zerſtörten, alle Ordnungen und alle Denkmahle zu Grunde richteten. Damals flohen die alten Bewohner Griechenlands theils nach Aſien, theils nach Italien, von wo aus ſie nach einigen Jahrhunderten ihrem Vaterlande die Cultur wiederbrachten, deſſen es die Dorier * beraubt hatten.

---

* Der ganze Inhalt dieſes Briefes befindet ſich beinahe wörtlich im Timæus und Critias. — Der Beweis, welchen Plato beifügt, enthält viel Wahres. Wenn man in Griechenland eine Cataſtrophe um die Zeit des Ogyges annimmt, ſo kann ſich die griechiſche Cultur unmöglich ſo ſchnell ohne den Handel mit andern gebildeteren Völkern entwickelt haben. In Amerika wenigſtens war die Entwickelung langſamer, und die Criſe mußte in Amerika wenigſtens ſechs Jahrhunderte vor ſeiner Entdeckung geſchehen.

** Plat. Cratil.

Dem gemeinen Manne, o Cleobul! dünken dieſe Erzählungen fabelhaft, weil das Volk nur die Geſchichte ſeiner Zeiten kennt. Was liegt ihm an der Rückerinnerung fremder Namen und Jahrhunderte? Die Namen bezeichnen Menſchen, die ihm gleich ſind; die Jahrhunderte Sitten denen gleich, unter denen er lebt; alles, was in ſeinem Zeitalter nicht geſchehen konnte, hält er auch in jedem andern für unmöglich. Nach der Zahl der Namen und Jahre, welche er zählt, möchte man ſagen, er kenne viele Völker; aber er kennt nur Ein Volk, denn alle Völker, deren Namen er kennt, gleichen ſich. Man möchte behaupten, er kenne ſeine Volk, aber er kennt Niemand, als ſich ſelbſt; denn ſein Volk gleicht ihm ganz. Nicht die mannigfaltigen Namen und Jahre, ſondern die verſchiedene Einrichtungen, die ungleichen Sitten, die veränderte Eine Natur des Menſchen macht die wah-

---

* Freret, Recherches sur l'ancienneté de l'art de l'equitation.

ren Epochen der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes aus.

Dieſe Veränderungen aber, o Cleobul! darf man nicht wie das Volk für Zerſtörungen des menſchlichen Geſchlechtes halten; denn

. . . . . Die Natur hat nichts Sterbliches;
Es iſt auch nichts durch den Tod vertilgt . . . *

Siehſt du den Menſchen? Jeden Augenblick ändert er ſich; der Menſch von heute iſt verſchieden von dem von geſtern; du darfſt aber deßwegen nicht behaupten, es ſeye ein anderer; alle Veränderungen, die er erfährt, ſind Würkungen Einer Urſache, Theile Eines Lebens; und bei aller Verſchiedenheit iſt es doch immer derſelbige Menſch. Ebenſo hat auch das ganze Geſchlecht eine einzige Kraft, die es bewegt, ein Geſetz, das es regiert, und lebt ein einziges Leben, von dem alle Veränderungen nur die nothwendigen Accidenzien ſind, die alle auf die Entwickelung eines und deſſelbigen Lebens hinſtreben. Für den ewigen Geiſt giebt es keine einzelne Weſen, weil er der Zahl nicht bedarf, um die Dinge zu begreifen.

Ein einziger Geiſt, der das All regiert, kann auch nur einen einzigen Zweck haben; eine unendliche Macht, welche das Univerſum belebt, muß beſtändig auf dieſen Zweck hinſtreben; wer wollte ſie aufhalten? Auch nur der Gedanke, ſie einen einzigen Augenblick für müde oder betäubt zu halten, wäre ebenſoviel, als ſie beſchränkt denken. Der Zweck aber, zu dem der vollkommenſte Geiſt ſtrebt, kann kein anderer ſeyn, als Vollkommenheit ſelbſt.

Halte deine Aufmerkſamkeit, o Cleobul! beſtändig auf dieſen einzigen Zweck hingerichtet, ſo wirſt du

---

* Dieſe Verſe ſind von Empedocles. Auch Plutarch citirt ſie.

die wahre Geſchichte der Menſchheit begreifen. Wir betrügen uns, wenn wir dieſen Namen einer größeren oder kleineren Sammlung menſchlicher Handlungen und Begebenheiten beilegen; eine Geſchichte des ganzen Geſchlechts werden wir erſt dann erhalten, wann wir jenen einzigen Zweck entdecken, auf den das ganze Geſchlecht beſtändig hinſtrebt, ſo wie das allen Individuen gemeinſchaftliche Geſetz, das dieſes Streben beſtimmt und leitet; alsdann erſt werden die Geſchichten aller Nationen eine einzige Geſchichte werden, und das dem Scheine nach ungeordnete Schauſpiel der Begebenheiten ſo vieler Völker wird zugleich belehrend und erhaben werden. Alsdann wird die Geſchichte, (wenn es wahr iſt, daß menſchliche Begebenheiten menſchliche Herzen näher rühren) einen tieferen, dauerhafteren, nützlicheren Eindruck hervorbringen, als ſelbſt jener große Mann, der es zuerſt wagte, eine Ordnung in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Materie aufzuſuchen, und den Menſchen zuerſt die Nothwendigkeit und das Daſeyn eines Geiſtes ankündigte.

Alsdann wird man erkennen, daß jeder Menſch der Vollkommenheit fähig ſey, weil er mit Vernunft begabt iſt, und daß unter allen vernünftigen Weſen eine gemeinſchaftliche Vernunft ſey, die das wahre Geſetz und erſte Band jeder menſchlichen Geſellſchaft ſey; daß es mithin eine gemeinſchaftliche Vollkommenheit gebe, der das ganze menſchliche Geſchlecht fähig iſt, und die in der größten Angewöhnung der Seele zum Wahren, Schönen und Guten beſteht.

Alsdann wird man die wahre Lehre begreifen, welche die Weisheit der Alten unter dem Schleier jener ſeltſamen Fabeln verborgen hat, die ſie uns über die mannigfaltigen Wechſel der Welt, und über die verſchiedenen Zeitperioden des menſchlichen Geſchlechtes überliefert haben. Du wirſt dich nehmlich des Ausſpruchs der Alten erinnern,* daß die Welt, die aus den Händen ihres erhabenen Baumeiſters hervorgegangen war, lange Zeit unter ſeiner unmittelbaren Vorſehung geblieben war; und daß einige dieſes Zeitalter deßwegen das Zeitalter der Regierung nennen, wo die Götter ſelbſt Könige und Regenten der Menſchen waren, und alles von ſeiner beſondern Vorſehung geleitet und angeordnet war; andere dagegen nennen es das Zeitalter der ſelbſtthätigen Hervorbringung, weil die Erde alle nothwendigen Lebensbedürfniſſe von ſelbſt hervorbrachte, und man die Menſchen nach dem Ausdruck Homers die leichtlebenden nennen konnte, weil ſie weder eine Furcht vor Ungerechtigkeit, noch eine Urſache zur Anſtrengung hatten. Nachdem aber der alte Baumeiſter und Beherrſcher der Welt die Zügel der Weltregierung losgelaſſen, und die Welt ſich ſelbſt überlaſſen hatte; ſo erfuhr dieſe eine große und allgemeine Zerrüttung in allen ihren Theilen, große Veränderungen in dem Laufe des Himmels, und ſchreckliche Umwandlungen auf der Oberfläche der Erde; viele Thierarten giengen unter, bis die Welt nach ſo zahlloſem, großem Unglücke ihre regelmäßige Bewegung und ihren ordentlichen Lauf wieder erhielt. Aber das vorige Zeitalter kehrte nicht wieder; die Erde brachte nichts mehr von ſich ſelbſt hervor; und ſtatt der Götter übernahmen das Glück und die Nothwendigkeit, dieſe großen Lehrer jenes der Weisheit, dieſe der nothwendigen Künſte des Lebens, die Regierung der Menſchen.

Dieſe und andere ähnliche Fabeln, die man den Eingeweihten in den Myſterien erzählt,** ſtellen die Ver-

---

[*] Plat. Polit.

[**] Die großen Revolutionen der Natur in allegoriſches Ge-

änderungen der Natur, und die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes dar, und dienen zugleich dazu, den Menſchen die Vorſehung der Götter ehrwürdiger und die Tugend ſchätzbarer zu machen. Denn die, welche mehr das Leben der einzelnen Menſchen, als das des Geſchlechtes beobachten, läugnen entweder das Daſeyn einer allen Menſchen gemeinſchaftlichen Tugend, die ohne ein allen Menſchen gemeinſchaftliches Gut, und ohne einen Zweck, auf den das ganze Geſchlecht hinſtrebt, nicht exiſtiren kann; oder ſie läugnen eine allgemeine Vorſehung, welche alle Individuen, aus denen das Geſchlecht beſteht, mit gerechter gleicher Liebe umfange, und alle auf gleiche Art zur Vollkommenheit leite. Diejenigen dagegen, welche das ganze ungetheilte Leben des menſchlichen Geſchlechtes betrachten, und ſeinen Wechſeln durch die zahlloſe Perioden der Zeit folgen, erkennen troz der ſchlechten Handlungen von zwei, drei, von tauſend Menſchen den langſamen aber feſten Fortſchritt des ganzen Geſchlechtes zur Vollkommenheit; ſie erkennen, daß gerade die Handlungen der Wenigen, welche ſie zu ſtören ſcheinen, vereint auf die Befeſtigung der allgemeinen Ordnung hingerichtet ſind; daß die Mannigfaltigkeit der Begebenheiten die Einheit des Zweckes bezeugen, daß die Abweichungen das Daſeyn des Geſetzes beſtätigen, die Menge der Veränderungen die Einheit des Lebens, und der Untergang der Individuen die Ewigkeit und Vollkommenheit des Geſchlechtes beweiſe. Alsdann wird die Geſchichte der menſchlichen Handlungen das erhabene Gemählde einer mannigfaltigen aber feſten Ausführung des einen ewigen Planes der Vorſehung werden, und dieſe Erde, die wir bewohnen, wird wahrhaft nach dem Ausſpruch des Ocellus die Stadt der Götter werden.

---

wand gehüllt, machten einen Haupttheil der alten Myſterien aus. Siehe Pagano, Saggi politici, Vol. I.

Du ſiehſt aus dieſer Fabel, die ich dir erzählte, daß die Götter die Menſchen für die Tugend empfänglich erſchaffen haben; dieß war das gröſte Geſchenk, das die Götter erhalten konnten. Bei den Göttern aber iſt die Tugend Natur; bei dem Menſchen kann ſie dieß nicht ſeyn; denn ſonſt müßten ſeine Kräfte vollkommen ſeyn; er müßte aufhören, ein Menſch zu ſeyn. Die Gottheit zeigte ſich allen Menſchen als das Urbild aller Vollkommenheiten; dieß war das erſte Zeitalter der Welt; hernach ließ er die Kräfte würkſam ſeyn, welche er nicht zwecklos geſchaffen hatte; er überließ es der menſchlichen Willkühr, ſich diejenigen Tugenden zu erwerben, welche ihn ihm ſelbſt ähnlich machten; dieß war das zweite Zeitalter. Selbſt Minos lernte die Tugend ſeines Vaters nicht.* Man muß die Tugend erwerben, ſie eifrig wünſchen, ihren Werth und Nutzen erkennen, und ſie durch die Erfahrung prüfen, die immer mehr überzeugende Kraft als die Vernunft hat; und ſich an die Gerechtigkeit aus Furcht vor der Ungerechtigkeit gewöhnen. Die Laſter der geringeren Zahl befördern die allgemeine Ordnung, theils dadurch, daß ſie bei der Mehrzahl das Verlangen nach Tugend lebhafter erwecken, theils dadurch, daß ſie den Guten jene Stärke wiedergeben; eine Tugend, der die Menſchen zu gleicher Zeit am meiſten bedürfen, und die ihnen am leichteſten fehlt, und deren Mangel die Schlechten vermehrt, und ihre Kühnheit verſtärkt. Die Laſter der geringeren Zahl machen zuweilen gleich den Stürmen, welche den Lauf der Jahrszeiten ſtören, aber die Menſchen an größere Vorſicht gewöhnen, um das Leben bequemer und ſicherer zu machen, die Mehrzahl vorſichtiger, und werden die Veranlaſſung zu den vortrefflichſten Geſetzen, durch welche ſich die Zahl der Verbrechen verringert, und ſeltener macht. Oft ſiehſt du die Völker durch ihre eigenen Laſter im Unglück; und wenn das Uebel, das ſie erdulden, nicht hinreichend iſt, ſie zu beſſern, ſo ſiehſt du ſie bisweilen in das äußerſte Elend geſtürzt, um ſie von neuem in das Leben zurückzuführen, weil der Verſuch ſie zu beſſern vergebens war. Du ſiehſt die Ueberſchwemmungen der Völker, welche die Natur in die äußerſten Enden der Erde, gleichſam um ſie zu den wichtigſten und außerordentlichen Thaten aufzubehalten, verbannt hat. Die Götter ſcheinen die Gemüther der Menſchen nach dem Himmel, unter welchem ſie wohnen, und nach dem Lande, das ſie anbauen, geſchaffen zu haben. In gemäßigten Ländern findet ſich eine größere Anzahl von Affekten und Ideen; und eben durch dieſe Anzahl der Leidenſchaften, die ſich gegenſeitig mäßigen, auch größere Mittel zur Cultur, größere Mäßigung der Vernunft, mehr Künſte, Fleiß, ein freieres, fröhlicheres und ſeligeres Leben. Wenn du ein ſolches Volk ſiehſt, glaubſt du eine der ſchönen Gegenden Griechenlands, Siciliens oder Italiens in den ſchönen Frühlingstagen zu ſehen, wo die Natur ihren ganzen unendlichen Reichthum vereinigt zu haben ſcheint; Schnee, Regen, Nebel, Wind, Hitze, Licht, alles wechſelt gegenſeitig ab; ſo daß von jedem ſo viel da iſt, als zur Ergötzung genügt, und von keinem ſo viel, als widrig werden könnte. Unter den äußerſten Himmelsſtrichen findet ſich von allem dieſem nur Eines, entweder Schnee oder Feuer, aber beides auf den höchſten Grad. So ſind auch die Gemüther der Einwohner geartet; ſie haben zwar wenige Leidenſchaften, aber dieſe ſind unwiderſtehlich; du ſiehſt wohl ein, daß ſie mehr zum Zerſtören als zum Leben gemacht ſind. Und würklich ſcheinen dieſe Völker von der Natur dazu geſchaffen, um in der Dunkelheit und gleichſam im Hinterhalt in ihren ungaſtfreundſchaftlichen Höhlen zu liegen, um den Augenblick zu erwarten, in welchem ſie über die Völker der gemäßigten Himmelsſtriche herfallen, wenn ſie durch allzugroßes Verderbniß alle Ordnung aufgelößt, und alle Tugend verlohren haben. Alsdann kehren jene unglücklichen Zeiten zurück, die in der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes die Zeiten der **Barbarei** heißen; aber die in der That nichts anders als die Perioden der Kindheit oder Ruhe ſind, die bei jedem Weſen unumgänglich nothwendig erfolgen, das kein unbegränztes Leben genießt; und die immer entweder den Zuſtand des Nicht-daſeyns oder der Müdigkeit zu vorangehenden Zuſtänden haben, und immer beſtimmt ſind, die Kraft hervorzubringen, oder die verlohrene wieder herzuſtellen. Denn die Kindheit und der Schlaf, zwei Dinge, wovon das erſte der fröhlichſte Theil des Lebens iſt, das andere das traurigſte Bild des Todes, haben ein gemeinſchaftliches Princip unter ſich, nehmlich Mangel an Kraft, einen gemeinſchaftlichen Zweck, nehmlich Wiederherſtellung derſelben, und ein gemeinſchaftliches Mittel, nehmlich ſowohl bei dem einen als bei dem andern Vermehrung der Kräfte durch Erſparniß. Im Schlaf hört bei dem Menſchen die Ausübung aller ſelbſtthätigen Kräfte auf; in der Kindheit iſt ſie noch nicht entwickelt; jener empfindet, dieſer bemerkt nicht; für den Menſchen iſt dann Natur im erſten Falle gar nicht, im zweiten dagegen iſt ſie vergebens da; je mehr Willens- und Vernunftkraft die Ausübung einer Anlage fordert, deſto ſchneller und tiefer verſinkt ſie bei dem Schlafenden in Betäubung, und deſto ſpäter und langſamer entwickelt ſie ſich bei dem Kinde. Wenn alle unſere übrigen Anlagen ruhen, ſo regt ſich in beiden Zuſtänden nur die Kraft allein, welche unumgänglich nothwendig zum Leben iſt. Auf dieſe

---

* Plato bei Stobaus.

Art behalten die Völker, welche in Barbarei ſind, oder darein verſinken, von allen Künſten nur die, welche zur Erhaltung des Geſchlechts unumgänglich nothwendig ſind; von allen Geſetzen nur das der Gewalt, dieſer einzigen und erſten Stifterin und einzigen Erhalterin der Geſellſchaft; wenn der Mangel an allen Gütern, welche ſie uns zu gewähren pflegt, alle Liebe bei den Menſchen vertilgt, und unter allen menſchlichen Affekten, welche die wahren und einzigen Bande der Geſellſchaft ausmachen, herrſcht der Zorn vor, dieſer erſte Kämpfer der Vernunft troz ſeiner Wildheit, dieſer erſte Schöpfer aller Gerechtigkeit, dieſes Hauptmittel, durch das Menſchen und Völker zur Cultur gelangen können, ohne verdorben zu werden. Aber aus dieſer Kindheit und von dieſem Schlafzuſtande erheben ſich die Völker rüſtiger an Geiſt und Herz, wie mit der Fauſt; reicher an Erfahrung des Uebels, und das Gute brennender begehrend, kurz zu allen Künſten, Wiſſenſchaften und Tugenden geſchickter.

Bisweilen ſiehſt du die Völker ſich drängen, wechſelſeitig bekriegen, ſiegen und fallen, bis eines die Herrſchaft über viele erkämpft. Bei aufmerkſamem Nachdenken aber erſcheint die Unabhängigkeit, welche einige Völker verliehren, als die gerechte Strafe der vorangegangenen Vergeſſenheit ihrer Tugend; denn nie verliert ein Volk ſeine Freiheit, das nicht lange zuvor ſich derſelben unwürdig gemacht hat; und die Strafe der Wenigen verwandelt ſich in eine Wohlthat für Alle. Denn vermittelſt der Verbindung theilen ſich die Völker ihre Erfahrungen, Künſte und ihr Wiſſen mit; die Weisheit eines Volkes wird Weisheit des menſchlichen Geſchlechtes; verſchiedene Sitten werden ähnlich, die mannigfaltigen Leidenſchaften verlieren durch Vermiſchung und gegenſeitige Mäßigung an Wildheit; wie

Münzen durch gegenſeitiges Reiben ihre rauhe Ecken verlieren; und die Eroberer, welche Thoren für die Geiſel der Welt halten, ſind in der That die erſten und kräftigſten Beförderer menſchlicher Cultur.* Das gegenwärtige Uebel, das ſie hervorbringen, iſt die unvermeidliche Strafe der Laſter und Feigheit der beſiegten Völker; das zukünftige Gut, das ſie bewirken, iſt die unvermeidliche Folge ihrer eigenen Tugend, und beides liegt in der allgemeinen Ordnung, daß Laſter nicht ohne Strafen, und Tugenden der Menſchheit nicht unnütz ſind.

Endlich tritt nach einer gewiſſen Reihe ſolcher Begebenheiten, welche man unbedeutende nennen kann, eine jener ganz wichtigen ein, kraft der ebendieß allgemeine Geſetz, das das Leben des Einzelnen der Erhaltung des Geſchlechtes beſtändig unterwirft, das Geſchlecht ſelbſt der Erhaltung und Erneurung der ganzen Erde aufopfert. Doch wir wollen in unſerem Urtheil nicht zu ſchnell ſeyn; ſelbſt dann zerſtören die Götter nicht. Sehen wir nicht, daß aus der Barbarei ſtets eine umfaſſendere Cultur hervorgeht, als die geweſene? Warum ſollen wir nicht glauben, daß aus einer großen Revolution der Natur ein beſſeres Geſchlecht hervorgehen werde? Wir beſitzen einige Nachrichten von dem, was vor einem Zuſtand der Barbarei geſchah, und können den folgenden Zuſtand mit dieſen Nachrichten vergleichen: eine große Revolution der Natur zerſtört alle vorangehende Nachrichten; es iſt keine Vergleichung, kein Urtheil mehr möglich. Aber wiſſen wir nicht, daß die Götter ſelbſt, wenn ſie wollten, nichts zerſtören können?

---

* Dieſe Idee hatten die Alten davon. Siehe Plutarch über das Schickſal Alexanders.

LXXVII.

Von Cleobul an Plato.

Geſchichte der Hetruſcer.

Mußte ich nicht nach Peſtos gehen, um die Geſchichte der alten Bewohner Italiens zu hören? Mußte ich ſie dir nicht erzählen? Was Hetruſcer! Was Geſchichte! Wozu von den Schickſalen Italiens, Griechenlands, eines, zweier Völker oder des ganzen menſchlichen Geſchlechtes reden? Mein Geiſt hat nichts vernommen; er behält nichts von allem dem, was er vernommen hat; aber mein Herz empfand, weil es gegen den Mann, der mit mir ſprach, lebhaft empfand. Es ging mir, wie einem, der ein großes Gemählde erblickt, auf dem Schlachten, Schiffbrüche und unendliche Räume des Himmels und Meeres und unendlich viele Länder gezeichnet ſind. Wenn aber mitten unter dieſem Reichthum von Gegenſtänden eine Perſon iſt, in deren Miene ſich ein ausgezeichnet mächtiger Affekt ausſpricht, da vergißt man alle andern Gegenſtände und empfindet nur den Schmerz jener Perſon. Der Verſtand wird von dem Herzen beſiegt. Alle andern Gegenſtände ſcheinen ſich in ein myſtiſches Dunkel zu hüllen, das gleich der Finſterniß einer ſtürmiſchen Nacht den Eindruck verſtärkt, den das Leuchten in den Augen hervorbringt.

Denke dir einen der ſchönſten heiterſten Morgen, den die Horen den Sterblichen ſchicken. Wir ſaßen nicht weit von dem Meere entfernt; den Tempel hatten wir hinter uns; der Hafen von Peſtos war zu unſerer Linken; auf beiden Seiten herrliches Land in fruchtbarer Mannigfaltigkeit, reizende Hügel, und jenſeits der Hügel höhere Berge, aber alle mit Weinſtöcken und Oelbäumen bedeckt, von der vorderen Seite eröffnete ſich das weite unbegränzte Meer. Wir ſaßen ſchon einige Zeit da. Der Prieſter ſollte ſprechen; Deilus hatte ihm ſchon den Gegenſtand meiner Neugierde erklärt, aber indeſſen ſchwieg er, und ſchwieg lange. Endlich wandte er ſich zu mir, und ſagte .... Siehſt du, theurer Cleobul, das Schiff, das mit günſtigem Winde die Wellen des Meeres durchſchneidet? Einſt war unſer Hafen voll davon; jetzt ſieht man kaum eines oder das andere in dem Laufe einer Jahreszeit aus- oder einlaufen. Dieſe Stadt iſt dem Neptun geheiliget; aber dieſer Gott gab ihr zwar ſeinen Namen, nachher aber überließ er ſie ihrem eigenen Schickſale. Ja von allen Gaben der Gottheit haben wir nichts mehr, als den Namen und die Nachrichten, den Namen zur Schande und die Nachrichten zur Betrübniß, weil ſie uns an ein Glück erinnern, das nicht mehr exiſtirt. Die Götter, Cleobul! mögen entweder dein Vaterland beglücken, oder in deinem Herzen jeden Funken der Liebe erſticken; ein ſchrecklicher, ja ſchrecklicher Fluch, aber unvermeidlich für den, der es weiß, wie vieler Freuden er beraubt iſt, an wie vieles er nicht denken kann, ohne ſich in die tiefſte ewige Betrübniß zu ſtürzen, der endlich ein Herz hat, das ein unglückliches Vaterland wahrhaft liebt! Warum forderſt du mich alſo zur Rückerinnerung und Wiedererzählung auf? Könnte ich wenigſtens in meinem Buſen einige Hoffnung glücklicherer Tage nähren. Unſere Roſenſtöcke öffnen ihre Roſen zweimal; * unſer Vaterland aber einmal gefallen, erhebt ſich nicht wieder. Und bisweilen werde ich innerlich erbittert über die traurige, aber doch theure Sitte, die uns jährlich vereiniget, um uns an den alten Ruhm unſeres Vaterlandes zu erinnern; und wenn ich mich ſchon nicht

---

* Biferi rosaria Paesti.

enthalten kann, meine Thränen mit der allgemeinen Klage zu vermiſchen, ſo höre ich doch nicht auf, meinen Gefährten von Zeit zu Zeit zu ſagen: laſſen ſich denn Städte mit Klagen wieder herſtellen? Die Erinnerung an alte Glückſeligkeit iſt vielleicht unter dem Elend ein Troſt für die Unglücklichen, aber ein trauriger Troſt, denn gewöhnlich verſenkt ſie den Menſchen noch tiefer in die Unthätigkeit, von der alles gegenwärtige Unglück entſpringt. Vielleicht iſt es für Unglückliche eben ſo verderblich, ſich allzuſehr an ihren alten Ruhm zu erinnern, als für Glückliche, ihn zu vergeſſen; denn dieſe vergeſſen auf dieſe Art ihre Tugenden, jene erinnern ſich ihrer Fehler nicht mehr. Wir ſind groß geweſen, das heißt, wir ſind tugendhaft geweſen; jetzt ſind wir klein, folglich ſind wir laſterhaft geworden. Denken wir nun an die Gründe, durch welche wir unſere Größe verlohren haben, denken wir an unſere Irrthümer und Fehler; dieſes Andenken wird uns heilſamer ſeyn, als das einer Glückſeligkeit, der wir uns unwürdig gemacht haben.

Wiſſe alſo, daß einſt ganz Italien nur von einem einzigen Volke bewohnt war, welches das hetruſciſche hieß. Groß war es und mächtig zu Land und zur See; und von den beiden Meeren, die Italien nach Art einer Inſel umfließen, hieß das eine nach dem gemeinſchaftlichen Namen des Volkes das hetruſciſche, das andere nach dem Namen einer ihrer Colonien, das adriatiſche.[*] Der Urſprung dieſes Volkes iſt ganz alt; die Nachrichten ſeines Ruhmes vermiſchen ſich mit denen eurer Götter und Helden. Es führte Krieg mit den Argonauten;[**] in dem Zeitalter des Hercules raubte es auf Anrathen Admets, eines Sohnes von Euriſtheus, zu Samos ein Bildniß der Juno; [*] und noch vor dieſen Zeiten hatte es einen Krieg mit Bacchus geführt. [**]

---

[*] Liv. — Dionys. Hal. I. — Strab. V. — Diod. VI. — Polyb 2.

[**] Guarnacci,

Doch wer könnte dir alles erzählen, was die Hetruſcer in dem Zeitalter eurer Helden und Götter gethan haben? Dunkel und Fabeln bedecken das Andenken an jene Zeiten. Doch das kann ich dir behaupten, daß die Hetruſcer ihren Handel bis nach Aſien ausdehnten, [***] daß ſie alle Inſeln, die in dem mittelländiſchen Meere ſind, beherrſchten, und ſelbſt die an Griechenland ganz nahe liegenden. Von dem Umfang ihrer Herrſchaft ſchließe auf ihr Alterthum. Denn mag man jene Begebenheiten für früher halten, als eure ogygiſchen und deucaloniſchen Ueberſchwemmungen, und die neuern Bevölkerungen, welche aus Phönicien und Egypten nach Griechenland kamen; oder mag man ſie, wie es andern gefällt, als gleichzeitig mit jener Epoche anſehen, in der das von den Ueberſchwemmungen verheerte Griechenland neuer Einwohner bedurfte, dieß iſt immer gewiß, daß in Italien ein hetruſciſches Reich exiſtirte, das älter war, als griechiſche Cultur. Hetruſcer waren jene älteſte Stammväter, die ihr hattet, und die ihr Pelaſger nennet. Von pelasgiſchem und ebendamit von hetruſciſchem Urſprunge ſtammen jene Helden größtentheils ab, die ſich mit Blut und Ruhm unter den Mauren Trojas bedeckten; und du ſiehſt oft viele derſelben ihre Waffen niederlegen, um ihrem Zorne Einhalt zu thun, und ſich als Vetter zu erkennen. Troja ſelbſt hatte unter ſeinen vaterländiſchen Traditionen eine, die von Italien hergekommen ſeyn ſoll; und wenn die Götter dem Aeneas die Reiſe dahin empfehlen, ſo geben ſie ihm keinen andern Befehl, als den, die alten Wohnſitze wieder zu beſuchen.

---

[*] Athen. XV.

[**] Guarnacci.

[***] Um die Citationen nicht unnütz zu häufen, berufe ich mich immer auf das Werk von Guarnacci, und auf die Briefe über den Ackerbau der alten Italiener, die in der ökonomiſchen Bibliothek meines Freundes Gagliardi eingerückt ſind.

Lange vor der griechiſchen Cultur waren die Hetruſcer, die in den älteſten Zeiten die apenniniſchen Gebürge bewohnten, von denen ſie in die Länder herabgekommen waren, die ſich gegen das Meer hinab ausdehnen, in zwölf Städte getheilt. Nachher nahmen ſie alle italieniſchen Oerter jenſeits des Po in Beſitz, und breiteten ſich ſelbſt bis zu den Alpen aus, ſo daß unſtreitig einige Alpenvölker und beſonders die Rhätier ihre Abſtammung von ihnen haben, die durch die rauhe Natur ihres Climas verwildert nichts mehr von ihrem alten Urſprung haben, als den Ton der urſprünglichen Sprache,[*] aber auch dieſen nicht unverdorben. Die Hetruſcer hatten auch den übrigen Theil Italiens inne, ſo wie Capua und Nola,[**] und die Gegend, die wir bewohnen. Ueberall hatten ſie ſehr große und volkreiche Städte gegründet, nach einer Art der Baukunſt, die vielleicht heutzutage, ihrer allzugroßen Einfachheit wegen, rauh genannt werden könnte, die aber dennoch erhaben und vielleicht erhabener iſt, als die Art, die wir gewöhnlich für geſchmackvoller halten. Die Hetruſcer ſcheinen für die Unſterblichkeit gebaut zu haben. Sie verſtanden die Baukunſt beſſer, als die Herrſcherkunſt, und ihre Gebäude haben ihr Reich überlebt. Die Mauren von Volterra, von Fieſole, von Peſaro und Tortona verdienen beobachtet zu werden. Alle dieſe Städte ſind älter, als Athen; Ameria, das nicht unter die älteſten gehört, iſt beinahe aus dem Zeitalter Achills. [*] Städte, welche ſie in Sardinien erbaut haben, ſind älter als Hercules: ſein Sohn Jolaus wollte ſie erobern, die unſrigen vertheidigten ihr eigenes Land mit Tapferkeit, und Jolaus mußte ſich damit begnügen, Gaſt in dem Lande bleiben zu dürfen, über das er ſich die Herrſchaft anmaßen wollte. Und was der Sohn des Hercules nicht auszurichten vermochte, das bewürkte eine Geſellſchaft afrikaniſcher Kaufleute; und die alten Hetruſcer in Sardinien ſind Sclaven der Carthaginienſer. [**]

---

[*] Liv. V.

[**] Polyb. 2.

Gerade um die Zeit des trojaniſchen Krieges fieng die Macht der Hetruſcer zu ſinken an. Fünf Jahrhunderte nachher berührte die Tiber bei ihrem Laufe durch die Mitte Italiens nichts denn Einöden; Fremde waren gekommen, um die Länder der Italiener in Beſitz zu nehmen. Die Geſellſchaft Antenors beſetzte die Ufer von Adria, wo zuvor die Euganeiſchen Hetruſcer gewohnt hatten; [***] Aeneas hatte mit andern Trojanern die Ufer der Tiber beſetzt, Epeus, Diomedes, Idomeneus hatten neue Colonien nach Metapont, Argirippe und Salent gebracht. Eine neue Sprache war an die Stelle der alten getreten. [****] Es entſtand eine neue Religion, und zwar gerade die, welche wir gegenwärtig beſitzen, in der (wie es immer der Fall iſt) mitten unter den Ideen der elenden und barbariſchen Zeiten die alten Ideen ruhmvoller und glücklicher Tage ſich finden. Man verbietet uns zum Beiſpiel den Genuß der Seekrächſe, und doch haben wir ſie in unſeren Meeren gar nicht, es iſt ein Fiſch aus einem ſehr entfernten Meere, und konnte nur ſolchen Völkern verboten werden, welche einen ausgebreiteten Handel und großen Reichthum beſaßen.* Das hetruſciſche Reich verlohr ringsum ſeine Einfaſſung, und gieng von allen Seiten zu Grunde.

---

[*] Cat. Fragm.

[**] Strab. V.

[***] Guarnacci.

[****] Siehe oben.

Seinen erſten Fall erlitt es im Süden Italiens. Jenſeits der Tiber zwiſchen den Apenninen, den Alpen und dem Meere ſtand die Macht der Hetruſcer noch einige Zeit feſt. Nachdem aber die Gallier über die tauriniſchen Gebürge gegangen waren, griffen ſie jenen ganzen Landesſtrich an, der über den Apenninen liegt.** Die Hetruſcer vertheidigten das Land, in dem die Gebeine ihrer Väter begraben lagen, muthvoll; das Glück war ihnen nicht günſtig, und ungeachtet deſſen koſtete der Sieg ihren Gegnern volle zweihundert Jahre Krieg.*** Glücklicher waren ihre Waffen zur See. Als Harpagus, der Anführer der Armee Cyrus, Königs von Perſien, ſich der Stadt Phocea in Jonien bemächtigte, wandten ſich ihre Einwohner, die, wie du weißt, o Cleobul! die älteſten unter den Griechen waren, nach Weſten, um neue Wohnſitze zu ſuchen, beſonders in Corſica, wo ſie eine Stadt, Namens Alalia, gründeten. Da ſie aber Seeräuberei trieben, ſo bewaffneten die Hetruſcer und Carthaginenſer eine zahlreiche Flotte gegen ſie. Die Carthaginenſer bemannten ſechszig Galeeren und ebenſo viele die Hetruſcer; die Phoceenſer rüſteten eine gleiche Anzahl aus, aber ſie wurden beſiegt, und mußten Corſika verlaſſen und ihre Zuflucht nach

---

* Siehe le lettere sull' agricoltura degli antichi Italiani. Let. I.

** Im Jahr der Stadt Rom 140. — Liv. V.

*** Ebendaſ.

Reggio nehmen. * Die Hetruſcer hatten in älteren Zeiten viele Seekriege mit den Phöniciern und Carthaginenſern um die Herrſchaft einer Inſel des Weltmeeres, welche ſie am Ende verloren, beſtanden. ** Wir haben auch bis auf das leztvergangene Jahrhundert einen großen Theil unſerer Macht zur See erhalten, und ein großer Theil beider Meere gehörte noch uns an. *** Auf dem Meere läßt ſich aber keine große und dauerhafte Macht gründen. Auf dem Lande konnten wir bereits den Galliern und Römern nicht mehr widerſtehen; dieſe nahmen uns dieſſeits der Apenninen Veji, jene dagegen jenſeits derſelben Melpo. **** Ueber dem Eridanus blieb nur allein Mantua den Hetruſcern. *****

Das alte hetruſciſche Reich trug den Keim der Zerſtörung in ſich. Man hatte nie daran gedacht, das Land zu befeſtigen, das ſeine mannigfaltigen Theile verband. Jedes Volk hatte ſeinen eigenen Namen behalten; es war der Name des Landes, das es bewohnte, oder der der Hauptſtadt . . . . . Was liegt daran, wie er geheißen habe? Der Name war nicht hetruſciſch. Jedes Volk hatte ſeine eigene Regierung, Geſetze und Obrigkeit. Es war weder ein gemeinſchaftlicher Plan, noch eine gemeinſchaftliche Regierung da, außer um Krieg zu führen. ****** Jedes

---

* Im Jahr der Stadt 220. — Brut. I.

** Mem. Corton. V. II. Diss. 4. Guazzesi, der Verfaſſer derſelben, ſezt die Epoche dieſes Kriegs um das Jahr 15 der Stadt Rom.

*** Liv. V.

**** Plinius III. 19.

***** Plin. III. 19.

****** Ueber die Verfaſſung der Hetruſcer ſiehe eine beſondere Diſſertation von Lamprecht.

Volk dachte mehr an ſeinen eigenen Namen, als an den Namen der Nation; jedes achtete bei den allgemeinen Verſammlungen mehr auf das Intereſſe ſeines eigenen Vaterlandes, als auf das des gemeinſchaftlichen. Gleich Privatmännern, die einen ſchwachen Geiſt haben, ertragen die Völker, welche eine ſchwache Regierung haben, zuweilen das Elend, im Glück aber ſind ſie verlohren. Das Band, das die verſchiedenen Theile des hetruſciſchen Reiches vereinigte, war ſtark genug, ſo daß die Völker, welche es ſtifteten, im Vertrauen auf die Vereinigung jede Tugend vergaßen. Hätten ſie einen mächtigen Feind zu fürchten oder zu bekämpfen gehabt, ſo wären ſie genöthigt geweſen, tapferer und mäßiger zu ſeyn. Weder Afrika, noch Griechenland, noch Gallien hatte damals ein Volk, das ſich mit den hetruſciſchen Völkern hätte vergleichen können; nachher entſtanden zwar ſolche, aber ſpät, und als bereits durch die lange Unthätigkeit und die unſelige Nachläßigkeit nicht nur jede Uebung, ſondern ſogar jeder Saame der Tugend ausgerottet war! Da ſie von außen keinen Nebenbuhler hatten, ſo wüthete die wechſelſeitige Eiferſucht der verſchiedenen hetruſciſchen Völker in dem Herzen des gemeinſchaftlichen Vaterlandes; und da dieſe Eiferſucht keine Großthaten kriegeriſcher Tapferkeit hervorbringen konnte, weil die Zeiten ihrer nicht bedurften, noch auch nützliche Verſuche des Fleißes, weil ihr Beſitzen und Handel der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens und der Rohheit anderer Völker wegen mehr Geſchenk eines günſtigen Glücks, als Werk des eigenen Fleißes war; ſo beſtrebten ſich die reichen, unthätigen, eiferſüchtigen hetruſciſchen Völker unter einander, ſich gegenſeitig in Weichlichkeit und ſinnlicher Ausſchweifung zu übertreffen. Nein, Elobul! du wirſt mich nie dahin bringen, die alles zu erzählen, was die alten Traditionen von den thörichten Wollüſten der Campaner, Meſſaper, und ſelbſt der heutzutage ſo rohen Samniten ſagen.[*] Sind wir nicht ſchon verderbt genug? und bedarf es wohl noch einer Entſchuldigung und einer Aufmunterung zu einem größeren Verderbniß für uns durch die Beiſpiele anderer noch verderbterer Völker?

Die Verderbniß der Sitten brachte die Verderbniß der Künſte hervor, die die Werkzeuge und zugleich die Würkungen der Sitten ſind. Auf die alte ernſte Pracht folgte das Gezierte und Ausſchweifende. In alten Zeiten hatten unſere Vorfahren jenen Tempel erbaut, welchen du ſieheſt; Mauren, die man ihrer Feſtigkeit wegen den Cyclopen zuſchrieb; eingedämmte Flüſſe und überall Canäle, wo es Handel oder Ackerbau forderten. Die filiſtiniſchen Gräben und die vielen Kanäle, in welche ſie die reißende Gewalt des Eridanus zertheilt haben, zeigen zugleich ihre Künſte und ihre Sitten an.[**] In den nachherigen Zeiten haben ſie zu Chiuſi das Grabmahl Porſennas gebaut; ein Denkmahl von viereckigen Steinen; jede Seite hat dreihundert Fuß in der Länge, und fünfzig in der Höhe; in der Mitte dieſes ungeheuren Parallelipedons ein Labyrinth; über dieſem fünf Pyramiden, vier auf den Seiten, und eine in der Mitte; jede hat einen Grund von fünf und ſiebenzig Quadratſchuhen, und hundert und fünfzig in der Höhe, und alle tragen eine große kupferne Kuppel, und über dieſen vier neue Pyramiden von hundert Fuß, die wieder eine andere tragen, und auf dieſen wieder fünf hohe Pyramiden, (ſagen die betrüglichen Fabeln) ſo groß das ganze übrige Gebäude iſt!!![***]

[*] Arben. — Lettere sull' agricoltura degli Italiani.

[**] Plin. III. 16.

[***] Plin. XXXVI. 13.

Selbſt die Religion blieb von dem allgemeinen Verderbniß nicht unverſehrt. Es iſt ein häufiger vorkommender Fall, daß die Sitten die Religion verderben, als daß die Religion die Sitten erhält, denn man trägt leichter menſchliche Eigenſchaften auf die Götter, als göttliche auf die Menſchen über. Die Religion unſerer Voreltern war einfach und rein. Dieß ſieht man an den ſamothraciſchen Myſterien, denen unſere Religion ſehr viel gleicht. Alles iſt Philoſophie an ihnen, und die Namen der Götter drücken die drei Hauptgegenſtände aus, die ſich in Allem zeigen, nemlich Grund, Subſtanz und Idee; den erſten mit dem Namen Jupiter und mit dem Symbole des Himmels; den zweiten mit dem Namen Juno, und dem Symbol der Erde und der Luft; den dritten mit dem der Minerva, der erſtgebohrnen Tochter und des vollkommenſten Erzeugniſſes von Jupiter. Und nach meiner Anſicht hat nur der die wahre Natur der Gottheit erkannt, der mit dieſem Namen den einzigen Geiſt anruft, der die Welt regiert; und wer dieſen Geiſt anbetet und anruft, der ruft und betet den Jupiter an, das Bildniß und der Name ſeye auch welcher er wolle.* Von den Göttern aber, o Cleobul! ſprechen drei Arten von Menſchen, die Dichter, Philoſophen, und die, welche wir Bürger zu nennen pflegen. Die erſten pflegen vieles über die göttliche Natur zu erdichten, die zweiten ſuchen das Wahre darüber, die dritten beſchäftigen ſich nicht ſo ſehr mit dem, was man über ſie wiſſen kann, als mit dem, was man thun ſoll, und lehren die Gebräuche und Gelübde, mit denen die Menſchen die Götter ehren und anrufen ſollen.** Allein nothwendig müſſen ſich dieſe drei Wiſſenſchaften häufig mit einander vermengen und wechſelſeitig trüben; denn unmöglich laſſen ſich unſere Pflichten gegen die Götter beſtimmen, ohne daß unſere Seele zuvor gewiſſe Begriffe über ihr Weſen hat; und unmöglich laſſen ſich ſolche Begriffe faſſen, ohne daß ſie entweder als Beiſpiel oder als Nöthigung auf den größten Theil unſerer Handlungen würken. In den erſten Zeiten der Völker waren dieſe drei Theologien verbunden und vereiniget; der Prieſter war zu gleicher Zeit der Weiſe und der Dichter des Volkes. Mit dem Laufe der Zeit dagegen fiengen die Menſchen an, alle Würkungen mit genauerer Sorgfalt zu beobachten und zu unterſcheiden, welche jene einzige, unendliche, erhabene, unbegreifliche Macht hervorbrachte, die ſie zuerſt unter dem Namen der Gottheit angerufen hatten, und es entſtanden ſo viele Namen der Götter, als ſie Würkungen der Natur beobachteten, welche Furcht oder Hoffnung erregten. In der älteſten Religion der Italiener opferten die Prieſter nur der Erde, der befruchtenden Feuchtigkeit, der Nahrung, der glücklichen Wiederkehr.* Damals kannten die Menſchen nur die erhaltende Erde, die Luft und das Waſſer, die die Erde befeuchten, und jene Lebenskraft, welche alles erhält, und alles wiederbringt. Mit der Zeit legten die Dichter jedem Phänomen der Welt ein beſonderes Weſen bei; die Phyſiker dagegen leiteten alle Erſcheinungen von einer einzigen Urſache ab, die Prieſter, getrennt von Phyſikern und Dichtern, blieben die ſchwächſten, und ſuchten an die Stelle der alten Macht der innerſten Ueberzeugung die Menge der Gebräuche zu ſetzen. Aber um die Gebräuche zu vervielfältigen, mußte man die Götter vervielfältigen, und um die Phyſiker zu überwinden, mußten ſie ſich mit den Dichtern verbinden. In dem Verhältniſſe der ſteigenden Cultur der Völker nahm daher zu gleicher Zeit bei der minderen Zahl Unglaube, bei der Mehrzahl Aberglaube überhand; und trotz der Bemühung unſerer Philoſophen und Dichter ſind wir nun dahin gebracht, daß wir ſehr wenige wahrhaft religiöſe Menſchen unter uns haben, aber ſo viele Götter, daß wir keinen Schritt thun können, ohne einem zu begegnen.*

---

* Varro Fragm.

** Ebendaſ.

---

* Telluri, Tellumoni, Altori, Rusori. — Varr. Fragm.

Die getheilten Völker hatten auch ihre Götter getheilt. Urſprünglich nannten ſie unſere Voreltern ** Herren! Welcher Name wäre auch für Götter würdiger? Unſere unglückliche politiſche Trennungen aber machten aus den Herren der ganzen Natur eben ſo viele kleine Gebieter eines kleinen Landſtrichs oder Hauſes, Wächter einer Stadt, eines Hauſes, und Feinde von jedem, der dieſes Haus oder dieſe Stadt nicht bewohnte. Der Familien- und Nationalhaß wurde mit dem Anſehen der Götter geheiliget, und wurde eben dadurch wüthiger.*** Man unternahm die Kriege im Namen der Götter, mit den Göttern traf man nicht nur über die Uebergabe, ſondern auch über die Zerſtörung der Städte Verabredungen, wie wenn die Götter Freunde von Blut und Stifter des Unglücks ſeyn könnten.**** Von jetzt an ſchwieg bei der Unternehmung, Fortſetzung und Endigung der Kriege alles Recht; man unternahm ſie ohne Grund, weil der Name der Götter der einzige Grund war; man ſetzte ſie ohne Klugheit fort, weil da, wo der Name der Götter iſt, Klugheit oft Verbrechen ſcheinen kann, und das Opfer immer Pflicht iſt; man endigte ſie mit Grauſamkeit, weil man die Gränzen menſchlicher Gerechtigkeit leicht überſchreitet, wenn man das der Gottheit zugefügte Unrecht zu rächen glaubt.

---

* Cic. de N. D. I.

** Lares.

*** Inde furor vulgo, quod numina vicinorum
Odit uterque locus, et solos credat habendos
Esse Deos, quos ipse colit. . . . . .
Juvenal.

**** Die Formel davon iſt noch vorhanden.

Die politiſchen Trennungen, o Cleobul, verderben die Religion ſtärker, als man glaubt. Denn die wahre Religion ſtrebt ihrer Natur nach zur Einheit und Verbrüderung aller Menſchen. Sind ſie nicht alle Kinder eines Vaters? Aber um der politiſchen Trennungen willen halten ſich die Menſchen nicht mehr für Bewohner der Erde, ſondern dieſer oder jener Stadt; ſie halten ſich nicht alle für Kinder des Jupiters, ſondern die einen für Kinder des Mars, die andern für Kinder Apollos, die dritten für Kinder des Neptuns. Jede Regel deſſen, was gerecht oder ungerecht iſt, verliert ſich und verſchwindet. Der Weiſe wird ſagen, eine Handlung ſeye den Göttern angenehm, weil ſie gerecht iſt; das Volk dagegen wird ſagen, eine Handlung ſeye gerecht, weil ſie den Göttern angenehm iſt.* Und welche Handlung iſt ſo grauſam oder ſo gemein, die nicht bei der in das Unendliche vervielfältigten Zahl der Götter und bei den menſchlichen Affekten und Schwachheiten, die ihnen beigelegt werden, eine Gottheit zur Urheberin oder wenigſtens zur Freundin hätte?

Auch hier, meine Freunde, ſind die Uebel noch nicht zu Ende. Wo die Völker vereint und in Sicherheit leben, und in Frieden die Künſte und den Ackerbau treiben, da hängt unſere Erhaltung gröſtentheils von den Mitteln ab, die wir in Händen haben; die Erfahrung überzeugt uns, daß in dem Univerſum eine Ordnung der Dinge iſt, kraft der nützliche Thätigkeit und Tugend immer glücklich iſt; in unſerer Seele entſteht die erhabenſte und zugleich richtigſte Idee, die man von der Gottheit faſſen kann, nehmlich die Idee des weiſeſten Urhebers und mächtigſten Erhalters der uns beſeligenden Ordnung; und wir gebrauchen ſeinen heiligen Namen nur in der Abſicht, ihm Dank zu ſagen, und damit ſein Wille geſchehe, der nothwendig der Wille des Guten und der Tugend iſt. Sobald aber die Völker getrennt ſind, und die Ordnung geſtört iſt, ſchweigen die Geſetze, die Künſte verfallen, das Leben wird elend und tauſend Zufällen unterworfen, die ſich weder voraus ſehen noch hindern laſſen; und die Menſchen, die den rechten Gebrauch ihrer eigenen Kräfte verlieren, hoffen und fürchten alles von der Gottheit, die ſie entweder mit unvernünftigen Klagen beleidigen, oder mit noch unvernünftigeren Wünſchen verſuchen. Alsdann entſteht eine verderbliche Art des Aberglaubens, der die Götter zwingen möchte, an den unbedeutendſten Angelegenheiten der Sterblichen Antheil zu nehmen, und die Zahl der falſchen Prieſter wird vermehrt, welche alle Glückſeligkeit verſprechen, von jeder Gefahr retten, jedes Vergehen ausſöhnen, und von jeder Pflicht entbinden. Und in dem Verhältniſſe, in dem der Begriff der wahren Macht der Götter abnimmt, nimmt der der Macht der Prieſter zu.

---

* Plat. Euthyphron.

Die unſrigen ſind hierin andern Völkern weit zuvorgekommen. Man nennt die hetruſciſchen Prieſter Meiſter des Aberglaubens, und das mit Recht; und ich bedaure ſie nicht, daß ſie ſo ſtark deßwegen getadelt worden ſind, als ſie es verdienten. Kein Volk rühmt ſich ſo vieler Vorbedeutungen und ſo vieler Wahrſager. Die Eingeweide der Thiere, der Flug der Vögel, die Reden der Menſchen, alles wird beobachtet, alles von unſern Wahrſagern aufgezeichnet; alles trägt, wie ſie ſagen, dazu bei, uns den Willen der Götter zu offenbaren, wie wenn die Götter einen andern Willen haben könnten, als den, uns arbeitſam und tugendhaft zu ſehen! Mehr als alles übrige aber wurden die Blitze beobachtet; und wenn du, o Cleobul, alle ihre Beobachtungen und Urtheile darüber hören würdeſt, ſo würdeſt du gewiß ſagen: wie viele Jahrhunderte mußten verfließen, um allen dieſen Chimären die Geſtalt eines Syſtems zu geben?

Der Blitz wurde für unſere Voreltern die erſte aller Vorbedeutungen; er hebt alle andere entgegengeſetzte Vorbedeutungen auf. Aber wie kann, fragen die Weiſen, eine Vorbedeutung von der andern aufgehoben werden? Wenn alle Vorbedeutungen von demſelben Beſchluß des Schickſals abhängen, wie können ſie einander entgegengeſetzt ſeyn? Warum ſind nicht alle wahr, und eben darum alle einſtimmig? Und wenn eine falſch ſeyn kann, wer verſichert uns, daß es nicht alle ſeyn können? Und dann wozu noch ſie beobachten?

Denke aber ja nicht, der ſophiſtiſche Scharfſinn unſerer Wahrſager wiſſe nicht auf alle dieſe Fragen zu antworten. Sie verſtehen dieß, und wie ſollten ſie dieß nicht, da ſie ſo viele andere Dinge verſtehen? Sie unterſcheiden unter Blitzen des Raths, des Beifalls, des Zuſtandes; die erſten ſind beſtimmt, etwas zu rathen oder abzurathen, bevor es ausgeführt iſt; die zweiten etwas zu billigen oder zu misbilligen, wenn es ſchon geſchehen iſt; die dritten etwas gutes zu verſprechen, oder etwas übles zu drohen. Sie unterſcheiden die Blitze, welche eindringen, von denen, welche zerſchlagen und verbrennen; und die letzten theilen ſie wieder in drei neue Unterarten, welche in Gluth ſetzen, welche einäſchern und welche entzünden. Ferner beobachteten ſie die Farbe, mit welchen die Streifen des Blitzes gezeichnet ſind, und aus der Mannigfaltigkeit der Farben entſtehen andere neue Eintheilungen. Einige Blitze ſind erinnernde, und deuten an, wovor man ſich zu hüten habe; andere werden verderbliche genannt, weil ſie Tod oder Zerſtörung verkündigen; andere täuſchende, weil ſie unter dem Scheine des Guten das gröſte Unglück herbeiführen; andere abbittende, welche Gefahren ohne würklichen Erfolg drohen, andere entſcheidende, welche die Androhungen der vorangehenden Blitze aufheben; bezeugende werden die genannt, welche mit den vorangegangenen zuſammenſtimmen; erdwärtsgehende heißen die, welche in einen verſchloſſenen Ort treffen; ungeſtüme die, welche Oerter treffen, an denen ſchon andere Blitze eingeſchlagen haben u. ſ. w. Einige Blitze ſchleudert Jupiter allein, und hat das Recht, ſie zu ſchleudern; über andere kann er ohne die Einſtimmung der zwölf Obergötter nicht verfügen; die erſten ſind nur Blitze der Erinnerung und des Raths, und das Uebel, das ſie ankündigen, läßt ſich mit Gebet wieder abwenden; die zweiten ſind immer Blitze der Strafe, und ſelbſt wenn ſie heilſam ſind, ſind ſie dieß nicht ohne Verbindung mit einer Strafe. Es giebt noch eine dritte Art von Blitzen, welche eine ſtärkere Wirkung haben, nehmlich die, welche eine ganze Stadt anzünden, und den Zuſtand vieler Dinge bisweilen gänzlich verändern. Dieſe anzuwenden iſt nicht nur die Einſtimmung der zwölf Obergötter nöthig, ſondern er muß auch die Meinung gewiſſer anderer Götter vernehmen, welche die verſchleierten genannt werden. Dieſe Fabel iſt ſehr gut erſonnen, um den Menſchen an dem Beiſpiele Jupiters zu zeigen, daß die Könige nichts als Gutes thun dürfen, und daß ſie nur dann ſchaden dürfen, wenn das Schaden eine von der Gerechtigkeit geforderte Strafe, und durch die Einſtimmung der Mehrzahl befohlen iſt.*

Ich habe ſchon geſagt, Cleobul, du werdeſt wohl, wenn du alle dieſe Ungereimtheiten gehört haben wirſt, die Frage aufwerfen, wie viel Zeit wohl erfordert worden ſey, um ſie in ein Syſtem zu bringen. Bis jetzt aber habe ich nur einen ganz geringen Theil davon angedeutet; denn wer vermöchte ſie alle zu erzählen? Nun bekenne mir, ſteigt nicht ein Gedanke in deiner Seele auf, der dir ſagt, wie viel Geiſteskraft unnütz in dieſen dunklen Unterſuchungen verſchleudert worden ſey, und wie weit das Genie hätte gelangen können, wenn die Menſchen überzeugt von der Wahrheit, die Götter fordern nur die Erfüllung ihrer Pflichten von ihnen, es ganz auf die nützliche Unterſuchung der Wahrheit hingeleitet hätten?

Eine verfälſchte Religion, meine Freunde, beſchleuniget den Tod der Staaten. Wenn die Völker einmal in Irrthum gerathen ſind, wollen ſie den Zweck entweder ohne Mittel überhaupt, oder ohne die paſſenden Mittel erreichen. Der Landmann flieht die Arbeit, und um eine reiche Erndte zu bekommen, nimmt er ſeine Zuflucht zu dem Wahrſager; der Soldat wird in der langen Ruhe feig, und um nun den Sieg zu erlangen, nimmt er ſeine Zuflucht zu den Opfern. Er wird überwunden, wie könnte es anders ſeyn, da zur Erlangung des Sieges außer dem Opfer Tapferkeit erfordert wurde? Aber indem er den Unfall erleidet, ſieht er den Irrthum nicht ein, welcher die Urſache davon iſt; verrichtet neue Opfer, verdoppelt ſie, vervielfältiget ſie, und verfällt oft durch den immer wiederhohlten Aberglauben in Irreligioſität. Unſere Vorfahren ſollen nach der Erzählung bei großen öffentlichen

---

* Seneca Nat. Quaest. L. II,

Unfällen die Altäre eben der Götter, welche ſie als Freunde der Menſchen anflehten, mit Menſchenblut beſprengt haben. Noch ſteht in unſern alten heiligen Schriften ein geheimer Gebrauch, von welchem ſich die Heerführer einen ſichern und gleichſam von dem Schickſale beſtimmten Sieg verſprachen. In tiefſter Stille der Nacht werden die Soldaten Mann für Mann an einen Ort geführt, der mehr einer Höhle als einem Tempel gleich ſieht; der Boden iſt mit Eingeweiden bedeckt, die noch zucken, und mit Blut getränkt, welches noch raucht; das Blut iſt von Thieren und von einem unglücklichen Menſchen, der entweder übermäßige Angſt hatte, oder trotz ſeiner Unerſchrockenheit und Unſchuld geſchlachtet wurde, damit die, welche nach ihm kämen, ſich gehörig fürchteten; eine große Zahl Hauptleute ſtehen mit gezücktem Schwerdte und wilder Gebehrde um dich her; du weiſt nicht, ob du einem Opfer beiwohnen, oder ſelbſt das Opfer ſeyn ſolleſt; in Furcht und Schrecken fordern ſie dir einen Eid ab, kraft deſſen die ſchrecklichſten Verwünſchungen gegen dich, gegen deine Familie und deine Stadt ausgeſtoßen werden, wenn du entweder deinen Befehlshaber verlaſſen oder den nicht tödten ſollteſt, von dem du ſiehſt, daß er ihn verläßt .... Das letztemal entehrte dieſer abſcheuliche Gebrauch die Religion unſerer Vorfahren in dem Jahre, in welchem die Samniter Capua ſeinen alten Bewohnern hinwegnahmen; .... für eine ſolche ſchlechte That wahrhaft ein würdiger Gebrauch!* Möge dieß das letzte Beiſpiel ſeyn. Doch ich wünſche dieß nur, hoffen kann ich es nicht. Der Weg der Wahrheit hat ſeine Grenze; aber wo iſt die Grenze auf dem Wege des Irrthums; je weiter man darauf fortſchreitet, deſto weiter entfernt man ſich von dem Ziele.

---

* Liv. X. 38.

Man ſollte uns auf den rechten Pfad zurückleiten. Ihr habt geſehen, wie kleinlichte und unſelige politiſche Trennungen die Ordnung im Krieg und Frieden verderbt haben; die verkehrte Ordnung beſchleunigte und vergrößerte das Sittenverderbniß; die Sitten haben die Religion verderbt, welche gegenſeitig das Verderbniß der Sitten und der Ordnung befeſtiget und unheilbar gemacht hat! Man ſollte zurückkehren, die Religion reinigen, die Sitten beſſern, die Ordnung wieder herſtellen . . . Aber o! wer wird dieſen Verſuch wagen? Und ſollte auch ein Weiſer auftreten, der es wagte, wird ihm der Pöbel folgen? Alles dieß wird geſchehen, denn alles, was heute iſt, wird einſt nicht mehr ſeyn; aber es wird durch die Nothwendigkeit geſchehen, und nicht ohne eine vorangehende gänzliche Zerſtörung. Einſt war die Macht der Hetruſcer groß; ſie ſoll es jetzt nicht mehr ſeyn; nun iſt nur das noch übrig, den elenden noch vorhandenen Reſt zerſtören zu ſehen. Und dieſes Werk hatte das Schickſal zuvor den Galliern, nun aber hat es daſſelbe den Samnitern, Römern und euch Lucanern übertragen. Fahret fort euch mit dem Blute eurer Brüder zu beflecken; zerfleiſchet, zerreißet ſie; verzehret alle Glieder eurer Mutter; ihr ſeyd die Ruthe des göttlichen Zorns, der die Fehler, Irrthümer und den Aberglauben Hetruriens beſtrafen will.

Dieß, meine Freunde, ſind die Gedanken, die ich in den gegenwärtigen, dem Andenken an unſere alte Zeiten geheiligten Tagen in meiner Seele trage; in dieſen Tagen, welche für einige Freudens-, für andere Schmerzenstage ſind; aber für jene Tage einer thörichten Freude, weil ſie ihren Verluſt nicht einſehen, für dieſe Tage eines vorübergehenden Schmerzens, weil ſie die wahre Urſache des Verluſtes nicht kennen. Wißt ihr, wer die wahre Betrübniß empfindet? Derjenige, welcher ſich ſelbſt als die Urſache des Uebels anerkennt, das er erduldet, der zwar ſieht, daß noch ein Weg zur Rettung möglich ſey, aber dieſen Weg jetzt verſchloſſen findet; mit ſeinem Schmerzen verbindet er Reue, und hat bei ſeinem Verluſte nicht einmal den elenden Troſt der Geduld, die bei allen Unglücklichen gewöhnlich die Uebel erleichtert, deren Vermeidung ſie für unmöglich halten. Dieſen Schmerz empfindet der, welcher ſein Vaterland wahrhaft liebt; einen Schmerz, der von allen andern verſchieden, mit Niedergeſchlagenheit und Kühnheit gemiſcht iſt; daher bringt dieſe Niedergeſchlagenheit nicht jene Unempfindlichkeit hervor, welche eine Folge der Ermattung iſt; noch ſetzt die Kühnheit dem Verlangen ein Ziel, ſondern alle dieſe Affekte ſcheinen ſich gegenſeitig zu mildern, um das Gefühl des Schmerzens zu verlängern.

LXXVIII.

Von Plato an Cleobul.

So ſinkt, o! Cleobul, jedes Reich dahin, in dem keine Einheit herrſcht. So wird auch Griechenland ſinken, wenn die Zwietracht zwiſchen den verſchiedenen Staaten, aus denen es beſteht, und zwiſchen den Bewohnern dieſer Staaten nicht endet. Denn, wo Weisheit herrſcht, da ſtrebt man nach Einheit; nach Einheit aber ſtrebt man, wo Tugend herrſcht, deren Endzweck iſt, die Bürger gleich und einträchtig zu machen; dieß aber können ſie nie erreichen, ohne moraliſch gut zu ſeyn. Selbſt das Leben aller Weſen iſt nichts anders, als ein Kampf mit den Elementen, die ſie zur Einheit ordnen. Wo keine Einheit iſt, da iſt weder Weisheit, noch Tugend, noch Leben, und man geht mit ſtarken Schritten dem Tode entgegen.

Nun biſt du am Ziele deiner Reiſe. Deine Freunde, dein Vaterland, deine Mutter ruft dich zurück. Wir werden uns erſt in Athen wiederſehen, und vielleicht auch da nur auf wenige Tage; für mich nahet die Stunde, eine weitere Reiſe vorzunehmen. Du indeſſen mögeſt die Früchte deſſen, was du gethan haſt, nicht verlieren. Liebe Mueſilla und ſey der Gegenſtand ihrer Liebe; ſie wird Tarent verlaſſen, und nach Athen kommen, um da die Pflichten, die Freuden und die Mühſeligkeiten des Lebens mit dir zu theilen. Und dieß wird der Gewinn deines Herzens ſeyn. Aber wird dein Geiſt auf dieſer Reiſe nichts gewonnen haben?

Sammle all' deine bisherigen Beobachtungen; vereinige die mannigfaltigen getrennten Theile, und gieb ihnen Ordnung; ſo wirſt du einen Anfang, ein Ende und eine Vernunft in allen Dingen finden; es wird ſich dir eine Lehre ergeben, die dir für dein ganzes Leben nützlich ſeyn wird.

Du ſiehſt auf der einen Seite Italien gleich einem ungeheuren Gebäude, das von der Zeit, der Macht des Waſſers und der Gewalt des Erdbebens zerſtört iſt; hier thürmt ſich noch ein ganzer, unermeßlich hoher, Pfeiler auf; dort iſt noch zur Hälfte eine Halle erhalten; noch iſt der freie Platz vorhanden, und die Schutthaufen von Kalk, die Reſte von Säulen, Steinen, koſtbaren, alten Ueberbleibſeln, die aber jetzt nur noch Ruinen ſind. Man ſieht wohl, daß dieſer Bauſtoff einſt ein prächtiges Gebäude gebildet hat, und daß man wiederum eines aus ihm bilden könnte; aber das Alte iſt nicht mehr, und das Neue ſoll erſt werden. Und doch, wenn du mit Rüſtigkeit und Aufmerkſamkeit beobachteſt, wirſt du bemerken, daß die Steine, die jenen Schutt und Trümmer bilden, täglich ihre Lage verändern, da wirſt ſie heute nicht an der Stelle finden, wo du ſie geſtern ließeſt; und ich glaube eine innere Gährung, und gleichſam die Hand eines unbekannten Baumeiſters zu bemerken, der bemüht iſt, ein neues Gebäude zu errichten. In Griechenland iſt von der andern Seite alles, was du erblickſt, neu; Künſte, Wiſſenſchaften, Staatsregierungen und der civiliſirte Stand. Wir ſind Jünglinge, all' unſer Wiſſen haben wir von Andern gelernt; Alles, was wir gegenwärtig thun, haben Andere ſchon lange vor uns gethan. Du ſiehſt, wie vieles bei den Italienern vollkommener iſt, als bei uns; als die Geometrie, ohne die keine Weisheit möglich iſt, die Aſtronomie, der erhabenſte Theil menſchlicher Wiſſenſchaften; die Baukunſt, der Ackerbau, die nützlichſten Künſte des Lebens; die Wiſſenſchaft der Sitten und Geſetze, die bei uns nicht älter als Socrates iſt: ſo daß jeder, der den blühenden Zuſtand der Wiſſenſchaften in Italien betrachtet, zu dem Bekenntniß genöthiget iſt, die Italiener haben ſie vor den Griechen angebaut; und wenn er die Geſchichten beider Völker vergleicht, ſo muß er bekennen, daß die Alten Italien nicht ohne Grund bald Groß-, bald Alt-Griechenland genannt haben. * Gegenwärtig baut man in Griechenland, wie in Italien; aber das Gebäude, das für uns das erſte iſt, wird für die Italiener das zweite ſeyn; und ich glaube nicht, daß unſer erſtes ſo groß und dauerhaft ſeyn werde, als das zweite der Italiener.

Du magſt indeſſen einen Theil der gelernten Dinge in deinem Innern bewahren. Es iſt nicht immer klug, dem Pöbel die Wahrheiten des Urſprungs der Völker zu offenbaren, da ſie zu genau mit der Religion verbunden ſind. Den Weiſen aber müſſen ſie bekannt ſeyn, um zu gehöriger Zeit und Ort ſich vor jener Prahlerei zu verwahren, an der die Völker dem Verhältniß ihrer Jugend nach ſtärker leiden, und kraft

---

* Siehe die Schriftſteller bei Mazzocchi T. II.

der ſie ſich für die älteſten und weiſeſten unter allen halten, andere verachten, und ſich nie entſchließen, das Gute, das ſie haben könnten, zu lernen und nachzuahmen. Denn diejenige, welche wir verachten, ahmen wir nicht nach; ohne Nachahmung vieler edler Züge anderer aber werden wir nie vollkommen. Und dieſer Vorzug mangelt beſonders den Griechen, einem Volke, das keine Grenze in ſeinem eigenen Lobe kennt. * Die Italiener dagegen ſind von Natur gerechter, ſie haben keine Abneigung gegen die Nachahmung fremder Muſter; wenn ſie irgend etwas nachahmungswürdiges an ihnen finden. ** Und wie eine gemäßigte und vernünftige Selbſtſchätzung das einzige und wahre Prinzip jeder Nationalkraft iſt, ſo ſage ich dir zum Voraus, daß Griechen und Italiener ſich auf gleiche Weiſe von der richtigen Schätzung entfernen werden, die in der Mitte iſt; aber nach zwo entgegengeſetzten Seiten hin; die Italiener ſich ſelbſt übermäßig verachtend, die Griechen dagegen lobend. Du wirſt in Athen, wann einſt der Ruhm eines Miltiades, Ariſtides, Themiſtocles ſeyn wird, wie das Andenken eines ſchönen Frühlingstages bei Winterſtürmen, ſtatt der Helden eine Wolke von Rhetoren aufſteigen ſehen, die, je geringer der Ruhm der Gegenwart ſeyn wird, um ſo mehr die Vergangenheit erheben werden, und mich und Socrates, und dich und Ariſtoteles, und jeden andern widerlegen werden, der etwas zu Gunſten der Italiener oder Egyptier ſagen wird. Je weniger ſie den Ruhm verdienen, *** deſto gieriger werden ſie darnach ſeyn; und je weniger ſie deſſen beſitzen, deſto mehr werden ſie mit andern darnach geizen.

---

* Genus in proprias laudes effusissimum. Plin.

** Sallust. Catilin.

*** Hier ſcheint der Eingang in das Werk des Diogenes Laerzius gleichſam geweiſſagt, welcher behauptet, er habe es beſtimmt in der Abſicht geſchrieben, um den Ariſtoteles und die zu widerlegen, welche behauptet hatten, die Philoſophie ſey unter den Barbaren entſtanden. Grie-

Siehe, wie auch für die Völker die Jahrhunderte vorübergehen, und lache der unverſchämten Prahlereien der Redner der öhlreichen Stadt der Minerva, die mit ſo großer Leichtigkeit ihren müſſigen Bewohnern eine ewige Herrſchaft, wie die Herrſchaft Jupiters, des Vaters ihrer Schutzgöttin, verſprachen. Ich weiß nicht, ob du je den Wunſch haben wirſt, an der Regierung der öffentlichen Angelegenheiten Antheil zu nehmen; dein Geburtsort, die Reichthümer, welche dir deine Vorfahren hinterlaſſen haben, und die andere von verſchiedener, aber edlerer Art, mit welchen du deinen Geiſt und dein Herz geziert haſt, machen es dir zur Pflicht, dem Vaterlande zu nützen. Es giebt keine Ausnahme von dieſer heiligen Pflicht; wer ſeinem Vaterlande nützen kann, hat die Verpflichtung, es zu thun. Wenn aber je die Götter dich zu dieſer Beſtimmung rufen, ſo folge ja dem Ruhme nicht, der aus dem Urtheil des Pöbels entſpringt, des Pöbels, der immer bereit iſt, zu bewundern und zu verachten, und immer unbillig iſt, er mag verachten oder bewundern, weil er weder die wahren Güter, noch das wahre Uebel kennt. Es iſt nichts gewöhnlicher, als von dem Volke den Ausſpruch zu vernehmen, oder ihn an den Fußgeſtellen der marmornen und ehernen Bildſäulen eingegraben zu leſen, welche ſich unſere Archonten, Feldherrn, Redner im Pyreum, Delphos Elea errichten laſſen; er hat das Glück ſeines Vaterlandes wiederhergeſtellt, er hat alle ſeine Feinde beſiegt; er hat es unſterblich gemacht. Die

chenland, ſagt der gute Laerzius, war nicht nur die Mutter der Philoſophie, ſondern des ganzen menſchlichen Geſchlechtes!!! Und wie Laerzius denken alle Schriftſteller jenes Zeitalters.

Thoren! beweiſt dieß nicht die Falſchheit dieſes Lobes zur Genüge, daß man ſieht, wie es ſein Vaterland ſelbſt überlebt; und daß wir oft leſen, „er hat das Glück ſeines Vaterlandes ewig begründet," wann dieſes nicht mehr iſt. Zuweilen leſen wir, es habe Einer mit ſeinen Siegen einen Themiſtokles, Miltiades, Ariſtides übertroffen; aber nie, daß er die Tugenden wieder hergeſtellt habe, die das Volk in jenen Zeiten beſaß. Nun wünſchte ich einmal zu leſen: N .... ein Sohn von N .... hat die Tugend in Athen wieder hergeſtellt; die Athenienſer ſind durch ſeine Bemühung und auf ſeinen Rath nicht mehr ungerecht gegen ihre Bundesgenoſſen; die Obrigkeit und die Heerführer ſind nicht mehr ſo raubgierig und niederträchtig; das Volk duldet weder von jener Raubgierde, noch von dieſer Gemeinheit; in den Verſammlungen hört man keinen andern Redner mehr, als den, den weder blinde Leidenſchaft unfähig macht, die Wahrheit zu ſehen, noch Schande des Lebens unwürdig, ſie zu ſagen; durch ſeine Bemühung und auf ſeinen Rath richten ſich die Athenienſer mehr zur nützlichen Thätigkeit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit, als zum Theater; ſie haben den Tod des Socrates abgebüßt; den Frieden ziehen ſie dem Kriege vor, und in dem Kriege trauen ſie mehr auf eigene Macht, als auf die unſichere und gefährliche Hülfe des großen Königes. . . .

Und ich wünſchte, mein lieber Cleobul, daß du vorzüglich dieſen Nutzen von deiner Reiſe zögeſt. Du haſt in Italien geſehen, daß Städte, die einſt mächtig und erhaben waren, nun in Elend und Niedrigkeit geſunken ſind. Sibaris, Metapontus, Reggio, Capua, was waren ſie einſt, und was ſind ſie izt? Wo iſt die Macht der Meſſapier, und die alte Herrſchaft der Etruſcer? Andere Völker haben noch Kraft und Energie, wie die Tarentiner und Samniter. Andere heben ſich endlich aus dem Elend und der Verſunkenheit empor, und drohen, die Stelle der geſunkenen einzunehmen. Wenn du nach dem Grunde dieſes verſchiedenen Schickſals fragſt, ſo wird der gemeine Menſch gewonnene oder verlohrene Schlachten aufzählen, er wird dir die Erzeugniſſe des Landbau's berechnen, und dir Ausdehnung des Handels zum Maasſtab nehmen. Aber eine gewonnene oder verlohrene Schlacht iſt ein Zufall; gleich dem Hagel, der bisweilen ein Feld verheert, aber nie die Zerſtörung des Landmanns zur Folge hat. Fragſt du, warum zehen, zwölf Schlachten eine nach der andern verlohren gehen? warum eine Nation keine Heerführer und Obrigkeit mehr hat? warum kein Fleiß, warum kein Handel mehr bei ihr blüht? Unglücksfälle haben erſt dann die Zerſtörung zur Folge, wenn ſie ſehr häufig wiederholt werden; das aber, was man ſo oft wiederholt ſieht, kann nicht Würkung des Zufalls ſeyn, ſondern der Nothwendigkeit. Frage nach, und du wirſt vernehmen, daß ein Volk, das unglücklich iſt, es nie ohne ſeine Schuld iſt; beobachte es, und du wirſt ſehen, daß es die Tugend vergaß, ehe es von dem Glück verlaſſen wurde; du wirſt finden, daß ſich allmählig die Sitten, und nach dieſem die Stände verſchlimmerten; daß die Privatleidenſchaften keinen Zaum mehr hatten, und alle zum Verderben des Vaterlandes ausbrachen; daß keine Klugheit mehr in der Curie, keine Gerechtigkeit mehr auf dem Forum, keine Tapferkeit mehr in dem Felde war; und alles dieß, weil ſeit langer Zeit keine Mäßigkeit mehr in den Häuſern war. Du wirſt finden, daß ein Band unter den Tugenden ſelbſt, ſo wie zwiſchen der Tugend und Glückſeligkeit ſey: du wirſt finden, daß die Völker durchgängig glücklicher ſind, welche mehr Tugend beſitzen.

Du wirſt finden, daß zuweilen ſelbſt die verdorbenſten Staaten einen kurzen Abſchnitt im Glück ſind, ſo lange das Schickſal ihre Angelegenheiten in die Hände eines klugen und tapferen Mannes legt, ſo wie die von Tarent unſerem Architas übertragen ſind. Aber weiſt du, welche Zukunft Architas ſelbſt Tarent weiſſagt? Er verſuchte die Tarentiner tugendhaft zu bilden, aber er konnte es nicht: er hat ſie glücklich gemacht, aber ihr Glück wird mit Architas ſterben.

Wer aber wird das, was Architas nicht auszuführen vermochte, zu unternehmen wagen? Weil aber Verzweiflung das größte unter allen Uebeln iſt, ſo erinnere dich doch, wenn die Götter beſchlieſſen werden, durch deine Bemühung den Athenienſern eine Wohlthat zu erweiſen, Geiſt, Herz und Hand des Architas in deinem Bemühen zu haben. Wer die Tugend nicht in ſich ſelbſt beſitzt, wird nie die Tugend in dem Staate wieder herzuſtellen vermögen; noch kann es da eine öffentliche Tugend geben, wo keine Privattugend iſt. Wäre man von dieſer Wahrheit allgemein überzeugt, ſo würden vielleicht die athenienſiſchen Jünglinge nicht ſo gierig nach Befehlshaberſtellen ſeyn, als ſie würklich ſind, und ehrerbietiger gegen die Geſetze und die Obrigkeit. Ich liebe die ſpitzfündige Jugend nicht, die von Prodicus und Gorgias erzogen, alles zu wiſſen glaubt, nur weil ſie alles zu tadeln verſteht, und alles tadeln zu können glaubt, nur weil ſie ſich von aller Prüfung freigeſprochen betrachtet. Was iſt zu thun, wenn die Lehrer der Jugend den Grundſatz aufſtellen, der Zweck einer Unterſuchung dürfe nicht Wahrheit ſeyn, und Lehrſtunden in der Ueberzeugungskunſt, das iſt, in der Kunſt zu herrſchen (denn Ueberzeugen iſt nichts anders als Herrſchen) verkaufen, ohne die Gegenſtände zu verſtehen, von welchen ſie überzeugen wollen? *

---

* Siehe Platos Phädrus und Gorgias.

Bedenke doch, daß man die Geſetze kennen muß, ehe man von ihnen ſprechen will, und daß man ohne Ehrfurcht gegen ſie ſie nicht kennen kann.

Vor deiner Abreiſe aus Italien wirſt du auch Velia beſuchen. Dieſe Colonie der alten Phocenſer geht, wie die übrigen Staaten Italiens, ihrem Untergang entgegen; ſchon zerreißen ſie wilde Parteien; die Schule der alten Weisheit iſt verdorben, und auf die Schüler des Xenophanes folgten die Anhänger des Gorgias. * Vergleiche die gegenwärtige Verderbniß der Sitten mit den alten Tugenden, das gegenwärtige Elend mit dem ehemaligen Wohlſtand, die Sophismen der Jugend mit der edlen Weisheit der Alten; ſo wirſt du finden, wie mächtig der Einfluß der Wiſſenſchaften auf die Sitten, und der Sitten auf die öffentliche Glückſeligkeit ſey. Streue auch für mich eine Blume auf das Grab, das die Aſche Zenos und ſeines großen Lehrers Parmenides bewahrt, von denen jener für ſein Vaterland geſtorben iſt, dieſer es durch die vortrefflichſten Geſetze geordnet hat. Bald werde ich dieſe Freunde in der Geſellſchaft des Sokrates wiederſehen. Ehe du aber Parmenides als Bürger nachahmeſt, ahme ihm als Menſch nach, und ordne dein Leben, wie er das ſeinige, ſo daß man auch von dir rühmen könne, was man einſt von ihm rühmte, ſo daß jedes Leben, das ausgezeichnet, mäßig und gerecht, den Namen eines parmenidiſchen Leben erhielt. Alsdann wirſt du ein guter Menſch, und wenn die Götter wollen, auch ein guter Bürger ſeyn.

---

* Mehr als einmal berührt Plato dieſes Verderbniß der eleatiſchen Schule. Hippias und der eleatiſche Gaſtfreund und andere, ſind nicht immer mit den günſtigſten Farben gezeichnet.

Ende des dritten und letzten Bandes.

Beilagen.

◆ In dem Vorbericht habe ich einige Beilagen verſprochen, die zur Aufhellung mehrerer in dem Werke vorausgeſetzter Materien dienen: dieſe Beilagen ſind in dem Laufe des Werks öfters citirt. Allein meine Bemerkungen über die Geſchichte und die Alterthümer Italiens ſind ſo angewachſen, daß ich ſie nothwendig für ein beſonderes Werk aufbehalten muß, das ich unter dem Titel: Bemerkungen über die Geſchichte Italiens vor dem fünften Jahrhundert Roms: herausgeben werde. Indeſſen wird, wie ich glaube, für die Leſer des Plato eine gedrängte Ueberſicht dieſer Bemerkungen hinreichen. Wer mehr wünſcht, kann ſich an dieſe Bemerkungen ſelbſt richten, welche der Fülle und Natur dieſer Gegenſtände wegen weder kurz noch leicht ausfallen können; mithin hier keine Stelle finden, noch mit den übrigen Theilen eines Werkes harmoniren konnten, das mehr für den Gebrauch der Ungelehrten als der Gelehrten beſtimmt iſt.

Dieſe Bemerkungen ſollen in vier Theile getheilt werden, gerade ſo, wie ſie in dem Werke ſelbſt unter dem Titel I, II. III. IV Anhang angezeigt ſind.

Der I. ſoll von der Philoſophie der Italiener handeln. In dem II. werden einige Theile der italieniſchen Alterthümer erklärt, welche ich noch für dunkel halte. In dem III. wird ein Verſuch einer italieniſchen Chronologie gegeben werden. In dem IV. werde ich eine phyſiſche Geographie Italiens liefern in Vergleichung mit ſeiner älteſten Geſchichte.

Es iſt leicht zu erſehen, daß die Ordnung der Gedanken, der ich folge, von der der Zeiten verſchieden iſt. Ich gehe von der Epoche des Architas, Philolaus und Zeuxis aus, um von ihnen bis zu den Etruſcern und den erſten Bewohnern Italiens (wer dieſe auch geweſen ſeyn mögen) zurückzugehen. Aber ich beſchränke mich nicht blos auf die Wiederhohlung deſſen, was andere vor mir geſagt haben: meiſtens ſehe ich mich genöthiget, die herrſchendſten Meinungen zu beſtreiten. Worin auch das Syſtem, das ich aufſtellen werde, beſtehen möge; immer wird es mein Werk ſeyn. Ich mußte daher alle dieſe Meinungen nicht nur darſtellen, ſondern auch prüfen; und bei dieſer Prüfung hielt ich für das Beſte, von dem Bekannten zu dem minder Bekannten überzugehen; und unter dieſem mit dem zu beginnen, was ſich am leichteſten aufhellen und beſtimmen läßt.

Dieß iſt der Grund, warum ich mit der Geſchichte der Philoſophie beginne. Ich wiederhohle es: die Geſchichte der italieniſchen Philoſophie iſt bisher ſehr ſchlecht dargeſtellt; indeſſen aber iſt ſie doch von allen Theilen der italieniſchen Alterthümer derjenige, welcher am meiſten Unterſuchung und die ſtärkſte Evidenz von Seiten der Wahrheit geſtattet.

Erſter Theil.

Italieniſche Philoſophie.

I. Mangel an Kritik bei allen denen, welche bisher darüber geſchrieben haben. Von der pythagoräiſchen Philoſophie haben wir wenige authentiſche Denkmahle; ich verſtehe hiebei die Schriften der pythagoräiſchen Philoſophen ſelbſt oder ihrer Zeitgenoſſen. Die meiſten Notizen haben wir von Schriftſtellern, die dem Zeitalter, Vaterland und der Secte nach verſchieden ſind. Der Haupttheil der Critik muß ſich daher mit der Glaubwürdigkeit beſchäftigen, welche jeder dieſer Schriftſteller verdient.

II. Der erſte, der die Nothwendigkeit dieſer Unterſuchung einſah, war Meiners. Sein Syſtem iſt auf der einen Seite voll Scharfſinn und Gelehrſamkeit, auf der andern aber hat es auch ſeine Mängel.

A. Sein Urtheil, das er über einige Schriftſteller giebt, iſt nicht immer richtig. — Er verachtet Timäus, den einzigen italieniſchen Schriftſteller, der dem Zeitalter und Vaterlande nach mit den Pythagoräern verwandt war, allzuſehr. — Widerlegung der Beſchuldigungen, die er gegen Plato vorbringt. Plato iſt vollkommen glaubwürdig. Beantwortung der Vorwürfe in Betref des Syncretiſmus, welche die meiſten Geſchichtſchreiber der Philoſophie ſowohl ihm als Ariſtoteles machen.

B. Er iſt nicht ganz vorurtheilsfrei. Er geht von der Vorausſetzung aus, Griechenland ſey früher civiliſirt geweſen, als Italien. Dieß iſt in jedem Falle zweifelhaft; ein Syſtem aber darf nie auf einen ſtreitigen Satz gegründet werden. Er tritt der Meinung bei, andere Völker ſeyen vor den Griechen civiliſirt geweſen, und dieſe ſeyen es erſt nach der Epoche Alexanders geworden. Man beweiſt gerade das Gegentheil.

C. Er unterſcheidet die Schriftſteller nach den verſchiedenen Zeitperioden. Denen, welche Zeitgenoſſen der Pythagoräer ſind, mißt er allen Glauben bei. Den anderen mißt er nur in dem Falle Glauben bei, wenn ſie ſich entweder auf das Anſehen eines der vorigen berufen, oder eine Stelle aus ihren Werken anführen. Dieß Criterium der Wahrheit aber, das er feſtſetzt, zeigt ſich größtentheils falſch, theils weil es in jener Epoche ſehr viele apokryphiſche Werke gab; theils weil dieſe Schriftſteller vom zweiten Range ſelten zu den Quellen zurückgiengen, theils endlich, weil ſie ſelten die nöthige Kenntniſſe zum richtigen Verſtehen derſelben beſaßen. Man zeigt durch Beiſpiele, daß ſie aus allen dieſen Gründen fehlten

D. Grundfehler ſeiner Eintheilung der Schriftſteller nach Claſſen. Die Tradition der pythagoräiſchen Lehre iſt nach der Epoche des Ariſtoteles unterbrochen. In Ciceros Epoche war ſie beinahe gänzlich erloſchen. Man zeigt, daß die drei größten Männer des Alterthums, Cicero, Plinius und der heilige Hieronymus entweder kein einziges, oder nur ſehr wenige pythagoräiſche Werke geleſen hatten.

III. Urſachen des Verfalls der pythagoräiſchen Philoſophie. Unter die Haupturſachen gehört das Uebergewicht, das der Stoicismus und Epicuräismus erhielten. Abnahme des

Studiums der Mathematik, welche die Grundlage der ganzen pythagoräiſchen Lehre ausmacht. Gründe, aus denen beinahe alle pythagoräiſchen Werke verloren gegangen ſind.

IV. Hauptcharakter der vornehmſten Schriftſteller, welche wir über das pythagoräiſche Syſtem beſitzen. Man beweiſt aus Gründen, daß ſie weder Kenntniſſe noch Unpartheilichkeit noch Genauigkeit beſitzen. Die Glaubwürdigkeit, die ſie verdienen, iſt ſehr gering.

V. Hauptgründe ihrer Irrthümer. Zweideutigkeiten, welche aus der Verwirrung der poetiſchen Sprache mit der philoſophiſchen entſtanden ſind. Verſchiedene Beiſpiele ſolcher Zweideutigkeiten, aus deren Veranlaſſung ein poetiſcher Ausdruck unter philoſophiſche Lehrſätze aufgenommen wurde. Von dieſer Art ſind zum Beiſpiel die Lehrſätze, der Sitz der Seele ſey in den Augbraunen, ein Satz, den man dem Theophraſt zuſchreibt; jeder Punkt der Erde habe ſeine eigene Sonne und Mond; die Geſtirne ſeyen Fackeln, die verlöſchen und wieder angezündet werden u. ſ. w. Aus dieſen Bemerkungen ergibt ſich als erſter Grundſatz der Critik, zur Kenntniß einer Philoſophie iſt es vor allem nöthig, ſich ein Wörterbuch der Kunſtausdrücke derſelbigen zu machen.

VI. Zweiter Grund der Irrthümer: Verſchiedenheit der Secten. Es iſt der unveränderliche Charakter jeder entſtehenden Secte, ſich ſoviel möglich einer andern alten Secte ähnlich zu zeigen, ſo wie es Charakter einer alten Secte iſt, ſich ſoviel möglich von der entſtehenden verſchieden zu zeigen. Dieß verfälſchte die Geſchichte des Pythagoräismus am meiſten wegen der genauen Beziehung, welche zwiſchen der pythagoräiſchen und chriſtlich-platoniſchen Lehre des vierten und fünften Jahrhunderts ſtattfand. Die Würkungen des gegenſeitigen Einfluſſes dieſer beiden Secten, ſo wie der ſtoiſchen und epicuräiſchen werden dargeſtellt. Regeln, um die Aechtheit der verfälſchten pythagoräiſchen Grundſätze wieder herzuſtellen.

VII. Unwiſſenheit der meiſten Schriftſteller, welche über pythagoräiſche Lehren geſchrieben haben. Sie waren in dem größten Theile der Erkenntniſſe, welche die Pythagoräer beſaßen, unwiſſend. Beſonders fehlte es ihnen an mathematiſchen Kenntniſſen, welche die Stoiker und Epicuräer beinahe ganz aus der Philoſophie verbannten. Gemählde dieſes Verfalls des Wiſſens, und der zunehmenden Unwiſſenheit, welche in der Prüfung der Werke der vorzüglichſten Schriftſteller fühlbar ſind, welche wir noch beſitzen: eines Vitruv's, Seneca's, Plinius, Plutarchs, Lactantius, Auguſtinus und anderer.

VIII. Ein Unwiſſender, der die Ideen eines weiſen Mannes wiederholt, verfälſcht ſie, und die Verfälſchung nimmt im Verhältniß der Erhabenheit der Ideen zu. Wenn alſo die Unwiſſenheit der meiſten Schriftſteller, von denen wir Berichte über die pythagoräiſche Lehre haben, erwieſen iſt, ſo folgt daraus, daß viele ihrer Irrthümer auf ihre eigene, nicht aber auf die Rechnung derer zu ſchreiben ſind, deren Lehren ſie wiederholen. Die Wiſſenſchaften laſſen ſich in Final-Wiſſenſchaften (reine) und Inſtrumental-Wiſſenſchaften (angewandte) eintheilen. Die zweiten ſind die Folgen der erſten, und ſtehen zugleich zu dem praktiſchen Gebrauche in näherer Beziehung: ſie werden aber nicht ſo leicht vergeſſen, und die Unwiſſenheit fängt immer bei den Inſtrumental-Wiſſenſchaften an. Verſchiedene Beiſpiele der Alten welche viele Wahrheiten aus dem Gebiete der Phyſik kannten, aber die Beweiſe und Gründe, welche der Mathematik angehören, nicht verſtanden. — Aus dieſen Beiſpielen folgt, daß ihre Vorfahren viel mehr Kenntniſſe beſeſſen haben mußten: ſonſt hätten ſie die Folgerungen nicht entdecken können, welche den Nachkommen blos aus der Tradition bekannt waren. — Eine zweite Folgerung iſt die, daß, wenn einmal der Grund und Zuſammenhang der Wahrheiten vergeſſen, und die Sprache einer reinen Wiſſenſchaft verlohren gegangen iſt, wie z. B. die der Mathematik, ſo werden alle in dieſer Sprache dargeſtellte Wahrheiten unverſtändlich, und nach dem Verfluß mehrerer Jahrhunderte ſuchen die einen etwas Myſtiſches, die andern einen Irrthum darin. Sollten auf dieſe Art einſt die mathematiſchen Studien untergehen, ſo könnte ein newtoniſcher Satz, den ein unwiſſender Copiſt abſchriebe, gleich dem $a + b + c$ werden, das ein Akademiker von Bordeaux als Grund von dem Tode des eldoradiſchen Widders angab. Dieſes Schickſal hatten die Schriften der Alten öfters, als man glaubt. Beiſpiel der berüchtigſten Stelle, in welcher Timäus ſagt, die Weltſeele ſey = 114,695 Schuh; — welche beinahe zweitauſend Commentatoren hatte, und weder myſtiſch noch irrig iſt. Neue Erklärung derſelben.

IX. Bei den Alten fand noch ein anderer Grund Statt, aus dem beſonders Unbekanntſchaft mit den reinen Wiſſenſchaften gewöhnlicher war, mithin auch die Verfälſchung einer Theorie einer Schule um ſo ſtärker, da ſie von Männern, die nicht von der Secte ſelbſt waren, dargeſtellt wurde: und dieſer Grund war ihre Eintheilung der Wiſſenſchaften in bekannte und geheime. Worin beſtand dieſe Eintheilung? die geheime Wiſſenſchaften waren größtentheils die reinen. — Einige Zweige der Erkenntniſſe hatten mit der Volksreligion eine von der gegenwärtigen verſchiedene Verbindung. So bildeten zum Beiſpiel Aſtronomie und Kenntniß der Urgeſchichte des Vaterlandes bei allen Völkern die Grundſäulen ihrer Religion. Folgen, die hieraus entſpringen mußten.

X. Aus dieſen Bemerkungen ergiebt ſich, wie wenig Glaubwürdigkeit die meiſten Schriftſteller verdienen, welche uns Berichte von dem Syſtem der Pythagoräer überliefert haben. Dieſer Mangel an Glaubwürdigkeit iſt nothwendig durch Vernunftgründe zu erſetzen. Ich ſtelle zu dieſem Behufe folgende Regeln auf:

1. Die Männer, deren Syſtem wir kennen lernen wollen, haben allgemein und ununterbrochen den Ruhm der weiſeſten Männer beſeſſen. Ihre Werke ſind nicht mehr vorhanden; was liegt daran? Wir beſitzen von Andern Werke, deren Glaubwürdigkeit von ihrer Weisheit beſtätiget iſt; wie die Werke Plato's, Ariſtoteles, Ciceros und anderer.

2. Bei weiſen Männern muß man wenigſtens einen ge-

wöhnlichen, ordentlichen Sinn zum voraus annehmen. Wir müſſen daher nothwendig aus dem Verzeichniß ihrer Meinungen alle dem gewöhnlichen Sinne widerſtreitende austilgen. — Eine mittelmäßige Kenntniß der Schriften des Diogenes Laertius, der Schrift: die Lehrſätze der Philoſophen, welche man Plutarch beilegt, und der Brukeriſchen Geſchichte iſt zur Ueberzeugung hinreichend, daß die Zahl ſolcher Meinungen gröſer iſt, als man gewöhnlich glaubt.

3. Wo man auf eine dunkle Stelle trift, iſt es beſſer, ſeine Unwiſſenheit geſtehen, als Männern anerkannter Weisheit augenſcheinlich thörichte Meinungen beizulegen. Bisweilen iſt die Dunkelheit unauflösbar; oft aber liegt ſie an uns ſelbſt. Daher rührt großentheils die Dunkelheit, welche man in vielen Punkten der pythagoräiſchen Lehre findet, und die wir blos darum für dunkel halten, weil wir ſie für myſtiſch halten. Dunkelheiten dieſer Art laſſen ſich gröſtentheils heben. Was uns gegenwärtig myſtiſch ſcheint, war es in ſeinem Urſprung nicht: gegenwärtig durchſchauen wir den Grund von vielen Dingen deßwegen nicht mehr, weil er in den Sitten anderer Zeiten liegt, und der einzige Weg, das zu enthüllen, was uns gegenwärtig myſtiſch dünkt, iſt der, es mit den Sitten zu vergleichen, die zur Zeit ſeiner erſten Entſtehung herrſchten. Befolgt man dieſe Methode nicht bei der Unterſuchung über die Gebräuche einer Religion, über die Formeln einer Geſetzgebung u. ſ. w.? Bei der Auslegung der pythagoräiſchen Lehren dagegen ward ſie hintangeſetzt, weil dieſe Auslegung meiſtens von viel ſpäteren griechiſchen Schriftſtellern gemacht wurde, welche vor allem einen griechiſchen Urſprung finden wollten. Die Pythagoräer waren Italiener; ſuchen wir den Grund ihrer Lehren in Italien, und wir werden ihn finden. Es wird mit Gründen erwieſen, daß alle pythagoräiſche Denkſprüche ſich entweder auf uralte Geſetze, Gebräuche oder Denkſprüche der Italiener beziehen.

4. Bei einem Manne, deſſen Weisheit anerkannt iſt, dürfen nicht zwei einander entſchieden widerſtreitende Mei-

nungen angenommen werden. Solcher Widerſprüche trifft man viele in der Geſchichte der italieniſchen Philoſophie; ſie ſind aber als Geburten der Unwiſſenheit und Nachläſſigkeit der ſpäteren Schriftſteller zu betrachten. Wenn aber zwei widerſtreitende Meinungen einer und derſelben Perſon und Secte beigelegt werden, welche von beiden haben wir als wahr anzunehmen? Zur Auflöſung dieſer Frage werden, wie ich dafür halte, folgende Maximen ſehr tauglich ſeyn.

5. Die Ideen, welche eine Wiſſenſchaft ausmachen, haben eine nothwendige Verbindung unter ſich, und aus dieſer entſpringt eine ebenſo nothwendige Ordnung. Dieſe Verbindung und Ordnung iſt in der Mathematik und in andern auf dieſe gegründeten Wiſſenſchaften klar. Wer den 50. Satz von Euclid verſteht, muß auch den 4ten kennen; wer den 4ten nicht verſteht, kann auch den 50ſten nicht verſtehen. Alle Behauptungen, die dieſer Ordnung widerſtreiten, muß man für falſch halten.

Ein Beiſpiel aus Vitruv, welcher Pythagoras die Entdeckung der Eigenſchaft des Quadrats der Hypotenuſe, und Plato die Entdeckung der geometriſchen Conſtruktion eines doppelten Quadrats von einem gegebenen Quadrat zuſchreibt. Das von Pythagoras bewieſene Theorem, und das von Plato aufgelöſete Problem machen einen Satz aus, und es iſt unmöglich, daß zwiſchen dem Beweiſe des einen und der Auflöſung des andern wenigſtens zweihundert Jahre verfloſſen ſeyn ſollen. Vitruv irrt ſich alſo. Woher entſprang dieſer Irrthum? Aus den Werken Plato's ſelbſt, der einmal die Auflöſung dieſes Problems als ein Beiſpiel aus der Logik anführt. Plato behauptet jedoch nicht, er ſey Erfinder davon. Eine Folgerung, welche ſich hieraus in Betreff der Art ergiebt, mit der die ſpäteren Griechen die Geſchichte der Philoſophie geſchrieben haben.

Ein anderes Beiſpiel aus Diogenes von Laerte. Analyſe ſeiner Geſchichte von Thales. Beweis, daß ſie in allen Theilen widerſprechend und unmöglich iſt. Einige Folgerungen aus dieſem Beiſpiele. In Griechenland gab es bis auf das ſokratiſche Zeitalter keine wahre Philoſophie, denn es gab noch keine philoſophiſche Sprache. Die Philoſophie war nach dem Ausdruck von Vico bloße *poetiſche Weisheit*, welche die Philoſophie der noch barbariſchen Völker iſt. Einfluß Plato's und Ariſtoteles auf die Sprache der griechiſchen Philoſophie.

6. Wenn folglich die Verbindung und Ordnung unter den Ideen einer Wiſſenſchaft als nothwendig beſtimmt zugegeben wird, ſo folgt, daß, wenn es von einem Manne oder einer Secte erwieſen iſt, um das obige Beiſpiel zu wiederholen, ſie haben den 50ſten Satz von Euclid verſtanden, ſie gewiß auch den 4ten verſtehen mußten.

Einige Beiſpiele. — Falſche Meinungen derer, welche dem Aenopides von Chios die Auflöſung einiger Probleme zuſchreiben. — Bemerkungen über Zenodor, welcher den damals, wie man ſagt, allgemein herrſchenden Irrthum widerlegte: verſchiedene Figuren von gleichem körperlichem Umfang haben auch gleiche Oberfläche. — Folgerung: was hat man zu denken, wenn die griechiſchen Schriftſteller dem Einen oder Andern die Entdeckung einer Wahrheit zuſchreiben? — Einige Bemerkungen über die dem Pythagoras zugeſchriebene Entdeckungen.

7. Wenn je ein ſpäterer Schriftſteller einem anderen älteren die Entdeckung des 50ſten Satzes von Euclid zuſchreibt, und nachher entweder ſelbſt oder ein anderer dieſem die Kenntniß des 4ten Satzes abſpricht, ſo nehme ich in dieſem Falle die erſte, nicht aber die zweite Behauptung für wahr an. Ein ſolcher Widerſpruch kann, wie man leicht ſieht, von keinem Schriftſteller, der Genie und Gelehrſamkeit beſitzt, herrühren: wenigſtens in unſerem Falle verhält es ſich ſo, weil dieſe Widerſprüche weder von Plato, noch Ariſtoteles, noch Cicero herrühren; ſondern entweder aus der Vergleichung der Ausſprüche eines Ariſtoteles und Cicero mit denen von Lactantius, Gellius, Macrobius und einiger anderer, oder von den Ausſprüchen dieſer letzten allein. Iſt nun einmal die Unwiſſenheit dieſer Männer entſchieden, ſo habe ich, da ich bei ihnen den 50ſten Satz von Euclides genannt finde, das Recht

zu ſchlieſſen, dieſe Wahrheit ſey ſchon bekannt und entdeckt. Von wem? Nicht von dem Erzähler, weil ſich dieſer als unwiſſend darſtellt, nicht von einem andern Schriftſteller von Genie, deſſen Werke noch vorhanden ſind, denn man würde in ſeinen Werken ſelbſt Spuren der Entdeckung finden; folglich von dem, welchem ſie der Erzähler beilegt, und deſſen Werke nicht mehr exiſtiren. Es mag parador ſcheinen, und doch iſt der Satz vollkommen wahr: wenn ein Geſchichtſchreiber der Philoſophie, der die Lehre eines Andern darſtellt, unwiſſend iſt; ſo muß ich den Wahrheiten mehr Glauben beimeſſen, als den Irrthümern; und mein Fürwahrhalten wird im Verhältniß der Erhabenheit der Wahrheiten, welche er dem Andern beilegt, ſteigen. Ein Schriftſteller von groſſem Genie kann bisweilen andern ſeine Ideen beilegen; ein unwiſſender Schriftſteller dagegen kann ihm nichts als Irrthümer von dem Seinigen geben.

XI. Die bisher aufgeſtellten Gründe ſcheinen uns zum Pyrrhonismus zu treiben, und mehr zum Zerſtören als Aufbauen zu leiten. Zur Wiederherſtellung aber werden wir folgende Methode befolgen.

1. Als gewiß werden wir alle Traditionen annehmen, die wir von Plato oder Ariſtoteles haben, da dieß beinahe gleichzeitige und glaubwürdige Schriftſteller ſind. Ich nenne nur dieſe beide, denn von ihnen haben wir den größten Theil der Nachrichten.

2. Wir haben Fragmente pythagoräiſcher Schriftſteller. Dieſe hat man als eine der vorzüglichſten Quellen der Geſchichte zu betrachten. Urtheil über die beiden Werke, welche man dem Ocellus und Timäus beilegt. Es wird gezeigt, daß ſie beide Auszüge ſind, aber aus ſpäteren Zeiten und von einer nicht ſehr geſchickten Hand; die Beweiſe derer aber ſind ungültig, die behaupten, ſie ſeyen untergeſchoben und enthalten die pythagoräiſche Lehre nicht. Bemerkungen über die logiſchen Fragmente von Archytas. Prüfung der Meinung, welche Buhle über dieſen Gegenſtand hat.

3. Von dem, was von Andern erzählt wird, werden wir

denjenigen Theil annehmen, der den Ausſprüchen der Vorgänger nicht widerſpricht, ſo wie denjenigen, der das Daſeyn einer erhabeneren Lehre, das heißt, einer weiter vorgeſchrittenen Erkenntniß der Wahrheit in der Ordnung der Ideen bezeugt, welche eine Wiſſenſchaft bilden.

4. Die auf dieſem Wege geſammelten Meinungen dürfen nicht iſolirt gelaſſen, ſondern müſſen ſo geordnet werden, daß ſie ein Ganzes ausmachen. Auf dieſe Art laſſen ſich vermittelſt jener Verknüpfung, welche nothwendig zwiſchen den Ideen ſtattfindet, viele unbekannte Theile ergänzen, viele andere dunkle aufhellen, und alle erhalten die größte Wahrſcheinlichkeit, welche gerade in der Verbindung aller Theile unter einander beſteht.

Hiebei habe ich mir das Geſetz gemacht, das Ganze nicht aus meinen eigenen Worten, ſondern nach Art eines Auszugs zu entwerfen, der rein aus Stellen alter Schriftſteller beſteht, indem ich die Methode eines Emmius und Meurſius befolge. Von meinem Eigenthum ſoll nichts eingemengt werden, außer eine unbeträchtliche Verbindung, die offenbar unentbehrlich iſt. Den Verſuch eines Reſultats meiner Unterſuchungen kann man in dem Werke: Plato in Italien, finden. Wer dieſe mit Aufmerkſamkeit lieſt, wird ſehen, daß die alten italieniſchen Philoſophen weit mehr wußten, als man gewöhnlich glaubt.

5. Ich ſtelle die italieniſche Philoſophie nach ihrer Beſchaffenheit in dem Zeitalter eines Architas und Philolaus dar. Ich hielt es für nothwendig, eine Epoche feſtzuſetzen, und unter den verſchiedenen Epochen hielt ich es für vernünftig, diejenige auszuwählen, die zu gleicher Zeit die letzte, bekannteſte und berühmteſte war.

6. Ich nehme die italieniſche Philoſophie in ihrer ganzen Ausdehnung. Einer der Gründe, durch welche die Geſchichte der Philoſophie verdorben wurde, iſt auch der, daß man ſie in ſo viele Secten und gleichſam Köpfe zertheilt und zerſchnitten hat. Dieſe Methode, die wir von den Griechen aus dem zweiten Zeitalter haben, wurde von den Neueren unbe-

hutſam befolgt. Viele Ideen müſſen nothwendig vielen Secten und Menſchen gemeinſchaftlich ſeyn, denn es iſt unmöglich, daß die Secte und der Menſch nicht einem gewiſſen Zeitalter angehöre. Man findet auch würklich, wenn man eine philoſophiſche Geſchichte nach dem Plane eines Laertius und Brukers lieſt, beinahe bei allen Secten ſehr viele Dogmen wiederholt. Bruker ſelbſt war davon überzeugt, und erſcheint bei der Beſtimmung des Begriffs der eklektiſchen Secte ſehr verlegen. Bruker ſah den Irrthum ein, aber er hatte den Muth nicht, ihn zu verbeſſern. Mithin muß man mit einer genauen Beſchreibung der Philoſophie des Jahrhunderts und der Nation anfangen; wenn irgend ein Kopf oder eine Secte in einem Punkte abweicht, wird es bemerkt; und auf dieſe Art wird man deutlichere und beſtimmtere Ideen ſowohl von der Philoſophie des Jahrhunderts, als des einzelnen Philoſophen erhalten.

XII. Anwendung der aufgeſtellten Grundregeln auf einige Theile der italieniſchen Philoſophie. Eintheilung der Philoſophie bei den Alten, in Dialectik, Phyſik und Moral. Einfluß der Dialectik auf die übrigen Theile. Sie war es, die den wahren Charakter einer Philoſophie bildete, und den wahren inneren Unterſchied zwiſchen mehreren Secten beſtimmte.

XIII. Wie war die Dialectik der Italiener beſchaffen? Sie war gerade ein Theil der Wiſſenſchaft, welche wir Metaphyſik nennen? — Dialectiſche Fragmente von Parmenides und Architas. — Zergliederung des Parmenides bei Plato. — Verhältniß der Dialectik und Sprache. Analyſe des Werks von Vico, mit dem Titel: De antiqua italorum ſapientia ex linguæ latinæ originibus emendata. Folge daraus: die italieniſche Dialectik konnte nicht aus Griechenland kommen.

XIV. Einige Bemerkungen über die Geſchichte der Mathematik in der italieniſchen Secte. Entdeckungen, welche den Griechen fälſchlich beigelegt werden. Irrige Meinung, kraft welcher die Entdeckung der Kegelſchnitte und der Analyſis

Plato beigelegt wird. Muthmaßungen über eine beſondere Rechenkunſt, welche die Italiener hatten, und über die ausgedehnte Anwendungen, welche ſie davon auf andere Wiſſenſchaften machten. Bemerkungen über einige Stellen von Plato und Ariſtoteles über die Mathematik der Italiener. Muthmaßungen über ein Werk, welches Archytas über die Mechanik geſchrieben hat.

XV. Aſtronomie.

XVI. Muſik.

XVII. Moral und Politik. Welches war in der italieniſchen Schule der Zuſtand derſelben in dem Zeitalter vor Sokrates?

Zweiter Theil.

I. Von der Verfaſſung der Samniter. Geſetze der Städte in Großgriechenland. — Vergleichung eben dieſer mit den Geſetzen des übrigen Griechenlands. — Einfluß der pythagoräiſchen Secte auf die Geſetzgebung.

II. Einige Bemerkungen über die Geſetze der Römer. — Einige Irrthümer in Betreff einiger Theile der römiſchen Geſetzgebung; wahrer Begriff, welchen man über das den Römern beigelegte Recht, ihre Kinder zu tödten u. dgl. haben muß. — Vergleichung zwiſchen der römiſchen, griechiſchen und der Geſetzgebung anderer Staaten Italiens.

III. Ueber die älteſte Religion der Italiener. — Einige Momente des Unterſchieds zwiſchen dieſer und der griechiſchen. — Vergleichung der religiöſen Meinungen mit den Ideen der Philoſophie. Aus dieſer Vergleichung ergiebt ſich, daß die älteſte Religion der Italiener ſich der Philoſophie mehr näherte, als die Religion der Griechen; Nothwendigkeit ſie für älter zu halten, nebſt Muthmaßungen über eine Religions-Aenderung, welche nothwendig um die Epoche der Gründung Roms in Italien vorfallen mußte, und zwar wahrſcheinlich in eben der Epoche, in der auch die Sprache verändert wurde. Genaue Beziehung zwiſchen der älteſten Religion der Italiener und dem Pythagoräiſmus.

VI. Einige Bemerkungen über die atellaniſchen Schauſpiele. Falſche und unbeſtimmte Begriffe, welche man bisher darüber hatte. Das atellaniſche Schauſpiel iſt die erſte dramatiſche Darſtellung eines jeden Volkes. Beziehung zwiſchen der Natur der dramatiſchen Kunſt und den Sitten und Ständen des Staats. Jede Nation hatte eine alte, mittlere und neue Comödie. Die mittlere und neue Comödie der Italiener iſt älter, als die griechiſche. Gründe, aus denen der Fortſchritt in Italien ſchneller als in Griechenland, in Griechenland aber allgemeiner, als in Italien war.

V. Bemerkungen über die Fabeln, welche der homeriſchen Poeſie zur Grundlage dienen. Sie bildeten ein viel umfaſſenderes Ganze, als das iſt, das ſich in den Gedichten Homers erhalten hat. Vergleichung derſelben mit den Fabeln, die den Stoff unſerer Romanzen und der Gedichte aus der Zeit der irrenden Ritter ausmachen. Alle Nationen hatten und mußten bei ihrem Uebergang aus dem Zuſtande der Unkultur in den der Kultur dieſen Stoff haben, welchen man die heroiſche Mythologie nennen könnte. Sie muß vielen Völkern gemein ſeyn, und ſowohl die alte als neue iſt es auch wirklich, und in dem Laufe der Zeit trägt ſie vieles zur Verfälſchung der Geſchichte des Urſprungs der Völker bei. Die beiden Gedichte, welche wir gegenwärtig unter dem Namen Homers haben, haben uns nur einen Theil der alten erhalten. Alle übrige ſind jedoch auf gleiche Weiſe beſungen worden, und wir haben noch die Titel vieler anderen Gedichte, die man auf gleiche Weiſe dem Homer beilegte. Die homeriſchen Gedichte waren bei den Alten weit zahlreicher, als man gewöhnlich glaubt. Wäre es nicht möglich, daß man alle diejenigen Gedichte homeriſche genannt hätte, welche einen Theil der alten heroiſchen Mythologie beſangen? Sind die Zweifel gehört, welche man gegen die Exiſtenz eines einzigen Homers, als Urhebers der Gedichte, die man ihm beilegt, der gerade zu der Epoche gelebt hat, die man gewöhnlich annimmt, vorbringt? Warum legten ſo viele Schriftſteller ſpäterer Zeiten ihren Gedichten den Namen bei? Iſt es glaublich, daß alle die Abſicht hatten, zu betrügen, das weder immer ächt, noch immer neu war: oder iſt es vielmehr wahrſcheinlich, daß ſie, indem ſie ihren Gedichten den Titel: Gedichte Homers gaben, ſie nichts anders verſtanden wiſſen wollten, als homeriſche Gedichte, das heißt, Gedichte über homeriſche Gegenſtände? Die Italiener und beſonders die Pythagoräer haben ſehr viele homeriſche und orphiſche Gedichte verfertiget. Wahrſcheinlich ſind ſie die erſten geweſen, welche die Kenntniß eines Orpheus, der ein ſymboliſcher Held war, in Griechenland bekannt, oder wenigſtens allgemein machten. . . . . Die homeriſchen Fabeln wurden in Italien weit früher, als in Griechenland beſungen.

Warum haben wir von ſo vielen homeriſchen Gedichten nur noch zwei?

Dritter Theil.

Mein Zweck in dieſem dritten Theile iſt nicht der, eine vollſtändige Chronologie der Geſchichte Italiens in denen Zeiten zu liefern, welche dem fünften Jahrhundert Roms vorangiengen. Dieß wäre bei der Dürftigkeit der Ueberlieferungen, die wir haben, unmöglich. Ich werde verſuchen, die Epochen einiger berühmten Pythagoräer, über deren Zeitalter man noch im Streite iſt, feſt zu beſtimmen. Von Pythagoras werde ich zeigen, daß vielleicht keine der angenommenen Zeitrechnungen über alle Zweifel erhaben iſt. Wahrſcheinliche Gründe, welche man zu der Annahme hat, der Name des Philoſophen und Stifters der italieniſchen Secte ſey nicht der Name eines einzelnen Mannes, ſondern der Name zur Bezeichnung der Würde des Sectenhauptes; daraus aber folgt, daß in jedem Zeitalter ein Pythagoras exiſtiren konnte, und daß die Nachkommen in einer Perſon die Thaten, Reden und Kenntniſſe vieler vereinigen konnten. Dieß iſt die einzige Hypotheſe, mit der ſich die verſchiedenen Traditionen, welche wir gegenwärtig von Pythagoras haben, vereinigen laſſen.

Die pythagoräiſche Secte muß viel älter ſeyn, als man glaubt. Die Philoſophie dieſer Secte kam nicht aus Griechenland, ſondern iſt viel früher, als die griechiſche Philoſophie.

Auf gleiche Weiſe vergleiche ich die Künſte und Wiſſenſchaften Griechenlands und Italiens. Da ich die Zeitrechnung der Menſchen und Begebenheiten nicht zu geben vermag, ſo werde ich die der Ideen und Künſte geben. Mein Plan iſt, dieſe Vergleichung mit der Beſchreibung und den Zeichnungen einiger der vorzüglichſten Produkte der ſchönen Künſte in Italien aus den Zeiten vor dem fünften Jahrhundert zu begleiten, und ich ſchmeichle mir hiezu theils bisher noch nicht erſchienene, theils wenig bekannte Denkmähler zu beſitzen.

Alle dieſe Unterſuchungen beweiſen, daß es in Italien eine viel frühere Civiliſirung gab, als die von Rom, und dieß iſt die hetruskiſche; eine Civiliſirung, auf welche noch vor der Entſtehung Roms gerade ſo ein Zuſtand der Barbarei folgte, wie vor der Entſtehung des gegenwärtigen civiliſirten Zuſtandes auf die Periode der lateiniſchen Cultur ein ſolcher Zuſtand folgte.

Ich ſchließe mit einigen Bemerkungen über die Epoche, die Herrſchaft und Civiliſirung der Hetrusker; ſo wie über den politiſchen Zuſtand Italiens im vierten und fünften Jahrhundert Roms.

Vierter Theil.

Die Unterſuchung über die erſten Bewohner Italiens iſt ſchon von ſehr vielen vorgenommen worden. Vielleicht läßt ſich keine neue Hypotheſe mehr erſinnen. Dennoch aber iſt noch eine ſehr wichtige Unterſuchung anzuſtellen, nämlich die, um unter ſo vielen Hypotheſen die wahre auszuwählen, ein ſicheres Kriterium feſtzuſetzen. So lange man dieſes nicht kennt, wird die Zahl der Meinungen nur die Zahl der Zweifel vervielfältigen.

Dieſes Kriterium aber läßt ſich nur allein von der Beobachtung der Erde herleiten. Dasjenige Land iſt als das erſte bewohnte anzunehmen, das zuerſt bewohnbar war. Unter den Meinungen wird die der Wahrheit am nächſten kommen, die mit der Natur der Erde am meiſten übereinſtimmt.

Ich vergleiche den Boden Italiens mit dem Griechenlands. Ich finde die italieniſchen Nachrichten aus dem Zeitalter vor Tages mit den Folgerungen übereinſtimmend, die ſich aus den geologiſchen Beobachtungen ergeben. Die griechiſche Nachrichten der Schriftſteller vor Alexander ſind nicht widerſprechend. Die Schriftſteller nach dem Zeitalter Alexanders aber unter den Griechen änderten die Sprache, legten Griechenland ein Alter bei, das es nicht hatte, und bevölkerten die ganze Welt mit Griechen. Die römiſchen Geſchichtſchreiber nach der Zeitperiode Augusts vergaßen beinahe alle eigene Nachrichten; die Unwiſſenheit dieſer Schriftſteller über die italieniſchen Alterthümer iſt größer als man glaubt; ſie nahmen alle griechiſche Meinungen an. Iſt einmal dieſer Widerſpruch erwieſen, ſo ſcheint es mir, die ganze Frage ſeye entſchieden: der Ausſpruch des älteſten Schriftſtellers, beſonders wenn er beſſer unterrichtet iſt, als der neuere, muß vorgezogen werden; die Wahrſcheinlichkeit wird beinahe zur Gewißheit, wenn ſein Ausſpruch mit der phyſiſchen Geſchichte der Erde übereinſtimmt.

Die
Brautfahrt in Spanien.

Ein komiſcher Roman

in zwei Theilen.

Nach Lantier frei bearbeitet

von

P. J. Rehfues.

Erſter Theil.

Berlin,
bei Julius Eduard Hitzig.
1811.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Herrn

Widemann,

Beamten

bei dem Kaiſerlich Franzöſiſchen Staats-Sekretariat in Paris.

An Sie, vortrefflicher Freund, richte ich dieſes Werkchen; nicht, weil ich ihm einen Werth beimeße, der meiner Freundſchaft gegen Sie entſprechen könnte, ſondern, weil Sie den Umſtänden, die dieſe Arbeit veranlaßt haben, mitleidend und tröſtend nahe waren.

Sie wißen, wie ſehr meine Geſundheit durch die Strapazen zerrüttet wurde, die ich auf meiner Reiſe nach Spanien, und beſonders auf meiner Rückkehr von Madrid nach Frankreich, in den Schrecknißen und dem Getümmel eines erbitterten Krieges, zu erdulden hatte.

Andre Umſtände vereinigten ſich damit, um mich den ganzen Winter von 1808 auf 1809, in Paris auf das Krankenlager zu bannen.

In dieſen traurigen Tagen war mir Ihre Freundſchaft ſo nahe, als es die völlige Verſtimmung meines Geiſtes nur immer erlauben konnte. Mit Freundſchaft trugen Sie die Ausbrüche wilder und finſtrer Launen, welche noch beinah' die einzige Kraft-Aeußerung eines völlig kranken Körpers, und eines, in ſo vielen ſchönen Planen unterbrochenen Geiſtes, waren. Ihr Umgang, mein hochgeſinnter Freund, die herrlichen Ergieſsungen zweier, einander nicht unwürdiger, Gemüther, der ſtille Mitgenuſs Ihrer häuslichen Freuden, die zarte Theilnahme Ihrer guten Gattin, die unſchuldsvolle Anhänglichkeit Ihrer ſüſsen Tochter, Hildegard, waren die heiterſten Blumen, welche ich im Frühling 1809, in den Tagen der Geneſung und der wiederkehrenden Kraft, in Paris pflückte.

In dieſer Zeit, da mein Geiſt wieder für heitere Eindrücke empfänglich war, gerieth Lantiers Werk (Voyage en Espagne. Paris 1809. 2 Bde. gr. 8.)

in meine Hände. Das Buch ſchien mir einer deutſchen Bearbeitung würdig, und ſo unternahm ich ſie, um meine neuen Kräfte an einem leichtern Geſchäft zu verſuchen. Ich behielt nur den eigentlichen Roman des Werks bei, indem mir das Uebrige weder zu einer vollſtändigen, noch treuen, Kenntniß Spaniens brauchbar ſchien. Ich wollte ein blos unterhaltendes Buch ſchreiben, und wenn mir dieſes gelungen iſt, ſo habe ich die Forderung, die ich an mich ſelbſt machte, völlig erfüllt.

Wie Andre auch immer über ſie urtheilen mögen, ſo hat dieſe Arbeit durch die Geſchichte ihrer Entſtehung einen eigenen Werth für mich. Ihre Freundſchaft leiht ihr denſelben Werth auch in Ihren Augen. Ich ſehe mich dabei an, als ob ich mit meinem Freunde einen Gang nach dem Tempel des heilenden Gottes machte, um die Krücken einer eben verſchwundenen Krankheit an ſeinen Mauren aufzuhängen.

Ich brauche Sie nicht darum zu bitten, daß Sie die Brautfahrt in dieſem Sinne aufnehmen möchten. Auch das unbedeutendſte Geſchenk gewinnt in den

Augen der Freundſchaft, wie in denen der Liebe, einen unſchätzbaren Werth. Mit dieſem Gedanken kann ich mich über jedes Urtheil tröſten, das ohne die Schonung gefällt werden ſollte, welche ich von einem, bloß ſtrengen, Richter nicht einmal erwarte.

Karlsruhe, im März 1811.

P. J. Rehfues.

Inhalt.

Erſtes Kapitel.
Eröffnung des Romans, wobei der Leſer bereits den Ausgang deſſelben errathen zu haben wähnt, und ſich am Ende dennoch gewaltig betrügt. . . . . . . Seite 1

Zweites Kapitel.
Sehr lehrreich. . . . . . — 12

Drittes Kapitel.
Amor am Krankenbette und Nutzen des Podagra's — 20

Viertes Kapitel.
Ein Porträt, etwas altväteriſch, aber leider haben ſich die Originale dazu verloren. . . — 33

Fünftes Kapitel.
Schmerz und Hoffnung . . . . . — 41

Sechſtes Kapitel.
Eröffnung der Brautnacht mit Nachrichten über gewiße, aber nicht ganz neue, Anſichten der Literatur. . . . . — 46

Siebentes Kapitel.
Erſt ein Mönch; dann ein Barbier von eigner Art, und nicht von Sevilla gebürtig; zuletzt die Inquiſition, welche aber diesmal nicht zum Beſten wegkommt . . . — 53

Achtes Kapitel.
Ein ſehr erbauliches Kapitel, zum Nutzen und Frommen der Leſer, welche dergleichen zu ſchätzen wißen. . . . . . . — 64

Neuntes Kapitel.
Ein niederländiſches Gemälde . . . — 79

Zehntes Kapitel.
Wir ſind Oranier. . . . . . . — 86

Eilftes Kapitel.

Große Vorbereitung für die Entwickelung dieſes Romans. . . . . — 93

Zwölftes Kapitel.

Orosman und der zärtliche Vater. . . — 108

Dreizehntes Kapitel.

Die Verſöhnung. . . . . . . — 109

Vierzehntes Kapitel.

Eine Abendgeſellſchaft in ſpaniſchem Style. . — 114

Funfzehntes Kapitel.

Sehnſucht nach Ruhe. . . . . . — 123

Sechzehntes Kapitel.

Komödienzettel und ein Abentheuer. . . — 127

Siebenzehntes Kapitel.

Leibesſchmerzen, zuſamt der heiligen Lucina. — 132

Achtzehntes Kapitel.

Fortſetzung des Abentheuers. . . . . — 138

Neunzehntes Kapitel.

Entwickelung des Abentheuers . . . — 143

Zwanzigſtes Kapitel.

Erſte Bekanntſchaft mit meiner Braut. . — 149

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Zärtlicher Briefwechſel. . . . . . — 156

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Probe eines poetiſchen Don Quixote's. . . — 163

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Scherz und Gefahr der Liebe. . . . — 171

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Befreiung. . . . . — 179

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Ernſtliche Folgen meiner Galanterie. . . — 186

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Völlige Entwickelung des Abentheuers. . — 191

Erſtes Kapitel.

Eröffnung des Romans, wobei der Leſer bereits den Ausgang deſſelben errathen zu haben erwähnt, und ſich am Ende dennoch gewaltig betrügt.

Mein Regiment lag ſchon geraume Zeit in Garniſon zu Perpignan. Ich hatte daſelbſt ſehr viele Langeweile, damit aber auch den Vortheil, daß ſie mir Veranlaſſung zu einem Buche gab, von dem ich hoffe, daß es die meiner Leſer nicht vermehren wird.

In dem Alter, in welchem ich mich befand, treibt einen ſelten etwas andres in die Meſſe, (beſonders wenn man noch dazu ein Kalviniſt iſt, wie ich); und in dem Alter, worin ich jetzt ſtehe, nicht leicht etwas andres zum Bücherſchreiben, als die Langeweile.

„Siehſt du die junge Spanierin dort? ſagte einer meiner Kameraden zu mir; ſie iſt ein Engel, oder eine Göttin ſelbſt!“

Auf dieſe Worte wandte ich die Augen gegen ſie hin, und erblickte eine wahrhaft himmliſche Figur —

Sie ſah mich gleichfalls an, und ihre Augen verblendeten mich, wie der Lichtſtrahl den Blinden, den eine geſchickte Hand ſo eben zum erſtenmal den Blick der Sonne aufgeſchloſſen hat.

In heftiger Bewegung näherte ich mich ihr, und betrachtete ſie nun, da ihr Auge andächtig zum Himmel gerichtet war, mit allmählig zurückkehrender Freiheit. Ihr Schleier öffnete ſich gerade ſo weit, daß mir keiner ihrer hohen, edlen Züge entgehen konnte. Einigemale ſenkte ſich ihr Auge nieder, und traf das meinige. Endlich da der Prieſter die heiligen Worte ausſprach, ſtieß ſie ihre Stirne an die Erde, und ſchlug mehreremale heftig an eine üppige, aber jungfräuliche Bruſt, welche blendend weiß den ſchwarzen Flor durchſchimmerte.

Als die Meſſe geendigt hatte, ſtand ſie auf, und gieng mit einem alten Manne weg. Unter der Kirchthüre drehte ſie ſich noch einmal ehrerbietig gegen den Hochaltar um, und einer ihrer ſchönen Blicke fand den meinigen.

Ich folgte ihr nach, und ſah ſie mit ihrer Begleitung in den Gaſthof vor Nôtre-Dame hineingehen. Der Wirth begegnete mir unter der Thüre, und ich frug ihn, wer die Fremden wären?

„Spanier, gab er mir zur Antwort, die von Montpellier kommen, und in ihr Vaterland zurückkehren. Donna Seraphina heißt die Tochter, und der Vater Don Pacheco y Nunes y Garcia de Laſſo. Es iſt ein ſehr vornehmer Mann, und beide reiſen Morgen ab. Wenn Sie ſie kennen lernen wollen, ſo brauchen ſie nur zu Tiſche zu kommen; denn ſie eſſen an der Table d'Hôte.“

„Gut,“ ſagte ich, ich komme. Legen Sie nur ein Couvert für mich auf.“

Wirklich kam ich auch pünktlich. Wir waren nicht mehr, als 4 Perſonen, die beiden, ein Engländer, und ich. Die ſchöne Seraphine lächelte ſogleich, als ſie mich erblickte, indem ſie mich im Augenblick erkannt hatte. Ich ſetzte mich ihr gegenüber. Allein ſie verſtand unglücklicherweiſe nur wenig franzöſiſch. Ihr Vater ſprach es hinlänglich, um ſich verſtändlich auszudrücken, und der Engländer, welcher von Cadiz kam, hatte ſich einen abſcheulichen Jargon aus franzöſiſchen, ſpaniſchen und engliſchen Worten zuſammen geſetzt. Er beſchäftigte ſich ſehr wenig mit Seraphinen, noch weniger mit ihrem Vater, ſprach von ſeinem Vaterlande, beklagte ſich über den Wein, den wir tranken, über die Wege, und über die abſcheulichen Gaſthöfe von Spanien, wo er gar nichts Gutes und Vernünftiges gefunden hätte, als die Pferde, die Maulthiere, und den Wein.

Sie hatten wohl den Spleen auf ihren Reiſen?" ſagte ihm Don Pacheco.

„God dam, in dieſem Lande muß man ihn wohl bekommen! Reden Sie mir nicht von Spanien. Ich hab es von Cadiz bis hieher durchreiſet, und nichts, als Pfaffen, Reliquien und Bettler geſehen."

„Valga me Dios! rief Don Pacheco in größter Heftigkeit; und was ſieht man denn in London? Krämer, Juden, Korſaren, Freudenmädchen, Kaper und Betrunkene. Wiſſen Sie Herr God dam, daß ich ein Spanier bin?"

„Deſto beſſer für Sie. Ich habe Sie für einen Italiener gehalten. Sind Sie ein Kaufmann, oder ein Bakkalaureus von Salamanka, oder ein Advokat?"

„Nein, erwiederte Don Pacheco ſtolz: Ich bin Don Pacheco y Nuñez, y Garcia de Laſſo, Graf von Montijo, Ritter von Sankt Jago, und Kammerherr des Königs, meines Herrn, in deſſen Kabinet ich eintrete, wenn ich will."

Und ich, Señor Don Pacheco, Graf von Montijo, bin William-Smith, Fregatten-Kapitain und unterthäniger Diener König Georgs, der nicht mein Herr iſt, und deſſen Kabinet ich nie betrete, weil ich nichts darin zu ſchaffen habe.

„Nun, meine Herren, fiel ich ein; es giebt überall brave Männer.“

„Was die Bravour betrift; erwiederte Don Pacheco, ſo ſteht meine Nation darin keiner andern nach, und ich will es Ihnen ſogleich mit dem Degen in der Hand beweiſen, Herr William Smith, wenn Sie es verlangen.“

„Eſſen wir erſt, ſagte der Engländer kalt; dann ſchlagen wir uns, ſo lang Sie wollen.“

„Laſſen wir den Streit jetzt, unterbrach ich ſie, der die Señora zu beängſtigen anfängt. Eſſen wir in Fröhlichkeit, und erlauben Sie mir, weil der Wein ſchlecht iſt, Ihnen einige Bouteillen Madera anzubieten, die ich habe herbringen laſſen.“

„Recht gern, erwiederte der Engländer. Gut iſt's, ſich für die Ehre zu ſchlagen, und noch beſſer, zum Vergnügen zu trinken.“

Ich ſchickte ſogleich nach einigen Bouteillen und um das Geſpräch zu verändern, frug ich Don Pacheco, ob er ſeiner Geſundheit wegen in Montpellier geweſen ſei?

„Ja, Herr Offizier, antwortete er mir. Sie haben da den größten Arzt in Europa, Herrn Fize. O welch ein Mann! Ich war in Cordova krank, und ſchmachtete dahin, wie ein Fiſch außer dem Waſſer. Der Appetit hatte mich völlig verlaſſen, ich aß gar nicht mehr, man überhäufte mich mit Arzeneien, und ich wurde nur immer elender. Endlich rieth man mir zur Reiſe nach Montpellier. Ich kam da an, und wandte mich an den Doctor Fize, der mir ſogleich ſagte, daß meine Krankheit inappetence hieße. — Nun' ſagte ich ihm, am Namen liegt mir nichts, wenn Sie mich nur heilen: denn ich bin es müde, von der Luft zu leben. Beruhigen Sie ſich, gab er mir zur Antwort; wir wollen ihre Verdauungsſäfte wieder zu beleben ſuchen. Er verordnete mir Tiſanen und eine Menge ähnliches Zeug. Allein mein Appetit kam nicht. Nun verlangte er ein Mittagseſſen für acht Perſonen von mir. Ich gab dazu Befehl, und erwartete ihn mit ſeinen Gäſten. Allein der Doctor kam ganz allein. Wo ſind die Gäſte? rief ich ihm entgegen. — Sie haben mir alle nicht Wort gehalten, antwortete er mir; Nun, wir wollen ſchon fertig werden. Laſſen Sie nur auftragen, denn ich habe heute Appetit für acht Perſonen. — Den hatte er auch. Wir ſetzen uns zur Tafel, er, meine Tochter, und ich. Er packt jede Platte des erſten Gangs an, und alles verſchwindet im Augenblick auf ſeinem Teller. Traurig und neidiſch ſah ich ihm zu, und er beobachtete mich heimlich. Nun, frug er mich, verſucht Sie gar nichts? — Nichts, mein Magen iſt todt. — Deſto ſchlimmer. — Man ſetzt einen Haſenbraten von durchdringendem Geruch auf. Der

Doctor bemächtigt ſich deſſelben, zerſchneidet ihn, und im Augenblick ergreift es mich mit wilder Heftigkeit. Sie ſollen nicht alles allein haben, ſchrie ich, indem ich ihm die Schüſſel aus der Hand riß; und fieng an, den Braten halb verſchnitten zu verſchlingen. Der Doctor voll Freude lacht aus vollem Halſe. Muth, rief er, es iſt gewonnen! Ihre Krankheit iſt weg! — Und nun bekannte er mir, daß er das Eſſen blos von mir verlangt habe, um den letzten Verſuch zu machen, meinen Appetit durch den Anblick des ſeinigen, und durch den Geruch zu reizen. Sehen Sie, das iſt ein Genieſtreich! das heiße ich mir einen Doctor! Von der Zeit an hätten meine Verdauungsſäfte ihre Thätigkeit wieder erlangt, ſagte der Doctor; und ich eſſe immer mit ſo gutem Appetit, wie jetzt."

Während dieſer Erzählung ſuchten meine Augen unaufhörlich die der ſchönen Seraphina, welche ſie zuweilen furchtſam auf mich heftete. Inzwiſchen kam der Wein, und bei ſeinem Anblick entrunzelte ſich William Smiths Stirne, der bis jetzt keine Silbe mehr geſprochen hatte.

Ich ſchenkte ein. „Very good, rief der Engländer, als er das erſte Glas geleert; wie glücklich ſind die Götter, wenn ſie immer ſolchen Wein im Keller haben!“

Don Pacheco trank erſt ſehr muthig. Um ihn zu reizen, ſchlug ich ich ihm die Geſundheit des Königs Karl, dann ſeiner Gemahlin, dann die des Prinzen von Aſturien, und endlich der ganzen ſpaniſchen Nation und ſeiner Geliebten vor.

William Smith, dem der Wein ſchmeckte, und welcher bereits warm davon geworden war, ſtieß mit uns jedesmal getreulich an. Ich trank die Geſundheit König Georgs und der braven brittiſchen Nation, die mit Vergnügen angenommen wurde. William Smith brachte die Geſundheit des tapferen franzöſiſchen Volks auf. Und ich, ſetzte ich, indem ich die ſchöne Seraphine anſah, welche mich mit einem ſüßen Lächeln belohnte;

ich trinke die Geſundheit unſerer liebenswürdigen Geſellſchaft. Dieſe Geſundheiten und der gute Wein verbreiteten Fröhlichkeit, und brachten endlich Zutrauen und Freundſchaft in den kleinen Kreis. Ich hatte ein wahres Meiſterſtück gemacht: denn der anfängliche Streit wurde völlig vergeſſen. Nach Tiſch ſagte man dem Engländer, daß angeſpannt ſei. Er ſtand auf, umarmte Don Pacheco und mich mit Wärme, nannte uns ſeine Freunde und lieben Kameraden, und gieng weg.

Nun ſtand auch Don Pacheco auf, und ſagte mir, daß er jetzt ſeine Mittagsruhe halten wolle, und nachher mit ſeiner Tochter einen Spatziergang machen würde. Ich bot ihm meine Begleitung an, um ihm die Stadt zu zeigen, was er mit Vergnügen annahm, und gieng, das Herz voll von der ſchönen Seraphine, nach Hauſe. O daß dieſer Stern nur auf Augenblicke für mich leuchtet, ſeufzte ich die Treppe hinab; Ich ſoll nun einmal mein Glück nie erfaſſen!

Zweites Kapitel.

Sehr lehrreich.

Als ich Abends wieder kam, war Don Pacheco bereits erwacht. Seine erſte Frage war nach dem Engländer, dem er, wie er ſagte, mit ſeinem Degen Achtung einflößen wollte. Ich ſtellte ihm vor, daß er ſchon über alle Berge ſei, daß ſie mit einander angeſtoßen, ſich umarmt, und alſo Frieden gemacht hätten.

„Beim heiligen Jacob,“ gab er mir zur Antwort; „ich erinnere mich nicht, daß ich ihn umarmt habe. Uebrigens zweifle ich daran, daß er von Adel iſt, und ſo hätte ich meinem Stande nur etwas vergeben, wenn ich mich mit ihm geſchlagen.“

Don Pacheco war ein leidenſchaftlicher Schachſpieler, und ſchlug mir eine Parthie vor, die ich annahm. Indeß bemerkte ich bald, daß ich ihm überlegen war, was ich aber um deſto mehr zu verbergen ſuchte, je mehr er ſich auf ſeine Gewandheit einbildete. Ich ließ ihm immer den Angriff, hielt mich völlig defenſiv, gab ihm offenes Feld unter meinen Steinen, und ließ ihm allen Vortheil. Voll Freude rief er endlich aus, Schach dem König! fiel auf die Knie, machte das Zeichen des Kreuzes, und murmelte ein Gebet.

Wie? dacht' ich, giebt es auch einen Gott des Schachs, wie einen Kriegsgott, dem man nach erfochtenem Sieg ein Dankfeſt anſtellt? Bald erfuhr ich aber den Grund ſeiner Andacht.

„Ihr Franzoſen ſagte er, ſeid die leichten Truppen der Religion. Ihr betet nie das Angelus.“

„Es iſt wahr, gab ich zur Antwort, dieſes Gebet iſt bei uns aus der Mode gekommen; darum ſind wir dennoch gute Chriſten.“

„Möglich, möglich, erwiederte er, indem er den Kopf ſchüttelte.“

In dieſem Augenblick nieſte ich, und er und ſeine Tochter riefen zuſammen: Jeſus! — Sie erklärten mir dieſe Sitte ihres Vaterlands, die ich ſpäter oft von zwanzig Perſonen zugleich wiederhohlen hörte.

Die Sonne ſank am Horizont nieder, und der ſchöne Abend lud uns zum Spatziergang ein. Don Pacheco küßte ſeinen Degen, bevor er ihn umhieng, und machte das Zeichen des Kreuzes, ehe wir weggiengen.

Ich bot Seraphinen den Arm. Unſre einzige Sprache war die der Augen; denn nur durch dieſe konnten wir uns verſtändigen. Ich zeigte ihnen die Souterrains, die Wälle der Feſtung, und den Thurm, auf welchem Karl V. einſt eine Schildwache ſchlafend gefunden hat. Ich erzählte Don Pacheco das, und frug ihn, was er in des Kaiſers Stelle gethan haben würde?

„Ich glaube, daß ich den Kerl umgebracht hätte.“

„Das that auch der Kaiſer. Er warf ihn in den Graben, und verſah die Wache ſo lange, bis die Stunde um war, da er abgelöſt wurde.“

„Das nimmt mich gar nicht Wunder. Er war ein großer Mann, der größte Fürſt in Europa, und wenn die Sonne in einem Theil ſeiner Staaten untergieng, ſo gieng ſie in dem andern wieder auf. Er hatte über vierzig Titel und vergaß auch nicht einen davon.“

„Ja, man erzählt, daß Karl V. einſt einen Brief an unſern König Franz I. geſchrieben hat, in welchem er alle dieſe Titel anführete. Franz nannte ſich in ſeiner Antwort blos König von Frankreich und Herr von Vanne und Goneſſe.“

Hierüber lächelte Don Pacheco ganz ſardoniſch. „Nun, frug er mich, welchen Grad haben Sie?“

„Ich bin Kapitän.“

„Kapitän, und noch ſo jung? Brav! Haben Sie auch ſchon einen Feldzug mit gemacht?

„Ja, den ganzen ſiebenjährigen Krieg.“

„Brav! Und ſind ſie auch verwundet worden?

„Zweimal! Einmal im Geſicht, und das andremal am Schenkel.“

„Das iſt ja prächtig! da wünſch' ich Glück zu! Sie ſind ein wackerer Kavalier. Ich liebe die tapfern Männer, und habe auch gerne Feldzüge gemacht, den einen in Italien unter dem Infanten Don Philipp, wo ich in einem ſehr glänzenden Gefecht bleſſirt wurde. Wir waren fünf tauſend Spanier unter dem Herzog von der Vieuville, und nahmen Piacenza am hellen Tag mit Sturm weg. Ich werde es nie vergeſſen, es war am 9ten September 1746. Ich wurde bei dieſer Gelegenheit verwundet, und man ſchickte mich nach Mailand, um wieder geheilt zu werden. Aber da bleſſirten mich die ſchönen Augen einer Gräfin nur noch gefährlicher."

Während dieſes Geſprächs hatte ich immer den Arm der ſchönen Seraphine, an welchem mein Herz hörbar pochte, ohne ihr ein Wort ſagen zu können.

Das Geſpräch kam auf eine der Mätreſſen Ludwigs XV, welche er abgedankt hatte, und Don Pacheco frug mich, was aus ihr geworden ſei?

„Das weiß ich ſelbſt nicht; aber ſie wird es wohl auf einem ihrer Güter fortſetzen, wie ſie es in Paris getrieben hat."

„Valga me Dios, rief er aus, ein König von Spanien würde das nicht dulden! Verabſchiedet er eine Mätreſſe, ſo muß ſie ſich in ein Kloſter zurückziehn. So auch kann niemand ein Pferd beſteigen, das er einmal geritten hat. Die Etikette unſers Hofs iſt viel ernſter, als die des franzöſiſchen. Wir bedienen unſern König auf den Knien, und wenn die Königin fiele, oder ihr Wagen umſtürzte, ſo dürfte ſie niemand, als der König ſelbſt, aufheben. Als unſre letzte Königin Maria Luiſe von Orleans einmal vom Pferde fiel, mit dem Fuß im Bügel hängen geblieben war und geſchleift wurde, kam ihr lange niemand zu Hülfe. Endlich wagten es zween Kavaliers aus ihrem Gefolge, hielten das Pferd an, und machten ihren Fuß los. Aber ſogleich eilten ſie nach Hauſe, packten ein, und waren im Begriff, Spanien zu verlaſſen, was auch gewiß geſchehn wäre, wenn ihnen die Königin nicht Gnade ausgewirkt hätte.“

So dauerte das Geſpräch noch einige Zeit fort, und Don Pacheco erzählte mir mehrere ähnliche Züge von der Königinn ſeines Vaterlandes. Inzwiſchen gieng der Mond auf, und wir ſetzten uns auf eine ſteinerne Bank, während ſeine Strahlen aus dem Fluſſe zurückſchimmerten. „Ich habe dieſes Geſtirn im̃er ſehr geliebt, bemerkte Don Pacheco, beſonders wenn ich verliebt war; es iſt der wahre Stern der Liebenden.“

Noch ſaßen wir einige Zeit hier, bis wir endlich aufbrachen. Traurig und ohne ein Wort zu reden, gieng ich einher. Schmerzlich drückte mich der Gedanke, ſo bald mich von der ſchönſten Perſon zweier Königreiche, und auf immer, zu trennen.

Unter der Thür des Gaſthofs umarmte mich Don Pacheco mit den Worten: „Herr Kapitän, ich ſchätze Sie ſo hoch, als den bravſten ſpaniſchen Edelmann Wenn Ich ihnen ja etwas nützen kann, und wenn Sie irgend einmal nach Spanien commen, ſo erinnern ſie ſich an Don Pacheco y Nuñez, y Garcia de Loſſo, Grafen von Montijo, der in Cordova wohnt.“

Ich dankte ihm, und bot ihm meine Dienſte in Frankreich an. Als ich mich von beiden trennte, nahm ich Seraphinens Hand, und drückte ſie mit Wärme, indem ich ſie küßte. Ich fühlte, daß mir ein leichter Druck antwortete, und liſpelnd ſagte mir ihre Stimme: Señor Capitano, viva Usted mil años! *)

Tiefe Wehmuth im Herzen gieng ich weg. Ach, ſeufzte ich, ich werde ſie nie wieder ſehn!

---

*) Herr Kapitan leben Sie tauſend Jahre lang! — Eine gewöhnliche Höflichkeitsformel in Spanien.

Drittes Kapitel.

Amor am Krankenbette, und Nutzen des Podagras.

Auf eine völlig ſchlafloſe Nacht folgte der Morgen, welcher mir keinen Troſt brachte. Traurig nahm ich meine Geſchäfte vor, aber nichts wollte mir behagen. Endlich kam die Zeit zur Parade. Ich ging hin und fand meine Kameraden alle ſchon verſammelt. Sie neckten mich lange über meine neue Liebſchaft, wie ſie meine Liebe nannten, und ich hatte eben nicht vielen Grund, ein beſonders fröhliches Geſicht zu machen. Wie konnt' ich auch denken, daß ſich mein Schickſal ſo ſchnell und ſo ſchön wenden würde?

Nachdem ich bereits manchen Scherz mit geheuchelter Fröhlichkeit ausgehalten, bemerkte ich einen Menſchen in einem Mantel, der mich mit lächerlicher Höflichkeit bekomplimentirte. Seine groteske Figur regte den Spott aller meiner Kameraden auf; aber für mich war er ein wahrer Bote des Himmels. Unbekümmert um das Gelächter der Offiziere, näherte er ſich mir mit größter Gravität, und ſagte mir ganz leiſe: Señor Capitano, venid a la posada *). Ich verſtand ihn erſt nicht, allein aus ſeinen Zeichen begriff ich bald, was er mir zu wiſſen thun wollte, und machte ihm gleichfalls Zeichen, daß ich kommen würde.

So wie die Parade zu Ende war, ging ich erwartungsvoll in den Gaſthof. Wie groß war mein Erſtaunen und meine Freude, als mir der Wirth ſagte, daß Don Pacheco nicht verreiſet ſei, und nach mir geſchickt habe.

Schnell eilte ich die Treppen hinauf. Ich fand Don Pacheco in einem Lehnſtuhl liegen. „Herr Kapitän, rief er mir mit kläglicher Stimme zu, ich leide wie ein hölliſcher Geiſt. Ich habe das Podagra; der Wein oder der Teufel hat es aufgeweckt.“

---

*) Herr Kapitän, kommen Sie in's Wirthshaus.

Ich bezeugte ihm meine Theilnahme und ermahnte ihn zur Geduld.

„Por Christo, rief er aus, die habe ich auch. Teufel, welch ein Schmerz! Jeſus, Erbarmen!“

In dieſem Augenblick trat Seraphine herein, die meine Augen bisher vergebens geſucht hatten. Ein einfaches grünes Netz umſchloß ihre üppigen, ſchwarzen Haare. Ihr einfacher Anzug hob alle ihre Reize, und ich ſtand einige Augenblicke in ihre Schönheit verloren, ehe mir einfiel, daß ein Leidender da ſei, dem geholfen werden müſſe. Ich ging ſogleich, den Regimentsarzt zu holen, mit dem ich augenblicklich wieder zurück kam. Er verordnete dem Kranken eine Tiſane. — Woher kommt denn das Podagra? frug ihn Don Pacheco. — Wahrhaftig, gab ihm der Arzt zur Antwort, das weiß ich ſo wenig, als einer meiner Handwerksgenoſſen. Man ſagt, es ſei ein Kind des Vergnügens — Ein Kind der Hölle, müſſen Sie ſagen! Ja, wenn ich in Cordova wäre; aber hier, in einer verfluchten Herberge.

Ich bot ihm meine Wohnung an, die ſehr bequem eingerichtet und angenehm gelegen war. Ich ſchilderte ihm ſie ſo, und ſetzte hinzu, daß ſie die Ausſicht auf's Feld hätte. Es wäre gerade ein geräumiges Zimmer für ihn, mit einem anſtoßenden Kabinet für Seraphinen, und einer Kammer für ſeinen Bedienten.

Mit großen Dankſagungen ſchlug es Don Pacheco aus; allein ich gab dem Arzt ein Zeichen, ihm zuzuſprechen, und ſo ließ er ſich's endlich gefallen. „Aber wo werden Sie wohnen, Herr Hauptmann?“ frug er.

„Bei einem meiner Kameraden,“ ſagte ich ihm, und ging auch gleich, vier tüchtige Grenadiere zu holen, die ihn in einer Sänfte nach meinem Hauſe trugen. Ich folgte ihm mit Seraphinen, Antonio, und ſeinem Gepäcke.

Don Pacheco fand meine Wohnung ſehr hübſch, und Seraphine war ganz entzückt über das Kabinet, das ſie bewohnen ſollte, und welches mit Blumentöpfen ausgeziert war. Ein groſer Käfig mit Kanarienvögeln, der darin hing, machte ihr die größte Freude, und an der Ausſicht auf das Feld konnte ſie ſich kaum ſatt ſehen.

Don Pacheco's Anfall war ſehr ſtark und lange dauernd. Ich brachte alle Zeit, welche mir mein Dienſt übrig ließ, bei ihm zu. Freilich iſt das Zimmer eines Kranken, der heftige Schmerzen leidet, keine Wohnung der Freude. Aber ich war bei Seraphinen, und da war die Glückſeligkeit bei mir. Eine Hütte und dieſe Göttin dazu, dacht' ich, und alle meine Wünſche wären befriedigt.

Indeß nahm das Podagra allmählig wieder ab, und das Schachſpiel wurde wieder vorgenommen. Seine häufigen Siege ließen Don Pacheco'n alle Schmerzen vergeſſen; nur wenn ich gewann, rief er oft: Diavolo, Jesus, Santiago, piedad! *) und ich mußte mich manchmal ergeben, nur um ſein Podagra nicht aufzuwecken.

Nach Tiſche, wenn Don Pacheco ſchlief, lehrte

---

*) Teufel, Jeſus, Sankt Jago, Erbarmen!

ich Seraphinen einige Worte franzöſiſch. Ich ließ ſie ſagen: j'aime, j'aimerai toujours, und ſie wiederholte mir dieſelben Worte in ſpaniſcher Sprache: la quiero, la queré siempre, und todo es amor cerca de Usted *), ſetzte ſie dann hinzu. — Dieſe wenigen Worte reichten zu unſern entzückenden Unterhaltungen hin; doch war es mir manchmal ſehr ſchmerzlich, daß ich dem ſchönen Kinde die Menge von Gedanken und Gefühlen nicht mittheilen konnte, die mein liebevolles Herz durchwogten.

Don Pacheco hatte gleich Anfangs Weihwaſſer von mir verlangt, das ich ihm auch verſchaffte. Mehreremale des Tages betete er ſeinen Roſenkranz, und Morgens und Abends dauerte ſeine Andacht ſehr lange.

Endlich ließ das Podagra ganz nach; aber ſeine Beine waren noch ſo geſchwächt, daß er ſie nicht auf die Erde ſetzen konnte. Nach einigen

---

*) Ich liebe Sie, ich werde Sie immer lieben, Alles iſt Liebe um Sie her.

Parthien Schach las ich ihm abwechſelnd die Lebensbeſchreibungen der Heiligen und Lafontaine's Contes vor, die ihn höchlichſt ergözten: dann erzählte er mir von den Thaten ſeiner Voreltern und von ſeinen Liebesgeſchichten. So hatte er einſt einem Chirurgen, der ſeiner Geliebten zur Ader gelaſſen, hundert Piaſter gegeben, um von ihrem Blute zu haben. Ein andermal war er Courier von Madrid nach Sevilla geritten, bloß um einem glücklichen Nebenbuhler, der ihm eine Geliebte dahin entführt hatte, herauszufordern, und ihm ein paar tüchtige Degenſtöße zu geben, und war eben ſo ſchnell, ohne die Ungetreue eines Anblicks zu würdigen, wieder zurückgekehrt.

Indeß berauſchte ich mich immer tiefer in dem Zaubertrank der Liebe. Aber wohin wird mich dieſe Leidenſchaft noch führen? frug ich mich manchmal, mit tiefem Schmerz mein Glück unterbrechend. Wie kann ich auf Seraphinens Hand hoffen, da ich ein Kalviniſt bin, und ſomit einer Sekte angehöre, die in den Augen der Spanier eine Ausgeburt der Hölle iſt? Soll ich, wie Heinrich IV ſagen: ein Königreich iſt wohl eine Meſſe werth? — Oft ſtörten dieſe und ähnliche Betrachtungen meine Glückſeligkeit; aber ein Blick von Seraphinen machte mich ſogleich wieder Alles vergeſſen; ich genoß den ſchönen Augenblick, und überließ es der Zukunft, meine Hoffnungen und Beſorgniſſe zu entwickeln.

Nur zu bald bemerkte ich die Gewalt, welche das Vorurtheil über meinen Gaſt hatte. Don Pacheco frug mich nach meiner Bibliothek, und ich nannte ihm Virgil, Horaz, Lafontaine, Montaigne und Voltaire.

„Valga me Dios, rief er, Voltaire, ein Heide, ein Türke, ein böſer Geiſt?“

Ich gab ihm zur Antwort: daß ich ſeine ſchönen Trauerſpiele und Epiſteln läſe, wo die erhabenſten Grundſätze und die reinſte Moral in den ſchönſten Verſen ausgeſprochen ſeien, und frug ihn, ob man ihn in Spanien nicht leſen dürfe?

„Nein, beim heiligen Jakob, erwiederte er mir, die Inquiſition hat bei Strafe der Exkommunikation Alles verboten, was er geſchrieben hat und noch ſchreiben wird.“

„Da möchte ich ihm alſo nicht rathen, nach Spanien zu reiſen.“

„Gewiß nicht Man würde ihn in einem Auto-da-Fe lebendig verbrennen, wie einen Juden oder Renegaten.“

Seraphine war ſeit vierzehn Tagen nicht aus dem Hauſe gekommen, außer wenn ſie zur Meſſe ging. Don Pacheco rieth mir, den ſchönen Abend zu benutzen und ſie ſpazieren zu führen. In Begleitung des treuen Antonio gingen wir auf das Feld hinaus, das eben von dem neuen Frühling herrlich geſchmückt daſtand. Aber was glich der Schönheit Seraphinens, die den einfachen Haarſchmuck unter dem großen ſchwarzen Schleier wohl verbergen, doch ihre himmliſchen Augen und den ſchönſten Wuchs den Blicken der Vorübergehenden nicht zu entziehen vermochte?

Oft hört' ich neben mir ſagen: ach, die ſchöne Spanierin! Ich überſetzte ihr denn das, und ſie lächelte gutmüthig beſcheiden über dieſes Lob. — Aber meinem Glücke fehlte noch immer, daß ich meiner Liebe keine Worte geben konnte. Freilich wiederholt' ich ihr die Worte querida, corazon, hermosa, die ſie mich gelehrt, tauſendmal, und ſie nannte mich ihren cortejo *); allein ich konnte nichts thun, als ihre Hand auf mein Herz legen. Sie zog ſie ſchnell zurück, und legte ſie mir auf die Stirne, um mir anzudeuten, daß die Liebe der Franzoſen im Kopf und nicht im Herzen ſei.

Antonio hatte mich mehreremale an dem Aermel gezupft, und mir wiederholt, daß es Nacht ſei. Ach, der Abend war zu ſchön, mein Herz zu voll, ich hätte die ganze Menſchheit an meine Bruſt drücken mögen, um ihr einen Theil der Glückſeligkeit abzutreten, die ſie kaum zu faſſen vermochte!

*) Meine Theure. — Mein Herz. — Schöne. — Geliebter.

Endlich mußten wir aber doch umkehren. Wir fanden Don Pacheco, der eine Romanze ſang und ſich mit der Guitarre begleitete. „Nun, ſagte ich, das iſt ein Beweis, daß das Podagra weg iſt?"

„Ja, ich hoffe, daß ich in acht Tagen werde abreiſen können."

„Wie? ſobald ſchon? da muß ich den Arzt wohl bitten, daß er es wieder kommen läßt."

„Zum Teufel, nein; ich habe meine alten Sünden hart genug gebüßt."

Als ich wegging, begleitete mich Seraphine an die Thüre. Adios, corazon mio *), liſpelte ſie leiſe, und dieſe ſüßen Worte tönten mir ſo lange in den Ohren, bis ich eingeſchlafen war.

Don Pacheco hatte mir den Wunſch geäußert, gute Chocolade zu haben, die ich auch bei einem Kaufmann ganz vortreflich fand. Ich kaufte zwölf Pfunde und ſchickte ſie ihm. Als ich ſelbſt erſchien, frug er mich nach dem Preiſe,

---

*) Leb wohl, mein Herz.

um ſie mir zu bezahlen; allein ich verſicherte ihn, daß ich ſie zum Geſchenk erhalten habe, und mir, was man mir geſchenkt, gewiß nicht bezahlen laſſen würde.

„Nun, rief er aus, ich nehme die Chocolade an, aber unter der Bedingung, daß ſie mich in Cordova beſuchen und dort bei mir Chocolade trinken. Meine Tochter wird gewiß nicht unzufrieden damit ſein.“

Seraphine warf mir einen herrlichen Blick zu, der die Worte ihres Vaters beſtätigte.

„Die Spanier ſind nicht undankbar, fuhr Don Pacheco fort. Sie ſind Edelmann und Kapitän bei der Infanterie; Sie haben ſechs Feldzüge mitgemacht, zwo ruhmvolle Wunden erhalten, ſind jung, rechtſchaffen, edeldenkend, ſpielen Schach, ſind nicht reich, und ich bin es. Beſuchen Sie mich in Cordova; ich will nichts weiter ſagen, aber wenn das, was ich denke, da oben geſchrieben iſt, ſo kann ich meiner Dankbarkeit gegen Sie quitt werden.“

Ich dankte ihm mit aller Wärme, und verſprach, ihn im September, wenn mein Urlaub anfange, zu beſuchen.

Ach welchen ſchönen Hoffnungen eröffnete ſich mein Herz nach dieſer letzten Unterredung mit Don Pacheco!

Viertes Kapitel.

Ein Porträt, etwas altväteriſch, aber leider haben ſich die Originale dazu verloren.

Meine Leſer ſind zu lange in Bekanntſchaft mit Don Pacheco, ohne noch ein richtiges Bild von ihm zu haben. Ich will verſuchen, es nach dem Leben zu entwerfen.

Don Pacheco y Nuñez y Garcia Lasso, Graf von Montijo, befand ſich im Herbſt ſeines Lebens. Er genoß, die podagriſchen Anfälle ausgenommen, einer kraftvollen Geſundheit, war von mittlerer Größe und olivengelber Geſichtsfarbe. Beim erſten Blick ſtieß ſeine Phyſiognomie zurück; beim zweiten gewöhnte man ſich an ihre Häßlichkeit, und beim dritten war man von ihrer Lebhaftigkeit und ihrem geiſtvollen Ausdruck eingenommen Das erlauchte Blut der Laſſo's, das in ſeinen Adern ſtrömte, blies ſeinen Stolz auf, und dieſer wurde wieder durch ſeinen Edelmuth und ſeine Herzensgüte gemildert. Seine Abſtammung bewieß er mit einem großen Stammbaum auf Pergament, den er überall mit ſich führte. Mütterlicher Seits ſtammte er von Franz von Borgia, erſt Vicekönig von Katalonien, dann Jeſuiten, und endlich ihrem General und Heiligen ab, und er unterließ nicht, häufig zu bemerken, daß ſeine Familie zu den Christianos viejos *) gehörte. Nur eins fehlte dem Glanze ſeines Hauſes; er gehörte nicht zu jenen erſten Familien, die ſich unter einander duzen, das heißt, er war nicht Grande von Spanien. Als Edelmann hatte er ſein Leben in den Kirchen, in Liebesintriguen und im Müſſiggang zugebracht. Er las wenig, aber hörte und dachte viel. Sein Gedächtniß war ſehr getreu, denn er wußte den ganzen Don Quixote, alle Genealogien der gro-

---

*) Alten Chriſten; ſo nennt man in Spanien die, welche ſchon von Alters her von Katholiken, und nicht von getauften Mauren oder Juden, abſtammen.

ßen Häuſer ſeines Vaterlandes, die Leben und Wunder der Heiligen, und eine Menge Romanzen auswendig. Da in ſeinen Augen bloß der militäriſche Ruhm Werth hatte, ſo führte er oft ſeine italieniſchen Feldzüge an. Er beſaß den Stolz eines Kaſtiliers aus dem ſechszehnten Jahrhundert, in welchem ſeine Nation die erſte in Europa geweſen war, und antwortete einſt ſeinem Beichtvater, der ihm mit der Hölle drohte, daß ſich der liebe Gott wohl beſinnen würde, ehe er einen Mann, wie ihn, verdammte. Wollte er den Muth eines Fremden loben, ſo ſagte er, er iſt herzhaft wie ein Spanier. Dieſer Nationalſtolz war in ihm der Grund von mancher Tugend. Er war edelmüthig, brav, diskret, ſeinem Worte treu, und wenn er ſich gleich ſehr viel auf ſeinen Stand einbildete, ſo haßte er dennoch alle Schmeichelei. Ehemals hatte er das Spiel leidenſchaftlich geliebt; allein, nach einem ſtarken Verluſt, der Mutter Gottes gelobt, ein ganzes Jahr lang nicht mehr zu ſpielen, was er auch getreulich hielt. Seine Phyſiognomie war ernſt; aber die Gravität derſelben war nicht das Geheimniß, in welches er ſeine Fehler hüllte, ſondern Liebe zum Anſtand und Gefühl ſeiner Würde. Dieß National-Gravität gab ſeinen Worten oft vielen Ausdruck und hohe Kraft. Einſt frug ich ihn, ob er oft verliebt geweſen ſey? — Immer, gab er mir zur Antwort. — Oft eiferſüchtig? — Gegen meine Frau nie; aber unaufhörlich gegen meine Geliebte. Trotz dieſes Ernſts war er in der Unterhaltung ſehr frölich, und liebte den Scherz, beſonders bei Tiſche. Auch beſuchte er Farcen und Komödien, Predigten und Kirchenceremonien mit gleicher Emſigkeit. Begegnete er der Monſtranz, ſo warf er ſich, wo es auch war, auf die Knie, und folgte ihr bis in die Kirche. Die Nichtbeobachtung der Faſten hielt er für große Sünde, und dennoch aß er am Sonnabend Geflügel. Einſt bezeigte ich ihm meine Verwunderung darüber. Eine Bulle des Pabſts, gab er mir zur Antwort, geſtattet es uns, wenn wir der Kirche eine Kleinigkeit dafür bezahlen. — Er beichtete alle Monate einmal, und machte, ſo oft er gähnte, ein Kreuz über den Mund. Der Roſenkranz und das Scapulier, ſagte er, ſind herrliche Geſchenke, die die heilige Jungfrau dem Menſchen gemacht hat; auch trug er immer Reliquien bei ſich, und, neben dieſen, die Haare ſeiner verſchiedenen Geliebten. Stolz und rachſüchtig, legte er bei der geringſten Beleidigung die Hand an den Degen, und als ihn einſt ſein Beichtvater, während er ſchwer krank war, ermahnte, bei Strafe der ewigen Verdammniß, einem ſeiner Feinde zu verzeihen, gab er ihm zur Antwort: Beim heiligen Jakob, wenn Gott ſich rächt, warum ſollte ſich ein Edelmann nicht auch rächen können? Seinen König und ſein Vaterland liebte er auf's wärmſte. Von allen Nationen ſchätzte er aber blos die franzöſiſche, weil ſein Monarch aus dem Hauſe Bourbon war. Den Roman des Cervantes tadelte er im Karacter des Don Quixote höchlichſt, ergötzte ſich aber ſehr an Sanchos Weisheit, und warf jenem Schriftſteller vor, daß er durch die Perſiflirung des Rittergeiſts den Muth ſeiner Nation geſchwächt habe. Den Aufenthalt auf dem Lande liebte er gar nicht; indem er da nichts, als Ziegen und Schaafe zu erblicken wähnte, und er führte oft das Sprüchwort an: donde esta Madrid, calle el mundo. *) In ſeinem Hauſe hatte er eine kleine Kapelle, und in dieſer eine Statue der Madonna, welche er ſeine Dame, ſeine Fürſtin, nannte, und die er alle Sonnabende mit friſchen Blumen ſchmückte. Aber dieſe Madonna war zugleich das Portrait einer Frau, welche er einſt ſehr geliebt hatte. Er gab viel Almoſen, ließ eine Menge Meſſen für die Manen ſeiner Voreltern leſen, und unterhielt alle alten Bedienten ſeiner und ſeiner Gattin Eltern. Unerſchütterlich glaubte er an die Infallibilität des Pabſts, an die Hexen, an die Kraft der Reliquien, und an die Wunder der Heiligen, und konnte ſich gar nicht davon überzeugen, daß

---

*) Wo Madrid iſt, ſchweige die Welt.

man die Größe der Planeten und ihre Entfernung von einander errathen könne. Die Juden haßte er unverſöhnlich, und ich brachte ihn einſt in die größte Verlegenheit, als ich ihm entgegenſetzte, daß Chriſtus doch auch ein Jude geweſen wäre. Er ſpielte die Guitarre ſehr brav, und ſang eine Menge Romanzen, welche die Wunder der Madonna, oder verliebte und ritterliche Abenteuer, zum Gegenſtande hatten. Den Freitag betrachtete er als einen unglücklichen Tag. An einem Freitag war er verwundet worden; an einem Freitag war ſeine Gattin geſtorben, an einem Freitag war ihm eine Geliebte entführt, und an einem Freitag auch war er vom Podagra in Perpignan angefallen worden.

Dies war der Character Don Pacheco's. Manchem, der ſeine Nation nicht kennt, mag mein Bild übertrieben ſcheinen. Nichts iſt aber häufiger in Spanien, als ein ſolches Gemiſch von Geiſt, Leichtgläubigkeit, Fehlern, Tugenden, Größe der Seele, Aberglauben und Galanterie.

und was ſeine Bewohner jemals Groſſes gewirkt haben, iſt nur aus dieſem abenteuerlichen Gemiſch von Characterzügen entſtanden.

Fünftes Kapitel.

Schmerz und Hoffnung.

Den Tag vor ihrer Abreiſe frug mich Seraphine, ob mein Beichtvater ſpaniſch verſtände? Ich ſagte ihr, daß ich ſehr leicht einen finden würde, bei dem dies der Fall wäre, und wandte mich zu dieſem Zweck an eine alte Betſchweſter, die mir einen gewiſſen Kapuziner nannte. Ich gieng zu ihm und bat ihn, einer Spanierin von meiner Bekanntſchaft die Beichte abzuhören. Seraphine forderte mich auf, ſie nach der Kirche zu begleiten, und wir machten uns Morgens, in Begleitung des treuen Antonio, bei guter Zeit auf.

Das Kloſter der Kapuziner lag außerhalb der Stadt. Seraphine war ſo wehmüthig in ſich gekehrt, daß Liebe und Religion ſich in ihrem ſchönen Herzen zu ſtreiten ſchienen. Doch erhielt ich ſüße Blicke, und ſagte ſie mir mehreremahle: mi corazon, mi querido, mi amado,*) und als ſie mich vor dem Beichtſtuhle verließ, drückte ſie mir noch auf's zärtlichſte die Hand.

Die Sitzung dauerte ſehr lange. Endlich trat ſie heraus hohe Röthe färbte ihre Wangen, ihre Augen waren geſenkt, ihre ganze Haltung voll Demuth und Zerknirſchung. Dennoch lächelte ſie mir zu, kniete neben mir nieder, und verrichtete noch ihr Gebet.

Ihre Buße beſtand darin, die nächſten vier und zwanzig Stunden drei Roſenkränze abzubeten, vier Freitage hinter einander zu faſten, in den nächſten acht Tagen dreimal die Erde zu küßen, und einen Thaler in die Almoſenbüchſe der Kirche zu werfen.

Da die Abreiſe ſo nahe war, ſo ſtellte ich mir vor, daß Don Pacheco Geld nöthig haben könnte, und bot ihm deshalb meine Kaſſe an. — Ich nehme es an, gab er mir zur Antwort, unerachtet ich hinlänglich verſehn zu ſein glaube; allein auf der Reiſe täuſcht man ſich leicht in ſeiner Rechnung, weil man nur zu oft in den Fall kommt, ſie mit dem Wirth machen zu müſſen. Indeſſen borge ich bloß unter der Bedingung von Ihnen, daß Sie Ihren Vorſchuß wieder ſelbſt in Perſon bei mir abhohlen.

---

*) Mein Herz, mein Lieber, mein Geliebter.

Ich verſprach ihm dieſes auf das heiligſte. Indeß nahte der Augenblick der Abreiſe. Bei Sonnenaufgang eilte ich zu meinen Gäſten, und fand den Wagen ſchon an der Thüre. Während Don Pacheco noch mit Anordnung des Gepäcks beſchäftigt war, ſagte mir Seraphine mit Thränen in den Augen und zitternder Stimme: a Dios, querido esposo, und halb franzöſiſch und halb ſpaniſch: je Vous aimerai siempre, si caro chevalier, siempre.[*] Bei dieſen Worten ſteckte ſie mir ein kleines Schächtelchen von Schildkröte in die Hand, das eine Reliquie enthielt, und gab mir zu verſtehen, daß ich ſie recht bewahren ſollte, weil ſie mich vor Gefahren beſchirmen, und mir Glück bringen würde.

---

[*] Leben Sie wohl, lieber Bräutigam, ich werde Sie immer lieben, ja immer, lieber Ritter.

Don Pacheco ſchloß mich auf's zärtlichſte in ſeine Arme. Ich liebe Sie, wie meinen Sohn, ſagte er mir; aber wenn Sie mir nicht Wort halten, ſo komm' ich nach Perpignan zurück, gebe Ihnen Ihr Geld wieder, und ſchlage mich mit Ihnen.

Kämen Sie, antwortetete ich, ſo legte ich Ihnen meinen Degen zu Füßen; allein Cordova iſt nun die Stadt, wohin alle meine Wünſche gehen.

Ich bat ihn um die Erlaubniß, die franzöſiſche Sittte zu beobachten, und ſeine Tochter zu umarmen, was er mir auch geſtattete. — Werde ich je dieſen Kuß vergeſſen? Ach, mein Mund faßte eine der Thränen auf, die aus Seraphinens ſchönen Augen floſſen! Aber dies war auch der letzte Augenblick meiner Ruhe und Zufriedenheit. Lange folgten meine Augen dem dahinrollenden Wagen. Alle Freude ſtarb in meiner Seele und nur die Hoffnung, ſie in ſechs Monaten wieder zu ſehn, hielt mich aufrecht.

Sechſtes Kapitel.

Eröffnung der Brautfahrt mit Nachrichten über gewiſſe, aber nicht ganz neue, Anſichten der Literatur.

Meine ganze Lebensweiſe wurde nun für die ſchönen Hoffnungen eingerichtet, mit welchen ich meine Zukunft ausſchmückte. Die bisherigen Beſchäftigungen und Vergnügungen wichen der ſtrengſten Eingezogenheit, in der ich allein noch einige Ruhe fand. Ich legte mich mit dem brennendſten Eifer auf die ſpaniſche Sprache, und machte in derſelben Fortſchritte, die meinen Lehrer in Erſtaunen ſetzten. Ich las die Geſchichte der ſpaniſchen Nation in ihren beſten Schriftſtellern, machte mich mit ihrer Poeſie bekannt, und verlebte den Sommer wirklich angenehmer, als ſich von einem einſamen Liebhaber erwarten laſſen ſollte.

Im Junii erhielt ich einen Brief von Pacheco, von welchem folgendes das Weſentlichſte iſt:

„Durch die Gnade Gottes und der Madonna ſind wir geſund in Cordova angekommen. Ich erwarte Sie, mein theurer Kapitän, in dem ſchönſten Land von Europa, an den Ufern des Betis, (heutzutag Quadalquivir) mit guter Chocolade, und vortrefflichem Wein vom Xeres und Malaga, welcher Ihnen von Hebe eingeſchenkt werden ſoll. Sie vergißt Sie nicht, weder in ihrem Gebete, noch bei Tiſche mit mir, wo wir immer von Ihnen reden, und auf Ihre Geſundheit trinken. Wenn Sie abreiſen, wird ſie drei Meſſen für das Glück Ihrer Reiſe beten laſſen. Auf, wakkerer Kavalier, kommen Sie unter dem Schutze der Liebe und der heiligen Jungfrau! Leben Sie tauſend Jahre lang u. ſ. w.“

Ich antwortete ihm, daß ich Anfangs Septembers zuverläſſig abreiſen würde. Auch kam die ſehnlichſt erwartete Zeit endlich herbei, und ich bat den Obriſten von meinem Regiment um Urlaub.

„So wollen Sie denn, gab er mir lachend zur Antwort, die Geſängniſſe der Inquiſition beſuchen? Sie ſind ein Kalviniſt und machen gerne Spaß, den die Dominikaner in Spanien nicht verſtehn.“

„Ich werde, gab ich ihm zur Antwort, mit dem ſpaniſchen Mantel auch die Gravität eines Doctors von Salamanca annehmen.“

„Nun gut, reiſen Sie nur; aber empfehlen Sie ſich dem Schutz der Mutter Gottes und des heiligen Jakobs von Compoſtella.“

Da ich im Don Quixote geleſen hatte, daß ihm ſein Wirth empfohlen, nie ohne Geld zu reiſen, ſo war ſchon früher für dieſen Punkt von mir geſorgt worden. Ich kaufte mir ein kleines rüſtiges Pferd, faßte mein ganzes Gepäcke in einen Mantelſack zuſammen, und reiſte gerade ein tauſend neun hundert und drei und achtzig Jahre, nachdem Hannibal Saragoſſa verlaſſen hatte.

hatte, um die Weltbeherrscherin Rom in ihren Grundfeſten zu erſchüttern, von Perpignan nach Spanien ab.

Erwarte doch ja niemand eine Beſchreibung der Naturſchönheiten und Merkwürdigkeiten, denen ich auf meinem Wege begegnete. Ein Liebender hat einen ganz andern Maaßſtab für die Welt, als die kalten Menſchen, welche ſo viel von Schönheit reden, ohne ſie je gefühlt zu haben. Freilich hatte ich Reiſeabentheuer, und die will ich meinen Leſern nicht verſchweigen.

Zu Girona öffneten mir die Mauthbedienten meinen Mantelſack, und frugen mich, nachdem ſie ihn Stück für Stück durchgeſehen hatten, ob ich nichts Verbotenes mit mir führte. Dabei hielten ſie mir die Hand auf eine äuſſerſt einladende Weiſe hin, und ich glaubte ſie ſchon los zu ſein, als ſie mir ſagten, daß meine Bücher erſt vorher von dem Herrn Theologus unterſucht werden müßten.

Ich gieng alſo hin zu ihm: allein er machte gerade ſein Mittagsſchläfchen, und die Magd hätte es um alles in der Welt nicht gewagt, Se. Hochwürden zu wecken. So mußte ich mir denn gefallen laſſen, in dem Vorzimmer zu warten, und da fiel mir glücklicher Weiſe ein, daß der große Condé auch einſt eine Stunde vor der Thüre eines Procurators geſeſſen, bis dieſer abgeſpeißt hatte. Aber der große Condé war nicht verliebt, wie ich, und mir gieng die Geduld früher aus, als ihm. Ich trat heftig an die Thüre, daß ſie ſich mit Geräuſch öffnete, und der Kanonicus voll Schrecken auffuhr.

Ich entſchuldigte mich bei ihm, und ſagte ihm den Grund meines Beſuchs. Er ließ ſich die Bücher verlegen, und ich verſicherte ihn, daß es blos Schriften aus der ſchönen Litteratur wären, welche unmöglich verboten ſein könnten.

„Ihr Herren Franzoſen, gab er mir zur Antwort, ſeid ein bischen Arianer.“

„Was will das heißen?“

„Das heißt, ihr habt den Janſenismus im Kopfe.“

„O der iſt längſt aus der Mode, und wir achten den Janſenius heutzutag eben ſo wenig, als die Spanier den Arius."

„Das iſt ſchon gut, aber ſehen wir einmal die Bücher an. — Horaz, nun, von dem habe ich gehört; La Fontaine; hat der nicht ſehr luſtige Erzählungen geſchrieben?"

„Ja, aber noch beſſere Fabeln."

„Wir ziehen ſeine Erzählungen vor; ſie ſind luſtig, ein bischen ſchlüpfrig, das iſt wahr; allein es iſt nichts gegen die Religion darin. — Virgil; den kenn' ich, procumbit humi bos. — Sie haben doch nichts von Voltaire?"

„Verzeihen Sie, die Henriade."

„Ach, die darf nicht nach Spanien.

„Wollen Sie unſer Land mit dieſem abſcheulichen Freigeiſt vergiften?"

„Bedenken Sie doch mein Herr, die Henriade iſt ein Gedicht, in welchem Sittlichkeit und Religion mit der höchſten Ehrfurcht behandelt werden. Hören Sie einmal die ſchönen Verſe über die Transſubſtantiation:“

„Le Christ, de nos péchés victime rénaissante,
De ses élus chéris nourriture vivante,
Déscend sur ses autels à ses yeux éperdus,
Et lui découvre un Dieu, sous un pain, qui n'est plus.“

„Die Verſe ſind ſchön, wenn ſie wollen; doch der Sinn davon iſt nicht klar. — Es thut mir leid, Herr Offizier, aber kein Blatt von Voltaire darf über die ſpaniſche Gränze. Ihr Herren Franzoſen kritiſirt unſre Strenge und unſre Inquiſition; allein unſre Geſchichte enthält keine Bartholomäus-Nacht, und keinen Religionskrieg. Was Ihre übrigen Bücher betrifft, ſo will ich ſehen, ob ſie nicht im Index ſtehen.“

Wirklich fand ſich weiter keines darin, und ich durfte blos meinen Voltaire bei ihm zurücklaſſen.

Siebentes Kapitel.

Erſt ein Mönch; dann ein Barbier von eigener Art, und nicht von Sevilla gebürtig; zuletzt die Inquiſition, welche diesmal nicht zum Beſten wegkommt.

Ohne weiteres Hinderniß kam ich Abends in Barcelona an. Ich war ſehr ermüdet, und legte mich ſogleich ſchlafen. Des Morgens verlangte ich Chocolade und einen Barbier, indem ich dem franzöſiſchen Konſul meine Aufwartung machen wollte.

Während ich frühſtückte, trat ein Mönch in mein Zimmer, der mich in einem ſüßlichten Tone mit einem: ave Maria purissima! bekomplimentirte.

Ihr Diener antwortete ich ihm, ſtatt sine peccado concebida, *) wie ich hätte ſagen ſollen.

---

*) Ohne Sünde empfangen.

Nun hielt er mir einen Beutel dar, und forderte mir eine Beiſteuer für die Lanze der heiligen Jungfrau.

„Die heilige Jungfrau, gab ich ihm zur Antwort, hat keine Lanze nöthig; ſie braucht ſich nur zeitig zu Bette zu legen.“

„Jeſus! Jeſus!“ murmelte er, kreuzigte ſich, und eilte weg.

In dieſem Augenblick kam ein hübſches, großes, Weib herein. Ich frug, was ſie verlangte?

„Ich komme, Sie zu raſiren.“

„Sie Señora?“ —

„Si Señor, *) mein Vater iſt bei ſeiner Brüderſchaft, und ich bin hier, Sie an ſeiner Stelle zu bedienen.“

„Das freut mich; nur bitt' ich fein ſäuberlich mit meinem Haupte umzugehn.“

Wirklich ſetzte ich mich nicht ohne Beſorglichkeit nieder. Allein ſie führte das Meſſer mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß ich nie angenehmer um meinen Bart gekommen bin, als diesmal. * *

---

*) Ja, mein Herr.

Ich frug ſie, wie viel ſich ihr Vater für einen Bart bezahlen ließe?

„Einen Real,“ gab ſie mir zur Antwort.

„Hier ſind viere für meine ſchöne Barbierin.“

Sie dankte mir mit einem ſehr freundlichen Lächeln, und gieng mit einem Viva Usted mil años *) weg.

„Was giebt es denn in Barcelona Merkwürdiges zu ſehen?“ frug ich meinen Wirth.

„Zwei und achtzig Kirchen, erwiederte er, ſieben und zwanzig Manns- und achtzehen Frauen-Klöſter.“

„Nun da kann es dem Himmel wohl nicht an Heiligen fehlen,“ ſagte ich lachend, und gieng, den franzöſiſchen Conſul zu beſuchen. Er nahm mich mit aller Artigkeit auf, und ſtellte mich ſeiner Gattin, einer ſehr liebenswürdigen Franzöſin, vor. Sie lud mich auf den folgenden Tag zum Eſſen, und ich konnte, ob ich gleich gerne abgereiſt wäre, dieſe Höflichkeit nicht ablehnen.

Ich benutzte den Reſt des Tags dazu, mich in

---

*) Mögen Sie tauſend Jahre leben.

der Stadt umzuſehn. Nachdem der Abend ſchon herabgeſunken, befand ich mich noch auf der Straße, und wollte eben nach Hauſe gehen, als ich plötzlich von ſechs Kerlen umringt wurde, die mir befahlen, ihnen zu folgen.

Ich verſicherte ihnen, daß ich keine Luſt dazu hätte. Einer faßte mich beim Kragen, allein ich ſchlug ihm ſo heftig ins Geſicht, daß er zurücktaumelte. Nun fielen die übrigen ſo ſchnell über mich her, daß ich nicht mehr Zeit hatte, den Degen zu ziehn. Ich ſträubte mich, ſoviel ich ich konnte, aber umſonſt. Sie ſagten mir, daß ſie Diener der heiligen Inquiſition ſeyen, und ermahnten mich, ihnen willig zu folgen, um Lärm und üble Behandlung zu vermeiden. Was konnt' ich machen? Ich ließ mich in den Kerker führen.

Am andern Morgen beſuchte mich ein Dominikaner, der mich bei den Eingeweiden Chriſti beſchwor, meine Sünden zu bekennen, um in Freiheit geſetzt zu werden.

„Bekennen Sie die Ihrigen," gab ich trotzig zur Antwort, und bitten Sie Gott für Ihre Heuchelei und Ungerechtigkeit um Vergebung. Welches Recht habt ihr, einen franzöſiſchen Edelmann zu arretiren, der nicht unter eurer hölliſchen Juriſdiction ſteht, und nichts gegen die Geſetze des Landes verbrochen hat?"

„Mutter Gottes, ſeufzte er, Sie machen mich vor Entſetzen zittern. Ich werde Gott für Sie anflehen, und hoffe, daß er ihnen die Augen öffnen, und ihr Herz rühren wird."

Indeß erwartete mich Herr Aubert zum Eſſen, und ſchickte, als ich nicht erſchien, in meinen Gaſthof. Der Wirth antwortete, daß ich ſeit geſtern Abend verſchwunden wäre, und all mein Gepäck zurück gelaſſen hätte. Der vortreffliche Mann ahndete auf dieſe Nachricht mein Unglück, und gieng den General-Kapitän an, mich zu reklamiren; allein die Inquiſitoren läugneten, daß ich mich in ihren Händen befände, und es blieb Herrn Aubert nichts übrig, als auf eine andere Weiſe mich in Freiheit zu ſetzen.

Am folgenden Tag erſchienen die Inquiſitionsdiener, um mich vor die drei Inquiſitoren zu führen.

Sie hielten mir einen gelben Rock vor, um ihn anzuziehn; allein ich ſtieß ihn mit Abſcheu zurück. Indeß verſicherte man mich, daß ich bloß durch Unterwürfigkeit meine Freiheit erhalten würde, und ſo erſchien ich denn in dem gelben Rocke und ein langes Wachslicht in der Hand, vor dem furchtbaren Tribunal. In dem Saale hieng die Fahne der Inquiſition, auf welcher ein Roſt, eine Zange, ein Scheiterhaufen und die Worte geſtickt waren: Gerechtigkeit, Liebe und Erbarmen.

Einer der drei Richter ermahnte mich mit anſcheinender Sanftmuth, meine Fehler zu bekennen.

„Mein einziger Fehler iſt, antwortete ich, daß ich in ein Land gekommen bin, wo Prieſter die Menſchlichkeit mit Füßen treten, und, unter dem Mantel der Religion, die Tugend und Unſchuld verfolgen.

„Iſt das alles, was ſie zu antworten haben?“ hieß es weiter.

„Ja, mein Gewiſſen iſt ohne Furcht und Reue: aber zittern Sie, wenn mein Regiment meine Behandlung erfährt: nichts wird es abhalten, mich zu rächen.“

„Gott iſt der Herr, und unſre Pflicht, als getreue Hirten über ſeine Heerde zu wachen. Es thut uns wehe; aber Sie müſſen wieder in Ihr Gefängniß, und bleiben darin ſo lang, bis Sie Ihr Verbrechen geſtanden haben.“

Mit einem Blick der Verachtung trat ich ab, und kehrte in meinen Kerker zurück. Indeß erfuhr Herr Aubert durch einen Spion, daß ich wirklich im Gefängniß der Inquiſition war. Zugleich ſagte man ihm, daß drei Prälaten vom Dominikaner-Orden im Begriff ſeien, über Frankreich nach Rom abzureiſen. Sogleich ſchrieb er an den Commandanten von Perpignan, gab ihm von meinem Arreſte Nachricht, und rieth ihm, die drei Prälaten bei ihrer Durchreiſe durch ſeine Stadt als Repreſſalie für mich feſtzuhalten.

Dieſe Gelegenheit wurde mit Vergnügen ergriffen. Die drei geiſtlichen Herren kamen um Mittag an den Thoren von Perpignan an, und frugen voll guten Appetits die Schildwache nach dem beſten Gaſthofe. Der kommandirende Offizier erſchien, und erklärte ihnen, daß er ſie zum Kommandanten führen laſſen wolle, der für ihre Wohnung und ihren Tiſch ſorgen würde.

Voll Freude über die gute Aufnahme, folgten ihm die Prälaten nach. „Ich bin ſehr erfreut, meine Herren, empfing ſie Herr von Cholot, daß Sie angekommen ſind. Schon lange erwartete ich ſie mit Ungeduld, und habe ihnen Wohnung bereiten laſſen.“

„Sie ſind zu gütig; wir ſind ſolcher Ehre nicht würdig.“

„Wie? haben ſie nicht einen jungen franzöſiſchen Offizier, den Chevalier von Saint-Gervais, in Ihrem Gefängniß in Barcelona?“

„Gewiß nicht, Herr Kommandant; wir haben nie ſeinen Namen gehört.“

„Das thut mir leid; denn ich werde ſie gleichfalls ins Gefängniß bringen, und ſie ſo lange bei Waſſer und Brod darin ſitzen laſſen, bis dieſer Offizier wieder an's Tageslicht kommt.“

Die hochwürdigen Herren ſchrien heftig über dieſe Verletzung des Völkerrechts, ſagten aber, als alles nichts helfen wollte, daß ſie ſich in den Willen des Himmels ergäben, und den Herrn Commandanten vor Gott und dem Pabſte für dieſe Verfolgung verantwortlich machten.

Dabei blieb's. Die wohlbeleibten Herren mußten ohne Barmherzigkeit ins Gefängniß wandern, und alle Tage, wenn ihnen die Wache ihren Krug Waſſer und ihr Brod brachte, frug er ſie: ob ſie nichts in Bezug auf die Feſthaltung des franzöſiſchen Offiziers zu erklären hätten?

Drei Tage lang hielten ſie dieſe Kaſteiung aus, aber am vierten dauerte ſie ihnen doch zu lange. Sie verlangten mit dem Herrn Kommandanten zu ſprechen, und bekannten ihm, daß ſie einen jungen franzöſiſchen Offizier in ihren Gefängniſſen hätten, der ſich gottloſe Geſpräche gegen die heilige Jungfrau erlaubt habe.

Da hat er Unrecht, gab ihnen Herr Cholot zur Antwort, indeß überlaſſen Sie der heiligen Jungfrau ihre Rache ſelbſt, und ſchreiben Sie plötzlich nach Barcelona, daß man den jungen Mann in Freiheit ſetzt. Indeß bleiben Sie meine Geißel, bis dieſes geſchehn. Ich werde von nun an ihr Schickſal erleichtern, und Ihre Tafel ſoll reichlicher beſetzt werden.

Natürlich ſchrieben ſie ſogleich an die Inquiſition, und, ohne daß ich von alle dem das geringſte wußte, ließ mich einer der Inquiſitoren vor ſich führen, und erklärte mir, daß man in Betracht meiner Jugend, und aus Schonung für meine Nation, beſchloſſen habe, mich in Freiheit zu ſetzen, er mir aber rathen müßte, in Zukunft mit mehr Ehrfurcht von der heiligen Jungfrau zu reden.

Vor den Damen, ſagte ich ihm, haben die

Franzoſen jeder Zeit die größte Ehrfurcht, und eilte fort. Mein erſter Gang war zu Herrn Aubert, der mich voll Freude umarmte, und mir den ganzen Verlauf der Sache erzählte. Ich konnte dem komiſchen Eindruck, den das Faſten der drei Prälaten auf mich machte, nicht widerſtehen, überließ mich dem entzückenden Gefühl der Freiheit, und blieb dieſen Nachmittag bei dem vortrefflichen Mann, dem ich meine Rettung verdankte, zu Tiſche.

Achtes Kapitel.

Ein ſehr erbauliches Kapitel, zum Nutzen und Frommen der Leſer, welche dergleichen zu ſchätzen wiſſen.

Nach einigen, ſehr angenehm in Barcelona zugebrachten, Tagen machte ich mich an einem ſchönen Morgen nach dem Mont-Serrat auf, deſſen Beſchreibungen ſchon längſt meine Erwartung geſpannt hatten.

Ich hatte bereits den größten Theil des Wegs allein zurückgelegt, als ich einer jungen Frau begegnete, die ein kleines Kind trug. Sie konnte kaum noch gehen, und die Thränen rollten ihr unaufhörlich die friſchen Wangen herab.

Ich frug ſie, „was ihr fehle, und wohin ſie wolle?“

„Ach ſagte ſie, ich komme von Girona, und gehe auf den Montſerrat, um die Madonna anzuflehn, daß ſie mir meinen Mann erlöſt, welcher in Algieriſcher Sklaverei iſt. Ich habe einen Piaſter, den ich hatte, verloren, oder man hat ihn mir vielleicht geſtohlen, und kann mich kaum vor Müdigkeit auf den Beinen halten."

Ich ſtieg von meinem Pferde, gab ihr ein Stück Chocolade, und einen Schluck Weins, den ich noch in meiner Flaſche hatte. Dieſe Erquickung ſtärkte ihre Kräfte wieder, und ich brachte es nach langem Widerſtreben dahin, daß ſie ſich mit ihrem Kinde auf mein Pferd ſetzte. Die gute Frau zweifelte gar nicht daran, daß die Madonna die Feſſeln ihres Gatten brechen würde, und ich hütete mich wohl, ihre glückliche Täuſchung zu ſtören. Zufrieden gieng ich ihr zur Seite.

Gegen Abend kamen wir auf dem Mont Serrat an. Ich gab der armen Frau einen Piaſter, worüber ſie vor Freude weinte, und mir verſprach, vier Roſenkränze für mich zu beten.

Ich frug nach Don Pedro, an den mich Herr Aubert empfohlen hatte, und wurde ſehr gut von ihm aufgenommen. Er ſagte mir, daß ich drei

Tage in dem Kloſter bleiben könnte, indem es ſo lang jedermann, Arme und Reiche, gaſtlich beherbergte.

Ich aß vortrefflich zu Nacht, und die guten Väter ließen es mir beſonders nicht an köſtlichem Weine fehlen. Es waren ſechs und ſiebenzig Mönche vom Benediktiner-Orden in dem Kloſter, und alle beſtrebten ſich, mich auf's beſte zu unterhalten.

Am andern Morgen erſchien Don Pedro bei guter Zeit, um meinen Führer zu machen. Die Kirche des Kloſters zeigte er mir zuerſt. Ich ſah eine Menge großer ſilberner Lampen, und nebſt andrem Schmuck und vielen Votiv-Tafeln das Muttergottes-Bild, welches, der Legende nach, im Jahr 880 von einem Schäfer gefunden worden war, und das der Biſchof von Barcelona mit ſeinem Klerus nicht weiter, als auf dieſe Stelle bringen konnte, wo ſodann das Kloſter erbaut wurde. Auch zeigte mir Don Pedro die Reliquien. Nun, ſagte ich, das iſt ja eine anſehnliche Sammlung.

„Sie iſt nicht ſo ganz reich, antwortete er mir, als die in der Domkirche zu Burgos, welche ein Stück von Moſes Ruthe, einen Knochen vom Propheten Zacharias, einen Schuh der heiligen Jungfrau, einen Stein vom Calvariſchen Berg, ein bischen Sand aus dem Jordan, und eine bleierne Flaſche, mit Blut der unſchuldigen Kinder von Betlehem gefüllt, beſitzt.“

Er zeigte mir weiter zwo äußerſt koſtbare Kronen, die eine für die Mutter Gottes, die andre für das Chriſtuskind beſtimmt. „Und was iſt denn das für ein roſtiger Degen, der dabei liegt?“ frug ich ihn.

„Das iſt der Degen des Ignatius von Loyola, mit dem er einen Mauren herausforderte, welcher die Jungfrauſchaft der Madonna geläugnet hatte. Man hat ausgeſprengt, daß er in dieſem Kloſter den Plan zu dem Jeſuitenorden ausgedacht habe; allein es iſt, ohne ein Wunder, nicht denkbar, daß ein ſonſt ſo unwiſſender Menſch ein ſo großes und bewundernswürdiges Werk ausgeſonnen hat.

Wir beſitzen in unſrer Bibliothek ein Buch, die Uebungen des geiſtlichen Lebens, welches einer unſrer Aebte, der Pater Cisneros, Vetter des Kardinals Ximenes, geſchrieben, und woraus Loyola, was freilich die Prieſter ſeines Ordens nicht Wort haben wollen, ſeine Gedanken geſchöpft hat.

Ich ſah aus dieſen und andern Reden, daß Don Pedro, dem Geiſte ſeines Ordens getreu, den Jeſuiten, und wegen ihrer, ihrem Stifter nicht recht wohl wollte. Indeß trat er nun mit mir den Gang zu den funfzehn Einſiedeleien an, die auf dem Berge zerſtreut ſind. Ganz in der Nähe des Kloſters ſah ich einen ungeheuren Fels, der jeden Augenblick den Einſturz zu drohen ſchien, und gewiß alle Gebäude in dieſem Fall zerſchmettern würde. Ich frug daher meinen Begleiter, ob man dieſes Ereigniß nicht fürchte?

„Nein, ſagte er mir, wir bitten die heilige Jungfrau alle Morgen um die Gnade, den Fels feſtzuhalten. Neulich riß freilich, um unſrer Sünden willen, ein Stück von demſelben los, welches unſer Krankenhaus mit mehrern Kranken zerſchmettert hat.“

Wir ſtiegen ungefähr 600 Stufen beinahe ſenkrecht in die Höhe, und ruhten von Zeit zu Zeit auf den Brücken aus, welche auf der Treppe angebracht waren. Eine herrliche Ausſicht auf die nahen ſtarren Felſen, die üppige Vegetation in den Gründen, und das mittelländiſche Meer mit den vielen kataloniſchen Städten an ſeinem Ufer, machten dieſe Pauſen zu den intereſſanteſten Genüſſen meines Lebens.

Mein Führer war trotz ſeines Alters noch rüſtiger auf dieſem ſteilen Gang, als ich. Ich bezeigte ihm meine Verwunderung darüber, und wünſchte ihm überhaupt zu der Zufriedenheit, die er zu genießen ſchien, Glück.

„Ja, gab er mir zur Antwort, ich würde meine Zelle nicht gegen den Thron von Spanien vertauſchen. Ich bin nun vierzig Jahre auf dieſem Berge, und habe in dieſer ganzen Zeit nie etwas von Krankheit und Kummer erfahren. Steht man gut mit Gott, ſo wohnen Ruhe und Frieden in unſerer Seele.“

„Erlauben Sie mir eine Frage?“

„Ohne Umſtände,“

„Was hat Sie dazu beſtimmt, in der Blüthe Ihrer Jahre alle Lebensfreuden zu verlaſſen, und ſich in dieſe Einſamkeit zu begraben?“

„Eine Predigt über das jüngſte Gericht, die ich hörte. Ich liebte die Welt und ihre Freuden ſehr. Liebe und Vergnügungen jagten meine Tage, und ich lebte in dem Wirbel der Sünden, ohne je an Gott und das Heil meiner Seele zu denken. Da kündigte ein berühmter Redner in Valencia eine Predigt über das jüngſte Gericht an, die er in Gegenwart eines Kardinals halten wollte. Mehr Neugierde, als Religion, trieb mich in die Kirche. Der beredte Prediger verbreitete allgemeines Entſetzen durch die fürchterliche Beſchreibung, die er von den ewigen Qualen machte, und rief, als er mit allgemeinem Eindruck ſeine Zuhörer gefeſſelt hatte, plötzlich aus: die Poſaune, welche die Todten erwarten, und die ſie vor den Richterſtuhl Gottes rufen wird, kann in acht Tagen, kann Morgen ertönen. Was ſag' ich? Zittert, elende Sünder, vielleicht heute noch, vielleicht in einer Stunde, oder in dieſem Augenblicke! — Bei dieſen Worten erſchallte die Kirche von den Tönen mehrerer Trompeten. Die ganze Gemeine fuhr vor Entſetzen auf, Alles ſtürzte über einander zuſammen, und die Weiber und Kinder brachen in ein angſtvolles Geſchrei aus. Dieſer Moment ergriff mich mit aller ſeiner Heftigkeit. Reue durchwühlte meine Bruſt, und ernſtliche Betrachtungen über den Zuſtand meiner Seele beſchäftigten von da an, meinen Verſtand. In dem Entſchluſſe, der Welt zu entſagen, fand ich endlich meine Ruhe wieder. Ich verließ am andern Morgen mein väterliches Haus, und begab mich, ohne den Meinigen ein Wort davon zu ſagen, in dieſes Kloſter, wo man gütig genug war, mich aufzunehmen."

„Das iſt aber doch ein beſchwerliches und hartes Leben.“

„O nichts iſt ſchwer, wenn man für Gott und ſein ewiges Heil duldet. Wir ſtehen alle Morgen um zwei Uhr auf, um in unſern Zellen zu beten, und mit Tages Anbruch ruft uns die Glocke in die Meſſe.“

„Und worin beſteht Ihre Nahrung?“

„Brod, Wein, Oel und Salz giebt uns das Kloſter, und alle drei Jahre eine Kutte, ein Paar Schuhe und eine kleine Summe Geldes für unſre ſonſtigen Bedürfniſſe.“

„Und damit ſind Sie zufrieden?“

„Wie ſollt' ich nicht? Sankt Pakom und Sankt Hieronymus beſaßen nicht ſo viel. Ueberdies habe ich noch eine andere kleine Erwerbsquelle. Ich pflanze Blumen, die ich den Bewohnern am Fuß des Bergs ſchicke, und wofür ich von ihnen Chocolade, Taback, Wein u. dgl. erhalte. So wie ich jetzt bin, iſt es ein gutes Leben; aber das Noviziat, welches wir auszuſtehn haben, iſt hart. Ein Jahr dienen wir als Laienbrüder; die ſechs nächſtfolgenden verſehen wir die verſchiedenen Geſchäfte des Hauſes; dann erhalten wir die allerhöchſte Einſiedelei, wo wir ſo lange bleiben, bis die nächſtliegende leer wird, und ſo treiben wir's, bis wir nach und nach in das Kloſter herabkommen. Wir thun daßelbe Gelübde, wie die Karthäuſer, eſſen niemals Fleiſch, ſprechen nichts, und dürfen unſer Kloſter nie verlaßen."

Nach langem Steigen und vieler Mühe gelangten wir endlich zur höchſten Einſiedelei, der des heiligen Hieronymus. Von dieſer Höhe war die Ausſicht nur durch des Auges Schwäche begränzt. Mein Blick folgte dem ganzen Laufe der Flüſſe und des Meeresufers, zählte eine Menge Städte, und ruhte am Ende auf den baleariſchen Inſeln aus, welche einſt die glücklichen hießen. Ich theilte Don Pedro mein freudiges Erſtaunen bei dieſem herrlichen Anblick mit. Er war ganz gleichgültig dagegen, und ſagte mir, daß ſein Auge, ſein Sehnen, und alle ſeine Wünſche von dieſer Erde weg, bloß nach dem Himmel, gerichtet ſeien.

In der Einſiedelei kniete ein junger Eremite vor dem Bilde der heiligen Jungfrau. Auf unſern Gruß, ave Maria purissima, gab er nur den gewöhnlichen Gegengruß: sine peccado concebida, und betete fort. Dies ganze Gebäude enthielt nichts, als einen Tiſch, einen hölzernen Stuhl, einen Strohſack, ein großes Crucifix, das Bild der Madonna, und einen Aſchenkrug mit der Aufſchrift:

Ich hoff es von dem Gott der Gnade,
Er wird der Armen ſich erbarmen;
Die er mit ſo viel Lieb' erſchaffen,
Sein Zürnen kann ſie nicht verdammen.

Dieſe Verſe erregten meine Neugier, welche ich meinem Begleiter mittheilte. Er bat mich, mit ihm in das Thal herabzuſteigen, wo wir Schatten finden würden, und er mir die Geſchichte dieſes Einſiedlers zu erzählen verſprach.

Wir kamen in dem Thale an, und ſetzten uns unter eine Gruppe alter Pinien. Don Pedro begann folgendermaßen ſeine Erzählung.

„Dieſer Eremite, der noch nicht dreißig Jahre hat, iſt der einzige Sohn eines Granden von der erſten Claſſe, und wir nennen ihn nur Don Juan. In ſeinem zwanzigſten Jahre verliebte er ſich in die Schauſpielerin, Franciſca Advenante, eine Frau, welche Talente, Jugend und ſeltene Schönheit zugleich verführeriſch machten. Don Juan war im Begriff, ſie zu heirathen, als ſein Vater von dieſem Entſchluß Nachricht erhielt, und von der Regierung einen Verhaftbefehl für ihn auswirkte. Er war ſechs Monate im Gefängniß, als er Mittel bekam, zu entwiſchen, und nach Valencia flog, wo ſich ſeine Geliebte aufhielt. Allein er fand ſie an einer ſchweren Krankheit darnieder liegend, am Rande des Grabes. Alle Hülfe war vergebens. Sie ſtarb mit reuevollem Sinn, bedauert von ganz Spanien, aber mit Verzweiflung beweint von ihrem Geliebten. Es verbreitete ſich das Gerücht, daß ſie an Gift geſtorben ſei, und Don Juan, der es erfuhr, ſetzte ſich in den Kopf, daß ſein Vater der Urheber ihres Todes wäre. Voll ſchrecklicher Mordgedanken eilte er nach Madrid und trat in einer Franziskanerkutte und durch einen großen Bart entſtellt, vor ſeinem Vater. Aus Ehrfurcht vor dem heiligen Gewande, und ohne ſeinen Sohn zu erkennen, wollte dieſer ihm die Hand küſſen. Es war die Hand, welche den vatermörderiſchen Dolch zu zücken im Begriff war. Don Juan zog ſie zurück, und erſtarrte vor Entſetzen über die That, der er ſo nahe geweſen war. Als ihn ſein Vater endlich erkannte, ſtürzte er zum Zimmer hinaus, und auf die Straße von Toledo, feſt entſchloſſen, ein Leben zu enden, das keinen Werth für ihn hatte. Er erreichte den Tajo, und ſtürzte ſich in ſeine Fluthen. Glücklicherweiſe hatte man ihn aber bemerkt, und er wurde durch ſchleunige Hülfe herausgezogen. Ein heiliger Eremite war zugegen, als man ihn nach vieler Mühe wieder zum Leben brachte. Dieſer redete ihm mit ſo vieler Salbung von der Barmherzigkeit Gottes, von dem Troſt der Religion und der Gewißheit des Wiederſehens in einem andern Leben, das durch Reue und Ergebung hienieden verdient wird, daß ſich ſein Gemüth endlich der Gnade aufſchloß, die ſich auf ihn herabſenkte. Er bat ſeinen Vater um Verzeihung für das Verbrechen, das er gegen ihn hatte begehen wollen, und um die Erlaubniß in unſerm Orden ein Leben zu verſöhnen, das ihm von nun an für ſeine Reue zu kurz ſchien. Er erhielt beides von ſeinem Vater, ob dieſer gleich untröſtlich war, ſeinen einzigen Erben für ſeines Hauſes irdiſchen Glanz zu verlieren; trat in unſern Orden, und hat von da an die ganze Welt vergeſſen. Alle ſeine Stunden ſind dem Gebet für ſeine Geliebte gewidmet, deren Herz er in der Urne, die Sie geſehn haben, aufbewahrt, und an deren Seligkeit er, wegen der Verirrungen ihrer Jugend, lange gezweifelt hat.“

Don Pedro erzählte mir noch mehrere ähnliche Geſchichten von ſeinen Mitbrüdern, welche alle das ſonderbare Gemiſch verliebter Leidenſchaften mit religiöſen Gefühlen verriethen, wie man es in den ſüdlichen Ländern nicht ungewöhnlich findet. Aber würden meine Leſer nicht die ſchöne Seraphine vergeſſen, wenn ich ſie mit den Leiden und Freuden der armen Einſiedler unterhielte? Beßer alſo, vorwärts! Kein Wort mehr von den Naturſchönheiten und den Legenden dieſes merkwürdigen Berges! Wer mir folgen will, mache ſich auf den Weg nach Tortoſa!

Neuntes Kapitel.

Ein niederländiſches Gemählde.

Ich kam in Tortoſa an. Der Wirth ſprach mir zu, den folgenden Tag hier zu bleiben, weil mein Pferd ſehr ermüdet ſei, und es hundert Merkwürdigkeiten in der Stadt gebe, welche der Aufmerkſamkeit eines Fremden würdig wären. Seine Frau, eine gewaltig wohlbeleibte Schöne, vereinigte ihre Vorſtellungen mit den ſeinigen, und ſo mußte ich ſchon die Ungeduld, welche mich nach Cordova zog, bezähmen.

Ich war der Ruhe ſehr bedürftig, und hatte mich mit dem Entſchluß, einen recht langen Schlaf zu thun, niedergelegt, als mein Wirth, gleich nach Sonnenaufgang, an meine Thür pochte, und rief: Señor Capitano, la misa! *) — Unerachtet ich ſeine Dienſtfertigkeit nicht in ihrem

---

*) Herr Kapitän, die Meſſe

ganzen Werth erkannte, ſo ſtand ich doch auf, um nicht für einen Mauren oder Juden gehalten, und geſteinigt zu werden, und gieng mit ihm in die Meſſe.

Nachdem dieſe vorüber war, führte er mich in die Sakriſtei der Kirche, um mir die Reliquien zu zeigen. Sie war voll Menſchen, die auf den Knien lagen, und denen ein Geiſtlicher allen hintereinander ein Band, das er aus einem höchſt koſtbaren Käſtchen nahm, an die Stirne, an die Schläfe, und auf den Mund hielt. Mein Führer kniete ſogleich nieder, und ich mußte ſeinem Beiſpiel folgen. Auch an mich kam das koſtbare Band, und er verſicherte mich nachher, daß ihm jedesmal, wenn ihm das Band berührt habe, irgend ein Glück widerfahren ſei.

Ueberhaupt war er ganz feſtlich aufgeputzt, indem es gerade Sonntag war, und trug einen langen Degen an ſeiner Seite.

Ich frug ihn, ob die Gaſtwirthe in Spanien Degen tragen dürften.

„Ja

„Ja, Herr, gab er mir zur Antwort, ich darf es: denn ich bin ſo gut von Adel, als der König.“

„Das ſieht man Ihnen an.“

„Ich bin ein Biskaier, und die ganze Welt weiß, daß die Biskaier von dem alten kantabriſchen Adel abſtammen, welcher ſich jederzeit von aller Vermiſchung mit Mauren und Juden rein gehalten hat. Ueberdies hat unſer großer König Philipp ganz Biskaia geadelt.“

Sein Adel und ſeine Frömmigkeit hinderten ihn indeß nicht, mich, wo er konnte, zu betrügen. Ich begegnete ihm, wie er die Gerſte, die er in meiner Gegenwart meinem Pferde gegeben hatte, wieder herausnahm. Herr Edelmann, ſagte ich ihm, mein Pferd hat heute keinen Faſttag. — Er entſchuldigte ſich, daß er ihm zuvor aus Verſtoß eine doppelte Portion gegeben habe, und brachte mir dieſe zum Beweis auch wirklich in Rechnung.

Bei Tiſche ſetzte er ſich zu mir, und ſchenkte ſich unaufhörlich aus meiner Bouteille ein. Er hielt jeder Speiſe, welche ſeine Frau auftrug, eine Lobrede, und frug mich endlich, ob ſie nicht ein recht tüchtiges Weib wäre? Aber ihre Tugend, fuhr er fort, kommt ihrer Schönheit gleich; ſie ſieht niemand, als den Pater Ambroſio, der uns alle Tage die Ehre anthut, uns zu beſuchen, und ſie in ihren guten Grundſätzen unterhält.

Nach Tiſche legte er ſich nieder, um ſein Mittagsſchläfchen zu machen, und ich begab mich in gleicher Abſicht auf mein Zimmer. Kaum lag ich einige Minuten auf dem Bett, ſo kam die tugendſame Frau Wirthin leiſe zu mir herein geſchlichen. Sie glühte vor Wärme und Lebensluſt, ſetzte ſich neben mich, und verſicherte mich, daß ihr Mann ſchliefe.

„Das iſt ein wackerer Mann, ihr Mann,“ ſagte ich.

„Señor si, es un hombre de Dios,“ *) antwortete ſie.

---

*) Ja Herr, er iſt ein wahrer Mann Gottes.

„Er iſt ſehr glücklich, eine ſo brave, eine ſo tugendhafte Frau zu haben, wie Sie. Sie müſſen ihn wohl ſehr lieben?“

„Ja Herr, ganz außerordentlich.“

Dieſes Geſpräch dauerte noch einige Zeit fort, wurde aber meiner Seits mit ſolcher Kälte geführt, daß ſie bald aufſtand, und weggieng. Sie hatte, wie ſie ſagte, bloß ſehen wollen, ob ich nichts nöthig hätte, indem ſie in die Kirche gehen müſſe.

Gegen Abend ſchnallte mein Wirth ſeinen langen Degen wieder um und führte mich an die Ufer des Ebro, welche bei Tortoſa zum Entzücken ſind. Es entſpann ſich bald ein äußerſt geiſtvolles Geſpräch zwiſchen uns, aus welchem ich nur das Weſentlichſte mittheilen will.

„Iſt Paris viel größer, als Tortoſa?“ frug er mich.

„Ein klein wenig,“ verſicherte ich ihn.

„Beichtet der König von Frankreich häufig?“

„Ja viel öfter, als Friedrich II, König von Preußen“

„Sind die Franzöſinnen ihrem Männern ſehr treu?“

„Ja, ſo treu, als Ihnen Ihre Frau iſt.“

„Das hätt' ich nicht geglaubt; ich dachte in allem Ernſt nicht ſo gut von den Franzoſen. — Aber, das müßen Sie doch geſtehen, daß Spanien das beſte Land von der Welt iſt.“

Ich geſtand ihm dies, und noch vieles andre zu, um ihn nicht aus ſeiner Gravität zu bringen. — Dafür hatte aber ſein Knecht indeß geſorgt, der ſich, während wir uns auf dem Spaziergang befanden, und ſeine tugendhafte Ehehälfte in erbaulichen Geſprächen mit dem Pater Ambroſio begriffen war, mit dem Silberzeug davon gemacht hatte.

„A los Diables San Francesco y San Joseph, rief er vor Wuth geifernd, zerriß ſeinen Roſenkranz, trat ihn mit den Füßen, und ſchrie: all' inferno nuestra Señora d'Atocha, di Tortosa, del Carmen y su cinta! *)

Ich hatte Mühe, mich bei dieſem Auftritt des Lachens zu enthalten, und ſchlüpfte auf mein Zimmer. Den andern Morgen brach ich früh auf, und bekam, als ich meine Zeche bezahlte, noch die beſte Gelegenheit, auch die Ehrlichkeit meines Wirths kennen zu lernen, nachdem ich bereits ſeine Religioſität, und die Tugend ſeiner Frau ſo ſchön erprobt hatte.

---

*) Zum Teufel mit euch, Sankt Franziskus und Sankt Joſeph! — In die Hölle mit euch, Mutter Gottes von Atocha, Tortoſa, del Carmen und ihr Band!

Zehntes Kapitel.

Wir ſind Spanier!

Ich war eben im Begriff, aus einer erbärmlichen Herberge, wo ich zu Mittag gegeſſen hatte, weiter zu reiſen, als ein Menſch von ſonderbarem Aufzug herein trat. Ein dicker ſchwarzer Bart umſchattete ſein Kinn; der Kopf war völlig geſchoren, und eine Kutte von grobem Tuch, an welcher ein gewaltiger Roſenkranz hing, machte ſeinen ganzen Anzug aus. In der Hand hielt er eine hölzerne Figur, welche er die Mutter Gottes nannte, und mir hinreichte, um ſie zu küſſen. Als ich es nicht that, ſo erſuchte er mich um ein Almoſen. „Was iſt ihr Handwerk?“ frug ich ihn.

„Ich treibe kein Handwerk, gab er mir zur Antwort; ſondern bin ein Einſiedler, und lebe von Almoſen.“

„Und warum thun Sie das, da Sie geſund und ſtark ſind?“

„Um den Himmel zu erwerben. Wir faſten, kaſteien uns, und beten für euch andere.“

„Euer Gebet wird nicht erhört, und ich glaube nicht, daß Ihr im andern Leben mehr geltet, als in dieſem. Haben Sie nie ein Handwerk getrieben?“

„O ja; ich war Soldat, und da deſertirte ich. Dann verheirathete ich mich, verließ aber meine Frau wieder, und ſchickte meine Kinder in's Findelhaus.“

„Und warum waren Sie ſo grauſam?“

„Um ihrer los zu werden, und Edelleute aus ihnen zu machen.“ *)

„Wie das?“

„Alle Findelkinder ſind von Adel. — Frei

---

*) In Spanien ſind wirklich alle Findelkinder von Adel, indem dieſer ſo vielen Werth hat, daß man die, welche es vielleicht wirklich ſind, des großen Vorrechts nicht berauben will, und lieber alle daran Theil nehmen läßt.

von allem irdiſchen Bande leb ich jetzt blos für mein ewiges Heil.“

„Und auf fremde Koſten? das iſt ein ſchönes Gewerbe!“

„Ehemals war es beſſer; aber heutzutag iſt die Religion nicht mehr geachtet, und wenn die Weiber nicht wären, ſo könnten wir oft lange faſten.“

In dieſem Augenblick wurde mein Pferd herausgeführt. Ich gab ihm ein Almoſen, und er eilte mit großen Schritten weg. Sogleich bemerkte ich, daß mir mein Taſchentuch fehlte, und mein Argwohn fiel auf den frommen Müſſiggänger. Ich ſprengte ihm nach; allein er läugnete, daß er es habe. Ein paar tüchtige Peitſchenhiebe brachten ihn aber auf andere Gedanken; er warf es auf die Erde, und lief, ſo ſchnell er konnte, feldeinwärts.

In Betrachtungen über dieſes Ereigniß, wobei der ſpaniſche Character freilich nicht zum Beſten wegkam, kam ich gegen Abend an einem

Pachthofe an. Vor demſelben ſtand ein ſchattiger Baum, unter welchem eine Frau von mittlerem Alter, mit ihren beiden Töchtern, ſaß. Für einen Verliebten iſt es eben nicht ſchwer, poetiſche Bilder zu finden, und ſo machte ich denn aus dieſer Gruppe ein bukoliſches Gemälde, das mir um ſo leichter wurde, da die beiden Mädchen wirklich außerordentlich ſchöne Kinder waren.

„Ich hoffte nicht, in dieſer Einſamkeit Engel zu finden,“ ſagte ich, indem ich mich ihnen näherte.

Die Mädchen errötheten über meine Anrede, und die Mutter frug mich mit vieler Artigkeit, was ich wünſchte?

„Ich bin ein Fremder, erwiederte ich ihr, den die Begierde, das ſchöne Spanien zu ſehen, auf Reiſen getrieben hat, und möchte wohl ein paar Feigen oder Trauben bei Ihnen eßen, wenn ich Ihnen nicht beſchwerlich wäre.“

Sie befahl ſogleich einem der Mädchen, Früchte, Wein und Brod zu holen, und ich nahm neben ihnen an dem ſteinernen Tiſche Platz, welcher unter dem Baume ſtand. Die Mädchen rückten furchtſam von mir weg; die Mutter ſagte ihnen aber, ſie dürften mich nicht fürchten: ich ſehe einem ehrlichen Manne gleich, und in den Phyſiognomien betrüge ſie ſich niemals.

Dieſes Abendbrod ſchmeckte mir vortrefflich. Die Frau frug mich, woher ich wäre, und die Mädchen betrachteten mich als ein ganz fremdes Weſen, als ich ſagte, daß ich ein Franzoſe ſei. Nachdem ſie mich lange genug gemuſtert hatten, frug mich die eine von ihnen: „ob die Franzoſen auch Chriſten, ob ſie getauft ſeien, und in's Paradies kämen?“

Ich verſicherte ſie, daß die Franzoſen gute Chriſten ſeien, und daß das Paradies voll Franzoſen wäre. — Die Mädchen hörten das, wie es ſchien, ſehr gern; allein die Mutter bemerkte doch, daß es viele Hugenotten in Frankreich gebe. „Warum jagt ihr ſie denn nicht fort,“ ſetzte ſie hinzu.

„Wohin ſollten wir ſie ſchicken? erwiederte ich; und würdet Ihr ſie in Spanien aufnehmen?“

„Gott bewahre! dieſe Peſt in Spanien! In die Hölle mit ihnen, in die Hölle!“

Als ich mich recht köſtlich gelabt hatte, brach ich auf, und bot der Mutter Geld für das an, was ich genoſſen hatte.

Sie ſchlug es mit den Worten aus: Somos Españoles, *) und ſchien es ordentlich übel zu nehmen, daß ich ihr Bezahlung angeboten hatte. Indeß zog ich ein kleines elfenbeinernes Etui heraus, und gab es der ältern von den beiden Mädchen, welche die Früchte geholt hatte. Sie weigerte ſich, es anzunehmen, und ſah ihre Mutter fragend an. Ich ſah wohl, daß es ihr gefiel; um ſie zu beſtimmen, ſetzte ich hinzu, das Etui hätte die heilige Jungfrau vom Mont-Serrat berührt.

Nun rieth ihr die Mutter, das Etui anzunehmen, weil es ihr gewiß Glück bringen würde.

---

*) Wir ſind Spanierinnen.

Sie empfieng es erröthend, und ich verließ in der angenehmſten Stimmung von der Welt die ſchöne Gruppe, der mich mein Glück auf den Gränzen von Valencia ſo nahe gebracht hatte.

Eilftes Kapitel.

Große Vorbereitung für die Entwickelung dieſes Romans.

Ich kam bei Sonnenuntergang in Lyria an. Meine erſte Frage an den Wirth war nach dem Schloſſe des berühmten Gil-Blas von Santillana, von welchem er keine Silbe wußte. Indeß fand ich in dem Gaſthofe zwei junge Eheleute von Valencia. Die Frau war ſehr hübſch, aber etwas blaß, und ſchien äußerſt niedergeſchlagen. Der Mann hatte eine zurückſchreckende, heimtückiſche, Miene, und ſein Betragen war nichts weniger, als liebenswürdig. Im Geſpräch verrieth er die gröbſten Vorurtheile des ſpaniſchen Pöbels, und auch gegen ſeine Gattin betrug er ſich eben nicht mit der größten Artigkeit. Beide waren ſeit vier Monaten verheirathet, und zwar gegen den Willen von Donna Raſalia's Vater, wie es nur zu häufig, mit Hülfe der Geiſtlichen, in Spanien geſchieht. Ihr Gatte, Don Sanchez, war im Begriff, ſie nach Saragoſſa zu führen, um ſie ſeinen Verwandten vorzuſtellen.

Die junge Frau ſchien mir ſehr angenehm, und ich ſchlug ihr und ihrem Manne daher vor, daß wir mit einander zu Nacht ſpeiſen wollten. Beide nahmen es, wie es ſchien, gerne an, und da die Herberge ſehr ſchlecht war, ſo kam es uns wohl zu ſtatten, daß wir ſämmtlich einige kleine Vorräthe mitgebracht hatten.

Während des Eſſens heiterte ſich Donna Roſalia's Geſicht nach und nach auf. Sie hatte ſehr glückliche Einfälle, und zeigte in ihrer Unterhaltung gleichviel Gemüthlichkeit und Fröhlichkeit. Unſer Geſpräch wurde äußerſt lebhaft, und wir hätten ſchwerlich noch an den Aufbruch gedacht, wenn der Wirth uns nicht am Ende geſagt hätte, daß die Mitternacht vorbei wäre. Ich wünſchte beiden eine glückliche Reiſe, und die junge Frau konnte es nicht ganz verbergen, daß es ihr unangenehm war, eine neue Bekanntſchaft ſo ſchnell und auf immer wieder zu verlieren.

Am andern Morgen machte ich einen Spaziergang in die Umgegend, indem meinem Pferde erſt noch zuvor ein Hufeiſen aufgeſchlagen wurde. Das Land gefiel mir ſo wohl, daß ich länger ausblieb, als ich mir vorgeſetzt hatte. Da ich aber nach der Herberge zurückkam, nahm mich der Wirth auf die Seite, und ſagte mir, daß die Dame, mit der ich geſtern zu Nacht gegeſſen habe, mich zu ſprechen wünſchte.

Ich verwunderte mich höchlichſt über dieſe Nachricht, indem ich ſie längſt über alle Berge geglaubt hatte; aber wie groß war mein Erſtaunen, als ich ſie ganz allein, die Augen von Thränen geröthet, und die Haare in wildeſter Unordnung, fand! Wahrlich, die Heftigkeit ihres Schmerzes hätte ſie entſtellen müſſen, wenn Jugend und Liebreiz nicht immer ihr Recht behielten, ſelbſt die Leidenſchaft noch zu verſchönern!

„Jeſus, Jeſus, ich Unglückliche!“ rief ſie aus, als ſie meiner anſichtig wurde

„Nun, was iſt denn geſchehn?“ frug ich in größter Bewegung.

„Ach der Niederträchtige hat mich verlaſſen, er iſt entflohn, er hat alle mein Geld, mein Geſchmeide mitgenommen. Ich bin verloren, Señor, tödten Sie mich, um's Himmelswillen tödten Sie mich!“

„Von wem reden Sie denn?“

„Von dem Verräther, von meinem Mann, dem Niederträchtigen, der mich verlaſſen hat.“

Ich wollte ſie tröſten, und ſagte ihr, daß ſich Don Sanchez wahrſcheinlich in der Umgegend umzuſehn, gegangen ſei, und vielleicht von dem nächſten Wege abgekommen ſei. — Allein es blieb mir bald ſelbſt kein Zweifel mehr: indem mir der Wirth die angenehme Nachricht gab, daß der Elende mein Pferd, unter dem Vorwand, mitgenommen habe, daß ich es ihm geliehen, um etwas, was er vergeſſen, in Valencia zu holen.

Ich

Ich war brav genug, meinen Verdruß über den eigenen Verluſt zu verbergen, und ſuchte es ihr immer noch wahrſcheinlich zu machen, daß ihr Gatte wieder zurückkommen würde. „Und wenn er nicht wieder kommt, ſetzte ich hinzu, ſo dürfen Sie ſich glücklich ſchätzen, von ſolch einem Ungeheuer befreit zu ſein.“

„Ach, rief ſie aus, der Himmel ſtraft mich für meinen Ungehorſam gegen den beſten der Väter, gegen deßen Wille ich dem Niederträchtigen meine Hand gegeben habe. O mein Vater, heilige Jungfrau, habt Erbarmen mit mir, verzeihet mir!“

Ein Thränenſtrom floß bei dieſen Worten über ihre ſchönen Wangen. Ich ließ ſie ausweinen, und nachdem ich ihren Schmerz einigermaßen gelindert glaubte, ſchlug ich ihr vor, zu Mittag zu eſſen.

„Nein, rief ſie, ſterben, ſterben will ich!“

„Und für wen, ſagte ich; für einen Undankbaren, für einen ſo niederträchtigen Menſchen wollen Sie auf einen Vater, der Sie liebt, der ſich gewiß nach Ihnen ſehnt, Verzicht leiſten? Wollen den Kummer, den ihm Ihre Heirath gemacht hat, auch noch durch Ihren Tod vermehren? Glauben Sie, daß die Liebe eines Vaters nie aufhört, daß er ſie mit größerer Zärtlichkeit und Güte aufnehmen wird, als wenn Sie glücklich wären."

Dieſe Worte ſchienen ihr einigen Troſt zu geben. Sie ließ ſich gefallen, ſich zu mir zu Tiſche zu ſetzen, und nahm ein wenig Fleiſchbrühe zu ſich.

Nach Tiſche verlangte ſie, in die Kirche zu gehen, um die Mutter Gottes zu bitten, ihr ihren Gatten wieder zurückzugeben. Ich begleitete ſie bis zum Altar. Jedes Ave Maria war von heftigem Schluchzen unterbrochen; aber das Gebet gab ihr doch allmählig größere Stärke zum Dulden, und ſie ſchlug mir, als wir die Kirche verließen, vor, auf den Weg von Valencia ihrem Gatten entgegen zu gehn.

„Ach, rief ſie aus, vielleicht giebt mir ihn die heilige Jungfrau wieder!“ Sie nahm meinen Arm; aber ſie war ſo ſchwach, daß ich ſie eigentlich wegſchleppen mußte. Ihre Augen ſuchten in der Ferne, ob der Gegenſtand ihrer Schmerzen nicht käme; der Schritt jedes Pferdes, das kam, machte ſie zittern; aber bald ſank ſie wieder in ihre vorige Hoffnungsloſigkeit zurück. Ich ſchlug ihr vor, uns auf den Raſen niederzuſetzen. Die ſchönſte Natur umgab uns, und zu jeder andern Zeit würd' ich mich glücklich gefühlt haben, wenn nicht das Mitleid mit der armen Frau auch mein Herz mit Wehmuth erfüllt hätte. Sie ſank in tiefes Nachdenken, das ſich mit einem reichlichen Thränenſtrome endigte. Plötzlich fuhr ſie beim Wiehern eines Pferdes, das ſich hinter uns hören ließ, auf. Er iſt's, er iſt's! ſchrie ſie, machte einige heftige Schritte; aber erkannte gleich ihren Irrthum. Ihre Knie erzitterten, ſie ſank in meine Arme. „Ach, ſeufzte ſie, er iſt es nicht; er kommt nicht wieder!

Die Nacht brach herein, und wir kehrten

wieder nach Lyria zurück. „So iſt denn keine Hoffnung mehr, ſagte ſie, ich ſoll ihn nicht mehr ſehen? Heilige Jungfrau, warum giebſt du mir ihn nicht zurück?“

„Aus Güte, antwortete ich ihr, verſagt Ihnen die heilige Jungfrau dieſe Bitte. Dieſer niederträchtige, grauſame Menſch hätte Sie zur unglücklichſten Frau gemacht!“

Ich erfuhr nun, daß ihr Vater ſie ſeit ihrer Heirath nicht mehr geſehn hatte.. Vor meiner Abreiſe, erzählte ſie mir, ſchrieb ich an ihn, mit der Bitte, ihn beſuchen zu dürfen, um ſeinen Segen zu empfangen. Aber er blieb unbeweglich, und ſchickte mir blos tauſend Piaſter, welche wahrſcheinlich Sanchez Geiz verführt haben. Ach, endigte ſie, nun bin ich ganz allein auf der Erde! Ohne Vater, ohne Gatten, o ich Unglückliche!

Ich bot ihr an, ſie zu ihrem Vater zurückzuführen, indem ihr nichts anders übrig bliebe.

„Aber wenn er mich von ſich ſtößt, ſeufzte ſie, was ſoll dann aus mir werden?“

„Ein Vater ſtraft ſeine Tochter, wenn ſie gefehlt hat; aber er verſtößt ſie nicht. Haben ſie keine Mutter mehr?“

„Ach nein, ſie iſt ſchon vor drei Jahren geſtorben!“

Nach langer Ueberredung gelang es mir doch, ihr einigen Muth einzuſprechen, und ich brachte ſie zu dem Entſchluß, zum Mitleid ihres Vaters ihre Zuflucht zu nehmen. Ich verſprach ihr, ſie zu begleiten, bei ihrem Vater für ſie zu unterhandeln, und gieng, ein Maulthier zu einer Reiſe nach Valencia zu miethen.

Zwölftes Kapitel.

Drosman und der zärtliche Vater.

Am andern Morgen fand ich Donna Roſalia auf's Neue in Thränen. Sie hatte die ganze Nacht hindurch geweint, und verſprach ſich auch jetzt, da ich im Begriff war, nach Valencia abzugehen, wenig Erfolg von meiner Reiſe.

„Möge die Mutter Gottes und Ihr guter Engel Sie geleiten!“ ſagte ſie mir, als ich von ihr Abſchied nahm. „Sagen Sie meinem Vater, daß ich ſterben werde, wenn er mich verlaße!“

Ich ſprach noch einige Worte des Troſtes zu ihr, und machte mich auf den Weg. Es war ein wahrer Garten, durch den ich ritt, und nie werde ich die herrlichen Gefilde von Valencia vergeßen. Dennoch trieb mich die Ungeduld, das Schickſal der armen Roſalie zu ändern, raſch vorwärts. Ich kam Nachmittags bei guter Zeit in der Stadt Valencia an, und ſtieg in einem Wirthshauſe ab.

Um anſtändig vor Don Inigo zu erſcheinen, ließ ich mich erſt vorher raſiren. Aber wie langſam benahm ſich mein Barbier bei dieſem Geſchäfte! Troß ſeines Phlegma's erfuhr ich indeß doch von ihm, daß er heute Abend auf dem Theater der Stadt auftreten werde.

„Und in welchem Stück?“ frug ich ihn.

„In der Zaire, welche aus dem Franzöſiſchen überſetzt iſt. Ich erhalte für jede Vorſtellung einen Piaſter.“

„Und welche Rollen ſpielen Sie?“

„Ich mache den Orosman,“ und bei dieſen Worten trat er in die Mitte des Zimmers, und fieng ein paar Dutzend Verſe zu recitiren an.

„Das iſt ganz gut, Herr Orosman; aber bei Zairens Herzen beſchwöre ich ſie, mir auch die andere Wange vollends zu raſiren.“

„Nur noch dieſe Szene, und ihr Bart iſt weg.“

Und nun heulte er mir noch eine lange Tirade, mit allen möglichen Verzückungen, wie ein Beſeßener. — Ich mußte wohl Geduld faßen."

„Nun, ſagte er lächelnd, ſind Sie zufrieden?"

„Vollkommen; aber noch mehr würd' ich es ſein, wenn mein Bart herunter wäre?"

„Das ſoll keinen Anſtand haben. Spielt man dieſe Rolle in Paris ſo gut, wie ich?"

„Nicht ganz, aber man raſirt ſchneller."

Endlich wurde ich meines Barts vollends ledig. Aber damit war ich noch nicht von ihm frei. Ich mußte Zairens Dolchſtoß noch aushalten, wobei er in völlige Wuth gerieth, und eigentlich ſchäumend, wie ein toller Hund, auf einen Stuhl losſtürzte, und ihn ſtatt Zairens, umwarf.

Nachdem ich Orosman los geworden, ließ ich mich nach Don Inigo's Hauſe führen. Allein er hielt gerade ſeine Mittagsruhe, und keiner ſeiner Bedienten wagte, ihn aufzuwecken. Ich mußte wieder zurückkehren, und machte nun erſt die Bemerkung, daß ganz Valencia im Schlafe lag; indem auch keine Seele auf den Straßen zu ſehen war.

Um die Stunde, die man mir bezeichnet hatte, kehrte ich wieder nach Don Inigo's Hauſe zurück. Ein kleiner Mann mit einem ſehr feurigen Auge, aber freundlichem Antlitz, empfing mich mit vieler Artigkeit, und ſagte mir, auf meine erſten Worte, daß er derjenige wäre, welchen ich ſuchte. Er bat mich, niederzuſitzen, und bot mir eine Taſſe Chocolade an, die ich annahm.

„Haben Sie vielleicht, frug er mich in franzöſiſcher Sprache, einen Kreditbrief an mich? oder kann ich Ihnen durch ſonſt etwas dienen?“

„Nein, mein Herr; ich habe eine weit wichtigere Veranlaſſung zu der Ehre, Sie zu beſuchen. Sie haben eine liebenswürdige, aber unglückliche, Tochter“ —

„Meine Tochter? — Ich habe keine Tochter mehr. Sie hat mein Haus, ſie hat ihr Vaterland, ihren Vater verlaßen" —

„Ich bedaure die Bewegung, in welche ich Sie verſetze. Freilich iſt es wahr: Donna Roſalia hat Ihre Vaterliebe beleidigt, hat Ihre Güte und ihre eigenen Pflichten vergeſſen; aber ſie iſt unglücklich, und das Mitleid muß die Liebe und Nachſicht wieder in dem Vaterherzen aufwecken."

Sie ſetzen mich in Erſtaunen. Woher kennen Sie ſie? Wie wiſſen Sie um ihr Unglück?"

Ich erzählte ihm nun den ganzen Verlauf der Geſchichte, von der mich der Zufall zum Zeugen gemacht hatte, und ſchilderte ihm das Unglück, die Verzweiflung und die Reue ſeiner Tochter mit aller Wärme, von der ich für die intereſſante Unglückliche durchdrungen war.

Unbeweglich, aufmerkſam, und die Augen feſt auf mich gerichtet, hörte er mich an; und als ich geendigt hatte, rief er aus: „ſo ſtraft Gott die undankbaren Kinder!“

„Aber Gott verzieh auch ſeinen Feinden.“

„Wo haben Sie die Unglückliche verlaßen?“

„In Lyria, krank, im Bette, im heftigſten Schmerz und dem Ausbruch der Verzweiflung nahe, der nur Ihre Verzeihung vorbeugen kann.“

„Ich will ihr einen Arzt ſchicken.“

„Das beſte Heilmittel wird Ihre Gegenwart ſelbſt ſein. Ihre Krankheit iſt in ihrem Herzen, und für dieſe haben nur Sie den heilenden Balſam. Sie fleht Ihre Verzeihung an, ſie bittet Sie, ihre Reue anzunehmen, und wenn ich ohne Sie zurückkomme, ſo iſt es um Ihre arme Tochter geſchehn.

„Nun gut, ich will hingehn. Gott hat ſie hart genug beſtraft, und wenn ihre Reue aufrichtig und daurend iſt, ſo ſoll ſie meine ganze Zärtlichkeit wieder gewinnen. Morgen frühe reiſen wir ab.“

Wie froh war ich, dieſes Geſchäft ſo geendigt zu haben! Don Inigo bat mich, bei ihm Wohnung anzunehmen, die ich auch nicht ausſchlug. Er machte auf die liebenswürdigſte Art von der Welt den Wirth, erzählte mir die Geſchichte ſeines Lebens, daß ſeine Mutter eine Franzöſin geweſen, und daß er viel in Frankreich gereiſt habe. Der Abend verſtrich mir aufs angenehmſte, und den andern Morgen bei Sonnenaufgang machten wir uns in einem großen, bequemen Wagen, nach Lyria auf.

Dreizehntes Kapitel.

Die Verſöhnung.

Man läutete gerade zur Meſſe, als wir in Lyria ankamen. „Ich will erſt die Meſſe hören, ſagte Don Inigo; und Sie haben die Güte, meine Tochter indeß auf die Ankunft ihres Vaters vorzubereiten. Meine plötzliche Erſcheinung könnte ſie zu ſtark erſchüttern.“

So wie Roſalie meiner anſichtig wurde, rief ſie aus: „Ach, ohne meinen Vater! Er verläßt mich! Er iſt unerbittlich!“

„Nein, tröſtete ich ſie; er iſt der beſte Vater, er kommt ſogleich.“

„Ach, wann kommt er?“

„Heute, ſogleich, er hört nur erſt die Meſſe.“

„O gütiger Gott!“

„Wie iſt Ihnen ſonſt?“

„Ach, ich habe die ganze Zeit über geweint, und zu Gott gebetet. O wenn ich meinen Vater wiederſehe, wenn er mir ſeine Liebe wieder ſchenkt, ſo bin ich glücklich!“

„Machen Sie ſich bereit, ihn zu empfangen; ich werde jetzt nach der Kirche gehen, um ihn abzuholen.“

Als ich mit Don Inigo in's Zimmer trat, war ſein Geſicht ernſt, und beinahe ſtrenge; aber ſeine Hand zitterte in der meinigen. Donna Roſalia ſaß in einem Lehnſtuhl, mit fliegenden Haaren, und Traurigkeit, Freude und Reue zugleich, in ihren ſchönen Augen gemahlt.

So wie ſie ihren Vater erblickte, ſtand ſie mit Heftigkeit auf, um ſich ihm zu Füßen zu werfen. — Aber ſchwach und zitternd wäre ſie zu Boden geſtürzt, wenn ich ſie nicht gefaßt, und auf den Stuhl geſetzt hätte. Sie wollte reden; doch Thränen und Schluchzen erſtickten ihre Stimme. In tiefer Bewegung ſchloß ſie der Vater in ſeine Arme. „O meine theure Tochter, rief er aus, find' ich Dich ſo wieder?“

Lange blieben ſie ſtumm an einander geſchloſſen. Ihre Thränen vermiſchten ſich, und mich ergriff eine ſo ſtarke Rührung, daß ich auf einige Augenblicke hinausgehen mußte.

Nach einiger Zeit erinnerte ich ſie an das Mittagseßen, das ich bereits beſtellt hatte. Eine angenehme Heiterkeit ſchimmerte durch Roſaliens Trauer, und Don Inigo benahm ſich mit einer Zärtlichkeit gegen ſeine Tochter, und mit einer Dankbarkeit gegen mich, welche mir den kleinen Dienſt, den ich beiden geleiſtet hatte, hinlänglich belohnte.

Donna Roſalia wagte es, einige Worte zur Entſchuldigung ihres Gatten fallen zu laſſen. Aber über dieſen Punkt war Don Inigo unerbittlich. Er befahl ihr ernſtlich, ihm ſeinen Namen nicht mehr zu nennen, und ſagte: „er iſt ein Elender, den man vergeßen muß, und welcher gewiß eines gewaltſamen Todes ſterben wird. Bitten wir Gott, daß er ſich ſeiner erbarmt, und daß ſein Tod heiliger iſt, als ſein Leben war.“

Noch an demſelben Tage reiſten wir miteinander nach Valencia zurück. Don Inigo bat mich, bei ihm meine Wohnung zu nehmen, und einige Wochen da zu bleiben, damit er, wie er ſagte, mir ſeine Dankbarkeit wenigſtens einigermaßen beweiſen könnte, und ich ihm helfen möchte, ſeine Tochter zu tröſten. „Die Gegenwart ihres Wohlthäters, ſetzte er hinzu, wird mitwirken, das Andenken an den Elenden auszulöſchen, der ſie verführt und verlaſſen hat.

Donna Roſalia vereinigte ihre Bitten mit denen ihres Vaters. „Ach, ſagte ſie mit einem Tone voll Gefühls, Ihnen verdanke ich meinen Vater und mein Leben! Verſchönern Sie dieſe Wohlthat noch durch Ihre Gegenwart, und helfen Sie mir, durch den Anblick Ihrer männlichen Tugend, einen Mann verachten, der das Unglück meines Lebens gemacht hat.“

Ich wankte einige Zeit, eh' ich mich entſchließen konnte. Die Liebe rief mein Herz unaufhörlich nach Cordova, und das Verſprechen koſtete mich nicht wenig, acht Tage in Valencia zu bleiben.

Vierzehntes Kapitel.

Eine Abendgeſellſchaft in ſpaniſchem Style.

Don Inigo ſuchte mir meinen Aufenthalt in Valencia auf jede Weiſe angenehm und lehrreich zu machen. Um mir daher auch einen Begriff von dem geſellſchaftlichen Tone in dieſer Stadt zu geben, führte er mich in eine Abendgeſellſchaft bei der Herzogin Eleonora Silva, einer Dame aus der erſten Klaſſe ihrer Nation.

Als wir hinkamen, ſtellte er mich der Herzogin vor. Sie lag nachläßig auf einem Sopha, über welchem ein Bild der heiligen Jungfrau hieng. Sie empfing mich mit einem gnädigen Lächeln, freute ſich über meine Bekanntſchaft, und damit endigte ſich unſre Unterhaltung.

Dieſe Dame war eine Frau von dreißig Jahren, kleiner Statur, aber mit einem Geſicht voll Geiſt und Lebhaftigkeit, und ſchwarzen, feurigen, wollüſtigen Augen. Ihr Fuß, der mir ſehr klein däuchte, ſtand in goldgeſtickten Schuhen, mit äußerſt hohen Abſätzen, welche ihren Gang unbehülflich machten. Durch die langen Franzen ihres Kleides ſah man ſchöne Waden, und Hals, Ohren und Arme waren mit Demanten überladen. Ein dickes Roth lag auf ihrem Geſicht; ein halb Dutzend Röcke von Sammt und Atlas umhüllten ihren Wuchs, und an ihrem Gürtel hieng ein langer wollener Strick, welcher viele Knöpfe hatte, an deren jedem ein Ring mit koſtbaren Steinen befeſtigt war.

Ich frug Don Inigo, was dieſer Strick bedeute?

„Die Damen, gab er mir zur Antwort, tragen ihn zur Ehre ihrer Schutzheiligen, und gewöhnlich zu Folge eines Gelübdes, das ſie im Wochenbette, oder in andern Krankheiten, oder auch zu Gunſten einer Liebſchaft, gethan haben.“

Wir befanden uns in einem großen Saale, und ich ſah nach und nach gegen dreißig Perſonen beider Geſchlechter ankommen. Die Männer begaben ſich auf die linke, und die Damen auf die rechte Seite. Nach einer tiefen Verbeugung umarmte jede der letztern bei ihrer Ankunft die Herzogin, und nach ihr alle übrigen Frauen, bis ſie an den erſten unbeſetzten Stuhl kam, den ſie einnahm. Sie ſchienen mir größtentheils ziemlich hübſch, und es war mir recht unangenehm, daß wir ſo abgeſondert von ihnen bleiben mußten.

Als die ganze Geſellſchaft verſammelt war, erſchien der Pagen-Gouverneur, im weißen Kleide, mit einer großen Fackel in der Hand, kniete nieder, und rief: „es lebe das heilige Sakrament!" Die ganze Verſammlung antwortete ihm: „auf immer."

Nach ihm traten die Pagen hinein, jeder mit einem großen Leuchter in der Hand, machten eine Kniebeugung, und ſtellten dieſe auf die Tiſche. Sie entfernten ſich wieder, und kamen ſogleich mit einer Menge Erfriſchungen an Eis, Chokolade und Confekten zurück. Die ganze Geſellſchaft belebte ſich nun auf einmal, und manche Damen tranken bis auf ſechs Taſſen Chokolade. Ich befand mich neben einem Franziskaner von rieſenmäßigem Wuchſe und Gliedern, der, nachdem er einen Teller um den andern abgeleert hatte, mich frug: „ob die Franzöſiſchen Damen ſo ſchön ſeien, wie die von Valencia?"

„In Valencia, antwortete ich ihm, vergeße ich die Franzöſinnen, und in Frankreich würden Sie nicht an die Spanierinnen denken."

Er frug mich nach Voltairen, und ich erwiederte ihm, daß er ſich ganz wohl befinde.

„Man ſagt, fuhr er fort, daß es ihm ſchrecklich bange iſt vor dem Tod. Er predigt den Atheismus, und fürchtet ſich doch vor den Teufel. Man ſollte ihn lebendig verbrennen, wie einen gewiſſen Vanini."

„Wer iſt dies, mein ehrwürdiger Pater?"

„Dies war ein Atheiſt, ein Anabaptiſt, ein

Antichriſt, den das Concilium zu Conſtanz verbrennen ließ *).

Ich machte ihm ein Kompliment über ſeine Gelehrſamkeit. „Ja, ſagte er, ich mache mir Ehre auf der Kanzel, und habe alle Wunder im Kopf, welche jemals geſchehen ſind, und täglich geſchehen. Ich kenne alle Reliquien von ganz Spanien mit ihren Eigenſchaften, bin Prior meines Ordens, und wollte mich mit allen Prioren und Biſchöfen meſſen, wenn es darauf ankommt, eine Proceſſion anzuordnen, oder ein Kirchenfeſt mit Pracht zu feiern.“

In dieſem Augenblick giengen die Teller wieder vorbei; der ehrwürdige Herr nahm ſich einen reichlichen Vorrath, und ſtreckte ſich in einen breiten Lehnſtuhl, um ihn mit aller möglichen Bequemlichkeit zu verzehren.

Wenn ich mich ſehr über den Appetit der

---

*) Man ſieht, daß der gelehrte Mann den Johann Huß mit Vanini, welcher 1619 zu Toulouſe verbrannt wurde, verwechſelte.

Geſellſchaft wunderte, ſo mußte ich noch mehr darüber erſtaunen, als ich Damen und Herren ſich Taſchen und ſelbſt Schnupftücher mit Confekt anfüllen ſah. Den Inigo munterte mich auf, daßelbe zu thun, indem dies ſo Sitte ſei, und ich nahm auch wirklich einiges mit, um es ſeiner Tochter zu bringen.

Nun kündigte man den Ball an. Der Baſtonero *) ernannte die Tänzer für die Menuet, welcher mit mehr Gravität, als Anmuth, ausgeführt wurde. Auch ſchien ſich Jedermann dabei recht ſtattlich zu langweilen, bis ſich mit einemmale eine Guitarre, von zwo Violinen begleitet, hören ließ, und den Fandango anſtimmte. Wie ein elektriſcher Schlag ergrif die Muſik nun Alt und Jung, und einen Augenblick herrſchte wildes Leben in den Saale. Viele hatten Kaſtagnetten zwiſchen den Fingern, und Andre

---

*) Dies iſt eine Art von Ceremonien-Meiſter, welcher den Tanz anordnet, und über die gute Ordnung wacht.

ſchnalzten wenigſtens den Takt. Die Leichtigkeit und Behendigkeit in den Stellungen und Bewegungen der Weiber war eben ſo erſtaunungswürdig, als voll Ausdruck von zügelloſem Sinnenüberguß und wollüſtiger Ermattung. Jeden Augenblick, wähnt man, werde ſich ein Paar in die Arme ſinken, und die ganze Welt vergeſſend, blos bacchiſchem Genuße überlaſſen. Aber eben ſo ſchnell auch ſteht die raſche Bewegung, wie der Tanz endigt, ſtille, und ein Tänzer ſetzt keinen geringen Werth in dieſes plötzliche Aufhören. Die Muſik, das Geräuſch der Kaſtagnatten, der Finger und Füße, das Geſchrei und der Beifall der Verſammlung, verbreiten eine, dem Wahnſinn ähnliche, Freude und wollüſtige Trunkenheit durch die Geſellſchaft, und wer es auch nicht als Spanier mitfühlen kann, den faßt es dennoch mit gleicher Gewalt. Seine Sinne lodern wild auf, ſeine Gedanken ſtreben nach Genuße, und auch ihn ergreift am Ende die ſüße

Ermattung, welche jeder Anſtrengung der Art zu folgen pflegt.

Gerade befand ſich der Tanz in der größten Lebhaftigkeit, als ſich auf einmal Jedermann gegen die Fenſter hinkehrte, und auf die Knie niederſtürzte. Eine Todtenſtille herrſchte durch den ganzen Saal, und man hörte nichts, als das laute Athemholen der Erhitzten, und das Pochen an die Bruſt, womit die Meiſten ihre Andacht zeigten. Ich war mit der Geſellſchaft niedergeſunken, ohne zu wiſſen, warum, und blos um kein Aergerniß zu geben.

Erſtaunt frug ich Don Inigo, als alles vorbei war, und der Tanz wieder angefangen hatte, was dieſe plötzliche, andächtige Unterbrechung zu bedeuten habe?

„Wie?“ antwortet er mir; „haben ſie das Glöckchen nicht gehört?“

„Nein; aber was iſt denn dies für ein Glöckchen?“

„Man läutete, daß man ſich auf's Knie nieverlaßen ſolle, weil gerade die Monſtranz am Hauſe vorüberging.“

Nachher gewöhnte ich mich ſelbſt an dieſe Sitte. Oft ſah ich im Theater plötzlich ſämmtliche Zuhörer und Schauſpieler Stück und Aufmerkſamkeit auf ſolche Weiſe unterbrechen, und in einem äußerſt blutigen Trauerſpiele, dem ich beiwohnte, ſtanden einmal drei Todte, welche auf der Scene lagen, bei ähnlicher Gelegenheit plötzlich auf, knieten nieder, und ſtreckten ſich, als die Monſtranz vorüber war, wieder für tod nieder.

Das Feſt dauerte bis mehrere Stunden vor Morgen. Ich muß geſtehn, daß ich die ganze Nacht den Fandango, und neben ihm eine ſchöne Perſon aus der Geſellſchaft, im Kopf hatte, die mir alle andere an Reiz und Anmuth zu übertreffen ſchien.

Funfzehntes Kapitel.

Sehnſucht nach Ruhe.

Die Freundſchaft und Güte Don Inigo's befeſtigten die Geſundheit ſeiner Tochter in kurzer Zeit; aber die Traurigkeit wich immer noch nicht aus ihrem Herzen und von ihrem Antlitz.

Als wir uns eines Morgens darüber beſprachen, erzählte mir Don Inigo ſein eigenes Leben, und offenbarte mir ſeine Pläne für die Zukunft.

„Seit dreißig Jahren, ſagte er, bin ich nun Kaufmann, wie es auch mein Vater geweſen iſt. Er hatte mir die Trümmer eines ſehr anſehnlichen Vermögens hinterlaßen, das er in dem Kriege mit England eingebüßt. Nach ſeinem Tode ſetzte ich die Handlung fort, legte eine Seiden- und eine Brandtwein-Fabrik an, und durch Arbeit und Sparſamkeit iſt es mir gelungen, ein Vermögen von etwa hunderttauſend Piaſtern zu erwerben, die ich leicht auf eine Million bringen könnte, wenn ich glaubte, daß ich glücklicher dadurch werden würde. Mein einziger Wunſch geht nun blos nach einem hübſchen Landhaus, und die Lage meiner Tochter beſtärkt mich noch mehr in den Entſchluße, mich von der Welt zurückzuziehen. Nach ihrem Unglück bleibt ihr kein anderer Zufluchtsort, als ein Kloſter, oder das Land. Jenes würde mich ihrer auf immer berauben, und ihrem Herzen doch keinen Troſt geben; in den Beſchäftigungen des Landlebens aber, und in der Geſellſchaft ihres Vaters, kann ſie doch allmählig die Ruhe wieder finden, deren ſie bedarf, und es bleibt ihr wenigſtens der Rücktritt in die Welt und die Benutzung eines beſſern Schickſals nicht verſchloßen, das ſich vielleicht noch für ſie eröffnet. Ach, wie glücklich wär' ich, einen Schwiegerſohn von Ihren Verdienſten zu haben! Aber iſt ein Himmel ohne Wolken? Und in welchem Winkel der Erde wohnt die Glückſeligkeit, die die Menſchen nicht ſtören können? Nein, ich will der Welt und ihren manichfachen Berührungen, welche ſo oft unſre Ruhe ſtören, nach Möglichkeit entſagen, und auf einem ſtillen Landſitze mein Leben beſchließen. Welches Land iſt auch geeigneter zu ſolchem Glück, als dieſes? Unſer Winter dauert nur zwei Monate, und kennt weder Schnee, noch Froſt; in fünf Jahrhunderten hat man nur zweimal Nebel und Eis in Valencia geſehen. Unſer Frühling kommt im Februar; da ſchmücken ſich bereits die Mandelbäume mit reicher Blüthe, bedeckt die Erde ſich mit Genüßen, und würzen die Orangendüfte die Luft. Im März entwickelt ſich ſchon der ganze Reichthum, den der Frühling verſprochen hat. Die Vögel bauen ihre Neſter, und, ehe man's inne wird, iſt der Sommer da, deßen Hitze nie ſehr drückend für uns iſt. Und was geht über die Fülle unſers Herbſtes? Nur die Tag- und Nacht-Gleiche bringt uns einigen Regen; aber kaum zwanzig Tage im ganzen Jahre werden uns durch ſelne Güße entzogen. Ein unaufhörlich klarer Himmel liegt über unſern glücklichen Gefilden. Wir wiſſen von keiner Noth, als der, die wir uns ſelbſt verurſachen, und die ganze Natur um uns ladet uns blos zur Freude, zum Genuß, und zur Zufriedenheit ein."

„O, ſagte ich ihm, Sie müſſen gewiß noch glücklich werden! Führen Sie dieſen ſchönen Gedanken aus, und ich bin überzeugt, daß auch für Ihre Tochter noch die Zeit kommen wird, da Sie ſie zufrieden ſehen!"

Sechzehntes Kapitel.

Komödienzettel und ein Abenteuer.

Ob ich Seraphinen vergeſſen habe? — Gewiß nicht. Ihr Bild umſchwebte mich Tag und Nacht, meine Gedanken flogen unzähligemal nach Cordova, und bloß eine gewiße Behaglichkeit, welche den Menſchen immer in einem ſchönen Klima beherrſcht, verlängerte meinen Aufenthalt in Valencia.

Es war mir hier alles ſo neu, ſo merkwürdig, ſo ſonderbar, und doch ganz recht. Stundenlang ſchlenderte ich oft allein durch die Straßen der Stadt, und blieb überall ſtehen, wo meine Neugierde einige Nahrung fand.

Bald war es ein Comödienzettel, welcher an der Straßenecke hieng, und mir durch ſeinen Inhalt auffiel. Da hieß es zum Beiſpiel: der Kaiſerin des Himmels, der Mutter des ewigen Worts, dem Nordſtern Spaniens, dem Troſt, der getreuen Wache und dem Walle aller Spanier, der allerheiligſten Maria, zu deren Vortheil und Verſchönerung ihrer Kultur, die Schauſpieler unſrer Stadt heute Abend die heroiſche Komödie von den Mauriſchen Königen, wie ſie mit den Spaniern im Krieg begriffen ſind, geben werden."

Neben dieſem Zettel hiengen noch andre. „Heute iſt Predigt und Muſik bei den Franziskanern;" hieß es auf dem einen; „Übermorgen werden ein Maulthier, ein Bild der heiligen Jungfrau, und eine Krippe an den Meiſtbietenden verkauft," verkündigte der zweite; Auf einem dritten las man: „heute Abend um acht Uhr iſt die Roſenkranz-Proceſſion." „Es iſt eine kleine goldene Doſe geſtohlen worden," fand ich weiter, „welche die Haa-

Haare einer Dame enthält. Wer ſie durch ſeinen Beichtvater zurückgiebt, erhält den Werth der Doſe zur Belohnung.“

Dergleichen Nahrung für meine Neugierde fand ich überall in der ganzen Stadt. Als Fremder hatte ich ja auch das Recht, alles zu begaffen, und zu Hauſe genoß ich wenigſtens den Vortheil, mich über alle dieſe Sonderbarkeiten und Thorheiten freimüthig gegen Don Inigo äußern zu können.

Als ich einſt Abends allein nach Hauſe gieng, hörte ich auf dem Balkon eines Hauſes huſten. Unwillkührlich ſchaut' ich hinauf, und ſah ein paar Frauenzimmer-Hände, welche unter einer Jalouſie hervorragten, und verſchiedene Bewegungen machten. Da ich ſchloß, daß alles dies mir gelten ſollte, machte ich eine leichte Verbeugung hinauf, und zog meine Straße.

Bei alle dieſem hatte ich nichts gedacht, und dachte natürlich nachher noch weit weniger daran.

Es war daher Zufall, daß ich nach einigen Tagen wieder die nemliche Straße kam, und ich würde mich vielleicht der erſten Szene gar nicht mehr erinnert haben, wenn ich nicht von demſelben Balkon herab wieder auf gleiche Weiſe begrüßt worden wäre. Indeß befand ich mich gerade in einer recht luſtigen Stimmung, und ſo antwortete ich denn diesmal auch mit größerer Lebhaftigkeit, als zuvor. Die ſchöne Unbekannte ließ ſich aber immer noch nicht anders, als hinter den Jalouſien, ſehen, und nur ihre Hände redeten eine Sprache, die zwar in Valencia wohl bekannt iſt, aber welche ich unglücklicherweiſe nicht verſtand. Ich wollte eben weiter gehen, da ließ ſie mir einen Roſenkranz zu Füßen fallen. Ich hob ihn auf, und gieng in eine gegenüberſtehende Bude, wo ich mich erkundigte, wer in dieſem Hauſe wohnte, in welchem man ſo ſehr für mein Seelenheil beſorgt war.

„Ein alter reicher Edelmann, hieß es, der zwei Töchter hat, van denen die eine ſehr ſchön, und die andre nicht minder häßlich, aber ſehr lebhaft iſt, und mit aller Gewalt gerne heirathen möchte.“

Nun, dacht’ ich, das Glück will dir in Spanien nicht ſo gar übel. Wenn du Seraphinen vergeßen könnteſt, möchteſt du am Ende gar noch in Valencia zu einer Frau kommen!

Siebenzehntes Kapitel.

Leibesſchmerzen zuſammt der heiligen Lucina.

Als ich nach Hauſe kam, fand ich Don Inigo ſehr niedergeſchlagen. „Ach, ſagte er, ich wartete ſchon lange mit Ungeduld auf Sie, kommen Sie mit mir, um meine Tochter zu tröſten. Sie hat einen Brief von dem Niederträchtigen erhalten, der ſie betrogen, und worin er ihr ſchreibt, daß er im Begriff ſei, ſich nach Indien einzuſchiffen, und daß ſie ihn vergeßen ſolle. Dieſer Brief hat ihre Wunde wieder aufgeriſſen. Sie ſpricht vom Tode, will in ein Kloſter gehn, iſt in völliger Verzweiflung. Kommen Sie, ſie zu tröſten. Zu Ihnen hat ſie Zutrauen, ſie ſchätzt Sie über Alles, ſuchen Sie ihr doch den Gedanken an das Kloſter aus dem Kopfe zu bringen!“

Ich gieng zu ihr auf das Zimmer. Sie hatte den unglücklichen Brief in der Hand, und ſchwamm in Thränen. „Nun iſt's geſchehen, rief ſie mir entgegen; nun will er mich ganz verlaßen! Und ich konnte ihn lieben, konnte ihm alles aufopfern?“ Ohne ihr zu antworten, ſetzte ich mich neben ſie. Nach einem kurzen Schweigen fieng ſie ſchluchzend wieder an: er geht, er ſchifft ſich nach Indien ein! O ich Unglückliche!“

„Nun, ſo laßen Sie ihn gehen; Sie haben ja immer noch einen guten, den beſten Vater. Sie ſind jung, ſchön, reich, und mit ſo vielen Vortheilen ſollten Sie nicht noch glücklich werden können? Und iſt das kein Glück, wenn Sie die alten Tage Ihres Vaters durch Ihre Anmuth und Ihre Tugenden verſchönern?“

„Ach ja, ich hoff' es; ſein Glück ſoll mein Troſt ſein!“

Als ich ſie einigermaßen ruhiger ſah, ſprach ich von ihrem Plane, in das Kloſter zu gehn, und ſtellte ihr vor, wie ſie dadurch die ganze Zufriedenheit ihres Vaters untergraben, und ſich nur in ein Leben voll Langerweile, Reue, und ſogar Verzweiflung, ſtürzen würde, aus dem gar keine Rettung mehr wäre.

Mit ihren Verſicherungen, dem Willen ihres Vaters zu folgen, kam ich wieder zu Don Inigo. Er dankte mir herzlich für meine freundſchaftliche Theilnahme an ſeinem Glück, und verſicherte mich, daß er dem Tag, da er mich verlieren müßte, mit Zittern entgegen ſehe.

Nachmittags ſchlug er mir vor, mit ihm zu einer ſeiner Verwandtinnen zu gehen, welche ihn hätte erſuchen laßen, ſich bei ihrer Entbindung einzufinden; indem ich bei dieſer Gelegenheit einige Erfahrungen weiter über ſpaniſche Sitten machen würde. Mit Vergnügen gieng ich mit ihm.

Wir fanden die gute Frau in den ſchrecklichſten Schmerzen, ohne daß die Entbindung vor ſich gehen wollte, mitten unter einer großen Geſellſchaft.

Kurz nach uns ſtellte ſich ein Franziskaner-

Mönch ein, welcher unter ſeiner Kutte ein kleines Heiligenbild von Holz trug. Er ſtellte es auf den Tiſch, und umgab es mit vier angezündeten Lichtern. Nun nahm er erſt einige Taſſen Chocolade zu ſich, kniete ſodann vor dem Bilde nieder, und fieng an, es um Beiſtand für die Kranke anzuflehn. Aber die Entbindung wollte immer noch nicht vor ſich gehen. Die Kranke ſtöhnte und jammerte, der Mönch ſchwitzte, gebehrdete ſich, wie ein Beſeßener, und warf Blicke voll Unwillens auf den Heiligen, welcher hartnäckig war. Endlich gieng aber die Geburt dennoch vor ſich. Der Mönch ſtand triumphirend auf, und verſicherte mich, daß die Wehen, ohne den Beiſtand ſeines Heiligen, wohl noch ein paarmal vier und zwanzig Stunden gedauert haben würden.

„Wirklich, ſagte ich ihm, es iſt mir völlig neu, daß ſich auch männliche Heilige mit der Entbindungskunſt befaßen. Bisher kannte ich nur die heilige Lucina, als Beiſtand der Wöchnerinnen."

„Wir kennen dieſe Heilige nicht in Spanien; gab er mir zur Antwort. War ſie vielleicht eine Franzöſin?"

„Nein, ſie wurde in Griechenland gebohren, wo ſie Altäre hat, und iſt ſo mächtig, daß ſie einſt eine Entbindung der Kaiſerin Alkmene, welche durch ihre Galanterien ihren Unwillen erregt hatte, Tage lang verhindert hat."

Nun traten verſchiedene Kinder herein, welche ſämmtlich in Kutten vom Franciskaner-Orden ſteckten. Ich frug Don Inigo, was dies zu bedeuten habe?

„Es ſind die Kinder vom Hauſe, antwortete er mir. Ihre Eltern haben bei ihrer Geburt das Gelübde gethan, ſie eine gewiſſe Anzahl von Jahren hindurch nicht anders, als ſo, zu kleiden."

Die Kleinen bemächtigten ſich der Bildſäule des Heiligen, und ſpielten mit ihr, während der Mönch einen Teller Confekt um den andern ableerte, und bis er ſie endlich wieder unter ſeine Kutte nahm, und, reichlich beſchenkt, weggieng.

Achtzehntes Kaiptel.

Fortſetzung des Abenteuers.

Der Zufall führte mich den folgenden Tag durch die Straße, in welcher meine ſchöne Unbekannte wohnte. Sie ſtand wieder hinter den Jalouſien, und ließ, da ich zu ihr aufblickte, einen Blumenſtrauß zu meinen Füßen fallen.

Er war mit einem grünen Band zuſammengebunden, das folgendes Billet enthielt:

„Möchten Sie mir nicht den kleinen Ring abtreten, den Sie am Finger tragen? Es würde mich auf's höchſte freuen, etwas zu beſitzen, das Ihnen angehört hat. Können Sie ſich zu dieſem kleinen Opfer entſchließen, ſo gehen Sie morgen Vormittags um zehn Uhr in die Franziskaner-Kirche. Sie werden daſelbſt bei dem Weihwaſſerkeſſel eine Frau finden, welche huſten wird, ſo wie Sie ſich ihr nähern. Dieſer geben Sie den Ring. Viva usted muchos años."

Dieſe Wendung des Abenteuers machte mich auf die Entwickelung deßelben ſehr begierig. Ich begab mich um die beſtimmte Zeit wirklich in die Franziskaner-Kirche, und fand auf der angezeigten Stelle eine Frau, die ganz in ihr ſchwarzes Gewand eingehüllt war, und mir das verabredete Zeichen gab.

Ich händigte ihr den Ring nebſt einem kurzen Billet ein, in welchem ich meiner unbekannten Schöne ſagte, daß ich im Begriff ſei, Valencia zu verlaſſen, und daß ich ihren Roſenkranz immer bewahren würde, als eine Reliquie, die mir Glück bringen müßte.

Wirklich entſchloß ich mich, nun abzureiſen, und verkündigte Don Inigo und ſeiner liebenswürdigen Tochter mein Vorhaben. Beide bezeigmir ihren Schmerz, mich zu verlieren, auf die für mich rührendſte Weiſe. Don Inigo bot mir ſeine Dienſte und ſeine Börſe an, und aus Roſaliens ſchönen Augen rollten häufige Thränen. Sie ſchwur mir ewige Dankbarkeit, und verſprach, die Mutter Gottes alle Tage für mich anzuflehen. Auch bat ſie mich, ein goldenes Kreuz, das ſie ſeit ihrer Geburt getragen, von ihr zum Andenken anzunehmen.

So war ich denn mit Kreuzen, Roſenkränzen und Reliquien, reichlich verſehen, und ging, mir eine Kaleſche zu miethen, die mich nach Cordova bringen ſollte. Der folgende Tag wurde zur Abreiſe feſtgeſetzt.

Ich machte den Abend zuvor mein Gepäcke zuſammen. Don Inigo vermehrte es mit zwölf Pfunden der allerbeſten Chocolade, und mit einem prächtigen Exemplar von Don Quixote, das er mir durch ſeine Tochter überreichen ließ.

In der Dämmerung machte ich noch einige Gänge durch die Straßen von Valencia, um mich zum letztenmal noch in einer Stadt umzuſehn, in welcher mir ſo viel Gutes widerfahren war. Plötzlich ſah ich mich von ſechs Alguazils umgeben, die mich auf Befehl des Corregidors arretirten. Ich frug ſie, mit welchem Recht, und wegen welches Vergehens, man mich ſo behandelte? „Wir wißen es nicht, gaben ſie mir zur Antwort; allein Sie haben nichts zu fürchten; es iſt blos eine kleine Formalität, um Sie zu verhindern, Valencia zu verlaſſen.“

„Will etwa die Inquiſition ihre Bekanntſchaft mit mir wieder anknüpfen?“

„Nein; wir bringen Sie in die Gefängniſſe der Stadt.“

Dieſe Antwort beruhigte mich; indem ich die ganze Geſchichte nun einer bloßen Verwechſelung zuſchrieb. Ich ließ mich daher geduldig wegführen.

In dem Gefängniß angekommen, forderte ich Dinte und Papier von dem Schließer, um an Don Inigo zu ſchreiben. Allein er antwortete mir, daß er dieſes ohne ausdrückliche Erlaubniß nicht geben dürfe. „Was' hab' ich denn gethan? rief ich aus. Behandeln die Spanier die Fremden auf ſolche Weiſe? In welcher Angſt wird mein Gaſtfreund ſein, wenn er mich nicht mehr zurückkommen ſieht? Was iſt denn mein Verbrechen? Hab' ich irgend einen Mönch beleidigt, oder es an Ehrfurcht gegen die Madonna fehlen laßen? Oder hab' ich an einem Freitag Fleiſch gegeßen, dem Herrn Corregidor oder dem Erzbiſchof nicht mein Compliment gemacht? Und, hab' ich mich nicht immer, wenn die Monſtranz vorüber kam, auf die Knie geworfen?"

Aber auf alle dieſe Fragen erhielt ich keine Antwort. Statt aller Belehrung ſetzte er mir eine Schüßel Stockfiſche und Salat vor. Zum Oel bot er mir das in ſeiner Lampe an, die er mir deshalb auf den Tiſch ſtellte, und ging weg, um mich meinen Betrachtungen zu überlaßen.

Neunzehntes Kapitel.

Entwickelung des Abenteuers.

Aus den unruhigſten Träumen erwachte ich endlich. Die Sonne konnte kaum einige ſparſame Lichtſtrahlen in meinen Kerker werfen. Da überdacht' ich mein ganzes ſonderbares Schickſal in Spanien. Ich fand es dem Character ſeiner Bewohner ähnlich, in welchem die verſchiedenſten Züge mit einander wechſeln, die größten und edelſten mit den niedrigſten und geſunkenſten, gleich den raſchen Uebergängen meines Geſchicks, von dem ſchönſten Glück der Liebe und der Freundſchaft, zur Verlaßenheit und Verworfenheit in die Kerker der Unterdrückung und des Laſters.

Mit größter Ungeduld erwartete ich den Schließer, um wenigſtens einige Aufklärung über mein Schickſal zu erhalten. Lange kam er nicht: endlich ging aber doch die Thüre auf.

Ein alter Geiſtlicher mit weißen Haaren trat zu mir herein. Nach den erſten Begrüßungen erkundigte ich mich nach dem Zweck ſeines Beſuchs.

„Ich bin der Groß-Vikar des Erzbiſchofs, fieng er an, und komme im Namen der Señora Donna Angelica y Tecla y Tereſa Paular, Ihrer rechtmäßigen Gattin!“

„Meiner Gattin, rief ich; wahrlich, da müßt ich doch auch etwas davon wiſſen, wenn ich verheirathet wäre. Ich kenne keine Señora Angelica y Tecla y Tereſa Paular.“

„Erlauben Sie mir, Sie haben dieſer Dame den Hof gemacht, haben ihr ein Billet geſchrieben; iſt das nicht Ihre Handſchrift?

„Ich bin weit entfernt, ſie abzuläugnen; allein ich ſchrieb dieſes Billet aus bloßer Höflichkeit. Eine Dame, die ich gar nicht kenne, ſchrieb mir; ich ſah das Ganze für einen Scherz an, und antwortete ihr nur, um nicht unartig zu erſcheinen.“

„Und haben Sie ihr nicht einen Ring, das Unterpfand des Sacraments der Ehe, gegeben?“

„Das iſt zuverläßig.“

„Aber warum gaben Sie ihn ihr?“

„Weil Sie ihn von mir verlangt hat. Dies iſt alſo die Señora Angelica Paular, die Sie geſchickt hat, die mich heirathen will, und mich wahrſcheinlich hat arretiren laßen?“

„Nicht anders. Sie haben ihr Ihre Abreiſe angekündigt, ſie liebt Sie, und glaubt daher, nach der innigen Verbindung, welche zwiſchen Ihnen und ihr ſtatt findet, die Kirche und die Gerechtigkeit zu Hülfe rufen zu müßen, um Ihre Flucht zu verhindern, und Gewalt gegen einen Mann zu gebrauchen, der, nachdem er Zärtlichkeit geheuchelt, ſie zu verführen, ſie nun verlaßen will. Allein ſie iſt gut und nachgiebig, und läßt ſich gefallen, Ihnen ihre Hand zu geben, wenn Sie Ihren Fehler recht ernſtlich bereuen.“

„Ihre Rede, mein Herr, ſetzt mich in das größte Erſtaunen; aber dies iſt auch die einzige

Wirkung, welche ſie auf mich macht. Die Señora Paular wird nie meine Frau werden, und wenn ſie auch ſo ſchön wie Angelica, die heilige Thecla und die heilige Thereſe wäre.“

Nun begann der Groß-Vikar eine Art von Predigt, in der er mit ſehr ſchwülſtigen Worten ſagte, daß die ſtrengen Sitten und der Geiſt der Religion in Spanien die Liebeshändel mit einer adelichen Perſon verböte, wenn ſie nicht eine rechtmäßige und tugendhafte Verbindung zum Zweck hätten.

„Ich hatte gar keinen Zweck, fuhr ich fort, weder einen guten, noch einen ſchlimmen. Ich weiß nicht, ob die Señora Angelica jung oder alt, verheirathet oder Wittwe, hübſch oder häßlich, von Adel iſt, oder nicht. Ich habe nie ihr Geſicht, ſondern bloß ihre Arme geſehen, die mir ſehr gelenkig ſchienen. Von Verſprechungen, die ihr gethan, iſt ohnedies nicht die Rede.“

„Allein Sie haben ihr einen Ring gegeben, und ein Billet geſchrieben, und nach unſern Geſetzen und dem Geiſt der Kirche haben dieſe Umſtände ſo viel Gültigkeit, als ein wirkliches Heirathsverſprechen. Ein wohlerzogenes Mädchen empfängt dergleichen Unterpfänder der Zärtlichkeit mit reinen Geſinnungen und einem edlen Zutrauen auf den, der ſie ihr gegeben hat."

„Ich will die Tugend der ſpaniſchen Mädchen nicht in Zweifel ziehen; aber auf jeden Fall halten ſie ſich nach der Ehe ſchadlos."

„Mein Stand verbietet mir, in dergleichen Unterſuchungen einzugehn. Meine Pflicht iſt, die Seelen aus den Armen der Sünde zu reißen, und nicht, ſie zu verläumden. Schlagen Sie alſo hartnäckig die Hand der Señora Angelica aus?"

„Ja, Herr, bei'm ewigen Gott und allen Heiligen, ich werde ſie nie heirathen!"

Damit endigte ſich unſre Unterhaltung. Ich bat ihn um das Verſprechen, Don Inigo Flores von meiner Gefangenſchaft zu benachrichtigen, was er mir auch erfüllte; denn mein redlicher

Freund ſandte mir ſogleich ein gutes Mittagseſſen mit einem Billet, worin er mir zu wiſſen that, daß er bereits von meinem Schickſal in Kenntniß geſetzt ſei, aber die Erlaubniß, mich zu ſprechen, noch nicht habe auswirken können.

Zwanzigſtes Kapitel.

Erſte Bekanntſchaft mit meiner Braut.

Am folgenden Morgen wurde ich von vier Alguazils in meinem Gefängniß abgeholt, und vor den Corregidor der Stadt gebracht. Mit einer, in meinen Augen lächerlichen, Gravität, empfing er mich. „Wir haben in Spanien, fing er an, ſtrengere Grundſätze und andere Sitten, als in Frankreich, wo man mit der Ehre der Frauen bloßen Scherz treibt."

„Herr Corregidor, erwiederte ich ihm; in Frankreich herrſcht weniger Heuchelei, mehr wahre Achtung vor dem andern Geſchlecht, und größere Schonung gegen die Fremden."

In dieſem Augenblick trat der Groß-Vikar mit der Dame herein, welche mich mit aller Gewalt heirathen wollte. Jetzt ſah' ich ſie zum erſtenmale; aber Himmel, welch ein Anblick! Ich glaubte eine Carricatur aus der muthwilligſten Farce zu erblicken. Man denke ſich ein Perſönchen, das kaum fünfthalb Fuß Höhe hatte, und in deßen ganzem Körper das größte Mißverhältniß herrſchte. Eine olivenfarbige Geſichtshaut, ein ſchiefer, weitgeſchlitzter Mund, und ein paar kleine Äugchen voll des wollüſtigſten Feuers. Was ſoll ich das Zerrbild noch weiter bezeichnen! Ich bemerke nur noch zu allem Ueberfluß, daß ſie an dem einen Bein hinkte, und daß ſie ſich ſo reichlich mit Schmuck überladen hatte, daß alle ihre natürlichen Fehler nur deſto ſcheinender hervortraten.

Indeß begrüßte ſie mich mit einem äußerſt zärtlichen Blick, den ich nur mit einer kalten Verbeugung erwiederte.

„Dies iſt die Dame, fing der Groß-Vikar an, die Sie lieben, und die Sie, nach den Unterpfändern Ihrer Zuneigung, welche Sie ihr gegeben, für Ihre Gattin anerkennen müßen.“

Erſt vermocht' ich gar keine Worte zu finden, vor Verdruß und Schaam; endlich aber erklärte ich: daß ich dieſe Dame nie geſehn, nie geliebt, nie zu heirathen gedacht hätte.“

„Das iſt nicht wahr, fuhr der Groß-Vikar fort; Sie haben Sie in der Abendgeſellſchaft bei der Herzogin von Silva geſehen, Sie ſind oft unter ihrem Balkon vorübergegangen, haben ihr Zeichen gemacht, haben einen Roſenkranz und einen Blumenſtrauß von ihr erhalten, haben ihr ein Billet geſchrieben, und einen Ring geſchickt.“

Wirklich erinnerte ich mich jetzt, dieſe Perſon in jener Abendgeſellſchaft bereits wegen ihrer Häßlichkeit bewundert zu haben. Ich geſtand das; verſicherte aber, daß es mir nie eingefallen ſei, ſie zu lieben.

„Aber warum ſind Sie denn ſo oft durch ihre Straße gegangen?“ rief der Corregidor.

„Weil mein Weg mich durch dieſelbe führte, und weil man nicht alle Mädchen heirathet, die in den Straßen wohnen, durch welche man wandelt.“

„So verharren Sie denn in Ihrer entehrenden Weigerung?“

„Ja; denn ich würde mich eher zu allem andern, als zu einer Heirath mit dieser Dame, verſtehen.“

„Nun denn, antwortete man mir, ſo werden Sie ſo lang im Gefängniß bleiben, bis ſie auf beßere Geſinnungen gekommen ſind, oder bis die Señora Angelica von ihren Forderungen an einen Undankbaren, den ſie mit ihrer Hand beglücken wollte, abſteht.“

Auf dieſe Worte verließ der Groß-Vikar mit der reizenden Dame das Zimmer. Als ſie ſich entfernt hatten, ſprach ich zum Corregidor: mit welchem Recht behandeln ſie einen franzöſiſchen Edelmann und Kapitän in ſeines Königs Dienſten, auf dieſe unwürdige Weiſe, um ihn zu einer ſo unpaßenden, ſo lächerlichen, Heirath zu zwingen?“

„Mein Herr Kapitän, erwiederte er; wißen Sie nicht, daß jeder Fremde den Geſetzen des

Landes unterworfen iſt, in welchem er ſich befindet? Kromwell ließ einſt den Bruder des portugieſiſchen Geſandten in London aufhängen, weil er ſie zu verletzen gewagt hatte.“

„Ich kenne die Achtung, die ich den Geſetzen ſchuldig bin, ſo gut, wie Sie. Wenn dieſe Geſetze aber lächerlich, abgeſchmackt, ſind, und bloß der Unerfahrenheit Schlingen legen, ſo kann ich ſie nicht anerkennen.“

„Wir brauchen uns nicht über eine Sache zu ſtreiten, in der ich bloß meine Pflicht zu thun habe, und Ihnen keine Rechenſchaft für meine Handlungen ſchuldig bin. Sie kehren in Ihr Gefängniß zurück, und die Bedingungen, unter denen Sie Ihre Freiheit wieder erhalten können, wißen Sie.“

„Ich muß der Gewalt weichen; aber meine Regierung ſoll die Behandlung erfahren, die einer ihrer Offiziere in Valencia auszuſtehen hatte.“

Der Corregidor wandte mir den Rücken zu, und ich ward in mein Gefängniß zurückgeführt.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Zärtlicher Briefwechſel.

In tiefen Betrachtungen über mein Unglück verſunken, ſaß ich in meinem Gefängniß. Da öffnete ſich die Thüre, und Don Inigo trat herein. Ich glaubte einen Engel des Himmels zu ſehn, und warf mich in ſeine Arme.

„Aber um's Himmelswillen fing er an, wie haben Sie ſich in den groben Schlingen einer ſolchen Närrin fangen laßen können?“

„Wer konnte ſich vorſtellen, antwortete ich, daß ein wohlerzogenes Mädchen von einem Balkon herab das Netz auswerfen würde, um einen Mann zu fangen. Welche Sitten! Welch ein Mißbrauch der Religion in dieſem Lande! In Barcelona ſtürzt man mich in die Inquiſitions-Gefängniße, weil ich geſagt hatte, die heilige Jungfrau brauche keine Nachtlampe, und dürfte nur frühe genug zu Bette gehen. Hier ſteckt man mich in den Kerker, um ein Mädchen zu heirathen, die ſo häßlich iſt, wie ein Affe, bloß weil ich unter ihrem Balkon vorübergegangen bin, und ihr, aus Galanterie, einen Ring geſchenkt habe, den ſie von mir verlangte. Es fehlt mir nun weiter nichts mehr, als daß ich auch noch excommunicirt werde."

„Das kann auch noch geſchehen."

„Aber erklären Sie mir doch dieſe Art, Männer wie die Fiſche, zu fangen."

„Dieſe Art zu heirathen nennt man hier zu Lande sacar per el vicario. Ein Mädchen, das zwölf Jahre alt iſt, kann einen jungen Mann, der vierzehn Jahre hat, als ihren Gatten anſprechen, wenn er ihr irgend ein Kleinod, einen Ring, gegeben, oder ihr ein Billet geſchrieben, in dem er ihr nicht einmal ein Wort von Liebe geſagt hat. *) Mit einem dieſer Beweiſe

---

*) Dieſe Sitte beſtand wirklich in Spanien, bis auf die Regierung Carls III, der durch ein eigenes

tritt das Mädchen vor den Groß-Vikar, und macht ihre Klage bei ihm anhängig. Wird ſie von ihm anerkannt, ſo ſetzt man den Beklagten feſt, und läßt ihn nicht früher los, als bis er mit ihr durch die Kirche verbunden iſt. So hat es auch die Señora Angelica Paular gemacht, die ſich auf dem Ball bei der Herzogin von Silva in Sie verliebte.“

„Wie misbraucht man doch die vortrefflichen Inſtitutionen der Geſellſchaft in dieſem Lande! Die Geſetze beſchützen die Mönche mit all' ihrer Habſucht, und ihrem Ehrgeiz, und dieſe machen die Religion zu einem bloßen Gaukelſpiel ihrer Abſichten.“

„Es iſt viel Wahrheit in dem, was Sie ſagen. Aber Sie müßen auch eingeſtehn, daß Sie ein bischen leichtſinnig gehandelt haben. Warum ſind Sie gegen Mädchen, die Sie gar nicht

Edikt alle wegen Stand und ſonſtiger Verhältniße zu ungleiche Heirathen verbot. Die Veranlaßung dazu gab die Mißheirath eines ſeiner eigenen Söhne, des Infanten Don Luis.

kennen, galant? Warum wenden Sie ſich nicht lieber an die Weiber, die nichts als Liebe und Wolluſt athmen? Dabei iſt keine Gefahr; außer etwa von einem Dolchſtich, wenn Sie Ihrer Geliebten untreu werden. Die Mädchen aber ſind heilig, und nur unter den Fittigen der Ehe dürfen ſie berührt werden.“

„Wie kann ich denn aber wieder hier los kommen? Wißen Sie kein Mittel?

„Ich habe mehrere Schritte ſchon deshalb gemacht; aber umſonſt. Ich habe bloß die Warnung davon getragen, mich nicht in die Angelegenheiten der Kirche zu miſchen. Das einzige Mittel, das mir beigefallen iſt, beſteht indeß darin, daß Sie an den Grafen von Oſſun, den franzöſiſchen Geſandten in Madrid, ſchreiben, und ihm die ſchreiende Ungerechtigkeit melden, die Sie erdulden. Ich werde Ihren Brief beſorgen, und ihn noch überdies durch einen meiner Bekannten in der Hauptſtadt unterſtützen laſſen.“

Natürlich ergriff ich dieſen Ausweg mit aller

Wärme. Don Inigo ſchickte mir Schreibmaterialien und Bücher. Auch beſuchte er mich, ſo oft er Erlaubniß dazu erhielt. Roſalia, ſagte er mir, habe ein neuntägiges Gebet der Madonna zu Ehren für meine Befreiung gelobt. Nach Tiſche brachte mir mein Gefängnißwärter einen Brief. Ich öffnete ihn, und wie groß war mein Erſtaunen, als ich die Unterſchrift Angelica Paular erblickte! Im erſten Anfall von Zorn wollt' ich ihn zerreißen; indeß faßte ich mich und las:

„Mein lieber Cavalier, Don Luis. Ich habe „Sie in der Abendgeſellſchaft bei der Herzogin „von Silva geſehn, wo mir Ihre Phyſiognomie, Ihr edles und geiſtvolles Weſen, im „höchſten Grade gefallen haben. Sie haben „geklatſcht, als ich den Fandango tanzte. Von „da an habe ich Tag und Nacht an Sie gedacht. Sie ſind unter meinem Balkon vorübergegangen, auf welchem ich ganze Tage „ſtand, um Sie zu erwarten. Ich habe zu „dem heiligen Nicolaus, dem Schutzpatron der

„Mädchen, gefleht, mir günſtig zu ſein, und „mir Ihre Liebe zu erwerben. Ich habe Ihnen „nen einen Roſenkranz und Blumen zugeworfen, „worfen, die Sie beide angenommen; ich habe „Ihnen ein Billet geſchrieben, und Sie haben „mir geantwortet. Ich habe Sie um einen „Ring, das heilige Pfand der Ehe, gebeten, den „Sie mir gegeben. Und dennoch, Undankbarer, „täuſchten Sie mich! Sie ſind Edelmann, „Soldat und Chriſt. Sie müßen Gott und „die Ehre lieben. Ich bin von ſo gutem „Adel, als Sie, und aus altem chriſtlichen „Blute. Per el dulcissimo nombre de „Jesus! *) Geben Sie mir Ihre Hand; ich „werde alles vergeſſen, und Sie ſollen nach „Gott und der heiligen Jungfrau das Liebſte „ſein, was ich auf dieſer Welt beſitze. Gott „erhalte Sie viele Jahre!

Angelica y Tecla y Teresa
Paular.

Ich

---

*) Bei'm ſüßeſten Namen Jeſu!

Ich ſetzte mich ſogleich nieder, und antwortete der zudringlichen Dame folgendermaßen:

„Ich bitte die heilige Jungfrau, Sie von Ihrer Liebe zu heilen. Sie wird es thun; denn „Sie ſind ihre treue Verehrerin. Es iſt wahr, „ich habe Ihr Tanzen beklatſcht, Ihren Roſenkranz aufgehoben, und Ihnen einen Ring „geſchenkt. Erkennen Sie hierin aber nichts, „als franzöſiſche Höflichkeit und Galanterie, „und ſeyn Sie überzeugt, daß ein Wunder geſchehn müßte, wenn ſich mein Herz verändern, und ich Sie heirathen ſollte. Ich „bitte Sie, geben Sie dieſen Plan auf, „und wenn Sie mich lieben, wie Sie „ſagen, ſo ſchenken Sie mir meine Freiheit. Dann werd' ich die heilige Jungfrau anflehen, einen gütigen Blick auf „Sie zu werfen, daß Sie einen Gatten „bekommen, der Ihrer Reize würdig iſt, „und der beßer, als ich, den Werth Ih-

„rer Zärtlichkeit zu ſchätzen wiſſen wird. Gott „erhalte Sie viele Jahre!“

Louis von Saint-Gervais,
Kapitän in franzöſiſchen Dienſten.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Probe eines poetiſchen Don Quixote's.

Kurz nach dem Brief meiner heirathsluſtigen Schönen, erhielt ich einen andern von Don Pacheco. Er beklagte ſich über mein langes Ausbleiben, und ſchilderte mir ſeine und Seraphinens Ungeduld, mich einmal bei ihm zu ſehen. Er ſchloß mit folgenden Worten:

„Ich finde meine Tochter unaufhörlich zerſtreut „und traurig. Ohne Zweifel iſt Ihre lange „Zögerung die Urſache davon. Beeilen Sie „ſich denn, lieber Kapitän, zu uns zu kommen. „Keinen Aufſchub, keine Entſchuldigungen „mehr! Der wahre Liebende eilt über die „Berge, ſchwimmt durch die Flüße, ſtürzt Rieſen „und Ungeheuer vor ſich nieder, um der „himmliſchen Gegenwart ſeiner Geliebten zu „genießen! Bei'm Schall von Trompeten und

„Caſtagnetten ſollen Sie empfangen werden.
„Zum Dank für Ihre glückliche Ankunft wird
„Seraphine den heiligen Joſeph mit einem
„prächtigen neuen Gewande bekleiden, und ihn
„mit ſchönen Spitzen, Blumen und Lampen
„ſchmücken.

Dieſer Brief weckte alle meine Schmerzen auf, und reizte meine Ungeduld beinahe zur Verzweiflung. Ich fürchtete, die Liebe des reizenden Mädchens zu verlieren, indem ich ihr durch mein langes Säumen Zweifel gegen die meinige beibringen mußte. Ich ſchrieb daher einen langen Brief, in welchem ich Don Pacheco'n die ganze Geſchichte meiner ſpaniſchen Reiſe nach aller Wahrheit erzählte, und ihm die Hoffnung gab, daß ich bald, aus meinem Kerker befreit, nach Cordova fliegen würde.

Es wäre mir wirklich ſehr traurig in meinem Gefängniß gegangen, wenn ich nicht glücklicher Weiſe Geſellſchaft erhalten hätte. Es war ein ſpaniſcher ſchöner Geiſt, der ſich Don Manuel Caſtillo nannte, ein ganz eigenthümlicher Character, voll Verſtand, Fantaſie, Frohſinn und Leichtfertigkeit. Die Natur hatte ſein Äußeres völlig vernachläßigt, ihm aber dieſen Mangel durch andere ſchöne Gaben erſetzt. Er athmete nichts als Poeſie und Lebensluſt; dichtete ganz vorzüglich aus dem Stegreif, und verſüßte mir bald meine Gefangenſchaft ſo ſehr, daß ich ſie hätte vergeſſen können, wenn man ſich je über den Verluſt der Freiheit und die Sehnſucht der Liebe zu tröſten vermöchte.

Wir wurden ſehr bald vertraut mit einander, und erzählten uns gegenſeitig unſere Schickſale. Man hatte ihn in's Gefängniß geſteckt, weil er mit der Mätreſſe eines Großen des Reichs zu vertraulich geworden war, eine Freiheit, die ihm dieſer um ſo weniger verzeihen konnte, da Caſtillo wirklich ſo häßlich war, als die Männer, nach dem Ausſpruch einer geiſtvollen Dame, nur immer zu ſein das Recht haben.

Dieſer jovialiſche Dichter war von Tortoſa, in der Mancha gebürtig. „Plato, ſagte er oft, Plato dankte den Göttern, daß ſie ihn hatten in Athen zur Welt kommen laßen, und ich danke ihnen, daß ſie mir die Mancha zum Vaterland gegeben. Dies iſt das Land der Freude, des Tanzes, der Liebe.“

Was gibt es denn Neues von der ſchönen Dulcinea von Toboſo? frug ich ihn einſt im Scherz.

„Sie iſt mit Don Quixote und Sancho Panſa, antwortete er, in Virgils Elyſium, oder in der Halle von Oſſians Helden. Aber das kleine Gehölz, wo der Ritter von der traurigen Geſtalt ſeine Göttin erwartete, iſt noch vorhanden. Mancher Dichter geht in ſeine Schatten, um Verſe zu machen, die, wie unſer Wein, die beſten in ganz Spanien ſind. In der Mancha hat Cervantes herrlicher Geiſt den erſten Roman der Welt gedichtet. Bei uns iſt kein Bauer, keine Bäuerin, kein Kind, das nicht den edlen Ritter mit ſeinem treuen Knappen kennt. Noch giebt es einen Brunnen, der ſeinen Namen trägt, und an dem Don Quixote ſeine Waffenprobe gemacht haben ſoll. O welch' ein Mann war Cervantes! Noch wenige Augenblicke vor ſeinem Tode ſchrieb er die Zueignung ſeines letzten Werks an den Grafen von Lemos. „Ich habe einen Fuß im „Bügel, ſagte er ihm, und im Begriff, nach „dem Lande der Schatten abzureiſen, grüßen Sie „meine letzten Seufzer. Geſtern hat man mir „die letzte Oehlung gegeben, und heute dictire ich „dieſe Linien.“ Dann verſchied er mit den Wor„ten: „lebe wohl, liebe Hütte, und du Madrid, „lebe wohl! Lebt wohl ihr klaren Brunnen, du „reizender Prado und ihr Gefilde, in welchen der „Nectar fließt! Lebt wohl ihr ſüßen, fröhlichen „Freundſchaftszirkel, lebe wohl, Theater, von „dem wir den geſunden Menſchenverſtand ver„bannt haben; lebe wohl bleicher Hunger; ich „verlaße nun mein Vaterland, um nicht zu dei„nen Füßen zu ſterben!“ Kann mann poetiſcher ſich von der Welt verabſchieden?

Bei ſeiner Fröhlchkeit war Don Manuel voller Widerſprüche in ſeiner Denkungsart, die er aber immer mit Witz in ein glänzendes Licht zu ſtellen wußte. War er geſund, ſo dachte er nur an das Vergnügen, und ſpottete über Prieſter und Religion. Von den drei Paradieſen, der Juden, der Chriſten, und der Türken, pflegte er dann zu ſagen, ſei ihm das der Türken das liebſte. „Das chriſtliche ſcheint mir zu ernſthaft und zu monoton, verſicherte er mich mit allem komiſchen Ernſte; das der Juden, nach dem Talmud, iſt traurig und lächerlich; denn was kann für eine Freude dabei ſein, unaufhörlich von dem Fiſch zu eſſen, den ihnen Gott von Ewigkeit her bereitet, von dem Wein zu trinken, den er ihnen aufbewahrt hat? Meinetwegen mögen ſich's die Juden ſchmecken laſſen; ich halte mich an die reizenden, verführeriſchen, Huris von Mohammed, in deren Schooß ich von Ewigkeit zu Ewigkeit ruhen werde.“

So hatte er übrigens nicht immer gedacht. Im funfzehnten Jahre war er durch die Leſung der Selbſtbekenntniße des heiligen Auguſtin ſo reuevoll geworden, daß er in ein Dominikanerkloſter getreten war. Aber nach achtzehn Monaten wich die Gnade von ihm. Er warf die Kutte wieder weg, lief einem ſchönen Mädchen nach, das er geſehn hatte, und ward ein völliges Weltkind. So blieb er immer, außer wenn er krank wurde; dann ſtellten ſich ihm Teufel und Hölle mit allen ihren grauſen Bildern vor die Augen. Donnerte es, ſo ward er ganz ſtumm, und betete in der größten Furcht. War das Gewitter vorüber, ſo war er wieder voll Frohſinn und Leichtfertigkeit. „Was brauch' ich mich deßen zu ſchämen?“ ſagte er dann. „Ich will nicht mehr Muth haben, als Kaiſer Auguſt, dem es auch ſeelenbange wurde, wenn ein Gewitter am Himmel ſtand.“

So war der Mann, den mir ein freundlicheres Schickſal zu meinem Gefährten in das Gefängniß ſchickte. Oft gelang es ihm, mir meine Traurigkeit wegzulachen. Allein die Einſamkeit der Nacht weckte alle meine Schmerzen, meine Sehnſucht, jedesmal wieder auf.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Scherz und Gefahr der Liebe.

Am folgenden Tage erhielt ich wieder einen Beſuch von Don Inigo. Die rührende Roſalie hatte ihn begleitet, und verſicherte mich mit Thränen in den ſchönen Augen, daß ſie ſeit meiner Gefangennehmung beinahe immer geweint habe. Ihr Vater beſtätigte das, und erzählte mir zu gleicher Zeit, daß meine Geſchichte in ganz Valencia bekannt ſei, und daß ſich die Stadt über ſie in zwei Partheien getheilt habe. Die eine entſchuldige mich und behaupte, daß mich meine Unkenntniß der Sitten und Geſetze des Landes von den Folgen meines Fehltritts freiſprechen müße; während die andre den Satz vertheidige, daß die Ehre der Familien, die Heiligkeit der Religion, und die Ordnung der Geſellſchaft, bei meiner Sache intereßirt ſei.

Don Manuel war ganz bezaubert von Roſaliens Liebenswürdigkeit. „Ich glaubte, ſagte er zu mir, als ſie wieder mit ihrem Vater weggegangen war, die reuevolle Magdalena am Kreuz kniend zu ſehen. Welch ein Ungeheuer muß der ſein, der ein ſolches Geſchöpf betrügen konnte!"

In dieſem Augenblick brachte man ihm ein Billet von ſeiner Geliebten, worin ſie ihm ſchrieb, daß er ſeine Freiheit erhalten würde, wenn er den Herzog von Figueroas, ſeinen Nebenbuhler, um Verzeihung bitten wolle.

Nein, beim Bart des heiligen Franz, rief er aus, als er das Briefchen geleſen hatte, ſo werde ich die Würde der Muſen nicht entehren! Nein, die Lorbeeren Apollos ſollen ſich nicht zu den Füßen der Unwißenheit demüthigen! Alexander trat dem Maler Apelles die ſchöne Campaſpe ab; denn die Myrthen der Venus wachſen für die Söhne des Phöbus, und nicht für die Großen der Erde. Ich kam zu dem Herzog, weil die Dichter einmal dergleichen Stützen nöthig haben;

ich beluſtigte ihn mit meinen Geſängen, berauſchte ihn mit dem Nektar der Poeſie. Einſt verlangte er Verſe von meiner Muſe auf das Geburtsfeſt ſeiner Geliebten. Wollen Sie ein gewöhnliches Gelegenheitsgedicht, antwortete ich ihm, ſo ſollen Sie's haben; wollen Sie etwas Beßeres, ſo führen Sie mich zu ihr, damit ich mich an ihren Vorzügen begeiſtere. Der Herzog ließ ſich das gefallen, und begleitete mich zu Donna Clara. Ich glaubte bei ihrem Anblick in den dritten Himmel entzückt zu werden, und konnte beinah kein Wort reden. Eilends kehrte ich nach Hauſe zurück, und benutzte die wollüſtige Begeiſterung, die ſie mir eingeflößt hatte. Es trat ein Gedicht aus meinem Kopfe hervor, deſſen ſich Petrarca nicht ſchämen dürfte. Ich brachte es dem Herzog, der es augenblicklich ſeiner Geliebten ſchickte. Ich erfuhr, daß es ihr gefallen habe, daß ſie es unaufhörlich zu ihrer Guitarre ſänge. Das machte mir Hoffnung, und ich erwartete nur, bis Apollo in Thetis Armen lag, um unter meiner Göttin Balkon zu treten, und die ganze Nacht hindurch die ſüßeſten Liebesklagen anzuſtimmen. Kein Fenſter öffnete ſich. Ich kam die folgende Nacht wieder mit einer neuen Romanze auf Iphis Tod, der ſich, weil er Anaxarete's Herz nicht zu erweichen vermocht, aus Verzweiflung an ihrer Thüre aufgehangen hatte. Ich verſicherte meiner Schönen, daß ihre Grauſamkeit mir ein gleiches Schickſal bereite. Und wer weiß, ob ich mich nicht wirklich erhängt hätte, wenn ich gewußt, wie es in der andern Welt ausſieht, und wenn ich es nicht ſonſt noch hienieden ganz leidlich gefunden hätte? Aber ich hatte gut ſingen; alles blieb ſtumm über mir. Meine Stimme, meine Saiten ſchwiegen endlich verzweiflungsvoll, da öffnete ſich der Balkon, und ein Billet fiel herab. Voll Entzücken eilte ich damit nach Haus, und fand eine Einladung darin auf den folgenden Abend. Paulus Aemilius, als er auf ſeinem Triumphwagen den Kapitoliniſchen Berg hinauffuhr, und die heilige

Thereſe, da ſie unſern Herrn heirathete, waren nicht glücklicher, als ich.“

Beim erſten Klang der Abendglocke eilte ich an Clara's Thüre. Ein Kammermädchen empfing mich, und führte mich in einen Saal, voll der herrlichſten Blumen und der lieblichſten Düfte. Endlich erſchien meine Armide ſelbſt. Ich ſtürzte ihr zu Füßen. Sie hob mich lächelnd auf, und ließ mich neben ſich auf dem Sopha Platz nehmen. Sie verſicherte mich, daß ſie ſehr viel Gefallen an meinen Gedichten habe, und gab mir entfernte Hoffnungen zu meinem Glück. Wir wurden eins, daß ich immer in Mönchskleidung ſie beſuchen wollte, wozu ich glücklicherweiſe meine Dominikanerkutte noch beſaß. Kurz, nach zwei drei Tagen erhielt Ihr glücklicher Freund den Myrthenkranz aus den Händen der Liebe. Ich ſchwamm in einem Meer von Wonne, und konnte mich an meiner Seligkeit nicht ſättigen. Da erhob der Neid und die Eiferſucht den Sturm, der mich verſchlungen hat. Sie hatte mich zu einer glücklichen Nacht eingeladen. Schlaf, Bruder des Todes, rief ich entzückt aus, ſchüttle deine kalten Mohnköpfe über alle Ehemänner, alle Duegnen, alle Wächter, alle Thoren und alle Ehrgeizigen; aber beſchütze die Liebe und die Liebenden! Mein Gebet wurde nicht erhört. Kaum war die Hälfte der glücklichſten Stunden vorüber, ſo erſchien der Herzog plötzlich als der Würge-Engel aller meiner Freuden. Ich war beſtürzt; Donna Clara verlor ihre Geiſtesgegenwart nicht. — „Sind Sie es, Herzog? rief ſie ihm entgegen, Sie kommen eben recht; denn da iſt der Pater Ambroſius bei mir, der mir Gelegenheit zu einem guten Werk geben will. Leben Sie wohl, ehrwürdiger Herr, wandte ſie ſich zu mir; morgen ſollen Sie Antwort haben"

„Ich verbeugte mich ſtillſchweigend, und wollte weggehn. Aber der Herzog folgte mir nach, faßte mich mit Heftigkeit, und frug mich, was ich ſo ſpät noch bei Donna Clara zu ſchaffen

gehabt

habe. In dieſem Augenblick erkannte er mich. — „Sie ſehen, Herr Herzog, antwortete ich ihm, ich habe Clara eben bekehrt, und ihr die Pforten des Paradieſes geöffnet. Darum hab' ich ſelbſt die Kleider der Demuth und Reue angezogen.“ — „Wißen Sie, wer ich bin?“ ſprach der Herzog, doppelt ergrimmt über meine fröhliche Antwort. „Wir ſind beide Staub und Aſche,“ erwiederte ich, und ſchlüpfte zur Thüre hinaus. Der Herzog rief ſeinen Leuten, die im Vorzimmer waren, mich feſt zu halten. Ich gab ihnen aber im Vorbeigehn den Segen, und entrann glücklich meinem wüthenden Gegner, der mich mit ſeinem Stock verfolgte.“

„Ergrimmt über die Behandlung, die er mir zugedacht hatte, ließ ich meinen Aerger und meine Rache in beißenden Epigrammen gegen den Herzog aus. Sie wurden bekannt, die ganze Geſchichte damit, und mein Nebenbuhler ward das Gelächter der Stadt. Dafür hat er ſich als großer Herr gerächt, und Sie ſehen mich nun im Gefängniß, was mir ganz lieb iſt, da ich ohne dieſen Unglücksfall meinen lieben Chevalier ſchwerlich kennen gelernt haben würde.“

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Befreiung.

Nach einigen Tagen erhielt ich einen zweiten Brief von der verliebten Angelica. Er war folgenden Inhalts:

„Ich leide auf's heftigſte durch die Unannehmlichkeiten, die ich Ihnen verurſachen muß; aber ich will Sie einſt, wenn Sie mein Gatte geworden ſind, gewiß dafür entſchädigen. Ich habe meine Gebete zum heiligen Nicolaus verdoppelt, und hoffe, daß er ſich meiner erbarmen wird. Sie können unmöglich wollen, daß ich ſterben ſoll, und doch koſtet es mir das Leben, wenn Sie in Ihrer Weigerung verharren. Ach, wecken Sie mich mit einem Wort wieder auf, wie unſer Erlöſer mit dem alten Lazarus gethan hat, und

„Sie ſollen in mir die zärtlichſte Geliebte, die „treuſte Gattin, finden!“

Ich antwortete ihr auf der Stelle:

„Señora; wenn ich Wunder thun könnte, ſo „würde es gewißlich geſchehen, um Ihnen „Ihre Geſundheit wieder zu geben, und Sie „von Ihrer Leidenſchaft zu heilen; aber ſo „viel vermögen nur die Heiligen. Fahren Sie „daher fort, die Madonna und den heiligen „Nicolaus anzuflehen, nicht, um ein Herz zu „erhalten, das ich Ihnen nicht geben kann, „und das bereits verſchenkt iſt, ſondern um „aus dem Ihrigen eine eitle Hoffnung, „und eine, nie zu erwiedernde, Liebe zu ver„bannen!“

Mehreremale wurde ich noch durch ähnliche Briefe beſtürmt, die ich immer in gleichem Ton beantwortete. Einige Tage hörte ich nichts mehr von Don Inigo; endlich, am zwanzigſten nach meiner Gefangennehmung, erſchien er, mir meine Befreiung anzukündigen, und brachte mir einen ſehr artigen Brief vom Grafen von Oſſun, mit einem königlichen Befehl, mich in Freiheit zu ſetzen. Voll Freude umarmt' ich ihn und Don Manuel, dem es ſehr weh that, ſich von mir zu trennen. Indeß verſprach ich ihm, alles anzuwenden, um ſeine Loslaßung zu bewirken.

Don Inigo führte mich, von einer Menge Menſchen begleitet, nach ſeinem Hauſe zurück. Roſalia empfing mich mit den heftigſten Ausbrüchen der Freude und Rührung, und ſagte mir mit einem ſüßen Lächeln: „jetzt werden Sie ſich aber wohl vor den Balkons hüten, und den Mädchen keine Ringe mehr geben.“

Dieſer Tag war ein wahrer Feſttag in Don Inigo's Familie. Er hatte alle ſeine Freunde und Verwandten zu ſich eingeladen, um ſeine Freude mit ihnen zu feiern. Roſalia zog dem heiligen Nicolaus ein neues Kleid an, und bedeckte ihn mit den ſchönſten Blumen; Angelica hatte im Verdruß, wie man mir ſagte, ſein Bildniß in Stücke geſchlagen.

Inzwiſchen vergaß ich in meiner Freude den armen Don Manuel nicht. Man rieth mir, mich an die Herzogin von Figueroas zu wenden, um ſeine Freiheit auszuwirken. „Allein, frug ich erſtaunt, darf ich ihr von den Untreuen ihres Gatten reden?“

„Ohne Anſtand, antwortete man mir; ſie kennt ſeine Liebſchaft, ſo wie er bei der ihrigen mit dem Herzog von Mendoza durch die Finger ſieht. Es iſt die beſte Ehe, die in Valencia ſein kann.“

Ich verfügte mich daher ohne Zögerung zu der Herzogin, und fand ſie, wie ſie gerade eine kleine, blonde, Perücke zurecht machte, welche ſie einem Bilde der Madonna zugedacht hatte. Ich ſagte ihr, daß ich käme, um ſie um ihre Fürſprache für Don Manuel Caſtillo zu bitten, den der Herzog ihr Gemahl, habe in's Gefängniß werfen laſſen. „Sein Verbrechen iſt Liebe, ſetzte ich hinzu; und Ihr Geſchlecht iſt zu ſanft, um dergleichen Vergehungen nicht zu entſchuldigen.“

„Don Manuel, antwortete ſie mir, iſt ein liebenswürdiger Dichter, und ſein Talent verdient alle Schonung, wenn er ſich nicht zu kühn über die geſellſchaftlichen Verhältniße wegſetzt. Aber Sie, Herr Cavalier, ſind doch ſehr grauſam gegen die arme Angelica geweſen?“

„Madame, erwiederte ich ihr, ich liebe Ihr Geſchlecht zu ſehr, um es nicht zu achten; aber ich bin auch zu ſtolz, um mich in ſolchen Schlingen fangen zu laſſen.“ Ich erzählte ihr nun den ganzen Verlauf der Sache, und ſie geſtand mir, daß ich mich in ihren Augen völlig gerechtfertigt hätte. In Bezug auf Don Manuel, verſicherte ſie mich, daß er weiter nichts zu thun brauchte, als den Herzog um Verzeihung zu bitten.

„Das wird ſich der Dichter nie gefallen laſſen, ſagte ich; bedenken Sie, Madame, daß er ein Spanier iſt.“

„Nun gut denn, ich will ſehen, daß ich die Sache auf eine andere Weiſe ins Reine bringe. Ich will mit dem Herzog davon reden, und wenn Sie ſich die Mühe geben wollen, Morgen wieder bei mir vorbeizugehn, ſo werde ich Ihnen ſeinen Entſchluß melden können.“

Sie machte nun eine Menge Fragen an mich in Bezug auf Frankreich. „Haben die Weiber bei Ihnen auch Liebhaber?“ begann ſie.

„Nothwendig iſt es gerade nicht in meinem Vaterlande; allein die meiſten haben Anbeter, die man Hausfreunde nennt.“

„Und genießen dieſe dieſelben Rechte wie die Ehemänner?“

„Nicht immer, Madame.“

„Iſt's möglich? Und dieſe Hausfreunde, ſind ſie recht treu und beſtändig?

„Beſtändig? — Einige; — treu? nur ſehr wenige.“

„Und die Weiber rächen ſich nicht an ihnen?“

„Nein, Madame.“

„Und was thun ſie denn?“

„Sie faſſen Geduld.“

„Valga me Dios! das iſt recht thöricht von ihnen! Hätt' ich einen Liebhaber, der mir untreu würde; von meiner eigenen Hand müßte er ſterben! Aber beichten die Frauen oft in Frankreich?“

„Einige. Einmal im Jahr; um Oſtern.“

„Und warum denn ſo ſelten?“

„Weil unſre Beichtväter nicht ſo nachſichtig ſind, und man, um Abſolution zu erhalten, den Hausfreund aufgeben müßte.“

„Da verſtehen Ihre Prieſter alſo ihr Handwerk nicht. Die unſrigen ſind viel gefälliger. Da werden denn die Ehemänner recht eiferſüchtig ſein?“

„Die von guter Geſellſchaft ſelten.“

Sie hatte eben wieder eine neue Frage auf der Zunge, da trat der Herzog von Mendoza herein, und ich verabſchiedete mich.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Ernſtliche Folgen meiner Galanterie.

Am folgenden Tag fand ich mich bei der Herzogin von Figueroas ein. Es war ihr gelungen, den Zorn ihres Gemals zu beſänftigen. Dieſer hatte verſprochen, Don Manuel frei zu geben, wenn er ſein Wort geben wollte, keine Epigramme mehr auf ihn zu machen, und auf die Reliquien des heiligen Vincent Ferrier ſchwören, Valencia auf zwei Jahre zu verlaßen.

Ich ging daher zu meinem Dichter, um ihm dieſe Vorſchläge zu machen; aber der ſtolze verliebte Spanier wollte ſeinen Nacken nicht beugen, und ſeine Geliebte nicht verlaßen. Ich wendete alle meine Beredſamkeit an, ihn auf andere Geſinnungen zu bringen, und ſchlug ihm vor, mit mir nach Cordova zu reiſen, und da meiner Hochzeit beizuwohnen.

Das Wort Hochzeit machte einen ſo angenehmen Eindruck auf Don Manuel, daß er augenblicklich andern Sinnes wurde. Ich benachrichtigte die Herzogin von ſeiner Einwilligung, der Befehl, ihn in Freiheit zu ſetzen, erſchien, und wir gingen mit einander zu ihr, um die Sache vollends in's Reine zu bringen. Sie warf ihm auf die freundlichſte Weiſe vor, warum er ſich nicht lieber an die Frauen der Ehemänner, als an ihre Geliebten, wende. Darüber erſchien der Herzog ſelbſt. Er grüßte den Dichter mit ſtolzer Miene, zog eine kleine Doſe aus ſeiner Taſche, und ſprach: „dieſe Doſe enthält ein kleines Bein des heiligen Vincent Ferrier; ſchwören Sie auf dieſe Reliquie, Valencia innerhalb zwei Jah- nicht wieder zu betreten.“

Don Manuel legte die Hand auf die Doſe, und ſagte mit aller Feierlichkeit: „ich ſchwöre beim heiligen Ferrier und dieſer ſeiner Reliquie, nicht vor zwei Jahren wieder nach Valencia zurückzukommen. Strafe mich die ſer große Heilige, wenn ich dieſen Schwur nicht halte!"

Don Inigo hatte mich ſo lange gebeten, bis ich einwilligte, noch ſechs Tage meine Abreiſe zu verſchieben. Das Feſt aller Todten war nahe, und er wünſchte, daß ich demſelben noch beiwohnen möchte. Mit Mühe entſchloß ich mich dazu.

Eines Morgens, da ich eben im Begriff war, zu frühſtücken, trat ein junger Mann, lang und hager, wie Don Quixote, zu mir ins Zimmer. Er trug einen großen Hut mit Federn, und einen langen Degen.

„Wißen Sie, Herr Offizier, fing er an, wer ich bin?"

„Nein, erwiederte ich; ſo lange Sie es mir nicht ſagen."

„Ich heiße Don Cäſar Alexander Paular."

„Das freut mich."

„Meine Schweſter Angelica und ich, wir ſind von ſo gutem Adel als der König."

„Das iſt ſehr ſchmeichelhaft für Sr. Majeſtät. Ich wünſche Ihnen Glück dazu."

„Ich bin hier, Sie zu fragen, ob Sie entſchloßen ſind, meine Schweſter nicht zu heirathen?"

„So entſchloßen, daß ich Ihnen ſchwöre, ſie nicht zu heirathen."

Sie ſind ein elender, niederträchtiger Menſch, und ich will Ihnen zeigen . . . ."

„Wir ſind nur zehn Schritte von dem Alameda, *) der gegenwärtig ganz menſchenleer iſt. Kommen Sie mit mir, und zeigen Sie mir, was Sie wollen."

„In einer Stunde werd' ich dort ſein. Es iſt heute Sontag, und ich habe die Meße noch nicht gehört."

„Deſto beßer; denn ich habe noch nicht gefrühſtückt. Hören Sie alſo vorher Ihre Meße, und ich werde nicht auf mich warten laßen."

Wirklich kam ich vor meinem Gegner auf

---

*) Ein ſchöner öffentlicher Spaziergang in Valencia.

den Alameda. Bald erſchien Don Cäſar Alexander. Wir waren ganz allein. Er machte das Kreuz, zog den Degen, küßte ihn, und begann das Gefecht.

Er ſchlug ſich mit Wuth; ich mich mit Ruhe und Feſtigkeit. Mein Degen erreichte ihn nicht, da der ſeinige beinah einen Fuß länger war. Am Ende ward ich ungeduldig, und verſetzte ihm einen ſo derben Peitſchenſtoß, daß die Spitze ſeines Gewehrs abſprang. Er bemerkte es nicht in ſeiner Wuth, ich machte ihn darauf aufmerkſam, und ſenkte meinen Degen. „Gut denn, ſagte er, es iſt auf ein andresmal.“

„Ich bin zu Ihren Befehlen, antwortete ich ihm; aber erinnern Sie ſich, daß ich Ihre Schweſter in keinem Fall heirathen werde.“

Er brummte die Worte: veremos; veremos! *) und ging haſtig weg.

---

*) Das wollen wir ſehen; das wollen wir ſehen!

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Völlige Entwickelung des Abentheuers.

Alles war auf den folgenden Tag zu unſerer Abreiſe vorbereitet. Don Manuel hatte noch bei Don Inigo, welche alle ſeine Freunde eingeladen, zu Mittag geſpeiſt, und ich begleitete ihn in der Dämmerung nach Hauſe.

Als ich allein zurückkehrte, ſah ich drei Männer, in Mäntel gehüllt, in einer Ecke der Straße ſtehen. Sie folgten mir nach, und ich zog meinen Degen, den ich unter den Arm nahm. Da hört' ich einen von ihnen ſagen: aqui esta el traidor! (dies iſt der Verräther!) und auf dieſes Wort ſtürzten ſie alle drei auf mich los. Ich gewann noch die Mauer eines Hauſes, um mir den Rücken zu decken, und vertheidigte mich, ſo gut ich konnte, in dem ungleichen Kampfe. Einer von ihnen drang am heftigſten auf mich ein.

Ich faßte ihn, und ſtieß ihm meinen Degen in den Leib, aber zugleich erhielt ich auch von einem ſeiner Genoßen einen Stoß in die Seite. Ich fühlte nichts davon, bis die beiden andern, als ſie ihren Kameraden fallen ſahen, von mir abließen, und ihn eilends wegſchleppten. Jetzt erſt ſah ich, daß ich ganz mit Blut bedeckt war, und fühlte die Schmerzen meiner Wunde. Ich ſuchte mich an der Mauer hinzuſchleppen, um meine Wohnung zu erreichen; allein ich ſank bald vor Ermattung nieder, und verlor das Bewußtſein. Zum Glück ging einige Augenblicke darauf ein Mann mit einer Laterne vorüber, der meinen Zuſtand bemerkte. Eilends holte er in ſeinem Hut Waßer aus einem benachbarten Brunnen, und ſpritzte es mir in's Geſicht. Darüber kam ich wieder zu mir ſelbſt, und ſah mich von mehreren Menſchen umgeben. Ich nannte Don Inigo's Haus, und ſo wurde ich zu meinem Freunde gebracht.

Wie groß war ſein Schrecken, als er mich in dieſen Zuſtand kommen ſah! Roſalie fiel in Ohnmacht, und ihr Vater hatte alle Geiſtesgegenwart nöthig, um ihr zu helfen und für mich die nöthigen Anſtalten zu treffen. Indeß erſchien bald ein Wundarzt, der meine Wunde unterſuchte, und ſie für nicht gefährlich erklärte. Ueber dem Verband ſchlief ich ein. Als ich nach einigen Stunden wieder erwachte, ſah ich Don Inigo und Don Manuel an meinem Bette ſitzen. Mit den zärtlichſten Ausdrücken verſicherten ſie mich ihrer Theilnahme, und baten mich, kein Wort zu reden, um nicht in Bewegung zu kommen. Inzwiſchen konnte ich mich nicht enthalten, ihnen den Vorfall zu erzählen. Sie waren höchſt unwillig über die niederträchtige Art des Angriffs, und Don Manuel rief aus: „die Waffen der Feigen verwunden und tödten nicht!“ weil der Wundarzt verſichert hatte, daß ich in Kurzem wieder hergeſtellt ſein würde.

Beide Freunde verließen mein Zimmer beinahe gar nicht mehr, und Roſalie erſchien ſo oft, als es die Sitte nur immer erlauben mochte. Die angeſehenſten Einwohner der Stadt intereßirten ſich für meine Lage, und jeden Morgen waren die Zimmer voll von Leuten, die ſich nach meinem Befinden erkundigten. Jedermann war unwillig über die Feigheit meiner Gegner, und niemand verhehlte den Verdacht gegen Don Alexandro Paular, der ſeit jenem Abend ſich nicht mehr hatte ſehen laßen, und, wie man mich verſicherte, alle Nacht ins Geheim von einem Wundarzt beſucht wurde. Man rieth mir, ihn vor Gericht zu verfolgen; ich verſtand mich aber nicht dazu, weil ich ihn zu ſehr verachtete.

Nach einigen Tagen erhielt ich von Don Pacheco einen Brief, in Antwort auf den meinigen, den ich ihm aus dem Gefängniß geſchrieben hatte. Er lautete, wie folgt:

„Seraphine ſchmollt mit Ihnen, daß Sie der „verliebten Angelica einen Ring gegeben haben. Sie ſie iſt ſo böſe, wie ein Huhn, dem

„man ſeine Küchlein geraubt hat. Man wird aber auch eher einen wahrheitsliebenden Hofmann, einen Miniſter ohne Stolz, einen uneigennützigen Kaufmann und einen beſcheidenen Dichter ſehen, als ein Weib ohne Eiferſucht. Bei mir ſind Sie entſchuldigt; denn ich bin nachſichtig gegen die Fehler, die ich ſelbſt zu begehen fähig bin, und machte mir gar nichts draus, gleich Mars, mit Venus in dem goldenen Netz gefangen zu werden. Leben Sie wohl, großer Kapitän! Ruhm und Liebe füllen die Bruſt des Helden! Kommen Sie ſo ſchnell, wie Sie können, um Ihre Verzeihung zu den Füßen meiner Tochter zu finden. Gott ſegne dich!“

Sobald ich im Stande war, zu ſchreiben, meldete ich Don Pacheco mein neues Unglück, verſicherte ihm aber, daß meine Geneſung und ſomit auch meine Abreiſe nahe ſei, und daß ich dem Augenblick mit Ungeduld entgegen harre, da ich ihn umarmen, und die ſchöne Seraphine meiner unwandelbaren Treue und ewigen Liebe verſichern könnte.“

Nach vierzehn Tagen war ich auch wirklich hergeſtellt, und der Tag meiner Abreiſe wurde feſtgeſetzt. Ich beurlaubte mich von allen denen, welche an meinem Unfall Theilnahme gezeigt hatten, und kehrte fröhlich wieder nach Hauſe.

Ich fand Roſalien allein, und in tiefe Traurigkeit verſunken. Ich frug ſie nach dem Grund derſelben.

„Ich weiß nicht, was es iſt, ſagte ſie mir mit Thränen. Ich bin nicht glücklich. Die Schwermuth wohnt in meinem Herzen. Ihre Gegenwart, Ihre Freundſchaft, zerſtreuten mich, tröſteten mich; aber nun Sie fortgehen, lieb' ich gar nichts mehr.“

Ich erinnerte ſie an ihren Vater.

„Ja, ich liebe ihn auf's zärtlichſte, fuhr ſie fort, aber es bleibt mir dennoch eine Leere in meinem Herzen, die nichts ausfüllen kann.“

„Ich verlaße Sie mit Schmerz, ſagte ich; allein die Freundſchaft bleibt uns. Ihre Gefühle ſtehen feſter, als die der Liebe: denn ſie halten auch gegen die Entfernung aus.“

Ende des erſten Theils.

Die Brautfahrt in Spanien.

Ein komiſcher Roman

in zwei Theilen.

Nach Lantier frei bearbeitet
von
P. J. Rehfues.

Zweiter Theil.

Berlin,
bei Julius Eduard Hitzig.
1811.

Inhalt.

Erſtes Kapitel.

Abreiſe von Valencia. . . . . . . Seite 1

Zweites Kapitel.

Eine Predigt im beſten Geſchmack. . . — 8

Drittes Kapitel.

Die Kraft der Mönchskutte. . . . . . — 17

Viertes Kapitel.

Sehr erbaulichen Inhalts. . . . . . — 26

Fünftes Kapitel.

Fortſetzung. . . . . — 31

Sechſtes Kapitel.

Eine neue Bekanntſchaft, welche mancherlei Folgen hat. . . . . — 41

Siebentes Kapitel.

Schmerzen der Liebe . . . . — 45

Achtes Kapitel.

Des Dichters Wunderkuren. . . . . . — 57

Neuntes Kapitel.

Ein niederländiſches Gemälde . . . . — 67

Zehntes Kapitel.

Eine neue Art, Bekanntſchaften zu machen. — 73

Eilftes Kapitel.

Ankunft in Cordova, mit überraſchenden Neuigkeiten. . . . . — 81

Zwölftes Kapitel.

Wenig Tröſtliches. . . . . — 90

Dreizehntes Kapitel.

Auflöſung eines früheren Abentheuers. . — 100

Vierzehntes Kapitel.

Fortſetzung. . . . . — 106

Funfzehntes Kapitel.

Rückkehr nach Cordova. . . . . . . — 118

Sechzehntes Kapitel.

Ein neues Abentheuer, das eine unerwartete Wendung nimmt. . . . . . . — 126

Siebenzehntes Kapitel.

Fortſetzung. . . . . — 134

Achtzehntes Kapitel.

Verſöhnung. . . . . — 140

Neunzehntes Kapitel.

Eine fröhliche Erſcheinung. . . . . — 147

Zwanzigſtes Kapitel.

Allmählige Löſung aller Knoten des Romans. — 156

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Ein Mittagsmahl in der Sierra Morena. . — 165

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Ankunft in Valencia. . . . . . . — 171

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Traurige Kataſtrophe des fröhlichen Dichters. — 182

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung. . . . . — 187

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Starker Schritt zum Ende des Romans. . — 192

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Schluß. . . . . — 200

Erſtes Kapitel.

Abreiſe von Valencia.

Der Morgen brach an, und ich verließ mit Don Manuel, Valencia. Don Inigo begleitete uns mehrere Stunden mit ſeiner Tochter. Unſre Unterhaltung, unſre Verſprechungen, einander oft zu ſchreiben, uns wieder zu ſehen, wurden oft durch Pauſen trauriger Stille, und durch Seufzer unterbrochen: Roſalie zwang ſich, ihre Thränen zurückzuhalten. Als wir uns aber trennten, verlor ſie dieſe Kraft über ſich ſelbſt. Schluchzend ſprach ſie zu mir: „ich wünſche, daß Seraphine Ihr Glück machen, und Sie ſo ſehr lieben möge, als Sie es verdienen." Don Inigo ſagte mir nach einer langen Umarmung: „vergeßen Sie nie, und unter keinen Umſtänden, daß Sie in Valencia einen Freund und Vater haben."

Niedergeſchlagen und ſchweigend fuhr ich mit Don Manuel weiter. Er hatte ſich ſchneller getröſtet, und brach plötzlich in einen fröhlichen Abſchieds-Geſang von Valencia und von ſeinen Geliebten aus. „Wie finden ſie meine Verſe?" frug er mich, als er geendet hatte.

„Sehr gut für ein Stegreif-Gedicht;" erwiederte ich.

„Nun denn, ſo laßen Sie uns aufhören, traurig zu ſein, und machen wir es nicht, wie der heilige Hieronymus, der Roms Freuden nie vergeßen konnte. Um Sie aufzuheitern, will ich Ihnen etwas erzählen, was mir begegnet iſt. Ich hatte geſtern das Vergnügen, mir von meinem Nebenbuhler, dem Herzog von Figueroas, die Hand küßen zu laßen."

„Und wie haben Sie dieſes Wunder bewerkſtelliget?“

„Ich ſchrieb ein Billet an Donna Clara, und bat ſie, mir noch eine Zuſammenkunft zu geſtatten, damit ich Abſchied von ihr nehmen könnte. Um dies auszuführen, ſchlug ich ihr vor, um zehn Uhr Morgens in die Dominikaner-Kirche zu kommen, wo ich in meinen Mönchs-Kleidern in einem Beichtſtuhl ſein würde. Donna Clara fand dies luſtig, und ſtellte ſich ein. Ich war bereits in meinem Beichtſtuhl, und ſie kniete vor demſelben nieder, als ob ſie beichten wollte. Im Nahmen der Liebe und der heiligen Magdalena gab ich ihr Ablaß von allen ihren ſchönen Sünden, und vergab ihr, weil ſie viel geliebt hat, wie unſer Herr von jener Heiligen ſagte. Dabei ermahnte ich ſie zur Beſtändigkeit, und verſprach ihr die Unſterblichkeit in meinen Verſen. Wir nahmen den zärtlichſten Abſchied von einander, und ſchwuren uns ewige Liebe. Da trat der Herzog von Figueroas herein, bemerkte ſie, und kniete neben ihr nieder. Indeß beſchloß ich, ſeine Geduld zu ermüden, und fuhr fort, meiner ſchönen Sünderin die allerliebſteſten Dinge zu ſagen. Jeden Augenblick zog der Herzog ſeine Uhr heraus, huſtete, und that alles mögliche, um Clara'n auf ſeine Ungeduld aufmerkſam zu machen. Endlich mußte ich doch aufhören. Donna Clara ſtand auf, ich ſteckte meine Hand aus dem Beichtſtuhl heraus, und reichte ſie ihr zum Kuße. Dabei grüßte ich den Herzog, der mich nicht kannte, hielt ihm meine Hand gleichfalls entgegen, und er hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihr dieſelbe Ehrfurcht zu beweiſen, wie Clara."

„Der Streich, den Sie ihm ſpielten, iſt wirklich luſtig; aber mit Ihrer Liebe zu den Weibern werden Sie um die Freuden des Paradieſes kommen."

„Das ſeh' ich nicht ein. Sankt Auguſtin liebte die Weiber ſo ſehr, als ich, und iſt dennoch ein Heiliger geworden."

Don Manuels Fröhlichkeit verſcheuchte allmählig meine Niedergeſchlagenheit. Die ſchöne Natur und das herrliche Wetter wirkten nicht minder auf meine Laune, und ich dachte bald gar nicht mehr an Valencia.

Den andern Morgen kamen wir nach Xativa, wo mich Don Manuel an Pabſt Alexander VI. erinnerte, der in dieſem Ort geboren worden war. Wir fanden auf einem der Plätze eine Menge Menſchen um einen Kapuziner verſammelt, der auf einem Tiſche ſtand, fürchterliche Bewegungen machte, ſich an die Bruſt ſchlug, und ſich mit eigener Hand Maulſchellen gab. Seine andächtigen Zuhörer waren höchlichſt von ihm erbaut, und ahmten alle ſeine Bewegungen, bis auf die Maulſchellen, nach. „Ja, meine Freunde, ſagte er: der Mann iſt das Feuer, das Weib, das Stroh, und der Teufel iſt der Wind, der unaufhörlich beide anbläßt." Dann erzählte er von einem Heiligen, der in ſeiner Jugend geſtorben war, und frug ſeine Zuhörer. „wißt ihr auch, warum dieſer Heilige im Frühling ſeines Lebens geſtorben iſt? das will ich euch ſagen. Jeſus Chriſtus war neidiſch auf ihn, weil er in ſeinem zarten Alter bereits mehr Wunder gethan hatte, als er ſelbſt.“ — „Adam hat geſündigt, fuhr er fort, und ſeine Kinder und Enkel ſind keine beßere Chriſten geweſen, als er. Im Anfang faßte ſich Gott mit Geduld, und trieb ſeine Nachſicht ſo weit, daß er die elende Menſchengeſtalt anzog, und in eigener Perſon auf die Erde herabkam Aber die Juden und die Heiden wollten ihn nicht anerkennen. Wie, großer Gott, du ſchläfſt, gleich Brutus? Exurge Domine, et judica causam tuam! — Aber, lieber Herr Gott, haſt du denn keine ſo großen Feinde mehr, als die Juden, die Ketzer und die Türken? — Freilich hab' ich ſolche, ſprach der Erlöſer; aber die Juden, die Ketzer und die Türken ſind doch meine allerſchlimmſten Feinde; denn ſie greifen meinen guten Namen, meine Ehre, meinen Ruhm an.“ Und nun endigte er ſeinen Sermon mit den fürchterlichſten Verwünſchungen gegen die, welche kein Almoſen in ſeinen Beutel werfen würden.

Zweites Kapitel.

Eine Predigt im beſten Geſchmack.

Don Manuel, dem jeder Anlaß zum Lachen und Scherzen willkommen war, beluſtigte ſich höchlichſt an der Beredſamkeit des Pfaffen, und nahm ſich augenblicklich vor, am folgenden Tage auch eine Predigt an das Volk zu halten. Er theilte mir dieſen Gedanken mit, als wir in dem Wirthshaus abgeſtiegen waren, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu fragen: ob er denn Luſt hätte, geſteinigt zu werden?

„O ſagte er, das Volk ſteinigt niemand, der eine Mönchs-Kutte trägt. Konnt' ich die ſchöne Clara in derſelben erbauen, ſo wird es mir doch mit dem Pöbel von Xativa auch gelingen.“

Ich gab mir alle Mühe, ihn von dieſem verwegenen Scherze abzubringen; aber umſonſt. Er zog am folgenden Tag ſeinen Mönchsrock an, nahm ein groſſes Crucifix in die Hand, und gieng auf den Markt, wo bereits eine Menge Volks verſammelt war. Ich folgte ihm von weitem nach, und ſah, wie er den Tiſch einer Obſt-Verkäuferin beſtieg, im Augenblick eine Menge Zuhörer um ſich verſammelt hatte, ſich auf's heftigſte an die Bruſt ſchlug, und folgendermaßen begann.

„Meine Brüder! Gott iſt gerecht und barmherzig; aber er hat wenige Freunde unter euch; denn ihr gebt den Eingebungen des Teufels viel zu viel Gehör. Ich ſehe unter euch viele Weiber, die an fremden Männern hängen, und ſobald ein Weib einmal verliebt iſt, ſo hat ſie auch ſchon den Teufel im Leibe. Ich erblicke Männer unter euch, die allen Laſtern und Sünden ergeben ſind, Wucherer, die ihr ſchwarzes Innere hinter eine Heuchlers-Miene verbergen; Ehemänner, die ihre Frauen mishandeln; Weiber, welche ihre Männer betrügen; Kaufleute, die ſchlechte Waare über den Preis verkaufen;

Wirthe, die die Reiſenden ausplündern — kurz auf allen Seiten, aus allen euren Geſichtern, grinzt mich die Sünde an. Unus erat toto naturae vultus in orbe *), ſagt der Pſalmiſt. Aber höret, meine Freunde, wie es einem dieſer Heißhungrigen Gaſtwirthe einſt ergangen iſt. Ein heiliger Biſchof, der ſich auf der Reiſe befand, mußte in Pamplona über Nacht bleiben. Der Wirth, bei dem er einkehrte, freute ſich über dieſen Gaſt, aber nicht, weil er ein heiliger Mann war, nicht, weil er ſich von ſeinem Segen viel Vortheil verſprach, ſondern, weil er ihn tüchtig an den Beutel zu hängen gedachte. Der Biſchof war noch nicht angekommen, als der Wirth alles auf's beſte zu ſeinem Empfang vorbereitete. Da wurden Hühner, Tauben, Truthähne, Kapaune, Spanferkel, geſchlachtet, und eine Menge ſchöner Betten gerüſtet. Aber wie erſtaunte er, als der heilige Biſchof endlich anlangte. Er hatte weiter kein Gefolge, als zwei arme Geiſt-

---

*) Ein Vers des Ovid.

lichen, und alle drei ritten auf erbärmlichen Eſeln. Sie verlangten nichts, als zwei Schüſſeln Gemüſe, weil ſie gewöhnlich zu faſten pflegten. Wie ſehr fand ſich der betrügeriſche Wirth in allen ſeinen Hoffnungen getäuſcht! Indeß dachte er es an dem Biſchof damit wiedereinzubringen, daß er ihn zwingen wollte, einen langen Aufenthalt in ſeinem Hauſe machen zu müßen. Er ſchnitt daher, während der Nacht, den drei Eſeln, die die heiligen Männer mitgebracht hatten, die Köpfe ab. Am folgenden Morgen wollte der Biſchof früh abreiſen: aber ſiehe da, die guten Thiere lagen tod an der Erde. Man brachte dem heiligen Prälaten dieſe traurige Nachricht, und er, ſtatt zu klagen, fing an, ſeine Gefährten zu tröſten. Darauf ließ er den Wirth rufen, gieng mit ihm in den Stall hinab, und befahl ihm, die Köpfe der Thiere wieder an ihre Hälſe anzunähen. Dieß geſchah, der Biſchof machte das heilige Kreuz über ſie, und im Augenblick ſtanden ſie auf, und waren ſo lebendig, als je.“

„Dieſes Wunder, meine Brüder, fuhr Don Manuel fort; dieſes Wunder ſetzt euch in Erſtaunen, und Manche unter euch glauben es vielleicht nicht einmal. Allein ich glaube es, weil ich es glaube, und ſage, wie der heilige Auguſtin: ich glaube es gerade, weil es abgeſchmackt und unmöglich iſt.“

Die Zuhörer waren voll Erſtaunen über die Beredſamkeit des Predigers, und ich, über ſeine Kühnheit. Aber er hatte noch nicht genug.

„Weiber, fieng er wieder an; ihr habt geſündigt, wie die heilige Magdalena, welche ſieben Teufel im Leib hatte. Jeſus Chriſtus hat ſie alle ausgetrieben; aber die eurigen nicht, und ich ſehe, daß ihr eure Sünden alle wieder von Vorne anfangen werdet. Wißt ihr aber, warum der Erlöſer Magdalenen vergeben hat? Weil ſie aufrichtig Buße that, weil ſie ſchöne blaue Augen, und einen allerliebſten Buſen hatte.

Aber ihr, wie verſchieden ſeid ihr Weiber von dieſer reizenden Jüdin? Bereuet ihr eure Sünden, wie ſie? Seid ihr ſchön, ſeid ihr jung, wie ſie? Nein! Alſo bleibt euch nichts übrig, als nicht mehr zu ſündigen, ſonſt wird Satan kommen, wie der heilige Chryſoſtomus ſagt, und euch Maulſchellen geben, wie ſie der heilige Paulus erhielt. Glaubt mir daher, meine Brüder und Schweſtern, ändert euer Leben, ſliehet ab von der Sünde, jaget den Satan von euch, und bewahret alle eure Flammen, eure Begierden, für Gott allein. Seht ihr ihn nicht auf ſeinem goldenen Throne ſitzen, umgeben von ſeinen Engeln und den eilftauſend Jungfrauen? Wenn eine einzige von dieſen in's Meer ſpuckte, ſo würde all ſein Salzwaſſer zu Honig werden. Ihr ſeht nichts davon, ſagt ihr, ob ihr gleich alle eure Naſen gen Himmel ſtreckt. Aber ich, ich ſehe ſie. Gnade, Gnade, Allmächtiger, halte deinen Bliz noch zurück! dieſe Sünder bereuen ihre

Vergehungen. Nieder auf die Knie! Stimmt das pange lingua an."

Wirklich ſtimmte Don Manuel dieſen heiligen Geſang an, und alle Zuhörer fielen mit ein. Als ſie geendigt hatten, fuhr er fort:

„Nun denn, meine Brüder, ihr gebet Jeſus alſo euer Wort, nun in Heiligkeit zu leben? Ich nehme es für ihn von euch, und ſegne euch im Nahmen aller Heiligen."

Bei dieſen Worten ſtreckte er ſeine Arme aus, und gab der ganzen Verſammlung den Segen.

„Noch ein Wort! beſchloß er jetzt. Ich werde es nicht machen, wie meine Mitbrüder, und euch Almoſen abfordern. Ferne ſei das von mir; renuntio satanam. Habt ihr Geld, ſo behaltet es, um Brod und Kleider für euch und eure Kinder zu kaufen. Unſer Kloſter iſt reich, wir haben guten Wein, gutes Eßen, vortrefflichen Appetit, und an Allem Ueberfluß. Ich wiederhole euch daher, behaltet euer Geld für euch und eure Familien!"

Jetzt ſtieg er von ſeinem Tiſch herab, und verlor ſich eiligſt unter die Menge. Das Volk war viel erſtaunter über ſeine Uneigennützigkeit, als über ſeine Beredſamkeit. Man rief: o der große Mann; er iſt gewiß ein Heiliger; der iſt nicht, wie unſre Mönche, denen unſer Geld lieber iſt, als unſre ewige Wohlfahrt!

Inzwiſchen verbreitete ſich das Gerücht von dieſer Predigt ſchnell durch die Stadt. Natürlich erfuhren es auch die Dominikaner, und dieſe ſchickten augenblicklich einige Mönche aus, um Erkundigungen von dem Prediger einzuziehen, welcher dem Volk gerathen hatte, ſein Geld in der Taſche zu behalten. Ich näherte mich ihnen, und hörte ſie zu einander ſagen, man möchte ihn durch die Inquiſition feſtſetzen laſſen. Natürlich hatt' ich nun nichts eiligeres zu thun, als nach dem Wirthshaus zu laufen, und meinen Dichter von der Gefahr, die ihm drohte, zu benachrichtigen. Ich fand ihn, wie er ſich eben mit einer Bouteille Wein gütlich that. So verwegen er vorher geweſen war, ſo furchtſam war er jetzt, als ich ihn auf ſeine Lage aufmerkſam machte. Er eilte, was er konnte, zur Stadt hinaus, und hatte, als ich ihn endlich mit unſrer Caleſche erreichte, bereits einen großen Theil der Tagereiſe zurückgelegt.

Drittes Kapitel.

Die Kraſt der Mönchskutte.

Durch das ſchönſte Land der Welt führte uns nun unſer Weg. Ungeheure Palmbäume mit ihrer Früchte-Krone wechſelten mit Orangen- und Zitronen-Bäumen. In den Gebüſchen lachten die herrlichſten Blüthen. Durch die Thäler hin ergoßen ſich kryſtallhelle Bäche, welche die üppigſte Vegetation netzten. Ein wahrhaft azurner Himmel dehnte ſich über uns. Von Zeit zu Zeit eröffneten ſich die Ausſichten nach dem Meer, oder nach fernen, koloſſalen, Gebirgen. Don Manuel konnte gar nicht aufhören, das Lob ſeines ſchönen Vaterlands zu preiſen, und wünſchte ſich, daß ſein Geiſt dereinſt nirgends anders, als auf andaluſiſchen Gefilden, herumirren dürfte.

Aber in dieſem ſchönen Lande waren die

Gaſthöfe, wo möglich, noch ſchlechter, als wir ſie bisher angetroffen hatten. In Murcia, wo wir bei guter Zeit ankamen, um unſer Nachtquartier zu nehmen, fanden wir blos ein Wirthshaus, das von Zigeunern unterhalten wurde, und einer wahren Hottentotten-Hütte glich. Ich konnte meinen Abſcheu vor dieſer Haushaltung nicht verbergen. „Seyn Sie ruhig, ſagte Don Manuel; es iſt noch hoch am Tage, und ich ſchwöre Ihnen bei Jupiters Bart, daß wir in dieſer Mördergrube nicht ſchlafen werden.“ Er zog ſchnell ſeinen Mönchsrock an, bat mich, bis zu ſeiner Zurückkunft zu warten, und ging aus, ſein Glück zu ſuchen.

Nach Verfluß einer Stunde kam er wieder zurück, und ſagte mir, daß ich meine Uniform ausziehen, und mich in ſeinen Ueberrock werfen ſollte. „Wir eſſen und wohnen bei Donna Pepa Cascadilla, ſetzte er hinzu; einer ſehr wohlhabenden Wittwe von vierzig Jahren. Aber vergeſſen Sie ja nicht, daß Sie mein Bruder ſind."

„Aber warum das?" frug ich.

„Kommen Sie nur, antwortete er; Sie werden das Uebrige bald ſelbſt errathen."

Erſtaunt folgt' ich ihm nach. Wir kamen in ein hübſches Haus. Ein junges Dienſtmädchen empfing uns, und führte uns in ein niedliches Zimmer, in welchem zwei ſchöne Betten ſtanden. Die Wände waren mit Spiegeln geziert, und zwiſchen dieſen eine Menge von Heiligen-Bildern befeſtiget. Neben den Betten hatte man eine kleine Niſche angebracht, in welcher die Statue des heiligen Joſephs, ſchön gekleidet, und mit einer reichen Perlenſchnur geziert, ſtand. Fünf Lampen brannten um ſie her.

Nach wenigen Minuten kam eine andre Magd, Namens Beatrix, das wahre Bild der kumäiſchen Sibylle. Sie brachte uns Chokolade und Confitüren. Wir ließen es uns wohl ſchmecken, und nun trat die Señora Pepa Cascabilla ſelbſt herein. Sie begrüßte uns mit einem Ave Maria purissima, und wir dankten mit dem sine peccado concebida. Dieſe Dame war von kleiner Statur, aber, für eine Spanierin, von ungewöhnlicher Wohlbeleibtheit. Kleine, lebhafte, Augen ſtrahlten aus ihrem runden, blühenden Geſicht. Sie küßte Don Manuel die Hand, und er ſtellte mich ihr als ſeinen Bruder vor, der nach Cordova ginge, um da ſeine Hochzeit zu begehen. Sie wünſchte mir Glück dazu, einen ſo heiligen Bruder zu haben, und lächelte mich freundlich an. Don Manuel kniete in eine Ecke nieder, um ſein Brevier zu beten, und Donna Pepa war höflich genug, uns zu verlaſſen, um unſre Andacht nicht zu ſtören. Vorher bat ſie aber um Erlaubniß, ihre Freundin, Donna Elvira, zum Eſſen einladen zu dürfen.

„Iſt ſie eine Frau, frug Don Manuel, die der Religion, und ihren Säulen, den Mönchen ergeben iſt?“

„Ja, ſagte die Señora; ſie beichtet jede

Woche, faſtet alle Freitage, betet drei Roſenkränze täglich, und läßt niemand, als Mönche, in ihr Haus kommen.“

„Ich ſehe, ſagte Don Manuel; dies iſt eine Frau nach dem Herzen Gottes, die recht gut zu uns paßt.“

„Ich will gehen, ſprach Donna Pepa, und Ihnen der alte Beatrix ſchicken, um das Zimmer in Ordnung zu bringen.“

„Nein, ich bitte Sie, rief Don Manuel, laſſen Sie lieber die Anna kommen; (dies war das junge Dienſtmädchen) der Anblick von Beatrix durchſchneidet mir das Herz. Sie hat eine ſolche Aehnlichkeit mit meiner Tante Hecuba, die kürzlich, nachdem ſie alle ihre Kinder verloren, und ihr Haus in Flammen aufgehen geſehen, geſtorben iſt. Und was mir das quälendſte iſt, ſie ſtarb, ohne vorher gebeichtet zu haben. Das war ein großes Unglück, ich liebte ſie ſo zärtlich, und wenn ich Beatrix ſehe, ſo möchte mein Herz bluten.“

Als wir wieder allein waren, mußte ich laut auflachen. „Beim Sanct Jupiter, und Sanct Franciskus, rief Don Manuel; nicht wahr, ich habe uns gut gebettet? das iſt die große Kraft der Kutte, des wahren Horns des Ueberflußes! wer ſie trägt, dem geht es gut in dieſer, und in jener Welt.“

„Ich bewundre mehr Ihre Gewandtheit, ſagte ich, als die Kraft Ihrer Kutte. Durch welchen Genieſtreich haben Ew. Hochwürden denn das fromme Herz der rüſtigen Wittwe gerührt?“

„Das will ich Ihnen erzählen. Nachdem ich Sie bei den Zigeunern verlaßen hatte, durchlief ich mehrere Straßen, bis ich an dieſes Haus kam, das mir auf den erſten Blick beſonders wohl gefiel. Ich erkundigte mich bei dem Bäcker hier gegenüber, wem es gehörte, und erfuhr den Namen und die frommen Eigenſchaften unſrer Wirthin. Ich klopfte alſo gleich an die Thüre. Die alte Beatrix öffnete ſie, und führte mich mit der, meiner Kutte ſchuldigen, Ehrfurcht zu ihrer Gebieterin. Mit geſenkten Augen und dem demüthigſten Anſtand von der Welt trat ich zu ihr hinein. Die Neuheit meines Geſichts ſchien ſie in einige Verlegenheit zu ſetzen; indeß bat ſie mich Platz zu nehmen. Sie ſprach kein Wort, und ſo fing ich denn an: Sie ſind die Señora Pepa Cascadilla? — „Ja, mein ehrwürdiger Herr,“ war die Antwort. — „Sie haben einen ſo großen Ruf von Tugend und Frömmigkeit, fuhr ich fort, daß Ihr guter Geruch bis zu mir gekommen iſt.“ — Bei dieſen Worten ſah ich ihr ganzes Geſicht von Eitelkeit ſtrahlen. — „Ich ſehe, daß ich um den Zweck meiner Sendung zu erfüllen, mich an niemand beßer wenden kann, als an Sie, und wenn Sie mir heilige Verſchwiegenheit geloben, ſo will ich Ihnen den geheimen Zweck meiner Sendung mittheilen.“ — Ein Geheimniß für ein Weib, Sie können denken, wie ſich ihr Geſicht jetzt ſo freundlich öffnete. Sie ſchwur mir bei der heiligen Jungfrau und beim heiligen Joſeph ewiges

Schweigen. „Nun denn, ſagte ich ihr leiſe in's Ohr; ich komme von Rom, und bin von Sr. Eminenz, dem General meines Ordens, nach Spanien geſchickt, um mich unter der Hand nach der Aufführung der Dominicaner von Valencia und Murcia zu erkundigen. Man hat ihm eben nicht die beſte Schilderung von ihnen gemacht, und ich bitte Sie nun, mit derſelben Freiheit mit mir zu reden, mit welcher die heilige Thereſe mit dem lieben Gott geſprochen hat.“ — „Ich ſehe, antwortete mir Donna Pepa; daß die Verläumdung ihren Gift bis nach Rom getragen hat. Es iſt wahr, daß unſre Dominikaner viel zu den Damen gehen; allein es geſchieht nur, um ſie auf dem Wege zum Heil zu leiten, um ihre Beichte zu hören, über ihre Aufführung zu wachen, und ſie in ihren guten Vorſätzen zu unterhalten und zu ſtärken. Es kommen viele dieſer frommen Väter auch zu mir; aber es hat nie einer andre, als die frömmſten, Geſinnungen gezeigt.“ — „Ich glaube Ihnen völlig, erwiederte ich, und werde gewiß nicht unterlaßen, Sr. Eminenz die Dienſte, die Sie mir durch Ihre Offenherzigkeit geleiſtet, und Ihre Frömmigkeit und Tugenden zu rühmen. Ich kehre alſo in mein Wirthshaus zurück, das freilich würdiger wäre, den Judas Iſcharioth zu beherbergen; denn zu meinen Brüdern, den Dominikanern, darf ich nicht gehen, da ich das ſtrengſte Incognito beobachten muß. Nun bot mir Donna Pepa ihre Wohnung an, die ich erſt, wie Sie denken können, ausſchlug, aber nach und nach mich bereden ließ, anzunehmen, beſonders da ſie auf meine Schwierigkeit, meinen Bruder nicht zu verlaßen, auch Sie einlud."

Viertes Kapitel.

Sehr erbaulichen Inhalts.

„Vergeßen Sie nicht, ſagte Don Manuel zu mir, daß ich der Pater Manuel Aeſop bin. Ich denke, dieſer Name paßt nicht übel für mich. Man wird uns nun bald zum Eßen rufen, und da müßen wir die Comödie vollends zu Ende ſpielen."

„Ich habe zuvor ſchon Ihre hohen Verwandtſchaften in Griechenland bewundert, gab ich ihm ſcherzend zur Antwort; und freue mich nun, Sie unter einen Namen zu kennen, zu welchem Ihnen Ihr Verſtand und Witz alles Recht geben. Nur fürcht' ich, daß die Bewohner von Murcia am Ende nicht ſo wohl mit Ihnen zufrieden ſein werden, als die von Delphi mit Ihrem griechiſchen Namens-Bruder."

„Laßen Sie das gut ſein, ſprach Don Manuel; Sie ſehen, ich habe Sie ſo gut einquartiert, als es Sancho Panſa auf der Inſel Barataria war.“

Ueber unſrem Geſpräch kam das junge Dienſt-Mädchen, um uns zum Eßen zu rufen. Bei ihrem Anblick vergaß Bruder Aeſop beinahe ſeine Gravität, und ich mußte ihn daran erinnern, daß wir nicht mehr in der Zeit von Abraham lebten, wo die Mägde noch ganz zu der Haushaltung gehörten.

Die beiden Damen warteten bereits auf uns. Donna Elvira war eine Frau, die nahe an den Funfzigen ſtand. Indeß verriethen ihre Augen und alle Bewegungen ihres Geſichts, daß ſie in beßern Zeiten den Dienſt der Liebe recht gut mit dem Dienſt der Religion zu vereinigen verſtanden hatte. Don Aeſopus erhielt den Platz zwiſchen Beiden. Die beſten Bißen wurden für ihn herausgeſucht, und ich wurde nur ſo nebenher auch mit Höflichkeit behandelt.

Eine kürzlich, in Sevilla vorgefallene Geſchichte, brachte das Geſpräch auf die Engel der Hölle. Man hatte ein junges Mädchen daſelbſt verbrannt, welches angeklagt worden war, daß der Satan bei ihr geſchlafen habe. Donna Pepa frug: ob es möglich ſei, ſich in den böſen Geiſt zu verlieben?

„Ja, ſagte Don Manuel, die Weiſen und Kirchenväter, von Socrates an bis auf Melanchthon herab, haben alle an männliche und weibliche Teufel geglaubt, und man hat einſt einen alten Mann von achtzig Jahren in Rom verbrannt, weil er die Hälfte ſeines Lebens über Unzucht mit einer Teufelin getrieben hatte. *) Man muß geſtehn, der Herr der Finſterniß iſt ſehr gefährlich für Ihr Geſchlecht; wäre ich inzwiſchen in Sevilla geweſen, ich wollte das arme Mädchen bald von ſeiner hölliſchen Leidenſchaft geheilt haben.“

„Und wie hätten Sie das angegriffen?“ frugen die Damen erſtaunt.

---

*) Pico von Mirandola erzählt dieſe Geſchichte.

„Die Kur iſt ganz einfach. Man nimmt einige Loth Nießwurz, gießt heißgemachtes Weihwaſſer darüber, und giebt ſolchen Unglücklichen alle halbe Stunden ein Glas von dieſem Trank zu trinken. So hat der Pater Melampus einſt die Töchter des Proetus geheilt, welche auch in den Teufel verliebt waren. Dieſes Mittel hat überdieß ſonſt noch andre Vortheile, und ich möchte meinem Bruder wohl rathen, es zu gebrauchen, ehe er ſich auf dem ſtürmiſchen Meer der Ehe einſchifft, wie er im Begriff iſt, zu thun. Hätte Sanct Antonius dieſen Trank gekannt, er würde gewiß nicht ſo viel von den Verſuchungen des Teufels zu leiden gehabt haben."

„Ich habe nie von dieſer Pflanze und von ihren wunderbaren Kuren gehört;" ſagte Donna Pepa.

Dieſe Unterhaltung wurde durch ein paar Haſelhühner unterbrochen, welche auf den Tiſch kamen. „Sie ſehen aus, bemerkte Don Manuel, als ob ſie der Rabe gebracht hätte, welcher dem heiligen Antonius in der Wüſte Brod zu bringen pflegte. Nun denn, wir wollen St. Paulus Lehre folgen, welcher ſagte: ſuchet keine Leckerbißen; aber genießet ſie, wenn ſie da ſind. Wißen Sie auch, meine frommen Schweſtern, wie ſehr der heilige Franziskus die Thiere liebte? Es nannte ſie nur ſeine Brüder. Einſt trug man ihm einen Haſen auf. Mein Bruder Haſe, ſagte er: warum haſt du dich denn fangen laſſen? Zu den Schwalben ſprach er: meine Schweſtern, ihr habt zuviel geplaudert. Einſt rief er einer Grille; ſie kam ſogleich, und ſetzte ſich auf ſeine Hand. Nun, Schweſter Grille, ſagte er zu ihr; preiſe Gott durch deinen Geſang! und ſogleich fieng das Thierchen an, das Lob des Herrn zu ſingen. Wie Schade iſt es, daß dieſer große Heilige nicht von meinem Nießwurz-Trank getrunken hat!“

Die beiden Damen hörten Don Manuel mit Bewundrung zu, und tiſchten auch ihrer Seits einige Wundergeſchichten auf. Dadurch kam mein Dichter nur immer beßer in den Zug. „Ich will Ihnen ein Wunder erzählen, fing er an, das ſich in Rom unter der Regierung Pabſt Julius II., heiligen Andenkens, zugetragen hat. Eine Nonne, Namens Claudia, war ungerechter Weiſe angeklagt worden, daß ſie das heilige Gelübde der Keuſchheit verletzt hätte. Während man über die Wahrheit dieſer Anklage Unterſuchungen anſtellte, lief ein großes Schiff in der Tiber auf den Sand. Mehrere tauſend Menſchen waren vergebens beſchäftiget, es wieder flott zu machen. Da kam Schweſter Claudia vorüber. Sie bindet ihren Roſen-Kranz an das Schiff, und zieht es ſo leicht von der Stelle, als ob es nur ein Handſchuh geweſen wäre. Ganz Rom war Zeuge dieſes Wunders, und Jedermann ſah es natürlich für einen Wink des Himmels an, daß Schweſter Claudia unſchuldig ſei.“

So führte Don Manuel noch manche ähnliche Geſchichten aus den Zeiten der Römer und

Griechen an, die er mit der größten Laune von der Welt zu Legenden zuſtutzte. Die Damen waren ganz Ohr bei ſeinen Erzählungen, und küßten ihm, als wir endlich aufſtanden, die Hand mit ſo viel Ehrfurcht, als ob er ein Kirchen-Vater geweſen wäre.

Fünftes Kapitel.

Fortſetzung.

Don Manueln behagte es ſo wohl bei unſrer frommen Dame, daß er mich bat, den folgenden Tag noch in Murcia zu bleiben. Wir werden nicht ſobald wieder ein Quartier finden, wie dieſes, ſagte er; laßen Sie uns die gute Zeit genießen. — Ich verſtand mich ſehr ungern dazu.

Am andern Morgen machten wir einen Spaziergang nach den reizenden Umgebungen der Stadt. Da begegnete uns ein feiſter Dominikaner in Geſellſchaft von zwei hübſchen jungen Frauen. Don Manuel wollte ihm ausweichen; allein er kam gerade auf uns zu, und redete ihn an, da er ihn, nach ſeiner Kleidung, für ein Glied ſeines Ordens hielt. Don Manuel antwortete ihm in lateiniſcher Sprache. Ich aber nahm ſogleich das Wort, und ſagte, daß er ein Deutſcher wäre, und daß er auf lateiniſch mit ihm ſprechen müßte. — Das freut mich, antwortete der Mönch? allein ich habe gegenwärtig keine Zeit zu verlieren. Wahrſcheinlich geht er nach Madrid, und da wünſch' ich ihm eine glückliche Reiſe.

Wir waren froh, ſeiner ſo gut wieder losgeworden zu ſein, und gingen nach Hauſe. Wir fanden das Eßen ſchon bereit; Don Manuel ſprach das Benedicite, und wir ſetzten uns mit unſere beiden Devoten wieder zu Tiſche.

Nach einiger Zeit fing Don Manuel an: „ich ſehe denn doch, daß die Sitten meiner Mitbrüder hier nicht ſo rein ſind, wie ich geglaubt habe. Die Alten unter Ihnen ſitzen lieber bei einem guten Tiſch und hinter vollen Schüßeln, als im Chor. Die Jüngere beſuchen die Weiber, leiten ihr Gewißen, aber Gott weiß, wie? Sollten Sie es wohl glauben, meine frommen Schweſtern? Wir begegneten dieſen Morgen einem Dominikaner mitten unter zwei hübſchen Frauen.

er war feiſt, wie ein Kapaun, und ſtark, wie ein Ochſe. Welche Frechheit, welch' ein Aergerniß! führten ſich die Baſile, die Antone, die Bruno's ſo auf? Und dennoch glauben ſie ſich die Auserwählten des Herrn! Ja, auserwählt, wie ich, der ich nur ein armer Sünder bin. Aber ich will das unſerm General anzeigen; er wird ſie gewiß ſamt und ſonders ein paar Jahre auf Waßer und Brod ſetzen. Es wird ihnen ganz gut bekommen, wenn ihre dicken Bäuche ein bischen zuſammenſchmelzen."

Donna Pepa bat um Gnade für ſie, und ſagte, der Mönch, den er geſehen, ſei zuverläßig der Bruder Gabriel. „Er iſt in allgemeiner Achtung in der Stadt, ſetzte ſie hinzu, er predigt, ſo oft man es verlangt, hat bereits zwei Juden bekehrt, und iſt ein wahrer Apoſtel."

„Meine Damen, erwiederte Don Manuel, ich habe nie gehört, daß die heiligen Apoſtel mit hübſchen Frauenzimmern ſpatzieren gegangen ſind. Die heilige Thecla begleitete St. Paul zwar in

Mannskleidern auf ſeinen Reiſen; allein ſie war eine Heilige, und noch recht häßlich obendrein. Ich will den Bruder Gabriel zwar, auf Ihre Bitte, bei Sr. Eminenz nicht angeben, aber ich fürchte dennoch, daß er es über kurz und lang erfährt, und daß das ganze Kloſter alsdann dadurch zu leiden hat. Auf jeden Fall, müßen Sie geſtehn, iſt der Umgang mit Frauenzimmern gefährlich für den, der auf dem Wege des Heils wandeln will. Sie wißen wohl nicht, wie es dem heiligen Thomas von Aquino gegangen iſt? Seine Brüder, die ihn wegen ſeiner Frömmigkeit beneideten, ſchickten einſt ein junges, hübſches Mädchen in ſeine Zelle. Ihre Reize, geſtand er ſelber, machten Eindruck auf ihn, und er fing bereits an, zu fühlen, daß ſein Blut ſich erwärme. Da ergriff er in der Angſt ſeines Herzens einen Feuerbrand aus dem Kamin, ſtürzte damit auf die Schöne zu, und jagte ſie zur Thüre hinaus. — Soll ich Ihnen noch ein anderes ähnliches Beiſpiel von dem heiligen Xanocrates anführen? Einſt lockte ihn eine ſehr ſchöne Frau, Lais genannt, an ihren Putztiſch. Sie wendete alle mögliche Mittel an, ihn durch ihre ſeltenen Reize zu verführen; allein Sanct Xenocrates blieb kalt, wie Eis.“

„Wir kennen dieſen Heiligen nicht in Spanien,“ bemerkten die Damen.

„Das glaub' ich wohl, erwiederte Don Manuel, er iſt ein Nachkomme von Don Japeth, der ſieben Söhne hatte, welche die Inſeln im mittelländiſchen Meer bevölkerten. Sanct Xenocrates ſtammte in gerader Linie von dem älteſten Sohne, Gomez, ab. Er wurde von den Türken am Ufer des Pontus Euxinus getödtet, der daher auch den Namen des ſchwarzen Meeres erhalten hat. Sie wißen wohl auch vom rothen Meer, durch welches Moſes mit den Iſraeliten zur Zeit der Ebbe trockenen Fußes gezogen iſt? Nun, dieſes Meer hat ſeinen Namen davon bekommen, daß es zur Zeit der Verfolgungen vom Kaiſer

Diokletian durch das Blut von zehntauſend Märtyrern geröthet worden iſt.“

Ueber dieſen erbaulichen Geſprächen vergaßen die beiden frommen Damen ihr Mittagsſchläfchen. Ich erinnerte ſie daher daran, und bemerkte ihnen, daß Bruder Aeſop ſein Brevier beten müßte.

Wir ſtanden alſo auf, und gingen auf unſer Zimmer. Ich wünſchte Don Manuel Glück zu ſeinem Erfindungsgeiſt, mit dem er den Himmel wieder um einige Heilige bereichert, und zwei Meere gefärbt hatte.

„Fabeln um Fabeln! ſagte er. Die Meinigen ſind immer ſo viel werth, als die von ſo vielen Geſchichtſchreibern. Die Lüge iſt dem Menſchen nöthiger, als die Wahrheit. Indeß müßen wir jetzt an unſre Abreiſe denken. Länger dürfen wir nicht bleiben, denn ſonſt kommen mir die frommen Brüder auf die Spur.

Wir ſetzten daher unſere Abreiſe auf den folgenden Tag feſt, und Don Manuel blieb zu Hauſe, während ich ausging, um ein Fuhrwerk für uns zu beſtellen, und einen kleinen Thierknochen zu ſuchen, wozu er mir den Auftrag ertheilt hatte.

Ich wußte nicht, was er damit machen wollte. Erſt bei unſerm Abſchied von Donna Pepa, die uns den ganzen Wagen mit Wein und Speiſen füllen ließ, erfuhr ich es. Er gab ihr den Knochen in einem kleinen Schächtelchen zum Beweiſe ſeiner Achtung und Dankbarkeit, und nannte ihn eine Reliquie vom heiligen Stephanus. Nach ſeiner Verſicherung hatte er ſie von dem Cardinal, Cäſar Borgia, bei ſeiner Abreiſe, zum Geſchenk erhalten. Er ſchrieb ihr die Kraft zu, den Satan zu verſcheuchen, und überhaupt alle böſen Gedanken zu vertreiben.

Donna Pepa wagte es kaum, ſolch' ein koſtbares Geſchenk anzunehmen. Wir verabſchiedeten uns von ihr, und fuhren am ſchönſten Morgen von der Welt durch die Thore von Murcia.

Sechſtes Kapitel.

Eine neue Bekanntſchaft, welche mancherlei Folgen hat.

Es war eine völlige Gebirgs-Einöde, durch welche wir heute kamen. Wir ſollten an dieſem Tage Carthagena noch erreichen, aber der Weg war ſo ſchlecht, daß unſer Fuhrmann, wie es Abend wurde, vor einer Einſiedelei ſtille hielt, und uns verſicherte, ſeine Thiere vermöchten nicht weiter zu gehen.

Mit Mühe entſchloßen wir uns endlich, den Einſiedler um ein Nachtquartier zu bitten. Wir klopften an ſeine Thüre, und augenblicklich erhob ſich ein fürchterliches Hundegebell. Mein Dichter, der eben nicht zu den Muthigſten gehörte, fing bereits an, zu zittern; da öffnete ſich ein Fenſterchen, und der Eremite frug uns: was wir verlangten, und wer wir ſeien?

Wir antworteten ihm auf beides ſo befriedigend, daß er augenblicklich die Thüre öffnete. „Sie kommen unter das Dach der Armuth, ſagte er, und werden eine ſchlechte Mahlzeit machen. Ich habe nur wenige Bedürfniße, und nehme keine Almoſen.“

Unſer Wirth hatte zwar ein altes, abgetragenes, Gewand an, auch bedeckte ein großer ſchwarzer Bart die Hälfte ſeines Geſichts; doch glaubten wir in dieſem Züge zu erkennen, die ihn über die gewöhnliche Claße ſpaniſcher Eremiten erhoben, welche, in der Hefe des Volks geboren, aus bloßer Trägheit eine Lebensart erwählen, in welcher ſie, neben aller Achtung, die ihnen der Pöbel beweiſt, alle ihre Lüſte und ſchlimmen Neigungen befriedigen können.

Da haben Sie alſo wahrſcheinlich einen kleinen Garten, frug ich ihn, in welchem Sie GeGemüſe und Wurzeln zu Ihrem Unterhalt pflanzen?

„Nein, erwiederte er; für einen Garten iſt die ganze Gegend zu ſteinigt und rauh. Mein Pinſel iſt es, durch den ich mir das Wenige, deſſen ich bedarf, verſchaffe. Ich male kleine Bilder von Heiligen, und beſonders von Madonnen, die ich dann in Carthagena verkaufe. Freilich bin ich kein Velasquez, und kein Caſtillo; aber mein geringes Talent ernährt mich wenigſtens.“

Ich ſagte ihm, daß mein Begleiter ein Dichter ſei, und in gerader Linie von dem großen Maler Caſtillo abſtamme, deßen Namen er auch trage.

Dieſe Nachricht freute den Einſiedler ſehr. „In der That ſprach er: es thut mir ſehr leid, daß ich zwei ſo würdige Gäſte nicht beſſer bewirthen kann. Indeß ſollen Sie haben, was in meinem Vermögen iſt.

Er trug nun auf den ſteinernen Tiſch Brod, Käſe und getrocknete Pflaumen auf, tröſtete uns aber durch den Anblick einer alten Bouteille Mallaga-Wein. Don Manuel hatte auch kaum ein Glas davon getrunken, ſo wurde ihm ſchon hochpoetiſch zu Muthe. Er ſang eine Dithyrambe aus dem Stegreif, deren Gegenſtand des Patriarchen Noah erſtes Räuſchchen war. Wir wurden wirklich recht fröhlich. Es kam eine Bouteille weiter zum Vorſchein, und mit ihr vermehrten ſich Scherz, Laune und Offenherzigkeit. Unſer Wirth geſtand uns, daß ihn nicht Frömmigkeit, ſondern Unglück, und Ekel an den Menſchen; in dieſe Einöde getrieben haben. Er verſprach, uns am folgenden Morgen ſeine Geſchichte zu erzählen, und ſo legten wir uns mit ziemlich warmen Köpfen auf die Erde ſchlafen.

Don Manuel fand dieſes Lager etwas hart, und geſtand, daß die Dichter unrecht hätten, den Großen der Erde ihre weichen Betten nicht zu beneiden, wie ſie ſo oft verſicherten. Mir kam das nun freilich auch ſo vor; allein nach einem langen Gebet, welches mein Dichter an Gott Morpheus ſchickte, ſchlief ich am Ende doch ein.

Siebentes Kapitel.

Schmerzen der Liebe.

Am andern Morgen begann der Einſiedler die Erzählung ſeiner Lebensgeſchichte.

„Ich bin in einer alten kaſtiliſchen Familie geboren, fing er an. Mein Vater, der keinen anderen Genuß kannte, als die Befriedigung ſeines Ehrgeizes, war einer der emſigſten Höflinge Ferdinands VI. Nach zwanzig Jahren des ängſtlichſten und oft demüthigendſten Dienſtes, erhielt er endlich die Granden-Würde, und als er ſeinem Tode nahe war, ihre höchſte Stufe, ſich vor dem König bedecken zu dürfen. Ich wurde ſo früh als möglich von ihm an den Hof gebracht, und trat in zarter Jugend, ſchon als Fähndrich, unter die Garden.

Ich mochte etwa ſechzehn Jahre alt geweſen ſein, als ich eines Abends auf dem Prado in

Madrid ſpazieren ging. Da erblickte ich zwei Frauenzimmer, welche Mutter und Tochter zu ſein ſchienen, und über einen kleinen Hund, der ihnen entlaufen war, in höchſter Angſt ſich befanden. Die Schönheit und der Schmerzensausdruck der Jüngern rührte mich in der Seele. Ich trat zu ihnen, ließ mir das Thier beſchreiben, und lief fort, um es zu ſuchen. Ich ſah einen großen Kerl aus dem Pöbel, welcher den Hund auf dem Arm hatte, und eiligſt damit fortlief. Ich hielt ihn an, und zwang ihn, mit dem Degen in der Fauſt, mir ſeinen Raub zu überlaßen. Welche Freude ich den beiden Damen machte, als ich mit ihrem Liebling wieder zurück kam, können Sie ſich denken. Die Jüngere machte mir die wärmſten Dankſagungen, und ich war ſo verloren in ihre Schönheit, daß ich ihr kaum zu antworten vermochte. Indeß hatte ich wenigſtens ſo viel Beſinnung, ihr und ihrer Mutter anzubieten, ſie nach Hauſe zu begleiten. Dies wurde angenommen, und unterweges erfuhr ich, daß ſie die Frau und Tochter des Malers Moreno waren, und daß letztere ſeine einzige Tochter Francisca ſei. Ich ſagte der Mutter, daß ich ein großer Freund der Malerei wäre, und mich ſeit einem Jahre mit ſehr großem Vergnügen mit dieſer Kunſt beſchäftigte. Ich würde ſehr gern Unterricht bei Ihrem Gatten nehmen, wenn er ſich dazu verſtehen möchte. Donna Catalina verſprach mir, mit ihm davon zu reden, und erlaubte mir am andern Morgen, ſeine Antwort bei ihr zu holen.“

„Ich will mich bei Erzählung dieſes neuen Verhältnißes, deßen Ausgang Sie ohnedies ſchon vorausgeſehen haben, ganz kurz faßen. Meine Liebe zu Franzisca nahm mit jedem Tage zu; ich entdeckte immer größere Vollkommenheiten des Geiſtes und des Herzens an ihr, und ſah bald ein, daß ich ohne ſie nicht würde leben können. Ich geſtand meiner Mutter daher meinen Zuſtand, und erhielt endlich, da ſie einſah, wie ich nicht mehr auf andere Geſinnungen zu bringen war, das Verſprechen von ihr, mit meinem Vater über meine Herzensangelegenheit zu reden. Dies geſchah; aber mein Vater war unerbittlich. Er würdigte mich nicht einmal, ein Wort mit ihm zu ſprechen, ließ alle meine Schritte beobachten, und mich endlich, da er meine ununterbrochenen Beſuche in dem Hauſe des Malers erfuhr, in ſtrengen Arreſt ſetzen; wobei er mir ſagen ließ, daß ich ſo lange meine Freiheit nicht erhalten würde, bis mein Wahnſinn geheilt wäre. Bei dieſem Beſchluß verharrte er unerſchütterlich. Ich durfte mit niemand ſprechen, als mit einem alten Franziskaner, zu dem er Zutrauen hatte, und der mich zuweilen beſuchte, um mich auf andere Gedanken zu bringen. Meine Gefangenſchaft fing an, mir ſchrecklich läſtig zu werden, beſonders, da meine Liebe durch ſie nur immer heftiger und quälender wurde. Umſonſt verſuchte ich es, alle Soldaten, welche die Wache vor meinem Zimmer hatten, zu beſtechen. Nicht ein einziger wankte, und ſo mußte ich denn auf

auf andere Mittel ſinnen, um mich in Freiheit zu ſetzen.“

„Ich fand endlich eines, das ich auch bei der der erſten Gelegenheit in Ausführung brachte. Als mich der Franziskaner, den mein Vater zuweilen zu mir ſchickte, wieder beſuchte, verriegelte ich ſchnell die Thüre vor ihm, und ſetzte ihm einen Dolch auf die Bruſt. „Ihr Leben iſt in meiner Hand, ſagte ich ihm, das meine hat keinen Werth für mich; Sie können uns beide alſo nicht anders retten, als indem Sie ſich gefallen laßen, Ihre Kutte auszuziehn und ſie mir überlaßen.“ — Der Mönch verſtand ſich endlich dazu, als er ſah, daß ich Ernſt machen wollte. Ich warf mich in ſeine Kleider, ſchloß den Franziskaner ein, und ging ungehindert durch meine Wachen durch.“

„Mein erſter Gang war in Moreno's Haus, und mein erſtes Wort, die Hand ſeiner Tochter, augenblickliche Vermählung, und Flucht mit ihr aus Madrid. Nach langen Bedenklichkeiten willigte er endlich ein. Ich verſteckte mich den Tag über bei einem meiner Freunde; dieſer verkaufte meine Juwelen, ſchaffte mir noch ſonſt Geld an, und machte die Anſtalten zu unſerer Flucht. In dem Augenblick der Abreiſe ſegnete mich ein Prieſter mit meiner Geliebten vor dem Altar ein, wir verließen Madrid, und kamen ohne Unfall nach Lißabon.“

„Ich ſage Ihnen nichts von dem Glück, das ich in meiner Verbindung fand; denn vergebens würde ich Worte genug ſuchen, um es zu beſchreiben. Selbſt, als mein Geld zu Ende war, fühlte ich keine Verlegenheit, ſondern nahm zur Malerei meine Zuflucht, die uns ganz anſtändig nährte, und mir die Ueberzeugung gab, daß der Menſch nie glücklicher iſt, als wenn er durch Arbeit oder Talente ſich ſeine Bedürfniße ſelbſt gewinnt.“

„So verſtrich ein Jahr, während deßen auch keine Wolke am Horizont meines Glücks aufſtieg. Endlich erhielt ich, von Madrid aus, Nachricht, daß mein Vater geſtorben ſei, mich aber enterbt habe. Jetzt erſt kam mir der Gedanke, welche ſchönen Tage ich meiner Franziska machen könnte, wenn ich Herr des Vermögens wäre, das mir meine Geburt beſtimmt hatte. Ich reiſte daher mit ihr nach Madrid, und fing einen Proceß mit meinem Bruder an. Nach drei Jahren gewann ich einige Trümmer meiner anſehnlichen, väterlichen, Beſitzungen, und mit dieſen zog ich nach Toledo, weil ich da glaubte, mit geringeren Koſten meinem Stande gemäß leben zu können."

„Ich fing an, ein Haus zu machen, und ſah alle gute Geſellſchaft der Stadt bei mir. Franzisca gefiel allgemein, und ich hätte recht glücklich leben können, wenn mein Aufwand nicht über meine Kräfte geweſen, und ich frei von Argwohn gegen die Treue meiner Gattin geblieben wäre. Der Graf von Avila, ein junger, ſehr reicher Mann, kam eben von ſeinem langen Aufenthalt in Frankreich zurück. Er brachte die geſellſchaftliche Bildung mit, die ein Spanier ſelten erwirbt, wurde aber von ſeinen Landsleuten gar nicht geliebt, weil er ſein Vaterland verachtete. „Spanien, ſagte er oft, iſt um zwei Jahrhunderte hinter den meiſten europäiſchen Ländern zurück. Das höchſte Glück eines Spaniers beſteht darin, während der Mittagshitze zu ſchlafen, Abends in der Kühlung ſpatzieren zu gehen, Chocolade zu trinken, die Kirche zu beſuchen, und eine Liebſchaft zu haben.“

„Dieſe ſeine Denkungsart, die er gar nicht verbarg, zog ihm manche Verdrießlichkeiten zu, aus denen er ſich indeß immer als ein Mann von Ehre und Character herauszog. Mir war ſie gleichfalls zuwider, aber noch mehr war es mir die Emſigkeit, mit der er ſich um die Freundſchaft meiner Frau bewarb. Unerachtet ich nie einen gegründeten Verdacht gegen ſie ſchöpfen konnte, wuchs meine Eiferſucht doch mit jedem Tage. Ich ſuchte ihr meine Stimmung zu verbergen; aber vergebens. Wenn ſie mich mit der größten Zärtlichkeit nach dem Grunde meiner finſtern Laune frug, ſo ſprach ich ihr immer von dem Zuſtande unſers Vermögens, von dem großen Namen, den ich trüge, und den ich nicht unterſtützen könnte. Sie ſchlug mir vor, wieder in die Dunkelheit zurückzukehren, und zu meinen Pinſeln meine Zuflucht zu nehmen. Dieſe Aeußerung richtete mich wieder auf, und wir kamen mit einander überein, ihren Gedanken auszuführen. Schon waren die Vorbereitungen dazu gemacht, als die Vertraulichkeit des Grafen mit meiner Frau meinen Argwohn auf's Neue aufregte. Ich beſchloß daher, ſie auf eine entſcheidende Probe zu ſtellen, und ſchützte eine Reiſe vor, um ſie auf einige Tage zu verlaſſen, in der That aber nur, um ſie zu beobachten."

„Ich ging alſo, nachdem ſie zärtlichen Abſchied von mir genommen hatte, aus meinem Hauſe, verließ aber Toledo nicht, ſondern ſtellte mich, tief in meinen Mantel eingehüllt, in die nächſte Straße, wo ich meine Wohnung nicht aus dem Auge verlor. Kaum hatt' ich dieſe verlaſſen, als das Kammermädchen meiner Frau herauskam. Ich folgte ihr von weitem nach, und fand, daß ſie zu dem Grafen von Avila ging. Nun war mein Argwohn gerechtfertigt. Ich kehrte wieder auf meine vorige Stelle zurück, und wartete mit dem Degen in der Fauſt auf meinen Feind. Er zögerte auch nicht lange, und trat, wie ich glaubte, ſtrahlend vor Freude, einher. Ich, außer mir, ſtürzte auf ihn los. Er wollte ſprechen, allein ich nöthigte ihn, den Degen zu ziehn. Er führte ihn bloß zu ſeiner Vertheidigung, und ich rannte ihm, nach einigen Augenblicken von Gefecht, mein Gewehr in die Bruſt.“

„Er fiel todt nieder, und ich verließ augenblicklich Toledo. Als ich an den Tajo kam, ſtand ich eine Zeitlang an, ob ich einem Leben, das nach dem Verluſt meiner Franziska keinen Werth mehr für mich hatte, nicht in ſeinen Wellen ein Ende machen ſollte. Eine Stimme in meinem Innern ſprach dagegen, und ſo zog ich weiter, entſchloßen nach Valencia zu gehen, und da als Karthäuſer meine Tage zu beſchließen.“

„So kam ich nach Carthagena, wo ich einige Zeit ausruhte. Während ich einmal durch eine Straße ging, kam ein großer Hund auf mich zu, deßen Augen mich um Schutz anzuflehen ſchienen, denn ein Bäcker, dem er ein Brod geſtohlen hatte, lief wüthend mit einem großen Prügel hinter ihm her. Ich nahm mich des armen Thieres an, bezahlte dem Manne ſein Brod, und von da an wich der Hund nicht mehr von meiner Seite. Es iſt derſelbe, den Sie hier zu meinen Füßen liegen ſehen, und er hat mich bereits einmal von Räubern gerettet, die Nachts in meine arme Hütte eingebrochen waren.“

„Mit dieſem neuen Freund verließ ich Carthagena, um nach Valencia zu gehen. Als ich an dieſer Einſiedelei vorbei kam, hört' ich das Aechzen eines Sterbenden in derſelben. Ich trat hinein, und fand einen alten Eremiten in den letzten Zügen liegend. Er winkte mir, ihm ſein Crucifix zu reichen; ich gab es ihm, und ſo verſchied er. Ich ſah den Tod des Greiſes für einen Wink der Vorſehung an, begrub ihn, und nahm die Einſiedelei in Beſitz, in der ich meine Tage zu endigen gedenke; denn für ein ſo tief verwundetes Herz, wie das meinige, giebt es keinen Troſt, als die Einſamkeit an einem Ort, wo einen die ſtarre, wilde Natur ſo ſelten als möglich an ſchönere Gegenden, und mit ihnen an beßere Zeiten, erinnert.“

Achtes Kaiptel.

Des Dichters Wunderkuren.

So endigte Don Ambroſio — dies war der Name des Eremiten — ſeine Erzählung. Wir hatten während derſelben ein mäſſiges Frühſtück zu uns genommen, und zögerten alſo nicht lange, uns auf den Weg zu machen. Bei'm Abſchiede riethen wir ihm noch, wieder in die Welt zurückzukehren; allein er ſchien entſchloßen, ſeine Tage in der Einſamkeit zu beenden, und ſo beurlaubten wir uns auf Leben und Tod von einander.

„Sie müßen doch geſtehen, ſagte Don Manuel unterweges zu mir, daß die Welt ein rechtes Narrenhaus iſt. Don Ambroſio lebt wie ein Bär in der Wildniß, um ſich für die Untreue ſeines Weibes zu beſtrafen. Sein Vorgänger blieb zwanzig Jahre lang in dieſer Höhle, in einem Sarge liegend, um auf das Paradies zu warten. Ein Fanatiker verdammt ſich mit Jugend, Geſundheit und Vermögen zur Unthätigkeit und zum Schweigen in einer Karthauſe, weil er glaubt, daß es Gott gefalle, wenn die Menſchen wie die Orang-Utangs leben. Ein Großer, den das Glück mit allen ſeinen Gaben überſchüttet hat, der Landgüter und Schlößer genug beſitzt, um mit Horaz ſagen zu können: hic vivo et regno, weiß nichts beßeres zu thun, als nach Madrid zu eilen, im königlichen Pallaſt herumzukriechen, und Zeit, Freiheit und Ruhe aufzuopfern, um die Ehre zu haben, an den Gallatagen dem Monarchen die Hand zu küßen, und mit dem Hut auf dem Kopf vor ihm da ſtehen zu dürfen. Da lob' ich mir die Kinder des Apollo! die machen bloß den Muſen und ihrer Geliebten den Hof, leben immer in den himmliſchen Regionen, und ſind mit ſich und ihren Verſen zufrieden!“

Mein Dichter hätte vielleicht noch länger in ſeiner Begeiſterung fortgefahren, wenn ihn die Stöße des Wagens nicht aus derſelben geweckt hätten. Der Weg wurde wirklich über alle Maſen ſchlecht, und wir waren recht herzlich froh, als wir endlich die Thürme von Carthagena ſich aus der Ferne erheben ſahen.

Wir kamen gerade zum Mittagseßen in einem Wirthshauſe dieſer Stadt an. Man ſetzte uns eine Suppe mit ranzigem Fette vor, und der Wirth tröſtete uns mit dem ſpaniſchen Sprichwort: es giebt keine Suppe ohne Speck, und keine Predigt ohne Sprüche aus dem heiligen Auguſtin. Dadurch ſchmeckte ſie uns freilich nicht beßer, und als ein Eierkuchen, mit abſcheulich ſtinkendem Oel gemacht, aufgeſtellt wurde, hatten wir die Eßluſt vollends verloren. Don Manuel bat mich, Geduld zu haben, indem ich auf den Abend gewiß eine Mahlzeit haben ſollte, die der der frommen Damen in Murcia nicht nachſtehen würde.

Ich ging aus, um die Stadt in Augenſchein zu nehmen, und kehrte erſt in der Dämmerung wieder nach dem Wirthshauſe zurück. „Sie kommen eben recht, ſagte Don Manuel; mein Magen will nicht länger Geduld haben, und die ganze Küche iſt für uns in Bewegung.“

In dieſem Augenblick kam der Wirth und meldete dem Don Solano, daß aufgetragen ſei. Verwundert ſah ich meinen Dichter an, der ſeine Gravität nicht verlor, und ſagte, daß wir uns zu Tiſche ſetzen wollten. Ich erſtaunte über das neue Geſicht, das er angenommen hatte, und noch mehr über die Ehrfurcht, womit ihm der Wirth begegnete. „O göttliches Genie, rief ich, als wir allein waren; ich glaube, Sie ſtehen mit Feen und Genien im Bunde!“

„Trinken wir erſt ein Glas von dieſem alten kataloniſchen Malvaſier, ſagte Don Manuel, und machen wir dem Gott Aesculap eine Libation. Seinen Eingebungen verdanken wir dieſe Mahlzeit, und ich fließe noch von ſeinen Aphorismen über. Hören Sie, und bewundern Sie mich! Nachdem wir angekommen waren, vernehme ich, daß die Frau unſers Wirths krank ſei. Auf dieſen Umſtand baute ich meinen Plan. Ich machte mich alſo in aller Eile zum Doctor Solano, dem Enkel des berühmten andaluſiſchen Arztes dieſes Namens, und zog von einer Magd des Hauſes genaue Erkundigungen über die Krankheit ihrer Frau ein. Ohne weiteres verkündigte ich dem Wirth die Heilung ſeiner Gattin. Bei dem großen Namen, den ich mir gab, verſank er in Freude und Ehrfurcht. Er führte mich mit den tiefſten Bücklingen zu der Kranken. Sie iſt recht hübſch, und ich ſtellte ganz angenehme Unterſuchungen über ihre Krankheit an. Es war nichts als eine Verſtopfung, die der hieſige Arzt mit bloßen Aderläßen heilen wollte. Ich gab nun die ganze Geſchichte der Krankheit an, wie ich ſie von der Magd erfahren hatte, und dieſe meine Kenntniß ſetzte alle in Erſtaunen. Die gute Frau iſt völlig falſch behandelt worden, ſagte ich, es kann ihr nur mit kühlenden Mitteln geholfen werden." Ich verordnete daher Limonade und gekochte Aepfel, und rieth dem Wirth zu einem Mittel, das ſeiner Frau die größte Freude machte. Sie können denken, daß ich nun nicht weiter für die Mahlzeit zu ſorgen hatte."

„Wie geht es aber, ſagte ich, wenn Sie Ihr Doctors-Patent zeigen ſollen?

„In Spanien hat man keines nöthig, gab er zur Antwort. Jedermann kann nach Gefallen zur Ader laßen, purgiren, und, wenn er will, an die Ufer des ſchwarzen Cocytus ſchicken. Dies iſt das Land der Freiheit für die Aerzte und die Mönche."

Wir hatten unſer Nachteßen noch nicht geendigt, ſo kam unſer Wirth mit einem Mann herein, den er als ſeinen Schwager ankündigte, welcher das Podagra habe, und gerne davon geheilt ſein möchte.

„Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen dem

Podagra und dem Chiragra, ſagte Don Manuel gravitätiſch; welches von beiden haben Sie?“

„Beim heiligen Jakob von Kompoſtella, antwortete der Mann, ich verſtehe nichts von dieſen arabiſchen Namen. Ich weiß nur, daß ich ein recht tüchtiges Podagra habe.“

„Mein Freund, fuhr Don Manuel fort, Podagra heißt die Krankheit, wenn ſie ſich in den Füßen, Chiragra, wenn ſie ſich in den Händen äußert.“

„So hab' ich alſo das Podagra.“

„Gut.“

„Nicht zum Beſten?“

„Das Podagra iſt die Tochter des Bachus und der Liebe.“

„Valga me Dios; ſo iſt das meine alſo ein Baſtard; denn ich bin ſeit funfzehn Jahren verheirathet, und hatte die Liebe früher abgenutzt, als meinen Hochzeitrock.“

„Was treiben Sie, wenn Sie recht ſtarke Schmerzen haben?“

„Ich ſchreie, ich tobe, ich fluche, und prügle mein Weib zuweilen."

„Das iſt gut. Fahren Sie mit dieſer Bewegung fort. Sie vertheilt die Säfte und bringt ſie in gehörigen Umlauf. Eßen Sie dabei gekochte Aepfel und trinken Brunnenwaßer, über Patientia-Kraut gegoßen. Folgen Sie meinem Rath, ſo werden Sie das Podagra los, oder es hat den Teufel im Leib. Durch dieſes Mittel habe ich einen Barfüßer-Prior geheilt, der nicht mehr des Morgens zu einer Dame von ſeiner Bekanntſchaft gehen konnte, bei der er die Chocolade zu trinken pflegte. Ein Kammerherr, welcher nicht mehr auf ſeinen Füßen ſtehen konnte, iſt dadurch wieder ſo gut geneſen, daß er nun vom Morgen bis in die Nacht im Vorzimmer des Königs ſteht. So habe ich auch einem Cardinal die rechte Hand geheilt, mit der er nicht mehr den Segen ertheilen, und keine Predigten und Liebesbriefe ſchreiben konnte. Kurz, ich habe auf dieſe Weiſe wahre Wunderkuren verrichtet.“

Der Podagriſt ging ganz hoffnungsvoll weg, und wollte Don Manueln vorher einen Piaſter für ſeine Mühe geben. Er nahm ihn aber nicht an, ſondern verſicherte, daß er ſeine edle Kunſt nicht durch Bezahlung derſelben herabwürdigen wolle. Apollo ließ ſich bei Admet, rief er, weder für ſeine Recepte, noch für ſeine Verſe, bezahlen.

Dieſe Uneigennützigkeit gewann meinem Dichter nur um ſo größeres Zutrauen. Nichts ging über die Ehrfurcht, mit der ihn der Wirth behandelte. Nachdem wie daher vortrefflich gegeſſen und getrunken, führte er uns in ein ſchönes Schlafzimmer mit den beſten Betten.

Am andern Morgen, da wir abreiſen wollten, war der Wirth nicht zu bewegen, einen Heller Bezahlung von uns anzunehmen. Don Manuels Mittel hatten während der Nacht bereits gewirkt. Wir verließen Carthagena daher unter den tiefen Bücklingen des Mannes, und fuhren fröhlich zum Thor hinaus.

Neuntes Kapitel.

Ein niederländiſches Gemälde.

Wir hielten in Lorca, einer ehemals berühmten und prächtigen, mauriſchen Stadt, Mittagsruhe. Das einzige Wirthshaus derſelben gehörte Zigeunern, und wir fanden in demſelben auch eine, ihrer würdige, Geſellſchaft. Eſel, Maulthiere, Fuhrleute, ſtanden und lagen durcheinander in demſelben Zimmer. In der Mitte brannte ein Feuer, das von zwei zwölfjährigen Mädchen, welche bloß ein kurzes Hemd anhatten, unterhalten wurde. In einer Ecke ſaß ein Blinder, der die Guitarre ſpielte, und alte Romanzen dazu ſang. Neben ihm war ein ſchlecht gekleideter Reiſender gelagert, der von nichts, als Neuigkeiten, ſprach. Das Ganze war ein niederländiſches Gemälde, ſo gut man eines ſehen kann, und, da wir hier nicht über Nacht bleiben durften, ſo konnten wir uns dieſe Wirthſchaft ſchon gefallen laßen.

Don Manuel, der ſeine gute Laune nicht verloren hatte, bat den Blinden um ſeine Guitarre. Er fing an, ſie zu ſpielen, und ſang mauriſche Romanzen dazu. Im Augenblick war die ganze Geſellſchaft um ihn verſammelt. Ausbrüche von Bewunderung und Rührung, die er ſeinen Zuhörern abgewann, unterbrachen ihn von Zeit zu Zeit. Der Wirth, der uns zuvor nichts, als ein Stück alten, modernden, Stockfiſches geben wollte, holte nun einen ſchönen Schweinebraten für uns hervor. Seine Frau brachte eine gute Bouteille Xeres, und wir hielten, Dank den Muſen! ein ganz erträgliches Mittagseßen.

Der Reiſende, welcher neben dem Blinden geſeßen hatte, kam nun herbei, und unterhielt uns von ſeinen Neuigkeiten. „Der König von Spanien, ſagte er, hat dem Kaiſer von Marocco den Krieg angekündigt, weil er alle dieſe

Hunde von Muſelmännern, welche nicht an Gott glauben wollen, und vom Pabſt excommunicirt ſind, ausrotten will.

„Ja, unterbrach ihn Don Manuel, die Sache hat ihre Richtigkeit; auch hat der Pabſt dem König bereits ein geweihtes Schwerdt, und eine geweihte Trompete zugeſchickt. So wie dieſes Schwerdt einen Sarazenen berührt, ſo fällt er augenblicklich todt nieder. Die geweihte Trompete aber hat den Zweck, die Mauern von Marocco umzuſtürzen."

Dieſe Nachricht machte der Geſellſchaft das größte Vergnügen; denn der alte Haß gegen die Mauren iſt in dieſen Gegenden noch nicht verſchwunden, und die Meiſten ſuchen durch die laute Aeußerung deßelben ihre Beſchämung, von ihnen abzuſtammen, zu verbergen.

Als wir wieder weiter reiſen wollten, rieth uns der Wirth, doch noch vorher die Bildniße des heiligen Ambroſius, und des heiligen Hieronymus, in der Domkirche anzuſehn. Don Manuel verſicherte ihn aber, daß wir dieſe Heiligen dereinſt nach Genüge ſelbſt im Paradies würden betrachten können.

Von Guadix nach Grenada wurde der Weg außerordentlich ſchlecht. Er führte überdies an Abgründen vorbei, bei deren Anblick ſich mein Dichter kreuzte und ſegnete. „Entweder haben die Teufel oder die Mauren, ſagte er, dieſen Weg gemacht. Aber kaum hatte er dieſes Wort geſprochen, als unſre Kaleſche umſtürzte. Glücklicherweiſe lag ein großer Felsblock neben dem Abgrund, ſonſt wären wir unfehlbar in denſelben hinuntergeſtürzt. Don Manuel rief der Mutter Gottes und allen Heiligen, Erbarmen zu.

Da er aber wieder aufgeſtanden war, frug er mich lachend, ob ſein Kopf noch ganz ſei?

„Ich bin froh, antwortete ich ihm, daß Sie wieder froh ſind. Geſtehen Sie nur, daß Sie große Angſt hatten; denn Sie rufen die heilige Jungfrau gewiß nicht an, wenn Sie nichts zu fürchten haben.“

„Sie haben Recht, ſagte er, weil ich nicht weiß, wie's in der andern Welt ausſieht, ſo mag ich doch gern nach der Regel ſterben. Zwar gefällt es mir, wie Horaz, Anakreon und Tibull zu leben; aber wenn ich einmal fort muß, ſo will ich doch, wie Sankt Paul und Sankt Auguſtin, zum Thor des Chriſtenthums hinausgehn. „Nimm dich in Acht, rief er unſerm Fuhrmann zu, daß du uns nicht früher zu der ſchönen Proſerpina ſchickſt, als es nöthig iſt!“

Den folgenden Tag wurden wir durch den ſchönſten Weg und die herrlichſten Anſichten einer glücklichen üppigen Süd-Natur entſchädigt. Wir näherten uns der berühmten Stadt Grenada, welche die Mauren noch nicht vergeſſen haben, und um deren Beſitz ſie noch täglich den Himmel anflehen. Aber wir begegneten bloß häßlichen, armſelig gekleideten, Menſchen. Wie ſchön wär' es, rief ich aus, wenn dieſes Land von Theokrits und Virgils Schäfern bewohnt wäre! — Ja, ſagte Don Manuel, und von Najaden und Aphroditens Hofe!

Zehntes Kapitel.

Eine neue Art, Bekanntſchaften zu machen.

Wir kamen Abends in Grenada an. Ich wollte unſrem Fuhrmann ſogleich Befehl geben, ſich auf den nächſten Morgen bereit zu halten; allein Don Manuel bat mich inſtändig, ihm einen Tag Ruhe zu gönnen, während deßen wir dieſe ſehr merkwürdige Stadt in Augenſchein nehmen könnten. Ueberdieß, ſagte er, werden wir morgen zu einem guten Mittageßen bei den Hieronymiten eingeladen werden.

„Sie kennen alſo einen von den Mönchen?“ frug ich ihn.

„Ja, den Pater Guardian; es iſt aber noch eine ganz neue Bekanntſchaft, denn ſie iſt kaum eine halbe Viertelſtunde alt.“

„Wie geht denn das zu? Wir kommen doch eben erſt an; Sie ſind noch nicht aus dem Hauſe gekommen, und ich habe keinen Mönch hier geſehen."

„Ich eben ſo wenig; auch weiß er gar nichts von mir. Allein morgen iſt er unſer Freund, dafür ſtehe ich Ihnen, und giebt uns ein gutes Mittageßen — was wohl der beſte Freundſchaftsbeweis von einem Mönch iſt. Er heißt der Pater Polykarp, iſt ein wahrer Auserwählter, beſitzt weder den Ehrgeiz, noch die Beredſamkeit des heiligen Bernhards; aber den Eifer und die Einfalt ſeines Schutz-Patrons, des heiligen Polykarps. Er hat in Barcelona einen Bruder unter den Barfüßern, der Pakom heißt."

„Dieſen kennen Sie wahrſcheinlich?"

„Eben ſo wenig. Allein der Wirth hat mir von beiden erzählt, und da hab' ich vor der Hand ſogleich Freundſchaft mit ihnen abgeſchloſſen. — Auf gleiche Weiſe erfuhr ich, daß Bruder Pakom den Caffee ſehr liebt, und daß er eine gute Chorſtimme hat; ſo wie, daß Bruder Polykarp Predigten im Geſchmack des Erzbiſchofs von Grenada ſchreibt, der Ihnen aus dem Gilblas bekannt iſt.“

Don Manuel hielt wirklich Wort. Am andern Morgen gingen wir in das Hieronymiten Kloſter, und ließen uns zu Bruder Polykarp führen. Wir fanden ihn mit einem Papagei beſchäftigt, den er die Worte: ave Maria purissima ausſprechen lehrte.

Er verließ augenblicklich ſeinen Schüler, begrüßte uns mit der größten Höflichkeit, und frug nach der Veranlaßung unſres Beſuchs.

Don Manuel ſagte ihm, daß wir von Barcelona kämen, und daß ihm ſein Bruder Pakom aufgetragen habe, ihn bei ſeiner Durchreiſe durch Grenada zu beſuchen, ihn nach ſeinem Befinden, und nach ſeinen Predigten zu fragen.

„Meine Geſundheit betreffend, ſagte der Pater Guardian, ſo iſt ſie ganz leidlich, und mit meinen Predigten iſt man zufrieden. Sie kommen alſo von Barcelona? Warum hat Ihnen mein Bruder denn keinen Brief an mich mitgegeben?"

„Er war gerade etwas unpäßlich, erwiederte Don Manuel; was wohl von ſeinem übermäßigen Caffee-Trinken herkommen mag."

„Ja, ja, das ſieht ihm ganz gleich. Ich empfehle ihm in allen meinen Briefen, dieſe verderbliche Gewohnheit aufzugeben, oder wenigſtens zu mäßigen; aber mein Rath hilft ſo wenig, als des Propheten Jeſaias ſeiner bei den Juden. Er behauptet, der Caffee ermuntre den Geiſt; allein das iſt nichts. Nehm' ich doch auch keinen, wenn ich meine Predigten ſchreibe."

„Da haben Sie ganz Recht."

„Dann führt er zu ſeiner Rechtfertigung an, daß die größten Heiligen ihre Schwachheiten gehabt; daß der heilige Franziſkus von Salles die Blumen, Sankt Franziskus Xapher das Reiſen, die heilige Catharina, die Viſionen, die heilige Thereſe, die Romane, und der heilige Franziskus von Aſſiſi, die Thiere geliebt habe. Mein Bruder, ſchließt er dann ſcherzend, macht gute Predigten; und ich guten Caffee.“

„Er hat uns Hoffnung gegeben, daß Sie uns wohl eine Ihrer Predigten hören laßen würden.“

„Recht gerne; denn ich bin nicht, wie jener gottloſe reiche Mann, und gebe gern von den Früchten meines Gartens. Allein, Sie hören die Glocken, die mich ins Refectorium ruft: thun Sie mir daher den Gefallen, heute mit mir zu Mittag zu eßen. Um vier Uhr werde ich alsdann predigen. Sie werden die Kirche ganz voll finden, und ich hoffe, Sie auch unter meinen Zuhörern zu ſehen. Ich ſpreche heute gerade von meinem Schutz-Patron, dem heiligen Polykarp, der funfzehn Jahre lang ſich nie zu Bette legte, ſondern immer auf einem Steine ſaß.“

„Dieſer große Heilige verdient ein Bette von Eiderdaunen im Himmel.“

Don Manuel rühmte ihm nun noch die Stimme ſeines Bruders, und verſicherte ihn, daß

Jedermann in die Kirche laufe, um ihn zu hören.

„Doch ſchreibt er mir in ſeinem letzten Brief ſagte der Mönch, daß ſeine Stimme etwas abgenommen habe.“

„Er hatte ſich ein wenig erkältet: allein es war bald wieder vorbei, und ich habe ihn ſingen hören, daß die Scheiben im ganzen Chore zitterten.“

„Ich möchte wohl ſeine Stimme für meine Predigten haben; allein der Himmel weiſet jedem ſeine eigene Gabe an, und ich will mit der meinigen zufrieden ſein.“

Wir fanden uns zum Mittageßen ein, und wurden von den ſämmtlichen Mönchen auf's beſte aufgenommen. Wir tranken auf die Geſundheit der Heiligen, der Mönche, und des Papſtes. Der Pater Guardian unterhielt uns von den Merkwürdigkeiten der Stadt, von der Bekehrung der Mauren, und von dem Kardinal Ximenes, welcher funfzigtauſend von ihnen hatte taufen laßen. „Dieſer fromme Kardinal, ſagte er, wollte die Bewohner eines Quartiers der Stadt zwingen, unſre heilige Religion anzunehmen; allein ſie empörten ſich. Das half ihnen aber wenig. Der Kardinal erklärte ſie des Majeſtäts-Verbrechens ſchuldig, und ließ ihnen die Wahl, entweder ſamt und ſonders zu ſterben, oder ſich taufen zu laßen. Gott rührte ihre Herzen, und ſo traten ſie in den Schooß unſrer heiligen Kirche über.“

Nach Tiſche mußten wir uns ſchon gefallen laßen, die Predigt anzuhören. Wir ſagten nachher dem Pater viel Schönes über dieſelbe, und nahmen Abſchied von ihm. Zuvor wollte er aber doch den Namen vom Freunde ſeines Bruders wißen, um ihm ſeine Ankunft in Grenada melden zu können. Ich heiße Don Stephan Franz Antonius Caracalla, ſagte Don Manuel.

Der Guardian ſchrieb dieſen Namen auf,

wir verließen ihn, und ich war recht froh, als ich in Freiheit kam, um nach Herzensluſt über die Einfalt des guten Mönchs lachen zu können.

Eilftes Kapitel.

Ankunft in Cordova, mit überraſchenden Neuigkeiten.

Wir hatten noch zwei Tagreiſen bis Cordova. Während derſelben begegnete uns nichts Merkwürdiges, als daß wir die ſchlechteſten Wirthshäuſer von der Welt fanden, welche aller Erfindungs-Geiſt von Don Manuel nicht umzuſchaffen vermochte.

Endlich kamen wir Abends ſpät in Cordova an Nichts beſchreibt die Ungedult, in welcher ich die ganze Nacht zubrachte, nichts meine Freude, als endlich der Morgen des Tags heraufkam, an dem ich meine Seraphine wieder ſehen ſollte.

So früh es nur immer der Anſtand erlaubte, ließ ich mich nach Don Pacheco's Haus führen. Meine Knie zitterten, als ich die Treppe hinaufſtieg. Ich trat in das Zimmer, und fand meinen alten Freund, wie er gerade die Chokolade zu ſich nahm. Bei meinem Anblick fuhr er mit einem lauten Geſchrei auf, und ſtieß in ſeiner Haſtigkeit die Taße um.

„Da ſind Sie endlich, lieber Kapitän, rief er, mich aufs zärtlichſte umarmend; ſeyn Sie recht herzlich willkommen! Chokolade für den lieben Kapitän. Antonio!“

Man brachte Chokolade, und während ich trank, machte Don Pacheco hundert Fragen über meine Geſundheit und meine Reiſe. Von ſeiner Tochter ſprach er keine Sylbe, bis ich vor Ungeduld endlich ſelbſt nach ihr frug.

„O vergeßen Sie ſie, ſagte er ſeufzend: ſie iſt eine Elende! Ich habe ſie nicht mehr in meinem Hauſe.“

„Wie? rief ich: Sie iſt nicht mehr in Ihrem Hauſe? Wo iſt ſie denn?“

„Sie iſt bei ihrem Mann. Die Undankbare! die Treuloſe!“

Bei dieſen Worten erblaßte ich. Ich wollte reden; aber mein Schmerz fand keine Worte.

„Verheirathet alſo?“ brachte ich endlich ſtammend hervor.

„Ja, ſeit vierzehn Tagen, und ohne meine Einwilligung. Sie hat mich mein Wort brechen gemacht; ich bin Edelmann, Mann von Ehre, bin Soldat, und werde mich mit dem, den ſie ihren Gatten nennt, ſchlagen. Fällt er, wie es gewiß geſchehen wird, ſo können Sie die Wittwe heirathen, wenn Sie noch Luſt dazu haben.“

In dumpfes Schweigen verſunken ſaß ich da. Don Pacheco ſchwieg gleichfalls, und lief in der größten Unruhe im Zimmer hin und her.

„Nein, mein Freund, fing ich endlich an; Sie dürfen Ihr Leben nicht in Gefahr ſetzen. Ich thue Verzicht auf Ihre Tochter.“

„Lieber Kapitän, antwortete Don Pacheco; Sie ſind zu großmüthig, und ich bin in Verzweiflung, daß Sie nicht mein Schwiegerſohn ſind.“

„Sie hat ſich alſo ohne Einwilligung ihres Vaters verheirathet?"

„Sie kennen unſre Sitten, und unſre Religions-Geſetze, und wiſsen, daß es bei uns den Kindern in einem gewiſsen Alter erlaubt iſt, ohne Beiſtimmung ihrer Eltern zu heirathen. Dieſe Geſetze hat ſich meine unwürdige Tochter zu Nutze gemacht. Aber Sie trinken ja Ihre Chokolade nicht?"

„Ich habe keinen Appetit."

„Muth, Muth, Kapitän. Sie haben ſechs Feldzüge mit gemacht, haben den Kanonen getrotzt; laßen Sie ſich durch die Untreue einer Elenden nicht niederſchlagen. Sie hat bewieſen, daß ſie Ihrer nicht würdig war. Folgen Sie meinem Beiſpiel, und verachten Sie ſie. Gott wollte es ſo, tröſtete ich mich; und ſo müßen auch Sie ſich tröſten. Ich will Ihnen den ganzen Verlauf der Sache erzählen. Ich kam eines Morgens aus der Meße, und fand einen Geiſtlichen zu Hauſe, der auf mich wartete. Er war von den General-Vikar der Diöceſe geſchickt, und ich empfing ihn mit der, ſeinem Amte gebührenden, Ehrfurcht. Er ſagte mir, daß er im Namen des General-Vikars da ſei, um meine Tochter zu holen. — Und was will er von ihr? rief ich erſtaunt. — Er will ſie in die Hände Ihrer Tante, Donna Elvira, geben, antwortete er. — Und warum denn? Meine Tante iſt bereits fünfundachtzig Jahre alt. — Donna Seraphina hat ihre Hand dem Don Juan Alonzo de la Rocca verſprochen; beide ſind durch gegenſeitige Gelübde an einander geknüpft, und die Kirche wird ſie verbinden. — Wie? Ohne meine Einwilligung? Ohne mich nur um Rath gefragt zu haben? Wer iſt denn dieſer Don Juan Alonzo de la Rocca? Ich kenne ihn ja gar nicht einmal. — Er iſt der Sohn eines reichen Kaufmanns von Cadix. — Was? Ein Kaufmann, ein Bürgerlicher ſoll die Tochter des Don Pacheco y Nuñez, y Garcia Laſſo, Grafen von Montijo, Ritters von Santiago und Kammerherrn des Königs, heirathen? Was würden meine Ahnen dazu ſagen, die in der Geſchichte von Spanien ſo berühmt ſind? Nein, das werd' ich nie zugeben! — Mein Herr Graf! die Ehen werden im Himmel geſchloßen. Und wenn's dort oben geſchrieben ſteht? — So muß das Blatt zerrißen werden. — Die Ehe wird ohne Ihre Einwilligung zu Stande kommen. Der General-Vikar hat Ihre Tochter ſelbſt geſprochen; die Sachen ſind völlig in der Ordnung. Sie ſehen, daß kein Ausweg mehr übrig iſt. — Ich habe meine Tochter einem braven, liebenswürdigen, franzöſiſchen Kavalier verſprochen; er liebt ſie, ſie hat ihn gleichfalls geliebt. — Wahrſcheinlich hat ſich Donna Seraphina eines beſſern beſonnen. Wir brauchen keine Franzoſen im Lande, die nur den Saamen des Unglaubens ausſtreuen. Kurz, Herr Graf, die Sache iſt im Reinen, und aller Widerſtand vergeblich. — Nun denn, ſagte ich wüthend, wenn ſie mein väterliches Anſehn verachtet, wenn ſie vergißt, was ſie meiner Geburt ſchuldig iſt, ſo mag ſie ſich immer entehren; aber vor meine Augen ſoll ſie nie wieder kommen. — Ich ließ meine Tochter rufen; allein ſie war ſchon weg, und zu meiner Tante gegangen. Ich konnte die Sache nicht mehr hindern. Die Heirath ging vor ſich, und ich habe ſie ſeither nimmer geſehen. Verſchiedenemale hat man mir Leute zugeſchickt, um mich mit ihr auszuſöhnen. Aber ich habe alles verweigert, und werde bei meinen Vorſatz bleiben. Sehen Sie, lieber Kapitän, dieß iſt die ganze abſcheuliche Geſchichte, und ich hoffe, Sie überzeugt zu haben, daß ich keinen Vorwurf von Ihnen verdiene.“

„Nicht den geringſten, erwiederte ich. Aber Sie ſehen hier die Früchte Ihrer Vorurtheile, Ihrer blinden Unterwerfung unter die Prieſter. Und vor ſolchen Menſchen können Sie ſich in Ehrfurcht beugen?“

„Aber wollen Sie denn, daß ich meinen Vater, meine Mutter, und meine eigene Seele

Jahrhunderte lang im Fegfeuer brennen laſſen ſoll?“

„Nein, die Ihrige iſt zu gut, als daß ſie der liebe Gott zum Fegfeuer verdammen ſollte.“

Dieſe Artigkeit beruhigte Don Pacheco wieder. Er bot mir Wohnung in ſeinem Hauſe an; ich verſicherte ihn aber, daß meine Wunde noch zu neu ſei, um in einem Hauſe wohnen zu können, wo mich ſo vieles an meinen ſchmerzlichen Verluſt erinnern würde. Zudem ſagte ich ihm, daß ich einen Freund bei mir hätte, von dem ich mich ungern trennte.

„Und wer iſt dieſer Freund?“ frug er.

„Der Dichter Don Manuel Caſtillo, ein liebenswürdiger, geiſtvoller Mann.“

„Ich halte zwar mehr auf einem rechten Grenadier, als auf einen guten Dichter; allein, da Sie ihn Ihren Freund nennen, ſo iſt er mir willkommen. Ich hoffe, daß Sie ihn heute, und alle Tage, zu mir zu Tiſche bringen.“

Ich verabſchiedete mich nun von ihm. Er

umarmte mich auf's zärtlichſte, und verſicherte mich nochmals, daß er ſich mit dem Spitzbuben ſchlagen würde, der ſeine Tochter verführt habe.

Traurig kehrte ich in den Gaſthof zurück, und erzählte Don Manueln mein Unglück. Das iſt nicht ſo ſchlimm, ſagte er; tröſten Sie ſich nur, der Schmerz wird bald vorüber ſein. Zwar ſagt ein perſiſcher Dichter; der erſte Monat der Ehe ſei der Mond des Honigs; allein ich ſage mit unſrem Sprüchwort: beßer iſt's, ein Vogel auf dem Feld, als im Kefigt, zu ſein. Sie behalten Ihre Freiheit, und leben dem Vergnügen, dem Augenblick und dem Wechſel.

Zwölftes Kapitel.

Wenig Tröſtliches.

Don Manuel ſchlug mir, um mich zu zerſtreuen, eine Reiſe nach Sevilla vor, denn, ſagte er:

Quien non a visto a Sevilla
Non a visto maravilla *).

Ich ließ mir das gefallen, und nahm ſeinen Antrag an, zu Don Pacheco zu gehn, das Mittag-Eßen, zu welchem wir eingeladen waren, abzulehnen, und ihn von unſrer Abreiſe zu benachrichtigen.

Während er in dieſem Gang begriffen war, legte ich mich ganz niedergeſchlagen in's Fenſter. Ein lautes Geſchrei, welches ſich erhob, zog meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Es kam aus der

---

*) Wer Sevilla nicht geſehen hat, hat kein Wunder geſehen.

Bude eines Schuſters, welcher gerade gegenüber wohnte, und ſeine Frau prügelte. Einer von den Nachbarn kam herbei, und frug ihn, warum er ſeine Frau ſo unartig behandelte? — Weil ſie eine Müßiggängerin iſt, die ihre Haushaltung vernachläßiget, gab der erzürnte Ehemann zur Antwort. — Sie iſt ein Weib, ſagte der Nachbar, und ein Weib darf man nicht ſchlagen. — Sie iſt drei ganze Stunden auf dem Markt geweſen, und hat nichts gebracht. — Mag ſein; aber ſie iſt ein Weib. — Ich hatte ihr einen Piaſter mitgegeben, und den hat ſie verloren. — Das hätte ſie nicht thun ſollen, aber ſie iſt ein Weib. — Sie iſt dreißig Jahr alt, häßlich, und mager wie ein Skelett, und liebäugelt dennoch mit allen Männern. — Sie iſt ein Weib. — Sie läßt mich Hungers ſterben, um ſich Kleider und Putz zu kaufen. — Sie iſt ein Weib. — Sie ſchwatzt und ſchnackt den ganzen Tag, und verläumdet alle ihre Nachbarinnen. — Sie iſt ein Weib. — Nein, ein Teufel iſt ſie, rief der

Schuſter ergrimmt aus; ein Teufel iſt ſie, und kein Weib. Ich wollte, daß ſie die eurige, und nicht die meinige wäre!

Der Nachbar zog ſich zurück, und der Schuſter fing an, ſich zu beſänftigen. Ich benutzte die Lektion, und ſagte zu mir ſelbſt: Seraphine hat mich verlaßen; aber ſie iſt ein Weib!

Inzwiſchen kam Don Manuel wieder zurück, und erzählte mir ſeinen Beſuch bei Don Pacheco. Ich habe mich als Ihren Freund bei ihm melden laßen, ſagte er. Er frug mich gleich, ob ich der Dichter Don Manuel wäre? Ich bejahte es. Das freut mich, fuhr er fort, denn ich achte die Dichter ſehr; ſie ſind die Zierde der Geſellſchaft. — Und oft, unterbrach ich ihn ſtolz, der Ruhm ihres Vaterland's, und die Trompete ſeiner Thaten. — Nun fing ich an, ihm von Ihrem Schmerz, und von Ihrem Entſchluß, morgen nach Sevilla zu reiſen, zu erzählen. Er brach in die heftigſten Verwünſchungen gegen ſeine Tochter aus, und ſchrie einmal über's andre.

wenn es noch ein Edelmann wäre! aber einen ſo ſchönen, wackern Kavalier, einem Krämer von Cadix aufzuopfern! — Herr Graf, ſagte ich ihm, wißen Sie denn, ob Ihr Schwiegerſohn nicht von Hamilcar, Scipio, Sertorius, oder ſonſt einem gothiſchen oder vandaliſchen Großen abſtammt? Was hat er für eine Farbe? — Man ſagt mir, er ſei blendend weiß, und habe blonde Haare. — Nun, da iſt ja gar kein Zweifel, daß er von einem gothiſchen Fürſten abſtammt. Dieſes Volk hatte Bart und Haare blond, und die Haut weiß, wie Schnee. — Meinetwegen mag er von einem Gothen oder von einem Juden abſtammen; ich will ihn nun einmal nicht zum Tochtermann haben. Seit vierhundert Jahren fließt das edelſte Blut in den Adern der Montijo's; meine Ur-Ur-Groß-Mutter hat unter Karln V. den erſten Sammet-Rock getragen, der allen neu Verheiratheten meiner Familie inzwiſchen am Hochzeittag zum Schmuck gedient hat *). Ich habe ihn noch; aber meine Tochter hatt ihn nicht getragen; lieber verbrenn' ich ihn. Was mich am meiſten ſchmerzt, iſt, daß ich meinem Kapitän, der mir ſo große Dienſte geleiſtet hat, und den ich ſo zärtlich liebe, nicht Wort halten konn. Indeß will ich ihn immerhin auf einige Wochen nach Sevilla gehen laßen; aber dann muß er wieder zu mir zurückkommen, und längere Zeit bei mir bleiben, um mich für meinen Verluſt zu tröſten. Ich werde euch meine Pferde zu eurer Reiſe geben, und morgen mit Tagesanbruch ſoll mein Wagen vor eurer Thüre ſein. Heute Nachmittag komm' ich noch, um von meinem lieben Freund und von Ihnen Abſchied zu nehmen."

So endigte Don Manuel die Erzählung von ſeinem Beſuch bei Don Pacheco. Wir ſetzten uns zu Tiſche, und waren erſtaunt, ein wahrhaft prächtiges Eßen zu erhalten.

---

*) Dieß war noch vor Kurzem Sitte bei dem ſpaniſchen Adel.

Nach Tiſche ſchrieb ich an Don Inigo Flores, und meldete ihm meine Ankunft in Grenada, und die Unbeſtändigkeit Seraphinens. Ich ſagte ihm, daß ich bei ihm zu ſein wünſchte, um in ſeiner Freundſchaft und in der ſanften Roſalie Theilnahme meinen Troſt zu finden. Ich ſchloß eben meinen Brief, als Don Pacheco hereintrat. Er fiel mir um den Hals, nannte mich ſeinen Sohn, und fluchte über ſeine Tochter, die ihn zum erſtenmal in ſeinem Leben ſein Wort brechen gemacht hatte. Allein, ſagte er, ich habe eine Nichte in Madrid, welche von dem Marquis von Caſtellas abſtammt, der ſich einſt mit fünftauſend Mann in Italien mitten durch das feindliche Heer durchgeſchlagen hat. Ich biete Ihnen ihre Hand an; ihr Vermögen entſpricht zwar ihrem Namen nicht; allein ich ſetze Sie zum Erben meines ganzen Eigenthums ein.

Ich dankte Don Pacheco mit aller Wärme für dieſen großmüthigen Antrag, verſicherte ihn aber, daß ich nie ein Vermögen annehmen würde, das einem rechtmäßigen Erben angehörte.

„Was kann ich denn ſonſt thun, ſeufzte er, um Sie für die Beſchwerlichkeiten einer ſo langen Reiſe, und die abſcheuliche Handlung meiner Tochter, zu entſchädigen?"

„Nichts, antwortete ich, als ihr verzeihen, ihren Schwiegerſohn anerkennen, und mich immer mit ihrer Freundſchaft zu beehren."

„Ja, ſagte er, ich ſchwöre es beim heiligen Jakob und bei den Seelen aller meinen Ahnen, daß ich Sie immer als meinen Sohn, und als meinen beſten Freund, anſehen werde. Aber was Seraphinen und den Krämer von Cadix betrifft, ſo ſollen ſie mir nie vor die Augen kommen. Sie haben Vermögen, um davon zu leben, und Reichthum und Luxus gebühren nur dem alten Adel. Kommen Sie, ſobald Sie können, wieder von Sevilla zurück. Die Undankbare, Treuloſe, verdient nicht, daß Sie ſich wegen ihr grämen. Ich ſchmeichle mir, daß Sie bei Ihrer

Rückkehr mit Don Manuel, Wohnung bei mir nehmen. Hören Sie, ich beſtehe darauf. Leben Sie alſo recht herzlich wohl, und machen Sie eine glückliche und ſchnelle Reiſe.“

Nachdem Don Pacheco weggegangen war, verfiel ich in die traurigſte Stimmung. Mein Dichter ergriff ſeine Guitarre, und ſang die unglückliche Liebe von Pyramus und Thisbe. Die Anmuth ſeiner Stimme und ſeines Spiels und die Erzählung vom Tode der beiden Liebenden ergriffen mich auf's Innigſte. Der Mond war eben heraufgeſtiegen, und warf ſeine milden Strahlen in unſer Zimmer. Eine ſüße Wehmuth löſte mein Herz endlich in Thränen auf. So ſaß ich lange. Don Manuels Saiten ſchwiegen endlich. Ich faßte mich, und fühlte mich einigermaßen getröſtet.

Wir wollten eben zu Bette gehen, als Don Pacheco's Bedienter erſchien, einen ganzen Korb voll Bouteillen mit Malaga und Madera gefüllt, und eine Menge Backwerks brachte, und uns zugleich frug, um welche Stunde den nächſten Morgen der Wagen da ſein ſollte. Wir ließen unſrem Freunde noch unſern wärmſten Dank ſagen, und beſtimmten die Zeit unſrer Abreiſe.

Als wir im Begriff waren, einzuſteigen, frugen wir den Wirth nach unſrer Zeche. Sind Sie zufrieden geweſen mit meiner Aufwartung? frug er. Auf's beſte; antworteten wir, und was ſind wir ſchuldig? — Nichts. — Scherzen Sie? — Nein, ich rede in vollem Ernſt; denn der Graf von Montijo hat das Eßen geſchickt, und bereits alles bezahlt. Er iſt gar ein großmüthiger, freigebiger Herr. Als meine ſelige Frau noch lebte, gab er uns oft die Ehre, uns zu beſuchen. — Da wett' ich, daß ſie recht hübſch geweſen iſt; ſagte Don Manuel. — Das war ſie auch, erwiederte der Wirth; ſie iſt eine wahre Perle von Frau geweſen.

Wir ſetzten uns in den Wagen, und verließen Cordova. Ich mit ſchwerem Herzen; mein Dichter lachend und ſingend.

Dreizehntes Kapitel.

Auflöſung eines früheren Abentheuers.

Wir kamen glücklich und ohne weitere Abentheuer in Sevilla an. Unſere erſten Gänge waren nach den Merkwürdigkeiten der Stadt, wobei mir Don Manuel viel Belehrendes über die Geſchichte von Spanien ſagte.

Um mich zu zerſtreuen, führte er mich auch auf die öffentlichen Spatziergänge, wo wir eine Menge von Damen in Begleitung von Mönchen und Duegnen fanden. Zwei ſehr hübſche Frauen, denen zwei Livreebedienten folgten, gingen an uns vorüber. „Ich wette, ſagte die eine, daß wir es hören konnten, dieſer Fremde iſt ein Franzoſe.“

Don Manuel ſchlug mir vor, ſie anzureden, um uns durch eine angenehme Bekanntſchaft den Aufenthalt in Sevilla zu erheitern. Ich war nicht hiezu geſtimmt, und ließ ihn, da er ſeinen Gedanken nicht aufgeben wollte, allein den Spatziergang fortſetzen.

Als ich zum Eßen nach Hauſe kam, fand ich meinen Dichter in voller Begeiſterung. „Ich bin zu der Abendgeſellſchaft bei der Gräfin Eleonore eingeladen, rief er mir entgegen, und habe Befehl, Sie mit zu bringen.

„Aber wie ſind Sie denn ſo ſchnell mit ihr bekannt geworden?“ frug ich erſtaunt.

„Auf die natürlichſte Weiſe von der Welt. Ich redete die beiden Damen, denen wir auf dem Spatziergang begegnet ſind, an, und frug die ſchönſte von ihnen, ob ſie nicht die Marquiſe Cäcilia Padilla wäre? Nun müßen Sie wißen, daß dieſe Marquiſe für die ſchönſte Frau in Sevilla gilt, wie mir unſer Wirth verſichert hat. Auch hatt' ich von ihm erfahren, daß ſich dieſe Dame gegenwärtig in Burgos befindet, wo ſie einem kranken Geliebten zu Hülfe hingeeilt iſt. — Die beiden Frauen ſagten mir dieſes gleichfalls auf meine Frage nach der ſchönen Marquiſe. Verzeihen Sie, meine Damen, erwiederte ich ihnen, nach der Beſchreibung, die man mir von ihrer Schönheit gemacht hat, glaubte ich nicht zu irren, indem ich die Marquiſe in ihnen zu finden wähnte. Es thut mir unendlich leid, daß ſie abweſend iſt; ich habe einen Empfehlungsbrief an ſie, und hoffte mir durch ihre Bekanntſchaft meinen Aufenthalt in Sevilla ſehr angenehm zu machen. — Die Verlegenheit, die ich heuchelte, rührte die ſchöne Gräfin ſo ſehr, daß ſie mir anbot, die Stelle der Marquiſe zu vertreten. Auch hat ſie mich gefragt, ob Sie nicht ein Franzoſe wären. Ich ſagte ihr Ihren Namen, und erzählte Ihre unglückliche Liebesgeſchichte."

„Das hätten Sie füglich unterlaßen können."

„Nicht wohl; denn ich habe in Ariſtoteles Ethik geleſen, daß alles Unglück der Liebe die Frauen auf's innigſte rührt, und daß ſie für Niemand größere Theilnahme fühlen, als für einen unglücklichen Liebenden. Beide Damen haben Sie ſehr liebenswürdig gefunden, und mir aufs gemeſſenſte befohlen, Sie in die Abendgeſellſchaft mitzubringen.“

Ich hatte nicht Luſt, Don Manueln zu begleiten. Er ging daher allein, und kam ganz entzückt von den Reizen der Gräfin, und von dem Beifall, den ſein Geſang bei der ganzen Geſellſchaft gefunden hatte, wieder zurück. Er ſetzte ſich ſogleich nieder, um eine Romanze zur Ehre ſeiner neuen Göttin zu dichten, die er ihr am folgenden Tag zu bringen verſprochen hatte.

Ich konnte am nächſten Abend ſeiner Einladung nicht entſtehen, die Abendgeſellſchaft der Gräfin, in der ſich Don Manuel einen großen Triumph verſprach, zu beſuchen. Die Gräfin empfing mich mit der liebenswürdigſten Heiterkeit, und verſicherte mich, daß ſie die franzöſiſchen Officiere ſehr ſchätze, indem ſie eben ſo galant, als tapfer, wären. Ihr Großvater, ſetzte ſie hinzu, habe unter dem Herzog von Vendôme gedient, und deſſen vertraute Freundſchaft genoſſen.

Ich beantwortete dieſes Kompliment mit den Ausdrücken meiner Hochſchätzung gegen die ſpaniſche Nation, und lobte ihre Tapferkeit, Treue und Liebe gegen ihre Könige, ſo wie ihre erhabenen Geſinnungen.

Man wieß mir meinen Platz in dem ſchönen Damenkreiſe an, und aller Augen richteten ſich nun auf Don Manuel, der ſeinen Geſang begann. Mehremale unterbrach ihn der lauteſte Beifall; aber er hatte noch nicht geendigt, als plötzlich Lärmen im Hauſe entſtand. Die Gräfin fuhr mit einem lauten Ausruf: mein Gemahl iſt von Madrid angekommen! auf. Die ganze Geſellſchaft erhob ſich, und im Augenblick ſtürzte der Graf herein, und fiel ſeiner Gattin in die Arme.

Ich ſah meinen Dichter an, und konnte mein Lächeln bei ſeinem Anblick nicht ganz unterdrücken. Die Guitarre war ihm aus den Händen geſunken, und ſein langes Geſicht bezeigte die unangenehme Ueberraſchung, mit der ſein Geſang und ſeine ſchönen Hoffnungen unterbrochen worden waren. „Laßen Sie uns gehen, ſagte er leiſe zu mir, für uns iſt hier nichts mehr zu machen. — „Das wäre ein Gegenſtand für eine Romanze, ſprach ich zu ihm, der verliebte Dichter in völligem Feuer der Begeiſterung, und der Ehemann, der plötzlich, wie ein kalter Regen, aus den Wolken fällt.“

Wir ſchlichen uns leiſe fort, und niemand bemerkte uns. Im Vorzimmer frugen wir nach dem Namen des Grafen, und hörten ihn zu unſerm größten Erſtaunen d'Avila nennen. Uns fielen Ambroſio's Schickſale plötzlich wieder ein. Sollte er den Grafen vielleicht nicht getödtet haben? rief ich. Wir eilten ſo ſchnell fort, als wir konnten, um in der Stadt weitere Erkundigungen über den Zuſammenhang dieſer ſonderbaren Begebenheit einzuziehn.

Vierzehntes Kapitel.

Fortſetzung.

Es blieb uns bald kein Zweifel übrig, daß der Gemahl der Gräfin Eleonora wirklich der Graf von Avila war, der ſo unglücklich auf unſers Einſiedlers Schickſal gewirkt hatte. Wir waren in Verlegenheit, wie weit wir dieſe Entdeckung benutzen ſollten; indem uns die Unſchuld des Grafen in ſeinem Verhältniß zu Donna Franziſca nichts weniger, als unverdächtig, ſchien. Als wir eben uns beriethen, wie wir uns in dieſer kitzlichen Sache zu benehmen hätten, erhielten wir eine Einladung von der Gräfin, um an demſelben Tage bei ihr zur Tafel zu erſcheinen.

Wir gingen hin, und wurden von dem Grafen auf's beſte empfangen. „Sobald ich hörte, ſagte er mir in gutem Franzöſiſch, welcher Nation Sie angehören, glaubte ich, es meinem Vaterland ſchuldig zu ſein, alles Mögliche für Sie zu thun. Ich habe drei Jahre in Paris zugebracht, bin in dieſer Stadt mit Wohlwollen und Freundſchaft aufgenommen worden, und wünſchte nichts ſo ſehr, als daß Sie mit meinen Landsleuten eben ſo zufrieden ſein möchten, wie ich es mit den Ihrigen bin. Wie finden Sie meine Nation?“

Ich denke zu gut von ihr, erwiederte ich ihm, um nicht nicht nach meiner Ueberzeugung zu reden. Sie iſt tapfer, geiſtvoll und großmüthig; ſie wohnt unter dem ſchönſten Himmel, auf dem fruchtbarſten Boden von Europa. Die Weine ſind vortrefflich“ —

„Und die Straßen?“

„Sehr ſchlecht.“

„Und die Gaſthöfe?“

„Abſcheulich.“

„Und die Mönche?“

„In zu großer Menge, zu reich, und, mit einigen Ausnahmen, gar zu unwißend."

„Und wie finden Sie die Religion?"

„Durch den Aberglauben entſtellt."

„Und unſre Weiber?"

„Sehr ſchön und ſehr verführeriſch. Nur halte ich ſie eher für wollüſtig, als tief fühlend; für eiferſüchtiger aus Stolz, als aus Zärtlichkeit, und für treuer in der Liebe, als in der Ehe."

„Ich halte Ihr Urtheil für völlig gegründet. Auch iſt die ganze Lebensweiſe unſrer Weiber gewöhnlich von der Art, daß ſie ſelten Achtung durch dieſelbe verdienen. Ihre einzige Beſchäftigung beſteht in dem Verhältniß zu ihren Liebhabern. Morgens ſtehen ſie ſpät auf, verbringen die erſten Stunden in unnützem Geplauder mit ihren Kammermädchen und gehen dann in die Kirche, wo ſie einige Gebete ohne Andacht herſagen. Bei der Tafel ſind ſie mäßig; nach Tiſche wird geſchlafen; Abends kleiden ſie ſich an, Sommers um den Spaziergang zu beſuchen, und Winters, um in eine Geſellſchaft zu gehn, wo ſie, um ein Kohlenbecken herumſitzend, ihren Nebenmenſchen verläumden."

Dieſes Geſpräch wurde durch die Gräfin unterbrochen, welche Don Manueln ſein plötzliches Verſchwinden am vorigen Abend vorwarf, und die Störung ſeines Geſangs entſchuldigte. „Die Ehemänner, ſagte ſie lächelnd, ſind Freudenſtörer. Der Graf hat uns um ihre Romanze gebracht; ich hoffe aber, daß Sie ſie uns heut Abend nicht ſchuldig bleiben werden. Don Manuel verſprach, was ſie verlangte, und ſo ſetzten wir uns zu Tiſche. Die Geſellſchaft war ſehr zahlreich, und die Unterhaltung lebhaft. Das Geſpräch drehte ſich lange um das Schickſal eines jungen Mannes von den größten Hoffnungen, den man am vorigen Abend begraben hatte.

„Wie? rief der Graf, Don Alonzo Melgar iſt geſtorben?"

„Ja, ſagte einer der Anweſenden, wer hätte dieſem kraftvollen, liebenswürdigen Mann ein ſo ſchnelles Ende weißagen ſollen? Sie kennen die Donna Eulalia Valdez, wißen, wie reizend, wie geiſtvoll, wie hochherzig, aber auch wie rachſüchtig ſie iſt. Sie liebte Don Alonzo'n, und wurde wieder von ihm geliebt. Allein ſie ſchöpfte Argwohn gegen ſeine Treue, und glaubte Beweiſe zu haben, die ſie in Wuth ſetzten. Indeß verbarg ſie ihm ihre Geſinnungen, und lud ihn vor einigen Tagen auf eines ihrer Landhäuſer ein. Don Alonzo, nichts Schlimmes ahnend, erſchien. Sie hatte drei ſtarke Männer, mit Dolchen bewaffnet, im Zimmer verborgen, in welchem ſie ihn empfing. Seinem freundlichen Gruß antwortete ſie mit aller Furchtbarkeit ihrer Leidenſchaften und ihrer Rachſucht. „Ich habe dich geliebt, Unwürdiger, rief ſie aus, und du haſt meiner Liebe in den Armen einer andern geſpottet. Dein Leben iſt in meiner Hand; du haſt zwiſchen Dolch und Gift zu wählen!“ In dieſem Augenblick traten die drei Bewaffneten hervor.

Kalt antwortete Don Alonzo: „Sie hätten dieſer Anſtalten nicht bedurft, um ungerecht gegen mich zu ſein. Ich wähle das Gift, und überlaſſe Ihnen die Reue.“ — Er nahm die vergiftete Taſſe, und trank ſie augenblicklich aus. „Dieſes Getränk, ſagte er, als er ſie geleert hatte, wäre beſſer geweſen, wenn Sie es mit etwas Zucker gemildert hätten. Das Gift machte es gar zu bitter. Ich ſage dies nicht für mich, ſetzte er hinzu, ſondern für meine Nachfolger. — „Die Wirkungen des Gifts waren ſchnell. Die Reue der Furie kam zu ſpät. Sie hatte kaum noch Zeit, dem Unglücklichen einen Beichtvater rufen zu laſſen. Er ſtarb, ohne daß er mit einem Wort ſeine Mörderin verrathen hätte.“

Die ganze Geſellſchaft ſchauderte bei dieſer Erzählung zuſammen. „Sie iſt eine abſcheuliche Mörderin, ſagte eine der Damen; aber die Untreue iſt auch ein entſetzliches Verbrechen. Mehrere andere andere Damen waren derſelben Meinung. „Ja, ſagte der Graf von Avila, Sie haben Recht, meine Damen. Die Untreue gegen einen Gatten iſt eine Kleinigkeit, eine Sache der Mode; aber einer Geliebten untreu zu werden, das iſt ein Verbrechen, welches die grauſamſte Züchtigung verdient. Sagen Sie uns doch, lieber Chevalier, fuhr er fort, indem er ſich an mich wandte; wie beſtrafen die franzöſiſchen Damen die Untreue ihrer Liebhaber?

„Dadurch, daß ſie ſie vergeßen, erwiederte ich, daß ſie ſie verachten, und manchmal ſogar durch Nachſicht und Freundſchaft, jene ſüße, innige Freundſchaft, die ſo oft die Tochter der Liebe iſt.“

„Das nimmt mich nicht Wunder, rief Donna Antonia lebhaft aus. In Frankreich kennt man die Liebe gar nicht. Die Weiber Ihres Vaterlands tragen die Liebe im Kopf, und die Eitelkeit im Herzen.“

„Da ſehen Sie, ſprach der Graf leiſe zu mir, wie die Weiber meines Vaterlands urtheilen. Sie kennen kein Gefühl der Freundſchaft. So lange eine Spanierin liebt, iſt der Geliebte ein Gott; aber kaum gilt er mehr für einen Menſchen in ihren Augen, wenn die Liebe erloſchen iſt. „Heftiges Temperament, und Bedürfniß einer Beſchäftigung knüpften bei uns die meiſten Verbindungen an; Gewohnheit, Stolz und Verlegenheit, eine neue Wahl zu treffen, erhalten die Beſtändigkeit unſrer Weiber.“ Bei einer Franzöſin, deren Geſchmack und Herz durch Erziehung gebildet ſind, iſt die Liebe die zarteſte Empfindung, und wird durch alle Farben der Einbildungskraft und jeden Reiz des Geiſtes verſchönert. Sie iſt in Frankreich das Kind der Anmuth und des Gefühls; in Spanien aber das der Natur; darum auch heftiger, energiſcher, aber auch roh und oft völlig wild.“

Nach Tiſche ſchlug mir der Graf einen Spaziergang nach den Trümmern einer antiken Waſſerleitung vor, welche in der Umgegend von Sevilla ſteht. Ich nahm dies gerne an, indem ich ihn an das Schickſal unſers Einſiedlers zu erinnern Gelegenheit fand.

„In der That, fing ich an, ich habe früher ſchon von Ihnen gehört, Herr Graf; allein ich glaubte Sie nicht mehr unter den Lebendigen. Sie haben einmal einen gefährlichen Degenſtoß erhalten.“

„Glücklicherweiſe war er nicht tödtlich,“ antwortete der Graf.

„Ihr Feind wähnt, Sie umgebracht zu haben, und beweint nun in einer Höhle Ihren Tod und den Verluſt ſeiner Gattin.“

„Dazu hat er auch alles Recht; denn die Eiferſucht hat ihn verblendet. Seine Frau iſt ein Muſter von Tugend, von Treue und von Sanftmuth. Don Fernandez hat ſie bloß auf den Schein hin verdammt. Hören Sie, wie die Sache zuſammenhängt, und ſie werden ihre und meine Unſchuld einſehen. Zur Zeit, als ich das Haus von Fernandez beſuchte, war ich in Donna Eleonora, die Tochter des Marquis von Galvez, meine jetzige Frau, verliebt. Der ehrgeizige Marquis wollte ſie nicht anders, als an einen Granden der erſten Klaße, verheirathen, und war einer Verbindung mit mir völlig entgegen. Donna Franziska war Eleonorens Freundin, und begünſtigte unſre Neigung. Dieſe hatte ihr die unverbrüchlichſte Verſchwiegenheit angelobt, und ſo erfuhr auch Don Fernandez nichts von unſrem Verhältniß. Indeß glaubt' ich ſeine Eiferſucht zu bemerken, und ſprach mit Francisca darüber. Sie fand meine Beobachtung grundlos, indem ſich Fernandez gegen ſie auf's künſtlichſte verſtellte. Unglücklicherweiſe bat Eleonora gerade an dem Tag, da unſer Zweikampf vorfiel, ſeine Gattin, mich zu ihr rufen zu laßen, weil ſie mir etwas Wichtigts mitzutheilen hätte. Ich verzog natürlich keinen Augenblick, eilte zu ihr, urd wurde auf dem Wege mit Wuth angefallen. Sein Schickſal wißen Sie, aber das ſeiner armen Frau nicht. Sie gerieth in völlige Verzweiflung über ſeine Flucht und verfiel in eine tödtliche Krankheit. Ihre Jugend, die Kunſt des Arztes, und die Sorgfalt meiner Frau, erhielten ſie im Leben. So wie ich wieder geneſen war, wollte ich ſie beſuchen; wurde aber nicht von ihr angenommen. Sie war entſchloßen, in ein Kloſter zu gehn, mußte dieſen Gedanken jedoch aufgeben, da ſie ſich ſchwanger fühlte. Von da an lebte ſie völlig einſam mit ihrer Mutter auf dem Lande, bis ich ihr durch den Grafen von Olavides eine Niederlaßung in den Kolonien der Sierra Morena anbieten ließ, die ſie auch angenommen hat, und wo ſie noch gegenwärtig, als ein Muſter von Tugend und Häuslichkeit, lebt."

Ich überzeugte mich durch dieſe Erzählung völlig von des Grafen und von Franziſca's Unſchuld, und nahm gar keinen Anſtand, ihm das zu erzählen, was ich von Fernandez Schickſal wußte. Er hörte es mit Rührung an, und verband ſich gerne mit mir, um den armen Unglücklichen wieder in's Leben und in die Liebe zurückzurufen.

Funfzehntes Kapitel.

Rückkehr nach Cordova.

Ich hatte auf meinen Gängen durch Sevilla einen Auguſtiner-Mönch kennen gelernt, deßen Frömmigkeit in einem Lande, wie Spanien, auffallend gegen ſeine ausgebreiteten Kenntniße und ſeine ächt philoſophiſche Toleranz abſtand. Dieſer Mann, ſagte ich dem Grafen, wäre wohl am geeignetſten, unſern unglücklichen Einſiedler ſeiner Einſamkeit zu entreißen, und wieder in das geſellſchaftliche Leben zurückzubringen.

„Sie haben Recht, erwiederte Avila; dieſer Mönch iſt ein wahrer Apoſtel, wie ich ſie mir denke. Der König hatte ihm mehreremale ein Erzbisthum angeboten; er wollte es aber nie annehmen, weil er ſeine Denkungs-Art nicht mit allen Obliegenheiten dieſer Würde zu vereinigen ſich getraute. Er iſt ein Tröſter aller Unglücklichen, und wird ſich gewiß gerne dazu entſchließen, einen Mann wieder ins Leben zurückzuführen, den nur eine verblendete Leidenſchaft aus demſelben weggerißen hat.“

Wir machten dem guten Mönch wirklich den Vorſchlag, und erzählten ihm den ganzen Zuſammenhang von Don Fernandez Schickſal. Wer war bereitwilliger, als dieſer wirklich heilige Mann? Ein ſolches Geſchäft, gab er uns zur Antwort, iſt mir lieber, als wenn man mich nach den Jordan ſchickte, um Völker, die bei ihrem alten Glauben ruhig, unſchuldig und glücklich geweſen ſind, zur chriſtlichen Kirche zu bekehren. Aber halten Sie es nicht für nöthig, daß mich jemand begleitet, der Don Fernandez kennt, und zu dem er Zutrauen hat?

Wir fanden dieſe Bemerkung völlig gegründet; aber Don Manuel ließ uns keinen Augenblick in Verlegenheit, ſondern erbot ſich ſogleich, den guten Pater Geſellſchaft zu leiſten. Mit Dank wurde dieſer Antrag aufgenommen. Der

Graf gab beiden einen Beutel mit hundert Piaſtern Reiſegeld, und einen Brief an Don Fernandez, in welchem er ihm die ganze Geſchichte ſeines Verhältnißes zu Franciska erzählte, und ihn aufs wärmſte einlud, die Vergangenheit zu vergeßen, und ſich einem neuen Leben zu widmen, in welchem er ſein ganzes voriges Glück, und einen Glauben an die Tugend ſeiner Gattin finden würde, der ihm die ſicherſte Bürgſchaft für die Dauer ſeiner Zufriedenheit ſein müße.

Don Manuel reiſte wirklich ab, und wir gaben uns das Wort, uns in Cordova wieder zu finden. Der Abſchied von meinem Dichter wurde mir nicht ganz leicht. Ich vermißte ihn in den erſten Tagen nach unſerer Trennung ſehr; denn ſeine ewig heitere Laune, und ſeine rührende Theilnahme an allem, was mich angieng, hatten meinem kranken Herzen zu wohl gethan, als daß nicht eine große Leere in demſelben hätte zurückbleiben ſollen, nachdem mein Freund, mein Tröſter, von mir geſchieden war.

Troß der vielen Beweiſe von Wohlwollen und Freundſchaft, welche mir der Graf und die Gräfin von Avila gaben, konnte ich es doch nicht mehr lange in Sevilla aushalten. Mein Gemüth verlangte nach Menſchen, die meine Schmerzen kannten, gegen die ich mich ergießen, in deren Theilnahme ich Troſt finden konnte.

Ich reißte daher nach Cordova zurück, und ſtieg ſogleich in Don Pacheco's Hauſe ab. Mein alter Freund empfieng mich mit aller Wärme, und mit wahrhaft väterlicher Liebe. Ich erkundigte mich nach ſeinen Verhältniß zu Seraphinen. „Ich habe ſie nicht wieder geſehn, gab er mir zur Antwort; und ſie ſoll mir auch nicht mehr vor die Augen kommen. Mein Beichtvater verlangt zwar, daß ich ihr verzeihen ſoll; allein alles, was ich für ſie thun kann, beſteht darin, daß ich den Fluch, den ich über ſie ausgeſprochen habe, zurücknehme. Ich habe ihr ihre Kleider, ihre Reliquien und die Diamanten ihrer Mutter zugeſchickt. Was ihren Mann betrift, ſo werde ich mich nicht mit ihm ſchlagen; erſtlich, weil er kein Edelmann iſt, und zweitens, weil ihn die Kirche, wenn gleich ohne meine Einwilligung, zu meinem Tochtermann gemacht hat."

Am andern Morgen ſchlug mir Don Pacheco vor, in Begleitung der Marquiſe, Donna Thereſa, ſeiner Freundin, zum erſtenmal in einem neuen Wagen auszufahren, den er gekauft hatte. Wir ſtiegen die Treppen herab, und fanden den Wagen an der Thüre. Allein, ſtatt einzuſteigen, bat mich Don Pacheco, ihm zu Fuß nach der Kirche zu folgen. „Um allem Unglück, welches mir mit dieſem Wagen begegnen könnte, vorzubeugen, ſagte er, wünſchte ich, daß vorher unſer Herr Chriſtus darin gefahren wäre."

Als wir an der Kirche ankamen, waren die Prieſter eben im Begriff, mit der Monſtranz auszugehn, und einem Kranken den letzten Beſuch zu machen. Don Pacheco bat ſie, ſich hiezu ſeines Wagens zu bedienen; was auch augenblicklich angenommen wurde. Wir folgten zu Fuße nach, und ſtiegen nicht früher ein, als bis die Monſtranz wieder in die Kirche zurückgebracht war.

Nun holten wir die Marquiſe ab, welche wir bereits angekleidet fanden. Die Fahrt ging nach einem Landhauſe des Grafen, wo wir zu Mittag eßen wollten. Der Weg war ſchlecht, der Kutſcher ungeſchickt, und ſo konnte es nicht fehlen, daß wir umgeworfen wurden. Die Marquiſe erhob ein lautes Geſchrei; Don Pacheco, der auf ſie geworfen wurde, rief alle Heiligen an, und fluchte über ſeinen Kutſcher. Ich kam unbeſchädigt davon, und half den Beiden auf die Beine. Mein alter Freund hatte ſich ſehr wehe gethan, und war ſo wüthend, daß er augenblicklich den Degen zog, und den Kutſcher damit verfolgte. Nach und nach gelang es mir, ihn zu beſänftigen, und ſo verſprach er denn, weil wir den Burſchen vor der Hand doch noch nöthig hätten, ihn, wie er ſagte, noch einige Zeit leben zu laßen.

Ganz niedergeſchlagen kamen wir nach der Stadt zurück. Es war ein großes Glück, bemerkte Don Pacheco, daß ich meinen Wagen, ehe wir darin fuhren, den Prieſtern geborgt habe; ſonſt wären wir unfehlbar alle drei zu Grunde gegangen.

Indeß war er genöthigt, mehrere Tage das Zimmer zu hüten. Der Vorfall wurde in der ganzen Stadt bekannt, und verſchiedentlich beurtheilt. Die Mönche fanden es beiſpiellos, daß ein Wagen, der durch die Monſtranz eingeweiht worden, umgeworfen hatte, und gaben nicht undeutlich zu verſtehen, der Grund könne leicht darin liegen, daß ein Franzoſe in demſelben geſeßen hätte. Eine, übrigens ſehr liebenswürdige, Dame frug mich ſogar: ob ich nicht vielleicht ein Janſeniſte wäre? — Nein, gab ich ihr ernſthaft zur Antwort; ich bin' Kapitän bei der Infanterie; und damit war ſie zufrieden.

Sechzehntes Kapitel.

Ein neues Abenteuer, das eine unerwartete Wendung nimmt.

Als ich eines Tages allein nach Hauſe zurückkehrte, fand ich an Don Pacheco's Thüre eine alte Frau, die mich begrüßte, und mich frug: ob ich nicht der Chevalier von Saint-Gervais wäre? — Auf meine bejahende Antwort ſetzte ſie hinzu, daß ein ſehr ſchönes Frauenzimmer mich zu ſehen, und zu ſprechen wünſchte.

„Wie heißt die Dame?" frug ich.

„Ich darf den Namen nicht ſagen;" war die Antwort.

„Wo wohnt ſie?"

„Auf dem großen Platz."

„Da weiß ich nicht mehr, als zuvor."

„Wenn Sie zu ihr gehen wollen, ſo will ich Sie hinführen."

„Es iſt jetzt gerade Zeit zum Mittageſſen.“

„So kommen Sie um vier Uhr Abends, nach dem Mittagsſchlafe. Wenn Sie Sich an der Thüre der Domkirche einfinden wollen, ſo will ich Sie dort abholen.“

„Aber können Sie mir denn nicht ſagen, was dieſe ſchöne Dame von mir will?“

„Nein; ſie will Ihnen ſelbſt ihre Eröffnungen machen.“

„Kann ich ihr vielleicht nützlich ſein?“

„Gewiß, wenn Ihr Herz anders dem Ausdruck Ihrer Geſichtszüge entſpricht.“

„Ich danke Ihnen für dieſe Artigkeit. Um vier Uhr beſtimmt werden Sie mich an der Domkirche finden.“

Hab' ich es hier vielleicht wieder mit einer Donna Angelica Paular zu thun, dacht' ich, die heirathsluſtig genug iſt, um mich mit ihrer Hand beglücken zu wollen? Oder iſt es eine Schöne, die der Freuden des Ehſtands müde, die der Liebe mit mir verſuchen will? Was es auch ſei: ich will hingeben; aber beide ſollen ſich gewaltig in ihren Erwartungen betrogen finden!

Um vier Uhr ſtand ich vor der Domkirche, und erkannte augenblicklich meine, dieſen Morgen gemachte, Bekanntſchaft, die mich bereits erwartete. Ich folgte ihr nach, und ſie führte mich in ein Haus, welches ein ſehr gutes Anſehn hatte. In einem Saal deßelben, in den wir traten, ließ ſie mich ſtehen, und bat mich, einige Augenblicke zu warten.

Wie ſehr erſtaunte ich, als ſtatt einer ſchönen Dame, ein ſtattlicher junger Mann die Thüre öffnete, und mich mit den Worten anredete: ich komme, um meine Frau bei Ihnen zu entſchuldigen. Sie iſt noch beſchäftigt, wird aber im Augenblick hier ſein.

„Ich möchte ſie nicht gern unterbrechen, erwiederte ich; aber darf ich wohl fragen, mit wem ich die Ehre habe zu ſprechen?“

„Meine Frau möchte gerne ſelbſt das Vergnügen haben, ſich Ihnen zu entdecken.“

Auf dieſe kurze Unterredung gingen wir ſtillſchweigend neben einander im Zimmer auf und nieder; der Unbekannte, indem er Worte ſuchte, um ein Geſpräch mit mir anzuknüpfen; ich, indem ich darüber nachdachte, was ich in dieſem Hauſe wohl für eine Rolle zu ſpielen hätte.

Ich höre meine Frau kommen, ſagte er endlich, und laße Sie mit ihr allein.

In dieſem Augenblick trat eine hohe, weibliche Geſtalt in das Zimmer, die ſich mir mit langſamen Schritten näherte. Ich ſuchte durch den weißen Schleier hindurch ihre Geſichtszüge zu errathen, und ging ihr ungewiß entgegen.

„Wie? fing ſie an; der Chevalier von Saint-Gervais kennt mich nicht mehr?“

„Ach, verzeihen Sie, rief ich aus; jetzt erkenne ich Sie an Ihren ſchönen Augen und Ihrer melodiſchen Stimme. Sie ſind die Schönheit, die ich in Perpignan gefunden, und in Cordova wieder verloren habe. Sie haben mich einen langen Weg machen laßen, um Sie ſo wieder zu ſehn.“

Bei dieſem Vorwurf erröthete Seraphine, und ſchlug die Augen nieder. „Sie haben recht, böſe auf mich zu ſein; ſprach ſie, nachdem ſie ſich einige Augenblicke geſammelt hatte. Ich habe nicht redlich gegen Sie gehandelt.“

„In der That, je länger ich Sie anſehe, deſto mehr Vorwürfe möcht' ich Ihnen machen.“

„Aber wißen Sie, daß Sie das Spaniſche ſehr gut ſprechen?“

„Das verdank' ich Ihnen.“

„Nun denn, Herr Chevalier; ich möchte Ihnen noch weit mehr verdanken. Ich kenne Ihren Edelmuth zu gut, um nicht auf denſelben zu zählen.“

„Auch wenn ich Sie jetzt zum erſtenmal ſähe, wenn ich Sie nie geliebt hätte, ich könnte der ſchönen Seraphine nichts abſchlagen. Was fodern Sie von mir? Soll ich für Sie nach Rompoſtella zum heiligen Jakob, oder zur lieben Frau von Atocha wallfahrten?"

„So weit will ich Sie nicht bemühen."

„Ihr Herr Gemahl, mein glücklicher Nebenbuhler, iſt ein ſo hübſcher Mann, daß meiner Eigenliebe auch gar kein Troſt übrig bleibt."

„Sie werden darum nicht minder nachſichtig gegen mich ſein."

„Sie können nur deſto mehr auf mich zählen. Welchen Dienſt kann ich Ihnen leiſten?"

„Den allerwichtigſten, mich mit meinem Vater auszuſöhnen. Vor Ihnen wird ſein Zorn verſchwinden. Er liebt Sie auf's zärtlichſte, und der Schmerz, daß er Ihnen nicht Wort halten könnte, hat ihn mehr, als alles andre, gegen mich aufgebracht. Wenn Sie ihn um Verzeihung für mich anflehen, ſo wird er gewiß nicht widerſtehen."

„Er würde vielleicht eher zu erbitten ſein, wenn Don Alonſo von Adel wäre."

„Er iſt reich; er lebt, wie ein Mann von

Stand, und jeder reiche Spanier iſt ein Hidalgo, (Edelmann), oder gilt wenigſtens dafür."

„Ich werde Ihrem Zutrauen zu entſprechen ſuchen, werde für Ihre Sache nach allen meinen Kräften reden, und will die ſchöne, zärtliche Seraphine um der Madame de la Rocca vergeßen."

In dieſem Augenblick trat Seraphinens Gatte herein, und verband ſeine Bitten mit denen ſeiner Frau mit aller möglichen Herzlichkeit. Er lud mich auf den folgenden Tag zu Tiſche; ich ſchlug es aber aus, indem ich dadurch meinen Einfluß auf Don Pacheco, deſſen ich jetzt mehr, als je, bedurfte, zu ſchwächen fürchtete. „Ich werde dafür, endigte ich meine Weigerung, ſeine Zärtlichkeit zu erwecken, den Vater den Kindern, und die Kinder dem Vater wiederzugeben ſuchen."

Ich verließ die ſchöne Seraphine nicht ohne ein ſchweres Gefühl von dem, was ich in ihr verloren hatte. Ihre Schönheit ſtand eben in ihrer höchſten Blüthe; der Gott der Ehe ſchien das reizende Werk der Natur vollendet zu haben — alle meine Liebe wachte wieder auf, und ſtürzte in einen ungeheuren Schmerz über ihren Verluſt zuſammen.

Siebenzehntes Kapitel.

Fortſetzung.

Es wurde mir nicht ganz leicht, mich in dem großmüthigen Entſchluß, den ich gefaßt hatte, zu befeſtigen. Seraphine war zu ſchön, um ihr ihre Untreue ſo ganz verzeihen zu können. Aber ich hatte ſie geliebt, ich liebte ſie noch, ſie rechnete auf meine Großmuth, und ſo blieb mir nichts übrig, als meiner würdig zu handeln.

Um Don Pacheco'n für meine Abſichten zu gewinnen, erwartete ich einen ſchönen Morgen, da er gut geſchlafen hatte, und recht fröhlicher Laune war. Dieſer Morgen kam; ſeine Freundin, die Marquiſe, hatte ihm eben ein Skapulier zum Geſchenke geſandt, das ſie ſelbſt geſtickt, und deßen ſchöne Arbeit er mich bewundern ließ. Um ſeine Heiterkeit noch durch Triumphe zu vergrößern, ſchlug ich ihm eine Parthie Schach vor, die ich zum voraus entſchloßen war, zu verlieren. Dieß geſchah denn auch; die Freude über zwei Siege, die ich ihn nach einander gewinnen ließ, ſtrahlte aus allen ſeinen Geſichtszügen. Sein Herz öffnete ſich weit, und er redete mit Entzücken von den Reizen, von der Treue und Zärtlichkeit ſeiner ſchönen Marquiſe; wie er entſchloßen ſei, ihr in ſeinem Teſtament ein anſehnliches Vermächtniß zu hinterlaßen, und daß er ſich in einer Mönchskleidung begraben laßen wolle.

„Aber hoffen Sie ſich unter dieſer Maſke in den Himmel einzuſchleichen?" frug ich ihn lachend.

„Das eben nicht, erwiederte er; allein ich ſichere mich doch dadurch, daß der Teufel meine Seele nicht auf dem Wege dahin wegholt."

„Aber was hinterlaßen Sie Ihrer Tochter?"

„Ihren Mann. Was braucht ſie denn mehr?"

„Ihre Zärtlichkeit und Ihre Vergebung."

„Die wird ſie nie erhalten. Sie hat mich wortbrüchig gemacht, ſie hat mein Vertrauen, meine Güte gegen ſie verrathen.“

„Da laßen Sie lieber mich klagen. Ich habe denn doch am meiſten verloren. Ich bin um einen erlauchten Schwiegervater, um eine glänzende Verbindung, um eine ſchöne Frau gekommen. Und dennoch verzeihe ich ihr ihre Unbeſtändigkeit, und habe Ihnen Ihr Wort zurückgegeben.“

„Sie haben ſchön, und eines Ritters würdig gehandelt; allein unſre Lage iſt verſchieden. Sie verlieren zwar eine Frau; allein Sie finden leicht wieder eine andre. Ich verlor eine Tochter, die ich liebte, und erhalte einen Schwiegerſohn, den ich nicht lieben kann, und den ich los zu werden gar keine Hoffnung habe. Was würden meine Ahnen ſagen, wenn ich einen Kaufmann als Gatten meiner Tochter anerkennte?“

„Man hat mich verſichert, daß die Verbindung mit Ihrem Hauſe dem Don Alonzo auſſerordentlich ſchmeichelhaft iſt, und daß er behauptet, der Name Ihres Schwiegerſohns adle ihn mehr, als es der Titel eines Granden von Spanien thun würde." — Ich bemerkte, daß ihm dieſe Wendung wohl that, und ſo fuhr ich denn fort: „Don Alonzo hat eine ganz vorzügliche Erziehung genoßen; ſeine Geſtalt iſt ſchön, ſein Anſtand edel, und Jedermann würde ihn nach ſeinen Aeußern für einen Mann vom erſten Range halten. Er hat vor Ihnen und Ihren ausgezeichneten Eigenſchaften die größte Verehrung, und betrachtet Sie als einen der braven Ritter, welche Spaniens Ruhm einſt ſo ſehr verherrlichten. Er iſt reich; und Sie wißen ſelbſt, wie viel Anſehn der Reichthum in der Welt giebt, und wie er zu Allem führt. Ueberdieß wünſchen Sie, mich für meinen Verluſt zu entſchädigen. Nun denn, ſo gewähren Sie meine Bitte, und ſchenken Sie um meinetwillen Ihren Kindern Verzeihung. Größer und ſchöner können Sie meine Liebe für Sie nicht belohnen."

„Ihre Großmuth, Ihre Beredſamkeit reißen mich hin, lieber Chevalier. Wegen Ihrer will ich meiner Tochter verzeihen, will ſie wieder vor mein Angeſicht kommen laßen."

„Ohne Ihren Gatten?"

„Ja. Aber ich will ihn als meinen Schwiegerſohn anerkennen; jedoch nur in der Entfernung, ohne daß er je meine Schwelle betritt."

„Eine halbe Wohlthat iſt Ihrer nicht würdig. Ein edles Herz, wie das Ihrige, überläßt ſich ſeiner Großmuth ganz, und ſchreibt ſich keine Gränzen vor."

„Sie dringen zu ſtark in mich, Chevalier."

„Meine zärtliche Freundſchaft für Sie iſt der Grund meiner Wärme."

„Nun dann: Sie wollen es; ich will beiden verzeihen; ſie können beide zu mir kommen."

Auf dieſe Worte ſchloß ich ihn in meine Arme, und ſchwur ihm Dankbarkeit für mich und ſeine Kinder. Er erlaubte mir, ihm beide am folgenden Tage zuzuführen, und ich lief ſogleich fort, um Seraphinen die frohe Nachricht zu bringen.

Zitternd empfieng ſie mich, und Thränen begleiteten die Ausdrücke ihres Danks. Ich verſprach, ſie und ihren Gemahl am künftigen Morgen abzuholen, und ſie in die Arme ihres Vaters zu führen.

Achtzehntes Kapitel.

Verſöhnung.

Um die verabredete Stunde ging ich hin, um das glückliche Paar abzuholen. Seraphine, in der bloßen Basquina, mit einem weißen Schleier über dem Haupte, blaß und zitternd, gleich der ſchönen Iphigenie, die man zum Altare führt. Ihr Gatte hatte ſich nach meinem Rath wie zur Hochzeit geſchmückt, trug ein reich geſticktes Kleid, einen Hut mit weißen buſchigten Federn, und war mit Diamanten bedeckt.

Nachdem wir in Don Pachecos Hauſe angekommen waren, trat ich allein zu ihm in ſein Zimmer, um ihm die Ankunft ſeiner Kinder zu melden. Er rief ſogleich ſeinen Kammerdiener, ließ ſich ſeine ſchönſte Uniform mit dem Kammerherrnſchlüſſel und dem Kreuz von Calatrava bringen, und legte ſeinen Galladegen, der ganz mit koſtbaren Steinen bedeckt war, an. Im Vorzimmer mußte ſich ſeine ſämmtliche Dienerſchaft aufſtellen, die ſehr zahlreich war, da er, der löblichen ſpaniſchen Sitte getreu, alle Bedienten ſeiner Eltern und Großeltern beibehalten hatte. Erſt, nachdem alle dieſe Anſtalten getroffen waren, erhielt ich die Erlaubniß, Don Alonſo de la Rocca's Gattin bei ihm einzuführen.

Ich hielt Seraphine an der Hand. Sie zitterte am ganzen Körper, wie eine Taube in den Klauen des Habichts. Ihr Gatte folgte uns nach, und hatte ſo viel Ungewißes in ſeinen Schritten, daß er die Angſt ſeines Herzens nur zu deutlich verrieth.

Don Pacheco ſtand mitten im Zimmer auf einem Stock geſtützt, mit bedecktem Haupte, und mit finſterm, drohenden Blicke.

„Sehen Sie hier, Herr Graf, fing ich an, Ihre Tochter und Ihren Eidam, welche, Ihre Kniee zu umfaßen, und Ihre Vergebung anzuflehen, gekommen ſind.“

Seraphine ſtürzte beinahe ohnmächtig zu ſeinen Füßen. Bei dieſem Anblick wurde ſein Herz erweicht. Er eilte, ſie aufzuheben, und ſie nach einem Stuhl zu führen. Jetzt warf er ſeine Augen auf Don Alonſo, deßen ſittliches Ausſehn und glänzende Kleidung einen lebhaften Eindruck auf ihn zu machen ſchienen. Mit geſenkten Augen ſtand dieſer ſtillſchweigend da. Um dieſe drückenden Augenblicke abzukürzen, ſprach ich: „Ihre beiden Kinder, durchdrungen von Reue und Liebe gegen Sie, flehen um Verzeihung und um Ihren Segen. Hören Sie die Stimme der Natur und Ihres großmüthigen Herzens, und umarmen Sie Ihre Tochter!“

Seraphine ſtand auf, um ſich ihrem Vater um den Hals zu werfen, aber Don Pacheco kam ihr zuvor, und ſchloß ſie in ſeine Arme. — O mein Vater, rief ſie ſchluchzend, Verzeihung, Verzeihung, Verzeihung!

Don Pacheco ſtrebte vergebens, ſeine Rührung zu verbergen. „Ja, ja, ſagte er; ich verzeihe dir. Möge Gott dir verzeihen, und dich ſegnen, wie ich!

Aber Ihr Tochtermann iſt doch auch in die Amneſtie eingeſchloßen?“ ſprach ich.

Ja, erwiederte er, indem er ſeine Augen auf ihn richtete. Don Alonſo, fuhr er fort, ich hatte meine Tochter dem Chevalier von Saint-Gervais, einem ächten Edelmann, braven Soldaten und Kapitän von der Infanterie, der ſieben Feldzüge mitgemacht hat, und mit Wunden bedeckt iſt, verſprochen. Er hat mir große Dienſte geleiſtet; Sie aber haben mein Kind verführt, und ohne Edelmann zu ſein, ſich in mein Haus eingedrungen.“

„Ach, rief Seraphine, ich bin eben ſo ſchuldig, als er, und da Sie mir verzeihen, mein guter Vater, ſo verzeihen Sie auch meinem Gatten.“

„Er iſt Ihrer Zärtlichkeit, unterbrach ich ſie, durch ſeine Ehrfurcht und ſeine Bewunderung gegen ſie, und durch ſeine Liebe für Ihre Tochter würdig. Wenn er auch kein Edelmann iſt, ſo hat er die Geſinnungen, den Muth, und das Anſehn eines Edelmanns. Seine Anſprüche ſind in ſeinem Herzen.“

„Mein Herr, ſagte Don Pacheco, ich erkenne Sie als meinen Sohn, jedoch unter der Bedingung, daß Sie die Handlung verlaßen, und unter die ſpaniſchen Garden treten. Sie ſind jung, reich und wohlgebaut; ich habe Freunde am Hofe, und will dafür ſorgen, daß Sie zum Fähndrich ernannt werden. Mit der Zeit können Sie es zum Kapitän, und vielleicht zum Obriſten bringen; denn der Eidam von Don Pacheco y Laſſo, Grafen von Montijo, Ritter des Ordens von Calatrava, und Kammerherrn des Königs, muß auf einem Fuß leben, der dem erlauchten Hauſe angemeßen iſt, in das er die Ehre hat, einzutreten.“

Don Alonſo verſicherte, daß er mit Vergnügen einen Stand ergreifen würde, den ſein Schwiegervater liebte, und der ihn dem, deßen

Achtung und Zärtlichkeit er über Alles zu verdienen wünſchte, angenehm machen könnte.

„Gut dann, ſagte Don Pacheco, ich bin mit Ihnen zufrieden, ich erkenne Sie als meinen Sohn und als ächten Edelmann. Laſſen Sie Ihre Sachen bringen; Sie ſollen mit Ihrer Frau von nun an im Hauſe meiner Väter wohnen.“

So endigte ſich, zu aller Zufriedenheit, eine Scene, die im Anfang für Alle gleich drückend geweſen war. „Braver Chevalier, ſprach Don Pacheco zu mir, ich gäbe die Hälfte meines Vermögens darum, wenn Sie ein Spanier wären, und bei uns bleiben könnten. Aber, wo Sie auch ſein mögen, in Paris, in London, oder in Peking, überall hin wird Ihnen mein Andenken und meine Freundſchaft folgen.“

Seraphinens Auge und Don Alonſo's Umarmung dankten mir herzlicher, als alle Worte zu thun vermocht hätten. Es wurde mir zum erſtenmal nach langer Zeit wieder klar und froh im Herzen, und ich mußte die Einſamkeit ſuchen, um die edlen Entſchlüße, die darin aufſtiegen, feſt zu halten, und als ewige Grundpfeiler in mein künftiges Leben zu ſtellen.

Neunzentes Kapitel.

Eine froͤhliche Erſcheinung.

Ich ſchlief noch, als des Morgens heftig an meiner Thuͤr gepocht wurde. Schnell ſtand ich auf, warf mich in meinen Schlafrock, und oͤffnete. Da trat mein Dichter herein, fiel mir um den Hals, und erdruͤckte mich beinahe in ſeinen Umarmungen.

„Wir haben den Baͤren der Wildniß mit ſeinem Hunde hieher gebracht, rief er, und ſind ſchon ſeit zwei Uhr dieſes Morgens auf dem Wege. Aber ich habe Hunger wie ein Loͤwe. Giebt Don Pacheco zu fruͤhſtuͤcken?“

„Ja, die beſte Chocolade in allen ſpaniſchen Koͤnigreichen. — Und wie ſind Sie mit dem Pater Auguſtin ausgekommen?“

„Auf's beſte. Er iſt bereits wieder in ſeinem Kloſter. Trotz ſeiner Froͤmmigkeit und ſeines

Ernſtes iſt er ein wahrhaft liebenswürdiger Mann. Aber ſollten Sie es glauben, welchen Streich er mir ſpielen wollte? — Er hatte ſich's in den Kopf geſetzt, mich zu bekehren, redete mir von der Gnade, von der Erbſünde und von der Nothwendigkeit, den Weibern, dem Vergnügen und ſelbſt der Dichtkunſt, zu entſagen; und drohte mir ſogar mit der Hölle, wenn ich mein epikuräiſches Leben nicht aufgeben würde. Allein ich antwortete ihm, daß die Dichter aus beſonderem Stoffe gemacht ſeien, und berief mich auf Tibull, mit dem ich ſagen könne:

At me, quod puero fuerim dilectus amori,
Ipsa Venus campos ducet in elysios.

„Sie ſehen, lieber Pater, fuhr ich fort, daß wir nach unſrem Tode ſogleich in die elyſiſchen Gefilde eintreten, wo wir uns mit Ovid, Properz, der Sappho und Corinna, und mit Horaz und Virgil in die kühlen Schatten legen, und es uns recht wohl ſein laſſen.

„Aber wo haben Sie denn den Don Fernandez gelaſſen?“

„Nicht weit von hier. Er iſt in ein Wirthshaus in der Nachbarſchaft gegangen, und hat ſeine Kutte und ſeinen Bart noch beibehalten, die er nicht früher ablegen will, als bis er ſeine zärtliche Hälfte wieder geſehen hat.“

„Aber erzählen Sie mir doch, wie die erſte Zuſammenkunft mit ihm abgelaufen iſt.“

„Das will ich dem Pater Auguſtin überlaſſen, der die Hauptrolle bei der Unterhandlung geſpielt hat. Er iſt ohnedies auf ihren Erfolg etwas ſtolz, und da will ich ihm ſeinen Triumph nicht rauben.“

Bei'm Frühſtück ſtellte ich Don Pacheco'n und ſeiner Tochter meinen zurückgekehrten Dichter vor. Seraphinens Schönheit ſchien ihn eigentlich zu blenden. „Ich möchte wohl gerne, ſagte er leiſe zu mir, dieſen Herrn Alonſo zum Menelaus machen. — Don Pacheco lud ihn zum Eſſen, und bot ihm Wohnung an. Allein er liebte die Freiheit zu ſehr, um ſich auf irgend eine Weiſe einſchränken zu laßen, und verſprach nur, zuweilen bei Tiſche zu erſcheinen.

Nach dem Frühſtück gingen wir mit einander aus, um dem Pater Auguſtin einen Beſuch zu machen. Er umarmte mich mit der größten Herzlichkeit, ob er gleich wußte, daß ich ein Kalviniſt war. „Nun, und wie ſind Sie denn mit Ihrem Reiſegefährten zufrieden geweſen?“ frug ich ihn.

„Sehr wohl, antwortete er. Es fehlt ihm nie an Appetit, an Fröhlichkeit, und an Gefälligkeit für ſeine Freunde.“

Nach einigen muntern Zügen aus der Geſchichte ſeiner Reiſe mit Don Manuel, fuhr der Pater fort: „Am ſiebenten Tag endlich kamen wir in der Einſiedelei an. Don Fernandez ſaß eben vor der Thüre derſelben, und verzehrte ein Stück Brod, das er mit ſeinem Hunde theilte. Sein langer Bart, ſeine wilden Haare und ſeine braune Geſichtsfarbe, gaben ihm ein ſchreckliches

Anſehn, und ich wähnte Cain, nach dem Morde ſeines Bruders, vor mir zu ſehn. Als wir uns ihm näherten, ſtand er auf. Sein Hund fing an, zu bellen, allein er brachte ihn ſogleich zur Ruhe, da er Don Manueln erkannte. Er bewillkommte dieſen auf's herzlichſte, erkundigte ſich ſogleich nach Ihnen, und führte uns ſodann in ſeine Hütte. Ich frug ihn, ob er in dieſer Einöde glücklich ſei? — „Nein, gab er mir zur Antwort, aber ich würde an jedem andern Ort noch unglücklicher ſein. Glückſeligkeit findet ſich nirgends auf dieſem Planeten." — „Glauben Sie das ja nicht, erwiederte ich. Hängt Ihr Herz mit Kindlichkeit an Gott, und lieben und unterſtützen Sie Ihren Nächſten, wo Sie können, ſo finden Sie auf dieſer Erde gewiß Ruhe und Glückſeligkeit. Es giebt kein Vergehen, das die Reue nicht beſtraft; aber auch keine Tugend, welche nicht ihren Troſt und Lohn in ſich ſelbſt trägt. Die Heftigkeit unſrer Leidenſchaften ſchleudert uns freilich oft gegen Felſen, an denen unſre Vernunft und unſer Glück ſcheitern; Sie haben ſich durch Rache und Eiferſucht hinreißen laßen, und ſich dadurch in das tiefſte Elend geſtürzt. — „Wie? mein Vater, rief er, als ich ſo ſprach, Sie kennen mein Unglück? Sie wißen, daß ein treuloſes, meineidiges Weib . . . Wißen daß ich einen Verräther geſtraft?“ — „Ich weiß Alles, fuhr ich fort, weiß, daß eine dichte Wolke Ihre Vernunft verfinſtert, und welche Raſerei ſich Ihrer bemächtigt hat. Allein Ihrer Gattin Tugend iſt ohne Flecken. Ihr Nebenbuhler lebt noch, und iſt völlig unſchuldig.“ — Um's Himmelswillen, was ſagen Sie mir? brach er mit Heftigkeit aus. Sollte das möglich ſein? Nein, nein, ich kann es nicht glauben!“ — Jetzt nahm Don Manuel das Wort, erzählte ihm des Grafen von Avila Verhältniß zu den beiden Frauen, und die ſonderbare Schickung, durch die er und ſie auf die Enträthſelung aller aller dieſer Begebenheiten gekommen. Zugleich überreichte er ihm einen ganzen Pack Briefe, die in der Zeit jenes Mißverſtändnißes zwiſchen dem Grafen und ſeiner jetzigen Frau, und zwiſchen ihr und Fernandez Gattin, gewechſelt worden waren, und dieſem gar keinen Zweifel mehr über die völlige Unſchuld ſeiner Gattin übrig ließen. „O ich Unglücklicher, rief er endlich aus, nachdem er dieſe Papiere durchgeleſen hatte; Tugend, Unſchuld, Freundſchaft, Menſchlichkeit — Alles habe ich verletzt, was dem Menſchen das Heiligſte ſein ſollte! O Verzeihung, Verzeihung, meine Franzisca! Aber nein, ſie kann mir nie verzeihen! — Und nun brach er in einen Strom von Thränen aus, und ſchien ſich der völligſten Verzweiflung zu überlaßen. „Tröſten Sie ſich, ſprach ich zu ihm, nirgends finden Sie leichter Verzeihung, als bei der Tugend und der Liebe. Die Vorſehung ſendet uns hieher, um Ihnen die Decke von den Augen zu reißen, und Sie zur Gerechtigkeit gegen zwei unſchuldige Weſen zurückzuführen.“ — Wir erzählten ihm nun die ganze Geſchichte ſeiner Gattin nach ſeiner Flucht, und ſchilderten ihm ihr heiliges Leben in den Kolonien der Sierra Marena. Unſere Erzählung riß ihn von der ſchwärzeſten Verzweiflung ſchnell zur ausgelaßenſten Freude hin. Er küßte unſre Hände, brach in feurigen Dank gegen Gott und uns aus, überließ ſich ſchwärmeriſch den neuen Lebens- und Liebes-Hoffnungen, die wir ihm eröffneten, und ſchickte ſich an, mit uns in die Geſellſchaft der Menſchen wieder zurückzukehren."

Auf dieſe rührende Erzählung führte mich der gute Mönch ſelbſt zu dem Einſiedler, der uns mit Ungeduld erwartete. Auch gegen mich ergoß er ſich in den wärmſten Gefühlen des Danks und der Reue, und bat uns, ihn zu dem Grafen von Avila zu begleiten, um zu deſſen Füßen eine Verzeihung zu erhalten, die er nothwendig haben müßte, ehe er ſich ganz ſeiner neuen, ſchönen, Zukunft anvertrauen könnte.

Der Graf von Avila nahm ihn mit großmüthiger

Liebe auf, und kam auf das ſchonendſte jedem Ausdruck ſeiner Reue zuvor. Fernandez gewann bald Zutrauen und Ruhe wieder. Es wurde augenblicklich beſchloſſen, daß wir ihn am andern Tage nach den Kolonien der Sierra Morena begleiten ſollten, um Zeugen ſeiner Verſöhnung und ſeines neuen Glücks zu ſein.

Zwanzigſtes Kapitel.

Allmählige Löſung aller Knoten des Romans.

Ich kündigte Don Pacheco'n meine Abreiſe auf den folgenden Tag an. Seraphine erblaßte, und ihr Vater rief aus: „ach warum habe ich nicht zwei Töchter! Aber Sie ſollen dennoch immer mein Sohn ſein!“

Auf dieſe Worte führte er mich in ſein Kabinet, nahm einen großen Beutel mit Gold aus dem Schrank, und bot mir ihn mit den Worten an: „Sie haben mir Geld geliehen; erlauben Sie nun, daß ich Ihnen denſelben Dienſt leiſte. Auf Reiſen braucht man das.“ — Ich ſchlug es aus; da fuhr er fort: „wie? ich nehme Geld von einem franzöſiſchen Edelmann an, und Sie verſchmähen das von einem ſpaniſchen Hidalgo, vom Grafen von Montijo?“

Ich ſah, daß er durch meine Weigerung beleidigt wurde, und ließ mir daher gefallen, hundert Piaſter anzunehmen; indem ich ihm verſicherte, daß mir eine größere Summe nur beſchwerlich ſein würde.

„Nun denn, antwortete er, ſo ſchwören Sie mir bei Ihrer Cavaliers-Ehre, daß Sie jeder Zeit, wann Sie Geld oder einen andern Dienſt nöthig haben, ſich an niemand, als an mich, wenden wollen. Ich habe immer zweihundert Quadrupeln baar liegen, zum Theil für meine Freunde, zum Theil für die Unglücklichen, und um nach meinem Tode Meßen für mich leſen zu laßen.“

Ich legte die Hand auf meinen Degen, und ſchwur, zu ihm in allen Bedürfnißen zuerſt meine Zuflucht zu nehmen.

Ich ſpeiſte noch am Abend vor meiner Abreiſe mit Don Pacheco und ſeinen Kindern zu Nacht, und verſprach, was ich nicht zu halten entſchloßen war, am andern Morgen noch von ihnen Abſchied zu nehmen. Seraphine drückte mir indeß, als wir auseinander gingen, die Hand, und ſprach mit zitterndem Tone: „Mein lieber Chevalier; ich werde Sie nie vergeßen. Mögen ſie ſo glücklich werden, als Sie es verdienen, und ich Ihnen wünſche! Erinnern Sie ſich oft, daß Sie in Cordova die zärtlichſte Freundin haben.“ — Auch ihr Gatte ſagte mir in den freundſchaftlichſten Ausdrücken, wie viel er mir verdanke, und wie glücklich er ſein würde, wenn er mir ſeine Erkenntlichkeit beweiſen könnte. — „Morgen ſehen wir Sie denn zum letztenmale!“ riefen Alle zuſammen. — „Ja, morgen! ſtammelte ich mit gepreßtem Herzen; Morgen, morgen . . . und eilte auf mein Zimmer.

Antonio half mir, als der Tag angebrochen war, leiſe und unbemerkt einem Hauſe zu entwiſchen, in welchem mir ſo wohl und ſo wehe geworden war. Don Manuel und Don Fernandez erwarteten mich ſchon mit dem Wagen. Lebt wohl, Don Pacheco, ſchöne Seraphine, redliche zärtliche Freunde alle, und du reizendes

Cordova! rief ich aus — und der Wagen rollte fort.

Schweigend ſaßen wir neben einander. Don Fernandez dachte an das Glück, das ſeiner wartete; mein Herz ſchwamm in Wehmuth, in Erinnerungen an ſüße, herb getäuſchte, Hoffnungen. Don Manuel ſah einen um den andern von uns beiden an, und begann am Ende, da wir unſer Schweigen nicht brechen wollten, eine Romanze zu ſingen, die er auf die Untreue einer ſeiner Geliebten gemacht hatte.

Sein Geſang und die Erzählung der Begebenheiten, welche ihn veranlaßt hatte, brachte nach und nach eine fröhlichere Stimmung und eine allgemeine Unterhaltung in unſre kleine Geſellſchaft. Don Manuels Laune war unwiderſtehlich. Sein leichter Sinn theilte ſich unvermerkt jedem mit, der bei ihm war, und ſo verſtrichen ſelbſt Don Fernandez die Stunden ſchneller, als die ungeduldige Erwartung ſeines nahen Glücks glauben machen ſollte.

Als wir uns dem Hauſe der Donna Franziſca näherten, rief Fernandez plötzlich aus: „ich ſehe ſie, ſie iſt's, ſie hat ihr Kind in den Armen!“

Er ſtieg aus, ſetzte ſich auf einen Stein, und ließ uns allein vorwärts gehen, um ihn anzukündigen.

Eine Frau von hoher, blühender Schönheit, in ſehr einfachem, aber äußerſt geſchmackvollem Anzug, ſaß vor der Thüre. Neben ihr ihre Mutter, und rings um ſie eine Menge Federvieh, dem ſie Futter gaben, und an denen ſich das Kind, das Franziſca in den Armen hielt, ſehr zu ergötzen ſchien.

Als wir uns ihr näherten, ſtand ſie, mit einem Ausdruck von Erſtaunen über unſre Gegenwart, auf. Nach der erſten Begrüßung überreichte ich ihr den Brief des Grafen von Avila. „O ich freue mich ſehr, rief ſie, Nachrichten von ihm zu erhalten! Wie geht es dieſem meinem großmüthigen Freunde?“

Ich bat ſie, ſein Schreiben zu leſen. Sie öffnete ſogleich den Brief, und durchlief ihn. Als ſie an die Stelle kam, worin der Graf ſchrieb, daß wir ihr Nachrichten von ihrem Gatten geben würden, entfärbte ſie ſich, und fing an, am ganzen Körper zu zittern. „Wo iſt der Unglückliche? rief ſie mit bebenden Lippen. Wie geht es ihm ohne mich? Hat er mich ganz vergeſſen? Liebt mich alſo nicht mehr?“

„Sie ſind noch immer ſein einziger Gedanke, antwortete ich ihr. Er brennt vor Verlangen, ſie wiederzuſeh'n.“

„Und warum kömmt er denn nicht zu mir?“

„Jener Einſiedler, der dort auf dem Steine ſitzt, kann Ihnen genauere Nachricht geben. Er hat Don Fernandez geſprochen; ſoll ich ich ihn rufen?“

„O laſſen Sie uns zu ihm eilen!“

Sie gab ihrer Mutter das Kind, ſprang auf Fernandez zu, und frug ihn, ohne ihn zu erkennen, nach ihrem geliebten Fernandez.

„Seine Geſundheit, gab dieſer mit zitternder Stimme zur Antwort, hat dem Gram und der Reue widerſtanden. Er brennt vor Verlangen, Sie wiederzuſehn, und zu Ihren Füßen Verzeihung und Vergeſſenheit ſeiner ſchrecklichen Verirrungen zu flehn."

„O machen Sie, daß er kömmt! Alles iſt verziehen! Alles iſt vergeſſen!"

Fernandez fiel ihr bei dieſen Worten zu Füßen, ergriff ihre Hand, und benetzte ſie mit Thränen.

„Himmel, was machen Sie? Wer ſind Sie?" ſchrie Donna Franziſka.

„Ich bin dieſer Unglückliche, der die Liebe des beſten Weibes nicht mehr verdient!"

Jetzt ſah ſie ihn genauer an, glaubte ſeine Züge, ſeine Stimme wieder zu erkennen, aber wagte es noch nicht, ſich ihren Gefühlen ganz zu überlaßen. „O, rief ſie in der größten Bewegung aus, gebet mir Gewißheit! Biſt du wirklich mein Fernandez?"

Ja, meine theure Franziska, ich bin dein unglücklicher, Dein ſchuld- und reuebelaſteter Gatte!"

Nun erſt erkannte ſie ihn ganz, und warf ſich ihm begeiſtert von Freude um den Hals. Keine Worte fanden ihre Empfindungen; aber ein reicher Thränenſtrom machte ihrem gepreßten Herzen Luft.

So hielten ſich beide ſprachlos in den Armen, bis Donna Franziska dem Uebermaaß ihrer Gefühle unterlag, und in Ohnmacht ſank. Jetzt erſt fand Fernandez Worte. Er trug ſie auf einen Stuhl, und rief ſie mit den zärtlichſten Ausdrücken wieder in's Leben zurück. Auch ihre Mutter kam herbei geeilt, und that, als ſie Fernandez in ſeinem jetzigen Aufzug erkannte, einen Schrei des Entſetzens.

Endlich ſchlug Franziska die Augen wieder auf, und blickte gerührt in die Freudenſonne.

die ihr aufgegangen war. Es erfolgten alle die tauſend Ergießungen der Zärtlichkeit, des Wiederſehens und der Liebe, welche kein Dichter zu malen unternehmen ſollte.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Ein Mittagsmahl in der Sierra Morena.

Wir verließen das glückliche Ehepaar, und ſuchten in einem Wirthshauſe unterzukommen, das wir in dieſer Kolonie auch beßer fanden, als in den bevölkertſten Provinzen von Spanien. Ueberall war hier eine völlig neue Schöpfung zu erkennen. Die Erde war mit den üppigſten Saaten und reich beladenen Fruchtbäumen bedeckt. Ueberall lebte es von Geflügel, von Schafen und kraftvollem Hornvieh. Die Bewohner ſchienen noch ſo neu, als ihre Wohnungen. Man hörte an allen Ecken andere Sprachen reden — und was uns am meiſten auffiel, wir erblickten nirgends einen Mönch.

Wir hatten verſprochen, uns am andern Tage bei Don Fernandez zum Mittagseſſen einzufinden. Als wir in ſeinem Hauſe ankamen, konnten wir uns nicht genug über die Veränderung wundern, die mit ihm vorgegangen war. Er hatte ſich ſeinen Bart abgeſchnitten, ſeine Haare waren in der ſchönſten Ordnung, und das Einſiedlerskleid hatte einem einfachen, anſtändigen Anzug Platz gemacht. Aus dem ſchmutzigen Eremiten war ein ſchöner junger Mann geworden, der im vollſten Glanze des kraftvollſten Alters da ſtand. Ich wünſchte ihm zu dieſer Veränderung Glück, und Don Manuel verglich ihn mit Jaſon, als ihn Medea verjüngt hatte. —

„Hier iſt die Zauberin, antwortete Don Fernandez, indem er auf ſeine Gattin deutete, die mir meine Jugend wieder gegeben hat!“ — Auch Donna Franzisca ſchimmerte in neuen Reizen, die durch ihr Glück aufgegangen waren.

„Sie finden mich in einer ſehr angenehmen Beſchäftigung, ſprach Don Fernandez, ich bin Haushofmeiſter und Garten-Aufſeher geworden. Beide Aemter beglücken mich jeden Augenblick mit neuen Freuden. Wir erwarten noch einen andern Gaſt, den Pfarrer; denn die Koloniſten haben ſich, um anſtändiger leben zu können, entſchließen müßen, ihre Haushaltungen zu vereinigen."

„Ja, ſagte Donna Franziska, ich habe das Glück gehabt, daß ſich der Pfarrer auf dieſe Weiſe an mich anſchließen wollte. Er hat mir große Dienſte geleiſtet, und den größten, indem er mich durch frommen Zuſpruch, durch Vorſtellungen von der Barmherzigkeit Gottes und dem Lohn der Tugend aufrecht erhalten hat. Er hat mich nicht getäuſcht, wie Sie ſehen. Der Himmel iſt barmherzig gegen mich geweſen, und hat mir den Vater meines Kindes und den Gatten, der mein einziges Glück ausmacht, wiedergeſchenkt."

Der Pfarrer kam endlich, und wir ſetzten uns zu Tiſche. Das Speiſezimmer war ein luftiger und übertünchter Saal, deſſen einziger Schmuck in einem Bilde der Mutter Gottes be-

beſtand. Das Eßen war einfach, aber im höchſten Grade ſchmackhaft, und alles erinnerte an eine glückliche, patriarchaliſche Zeit, welche leider für dieſe Welt verſchwunden iſt. Der Pfarrer erzählte uns über Tiſche die Geſchichte dieſer Kolonie, und verbreitete ſich dabei mit großem Lob über die Verdienſte des Grafen von Olavides, des Stifters derſelben. „Sie ſehen, ſprach er, dieſer unſterbliche Mann hat in unſerm eiſernen Zeitalter goldene Tage über einen Strich Erde heraufgeführt, der von der Natur und allen ihren Segnungen verlaßen ſchien. Aber ich fürchte, ich fürchte, daß dieſes Glück nicht von langer Dauer ſein wird. Schon höre ich hie und da Stimmen der Unzufriedenheit; denn die Trägheit und der unruhige Geiſt des Menſchen vergiften nur zu bald jeden Zuſtand, mit dem er ſich begnügen könnte. Zwar hat die Regierung ein wachſames Auge auf dieſe Kolonie, und läßt ihr jeden Schutz angedeihen; aber wird das immer ſo bleiben? Mir iſt bange vor der Rache der

Mönche, die nichts verſöhnen kann. Der Graf von Olavides hat ſie auf eine Weiſe beleidigt, die ſie ihm nie verzeihen werden. Er hat von dem König ein Geſetz zu erhalten gewußt, dem zu Folge nie ein Kloſter in der Kolonie errichtet werden darf, und alle geiſtlichen Geſchäfte von den Pfarrern beſorgt werden müßen. Dieſes Geſetz wird einſt die ganze Schöpfung umſtürzen. Die Mönche intriguiren bereits in der Stille, und ich fürchte, daß der Graf ſelbſt noch ſeine menſchenfreundlichen Bemühungen theuer genug wird bezahlen müßen.“ *)

---

*) Die Weißagung des guten Pfarrers iſt leider bald nachher eingetroffen. Olavides wurde arretirt und der Inquiſition ausgeliefert. In aller Stille wurde ſein Prozeß vor derſelben geführt, und er mit keiner der albernen Mummereien verſchont, wodurch dieſes Inſtitut von jeher den Pöbel in Schrecken geſetzt hat. Eine Verſammlung von vierzig Perſonen, unter welchen Granden des Königreichs und Generale waren, ſollte über ihn richten. Man beſchuldigte ihn ſeiner Verbindungen mit Voltaire und Roußeau und der Freigeiſterei überhaupt. Das Urtheil erklärte ihn am Ende, als einen Ketzer, aller ſeiner Güter verluſtig, und verdammte

ihn zu einer achtjährigen Gefangenſchaft in einem Kloſter, wo er nichts anderes, als Erbauungsbücher, leſen, und jeden Monat einmal beichten ſollte. Er mußte förmlich ſeine Irrthümer abſchwören, und nur der Monarch ſelbſt milderte den Ausſpruch ſeiner Richter, von denen mehrere ſogar für ſeinen Tod geſtimmt hatten. Man ertheilte ihm, ſeiner Geſundheit wegen, Erlaubniß, die Bäder in Catalonien zu beſuchen, und hier war's, wo er Gelegenheit fand, zu entwiſchen, und in Frankreich Sicherheit und Ruhe zu finden.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Ankunft in Valencia.

Wir trennten uns am folgenden Tage von der glücklichen Familie, deren Wiedervereinigung bisher das ſchönſte Ereigniß unſerer ganzen Reiſe geweſen war. Ich nahm den Weg nach Valencia, um meinen Freund Inigo noch einmal vor meiner Rückkehr nach Frankreich zu ſehen, und Don Manuel beſchloß, troß dem Schwur, den er gethan hatte, mich zu begleiten.

Es begegnete uns auf dem ganzen Wege auch gar nichts, was des Aufzeichnens werth wäre. Mein Dichter war zwar unerſchöpflich an guter Laune, an Geſängen und an Scherzen; allein ſein Genie fand nirgends Spielraum genug für ſeinen Erfindungsgeiſt. Erſt, als wir über die Gränzen des Königreichs Valencia kamen, ſchien ſeine Laune und ſein Muthwillen einen neuen

Schwung zu erhalten. Seine Liebe für Donna Clara wachte in ihrer ganzen Kraft wieder auf, und er ergoß ſich in einer Menge von Planen, durch welche er den Herzog von Silva zu täuſchen ſich vernahm.

Endlich gelangten wir in dem ſchönen Valencia an. Ich trat in Don Inigo's Kabinet, ohne mich bei ihm melden zu laßen, und wurde mit einem lauten Schrei der Verwunderung und Freude, mich wiederzuſehn, empfangen. Ich ſtürzte mich in ſeine Arme, die mich aufs zärtlichſte umſchloßen.

Nach den erſten Ergießungen der Freude und des Wiederſehens, frug ich ihn nach Roſalien.

„Sie iſt in tiefer Trauer, verſetzte Don Inigo, denn ſie hat eine Nachricht erhalten, welche ihr ſehr zu Herzen geht, und mich zugleich mit der größten Freude erfüllt. Jener Unglückliche, den ſie ihren Gatten nannte, hat das Ziel ſeiner Frevelthaten gefunden. Er war aus den Gefängnißen von Madrid, in welche er wegen Schulden und anderer Schändlichkeiten geworfen worden, entſprungen. Die Alguazils verfolgten ihn; er wollte ſich vertheidigen, und verwundete auch wirklich einen derſelben. Allein ein anderer ſpaltete ihm in dem nemlichen Augenblick den Kopf mit dem Säbel. Roſalie konnte dem unglücklichen Schickſal eines Mannes, den ſie geliebt hatte, nicht widerſtehn, und was ſie am meiſten quält, iſt der Gedanke, daß er ſo plötzlich, ohne noch gebeichtet zu haben, aus ſeinem ruchloſen Leben weggeriſſen worden iſt. Sie beweint ihn unaufhörlich; allein ich hoffe, daß Ihre Gegenwart ihre Thränen trocknen, und ihren Schmerz nach und nach zerſtreuen wird.“

Er ließ ſie ſelbſt rufen, ohne ihr ſagen zu laßen, daß ich angekommen ſei. Bei meinem Anblick war ihre Bewegung ſo lebhaft, daß ſie ſich nicht aufrecht halten konnte, ſondern auf einen Seßel niederſank. Ich bat ihren Vater um die Erlaubniß, ſie umarmen zu dürfen, und Roſalie drückte mich erröthend an ihre Bruſt. Sie ſchien mir in ihrem Trauerkleide weit ſchöner, als vormals. Ihr ſanfter zärtlicher Blick, ihr trauriges Anſehn, und die zarte Schaam auf ihren Wangen, vereinigten ſich, aus ihr das intereßanteſte Weſen zu machen.

„Sie beweinen alſo einen Gatten, ſprach ich zu ihr, der Sie ſo niederträchtig verlaßen hat?"

„Ja, antwortete ſie, ſein Unglück macht mich alle ſeine Fehler vergeßen. Ich habe ſchon viel für ihn gebetet, und mein Vater hat mir verſprochen, hundert Meßen für die Ruhe ſeiner Seele leſen zu laßen, wenn ſich anders Gott ſeiner erbarmt, und ihn, ſtatt in die Hölle, in das Fegfeuer geſchickt hat. O wenn ich nur das gewiß wüßte!"

Ich nahm bei Don Inigo Wohnung an. „Sie ſind in Ihrem eigenen Hauſe und bei Ihrem Vater, ſprach er. Je länger Sie bei uns bleiben werden, deſto dankbarer werden ich und Roſalie gegen Sie ſein."

Don Manuel miethete ſich bei einem Juden ein, der in einem entfernten Quartier der Stadt wohnte. Ich ſah ihn mehrere Tage gar nicht, bis er endlich des Morgens einmal mit ganz verſtörtem Geſicht in mein Zimmer trat. Erſtaunt über ſein Ausſehn, frug ich ihn, ob er krank ſei?

„Ach, antwortete er, ich weiß nicht, was aus mir geworden iſt. Mein Geiſt befindet ſich in einer völligen Verwirrung.“

„Hat ſie Donna Clara vielleicht nicht gut aufgenommen? Hat die keuſche Penelope ihren Ulyß nicht mehr erkannt?“

„Ja, ſie iſt eine Treuloſe, eine Nichtswürdige. Gleich am erſten Abend unſrer Ankunft in Valencia flog ich in meiner Mönchskleidung zu ihr. Statt des ſchönen Willkommens, mit dem ich mir geſchmeichelt hatte, wurde ich mit Gleichgültigkeit, ja mit Verachtung, empfangen. Ich wähnte erſt, daß ſie mich nicht mehr kenne, und ſagte ihr, daß ich Don Manuel, ihr Dichter, ihr Geliebter, ſei. „Ich erinnere mich Ihrer wohl, gab ſie mit Unwillen zur Antwort, aber ich erinnere mich auch Ihres Schwurs, innerhalb zwei Jahren nicht wieder nach Valencia zu kommen. Sie ſind ein Meineidiger, und ich habe nicht Luſt, Ihr Verbrechen zu theilen. Zittern Sie vor der Rache des Himmels. Gott läßt ſeine Heiligen nicht ungeſtraft beleidigen, ſondern rächt in eigener Perſon die Verachtung ſeiner Auserwählten. Erinnern Sie nicht der zwei und vierzig Kinder, welche den Propheten Eliſa gehöhnt haben, und alle dafür von den Bären gefreſſen worden ſind?“ — Erſtaunt über dieſen Empfang ſtand ich einige Augenblicke ſchweigend da; endlich fand mein Unwillen Worte, und ich fing an: „ich ſehe wohl, meine Schöne, daß Sie, wenn Sie auch den Verſtand völlig verloren, doch noch ein Stück Gedächtniß übrig behalten haben. Wirklich, für ſo gelehrt hätte ſie ich Sie nicht gehalten. Wer, zum Henker, hat Sie denn dieſe ſchöne Geſchichte von den Bären gelehrt? Inzwiſchen find' ich mit Vergnügen, daß aus der ſündhaften Magdalena eine reuevolle Magdalena geworden iſt. Ihre Gewißensbiße rühren mich; drum ſollen Sie auch die Abſolution haben.“ Mit lächerlicher Gravität gab ich ihr dieſe, und ging fort, da ich eben das ganze Feuer ihres Zorns und Haßes in ihren Augen aufglühen ſah. Ich eilte nach Hauſe, und aß mit meinem Juden zu Nacht. „Sohn von Jakob und von Rahel, ſprach ich zu ihm, laß' uns im Wein Liebe und Sorgen begraben! Mein Vorſchlag gefiel ihm um ſo beſſer, da ich den Wein herſchaffte, und ſo fingen wir dann an, rüſtig zu trinken. Mein Genoße, erwärmt vom Wein, redete mit Hohn von den Heiligen und Märtyrern, und prieß den Teufel. Ich war nicht klüger wie er, und trank auf Satans Geſundheit. Wir luden ihn förmlich zu unſerm Nachtmahl ein, und legten uns, nachdem wir lange genug gelacht hatten, zu Bette.“

„Bis jetzt klingt freilich alles recht luſtig.

fuhr Don Manuel fort, aber das Schlimmſte kommt nach. Ich war ſchon eingeſchlafen, da öffnete ſich die Thüre meines Zimmers, und es trat ein Trupp ſchwarz gekleideter Männer, mit Todtenſchädeln in den Händen, und den Teufel an ihrer Spitze, zu mir herein. Sie ſtellten einen Sarg neben mein Bette, und der Herr der Hölle trat an daſſelbe. In fürchterlicher Angſt frug ich ihn, was er von mir wollte? „Mein lieber Apoſtel, gab er mir zur Antwort, du haſt mich geſtern zur Tafel geladen, und ich komme nun aus Dankbarkeit, dich zu einem Gaſtmahl zu bitten, welches in vier Tagen in meinem Pallaſt gehalten werden wird. Luther, Calvin, Pilatus, Mohammed, Kaiſer Julian, König Heinrich VIII, Johann Huß, und Hieronymus von Prag werden von der Geſellſchaft ſein. Nach dieſen Worten verſchwand er, und hinterließ einen ſchrecklichen Schwefeldampf. Sie können ſich denken, in welchem Zuſtand ich mich befand. Ich war nicht mehr vermögend, einzuſchlafen, und lag in der fürchterlichſten Herzensangſt bis an den Morgen. Mein Iſraelite, dem ich den Traum erzählte, lachte mich freilich darüber aus, und brachte es durch ſeine ruchloſen Scherze dahin, daß ich wieder fröhlich wurde. Um meine Stimmung zu benutzen, ging ich zu einem alten guten Freunde zum Eſſen, der ein großes Vermögen von ſeinem in Mexico geſtorbenen Oheim geerbt hat. Ich vertraute ihm meinen Schwur, und meinen Meineid, ſo wie die Folgen deſſelben; allein er, der ein großer Ungläubiger, ein gewaltiger Verächter der Heiligen und ihrer Wunder iſt, lachte mir in's Geſicht. „Der heilige Vincent iſt im Paradies, ſagte er, und hat keine ſo gute Brillen auf der Naſe, um alles zu ſehn, was auf der Erde vorgeht. Sankt Peter hat ja unſern Herrn auch dreimal verläugnet, und iſt dennoch ein großer Heiliger. In wenigen Tagen fällt das Feſt von Sankt Vincent ein, da machſt du ein paar Verſe zu ſeinem Lobe, und dafür iſt alles verziehen. — Dieſes Geſpräch, das bei vollen Gläſern gehalten wurde, ſetzte meinen Kopf wieder zurecht, und ich legte mich Abends voll Fröhlichkeit und Vertrauen zu Bette. Aber ſiehe da, ich hatte wieder eine Erſcheinung. Ein großes, weiß gekleidetes Phantom, mit einer Strahlenkrone auf dem Haupt, trat an mein Bette, und ſprach: „ich bin der heilige Vincent Ferrier, und habe Erbarmen mit dir. Um deine Seele zu retten, bin ich vom Himmel herabgeſtiegen, und fodre dich auf, deine Sünden zu bereuen, weil du nicht mehr, als noch drei Tage, zu leben haſt. Nur in dieſem Gewande kannſt du vor dem Ewigen treten. Zittre, und flehe um Gnade, oder du wirſt der ewigen Verdammniß zum Raube!“

„Auf dieſe Erſcheinung ſprang ich von meinem Lager auf. Keinen Schlaf haben ſeither meine Augen gefunden. Unaufhörlich tönt mir die Stimme des Heiligen in den Ohren. Mein Geiſt hat keine Ruhe, und die Schrecken der Hölle ſchweben mir unaufhörlich vor den Augen.“

So endigte Don Manuel ſeine Erzählung. Ich war wohl auch verſucht, ihm in's Geſicht zu lachen; allein der Zuſtand, in welchem ich ihn ſah, forderte Schonung. Ich ſuchte ihn zu tröſten, ſuchte dieſe Erſcheinung aus ſeinem erhitzten Zuſtand zu erklären, und ſchlug ihm vor, mit mir bei Don Inigo zu eſſen, um in Geſellſchaft von ruhigen, mäßigen und vernünftigen Menſchen, den Gleichmuth wieder zu gewinnen, den er verloren hätte. Allein er lehnte das ab, und ſagte, daß er damit beſchäftigt ſei, eine Satyre auf Donna Clara zu machen, der er bei ſeinem nahe bevorſtehenden Tode doch auch ein Vermächtniß hinterlaſſen müßte.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Traurige Kataſtrophe des fröhlichen Dichters.

Am andern Morgen eilte ich zu Don Manuel. Ich fand ihn im Bette. So wie er meiner anſichtig wurde, rief er mir entgegen: „o mein Freund, mit mir iſt es zu Ende. Das Fieber verzehrt mich. Ich habe die vergangene Nacht neue Viſionen gehabt; der heilige Vincent läßt nicht von mir ab, und rächt ſich auf's fürchterlichſte an mir. Schicken Sie mir doch einen Arzt und einen frommen Geiſtlichen, um vor ihm zu beichten.“

Ich ſah, daß das Fieber ſeinen Kopf völlig geſchwächt hatte, und eilte daher zu Don Inigo zurück, um ihn wegen der Wahl des Arztes und des Beichtvaters um Rath zu fragen. Er verwies mich an diejenigen, die er ſelbſt zu gebrauchen pflegte, und ſo ging ich denn zuerſt zu dem Arzte.

„Es iſt bald Zeit zum Mittageſſen, gab mir dieſer zur Antwort, und um dieſe Stunde pflege ich keine Krankenbeſuche zu machen.“

„Nun, ſo kommen Sie doch gleich nach Tiſche?“ frug ich.

„Das iſt nicht möglich, denn da halte ich meine Mittagsruhe.“

„Aber wenn dieſe vorbei iſt, erſcheinen Sie doch eiligſt bei meinem Kranken?“

„Auch das kann nicht ſein; denn ich habe dieſen Morgen den Kardinal Erzbiſchof purgiren laſſen, da begreifen Sie wohl, daß ich nachſehen muß, wie ſich Se. Eminenz befindet. So wie dies indeß geſchehen iſt, gehe ich, aus Rückſicht auf meinen Freund, Don Inigo, zu Ihrem Kranken.“

„Wenn er aber inzwiſchen ſtirbt?“

„So bin ich unſchuldig. Inzwiſchen wollen wir Gott für ihn bitten.“

All' mein Zureden war vergeblich. Es blieb einmal bei der Tagesordnung, die er ſich vorgeſchrieben hatte, und die er, wie er ſagte, nicht unterbrechen dürfte, wenn er nicht auch krank werden wollte. Ich ging daher fort, und ſuchte den Geiſtlichen auf, den mir Don Inigo genannt hatte. Aber auch dieſen traf ich erſt gegen Abend zu Hauſe, wo er mich dann ſogleich zu Don Manuel begleitete.

Wir fanden den Arzt bereits bei ihm, der mir in's Ohr ſagte, daß mein Freund ein hitziges Fieber habe, daß er nicht für ſein Leben bürgen könne, und daß man ihn ſogleich beichten laſſen müßte.

So wie Don Manuel den Geiſtlichen erblickte, rief er: „Mann Gottes, ich bin verloren! Morgen erwartet mich der Teufel mit Luther, mit Calvin, Judas, Pilatus, Mohammed, und Julian dem Apoſtaten, bei'm Eſſen!"

Der Geiſtliche ſuchte ihn durch frommen Zuſpruch zu tröſten, und ſprach ihm von Gottes Güte und Barmherzigkeit. „Sankt Paul, ſagte er, war ein Feind Gottes; Sankt Auguſtin war in den Schlamm aller Laſter verſunken, und dennoch hat ſie Gott zu ſich in ſeine Herrlichkeit erhoben. Hören Sie die himmliſche Stimme, die Ihnen zuruft, wie einſt dem Knaben Samuel, und machen Sie es nicht, wie dieſer, der dieſe Stimme nicht erkannte. Hören Sie die Stimme? Erkennen Sie ſie?“

„Ja, mein würdiger geiſtlicher Vater,“ gab Don Manuel zur Antwort.

„Der Gott der Barmherzigkeit ſendet jetzt eine ſchwere Krankheit über Sie, um Sie zum Heil zu leiten.“

„Aber das hätte denn doch auch ſpäter noch geſchehen können.“

„Gottes Rathſchluß iſt immer der beſte. Wollen Sie beichten, um Ihr Gewißen zu erleichtern?“

„Gerne will ich das; aber ich habe keine Zeit mehr, mich zu dieſer heiligen Handlung vorzubereiten.“

Wir ließen den Kranken mit dem Geiſtlichen allein, und ich kehrte traurig zu Don Inigo zurück. Er ſuchte mich zu tröſten, und Roſalie ſagte mir mit leiſer Stimme: es bleiben Ihnen immer noch in meinem Vater und mir zärtliche Freunde übrig.

Aber aller Troſt war vergeblich. Ich konnte die ganze Nacht kein Auge ſchließen. Unverrückt ſtand mir der liebenswürdige Dichter in aller Blüthe ſeiner Jugend und ſeines Geiſtes vor den Augen, wie ihn der Tod mitten aus ſeiner Laufbahn hinwegriß.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung.

Kaum war es Tag, ſo machte ich mich auf, um meinen kranken Freund zu beſuchen. Er ſchlief, denn man hatte ihn zweimal zur Ader gelaßen; aber ſeine Wärterin verſicherte mich, daß er die ganze Nacht irre geredet habe.

Ich ſetzte mich an ſein Bette nieder, um zu warten, bis er aufwachte. Er nannte Donna Clara in ſeinen Träumen, und wandte ſich mit den zärtlichſten Worten an ſie. Dann ſchrie er plötzlich auf: „wo bin ich? ich ſehe die Eumeniden! Hier ſind Minos, Aeacus und Rhadamanth in ſchwarzen Röcken und mit langen Bärten, und richten über die bleichen Schatten!“

Die Heftigkeit dieſer Fantaſie weckte ihn auf. Er ließ die Augen im Zimmer hin und her laufen, und heftete ſie endlich auf mich. Nach einiger Zeit erkannte er mich, und nun ſprach er mit ſchwacher Stimme: „mein Freund, der Tod ſchwebt mit ſeiner Sichel über mir. Es iſt alles aus; St. Vincent läßt nicht von mir ab. Um ihn zu beſänftigen, habe ich das Gelübde gethan, wenn ich wieder geneſen würde, ſein Leben und ſeine Wunderwerke in Verſe zu bringen. Ach, ich habe Gott vor Ihren Augen beleidigt, ich habe Ihnen durch ruchloſe Handlungen und Reden Aergerniß gegeben, verzeihen Sie mir das!“

Ich ſprach ihm Troſt und Muth ein, und verſicherte ihn, daß er nie meine Achtung und Freundſchaft verloren habe.

„Nun denn, fuhr er fort, ſo bitte ich Sie um einen Freundſchaftsdienſt, der mir ſehr am Herzen liegt. Nehmen Sie die Handſchrift von meinen Verſen zu ſich, und laßen Sie ſie nach meinem Tode drucken. Epikur tröſtete ſich auf dem Todbette mit der Vortrefflichkeit ſeiner Schriften, die er der Welt hinterließ; und dieſer

Troſt iſt auch der meinige. Mein Beichtvater verlangt zwar, daß ich ſie verbrennen ſolle; allein Gott hat Abraham auch befohlen, ihm ſeinen Sohn zu opfern, und dennoch hielt er ſeine Hand zurück, als ſie den Stoß auf Iſaaks Leben führen ſollte. Thun Sie das Gleiche; retten Sie das Theuerſte, was ich beſitze. Es iſt ein Verdienſt, das Sie ſich um mein Vaterland machen, und um den Erlös aus dem Verkauf meiner Werke laßen Sie Seelmeßen für mich leſen; denn ich möchte nicht zu lang' im Fegfeuer bleiben."

Ich gab ihm die Verſicherung, daß ich ſeinen Wunſch erfüllen, und nichts unterlaßen würde, um ſeinen Ruhm zu verewigen. Dieſer Gedanke that ihm wohl, und ich ſah, daß zum letztenmal ein Hoffnungsſtrahl in ſeinen Augen blitzte. Der Arzt kam, und unterſuchte ſeinen Zuſtand. Er fand ihn im höchſten Grade bedenklich, und rieth mir, ihm in Eile die letzten Segnungen der Religion ertheilen zu laßen. Ich ſchickte dader ſogleich zu dem Geiſtlichen. Er erſchien mit dem ganzen lärmenden Gefolge, womit die katholiſche Kirche die Sterbenden betäubt. Don Manuel empfing den geiſtigen Troſt mit rührender Erbauung für alle Gegenwärtigen, aber auch mit einer ſo gewaltſamen Erſchütterung, daß er, nachdem die heilige Handlung geendigt war, ganz geſchwächt auf ſein Bette zurückſank, und eine ganze Stunde in völliger Agonie da lag.

Nach dieſer kurzen Friſt begann er wieder irre zu reden. Er rief die Namen Clara, Sankt Vincent, durcheinander, ſang mehrere Lieder, die er gedichtet hatte, und ſtarb endlich mit den Worten:

Ohne Lieb' und ohne Wein
Konnte Leben Leben ſein?

Einen hellen Augenblick hatte er nur noch gehabt, in welchem er den zärtlichſten Blick auf mich geworfen, die Hand gegen mich ausgeſtreckt, und Worte geſucht hatte, um mit mir zu reden.

Ich zerfloß in Thränen, und Don Inigo kam, um mich von dem Leichnam loszureißen. So endigte ſich ein ſchönes Leben im zwei und dreißigſten Jahre, und ging für mich ein Freund verloren, der, bei aller Verſchiedenheit unſrer Denkungsweiſe, mich dennoch auf's innigſte an ſich gezogen, und ſo oft mit mir gelacht und getrauert hatte!

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Starker Schritt zum Ende des Romans.

Don Inigo führte mich am folgenden Morgen auf ſein Landgut, um mich zu zerſtreuen. O welchen Troſt findet ein gepreßtes Herz im Schooß der Freundſchaft, und in der ſüßen Einſamkeit einer ſchönen Natur, die eben im valencianiſchen Frühling aufblüht! Don Inigo machte keinen Verſuch, mich mit langen Reden und philoſophiſchen Sprüchen zu tröſten; er überließ mich ganz mir ſelber, wenn ich die Einſamkeit ſuchte, aber war überall mit Freundlichkeit und heiterer Ruhe zugegen, wenn mein Herz einer freundſchaftlichen Ergießung bedurfte. Fand ich ihn ſo mit ſeiner Tochter unter einem Orangengebüſch, oder an einem ſpiegelklaren Bewäßerungskanal, ſitzend, ſo ſagte mir Roſalie manchmal: „ich habe geweint, wie Sie, und wer hat

hat nie Thränen vergoßen? Sie haben die meinigen getrocknet, Sie haben mich getröſtet; finden Sie bei mir nicht auch den Troſt, den ich bei Ihnen gefunden habe?“ Ich verſicherte ſie alsdann, daß ihre Geſellſchaft und ihre Freundſchaft der wohlthätigſte Balſam für meine Wunde ſeien.

Einſt verließ uns Don Inigo einige Augenblicke auf einem Spatziergang, den wir mit einander machten, da ſagte ich zu Roſalien: „wie ſüß und heiter iſt die Zeit, die ich mit Ihnen zubringe, liebenswürdige Freundin! die ganze Natur ſchmückt ſich in Ihrer Nähe mit neuen Reizen.“

„Zeit und Natur, gab ſie mir zur Antwort, würden noch ſchöner für Sie ſein, wenn die reizende Seraphine an meiner Stelle wäre.“

Glauben Sie das nicht; denn in einem gekränkten Herzen ſtirbt die Liebe bald dahin; aber Ihr Wohlwollen, Ihre Freundſchaft . . . . “

„Können den Verluſt, den Ihr Herz erlitten hat, nicht erſetzen.“ Sie pflückte eine Roſenknoſpe, die ſie mir mit den Worten reichte: „ich wünſchte, daß dieſe Blume das Symbol der Freundſchaft wäre, und daß ſie ewig blühte! — da kommt mein Vater; laßen Sie uns ihm entgegen gehen!“

Nach einiger Zeit, als Don Inigo mich wieder ruhiger, und der Freude offener fand, trat er einmal des Morgens ſehr frühe in mein Zimmer. „Das Wetter iſt herrlich, fing er an, die Luft ertönt vom Geſang der Vögel, und duftet von den herrlichſten Blüthen des Frühlings. Laßen Sie uns unſer Frühſtück im Freien einnehmen, und nach demſelben einen Spatziergang an's Ufer des Meeres machen. Bis Roſalie aufwacht, ſind wir wieder zurück.“

Es war etwas in ſeinem ganzen Weſen, das mir höchlichſt auffiel. Indeß nahm ich ſeinen Vorſchlag mit Vergnügen an.

Wir ſprachen wenig, und unbedeutende Dinge, während des Frühſtücks. Als wir damit fertig waren, machten wir uns auf den Weg nach dem Meere. „Der Anblick der Stille, und ſelbſt der Bewegung des Meers, fing er an, thut mir immer wohl. Fühl' ich mich von jenen Augenblicken von Langeweile und Traurigkeit, wie ſie oft, ohne daß wir wißen, warum, über uns kommen, ergriffen, ſo eil' ich an den Strand des Meeres, deßen Größe und Bewegung mir ſogleich Aug' und Gedanken feßeln, und jede Wolke, die auf meinem Herzen liegt, zerſtreuen."

Am Ufer angekommen, ſagte Don Inigo: „Finden Sie nicht, daß dieſer Anblick tiefe Träume der Vergangenheit, und vielleicht auch der Zukunft, aufweckt? — Und doch, was ſieht der Menſch oft anders auf dieſer ungeheuren Fläche, die eine ganze Welt verbirgt, als das freie Feld für ſeinen Ehrgeiz und ſeine Habſucht? Aber ich habe Sie nicht hieher geführt, um mit ihnen zu philoſophiren, ſondern um mit Ihnen über einen Gegenſtand zu ſprechen, der mir näher am Herzen liegt, als alle Thorheiten der Menſchen. Ich habe ſeit einiger Zeit bemerkt, daß meine Tochter ihre Andacht gegen den heiligen Nicolaus verdoppelt hat. Sie wiſſen, daß dieſer Heilige der Schutzpatron der mannbaren Töchter iſt. Wahrſcheinlich denkt ſie, daß er ihr, ob ſie gleich Wittwe iſt, ſeinen Schutz nicht verſagen werde. Ich fand ſie daher geſtern vor der Statüe dieſes Heiligen kniend, den ſie eben mit friſchen Blumen bekränzt hatte, und frug ſie, ob ſie denn Luſt hätte, ſich wieder zu verheirathen? — „Es wäre mir nicht unlieb, antwortete ſie, wenn ich einen rechtſchaffenen, liebenswürdigen, Mann fände, der mich liebte, und der Ihnen anſtünde.“ — „Haſt du vielleicht ſchon einen ſolchen gefunden?“ fuhr ich fort. Aber ſie erröthete, ſchlug die Augen nieder, und blieb ſtille. Dieſer Mann, lieber Chevalier, dieſer Mann, den ſie nicht nennen will, ſind Sie. Dankbarkeit und Schätzung Ihrer Tugenden und Ihrer Liebenswürdigkeit haben das Herz meiner Tochter eingenommen. Finden Sie, daß Sie ſie lieben können, ſo biete ich Ihnen ihre Hand und mein Vermögen an. Nach dem Ihrigen frage ich nicht; denn je weniger Sie beſitzen, deſto lieber ſind Sie mir. Sie ſehen, daß ich mehr beſitze, als wir drei brauchen; ich könnte durch den Handel ſogar noch ſehr reich werden; allein, wer ſich nicht begnügen kann, genießt auch nie.“

Meine Antwort enthielt den ganzen Ausdruck meiner Dankbarkeit und meiner Freude. „Allein, ſagte ich, Sie kennen das Hinderniß, welches alle meine Wünſche zerſtören kann. Meine Religion iſt nicht die Ihrer Tochter. Roſalie wird vor dem Gedanken erſchrecken, einem Calviniſten ihre Hand zu geben.“

„Was meine Tochter betrifft, antwortete Don Inigo, ſo hoffe ich, daß die Liebe und meine Vorſtellungen über ihre Vorurtheile ſiegen werden. Ihre Tugenden und Ihr edler Character ſprechen für Sie, und ich ſage ihr täglich, daß

Gott allein über Religionsmeinungen richten kann, und daß wir den Tugendhaften dulden und ſelbſt lieben müßen, welcher Sekte er auch angehören mag. Was aber die Kirche anbelangt, ſo nehme ich es über mich, die Erlaubniß zu dieſer Heirath auszuwirken. Der General-Vicar unſers Erzbiſchofs iſt ein weiſer, toleranter, und aufgeklärter Mann, der viele Freundſchaft für mich hat. Beruhigen Sie ſich alſo über alle Hinderniße, und laßen Sie mich nun, da wir einig ſind, zu meiner Tochter zurückkehren, damit ich ſie auf das Glück, das ſie erwartet, vorbereiten kann. Setzen Sie den Spaziergang indeß fort, und überlaßen Sie ſich allen Eindrücken, die die Natur auf uns macht, wenn uns eine neue, ſchöne, Lebens-Anſicht eröffnet worden iſt."

Wir verließen uns mit einem Händedruck, und ich ſetzte mich unter einem hohen Johannisfruchtbaum nieder, wo ich die Ausſicht auf das Meer hatte. Schiffe kamen, Schiffe gingen, in hohem Blau wiegte ſich des Meeres Spiegel.

Er ſchien das Bild meines Lebens, und die Fahrzeuge auf ihm däuchten mir die Hoffnungen, die mir verſchwunden waren, und die neuen, ſicheren, welche, der ſchönſten Erfüllung nahe, am Horizont meiner Jugend aufſtiegen.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Schluß.

Don Inigo erzählte mir das Geſpräch, welches er mit ſeiner Tochter gehabt hatte. Sie frug ihn, als er nach Hauſe kam, wo er mich gelaßen?

„Der Chevalier hat gegenwärtig ſonderbare Dinge im Kopfe. Ich wette, er denkt in dieſem Augenblick an dich, und an den Verſchlag, den ich ich ihm gemacht habe.“

„Und was iſt dies für ein Vorſchlag?“

„Dich zu heirathen.“

„Mich zu heirathen? und welche Antwort hat er Ihnen gegeben?“

„Er bezeigte eine außerordentliche Freude im Anfang, verfiel aber bald in tiefe Traurigkeit, und ſagte mir endlich mit einem Seufzer: „ich fürchte, daß ich das Glück nicht erhalten werde, deßen Sie mich würdig achten. Eine unüberſteigliche Kluft liegt zwiſchen mir und Roſalien.“

„Aber was kann denn das ſein, lieber Vater? Iſt er denn nicht noch ledig, und Herr ſeines Schickſals?“

„Das iſt er; aber er fürchtet, daß Deine Vorurtheile das Hinderniß ſeines Glücks werden werden.“

„Da irrt er ſich ſehr; denn, wenn er mich liebt, ſo werd' ich ihn, glaub' ich, wohl auch lieben können.“

„Wenn er aber das Unglück hätte, ein Jude zu ſein?“

„Jeſus Maria! was ſagen Sie? das iſt nicht möglich. Ein ſo feiner, ſo liebenswürdiger, junger Mann ſollte kein Chriſt ſein?“

„Nicht wahr? Du würdeſt ihm Deine Hand nicht geben?“

„Nein, dazu könnt' ich mich nicht entſchließen. Ich die Frau eines Juden! Nein, lieber will ich ſterben! O ich Unglückliche! Ein ſo wackerer junger Mann ein Jude? Wie doch der Schein betrügt!“

„Nun denn, liebe Tochter, ſo gar bange darf es Dir nicht ſein. Der Chevalier iſt kein Jude, ſondern ein guter Chriſt.“

„Nun Gott ſei Dank! Aber wie haben Sie mich doch fürchterlich erſchreckt.“

„Inzwiſchen muß ich Dir doch ſagen, daß er kein Katholik, ſondern ein Proteſtant iſt.“

„Können die Proteſtanten denn auch ſelig werden?“

„Ich denke, ja; wenn ſie rechtſchaffen und tugendhaft ſind.“

O das hoff ich; denn ich wäre auch im Paradies unglücklich, wenn ich meinen Gatten in der Hölle wüßte. Aber könnte er denn unſre Religion nicht annehmen?“

„Ein rechtſchaffener Mann verläßt die Religion ſeiner Väter nur in dem einzigen Falle, wenn er von ihrer Falſchheit überzeugt iſt. Seine Bekehrung kann vielleicht Dein Werk werden.“

O gewiß wird ſie das. Ich liebe ihn ſo ſehr; ich will ihn ſo lange bitten, bis er ſich bekehrt.“

Nach dieſer Unterredung ſtellte mich Don Inigo ſeiner Tochter als Bräutigam vor. Ich ſagte ihr alles, was mir die wärmſten Gefühle und die ſchönſten Lebenshoffnungen eingaben Ihre Blicke antworteten mir die völlige Erwiederung derſelben, und die Zukunft ſchloß ſich mir wie ein herrliches Zauberland auf, in das ich mit Rührung und Wonne hineinſchaute.

Am andern Tag ging ich mit Don Inigo zu dem General-Vikar. „Aber könnten Sie denn Ihre Irrthümer nicht abſchwören? frug er mich, nachdem wir ihm unſre Angelegenheit vorgetragen hatten.

„Nein, gab ich ihm zur Antwort, das kann ich nicht. Wie würden Sie einen Mann beurtheilen, der aus Liebe oder Eigennutz die Religion ſeiner Väter verließe? Sie würden denken, er werde ein eben ſo ſchlechter Katholik werden, als er ein Proteſtant geweſen war, und daß ihm an aller Religion nichts liege."

„In welcher Religion wollen Sie aber Ihre Kinder erziehen laſſen?" fuhr er fort.

„In Spanien und von einer Katholikin geboren, ließe ich ſie die herrſchende Religion annehmen, und wären ſie erwachſen, ſo könnten ſie ſelbſt zwiſchen Rom und Genf wählen."

„Der General-Vicar war mit meinen Antworten zufrieden, und bat ſich zwei Tage Bedenkzeit aus, um ſich mit einigen Theologen über meinen Fall zu berathen, und die Erlaubniß zu meiner Heirath bei dem Erzbiſchof auszuwirken.

Die Erlaubniß erfolgte wirklich, jedoch nicht ohne mancherlei Schwierigkeiten. Nachdem ich ſie erhalten, reiſte ich zu meinem Regiment nach Frankreich ab, um meinen Abſchied von demſelben zu nehmen. Die Trennung von Roſalien und ihrem Vater war zärtlich und rührend, meine Reiſe glücklich, und meine Rückkehr nach Valencia ſo ſchnell, als das Glück, welches meiner wartete, es verdiente.

Es wurde ganz vollkommen, da Don Pacheco, dem ich meine nahe bevorſtehende Hochzeit geſchrieben hatte, ſich unvermuthet in eigener Perſon bei derſelben einfand. Er vertrat die Stelle meines ſeligen Vaters, und ich begann ein neues Leben, geſegnet mit den feurigſten Wünſchen dreier guten Menſchen, die mich alle bloß um meiner ſelbſt willen liebten.

Ende.

Spanien.

Nach eigener Anſicht
im Jahr 1808
und
nach unbekannten Quellen
bis auf die neueſte Zeit

von

R

P. J. Rehfues,
Bibliothekar des Kron-Prinzen von Würtemberg

Erſter Band.

Frankfurt am Main,
bei Varrentrapp und Sohn
1813.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Erſter Band.

Seite
I. Reiſe von Bayonne nach Madrid. . 1
II. Fragmente über Madrid. . . 98
III. Rückreiſe nach Bayonne mit der Armee. Vom 30. Jul. bis zum 11. Aug. 1808. 222
IV. Die Spanier. 266
V. Erziehung und öffentlicher Unterricht. 325

Zweiter Band.

VI. Wiſſenſchaften und Literatur. . . 349
VII. Theater. 376
VIII. Polizey. 419
IX. Spaniens Bevölkerung beym Ausbruch des Inſurrektionskriegs. . . 474
X. Spaniens Finanzzuſtand beym Ausbruch des Inſurrektionskriegs. . . 503
XI. Zuſtand der Landwirthſchaft. Im Jahr 1808. 513
XII. Induſtrie. 549
XIII. Spaniens Handel. Im Jahr 1808. 613

Seite

Dritter Band.

XIV. Landmacht. Im Jahr 1807. . 649
XV. Seemacht. Im Jahr 1807. . . 708

Beilagen.

I. Revolution von Aranjuez. . . 727
II. Krieg in Spanien und Portugal. 836

Vierter Band.

III. Hiſtoriſche Betrachtungen über die Verhältniſſe zwiſchen Spanien u. Frankreich. 1039
IV. Studienplan welcher im Jahr 1807 den ſämmtlichen Spaniſchen Univerſitäten vorgeſchrieben worden iſt. . 1151
V. Kurze Nachrichten über die Lebensumſtände der vorzüglichſten Spaniſchen Mahler. 1196
VI. Die Spaniſchen Einkünfte ungefähr um das Jahr 1600. . . . 1245
VII. Der Portugieſiſche Dichter Franzisko Manoël. 1258
VIII. Ueberſicht der ſpaniſchen Literatur von 1800 bis 1808. . . . 1293

Bayerische
Staats-
Bibliothek
Muenchen

Reiſe von Bayonne nach Madrid.

Vom 2. bis 11. Mai 1808.

Man nähert ſich jedem großen Gebirge mit einer ungeduldigen Erwartung. Die Fantaſie ſpielt natürlich in einem, weit größeren Raume, als das Auge faſſen kann. Sie drängt das Mannichfaltigſte in ein einziges Bild zuſammen, und der Wanderer ſehnt ſich unaufhörlich, es in der Wirklichkeit zu ſehen. Lange ſuchte ich daher an dem öden Horizont der Haiden (Landes) vom Weſtpyrenäen-Departement nach den Spitzen dieſes Gebirgs, und erſt in der Nähe von Bayonne ſah ich es, in grauen

Dunſt gehüllt, in der Ferne aufſteigen. Die Pyrenäen gefielen mir nicht. Ihre Umriſſe ſind zu ſchroff in ſcharfen und kurzen Linien abgeſchnitten, als daß ich über ihnen die Alpenninen vergeſſen möchte. Ueberhaupt aber haben die Gränzen Spaniens von dieſer Seite noch gar kein ſüdliches Anſehn. Nur wenigen Pflanzen begegnete ich, die mich an einen mildern Himmel erinnert hätten, und alle waren in den letzten Tagen des Aprils in ihrer Vegetation noch weiter zurück, als ſelbſt in der Gegend von Paris, und noch mehr von Orleans. Oefters war die Luft ſchneidend kalt, und die Sonne noch ſo ſchwach, daß ſie kaum um Mittag etwas zu erwärmen vermochte. Erſt in Bayonne, das näher am Fuß der Gebirge liegt, wurde das Klima milder, und begann die Vegetation bereits ziemlich lebhaft. Dieſe Stadt iſt aber ſo klein, und ſo arm an Unterhaltung und Belehrung, daß ich mich troz der augenblicklichen Merkwürdigkeit, die ſie durch den Aufenthalt des Kaiſers und der beiden Könige von Spanien gewonnen hatte, wieder bald aus ihr wegſehnte. Freilich wäre es wohl der Mühe werth geweſen, zu bleiben, wenn die Arbeiten des franzöſiſchen Kabinets nicht in ein, ſo undurchdringliches, Dunkel gehüllt wären. So aber erfuhr das Publikum zu Paris früher, als das zu Bayonne, was verhandelt wurde. Der Kaiſer und die übrigen Großen lebten überdieß in ſolcher Stille, daß ſie nur ſelten ſichtbar waren; indem der Plaz ſelbſt nicht einmal ein öffentliches Feſt erlaubte, das ihrer würdig geweſen wäre.

Die Abreiſe der königlichen Familie hatte ſehr unangenehm auf die Gemüther der Spanier gewirkt. Die Theilung ihrer Monarchie, von welcher Viele ſprachen, und die plözlich veränderte Seite, welche der Prozeß des Friedensfürſten gewann, hatten wohl den meiſten Antheil an der allgemeinen, wirklich gefährlichen, Stimmung. Wenn man die Schuld hauptſächlich auf Frankreich wälzte, und in dem Einmarſch ſo vieler Truppen eine, für die ſpaniſche

Nation verderbliche, Kombination ſah, ſo muß man bedenken, daß kein Volk von Europa noch, wie dieſes, an ſeinen Prieſtern hängt; daß dieſe klug genug ihr Schickſal vorausſehen mochten, und ſich in ihrem lächerlichen Nationalſtolz über die Kräfte verrechneten, welche ſie dem allgemeinen Fortſchritt der neuern Politik entgegen zu ſetzen vermochten. Dann, iſt es ein Unglück, wenn ein Volk von einer hohen Stufe von Macht und Einfluß herabſinkt, ſo wird es immer noch von dem größern Uebel begleitet, daß es ſich nie in die veränderte Lage zu finden weiß, ſondern ſich immer noch in den alten Zeiten zu bewegen wahnt, da Alles ganz anders war. Der erſte Schriftſteller der Spanier hatte dieſe Lächerlichkeit auf eine gewiſſe Weiſe vergebens an Einem Individuum ſeiner Nation gezeigt; aber weder Don Quixotte's komiſche Anachronismen, noch das, ſo vertraute Sprüchwort hatten ſie vermocht, einen prüfenden Blick auf ſich ſelbſt zu werfen, und ſich mit kluger Reſignation in eine Periode zu finden, an welche ſich freilich auch hellerdenkende Völker nur mit Mühe gewöhnen konnten.

Nun, da ich in Madrid angekommen bin, iſt das Schickſal von Spanien definitiv entſchieden. Als ich aber vor eilf Tagen von Bayonne abreißte, lag noch ein dichtes Dunkel über demſelben. Die beiden Könige von Spanien waren bereits daſelbſt angelangt, und die übrigen Glieder der königl. Familie wurden erwartet. Die Proteſtation Karl IV. war in der Zeitung von Bayonne erſchienen, und dieſe ſchien ſich ſogar mit Schonung über den Friedensfürſten auszudrücken, welcher unter ſtarker Bedeckung dahin gebracht worden war. Ich wußte, daß ſich die Unzufriedenheit der Spanier hauptſächlich auf den Leztern gewälzt hatte, und konnte aus der veränderten Lage der Dinge ſchließen, daß ſein Prozeß zunächſt wahrſcheinlich im Dunkeln bleiben würde. Es war mir daher lieb, in Bayonne die kleine Schrift anzutreffen, durch welche die Parthie des Prinzen von Aſturien hauptſächlich auf die Nation gewirkt hatte, und von der viele tauſend Exemplare in Spanien verbreitet worden waren, ohne daß ich bis hierher, und in der Hauptſtadt ſelbſt, einem einzigen mehr begegnen konnte.

Unſre Zeit hat mehr, als Einen Staat, zu Grund gehen geſehen, und die Unterſuchung der Urſachen hiervon liegt ferner, als die Meiſten, in Rückſicht auf die umfaſſende Kraft des Kaiſers von Frankreich, glauben möchten. Iſt es in ruhigen Zeiten leicht, durch ſtrenge Beibehaltung gewohnter, wiewohl veralteter, und ſelbſt ſchädlicher Formen Völker zu leiten, ſo wird es in ſtürmiſchen doppelt ſchwer, die Gefahr zu beſtehen, ſobald nicht Kraft oder Willen genug vorhanden iſt, dem Ungewöhnlichen auf ungewöhnliche Weiſe zu begegnen.

In genannter Rückſicht greift daher die Geſchichte des Friedensfürſten zu tief in die ſeiner Nation ein, als daß nicht jeder Beitrag zur nähern Kenntniß derſelben willkommen ſeyn müßte. Freilich müſſen Schriften der Art nur mit der größten Behutſamkeit gebraucht werden, wenn man nicht durch ſie auf falſche Anſichten geleitet werden ſoll; und gerade dieſer ſieht man es zu deutlich an, wie ihr nicht überall völlig zu trauen iſt *). Was ſie indeß dennoch von ähnlichen Pamphlets unterſcheidet, iſt der Mangel an abſichtlicher Verdrehung der Ereigniſſe, welcher auf den erſten Anblick in derſelben auffällt. Die unbeſonnene Leidenſchaftlichkeit, die aus ihr hervorleuchtet, iſt ſo groß, daß man ihr kaum einen tiefern Plan unterlegen kann, aber daß es Ferdinand VII. wohl vorgeworfen werden darf, wenn er — ohne zuvor die alte Einſchränkung der Preſſe aufgehoben zu haben — ſeine Regierung mit der Nachſicht gegen eine Pamphlet eröffnen wollte, in welcher die zarteſten Verhaltniſſe ſeiner Familie auf die gröbſte Weiſe berührt waren.

Die Neugierde des Volks war überall un-

---

*) Dieſe Schrift iſt in den Beilagen zu des Verfaſſers Reiſe durch das Innere von Frankreich abgedruckt.

gewöhnlich groß, Neuigkeiten von uns aus Bajonne zu erfahren, und die meiſten Fragen bezogen ſich auf den Friedensfürſten, von deſſen Transportirung man gehört hatte. Natürlich ſchloß der große Haufen hieraus auf ſein gelinderes Schickſal, und dieſer Schluß führte für die franzöſiſche Regierung auf ungünſtige Reſultate. Der Prinz von Aſturien, von welchem ſich das Volk Alles verſprach, da ſeine Thronbeſteigung mit dem Sturze des verhaßten Miniſters angefangen hatte, war gleichfalls nach Bajonne abgereiſt, und überall wurde ſeine Reiſe als eine Vorbedeutung ſchlimmer Ereigniſſe angeſehen. Zwar hatte man ihm beinah in jedem Dorf, das auf der Straße lag, Triumphbögen errichtet; allein das Volk äußerte dennoch bei verſchiedenen Gelegenheiten ſeine Beſorgniſſe, und war unter andern in Vittoria ſo weit gegangen, die Stränge an ſeinem Wagen abzuſchneiden, um ihn an der Fortſetzung ſeiner Reiſe zu verhindern. Wie weit die Gegenwart durch das bisherige Benehmen der ſpaniſchen

Regierung und die, wenigſtens geſetzwidrige, Thronveränderung begründet war, das berechnete der große Haufen freilich nicht. Sein Haß wälzte ſich daher, wahrſcheinlich durch Emiſſäre noch genährt, auf die Franzoſen, und die Straßen waren für dieſe überall ſo unſicher, daß manche das Opfer deſſelben wurden. An verſchiedenen Orten waren ſchon vor dem zweiten Mai gefährliche Aufſtände ausgebrochen, und in Burgos unter andern ſah man die Prieſter mit Schießgewehren in der Hand an der Spitze des blinden Pöbels einherziehen, und der bewaffneten Macht die Spitze bieten. Der Kommandant des Platzes war mehrere Stunden in ſeinem Hauſe belagert, und der Marſchall Beſſieres fand ſich genöthigt, mit Nachdruck zu verfahren, um dem Unglück noch in ſeinem Entſtehen zu begegnen.

Am gefährlichſten waren die Verſuche der Unzufriedenen in der Hauptſtadt geweſen. Die wachſame franzöſiſche Polizei daſelbſt war ſchon ſeit mehreren Tagen von der Vorbereitung des

Ausbruchs unterrichtet, welcher den zweiten Mai erfolgte, und mit andern Inſurrectionen in Eſtremadura und Valencia in Verbindung zu ſtehen ſcheint. Die Abreiſe der Königin von Etrurien und des Infanten, Don Franziskus, war das Signal deſſelben, und Morgens um eilf Uhr genannten Tags brach die Mine los, welche über denen ſelbſt zuſammenſtürzte, die ſie gegraben hatten. Mit blinder Wuth raßte das Volk gegen Alles, was ihm begegnete, und nährte ſogar die freche Hoffnung, alle Franzoſen, welche in Madrid waren, zu erwürgen, und ſich in dem Großherzog von Berg ſelbſt die Bürgſchaft ſeiner künftigen Unabhängigkeit zu nehmen. Geleitet blos von blinder Leidenſchaft und raſenden Prieſtern iſt es nicht zu verwundern, wenn ſich der Angriff der Menge zunächſt auf die Befriedigung grauſamer Racheluſt hinwandte, und z. B. das Lazareth zu ſtürmen ſuchte, in welchem die kranken franzöſiſchen Soldaten lagen. Auf der einen Seite focht man mit unbeſonnener Raſerei, auf der andern mit Kaltblütigkeit und Ordnung, und ſo war es natürlich nicht zu verwundern, wenn der Aufruhr beinah eben ſo ſchnell wieder unterdrückt wurde, als er entſtanden war. Viel Bluts war indeß an dieſem Tage gefloſſen; indem auch alle Schonung von Seiten der Franzoſen nicht zur Verhütung des Blutbades hinreichte; und wenn die Zahl von dreitauſend Spanier, welche geblieben ſeyn ſollen, auch übertrieben iſt, ſo beweißt ſie wenigſtens den Ernſt des Tags und die traurige Verblendung eines Volks, das in dieſem Verſuch eigentlich nur eine Tendenz zur Anarchie verrieth, an welche es durch die Revolution von Aranjuez bereits gewöhnt werden war.

So ſtanden die Sachen in Spanien, als ich den 2. Mai von Bayonne nach Madrid abreißte. Jedermann ſprach von der Unſicherheit der Straße, und es war uns daher lieb, daß ſich mit unſerm Wagen noch ein zweiter vereinigte, und wir ſo doch ſchon eine, etwas anſehnlichere, Karavane bilden konnten. Um Mittag verließen wir die Stadt, nachdem wir erſt vorher unſer franzöſiſches Geld, mit dem anſehnlichſten Verluſt, gegen ſpaniſches ausgetauſcht hatten..

Dieſe Seite von Bayonne iſt weit angenehmer, als die nördliche, welche beinah nichts, als Sandland zeigt. Der Weg zieht ſich über angenehme Hügel gegen das Seeufer hin, und das Meer ſtellte ſich durch mehrere Öffnungen derſelben dem Auge angenehm dar. Es war ſehr lebhaft auf dieſer Straße. Ein Kourier jagte den andern; eine Menge von Wagen gingen und kamen. Soldaten zu Fuß und zu Pferde zogen in einzelnen Trupps dahin, und der beſorgte Ernſt dieſer Wanderer kontraſtirte auffallend ſtark mit der Munterkeit der baskiſchen Mädchen, welche uns begegneten. Frohſinn ſcheint überhaupt einer der hervorſtechendſten Züge im Karakter dieſes kraftvollen Volkes zu ſeyn, deſſen blühender Geſundheitsausdruck wirklich auffallend gegen ihre ſüdlichen Nachbarn abſticht. Sie hatten auf der Nähe der franzöſiſchen Gränze dem Kaiſer einen Triumphbogen errichtet, deſſen ſtolze Inſchrift, wenigſtens durch die Geſchichte, und die, noch nicht erſtorbene, Energie ihres Karakters gerechtfertigt wird. Es waren die Worte: au héros invincible les Cantabres invaincus.

Zwiſchen Saint Jean de Luz und Irun iſt die Gränze der beiden Reiche, welche durch den Fluß Vidaſo gebildet wird. Erſteres iſt angenehm an dem Meere gelegen, und ein ziemlich anſehnlicher Ort. Die Bauart verſchiedener ſeiner Häuſer erinnerte mich an ſarazeniſche Architektur, die ich in Palermo geſehen. Sie hatten häufig offene Hallen im erſten Stock, die von ſchlanken Säulen getragen waren, und den Wohnungen ein luftiges Anſehn gaben, deſſen der ſchwüle Tag wohl zu bedürfen ſchien. Ehe wir nach Irun kamen, ſahen wir die Sonne ſehr ſchön im Meere untergehn, und es war ſchon ganz dunkel, als wir in letztern Ort hineinfuhren.

Unſer erſter Eintritt in Spanien weiſſagte uns Reiſebeſchwerlichkeiten genug. Ein Wirthshaus, vor welchem wir anfuhren, war bereits voll, und wir mußten ein anderes ſuchen. Dieſes fanden wir nun zwar freilich; aber es war ſo ſchlecht, daß alles Schlimme, was je den ſpaniſchen Wirthshäuſern nachgeſagt worden iſt, vollkommen auf daſſelbe paßte. Wir waren neun Reiſende, die wir uns in zwei Betten zu theilen hatten. Ohne einen Blick auf die Unreinlichkeit derſelben zu werfen, entſchloß ich mich ſogleich, Niemand dieſelben ſtreitig zu machen, ſondern auf dem Stroh zu ſchlafen. Ein ähnlicher Ausweg war aber leider beim Eſſen nicht möglich, und ich mußte mir ſchon gefallen laſſen, den erſten Verſuch mit der ſpaniſchen Küche zu machen. Wenn man von Paris kommt, ſo iſt dieß nicht ganz leicht, und ſchon die ganze Art, wie die Tafel bedient wird, unſern Gewohnheiten völlig entgegen. Eine Schüſſel mit Salat, der mit ranzigem Öl und Waſſer zugerichtet iſt, eröffnet das Eſſen. Dieſem folgt eine gute Anzahl weichgeſottener Eier, und ein Stück junges Schaafsfleiſch ſchließt das mäßige Gaſtmahl. Damit kann man nun zur

Noth wohl zufrieden ſeyn. Aber, wenn auch gar nichts mit der gehörigen Sorgfalt zubereitet iſt, und es an Servietten, Gläſern, Meſſern und ſelbſt an Stühlen gebricht; wenn man von dem Wein, der nach der Haut, in welcher er aufbewahrt wird, ekelhaft ſchmeckt, zurückſchaudert, und ſelbſt von dem Waſſer, das völlig untrinkbar iſt, doch am Ende zu ihm zurückkehren muß — es bedurfte der muntern Geſellſchaft und der beſten Laune, um mich nicht gleich auf meinem erſten Eintritte in Spanien meine Reiſe gereuen zu laſſen.

Was ich hier ſage, paßt beinah auf die meiſten Gaſthöfe, welche ich auf meinem Wege nach Madrid gefunden habe. Hier und da war es ſogar noch ſchlechter, wie das Künftige beweiſen wird; allein wir machten gleich im Anfang eine ſo gute Schule, daß uns wenigſtens nichts mehr überraſchen konnte. Unbegreiflich bleibt es aber dennoch, wie auf dieſer Hauptſtraße, durch die ſich Spanien zu Land mit ganz Europa verbindet, nicht mehr für die Bequemlichkeit der Reiſenden geſchieht. Das Wenige und Schlechte wird indeß wie Alles und das Beſte bezahlt, und man darf zum Voraus von dem Gaſthof in Spanien annehmen, daß man, je ſchlechter die Bedienung iſt, deſto theurer bezahlen muß. Es gibt gar keine beſtimmte Preiße, ſondern der Wirth ſagt nach Gefallen, was ihm beliebt, an, und der Fremde muß ſich einmal die Rechnung gefallen laſſen, ſo übertrieben ſie auch ſeyn mag. Freilich begegnet einem nicht überall, was einem franzöſiſchen Offizier geſchehen iſt; aber es wäre zu wünſchen, daß ſeine Rache öfters vorkommen möchte. Dieſer war in einem Wirthshaus angekommen, und genoß ein elendes Eſſen, wofür der Wirth ſechszehn Piaſter zu fordern unverſchämt genug war. Er mußte ſie bezahlen, unerachtet er ſich durch dieſe unerwartete Ausgabe wirklich in ſeinen Finanzumſtänden ſchlimm gefährdet ſah, und verließ unmuthig das elende Haus, in welchem er ſo frech betrogen worden war. Nach einiger Zeit führte ihn das Glück an der Spitze eines Detaſchements Soldaten wieder an dieſem Wirthshauſe vorbei. Nie hätte er ſichs natürlich verzeihen dürfen, wenn er ſich ſeine jetzige Lage nicht eben ſo zu Nutz gemacht hätte, wie der Wirth ſeine ehmalige. Dieſer erkannte ihn nicht, und bot das Äuſſerſte auf, um ihm und ſeinem ganzen Detaſchement ein ſtattliches Eſſen zuzubereiten. Nach Endigung deſſelben frug er nach der Rechnung. Sie betrug für ihn und ſeine zwanzig Mann nur wenig mehr, als einſt das Mittagsmahl für ihn allein gekoſtet hatte. Nun gab er ſich als den zu erkennen, der ſo unverſchämt in dieſem Hauſe betrogen worden war, und erklärte, daß er vor ſechs Monaten ſchon das heutige Eſſen für ſeine ganze Geſellſchaft bezahlt habe. Der Wirth machte ein langes Geſicht, die Soldaten zogen lachend ab, aber ich möchte gar nicht glauben, daß dieſe kleine Lekzion zum Vortheil andrer Reiſenden gewirkt habe.

Ich muß hier noch der Bewohner eines baskiſchen Dorfes gedenken, durch welches man paſſirt, ehe man nach Irun kommt. Es liegt an dem Meere, und iſt rings von ſchön angebauten Feldern umgeben. Dieſe verrathen den Fleiß der Bewohner, und die Reinlichkeit und Geräumigkeit der Häuſer laſſen auf den Lohn deſſelben, die Wohlhabenheit, ſchließen. Letztere iſt aber hauptſächlich in einem andern, aber nicht ſehr ehrlichen, Gewerbe gegründet. Die Lage des Orts auf der Gränze zweier großen Länder, welche auf die Einfuhr mancher Artikel anſehnliche Zölle gelegt haben, reizt von ſelbſt zur **Kontrebande**, welche hauptſächlich von den Weibern getrieben wird. Mehreremale in der Woche machen dieſe ihre Reiſen zwiſchen San Sebaſtian und Bajonne, und bringen Piaſter, Quadrupeln, Taback und andre Manufakturartikel mit, auf welche ſie natürlich ſehr anſehnlich gewinnen. An beiden genannten Orten gibt es ziemlich anſehnliche Häuſer, die ſich der Bidartinen bedienen, und ihnen, da ſie ſich völlig auf ihre Ehrlichkeit verlaſſen können, einen anſehnlichen Vortheil dabei geſtatten.

Ich kann den Golf von Biscaya nicht verlaſſen, ohne einige Betrachtungen darüber zu machen, was derſelbe noch einſt für die franzöſiſche Marine werden kann. Der Aufenthalt des Kaiſers in Bajonne läßt auf jeden Fall anſehnliche Veränderungen erwarten, und die gegenwärtigen Verhältniſſe beider Nachbarreiche begünſtigen dieſelben auf eine überraſchende Weiſe. Hier könnte vielleicht einſt der Stapelplatz der franzöſiſchen Marine etablirt werden; denn es gibt in dem großen franzöſiſchen Kaiſerthum keinen Ort, welcher ſo geſchickt dazu wäre. Die Lage von Bajonne mit ſeinem ſo ſichern Landhafen geſtattet die weitläuftigſten Schiffswerften, und die Nähe und Vortreflichkeit der ſämmtlichen Materialien des Schiffsbaus erlaubt ihnen Vortheile, welche ſie ſonſt nirgends haben dürften. Die Nachbarſchaft der Pyrenäen und der Gebirge von Biscaya gibt Holz in größter Menge und von seltener Brauchbarkeit. Die vielen Minen dieſer Provinz reichen das vortreflichſte Eiſen, und die großen Haiden (les grandes Landes) liefern Theer im Ueberfluß. Hierzu kommt noch, daß die Bewohner dieſer Küſten die beſten Seeleute ſind, daß eine anſehnliche Handelsſtadt, Bordeaux, ganz in der Nähe iſt, daß von hier aus die Verbindung mit dem mittelländiſchen Meere, durch den Kanal von Languedoc, ſehr nahe liegt, daß man mit Einem Winde beinah nach allen Punkten unter Hämisphere geht — was kann man mehr für eine Anſtalt der Art verlangen, als die Vereinigung aller Bedürfniſſe auf einem Boden, wo ſie zur umfaſſendſten Benutzung von ſelbſt auffodern? Dieſer Veränderung muß aber nothwendig die der Gränzen beider Reiche oder ihre innigſte Verbindung vorangehn, indem nur dieſe den ſämmtlichen Umfang aller Vortheile geſtattet, und die weſtlicheren Küſten von Guipuscoa ähnliche Niederlagen erlauben, welche in den Händen einer andern Regierung die franzöſiſchen dereinſt gefährden könnten.

Auf einer Reiſe durch Spanien iſt man, ſo ſchlecht dieſer auch ſeyn mag, immer am beſten im Wagen. Unglücklicher Weiſe fanden es unſre Fuhrleute anders, und kamen wir des Morgens immer ſehr ſpät von der Stelle, und Abends viel zu frühe an. Die Menge von Reiſenden auf dieſer Straße hatten die Preiße der Überfahrt anſehnlich erhöht, und die Thiere äuſſerſt ermüdet. Wir brauchten daher zehen Tage zur Reiſe von Bajenne nach Madrid, die man freilich in acht machen konnte, und wir hatten bei der Langſamkeit unſres Fuhrwerks alle Gelegenheit, unſre Beobachtungen über daſſelbe zu machen. Es iſt Alles ſchwerfällig und weitläuftig, wie in Spanien überhaupt, und gegen das übrige Europa um Jahrhunderte zurückgeblieben. Unſere Wagen mochten wohl einſt als Staatswagen gedient haben, wenigſtens waren ſie unbehülflich und unbequem, wie Alles, das nur zur Repräſentazion dient. Die Huſaren, welche darauf gemalt waren, trugen natürlich nichts zu unſrer größern Sicherheit und zu ſchnellerem Fortkommen bei. Das ganze Gebäude des Fuhrwerks war ſo plump, ſo abſichtlich unbequem, daß ihm die Art, wie es bewegt wurde, völlig entſprach. Wir ſaßen vier Reiſende in einem Wagen, und hatten nur weniges Gepäcke. Demungeachtet waren nicht weniger, als ſieben Maulthiere vorgeſpannt, welche nicht weniger, als drei Perſonen, zu ihrer Bedienung hatten. Der Majorale, der erſte unter ihnen, verließ ſelten den Bock, die beiden andern aber wechſelten damit, die Thiere, wo es bergab, oder durch ein Dorf ging, zu führen. Dieſes iſt nun freilich gar nicht überflüſſig, indem blos die beiden Maulthiere an der Deichſel durch ein Leitſeil beherrſcht werden, und die fünf andern alle Freiheit haben, den Wagen in den Graben zu werfen. Glücklicher Weiſe benutzten ſie ſie nicht, ſondern waren ſo gehorſam auf die Winke und häufigen Zurufe des Führers, daß ich mich völlig mit der, ſonſt bekannten, Bosheit der Maulthiere ausſöhnte. Sie waren ſämmtlich der edlen Namen würdig, die ſie trugen, und der Obriſt und Hauptmann unter ihnen, wie die beiden beſten genannt waren, thaten ihre Schuldigkeit wenigſtens ſo gut, als die andern, welche Antonella u. ſ. w. hießen. Das ſonderbarſte bei dieſem Fuhrweſen iſt der Bau der Deichſel, welche unbeweglich iſt, und ſich gegen ihre Spitze hin beinah über die Köpfe der Thiere erhebt. Dieſe ſind alle durch lange Seile an derſelben angeſpannt, und ziehen ſomit weit gleichmäßiger an der gemeinſchaftlichen Laſt, als bei unſrer Art zu fahren, der Fall iſt. Übrigens glaube man nicht, daß blos den Landfuhrleuten dieſe Weiſe eigen ſey. Sie iſt in Spanien vielmehr ganz allgemein, und ich habe ſelbſt die königliche Familie eben ſo, und in Wagen, die ſich nur durch Vergoldungen von dem unſrigen unterſchieden, in Bajonne ankommen ſehen. Auch hier waren keine Riemen, ſondern blos Stricke zu Strängen und Leitſeilen gebraucht, und ſogar die Stadtwagen von Madrid haben es häufig nicht anders.

Unſer Weg von Irun aus führte durch mehrere Dörfer, in welchen noch anſehnliche Ruinen der Feldzüge von 1793 und 1794 ſichtbar waren. Die Spanier hatten ſich in denſelben, (wie ich in der Folge erzählen werde,) ſo brav gehalten, daß vielleicht nur die Entfernung ihres Generals, Don Ventura Caro, der einer Hofintrique unterlag, ihnen die anſehnlichen Vortheile raubte, deren ihr Muth würdig geweſen wäre. Der Übergang über die Pyrenäen iſt von hier aus anſcheinend äuſſerſt leicht; allein das Terrain bietet eine Menge vortreflicher militairiſcher Poſitionen an, welche ihn, in den Händen eines einſichtsvollen Generals, beinah unmöglich machen. Häufig ſind die Anſichten ſehr maleriſch, wie das bis an die Gränzen von Caſtilien der Fall iſt, von denen an, ſich überhaupt Alles auffallend verändert. Wir freuten uns über den ſchönen Anbau des Landes, welcher wirklich keinen einzigen Fleck unbenutzt ließ, und die Arbeitſamkeit ſeiner Bewohner auch reichlich zu belohnen ſchien. Überall war die Wohlhabenheit und Zufriedenheit ſichtbar, und ob uns gleich eine Menge von Bettlern beſchwerlich fiel, ſo war es beim erſten Blicke auffallend, daß ſie nicht aus dieſem Lande, ſondern aus den ſüdlichern Gegenden Spaniens, ſich hierher gezogen hatten, wo ſie in Müßiggang und ſinnloſem Gebet die Geſchenke des Fleißes verzehren, und ſichs nicht einfallen laſſen, daß ſie ſich durch ähnliche Anſtrengung ihrer Kräfte das edlere Vergnügen, zu geben, ſtatt zu nehmen, verſchaffen könnten.

Das Klima war durch ganz Biscaja und ſelbſt bis in die Nähe von Madrid noch auſſerordentlich rauh, und nur erſt, nachdem wir die letzten Gebirge überſtiegen, ſahen wir die Reben ausſchlagen. Beinah jede Landſchaftsanſicht war durch Schneeberge begränzt, und ſelbſt von den Höhen von Madrid aus, wo es bereits ſehr heiß iſt, ſah' ich ihre Spizen noch blendend weiß daliegen. In Spanien erwartet der Reiſende das gegen die Mitte des Mai's nicht mehr, und ich ſuchte oft vergebens nach den Pflanzen des Südens. Überall erblickte ich die Männer inſ dicke Mäntel eingehüllt, und bemerkte an den Weibern ſogar zuweilen Pelze. Und dieſes nicht blos in den Gebirgen von Biscaja, ſondern ſelbſt auf den weiten Ebenen von Caſtilien, welche im Grunde nur große Thäler, und beinah auf allen Seiten von hohen Bergen eingeſchloſſen ſind. Unter den wenigen Bequemlichkeiten der Wirthshäuſer fand ich in dieſer Provinz doch zuweilen Kohlenbecken, deren wir uns mehreremale zu bedienen Gelegenheit hatten. Aber es kam mir damit beinahe lächerlich vor, da ich in Paris den Frühling kaum erwarten konnte, und als ich die Bäume in den Tuilerien die erſten Blätter treiben ſah, in Spanien ſchon den heiſſeſten Sommer anzutreffen fürchtete.

Durch ganz Biscaja zieht ſich der Weg unaufhörlich durch enge Thäler, und über eine Menge von Brücken weg, die über ihre Flüſſe geſchlagen ſind. Überall war es lebhaft in den Feldern, und ich bemerkte beſonders mit Vergnügen den Fleiß der Weiber, welche man wohl in wenigen andern, als in den Gebirgen der

Schweiz und des Tirols ſo rüſtig finden möchte. Das Erdreich iſt durch dieſe ganze Provinz in der Regel thonartig, und ſomit äußerſt unfruchtbar. Schon von alten Zeiten her ſuchen es aber die Bewohner durch Kalkerde zu mildern, und es gelingt ihnen nur durch unſäglichen Fleiß, dem harten Boden manche ihrer Bedürfniſſe abzugewinnen. Dieſer geſtattet nur ſelten den Pflug, und man gebraucht ſtatt deſſen eine eiſerne Gabel (Laya genannt) mit zwo Spitzen, deren jeder Arbeiter zugleich zwei ſo tief, als möglich in die Erde ſticht. So ſtellen ſich mehrere derſelben in eine Linie, und heben ſodann auf einmal eine ganze Furche auf, die ſie, wenn ſie umgewälzt iſt, in kleinere Stücke zerſchlagen, und die Wurzeln und Steine ausſuchen. Im Frühjahr wird noch mehreremale mit einer Art von Egge darüber weggefahren, und erſt alsdann werden ſehr weite Gruben gebildet. In dieſe werfen ſie drei bis vier Körner Weiz und einige Körner Kürbisſaamen, Wicken und andere Hülſenfrüchte, bedecken ſie mit Dünger, und hacken die Erde darüber eben. Mehreremale werden die aufgehenden Keime zum Futter für das Vieh abgemäht, und erſt im September und Oktober die reifen Stengel auf dem Boden abgeſchnitten. Dieſe und noch viele andre Arbeiten ſind für die undankbare Erde benöthigt, und der Biscajer iſt beinah unaufhörlich in ſeinen Feldern beſchäftigt. Bei dem leichtern Erdreich wendet er die Brach an; an den Seiten der Berge und in den Klüften, wo wenig Erde liegt, verbrennt er das Unkraut und Geſträuche, nüzt den Boden darauf einige Jahre, und gibt ihn ſodann der Natur wieder zurück, um ihn einige Jahre lang für ſeine ſpätere Benutzung zu bearbeiten.

Nur durch die angeſtrengteſte, ununterbrochenſte Arbeit gelingt es den Biscajern, Getraide — wiewohl nicht hinlänglich für ihren Gebrauch — ſehr wohlſchmeckende Hülſenfrüchte und Gartengewächſe, Obſt und vortreffliche Trauben zu gewinnen. Beſonders ſind die vielen Apfelgattungen, Aprikoſen u. ſ. w. berühmt, welche beinah ohne alle Wartung gedeihen, und die man in die königlichen Anlagen von Aranjuez u. ſ. w. verpflanzte, ohne daß ſie daſelbſt, bei möglich größerer Sorgfalt, ſo wohlſchmeckende Früchte getrieben hätten. Ein Gleiches iſt z. B. bei den Erdbeeren der Fall, und die in der Gegend von Bilbao gepflanzten übertreffen alle andere an Schönheit, Fülle und gewürzhafter Süßigkeit.

Außer dieſen Feldarbeiten, an welchen die Weiber den größten Antheil nehmen, ſind es Handel, Schiffahrt und Beſchäftigungen in den vielen Eiſenminen, welche den Männern unaufhörlich zu thun geben. Sehr Viele nehmen Dienſte in der Marine, gehen nach Indien, und kommen wohlhabend und manchmal reich wieder zurück. Daher die beinah durchgängige Wohlhabenheit der Bewohner, ihr kühner Freiheitsſinn, ihr edler Vaterlandsſtolz, und ihre kraftvolle Körperkonſtitution — Eigenſchaften, die den auffallendſten Kontraſt mit ihren Nachbarn, den Caſtiliern, bilden, deren ſämmtliche Vorzüge in alten Erinnerungen beſtehen, von denen ſie nichts mehr, als hochklingende Namen und einen lächerlichen Hochmuth übrig behalten haben.

Außer den fremden Koſtüms der Bewohner fielen mir mancherlei ſonderbare Lebens- und Arbeitsweiſen auf. Nichts aber überraſcht ſo ſehr, als wenn man in der Ferne ein kreiſchendes Charivari vernimmt, das der Muthwille aus vielen verſtimmten Inſtrumenten zu bilden ſcheint. Man ſieht ſich überall nach der luſtigen Geſellſchaft um, und bemerkt am Ende, daß dieß die biscaiſchen Karren ſind, welche auf zwo kleinen runden Scheiben, deren Achſe nie geſchmiert wird, von zween Ochſen bewegt werden. Eindringenderes und unangenehmeres gibt es nichts, als dieſe Töne, und wenn ſich vollends ein fünfzig, und noch mehr, ſolcher Fuhrwerke vereinigen, wie ich mehreremale geſehen habe, ſo mag man nur immer die Ohren zuhalten. Wie ſehr bemitleidete ich die armen franzöſiſchen

Soldaten, von denen ich einem ganzen Lazareth auf ſolchen Wagen begegnete, und die vom Morgen bis Abend dieſe ſchrecklichen Töne vernehmen müſſen! Außer dieſen Zügen ſtießen wir auf viele Transporte von Baumwolle, welche aus Portugal nach Frankreich gefuhrt wurde, und größtentheils auf Maulthiere geladen war. Ein ſolcher Transport beſtand gewöhnlich aus dreißig bis vierzig Thieren, die langſam, eins hinter dem andern, an einen Strick gebunden, einherzogen. Dasjenige, welches die Reihe ſchloß, hatte jedesmal eine große, blecherne Glocke an einem ſeiner Säcke hängen, die unaufhörlich dumpfe Töne von ſich gab, und, mit dem Gekreiſch der Wagen, an die Muſik der Korybanten erinnerte. Dieſe Laſtthiere ſind an die beſtimmte Ordnung, in welcher ſie hinter einander herziehen, ſo gewöhnt, daß der Führer, der häufig den Zug nicht überſehen kann, ſegleich aufmerkſam wird, wenn er die Glocke nicht mehr vernimmt. Denn daß ſie, wie man mir ſagte, die Beſtimmung habe, den Wölfen

Furcht einzujagen, das glaube ich nicht. Gab es deren ehemals auch mehr, als heut zu Tage, in dieſer Provinz, ſo wird es keiner ſo leicht wagen, ſich mit einem Maulthier einzulaſſen, das ſich, wenn es mißhandelt wird, recht gut zu vertheidigen verſteht. Vielmehr weiß ich aber nun, daß dieſe Glocken den Zweck haben, die Zollbedienten aufmerkſam zu machen, und daß jeder Tranſport der Art konfiſcirt wird, wo ſie fehlt.

Wir waren den zweiten Abend unſrer Reiſe glücklicher, als den erſten, und fanden Betten, die man beinah reinlich nennen konnte. Das Eſſen begann zwar auch mit dem Salate, der Wein ſchmeckte nach dem Schlauch, das Waſſer war ſchlecht, aber der Braten doch gut zubereitet, und kein Mangel an Tellern und Gabeln. Denn daß man ſein Meſſer in den ſpaniſchen Wirthshäuſern mitbringen muß, verſteht ſich von ſelbſt, und wer auch Servietten und Gläſer mit ſich führt, hat ſich gewiß nicht überflüßig verſehen. Wir machten wenige Anſprüche, und ſo waren wir in Villafranca recht wohl zufrieden. Eine junge rüſtige Biscajerin, die uns bediente, gab uns viel zu lachen, da ſie unſer Kaſtilianiſches eben ſo wenig verſtand, als wir ihre baskiſche Sprache, und wir am Ende zu Zeichen unſre Zuflucht nehmen mußten, welche ſie freilich leicht genug deuten konnte, da ſie ſich nur auf Eſſen und Trinken bezogen.

Die Landſchaft gewinnt bis in die Nähe von Vitteria, ſo oft ſie ſich auch verändert, doch wenig Mannichfaltigkeit. In der Nähe dieſer Stadt ſteigt die Straße ſteil an einem hohen Berg empor, auf welchem man wirklich durch ein herrliches, ſüdliches Thal überraſcht wird. Wir erreichten erſt in der Nacht Vittoria, und waren nicht wenig erſtaunt, auf unſre ſchlechte Herberge, wo wir zu Mittag gegeſſen, einen recht ſehr guten Gaſthof zu finden. Dieſe Stadt iſt nicht groß, aber artig gebaut, reinlich und mit angenehmen Spaziergängen verſehen. Sie liegt auf einer Anhöhe, welche die ganze Umgegend beherrſcht, und nimmt ſich in der Entfernung ſehr gut aus. Der kaſtilianiſche Nationalſtolz hat ſich auch hier, wie beinah überall in ganz Spanien, beſtrebt, dieſe Stadt in dem graueſten Alterthum aufzufinden, und ich könnte aus den mancherlei Hypotheſen lächerliche Beweiſe genug anführen, wie nahe es die Gelehrten zur Narrheit bringen, wenn ſie ihre Kenntniſſe und ihren Scharfſinn an Begebenheiten üben, über welche die Geſchichte gänzlich verſtummt iſt, und die am Ende der Wiſſenſchaft und dem Menſchen auch nicht das geringſte nützen. Wahrlich! ich habe dergleichen Männer oft darüber bedauert, daß die geographiſchen Schriften von Mela, Antoninus u. dgl. auf die Nachwelt gekommen ſind. So ſchätzbar ſie in manchen andern Rückſichten ſind, ſo gefährlich ſind ſie für Menſchen geworden, welche auch das wichtigſte Zeitintereſſe nicht zu feſſeln vermag, und die ſich lieber in dem Nebel des Alterthums herumtreiben, als in der klaren Gegenwart, in der für einen Mann von Geiſt und feſtem Willen ſo viel zu wirken iſt.

Vittoria iſt eine der lebhafteſten Städte des nördlichen Spaniens, ob ſie gleich nicht mehr, als 6,500 Seelen und ſechs Manns- und Frauenklöſter hat. Es herrſcht viele Handlungsthätigkeit in derſelben, wozu beſonders die vielen Eiſenminen von Biscaja, und der Getraidehandel von Caſtilien beitragen. Der Wochenmarkt iſt äußerſt lebhaft, und wird auf dem großen Platze gehalten, der auf ſeinen vier Seiten von öffentlichen Gebäuden, mit Säulengängen im Erdgeſchoß, umgeben iſt. Am meiſten fielen mir auf demſelben die vielen jungen Lämmer auf, welche in dieſer Jahrszeit, zum größten Schaden der Schaafszucht, in großer Menge geſchlachtet werden, und beinah den einzigen Braten bilden, der auf die Tafeln kommt.

Meine ſämmtliche Reiſegeſellſchaft beſtand in Franzoſen, und der gute Gaſthof, den wir in Vittoria fanden, gab die natürlichſte Veranlaſſung zu einer Vergleichung mit den franzöſiſchen Gaſthöfen. Meine Reiſen durch das Innere von Frankreich waren denſelben eben nicht ſehr günſtig. Ich habe ſie in der Regel ſehr mittelmäßig, und häufig ganz ſchlecht gefunden. Man ißt freilich beſſer und zahlt weniger, als in Spanien, aber die Gaſthöfe des leztern Landes ſind, was wohl Vielen ſehr unwahrſcheinlich klingen mag, reinlicher, als die der ſüdweſtlichen Departements von Frankreich. Hier findet man in denen der kleineren Orte z. B. ſelten einen Abtritt, den man doch in Spanien beinah überall antrifft. Dort erhält man gewöhnlich ſilberne Löffeln und Gabeln; aber das Porzelain iſt mit Drath zuſammengeheftet, welcher natürlich roſtet, und die Fugen nicht reinlich zu halten erlaubt. An ein Frühſtück iſt gar nicht zu denken; in Spanien hingegen gibt man, im elendeſten Wirthshauſe, ſo frühe man auch abreißt, des Morgens eine Taſſe Chokolade mit geröſtetem Brode, die gewöhnlich recht gut iſt. Dort legt man dem Reiſenden ſchon benutzte Leinwand, nur wieder geglättet, für friſch gewaſchen auf; hier nimmt man ſich entweder gar nicht die Mühe, ihn zu täuſchen, oder gibt ſie ihm wirklich, wie er ſie wünſcht. Nie muthet man ihm in Spanien zu, mit einem andern ſich in Ein Bette zu theilen; in Frankreich verſteht es ſich aber meiſt von ſelbſt, daß zwo Perſonen ſehr gut darin Platz haben, wenn es nur etwas geräumig iſt.

Übrigens erkennt man überall in Spanien, daß die Zeit des Reiſens hier im Beginnen iſt, und einzelne Gaſthöfe, wie z. B. die von Vittoria und Burgos, beweiſen, wie man es der Mühe nicht unwerth findet, den Reiſenden für ſein gutes Geld gut zu behandeln. Was man auch von der Unreinlichkeit dieſes Volks ſagen mag, es verdient ſolchen Vorwurf nicht in einem höhern Grade, als die meiſten europäiſchen Nationen, und ich bin mehreremale erſtaunt, in Küchen der kleinſten Gaſthöfe zu kommen, in welchen eine Reinlichkeit und Ordnung herrſchte, die äußerſt erfreulich iſt. Die Küche hat in der Regel, beſonders in Caſtilien, eine eigene Bauart, welche mir wohlgefallen hat. Sie beſteht aus zwo Abtheilungen, die im Grunde durch nichts von einander getrennt ſind. Die eine davon unterſcheidet ſich nur dadurch von der andern, daß ihre Decke durch einen weiten Kamin gebildet wird, und in der Mitte derſelben ein großer, aber ganz niedriger Heerd ſteht, welcher von allen Seiten frei iſt. Ringsherum ſind Bänke angebracht, um ſich zu wärmen, und bei rauhem Wetter ſuchen hier die ſämmtlichen Bewohner des Hauſes ihre Zuflucht. Einer dreht den Spieß um den andern. Jeder iſt aufmerkſam auf das, was in den Töpfen vorgeht, und wer Luſt hat, kann ſich hier in aller Bequemlichkeit mit der ſpaniſchen Kochkunſt bekannt machen, ob er ſie gleich nirgends nachzuahmen verſucht ſeyn wird.

Wir hatten einen halben Tag in Vitteria ausgeruht, und machten uns gegen Mittag wieder auf den Weg. Dieſer näherte ſich nun der Gränze von Caſtilien, und führte uns eine Zeitlang dem Ebro zur Seite, der in dieſer Gegend bereits ziemlich anſehnlich iſt, auf eine Höhe, von welcher wir einen großen Theil dieſer Provinz vor uns liegen ſahen. Es war auffallend, wie ſich von hier aus Alles ſo ſehr veränderte. Den fröhlichen, bunten Koſtüms der Biſcajer folgten nun nichts, als braune und ſchwarze Kleidungen, von altem Schnitt, und beſonders von ſpitzigen Mützen der Männer, die äußerſt häßlich ſind. Die Weiber trugen häufig kleine Mäntelchen; die Reiſenden waren zu zwei Perſonen auf Stühlen an die Seiten der Mauleſel gepackt; die Reuter hatten Steigbügel, wie ſie zu Karls V. Zeiten gewöhnlich waren, und die den ganzen Fuß bedeckten; wer keine Mütze trug, hatte ſich den Kopf wenigſtens in ein Taſchentuch eingehüllt, und dieſe, beinah allgemeine, ſüdliche Sitte ſchien ſich ſchon den Turbans zu nähern, die in dieſem Klima keine ganz überflüſſige Tracht ſind. Das Auffallendſte aber war der ſchlechte Anbau und die geringe Bevölkerung, welche bis an die Thore von Madrid ſichtbar ſind. Das fruchtbarſte Land liegt völlig müſſig da, iſt nur mit niedrigem Haidekraut bedeckt, und ſtatt des Holzes wird faſt nichts, als kleines Geſträuche, verbrannt. Man macht ganze halbe Tagreiſen, ohne daß man ein Dorf findet, und ſtößt man auf eines, ſo beſteht es aus erbärmlichen Baraken von Thon, die nichts als ein Erdgeſchoß, und ſtatt der Fenſter einige kleine Löcher haben. Dafür heißen ſie aber Glorias, und getröſtet ſich die ſpaniſche Nation überhaupt für Alles, was ihr abgeht, durch hochtönende Namen, deren Lächerlichkeit ſie noch lange nicht begreifen wird.

Ehe ich in Caſtilien weiter verrücke, will ich einen Blick auf die drei ſogenannten Provincias Vascongadas und das Königreich Navarra zurückwerfen. Ihre augenblickliche Hauptmerkwürdigkeit beſteht in dem Gerüchte, daß ſie von der ſpaniſchen Monarchie getrennt werden könnten. Allein die natürliche Gränzmauer der Pyrenäen würde ſolches ſchon unwahrſcheinlich machen, wenn es auch nicht durch die neueſte Veränderung von Spaniens Schickſal völlig unglaublich würde. Ihre natürliche Beſchaffenheit, der Karakter ihrer Bewohner, und die Eigenthümlichkeit ihrer Verfaſſungen verleihen ihnen aber ein bleibendes Intereſſe, welches mich wohl zur Unterbrechung meines Reiſeberichtes berechtigen darf.

1. Die Herrſchaft Biſcaja (Vizcaya).

Ich habe bereits Einiges über die Beſchaffenheit des Bodens in dieſer Provinz geſagt. Die drei biſcaiſchen Provinzen unterſcheiden ſich wenig in dieſem Punkte. Hohe Gebirge ziehen ſich in allen Richtungen durch dieſelben hin, und geſtatten nur enge Thäler und ſchmale Höhen zum Anbau und der Bewohnung der Menſchen. Ihre Bevölkerung könnte ohne dieſe Rückſicht für ihren Flächeninhalt gering ſcheinen, ſie iſt aber, auch ohne dieſelbe, anſehnlicher, als die der meiſten ſpaniſchen Königreiche, und in ſo fern ſchon für die Regierung von einem großen Werthe.

Die Menſchenanzahl in dieſer Provinz von 180 Quadrat leguas — oder etwa 100 deutſchen Quadratmeilen — Flächeninhalt betrug zu Anfang dieſes Jahrzehents 112,371 Individuen. Um aber dieſen Zweig der Produktion richtig anzuſchlagen, muß hauptſächlich der Umſtand in Betrachtung gezogen werden, daß es die nordweſtlichen Gegenden Spaniens ſind, welche die Marine mit Menſchen verſehen, und daß aus ihnen beinah alle ſpaniſchen Auswanderungen nach den Kolonien geſchehen. Wenn hier indeß die Bevölkerung demungeachtet eher zu, als abnimmt, ſo darf man es, außer dem Fleiß, der Geſundheit und Wohlhabenheit der Bewohner von Biscaja, einer Eigenthümlichkeit zuſchreiben, durch welche ſich dieſe Provinz von dem ganzen übrigen Spanien unterſcheidet. Sie hat, ſo viel ich weiß, nur ein einziges Kloſter, und die geiſtlichen Güter ſind überhaupt ſo unanſehnlich, daß die reichſte Präbende nichts weiter, als jährlich 120 Realen, einbringt. Dies iſt keine Aufmunterung zum Eintritt in einen Stand der Unthätigkeit, in welchem ſich der kraftvolle Biscajer überhaupt unbehaglich finden würde, der die Zeit kaum erwarten kann, da er ſich mit dem Nachen auf ſeinem gefährlichen Meerbuſen wiegen kann. Überdies finden ſich bereits in den älteſten Statuten des Landes Verfügungen, welche der Geiſtlichkeit nicht günſtig ſind, und ihre Beſitzungen z. B. allen bürgerlichen Beſchwerden unterwerfen. So iſt dieſe in Biscaja daher gering, und arm, aber mäßig, unverderben, und durch ſtrengen Lebenswandel dem Volke in gutem Beiſpiel voranleuchtend, welches überall die erſte Bedingung der Wirkſamkeit ihrer Lehren ſeyn muß.

Im Ganzen iſt der Vermögenszuſtand der Bewohner überall gleich, und daher die Aufmunterung zur Arbeit immer die nemliche, und überall dieſelbe. Dies erzeugt Tugenden, welche ſich nirgends neben dem Müſſiggang und unthätigem Reichthum finden. Sie haben ein feines Ehrgefühl, ſind muthig, frölich und höflich ohne Kriecherei. Auch fehlt es ihnen nicht an Gelehrigkeit, ſobald man ſie gut behandelt; geſchieht aber das Gegentheil, ſo ſind ſie hart und unbeugſam, wie das der große Kapitän, Gonzalo de Cordoba, in Sizilien wohl erfahren hat, der ſich in Bezug auf ſie oft mit den Worten äußerte: „er wollte lieber Löwen bändigen, als Biscajer zähmen.“ Alle Könige von Spanien haben ſie in dieſem Sinne behandelt, und im letzten Jahrhundert iſt es wohl eine ungewöhnliche Erſcheinung, wenn ein völlig ſouveräner Fürſt die alten Freiheiten einer Provinz verſchont, die ihn nur als ihren Lebensherren anerkennt, und ihm nicht mehr leiſtet, als ſie aus freiem Willen leiſten will. Aber man ſcheint es nicht vergeſſen zu haben, daß man ein Volk zwar auf einige Jahre zu politiſchen Anſtrengungen hinaufſtreiben kann, daß aber dadurch alle Liebe und Anhänglichkeit an die Regierung, und aller alter Karakter verloren geht, welche die einzigen dauernden Stützen der Staaten ſind. In ſo fern dürfte daher auch für unſre Zeiten noch eine Akte Merkwürdigkeit haben, welche der König Ferdinand V. im Jahr 1475 ergehen ließ, und worin unter anderm in Bezug auf Biscaja die Worte ſtehen: „Und ſo wie ihr, meine ſehr lojalen Bewohner der Herrſchaft von Biscaja, welche mit dieſem reichen Edelſtein (des edlen und lojalen Benehmens gegen ihre Fürſten, und der Liebe und Aufopferung, mit der ſie ihnen jeder Zeit gedient haben,) geziert ſind, immer eure Kräfte angeſtrengt, einen anſehnlichen Theil eures Vermögens aufgeopfert, großen Schaden erlitten, Vieles erduldet habt, u. ſ. w. . . . Alles dieſes, in der Abſicht, unſre Rechte zu erhalten, das Vaterland und ſeine Ehre zu vertheidigen, uns unſre königliche Krone wieder zu verſchaffen, und die Hinderniſſe aus dem Weg zu räumen, welche die Rebellen und Widerſpenſtigen unſrer Ausübung der Gerechtigkeit entgegen geſetzt haben; als wofür ihr auch mit allem Rechte den Adel erworben, und dieſen nicht nur für

„eure Perſonen, ſondern für das ganze Land, das ihr bewohnet, — denn mit allem Fug wird das ein adeliches und lojales Land genannt, wo lauter adeliche und lojale Männer wohnen. — Und wie ihr . . . Alſo erkenne ich alles dieſes . . . und damit es euch zum Ruhm, und meinen übrigen Unterthanen zu gutem Beiſpiel gereiche, ſo halte ich für gut, und iſt es mein Wille, daß von nun an, und für alle Zeiten, mein Land und meine Herrſchaft Biscaja ſogenannt und betitelt werde: „„meine ſehr adeliche, und ſehr lojale Herrſchaft und Grafſchaft von Biscaja.““ . . . Dergleichen Äußerungen ſind aber keine bloße alterthümliche Merkwürdigkeiten. Sie wurden beinah von jedem König, und ſelbſt in dem letzten Kriege mit Frankreich wiederholt, und, was wohl das Auffallendſte iſt, es wurde immer denſelben gemäß gehandelt.

Die Weiber ſolcher Männer geben dieſen an Karakter und Körperſtärke nichts nach, und helfen ihnen in den härteſten Arbeiten. In Bilbao ſind ſie es z. B. ganz allein, welche alle Waaren auf- und abladen. Nicht nur der innere, ſondern auch der äuſſere Dienſt der Häuſer geſchieht durch die Mägde, welches bekanntlich allen Gewohnheiten ſüdlicher Länder entgegen iſt. Durchgängig ſprechen ſie keine andre, als die baskiſche Sprache, über welche ich in meiner Beilage die nöthigen Nachrichten liefern werde.

Die ganze Verfaſſung und Geſetzgebung von Biscaja iſt in einem Codex enthalten, welcher unter Kaiſer Karln V. aus allen ihren alten Privilegien, Statuten und Gewohnheiten zuſammengeſetzt, und von allen ſpätern Königen von Spanien beſtätigt wurde. Die ausgezeichnetſten Vorrechte dieſer Provinz dürften etwa folgende ſeyn:

1. Sie bezahlen dem König nicht mehr Auflagen, als ſie ihren alten Herren entrichte-

ten, und dieſe beſtehen in den Abgaben von gewiſſen Häuſern, von den Eiſenminen u. ſ. w. Dafür kommen ſie ihm aber in Fällen der Nothwendigkeit durch freiwillige Geſchenke (Donativos) zu Hülfe.

2. Jeder Biscajer iſt Edelmann, und er braucht im erforderlichen Fall nichts, als ſeine biscaiſche Abſtammung zu beweiſen.

3. Kein Biscajer kann auſſer ſeiner Herrſchaft gerichtet werden, weder in bürgerlichen, noch peinlichen Fällen. Sein Tribunal iſt der Großrichter von Biscaja, welcher allein eine Kammer in der Canzlei von Valladolid bildet, und ſeine Richter ernennt.

4. Die Herrſchaft iſt nicht verbunden, fremdes Militair aufzunehmen.

5. Die Biscajer geben keine Soldaten zur Armee. Dafür ſind ſie verpflichtet auf eigne Koſten, und ohne Ausnahme, ihre Gränzen zu vertheidigen.

6. Rekrutiren für die Marine.

Die wichtigſten Angelegenheiten des Landes werden in Generalverſammlungen verhandelt, welche in der Regel alle zwei Jahre, und ſonſt, wenn es Noth iſt, gehalten, und von dem Corregidor zuſammen berufen werden. Jede Ortſchaft hat auf denſelben ihre Stimme, und die Deputirten finden ſich am beſtimmten Tage unter der alten Eiche von Guernica ein, welche ſeit undenklichen Zeiten zu dieſem Gebrauche geheiligt iſt. Unter ihrem Schatten ſtehen die Stühle, auf welchen ſich die Abgeordneten niederſetzen, und nach den erſten Förmlichkeiten in eine alte Einſiedelei ziehen, die nur zwanzig Schritte davon entfernt iſt, und in welcher die Verſammlung ſodann vollends zu Ende gehalten wird. Der einzige Schmuck dieſes alten Gebäudes ſind die Bildniſſe der Herren von Biscaja, welche vor der Vereinigung des Landes mit Caſtilien, daſſelbe beſeſſen haben. In der Sakriſtei befindet ſich das Generalarchiv. In den Sitzen iſt keine Etikette. Die Verſammlung wird bei offenen Thüren gehalten, und man rühmt die Ordnung und den Anſtand, welcher in dieſer Geſellſchaft von beinah lauter Landleuten herrſcht. Der Vortrag wird zuerſt in caſtiliſcher Sprache gemacht, und ſodann in baskiſcher erklärt, worin auch natürlich die Stimmen abgegeben, und die Debatten gehalten werden.

Von dieſer Verſammlung werden die obrigkeitliche Perſonen und die Glieder der Deputation erwählt, welche in Bilbao ihren Siz hat, und immer verſammelt iſt. Ihre Beſtimmung iſt nicht blos die Adminiſtration der Provinz, die Regulirung der Dienſtleiſtungen für den König in Vertheidigung der Küſten, und die Aufſicht über die Kaſtelle und Batterien, welche zu dieſem Zweck angelegt ſind; ſondern auch die Handhabung der Gerechtigkeit in einzelnen Fällen. Der König wird auf derſelben durch einen Corregidor repräſentirt, welcher über ſeine Rechte wacht, und ſein Organ bei den Ständen ausmacht.

Daß bei der Wahl dieſer Deputation mancherlei Mißbräuche vorwalten, läßt ſich von ſelbſt erwarten. Gewöhnlich ſind es einige Ehrgeizige, welche ſich durch Intriquen und ähnliche Mittel an die Spitze des kleinen Freiſtaats zu ſtellen wiſſen, und ſich in ihrem wichtigen Poſten wunderſam gefallen. Da es nun hierin am leichteſten den Bewohnern von Bilbao gelingt, ſo ſucht ſich dieſe Stadt von Zeit zu Zeit etwas gegen die übrigen Ortſchaften herauszunehmen, und findet es ungerecht, wenn die Regierung nicht ihrer Meinung iſt. Das geſchah vor einigen Jahren, da ſie gegen einen königlichen Befehl, welcher die Intereſſen der übrigen Provinz gegen ſie zu ſchützen ſuchte, förmlich proteſtirte. Um ihrem Widerſtand den vermeinten Nachdruck zu geben, vereinigten ſich die ſämmtlichen Bewohner von Bilbao, ohne Unterſchied der Stände, zum offenbaren Aufruhr, und legten eine Taxe von ſechs Prozent auf das Einkommen jedes Bürgers, um damit die bewaffnete Macht zu unterhalten, welche ſie der Regierung entgegenſetzten. Der Aufſtand griff einige Zeit [illegible] um ſich, die Kriegserklärung Spaniens gegen England, welche eine Truppenforderung des Königs zur Folge hatte, und ſtatt der ſich die Biscajer zur Erhebung in Maſſe, um die Küſten zu bewachen, erboten, wirkte zufälliger Weiſe für ſeine weitere Verbreitung. Indeß wurde die ganze Sache nur durch die Kaufleute von Bilbao geleitet, welche zwar Intereſſe, aber nicht Muth genug für dieſelbe hatten, und es natürlich ſehr leicht machten Alles wieder zur alten Ordnung zurückzuführen *). Übrigens verlor die Stadt bei

---

*) Die Stadt Bilbao hatte ſich nach und nach das ausſchließende Recht des freien Handels in der ganzen Provinz zugeeignet. Die Anlage des neuen Hafens von Abando, welche 1801 befohlen wurde, war die erſte Veranlaſſung des Widerſtands, der übrigens bei dem mächtigen Schutz, den die Gegenparthie an dem Friedensfürſten hatte, in ſeinen erſten blos diplomatiſchen Schritten vergeblich ſeyn mußte. So dauerte es bis 1804 wo die Regierung aus Veranlaſſung des Kriegs mit England 7[illegible] Mann Truppen

dieſer Gelegenheit den Titel der adelichen und lojalen Stadt Bilbao, und es iſt ganz im Karakter der Spanier, daß dieſer Verluſt ihren Bewohnern ſchmerzlicher war, als der der weſentlichſten Vorrechte.

---

von Biscaja forderte, welche dieſe verſagte, dafür aber eine Erhebung in Maſſe zur Vertheidigung ihrer Küſte anbot. Dieſes wurde angenommen, und die Bewohner von Bilbao benutzten die Gelegenheit, verſchiedenen Ortſchaften die Erhebung in Maſſe als konſtitutionswidrig vorzuſtellen, und die Folge war daß ein Korps Inſurgenten auf Bilbao marſchirte, um an den Deputirten der Provinz Rache zu nehmen. Sie ſetzten ſie, und ſelbſt den Corregidor ins Gefängniß, verübten eine Menge Unordnungen, und einer ihrer Anführer, Mathias d'Usabel, hatte ſogar die Kühnheit, den Namen Bonaparte zu führen, unter welchem er übrigens nicht ſehr glücklich war. Es erſchien ein Truppenkorps von 5000 Mann, vor welchem die Inſurgenten, ohne Widerſtand die Waffen ſtrekten, und damit war die Sache am Ende.

2. Die Herrſchaft Guipuzcoa.

Dieſe Herrſchaft iſt die kleinſte unter den biscaiſchen Provinzen, und hat nicht mehr, als 53 Leguas Umfang. Auf dieſem geringen Raume kettet ſich ein Berg an den andern, und mehrere darunter ſind von ungewöhnlicher Höhe, wie das z. B. bei dem Berg Aratar der Fall iſt, dem der Nationalſtolz die Ehre des Bergs Ararath im Orient verliehen hat, daß die Arche Noah's auf ihm ſitzen geblieben ſey. Solcher unfruchtbaren Ehre bedarf aber dieſe Provinz nicht. Der Fleiß, und der edle Karakter ihrer Bewohner ſind anerkannte Vorzüge, welche mehr Werth haben, als alle Sagen einer ungewiſſen Vergangenheit.

Durch die engen Thäler hin ziehen ſich die Reihen der Wohnungen von 104,000 glücklichen Menſchen. Nach den Thälern theilt ſich die ganze Bevölkerung mit ihren Jurisdiktionen, und es iſt hierin eine der älteſten politiſchen Einrichtungen der Schäferwelt übrig geblieben. Beinah die meiſten Beſitzer wohnen in der Mitte ihrer Felder, und die Solidität und Geräumigkeit ihrer Häuſer bildet, in Verbindung mit dem vortreflichen Anbau und den vielfachwechſelnden Gebirgsformen, eine Menge maleriſcher Anſichten, und fröhlicher Darſtellungen aus einem fleißigen und reichlich belohnten Landleben. Mitten durch ziehen ſich die ſchönen Landſtraßen, welche die Provinz auf ihre Koſten erbaut hat, und unterhält, die mit allem Aufwand eines prachtvollen Monarchen angelegt ſind. Gleiche Aufopferungen für die Ehre des Volks ſind in den Kirchen, den 37 Klöſtern und andern öffentlichen Bauten ſichtbar. Die meiſten Orte ſind Nachts beleuchtet, und überall erkennt ſich, neben mühſam erworbenem Wohlſtand, eine edle Freigebigkeit für das allgemeine Beſte, welche den Karakter der Bewohner rechtfertigt, der in Feſtigkeit, Religioſität, Gefälligkeit und Höflichkeit, beſonders gegen die Fremden, und unerbittlichem Haß gegen ihre Feinde beſteht. Der Abſcheu gegen Verbrechen iſt ſo groß, daß man nur höchſt ſelten von einem Vorfall der Art unter ihnen hört, und Jeder erfüllt ſeine Pflichten gegen den Staat und ſeine Familie mit gewiſſenhafter Treue. Fleißig in den Stunden der Arbeit und andächtig in den Übungen der Religion, iſt er fröhlich in den Stunden der Erholung, und machen beſonders Spiele, in welchen der Körper ſtark in Bewegung iſt, ſeine Hauptunterhaltung aus. An dieſen nehmen die Weiber mit gleicher Unbefangenheit Theil. Ihre blühen den männlichen Geſtalten fordern die Beluſtigungen der Männer, und ihre unſchuldige Fröhlichkeit und Sittſamkeit vermeidet alle Gefahren derſelben. An Sonn- und Feſttagen, wenn der Gottesdienſt vorüber iſt, verſammeln ſich beide Geſchlechter auf den öffentlichen Plätzen zu Nationaltänzen, wobei das Tamburin und der Silbo, eine ihnen ganz eigene Art von Pfeifen, welche die Vasca tibia der Alten ſeyn ſoll, geſpielt werden. Dieſe Tänze ſind ſehr feierlich und ernſt, beſonders wenn die Männer allein ſie aufführen, und es finden eine Menge Ceremonien Statt, wenn ſie von den Weibern abgelößt werden. An beſondern Tagen, wie am Frohnleichnamsfeſt, oder der Feier ihrer Schutzheiligen, wird von den Männern ein ganz eigener Tanz getanzt, bei welchem ſie entblößte Degen in den Händen haben, wie das bei dem pyrrhichiſchen Tanz der Alten der Fall war, von welchem man im Königreich Neapel noch Spuren findet. Ein andrer, ähnlicher, wird nur am Johannistag jedes Jahrs zum Andenken der Schlacht von Beotibar aufgeführt, in welchem die Männer von Guipuzcoa einen ehrenvollen Sieg über die von Navarra davon getragen haben.

Solcher Frohſinn findet ſich immer neben ökonomiſcher Behaglichkeit, wenn der Geiſt der Regierung und die Zudringlichkeit fremder Sitte ihn nicht zerſtört haben. Allein der Wohlſtand der Guipuzcoaner muß theuer genug erkauft werden. Nichts geht über den Fleiß, mit welchem auch der kleinſte Fleck benutzt wird, und es gibt viele Felder in dieſen Provinzen, welche ſo abhängig ſind, oder ſo kühn über Abgründe befeſtigt wurden, daß ſich der Arbeiter mit Seilen anbinden läßt, um nicht hinabzuſtürzen. Was durch ununterbrochene Arbeit, durch Dünger und Bewäſſerung geſchehen kann, wird hier geleiſtet; aber trotz aller dieſer Anſtrengung bringt das kleine Ländchen nicht Nahrung genug für ſeine Bewohner hervor. Die Einfuhr der fremden Bedürfniſſe iſt daher ſehr anſehnlich, und es bedarf natürlich noch andrer Hülfsquellen, um nicht neben allem Fleiße zu Grunde zu gehn. Die erſte derſelben iſt der ausgebreitete Fiſchfang an einer Küſte, welche in dieſem Punkt zu den ergiebigſten gehört. Dieſer wurde in frühern Zeiten von ihnen ſelbſt bis an die Küſten von New-Foundland und Grönland getrieben, und beſchäftigte ſich beſonders mit dem Wallfiſchfang, welcher aber durch die Sorgloſigkeit der Regierung um die Beſchützung dieſes Induſtriezweigs beinah ganz verloren iſt. Der anſehnlichſte Erwerb dürfte heut zu Tag wohl in den Eiſenminen liegen, welche nicht weniger, als vier und neunzig Werke im Gang erhalten. Das meiſte Eiſen geht zwar roh hinaus; doch befinden ſich mehrere Waffenfabriken in denſelben, die ihren alten Ruhm noch immer behaupten. Die Weiber beſchäftigen ſich, auſſer der Feldarbeit, mit dem Spinnen und andern Verarbeitungen des Hanfs, beſonders zu Takelwerk, und nur durch dieſe und andre Anſtrengungen hat es dieſe Provinz dahin gebracht, die volkreichſte, die wohlhabenſte, und wohl auch die glücklichſte in Spanien zu ſeyn.

Die Verfaſſung dieſer Provinz iſt völlig repräſentativ, und auf ihre älteſten Statuten gegründet. Eine gewöhnliche Deputation bleibt jederzeit verſammelt, und wechſelt ihren Sitz unter verſchiedenen Orten. Die ungewöhnliche kommt alle Jahre zweimal zuſammen, und auf beiden hat ein Glied vom hohen Rath von Navarra deß Vorſitz, aber ohne Stimme. Er theilt den Verſammlungen die königlichen Befehle mit, und erfährt nicht ſelten Widerſtand gegen dieſelben, wie das 1793 der Fall war, wo die Provinz im Krieg mit Frankreich die geforderte Truppenanzahl verweigerte, und durch den verheerenden Einfall der Feinde beſtraft wurde. Er führt den Titel Corregidor, und iſt zu gleicher Zeit Richter in allen Vorfällen. Übrigens rühmt man es dieſer Provinz nach, daß in ihr die meiſte Ordnung herrſche, und die wenigſten Verbrechen vorfallen. Ihre Bewohner ſind fleißig, ihr Fleiß belohnt ſie reichlich, Niemand greift an ihre alten Rechte und Freiheiten — und darin liegen, wenn nicht die Grundſteine alles Bürgerglücks, doch wenigſtens die innere Ruhe des Staats.

3. Die Provinz Alava.

Von den drei biscaiſchen Provinzen iſt dieſe die fruchtbarſte, die am wenigſten bevölkerte, und die ärmſte. In einem Lande, wie dieſes, das rings von hohen Gebirgen umſchloſſen, und von Menſchen bewohnt iſt, welche fleißig in der Arbeit und ſtandhaft in Allem ſind, was ſie einmal angefangen, iſt das eine auffallende Erſcheinung. Ich bin nicht im Stande, ſie völlig genügend zu erklären, indem der unruhige Geiſt der Vorzeit, welcher in dieſen Bergen Bürgerkriege auf Bürgerkriege häufte, und die Vertreibung der Juden kaum eine ſo ſpäte Nachwirkung haben können.

Was Alava indeß in Vergleichung mit den beiden andern biscaiſchen Herrſchaften verliert, verliert es darum nicht in der mit den übrigen ſpaniſchen Provinzen. In jenen iſt kein Fleck Bodens unbenuzt; in dieſer liegen große Landſtrecken wüſte; jene vermögen ihre Menſchen nicht zu faſſen und zu beſchäftigen; Alava hat nicht Bevölkerung genug zum Anbau ſeiner Ländereien; jene erzeugen die erſten Bedürfniſſe nicht in hinlänglichem Umfang; dieſe hat ſie im Überfluß, und führt davon aus; — man ſieht, daß die erſte Anlage in jeder Rückſicht zum Vortheil der Bewohner von Alava iſt.

Sollte aber vielleicht hier der Fall eintreffen, wo der Kunſtfleiß dem Lande ſchädlich wird, ſobald es nicht ſehr anſehnlich bevölkert iſt? Alava war es ehemals ungleich mehr, als heut zu Tage; ſeine Eiſenwerke waren in größerer Anzahl, und ſeine ſämmtlichen Ländereien angebaut. Eine Veränderung des natürlichen Gangs der Dinge rächt ſich immer. Zuerſt ſucht der Menſch dem Boden, auf welchem er wandelt, ſeinen Segen abzugewinnen; und wenn er dieſen völlig in ſeiner Gewalt hat, wird er erſt habſüchtiger, und ſtrebt, ihm durch Künſte neue indirekte Produkte abzunöthigen. Wo ſich aber von dem alten Blütheſtand eines Landes nicht der Ackerbau; ſondern der Kunſtfleiß erhalten hat, da iſt es ſchwer, jenen wieder in die Höhe zu bringen; indem die Menſchen jederzeit geneigter zu Kunſtbeſchäftigungen, als zum Landbau ſind, und wohl von dieſem zu jenem hinaufſteigen, aber nie wieder zu ihm zurückkehren.

Dieſe Betrachtung knüpft ſich aufs Natürlichſte an die ſtatiſtiſche Anſicht dieſer Provinz an, wenn ſie gleich ihren Werth nicht verringert. Die 70,000 Bewohner dieſer Provinz ſind dennoch ehrenwerthe, kraftvolle, ausdauernde und gefallige Menſchen. Leider aber haben ſie einen, den meiſten ſüdlichen Nationen gemeinſchaftlichen, Fehler, daß ihnen der Ruhm ihrer Ahnen lieber iſt, als ihr eigener, und daß ſie auf die, blos hiſtoriſche, Behauptung längſt abgeänderter Rechte und völlig unnützer Begebenheiten eiferſüchtiger ſind, als auf die Erhaltung ihrer heutigen Verfaſſung und Geſetze. Ob ſie gleich im Jahr 1332 ihre Herrſchaft aus eigenem Willen dem König Alfons XI. antrugen, und ihnen dieſes Jedermann glaubt, ſo wollen ſie doch vor dieſer Zeit völlig unabhängig in demokratiſcher Verfaſſung geweſen ſeyn, und verſchiedene ſpaniſche Schriftſteller, die mir über dieſen Umſtand zu Geſicht gekommen ſind, baten die Bewohner von Alava immer zuvor recht eigentlich um Verzeihung, ehe ſie ihnen das Gegentheil aus unbeſtreitbaren Gründen bewieſen.

Dergleichen Züge gehören in das Gemälde der Völker, und die ſpaniſche Geſchichte beſonders iſt reich an denſelben. Nichts geht über die Würde und Gewiſſenhaftigkeit ihrer Geſchichtſchreiber, nichts über die ängſtliche Sorgfalt, mit der ſie jeden ehrenvollen Zug ihrer Nation aufbewahren, nichts über die Selbſtgefälligkeit, mit welcher ſie ſich über die ſchönen Perioden derſelben ausdehnen — und alles dieſes auch zu einer Zeit, da der Ruhm ihrer Nation in der Gegenwart vor ihnen ſtand, und ſie nicht, wie heut zu Tage, ihre Kroniken nach demſelben fragen mußten.

Wie wohl thut es den Alavern, ſich die Nachkommen jener wilden, aber tapfern, Cantabrier zu nennen, deren Muth, Ausdaurung und Todesverachtung ſelbſt das Heer des Hannibals in Erſtaunen ſezte, an deſſen Spitze ſie einherzogen! Noch heut zu Tage verließt eine ihrer Botſchaften die Namen der Deputirten, welche ſie zur Provinzialverſammlung gewählt hat, an dem Grabe des Don Diego Lopez de Haro, welcher der Cid dieſer Provinz iſt. Sage man immer, daß es klüger wäre, wenn ſie auf den Hügeln, wo einſt Reben ſtanden, die Stellen der Kroniken ablaſen, in welchen von dem vortrefflichen, ehemals da gepflanzten Wein die Rede iſt; die eiferſüchtige Erhaltung des Nationalruhms hat etwas mehr, als nur Poetiſches, und der Beſchluß der Generalverſammlung von Alava im Jahr 1656: „es ſolle „eine beſondere Geſchichte des ruhmvollen Alter„thums und des Adels dieſer Provinz verfertigt „werden, auf daß ihre Söhne die Größe, das „Alter, den Adel, die Ausdehnung und die „Vorzüge derſelben kennen lernen, und wie ſie „ſich, obgleich frei und keinen Oberherrn im „Zeitlichen erkennend, aus eigenem Antrieb „und Willen der Krone von Caſtilien einverleibt „hat" — Dieſer Beſchluß verräth einen edlen Stolz, der unter Umſtänden hohe Thaten erzeugen kann.

Das Klima dieſer Provinz iſt ſehr rauh, und dem alten Karakter ihrer Bewohner angemeſſen. Auf vielen Bergen weicht der Schnee das ganze Jahr hindurch nicht, und ſendet unaufhörlich

Nebel und Regen herab. Mehrere ſüdlichere Thäler ſind aber ſehr mild, und die Reiſe durch Alava gehört im Grunde zu den angenehmſten, indem die Ausſichten unaufhörlich wechſeln, lachende Thäler an wilde Gebirge ſich ſchmiegen, eine Menge Bäche das Land durchſtrömen, und die Vegetation auch im heißeſten Sommer in herrlicher Friſche grünt.

Ich bemerke nur noch, daß dieſe Provinz 18 Eiſenwerke, aber auch 16 Klöſter hat. Und dieß bei einer Bevölkerung von 70,000 Menſchen! Ihre Verfaſſung iſt mit wenigen Abweichungen dieſelbe, wie in den beiden vorhergehenden Provinzen.

4. Das Königreich Navarra.

Dieſe Provinz von Spanien hat die ſehr anſehnliche Größe von 437 Quadratlegues, und auf derſelben eine Bevölkerung von 227,000 Menſchen, worunter 4739 Perſonen vom Klerus ſind. Nur ein Viertheil dieſes Raums iſt indeß bewohnt, indem die vielen Gebirge nicht anders, als zur Viehzucht benuzt werden. Die Ebenen ſind übrigens vortrefflich angebaut, wenn es gleich auch hier noch ganz wüſte Strekken gibt, deren Zuſtand ſich in verſchiedenen Umſtänden begründet, welche in ganz Spanien wirkſam ſind.

Die Statiſtiker dieſes Landes rechnen ſomit auf jede Quadratlegue angebauten Landes 4,740 Menſchen, welches ein ſehr ſeltener Bevölkerungszuſtand iſt, und auf die reichſte Benutzung des Bodens ſchließen läßt. Bei allem Umfang der Produktion iſt aber dennoch das Verhältniß der Ausfuhr zur Einfuhr vom anſehnlichſten Nachtheil für dieſe Provinz, woraus ſich der ſchlechte Zuſtand der Fabrikinduſtrie ergibt. Und dieſer dürfte wohl in der Menge von Menſchen, welche durch die Viehzucht beſchäftigt werden, ſeinen Grund haben.

Man ſieht hieraus, daß es nicht leicht eine ſtaatswirthſchaftliche Regel gibt, welche überall anwendbar iſt, und darum fällt es auch ſo ſchwer, mit allen vorhandenen Kompendien derſelben verſtändig zu regieren. Trotz der ungeheuren Summen, welche Spanien jährlich für ſeine Wolle einnimmt, haben dennoch mehrere ſeiner Schriftſteller die Verminderung der Schaafszucht als das hauptſächlichſte Mittel angegeben, ihrem Vaterlande wieder aufzuhelfen, und dieſer Rath hat mit einem andern große Ähnlichkeit, welcher der Regierung die Verminderung ihrer Kolonien vorgeſchlagen hat. Beide dürften aber wohl nur zu den allerrohſten Auskunftsmitteln gehören, und den unbeſonnenen Kuren vergleichbar ſeyn, mit welchen manche Wundärzte geradezu ein Glied abſchneiden, das durch ſorgfältige Behandlung noch immer zu retten wäre.

Die Produkte dieſer Provinz ſind die gewöhnlichen aller ſpaniſchen Provinzen, in welchen viele Induſtrie herrſcht. Neben der Wolle iſt der Wein der anſehnlichſte Handlungszweig; aber die bloße Einfuhr des Cacao iſt beträchtlicher, als die Ausfuhr des Weins, und dergleichen Umſtände ſollten von den Regierungen in Betrachtung gezogen werden. Eine Konſumtion von beinahe 3½ Million Reales blos für Cacao iſt offenbar für 270,000 Menſchen zu viel; denn was in verarbeiteter Chokolade hinausgeht, iſt ſo unbedeutend, daß es gar nicht angefuhrt werden darf. Neben dieſem werden über 1½ Million Wachs und 1⅓ Million Zucker eingefuhrt, und ſo ſind alſo ſchon in den 6⅓ Millionen die fünf Millionen, welche Navarra jährlich in ſeiner Handelsbilanz verliert, in drei überflüßigen Luxusartikeln mehr als beſtimmt. Wie leicht hier zu helfen wäre, fällt in die Augen!

Die meiſten Provinzen Spaniens ſind durch ihre natürliche Lage und fruhere Geſchichte ſo merkwürdig von einander abgeſondert, daß jede beinahe ein einzelnes, durch Sitten, Verfaſſung und Karakter verſchiedenes, Volk bildet. Den Bewohnern von Navarra rühmt man viel Gutes an. Sie ſind offen, munter, und thätig; dem Ackerbau und Handel ſehr ergeben, lieben die Reinlichkeit mehr, als das bei ſüdlichen Nationen ſonſt der Fall iſt, und hängen mit der größten Neigung an ihrem Vaterland. Da ſie demungeachtet viel auswandern, ſo halten ſie im Ausland aufs Innigſte zuſammen, und erleichtern einander damit ihr Fortkommen. Auch bemerkt man, daß unter den Angeſtellten aller Art in Spanien verhältnißmäßig die meiſten Navarrer ſind.

Die Geſchichte dieſes Königreichs iſt in manchen Rückſichten äußerſt merkwürdig; aber es macht immer einen komiſchen Eindruck auf mich, wenn eine Provinz mit ſo vieler Eitelkeit von ihrer Vergangenheit ſpricht. So führt es dieſe z. B. gerne an, wie ihre Bewohner im 13ten Jahrhundert jedem ihrer Könige bei ſeiner Thronbeſteigung die Bedingung machte: „daß ſie, „im Fall er, oder ſeine Nachfolger, „die, mit ihren Unterthanen geſchloſſenen, Verträge nicht hielten, befugt „ſeyn ſollten, ſich einen andern König „zu wählen, und wenn dieſer ſelbſt ein „Heide wäre,“ ja daß ſie ihm bei dieſer Gelegenheit die Worte ſagten: „wir, die wir „ſo viel werth ſind, als ihr, und mehr „vermögen, als ihr, wählen Euch zu „unſrem König unter dieſen Bedingungen, auf daß eine Gewalt zwiſchen euch und uns iſt, welche größer „iſt, als die eurige.“

Daß von alle dieſem nichts mehr übrig geblieben iſt, kann ſich Jeder denken. Aber es iſt in der Verfaſſung von Navarra noch ein Schatten von Freiheit übrig geblieben, den die Souveränität, wie in allen übrigen Provinzen Spaniens, immer verſchont hat. Und in dieſer Schonung allein kann ich den Grund der ſonderbaren Liebe finden, welche die Spanier für alle ihre Dynaſtien gefaßt haben, und welche größerer Aufopferungen fähig iſt, als ſie jemals der aufgeklärteſten, aber im Zeitgeiſte fortarbeitenden Regierung gebracht werden würden.

Die Wichtigkeit dieſer und der übrigen nördlichen Provinzen Spaniens gab natürlich dem Gerücht einer Abtretung derſelben an Frankreich große Wahrſcheinlichkeit. Vielleicht hat aber auch unter den gegenwärtigen Umſtanden nichts ſo unangenehm, als daſſelbe, auf die Nation im Ganzen gewirkt. Gewiſſe veraltete politiſche Ideen werden ſo bald nicht aus den Köpfen zu bringen ſeyn, und jeder Spanier würde leichter alle amerikaniſche Kolonien, als eine einzige Herrſchaft auf dem feſten Lande aufgeben. Daß man den wahren Vortheil dieſer Provinzen gar nie eingeſehen hat, beweißt die geringe Benutzung ihrer Naturanlagen, welche ſich faſt einzig und allein auf den Empfang der rohen Naturprodukte einſchränkte, und den weſentlichſten Nutzen ihrer Verarbeitung dem Ausland überlaſſen hat. Der größte Theil des vortreflichſten Eiſens, welches hier gewonnen wird, geht unverarbeitet fort, und kommt für ſchweres Geld verändert wieder zurück. Das Nemliche iſt bei der Wolle der Fall, und der übrige Handel beſteht hauptſächlich in der Kontrebande, deren Verluſt ſich gegen den, welchen ſie dem benachbarten Lande verurſacht, etwa wieder aufheben möchte. Indeß iſt hier der Plaz, um ein, in Europa noch ziemlich allgemein herrſchendes, Vorurtheil zu widerlegen, daß ſich Spanien hauptſächlich durch die amerikaniſchen Kolonien entvölkert habe. Unter allen ſpaniſchen Provinzen iſt Guipuscoa die bevölkerſte. In Rückſicht auf die Zahl der Bewohner folgen ihr Biscaja, Galizien, und Andaluſien, und gerade dieſe alle ſind es, welche von jeher die meiſten Menſchen jenſeits der Meere ſandten; und deren Bevölkerung ſich dennoch immer in dem nemlichen Maasſtab vermehrt, in welchem die der andern Provinzen abgenommen hat.

Caſtilien, über deſſen Gränze wir nun kamen, iſt weit nicht ſo gebirgig, wie Biscaja, ob es gleich von einer Menge von Bergen durchſchnitten iſt, auf deren Spitzen noch viel Schnee lag. Viele derſelben trugen einen, weit wilderen Karakter, als jene, und der Eintritt in Pancorbo geſchieht z. B. durch einen der grauſeſten Felſenpäſſe, die ich jemals geſehen habe. Das Klima war hier überall um nichts milder, als ſelbſt auf dem Durchgang durch die groſe Pyrenäenkette, und hier kam noch ein kalter Regen mit heftigem Donner und Blitze dazu, welche die Gebirgsfernen in ein ſchauerliches Dunkel hüllten, und ſie nur auf Augenblicke erhellten, um die wilden Maſſen in großen Umriſſen zu zeigen. So kamen wir Abends nach Burgos, der Hauptſtadt dieſer Provinz, und ehemals der Könige von Caſtilien, welche wenigſtens noch in Stein über einem der Stadtthore zu ſehen ſind.

Wir blieben den andern Morgen bis um Mittag in Burgos, und hatten alſo Zeit, die wenigen Merkwürdigkeiten daſelbſt zu ſehen. Wenn der Süden von Spanien, nach unſrer Vorſtellungsweiſe, der Schauplaz des komiſchen Nachſommers alter Heldenzeit und verliebter Intriquen mit den mauriſchen Schönen iſt; ſo war Alt-Caſtilien dafür das Land der Heldenthaten von Fernando Gonzales, und Ruy Diaz de Viar, welcher unter dem Namen Cid bekannter im Ausland iſt, als in ſeinem eigenen Vaterlande. Es war daher natürlich, daß wir uns nach dem Grabe des Cid's erkundigten, um zugleich dem Andenken eines verehrten Helden und der Bewunderung eines großen Dichters, welcher wohl nachdrücklicher für ſeinen Ruhm gewirkt hat, als ſeine Landsleute ſelbſt, das verdiente Opfer zu bringen. Verſchiedene Schriftſteller gaben an, daß ſich die Aſche jenes Mannes in der Kirche von St. Agatha befinde, und wir ermangelten nicht, dahin zu gehen. Wir ſahen uns aber in unſrer Hoffnung getäuſcht, indem wir ſpäter erfuhren, daß ſein Grab in einem, zwo Stunden von Burgos entfernten, Kloſter San Pedro de Cardenna, ſich befindet.

Die Hauptmerkwürdigkeit von Burgos iſt der Dom, von welchem beſonders die Engländer viel Rühmens gemacht haben. Offenbar aber ſteht er, in Rückſicht auf reinen, gothiſchen Geſchmack, und ehrfurchtgebietende Größe, weit hinter ähnlichen Gebäuden in Frankreich, und namentlich den Kathedralen von Tours und Orleans. Das Ganze verliert ſich hier zu ſehr in die innere Eintheilung, welche beinah nur eine

Reihe von Kapellen, mit einer größern in ihrer Mitte, bildet. Hier und da finden ſich in der Architektur ſchöne Details, die aber durch die Überladung von kirchlichem Apparat entweder völlig bedeckt, oder wenigſtens entſtellt werden. Die Altäre ſind gewöhnlich ungeheure hohe Maſſen von abentheuerlicher Form, und mit Gemälden, Basreliefs, Statuen und Laubwerk, welche ſämmtlich reich vergoldet ſind, ausgeſchmückt. Unter den Arbeiten in erhabener Arbeit, ſowohl in Bronze als in Marmor, erblickt man öfters Stücke, die man mit Muſe aus dem gehörigen Standpunkt betrachten möchte, um in ihnen das Weſen der ſpaniſchen Kunſt zu ſtudieren. Auch habe ich einige Gemälde geſehen, welche Aufmerkſamkeit verdienen; allein von keinem konnte ich den Meiſter erfahren, indem man in dieſem Lande ſo wenig an eine ähnliche Neugierde gewöhnt iſt, daß man ſich, wenigſtens im jetzigen Augenblick, nur durch dieſelbe verdächtig macht.

Hier erfuhren wir die erſte Nachricht von dem Aufſtand, welcher am zweiten Mai in Madrid ausgebrochen war. Jedermann las den 8. das Proklam des Großherzogs von Berg an die ſpaniſche Nation, deſſen Inhalt weniger, als ſeine Form, merkwürdig iſt. Es iſt in einem ſo würdigen Tone, und zugleich mit ſo vieler Milde abgefaßt, daß es gewiß von Jedermann gerne geleſen werden wird. Ich theile es hier mit:

„Kraftvolle Spanier!“

„Der zweite Mai iſt für mich, wie für euch, ein Tag der Trauer.“

„Unſre gemeinſchaftlichen Feinde forderten mich zuerſt auf eine Weiſe heraus, die meine Geduld ermüden mußte, und endigten damit, daß ſie einen Theil des Volks von Madrid und der benachbarten Dörfer aufwiegelten, und mich nöthigten, von der unwiderſtehlichen Macht Gebrauch zu machen, die meinen Befehlen anvertraut iſt.“

„Wiederholte Nachrichten ſetzten mich in Kenntniß der Anſtrengungen, welche die Übelgeſinnten machten; aber ich zwang mich zu der Überzeugung daß nichts die öffentliche Ruhe ſtören würde. Ich war auf Alles vorbereitet; hoffte aber immer, daß meine Vorſicht überflüſſig ſeyn würde.“

„Dieſen Morgen iſt die Mine geſprungen, auf welche ich durch eine Menge Anzeigen aufmerkſam gemacht worden war, und die man durch aufrühreriſche Schriften und alle Mittel vorbereitet hatte, wodurch man den großen Haufen zu verführen vermag.“

„Die Abreiſe der Königin von Etrurien und des Infanten, Don Franciskus, die von dem König, ihrem Vater, nach Bajonne berufen waren, war das Signal des Ausbruchs.“

„Einer meiner Adjutanten, welcher ſich grade in dem Pallaſt befand, war auf dem Punkt, von den Aufrührern ermordet zu werden. Zu gleicher Zeit brachte man in allen Quartieren von Madrid jeden Franzoſen um, den man allein fand.“

„Am Ende mußte ich Befehle geben, um ſo ungeheure Attentate zu beſtrafen.“

„Sehr wenige Zeit war hinreichend, um die

Schuldigen zu zerſtreuen, und die Ruhe wieder herzuſtellen."

„Mit welch' ſchrecklicher Schadenfreude müſſen die Feinde Frankreichs und Spaniens einen Tag geſehen haben, an welchem die edelmüthigen Franzoſen ſich gezwungen ſahen, auf die verführten Spanier einzuhauen! Die gemeinſchaftlichen Feinde beider Länder werden nun ihr Beſtreben fortſetzen, neue, nicht minder ſchreckliche, Triumphe, in andern Gegenden dieſes ſchönen Königreichs zu erlangen. Mögen ſie durch meine Freimüthigkeit und euern richtigen Verſtand ſolche traurige Hoffnung verlieren!"

„Kraftvolle Spanier, ich will mit Klarheit über ein Ereigniß mit euch reden, welches für eure Herzen nicht ſchmerzlicher ſeyn kann, als für das meinige, und euch zugleich über eure Lage aufklären."

„Karl IV. und ſein Sohn ſind in Bajonne mit dem Kaiſer Napoleon vereinigt, um das Schickſal Spaniens feſtzuſetzen."

„Der Kaiſer hoffte nur auf das letzte Reſultat dieſer großen Entſcheidung, um euch die Zuneigung kund zu thun, welche ihn für das Wohl einer großherzigen Nation beſeelt, die er von einer Revolutionskriſis bewahren, und ſelbſt zur Wahl derjenigen politiſchen Verfaſſung einladen wollte, welche ihrem Karakter am Angemeſſenſten iſt.“

„Nun aber verſichert Er euch, und trägt mir auf, euch zu wiederholen, daß Er die Integrität der ſpaniſchen Monarchie erhalten und befeſtigen will; daß ſie auch nicht um den kleinſten Theil ihres Gebiets verringert werden, daß ſie auch nicht Ein Dorf verlieren, und keine der Kontributionen zu ertragen haben ſoll, wozu die Geſetze des Kriegs in einem eroberten Lande berechtigen, welches aber nur Übelgeſinnte als gegen einen Alliirten anwendbar glauben können.“

„Und werdet ihr euch nun, kraftvolle Spanier, nicht mit mir vereinigen, um die Übelgeſinnten an der Störung ſo glücklicher Ausſichten zu verhindern?“

„Ich will euch ſolcher Verblendung nicht fähig halten, daß ihr den Eingebungen elender Aufwiegler vertrauet, welche euch in euer Verderben ſtürzen wollen.“

„Wenn es die öffentliche Ruhe betrifft, iſt das Intereſſe der Armee, die ich befehlige, nicht zugleich das Intereſſe aller die in Staatsämtern ſtehn und Güter beſitzen? Und bedroht der Aufruhr der Menge, welche die Majeſtät der Geſetze beleidigt, ſie nicht in gleichem Grade?“

„Kavaliers, Eigenthümer, Kaufleute und Fabrikanten, gebrauchet euren Einfluß, um jede Art von Aufſtand zu verhüten. Dieſes Geſchäft iſt ein Recht und eine Verbindlichkeit des Rangs, den ihr in der geſellſchaftlichen Ordnung behauptet.“

„Diener der Religion, ihr ſeyd jetzt mehr, als jemals, verpflichtet, die Verirrung des Volks zu verhindern, da ihr die Geheimniſſe ſeines Gewiſſens kennet, und eure Stimme in denſelben mit ſolchem Nachdruck wiedertönt.“

„Ihr aber, in deren Hände die bürgerliche und militäriſche Gewalt gegeben iſt, auf euch laſtet die unmittelbarſte Verantwortlichkeit, wenn ihr es unterlaſſet, eure Gewalt mit Nachdruck zu gebrauchen, um den Aufruhr in ſeiner Wiege zu erſticken, oder ihn wenigſtens auf ſeinen erſten Schritten aufzuhalten."

„Wird noch anders franzöſiſches Blut vergoſſen, ſo müſſet ihr beſonders dem Kaiſer Napoleon Rechenſchaft davon geben, deſſen Zorn und Gnade Niemand vergebens herausfordern. Eure Schwachheit wird alsdann um ſo weniger zu entſchuldigen ſeyn, da ich euch mit dem größten Eifer und Theilnahme die wichtigſte Pflicht, die ihr zu erfüllen habt, vorgehalten."

„Ich verſpreche mir aber beſſere Erfolge, und ſchmeichle mir zu glauben, daß die Diener der Religion, die Magiſtrate, die Spanier vom erſten Rang, kurz alle guten Bürger ſich bemühen werden, jede Unruhe zu verhüten, welche der Verbeſſerung von Spaniens Schickſal ſchädlich werden könnte."

„Den hohen Offizieren und ſämmtlichen Militärs in den verſchiedenen Provinzen der Monarchie ſtelle ich als Muſter für ihr Benehmen das Betragen vor, welches die Truppen des königlichen Hauſes, die Garniſon von Madrid, und alle ſpaniſchen Militärs die ſich in der Hauptſtadt befanden, bei dieſer traurigen Gelegenheit beobachtet haben."

„Täuſchen mich meine Hofnungen, ſo wird die Rache ſchrecklich ſeyn; werden ſie aber erfüllt, ſo ſchätze ich mich glücklich, den Kaiſer zu benachrichtigen, daß er ſich in ſeinem Urtheil über das Volk von Spanien, dem er ſeine völlige Achtung und Zuneigung gewidmet, nicht betrogen hat. Gegeben in unſrem Hauptquartier zu Madrid, den 2. Mai 1808."

Unterzeichnet

Joachim.

Für S. K. und K. H.
der Chef vom Generalſtaab,
Auguſt Belliard.

Es iſt unläugbar, daß dieſes Edikt ſehr vortheilhaft auf die ſpaniſche Nation gewirkt, und vielleicht vieles Blutvergießen verhindert hat.

Die Wenigſten waren aber natürlich im Stande, in einzelnen Äuſſerungen desſelben das künftige Schickſal dieſes Staates zu ahnen, ob es gleich Jedem auffallen mußte, daß ſo wenig von der bisherigen Regierung die Rede iſt. Für den Augenblick würde das Problem wenigſtens die nördlichen Provinzen noch mehr beruhigt haben, wenn nicht die Reiſe einiger Glieder der königlichen Familie in die Zeit ſeiner Bekanntmachung gefallen wäre. Wir begegneten z. B. der Königin von Etrurien, ihrem Sohne, und dem Infanten, Don Philips. Dieſen folgten eine Menge Wagen mit Gefolge und Gepäck, aus deſſen Menge und Schwerfälligkeit der gemeine Mann eine längere Abweſenheit der höchſten Perſonen ſchloß, als die bloße Reiſe nach Bajonne erforderte. So war es auffallend, daß ſich die öffentliche Meinung in Verlegenheit befand, wie ſie ſich beſtimmen ſollte, und es vielleicht nur die Furcht war, welche eine Entſcheidung derſelben verhindert hat.

Schrecklicher iſt nichts, als die Anarchie, weil in ihr ſich alle Leidenſchaften zu den verſchiedenſten Zwecken vermiſchen; aber es gibt wohl auch ſchwerlich etwas Drückenderes für den Geiſt des Beobachters, als die dumpfe Stille in welcher die öffentliche Stimmung bis zu ihrem Ausbruche göhrt. Dieſe Zeit war es gerade, in welcher ich mehrere Provinzen Spaniens durchreißte, und ich konnte es jedem Einwohner nur zu leicht anſehn, wie ungerne er fremde Gäſte ſah. Das muſterhafte Benehmen der franzöſiſchen Truppen vermochte ſie um ſo weniger zu gewinnen, da auch bei der vortreflichſten Mannszucht immer noch Beſchwerde genug übrig bleibt, und der Spanier für ungewöhnliche Anſtrengungen viel zu bequem iſt. Eine ſolche Lage der Sachen iſt überall beengend, wird es aber noch mehr in einer öden, entvölkerten Provinz, wie Caſtilien, indem die Fantaſie nur zu gerne im Geiſte der Umgebungen bildet, und nichts unterläßt, die ſtille Einſamkeit großer Ebenen auf ihre eigene Weiſe zu bevölkern. Aber auch ohne das fühlt man ſich unangenehm durch die Anſicht eines ſolchen Landes geſtimmt, in welchem die Natur Nichts, und die Menſchen Alles verſäumt haben. Man rückt immer näher gegen die Hauptſtadt, und findet immer mehr Urſache, ſich zu beklagen. Selbſt die Straßen, welche von der franzöſiſchen Gränze an, bis Lerma ſo vortreflich ſind, als ich ſie irgendwo geſehen habe, und denen man vielleicht nur, eine, wiewohl für dieſes Land überflüßige, größere Breite wünſchen möchte, werden von da an äuſſerſt ſchlecht. Was für dieſen Weg bisher geſchehen iſt, ſind die Brükken, die man angelegt hat, und die ſchönen Brunnen, welche man beim Eintritt in Caſtilien häufig an der Straße findet. Sie ſind ganz einfach, aber in einem ſehr edlen Styl angelegt. Die fröhliche Quelle ſprudelt aus einem großen Steinblock hervor, um welchen in einem Halbzirkel Sitze geſtellt ſind, die häufig von Bäumen überſchattet werden. Wie wohl thut es einem, auf ſo dürrem Haideland einem friſchen Felswaſſer zu begegnen, und ſich ein

Paar Augenblicke daneben in den Schatten zu lagern. Dieſe Sitte iſt orientaliſch, und was aus dem Oſten kommt, trägt entweder den Karakter von miſtiſcher Erhabenheit, oder idylliſcher Einfachheit, und der Nordländer begrüßt mit ſtiller Ehrfurcht jede Spur der Länder, in welche er die Wiege des Menſchengeſchlechts und den Urſprung von Allem, was ſeine Exiſtenz zu veredlen und zu verſchönern wirkt, zu ſetzen gewohnt iſt.

Wie ſehr hätte uns ein friſcher Trunk aus klarer Quelle erfriſcht, als wir den 7. zu Mittag in Oquillas, einem erbärmlichen Dorfe, auch gar nichts fanden, als Eier, ſchlechten Wein und noch ſchlechteres Waſſer. Was man hier ein Wirthshaus nannte, hatte freilich ſeinen Stall, und eine Art von Küche, d. h. einen Heerd mit einem großen Kamin, worauf niedriges Haidengeſträuch brannte, wie das beinah in ganz Caſtilien das einzige Feuerungsmittel iſt. Von Stühlen konnten wir nicht mehr, als zween finden, und mit gleicher Sparſamkeit waren hier alle übrigen Bedürfniſſe ausgetheilt. Die Armuth war wirklich überall deutlich zu erblicken, und dennoch gibt es auch hier Wünſche, die nur der Überfluß ſich gewähren kann, und eine ſehr reizende Krämerin auf dem Gebirge, welche mit ſilbernen Ketten beinah bedeckt war, unerachtet ſie ihren ganzen Handel auf dem Rücken trug, verkaufte mehrern Glücklichen elende Taſchentücher, um die ſie von Vielen beneidet wurden. Mit dieſem Geſchäft trieb dieſes Weib noch ein andres, das ſich mit jedem ambulierenden Gewerbe am Leichteſten vereinigt, und ihr die Freundſchaft unſerer Kutſcher in ſo hohem Grade gewann, daß ſie ſie zu ſich auf den Bock nahmen, und eine beträchtliche Strecke Wegs mit ſich führten.

Wenn die Ausſchweifungen des Luxus immer die traurige Begleitung der Wohlhabenheit ſind, ſo iſt in den meiſten Fällen die gänzliche Vernachläßigung aller Lebensbequemlichkeiten ein Zeichen der Armuth. Was aber erlaubt ſtärkere Schlüſſe, als der gänzliche Mangel an den erſten Bedürfniſſen? Ich darf den Taback wohl eines der erſten Bedürfniſſe der Spanier nennen; denn nicht leicht erblickt man ein Glied dieſer Nation müßig, ohne daß es ſeinen Zigarro im Munde hat. Ich habe Weiber, ſelbſt auf den Caffees in Madrid, rauchen ſehen, und auch dieſen Morgen mußte ich meinen Barbier belehren, daß es unſchicklich ſey, mir während ich unter dem Meſſer ſeye, ins Geſicht zu dampfen. Man wird alſo wohl an allen Enden und Orten Taback verkaufen? — In Madrid, ja, aber völlig ſchlechten, und äuſſerſt theuren; und in den Provinzen kann man Tage lang reiſen, ohne Gelegenheit zu finden, ſich mit einem kleinen Vorrath zu verſehn. Dießmal aber waren alle Vorräthe erſchöpft, und wir mußten uns die drei letzten Tage an die Gefälligkeit unſrer Kutſcher halten, die ſich weislich in Bajonne für die Reiſe in ihr glückliches Vaterland verſehen hatten.

Ich hatte mich in vielen meiner Erwartungen über Spanien getäuſcht, am Unangenehmſten aber über ſeine Naturſchönheiten. Es verſteht ſich, daß ich bis jezt nur über die Hauptſtraße nach Madrid urtheilen kann; aber gerade dieſer Weg berechtigt vielleicht zu allgemeinen Schlüſſen. An Abwechslung aller Art fehlt es nicht. Nahe und ferne Gebirge, ſchön bebaute Hügel in Biscaja, weite, öde Ebenen in Caſtilien, klare Flüſſe, hie und da kleine Wälder und Gebüſche — man ſollte hier manche maleriſche Anſicht finden. Es fehlt aber im Ganzen an der witzvollen Vereinigung einer fröhlichen Vegetation mit den großen Maſſen, und ich habe nur die großen Ausſichten auf weite Thäler, wie ſie von Schneebergen begränzt ſind, ſchön gefunden. Hier und da hat ein einzelner Ort eine pittoreske Lage, wie z. B. Buitrago, das auf den beiden hohen Ufern eines Fluſſes erbaut, und durch eine kühne Brücke verbunden iſt. Ein verfallenes Kaſtel erhebt die Gunſt der Natur, und bereitet zu der ſchönen Ausſicht, welche ſich von der Höhe in eine abwechslungsreiche Ebene, mit mannichfach geſtalteten Gebirgsgränzen eröffnet. Die Mittagsſonne, in der ich dieſe Gegend beleuchtet ſah, hatte die Luft über dem vielen Felſengrund derſelben dermaßen erhitzt, daß ſie gleichſam zu einem zauberiſchen, bläulichen Flor wurde, der viele ſchöne Stickereien bedeckt, und mehr errathen, als wirklich ſehen läßt.

Wir kehrten den 9ten Mittags bei dem Alcalde eines kleinen Dorfs ein, deſſen Namen ich vergeſſen habe, unerachtet es mir wegen des ſchlechten Wegs von Lerma bis dahin unvergeßlich bleiben wird. Das Wirthshaus war für Spanien ziemlich vorzüglich, denn wir fanden doch, da wir beinah unſer ganzes Mittageſſen mitbrachten, Stühle und Teller, und einen Wein, der ſich mit Waſſer vermiſcht trinken ließ. Das Zimmer, in welchem wir unſre Tafel hatten, war auf eine ſonderbare Weiſe ausgeziert, und enthielt eine Reihe ſeidener Blätter, aller Farben, auf denen lateiniſche, theologiſche Theſen gedruckt waren, welche in Salamanka und andern ſpaniſchen Univerſitäten vertheidigt worden.

Ich muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie größtentheils zweckmäßig gewählt waren, wenn ſie auch gleich gar nicht zur Verzierung eines Wirthshauſes paßten, in welchem man in der Regel ſelten zu polemiſiren verſucht iſt. Wahrſcheinlich waren ſie aber auch nur die Probeſtücke einiger gelehrten Bürger des Dorfes, welche in dem Hauſe des Alcalde — der erſten obrigkeitlichen Perſon des Orts — die, trotz ihres arabiſchen Namens, weder arabiſch noch lateiniſch zu verſtehen braucht, als ſo viele Denkmale der hohen Verdienſte ſeiner Bürger um die gelehrte Welt, aufgehängt waren.

Wir brachten die folgende Nacht am Fuß eines hohen Gebirgs, das ſehr weit herab mit Schnee bedeckt war, in einer Venta zu. Dieß iſt der Name derjenigen Wirthshäuſer, welche die Regierung auf ihre eigene Koſten zur Verſorgung der Reiſenden in öden Gegenden erbauen ließ, und an Pächter gegeben hat. Dieſe Gebäude ſind groß und maſſiv, wie alle Unternehmungen dieſes Volks, ſobald es ſich einmal zu einer aufgeregt hat. Auch fanden wir Betten, ſo viel wir brauchten, und ein ganz erträgliches Eſſen, das wir hier wirklich nicht erwartet hatten. Wie überall, reichte man uns des Morgens, vor der Abreiſe, eine Taſſe Chokolade, und dieß iſt ein Vorzug, welchen die ſämmtlichen ſpaniſchen Wirthshäuſer vor allen franzöſiſchen und italieniſchen voraus haben, die man immer nüchtern verlaſſen muß.

Aber, als ob wir uns immer weiter von Madrid entfernten, häuften ſich nun die Beſchwerlichkeiten der Reiſe. Die Wege waren durchgängig ſchlecht, die Gegenden öde, ohne Anbau, ohne Bäume, und ſelbſt nur von wenigem Unkraut bedeckt. Den lezten Tag vor unſrer Ankunft in der Hauptſtadt kamen wir Mittags in ein Wirthshaus, wo wir auch ganz und gar nichts fanden, und man uns zum Aufenthalt ein elendes Loch, das als Hühnerſtall gebraucht wurde, anwies. Dieß war die erſte und einzige Herberge eines ziemlich anſehnlichen Dorfes, und erſt nach langem Umherlaufen eröffnete uns ein Bürger deſſelben ſein armſeeliges Haus, und lieh uns ſeinen Heerd, um auf demſelben einen Eierkuchen zu backen. Dieſe Gefälligkeit mußten wir aber theuer genug bezahlen, indem er für Feuer, ein Dutzend Eier, Brod, Wein, und die Unbequemlichkeit, die wir ihm gemacht hatten, am Ende nicht weniger, als vier Piaſter, verlangte, und von ſeiner Forderung auch nicht abging, da er, wie er ſich äußerte, aus ſeiner Gaſtfreundſchaft kein Gewerbe machte, und ſeine Gefälligkeit ſo hoch anſchlagen könnte, als es ihm gefiele.

Freundlicher und uneigennütziger aber nahm uns ein armer Dorfpfarrer auf, bei welchem wir, aus Mangel an Platz in der Herberge, die letzte Nacht vor unſrer Ankunft in Madrid zubrachten. Unerachtet mehrere Soldaten bei ihm einquartirt waren, ſo gab er uns doch, was er hatte, nemlich ein kleines Zimmerchen im Erdgeſchoß mit zwei Betten, in die wir acht Perſonen uns theilen ſollten. Die Theilung war nicht ganz leicht, und ich entſchloß mich mit zween andern aus der Geſellſchaft, ſonſt irgendwo Unterkunft zu ſuchen, welches uns am Ende auch gelang. Indeß aßen wir bei dem guten, freundlichen Pfarrer das Wenige, was er uns geben konnte, und ich erfuhr bei dieſer Gelegenheit, daß ſein Stand in Spanien häufig dieſe Art von Gaſtfreundſchaft neben dem geiſtlichen Gewerbe trieb, indem die Beſoldungen deſſelben ſo erbärmlich ſind, daß nicht leicht Einer dabei mit Ehren beſtehen kann. Dieſer Umſtand iſt ein ſehr ſchwerer Vorwurf gegen die Regierung, welche die fetten Kloſtermüſſiggänger in ihrer Behaglichkeit erduldet, und diejenigen Geiſtlichen, die allein und am Kräftigſten auf das Volk wirken, in einer Armuth ſchmachten läßt, welche ſie zu niedrigen Erwerbsmitteln nöthigt, und oft unter das Volk erniedrigt, dem ſie in Lehre und Leben als Muſter vorleuchten ſollten.

Von St. Auguſtin, wie das Dorf hieß, in welchem wir die lezte Nacht zubrachten, geht der Weg immer durch das Thal fort, durch unangebaute Ebenen, und vielen Sand. Von hier an erſt wurde das Klima wirklich heiß, ſahen wir die wenige Vegetation bereits beträchtlich vorgerückt, und bildeten die Schneeberge den auffallendſten Kontraſt mit der erhitzten Luft. Die wenigen Dörfer dieſer Gegend ſind erbärmlich, und eine Reihe Pappeln, die ſich in der Entfernung an dem Ufer eines Baches durch das Thal hinziehen, für das Auge die einzige Wohlthat. Natürlich eilte es aber immer dem Wege voraus, um die Stadt zu entdecken, die das Ziel der beſchwerlichen Reiſe iſt. Aber Madrid liegt in der Tiefe, man iſt ſchon ſehr nahe, ehe man nur ſeine Zinnen erblickt, und unſre Aufmerkſamkeit wurde erſt noch durch die verſchiedenen franzöſiſchen Regimenter, welche ringsumher auf den Höhen unter Zelten gelagert waren, zerſtreut. Endlich hoben ſich die Spitzen der vielen Thürme und der königliche Pallaſt unter ſchönen Bäumen hervor. Hinter der Stadt dehnte ſich eine weite Ebene bis zu fernen beſchneiten Gebirgsketten hin. Der Aublick iſt in einer gewiſſen Entfernung wirklich ſchön; aber der Eintritt in die Hauptſtadt einer ſo ungeheuren Monarchie ihrer nicht würdig. Keine Gärten und Landhäuſer, keine freundlichen Vorſtädte, kein Zeichen von hohem Wohlſtand und ſorgloſer Fröhlichkeit — es war alles ſtille, wie in einer verlaſſenen Stadt. Die Zeit der Mittagsruhe hatte freilich die Straßen verödet; aber in Madrid haben Frohſinn und Muthwillen nie gewohnt; denn nicht in den Schachten von Geld- und Silberminen gräbt ſich das unbefangene Geſchenk des Gewerbsfleißes und Handels, und wo die Prieſter Jahrhunderte lang mit der blutigen Zuchtruthe der Inquiſition herrſchten, da können ſich wilde Leidenſchaften wohl freilich ergeben, kann aber auch nie die glückliche Heiterkeit gedeihen, unter welcher ſich der Fremde gleich in den erſten Augenblicken wie zu Hauſe findet.

Fragmente über Madrid.

1. Ankunft in Madrid.

Der erſte Eintritt in eine Hauptſtadt, welche das Ziel einer großen Reiſe iſt, hat etwas Beengendes. Für mich wenigſtens, der dieſe Erfahrung oft gemacht hat, wiegt ſelbſt die Zufriedenheit, das Ende mancher Beſchwerlichkeiten erreicht zu haben, jenes unangenehme Gefühl nicht auf.

Die Einſamkeit der erſten Quartiere, durch welche wir kamen, wirkte natürlich nicht beſſer. Es bedarf des bunten Lebens einer großen Stadt, um den Reiſenden gleich im erſten Augenblick zu zerſtreuen, und dieſes fehlte hier gänzlich. Freilich waren es die Nachmittagsſtunden, in welchen die Südländer in dieſer Jahrszeit ihre Verdauung mit einem leichten Schläfchen zu beginnen pflegen. Aber auch, als wir weiter in die Stadt hinein, und über den großen Platz kamen, welcher, wie die Pariſer Verkaufsplätze, beinah blos mit Weibern bevölkert war, deren Lebhaftigkeit ſich ſonſt ſtärker äußert, als die der Männer, wurde es nicht anders. Erſt, da wir über den Platz von Puerta del Sol fuhren, ſah ich eine Menge Männer in den Straßen ſtehen. Das Auffallendſte waren mir ihre wollenen Mäntel bei der, wirklich beträchtlichen, Hitze. Sind dieſe Leute alle reiſefertig? möchte man fragen; aber bald iſt man dieſes ſonderbaren Gebrauchs gewohnt, und findet nur noch lächerlich, wenn einem ein Spanier mit allem Ernſt verſichert, daß der Mantel nicht nur gegen die ſchnellen Veränderungen der Temperatur, ſondern wirklich auch gegen die Hitze gut ſey.

Die gegenwärtige Lage der Dinge überhaupt hatte natürlich den Anblick dieſer Männer etwas finſter gemacht. Lieber ſahen wir nach den Weibern, welche uns neugierig mit den großen ſchwarzen Augen maßen. Ihre Koſtüms waren durchgängig ſchwarz, größtentheils von einem etwas altväteriſchen Schnitt, aber mit Sorgfalt, den ſchönen Wuchs zu erheben, eingerichtet. Ihre Geſichtsfarbe, welche bräunlich iſt, litt nicht durch das ſchwarze Gewand; die Augen verdunkelten ſeine Farbe immer noch durch ihr brennendes Schwarz, und da die Arme meiſt ſehr rund und weiß waren, die ſchönen Füßchen in blendend weißen Strümpfen und niedlichen Schuhen wandelten, ſo war unſer erſtes Urtheil über das ſchöne Geſchlecht von Madrid bald zu ſeinem Vortheil gefällt.

Dergleichen erſte Ideen nehmen gewöhnlich eine feſte Stelle, und es ſoll mich nicht wundern, wenn keiner meiner fröhlichen Reiſegefährten dieſe erſte Idee widerruft. Was wird aber mein Urtheil über Spanien ſeyn, wenn ich den Anblick einer langen Reihe von Bettlern in Rechnung bringe, welche, einer hinter dem andern, en queue, vor einer Kloſterthüre ſtanden, und ihr Almoſen empfingen? Die Wohlthätigkeit iſt eine ſehr ſchöne Tugend; aber keine Tugend hat je ſo ſchädlich auf die Staaten gewirkt, als ſie. Hier unterhält ſie den Müßiggang, ſtatt das Elend zu mindern; hier findet man ein Hauptverdienſt in einer Freigebigkeit, die für den Wohlhabenden ſo leicht, und für den Reichen gar nichts iſt. Der Staat leidet dadurch in ſeinen gefährlichſten Theilen, und die Hand, welche jeden Tag Almoſen austheilt, wird um nichts beſſer.

Vorzüglich fielen mir die vielen Buchhändler auf, deren Buden im Erdgeſcheß, und alſo ſehr ſichtbar waren. Mich erfreute das im Innerſten, ob ich gleich bald, meine Freude zu mäßigen, Veranlaſſung fand, als ich näher mit ihnen in Bekanntſchaft trat. Ich frug nach Catalogen, und fand keine. Der meiſte Buchhandel iſt antiquariſch; das Neue wird nur durch viele Gänge und langes Nachfragen entdeckt.

Mehrere dieſer Buden hatten Kupferſtiche ausgehängt. Ich bemerkte beſonders Karrikaturen auf die Engländer, und Kupferſtiche über die Wiederherſtellung der Religion in Frankreich, die ſich zur Noth auch als Karrikaturen anſehen ließen. Überall bemerkte ich das Bild Ferdinands VII. Es war in der erſten Hälfte des Mai's, da dieſer Fürſt noch der Götze des Tags war.

Wo aber war der Luxus einer Hauptſtadt, die den reichſten Adel enthält, und ſeit Jahrhunderten ſchon alle Schätze des neuen Welttheils dem übrigen Europa ausgeſpendet hat? Ich bemerkte ganz und gar nichts, was ſich nicht in den kleinern Städten von Frankreich ſehen ließe. An den Buden hingen armſelige Muſter; das Meiſte war für uns, die wir aus Paris kamen, altväteriſch, und als ich vollends die Wagen anſah, welche, beinah allgemein, um ein Jahrhundert zurück waren, und die Schwerfälligkeit und den unbequemen Stolz der Nation verkündigten, überzeugte ich mich, daß der Luxus dieſer Stadt von ganz eigener Art ſeyn müſſe. Aber erfreulich war es mir, das Feſthalten an gewiſſe Theile der alten Nationaltracht zu ſehen. Denn eine Nation, welche ſich des Kleiderſchnitts ihrer Väter nicht ſchämt, ſchämt ſich auch gewiß ihrer Tugenden nicht. Und von dieſer gefährlichen Thorheit zeigt unſre Zeit nur zu viele Beiſpiele.

Ich begegnete verſchiedenen Ausrufern von Plakaten, die häufig gekauft und mit Haſt geleſen wurden. Die Geſchichte des Tags hatte das Volk aufmerkſam gemacht. Es war, als ob es ſeit der Revolution von Aranjuez eingeſehen hätte, daß es auch politiſch wirken könne, und ſich daher um Politik bekümmern müſſe. Jedermann las die Zeitungen. Selbſt die Weiber huckten damit in den Ecken, und die Kinder welche ſie nach Hauſe trugen, blickten begierig auf den Inhalt, den ſie nicht verſtanden.

Erſt ſpäter ſah ich mich nach der Form der

Stadt um. Die Straßen ſind ſelten gerade, häufig äußerſt eng, die Plätze unregelmäßig und klein, der Brunnen viele, die Häuſer niedrig, und durchgängig mit Balkons verſehen. Das Straßenpflaſter beſteht aus kleinern Steinen, welche den Fuß bald ermüden. Die vielen Gitter an den Fenſtern erinnerten an Eiferſucht und Romanenſtreiche; die vielen Hügel, über welche die Stadt verbreitet liegt, geben ihr eben nicht das beſte Anſehn. Leicht mögen deren mehr, als ſieben ſeyn. Aber nur Rom darf mit Stolz von ſeinen Hügeln reden!

2. Pallaſt und Gartenanlage von Buen Retiro.

Auf der öſtlichen Seite der Stadt liegt das königliche Schloß, el buen Retiro, mit ſeiner Gartenanlage. Leztere dehnt ſich in anſehnlichem Umfang über einem ſanften Hügel hin bis an die Mauren von Madrid. An dem Abhang gegen den Prado ſteht der ehemalige Pallaſt verſchiedener Könige aus dem öſterreichiſchen Stamme. Die ſpätern Fürſten haben ihn verlaſſen. Seine Nebengebäude dienten ihnen zu Kaſernen; in den Hauptgemächern werden die vielen Gemälde aufbewahrt, welche die übrigen Palläſte nicht zu faſſen vermochten.

Die Könige wohnen nicht gerne in den Häuſern ihrer Väter. Es mahnt ſie da zu Vieles an die Zeit, da ſie noch nicht Könige waren, und an die, da ſie es nicht mehr ſeyn werden, und man könnte es beinah muſterhaft nennen, daß die Monarchen von Spanien, ſeit Philipp II. einen Theil des Jahres über in der Fürſtengruft vom Escorial geſchlafen haben.

Auf Thronen iſt es ſo leicht, ſich ewig dauernde Denkmale zu ſtiften, und dennoch iſt es über Palläſten oft vergeſſen worden, daß nur die Werke der Weisheit und der Güte unvergänglich ſind. Als Ferdinand VI. ungeheure Summen auf die innere Ausſchmückung dieſes Schloſſes verwendete, ſprach ihm gewiß mancher Höfling von den künftigen Jahrhunderten, welche in dieſer Pracht noch ſeine Größe bewundern würden.

Aber der Schein von Wahrheit, den die Schmeichelei benuzt, dauert ſelten länger, als ihre Belohnung. Die Zeit wechſelt die Menſchen, und mit ihnen Alles, woran ſie mit Neigung und Stolz gehangen haben, der Pallaſt von buen Retiro wird den Neugierigen für ein Trinkgeld geöffnet, und in den Gärten wandeln alle Bewohner von Madrid, die die ſchöne Natur dem Staube des Prado vorziehen.

Dieſen darf es lieb ſeyn, daß ihre Fürſten einen Pallaſt verlaſſen haben, deſſen Gärten ihnen ohne dieſen Umſtand wohl ſchwerlich geöffnet ſeyn dürften. Ich würde ihn dem neuen Pallaſt vorziehn, wenn deſſen Architektur gleich unendlich mehr Werth hat. Seine Lage iſt nicht ſo hoch, wie die des leztern. Was ihm an Umfang der Ausſicht abgeht, gewinnt er durch die größere Milde der Luft, welche ihn den ſchneidenden Winden weniger ausſezt. Ueberdieß gebricht es ihm gar nicht an lieblichen Fernen, und gibt ihm die Nachbarſchaft der ſchönen Bäume des Prado, welche einen Theil der Stadt verbergen, einen entſchiedenen Vorzug. Und wie herrlich die Nähe einer ſchönen Gartenanlage ſey, an der es dem neuen Pallaſt wegen ſeiner Veſtung ähnlichen Lage immer fehlen muß, das fühlen Fürſten wohl ſo gut, als Andere.

Ich habe die Architektur des buen Retiro bereits angegeben. Sie iſt nicht edel, und wird durch mehrere Zuſätze von Façaden im beſſern Geſchmack ſogar widerlich. Nur ſeinem Theater möchte ich einen Vorzug einräumen, auf welchen man in ſüdlichen Klima's ſo ſelten bedacht iſt, und den man auch hier nicht genutzt hat. Von ſeinen vielen Vergoldungen und Spiegeln rede ich nicht; auch nicht von den vier Gemälden des Amiceni in der königlichen Loge, welche nur zu laut an den albernen Schäfergeſchmack erinnern, in dem ſich die verdorbenſten Höfe und Nationen eine Zeit lang gefallen konnten. Sein Hauptwerth beſteht für mich, wie es bei ſo Vielem, was ich in Spanien ſah, in dem, was man daraus machen könnte, und ich getraute mir in demſelben Feſte zu geben, die in neuern Zeiten wenigſtens einzig ſeyn müßten. Der Hintergrund der Scene lehnt ſich an die ſchönen Alleen an. Wenn man die Wand auf dieſer Seite völlig durchbräche, ſo könnte man die Scene ſo ſehr man wollte verlängern, und den ganzen Reichthum einer ſchönen Natur bergen, welche doch nie von der Dekorationskunſt erreicht wird. Unſer Theatergeſchmack thut ſo viel für Coup d'oeils, warum beſinnt man ſich nicht einmal auf ein ſolches Zuſammenwirken der Kunſt und der freien Natur? Wie leicht wäre es hier Wälder, Seen und den klaren Abendhimmel mit allen Sinnenreizen des Tanzes und der Muſik zu vereinigen, und in angenehmer Nachtkühlung ein Schauſpiel zu genießen, welches man zur wahren Feerei erheben könnte!

So viel von dem Theater! In den vielen Gemächern des Pallaſtes ſieht man nichts mehr, als Gemälde. Und unter dieſen ſind vor allen andern die Schöpfungen des Luca Giordano bewunderungswerth. Ich nenne ſie Schöpfungen, weil die größten Kompoſitionen mit einer Leichtigkeit und einem Feuer hingegoſſen ſind, als ob ſie nur das Werk eines augenblicklichen ſchönen Gedankens und allmächtigen Wortes wären. Erfindungsreicher, als dieſer Künſtler, iſt keiner vor, und keiner nach ihm geweſen. Seine vielen Arbeiten ſind kühne Fantaſieen, und er iſt immer am glücklichſten geweſen, wo er die verwegenſten Wunder der Fabelwelt in den Kreis ſeines Kunſtwirkens ſtellen konnte. Sie benützte er, um den kalten Allegorien jene brennende Glut einzuhauchen, in welcher ſein Genie, wie die Sonne, am herrlichſten leuchtet. Die Stiftung des Ordens vom goldenen Vließ iſt gewiß kein günſtiges Sujet für ein Plafondgemälde. Aber wem die Mythe mit allen ihren Wundern ſo zu Gebot ſteht, wie dem Luca Giordano, für den gibt es keine willkommere Aufgabe. Das umfaſſendſte Sinnbild von Stärke, Muth und Ausdaurung, Herkules, reicht Philipp dem Gütigen, von Burgund, das wunderbare Vließ. Ringsherum iſt der unglückliche Kampf der Titanen gegen Athane und die übrigen Götter, dargeſtellt ſind die ſämmtlichen Thaten des Herkules als Vorbilder für diejenigen, welche würdig das köſtliche Kleinod tragen wollen. Dieſem Allem iſt die Hoffnung der Erfüllung ſeines Zwecks in eben ſo kühnen Allegorien zur Seite gegeben: Spanien auf einer Erdkugel ſitzend, mit der Wuth und den Feinden der Religion zu ihren Füſſen, und einem furchtbaren Löwen, der ſie bewacht. Über ihr bilden die Tugenden einen Chor, auf den Seiten iſt Apoll mit den Muſen ſichtbar, und zum Zeichen, daß alles dieſes ewig dauren ſoll, ſind die vier Weltalter in den Ecken unter kühnen allegoriſchen Figuren angebracht.

Mir iſt die Wirkſamkeit dieſes Mannes immer unbegreiflich geweſen. Seinen Fleiß mögen wohl viele Künſtler beſeſſen haben; aber ſolche unermüdliche Fantaſie iſt eine, in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes einzige, Erſcheinung. Mit Recht hat ihn ſein Zeitalter den Wunderbaren genannt; denn ſeine Werke ſind Wunder ähnlich, für welche das Leben eines einzigen Menſchen zu eng ſcheint. Welche Kunſtſammlung hat nicht Arbeiten von ihm aufzuweiſen? Und wie vieler Gebäude einzige Merkwürdigkeit und vielleicht auch Dauer beſteht blos in ſeinen ungeheuren Freskogemälden? Aber wenn dieſe einſt verwittert ſeyn werden — denn es kommt eine Zeit, wo von den ſchönſten Werken der Kunſt nichts, als Sagen, mehr übrig ſeyn werden — ſo wird die Nachwelt ſeine Wirkſamkeit für eine Fabel halten, welche die Vergangenheit zum Neid für die Zukunft erdichtet hat.

Nach Kunſtwerken, in welchen eine ſo kühne Fantaſie ſpielt, iſt das Auge verwöhnt, ſo wie man mit Widerwillen von Shakespeare's Bühne auf Racine's ſeine herabſteigt. Es ſind noch viele Gemälde in dieſem Pallaſt, die man wohl gerne anſehn mag, wie man erſt von Luca Giordano ausgeruht hat. Drum lieber hinaus in die ſchöne Natur, in welcher jede Gemüthsbewegung ſich beſänftiget. Ich ſuche in den Alleen des Gartens keine Geliebte, vor deren Thüre ich die vergangene Nacht in zärtlichen Liebesklagen durchwacht habe. Froh und unbefangen wandle ich unter den duftenden Schatten, und wenn ich gleich mancher ſchlanken Geſtalt, welche an dem großen See hinwandelt, gerne mit den Augen folgen mag, ſo bleib' ich doch oft auf ſeinem Geländer gelehnt ſtehen, ſehe den Fiſchen zu, die ſich um ein Stück Brod beißen, und ſchaue nach den fernen Schneebergen, hinter denen viele Länder liegen, und auch mein Vaterland.

Es gibt wenige Anlagen, in welchen, wie in dieſer, der ſtrengere Gartengeſchmack mit der Unbefangenheit der freien Natur vereinigt iſt. In vielen Richtungen ziehen ſich die Alleen nach einzelnen Punkten hin; aber ſie ſind meiſt ſo lange und mit mehrern ſo dichten Reihen von Bäumen beſetzt, daß die Ängſtlichkeit der Regel völlig unſichtbar wird. Bald führen ſie vereinigt zu dem großen viereckigten Baſſin, welches auf der höchſten Höhe liegt, und die ganze Anlage bewäſſert. Neben ihm hin zieht ſich ein großer, freier Platz, mit einer dichten Reihe von Bäumen auf der einen Seite geſchloſſen, und auf den beiden übrigen ſchöne Ausſichten auf die ferne Gebirge eröffnend. Von dieſen herab wehen Abends die kühlen Winde, welche die Wellen kräuſeln, und in denen ſich eine Menge gut gekleideter Menſchen, von keinem Bettler gequält, auf und ab bewegen. Dieß iſt der Ort, wo man ſich überzeugen muß, daß die Spanierinnen an Schönheit des Wuchſes und edlem Anſtand die erſten Weiber von Europa ſind. Einſam mag man hier wohl den Menſchengruppen folgen, und ſich von einem ſchönen Munde zum Glauben verführen laſſen, daß die ſpaniſche Sprache, nach Karls V. Ausdruck, die Sprache der Götter ſey. Mit ihnen gelangt man am Ende in eine düſtere Baumrotunde mit einem einfachen Brunnen in der Mitte, wo man neben den herrlichſten Geſtalten Platz nehmen, und jedes Zeichen von Bewunderung mit Dankbarkeit aufgenommen ſehen wird.

In vielen Richtungen ziehen ſich die ſchattichten Alleen von dieſem Platze hinweg, und vertheilen ſich die Menſchen. Die Meiſten folgen den dunklen Gängen in die entferntern Gegenden der Anlage, wo auf der einen Seite ſich ein dickes Gehölz, mit einem Bach, und einer Bahn für das Maille Spiel, hinzieht, auf der andern durch die Bäume hindurch eine große freie Wieſe ſichtbar iſt, welche rings mit Alleen umgeben iſt. Wer dieſem ſchönen Wege folgt, gelangt am Ende zu der königlichen Porzelanfabrik, die ein ſehr anſehnliches Gebäude iſt, und die Anlage wirklich verſchönert. Vor derſelben bleibt man gerne ſtehn; denn von hier aus überſieht man beinah die ganze Stadt, und genießt man beſonders der freundlichen Ausſicht auf die lieblichen Ufer des Manzanares, welcher ſich beinah gänzlich in Alleen und Gebüſche verſteckt hat. Viele ſchattichte Wege leiten von da gegen den Pallaſt zu, und man wählt Abends am liebſten einen ganz offenen, welcher durch Kornfelder zwiſchen zwo Meiereien hinweg, wieder in dichtes Gehölz, und von dieſem um eine große Vertiefung herumführt, wo, neben zwei kleinen Baſſins, künſtliche Blumengärten liegen. Nahe dabei ſchaut man in die kleine Anlage hinab, in welcher die koloſſale Bronzſtatüe Philipps IV. zu Pferde ſteht, oder man kehrt nach dem großen See wieder zurück, um den Mond in der klaren Fläche ſich ſpiegeln zu ſehn, oder durch die dichten Gehölze neben dem Thor von Alcala und den duftenden Roſenhecken in den Prado herabzuſteigen, wo der Staub ſich bereits gelegt hat, die Wagen verſchwunden ſind, und eine Menge Menſchen in der Abendkühlung luſtwandeln.

Dieß iſt die Unterhaltung in Madrid an jedem Abend, wo das Wetter gut iſt. Wir aber kehren in den Pallaſt vom buen **Retiro** zurück, um die übrigen Gemächer deſſelben zu durchlaufen.

Sie umfaſſen wohl gegen tauſend Gemälde, von höchſt ungleichem Werth, und dem verſchiedenſten Inhalt. Das Zuſammenhängendſte iſt eine lange Reihe von Portraiten ſpaniſcher Könige, die zum Theil ſehr alt ſind. Man darf es den Spaniern verwerfen, daß ſie noch ſo wenig für ihre Kunſtgeſchichte gethan haben, denn der Maler Antonio Palomino iſt der einzige, der in ſeinem Museo Pictorico *) den Biographien der ſpaniſchen Künſtler einen Theil gewidmet hat. Allein die erſten Zeiten derſelben ſind im Dunkel liegen geblieben, indem es dem redlichen Mann wahrſcheinlich an Zeit und Gelehrſamkeit fehlte, um ſich über tiefe Nachforſchungen zu verbreiten. **Antonio del Rincon**, welcher 1500 ſtarb, iſt der erſte Künſtler, den er aufführt, und ich habe viele Gemälde in Kirchen geſehen, die aus einer weit frühern Zeit ſeyn müſſen. Ein Manuſkript auf der königlichen Bibliothek zeigt in einer Erklärung der Apokalypſe vom Jahr 1045

---

*) Dieſes ſehr verdienſtvolle Werk beſteht in drei Foliobänden, und wurde zum erſtenmal 1715 – 1724 gedruckt. Seine große Seltenheit veranlaßte einen neuen Abdruck, welcher 1795 in Madrid, in gleichem Format und Umfang, erſchienen iſt.

Gemälde, welche wohl die älteſten ſeyn dürften, denen man aber auch den kläglichen Zuſtand der Kunſt ihrer Zeit deutlich genug anſieht. Verſchiedene Portraite dieſer Könige möchten wohl aus einer frühern Periode ſeyn, als die iſt, welche Palomino umfaßt hat. Und ſie gewinnen in dieſer Rückſicht eine Merkwürdigkeit, die man ihnen ſchon in Abſicht auf die Koſtums zugeſtehen muß. Ihre Sammlung erſtreckt ſich bis auf die neuen Zeiten, und könnte zu phyſiognomiſchen Betrachtungen Anlaß geben, wenn die Geſchichte nur dieſelben nicht erſparte. Den meiſten Kunſtwerth unter ihnen möchte wohl Philipp V. mit ſeiner ganzen Familie, von Vanloo gemalt, haben. Mir aber iſt ſein Colorit, wenigſtens hier, zu fade, und ſind die Koſtums völlig unausſtehlich. Mein Gott! wenn Apelles, Alexandern den Großen in ſolcher Kleidung hätte malen ſollen! — Das Verdienſt der Ähnlichkeit hingegen ſieht man dieſem Gemälde auf den erſten Blik an.

In verſchiedenen Sälen ſind ruhmvolle Scenen aus der ſpaniſchen Geſchichte abgebildet. Unglücklicherweiſe mußte mein Auge mitten unter ihnen auf eine Darſtellung der äſopiſchen Fabel von dem Hunde treffen, welcher über dem Bild im Waſſer ſein Stück Fleiſch fallen ließ; denn mir fiel dabei die Schwächung Spaniens durch die Eroberung und ſelbſt den langen Beſitz ſeiner indiſchen Kolonien ein. Und dieß war eben nicht die beſte Stimmung zur Bewunderung ſpaniſcher Thaten. Wir haben es ja aber hier mit der Kunſt zu thun, welcher jede Lüge verziehen wird, ſobald ſie ſchön iſt, und ſo können wir ſchon dem Gemälde des Antonio Pereda, welches eine Kriegsſcene vor der Stadt Genua darſtellt, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Es zeigt den Empfang des Marquis von St. Cruz durch den Doge der Republik. Der Ausdruck in den Köpfen iſt von hoher Wahrheit, und in allen eine gewiß unendlich ſchwere Aufgabe, die Würde mit Ehrfurcht verbunden darzuſtellen, gelöſt. Das Gefolge des Marquis zeigt den völligen Ausdruck des ſpaniſchen Karakters zu einer Zeit, wo ſein Stolz berechtigt war, aber durch feine Sitte gemildert wurde. Andre ähnliche Gemälde von geringerem Werth ſtehen neben dieſem, und auf einem von Juan de la Corte iſt nur der Kopf des Colonna merkwürdig, weil er von einem der beſten ſpaniſchen Maler, von Velasquez iſt, und ſich unter dem Übrigen unheimlich heraushebt. Unfern davon hängt Ricus Darſtellung eines Auto da Fe's im Jahr 1680, welches weder durch ſeinen Gegenſtand, noch ſeine Ausführung, ſehr anziehend iſt.

Unter den übrigen Gemälden hebe ich zuerſt eines von Carlo Dolce aus. Große Gemälde ſind von dieſem Meiſter bekanntlich ſelten, und um ſo merkwürdiger war es mir daher, ein ganzes großes Abendmahl von ihm zu finden. Sein Colorit ſcheint mir hier weit kräftiger, als gewöhnlich, und die Gruppirung auffallend reich, wenn gleich etwas geſucht. Der Ausdruck der Karaktere iſt in ſeinem bekannten Styl, etwas ſchwächlich; die Handlung aber mehr durch

Stellungen, als durch phyſiognomiſchen Ausdruck belebt. Indeß glaube ich, daß dieſer Künſtler am klügſten thut, ſich in den engern Schranken einzelner Karakter-Darſtellungen zu halten, und ich möchte ihn in ſo fern mit dem ſpaniſchen Maler, Morales, vergleichen, welcher ſich nicht über die Gränzen ſeines Talents hinaus wagte. Es iſt in der Kunſt, wie in der Literatur. Mancher liefert eine vortrefliche Biographie, dem die Bearbeitung einer ganzen Geſchichtsperiode würde völlig mißlingen. Aber es iſt auch im Leben wie in Literatur und Kunſt, daß Viele ihren kleinen Kreis aufs Würdigſte ausfüllen, die ſich in einem größern ſelbſt verlieren würden.

Von dem unerſchöpflichen Rubens, in welchem ich übrigens — was man auch ſagen mag! — mehr Kunſtfertigkeit, als Erfindungsgeiſt erkenne, ſind auch verſchiedene Gemälde hier. Den meiſten Werth möchten wohl mehrere ſeiner Jagdſtücke haben. Sie ſind ganz vorzüglich, und ich erinnere mich nicht, ſonſt wo ähnliche Darſtellungen von ihm geſehen zu haben.

Ich will mit einem ſchlechten Gemälde ſchließen, welches mich zu einer, wenigſtens nicht fröhlichen, Betrachtung veranlaßte. Es iſt eine Abbildung des ehemaligen königlichen Pallaſtes del Pardo. Daneben ſind viele Umgebungen von Madrid ſichtbar, welche ganz mit Gärten und Gehölz bedeckt ſind. Dieſe liegen heut zu Tag alle wüſte, und ſo hat alſo auch dieſe Stadt, welche einſt von Weltherrſchaft träumte, wenigſtens in der traurigen Oede, welche ſie umgibt, eine Ähnlichkeit mit Rom erreicht.

3. San Pasqual.

Eine kleine Kirche, deren elende Façad glücklicher Weiſe hinter die Bäume vom Prado verſteckt iſt.

Es war bereits Mittag vorbei und die Kirche geſchloſſen, als wir ankamen. Ein Bruder ſtand unter der Thür des Kloſters, und war gefällig genug, uns durch den Kreuzgang in die Kirche zu führen. Ein ſehr ehrwürdiger alter Mönch, welcher neben dem Hochaltar betend ſaß, war der ſchönſte Kopf, den ich in dieſer Kirche geſehen habe. Das Alter hatte ſchonender auf ihn, als auf die Gemälde, gewirkt; denn dieſe ſind wirklich ſämmtlich in einem erbärmlichen Zuſtand. Mit Staub und Lampendampf bedeckt hängen ſie da, und ſehen auf Menſchen herab, welche lieber nach dem Flitterſtaat umblicken, an welchem in Spanien kein Mangel iſt. Dem ſchönen da Vinci, der Madonna mit dem Kinde, welches den kleinen Johannes küßt, geſchieht nicht beſſer, als den übrigen Spagnoletto's, Van Dyck's und Paolo Veroneſe's. Er hängt ſehr hoch, wiewohl gut beleuchtet; aber ſelbſt Lionardo's vortreffliche Farben haben der Vernachläßigung nicht widerſtehen können.

Ich bin überhaupt mißtrauiſch gegen die meiſten Namenangaben von Kunſtwerken, und wer vieles in dieſem Fach geſehen, hat ſich wohl bald überzeugt, daß unmöglich alle Arbeiten von den Künſtlern herrühren können, welchen man ſie zuſchreibt. Gemälde von da Vinci ſind gerade nicht die häufigſten, aber man begegnet ihnen doch überall, wo man Kunſtwerke vom erſten Rang ſucht. Nun iſt aber bekannt, daß dieſer, vielleicht einzige, Mann ſich in vielen Fächern verſucht, und mit ſo gewiſſenhaften Studien gearbeitet hat, als ob er zum Voraus dabei auf ſein langes Leben gerechnet hätte. Es iſt daher nicht möglich, daß er Vater aller der Gemälde ſey, welche man ihm zuſchreibt, und man muß nur bedauren, wenn in ſeinem großen Namen manches hohe Verdienſt zu Grunde gegangen iſt, deſſen Ruhm er nicht bedurfte. Ob die Madonna in dieſer Kirche von ihm iſt, möchte ich aber dennoch glauben. Seine Madonnen haben etwas, das ſie von denen aller andern großen Künſtler unterſcheidet, und ich möchte beinah ſagen, daß die hohe, jungfräuliche Einfalt und Sittſamkeit eben ſo in ſeiner Beſonnenheit verloren ging, als der idealiſche Ausdruck von Reinheit, Schönheit und Innigkeit des Gemüths von Johannes in ſeinem berühmten Nachtmahl aus gleichem Grund verfehlt wurde. Der viel fordernde Mann wollte in der Gottesmutter mehr, als nur Unſchuld und Güte vereinigen; ſie ſollte ihm zu gleicher Zeit das Umfaſſende von höchſter Geiſtesgröße und kühner Tugendhaftigkeit darſtellen, und er ging wohl, auf einem andern Wege, als dem der Legenden, einem Urbild nach, welches zuverläßig in ſeiner Größe daſtand, das er aber nie ſich ſelbſt befriedigend zu geben vermochte. Daß er indeß nie aufhörte, darnach zu ſtreben, ſo wie er auch Jahrelang die Phyſiognomie ſeines Judas Iſcharioth geſucht hat, ohne, wie mir oft geſchienen hat, in ſeinem Funde ſehr glücklich geweſen zu ſeyn, das ſcheint mir die Verſchiedenheit des Karakters zu beweiſen, welche ich in allen ſeinen Madonnen gefunden habe. Dieſe hier möchte beinah einen Ausdruck von Frivolität verrathen, aber von einer Frivolität, welche das nur in dem Antlitz einer

Mutter Gottes, und keines andern Weibes ſeyn kann. In ihrem Lächeln, mit welchem ſie auf die, ſich küſſenden, Kinder herabblickt, liegt eine Selbſtgefälligkeit, die zu menſchlich iſt, aber freilich zu natürlich in dem Geiſte eines Mannes daſtand, deſſen umfaſſender Scharfblick nicht immer in das innerſte Gemüth zurückſtrahlte, und deſſen Schöpfungen daher häufig der Innigkeit ermangeln, welche in Raphaël gleichſam aus der ſtillen, frommen Seele eines Kindes hervorzuleuchten ſcheint.

Glücklicher, ſcheint es mir, war er in ſeinen Jeſuskindern. Auch ſie bezeugen die hohen Forderungen, welche er an den Karakter eines Kindes von ſo einziger Beſtimmung machte; aber bei ihm laſſen ſie immer die künftige Größe, und vielleicht nur eine, zu profane, Größe errathen. In dieſem Gemälde hingegen iſt das Gleichgewicht zwiſchen Ausdruck des reifern Geiſtes und reiner Kindlichkeit durch die Handlung ſelbſt gemildert, welche nichts als den unſchuldigen Ausbruch einer unbefangenen Liebe darſtellt. Minder glücklich hab' ich ihn in einigen andern Gemälden in Italien und Frankreich geſehen, wiewohl ich nie ſeine Madonna, welche ehemals im Pallaſt von Francavilla zu Neapel war, vergeſſen werde.

Der Mönch, welcher uns in die Kirche begleitet hatte, beeilte ſich, uns in die Sakriſtei zu führen, wo ſeiner Meinung nach das Beſte war. Dieß iſt die ganz neue Kopie eines, ehemals hier befindlichen, Originals von Guercino, das den Jakob vorſtellt, wie er den Ephraim und Manaſſe ſegnet. Dieſe Kopie iſt wirklich ganz vorzüglich; ſie hat aber einen, ihren Schweſtern ganz gewöhnlichen, Fehler, daß ſie auch das Zufällige, was die Zeit an demſelben gewirkt hat, überzutragen ſuchte. Guercino's Farben haben bekanntlich wenige Dauer, und die meiſten ſind nach und nach ſehr dunkel geworden. Nun iſt es freilich ſchwer, aus dieſen finſtern Maſſen die urſprüngliche Lebendigkeit zu entwickeln; aber die Schwierigkeit darf nie der Nachläßigkeit zur Ausrede dienen, und wenn in der Kunſt etwas möglich iſt, ſo muß es auch geſchehen.

Ich könnte noch verſchiedene andere Gemälde anführen, wenn ich es mir gerne an bloßen Namen genügen ließe. Die meiſten ſind ſo ſchlecht gehangen und beleuchtet, und ſo übel von der Zeit mitgenommen, daß ſie kaum die Mühe belohnen, ſie durch den Nebel zu ziehen. Nur dünkt mich, daß mehrern darunter von verſchiedenen Reiſenden zu viele Ehre widerfahren iſt. O! die guten Gemälde ſind nicht ſo häufig, daß man ſie in jeder Kirche zu Dutzenden fände!

4. Kirche S. Geronimo.

In Spanien muß man die beſten Gemälde in den Sakriſteien, und nicht in den Kirchen ſelbſt ſuchen. Was der Grund hiervon iſt, weiß ich nicht. Indeß will ich annehmen, daß es aus der löblichen Abſicht geſchieht, die Gemälde vor dem Lampendunſt und dem Staube zu bewahren, denen ſie in den Kirchen immer ausgeſezt ſind.

Ich habe dieſe Erfahrung nur in verſchiedenen Kirchen gemacht, und befand mich beſonders in dieſer ſehr gut mit ihr. Die ſehr prächtige Sakriſtei enthält verſchiedene Gemälde, welche ich hier nicht zu finden hoffte. Von einem Morales wußte ich zwar durch Volkmann; aber daß hier ein ſo ſchöner Raphael ſey, hat mich nur mein gutes Glück entdecken laſſen.

Ich werde noch einmal nach lezterem gehen. Der gute Sakriſtan hat mir verſchiedene Notizen über die Gemälde dieſes Kloſters aus der Bibliothek verſprochen. Für jezt will ich nur etwas von dem Gemälde des obengenannten ſpaniſchen Malers ſagen.

Es ſtellt den Erlöſer vor, belaſtet mit dem Kreuz, und von ſeiner Mutter und dem Evangeliſten Johannes begleitet. Die Figuren ſind nur bis zum halben Leibe, indem dieſer Künſtler ſeine Kräfte zu kennen ſchien, welche ihm größere Kompoſitionen verſagten. Sein Hauptkarakter iſt tiefer Ausdruck von Schmerzen des Gemüths, und hierin haben ihn wohl wenige übertreffen. Das Kennzeichen ſeiner Arbeiten beſteht in dem Fleiße, mit welchem er die Haare ausführte, in deren Lebendigkeit er wirklich einzig iſt. Große Werke gibt es gar nicht von ihm, und als ihn Philipp II. zur Verfertigung ſeines Eſcurials berief, blieb er in den Gränzen ſeines Talents, und diente ihm nur für kleinere Gemälde gemüthvollen, andächtigen Inhalts.

Es iſt völlig unmöglich, den Seelenſchmerz beſſer auszudrücken, als es Mozales in dem Geſichte des Erlöſers gethan hat. Aber der Schmerz iſt bei dem Erlöſer nicht göttlicher gegeben, als in den beiden andern Figuren. Größere Kraft zu dulden erkennt man freilich; aber, wer uns geſagt hat: nehmet euer Kreuz auf euch, und folget mir nach; für den darf es keine Laſt ſeyn, die ihn beinah zu Boden drückt.

In dem ſchmerzlichen Ausdruck des Erlöſers haben es überhaupt die meiſten Künſtler verfehlt, indem ſie ihn zu menſchlich gewürdigt haben, wozu ſie freilich durch die Religionsurkunden berechtigt waren. Die Kunſt aber, welche Alles veredelt, muß den Erlöſer hoch über die Menſchen erheben, und ihm die Ruhe zu erhalten ſuchen, welche das erhabenſte Eigenthum der Götter iſt. Raphaël hat in einem, von dieſem verſchiedenen, Fall ſolche Klippe glücklich vermieden, und in ſeiner Verklärung nicht den Triumpf eines hocherfreuten Menſchen, ſondern den ſinnigen Ernſt eines Weiſen ausgedrückt, für welchen es keinen Wechſel gibt, und der ſeiner Heimath unter den Unſterblichen gewohnt iſt.

Morales *) heißt bei den Spaniern der Göttliche, aber nicht in dem Sinn, in welchem Raphaël bei den Italienern der Göttliche heißt. Jenem wurde dieſer Beiname gegeben, weil er nichts, als Göttliches, malte, d. i. heilige Gegenſtände, die das Gemüth durch tiefes Ergreifen mit ſchmerzlichen Gefühlen zur Andacht hinleiten, wie z. B. ſein Ecce homo

---

*) Er ſtarb 1586 zu Badajoz.

bei den Schweſtern vom Corpus Domini, ſein Chriſtus an der Säule mit dem weinenden Petrus, in der Sakriſtei des kaiſerl. Kollegiums, und andere ähnliche Arbeiten.

Seine meiſten Gemälde befinden ſich in Sevilla, wo er den größten Theil ſeines Lebens zugebracht hat. Auch müſſen ſich wohl in ſeiner Vaterſtadt Badajoz Arbeiten von ihm finden. In lezterer Stadt ereignete ſich eine ſeiner merkwürdigen Lebensſzenen, welche zugleich Philipps II. Karakter von einer mildern Seite zeigt, als man ihn ſonſt zu ſehen gewohnt iſt.

Auf ſeinem Zuge nach Portugal kam Philipp II. nach Badajoz. Der alte Morales machte dem König ſeine Aufwartung, und wurde äußerſt gnädig von ihm empfangen.

Du biſt ſehr alt geworden, Morales, ſagte ihm Philipp.

Ja, Ew. Majeſtät, alt und arm, gab der Künſtler zur Antwort.

Man muß ihm zweihundert Dukaten auf

die Stadtkaſſe anweiſen; daß er zu eſſen hat, ſagte der König ſeinem Schatzmeiſter.

Und wie viel zum Nachteſſen? gnädigſter Herr! fuhr Morales kühn fort.

Andre hundert Dukaten, befahl der Monarch, und entließ ihn mit einer Freundlichkeit, deren ſich beſonders manche Künſtler von ihm zu rühmen hatten.

5. S. Carmen Calzado in Madrid.

Vergeſſe ja Niemand, der die ſpaniſche Kunſt kennen lernen will, meinen Rath, die Sakriſteien der Kirchen zu beſuchen! Kann er ins Innere der Klöſter dringen, was ihm nie erſchwert wird, deſto beſſer. Ich habe bei dieſem Kloſter meine Erfahrung wiederholt, habe troz dem Haß der Mönche gegen Alles, was ultramentaniſch iſt, mit einem Freunde alle Gänge deſſelben durchlauffen, um unter dem vielen Schlechten etwas Gutes zu finden.

Es gab hier hauptſächlich Gelegenheit, Bemerkungen über das Leben zu machen, welches für mich immer höheres Intereſſe hat, als die Kunſt. In der Sakriſtei ſah ich die Mönche, z. B. weibliche Beſuche empfangen, und das ſchien mir merkwürdig. Natürlich war es nicht das erſtemal, daß ich Religion und Frivolität ſich gegenſeitig Freuden und Sünden leihen ſah; aber es war doch immer mit einiger Zurückhaltung geſchehen, und trozte der öffentlichen Meinung nicht ſo, wie hier. Freilich bemeiſterten die Mönche ihre Phyſiognomien ſo gut, daß ihr Geſpräch leicht geiſtlicher Troſt und väterlicher Rath ſeyn konnte. Auch die Weiber hörten mit Andacht — aber, lieber Himmel, die Weiber nehmen ja die Liebe auch, wie ſich ein Philoſoph unſrer Tage ausdrückte in Religion auf, und, ich will es gerade zu heraus ſagen, ſie verſtehen ein Madonnengeſicht zu machen, während man ihnen von einem Himmel ſpricht, der zur Noth in jeder Ecke ſeine Stelle finden kann. In der Sakriſtei herrſchte angenehmes dunkel, und erquickende Kühlung. Neben an ging eine Treppe nach den Zellen hinauf. Die Chorknaden, welche ihre Geſichter noch nicht ſo gut zu bemeiſtern verſtehen, maßen die Beſuche mit lüſternen Blicken, hielten ſich in demüthiger Entfernung, und ſchienen zu ſagen: laßt mich nur erſt das Gelübde der Keuſchheit beſchworen haben, meine Damen, dann bin ich wohl auch im Stande, Euch mit Rath und That an die Hand zu gehen!

In den Kreuzgängen waren eine Menge Bettler gelagert. Dieſe haben in Spanien ein recht ſtattliches Ausſehen, und es fehlt ihnen in der Regel gewöhnlich ſo viel, als ſie bedürfen, um ihr Gewerbe mit Nutzen zu treiben. Freilich wird der Gran, den ich ihm in ſeine Mütze werfe, dem armen Teufel keins der Glieder ergänzen, die ihm mangeln. Aber darauf kommt es ja bei einer gewiſſen Art von Wohlthätigkeit nicht an. Der Dank iſt die Hauptſache und die Verſprache eines faulen Lumpenkerls; bei dem lieben Gott iſt wohl eine ſolche Kleinigkeit werth; denn darf dieſer nicht denken, er habe ein beſonderes Recht an der Erhörung deſſelben, da er ihn nicht ſo vollſtändig ausgeſtattet, wie die Anderen?

Warum ſollte ein Bettler nicht auch hier und da über ſeinen Zuſtand nachdenken? Zeit genug hat er dazu, und die Selbſtbeſchauung mag für ihn ſo angenehm ſeyn, als für den Reichen. Häufig aber ſpricht aus ſolchen Bettlerköpfen Geiſt und Fantaſie, um ein inneres Leben erwarten zu laſſen, welches, zu unſrem großen Verluſt, nur in den Kanoniſationen ans Licht tritt. Daß dieſes Handwerk, wie jedes andre, ſeine Griffe und Kniffe hat; daß es ein guter Kopf darin ſehr weit bringen kann, daran wird wohl Niemand zweifeln, der auch nicht des Spaniers, Ortiz, Geißel der Bettler, Taugenichtſe und Landſtreicher geleſen hat*), worin nicht weiter als etliche vierzig einzelne Zweige dieſer Induſtrie aufgeführt, und mit einem Wiz gezüchtiget ſind, den man wohl an einen würdigern Gegenſtand verwendet ſehen möchte. Nichts davon zu ſagen, daß es eines der traurigſten Zeichen eines Staats iſt, wenn Schriftſteller dergleichen Gebrechen mit den Waffen des Lächerlichen angreifen müſſen. Ein ſolches Gewerb hat zu viel Reiz, als daß es der ſatyriſchen Geiſſel ſo leicht unterliegen ſollte, und ich zweifle, ob Luzian's ſcharfe Lauge Einem, derſelben verwandten, Sekte ſo viel geſchadet hat, als man erwarten dürfte. So viel iſt aber gewiß, daß die philoſophiſche Bettelorden, in welchen die höchſte attiſche Verfeinerung hinübertrat, früher ſchon in Athen exiſtirten, wenn er ſich gleich erſt ſpäter die Mühe nahm, ſeine Grundſätze in ein förmliches Syſtem zu bringen.

---

*) El Azote de Tunantes, Holgazanes y Vagabundos. Madrid. 1803. die 4te Ausg.

Für Kunſtſtudien hat übrigens dieſe Vereinigung der Kunſt und des Lebens in den Kreuzgängen der ſpaniſchen Klöſter einen eigenen Werth. Jedermann weiß, daß die größten Künſtler die Studien für ihre Patriarchen und Apoſtel an den Bettlern des Südens gemacht haben. Hier iſt Gelegenheit genug zur Vergleichung, und ich habe manchen ſolchen Taugenichts geſehen, der in Kunſtrückſicht mehr werth war, als viele Apoſtel und Patriarchen, welche ſchweres Geld gekoſtet haben.

Dieſes gilt nun freilich nicht von Elias, Petrus und Paulus, welche in der Sakriſtei dieſer Kirche hängen. Sie ſind von Rembrand, und das will nicht wenig ſagen; denn wer hat dieſen Mann an kühner Kunſtlebendigkeit je übertroffen? Ob es verſchiedene andre Gemälde auch ſind, die man hier unter ſeinem Namen zeigt, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Es war zu dunkel, und ſie hingen zu hoch, als daß ich mir eine Entſcheidung erlauben dürfte. Auf jeden Fall ſind es vortreffliche Gemälde, die dem Namen Rembrand niemals ſchaden werden.

Eigentlich war ich wegen einem Werk des Spaniers, Don Barteleme Murillo *),

---

*) Geboren in Pilas (in der Nähe von Sevilla) im Jahr 1613, und geſtorben in lezterer Stadt 1685.

hierher gekommen. Seine Landsleute ſchätzen ihn unter allen ihren Künſtlern am höchſten, und ſein Ruf möchte wohl auch, nebſt Spagnoletto's ſeinem, der verbreiteſte im Ausland ſeyn. Ich glaube, daß er ihn verdient; wiewohl ich noch keine größere hiſtoriſchen Kompoſitionen von ihm geſehen habe, indem dieſe beinah alle in Sevilla ſind, wo er ſeine meiſte Zeit verlebte, und auch geſtorben iſt. Die wenigen andern ſind entweder in den Händen von Privatleuten, oder nach England gewandert. Was ihn am meiſten karakteriſirt, iſt die Innigkeit und Gemüthlichkeit ſeines Karakterausdrucks, worin er wohl kaum übertroffen wird, und die plaſtiſche Arbeit ſeiner Werke, die ſich gleichſam über die Fläche erheben, und lebendig herauszutreten ſcheinen. Dieſes iſt z. B. in dem heil Joſeph, mit dem göttlichen Kinde im Arm, der Fall, welcher in dieſer Sakriſtei hängt, und auf obiges ganz beſonders paßt. Es iſt ein Gemälde von geringem Umfang, mit ſtarken Schattenwirkungen, in denen ſich überhaupt mehrere Spanier gefallen haben, und Spagnoletto, nach ſeinem Muſter Caravaggio, bis zur Ausſchweifung gegangen iſt. Bei Murillo ſcheint es mir indeß mehr die Schuld ſeiner Farben zu ſeyn, beſonders bei ſeinen frühern Gemälden, welche er in unbekannter Stille in Sevilla gearbeitet hat, und von denen die meiſten nach Indien gegangen ſind. Eine Anzahl derſelben verſchaffte ihm die Koſten zu ſeiner Reiſe nach Madrid, wo er unter Velasques ſtudierte, und in den vielen Meiſterwerken des Escurials zum erſtenmal die Kunſtvollendung erblickte, nach welcher er bisher in ſeines Oheims, Juan del Caſtillo Schule fruchtlos geſtrebt hatte. Wirklich machte er von nun an ſo gewaltige Fortſchritte, daß ſich Jedermann bei ſeiner Zurückkunft nach Sevilla wunderte, wie der gute Murillo, von dem bisher Niemand geſprochen hatte, auf einmal ein großer Maler geworden ſey.

Ich will nichts von ſeinen übrigen Werken ſagen, welche größtentheils in den verſchiedenen Klöſtern von Sevilla verbreitet ſind. Aber ich muß einen Fehler berichtigen, den verſchiedene Schriftſteller über die Kunſtgeſchichte, und unſer Landsmann, Sandrart, gleichfalls in Bezug auf ihn begangen haben. Sie laſſen ihn in ſeiner frühen Jugend nach Indien, und ſpäter nach Italien gehn. Nun iſt aber zuverläßig, *) daß er nie ſein Vaterland verlaſſen, und wohl kaum weiter, als nach Madrid gekommen iſt, welches diejenigen wundern muß, welche glauben, daß jeder Künſtler nothwendig ſich in Italien bilden müſſe. Vorzügliche Köpfe bedürfen weit geringerer Hülfsmittel, als andere, und im Escurial ſind Kunſtwerke der erſten Meiſter genug, um an ihnen zu lernen, und ſich zu begeiſtern. Wahr iſt indeß, was zu dem Gerücht ſeiner indiſchen Reiſe Veranlaſſung gegeben haben mag, daß die meiſten Arbeiten ſeiner frühern Periode, und auch ſein

---

*) Die Beweiſe hiervon hat Palomino, im 3. B. S. 622. in ſeinem Museo Pictorico (Madr. 1797. fol. 2te Ausg.) geführt.

Sohn, Joſeph Murillo, ein junger Mann von hohen Anlagen, der im frühen Alter ſtarb, nach Indien gegangen ſind.

Es iſt für die Guten immer ein Troſt, wenn ſie von vorzüglichen Köpfen Gutes vernehmen, indem ſeltene Vorzüge am leichteſten zu Verführungen leiten, und ein ausgebreiteter Ruhm oft das beſte Gemüth verunreinigt. Bei Murillo iſt dieſes nicht der Fall geweſen, und die fabelreiche Kunſtgeſchichte hat ſich enthalten, auf ſeinen Namen ſo viele Frivolitäten zu häufen, wie auf den von manchem andern braven Künſtler. Es iſt in dieſem Bezug nur Eine Stimme über ihn, welche ihn ſanft, beſcheiden, uneigennützig, dienſtfertig und fromm nennt, und es mag wohl zu ſeiner Ehre angeführt werden, daß er den Ruf an Karls II. Hof mit der Entſchuldigung ſeines Alters ausſchlug, und lieber auf dem Vaterboden ein Leben beſchließen wollte, daß er durch einen unglücklichen Fall im Jahr 1685 endigte.

6. Kunſthandel in Spanien, und namentlich in Madrid.

Die Engländer waren die erſten, welche auf ſpaniſche Kunſtwerke ſpekulirt haben. In neuern Zeiten iſt es ihnen von einigen Franzoſen nachgeahmt worden, und viel Vortreffliches ging damit für dieſes Land verloren. Allein es waren einſt ſchöne Zeiten für die Kunſt in Spanien, da mehrere ſeiner Könige, und beſonders König Philipp II. die vorzüglichſten Künſtler des Auslands zu ſich beriefen. Die großen Bauten, namentlich vom Eſcurial, wurden durch ſie verſchönert, und von da an ſcheint die Schätzung der Kunſt allgemein geworden zu ſeyn. Jedermann wollte Gemälde haben. Die Reichſten ſuchten ſie von den erſten Künſtlern zu erhalten; die Geringeren begnügten ſich mit Bildern der Andacht und heiliger Erinnerungen. Dieſes iſt beinah bis auf die neuere Zeit ſo geblieben, da ein veränderter Dekorationsgeſchmack der Zimmer die gegypſten, und tapetenartig bemalten Wände den damaſtnen Zeuzen und der blanken weißen Mauer verzog, welche man ſonſt durch Gemälde zu verſchönern pflegte. Gegenwärtig kann man daher ſagen, beſitzen nur noch die erſte und die letzte Klaſſe Gemälde; die erſte weil eine Gallerie zum Luxus und Alterthum eines großen Hauſes gehört; die zweite, weil ſie ſich ungern von dem heiligen Schmucke trennen mag, und ihn nicht wohl durch einen andern erſetzen kann.

Ich darf daher wohl behaupten, daß Spanien dasjenige Land iſt, in welchem die meiſten Malereien ſind. Jener frühern Kunſtſchätzung unter Philipp II. folgten unglücklichere Zeiten der Unkenntniß, und des ſchlechten Geſchmacks. Die beſten Gemälde wurden von den ſchlechtern kaum mehr unterſchieden, und ſo iſt es, wie überall, geſchehen, daß die erſten Kunſtwerke oft in Hände kamen, in welchen man keine Meiſterſtücke ſuchen ſollte. Wer daher Gelegenheit und Geduld genug hat, die Häuſer der Geringern zu durchlaufen, der darf gewiß ſeyn, daß er Vortreffliches um die allerniedrigſten Preiße finden wird.

Auſſer dieſer Kaufsweiſe gibt es noch eine ganz eigene, eine Art von Kunſtmarkt, welchen man wohl nirgends ſonſt finden dürfte.

Dieſer findet im Spätjahre ſtatt, wann die Meſſe in Madrid gehalten wird. Wer etwas zu verkaufen hat, ſtellt es um dieſe Zeit vor die Thüre ſeines Hauſes, da nun Gemälde bei den Meiſten zu den entbehrlichſten Dingen gehören, ſo ſchmücken dieſe hauptſächlich die Straſſen, und werden die Straßen von Madrid gleichſam zu einer großen Gallerie, in welcher ſich jeder nach Gefallen umſehen, und kaufen kann. Es läßt ſich erwarten, daß, wie das bei allen Ausſtellungen im Leben der Fall iſt, des Schlechten ſehr viel, und des Guten äuſſerſt wenig hier ſich zeigt; allein ein Kenner wird bei dieſer Gelegenheit dennoch manchem braven Gemälde begegnen, und wenn er Glück hat, zuweilen einen ſehr ſchönen Fund machen, wovon man die auffallendſten Beiſpiele hat. Daß man für eine Kleinigkeit das Beſte, wie das Schlechteſte, kauft, iſt eine Ähnlichkeit der Kunſtwelt weiter mit dem Leben.

In der Regel aber wendet man ſich an eine Art von Mäkler, welche ſich hauptſächlich mit Gemälden abgeben. Sie verſtehen gewöhnlich nichts von dieſen, und man gibt ihnen daher nur den Auftrag, 2 — 300 Gemälde zu kaufen, deren keines höher, als z. B. fünf Franks koſten darf. Da ſchaffen ſie denn in kurzer Zeit den nöthigen Vorrath herbei, den man natürlich ſichten muß, und wo man am Ende für das wenige Gute, was ſich findet, vielleicht viel zu theuer bezahlen muß. Dieſer Gemäldehandel iſt alſo eine Art von Glücksſpiel, bei welchem aller Kalkul vergeblich iſt. Wie man aber auch immer kauft, ſo kauft man in dieſem Punkt in Spanien wohlfeiler, als überall.

Dieß iſt auch bei andern Kaufweiſen der Fall. Die Exportation von Gemälden iſt indeß verboten, ob ſie ſich gleich wie alle andere Verbote in dieſem Land umgehen läßt.

7. Die Akademie von S. Fernando.

Dieſe Akademie trägt den Karakter aller andern öffentlichen Anſtalten in Spanien; d. h. die Regierung hat keine Koſten geſpart, um in einem würdigen Lokal einen reichen Vorrath alles deſſen aufzuſtellen, woran der angehende Künſtler ſich üben kann, wenn ihm die Natur das Talent nicht verſagt hat, und er Liebe zur Kunſt, und Fleiß genug beſitzt, getreulich auszubilden.

Man weiß, daß Akademien noch wenig große Künſtler hervorgebracht haben, und der Grund iſt wohl derſelbe, welcher die Ilias vor des Ariſtoteles Poetik erzeugte. Mittelmäßige Künſtler werden auf ihnen, ſo wie mittelmäßige, aber dabei brauchbarere, Gelehrte auf hohen Schulen gebildet; das Genie bedarf alles dieſes nicht. Die Welt iſt ſeine Schule; ſein Lehrer der ſcharfblickende, unermüdliche Geiſt, und der natürlich reine Geſchmack, und wenn es Vorbilder nöthig hat, ſo vermag ſie ihm ſelten die Akademie zu geben.

Dieß iſt immer mein Gedanke, wenn ich Schulen und Akademien ſehe. Aber ſie ſind mir um nicht minder ſchätzbar, da die recht brauchbaren Menſchen, deren der Staat ſo viele bedarf, nicht gerade Köpfe vom erſten Rang ſeyn müſſen; und die mittelmäßigen, welche es ſich mit ihrer Bildung ernſt ſeyn laſſen, häufig von größerem Nutzen ſind, als die vorzüglichſten Talente. Dieſe erſcheinen und verſchwinden, die Kometen, unerwartet, plötzlich am Firmament hervortretend, herrlich leuchtend, gefürchtet vom Aberglauben und Vorurtheil, aber aufmerkſam beobachtet von den Erfahrenern. Jenen iſt ihre Bahn genau vorgerechnet. Sie weichen keine Linie von derſelben ab, und bilden in einfacher Vereinigung den ſchönen Abendhimmel, deſſen Ordnung ſich noch kein Staat zu vergleichen würdig genug geweſen iſt

Glücklich die Kunſtakademie, welche unter den Verſuchen der Schüler große Werke der Meiſter aufgeſtellt hat, denen jene nacheifern ſollen. Nicht alle Staaten vermögen das, und manche haben nicht dafür geſorgt. Der Gemäldereichthum Cramens ließ dieſes Bedürfniß leicht befriedigen. Es hängen daher hier Arbeiten von Raphael, von Murillo, Spagnoletto, Luca Giordano und anderer großen Männer, von denen kein einziger in einer Akademie gebildet worden iſt.

Den erſten Rang geſtattet man hier einer Venus von Tizian welche mich, ſo wie ſeine meiſten Gemälde dieſes Gegenſtands, nicht befriedigt hat. Man hätte ſie auf ſeiner Staffelei mit allem neuen Farbenreiz ſehen, ſtatt dieſem ſich an dieſer Stelle das gelbliche Kolorit denken zu müſſen. Denn ſchöne Farben ſind das erſte Erforderniß der Malerei, und wenn ſie einſt da waren, ſo ſind ſie es heut zu Tag nicht mehr immer.

Sollte ich mich hier noch deutlicher ausſprechen müſſen, um nicht in den Verdacht einer groben Kunſtketzerei zu fallen? Nein; mein Tadel bezieht ſich ja nur auf die Stelle dieſes Gemäldes in einer Kunſtſchule, wo man in den

Vorbildern, wo möglich, alle Vorzüge vereinigen muß; und ich habe, ſelbſt in Madrid, manche Gemälde von **Tizian** geſehen, deren Farben der Zeit kräftig widerſtanden haben.

Verſchiedene Madonnen von **Murillo** und **Velasquez** tragen einen ganz eigenen Karakter, und ſcheinen nicht aus der Tiefe des kindlichen Gemüths hervorgegangen zu ſeyn, wie die der italieniſchen Schulen. Dieſen iſt unter allen ſpaniſchen Malern **Pedro Nunez** am Nächſten gekommen, von welchem ich Werke der Art geſehen habe, bei denen man, wie bei der heil. Familie im Luxenburg zu Paris, anſteht, ob man ſie nicht, ſtatt dem **Andreas del Sarte**, **Raphaeln** ſelbſt zuſchreiben ſoll. Auch hat **Nunez** ſeine Schule in Italien gemacht, welches nicht allen ſpaniſchen Meiſtern geglückt iſt — wenn man es anders für ein Glück halten darf, daß eine Nation ſich nicht allein aus eigenen Kräften bildet.

Indeß kontraſtiren ſie ſtark mit einer heiligen Familie von **Luca Giordano**, deſſen kühner Geiſt ſich nicht in den Schranken der Gemüthlichkeit zu halten vermochte. Er iſt in ſo fern zu einem Vorbild untauglich, indem die wilde Originalität in der Nachahmung nur zu abgeſchmackter Abentheuerlichkeit führt, und die Nachahmung gewöhnlich der Fehler iſt, in welchen die Menſchen in ihrem Nachſtreben nach Vorbildern verfallen.

So viel kann genug ſeyn von den ältern, hier vorhandenen Gemälden. Unter den übrigen bleibe ich zuerſt vor dem Bildniß unſers Mengs ſtehen, den wir aus Armuth nicht zu behalten vermochten. Er hat es ſelbſt gemalt, und auch ohne dieſen Vorzug iſt es eines der beſten Portraits, die ich von ihm geſehen habe. Welche Wahrheit im Ausdruck! Welche Schönheit der Farben! Und da er nur ſich ſelbſt zu malen hatte, konnte er der galonirten Röcke und Ordensbänder entbehren, die ſeinen übrigen Portraiten in Spanien nie fehlen durften.

Die meiſten Säle ſind mit den Preisarbeiten angehender Künſtler ausgeziert. Sie wechen in ſo fern eine unangenehme Wirkung, weil nichts unerträglicher iſt, als das Schlechte in den ſchönen Künſten. Die Meiſten ſind Kopien nach bekannten Gemälden, und ich bemerkte beſonders viele von Raphaels Madonna della Seggiota, an welcher ſich ſchon ſo viele Künſtler umſonſt verſucht haben. Warum aber läßt man ſie ſich nicht lieber in Zeichnungen, und nachher in eigenen Kompoſitionen ſich üben? Dieſen Grundſatz ſcheint man in neuern Zeiten angenommen, und ſich hauptſächlich auf Gegenſtände aus der vaterländiſchen Geſchichte eingeſchränkt zu haben, an denen der ſpaniſche Nationalhochmuth ſich am leichteſten begeiſtert.

Eines der beſſern Gemälde der Schüler dieſer Akademie iſt von dem noch lebenden Spanier, Maella. Es iſt eine Dido, welche eben den Holzſtoß beſteigt. Der Menge muß dieſes Werk höchlichſt gefallen; denn es ſcheint nicht in Rom, wie das wirklich der Fall war, ſondern in einer kleinen Stadt verfertigt zu ſeyn, wo man, ohne allen Begriff von Poeſie und kühner Leidenſchaft, eine Handlung der Art zum Gegenſtand des Kaffeeklatſchens macht. Würdig könnt' ich das Bild der Dido nennen; aber niedrig den Geiſt, der die übrigen Perſonen erſann. Freilich wohl mochte Dido's Kammermädchen Thränen vergeſſen haben; denn die Bedienten fürſtlicher Perſonen wiſſen nur zu gut, warum ſie ihnen, auch ohne alle Liebe, nachweinen. Wäre Karthago Krahwinkel geweſen, ſo hätte es der Leute genug gegeben, welche die Königin eine Närrin genannt hätten, daß ſie ihren Liebesſchmerz nicht anders, als in den Flammen, kühlen konnte. Das aber war die Anſicht dieſes Künſtlers, wie der höhnende, niedrige Ausdruck der Verwunderung in mehrern Köpfen der Umſtehenden beweiſt. Dadurch iſt aber auch dieſes Gemälde zu einer widrigen Karrikatur geworden, welche nur denen gefallen kann, die lieber eine Parodie, als ein ſchönes Original leſen mögen.

Man kann nicht genug vor dergleichen Profanationen des Heiligthums der Kunſt und Poeſie warnen, die oft an den ſchönſten Talenten durch völlige Verworfenheit gerächt werden Welche einzelne Vorzüge dieſes Gemälde auch haben mag; der ganze Gedanke deſſelben ſtammt aus dem Staube, und hätte ſich lieber in der ihm verwandten, Sphäre halten mögen, um, wie die Flamänder, etwas in ſeiner Art Gutes, hervorzubringen.

Nur bei den Alten ſind Bildhauerei und Malerei gleichen Schrittes, und erſtere höchſt wahrſcheinlich dieſer vorangegangen. Bei den Neuern war der Fall umgekehrt, welches in verſchiedenen Umſtänden gegründet iſt. Vor allen Dingen reicht der Kreis der modernen Kunſtwelt der Bildhauerei keine Gegenſtände. Sie muß ſie in der des Alterthums holen, und bewegt ſich daher nur mit Schwierigkeit in einer von dem Geiſte der Zeiten ſo verſchiedenen, Sphäre. Sie muß ſich ferner an das Nackte halten, wozu es ihr bei unſerer heutigen Lebens- und Kleidungsweiſe eben ſo ſehr an ſchönen Vorbildern in der Natur, als an der Vertraulichkeit mit derſelben fehlen muß. Dies ſind die zween Hauptgründe, welche der modernen Bildhauerkunſt unaufhörlich entgegenſtreben, und durch die Muſter der Antiken nicht völlig erſetzt werden können. Eine Kunſtakademie ſetzt indeß in dieſe ihr vorzüglichſtes Hülfsmittel, und da muß ich geſtehn, daß dieſe Anſtalt einen Vorrath von Gypsabgüſſen aufzuweiſen hat, wie wenige andre. Es fehlt hier auch ganz und gar nichts, als größerer Raum, um ſie gehörig aufzuſtellen, und wohl hauptſächlich ein beſſerer Geſchmack der Lehrer. Die vielen Basreliefs ſind in dem Algardiſchen Style gearbeitet, der ſich durch Überſchreitung der Gränzen dieſes Fachs einen vorübergehenden Beifall erwerben, aber nicht bei der Nachwelt behaupten konnte. Die Statuen enthalten meiſt heilige Gegenſtände, Szenen und Perſonen, welche ſich mit dem freiem Geiſt der Bildhauerkunſt nicht vertragen. Nur ein Werk unterſcheidet ſich unter dieſen Arbeiten, allein es wurde nicht in Madrid, ſondern in Paris verfertigt. Es iſt eine Statue des Ganymed von dem hoffnungsvollen Alvarez, welcher gegenwärtig in

Rom iſt. Dieſer junge Mann wird zuverläſſig dereinſt die Ehre ſeines Vaterlands in der Bildhauerei retten; aber wie mag es ihm zu Muth werden, wenn er bei ſeiner Rückkehr mitten unter dieſe Puppenkäſtchen hineintritt, und ſogar im Saal der Antiken Gypsabgüſſe, zween öffentliche Stäuper, in Lebensgröße und nach der Natur bemalt, aufgeſtellt findet? Die ſchöne antike Venus, der nur **Winkelmanns** Lob zum Ruhme der Venus von Medicis fehlt, wird ihn kaum tröſten können. Er wird traurig in das Bibliothekzimmer hinaustreten, die Zeichnungen von **Murillo**, **Zurbaran**, **Ribalta** und **Ribera** herausnehmen, und dieſe fragen: ob er ſeinen Augen trauen dürfe.

8. Das Naturalien-Kabinet.

So heißt eine ſehr merkwürdige Sammlung, welche in demſelben Gebäude aufbewahrt wird, das die Akademie der bildenden Künſte enthält. Man hätte ſie füglicher ein Raritätenkabinet nennen ſollen, indem ſie beinah nur Seltenheiten, und zwar nicht blos aus der Naturgeſchichte, ſondern auch aus dem Induſtrieweſen und der Technologie aufweiſt.

Es iſt aber hier nicht die Rede von Kartenhäuſern, welche, ſtatt aus Brüßler Spitzen zuſammengenäht, von Holz geſchnitzt ſind, auch nicht von Schlöſſern, die nur derjenige öffnet, ſo den Schlüſſel dazu hat, ſondern von ſolchen Stücken, welche die große Künſtlerin Natur ſelbſt nur in geringer Anzahl hervorbringt, und darum ſorgfältig in ihren Schoos verbirgt, oder die von kühnen Seefahrern aus fernen Ländern hergebracht ſind, oder aus einer längſt verſchwundenen Zeit ſich mühſam erhalten haben, oder von Völkern ſtammen, denen wir, weil ſie ihre Kriege nicht mit Kanonen führen, auch ſonſt nichts Vernünftiges zutrauen wollen.

Was kann man Herrlicheres ſehen, als die Sammlung der todten Thiere in dem Jardin des plantes von Paris? Wer in dieſem oft und aufmerkſam herumgewandelt iſt, findet daher in dieſem Zweige, ſelbſt das ungeheure Mamuthgerippe nicht ausgeſchloſſen, zu Madrid wenig mehr, das für ihn den Reiz der Neuheit haben könnte. Deſto größer wird aber ſeine Befriedigung in der Mineralienſammlung ſeyn. Ich verſtehe mich auf dieſes Fach freilich nur, wie die Frauen auf die Demanten, ich weiß, wenn ſie ſchön ſind, und das iſt Alles. Aber was gehört denn auch für Kenntniß dazu, um einen mehrere Fauſte großen Goldblock zu bewundern, der gerade ſo, wie er iſt, gediegen in Peru gefunden wurde, und unter den erſten Schätzen war, welche die ſpaniſchen Eroberer einſt aus dem neuen Welttheil nach Hauſe ſandten? Daß man Jedem dieſes Stück zuerſt zeigt, iſt ganz natürlich; aber ich konnte es auch gar nicht auffallend finden, als ich in Tagen, da die ſtürmiſche Zeit und der blutige Haß Extremen erwarten ließ, von möglicher Plünderung dieſer Sammlung, und von Planen auf dieſe Seltenheit ſprechen hörte.

Mich zogen mehr die herrlichen Kryſtalle in tauſend Formen und Farben an, als der todte Schatz. Was iſt das Gold, wenn es der Kunſtfleiß nicht in unzählige Geſtalten verwandelt, oder wenn es nicht in blanken Scheiben da liegt, und zum Sinnbild alles deſſen werden kann, was irgend veräußerlich und veränderlich iſt? Aber an dieſen herrlichen Kryſtallen iſt nichts zu ändern. Schleift ihr ſie zu Geräthen, ſo übertreffen ſie nur das Glas, und ſind trübe neben dem Brillanten. Aber ſo wie die Natur dieſen und die Kryſtalle ſchafft, ſind letztere unendlich ſchöner. Jene habt ihr erſt mit blutigem Schweiße dem Licht zu öffnen; dieſe ſind kleine Tempel, welche ſich die Natur ſelbſt erbaut, und die nur Ein Lichtſtrahl zu treffen braucht, auf daß das ganze Gebäude in tauſend Lichtern ſchimmert.

Unter den herrlichen Steinen mag man ſich der Schilderungen erinnern, welche die orientaliſchen Mährchen von den Palläſten ihrer Göttinnen, und von der Pracht machen, worin Salomo's Sarg ruht. Da baut man ſich gerne den Tempel auf, den noch kein Auge geſehen, deſſen amethyſthene Säulen auf Mauren von Granatſtein zu Kapitalern von Rubin aufſteigen. Die Kuppel wölbt ſich in Einer Laſurmaſſe zuſammen. Der Fuß wandelt auf einem Grunde von Sapphir, und in der Mitte ſchwebt die große Demantkugel, von welcher alles Licht über die ganze Rotunda ausſtrahlt. Wer weiß, wo dieſer Tempel ſteht? — Iſt er nicht gegründet im Mittelpunkte der Erde, ſo müßt ihr ihn entweder in euch ſelbſt finden, oder in Elderado aufſuchen.

Alles, was hier iſt, kommt aus den ungeheuren Beſitzungen von Spanien. Aber nicht blos aus dem neuen Welttheil und ſeinen langen unangetaſteten Schätzen ſtammen dieſe herrlichen Reichthümer, auch das alte Land von Spanien brauchte nur die Vorräthe zu öffnen, welche ſich oft von ſelbſt hervorarbeiten. Ich will nichts ſagen von dem ſchönſten Granatſtein, den ich je geſehen; aber ich möchte auch den Farbenreichthum zeigen können, welcher über die 213 verſchiedene Marmor, Alabaſter und Granitarten ausgegoſſen iſt, die hier in großen Tafeln aufbewahrt werden *). Der Alabaſter von Aracena

---

*) Vielleicht iſt es einem oder dem andern meiner Leſer willkommen, das Verzeichniß derſelben zu kennen, wie ich es mit Eile in der Sammlung ſelbſt machen konnte. Die Zahlen, welche vor den Namen der Orte ſtehen, an denen ſie gebrochen werden können, zeigen die verſchiedenen Gattungen, welche an Einem derſelben oft vereinigt ſind. Orio; Manaria; 3. Loyola; Hernani; Jernica; Villares; Marchante; Torrente; S. Felipe; Orquera; 2. Onda; 2. Maquera; 2. Marviedro; Llanos de la Romana; Liria; Cantera de Torris; Revillaroche; Portaceli; Callosa de Ensarria; Calix; 2. Aspe; 2. Naquera; 5. Urda; S. Vicente; de P. Munnoz; 2 S. Pablo; Montes claros; 4. Castannar; 5. Consuegra; 9. Espejon in Soria; Villa Castin; S. Lorenzo; Espisdo; Moron; La Sepa; Rengel; Sevilla; 5. Aracena; 19. Tarragona; Gerona; Santander; Ricla; 2. Al-

und Lucena darf ſich mit dem ſchönſten orientaliſchen Alabaſter meſſen. Die meiſten Porphyrs

---

borton; Montalvan; 2.Fonfria; Coin; 5. Lanjaron; 7. Malaga; 3. Mijas; 4 Campo de Dalias; S. Juan; Berja; Atalaya; Gualebosa; Guadix; Illora; Inayos; 3. Loxa; 2. Machaël; Nival; Restabal; Riogenil; Ronda; Elvira; Sierra de Elvira; 3. Tabernas; Epila; Calatrao; Alcaga; 2. Albalate; 3. Tortosa; 4. Lucena; 2. Cabra; 6. Sierra de Cordoba; Valle de Luque; 2. Bonichas; La Sierra; Cotillas; 2. Saceda tras Sierras; Saceda; Torronleras; Badajoz; 4. Almeria; Araceli; Velez blanco; Velez rubio; 2. Cogollado; Siguenza; 4. Urca de Leon; Rengos; Cueta; 2. Monte mal paso; Monte de la Reguesa; Piedra fina; 2. Casa de Bosconés; S. Agustin; 2. Roblido de Chavela; Arganda; Valdilecha; Navacorrada; 7. Solana; 3. Villamayor; Toboso; Alataya; Cantera del Lugar; Sierra de Quipar; Villa-Logo; Montes Pireneos; 3. Val de Molinos. — Diejenigen, deren und Granite der Alten ſind hier zu finden, und es gibt nicht wenige darunter, welche man wohl nirgends ſonſt antreffen dürfte, oder wenigſtens noch nirgends, als hier, geſehen hat. Welch eine reiche Quelle von Kunſtfleiß liegt noch in dieſem Zweige verborgen, und ſollte nicht die Zeit kommen, wo die Völker, durch ihre ewigen Kriege ermüdet, blos an Friedenskünſten ihre Kräfte üben, und, den bisherigen Flitterpracht verachtend, alle ihre öffentlichen Denkmale aus den daurendſten und ſchönſten Steinen erbauen? Aber dann kann Spanien auch ſeiner Kolonien entbehren. Steine werden ſich ihm leichter, als Geld, in Brod verwandeln. Das ſaure Geſchäft wird mehr Ruhe und Frieden verbreiten, als alles Gold von Peru, und dieſes iſt alsdann vielleicht dahin gekommen, wo es von ſeiner ehemaligen Gebieterin die Materialien zu ſeinen Freiheitstempeln kauft.

Namen gedehnt ſind, ſind in meinen Augen die ſchönſten darunter.

O wie falſch ſind die Vorſtellungen, die wir uns oft in unſrer europäiſchen Selbſtgefälligkeit von den Völkern andrer Welttheile und andrer Zeiten machen! Freilich haben wir den guten Peruanern unſer Mitleid nie verſagen können, aber wir fingen erſt ſpät an, zu glauben, daß neben der Geringſchätzung des Metalls, für welches man ihnen Chriſtenthum und Sklaverei gegeben hat, auch Kunſtfleiß und andere Bildung unter ihnen geherrſcht habe. Jene Eroberer hatten dafür keinen Sinn. Abentheurern iſt es um etwas ganz anders zu thun, als was der häuslich ſtille Frieden eines Volks herverbringt. Erſt nachdem die Minen nur noch den Fleiß, und nicht mehr die Gewalt lohnten, fing man an, nach andrem zu fragen, und wenn die Habſucht die Gräber durchwühlt hatte, ſo ſtieß ſie doch auch zuweilen, neben den goldnen Ringen, auf einfacheres Geräthe, welches die Frucht des mühſamen Kunſtfleißes iſt. So finden ſich hier verſchiedene peruaniſche Kleidungsſtücke, die man aus Gräbern hervorgezogen hat. Unerachtet ſie zum wenigſten 400 Jahre unter der Erde gelegen hatten, ſo iſt doch Farbe und Stoff ganz vortrefflich erhalten, und ſowohl in erſterer, als in der Feinheit des Gewebes, ſo viel Raffinement ſichtbar, daß man in dieſen verwandten Arbeiten dem europäiſchen Kunſtfleiß keinen Vorzug zugeſtehen möchte. Das Nämliche iſt bei den Arbeiten in Gold der Fall, welche man von den Mauren gefunden hat. Es ſind Armringe, Nadeln und anderes ähnliches Geſchmeide, wahrſcheinlich größtentheils von Frauen, und zum Theil mit edlen Steinen beſezt. Auch dieſe ſchöne, geiſtvolle Nation hat der ſpaniſche Fanatismus unterdrückt. Sie waren die arbeitſamſten, ruhigſten Bürger; reich an Wiſſenſchaften, Künſten und Tugenden. Von alle dem hatten die Spanier nur blutwenig; dafür hatten ſie aber Chriſtenthum, und das war ſchon genug, den feingeſitteten Mauren den Vertilgungskrieg anzukündigen. Sie erlagen, weil die zarten duftenden Südblüthen den Nordwinden nie widerſtehen können; aber auch ſelbſt den rohen Sieger umſtrickte der Beſiegte mit ſeinen Sitten, gab ihm die ritterliche Galanterie, und noch heut zu Tag drehen ſich die lieblichſten Dichtungen der Spanier um die Gefilde von Grenada, und mauriſche Lebensverhältniſſe herum, es wird mancher ſarazeniſche Held, der in Afrika vergeſſen iſt, noch in ſpaniſchen Romanzen beſungen.

Wie widerlich iſt dagegen Alles, was hier von chineſiſchen Koſtüms, Gemälden und Kunſtarbeiten aufbewahrt wird! Alles iſt hier Marionettenwelt, welche durch das Herkommen bewegt wird, und ſelbſt die Spitzbuberei iſt nicht in der kindiſchen Begehrlichkeit der Naturmenſchen, oder in einzelnen hervortretenden Leidenſchaften gegründet; ſondern ein Nationalzug, der unverwiſchbar iſt, wie der Karakter ihrer Nationalphyſiognomie. Es iſt ein Volk, das ſeit einem Jahrtauſend ſtille ſteht, dem der lange Frieden noch ſchlechter bekommen iſt, als den Europäern ihre ewigen Kriege, das in ſeiner Eitelkeit ſo untergegangen iſt, daß ihm nur eine drückende Unterjochung noch zu einiger Selbſtkenntniß verhelfen kann.

Abgeſehen von dieſen Betrachtungen aber, ſo iſt unter dieſen chineſiſchen Seltenheiten ſehr Vieles der Aufmerkſamkeit werth. Man kann hier ſehen, wie der Kunſtfleiß mit den eigentlich ſchönen Künſten und mit der Menſchenbildung nie gleichen Schrittes läuft, und leztere ſtille ſtehen müſſen, wenn ſich der erſte mächtig vorwärts bewegt. Auch wird man bemerken, wie die beſtimmten Standeskoſtüms in vielen Künſten das Stilleſtehen bewirken, ſo wie zu beſtimmte politiſche Formen die freie Bewegung der Geiſter hemmen; kurz, daß die Menſchen überall, je näher ſie dem Ziele rucken, auch zugleich dem Zurückſinken immer näher kommen.

Ich würde nicht enden, wenn ich alles Einzelne aufzählen wollte. Indeß muß ich doch noch auf einige Merkwürdigkeiten aufmerkſam machen. Die Vorzüglichſte darunter iſt ein vollſtändiges Tafelſervice aus lauter koſtbaren Steinen. Hier ſind Schaalen von den ſchönſten

Agathen, Pokale von Topaſen und Chalcedons, alle kunſtreich und geſchmackvoll in Gold gefaßt, und mit antiken Kameen ausgeſchmückt. Das nenn' ich ächten Luxus! Unſre ſchönſten Porzelainarbeiten ſind Künſteleien neben dieſen Gefäßen, und wenn es ſich bei uns zuweilen von reinem Golde findet, ſo iſt dies ſchwerfällig, und dennoch nie ſo koſtbar, wie dergleichen Arbeiten. Man ſagte mir, daß dieß Alles noch von Karln V. herkomme. Aber woher hatte er es? Wurde damals in dieſem Fache gearbeitet, oder iſt Alles noch aus der Römer Zeiten übrig, wie man aus den ſchönen Formen ſchlieſſen möchte? Aber in den Schatzkammern der meiſten europäiſchen Fürſten findet man ähnliche Kunſtwerke, und es iſt doch kaum denkbar, daß ſo viele, leicht zerbrechliche, Dinge ſich unter den Trümmern erhalten haben. Nirgends hingegen hab' ich dieſe Geräthe vollſtändiger geſehen, als hier.

Bemerkenswerth ſodann iſt eine Sammlung von Gemälden, die in neuern Zeiten in Peru und in Mexiko gemacht worden ſind. Die erſtere enthalten alle Abſtufungen der Menſchengeſtalten und Menſchenfärbungen, wie ſie durch die Vermiſchung der verſchiedenen Racen, und ihrer Abarten entſtehen. Die Letztere ſind Szenen aus der Eroberung von Amerika mit vieler Treuherzigkeit und wohl größerer Wahrheit den Spaniern zu ihrer Schande vorgehalten, als es durch Garcilasso de la Vega geſchehen iſt. Sie verdienten in Kupfer geſtochen zu werden; ſo wie überhaupt ein raiſonnirender Katalog dieſer Sammlung mit bildlichen Darſtellungen gewiß ein höchſt intereſſantes Werk ſeyn würde.

9. Puerta del Sol.

So heißt einer der kleinſten und unregelmäßigſten Plätze von Madrid. Dafür iſt er aber der berühmteſte, und das mag ihn wohl für dieſe Mängel tröſten. Wenigſtens würde das bei den meiſten Menſchen ausreichen.

Warum man ihn Sonnenthor genannt

hat, weiß ich nicht. Vielleicht weil er den Strahlen der Sonne den größten Theil des Tags über ausgeſetzt iſt. Das ſcheint aber ſehr unwahrſcheinlich, wenn man ihn beinah von Morgends bis Abends, ſelbſt mitten im Sommer, von einer Menge Müßiggänger bedeckt ſieht, die, um ja recht warm zu haben, in dicke Mäntel gehüllt ſind.

Wo viele Müßiggänger ſind, da gibt es auch viele Intriguen, und man kann vielleicht behaupten, daß die meiſten, welche in Madrid angeſponnen werden, einige ihrer Szenen auf dieſem Platze ſpielen müſſen. Denn um ja immer gehörig à jour zu ſeyn, ermangelt ein Frauenzimmer nicht leicht, täglich wenigſtens einmal hier vorüber zu gehn.

Dieß iſt meiſt der Fall, wenn ſie zur Meſſe geht. Sucht ſie Jemand, der ihr gefalle, und dem ſie gefällt, ſo findet ſie ihn ohne Zweifel hier. Entweder iſt ſie auf dem Wege zur Meſſe, oder ſie kommt von daher zurück, und begibt ſich nach Hauſe. In beiden Fällen wird ſie von dem Glücklichen verfolgt. In dem erſtern hört er ſeine Meſſe mit ihr, kniet ſich ihr gerade gegenüber, und heftet den Blick unaufhörlich auf ſie. Verläßt ſie die Kirche, ſo ſchleicht er ihr in einiger Entfernung nach. Sie kehrt ſich unter ihrer Hausthüre noch nach ihm um. Was will er mehr, als das? Die nächſte Nacht hört ſie klagende Liebestöne unter dem Fenſter. Den folgenden Morgen harrt er auf ſie auf dem Sonnenplatz. Wer in Spanien gefallen hat, ſchmachtet nicht lange. In Kurzem ſtehen die Sachen ſo, daß er ſie hier nur erwartet, um von ihr ein Zeichen zu erhalten, oder ihr an den Ort nachzufolgen, wo ſie ſich ohne Zeugen ſprechen können.

Nun ſind aber freilich nicht Alle, nicht immer ſo glücklich, einen Grund der Art zu haben, um nach Puerta del Sol zu gehn. Allein für dieſe iſt hier andre Unterhaltung. Entweder ſind ſie elegante Herrchen, und da iſt dieſer Ort der glänzendſte Schauplatz, ſich in einem neuen Anzug ſehen zu laſſen. Oder ſie wiſſen überhaupt nicht, was ſie mit dem läſtigen Ding, Zeit genannt, anfangen ſollen, und da finden ſie doch Andre ihres Gleichen, welche ſich in der nemlichen Verlegenheit befinden. Auf jeden Fall hören ſie hier die Stadt und Weltneuigkeiten, geben ihre Bemerkungen darüber mit Beſcheidenheit oder Anmaſſung von ſich, und ſammelten ſich neulich immer in großen Haufen hier, um die Zeitung zu leſen, weil es ihnen einmal eingefallen war, daß auſſer Spanien ſie doch auch noch andre Länder intereſſiren könnten.

Von hier aus verbreiteten ſich zuerſt die vielen falſchen Gerüchte und Anſichten, welche Spanien in Flammen geſetzt haben. Hier wurden die Zeitungen und die übertriebenen Nachrichten von den Siegen der Inſurgenten verſchlungen. Hier wurde das künftige Schickſal des Staats von Müßiggängern beſtimmt, zuweilen ein großer Gedanke von einem kleinen Menſchen ausgeſprochen, und das Wichtigſte, was einer Nation geſchehen kann, von Leuten eröffnet, die ſich politiſche Ereigniſſe, wie Liedesgeſchichten, vorſtellen, und alles geleiſtet haben, wenn ſie ſich für jene auf die nemliche Weiſe intereſſiren, wie für dieſe.

10. Klima von Madrid.

Die Lage der Stadt in einer großen Ebene, deren ganze nördliche Seite durch hohe Gebirge begränzt iſt, und die ſich nur gegen Süden in eine ungeheure Pläne eröffnet, läßt keine, ſich nur etwas gleich bleibende, Temperatur erwarten. Wo man, wie es mir in Madrid ergangen iſt, gegen Ende Mai's noch mit bloßen Augen Schneeberge ſehen kann, braucht ſich der Wind nur zu ändern, um in einem Augenblicke die Luft von der glühendſten Erhitzung zu einer höchſt beſchwerlichen Kühlung umzuſetzen.

Das hab' ich ſogar noch in der Mitte des Juni in Madrid erfahren. Ein einziges Gewitter brachte mit einemmale ſo kalte Tage, daß wir den Kamin angezündet, wenn wir einen gehabt hätten. Dabei wehte ein ſchneidender Wind, war der Himmel mit trüben Wolken bedeckt, und ſah überhaupt Alles ſo recht herbſtlich aus. Dafür iſt aber der Januar oft ſo mild, wie der gelindeſte Frühling, der Herbſt heiß, wie der brennendſte Sommer, und der Winter, wenn es nicht regnet, manchmal freundlich, gleich dem ſchönſten Lenze im Norden.

Das hat nun ſehr viel Angenehmes für die, welche bei einer guten Geſundheit alle Mittel beſitzen, ſie zu erhalten. Den Andern, und Unvorſichtigen überhaupt wird das Klima ſehr verderblich. Weſſen Bruſt nicht ſtark genug iſt, der ſinkt bald dahin. Viele leiden an Verkältungen, und beſonders an einer eignen Art von Kolik, welche oft höchſt gefährlich wird.

11. St. Prado.

In der Vertiefung, welche auf der öſtlichen Seite von Madrid durch den Hügel, worauf der buen Retiro ſteht, und von der ganzen Höhe, auf der die Stadt ſelbſt liegt, gebildet wird, dehnt ſich dieſer ſchöne Spaziergang der Länge nach von einem Thor zum andern. Ungefähr in ſeiner Mitte nimmt er in einem anſehnlichen freien Platze die Straße Alcala auf, die ihn durchſchneidet, und in gerader Linie ſich zu dem Thore erhebt, welches gleichen Namen führt.

Auf der Mitte dieſes Platzes iſt wirklich ein herrlicher Augenpunkt. Genanntes Thor hat die Form eines Triumpfbogens und ſteht gleichfalls etwas auf der Höhe. Ihm gegenüber ſteigt die ungeheuer breite Alkala Straße in die Stadt hinauf. Zu beiden Seiten öffnen ſich dem Blicke die ſchönen Lindenalleen, und verbergen die Hintergründe, welche der Anſicht nicht ganz würdig ſein könnten.

Auf allen Seiten ziehen ſich Linien herrlicher Bäume um den Hauptplatz des Prado. Bald ſind es breite Straßen, auf denen ſich die Wagen in doppelter Reihe auf und ab bewegen, bald engere Alleen für die Fußgänger, wo den ganzen Tag Schatten iſt, eine Menge bequemer Sitze zur Ruhe einladen, und die Nähe vieler hochſprudelnder Fontänen das Ganze unendlich verſchönern.

Mir war es hier zur Zeit, da die Linden blühten, immer am liebſten. Man ſah dann wenige Menſchen und ſelten einen Wagen. Mit den herrlichen Lindenblüthengerüchen vereinigten ſich die balſamiſchen Orangendüfte, die der leichte Morgenwind von buen Retiro herabführte. Ich ſetzte mich dann mit einem Buch in der Hand auf den Rand einer Fontäne, und vergaß der gefahrvollen Zeit, welche dieſen ſtillen Naturgenuß nicht immer für ſicher hielt.

Wie ganz anders aber war es Abends, wenn die großen Alleen mit Wagen bedeckt, die kleinern und der freie Platz mit Menſchen gefüllt waren! Es kam einem alles ſo fremd vor. Dieſe altväteriſchen Equipagen, mit Maulthieren beſpannt, von einem fantaſtiſch angekleideten Kutſcher auf dem Sattel geleitet, und hinten mit Bedienten bedeckt. Zwiſchen durch die Männer in großen dunklen Mänteln. Die reizenden Frauen in ihrer ſchwarzen Nationaltracht. Eine Menge von Bettlern, Kupplerinnen und Freudenmädchen; und unter dieſen die Knaben mit brennenden Lunten: Fuego! Caballaros, fuego, fuego de Paris! ſchreiend, oder aus kleinen Körbchen Gläſer friſchen Waſſers unter ähnlichen Einladungen anbietend. Über all' dieſes ſchwere Staubwolken wogend, die ſich oft mitten auf dem Platz, wo ſich die Winde beinah in der Richtung der Himmelsgegenden faßten, in eine ungeheure trübe Colonne bildeten, zum Himmel auf drehten, und in Einem Nu zerplatzten. Oder, wie ich es ein andersmal geſehen habe, wo ſich eine Feuersbrunſt hinter den Bäumen nur in der fürchterlichen Glut am Horizonte malte; oder wenn alles ſtill und ruhig war, kein fröhlicher Laut gehört ward, und der Mond klar am Himmel ſtehend das Ganze beleuchtete.

Unter ſo mannichfaltigen Veränderungen habe ich dieſen Spaziergang oft geſehen. Ich wohnte ganz in ſeiner Nähe, und mußte unter den drückenden Verhältniſſen der Zeitumſtände beinah all' meine Erholung dort allein ſuchen. Aber wehmüthig wurd' ich, als ich neben den herrlichen Bäumen Schanzen aufführen, und mit Kanonen bedecken ſah. Ich muß geſtehen, es that mir weher um die unſchuldigen Bäume, als um die bedrohten Menſchen, welche die Zeit, in der ſie lebten, ſo gänzlich mißverſtanden, und im Grunde nicht recht wußten was ſie wollten.

12. Die Spanierinnen.

Es iſt nicht ganz leicht, mit Unpartheilichkeit über das ſchöne Geſchlecht zu reden. Die meiſten ſehen es nach ihren eigenen Erfahrungen an, und da Glück und Zufalle ſo viel auf dieſe einwirken, ſo iſt es kein Wunder, wenn die Meinungen im höchſten Grade verſchieden ſind.

Wer daher in Spanien geliebt hat, und deſſen Liebe noch nicht erkaltet iſt, ich glaube nicht, daß er anders als mit Begeiſterung von den Frauen dieſes Landes reden kann. Welche ſüſſe Anmuth, die die Ruhe und die Liebe beglückte Zufriedenheit über ſie ausbreitet, ausſtrahlend aus einem Herzen, das in ſo furchtbarer Glut emporlodern kann! Welche zärtlich ſchwimmenden Blicke in dem Auge, das in Eiferſucht Funken zu ſprühen vermag, in Haß und Erbitterung zu zernichten droht! Das macht dieſe Weiber des Südens ſo unwiderſtehlich hinreiſſend, aber ſättiget auch ſo frühe den Mann, der im Umgang mit dem andern Geſchlecht nur ſeine Erholung ſucht. Nur unter ihnen konnte die Bacchusfeier der Mänaden entſtehn; aber wer nicht raſen kann, wie ſie, der bleibe ihnen ja Ferne!

Ich will nicht weiter reden von ihrem Karakter, von ihrer Leidenſchaftlichkeit, ihrer Treue u. ſ. w. indem ich nicht lange genug in Spanien geweſen bin, um etwas Neues darüber zu ſagen. Nur das wiederhohle ich, daß die Spanierinnen an ſchöner Rundung der Formen und hohem Anſtand wohl ihres Gleichen in Europa nicht finden dürften. Ihre ganze würdige Haltung deutet den Karakter ihrer Liebesverhältniſſe an. Sie wollen nicht erobert werden, ſondern erobern; nicht beherrſcht werden, ſondern herrſchen; ſie geben viel, und Alles und ſchnell, und erwarten dafür eine Reſignation, für die kein Opfer zu ſchwer iſt, als das ihrer eigenen Liebe.

13. Spaziergang an dem Manzanares.

Der Fluß Manzanares iſt im Sommer ein höchſt unbedeutender Bach, über welchen man beinah zu Fuße gehen kann. Hat man ihn nie anders, als um dieſe Zeit geſehen, ſo erſcheint die große Brücke von Toledo das überflüſſige Werk ſchlecht angewandter Prachtliebe, und am Ende wohl gar nur erbaut, um die Ausſicht aus den Fenſtern das zunächſt am Ufer auf einem anſehnlichen Berge ſtehenden königlichen Pallaſtes zu verſchönern.

Auf der Stadtſeite des Fluſſes befindet ſich ein kleiner Spaziergang, welcher ſich von genannter Brücke an dem Fluße hinaufzieht. Ein ſtarker Damm ſchützt vor deſſen Überſchwemmungen. Dichte Pappeln-Alleen werfen kühle Schatten, und in der Mitte fließt in einem regulären Bette, mitten durch einen langen Portikus, ein klarer Bach hin, den man hier wenigſtens nicht erwarten ſollte.

Weiter unten nimmt der Fluß den ſogenannten Kanal des Manzanares auf, und an dieſem, dünkt mich, ſind die ſchönſten Spaziergänge von Madrid. Fließt er auch in einem ganz regelmäßigen Bette, ganz langſam und nicht immer klar genug, ſo geht doch nichts über die herrlichen Schatten an ſeinem Ufer. Kein Sonnenſtral mag beinah das Waſſer treffen. Es wird zu einem dunklen Spiegel, in welchem ſich nur die friſchen Gebüſche malen. In den Zweigen wohnen eine Menge Singvögel; in dem Waſſer ſpielen fröhliche Taucher; Liebende ſuchen hier Stille und Einſamkeit, und dieſe iſt in den dicken Gebüſchen ſo leicht zu finden, daß ſehr viele nahe bei einander allein ſeyn können.

Mehrere ſchöne Alleen führen von verſchiedenen Stadtthoren hier herab. An der Brücke, welche über den Canal führt, halten die Wagen gewöhnlich ſtille, die ſich des Abends hier einfinden. Es iſt gar nicht gegen den guten Ton auszuſteigen; vielmehr verlieren ſich die feinſten Damen, ohne Furcht vor der freien Natur, hier noch weiter, als nur in die Gebüſche. In der Gegend ſtehen mehrere Häuſer, in welchen ſich das gemeine Volk des Sonntags luſtig macht. Natürlich bleiben die feineren Leute alsdann weg, welche ſich überhaupt nicht leicht anders, als aus beſondern Gründen hier einfinden, unerachtet dieſer Spaziergang den Vorzug der Freiheit und anſpruchloſen Natur vor allen ähnlichen Anſtalten in der Stadt hat.

14. Gemäldeſammlung des Don Antonio de Perrat.

Ich will der verſchiedenen Gemäldeſammlungen nicht erwähnen, die ſich in den Palläſten einiger Großen befinden, und von welchen man bereits allgemeine Berichte hat. Keine von ihnen kann die Gallerie, von der ich hier reden will, an Umfang übertreffen, und alle wird ſie an Vollſtändigkeit der Meiſter aller Schulen, und an ſchöner Auswahl weit hinter ſich laſſen; wenn jene auch gleich in einzelnen Meiſterwerken bekannter großer Künſtler einen Vorzug zu haben ſcheinen.

Daran erkennen ſie ſich als Sammlungen, welche aus frühern Jahrhunderten und aus den blühendſten Zeiten der Kunſt ſelbſt ſtammen. Sie wurden ſpäter nicht vermehrt, und ermangeln daher manches großen Künſtlernamens, den man in neuern Gallerien findet.

Die Sammlung des Don Antonio de Perrat iſt von ihm ſelbſt angelegt worden, und ein ſprechender Beweis der glücklichen Zeit, welche noch für den Kunſtſammler in Spanien iſt. Wie viele herrliche Gemälde aller Schulen und aller Gattungen ſind hier vereinigt, und ich darf wohl ſagen, daß gar nichts darunter iſt, was nicht einen beſondern Werth hat.

Hier beſonders mag man erkennen lernen, wie wenig die hohe Vorzüglichkeit der ſpaniſchen Malerſchule in Europa gekannt iſt. Da findet man von jedem beſſern Meiſter derſelben Werke, bei denen man oft verſucht iſt, ſie den größten Namen der Italiener zuzuſchreiben, und es für eine Anmaßung zu halten, daß ſich der ſpaniſche Stolz ſolche Verdienſte auf fremde Koſten beimeſſen wolle.

Unter den Spaniern ſelbſt ſind nur wenige Männer, welche den ganzen Umfang ihrer vaterländiſchen Kunſt kennen. Die großen Maler dieſes Landes lebten größtentheils in den Provinzen, und verſchmähten oft recht eigentlich die Hauptſtadt, welche die fremde Kunſt mit Partheilichkeit anſah. Die Städte Sevilla, Cordoba und Valentia ſind überreich an Gemälden von Meiſtern, deren Werke in Madrid kaum gekannt ſind, aber von denen man doch zuverläßig etwas in Don Antonio's Sammlung findet.

Vor Allem aber mag man ſich hier dem Erfindungsreichthum und der gemüthreichen Tiefe Murillo's ergeben. Beide ſind am ſichtbarſten in dem Lebenscyklus der heiligen Jungfrau, wie ihn dieſer große Künſtler in einer anſehnlichen Reihe von Handzeichnungen dargeſtellt hat, welche in dieſer Sammlung hängen. Wie verdienſtlich wäre es, eine Geſchichte der ſpaniſchen Kunſt nur in Kopierung der vorzüglichſten Handzeichnungen, die ſich in Madrid befinden, zu liefern. In Spanien wäre noch möglich, was nirgends ſonſt mehr geſchehen konnte, nemlich: Vollſtändigkeit in einer ſolchen Unternehmung zu erreichen; indem die Unwiſſenheit des Auslands dieſer Monarchie viele Schätze der Art erhalten hat, welche ohne dieſelbe natürlich das allgemeine Schickſal gehabt haben würden, durch den Luxus und den Spekulationsgeiſt zerſtreut zu werden, und gewiſſermaßen in ihrer Vereinzelung völlig für die Welt verloren zu gehn.

15. Die Geiſtlichkeit.

Die ſpaniſche Geiſtlichkeit hat durch die letzten Ereigniſſe einen Karakter entwickelt, den man ihr im Allgemeinen zwar längſt zugetraut, der aber dennoch durch die Heftigkeit der Exploſion, welche er bewirkt, die Welt in Erſtaunen geſetzt hat.

Das feſte Zuſammenhalten dieſes Standes, die verzweiflungsvollen Mittel, welche er ergriffen, ſeine feine Verſtellungskunſt, und das tiefe Geheimniß, in das er alle ſeine Vorbereitungen zu hüllen verſtand, haben die Nation an den Rand des Verderbens geführt. Wie war dieſe mächtige Wirkung auf das ganze Volk möglich? Haben viele gefragt. — Durch die große Religioſität deſſelben, beantwortete man dieſe Frage gewöhnlich.

Ich glaube aber, daß die Spanier in dieſem Punkte nichts vor mehreren andern Nationen voraus haben, und daß blos dem geſellſchaftlichen Verhältniß der Geiſtlichkeit zu dem Volke, und der Organiſation derſelben überhaupt dieſe überraſchenden Wirkungen zuzuſchreiben ſind. In keinem andern Lande von Europa hat ſich die Geiſtlichkeit und beſonders der Mönchsſtand ſo ſehr in die engſten Familienverhältniſſe eingedrungen, wie in Spanien. Wie er das erreicht hat, vermöchte ich wirklich nicht ganz befriedigend zu erklären; indeß hat es mir doch geſchienen, als es dieſe Klaſſe ſich auch nirgends in allen ihren Beſchäftigungen und ſelbſt Vergnügungen ſo ſehr mit der ganzen Nation in gleichem Schritte gehalten habe, wie in dieſem Lande. Dadurch erhielt die ſpaniſche Geiſtlichkeit ihre völlige Nationalität; da ſie in anderen Staaten ſich mehr an den römiſchen Univerſalgeiſt anſchloß, und ſich dadurch natürlich von denen, unter welchen ſie wohnte, entfernen mußte.

So ſonderbar es ſcheinen mag, ſo iſt es doch wahr: daß der ſpaniſche Klerus bei all' ſeiner Rechtgläubigkeit jederzeit unabhängiger von der römiſchen Hierarchie geblieben iſt, als der Klerus anderer katholiſchen Staaten. Dieſes war ihm blos durch treues und feſtes Zuſammenhalten, und hauptſächlich durch die Einigkeit der verſchiedenen Mönchsorden untereinander möglich. Wie aber dieſe Erſcheinung zu erklären iſt, das dürfte wohl ein Räthſel bleiben, wenn man es ſich nicht durch die Inquiſition befriedigend gelößt fände.

Das Übergewicht, welches der Dominikaner-

Orden durch dieſes Inſtitut über die andern Mönchsorden erhielt, war in allen Staaten der Hauptgrund ſeiner Zerſtörung geweſen. In Spanien wohl aber geſchah dieſes darum nicht, weil die Dominikaner ſchon vor der Errichtung der Inquiſition durch Beſitzungen und Anzahl der mächtigſte Orden geweſen war, und durch ſie natürlich nur immer mächtiger geworden ſind. In neuern Zeiten, da die Inquiſition ſich mit dem veränderten Zeitgeiſt auf allgemeine polizeiliche Zwecke hinneigte, mußte ſich ihr Einfluß noch mehr vermehren, und tiefer eingreifen, als in frühern Zeiten, da ſie gewiſſermaßen eine Oppoſition gegen die Regierung gebildet hatte.

In dieſer leztern Richtung, welche der Geiſt der Inquiſition genommen, liegt zugleich die Erklärung der Mittel, welche die Geiſtlichkeit zur Empörung des Volks angewendet hat, und an deren Geheimniß die neue Regierung lange eines der mächtigſten Hinderniſſe ihrer Befeſtigung finden mußte. Ihre Diener hatten von langen Zeiten her die Verpflichtung und die Übung, der Generalinquiſition in Madrid über die Stimmung des Volks Auskunft zu verſchaffen. Wer die Gelegenheit hat, dieſe genau und an ihren Quellen ſelbſt kennen zu lernen, dem iſt es auch nicht ſchwer, auf ſie zu wirken, und ſie nach Gefallen zu leiten; beſonders wenn dieſes Geſchäft zugleich in den Händen eines Standes iſt, der gar kein Geheimniß daraus zu machen braucht, daß es ſeine Beſtimmung ſeye, über die Gewiſſen und Gedanken des Volks zu wachen, und ſie nach den, von ihm ſelbſt vorgeſchriebenen, Geſetzen zu lenken.

16. Der große Platz.

Madrid hat verſchiedene große Plätze. Sie ſind aber alle von unregelmäßiger Form, bis auf dieſen einzigen, der wegen ſeiner Lage in der Mitte der Stadt, ſeines Umfangs und vielleicht auch des genannten Vorzugs der ausgezeichnetſte iſt, und ſchlechtweg der große Platz genannt wird.

Man hat Recht, darüber zu erſtaunen, daß unter einer ſo langen Reihe glänzender Regierungen doch ſo wenig für die Verſchönerung der Hauptſtadt geſchehen iſt. Selbſt der königliche Pallaſt, der auf einem der Vorgebirge der Anhöhe liegt, auf welcher Madrid gebaut iſt, iſt von ſeiner ſchönſten Seite gegen das freie Feld hin kaum zugänglich, und wird auf der Seite der Stadt nur mit Mühe durch krumme, enge, unebene Sträßchen gefunden. Und doch wäre es nirgends ſo leicht geweſen, wie hier, durchzubrechen, wenn man nur ein halb Dutzend Klöſter hätte aufopfern wollen, um damit diejenigen, welche ihre Häuſer verloren, zu entſchädigen.

Wenn der große Platz ein beſſeres Anſehn gewonnen hat, ſo iſt es wohl der alten Sitte zuzuſchreiben, die ihn immer zum Schauplatz großer Feſtlichkeiten gemacht hat. Die Freude über neue Regierungen wurde z. B. hier immer durch große Stiergefechte gefeiert, zu welchem Zwecke das Pflaſter aufgebrochen, und ein hölzernes Amphitheater aufgeſchlagen wurde. Die verſchiedenen öffentlichen Gebäude, welche auf dieſen Platz ſtoßen, dienten dem Hofe, um aus ihren Fenſtern das Schauſpiel mit anzuſehen. Der ganze Raum wurde dadurch zu einem ungeheuren Amphitheater, deſſen Anblick bei ſolchen Gelegenheiten höchſt intereſſant geweſen ſeyn muß.

In ganz anderer Rückſicht iſt dieſer Platz in den gewöhnlichen Zeiten merkwürdig. Er iſt beinahe ganz mit kleinen bretternen Buden und mit hölzernen Tiſchen bedeckt, auf welchen alle diejenigen Artikel, die die gewöhnliche Tafel der Spanier verſehen, zum Verkauf ausgeſtellt ſind. Auch das hat für den Beobachter Werth, zu ſehen, womit ein Volk ſich ernährt, und er mag ſehr leicht die Bemerkung machen, daß der Tiſch der Bewohner einfach und mäßig beſtellt ſeyn müſſe.

Hierher muß man kommen, um die Originale von einer gewiſſen Gattung der ſpaniſchen Kunſt aufzuſuchen. Schon ehe die Gemälde der Niederländer in dieſem Lande bekannt waren, gab es in denſelben dieſe, wenn nicht geſchmackvolle, doch wahre Darſtellungen aus dem gemeinen Leben und ihrer Natur; und es würde vielleicht nicht ſchwer zu beweiſen ſeyn, daß die Kunſt der Niederländer aus Spanien ſelbſt dieſe ſonderbare Richtung erhalten hat. Man hat von den erſten Künſtlern dieſes Landes, von Murillo, Velasquez u. ſ. w dergleichen Werke, die an Reichthum der Erfindung und überraſchender Wahrheit alle Flamänder übertreffen. In ſpätern Zeiten hat ſich aber beſonders die Schule des Baſſano's in dieſem Style ſehr ſtark verbreitet. Orrente und Salmeron, die vorzüglichſten Schüler derſelben, haben ihre Meiſter ſogar zuweilen übertreffen; der wahre Kunſtfreund kann ſich aber dennoch ihrer Arbeiten nicht völlig erfreuen, indem ſie ſelbſt die höhern hiſtoriſchen Gegenſtände in dieſem Geiſte behandelt, und den erhabenſten Styl der Kunſt unter die gemeine ſchmutzige Natur eines völlig verdorbenen Zeitalters heruntergewürdiget haben.

17. Hoſpitäler.

Man hat in verſchiedenen Ländern Europa's die Erſcheinung geſehen, daß die Hoſpitäler alle übrigen öffentlichen Anſtalten an Zweckmäßigkeit ihrer Einrichtung und an ökonomiſcher Behäglichkeit weit übertreffen haben.

In Madrid war dies wirklich der Fall, und auch in einigen andern der größten Städte von Spanien. Die Zeit, da die ganze Chriſtenheit nur aus Kranken, Krankenwärtern und Teſtamentierenden zu beſtehen ſchien, war allen Anſtalten der Art ſo günſtig, daß ſie der Freigebigkeit einer ſpätern Zeit, wo man ganz andere Bedürfniſſe hatte, und nach andern Verdienſten ſtrebte, völlig entbehren konnten. Aber dieſe Reichthümer waren nicht immer glücklich genug über ganze Länder vertheilt, und während ſie an einem Orte mit wahrer Verſchwendung benuzt werden konnten, ermangelten ganze Provinzen derſelben gänzlich.

Dieſes iſt in Spanien wirklich der Fall, läßt ſich aber in den Hoſpitälern von Madrid nur von der glänzendſten Seite erkennen. Dieſe gehören in Rückſicht auf den Aufwand, welchen ſie machen, und die Sorgfalt, die auf die Kranken verwendet wird, zu den vorzüglichſten in Europa. In dieſem Umſtand liegt aber natürlich auch der Grund des vielfachen Mißbrauchs, der von ihnen gemacht wird, da ſie nur zu oft der Zufluchtsort des Müßiggangs und des Laſters ſind, von denen ſie blos als Abſteigquartiere angeſehen werden, um nach einiger Ruhe- und Erholungszeit in ihnen den alten Lebensgang fortzuſetzen.

Die Hoſpitäler ſind überhaupt in Ländern, wie Spanien, nicht in der ſo nöthigen Verbindung mit der Straßenpolizei, und verhindern daher bei weitem nicht ſo viel Unheil, als man von ihnen erwarten könnte. Auch gewinnt man ihnen hier nicht den unſchätzbaren Vortheil ab, ſie zu gleicher Zeit als Bildungsanſtalten für angehende Ärzte zu benutzen. Freilich hängt dies auch hier, wie in ſo vielen Staaten noch, von der Einrichtung der höhern Unterrichtsanſtalten überhaupt ab; da man einmal die ſogenannten Fakultäten nicht von einander trennen zu dürfen glaubte, und die Arzneikunde an Orten lehrte, wo beinahe gar keine Gelegenheit zum praktiſchen Unterricht möglich war.

18. Der neue königliche Pallaſt.

Es war ein ſehr unglücklicher Gedanke, auf einer Anhöhe, welche eher zu einer kleinen Feſtung beſtimmt ſchien, einen königlichen Pallaſt zu erbauen. Wie ſchon bemerkt worden iſt, fehlt es ihm außer dieſem noch an Zugängen, die der Größe und Beſtimmung des Gebäudes würdig wären; und eine Gartenanlage zunächſt an daſſelbe anzuſchließen, das erlaubte das Lokal gar nicht.

Dies iſt wohl Alles, was man dieſem Pallaſte vorwerfen kann, wenn man ſich nicht beklagen will, daß er nicht vollendet iſt. Die Architektur deſſelben iſt wirklich in einem ſehr edlen Style, und die hocherhabene Lage geſtattet dem Gebäude wieder andre Vortheile, unter denen der einer herrlichen Ausſicht, ſowohl auf die Stadt, als auf die ſie umgebende Gegend, keiner der unbedeutendſten iſt.

Unter allen Fürſten, welche im vorigen Jahrhundert gebaut haben, beſaß Karl III. zuverläßig den beſten Geſchmack. Dabei leiteten ihn große Ideen in Rückſicht auf die Feſtigkeit und die Dauer, und es iſt nur ein Unglück, daß gerade dieſe Erforderniſſe die meiſten ſeiner großen Werke in Spanien und in Neapel unvollendet gelaſſen haben.

Dem edlen Styl, in welchem dieſer Pallaſt als ganze Maſſe gebaut iſt, entſpricht auch die geſchmackvolle und mit größtem Aufwand gemachte innere Einrichtung. Was die Kunſt in der Zeit ſeiner Erbauung in Bildhauerkunſt und Malerei vermochte, hat ſie geleiſtet, und Raphaël Mengs beſonders fand hier Gelegenheit, ſich in großen Plafondwerken zu verewigen.

Über die übrigen Kunſtwerke von Raphaël, von Urbino, von Tizian, Velasquez, Murillo und andern iſt ſchon viel, und mich dünkt, alles Nöthige geſagt. Mengs ſcheint mir noch nicht ganz gewichtet zu ſeyn; aber, wenn ja einſt gründlich über ſeinen Verdienſt entſchieden werden ſoll, ſo muß man hauptſächlich in dieſem Pallaſte Nachfrage halten, um ſeinen ganzen Werth richtig abzuwägen.

Leider erkennt man aber gerade hier, daß tiefe Kunſtſtudien, ſelbſt bei ſchönen Anlagen und einer glücklichen Ausbildung, nicht zu der Vollendung führen, denen das Genie allein theilhaftig wird. Mengs iſt vielleicht korrekter, als die meiſten der erſten Maler, ſeine Kompoſitionen ſind tiefer durchdacht, Alles künſtlicher berechnet — aber ſeine Werke riechen nach der Lampe, wenn ich mir dieſen Ausdruck erlauben darf, ſie ermangeln des Siegels, welches nur das Genie aufzudrücken vermag, wodurch das Kunſtwerk zur Schöpfung eines einzigen glücklichen Augenblicks, der Geburt Minerva's aus Jupiters Haupte, ähnlich wird.

Man fühlt ſich eigentlich in Verlegenheit vor einem ſolchen Kunſtwerk, beſonders wenn es durch Umfang, Größe des Gegenſtands und Ruf des Künſtlers ungewöhnliche Anſprüche macht. Man findet gar viel zu loben, wenig zu tadeln, und bleibt dennoch kalt, wie vor jedem Werke des langüberlegenden, geduldig zuſammenrechnenden Verſtandes. Dies iſt der Eindruck, den die meiſten Gemälde von Mengs auf mich gemacht haben, und hier iſt mir noch geſchehen, was mir in Caſerta, im Vatikan und bei ſo vielen andern Werken von ihm nicht begegnete, ſelbſt der Ausdruck iſt mir in den meiſten Köpfen der Götter gemein vorgekommen. Die, welche es ſelbſt geſehen haben, erinnere ich z. B. nur an Juno und Minerva; denn von Mengs konnte man doch wohl erwarten, in der Götterkönigin mehr, als nur eine Xantippe, und in der Schutzgöttin von Athen etwas beſſeres, als ein böotiſches Bauernmädchen zu ſehen.

An dergleichen großen Werken ſcheitert gewöhnlich der Ruhm der Mittelmäßigkeit! Wie viel iſt an den ungeheuren Gemälden von **Luka Giordano** in buen Retiro zu tadeln! Aber wer wird nicht von der himmliſchen Flamme, welche ſie durchglühet, weggeriſſen, und vergißt nicht allen Tadel völlig? **Mengs** bleibt weit hinter **Giordano** zurück; aber es ſcheint ſogar, als ob er das nicht einmal ſelbſt gefühlt habe. Sein Ringen mit den Kunſtſchwierigkeiten hat ihn freilich das fleißige Verdienſt ſicher ſchätzen gelernt, ihn aber auch manchmal beinahe blind gegen die höchſte Vortrefflichkeit gemacht, welche ohne große Genialität in allen Dingen unmöglich iſt.

19. Kaffee's.

Nirgends wird man verhältnißmäßig ſo vielen Müßiggängern begegnen, als in Madrid. Nicht, als ob dieſe Stadt an Leuten ſolcher Art reicher wäre, als andere große Städte; ſondern wohl darum, daß die geſellſchaftlichen Verhältniſſe eine andere Form haben, und es, zufolge von dieſen, nur wenige Männer gibt, die, wenn es erlaubt iſt, einen franzöſiſchen Ausdruck zu überſetzen, durch die Geſellſchaft verbreitet ſind.

Es liegt nicht im Karakter der Spanier, Bekanntſchaften zu unterhalten, für die ſie nicht ein ganz beſonderes Intereſſe haben. Dadurch werden die kleinen Zirkel freilich ſehr innig, aber die großen auch nicht minder langweilig. Die Damen vermögen es hier nicht, ihre Liebenswürdigkeit gleichſam über eine ganze Geſellſchaft auszugießen, und jedem Gliede derſelben ſo viele Aufmerkſamkeit zu bezeugen, als dazu gehört, wenn mehrere Männer zugleich ſich angenehm um ſie unterhalten ſollen. Ein Spanier hat daher in der Regel wenige Bekanntſchaften; aber dieſe ſind innig. Wenn er nichts zu thun hat, ſo bleibt ihm viele Zeit übrig, die er gewöhnlich zwiſchen der Puerta del Sol und dem Kaffeehaus zu theilen pflegt.

Auf dieſem treibt er es, wie auf jenem öffentlichen Platze. Er ſpricht vielleicht ein paar Worte mit einem Bekannten, ſitzt aber großen, theils allein in Geſellſchaft mit ſeinem Zigarro, der beinah nirgends ausgeſchloſſen iſt, und an den ſich ein Fremder nothwendig gewöhnen muß, wenn er mit den Spaniern leben will. Es iſt nichts weniger, als übertrieben, wenn erzählt worden iſt, daß auch das ſchöne Geſchlecht häufig an dieſer häßlichen Sitte Theil nimmt; und man hat ſogar Gelegenheit, dieſe Bemerkung auf den Kaffeehäuſern zu machen. Freilich ſind es nur die Weiber einer gewiſſen Klaſſe, die ſich ſo weit vergeſſen; aber dieſer Umſtand erlaubt doch immer den Schluß, daß die Spanier das nicht anſtößig finden, denn ſonſt möchten ſich wenigſtens diejenigen, deren Gewerbe es iſt, allen Männern zu gefallen, einer Sitte enthalten, durch die ſie ihnen in allen andern Ländern zum Abſcheu werden würden.

20. Kirchen.

So wenig man es auch nach der eben genannten unanſtändigen Sitte glauben ſollte, ſo wird dennoch jede öffentliche Handlung von den Spaniern auf eine edle und würdige Weiſe begangen.

Zu dieſer Bemerkung findet man hauptſächlich in den Kirchen Anlaß, wo der Gottesdienſt mit aller der Feierlichkeit behandelt wird, deren er bedarf; das Benehmen des Volks hierbei iſt ſehr nachahmungswürdig, und läßt auf eine feſte Haltung im Leben uberhaupt ſchließen.

Die Kirche iſt in Spanien ſo gut, wie in Italien, der Ort, wo man ſich oft aus ganz andern Abſichten, als blos der Andacht wegen, einfindet. Viele verbotene Verhältniſſe werden hier angeſponnen. Liebende, die ſich ſonſt nirgends ſehen können, liegen hier gegenüber vor einander auf den Knieen, und ſcheinen in Andacht verſunken, während ſie nur in Träume ihrer Leidenſchaft verloren ſind.

Man muß aber ſehr fein beobachten, wenn man dieſen Betrug merken will. Soweit treibt man es nicht, vor dem Altare ſelbſt Billete zu wechſeln, neben einander zu knieen, und während vom Prieſter das Heiligſte ausgeſprochen wird, Verabredungen der Lüſternheit zu treffen.

Dieſes habe ich ſehr oft in Italien geſehen, und erwartete ich auch in Spanien zu finden, wo die Flamme der Leidenſchaften heftiger brennt, die Liebe kühner und entſchloſſener iſt. Ich betrog mich, und überzeugte mich dadurch, daß es gewiſſe Züge des Nationalkarakters gibt, welche ſelbſt die heftigſten Leidenſchaften beherrſchen, und daß der Ausdruck der letztern, auch bei gleicher Höhe, dennoch bei den verſchiedenen Völkern völlig verſchieden iſt.

21. Gaſthöfe.

In Madrid ſind nur wenige und ſehr ſchlechte Gaſthöfe. Wie ſparſam und elend ſie auch in den Provinzen ſeyn mögen, das kann man ſich etwa erklären; aber daß die Hauptſtadt eines ſo groſſen Staats, der Sitz der Regierung über ſo viele Menſchen in zween Welttheilen, nicht mit mehrern Anſtalten zur Aufnahme der Fremden verſehen iſt, darüber darf man ſich billig wundern.

Der Gründe dieſer ſonderbaren Erſcheinung ſind verſchiedene, und zum Theil die nemlichen, welche in Kalabrien und Sicilien, in Pohlen und Ungarn, im ſüdlichen Rußland und in mehrern andern Ländern mit dieſer ihrer Folge ſtatt finden.

Das Gewerbe eines Gaſtwirths iſt in dieſen Ländern ſehr verachtet, und wirklich liegt es im Weſen deſſelben, daß es mit groſſer Spitzbüberei und Niederträchtigkeit getrieben werden kann. In Pohlen ſind die Juden Gaſtwirthe, im ſüdlichen Italien ſind es die Leute aus den allerniedrigſten Klaſſen, und in Spanien, und beſonders in den gröſſern Städten, die nördlichſten Lombarden, deren Induſtrie ſich über den ganzen Süden von Europa verbreitet. In dieſem Lande kommt aber noch der Umſtand hinzu, daß die Gewerbe überhaupt wenig geachtet ſind, und kein Spanier ſo leicht ſich einem ergibt, wenn er nur ſonſt auf eine Weiſe zu leben weiß, wobei er entweder den Kavalier, d. h. den Müßiggänger machen, oder ſich in einem unbedeutenden Staatsämtchen ein Anſehn von Wichtigkeit geben kann.

In allen dieſen genannten Ländern iſt die Gaſtfreundſchaft noch weit heiliger gehalten, als in den kultivirteſten Staaten von Europa. Die mittlern Stände reiſen ſelten; und die höhern machen entweder von einer Sitte Gebrauch, die ſie täglich ſelbſt üben, oder ſie reiſen mit einem ſo großen Gefolg und ſo vielem Gepäck, daß ſie alle ihre Bequemlichkeiten mit ſich führen, und von dem Gaſtwirth beinahe nichts andres, als Obdach und Feuer verlangen. Dabei können die Gaſthöfe natürlich nicht gedeihen, und ſind ſie auf der Landſtraße daher beinahe nur mit den Bedürfniſſen der niedrigſten Klaſſe verſehen.

Endlich iſt zu bemerken, daß der Spanier über die Gaſthöfe ſeines Landes ganz anders urtheilt, als der Fremde. Eine Reiſe iſt bei ihm eine Art von großer Unternehmung, in die er ſich nicht anders, als aus höchſter Nothwendigkeit, einläßt. Er iſt dabei auf ſo viele Beſchwerlichkeiten und Gefahren gefaßt, daß er ſich, weil er nie Beſſeres geſehen hat, gar nicht einfallen läßt, wie es doch weit beſſer ſeyn könnte. Überdieß iſt er in ſeinem eigenen Hauſe nicht verwöhnt worden, und kennt viele Bequemlichkeiten und Bedürfniſſe gar nicht, welche in andern Ländern allgemein ſind.

22. Stiergefechte in Madrid.

Den 27. Jul. 1808.

Die Ankunft des Königs Joſephs hatte mancherlei Feſtlichkeiten herbeigeführt. Ob die Stiergefechte gleich ſeit mehreren Jahren in Madrid aufgehoben waren, ſo durften ſie doch bei dieſer Gelegenheit nicht fehlen. Die neue Konſtitution war zwar bereits erſchienen — allein ging bei der alten bisher nicht Alles ſeinen ordentlichen Gang? Daran lag alſo ſehr wenig, deſto wichtiger war es, zu wiſſen: ob die neue Regierung auch Stiergefechte erlauben würde?

Warum nicht, wenn es nur darauf ankam, ſich die Liebe des Volks zu gewinnen? Man wird ſie ſchon wieder abſchaffen, wenn die neue Ordnung ſich befeſtigt hat, und ich hoffe zur Ehre der Menſchheit und zur Möglichkeit einer völligen Civiliſation Spaniens, daß man nach den nächſten zehen Jahren nur noch ſo von ihnen ſprechen wird, wie in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts von den Autodaféen.

Auf mich haben ſie den unangenehmſten Eindruck gemacht, und ich mußte mich eigentlich zwingen, dabei auszuhalten. Dieß iſt ein ſehr grauſames Schauſpiel. Das Benehmen des Volks dabei läßt mich nur mit Entſetzen an eine Zeit denken, wo dieſe Nation in Stürmen der Anarchie ſich völlig ſelbſt überlaſſen iſt.

Gleich vor dem Thore von Alcala ſteht das Amphitheater, welches für dieſe Beluſtigung gebraucht wird. Es iſt in zirkelrunder Form erbaut, und drei Stockwerke hoch. Sein äuſſerer Umkreis mag etwa 1200 Fuß betragen;

der Umkreis der Arena 800. Dieſe nun iſt zunächſt mit amphitheatraliſch ſich erhebenden Bänken umgeben, auf welchen das Volk eng und unbequem ſitzt. An dieſe ſchließt ſich eine große Gallerie an, über welcher ſich eine Reihe von etwa 120 bedeckten Logen befindet. Corridors und Treppen ſind erbärmlich, das Ganze ſcheint mir überhaupt einer mächtigen Nation unwürdig, iſt nur von Holz und in kleinlichem Geſchmack erbaut, außen röthlich und von innen bläulich übertüncht.

Schon dieſen Morgen um zehn Uhr hatten die Stiergefechte mehrere Stunden lang gedauert; dieſen Abend begannen ſie aufs Neue. Das Wetter war plötzlich auffallend friſch geworden, der Himmel dabei völlig klar, alſo Alles durch gutes Glück eingetroffen, was man in den Hundstagen in Madrid für ein, unter freiem Himmel gegebenes Schauſpiel, vertragen kann.

Ich frug einen meiner ſpaniſchen Bekannten: ob er hingehen würde? — Das verſteht ſich, gab er mir zur Antwort: Ei gewiß ich bin ein leidenſchaftlicher Liebhaber davon. Nun weiß ich aber, daß dieſe Liebhaberei zu den edlen Eigenſchaften aller jungen Herrchen gehört, und daß ſie ſie leider alle mit ihren Vätern theilen.

So gingen wir alſo mit einander hin. Bereits war eine Menge Volks verſammelt, unerachtet es noch wenigſtens eine Stunde bis zur Eröffnung des Schauſpiels anſtand. Dieſe Nation hat in ihrem ganzen Weſen noch viel von den alten Zeiten, und erinnert in manchen ihrer Lebensweiſen an die komiſchen Szenen Don Quixo. Wer dieſe langen, hagern Phyſiognomien, mit tiefem Ernſt, und etwas verwirrter Phantaſie in dem düſtern Auge ſuchen will, muß hierher gehn. Auch wird ihm der lächerliche ſpaniſche Ernſt, der ſich nur durch Stiergefechte aus dem Gleichgewicht bringen läßt, auf jeder Bank begegnen. Dieſe finſtern, in ſich gekehrten Menſchen, welche ſtille zuſammenſitzen, ohne ein Wort mit einander zu reden, deren einzige Bewegung in der Handhabung des papiernen Fächers beſteht, die nur den Mund eröffnen, um aus dem Zigarro eine dicke Wolke in die Luft zu blaſen, in dicke Mäntel eingehüllt bei der brennendſten Hitze unter denſelben noch anſchlieſſend bekleidet, und mit Gold und Silberflitter bedeckt, mit lächerlich emporſtrebenden dreieckigten Hüten. Dieſe Menſchen, welche alle andern Nationen für Juden, und die Granden von Spanien für Halbgötter anſehen — das ſind die Alt- und Neukaſtilianer, die ſchon ſeit mehrern hundert Jahren auf ihren Lorbeeren ruhen, und ſich für die edelſte, geiſtvollſte und tapferſte Nation halten.

Ich war ſchon lange genug in Madrid geweſen, um es nicht mehr auffallend zu finden, daß rings um mich ſtinkende Zigarren glühten. Selbſt die meiſten Aufſeher, Kaſſierer, Plätzevertheiler vereinigten auf dieſe Weiſe Geſchäft und Vergnügen. Eine Spur von Polizei war nicht ſichtbar; denn da die Inquiſition ſie biſher ausgeübt, und wohlweislich an gewiſſe Punkte nicht gerührt hatte, ſo konnte man unmöglich damit an einem Tage beginnen, da es darauf ankam, ſich dem Geiſt der Nation zu akkommodiren.

Alle alten Formen in Europa ſtammen aus Zeiten großer Kraft, und bedeutungsvollen Epochen kühner Machtäußerungen ganzer Nationen. So viel man auch dafür thun mag, ſie zu erhalten, und neu zu befeſtigen; es kann doch nicht mehr gelingen, ihnen ihren lächerlichen Kontraſt mit der neuen Zeit zu benehmen. In Spanien ſtößt man am häufigſten auf dieſelben, weil da das ganze Streben der Nation ſeit Jahrhunderten in nichts Anderem beſtanden hat, als in der Erhaltung der Schale, wenn gleich der Kern von den Würmern gefreſſen iſt.

Einen komiſchen Eindruck machten daher die beiden Alguacil's (eine Art von untergeordneten Juſtizbeamten), welche in der Arena hielten. Sie waren zu Pferd, und in ihrem völligen Koſtum, wie es etwa zur Karls V. Zeit geweſen ſeyn mag, nemlich: in ſchwarzen ſeidenen Jacken, mit Hoſen, Strümpfen und dem kurzen, ſpaniſchen Mantel gleicher Farbe. Auf dem Hute flatterten bunte Federn, an der Seite hing ein langer, breiter Degen, und der Fuß ſtand in dem eiſernen Steigbügel, welcher, gleich einem Radſchuh ihn völlig bedeckte. Sie leiten im Grunde das ganze Feſt, wozu ſie jedesmal die Befehle von der höchſten, gerade präſidirenden, Obrigkeitsperſon erhalten. Dieſe war heute der Korregidor von Madrid.

Als das Spiel beginnen ſollte, wurden die Schranken vorher einem Duzend Karren geöffnet, welche mit zwei Maulthieren beſpannt, und mit einem Waſſerfaße herumfuhren. Auf demſelben ſaß der Führer, mit großem Bewußtſeyn ſeiner Mitwirkung an dieſer Feierlichkeit, und hinten her lief ein Mann, der an einem langen Strick die ledernen Schläuche lenkte, aus welchen ſich das Waſſer, wie aus einer Gießkanne, ergoß. Damit wurde die Arena befeuchtet; für die jungen Herren und Damen gab die Form der Schläuche Anlaß zu zweideutigen Gedanken und derben Scherzen, und leztere waren ſo gut darauf vorbereitet, daß ich kein Weibergeſicht erblickt habe, welches nicht bei der erſten Erſcheinung dieſer Maſchinen den Mund zu einem, eben nicht gerade verlegenen, Lächeln verzogen hätte.

Dies war das Vorzeichen der nahen Eröffnung des Schauſpiels, und wirklich hatten ſich die Karren auch kaum entfernt, als ſich die Schranken der Arena aufs neue eröffneten. Eine Reihe von Picadores zu Fuß trat in majeſtätiſcher Ordnung herein. Dieſen folgten vier andere zu Pferde, und den Zug beſchloß eine Reihe von Pferden, deren Sattel unter ſeidenen und goldbordirten Decken verborgen waren. Dieſe Picadores ſind die Helden des Feſtes, und war es daher eben ſo natürlich, daß ſie mit Jubel empfangen wurden, als es nöthig iſt, daß ich ſie genauer beſchreibe. Nur muß ich zuvor bemerken, daß hier die größte Beifalls- und Freudenäuſſerung in durchdringendem Pfeifen beſteht. Ich nahm es natürlich Anfangs anders, weiß nun aber wohl, wie ich es zu machen habe, wenn ich in Madrid zeigen will, daß mir etwas ſehr wohl gefallen habe.

Die Picadores zu Fuß hatten ſich in rothe, blaue und grün ſeidene, genau anliegende Jacken und Hoſen gekleidet, welche mit Silber bordirt waren. Sie glichen ſomit ganz den Tänzern in den ſpaniſchen Nationaltänzen, und ich erfuhr bei dieſer Gelegenheit, daß einer der Tänzer, den ich häufig im Theater den Fandango tanzen geſehen, zugleich Picadore war, und hier mitmachte. Ihnen folgten vier andere zu Pferd, ganz in dem Koſtum, in welchem man den berühmten Sancho Panſa in vielen Ausgaben des Don Quixote's abgebildet findet. Eine anliegende Jacke, an welche die Ärmel mit flatternden Bändern befeſtigt ſind, weite gelbe lederne Hoſen, eine Art dergleichen Kamaſchen, lederne Handſchuhe, und ein niedriger, aber ſehr großer runder Hut, mit bunten Schleifen, das war der Aufzug dieſer Ritter. Sattel und Steigbügel waren im älteſten Geſchmack, und erſterer vorn und hinten ſo hoch erhaben, daß ich von jezt an begreife, wie der raſende Roland ſich blos dadurch ſo berühmt machte, daß er alle ſeine Gegner aus dem Sattel hob. Vor der Loge des Carregidors ordneten ſie ſich in eine Reihe, und begrüßten dieſen zuerſt, ehe ſie ihr menſchenfreundliches Geſchäfte begannen.

Einer der Alguacils ritt vor die Pforte, welche den Stall der Stiere verſchloß, gab den Befehl zu ihrer Eröffnung, und entfernte ſich ſogleich im ſtrengſten Galopp. Er that ſehr wohl daran; denn er ſah mir eben nicht ſehr kriegeriſch aus, und der Stier ſtürzte mit Blitzſchnelligkeit in die Arena herein. Ein Gepfeif und Geſchrei empfing das unglückliche Thier, das ſich aus ſeinem finſtern Stall plözlich unter ſo große Geſellſchaft verſezt, nicht ſogleich in dieſelbe finden konnte. Raſend durchſtürmte es den Sand, die Picadores zu Pferd wichen ihm aus; die leichtern zu Fuß reizten es nur durch vorgeworfene rothe Mäntel, und flüchteten dann eiligſt über die Schranken.

Die Picadores zu Pferd hatten bereits ihre angen Lanzen, welche eben mit einem ſcharfge- hliffenen ſpitzigen Eiſen verſehen waren, genom- nen. Einer ſtellte ſich dem Stier entgegen, die Lanze unter den Arm und mit der Hand gefaßt. Das Thier beugte ſich mit dem Kopfe, um auf ein Pferd einzuſtoßen, und im nemlichen Augenblick verſetzte er ihm einen Stich in den Nakken, und eilte neben ihm vorüber. Ein zweiter ſetzte das fort, und ſie wiederholten das ſo lange, bis der Stier mit Blut bedeckt war. Zwiſchenhindurch wurde er aber immer wieder mit rothen Mänteln gereizt. Oft ſtand er ſtille, grub wüthend mit Fuß und Maul in die Erde, und ſchien einem Menſchen ähnlich, der ſeine Wuth nicht völlig auslaſſen kann. Ich hatte längſt genug an dieſen Grauſamkeiten. Das Thier kam mir hier unendlich edler, als der Menſch vor. Dieſer handelte mit feiger Vorſicht und furchtſamer Gelenkigkeit, der Stier mit der unbehülflichen Geradheit überlegener Kraft, die am Ende immer durch die Kunſt beſiegt wird. Aber ſeine Quaal war noch nicht zu

Ende. Es that der edlen Nation gar zu wohl, das arme Geſchöpf recht fürchterlich leiden zu ſehen, und darum kamen nun die Picaderes zu Fuß, und ſtießen ihm im Vorbeieilen eine Menge langer Pfeile in den wunden Nacken, die er vergebens von ſich zu ſchütteln ſuchte, und wodurch er ſeinen Schmerz nur vermehrte. So trieb man das etwa eine halbe Stunde lang fort, bis das Schauſpiel eine neue Wendung nahm, und der Stier getödtet werden ſollte. Einer der Picaderes erſchien mit einem ſcharfen Schwerd. Lange ſuchte er dem, vor Schmerz raſenden, Thier den Vortheil abzugewinnen. Endlich gelang es ihm, ihm das Gewehr bis an das Heft in den Nacken zu ſtoßen. Langſam wankte der Stier auf die Seite, und ſank nieder. Auch halbſterbend noch ſuchte er ſich zu vertheidigen, bis er durch einen neuen Dolchſtich gerade in das Genike mit dem erſten und lezten Gebrüll, das ich von ihm hörte, im Tode den Kopf aufſchnellte, und wieder niederſenkte.

Allgemeiner Jubel erſchallte über den elenden Sieg. Drei Maulthiere, welche über und über mit ſeidenen Franzen und Schellen bedeckt waren, wurden hereingeführt. Im Galopp ſchleiften ſie das todte Thier durch den Sand hinaus, und während Jedermann über dieſen Triumph frohlockte, zerwühlte das Mitleid, und Verachtung meine Bruſt.

Es wird mir ſchwer fortzufahren. — Aber bei dem zweiten Thier war der Anblick noch gräßlicher. Man nannte es feig, weil es ſich nichts um die reitenden Picadores zu bekümmern ſchien, und ſo wurden alſo die Hunde an daſſelbe gehezt Dieſe faßten es am Nacken und Ohren, und quälten es einige Zeit jämmerlich, bis man ihm das Schwerdt in den Bauch ſtieß, daß es in den ſchmerzlichen Bewegungen ſeine Eingeweide umherſchleuderte. Endlich gab man auch ihm den Gnadenſtoß, die Maulthiere zogen es hinaus, und es kam ein neuer Stier zum Vorſchein.

So kam die Reihe nach und nach an acht Stiere, und wären wohl noch mehrere geopfert worden, wenn die Nacht nicht dem ſchändlichen

Schauſpiele ein Ende gemacht hätte. Übrigens gaben ſie ihm zuvor noch eine neue grauſame Wendung, indem man den Thieren, nachdem ihr Nacken halb zerfleiſcht war, Pfeile mit Feuerwerk gefüllt in die blutigen Wunden ſpießte. Es war fürchterlich anzuſehn, wie das Thier im Anfang ſich ſchüttelte, bäumte, und bald ganz wie betäubt ſtille ſtand; aber fürchterlicher war mir noch das Gelächter der Menge über die grauſame Luſt. Wohl eine Viertelſtunde lang wurde das arme Geſchöpf ſo gequält, ehe es endigen durfte.

Das ſind die berühmten Stiergefechte, an welchen die Spanier ſo leidenſchaftlich hängen. Daß ſo etwas gefallen kann, wenn man von Jugend auf immer davon reden gehört, und ſich frühe ſchon an den Anblick gewöhnt hat, kann ich wohl begreifen. Aber ſo, wie es iſt, nenn' ich es, auch als bloßes Schauſpiel betrachtet, elend und abwechſelungslos. Es iſt mit jedem Stier die Wiederholung derſelben Scene. Die Geſchicklichkeit und Kraft der Picadores iſt gar ichts ſehr auffallendes, denn mit aller Überlegenheit der Waffen, greifen ſie doch nur mit Schlauheit, zwar immer von vorne, aber gleich auf die Seite beugend an. Wenn einer der Picaderes zu Pferd durch den ſtarken Anſtoß ſeine Lanze fallen ließ, ſo gereichte ihm dieß nicht im geringſten zum Schimpfe. Überhaupt ſchienen ſie mir mit ihren Pferden völlig ungeübt, indem ſie häufig durch Flinkigkeit und kühnes Ausbeugen den Sturz hätten vermeiden können. Mehrere Pferde wurden dieſen Abend unglücklich: die Picaderes kamen ſämmtlich mit heiler Haut davon, welches nicht immer geſchieht. Indeß beklagte ſich Jedermann, daß die ächten Picaderes fehlen, welche größtentheils Andaluſier ſind. Der berühmteſte unter ihnen, Promero, iſt gegenwärtig beim Tabakpacht angeſtellt, und hat dieſes Handwerk aufgegeben. Er war immer gewiß, den Stier mit einem Stich zu tödten; das verhinderte aber doch nicht, daß zween ſeiner Brüder, welche gleiche Geſchicklichkeit beſaßen, ihr Leben in dieſen blutigen Spielen verloren. Dafür iſt ihnen aber eine Art von Nachruhm geworden, und prangen ihre Portraite neben denen der Heiligen, der Fürſten und Helden.

Eine gute Anzahl dieſer Menſchen befand ſich ehemals im Dienſte der Könige von Spanien, und waren ſehr gut beſoldet. Durch die Unterdrückung der Stiergefechte, verloren ſie ihren Unterhalt, und fanden für gut ſich in den Gebirgen zuſammenzuretiren, und eine gefährliche Räuberbande zu bilden, welche ſelbſt ganze Detachements königl. Truppen angriffen. Alle Verſuche gegen ſie waren vergebens. Man kapitulirte endlich mit ihnen, und da den größten Spitzbuben ihr Ehrenwort oft ſo heilig iſt, als den rechtſchaffenſten Männern, ſo verließen ſie ihr letztes Gewerbe, und lebten, ruhig und bewundert von denen, die ſie zuvor mit allen möglichen Gefahren bedroht hatten.

Ihr Gewerbe hat wie alle andere, ſeine techniſchen Ausdrücke, ſeine Handwerksvortheile, und Meiſterſtücke. Man hat in Spanien

Bücher darüber mit vielen Kupferſtichen, und ein Liebhaber dieſes Fachs ermangelt ja nicht, ſie ſich anzuſchaffen. Es gibt ſogar eine eigene Art von Wiz, der nur in dieſem Amphitheater gehört wird, und beſſer beluſtigt, als der unſchuldige, fröhliche Scherz. Aber ich konnte es nicht einmal lächerlich finden, daß viele Männer dieſer Nation in ihren Schriften gegen die Nachtheile der Theater geeifert haben, und von Verführung des Volks durch dieſelben, und der Sittlichkeit ſchädliche Wirkungen geſprochen haben Nur wenige erheben ſich gegen dieſe Grauſamkeiten. Das Volk gewöhnte ſich, Blut und Schmerz mit Kälte und Freude anzuſehen, und es würde mich gar nicht wundern, wenn es in Zeiten der Anarchie ſeine Feinde eben ſo quälte, wie bisher die unſchuldigen Thiere; denn was iſt nicht von Menſchen zu erwarten, die wenn der Stier einem der Klopffechter die Hörner in die Eingeweide geſtoßen, ausrufen können: bravo toro! bravo toro!

Rückreiſe von Madrid nach Bayonne mit der Armee.

Vom 30. Juli bis zum 17. Auguſt 1808.

Ein Brief.

Meine Abreiſe von Madrid kam mir ſelbſt ſo unerwartet, als Ihnen. Welche ſchöne Plane hatte ich auf die übrigen Provinzen Spaniens und auf Portugal entworfen! In der Hauptſtadt war alles ruhig. Die Gerüchte, welche von beiden Partheien in Umlauf geſezt wurden, nahm man mit Gleichgültigkeit auf, da man ihre Unſicherheit ſeit mehreren Monaten erprobt hatte. Der König ſelbſt war vor wenigen Tagen angekommen, und ſeine Proklamation mit aller möglichen Feierlichkeit geſchehen. Man hatte ſogar Stiergefechte gehalten — wer hätte an eine ſo unerwartete Kataſtrophe denken ſollen?

Ich hatte mich Freitags Morgends (den 29. Juli) ganz ruhig an meinen Schreibtiſch geſezt, als eine franzöſiſche Dame von meiner Bekanntſchaft zu mir hereintrat. Ihr Beſuch war mir höchſt unerwartet, aber ihre Erklärung, daß ſie gekommen, mir zu ſagen, der König und die ganze franzöſiſche Armee werden ſich vor heut Abend nach Burgos zurückziehen, überraſchte mich noch mehr. Freilich waren mir die kühnen Hoffnungen der Spanier nicht unbekannt geweſen. Einer meiner Madrider Freunde hatte mir ſogar das lezte Bulletin, welches die Unzufriedenen von den Erfolgen der andaluſiſchen Inſurgenten erhalten, mitgetheilt. Ich will es Ihnen herſagen, weil die Ereigniſſe dieſer Tage Einiges zu beſtätigen ſcheinen, und um Ihnen einen Beweis meines Vertrauens auf die franzöſiſchen Waffen zu geben, das auch durch dieſe Nachrichten nicht wankend gemacht worden war.

Aus dem Schlachtfeld von Bailen *),
den 25. Juli 1808.

„6000 Mann ſind geblieben, 2000 gefangen, 2000 zerſtreut. Vierzehn Generale, mit „Einſchluß von Dûpont, gefangen. Der „Verwundeten eine große Menge, deren Anzahl „man noch nicht weiß. Wir haben ihnen 3000 „Pferde, 1500 Equipagewagen, 100 Kanonen „und Munitionswagen genommen.“

„Auf unſrer Seite ſind 500 Todte und „1500 Verwundete. Einige franzöſiſche Diviſionen, die in der Gegend von Andujaz lagen, „haben die Waffen geſtreckt. Bei denen von „Despenna perros iſt daſſelbe geſchehen. Andere „ſind zerſtreut, und die jungen Burſche aus den „Dörfern bringen viele, die ſie nicht getödtet, „gefangen ein. Vorgeſtern den 23. Juli führten fünf ſolcher jungen Leute 80 franzöſiſche

---

*) Dieſer und die übrigen genannten Orte liegen alle in den beiden Königreichen Jaen und Mancha.

„Gefangene nach Ciudad real. Geſtern wur-
„den 33, und heute 25 in Almagro eingebracht.
„Vor einigen Tagen wurden bei Villarta von
„50 der unſrigen 135 Feinde getödtet, deren
„Verluſt mit den Gefangenen auf 800 ſtieg.
„Bei Sta Cruz wurde ein Hauptmann genom-
„men, welcher zween Koffres, die mit heiligen
„Gefäßen, Geld und Rechnungsbüchern ange-
„füllt waren, bei ſich hatte, und getödtet wurde,
„weil er ſich nicht ergeben wollte. In der
„Mancha iſt man beſchäftigt, ein Korps von
„20,000 Mann zu organiſiren.“

Alles dieſes hatte nicht den geringſten Eindruck auf mich gemacht. Nun ich aber die Vorbereitungen zur Abreiſe des Königs und den Marſch der Truppen mit eigenen Augen ſah, konnt' ich an der ſchnellen Wendung der Dinge nicht mehr zweifeln. Ich konnte mich unmöglich den Strömen einer nach Aufruhr, Plünderung und Mord ſchmachtenden Menge ausſetzen. Mehrere meiner ſpaniſchen Bekannten verſicherten mich zwar, daß ich, als Deutſcher, mit

Sicherheit bleiben könnte, und boten mir ſogar, für den Fall, daß ich kein Geld aus dem Ausland beziehen könnte, ihre Kaſſen an. Ich erzähle Ihnen dieſes mit innigſtem Wohlgefallen, wenn ich gleich keinen Gebrauch davon machen konnte und durfte, und werde das ſchöne Gefühl nie vergeſſen, in Stunden allgemeiner Spannung und Sorge Freunde erprobt zu haben, die mir blos auf mein ehrliches Geſicht hin gut geworden.

Wirklich waren die Inſurgenten den franzöſiſchen Waffen auf allen Seiten überlegen geweſen. Eine große Armee derſelben näherte ſich, nachdem Dupont's Korps geſchlagen worden war, aus Andaluſien, und der Mancha über Toledo der Hauptſtadt. Eine andre befand ſich in nordweſtlicher Richtung von derſelben, gegen das Armeekorps des Marſchalls Beſſières, unter dem General Gregorio de Cueſta, mit großer Truppenüberlegenheit, aber bis jezt unbedeutenden Vortheilen fechtend. General Navarro und Caſtannos waren mit großen Inſurgentenhaufen durch Arragonien verbreitet, und konnten ſich jeden Augenblick gegen Madrid wenden. Marſchall Moncey war von ſeinem ruhmvollen Zug nach Valencia ſeit mehreren Tagen zurückgekehrt, und Don Ventura de Caro ihm auf dem Fuße nachgefolgt. Von allen Seiten war daher die Hauptſtadt, welche keine feſte Poſition erlaubte, und in den feindſeligen Geſinnungen ihrer Bewohner doppelte Gefahren zeigte, bedroht. Die ungeheure Menſchenüberlegenheit der Inſurgenten, und die allgemeingefährliche Stimmung der Kaſtilier machten die Unterhaltung der Kommunikation mit Alt-Kaſtilien, woher alle Vorräthe gezogen werden mußten, beinah unmöglich. Man ſah ſich unvermeidlich zum Rückzuge gezwungen.

Ich mußte alſo auch fort. Aber wie wegkommen? Das war die große Frage. Jedes Fuhrwerk war bereits zu ungeheuren Preißen von den Granden von Spanien, welche die franzöſiſche Parthie ergriffen hatten, und den neuen Miniſtern in Beſchlag genommen. Alle, ſchon ſeit vierzig und noch mehrere Jahre in Madrid angeſeſſenen Franzoſen zogen gleichfalls fort, weil ſie mit allem Recht das Schlimmſte fürchten mußten. Meine Lage war ſehr kritiſch. Es blieb mir nichts übrig, als ein Pferd zu kaufen. Aber ſo viele andre waren bereits auf den nämlichen Ausweg verfallen. Kein Banquier zahlte mehr. Es kam alſo darauf an, eines zu finden, das den Kräften meiner Börſe angemeſſen war.

So glücklich war ich indeß, wenn ich gleich immer noch die Noth des Augenblicks theuer bezahlen mußte. Ich fand ein Pferd, welches die Reiſe auszuhalten verſprach, ob es gleich ſo mager war, als ob es die Reiſe, die ihm bevorſtand, bereits einigemale hintereinander in der Hälfte der nöthigen Zeit gemacht hätte. Ich hoffte das Beſte, weil mir in dieſem Augenblicke nichts anders übrig blieb, kaufte Sattel und Zeug, und ſuchte mein Gepäcke auf verſchiedene Wagen unterzubringen, was mir nur nach vieler Mühe, und nicht ganz gelungen iſt, indem ich einen Koffre mit Büchern zurücklaſſen mußte.

So war nun wenigſtens das Nöthigſte geſchehen, aber die Ausſicht auf die nächſten Tage darum nicht angenehmer geworden. Ich werde es nie vergeſſen, wie ich beim Einpacken einige Zahnſtocher auf meinem Schreibtiſch liegen ſah, und einen Augenblick lächelnd anſtand, ob ich ſie mitnehmen ſollte? Wenn man nichts zu eſſen hat, bedarf man wohl keinen Zahnſtocher, und ich mußte nur zu ſehr fürchten, daß dies mein Fall werden würde. Wie gut ich ihrer entbehren konnte, wird Ihnen mein weiterer Bericht beweiſen, welcher nichts, als eine Reihe von Mühſeligkeiten enthält, an deren keine ich bis dahin gewohnt worden war.

Ich wollte mit den Laſtwagen des Armeeſchatzes abgehen, und wartete daher; bis dieſe gepackt waren. Von Stund zu Stunde zog ſich dieſes hinaus. Die ganze Nacht vom Freitag auf den Sonnabend verwachte ich auf meinem Balken, um auf das erſte Zeichen zum Abmarſch bereit zu ſeyn. Es wurde Morgen, nun, hieß es, geht es fort, und ich ließ meine Sachen nach dem buen Retiro bringen, wo ſich die ganze Colonne verſammelte. Ich nahm Abſchied von meiner Hausfrau, und folgte dahin in der Meinung, daß ich mich nur aufzuſetzen brauchte. Noch war immer nicht alles gepackt. Ich ſah, daß es noch Stunden lang anſtehen konnte, und kehrte wieder nach meiner Wohnung zurück. Meine Hausfrau war ausgegangen und das Haus geſchloſſen. Ich wartete, ging, kam wieder — aber ich war ohne Wohnung, und den ganzen heißen Tag über auf die Straße geſetzt. In allen Gaſthöfen herrſchte die größte Verwirrung; nur ſpät gelang es mir, in einer elenden Schenke einige Gläſer Weins, und ein paar ſchlechte geſalzene Fiſche zu finden, welche mein letztes Mittagsmal in Madrid ausmachten.

Gegen Abend ſchien die Colonne endlich ihrem Abmarſch nahe, und ich ſetzte mich auf mein Pferd, um mich an ſie anzuſchließen. Noch hatte ich es nicht beſtiegen, und machte daher jetzt zum erſtenmal die Erfahrung, daß es alle Unarten eines auf keine Weiſe zugerittenen Pferdes hatte. Wo es an einer Straße vorbei kam, wollte es hinein; an keinem Stalle gieng es vorüber: gab ich ihm die Speren, ſo ſchlug es den wildeſten Lauf an, zog ich die Zügel, ſo bäumte es ſich ſo kühn in die Höhe, daß ich mit ihm umzuſchlagen fürchten mußte. So viel Selbſtſtändigkeit hatte ich ihm nach ſeinem Äußern nicht zugetraut. Es blieb mir kein Mittel übrig, als es ſo viel, wie möglich, noch vor der Avantgarde aus der Stadt zu bringen, und es da erſt vorher ein bischen zurecht zu reiten. Das gelang mir, indem es nicht Kräfte genug zu langem Widerſtand hatte; und als ſich der große Zug mir näherte, war es bereits dermaßen im Gehorſam, daß es ihm nur ſelten mehr einfiel, ſeiner eigenen Laune zu folgen.

So ſehen Sie mich denn zu Roß, mein Freund, und ich habe gar nichts dagegen, wenn

Sie ſich an Don Quixote erinnern. Mein Klepper berechtigt Sie wenigſtens völlig zu dieſer Vergleichung, und ich zweifle, ob Rozinante, oder ſein Geſchwiſter im Triſtram Shandy, ſich beſſer zur Transportirung eines Ritters von der traurigen Geſtalt geſchickt hätten, als mein Thier, dem ich überdieß keinen Namen gegeben habe, um Ihnen die Freiheit zu laſſen, ihm einen nach Ihrem Gefallen zu geben. Helm und Lanze hab' ich nicht; ſelbſt hängt mir nicht einmal ein Schlachtſchwerdt an der Seite. Eine leichte Reitpeitſche iſt meine ganze Waffe, ein Stück Käs mein ganzer Vorrath; der Romancero del Cid und ein großer Mantel mein einziges Gepäcke, und wenn mir der Himmel nicht ſehr guten Muth gegeben hätte, ſo wär' ich warlich recht traurig meinen Weg geritten.

Mir kam die Scene neu und romantiſch vor. Ich gefiel mir ſogar einige Stunden in dieſer Rolle, und vermeinte, daß ſich der Geiſt bei ſolchem freien Leben beſſer befinden müßte. Wenigſtens war mein Gemüth jedem ſchönen Eindruck ungewöhnlich offen, erfreute mich die ruhige Thätigkeit der Erndteleute unter dem Gewühl der Soldaten, und die Nothwendigkeit der Friedensgeſchäfte mitten unter dem Sturme des Krieges.

Nicht leicht habe ich die Sonne herrlicher untergehn ſehen, als an dieſem Abend. Die Berge lagen in zauberiſchem Purpur, und nachdem die Sonne ſchon lange hinunter geſunken, glänzte die Atmosſphäre noch in violettem Schimmer. Die Gebirge ſtanden bereits in ernſter Dunkelheit; einige Sternchen flimmerten, und der Mond wartete nur, bis die Nacht völlig hereingebrochen, um ſein ſchönes Licht auf die ſtille Natur und die wimmelnden Menſchenhaufen zu werfen.

Endlich war der Abend völlig herabgeſunken, und es beleuchtete das freundliche Nachtgeſtirn die vielen Wanderer. Es herrſchte große Stille in dem langen Zuge. Die Soldaten nahmen das als ein gewöhnliches Geſchäft, und zogen zerſtreut von einander ihre Straße. Die Übrigen hatten viel Theures, viele Hoffnungen, Koſtbarkeiten und Bequemlichkeiten zurückgelaſſen. Mancher, der das nicht gewohnt geweſen, ſich zu Fuße aufmachen müſſen. Viele blickten bange in eine dunkle Zukunft. Unter den Nichtmilitairs durft' ich wohl der ruhigſte ſeyn. Auch ich ſchied von Planen, die ich mit Liebe entworfen hatte. Unangenehm nahte ſich mir oft dieſer Gedanke; allein was die Zerſtreuung der Reiſe nicht wirkte, vollendete die Mühe für die Erhaltung meiner Exiſtenz, und der Gedanke, bald in dem glücklichen Frankreich zu ſeyn, erhellte, wie ein ſchöner Strahl, manchmal die trübe Stimmung, welche mich auf Augenblicke anwandelte.

Noch war die Colonne nicht zu ſtark, waren die Kräfte von Menſchen und Thieren friſch, und die Vorräthe, welche mancher mitgenommen zu neu, als daß ſich das ganze jämmerliche Schaubild auf einmal entwickelt hätte. Aber doch ſchon beim erſten Nachtlager ſah ich Gegenſtände des Mitleids genug. Ich war mit einem Offizier vorangeritten, und hatte das Dorf, wo wir einige Stunden ausruhen ſollten, lange vor den übrigen erreicht. Es lag voll Truppen, und alle unſere Mühe, in einem Wirthshaus unterzukommen, war völlig vergebens. Da ſtanden wir denn nach Mitternacht auf dem Platze des Dorfes, und warteten, bis die Kolonne ankam, um mit dem ganzen Troße Obdach zu finden, oder unter freiem Himmel unſere Ruheſtelle zu nehmen. Unſre Pferde lagerten ſich müde vor uns auf die Erde, und wir ſetzten uns auf die Bank eines Hauſes, wo ſogenannte Limonade, d. h. Waſſer mit Honig verſüßt, verkauft wurde. Neben uns weinte ein armer blinder Soldat, der ſeinen Führer verlohren, ſeufzen Kranke, die ſich bis hierher geſchleppt hatten, Weiber, die ihre Männer, Kinder, die ihre Mütter nicht mehr fanden — o mein Freund, wir haben den Krieg lange in der Nähe geſehen; aber man muß dem Rückzug einer Armee durch ein friedliches Land folgen, um ſein ganzes Elend zu überblicken. Dieſes erbärmliche Gemiſch von ſchlechtem Waſſer und Honig war unſre einzige Erquickung. Brod und Wein fanden wir nicht. Überall waren die Häuſer verſchloſſen, oder wurden wir mit rauhen Worten von der Thüre gewieſen. In ſolchen Lagen fühlt man es, daß Geſundheit das höchſte Glück iſt, und als ich mich ſpäter einmal vom Fieber ergriffen wähnte, glaubte ich in einen Abgrund zu ſchauen, aus welchem keine Rettung mehr iſt.

Endlich kam der Zug an, und nahm ſeine Stellung auf dem freien Felde. Unter dem Troße der Armeetransportwagen hatte ich glücklicher Weiſe einen braven Mann gefunden, der unſer Landsmann iſt. Ihm gab ich mein Pferd, unter ſeinen Wagen hüllte ich mich in meinen Mantel, um zu ſchlafen, von ſeinem Commißbrod aß ich, von ſeinem Wein trank ich. Ohne ihn hätte ich mich dieſe Nacht hungrig ſchlafen legen müſſen, und ohne ihn würde es mir mehreremale ſpäter noch ſchlimmer gegangen ſeyn, da ich weder für mich, noch mein armes Thier

Nahrung fand. Aber ſo ſchön iſt die Verwicklung menſchlicher Dinge, daß auch unter der größten Verwirrung ſelten Hülfe ausbleibt, wenn man nur den Muth nicht ſinken, und es an Thätigkeit nicht fehlen läßt, ſie aufzuſuchen.

Geld, mit welchem man in Zeiten der Ruhe und des Überflußes das Seltenſte kauft, iſt in Tagen des allgemeinen Bedürfniſſes und Mangels nicht mehr, als todtes Metall, das ſeinen Beſitzer undankbar verläßt. Oft iſt es mir geſchehen, daß ich einen Piaſter für ein Brod, und eine Bouteille Wein bot, ohne ſie erhalten zu können. Die Spanier waren ſo uneigennützig geworden, daß man durch Geld nichts mehr mit ihnen machen konnte, und mit einer Art von Schadenfreude blickten ſie oft die unglücklichen Wanderer an. Auch waren wirklich alle Vorräthe durch die ſtarken Truppenmärſche erſchöpft, und es liegt überhaupt gar nicht im Karakter ſüdlicher Nationen, und am allerwenigſten der trägen, aber mäßigen Kaſtilianer, Mundvorräthe aufzuhäufen. Beinah überall hatte ſich die Großzahl der Bevölkerung aus übertriebener Furcht geflüchtet, und befand ſich ſelten mehr in einem Hauſe, als für einige Tage kümmerlicher Exiſtenz höchſt nöthig war.

Ich will ſie nicht durch alle erbärmlichen Nachtquartire durchführen, welche ich bis Burgos immer unter freiem Himmel nehmen mußte. Wenn ich ihnen ſage, daß ich mehrere Tage nichts als Commißbrodkruſten gegeſſen, und Waſſer getrunken habe, ſo haben ſie ſchon eine Idee von der Reiſe Ihres Freundes. Fand er hier und da einen Trunk Weins, oder ein Stück Käſe, ſo waren das gute Tage, und im Ganzen war er ſchon höchlichſt zufrieden, wenn nur ſein Pferd geſättigt wurde. Die Thiere trafen es aber überall glücklicher, als die Menſchen. Es war gerade Erndte Zeit, und nach ſüdlicher Sitte hatte man die Garben, auf den freien Orten vor den Dörfern aufgeſchichtet, wo ſich die Tennen befanden. Die Noth war allgemein, der Haß groß, und die Nothwendigkeit der Selbſterhaltung die erſte. Die Härte, womit die Kaſtilianer alles verſagten, was man ihnen mit ſchwerem Geld bezahlte, ſchien vieles zu rechtfertigen, und ſo wurde daher keine Rückſicht mehr auf fremdes Eigenthum genommen. Die ſchönen Garben warf man vor die Pferde, lagerte ſich in das friſche Stroh, und ich habe mehreremale ſo unter freiem Himmel köſtlicher, als in dem weichſten Bette, geruht.

Keinen Augenblick iſt der gute Muth von mir gewichen, und wann auch nur die nächſten Bedürfniſſe befriedigt waren, fand ich mich fröhlicher Laune. Ich hatte doch blos für mich allein zu ſorgen, und konnte doch mit Selbſtzufriedenheit um mich blicken. Oft freilich griff mir fremde Noth ſchmerzhaft an das Gemüth, und mußt' ich wegblicken, wo ich nicht helfen konnte. Die vielen Flüchtlinge aus Madrid befanden ſich zum Theil in den jämmerlichſten Umſtänden. Viele kehrten in den erſten Tagen des Zugs wieder zurück, entſchloſſen, ſich lieber aller Barbarei einer grauſamen Volksmenge, als den langen Leiden einer ungewohnten Wanderung auszuſetzen. Zu Duzenden ſaſſen ſie in ſchlechten Wagen zuſammengepackt, lechzend vor Durſt, gequält vom Hunger, krank von den neuen Strapazen, oder verwundet durch Umwerfen und andre Unfälle. Manche hatten ihre Wagen unter dem groſsen Treſſe, und damit alle ihre Habſeeligkeiten, und ihr Geld verloren, und ich werde den Anblick dreier jungen hübſcher Mädchen nicht vergeſſen, die dieſes Unglück gehabt haben. Dieſe blendend weiſsen Arme, welche man bisher ſo ſorgfältig vor der Sonne beſchützt hatte, waren verbrannt, die Kleider und Schuhe zerriſſen, die Geſichter vor Hunger bleich, die Augen roth von Thränen; und dennoch waren ſie immer noch glücklicher, als viele Andere. Man kannte die Grauſamkeit der Spanier zu gut, um nicht fürchten zu müſſen, daſs ſie auch für die Hoſpitäler keine Schonung haben würden. Was daher irgend von Kranken fortzubringen war, hatte man auf die kleinen Karren des Landes geladen. Dieſe ſind mit zween Ochſen beſpannt, ihre Achſen werden nie geſchmiert, und machen in ihrer Bewegung daher ein durchdringendes Geräuſch. In der brennenden Auguſthitze krank auf ſolchem Fuhrwerk fortgeſchleppt zu werden, das den kleinſten Stein ſchmerzhaft nachfühlen läßt, iſt Höllenquaal, und viele Kranken hatten ſie lieber verlaſſen, um ſich zu Fuß fortzuſchleppen. Aber kranke Kräfte ſind nur zu bald erſchöpft. So lagen ſie an dem Wege, um auszuruhen, und viele waren ſo glücklich, einzuſchlafen und nicht wieder aufzuwachen. Bei Tage trieb ſie die Sonne, oder die Wachſamkeit der Offiziere von der Stelle. Aber häufig waren ihre Wagen ſchon zu weit voraus, um ſie mit ſterbenden Kräften noch zu erreichen. Die kühle Nachtluft ſchien ihnen wieder neue Kräfte zu verleihen, aber das war eine trügeriſche Erholung. Zu Dutzenden ſah ich ſie im Mondſchein an der Straße liegen, ungewiß, ob ausruhend, ob ſchlafend, oder todt; aber überzeugt, daß Viele nicht mehr aufſtehen würden.

Zu allen dieſen Mühſeligkeiten kam die Unſicherheit der Straßen, und die Beſorgniß von Inſurgentenhaufen, die ſich, von den Landleuten unterſtützt, nur zu leicht nähern konnten. Dieß machte von Seiten der bewaffneten Bedeckung große Vorſicht und Einſchränkung der Reiſenden, ſich an den Zug zu halten, nöthig. Dieſer bewegte ſich aber ſo langſam, daß man ihm nur ſchwer folgen konnte. Ich befand mich immer an der Spitze der Kolonne, da ich den kommandirenden Offizier gut kannte, und meine Ungeduld mich unaufhörlich voran trieb. Einmal wär' es mir aber beinah übel bekommen. Aber meine eigene Gefahr diente wenigſtens dazu, ein Menſchenleben zu retten, und ſo bin ich froh, mich ihr ausgeſezt zu haben. Wir waren Morgends um ein Uhr von einem Ort auf den Gebirgen aufgebrochen. Der Weg ſchien gefährlich, und man hatte verſchiedene Detachements Jäger vorausgeſchickt. Eben war der Mond untergegangen, mein Pferd ging ſeinen raſchen Schritt vorwärts, und mich übermannte die Müdigkeit zum Schlafe. So mocht' ich wohl eine geraume Zeit fortgeritten ſeyn, als mich einige Stimmen, die vor mir ertönten, aufweckten. Wer iſt da? rief man jemand, der in dem Feld neben dem Wege lag, an Ich ritt näher; und hörte in deutſcher Sprache ſagen: ſchieß' ihn nieder, wenn er nicht Antwort geben will. — Die Geſtalt ſchien ſich langſam, wie auf allen Vieren fortzubewegen. Eben wollte einer dieſer Jäger losdrücken, da rief ich ihm zu: Halt, Burſche! eh du ſchießeſt! — Warum gibt er keine Antwort? erwiederte man mir. — Warum fragſt du deutſch mitten unter Franzoſen und Spaniern? Elender! ſchrie ich ihn an. Das half, die Jäger zogen ihre Straße, ohne ein Wort weiter zu ſagen, und ich folgte ihnen nach, nicht ohne die ſchmerzliche Betrachtung, wie niedrig ein Menſchenleben in ſolchen Tagen angeſchlagen wird, aber auch nicht ohne den Gedanken, daß mir ſelbſt, wenn ich auf dem Pferde ſchlief, das Nämliche begegnen konnte.

Je weiter der Zug verrückte, deſto größer wurde er, deſto ſchwerer ward es, Lebensmittel und Obdach zu finden, und deſto jämmerlicher war der Zuſtand der Meiſten. Die Kräfte der Menſchen und Thiere erſchöpften ſich bei den ſtarken Märſchen und der elenden Erquickung natürlich bald, und viele der Letztern konnten nicht weiter gehen. Eine Menge todter Pferde lagen darum am Wege. Oft hauchten mich die Dünſte menſchlicher Verweſung an, wo ich den Blick wegwendete, um nichts Gräßliches zu ſehen, und Viele erblickt' ich zu Fuß, die ich früher auf ſchönen Pferden geſehen hatte. Auch mir ſtand ein ähnliches Schickſal bevor. Das meinige war ſo ſtark vom Sattel gedrückt, daß ich bei meiner Ankunft in Aranda ohne Grauſamkeit es nicht länger reiten konnte. Ich war zur Fußreiſe bereits entſchloſſen, und ſuchte in genannter Stadt nur eine Gelegenheit, um einmal mit einem erträglichen Eſſen meine Kräfte zu ſtärken. Das Glück führte mich in das Haus des Poſtmeiſters, wo ich auf die Croßnung, daß ich ein Deutſcher ſey, ein recht gutes Mittagsmahl, übrigens für theure Bezahlung, erhielt. Es waren noch etwa acht Poſten bis Burgos. Ich entſchloß mich, ſie Extrapoſt zu reiten, unerachtet dieſer Weg für den gefährlichſten galt. In ſolchen Tagen des Elends wird der Menſch gleichgültig gegen allen Beſitz, und ſein Leben ſelbſt. Ich gab alſo mein Pferd dem nächſten beſten Menſchen vom Zug, der mir begegnete, um es mir nach Burgos nachzubringen, und mußte ihm für jeden Tag einen Piaſter verſprechen. So legt' ich denn mein Reitzeug einem Poſtpferde auf, gab einen meiner Mantelſäcke dem Poſtillon auf das ſeinige, und verließ Abends acht Uhr Aranda, als eben das Ende vom Zug ankam. Die Nacht war ſchön, aber friſch, und ich ritt fröhlich über die ſchnelle Bewegung durch die Gebüſche, durch welche der Weg führte. Hier, ſagte mir der Poſtillon, wurde geſtern einer meiner Kameraden umgebracht. Schöner Troſt, gab ich ihm zur Antwort, was brauch' ich das zu wiſſen, dummer T . . . und jagte ſeinem Pferde die Reitpeitſche um die Ohren. Aber das hatte er noch nicht begriffen; denn eine halbe Stunde ſpäter fing er wieder an, als wir über einen buſchigten Hügel ritten: Dieſer Berg heißt der Monte de los ladrones (der Berg der Räuber). Nun, ſagte ich ihm, da kannſt du nichts beſſeres thun, als deinem Roß die Sporen zu geben; und ſo erreichten wir glücklich die nächſte Poſt. Wirklich fand ich ſpäterhin Urſache genug, mein Glück zu preiſen; denn auf der nämlichen Stelle hatte ein Räuberhaufen noch in dieſer Nacht die Kühnheit, einige der lezten Wagen des Treſſes anzugreifen. Mich hatten ſie wahrſcheinlich verſchont, weil ſie mich für einen Kourier hielten, und es ihnen wenig um Briefe und Depeſchen zu thun war.

So viele Gelegenheit zum Ernſte ich auf dieſer Reiſe hatte, ſo fehlte es doch auch nicht an lächerlichen Vorfällen, deren einer mich dieſe ganze Nacht erheiterte. Als ich auf der nächſten Poſt auf ein friſch geſatteltes Pferd mich ſetzte, ſprützte es mir im Augenblick, da ich niederſaß, dunkelroth ins Geſicht. Es war warm, wie Blut, und mein erſter Gedanke war, daß ich beim Aufſteigen dem, der mir, nach ſpaniſcher Sitte, den Steigbügel hielt, mit dem Spornen eine Ader aufgeritzt hätte. Sein Hemd war blutig, wie mein Geſicht, er war erſchrocken, wie ich, und ich frug ihn haſtig: wo ich ihn verwundet hätte? — Ich fühle nichts, gab er mir zur Antwort. — Was iſt es denn? fuhr ich fort. — Ich weiß es nicht, war ſeine Rede. — Da unterſuchte man denn, und es fand ſich, daß mein kleiner lederner Weinſchlauch, den ich in Aranda gefüllt hatte, und der am Sattel hing, beim Umſatteln unter dieſen gekommen war, und bei meinem ſchnellen Niederſitzen den Wein aus ſeiner Röhre mir ins Geſicht, und dem Poſtmeiſter aufs Hemd geſprützt hatte. Jedermann lachte natürlich zuſammen; der komiſche Vorfall machte mich fröhlich, wie ich nie auf dieſer Reiſe geweſen war, und ſo erreichte ich gegen Morgen die Stadt Burgos.

Ich hatte dieſe acht Poſten in etwa ſieben Stunden zurückgelegt, und fand mich in der kurzen Zeit um zwei Tage vor dem Zuge voraus. Das gewann mir denn eine Wohnung und einige Tage Ruhe, deren ich wohl bedurfte. So groß dieſe Vortheile waren, ſo wenig kamen ſie mir indeß zu ſtatten. Mein Körper ruhte ſchlecht, weil er zu erhitzt war, und in meinem Geiſte trieben ſich zu mannichfaltige Gedanken umher, als daß ich unbefangen der Ruhe mich hätte überlaſſen können. Mein Gepäcke, meine Papiere, mein Pferd waren noch zurück, niemand durfte Burgos verlaſſen, und man wußte noch nicht, wie lange das Verbot dauern konnte. So war ich vier Tage in dieſer Stadt, während welcher der Zug nach und nach ankam, ich mein Gepäcke, aber mein Pferd nicht fand. Schon gab ich es verloren, als ich den Abend vor meiner Abreiſe zufälliger Weiſe auf den Menſchen ſtieß, dem ich es gegeben, und es von ihm, aber in einem Zuſtand zurück erhielt, in welchem ich es unmöglich reiten konnte. Wie alſo fortzukommen? In den erſten Tagen des Auguſts in Spanien täglich 8 - 12 Stunden zu Fuß zu machen, dazu entſchloß ich mich wohl, wenn kein anderer Ausweg mehr übrig blieb. Ich fand keinen, als Extrapoſt zu reiten. Aber ich hatte nicht mehr Geld genug, um die Koſten zu beſtreiten, und wußte, daß die Poſtpferde alle für den König in Beſchlag genommen waren. Endlich traf ich einen Keurier, der den folgenden Tag nach Bayonne auf dieſe Weiſe abgehen ſollte. Er verlangte 800 Franken, um mich mitzunehmen, und mit vieler Mühe wurde ich um 500 mit ihm einig. Nun athmete ich freier; denn ich hatte auch meinen Landsmann wieder gefunden, dem ich mein Pferd anvertrauen konnte. Den folgenden Morgen ließ ich alſo meinen Mantelſack in das Haus tragen, wo die Keuriere wohnten, um mich in einigen Augenblicken zu Pferd zu ſetzen. Endlich kam er, aber mit der traurigen Nachricht, mich nicht mitnehmen zu können, da er nicht mehr, als zwei Pferde bekäme. Nun war ich wieder, wie zuvor, und noch übler daran; denn ich hatte meine Wohnung aufgegeben, und konnte gar nicht hoffen, eine wieder zu finden. So ſah ich mich alſo auf die Straße geſetzt, und da ruht ſichs weder angenehm, noch ſicher. Es war ein Schmied, in deſſen Haus die Kouriere abſtiegen. Ich ſetzte mich neben ſeinen Ambos, um meine Gloſſen über dieſen und den Hammer zu machen. Da ſchlief ich denn glücklicher Weiſe ein, ruhte ein paar Stunden köſtlich neben der Feuereſſe, und fand mich herrlich geſtärkt, als ich aufwachte. Ich ging aus, dem guten Glück vertrauend, um zu ſuchen, was mir fehlte. Viele frug ich nach Gelegenheiten, um fortzukommen; aber es war keine da. Hungrig trat ich in eine Weinſchenke, und ließ mir eine Bouteille geben. Ich kam mit verſchiedenen polniſchen Offizieren ins Geſpräch, denen ich meine Lage erzählte, und ſagte, ich ſey entſchloſſen, morgen meinen Weg zu Fuß fortzuſetzen, und wünſchte in dem Zuge nur jemand zu finden, der mein Pferd ſo weit beſorgte, daß ich es auf

Augenblicke, wenn ich zu ſehr ermüdet wäre, beſteigen könnte. Ein Menſch in bürgerlicher Kleidung miſchte ſich ins Geſpräch, und ſagte mir, daß ſein Herr, der verwundete Obriſt G . . ., eine eigene Eskorte habe, morgen abreiſe, und in ſtärkern Märſchen gehe, als der große Zug. Er ſey gewiß, daß er ihm erlauben würde, mein Pferd zu bedienen. Ich glaubte ſchon viel gewonnen zu haben, und ging ſelbſt zu dem Obriſten, um ihn um dieſe Erlaubniß zu bitten. Mit Vergnügen erhielt ich ſie, und er bot mir in ſeinem Quartier ein Bette für dieſe Nacht an, weil er ſehr frühe aufbräche. So war mir alſo für dießmal wieder geholfen, und ich fand ſpäter noch mehr, wie ſehr ich mir zu dieſer Bekanntſchaft Glück zu wünſchen hatte.

Ich will dieſe Reihe von Unannehmlichkeiten ein wenig unterbrechen, und Ihnen erzählen, wie ich mich in Burgos doch noch um andere Dinge bekümmert habe.

En Burgos nació et valor
Gloria, y emparo de Espanna. *)

ſagt der Romancero del Cid, und Volkmann hatte mich früher ſchon glauben gemacht, daß er hier begraben ſey. Durch ein anderes Volksgedicht indeß war ich belehrt worden, daß nicht in S. Agatha, wie er ſagt, ſondern in S. Pedro de Cardenna ſeine Gebeine ruhen. Ich frug alſo nach dieſem Kloſter, und fand zu meinem Schmerz, daß es zwo Stunden von der Stadt gelegen iſt. So mußt' ich es alſo wohl aufgeben, dem tugendreichen Helden an ſeinem Grabe meine Verehrung zu zollen. Indeß wollt' ich wenigſtens das Haus ſehen, in welchem er geboren war. Ich frug verſchiedene Einwohner; aber ſie wollten nichts von dem Cid wiſſen. Endlich trat ich in die Bude eines Büchertrödlers, der mir Auskunft, und einen Jungen gab, um mich dahin zu führen. Ich

---

*) In Burgos ward geboren die Kraft, der Ruhm und Schutz Spaniens.

kam an die Stelle, wo das Haus geſtanden hat. Es iſt nur ein kleiner Platz, den man mit Pfeilern umgeben hat, und auf welchem eine lateiniſche Inſchrift die Heiligkeit deſſelben durch das Andenken eines großen Mannes verkündigt. Mein Führer nannte ihn einen Heiligen, und ſeine Kanoniſation ſchien mir wenigſtens verdienter, als die von manchem andern. Unterwegs kam ich an dem erbärmlichen Triumphbogen vorbei, den man in neuern Zeiten dem, gleichfalls hier gebornen, Fernando Gonzalez mit beſſerem Willen, als Geſchmack, errichtet hatte. Mehreremale beſuchte ich dieſe Erinnerungen an eine große Vergangenheit, und je zuweilen iſt es mir gelungen, die Gegenwart über ihnen zu vergeſſen. Aber ärgern mußt' ich mich doch oft über den unwiſſenden Stolz der Kaſtilier. Wenn ich ihnen von dem Cid ſprach, verſtand mich keiner. Sein Name iſt nicht mehr im Munde dieſes Volks, ſeine Romanzen werden nicht mehr auf den Straßen geſungen. Dafür ertönen abgeſchmackte Loblieder unnützer Heiligen, und getröſtet ſich der Nationalſtolz mit dem Hörenſagen, daß einſt große Zeiten in Kaſtilien geweſen ſind.

Wohl that es mir indeß, die Romanzen, welche von ihnen reden, auf dem Schauplatz ſelbſt zu leſen. Oft wann ich mich in ein Gebüſch ſetzte, und meinem hungrigen Pferde Blätter zur Erquickung abpflückte, zog ich mein Büchlein aus der Taſche, und las vielleicht da, wo einſt der Cid ſelbſt in ähnlichem Geſchäfte ausruhte. Manchmal machte mir der Kontraſt der alten und neuen Zeit komiſche Eindrücke; aber als ich einem Offizier, den ich ohne Gepäck und Pferd in Spanien ankommen geſehen, mit verſchiedenen Pferden und mehrern Packthieren wieder fand, konnte ich mich nicht enthalten, ihm mit dem Romancero zuzurufen:

Si bien vinieron vestidos
Bolvieron mejor armados;
Y si vinieron en mulas,
Todos buelven en cavallos. *)

---

*) „Wenn ſie gleich gekleidet waren, als ſie

So glücklich waren indeſs nicht alle ſeine Kameraden; denn ich ſah manchmal einen Kuraſſier auf einem Maulthier, und Huſaren auf Eſeln reiten, indem man ſich keiner Art, von der Stelle zu kommen, ſchämte. Und wahrlich mir iſt der erſte Tag meiner Reiſe von Burgos aus auch ſo beſchwerlich geworden, daß ich mehreremale mein Pferd gegen einen Eſel zu vertauſchen anbot; ohne daß jemand den Tauſch hätte eingehen wollen. Wir marſchierten gerade vierzehn Stunden Zeit, die ich ganz zu Fuß machte. Ich fand mich bei der Ankunft in Briviesca auch ſo ermüdet, daß ich mich kaum mehr bewegen konnte. Indeß war ich ſo glücklich, wenigſtens ein Bette zu finden. Aber kaum hatte ich mich niedergelegt, als mich ein

---

ankamen, ſo kommen ſie doch jetzt beſſer bewaffnet zurück; und wenn ſie auf Maulthieren gekommen, ſo kehren ſie jetzt alle auf Pferden zurück." Aus der 5ten Romanze.

kalter Fieberſchauer ergriff, der über eine Stunde anhielt. Jetzt erſchrack ich zum erſtenmal vor meiner Lage, der Gedanke, vielleicht in einem feindlichen Lande, ohne hinlängliches Geld, unter einem fanatiſchen Volke zurück zu bleiben, erfüllte mich mit Entſetzen. So lag ich in düſtern Betrachtungen verſunken, als ein Fremder erſchien, und mich um das andre Bett, welches in meinem Zimmer ſtand, für ſeine kranke Schweſter anſuchte. Gerne willigte ich ein. Mein Körper gewann gegen Abend wieder Wärme und Ruhe, und ich konnte dem komiſchen Eindruck nicht widerſtehn, als mein Gaſt gegen Abend eine Hängematte in dem Zimmer befeſtigte, und ſich dann ſchlafen legte. Dieſe Reiſe überhaupt hatte Ähnlichkeit mit einer gefährlichen Schiffahrt, und ich hätte den Mann beneiden mögen, daß er ſeine gewohnte Bequemlichkeit auch hier fortſetzen konnte.

Den andern Tag ging es mir ungleich beſſer. Ich hatte bereits auf die Hoffnung reſignirt, mein Pferd wieder beſteigen zu können, und machte mich zu Fuß auf. Noch ſchien der Mond, und herrſchte die angenehme Nachtkühlung. Ich wanderte heiter meine Straße, ergötzte mich an den großen Schattenmaſſen, dem klaren Himmel, und den unzähligen Sternſchnuppen. Hat man aber den Tag zuvor vierzehn Stunden gemacht, ſo vergißt man über der Betrachtung der Geſtirne den Erdboden gewiß nicht, wie jener Philoſoph in der Fabel. Vielmehr mahnten mich meine Beine nur zu bald an den geſtrigen Spaziergang, und war es mir äuſſerſt willkommen, als mir ein Offizier für einige Stunden ſein Maulthier anbot. Von da an ſchien mir überhaupt der Glücksſtern wieder aufzugehn; denn noch an dieſem Tag ließ er mich einer Dame begegnen, welche ganz allein in ihrem Wagen ſaß, und gütig genug war, mir einen Platz in demſelben anzubieten.

Wie froh war ich, als ich die Gewißheit hatte, meinen Weg nicht mehr zu Fuß fortſetzen zu dürfen! Was Andre können, vermag ich auch; aber ich fürchtete dennoch, in den Tagen der brennendſten Auguſthitze, da vom frühen Morgen bis mehrere Stunden nach Mittag unaufhörlich marſchiert wurde, meine Geſundheit zu ſehr in Gefahr zu ſetzen. Daß ich dieſe Gefahr vermieden, war Glücks genug; aber die Beſchwerlichkeiten der Reiſe hatten ſich damit noch nicht alle geendigt. Jeden Abend kam die alte Noth, ein Nachtquartier zu finden. Die Gaſthöfe waren gewöhnlich gefüllt, die Bürger hatten Einquartierungen, und auf jeden Fall keine Luſt, Fremde zu beherbergen. Noch, wenn ich daran zurückdenke, iſt es mir beinahe unbegreiflich, daß ich in den ſieben Tagen, von Burgos bis hierher, immer Obdach gefunden habe. Aber es iſt mir wahrſcheinlich nicht leicht geworden. Glauben ſie mir, es gehört guter Muth dazu, ſich, ohne ein Bettler zu ſeyn, und wenn man ſchweres Geld für die geringe Gefälligkeit anbietet, doch wie ein ſolcher von einem halben Dutzend Thüren gewieſen zu ſehn. Am Ende gelang es mir immer, bald durch Höflichkeit, bald durch Unverſchämtheit, indem ich oft gerade zu, wenn ich in ein Haus eingedrungen war, erklärte, daß ich nicht von der Stelle gehen würde, und man mich nothwendig behalten mußte. So ließ man mich denn eine Zeitlang ſitzen, ohne ſich um mich zu bekümmern. Nach und nach gab ſich die Gelegenheit zum Geſpräche. Es gelang mir, die Leute freundlich und dienſtfertig zu machen, und aus allen dieſen Häuſern bin ich am Ende, gut behandelt, und freundlich verabſchiedet, weggegangen.

Das Benehmen gegen dieſe Leute, größtentheils von den niedrigern Klaſſen, koſtete mich aber oft mehr Gewandtheit, als ſie in weit wichtigern Verhaltniſſen erfordert werden würde. Wer um eine Gefälligkeit bitten muß ſetzt ſich dadurch immer in Abhängigkeit; aber hier, wo man mich als einen Fremden anſah, welchen man nie mehr wieder erblickt, da ich einer verhaßten Armee folgte, war meine Rolle ſehr ſchwer. Wie oft mußt ich die abgeſchmackteſten Nachrichten, die boshafteſten Gerüchte, die unvernünftigſten Urtheile ſchweigend anhören! So geſchah es mir in Vittoria, wo ich mit zween Prieſtern, und wahrſcheinlichen Emiſſären der ſüdlichen Inſurgenten, eſſen mußte, die auf die Eröffnung, daß ich ein Deutſcher ſey, mich geradezu für einen von ihrer Parthie nahmen, und in dieſem Sinne mit mir ſprachen. Das nemliche Schickſal hatt' ich in Toloſa, wo ich mit zween ſpaniſchen Soldaten zuſammen ſchlafen ſollte. Ihre Gefälligkeit gegen mich war mir beinah verdächtig; indeß ſucht ich ihr Vertrauen zu gewinnen, und es gelang mir den einen ſo weit zu bringen, daß er mir das zuletzt angekommene Bulletin der Inſurgenten leſen ließ, in welchem man die Unverſchämtheit im Lügen und den Haß gegen die Franzoſen aufs Höchſte getrieben hatte. Abſichtlich ſuchte ich ihnen dieſe Vertraulichkeit abzugewinnen, um, da ein Detachement Franzoſen in der Stadt lag, eine Garantie für meine Sicherheit zu haben. Allein ich bemerkte, daß der andere ſeinem Kameraden dieſe Offenherzigkeit verwarf, und hatte natürlich nun mehr von ihrem Mißtrauen, als zuvor von ihrem Haß zu fürchten. Dennoch war ich entſchloſſen zu bleiben, indem ich mir Kunſt genug zutraute, ſie noch zu gewinnen; jedoch der Obriſt G . . . dem ich es erzählte, gab es nicht zu, ſondern nöthigte mich, für dieſen Abend — was ich immer abgeſchlagen hatte — mich einquartiren zu laſſen.

Ein anderesmal kam ich in Biscaja — nachdem ich vor mehreren Thüren abgewieſen worden war — in ein Haus, wo es mir ſo wohl gefiel, daß ich mir geradezu vornahm, nicht wieder fortzugehn. Im Anfang bat ich mit Höflichkeit um Quartier, das ich bezahlen würde. Man ſchlug es mir kurz ab. Ich beſtand auf meiner Bitte; man beſtand auf der Weigerung. Da ſah ich einen großen Folianten auf dem Tiſch liegen. Es war der Flos Sanctorum in ſpaniſcher Sprache. Nun ſetzte ich mich daher gerade zu nieder, und fing an darin zu leſen. Die Leute ſahen mich verwundert an. Ich ließ mich nicht aus der Faſſung bringen, las die Lebensbeſchreibungen von einem Dutzend Heiligen, und hatte mich dadurch bald bei ihnen in ſo guten Geruch geſetzt, daß ſie alle mögliche Gefälligkeiten für mich hatten.

So wechſelte meine Reiſe in Gefahren, komiſchen Verhältniſſen, Beſchwerlichkeiten und Unannehmlichkeiten. Von der Unreinlichkeit, die ich mir oft gefallen laſſen mußte, ſag' ich Ihnen nichts. Aber gerne möcht' ich Ihnen die vielen maleriſchen Anſichten ſchildern, die ich auf dieſem Zuge genoß. Das Land ſelbſt begünſtigte ſie hier und da in ſteilen Höhen, und wilden Felſenmaſſen. Das Intereſſanteſte waren aber die Bewegungen der Kolonne, welche aus mehrern tauſend Menſchen von allen Ständen und in allen möglichen Aufzügen beſtand. Wenn ich dieſe ganze Maſſe von der Höhe eines Bergs herab überſah, wie ſie ſich durch ein langes Thal hindehnte, an ſteilen Höhen emporſtieg, theilweiſe unſichtbar wurde, am Ufer eines Fluſſes ſtille hielt, oder neben einem Gebüſch eine Ruheſtelle nahm: oder wenn Nachts dieſe Menſchen alle unter Bäumen gelagert waren, in unzählig vielfachen Gruppen, die in Beſchäftigung und Ruhe wechſelten, im Scheine des Monds, oder in den Beleuchtungen von tauſend verſchiedenen Feuern — ich hatte über ſolchen Anſichten oft Gelegenheit, meine Noth zu vergeſſen, und während ich um ein Abendbrod verlegen war, nur an maleriſche Effekte zu denken.

So war ich bis nach Irun gekommen, wo wir zum erſtenmal Regen hatten. Dies war ein großes Glück geweſen, daß wir nicht früher davon heimgeſucht wurden; denn das wäre für Menſchen und Vieh zu beſchwerlich geworden. Ich fand hier die meiſte Schwierigkeit unterzukommen, und ſo entſchloß ich mich dann, und um deſto leichter in Bayonne Quartier zu finden, der Kolonne voranzureiten. In der Hoffnung, genannte Stadt noch dieſen Abend zu erreichen, verließ ich um fünf Uhr Nachmittags auf Poſtpferden Irun. Es ging raſch aus dem Felde, wie in Spanien; aber als ich Bidarts, die letzte

Poſt vor Bayonne erreicht hatte, war es doch ſchon acht Uhr, ſo daß ich nicht mehr in die Stadt hineinzukommen hoffen konnte. Ich mußte alſo hier bleiben. Aber als ob mich mein Unſtern auch am Ziel meiner Reiſe noch verfolgen wollte, konnte ich dieſe Nacht keine Ruhe finden, ſo ſehr ich ihrer immer bedurfte. Es war der Abend vom Napoleonsfeſte, und daher in allen Wirthshäuſern Tanz. Neben meinem Schlafzimmer ging es bis an den hellen Morgen ſo luſtig her, daß ich unmöglich einſchlafen konnte. Zu jeder Zeit hätt' ich gerne baskiſche Muſik hören, und baskiſche Tänze ſehen mögen; aber jetzt hatt' ich keinen höhern Wunſch, als Ruhe. Sie ward mir nicht zu Theil. Ich mußte die Tänze ſehen, ob ich wollte, oder nicht. Es tanzten nur Männer; denn nach guter baskiſcher Sitte dürfen die Mädchen nach Sonnenuntergang nicht mehr an den Beluſtigungen der Männer Theil nehmen. Dieſer Tanz aber war nichts, als ein äußerſt einfacher Kreistanz, welcher ohne ſchnelle Bewegung ſich in ewigem Einerlei umdrehte, und nur das Langweilige nicht hatte, mir Schlaf zu machen. Von der Muſik will ich nichts ſagen; denn ich könnte darüber leicht ungerecht urtheilen, da ich mich eine ganze Nacht hindurch über ſie geärgert habe. Meine Leiden ſollten erſt in Bajonne endigen, wo ich den 16. Auguſt Morgens glücklich ankam, aber auch nur mit größter Mühe Wohnung fand. Mein Gepäcke iſt noch zurück, und ich warte mit größter Ungeduld, ob es glücklich durchgekommen iſt. — Leben Sie wohl.

Die Spanier.

„Die Vaterlandsliebe iſt blind, wie jede andre Liebe. Wird ſie nicht durch richtige Einſicht geleitet, ſo gefällt ihr oft das, was Verachtung, und ſie verachtet, was Ehrfurcht verdient. So geſchieht es, daß der Spanier, wenn er von ſeiner Vergangenheit ſpricht, in verſchiedene Irrthümer verfällt, die er nur durch folgende Unterſcheidung vermeiden kann. Ich theile die Spanier, welche mit Begeiſterung von der Vorzeit ihrer Nation reden, in ſolche, die unter derſelben das lezte Jahrhundert, und in ſolche, die das vorlezte und die ihm vorangegangenen Jahrhunderte verſtehen.“

„Das lezte Jahrhundert zeigt uns nichts, was uns ſchmeicheln könnte. Ich ſtelle mir Spanien ſeit dem Ende des 15ten Jahrhunderts als ein großes Haus vor, welches einſt prächtig und feſt gegründet war. Die Zeit hat ihre Gewalt daran ausgeübt, und ſeine Trümmer werden bald ſeine Bewohner bedecken. Hier fällt ein Stück vom Dach herab; dort ſtürzt eine Mauer ein; hier brechen ein paar Säulen zuſammen; dort iſt der Boden aufgeriſſen, dringt der Regen, der vorbeifließende Bach herein. Die Bewohner ſeufzen, und wiſſen nicht, wie ſie ſich helfen ſollen. Das neugeborne Kind wird in der Wiege von der herabfallenden Decke erdrückt. Der Familienvater ſinkt unter den Ruinen, die er aufhalten will, oder im Schmerz über ſein Unglück zuſammen. Die Diebe brechen durch die Öffnungen herein, den Jammer zu nützen; die Diener des Hauſes ſelbſt laufen mit dem Raube davon.“

„Wem dieſes Gemälde zu poetiſch ſcheint, der ſchlage das Buch der Geſchichte auf, und vergleiche! Zu Anfang jenes Jahrhunderts umfaßte die ſpaniſche Monarchie beide Indien, halb Italien und Flandern, und war dennoch nicht vermögend, mehr als 20,000 Mann ſchlecht bezahlter und ſchlecht diſciplinirter Truppen zu unterhalten. Sechs Linienſchiffe von erbärmlicher Bauart, welche die Geldtranſporte aus Indien gegen die Seeräuber ſchützen mußten, ſechs Galeeren, die müßig in Karthagena lagen, und einige andere Fahrzeuge, die zur Kommunikation mit Italien gebraucht wurden, machten die ganze ſpaniſche Seemacht aus. Die königlichen Einkünfte, ohne für die Staatsausgaben hinzureichen, vernichteten den Unterthanen durch ihre Erhöhung und das verwirrte Syſtem ihrer Erhebung. Der Ackerbau war völlig dahin, der Handel blos paſſiv, und die Fabrikinduſtrie zerfallen. Die Wiſſenſchaften theilten dieſe Schickſale. Was man Philoſophie nannte, war eitler, abgeſchmackter Wortſtreit. Die Poeſie ſpielte mit lächerlichen und kindiſchen Zweideutigkeiten. Aſtrologiſche Kalkuls machten die ganze

Mathematik aus, und die Beredſamkeit bewegte ſich nur unter unpaſſenden Ausdrücken, übel angebrachten Phraſen, und theatraliſchen Grimaſſen. Auch die großen Männer ſolcher Zeit unterwarfen ſich dem ſchlechten Geſchmack — wer vermag ſich ſolch eines Jahrhunderts zu freuen?“

„Wem wird es nicht hoch ums Herz, wenn von dem vorlezten Jahrhundert die Rede iſt, in welchem jeder Spanier ein geſchätzter Soldat war? Von dem Jahrhundert, da unſre Waffen die beiden Amerika und die aſiatiſchen Inſeln eroberten, Afrika zittern machten, und unſre Heere in Italien, Frankreich, Deutſchland und Flandern, zwar klein an Menſchenzahl, aber groß durch ihren Ruhm, ganz Europa beunruhigten, und unſre Flotten alle Meere bedeckten? Von dem Jahrhundert, in welchem die hohe Schule von Salamanca die erſte gelehrte Anſtalt in der Welt war; da unſre Sprache von allen Weiſen, und an allen Höfen Europa's geſprochen wurde? — Wer könnte blind genug ſeyn, zwo ſo verſchiedene Epochen, in welchen ſich das nemliche Volk gar nicht mehr erkennen läßt, zu verwechſeln? Wer fühlt nicht den ungeheuren Abſtand zwiſchen einer Rotte Spanier vor Tunis unter Karls I. *) Kommando, und den Leibwachen Karls II.? Den Abſtand zwiſchen Garcilaſo und Villamediana; zwiſchen Brocenſe und einem der Humaniſten unter Philipp IV.? Zwiſchen Don Johann von Öſterreich, Philipps II. Bruder, und Don Johann von Öſterreich, Philipps IV. Sohn?“

Dieß iſt eine Stelle aus den marokkaniſchen Briefen des Obriſten Cadahalſo **), eines der geiſtvollſten Spanier des achtzehnten Jahrhunderts, der vor einigen Jahren geſtorben iſt.

---

*) Nemlich Karls V. in der deutſchen Geſchichte. Für den Thron von Spanien war er Karl I.

**) Cartas marruecas del Coronel Don Joseph Cadahalso. Madrid 1793. 4.

Ich ſetze ſie dem, was ich über ſeine Nation zu ſagen weiß, voran, weil ſie bei ihm ſelbſt durch einen Hauptzug in dem Karakter ſeines Volks motivirt wurde, gegen den er ſich, wie gegen ſo manche andere Vorurtheile ſeiner Mitbürger, mit allen Waffen des Geiſtes erhoben hat. Ich werde ſeines Werks noch mehrere Male bedürfen, wo ich es lieber einem Spanier ſelbſt überlaſſen will, ſeine Nation zu beurtheilen, als einem Fremden, der ſie nicht leicht in ihrem ganzen Umfang kennen zu lernen vermag.

Der Nationalſtolz, welcher die gröſten Thaten erzeugt, wo er auf wirkliche Vorzüge ſich gründet, und auch, wo dieſes nicht der Fall iſt, zuweilen Ungewöhnliches wirkt, iſt derjenige Karakterzug einer Nation, welchem ein Fremder zuerſt begegnet. Blickt er auf einer Reiſe über die ſpaniſchen Gränzen mit Aufmerkſamkeit um ſich, und ſieht er beſonders die Gruppen von Kaſtiliern an, welche müßig an ſeinem Wege ſtehen, ſo muß er bald bemerken, daß der Fremde hier nicht mit der Aufmerkſamkeit, und noch weniger mit der Art von Bewunderung, angeſehen wird, welche ihn oft in andern Ländern lächeln macht. Iſt es nicht gerade ein ſtolzes Herabſehen, ſo drückt ſich doch die Gleichgültigkeit gegen ihn auf eine Weiſe aus, welche zu ſagen ſcheint: Was macht ihr auf unſerm Boden? Wir brauchen euch nicht, und kommen ja auch nicht zu euch!

Je weiter man in der Bekanntſchaft mit dieſer Nation vorrückt, deſto ſtärker überzeugt man ſich von der Wahrheit des erſten unangenehmen Gefühls, ſich von ihr verachtet, oder wenigſtens äußerſt gering als Glied eines andern Volkes angeſchlagen zu ſehen. Man erklärt ſich das bald, zum Theil aus der völligen Unbekanntſchaft der Spanier mit dem übrigen Europa, aber hauptſächlich aus der übertriebenen Meinung, welche ſie von ſich ſelbſt haben. Dieſe iſt auf eine große Vergangenheit gegründet, welche Cadahalſo in ihren Hauptzügen geſchildert, und wird durch die Gegenwart, die er in ein Gleichniß gehüllt hat, lächerlich.

Jedermann kennt dieſe Seite des Spaniers, unter welcher er auch gewöhnlich in das Hauptlicht geſezt wird, wenn man ihn auf der Bühne darſtellen will. Der miles gloriosus iſt ein Spanier, ob ſich auch gleich der Reichthum ruhmrediger Ergießungen nicht mit ſeinem heutigen Schweigen und der Wachſamkeit über ſeine Würde vertragen läßt. Wer daher den Capitan Spavento ſucht, findet ihn nur auf den Theatern Italiens; denn in Spanien iſt er zu ſtolz, oder zu bequem, ſich viel über ſeine Vorzüge auszulaſſen. Er iſt ihrer zu ſehr bewußt, als daß er deſſen nöthig hätte.

Nirgends iſt mir der ſpaniſche Nationalſtolz ſtärker aufgefallen, als in ihrer Literatur, und ſelbſt in deren unbedeutendſten Produkten. Daß jede Gelegenheit benutzt wird, die große Vergangenheit in hohen Worten zu rühmen, verſteht ſich von ſelbſt; aber daß ein Schriftſteller, wenn er ſich die Mühe erſparen will, einen Karakter voll Tiefe, Großmuth und Tapferkeit auszuzeichnen, ihn geradezu einen Spanier nennt, das heißt gegen andere Nationen doch gar zu ungerecht ſeyn. Hat ſein Volk in dem jetzigen Augenblick die Aufmerkſamkeit von Europa gewonnen, ſo müſſen wir erſt noch warten, ob es zu einer neuen Anſicht berechtiget; allein die zwo lezten Jahrhunderte geben ihm keine Anſprüche zur Achtung in den Augen anderer Nationen, und noch iſt der ſpaniſche Nationalſtolz die erſte ſpaniſche Lächerlichkeit.

Ich wollte, daß wir Deutſchen dieſe Lächerlichkeit hätten, wir könnten manche andre dafür abgeben. Aber auch die Eitelkeit und der Hochmuth treiben einige der Früchte des wahren Stolzes, und noch heut zu Tage würde es wirken, wenn ein General ſeinen Soldaten vor dem Treffen nichts, als die Worte des Marquis de la Mina ſagte, als er ſeine Truppen zur Schlacht von Olmo ermuntern wollte: meine Freunde, ihr ſeyd Spanier, und die Franzoſen ſehen euch! Selbſt die letzten Ereigniſſe in Spanien wurden hauptſächlich durch die Benutzung des Nationalſtolzes herbeigeführt. Das ewige Wort der Spanier bei dieſer Veranlaſſung war: wir würden auf ewig entehrt ſeyn, wenn wir uns das gefallen ließen, und die ganze Nation ſchien mir in ſolchen Augenblicken einem alten Invaliden ähnlich, der über der Erinnerung an ſeine Jugend oft die jetzige Kraftloſigkeit ſeines Arms vergißt, und in Ehrenpunkten kützlicher iſt, als er es in ſeiner Jugend war.

Man begegnet dieſem Nationalzug bei jeder Gelegenheit. „Unſre Truppen,“ ſchrieb der ſpaniſche General aus Pommern vor anderthalb Jahren an ſeine Regierung, „haben „ſich mit Ruhm bedeckt, und mit der „begeiſterten Tapferkeit gefochten, „welche unſere Nation im Angeſicht „verſchiedener andrer, deren Be„wunderung ſie verdient haben, zu „ergreifen pflegt.“ Und zuverläßig iſt es, daß die Rivalität mit andern Nationen, und ſelbſt nur der Eingebornen verſchiedener Provinzen immer zum Vortheil der Sache wirkt, für die ſie vereinigt kämpfen. Eine Regierung, welche die Spanier von dieſer Seite zu behandeln verſteht, wird zwar freilich nie die völlige Amalgamation der Nation gewinnen; aber wenn ſie z. B. in ihrem Militärweſen die Glieder der einzelnen Provinzen immer unter eigenen Regimentern vereinigt, und allen zuſammen einen General vorſetzt, der das allgemeine Zutrauen genießt, ſo wird ſie zuweilen blos durch den Provinzialſtolz die Wunder bewirkt ſehen, welche der Nationalſtolz im Angeſicht von andern Völkern leiſtet. Und dieſer gehörig geführt, treibt oft ſogar die Früchte der Humanität, wie ich an einem Beiſpiel zeigen will, das ich aus den vielen, die ich anführen könnte, aushebe.

Palomino erzählt in ſeiner Geſchichte der ſpaniſchen Künſtler das klägliche Schickſal des Bildhauers Sorrigiano. Dieſer hatte für einen Großen des Hofs und auf deſſen Beſtellung eine Statue der Madonne gemacht, die er aus Unwillen, ſie ſich ſchlecht von ihm bezahlt zu ſehen, zuſammen ſchlug. Das erboßte den vornehmen Kunſtfreund dermaßen, daß er den Künſtler der Inquiſition übergab, welche ihn auch geradezu als Ketzer verdammte. Dieſe Erzählung endigt *Palomino* mit den Worten: „*indeß weiß ich nicht, ob der Herzog hierin dem Karakter eines groſſen Herrn und Kavaliers gemäß gehandelt hat:* darum, und weil er ein Spanier iſt, *will ich ihn nicht nennen.*“

In letzterer Äuſſerung findet man ein Zartgefühl ausgedrückt, das eine der anmuthigſten Töchtern des Nationalſtolzes iſt. Die Furcht vor der Inquiſition erlaubte *Palomino'n* nicht, gegen ihr Verfahren ſich auszulaſſen; aber er will den Namen des Vornehmen nicht nennen, der ſeine Nation entehrt hat, *blos weil er ein Spanier iſt.* Dergleichen kleine Züge ließen ſich unzählige in den ſpaniſchen Schriftſtellern der neuern Zeit eben ſo gut als der ältern aufleſen. Aber man begegnet ihnen darum überall gerne, weil die Völker, die ſich ſelbſt achten, heut zu Tage nicht mehr ſehr häufig ſind, und das, welches ſo glücklich iſt, ſich dieſen Schatz auch im Elende noch zu bewahren, nie ganz in Verachtung ſinken kann.

Was der Nationalſtolz bei der ganzen Nation vereinigt wirkt, das leiſtet der Provinzialſtolz, wiewohl in geringerem Grade. Jede Provinz Spaniens, ſo klein ſie iſt, heißt ein Königreich, und dieſer Titel iſt gar nicht ſo unbedeutend, als man glauben ſollte. Ihre Bewohner wären im Stande, ſich für denſelben zu empören, und die Regierung hat auch in neuern Zeiten mehreremale, und ſehr ſchmerzlich blos durch die Beraubung von gewiſſen Beiwörtern, welche einzelne Landſchaften in öffentlichen Akten ſonſt gegeben wurden, beſtraft. *)

---

*) So verlor Bilbao z. B. wegen ſeiner Empörung vor einigen Jahren den Titel **noble y leal.**

Gewöhnlich iſt jeder Spanier für den Fleck, auf welchem er geboren wurde, begeiſtert, und hängt mit einer Liebe daran, welche ihn denſelben nie vergeſſen läßt. Darum ſah ſich ſo manches unbedeutende Städtchen oder Dorf, welches einen der Abentheurer der Eroberung von Amerika hervorgebracht hatte, durch die Wiederholung ſeines Namens in einem neuen Welttheil geſchmeichelt, und mußte dieſe vielleicht oft allein nur der Sehnſucht nach dem Vaterland genügen. *) Was hört man nicht Großes und Herrliches in den ſpaniſchen Dichtern von manchem Orte, dem der Reiſende mit Erwartung entgegen fährt, und in welchem er auch gar nichts von dem erkennt, was zum Lobe berechtigt! Jede Stadt, jeder anſehnlichere Ort hat ſeine Geſchichtſchreiber, und wenn man nur

---

*) Es iſt bekannt, daß die Spanier die meiſten Namen, welche ſie jeden neu entdeckten Ländern und eroberten Städten gaben, aus ihrem Vaterland entlehnt haben.

Einen davon, ohne weitere Kenntniß Spaniens, läſe, ſo würde man ſich eine wunderſame Vorſtellung von der Größe, Macht und dem Glanz der berühmten Stadt machen. Wie nimmt der Kaſtilier den Mund ſo voll, wenn er ſein Vaterland beſingt! Man höre einmal einen Volksdichter von Burgos, deſſen Geſang ich beiwohnte. Er begann:

A Dios augusta Ciudad
De Burgos mi amada patria,
Por cabeza de Castilla
El mundo todo te aclama,
Con justa razon, pues ares
De la Fé la firma basa,
La muy noble, y mas leale
a tus invictor Monarcas. u. ſ. w. *)

---

*) "Ich grüße dich, erlauchte Stadt von Burgos, mein geliebter Vaterboden. Die ganze Welt begrüßt dich als Haupt Kaſtiliens, und mit Fug und Recht, denn du biſt des Glaubens feſter Grundſtein, die ſehr edle, die loyalſte gegen deine nie beſiegte Monarchen."

Oder, wenn man noch eine ſtärkere Probe davon ſehen mag, will ich zum Scherze eine Stelle aus der Zueignungsſchrift an die Provinz von Guipuzcoa einrücken, womit Larramandi's Grammatik der baskiſchen Sprache beginnt, und die, wenn gleich ſchon beinah hundert Jahre alt, doch noch in unſern Zeiten Gegenſtücke genug finden läßt.

„Der ſehr adelichen, und ſehr loyalen Provinz von Guipuzcoa."

„Dem Ruhm Ew. Ew. Exc. Exc. ſchien „nichts zu fehlen, um den Ruhm „keines Volks auf dem Erdkreiſe zu „beneiden, als daß endlich unter „dem Einfluß Ew. Ew. Exc. ein Werk „bekannt gemacht wurde, das der „Neid immer in die Gränze der Chimären und Unmöglichkeiten verſetzt hat. Der Neid, ſage ich, der „Ew. Ew. Exc. keinen andern Ruhm „ſtreitig machen konnte, ſuchte

„Streit über Worte und Namen zu „erheben, als ob Ew. Ew. Exc. ſie „aus einem Idiom ohne Regel, und „ohne Fähigkeit einer Regel, genommen hätten. Damit iſt nun „ſehr deutlich bewieſen, daß der „Neid in den herrlichen und bewundrungswürdigen Prärogativen „und Vorzügen Ew. Ew. Exc. einen „unaufhörlichen Gegenſtand und „ununterbrochene Gelegenheit zur „Demüthigung findet, und jeder „Zeit gefunden hat; und dieſes, als „ob ſie am Ende blos in Klauſeln „und Sprüchen beſtünden, wenn „ſie ſchon der heldenmüthige Gegenſtand der Trommete des Rufs ſind. „Die Titel ſehr adelich und ſehr loyal, womit ſich Ew. Ew. Exc. geziert ſehen, ſind, wie das Licht der „Sonne, nicht geborgt, ſondern angeboren, nicht von Auſſen ſtam-

„mend, ſondern auf vaterländiſchem, „Boden erzeugt. In andern Provinzen mögen ſie wie der Glanz des „Mondes ſeyn, den ihm die Sonne, „die Fürſtin und Monarchin des „Weltalls mittheilt; bei Ew. Ew. „Exc. aber ſtammen dieſe Titel aus „dem Princip eines höhern Verdienſtes, oder vielmehr aus den „unmittelbaren Beſtandtheilen eines Adels und einer Loyalität, „welche in höchſtem und umfaſſendſtem Maaße ſtatt finden. Der Adel „Ew. Ew. Exc. kann keine höhere „Stufe erreichen, und um meinen „Äuſſerungen allen Verdacht der „Schmeichelei zu benehmen, will ich „hier die Lobſprüche beifügen, welche „der berühmte Rechtsgelehrte Gutierrez, dem biskaiſchen Adel ertheilt. Er nennt alle Kantabrier — „und darunter verſteht er die Bis-

„cajer — Kavaliers und adelich „vom Urſprung an, die Befreier „Spaniens und adelich von Geblüte. „Und dem ſämmtlichen Kantabrien „gibt er folgende, ſehr ehrenvolle „Beiworte. Er nennt es: ſehr ade„lich, kriegeriſch und tapfer; adelich „in abstracto, die Befreierin Spa„niens, den reichſten Strom des „Adels, die älteſte Pflanzſchule des „ſpaniſchen Adels. Was nun allge„mein von Kantabrien geſagt wird, „gilt Guipuzcoa nicht blos, weil es „ein erlauchter Theil des herrlichen „Kantabriens iſt, ſondern aus tau„ſend beſondern Anſprüchen. Gui„puzcoar, und Hidalgo und adelich „ſeyn, iſt gleichbedeutend . . . "

Dieſe Stelle iſt für die Kenntniß der biskaiſchen Provinzen von Wichtigkeit, indem gerade ihr völliger Inhalt noch heut zu Tage die Überzeugung jedes Bewohners derſelben und ſein höchſtes

Stolz iſt. Sie paßt eben ſo gut auf das Königreich Aſturien, wo Jedermann von Adel iſt, und auf manche andere Diſtrikte Spaniens, welche gleiche Anſprüche zu haben behaupten, und kann ſo bedeutend werden, daß eine Regierung, die dieſe Schwachheit nicht ſchonte, in einigen der wichtigſten Provinzen des Reichs ſchwerlich getreue Unterthanen behalten würde.

Bei alle dem iſt der Adelſtolz in Spanien nicht ſo beſchwerlich, als in andern Ländern, und der Neuadeliche hat weniger durch die Vorzüge zu leiden, welche der Altadeliche vor ihm zu haben glaubt. Indeß haben die ächten ſpaniſchen Patrioten das Unweſen mit dergleichen vermoderten Anſprüchen als ſehr ſchädlich, und beſonders dem Gewerbsfleiß hinderlich erkannt. Häufig erhoben ſie ihre Stimmen dagegen, und der Obriſt Cadahalſo, welcher keinen Fehler ſeiner Nation ungerügt läßt, hat in ſeinen marokkaniſchen Briefen gleichfalls dieſes Vorurtheil angegriffen. „Erbadel," ſagt er in demſelben, „iſt eine Eitelkeit, welche ſich darauf

„ſtüzt, daß acht hundert Jahre vor mir einer geſtorben iſt, der ſich nannte, wie ich mich nenne, und ein nüzlicher Bürger war, wenn ich gleich ein Taugenichts bin." Dergleichen gewichtige Worte helfen nun freilich nicht viel, und was ein privilegirter Stand zu ſeiner eigenen Herabſetzung noch ſelbſt übrig läßt, das vollendet gewöhnlich die Waffe des Lächerlichen. Und was könnte auch beſſer wirken, als ein Zug, welchen Cadahalſo in dem genannten Werke ſeinen Marokkaner, als in Madrid geſchehen, erzählen läßt? „Vor einigen Tagen, ſagt dieſer, frug ich, ob mein Wagen angeſpannt ſey, in dem ich einen meiner Freunde, welcher krank war, beſuchen wollte. Nein, hieß es. Nach einer halben Stunde frug ich wieder, und erhielt dieſelbe Antwort. Ein paar Augenblicke darauf ſagte man mir, daß der Wagen angeſpannt, aber der Kutſcher beſchäftigt ſey. Ungeduldig ſtieg ich die Treppen hinab, um ſelbſt nachzuſehn, was der Grund dieſer Zögerung war. Mein Kutſcher kam mir entgegen, und gab mir die Erklärung in folgenden Worten: wenn ich gleich ein Kutſcher bin, ſo bin ich doch von Adel, und da ſind eben einige meiner Unterthanen gekommen, welche mit der Zufriedenheit, mir die Hand geküßt zu haben, nach Hauſe gehen wollten. Das hat mich aufgehalten, allein ich bin jetzt fertig. Wo wollen Sie hinfahren? — und damit beſtieg er ſeinen Bock."

Was ſich nun ein Menſch der Art auf ſeine adeliche Abſtammung einbildet, das nimmt ſich beinah jeder Spanier auf ſeinen Namen, als Spanier, hin. Daraus gehen dann mehrere andere einzelne Züge im Karakter dieſes Volks hervor, welche ihre gute und ſchlimme Seiten haben. Das iſt z. B. die Art, mit der ſie andere Nationen anſehn, und wobei dieſe ſämmtlich, mehr oder weniger, verlieren. Wie ſie ihre nächſten Nachbarn, die Portugieſen verachten, iſt bekannt, und wie es dieſe ihnen mit Haß zurückgeben, beweißt ſich wohl am beſten aus den Schilden mancher portugieſiſchen Herrbergen, welche die Aufſchrift haben: zum Mörder der Kaſtilianer *). Je näher ihnen eine Nation liegt, deſto weniger flößt ſie den Spaniern Achtung und Zutrauen ein, und es iſt bekannt, was ein Schriftſteller geſagt hat: die Spanier verachten alle andere Nationen, und thun den Franzoſen allein die Ehre an, ſie zu haſſen. Daß dieſer Haß ſich, wie Gaillard in ſeiner Geſchichte der Rivalität zwiſchen Frankreich und Spanien meynt, von der Zuſammenkunft her ſchreibt,

---

*) Ein Franzoſe erzählt, daß ihm, ſein ſpaniſcher Fuhrmann, als er mit ihm auf der Reiſe von Portugal nach Spanien über die Gränze des letzten Landes gekommen, ſagte: a hora somos en tierra de Christianos (jetzt ſind wir wieder in einem chriſtlichen Lande).

welche Ludwig XI. und Heinrich IV. von Kaſtilien auf der Brücke des Bidaſſoa hatten, möchte ich eben nicht glauben. Freilich ſetzte der franzöſiſche König durch die übertriebenſte Einfachheit ſeines Aufzugs neben dem überladenen Pompe ſeines ſpaniſchen Nachbars, beide Nationen in einen zu ſchneidenden Kontraſt, und hatten die Spanier wohl nicht ganz Unrecht, das für Spott, oder wenigſtens Vernachläſſigung anzuſehn. Es brauchte aber eines ſolchen Ereigniſſes gar nicht, und die Geſchichte beider Länder iſt zu reich an Begebenheiten, durch welche der ſpaniſche Nationalhochmuth gekränkt wurde, wenn man auch nicht Alles geradezu aus dem ſcharfen Gegenſatz der Karaktere beider Nationen erklären will. Indeß iſt es immer noch eine Ehre, von den Spaniern gehaßt zu werden; denn bei andern Völkern halten ſie das nicht einmal der Mühe werth. Sie bekümmern ſich ſo wenig, als möglich um ſie, bleiben gleichgültig gegen Alles, was dieſe in Politik und Geiſtesfortſchritten leiſten, und ſind in neuern Zeiten nur etwa gegen die Engländer, wiewohl immer mit einem ſehr drückenden Gefühl, gerecht geworden.

Von manchen, offenbar guten, Folgen iſt die Verachtung der Spanier gegen andere Völker. Sie verhindert ſie, die Affen derſelben zu werden, und bewahrt ſie vor der Lächerlichkeit, womit beinah alle europäiſchen Nationen ihre einzelnen Thorheiten und Fehler von einander aufnehmen, und bei ſich einheimiſch zu machen ſuchen. Der Spanier liebt ſein Vaterland und alles Vaterländiſche. Ueber ihn gewinnt die fremde Mode z. B. nur eine ſchwache Herrſchaft, und die meiſten Spanier ſind im Ganzen ſogar mit ihren Weibern ihrer Nationaltracht getreu geblieben. Ihre Ergözlichkeiten ſind, wie ſie auch ſeyn mögen, ſpaniſch; für ſie iſt ihre Sprache die Sprache der Götter, wie Karl V. ſich ausdrückte; ihre Tafel iſt ſpaniſch beſtellt, und weder franzöſiſch noch engliſch. Sie trinken ihren vaterländiſchen, und keinen fremden Wein; ſie leſen ihre alten Bücher, und bekümmern ſich nicht viel um die Schriften ihrer Nachbarn; das kunſtvollſte franzöſiſche Ballet wird durch den Fandango verdrungen, ein munteres nationelles Nachſpiel iſt der beſten italieniſchen Oper vorgezogen. Sie achten ihre ſpaniſchen Künſtler höher, als die der andern Nationen; ſind lieber unter ſich, als in Geſellſchaft der Fremden; iſoliren ſich gleichſam auf ihrem Vorgebirge von Europa unter allen Fortſchritten der geſellſchaftlichen Bildung ihres Welttheils; achten die Tiefe ihres eigenen Karakters, und fragen wenig darnach, was man in andern Ländern von ihnen urtheilt.

Dieſes Alles iſt nun größtentheils ganz löblich und nachahmungswerth; aber es hat auch ſeine Kehrſeite, die dieſem Lande nur zu verderblich geworden iſt. Das kraftvolle Streben, in welchem ſich — was nie ſonſt geſchehen war — zu gleicher Zeit alle Nationen eines ganzen Welttheils mühten, hat Reſultate hervorgebracht, die ein einzelnes Volk, auch unter den günſtigſten Umſtänden, (welche übrigens in Spanien gewiß nicht obwalteten,) nie erreichen kann. Die andere Nationen näherten ſich einander williger, tauſchten ihre Fortſchritte gegen einander aus, und gewannen eine Höhe, die ſich für des iſolirten Spaniers Auge ſogar verlor. Er iſt es inne geworden, daß er zurückgeblieben iſt, aber ſein Stolz verhinderte ihn, die wahre Urſache davon zu erkennen, welche im Haß gegen alle Neuerung, in der Abneigung gegen jede fremde Idee, und in der Anerkennung eigener Mängel liegt. Die gewöhnlichſte Reform findet bei ihm die allergrößten Schwierigkeiten. Er nennt das Streben nach Verbeſſerung unſpaniſch, und fragt: ob die Nation alles das nöthig gehabt hätte, als ſie die erſte Rolle in Europa ſpielte? Freilich nicht; denn damals ſtand Spanien gegen die übrige Welt gerade mit ſo viel Licht und Kraft, als nöthig war! dabei bliebs. Was nicht ſteigt, ſinkt in der Geſchichte der Völker. Die übrigen Nationen hoben ſich durch neue Strahlen, die ſie zu wecken wußten, dehnten ſich in bisher unbekann len Kräften aus, und Spanien verwelkte auf ſeinen eigenen Lorbeeren.

Dies iſt die Geſchichte von Spanien, und der gerechteſte Vorwurf, den man ſeinen Bewohnern machen kann. Aber man hüte ſich ja, dieſes in neuern Zeiten mit einer Allgemeinheit zu nehmen, welche wenige Ausnahmen geſtattet. Wenn die Regierung dem Geiſte ihrer Vorgänger getreu blieb, wenn die große Maſſe des Volks in den alten Nationalvorurtheilen hinzehrte, ſo ſind dennoch nicht alle Strahlen der ſchönen letzten Hälfte des hingeſchiedenen Jahrhunderts ganz fruchtlos über Spanien weggegleitet. Nein! In dieſem Lande muß man die Männer ſuchen, die im Stillen fortarbeiten an dem großen Geſchäfte der Beglückung ihrer Nation, welche wachſam ſind auf jedes glückliche Reſultat, das im übrigen Europa gewonnen wird, die durch glühende Vaterlandsliebe beſeelt, auch unter den ungünſtigſten Umſtänden, auch mit Gefahr ihrer Freiheit und bürgerlichen Exiſtenz, den Augenblick benützen, da ſie ihren Mitbürgern Gutes

erweiſen können, und ſichs ihr eigenes Ver
gen koſten laſſen, um zu wirken, wo ihnen
argwöhniſche Regierung nur den geringſten Sp
raum geſtattet. Ohne einen andern Vere
gungspunkt, als in ihrer Vaterlandsliebe, w
ken ſie dennoch auf daſſelbe Ziel hin, und ſte
einen ſo reinen Gemeingeiſt dar, wie man
kaum in einem andern Staate finden mö
Zu Tauſenden ſind dieſe Männer über die H
inſel verbreitet, kennen jedes Gebrechen i
Staates, und da ſie für eine politiſche
kirchliche Wiedergeburt deſſelben, gar nicht,
für Verbreitung wiſſenſchaftlicher Aufklär
nur wenig wirken können, ſo richtet ſich ihr
geſtrengtes Streben auf die Verbeſſerung
innern Adminiſtration, der Landwirthſchaft
die Erweckung der Induſtrie. Hier iſt das F
wo man den Spanier der letzten Jahrzeh
finden muß, um ihn hoch zu verehren, und
Beiſpiel den andern Völkern als Muſter vo
halten. Hier hätten Regierungsverordnun
mit Nachdruck durchgeführt, freilich ſchn

und umfaſſender arbeiten können; allein da iſt dem Einzelnen Alles überlaſſen, und ermüdet er nicht an den vielen Hinderniſſen, die man ihm entgegenſetzt, ſo wird ſeine Wirkſamkeit bald durch ein ſchönes Selbſtbewußtſeyn belohnt.

Das Königreich Spanien zählt im gegenwärtigen Augenblick ſieben und ſechszig ökonomiſche Sozietäten, welche über die ganze Halbinſel verbreitet ſind *). Alle Geſellſchaften der

---

*) Sie ſind folgende: die Soc. econ. Vascongada, die von Baëza, Toledo, Vera, Granada, Siguenza, Zaragoza, Tarrega (in Katalonien), Tudela (in Navarra), Valencia, Murcia, Sevilla, die Gran Canaria, von Tenerife, La Gomera, Soria, Almunnecar, Majorca, Zamora, Talavera, Osuna, Chinchon, Segovia, Oviedo, Astorga, La Banneza, San Lucar, Ciudad Rodrigo, Lucena, Jaca, Leon, Cuenca, Valladolid, Lugo, Santiago, Valez-Malaga, Puerto real, Baza, S.Clemente, Medina-Sidonia, Alaejos, Requena, Medina de Rioseco, Constantina, Motril, Tordesillas, Truxillo, Avila, Xeres de Frontera,

Art haben ſich in neuern Zeiten verdächtig gemacht, weil man nur zu bald einſah, daß ſie größtentheils Waſſer in den Sieb faßten, und mit allen ſchönen Diskurſen, Diplomen und Memoires keinen Rettig pflanzten. Dieſe ſpaniſchen Anſtalten verdienen aber im Ganzen eine ehrenvolle Ausnahme von der Klaſſe gelehrter und patriotiſcher Spielereien, indem ſie ſich größtentheils nur mit den Bedürfniſſen des Bodens abgeben, auf welchen ſie gegründet ſind. Ihre Mitglieder ſind Leute aus allen Ständen, von den erſten Männern des Staats an bis zum Handwerker und Landmann herab, und ſelbſt der Friedensfürſt verſchmähte die Dipleme derſelben nicht, die ihm zugeſchickt wurden, uner-

---

Benavente, Tarazona de Mancha, Jaën, Aguilar de la Frontera, Medina del Campo, Herrera de rio Pisuerga, Rioja Castellana, Tarragona, Cabra, Malaga, Cantabrica, Bajalance, Alcalá de los Gazules, Burgo de Osma, Loxa, Madrid. — Mehrere Anſtalten der Art ſind auch in den Kolonien errichtet.

achtet er für ſie nicht mehr that, als die Ehrenmitglieder gewöhnlich für dergleichen Anſtalten thun. Wenn ſie auf ihre Koſten Freiſchulen unterhielten, wie die von Sevilla, Valencia u. a., landwirthſchaftliche Werkzeuge, welche in Spanien noch die erſte Kindheit des Ackerbaus verrathen, aus England kommen ließen, und zu hunderten vertheilten, ſo iſt doch gewiß über ſolche patriotiſche Bemühungen nichts zu ſagen, als der Vorwurf, daß die Regierung hierin dem Einzelnen nicht vorgegriffen hat. Aber das iſt bei weitem noch nicht Alles. Die ökonomiſche Geſellſchaft von Murcia ſucht ihre Hauptaufmerkſamkeit auf das drückendſte Bedürfniß ihrer Provinz, den Holzmangel zu richten, und die unbenuzten Höhen ſämmtlich mit Pinien u. dgl. anzupflanzen. Die von Oviedo machte im vorigen Jahr eine Reihe von Preisaufgaben bekannt, welche den Anbau von Haſelnußbäumen, deren Früchte bekanntlich ein anſehnlicher Handelszweig für Spanien ſind, zum Gegenſtand hatten, und worin demjenigen Landmann, welcher die anſehnliche Zahl Bäume der Art über die Zahl 1815 gepflanzt hat, eine ſehr anſehnliche Belehnung verſprochen wird. Die von Valencia verſprach zu gleicher Zeit Preiſe für den beſten ſtatiſtiſchen Abriß ihrer Provinz, für diejenigen Kinder, die ſich in den Schulen am fleißigſten gehalten hatten; für den Landwirth, welcher am meiſten Oel aus einer beſtimmten Anzahl von Oliven gezogen; für den Fabrikanten, welcher ein paar ſeidene Strümpfe arbeitete, die den ausländiſchen gleichkommen, u. ſ. w. Die von Valladolid ſezte einen Preis für diejenigen Landleute aus, welche ein Haus, zum wenigſten eine Viertelſtunde vom Orte entfernt, bewohnten *); eine andere für den, der aus Kartoffeln Stärke machte, die ſo weiß, wie die aus Waizen war; einen dritten für den, der eine,

---

*) Zur Erklärung der Zweckmäßigkeit dieſer Aufgabe muß man wiſſen, daß ein Hauptgrund der ſchlechten Benutzung der Felder dieſer Provinz und beinah ganz Spaniens in der Entfernung des Arbeiters von denſelben liegt.

in dieſen Gegenden noch nicht verfertigte, Papiergattung produzirte. Wahrlich, man mag nicht endigen, wenn man das getreue Streben des Gemeingeiſtes zu rühmen hat, und ſo will ich noch den Inhalt der letzten Programme von 1807 mittheilen, welche die ökonomiſchen Geſellſchaften von Sevilla und Soria bekannt machten. Das erſtere enthielt folgende Preisaufgaben:

1) Für zwo bis drei Bouteillen Oels, und Weins, welche nach Chaptal's Anleitung verfertigt worden ſind.

2) Für die Angabe der Urſachen, warum die Weine von Nieblo ſchlechter ſind, als die von Xeres und Frontera.

3) Für die Verbeſſerung der Oelpreſſen.

4) Für den, welcher im folgenden Jahr ſo viele Maulbeerbäume pflanzt, als zur Produktion von 20 Pfund Seide nöthig ſind.

5) Für die beſte Darſtellung des Zuſtands der Induſtrie in dieſer Provinz.

6) Für die beſte Abhandlung über die Mißbräuche in der Adminiſtration der Provinzialrenten.

7) Für die beſte Beantwortung der Frage: iſt es in Fehljahren hinlänglich, wenn die Regierung nur alle Hinderniſſe des Getraidehandels aufhebt?

Die ökonomiſche Geſellſchaft von Soria ſtellte folgende Preisaufgaben auf:

1) Für das beſte Memoire über die Urſachen des Verfalls des Ackerbaues in der Provinz Soria.

2) Für denjenigen Landmann, der auf einem beſtimmten Raum die meiſten Kartoffeln geärndtet hat.

3) Dem, der in Gegenden, wo man die künſtlichen Wieſen nicht kennt, ſolche anlegt.

4) Für die beſte Abhandlung über die Mittel, die Gebirge der Provinz von Soria zu bevölkern.

5) Demjenigen Fabrikanten ordinairer Tücher in Soria, der in dem folgenden Jahre die meiſten Ellen produzirt haben wird.

6) Für den, der auf dem Fluß Duero das meiſte Holz heraufgefahren hat.

7) Prämie verſpricht die Geſellſchaft jedem Tuchmacher, welcher ſich in Soria niederlaſſen will, unentgeldlich eine'n Stuhl anzuſchaffen, ihn mit 300 Realen zu dotiren, und ihm in den erſten Jahren noch ſonſt mit Unterſtützung an die Hand zu gehen.

Es iſt unmöglich, zweckmäßiger für das allgemeine Beſte zu wirken, als dieſe Anſtalten thun. Alle ihre Bemühungen ſind auf das nächſte Bedürfniß berechnet, das ſie mit ſeinen

Gegenmitteln kennen müſſen. Ihre Belohnungen ſind ſehr anſehnlich, und verfehlen daher ihre Wirkung nicht. Ich weiß z. B. daß um die Preisaufgabe der ökonomiſchen Geſellſchaft von Oviedo, mehr als 1815 Haſelnußbäume zu pflanzen, über ſechszig Landleute konkurrirten, welche alſo zuſammen ihren Boden in Einem Jahr um mehr als 100,000 Bäume bereicherten, deren Nutzen, ſowohl in Rückſicht auf ihre direkte Produktion, als auf Holzgewinn, auf Verbeſſerung der Luft, Milderung der Hitze, des Klima's u. ſ. w. beinahe nicht zu berechnen iſt. Man ſieht, die Nation ſelbſt, oder vielmehr die ächten Patrioten, wirkten, was die Regierung unterließ, und Spanien muß ſich bei ähnlicher fortgeſezter Bemühung in funfzig Jahren überraſchend ſchnell erheben. Die Regierung hatte hier und da Ähnliches, aber nicht mit Nachdruck und anhaltendem Eifer gethan. So war ſchon ſeit langen Jahren der hiſtoriſchen Akademie von Madrid der Auftrag zur Ausarbeitung eines vollſtändigen ſtatiſtiſchen

Werks über die ganze Monarchie gegeben worden. Nach langen Erwartungen erſchienen endlich zween Bände, die die biskaiſchen Provinzen und das Königreich Navarra umfaßten, und wirklich mit derjenigen Gründlichkeit geſchrieben ſind, welche die Spanier, ſobald ſie einmal etwas unternehmen, immer erreichen. Aber ſeit zehen Jahren iſt keine Fortſetzung davon erſchienen, und die Nation fühlte doch das Bedürfniß eines Werks ſo allgemein, daß nur wenige patriotiſche Geſellſchaften in ganz Spanien ſind, die nicht jedes Jahr einen Preis auf irgend einen Theil der ſtatiſtiſchen Bearbeitung ihrer Provinz ausſezten.

Hier muß man den Spanier aufſuchen, um ihn ſchätzen zu lernen. In den edelſten Äußerungen des Gemeingeiſtes übertrifft ihn keine Nation von Europa, und ich könnte Beiſpiele genug anführen, um zu zeigen, daß er nicht das ſtolze Herabſehen glücklicherer Völker, wohl aber ihre Theilnahme und oft ihre Bewunderung verdient. Wo ſind die Großen, die ihrem

Monarchen in dringenden Staatsnöthen eine Million Realen (etwa 250,000 fl.) freiwillig als Kriegsbeitrag zu Füßen legen, wie der, im Jahr 1807 verſtorbene, Herzog von Oſuna 1798 gethan hat? Wo die hohen Geiſtlichen, die unter fürſtlichen Einkünften, wie arme Mönche leben, und all' ihr Vermögen auf nützliche Anlagen verwenden? Der im Jahr 1807 verſtorbene Biſchof von Salamanca hatte auf allen kanariſchen Inſeln Findelhäuſer, Hoſpitäler, Schulen u. dergl. auf eigene Koſten errichtet, und hinterließ nichts weiter als 400 Realen baares Vermögen. Der Biſchof Alvaro von Coria ließ mit eigenem Aufwand ein Hoſpital, und alle Brücken in ſeiner Diöceſe bauen, und verkaufte ſelbſt ſeine Bibliothek und ſeine Meubles zu dieſem Zweck. Im Jahr 1807 ſchenkte das Offizierkorps der königl. Karabiniers dem Monarchen 40,000 Realen zum Beweis ihrer Willigkeit an der Theilnahme drückender Staatslaſten; und im nämlichen Jahr legte die in Toskana ſtehende ſpaniſche Diviſion 44,000

Realen zu Prämien für diejenige ihrer Glieder zuſammen, welche ſich durch Einſicht, Bravour und Aufführung am vortheilhafteſten auszeichnen würden. Das Meiſte, was für die Ausbreitung der Kuhpocken-Impfung in Spanien geſchehen iſt, wurde durch den Arzt, Don Diego de Bances geleiſtet, welcher ſeine Bemühungen beſonders in die nördlichen Gebirgsgegenden verbreitete, wo das Neue am ſchwerſten und ſpäteſten hinkommt. Unentgeldlich bot er jedem ſeine Dienſte, und die Mittheilung von Pockenmaterie an, und ließ eine kleine Schrift für das Volk drucken, in welcher die neue Erfindung mit allen ihren Vortheilen beſchrieben iſt, die er auf ſeine Koſten durch Pfarrer und dergleichen Perſonen unter die gemeinen Leute verbreiten ließ. Dadurch bewirkte er, daß nur in Navarra allein in Kurzem 38 Ortſchaften von ihrem Vorurtheil bekehrt, und für das köſtliche Menſchenerhaltungsmittel gewonnen wurden. Einzelne Großen ließen auf ihre Koſten Gottesäcker bauen. Ein Privatmann von Neres holte aus eigenen Mitteln eine Menge von Werkzeugen für den Ackerbau aus England, ließ ſie in ſeinem Vaterlande nacharbeiten, und vertheilte ſie zu Hunderten unentgeldlich unter die Landleute. 1807 ſtanden 300 Bewohner einer Gegend zuſammen, um einen Chirurgen für ſich zu halten, und unterſchrieben jeder 10 Realen. — Und ähnliche Beiſpiele könnte ich noch viele anführen, wenn ich es für nöthig hielte.

Auch die Hauptſtadt bleibt in ſolchen edlen Äuſſerungen des Gemeingeiſtes nicht hinter den Provinzen zurück. Es befinden ſich daſelbſt mehrere Wohlthätigkeitsanſtalten, die durch den Geiſt der Humanität, welcher ſie geſtiftet hat und unterhält, und durch die Theilnahme der erſten Perſonen der Nation Aufmerkſamkeit verdienen. So beſteht ſeit 1787 eine Asosiacion de Sennoras, welche den Gefangenen beiſpringt, und eine Asosiacion de Caballeros, die 1799 geſtiftet wurde. Erſtere hat z. B. in den Gefängniſſen Korrektionsſäle angelegt, und erſt neuerdings einen Saal de Reservadas angefangen, in welchem die Opfer der Verführung oder Sinnlichkeit ein anſtändiges Unterkommen finden. Leztere hat ſehr nützliche Veränderungen in den öffentlichen Gefängniſſen gemacht, und ſucht das Schickſal der Gefangenen auf eine zweckmäßige Weiſe zu verbeſſern. Sie theilt ſich zu dieſem Zwecke in verſchiedene Sektionen, deren Einrichtung für den Geiſt dieſer Anſtalt merkwürdig iſt. Sie ſind folgende: 1) Quëstuadores, von denen jeden Monat 48 beauftragt werden, Almoſen in den Straßen zu ſammeln. Da dieß lauter Leute von Stand ſind, ſo kann màn leicht denken, daß ihre Anſprache der allgemeinen Wohlthätigkeit nicht ohne Erfolg bleibt. Wirklich hatten ſie auch 1802 bereits gegen 300,000 Realen zuſammengebracht, und wieder angewendet. 2) Catequistas, Geiſtliche, die den Gefangenen mit Unterricht und Erbauung beiſpringen. 3) Enfermeros, welche für den Tranſport der Kranken in den Hoſpitälern ſorgen, und ihnen ihren

Aufenthalt daſelbſt ſo ſehr, wie möglich, zu erleichtern ſuchen. 4) Acht Inspectores de Talleres, welche jedes Jahr gewählt werden, den ökonomiſchen Zuſtand der Geſellſchaft unter ſich haben, die Materialien zur Beſchäftigung der Gefangenen anſchaffen, und über dieſe wachen. 5) Vier Disputados de Comidas, welche die Ökonomie des Speiſeweſens der Gefangenen unter ſich haben.

Ich wiederhole es noch einmal: in ſolchen Zügen ſind die Spanier ein edles, hochgeſinntes Volk, und ich hatte das Glück, einmal ſogar über einen Spanier zu erſchrecken — denn die Erſcheinung eines Cato wirkt in unſrer Zeit, wie die Erſcheinung aus einer höhern Welt, die auch unter der freundlichſten Form dennoch zuerſt die Seele mit Grauſen erfüllt.

Ich ſaß Abends in Madrid auf einem Kaffeehaus. Neben mir hatte eine Geſellſchaft junger Leute Platz genommen, die ſich ganz laut und fröhlich von Mädchen unterhielten. Ein Greis ſtand einige Augenblicke auf ſeinen Stock geſtützt hinter ihnen. O Jugend von Spanien! rief er endlich ſchmerzhaft aus, im jetzigen Augenblick kannſt du von etwas anderm, als dem Vaterlande, reden? — Und damit wankte er weg. Die Jünglinge waren noch glücklich genug zu erſchrecken, wie ich. Das Geſpräch ſtand ſtille, und einer verabſchiedete ſich um den andern.

Das iſts, was ich ſelbſt von dieſer Nation zu ſagen weiß. Was man von ihrem Fanatismus, von ihrer Langſamkeit, von ihrer Gravität u. ſ. w. erzählt, iſt im Ganzen gegründet, und bedarf keiner neuen Beweiſe. Aber weh thut es dem Beobachter, neben ſo ſtolzen Trümmern alten Karakters auf eine verächtliche Lenkſamkeit durch Vorurtheile und Prieſtermeynungen zu ſtoßen, und wenn man ſich eben der kühnſten Äußerung des Gemeingeiſtes gefreut hat, an einer Kirchthüre die Ankündigung: Oy se saca animas, (heute zieht man Seelen heraus, nämlich aus dem Fegfeuer), oder ein Verbot von Locke's Werk über den menſchlichen Verſtand zu leſen!

Ich halte es für der Mühe werth, einen Spanier ſelbſt über ſeine Nation reden zu laſſen. Es iſt der ſchon angeführte Obriſt Cabahalſo, der ſie vielleicht am richtigſten gewürdigt hat.

„Die Menge und Mannichfaltigkeit von Sitten, Koſtüms, Sprachen und Gebräuchen iſt ſich durch die Einwirkung der vielen Fremden beinah in allen Hauptſtädten ähnlich; die innern Provinzen Spaniens aber, welche wegen der Eingeſchränktheit ihres Handels, der ſchlechten Wege, und des geringen Reizes, den ſie für den haben, der nur genießen will, bringen noch heut zu Tage Menſchen hervor, welche alle Fehler und Tugenden ihrer Voreltern vereinigen. Wenn der ſpaniſche Karakter im Ganzen auf der einen Seite aus Religioſität, Feſtigkeit und Liebe zum Souverain, und auf der andern aus Eitelkeit, und Verachtung der Induſtrie, (welche die Fremden Trägheit nennen), und aus unmäßiger Neigung zur Liebe beſteht, wenn dieſes Gemiſch von guten und ſchlechten Eigenſchaften ſchon vor fünf Jahrhunderten den Spanier auszeichnete, ſo iſt es bei den heutigen noch derſelbe Fall. Gegen Einen Modeaffen, der ſeine Haare ſo oft veränderte, als es ſein Friſeur haben will, findet man 100,000 Spanier, welche keine Nath in ihrer alten Kleidung verändert haben. Gegen Einen Spanier, der etwas lau in Glaubensſachen iſt, ſind mehr als eine Million, welche im Augenblick, da ſie nur davon reden hörten, den Degen ziehen würden. Gegen Einen, welcher ſich einer mechaniſchen Kunſt widmet, werden Unzählige ſeyn, die ihre Bude ſchließen, um in Aſturien und auf den Gebirgen ein elendes Ämtchen zu begleiten. Unter allem anſcheinenden Verfall des Nationalkarakters entdeckt man doch noch gewiſſe Zeichen des alten Geiſtes, und dieß iſt auch ganz natürlich. Denn wer verlangen wollte, daß eine Nation blos ihre Tugenden behalte, und ihre Fehler ablege, um die Tugenden ihrer Nachbarn ſich dafür eigen zu machen, der träumte eine platoniſche Republik. Ein Volk iſt wie ein einzelner Menſch; es hat, wie er, ſein Gutes und Schlimmes an Körper und Geiſt. Gerecht iſt die Bemühung jenes zu vermehren, und dieſes zu vermindern; aber unmöglich bleibt es auch, das zu vernichten, was einen Theil ſeiner natürlichen Beſchaffenheit ausmacht. Das Sprüchwort: genio y figura hasta la sepultura iſt ohne Zweifel von den Menſchen, und noch mehr von den Nationen zu verſtehn, welche nichts weiter als eine Vereinigung von Menſchen ſind, in der man alle Eigenſchaften der Individuen erkennt. Demungeachtet bin ich der Meinung, daß man die wahren Züge des Nationalkarakters von den unächten unterſcheiden muß, welche nur durch Mißbräuche oder Vorurtheile von Einzelnen und durch deren Unwiſſenheit oder Trägheit ihre Stelle genommen haben. An Beiſpielen hievon fehlt es nun gar nicht, und ihre Unterſuchung hat mich Manches mit Gleichgültigkeit anſehn laſſen, wogegen ſich viele meiner Landsleute erhitzen Von den vielen Beiſpielen will ich dir nur einige anführen.“

„Ich höre viel Rühmens von einer gewiſſen ſehr unbequemen Tracht machen, welche man alt-ſpaniſch nennt. Das iſt ſie aber nicht, iſt eben ſo wenig modern, ſondern Spanien völlig fremd, und mit dem öſterreichiſchen Hauſe zu uns gekommen. Der Hals wird dadurch äuſſerſt beſchränkt in ſeiner Bewegung, die Schenkel ſind eingezwängt, der Gürtel iſt ſchräff angezogen, und noch mit einem langen und einem kürzern Degen belaſtet. Der Bauch iſt durch den Schnitt der Weſte völlig frei, die Schulter unbedeckt und der Kopf ohne Schuz, und dennoch wird dieſe Kleidung, welche weder zweckmäßig noch ſpaniſch iſt, allgemein gerühmt, weil man ſie für zweckmäßig und ſpaniſch anſehn will, und iſt ihres Beifalls ſo gewiß, daß ein Schauſpiel, deſſen Perſonen auf dieſe Weiſe gekleidet ſind, ſo ſchlecht es auch ſeyn mag, dennoch mehr Zuſchauer findet, als ein andres, das noch ſo gut iſt, aber dieſer Zierde ermangelt.“

„Die ariſtoteliſche Philoſophie iſt mit allen ihren Spizfindigkeiten aus ganz Europa verjagt, und hat nur noch in dieſem Winkel deſſelben ein Aſyl gefunden. Viele unſrer Alten vertheidigen ſie mit ſo vieler Wärme und Hartnäckigkeit, als ob ſie ihr Religionsbekenntniß wäre. Und warum? Weil dieſes Syſtem, wie ſie ſagen, immer in Spanien vertheidigt worden iſt, und es aufzugeben, ein Schimpf gegen unſre Väter wäre. . . .“

„Ein Gleiches geſchah, als man die Manoeuvers, Evolutionen und den ganzen mechaniſchen Theil der preußiſchen Kriegskunſt in unſrer Armee einführen wollte. Da riefen auch viele von unſern Invaliden, daß dieß eine Beſchimpfung der ſpaniſchen Armee ſey; daß man ohne den ſchrägen, regelmäßigen, kurzen und verdoppelten Schritt Philipp V. auf den ſpaniſchen, Karln auf den neapolitaniſchen Thron und ſeinen Bruder auf den von Parma geſetzt habe, daß man ſo Oran genommen, Karthagena vertheidigt, und daß dies Alles mit ſpaniſcher Kriegskunſt geſchehn, mit der ſie noch jeden Augenblick daſſelbe leiſten wollten.

Nun mußt du aber wiſſen, daß dieſe ihre Kriegskunſt nicht ſpaniſch iſt, indem zu Anfang dieſes Jahrhunderts auch keine Spur mehr von der berühmten und wirklich vorzüglichen Kriegskunſt übrig war, durch welche die ſpaniſchen Waffen zur Zeit Karls V. und Philipps II. in Flandern und Italien ihren hohen Ruhm gewannen, und noch weniger von der, welche die Truppen des großen Kapitäns in Neapel unüberwindlich gemacht hatten. Wir bekamen daher ein fremdes, zwar kein preußiſches, aber franzöſiſches Syſtem, das ſich unſre Heere gefallen laſſen mußten, weil es nöthig war, daß ſie als Alliirten derſelben, wie ſie, manoeuvrirten, und weil die Armeen Ludwigs XIV. der damaligen Zeit zum Muſter dienten, wie die von Friederich dem Großen der unſrigen."

Auf dieſe allgemeine Anſicht des ſpaniſchen Nationalkarakters gibt Cadahalſo eine Schilderung der einzelnen Völker Spaniens, welche unter den jetzigen Zeitumſtanden von noch größerem Intereſſe ſeyn dürfte.

„Die Kantabrier, und darunter verſtehe ich alle, die den biscaiſchen Dialekt reden, ſind Menſchen von hoher Einfachheit und bekannter Rechtſchaffenheit. Sie waren die erſten Seeleute von Europa, und haben immer ihren Ruf, ganz vorzügliche Seeleute zu ſeyn, erhalten. Ihr Land iſt gebirgig und rauh, aber, ob es gleich unaufhörlich Kolonien nach Amerika ſchickt, dennoch ſehr bevölkert. Iſt ein Biscaier auch von ſeinem Vaterland entfernt, ſo iſt er doch wie zu Hauſe, wenn er einen Landsmann findet. Sie halten ſo feſt an einander, daß es keine beſſere Empfehlung für jeden von ihnen bei den andern gibt, als ſeine biscaiſche Geburt, und nur die größere oder geringere Entfernung von dem Geburtsort des Mannes von Einfluß beſtimmt die Abſtufungen ſeiner Gunſt gegen ſeine Landsleute. Die Herrſchaften Biscaja, Guipuzcoa und Alava und das Königreich Navarra hängen ſo treu an einander, daß manche ſie die vereinigten Provinzen von Spanien nennen.“

„Die Aſturier und die Bewohner der ihnen benachbarten Gebirge ſetzen großen Werth auf ihre Genealogie, und auf den hiſtoriſchen Umſtand, daß ihr Land die Helden hervorgebracht, welche Spanien wieder erobert und die Mauren daraus verjagt haben. Die Bevölkerung dieſer Gegenden iſt für ihren Raum und ihre Unfruchtbarkeit zu groß, daher ziehen immer viele Bewohner derſelben nach Madrid, um Bedientendienſte zu nehmen, und wenn ich ein Aſturier wäre und in der Hauptſtadt lebte, ſo würde ich immer, ehe ich einen Kutſcher oder Bedienten annähme, genau ſeine Papiere unterſuchen, um nicht dereinſt die demüthigende Erfahrung zu machen, daß einer meiner Vettern meine Pferde ſattelt, oder mir die Stiefel putzt. Demungeachtet leben einige achtungswerthe Familien dieſer Provinz mit anſtändigem Glanze, ſind allgemein geſchätzt, und geben dem See- und Landdienſt verdienſtvolle Offiziere."

„Bei aller Armuth ihres Bodens ſind die Galizier ſehr kraftvolle Menſchen. Sie zerſtreuen ſich durch ganz Spanien, um durch die allerhärteſten Arbeiten einiges Geld in ihr Vaterland zurückzubringen. Fehlt ihren Soldaten auch das glänzende Äußere von denen der andern Nationen, ſo ſind ſie doch durch ihre Subordinazion, ihre Abhärtung und ihre Gewöhnung, Hunger, Durſt und Strapazen mit Geduld zu ertragen, ganz vortrefflich zum Infanteriedienſt.“

„Im Punkte der Loyalität werden die Kaſtilier von keinem andern Volke des Erdbodens übertroffen. Nachdem die Armee des erſten Königs von Spanien aus dem Hauſe Bourbon ganz in der Schlacht von Saragoza aufgerieben worden war, gab die einzige Provinz Soria ihrem Souverain ein neues Heer, welches zahlreich genug war, um den Feldzug damit zu eröffnen, und die Siege zu erfechten, welche die völlige Zernichtung der öſterreichiſchen Truppen zur Folge hatten. Der berühmte Geſchichtſchreiber, welcher die Revolutionen aus dem Anfang dieſes Jahrhunderts mit aller Strenge und

Wahrheit erzählt, durch die ſich die Geſchichte von der Fabel unterſcheiden muß, ſchlägt die Treue dieſes Volks ſo hoch an, daß er ſagt, ſie werde ewig im Gedächtniß der Könige ſeyn. Noch iſt dieſer Provinz ein Nationalſtolz übrig geblieben, der ſich auf ihre alte Größe begründet, und heut zu Tage nur noch in den Ruinen ihrer Städte und der Ehrbarkeit ihrer Bewohner erhalten iſt."

„Die Provinz Estremadura hat die Eroberer der neuen Welt hervorgebracht, und iſt immer die Mutter ausgezeichneter Krieger geblieben. Ihre Bewohner haben wenig Neigung zu den Wiſſenſchaften, aber die, welche ſich ihnen ergaben, leiſteten in ihrem Fach nicht weniger, als ihre Landsleute, die den Militärſtand erwählt hatten."

„Die Andaluſier bewohnen ein herrliches, fruchtbares, aber brennend heiſſes Land, und ſtehen im Rufe, ſehr anmaſſend zu ſeyn. Iſt dieſer Fehler wirklich gegründet, ſo muß man dieß dem Klima zuſchreiben, deſſen phyſiſche Einwirkung auf den Menſchen außer Zweifel iſt. Die Vorzüge, womit die Natur dieſe Provinzen beſchenkt hat, ſind der Grund, warum ihre Bewohner die Armuth der Galizier, den rauhen Boden der Biscajer und die Einfachheit der Kaſtilier mit Verachtung anſehen. Wie dem ſey, ſie haben immer ausgezeichnete Menſchen, und Zierden von ganz Spanien aufgeſtellt, und in alten Zeiten waren es z. B. Hadrian, Seneca und ähnliche Männer, welche ein Land, das ſie gebaren, wohl eitel machen dürfen. Übrigens ſind die Andaluſierinnen in Rückſicht auf Lebhaftigkeit, Schlauheit und Reize unvergleichbar. Ich verſichere dich, daß eine einzige von ihnen in Stande wäre, ſo viele Verwirrung im Reiche von Marocco zu ſtiften, daß wir uns alle unter einander niedermetzeln würden *)."

---

*) Hierüber iſt in Spanien nur eine Stimme. Auch ſchreibt man ihnen großen Antheil an den letzten politiſchen Ereigniſſen zu. Zur nähern Kenntniß ihrer Leidenſchaftlichkeit mag der Umſtand dienen, daß ſie beinah allgemein

„Die Bewohner von Murcia theilen ſich in den Karakter der Andaluſier und Valencianer. Leztere werden für äußerſt leichtſinnig gehalten, und man ſchreibt dieſen Fehler ſo entſchieden ihrem Himmel und Boden zu, daß Manche ſogar behaupten, auch in ihren Lebensmitteln fehle der Saft, den dieſe in andern Ländern haben. Meine Unpartheiligkeit erlaubt mir nicht, dieſes Vorurtheil, troz ſeiner Allgemeinheit, anzunehmen; vielmehr muß ich bemerken, daß die Valencianer des gegenwärtigen Jahrhunderts diejenigen unter den Spaniern ſind, welche in den poſitiven Wiſſenſchaften und todten Sprachen die größten Fortſchritte gemacht haben.“

„Die Katalonier ſind die induſtriöſeſten unter den Spaniern. Manufakturen, Fiſcherei, Schiffart, Handel u. dgl. ſind in Vergleichung mit Katalonien kaum in den andern Provinzen

---

einen Dolch führen, welcher am Knieband und an der Wade befeſtigt wird, und von dem ſie nicht ſelten Gebrauch machen.

der Halbinſel bekannt. So nützlich ſie im Frieden ſind, ſo vortrefflich ſind ſie im Kriege. Kanonengießereien, Waffenfabriken, alle Arten von Bekleidungen der Armee, Bemannung der Artillerie, Munition und Lebensmittel, vortreffliche leichte Truppen — alles das hat die Regierung in Katalonien. Die Felder ſind vortrefflich angebaut; die Bevölkerung und der Wohlſtand im Wachſen, und die ganze Provinz hat das Anſehn, als ob ſie tauſend Stunden weit von Galizien, Andaluſien und Kaſtilien entfernt wäre. Dafür ſind die Katalonier aber auch ſehr unbeugſam, blos dem Gewinn ergeben, und darum auch die Holländer Spaniens genannt. Mein Freund Nunno behauptet, daß dieſe Provinz ſo lange im Flore bleiben werde, als der Luxus und die Unklugheit, die Glieder des Kunſtfleißes zu adeln, ferne von ihr ſtehen; denn beide Thorheiten ſind der gerade Gegenſatz von alle dem, was zu ihrem Wohlſtand beigetragen hat."

„Die Arragonier ſind kraftreiche, geiſtvolle, ehrenwerthe, feſt bei ihrer Meinung beharrende, ihre Provinz liebende, und für ihre Landsleute mit Vorurtheil eingenommene Männer. In andern Zeiten haben ſie die Wiſſenſchaften mit gutem Erfolge getrieben, und die Waffen in Neapel gegen die Franzoſen und gegen die Mauren mit hohem Ruhme geführt. Ehemals war ihr Land, ſo wie die ganze Halbinſel äußerſt bevölkert, und ſie erzählen ſogar, daß bei der Hochzeit eines ihrer Könige ſich 10,000 Edelleute, jeder mit einem Knappen, und alle auf Pferden aus dem Lande ſelbſt, in Saragoſſa eingefunden haben."

„Lange Jahrhunderte hindurch waren alle dieſe Völker durch Verfaſſung getrennt, durch Kriege vertheilt, durch Sprachen, Geſetze und Kleidung verſchieden, kurz ſie waren einzelne, für ſich beſtehende Völker, die einander gegenſeitig haßten. Dieſer Haß hat ſich ohne Zweifel vermindert, und iſt ſeinem gänzlichen Verſchwinden nahe; doch erhielt ſich immer noch unter den Bewohnern von einander entfernter Provinzen ein gewiſſes Mißtrauen, und gegenſeitige

Verachtung. Wenn dieß in Friedenszeiten ſchädlich iſt, ſo kann es im Kriege durch den Wetteifer, der hingegen einander belebt, nützlich werden. Ein Regiment, das ganz aus Arragoniern beſteht, wird den Ruhm den ſich ein Trupp Kaſtilier erwirbt nicht mit Gleichgültigkeit anſehn, und ein Schiff, das mit Biscaiern beſetzt iſt, ergibt ſich gewiß nicht, ſo lange ein anderes neben ihm noch von Kataloniern vertheidiget wird.“

Erziehung und öffentlicher Unterricht.

Während ich mich in Madrid befand, kamen die Bedürfniſſe der Nation mit großer Freimüthigkeit zur Sprache des Publikums. Unter anderm ſagte eine Stimme im Zeitungsblatt vom 24. Mai den Spaniern:

„Meine Landsleute im Allgemeinen haben keine Erziehung erhalten, die mit der im Verhältniſſe ſtünde, welche alle gebildete Völker Europa's ſchon ſeit hundert Jahren ihren Kindern ertheilen. Die Geſchichte der Welt und ihrer politiſchen Revolutionen hatten keinen öffentlichen Lehrſtuhl auf unſern Univerſitäten. Der Ariſtotelismus verkehrte den vortrefflichen natürlichen Verſtand meiner Landsleute, und der Geiſt der Spitzfündigkeit blähte ſich auf den Kathedern des heiligen Geiſtes. Die Könige, welche uns ſeit ſechszig Jahren beherrſchten, ſcheinen keine andere Staatsmaxime gehabt zu haben, als: alles Licht zu unterdrücken, und die Vernunft in Feſſeln zu legen.“

Dieſes Urtheil iſt ſehr hart, aber im Ganzen genommen nicht übertrieben; denn von der großen Maſſe der Nation kann man behaupten, daß, auch bis auf die neueſten Zeiten, nichts zu ihrer Bildung geſchehen iſt.

Ich werde in einem andern Artikel zeigen, wie der Gemeingeiſt der Nation auch in dieſem Punkte zu helfen geſucht hat. Alles vermochte er aber nicht. Oft fand er ſogar

Schwierigkeiten von Seiten der Geiſtlichkeit oder der höhern Autoritäten, und die Regierung ſelbſt benuzte die Winke nicht, welche ihr ſo oft von ihren Unterthanen gegeben wurden.

Es iſt bekannt, daß in Madrid eine Schule nach Peſtalozziſchen Grundſätzen angelegt wurde. Das Neue findet überhaupt ſchweren Eingang bei den Spaniern, und dieſe Anſtalt wurde von der Nation mehr als eine Liebhaberei des Friedensfürſten, denn als ein von der Regierung gegründetes Etabliſſement angeſehen. Aber als Liebhaberei des allmächtigen Miniſters mußte ſie auch ihre Bewunderer finden, und ſo geſchah es denn, daß von allen Seiten des Königreichs junge Männer nach Madrid kamen, welche den Friedensfürſten um die Begünſtigung baten, an dem Unterrichte Theil nehmen zu dürfen. Es iſt Männern auf hohen Plätzen ſo leicht, Gutes zu wirken! Was daher blos in der eigennützigen Abſicht geſchah, ſich dem Miniſter zu empfehlen, hätte nach und nach auf die ganze Nation wirken müſſen, wenn die

Anſtalt feſter gegründet geweſen, und nicht mit ihrem Gründer, der ſich ohnedies in den letzten Zeiten wenig mehr für ſie intereſſirte, zuſammengeſtürzt wäre.

Das Neue und Wunderähnliche — d. h. in den Augen der Unwiſſenden — hatte überhaupt großen Reiz für dieſen Mann. Daher denn die Stiftung von Schulen der Tachygraphie in Madrid und Barcelona, über welche gewiß jeder kluge Staatsmann lachen wird. Weiß man aber, daß der Großtheil der ſpaniſchen Nation weder leſen noch ſchreiben kann, und daß dafür von Seiten der Regierung wenig oder nichts geſchehen iſt, ſo wird man unwillig über ſolche blos glänzende und völlig überflüßige Inſtitute, die natürlich mit ihrem Stifter zu Grunde gehen mußten.

Was der Friedensfürſt zweckmäßiges im Fache des öffentlichen Unterrichts gethan hat, iſt für die Erziehung des Militairs geſchehen, wovon ich an ſeiner Stelle reden werde. Die Einrichtung der Seminarien für den jungen

Adel iſt in eine frühere Periode zu ſetzen. Die letzte Anordnung derſelben vom Jahre 1799 fällt in ſein Miniſterium. Ich will von der in Madrid beſtehenden Anſtalt, welche als Norm der übrigen in den Provinzen befindlichen angeſehen werden kann, eine genauere Nachricht geben.

Philipp V., von dem überhaupt viele vortreffliche Einrichtungen herſtammen, ſah das Bedürfniß ein, die ſehr zahlreiche und einflußvolle Klaſſe des Adels durch eine beſſere Erziehung, als dieſer ſich bisher ſelbſt gegeben, dem Staate nützlich zu machen. Durch die Errichtung dieſer Anſtalt (im Jahr 1727) bemächtigte er ſich gleichſam der Gemüther eines anſehnlichen Theils ſeiner Unterthanen, indem ihm die Zöglinge zugleich als Geißel für die Treue ihrer Väter dienten, und der Geiſt der Ordnung, und der beſtändige Bezug des Unterrichts auf die Grundſätze der Regierung für die künftige Anhänglichkeit und Brauchbarkeit der höchſten Staatsdiener arbeiteten. Unter

Karln III. im Jahre 1799 erhielt dieſes Inſtitut eine Reform, welche dem Zeitgeiſte angemeſſen war, und unter der es noch beſteht.

Seine Leitung iſt zwei Generaldirektoren anvertraut, deren einer die bloße Studiendirektion unter ſich hat. Das Reglement drückt ſich in Bezug auf ihre Verpflichtungen ſehr ſchön aus, wie z. B.: „die Direktoren werden nie vergeſſen, wie ehrenvoll, aber wie ſchwer auch zu gleicher Zeit dieſes Geſchäft iſt, welche ſie zum allgemeinen Beſten erfüllen ſollen. Sie nehmen alle Verpflichtungen natürliche Väter gegen ihre Zöglinge auf ſich; ſie ſolle durch ihren Unterricht den Geiſt derſelben; und ihr Herz durch zweckmäßige Richtun ihrer Empfindungen, durch Beziehung au ehrbare Gegenſtände, durch Mäßigung de Leidenſchaften, nach jedes Einzelnen individuellen Anlagen, ausbilden, ihnen ſanfte un reine Sitten, Liebe zur Arbeit, welche da ſicherſte Verwahrungsmittel vor zügelloſen Leidenſchaften, und das unfehlbarſte Bezähmungs mittel derſelben, iſt, und Abſcheu vor dem Müßiggang, als der Quelle alles Elendes, aller Sittenloſigkeit, aller Unzufriedenheit und aller ſonſtigen Laſter, beibringen.“ Ich habe dieſe Stelle gern ausgezeichnet, weil ſie gerade das enthält, was man jedem Spanier von Jugend auf einſchärfen ſollte, nämlich die Warnung vor ſeinem hauptſächlichſten Nationalfehler, welcher darin beſteht, den Müßiggang für ehrenvoll zu halten.

Außerdem, daß die Zöglinge in Bezug auf Wohnung, Meubeln, Nahrung und Kleidung ihrem Stande und ihrer jährlichen Bezahlung von 5110 Realen gemäß gehalten werden, iſt auch ihre Behandlung von der Art, um ihr Zartgefühl auf keine Weiſe zu beleidigen. Die Strafen z. B. ſind mild, und alle blos dahin gerichtet, durch Selbſtbeſchämung die Wiederholung des Fehltritts zu vermeiden. Die Prüfungen, welche von Zeit zu Zeit angeſtellt werden, machen den Ehrgeiz rege, und die beſondere Rückſicht, welche die Regierung bei

Dienſterſetzungen auf die Zöglinge dieſer A
ſtalt nimmt, iſt natürlich ein eben ſo mäch
ger Reiz, ſowohl für dieſe, ſich die Billigu
ihrer Lehrer zu verdienen, als für die E
tern, ihre Kinder in dieſer Anſtalt unterz
bringen.

Die Anzahl der Zöglinge iſt auf 64 geſe
und der Aufenthalt eines jeden in der Anſt
im Allgemeinen auf zehen Jahre. Die Auf
nehmenden dürfen daher weder unter ſieb
noch über zwölf Jahre alt, und müſſen „v
reinem Blute und Adel von väterlichen u
mütterlichen Großältern her ſeyn.“ Neben d
Unterrichte in der Religion erhalten ſie in der
niſchen, lateiniſchen und franzöſiſchen Spra
in der Geographie und Geſchichte, der Po
und Rhetorik, der Logik und Metaphyſik,
Naturlehre und der Moralphiloſophie, ſo
im Fechten, Tanzen, Reiten u. dgl. Kün
Unterricht. Für alle dieſe verſchiedenen Wiſ
ſchaften ſind die Lehrbücher beſtimmt, bei
meiſten aber nur proviſoriſch, indem das Re

ment eingeſteht, daß es an guten Schriften der Art in Spanien noch ſehr mangle, und man unter jenen des Auslandes nach und nach die brauchbarſten auswählen, und zum Gebrauche in dieſer Anſtalt überſetzen müſſe. Unter den Werken der Alten ſind die beſten ſehr zweckmäßig gewählt, und auch unter denen der Neuern ſcheint mir, ſo weit ich urtheilen kann, die Wahl weder unglücklicher, noch überhaupt mit Vorurtheil getroffen.

Dies iſt ungefähr das Weſentlichſte einer Anſtalt, welche in mehrern Provinzialſtädten Spaniens Schweſtern hat, und bei denen natürlich wie überall das Meiſte von der Wahl der Lehrer abhängt. Dabei hat man es, wie immer, bald gut, bald ſchlecht getroffen; indeß iſt unläugbar, daß ſich unter dem ſpaniſchen Adel nicht weniger Männer von tiefen Kenntniſſen, als von ächter Vaterlandsliebe befinden, und daß, wenn Anſtalten überhaupt für die Ausbildung ſolcher Karaktere wirkſam ſeyn können, ſie den ihrigen wenigſtens keiner andern als dieſer zu verdanken haben.

Die Privaterziehung iſt im Allgemeinen in dieſem Lande ſo erbärmlich, als in jedem andern, wo ſie blos einer Geiſtlichkeit anvertraut iſt, die eben nicht in dem Rufe beſonderer Aufklärung ſteht. Auch die Univerſitäten haben ſich erſt in neuern Zeiten etwas gehoben, und ihre ſo ſehr nöthige, aber bei weitem noch nicht lezte Reform im vorigen Jahre erhalten. Wer glaubt im achtzehnten Jahrhunderte zu ſeyn, wenn er einen der Lehrer an der Univerſität von Salamanca, noch im Jahre 1750, von dieſer erzählen hört:

„Ich fand dieſe Mutter der Weisheit, ſagt Don Diego de Torres, ohne Ruhm, ohne Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſie, in einer ſchrecklichen Vernachläßigung, die aus dem verdammlichen Wahnſinne ſtammte, in welchem ſich die meiſten Schüler dieſer und anderer Anſtalten befanden. Die einen glaubten z. B. daß die Mathematik nichts, als ein Heft von Lügen und Wahrſagungen ſey, gleich dem Jargon der Zigeuner und den Charlatanerien der Marionettenſpieler, und daß alle ihre Syſteme und Axiome in nichts anderm, als in Bechern, Kugeln und Werg der Taſchenſpieler beſtänden. Andre waren noch unbarmherziger, aber auch noch ſchädlicher, und argwöhnten, daß man dieſe Künſte nicht durch anhaltende Arbeit und Nachdenken, ſondern durch Hexerei und den Beiſtand der Teufel erlerne. Von dieſer Parthei waren beſonders die Juriſten, welche ihren übelverſtandenen Geſetztitel: de mathematicis et maleficis, zum Beweiſe anführten. Andre endlich verſicherten, ſie beſtehe in nichts anderm, als in den Handgriffen, mit dem Zirkel Winkel, Ovale und Polygone aufs Papier zu ſetzen, nachdem man jeden Morgen die Finger mit der Salbe geſchmiert, welche die Hexen anwenden, wenn ſie auf ihren Beſen nach den Feldern von Cirniegola, den Wüſten von Baraena und dem Sande von Sevilla *) reiten wollen, um ſich

---

*) Dieſe drei Gegenden ſind in dem Aberglauben der Spanier ſo berüchtigt, als bei uns der

bei teufliſchen Mahlen und Tänzen zu beluſtigen. Dieſe Verirrungen der Einbildungskraft, welche auf ſolchem Boden alten gelehrten Ruhmes unglaublich ſind, wurden mir gleichfalls durch die Nacktheit und das Stillſchweigen der alten berühmten Bibliothek der Univerſität von Salamanca beſtätigt. In ihren Sälen ſah ich keine Spur von einem Globus, einer Sphäre, einer geographiſchen Karte u. dgl. Ich kann ſchwören, daß ſelbſt der hauptſächlichſte Autor, den die Statuten der Univerſität beſtimmten, um daraus die Oppoſitionen zu wählen, der Almageſtos des Ptolemäus, in der Bibliothek fehlte, und ich ihn dem Rektor borgen mußte, um mir das Kapitel zu bezeichnen, über welches ich leſen

---

[1] Blocksberg, oder in Neapel der Nußbaum von Benevent; denn es iſt nicht leicht eine Nation von den Thorheiten der andern frei geblieben; aber nur Wenige haben das fremde Gute nachgeahmt, am allerwenigſten die Spanier, welche Alles verachten, was jenſeits der Pyrenäen iſt.

ſollte. In dieſem Zuſtande befand ſich die Univerſität und Bibliothek von Salamanca, als ich als Lehrer dahin kam; und am heutigen Tage, im Juni 1752, iſt ſie an Büchern und Inſtrumenten noch eben ſo arm, und ſind noch Viele überzeugt, daß die Mathematik eine Art von Zauberei, oder wenigſtens ein Gewebe von völlig unnützem Zeuge ſey.“

Woher dieſe tiefe Verſinkung der alten ſchönen ſpaniſchen Kultur? wird man fragen. Woher anders, als aus der Quelle aller Staatskrankheiten, den Kriegen, welche Jahrhunderte lang unaufhörlich fortgeführt wurden. Außer dem direkten Schaden derſelben für die Kultur, litten die Finanzen des Königreiches ſo ſchrecklich, daß in dem Lande, das die reichſten Gold- und Silberbergwerke und die ergiebigſten Kolonien hatte, ſchon im Jahre 1556 von einem Staatsbankerot die Rede war, dem Philipp II. nur durch das verderblichſte Palliativmittel, die Haupteinkünfte in dem Mauthweſen zu finden, zuvorkam. Dadurch ward die Nationalinduſtrie aber auch vollends zu Grunde gerichtet, und das Staatsgebäude in ſeinen feſteſten Grundmauern untergraben. Die Kriege von 1649 bis 1654 hatten jedes Jahr 13,307,300 Dukaten gekoſtet, und dennoch ſchlug Moncada, einer der tiefſten ſpaniſchen Politiker, die Staatseinkünfte unter Philipp III., wo ſie gewiß nicht geringer waren als unter Philipp II. — denn man weiß, daß die Kunſt, mit dem ſteigenden Unglücke des Staates ſeine Einkünfte zu vergrößern, nicht neu iſt — auf nicht mehr, als jährliche fünf Millionen Dukaten an. Daß unter ſolchen Umſtänden die Univerſitäten, welche von den Regierungen, und nicht von dem frommen Aberglauben dotirt werden, immer ſehr ſparſam waren begabt worden, läßt ſich erwarten. Der ewige Kriegszuſtand und die Ausſicht, ſich in demſelben zu den glänzendſten Stellen des Staates zu erheben, verſchlang die beſten Talente. Es gab — wie gewöhnlich — bald keinen Ruhm und kein Verdienſt mehr, als, ich will nicht ſagen Kriegesthaten, ſondern nur Kriegsdienſt, und ſo ſanken denn die Wiſſenſchaften, ihre Anſtalten, und alle Kultur von Spanien.

Philipp V. und Karl III. hatten Manches gethan; aber es war zu viel zu thun, um nur dem Nöthigſten zu helfen. Unter letzterm König hoben ſich die wiſſenſchaftlichen Anſtalten daher wieder, aber nur wenig. Die Nation fühlte das Bedürfniß der literariſchen Bildung ſehr wohl, und arbeitete im Stillen, wie anderswo gezeigt werden wird. Unter Karl III. aber ereignete ſich die Hauptreform der ſpaniſchen Univerſitäten, welche, erſt 1807 vorgenommen, bis jezt natürlich noch keine Früchte treiben konnte.

Bis dahin hatte Spanien zwei und zwanzig Univerſitäten, alſo verhältnißmäßig weit mehrere, als Deutſchland, beſeſſen. Alle dieſe Anſtalten hatten unbedeutende Fonds, mußten daher immer von der Regierung unterſtüzt werden, und genoſſen darum einer ſehr ungewiſſen und häufig wechſelnden Exiſtenz. Das kürzeſte

Hülfsmittel war, die Hälfte derſelben aufzuheben und ihr Eigenthum zu den übrigbleibenden zu ſchlagen. So wurden alſo die Univerſitäten von Toledo, Oſma, Onnate, Orihuela, Avila, Irache, Baeza, Oſſuna, Almagro, Gandia und Siguenza unterdrückt, und die von Salamanca, Alcala, Valladolid, Sevilla, Granada, Valencia, Zaragoza, Hueſka, Cervera, Santiago und Oviedo, auf Unkoſten der eilf andern, aufs Neue befeſtigt. Bisher hatte jede derſelben ihre eigene Studienordnung gehabt, und es läßt ſich leicht denken, in welchem Zuſtande ſich manche von ihnen befunden haben mag. Die Regierung fand daher für gut, ein neues Reglement für die Univerſität von Salamanca zu entwerfen, das zugleich für alle ihre Schweſtern gelten ſollte. Dieſe Akte iſt ſehr merkwürdig, und ich enthalte mich hier aller weitern Nachrichten über dieſelbe, da ich ſie in Beilagen ganz mitzutheilen für der Mühe werth achte. Aber wundern wird ſich Jedermann, unter ſo vielen Lehrſtühlen keinen für die Profangeſchichte zu finden.

In der Hauptſtadt ſelbſt fehlt es nicht an manchen andern gelehrten Anſtalten, welche unter dem Titel Akademien zwar nicht ausgebreitet auf die Nation wirken, aber doch eine Art wiſſenſchaftlicher Thätigkeit erhalten, die nicht ohne Nutzen iſt *). Verſchiedene derſelben haben eigene Bibliotheken, die zum öffentlichen Gebrauche ſind, und einige haben zu

---

*) Es ſind ihrer nicht weniger als dreizehn, und ihre Namen folgende: Real Academia espanola; R. Ac. de la historia; R. Ac. de las nobles artes oder de S. Fernando; R. Ac. medica; R. Società economica de los amigos del pais, worunter auch Damen ſind; R. Ac. del derecho espanol; R. Ac. de derecho de S. Carlos III.; R. Ac. de jurisprudencia practica, de la purisima concepcion; R. Ac. de sagrados canones, historia, liturgia y disciplina eclesiastica; R. Ac. de derecho civil, cánonico y patrio; Ac. latina matritense; R. Ac de derecho patrio, de nuestra Senora del Carmen, und R. Ac. de teologia escolastico dogmatica de S. Tomas.

verſchiedenen Zeiten angefangen, ihre Arbeiten drucken zu laſſen. Aber die ſpaniſche Langſamkeit iſt nirgends auffallender, als hier. Die erſte dieſer Anſtalten, welche der vaterländiſchen Sprache beſtimmt iſt, hat freilich ſchon im Jahr 1739 das große Wörterbuch derſelben geendigt; allein ſie bekannte ſeine Unvollſtändigkeit ſelbſt, und verſprach es mit der Zeit zu ergänzen. Was iſt ſeither geſchehen? Sie fing 1770 eine neue Ausgabe deſſelben an, welche ſie noch nicht geendigt hat. Dafür gab ſie 1803 einen Auszug aus demſelben mit drei Bogen Zuſätzen heraus, die man ſich nicht einmal die Mühe nahm, an ihre Stellen einzurücken. Aber auch hier fehlt noch unendlich viel zur Vollſtändigkeit, und ein Fremder wird nicht leicht einige Seiten in den klaſſiſchen Schriftſtellern der Nation leſen, ohne mehrere Male von dieſem Wörterbuche verlaſſen zu werden. Ähnliche Saumſeligkeit darf man der Akademie der Geſchichte verwerfen, die ſchon ſeit Jahrhunderten an gewiſſen Aufgaben arbeitet, welche ein einziger rüſtiger Mann in ein Paar Jahren gelöſt hätte. Sehr thätig war zu einer gewiſſen Zeit die ökonomiſche Akademie der Vaterlandsfreunde. Ihre Memoiren — die ſchon ſeit mehrern Jahren unterbrochen ſind — enthielten vortreffliche Darſtellungen der Mängel in allen Zweigen der Adminiſtration, Vorſchläge und dergleichen, die nicht gehört, und noch weniger befolgt wurden.

Von noch ausgebreiteterer Wirkſamkeit, und in ihrer Art vielleicht wirklich einzig iſt die Academia del derecho espanol (Akademie des ſpaniſchen Rechts), welche ſchon ſeit dem Jahr 1730 beſteht, und ſich nach und nach ſo ausgebreitet hat, daß es der Mühe werth iſt, nähere Nachrichten von dieſer Anſtalt zu geben.

Der Gegenſtand ihrer Arbeiten iſt die ſpaniſche Geſetzgebung in ihrem ganzen Umfang, die philoſophiſche Prüfung derſelben, und ihre Beziehung auf Naturrecht, Politik und Staatswirthſchaft; der Zweck, ächte Rechtsgelehrte und Magiſtrate zu bilden, welche nicht nur zur Führung und Beurtheilung eines Prozeſſes, ſondern für jede höhere, umfaſſendere Stelle in der Staatsverwaltung geſchickt ſind. Die Verſammlungen dieſer Geſellſchaft ſind wöchentlich, und ſie macht jedes Jahr den Plan ihrer Arbeiten durch den Druck bekannt. Dieſe beſtehen in Konferenzen und in Abhandlungen über einzelne Punkte der Rechtspraxis und der Geſetzgebung ſelbſt. In den Monaten Juli, Auguſt und September aber hält eins der jedes Jahr dazu ernannten Mitglieder eine Reihe von Vorleſungen über das ſiebente Buch von **Vives** Werk: de causis corrupt. art., welches de jure civili corrupt. handelt. Die Geſellſchaft beſteht aus angehenden Gelehrten und geprüften Geſchäftsmännern, und hat den ſo großen, und in ſo wenigen Staaten beachteten Nutzen, Letztere im wiſſenſchaftlichen Streben und Fortſchreiten zu unterhalten.

Wie ſchon bemerkt, ſo wurde dieſe Anſtalt im Jahr 1730, und zwar von einem Advokaten von Madrid, geſtiftet, der die hoffnungsvollſten jungen Männer ſeines Fachs in derſelben vereinigte. Als ſie im Jahr 1763 den Grafen von Florida Blanca zu ihrem Präſidenten hatte, gewann ihr dieſer die Autoriſation der Regierung, ſo wie einige Ausdehnung ihrer Geſchäfte. Der König nahm ſie unter ſeinen unmittelbaren Schutz, und ſtellte ſie unter die Aufſicht des Konſeils von Kaſtilien.

In den Jahren 1775 und 1781 erhielt die Anſtalt weitere Ausdehnungen. Die verdienten Männer Menino, Galvez, Moreno, Montalvo, Pina, Porlier, Robles Vives, Torrecilla, Polanco, Gatica, Lema und andre waren aus derſelben inzwiſchen hervorgegangen, und Galvez, als ihr Zögling, intereſſirte ſich, da er ins Miniſterium kam, ganz beſonders lebhaft für ſie. Sie ertheilte vom Jahr 1778 an jedes Jahr goldene Preismedaillen für die beſten Abhandlungen, die über ihre Preisfragen eingingen, und ward 1798 gewiſſermaßen zur höchſten konſultativen Rechtsautorität der Monarchie erhoben. Das Konſeil von Kaſtilien und der Rath von Indien ließen ſich in ſchwierigen Fällen Gutachten von der Akademie ſtellen, und erklärten damit aufs feierlichſte die hohe Achtung, in welcher ſie ſtand. Die, in der Geſetzgebung nöthigen, Reformen fingen an ſie zu beſchäftigen; ſie arbeitete an einem philoſophiſchen Dictionnair der vaterländiſchen Geſetze, und an neuen Inſtitutionen des ſpaniſchen Rechts, deſſen Plan der Gegenſtand mehrerer Preisaufgaben geweſen, welche ein Gelehrter, Namens Forner, am befriedigendſten gelößt hatte, und deſſen Vorſchlag auch bei dieſer Arbeit zum Grunde gelegt wurde. Die Ausführung des Werkes ſelbſt übernahm der Präſident der Akademie, Don Joaquin Maria Sotelo, und es wurden deshalb große Nachforſchungen in den Archiven von Sevilla angeſtellt.

So viel läßt ſich von wenigen andern dieſer Anſtalten ſagen. Sie geben ſich großentheils mit Kleinigkeiten ab, verlieren viele Zeit über Förmlichkeiten, Komplimenten und ähnlichen nicht wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, ſind nur von den Gelehrten, und manche nur von ihren eigenen Gliedern gekannt, zählen vornehme Namen unter denſelben, die ſelbſt nicht einmal durch Protektion für ſie wirken; kurz ſie leiſten bei weitem nicht was ſie leiſten könnten, und viel weniger, als man von dem Patriotismus der Nation erwarten ſollte.

Der Akademie von San Fernando, von der ich oben eine Anſicht gegeben habe, und die blos den bildenden Künſten gewidmet iſt, darf man wohl die meiſte Thätigkeit nachrühmen. Sie ſetzt jedes Jahr Preiße auf die beſten Arbeiten in Malerei, Bildhauerkunſt, Architektur u. dgl. Ihre Aufgaben ſchienen mir ziemlich zweckmäßig. Die vorzüglichſten derſelben für dieſes Jahr waren folgende:

Malerei. — Aus Mangel an Lebensmitteln empören ſich zu Tarent die Truppen des großen Kapitains (Gonsalvo de Cordova). Dieſer iſt mitten unter ihnen Einer ſeiner Soldaten ſetzt ihm in der Wuth die Pike auf die Bruſt. Der Kapitain wendet ſie mit ſanften

Worten ab, und ſagt dem Soldaten mit majeſtätiſchem Lächeln: „Gib acht, daß du nicht thuſt, was du nicht thun willſt.“ — Jacob, dem ſeine Söhne das blutige Gewand ihres Bruders Joſeph vorhalten.

Bildhauerkunſt. — Ferdinand Cortez befiehlt in Vera Cruz alle Schiffe, die er im Hafen hat, zu zerſtören, entſchloſſen, zu ſiegen oder zu ſterben. Basrelief. — Die Aufgabe iſt unglücklich. — Hektor's Abſchied von ſeinem Weibe und Sohne, nach Homer. Basrelief.

Baukunſt. — Plan einer prächtigen Kathedrale, mit Nebengebäuden für den Prälaten, ſeinen Vikar u. dgl. — Plan eines Seminariums für die Erziehung des höhern Adels.

Proſpekte. — Kirche von S. Iſidoro in Madrid, in Perſpektive geſetzt.

Druckfehler

zum erſten Bande.

S. 4. Z. 8. ſtatt: Dann lies: Denn
S. 4. Z. 5. v. u. ſtatt: Don Quixotte's l. Don Quixote's
S. 12. Z. 3. v. u. ſt. auf l. in
S. 16. Z. 4. ſt. dem l. jedem
S. 16. Z. 7. ſt. ſagt l. ſetzt
S. 20. Z. 9. ſt. Hämiſphere l. Hemiſphäre
S. 76. Z. 12. ſt. Muſe l. Muſſe
S. 84. Z. 6. ſt. Problem l. Proklam.
S. 84. Z. 12. ſt. Philips l. Philipp
S. 88. Z. 6. ſt. auf l. aus
S. 89. Z. 7. ſt. auch l. noch
S. 89. Z. 10. ſt. ſeye l. ſitze
S. 90. Z. 11. ſt. wizvollen l. reizvollen
S. 97. Z. 4. v. u. ſt. ergeben l. ergehen
S. 105. Z. 12. ſt. in der l. über der
S. 109. letzte Z. ſt. Athane l. Athene
S. 111. Z. 16. ſt. wie l. wenn
S. 119. Z. 9. ſt. Ricus l. Ricci's

Druckfehler zum erſten Bande.

S. 124. Z. 11. ſt. ſeiner Größe, l. ſeinem Geiſte
S. 128. Z. 1. ſt. nur l. nun
S. 136. Z. 9. ſt. Einem, derſelben l. einer, demſelben
S. 136. Z. 11. ſt. die l. der
S. 136. Z. 13. ſt. exiſtirten, l. exiſtirte
S. 143. Z. 8. ſt. ſie ſich l. man ſich
S. 151. Z. 6. ſt. Seggiota l. Seggiola
S. 156. Z. 6. v. u. ſt. führen l. führten
S. 159. Z. 2. v. u. ſt. auch l. euch
S. 165. Z. 6. ſt. es l. und
S. 171. letzte Z. ſt. eröffnet l. erörtert
S. 173. Z. 15. ſt. St. Prado. l. el Prado.
S 176. Z. 1. ſt. Caballaros, l. Caballeros.
S. 179. Z. 13. ſt. das l. des
S. 181. Z. 14. ſt. Perrat l. Perral.
S. 208. Z. 14. ſt. Don Quixo l. Quixote.
S. 208. Z. 16. ſt. ſuchen l. ſehen
S. 217. Z. 6. ſt. zerwühlte das l. zerwühlten
S. 219. Z. 7. v. u. ſt. Promero l. Romero
S. 223. Z. 6. v. u. ſt. herſagen l. herſetzen
S. 225. Z. 4. v. u. ſt. Strömen l. Stürmen
S. 246. Z. 6. ſt. lor l. los
S 247. Z. 4. nach dem ſetze: Poſtmeiſter
S. 258. Z. 7. v. u. iſt wahrſcheinlich auszulaſſen

Druckfehler zum erſten Bande.

S. 274. Z. 6. ſt. zwo l. zwei
S. 276. Z. 3. v. u. ſt. Sorrigiano l. Torrigiano
S. 280. Z. 13. ſt. ares l. eres
S. 280. Z. 16. ſt. invictor l. invictos
S. 281. Z. 4. ſt. Larramandi l. Larramendi
S. 288. Z. 2. v. u. ſt. sornos l. somos
S. 295. Z. 5. v. u. ſt. Valez l. Velez
S. 301. Z. 11. iſt Prämie auszulaſſen
S. 304. Z. 2. ſt. fl. l. Franken
S. 306. Z. 1. ſt. Neres l. Xeres
S. 324. Z. 3. ſt. hingegen l. ſie gegen.

Spanien.

Nach eigener Anſicht
im Jahr 1808
und
nach unbekannten Quellen
bis auf die neueſte Zeit

von

P. J. Rehfues,
Bibliothekar des Kron-Prinzen von Würtemberg.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main,
bei Varrentrapp und Sohn
1813.

Druckfehler

zum zweiten Bande.

S. 375. Z. 5. ſt. Galderon l. Calderon
S. 378. Z. 12. ſt. Bonögring l. Bourgoing
S. 379. Z. 14. ſt. Caldron l. Calderon
S. 420. Z. 5. v. u. ſt. Sotomayer l. Sotomayor
S. 448. Z. 9. v. u. ſt. wiſſende l. unwiſſende
S. 448. Z. 3. der Anm. ſt. Biſchofs l. Erzbiſchofs
S. 451. Z. 5. v. u. ſt. denn l. aber
S. 458. Z. 8. ſt. ſchädliches l. unſchädliches
S. 459. Z. 2. nach der l. Zweck
S. 459. Z. 5. ſt. herſagen l. herſetzen
S. 462. Z. 5. v. u. ſt. meiſten l. vielen
S. 544. letzte Z. ſt. zinſen l. ziehen
S. 554. Z. 14. ſt. Stadtämtchen l. Staatsämtchen
S. 566. Z. 6. ſt. wenn l. worin.

Wiſſenſchaften und Literatur.

Ich habe im vorigen Abſchnitt, das Urtheil eines Spaniers über den Zuſtand des Erziehungsweſens und der höhern Volksbildung in ſeinem Vaterlande, angeführt. Kann man nach einem ſolchen Bekenntniß erwarten, daß Wiſſenſchaften und Literatur, unerachtet ihrer kaum zu berechnenden Wichtigkeit für das Wohl einer Nation und die Macht einer Regierung, bedeutende Fortſchritte gemacht haben? Die eben angegebenen Worte ſind nicht nur die Meinung eines Einzelnen, ſondern ſie ſprechen das Urtheil der denkendſten Köpfe in ganz Spanien aus.

In verſchiedenen Abtheilungen dieſes Werks, und beſonders in dem Artikel über die Polizei ſind die Hinderniſſe angegeben worden, welche die Regierung ſelbſt den Fortſchritten der Literatur entgegen ſetzt. Indeß vermochte alles dieſes, ſo ſchlau es zum Theil berechnet, und ſo despotiſch es in Wirkung geſetzt wurde, den Einfluß eines Jahrhunderts, das ſich, wie keines andere, zu einem wiſſenſchaftlichen Kosmopolitismus erhoben hat, nicht ganz zu verhindern. Frankreichs Nachbarſchaft, die Allherrſchaft ſeiner Sprache, die kommerziellen Verhältniſſe mit den Engländern, die vielen, zum Theil wiſſenſchaftlichen, zum Theil kirchlichen Verbindungen mit Italien, die Verwandtſchaft der ſpaniſchen und der italieniſchen Sprachen, Alles dieſes zuſammen mußte auf das Erwachen der Geiſter wirken, und zuerſt eine Vergleichung Spaniens mit dem Auslande herbeiführen. Nur wenige Aufmerkſamkeit reichte für den Unbefangenen hin, um über ſein Vaterland erröthen zu müſſen, und ſeinen Ehrgeiz und Wetteifer zu wecken,

in den Schriften des Auslandes zuerſt die
tel zu ſuchen, durch die er ſich des beſchwer-
n Gefühls ſeiner Ueberlegenheit entledi-
konnte.

Unglücklicher Weiſe konnten dergleichen Be-
ungen, wegen der Cenſurſtrenge und der
ahr, welche mit der Einführung ausländi-
Geiſteswerke verbunden war, nicht an-
, als in größter Stille und Verborgenheit
ehen. Dieſes hatte auch auf die Reſultate
dergleichen Arbeiten den Einfluß, daß ſie als
Geheimnis gehütet wurden und ſich ſelten
tlich ausſtellten. Wer daher heut zu Tage
den, im Druck erſchienenen, Schriften über
Bildungsſtufe eines großen Theils der ſpa-
en Nation urtheilen wollte, würde ſich ſehr
chen. Was fände er in der theologiſchen
ratur viel anderes, als Lebensbeſchreibungen
Heiligen, Berichte von alten und neuen
ndern, ſehr mittelmäßige Predigten, und
ſchlechte Erbauungsbücher? Was in der
htsgelehrſamkeit, von deren Fortſchritten in

jedem Staat ſo vieler Menſchen Glück und Wohlſeyn, und noch mehr in einem Lande abhängt, deſſen verwickelte Handlungs- und Kolonial-Verhältniſſe, deſſen Provinzial-Geſetzgebungen, deſſen Feudal- und kirchliche Zuſtände eine Menge der ſeltſamſten Fälle hervorbringen und die tiefſtgedachten Entſcheidungen nothwendig machen, was findet er in dieſem Zweige der Literatur viel Beſſeres, als neue Ausgaben alter Werke, bändereiche Sammlungen von Regierungsdekreten und einige Ueberſetzungen ausländiſcher Schriften? Die Philoſophie, die Baſis aller andern Wiſſenſchaften, iſt eben ſo arm, als elend durch den ſcholaſtiſchen Geiſt, der noch in ihr waltet, und die Arzneiwiſſenſchaft allein kann den Beobachter ein wenig für dieſen geſunkenen Zuſtand einer geiſtvollen Nation tröſten, der es nur an Freiheit der Forſchung fehlt, um ſich bald in ihrem Bildungsſtand neben jedes Volk von Europa zu ſtellen.

Ich werde in einer Beilage den neueſten Zuſtand der ſpaniſchen Literatur, wenigſtens nach den Büchertiteln, ſchildern. Ich wiederhole aber hier, daß es ſehr ungerecht wäre, dieſe Nation nach den Werken ihrer Literatur zu beurtheilen; denn bedenkt man die Gefahr eines freiern Studiums überhaupt, die Hinderniſſe der Cenſur und den ſchlechten Zuſtand des Buchhandels, ſo muß man am Ende erſtaunen, daß nur ſo viel geſchehen iſt.

Zudem iſt hier eine Bemerkung anwendbar, die auch auf Italien paßt. In Frankreich, in England und noch mehr in Deutſchland kann man nach den literariſchen Erſcheinungen über die Fortſchritte des wiſſenſchaftlichen Strebens überhaupt urtheilen. Der öffentliche Unterricht iſt in den genannten Ländern von der Art, daß auch die Glieder der niedrigern Volksklaſſen an demſelben Antheil nehmen, ſich in den Wiſſenſchaften auszeichnen, und zu angeſehenen, einflußreichen Stellen im Staate gelangen können. Dadurch nähern ſich die verſchiedenen Stände und vermiſchen ſich unter einander. Menſchen, welche durch Geburt und Reichthum ausgezeichnet ſind, werden genöthigt, ſich Kenntniſſe zu erwerben, die ſie ehemals entbehren konnten. So gedeihen die Wiſſenſchaften, deren Fortſchritte nirgends ſicherer und ſchneller ſind, als wo die meiſten Glieder einer Nation, ſo zu ſagen, gezwungen ſind, an den Arbeiten der Gelehrten mehr, oder weniger Theil zu nehmen. Aber dieſer glückliche Zuſtand iſt nirgends zu hoffen, wo die öffentlichen Schulen, ſelbſt die niedrigſten, nicht einen gewiſſen Grad von Vollkommenheit erreicht haben. Der erſte Schwung des Wetteifers muß immer von den unteren Klaſſen ausgehen; indem die höheren ſonſtige Vortheile genug über ſie haben, um neuer entbehren zu können. Nur, wenn die Vornehmen über ihre Unwiſſenheit erröthen müſſen, wenn ſie anſehnliche Prärogativen ihres Standes durch dieſelbe verloren gehen ſehen, fangen ſie an ſich aus den Bequemlichkeiten aufzuregen, welche das Glück ſchon um ihre Wiegen verſammelt hat.

Dieſer glückliche Wetteifer hat bis jetzt in Spanien gefehlt, und fehlte bisher noch in verſchiedenen, beſonders den ſüdlichen, Staaten Italiens. Um ſich daher in irgend einem Zweig der Wiſſenſchaften auszuzeichnen, mußte ein Menſch in beiden Ländern eine entſchiedene, faſt unwiderſtehliche Neigung zu denſelben und ökonomiſche Mittel genug beſitzen, um die anſehnlichen Koſten ſeiner gelehrten Erziehung beſtreiten zu können. Die ſpaniſche Regierung ſchien zwar das Bedürfniß beſſerer Unterrichtsanſtalten wohl einzuſehn; aber ſie vergriff ſich meiſtens darin, daß ſie ihre Inſtitute mehr für die höhern, und wohlhabendern Klaſſen der Staasbürger berechnete, und den Großtheil der Nation, als unfähig, oder unwürdig einer bisher ungewöhnlichen Geiſtesbildung, aufgab. Dadurch konnte kein Wetteifer entſtehen. Die Vornehmen und Reichen fanden kein Intereſſe, einen Kampf einzugehen, in welchem ſie das Gewiſſe an das Ungewiſſe zu wagen glaubten, und die Maſſe des Volks blieb in einer Dumpfheit und Unwiſſenheit verſunken, aus der man daſſelbe freilich nicht wecken durfte, wenn man nicht alle alten Staatsformen und Standesverhältniſſe in Gefahr ſetzen wollte.

So wirkten denn die Unterrichtsanſtalten in Spanien nur auf die höhern Klaſſen; aber auch da iſt es zum Erſtaunen, wie viel ſie gewirkt haben. Die Spanier ſtehen keiner andern Nation an Scharfſinn, an Tiefe und Lebhaftigkeit des Geiſtes nach; aber die Gelehrten machen ſelten die Reſultate ihrer Arbeiten bekannt; indem ſie theils wenig Werth auf literariſchen Ruhm überhaupt ſetzen; theils lieber in ſüdlicher Bequemlichkeit mehr eigenen Genuß in ihren Strebungen ſuchen, als öffentliche Wirkſamkeit; theils auch, indem ſie die Gränzen zu überſchreiten fürchten, welche die Regierung einmal der intellektuellen Entwicklung der Kräfte ihrer Unterthanen vorgeſchrieben hat; und wohl auch endlich, indem ſie, im Grimm über dieſe unwürdige Sklaverei der Geiſter, ſich ewiges Stillſchweigen auferlegen, um ihr Vaterland gewiſſermaßen für die Feigheit zu ſtrafen, mit der es ſolche unmenſchliche Unterdrückung erduldet.

daher in Spanien gedruckt wird, kommt
von Gelehrten vom Handwerk, welche ſchon
n, wie weit ſie gehen dürfen, und denen es
r um ökonomiſchen Lohn, als um Ruhm zu
iſt. Aber auch dieſen Produkten ſetzt der
and des Buchhandels, der Deſpotismus und
Gleichgültigkeit der Regierung enge Schran-
Es fehlt ihren Verfaſſern an Aufmunte-
g, und noch mehr, an billigen und einſichts-
en Richtern.

Ich nehme daher gar keinen Anſtand zu
aupten, daß in Spanien eine weit größere
aſſe von Kenntniſſen im Umlauf iſt, als man
übrigen Europa gewöhnlich annimmt, und
die Zahl und der Werth der gedruckten Bü-
r, welche erſcheinen, ſchließen läßt. Troz den
nderniſſen, die die Regierung und die Geiſt-
hkeit der Verbreitung des Lichts entgegen
zen, drangen doch die beſten Produkte der
anzöſiſchen Literatur, beſonders des vorigen
ahrhunderts (eines Jahrhunderts, das gefähr-
ch, aber reich an neuen Ideen war, und ſich

durch den Unterſuchungsgeiſt, den es auch in die kizlichſten Gegenſtände gebracht hat, ewig auszeichnen wird), in Spanien ein, und verbreiteten ſich in demſelben. Ja, ich möchte ſogar behaupten, daß der Einfluß dieſer Schriften auf den Geiſt der Nation derſelbe war, wie er ſich in der franzöſiſchen Revolution entwickelt hat, und daß nur die Dynaſtieveränderung vielleicht dieſen Staat vor Stürmen bewahrt hat, deren glücklichſte Aufheiterung die großen Veränderungen geweſen wären, mit welchen die franzöſiſche Macht in Spanien angefangen.

Aber nicht in Madrid muß man die Männer ſuchen, die mit dem Geiſt des Jahrhunderts in den Wiſſenſchaften und ihrer Literatur fortgeſchritten ſind; denn dort ſteht ihre Zahl nicht im richtigen Verhältniß zu den Bildungsmitteln, welche jede große Stadt in anſehnlicherem Umfang anbietet; ſondern in den Provinzen ſind ſie zu finden. Der reiche Adel hat in der Hauptſtadt noch zu ſehr das Übergewicht; der Karakter verweichlicht ſich in ihren Vergnügungen, und

literariſchen Arbeiten ermangeln dort immer
es hohen ſtolzen Schwungs des Geiſtes, wel-
r der Stempel des Vortrefflichen iſt, und ſich
ſriger in der Einſamkeit abdrückt. In den
inen Städten Spaniens muß man jene auf-
lärten, kenntnißreichen Männer ſuchen, die
ne fremde Führung und Aufmunterung vor-
ärts ſchreiten, die in tiefer Verborgenheit fort-
rbeiten, die ſich unter einander ſelbſt nicht ein-
nal kennen, und nur durch das unſichtbare Band
iner gleichen Neigung, nur durch gleiche Liebe
für die Wiſſenſchaften und das Vaterland verbunden, in der Stille über die traurige Finſterniß ſeufzen, in welche es verſunken iſt.

An dieſen achtungswerthen Strebungen hat die Geiſtlichkeit wenigen Antheil genommen. Selten findet man in dieſer Klaſſe jene Männer, die mit allen Tugenden des Lebens, aller Einfachheit und Reinheit des Herzens, die ſchönſte Geiſtesbildung verbinden, und eine Annäherung zur menſchlichen Vollendung darſtellen, wie ſie kaum in einem andern Stande möglich iſt. Wenn es in Spanien noch viele Geiſtlichen, beſonders unter dem höhern Klerus, gibt, deren Lebenswandel fleckenlos, und deren Religioſität völlig ungeheuchelt iſt, ſo iſt die Zahl derer, welche Unwiſſenheit und grobe Laſter verächtlich machen, noch viel größer, und die von denjenigen am allerkleinſten, welche die Muße ihres Standes den Wiſſenſchaften widmen. Es iſt auffallend, und für manches andere Volk beſchämend, daß in dieſem Lande die meiſten Gelehrten dem Militairſtand und hauptſächlich der Marine angehören, zween Ständen, deren Beſchäftigungen den ſtillen Geiſtesſtudien ſonſt ſo ſehr entgegen zu ſeyn ſcheinen. Die beſten Schriften über Mathematik, viele Werke über Politik, Finanzweſen und andere Adminiſtrationszweige ſind von Seeoffizieren geſchrieben, oder überſetzt; die Geographie und Statiſtik verdankt ihnen beinah alle ihre Fortſchritte; und dieſer Stand kann in Spanien im Durchſchnitt für den gebildetſten unter allen angeſehen werden.

Dieſe, auf den erſten Blick auffallende, Erſcheinung iſt indeß nicht ſchwer zu erklären. Sie liegt zunächſt in der Vorzüglichkeit der Lehranſtalten für die Offiziere der Landmacht und der Marine; in dem Reichthum derſelben an Inſtrumenten, und an Lehrern, vor allen Dingen aber in der Aufmunterung, welche der Ehrgeiz in dieſem Stande findet. Die meiſten, und wichtigſten Stellen der Monarchie ſind mit Männern beſetzt, die in einem von beiden Ständen gedient haben; dieſe Laufbahn eröffnet dem Talent die ſchnellſte und ſicherſte Auszeichnung; das Verdienſt iſt in dieſem Stande nöthiger, als in jedem andern; und ſeine vielen Beſchwerlichkeiten und Gefahren entfernen alle diejenigen von ihm, welche Geburt und Reichthum bereits blindlings ausgezeichnet, und, wie gewöhnlich, verweichlicht und verdorben haben.

Indeß erkennt ſich dennoch in den Fortſchritten, welche die ſpaniſche Nation in einigen Wiſſenſchaften gemacht hat, die Schnelligkeit, mit der ſie andern Völkern auf der Bahn der Civiliſation nachgeeilt iſt; indem bei weitem nicht alle

Zweige des Wiſſens in gleichem Schritte gegangen, und manche noch völlig zurückgeblieben ſind. Dazu gehören unter andern diejenigen Kenntniſſe, welche die Baſis alles wiſſenſchaftlichen Strebens ausmachen, die Philoſophie, die Anthropologie, die Geographie, und beſonders das Studium der Klaſſiker, der ewige Grundſtein alles guten Geſchmaks, und die unerſchöpfliche Fundgrube großer Muſter und erhebender Geſinnungen. Das letzte Jahrhundert hat in Spanien die Meiſterwerke der Alten ſelten in Ueberſetzungen oder neuen Ausgaben zu Tage gefördert. Welche Nation beſitzt heut zu Tage nicht mehrere Ueberſetzungen von Homer? Die Spanier kennen dieſen Vater der Dichtkunſt wenig; ſie reden mehr von ihm, als ſie ihn leſen; ihre alten, aber vortrefflichen Ueberſetzungen ſind in wenigen Händen, und das Beiſpiel ihrer Voreltern, welche den Tacitus z. B. mehrmals überſetzt haben, wird nicht nachgeahmt. Was in dieſem Zweig in den letzten zehen Jahren geleiſtet wurde, beſchränkt ſich auf einige Ueberſetzungsverſuche von Julius Cäſar (von Valbuena), von Cornelius Nepos (die die lateiniſche Geſellſchaft in Madrid herausgegeben), von Salluſt (von Suerio), von des jüngern Plinius Lobrede auf Trajan (von Barreda), die Metamorphoſen von Ovid (von Crivel), und einige andere, die vielleicht großentheils nur neue Ausgaben alter Arbeiten ſind. Die Herausgabe der Originaltexte betreffend, ihre Bearbeitung durch Kommentarien und durch das Studium der Handſchriften, von denen Spanien noch ſo viele ungenützte beſitzt, ſo iſt in dieſem Fach gar nichts geſchehen. Die Buchhändler beſchränken ſich auf die holländiſchen Ausgaben, und die Gelehrten kennen die Fortſchritte, welche die Philologie ſeit den Voſſius, den Saumaiſe, den Weſſelingen, den Lipſius und gleich verdienten Männern gemacht hat, kaum vom Hörenſagen. Alles dieſes beweiſt aber, daß es den Studien überhaupt an ſicherm Grunde fehlt; daß die Geſchichte beſonders durch die Unkenntniß der Muſter des Alterthums leiden muß, daß die redenden Künſte überhaupt noch weit zurück ſind, und die Nation noch weit von dem Ziel der Laufbahn entfernt iſt, die ihr einige großen Köpfe ſchon in dem Zeitalter Karls V. und Philipp II. eröffnet hatten.

Die gegenwärtige ſpaniſche Literatur beſitzt demnach wenige Werke, welche der Aufmerkſamkeit des Auslands würdig ſind. Was Salas, Valde, Moratin und einige andere geleiſtet haben, erweckt mehr Hoffnungen, als was es wirklich gibt. Sie ſind die Vorläufer eines ſchönen Tags, der nicht früher aufgehen kann, als bis die völlige Wiedergeburt der Nation geſchehen iſt; aber daß dieſe geſchehen kann, dazu bedurfte es der großen Veränderungen, mit welchen die neue Dynaſtie den Thron von Spanien beſtiegen hat.

1782 betrug die Zahl aller, in dieſem Jahr in Spanien gedruckten, Bücher zweihundert und achtzig Titel. Zwei Drittheile davon waren theologiſche Schriften; ein Fünftheil beſtand in Überſetzungen, unter denen keine aus dem Engliſchen, und nur eine aus dem Deutſchen, die abgeſchmackte Geſchichte einer Bekehrung, war. Unter den übrigen befanden ſich vierzig poetiſche Werke. Dieſes Fach wird von den ſüdlichen Völkern immer am meiſten kultivirt, unerachtet ſie Jahrhunderte hindurch oft nichts, als Mittelmäßiges in demſelben zu Tage fördern. Im nemlichen Jahre ſetzte man einen Preis auf das beſte Dichterwerk, und ſieben und funfzig Streiter wagten ſich auf die Bahn. Wäre die Zahl nun ein Maasſtab, den man in Sachen des Geſchmaks anerkennen dürfte, ſo müßte man durch dieſes Beiſpiel eine groſse Verſtellung von der Höhe erhalten, auf welcher die ſpaniſche Dichtkunſt damals geſtanden hat; allein Jeder weiß ſelbſt, was er davon zu denken hat, und daß die Menge der Dichter gewöhnlich in die Zeit des Verfalls der Dichtkunſt fällt. Indeß glaube ich behaupten zu dürfen, daß ſich die Zahl der Dichter ſeit einigen Jahren in dieſem Lande vermindert hat, was beweißt, daß ernſthafte Studien in der öffentlichen Meinung wohl den Sieg über die

Künſte der Einbildungskraft davon getragen haben müſſen. Dieſe gehen nie gleichen Schritts mit den Arbeiten des kalten Verſtandes, und beiden ſcheint in der Literatur aller Nationen ihre Glanzzeit beſonders angewieſen zu ſeyn.

Die Vermehrung der Zahl der Überſetzungen iſt ein anderes glückliches Reſultat, das man in der ſpaniſchen Literatur der letzten Jahre bemerkt. Sie verräth eine ausgebreitetere Kenntniß der fremden Sprachen, und beweißt, daß die Nation einſieht, wie weit ſie hinter ihren Nachbarn zurück iſt, und bei ihnen ſuchen zu müſſen glaubt, was ihr auf eigenem Boden gebricht. Dies ſind wichtige und ſchnelle Schritte zur Bildung eines Volkes; ſie weiſſagen Erfolge, welche nie ausbleiben, wenn die Verbreitung des Lichts nicht mit größter Gewalt verhindert wird.

Eine andere, nicht weniger bemerkungswerthe, Verſchiedenheit zwiſchen den letzten zehen, und den, ihnen vorangegangenen, Jahren, liegt in der Verminderung der Zahl von theologiſchen Schriften. Seitdem die Polemik aus der Mode gekommen iſt, könnten die ausgezeichnetſten Glieder der katholiſchen Geiſtlichkeit nichts beſſeres thun, als über Wahrheiten ſchweigen, zu denen vor allen Dingen blos Glauben gehört. Es ſind daher in neuern Zeiten wenige theologiſche Schriften erſchienen, und die erſchienenen beſchränkten ſich auf Predigtſammlungen, auf Ausgaben alter Werke und auf eine Überſetzung von Chateaubriands Geiſt des Chriſtenthums. Dieſe Beſchränktheit, welche an andern Orten für einen Beweis der Bildungsfortſchritte des Clerus angeſehen werden könnte, darf in Spanien nicht ſo beurtheilt werden. Sie iſt nur die Frucht der Unwiſſenheit und des Müſſiggangs der Mönche, und ſtellte ſich beſonders ſeit der Vertreibung der Jeſuiten und dem Tod einiger vorzüglicher Schriftſteller ein, welche dieſer Orden dem Lande zurückgelaſſen hatte.

Ich habe bereits zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß die Arzneiwiſſenſchaft ſeit 1800 ſchnellere Fortſchritte gemacht hat, als die übrigen Wiſſenſchaften; ich muß aber hier hinzufügen, daß die Zeichen derſelben größtentheils in Überſetzungen aus dem Franzöſiſchen, dem Engliſchen und dem Deutſchen, letztere nach italieniſchen Überſetzungen, beſtehen. Im Durchſchnitt hat mir die Auswahl der, auf dieſe Weiſe verpflanzten, Werke ſehr glücklich, aber auch zugleich die Armuth der Nationalliteratur zu beweiſen geſchienen. Die Kuhpocken haben verſchiedene Werke veranlaßt, von denen einige, die nur für die niedrigſten Volksklaſſen beſtimmt waren, bereits ſehr viel Gutes in den nördlichen Provinzen des Landes gewirkt haben. Einige andere, bereits in Europa bekannte, Werke wurden durch das gelbe Fieber, welches in Cadix und in Malaga gewüthet, und die andern epidemiſchen Krankheiten veranlaßt, die in Andaluſien ſo große Verheerungen angerichtet haben, und wahrſcheinlich aus Afrika herüber gekommen ſind. Auch dürfen hier einige Schriften über mediziniſche Polizei nicht vergeſſen werden, einen Zweig der Literatur, der für das Glück der Völker ſo wichtig iſt, und bei den meiſten europäiſchen Nationen noch ſo ſehr vernachläſſiget wird.

Auch die Chemie ſcheint in Spanien viele Freunde gefunden zu haben. Die beſten Werke der Franzoſen über dieſe Wiſſenſchaft, welche heut zu Tage ſo unmittelbar auf den Kunſtfleiß der Völker wirkt, ſind überſetzt, und vielfach geleſen worden. Man weiß, daß die Chemie beinah immer mit der Naturgeſchichte überhaupt voranſchreitet, auch haben ſich die Spanier mannichfaltig mit letzterer Wiſſenſchaft beſchäftigt. Die Fruchtbarkeit ihres Bodens, der an allen Naturprodukten ſo großen Überfluß hat, und noch mehr, ihre ungeheuren Kolonien mußten die Wißbegierde wecken, und ſie zur Unterſuchung der unerſchöpflichen Schätze einladen, die ihnen eine neue und noch wenig bekannte Welt anbot. Die Arbeiten verſchiedener Gelehrten, und die Unternehmungen, welche die Regierung zur Kenntniß ihrer großen Beſitzungen in beiden Indien machte, haben ſehr glückliche Reſultate geliefert, wie die Ueberſicht der ſpaniſchen Literatur in den Beilagen beweißt.

Unter den Werken der Rechtswiſſenſchaft hebe ich die Überſetzung einer Schrift über das Seerecht, aus dem Italieniſchen von Baldaſſeroni, aus. Die Unvollkommenheit dieſes Zweigs der Geſetzgebung war eines der Hinderniſſe, die den ſpaniſchen Handel in beiden Hemiſphären einſchränkten.

In den letzten Jahren ſind eine Menge Schriften über Politik und verſchiedene Adminiſtrationszweige erſchienen. Dieſes Phänomen verkündigt bei jedem Volke ein allgemeines Bedürfnis nach Veränderung: es iſt der Vorläufer derſelben, wie in Frankreich, oder ihre Folge, wie wir es in Preußen geſehen haben. So ſehr, wie in den beiden genannten Ländern, haben ſich dergleichen Schriften nun freilich in Spanien nicht vervielfältigt; denn die Cenſur hütete ſich wohl, dasjenige erſcheinen zu laſſen, was den Verfall der Konſtitution des Staats zu deutlich aufgedeckt hätte. Indeß iſt die Zahl dieſer Schriften wirklich ungeheuer, wenn man die Strenge der literariſchen Polizei in Erwägung zieht, und iſt es bemerkenswerth, daß die meiſten an die regierende Familie gerichtet ſcheinen, um ihr das Muſter eines Fürſten von feſtem Karakter vorzuhalten, wie ihn Spanien gebraucht hätte, um die nöthigen Reformen vorzunehmen. Die Nation fühlte, was ihren Herrſchern fehlte, und ein tiefer Beobachter würde die Thronbeſteigung des Prinzen von Aſturien gewiß als die Vorbereitung einer Revolution angeſehen haben. Ein ſanfter, biegſamer Karakter vermag eine ähnliche Exploſion nicht zu bezähmen; und je gemäßigter ſeine Maasregeln gegen ſie ſind, deſto heftiger und zerſtörender wird ſie.

Unter den literariſchen Erſcheinungen iſt auch eine Überſetzung von des großen Kanzlers Baco's Werk de dignitate et augmentis scientiarum, von Gutirriez Tenajas. Dieſes Werk hat Nachforſchungen über den Urſprung der Ideen dieſes tief denkenden Britten veranlaßt, und die Spanier glaubten ihn in den Werken ihres Landsmanns, Luis Vives, von Valencia, und beſonders in ſeinem Buch de corruptis artibus et tradendis disciplinis, das ſiebenzig Jahre vor Baco's Schrift erſchienen iſt, gefunden zu haben. Ich führe dieſe Behauptung blos an, als der Unterſuchung von Gelehrten würdig, deren Nationalruhm weniger bei dem Streit intereßirt iſt, als die Spanier und Engländer, glaube aber dabei wohl an eine ähnliche, völlig ungegründete, Behauptung der Italiener erinnern zu dürfen, welche alle großen Ideen in des Präſidenten von Monteſquieu Geiſt der Geſetze den Schriften des Neapolitaners Vico zueignen wollen.

Das Fach der Beredſamkeit hat eine Menge von Lobreden erzeugt, von denen die von Cisneros, auf den Cardinal Ximenes, die beſte ſeyn ſoll. Was aber wahrhaft bemerkenswerth ſeyn dürfte, iſt eine Überſetzung der Reden des Kanzlers von Agueſſeau — eine Arbeit, welche das Bedürfniß von Muſtern in dieſem Fach verräth, und die ſo glücklich gewählt iſt, daß ſich manche gute Folge davon verſprechen läßt.

Seit zehen Jahren ſind verſchiedene literariſche Journale in Spanien angefangen worden; aber keines konnte ſich lange halten. Der Zwang und die Koſten der Cenſur erdrückten ſogleich wieder eines um das andere.

Spanien, das ſo reich an koſtbaren Denkmalen der Vorzeit iſt, hat beinah nichts über dieſe majeſtätiſchen Trümmer literariſch geleiſtet. Die meiſten werden völlig von der Regierung vernachläſſigt, und die, ſeit funfzig Jahren projektirte, und einmal auch wirklich angefangene, architektoniſche Reiſe iſt ohne Ausführung und ohne Nutzen geblieben. Statt dieſer Reiſe iſt eine, gewiß nützliche, aber minder wichtige und nöthige, unternommen worden, nemlich die zu allen Klöſtern und Kirchen des Königreichs, in Abſicht auf die Kirchengeſchichte der Nation. Hätte man, ſtatt ſich auf dieſen Zweck einzuſchränken, auch die Handſchriften beachtet, welche in den Bibliotheken und Archiven der Klöſter modern, ſo wären vielleicht Reſultate daraus hervorgegangen, deren Umfang ſich kaum berechnen läßt.

Ungeachtet die Erziehungsliteratur ſich bis jetzt größtentheils auf Überſetzungen beſchränkt hat, ſo iſt die Wahl der übergetragenen Werke im Durchſchnitt ſehr glücklich geweſen. Doch darf ich nicht vergeſſen, daß die ſpaniſche Literatur in dieſem Fach mehrere Originalwerke von Montengon beſitzt, die aber von der Cenſur ſo ſtreng behandelt wurden, daß die erſte Ausgabe derſelben beinahe proſcribirt iſt, und die ſpätern ſo verſtümmelt ſind, daß man ſie kaum mehr erkennt.

Ich will dieſen Abſchnitt mit einem Artikel über die Literatur des Theaters ſchließen. Sie iſt reich an der Zahl, ſeit die Regierung den billigen und nützlichen Gebrauch von den Franzoſen angenommen hat, daß die Verfaſſer der Stücke, während einer beſtimmten Anzahl von Jahren, einen Antheil von der Einnahme jeder Aufführung derſelben genießen Im Weſentlichen iſt aber dadurch noch nichts gewonnen worden. Man gibt noch meiſtens nur mittelmäßige Überſetzungen franzöſiſcher Schauſpiele, oder alte Stücke von Lope de Vega und von Calderon. Überhaupt ſcheint mir der Karakter des ſpaniſchen Theaters noch nicht feſt beſtimmt zu ſeyn. Alle Gattungen vermiſchen ſich in demſelben; der Nationalgeiſt wechſelt mit dem franzöſiſchen, dem engliſchen und dem deutſchen Genius, und es entſteht ſo beinah immer eine Olla potrida, die nur für Spanier ſchmackhaft ſeyn kann.

Das Theater.

Bei meiner Ankunft in Madrid waren zwei Schauſpielhäuſer geöffnet: das von **Sta Cruz** und das **del Principe**. Nach den Begriffen, welche im Ausland über das ſpaniſche Theater im Umlauf ſind, hatte ich mir von der Architektur, den Dekorationen und alle dem, was zunächſt bei dieſer Beluſtigung in die Sinne fällt, ſehr kleine Begriffe gemacht. Ich wurde im höchſten Grade überraſcht, als ich in den drei größern Schauſpielhäuſern von Madrid, welche ich geſehen, einen ſehr edlen Styl in der Baukunſt, guten Geſchmack in den Verzierungen, und eine Geräumigkeit und Rückſicht auf die

Bequemlichkeit der Zuſchauer fand, welche man in den meiſten andern Ländern Europa's vergeblich ſuchen dürfte, und die ich beſonders in Frankreich ſo oft vermißt hatte. Dieſem entſprachen die Dekorationen, welche, wenn nicht immer ganz richtig in der Perſpektive, doch wenigſtens eine ſehr glückliche Wahl in den vorgeſtellten Umgebungen der Handlung, und durchaus einen großen Aufwand in der Ausführung derſelbigen verriethen. Das Vorzüglichſte indeß waren die Koſtüms, welche ich immer außerordentlich koſtbar, und beſonders in den vielen Stücken aus den Zeiten der Sarazenen, und in den ſpaniſchen Provinzialtrachten, eben ſo elegant, als reizend gefunden habe.

Es zeigte ſich in allem dieſem die rühmliche Eigenthümlichkeit des ſpaniſchen Karakters, welcher, ſobald er einmal etwas unternimmt, es auch würdig durchzuführen ſucht, wovon alle öffentliche Anſtalten, ſo weit es nur Koſtenaufwand und ausdauernde Mühe betrifft, Zeugniß ablegen können. Natürlich gewinnt man aber dadurch weder gute Schauſpieler, noch gute Dichter; indem aller Finanzaufwand einer Regierung nicht dahin reichen kann, einen verirrten Geſchmack auf die wahre Bahn des Schönen zurückzuführen, und weil der Südländer überhaupt ſchon nicht begreifen will, wie man Dinge bekritteln könne, die ihm wohlgefallen, und wie man überhaupt ein bloßes Sinnenſpiel mit ſo vieler Bedächtlichkeit treiben möge, als ihm zu einem, nicht frei aus ſeinem Karakter hervorgehenden, Geſchäfte nöthig ſcheint.

Bourgoing hat in ſeinem vortrefflichen Werke über Spanien den Geiſt der verſchiedenen Dichtungsarten, welche dem ſpaniſchen Theater eigenthümlich ſind, in wenigen Zügen angegeben, und ich getraue mir, nach meinem kurzen Aufenthalt in der Hauptſtadt, und nach der, während deſſelben obwaltenden, Stimmung des Publikums nicht, ſeinen Nachrichten mehr, als folgendes beizufügen.

Die Spanier geſtehen ſelbſt ein, daß ihr Theater im größten Verfall ſey, und ſchreiben dieſes den beiden Dichtern Lope de Vega Carpio, und Calderon de la Barca zu, für deren Genialität die Nation ganz beſonders ſprach, indem ſie ſich ihrem Geſchmack und ihrem Karakter ohne allen Widerſtand angeſchmiegt, und durch ihre ungeheure Fruchtbarkeit die Reperterien der Theater auf Jahrhunderte verſehen hatte. Lope fühlte im Grunde wohl, daß er nicht gut hieran that, und kam in ſeiner ganz kleinen Poetik in den Fall des florentiniſchen Sekretairs, welcher, als der feurigſte Freund der republikaniſchen Staatsform, das ſcharfſinnigſte Lehrgebäude der monarchiſchen aufgeführt hat. Caldron hingegen ſchien es ſo genau nicht zu nehmen, und dürfte wohl ſehr über die Bewundrer erſtaunen, welche er bei einer fernen, der ſeinigen in jeder Rückſicht ſo ganz fremden, Nation gefunden hat. Deſto rühmlicher hingegen iſt es für die Spanier, daß ſie im Ganzen dieſe beiden Dichter weit ſtrenger und richtiger beurtheilen, als es in Deutſchland geſchieht, wo man für manchen ihrer Fehler nicht einmal mehr eine Entſchuldigung nöthig hielt, und in den wahnſinnähnlichen Verirrungen der Phantaſie und dem geſunkenſten Geſchmack nichts, als die Kraftäußerungen eines tiefen Gemüthes finden zu wollen, gutmüthig genug war. Ihre Nation ſelbſt, die einer Ehrenrettung in dieſem Fach gegen ihre nächſten Nachbarn ſo benöthigt war, nahm zu ähnlichen gewaltſamen Mitteln keine Zuflucht, ſondern bekannte frei, daß Don Pedro Calderon de la Barca, neben unzähligen einzelnen poetiſchen Schönheiten, und beſonders der unübertreffnen Gewandheit im Gebrauch ſeiner Sprache, dennoch der geſchmackloſeſte, an Menſchenkenntniß ärmſte, unmoraliſchſte, und als Muſter für die Nachahmung gefährlichſte dramatiſche Dichter Spaniens ſey *).

---

*) Nur einige Beiſpiele. — In der Vacante general heißt es z. B.:

Con la pluma de esse remo
En el papel de las ondas
Dexarás tu nombre impresso.

Demungeachtet hat ſich Calderon immer auf dem ſpaniſchen Theater gehalten, was Niemand wundern wird, da man das, was

---

d. h. „Mit der Feder dieſes Ruders wirſt du auf das Papier der Fluthen deinen Namen einzeichnen.“ — In dem Laberintho del Mundo ſagt die Unſchuld zu dem Theos (Chriſtus, der in einem Schiff angefahren kommt, um die Menſchen zu erlöſen) von dem Meere:

En cuyo susto por mi quenta he hallado,
Que no es gracioso el mar, aunque es salado,
Mas fuera dicha sume,
Que el chocolate hiciera tanta espuma.

„In dieſer Beängſtigung hab' ich gefunden, daß das Meer, obgleich geſalzen, dennoch nicht anmuthig iſt; aber es wäre das höchſte Glück, wenn die Chokolade ſo viel Schaum hätte.“ — In der Gran Cenovia macht er den Kaiſer Decius zum Nachfolger des Aurelian, und in der Syvila fehlte, in dem Mangel an den drei dramatiſchen Einheiten ſuchte, und dieſen ungezogenen, aber genialiſchen Naturkindern nichts als Zierpuppen an die Seite ſtellte, welche man von dem Ausland abgeſehen hatte. So ſehr man in Spanien über den Mangel an regelmäßigen Dramen klagt, ſo hat man doch deren genug, welche aufs ſtrengſte nach Boileau's Poetik zugeſchnitten ſind, aber auch weiter keinen Vorzug beſitzen, als dieſen, zu deſſen Erreichung der gewöhnlichſte Kopf gelangen mag. Vielleicht war es ein Unglück, daß man die Muſter ganz allein auf dem franzöſiſchen Theater ſuchte, wo man, wie die Franzoſen ſelbſt ſo häufig gethan haben, den poetiſchen Kranz blos in Beſiegung der Kunſtſchwierigkeiten, und nicht in

---

del Oriente fluthet die Donau in Aſien. — Dergleichen Stellen könnt' ich noch eine Menge anführen, und auch die übrigen Behauptungen in Bezug auf Calderon durch ähnliche Beweiſe unterſtützen, wenn es der Mühe werth wäre.

der ſchönen poetiſchen Schöpfung, die nur aus dem hohen Geiſte und dem tiefen Gemüthe hervorgehen kann, finden wollte, und daß man, wie man ſpäter denn doch ſich mit dem Ausland in verbreitetere Bekanntſchaft ſetzte, gerade auf eine dramatiſche Gattung verfiel, welche, weil ſie jedem Kopf und eines Jeglichen Lebensverhältniſſe mit ſpießbürgerlicher Vertraulichkeit nahe tritt, unter allen Völkern ihre Freunde gefunden, und ſich ſo zu einer Art von Univerſalität erhoben hat.

Dieſe größere Bekanntſchaft mit dem Ausland erkennt ſich beſonders in der ſchwankenden Geſchmacksrichtung, welche man den meiſten neuern, dramatiſchen Erſcheinungen der Spanier anſieht. Gewiſſe überall gefallende Stücke, wie Menſchenhaß und Reue, Abällino, der Abbé de l'Epée, haben auch hier ihre Nachahmer gefunden. Man hat Trauerſpiele geſehen, die den griechiſchen, und Luſtſpiele, welche den lateiniſchen nachgebildet waren. Auch Shakespeares große Naturen ſind in Spanien als

Ungeheuer aufgeſtanden, und wurden vom großen Publikum wenigſtens als Raritäten angeſtaunt, die man darum, wie die Klapperſchlange und das Krokodill, nicht auf eigenem Boden haben möchte. Indeß hat ſich unter aller dieſer unbeſtimmten Bewegung, in welcher ſich wenigſtens das gefühlte Bedürfniß nach Beſſerem erkennen läßt, ein Dichter erhoben, welcher, weit entfernt, noch eine ungewöhnliche Stufe des Kunſtwerths erreicht zu haben, dennoch durch guten Geſchmack, reine Diction, dramatiſche Regelmäßigkeit, und ziemlich gelungene, nur etwas zu ſchwache Karaktere, ſo wie durch gut durchgeführte Intriguen ſeinen Landsleuten gefallen hat, und wahrſcheinlich entſcheidend auf ihr Theater wirken wird.

Dieß iſt der Dichter Don Leandro Fernandez Moratin, oder wie er ſich auf dem Titel ſeiner Stücke gewöhnlich mit ſeinem arkadiſchen Namen nennt, Inarco Celenio. Er hatte ſich ſehr frühe durch einige dramatiſche Arbeiten ausgezeichnet, und dadurch die Aufmerkſamkeit ſeiner Regierung erregt, welche ihm zur Bildung ſeines Talents und Geſchmacks, Reiſen durch mehrere Länder Europa's machen ließ, deren Reſultat in verſchiedenen Stücken beſteht, welche ich in dem Artikel der Literatur aufgeführt habe. Hier will ich noch von zweien derſelben weitere Nachricht geben, indem ſie mir die vorzüglichſten ſcheinen, die mir von ihm bekannt ſind.

Das eine iſt die Scheinheilige *) (la

---

*) Bei Gelegenheit dieſes Stücks haben wir Deutſchen eine kleine ſpaniſche Lektion erhalten, über welche wir uns der Seltenheit der Sache wegen ſchon getröſten könnten, wenn ſich auch nicht ſo leicht bemerken ließe, daß der ſpaniſche Kritiker ſeine Weisheit aus den Feuilletons des Herrn Geoffroy geſchöpft hat. In einer Nummer des Abeja Espanola, einer in Paris erſcheinenden Zeitung in ſpaniſcher Sprache, heißt es bei Veranlaſſung der Scheinheiligen unter andern: „Wenn die Deutſchen nicht völlig ihren Geiſt ändern, ſo

Mogigata), ein Karakterſtück, in welchem ſich der Molier'ſche Tartüffe, als Vorbild, nicht verkennen läßt. Auch ſind mehrere Stellen darin dem franzöſiſchen Dichter beſtimmt nachgeahmt, was ihm übrigens auf die Freiheiten hin, welche ſich Moliere mit Terenz und andern, ſelbſt ſpaniſchen, Dramatikern genommen hat, nicht zu verargen iſt. Die Handlung dreht ſich um den Aufenthalt eines jungen Menſchen, der eben von der Univerſität kommt, und Don Claudio heißt, in dem Hauſe eines Mannes, deſſen Tochter, Ines, er nach Ver-

---

muß ihre Literatur noch in den Windeln den Geiſt aufgeben. Je länger ich die deutſchen Dichter ſtudiere, deſto banger wird mir, daß die ſchädliche Thorheit, von der ſie beſeſſen ſind, ſich dereinſt auch noch in Spanien einſchleichen könnte.“ So etwas iſt doch wirklich recht luſtig. Wer iſt nicht begierig, das Geſicht zu ſehen, mit welchem dieſe Stelle geſchrieben worden iſt?

abredung beider Väter heirathen ſoll. Da er aber um nichts manierlicher iſt, als viele Studenten, ſo mag er der liebenswürdigen, zarten Ines nicht gefallen; weil aber deren Couſine, Clara, die mit ihrem Vater Don Martin im nämlichen Hauſe wohnt, nicht ſo ekel iſt, ſo wirft ſie ihre Augen auf den tölpiſchen Werber, welchem Ines auch wirklich nicht gefällt, weil ſie ein Gewiſſes — er weiß nicht, was — nämlich Sittſamkeit hat. Dieſe hat nun Clärchen nicht; dafür iſt aber Clärchen eine kleine Heuchlerin, die ihrem devoten Papa weiß gemacht hat, daß ſie Vokation zum geiſtlichen Stande habe. Trotz dieſer Vokation und den frommen Diskurſen iſt ſie bald mit Don Claudio einig, und einige Ueberraſchungsſcenen, welche ich hier, zur Vergleichung mit der Molier'ſchen, in ſchlichter proſaiſcher Überſetzung mittheile, führen die Entwicklung ſehr vortreflich herbei, welche natürlich nicht mit der Einkleidung, als Nonne, ſondern der Heirath mit Don Claudio endigt.

Die Scheinheilige.

Zweiten Aufzugs erſter Auftritt.

(Das Theater iſt ganz dunkel. Donna Clara und ihr Kammermädchen Lucia nähern ſich der Thüre von Don Claudio's Zimmer.)

Clara. Poche ganz leiſe, auf daß wir keinen Lärm machen.

Lucia. Mir iſt ſehr bang, daß man uns ertappen könnte.

Clara. Nur leiſe!

Lucia. Ich athme ja kaum.

Clara. Sieh, ob Don Claudio auf iſt.

Lucia. Ich bin eben daran. Wenn der Alte aufſtände, und ſein Töchterchen auf ſo ſchlimmem Wege fände, das gäb' eine Geſchichte. — Don Claudio!

Don Claudio. Wer iſt da?

Lucia. Kommen Sie heraus.

Don Claudio. Ich komme; aber mir iſt ſchrecklich angſt.

Lucia. Laſſen Sie ſich nicht bang ſeyn. Wer am meiſten wagt, das ſind wir. Sie ſind in dergleichen Stückchen ausgelernt, und auf ein dreißig Prügel mehr oder weniger kann Ihnen wenig ankommen. Sie iſt hier.

Clara. Don Claudio!

Claudio (herauskommend.) Donna Clara! ich bin Ihnen ſehr verbunden, gar ſehr ...

Clara. Geben Sie acht, daß man uns nicht hört, wir haben alles zu verlieren. (Lucia geht weg) Ihr Bedienter hat mir von Ihrer Liebe geſprochen, und ich will nun von Ihnen ſelbſt hören, ob ſeine Verſicherung wahr iſt; denn ich wundre mich ſehr, daß ein Mann ... ein Kavalier ſeine Neigung ſo ſchnell ändern kann. Womit hat meine Couſine es verdient, daß Sie ſie ausſchlagen? Iſt ſie nicht ſo hübſch, wie ich?

Claudio. Das iſt's nun nicht gerade, aber ...

Clara. Was iſt es denn?

Claudio. Ja, das weiß ich wohl, aber ich kann's nicht recht ausdrücken. Donna Ines hat etwas Gewiſſes, das mir nicht gefällt.

Die Wahrheit . . . Ich will nicht urtheilen, ob ſie ſchön oder häßlich iſt, Verſtand hat oder nicht, allein . . .

Clara. Aber Sie wiſſen doch, daß dieſe Heirath der Wille Ihres Vaters iſt, und daß er Sie deswegen hieher geſchickt hat.

Claudio. Freilich wohl, wenn ich ſie aber nicht will?

Clara. Ich kann mir keinen Grund denken.

Claudio. Ich weiß eigentlich auch keinen. Sie iſt ein gutes ehrbares Mädchen, das läugn' ich gar nicht, aber kurz, ich . . .

Clara. Sie wagen ſehr viel, Don **Claudio**; dennn wenn es mein Vater, der Ihrige und mein Oheim erfahren, ſo werden ſie ſehr böſe werden, und mit allem Recht.

Claudio. Was liegt daran?

Clara. Auch meine Couſine wird's Ihnen übel nehmen.

Claudio. Oh, nach dem, was ich an ihr ſehe, wird ihr wenig daran liegen.

Clara. Warum das?

Claudio. Weil ich glaube, daß ſie ſich wenig aus mir macht.

Clara. Wenn ihre Liebe Ihren Verdienſten gleichkommt, ſo muß ſie Sie ſehr lieben … Aber um zu lieben, da gehört Verſtand dazu.

Claudio. Ja, wenn ſie Ihnen ähnlich wäre!

Clara. Ich will meine Aufführung gerade nicht zu ihrem Schaden herausſtreichen; allein ich weiß nur zu gut, daß wir in Denkungsart und Sitten einander völlig unähnlich ſind. Und daher mag es kommen, daß zuweilen ſehr achtungswerthe Leute, ohne daß ich es verdiene, ihre Augen auf mich richten. Aber ich verſichere Sie, Don **Claudio**, daß ich immer mit Gleichgültigkeit und Abneigung ſolche Liebe erwiedert habe. Ich bin immer zu Hauſe, gebe den Leuten nichts zu reden, mein Schmuck iſt dieſer demüthige Anzug, mein Vergnügen iſt Andacht, Leſung guter und frommer Bücher, und ſo … Ach! wir ſind gar zu große Sünder! … Aber ſo machen es nicht alle Mädchen.

Meine Couſine ... ſie iſt mein Blut, und ich möchte nicht, daß ſie wüßte, ich tadelte ihre Handlungen. Jeſus! nein, das ja nicht.

Claudio. Es iſt wahr. Aber man weiß wohl, welch ein Unterſchied zwiſchen den beiden Couſinen iſt. Dieſes anmuthige Weſen, dieſe Blicke, es ſteht Ihnen gar zu gut, Donna Clara!

Clara. Und beſonders, Don Claudio! die Tugend, die Eingezogenheit, die heilige Furcht Gottes, das iſt die Hauptſache. Ich kenne viele Mädchen meines Alters — und habe das Beiſpiel davon ganz in der Nähe — die die Begriffe von Ehrbarkeit nach ihrem Gefallen auslegen, und öffentliche Ausſchweifungen und Ärgerniß des Laſters, Bildung und feines Weſen nennen. O mein lieber Don Claudio! in welchen Zeiten leben wir! ... ja, ja, das iſt die Welt, das iſt die Welt!

Claudio. Das iſt wahr, man ſieht Dinge, die einem nicht gefallen können. (bei Seite.) Wenn der Sermon noch lange fortgeht, ſo mach' ich mich aus dem Staube.

Clara. Darum hab' ich das Vermögen, welches ich in Sevilla zu erben habe, die Lockungen der Liebe, und alle die Schmeicheleien, die ſo viel über mein ſchwaches Geſchlecht vermögen, verachtet, und mir das Kloſter gewählt.

Claudio. Alſo . . .

Clara. Ja, eh' ich ſie geſehen hatte.

Claudio. Nun, und dann . . ?

Clara. Ich ſchätze Sie ſehr, Don Claudio!

Claudio. So laſſen Sie uns denn überlegen . . . .

Clara. Iſt es alſo wahr, daß Sie mich lieben . . . ?

Claudio. Ob es wahr iſt? Warum ſollt' es denn nicht wahr ſeyn? Sehen Sie, wollen Sie, daß ich darauf ſchwöre?

Clara. Schwören? Ums Himmelswillen! nein; ſchwören . . .

Claudio. Da wir nun einmal entſchloſſen ſind, uns zu heirathen, und die Sachen ſo ſtehn . . .

Clara. Sprechen Sie leiſe.

Claudio. So müſſen wir eilen. — Nun dann! — Wie iſt's mit den . . .

Lucia. (hereinſtürzend.) Fort, mein Fräulein! es kommen Leute, eiligſt fort.

Zweiter Auftritt.

Donna **Clara.** Don **Claudio.** Donna **Ines,**
und innerhalb Don **Martin.**

Ines. Wer iſt hier? Biſt du es? **Clara!**

Clara. (leiſe.) Sprechen Sie kein Wort.

Claudio. (leiſe.) Ich bin voll Freude. (Er ſtolpert an einen Seſſel, über den er niederfällt, und die Richtung nach der Thüre ſeines Zimmers verliert.)

Ines. Wer iſt da?

Claudio. Nun iſt's aus, ſie haben uns.

Clara Schweigen Sie doch.

Don Martin (drinnen.) So kann ich doch auch nie ruhig ſchlafen.

Clara. Mein Vater . . . Nun ſind wir verloren . . . Der Alte . . . Um's Himmels willen! . . .

Dritter Auftritt.

Die Vorigen und Don Martin mit einem Licht.

Don Martin. Was iſt denn das für ein Lärmen, für ein Getöſe? He, Don Claudio! was machen Sie hier?

Claudio. Was hab' ich für Schuld daran? (Er geht in ſein Zimmer hinein.)

Don Martin. Welch eine Antwort?.. Und Ineschen?..

Ines. Ich komme eben herein.

Martin. Ich glaub's. Und du?

Clara. Ich gleichfalls ... Ich las gerade im Kempis, und da hört' ich Lärm, und lief her, um zu ſehen, was geſchehen ſey.

Martin. Und Er? Am Ende werden wir wohl von dir die Wahrheit erfahren können, Ines! Wer war hier? ſag' mir's.

Ines. Ich glaube, es war Don Claudio und meine Couſine.

Clara. Das wäre ſchön! Ich? Ines!..

Vierter Auftritt.

Die Vorigen und Lucia.

Lucia. Was iſt geſchehen?

Martin. Nichts, eine Kleinigkeit. Mein Nichtchen und der bengelhafte Herr Don Claudio plauderten ein Bißchen im Dunkeln. Welche Freiheiten! Welche Ausſchweifungen! Und da ſchiebt ſie nun die Schuld auf ihre Couſine.

Clara. Du glaubſt, ich ſey es?

Ines. Ich denke von Niemand Schlimmes; aber ich ſage, was ich geſehen habe.

Martin. Und wer kann bei meiner Tochter geweſen ſeyn?

Ines. Es iſt möglich . . . .

Martin. Welche Frechheit! (Er will erzürnt auf Ines losgehen, und wird von Clara zurückgehalten.) Ich will dir . . .

Clara. Laſſen Sie ſie . . . Du haſt recht, Ines! ich danke dir dafür, denn ich bin eine große, große Sünderin . . . ich bin nicht zu entſchuldigen, klage mich noch härter an, noch härter, denn ich verdiene mehr wegen meiner Sünden.

Martin. Und du kannſt da ſtehen, ohne Verlegenheit? . . .

Ines. Ja, das kann ich, denn . . .

Clara. Erhitzen Sie ſich nicht, Vater! glauben Sie ihr, was ſie ſagt. Ich bekenne ja ſelbſt, daß ich eine große Sünderin bin. Gott hat dieſes Mittel erwählt, um mich zu prüfen . . . Glauben Sie, was ſie ſagt . . . Oder verzeihen Sie ihr wenigſtens, verzeihen Sie ihr, geliebter Vater!

Ines. Welch ſchändliche Bosheit! . . . Iſt es möglich? Clara! . . .

Martin. Geh, ich will dich nicht anſehn, Spitzbübin! geh mir aus den Augen . . .

Ines. Unterſuchen Sie . . .

Martin. Heb' dich aus meinen Augen . . . Heuchlerin! Baſilisk! Steh' auf, Kind meines Herzens! (Er hebt Clara'n auf, die ſich weinend zu ſeinen Füßen geſenkt hatte.) Weine nicht, denn ſonſt werde ich auch weich, und keine Tugend . . . der Neid iſt überall wirkſam . . .

Ines. Ich kann es nicht länger aushalten. (Sie geht.)

Martin. Geh' nur, ich werde alles deinem Vater erzählen . . . Er ſoll's erfahren, ja, erfahren ſoll er's, ich kann ihm nicht helfen.

Clara. Nein, mein Vater! um Gotteswillen nicht . . . .

Martin. Gehen wir hinein, Kind! (Er nimmt ſie bei der Hand.) Geh'n wir. Er muß es ſchnell erfahren, ich will es ihm ſagen.

Clara. Mein Vater . . .

Martin. Das iſt umſonſt. Er muß es wiſſen

* * *

Das andere Stück iſt weniger dramatiſch, und macht auch die Anſprüche des Vorigen nicht, indem es nur eine Satyre auf die Theaterdichter enthält, welche wirklich mit viel Salz, und nur etwas zu langen Dialogen durchgeführt iſt.

Es heißt: das neue Schauſpiel, oder das Kaffeehaus, (la Comedia nueva, ò el Caffè), weil die bei dieſem Schauſpiel am meiſten intereſſirten Perſonen, nemlich der Dichter mit ſeiner Familie, auf dem Kaffeehaus ſich ſchon zum Voraus gütlich auf die reiche Einnahme hin thut, und der Schmerz der betrogenen Hoffnungen ſich auch hier, wo ſie ſich vergingen, am ſtärkſten ausſprechen läßt, wenn es auch nicht der löblichen Einheit des Orts zu lieb geſchahe. — Ich will mit einigen Scenen aus dieſem Stücke ſchließen.

Erſten Akts dritte Scene.

Serazion. Uns ſo verlaſſen — das iſt doch zu arg

Eleutherion. Ich ſagte es Ihnen ja: die Tonadille, welche ſie mit meinem Stück geben, taugt gar nichts, und wird ausgepfiffen werden. Ich will heute die meinige noch enden, damit man ſie morgen ſingt.

Serazion. Morgen, und wann wird

dieſer Morgen kommen? Noch iſt weder Text, noch Muſik gemacht.

Elevtherion. Noch dieſen Abend ſoll man ſie ſingen können, wenn Sie mir ſo ſtark zuſetzen. Was iſt denn da ſo Schweres daran? Acht oder zehn Verſe Einleitung, worin man ihnen ſagt, ſie ſollen ſchweigen, und ſich hübſch mäuschenſtille halten; dann ein paar Verschen von dem diebiſchen Krämer, dem Friſeur, welcher Papier ſtiehlt; dem Mädchen, das im Unterleibe leidet; dem Kadeten, der im Fenſter hängen bleibt; ein halbes Dutzend Wortſpiele u. ſ. w. Drauf ſchließt man mit Sequitillen vom Sturm, vom Kanarienvogel, von der Schäferin und dem Bächlein. Wie die Muſik ſeyn muß, weiß Jedermann. Es iſt die nemliche, die man zu Allem gebraucht, da ſezt man ein paar Trillerchen dazu, und das Stück iſt fertig.

Serazion. Sie ſind doch ein wahrer Hexenmeiſter. Da wäre denn Alles ſchon fertig.

Elevtherion. Ich will ſeh'n, ob ich's noch gar kriege. Es fehlt nur noch blutwenig daran.

Serazion. Ich gehe, allein . . .

Elevtherion. Ja, gehen Sie nur; und wenn Sie mehr Liqueur haben wollen, ſo muß man's dem Kellner ſagen.

Serazion. Ja, ja, ein paar Gläschen weiter kann nichts ſchaden. Kellner!

Kellner. Was befehlen Sie?

Serazion. Ein Wort.

Antonio. Wie geht's? Freund Don Pedro!

Pedro. O Herr Don Antonio! ich hatte Sie nicht bemerkt. — So ziemlich gut.

Antonio. Um dieſe Zeit hätt' ich Sie nicht hier geſucht. Ich muß mich recht wundern, Sie anzutreffen.

Pedro. Ja, es iſt wirklich nichts Gewöhnliches bei mir. Indeß hab' ich in der Nachbarſchaft zu Mittag gegeſſen, und da erhob ſich bei Tiſch ein Streit zwiſchen zween Gelehrten, die kaum leſen können. Da wurde denn viel dummes Zeug ins Blaue hineingeſprochen; ich hielt es nicht länger aus, und machte mich hieher.

Antonio. Allein mit Ihrem Humor müſſen Sie ja mitten in der Hauptſtadt wie ein Einſiedler leben.

Pedro. So arg iſt es denn doch nicht: wo ein Schauſpiel, ein Spaziergang, eine öffentliche Beluſtigung iſt, da bin ich dabei. Ich habe wenige, aber ſehr gute Freunde, und dieſe machen die Freude meines Lebens aus. Studien und Vergnügungen wechſeln bei mir ab, und wenn ich in Privatzirkeln ſelten erſcheine, ſo fühl' ich das wohl ſelbſt; allein was will ich machen? Ich kann nicht lügen und mich nicht verſtellen, und bin der Meinung, daß es eines rechtſchaffenen Mannes größte Schuldigkeit iſt, immer frei die Wahrheit zu ſagen.

Antonio. Allein, wenn die Wahrheit dem, welchem ſie geſagt wird, ſchwer fällt, was thun Sie dann?

Pedro. Schweigen.

Antonie. Und wenn Ihr Schweigen verdächtig iſt?

Pedro So gehe ich weg.

Antonie. Aber das kann man doch auch nicht immer, und wie in dieſem Fall?

Pedro. Dann ſag' ich die Wahrheit.

Antonie. An dieſem Orte ſelbſt hab' ich oft von Ihnen reden gehört. Jedermann ließ Ihren Talenten, Ihren Kenntniſſen und Ihrer Rechtſchaffenheit Gerechtigkeit widerfahren, aber Niemand unterließ auch, ſich über die Rauheit Ihres Karakters aufzuhalten.

Pedro. Und warum? weil ich nicht den Sprecher auf den Kaffee's mache, nicht Tag in Nacht verkehre, mich nicht herumdiſputire, um abgeſchmackte Gelehrſamkeit zu zeigen, wie ein Dutzend Pedanten, welche hieher kommen, um ihre Zeit zu verlieren, und ſich von Thoren bewundern, und von geſcheidten Leuten auslachen zu laſſen; darum heißt man mich rauh und biſarr? Ich verſichere Sie, daß mir wenig hieran liegt. Ich befinde mich bei der Meinung, die ich bisher befolgt habe, ſehr wohl, daß man in einem Kaffeehaus nie etwas Verſtändiges laut ſagen darf.

Antonio. Was iſt aber jezt Ihre Abſicht?

Pedro. Eine Taſſe Kaffee zu nehmen.

Antonio. Nun, das iſt gut. Reden wir von etwas anderm. Was haben Sie dieſen Abend vor?

Pedro. Ich will ins Theater geh'n.

Antonio. Wahrſcheinlich um das neue Stück zu ſeh'n?

Pedro. So hat man's alſo abgeändert? Da geh' ich nicht hinein.

Antonio. Warum nicht? Wollen Sie dieſe Raritäten nicht anſchauen?

Pedro. Und Sie können mich fragen, warum? Da brauchen Sie ja nur das Verzeichniß der neuen Stücke anzuſeh'n, welche man jedes Jahr gibt, um die Gründe klar vor den Augen zu haben, warum ich dieſen Abend keines ſehen will.

Eleutherion. Oho! da iſt von meinem Stück die Rede.

Antonio. Nun ja, entweder iſt es gut, oder ſchlecht. Iſt es gut, ſo bewundert man es und klatſcht; iſt es ſchlecht, ſo lacht man, die Zeit vergeht, und manchmal . . .

Pedro. Ja manchmal hat es mich im Theater angewandelt, den Hut und den Stock zu nehmen, und den Sitz auch dazu, wenn's möglich geweſen wäre. Mich ärgert, was Ihnen Spaß macht. Ich weiß nicht, wie Sie es treiben können. Sie beſitzen Talent und Kenntniſſe genug, um in Sachen der Literatur keinen Fehlgriff zu thun; und doch ſind Sie der geborne Beſchützer aller Lächerlichkeiten. Wenn ſie eben die Vortrefflichkeit eines verdienſtvollen Werkes geprieſen, ſo können Sie's über's Herz bringen, das abgeſchmackteſte Zeug mit gleichen Worten zu loben, und durch eine Fluth von Ironie den größten Idioten glauben zu machen, daß er ein Wunder von Geſchicklichkeit ſey. Nun ja, Sie werden mir antworten, daß Ihnen das Spaß mache; allein, mein Freund! . . .

Antonio. Ja, das macht mir wirklich Spaß; aber auf der andern Seite, iſt es nicht grauſam, ſo ſchönen Selbſtbetrug in Leuten zu zerſtören, deren einzige Glückſeligkeit in ihrer Unwiſſenheit beſteht? Und wie wollen Sie einen ſolchen überzeugen . . .

Elevtherion. Nein — mit Ihrer Erlaubniß, meine Herren! — das Stück von dieſem Abend iſt recht brav. Sie können es anſeh'n, und es wird Ihnen gewiß wohl gefallen.

Antonio. Iſt das vielleicht der Verfaſſer davon?

Kellner. Ja wohl.

Antonio. Und von wem iſt es? Weiß man das?

Elevtherion. Es iſt von einem Manne von guter Geburt, der ſich viele Mühe gibt, gute Anlagen hat, und erſt die dramatiſche Laufbahn beginnt. Aber es fehlt dem braven Mann an Protektion.

Pedro. Wenn dieß das erſte Stück iſt, das er aufs Theater gibt, ſo kann er ſich noch nicht beklagen. Iſt es gut, ſo muß es gefallen, und eine weiſe Regierung, wie die unſrige iſt, die da weiß, wie großen Einfluß die Fortſchritte der Literatur auf ein Volk haben, wird einen Mann von Talent gewiß nicht ohne Belohnung laſſen, wenn er in einem ſo ſchwierigen Fache etwas leiſtet.

Eleotherion. Das mag wohl ſeyn. Allein das Gewiſſe iſt, daß der Verfaſſer des heutigen Stücks ſich mit fünfzehn Dublonen und dem großen Danke der Schauſpieler begnügen muß, wenn es gefällt.

Antonio. Fünfzehn? — Ich glaubte, man gäbe fünf und zwanzig.

Eleotherion. Nein, Herr! bei dieſer großen Hitze gibt man nicht mehr; wäre es Winter, ja, da . . .

Antonio. Der Tauſend! Alſo, wenn

es zu frieren anfängt, ſind die Komödien beſſer? Das iſt auch bei den Beſugo's *) der Fall.

Eleotherion. Allein ſehen Sie, ſo wenig ſie auch bezahlen, ſo würde ſich's der Autor gefallen laſſen, ihnen für das Geld alle Stücke zu machen, die ſie nöthig haben. Aber da iſt der Neid gar zu groß. Die Einen begünſtigen dieſen, die Andern jenen, und um ſich in der Gunſt der erſten Liebhaber zu erhalten, da gehört Kopfbrechens dazu; und auch dann, lieber Gott! ſo iſt's nun einmal. Da ſind denn ſo Viele, die ſich aufs Schreiben legen, die alle ihre Waare anbringen wollen, und mit ſich handeln laſſen. So iſt eben ein gallizischer Student angekommen, der hat ein paar Schnappſäcke voll Manuſcripte von Komödien, Farçen, Nachſpielen, Trauerſpielen und was

---

*) Eine Fiſchgattung, welche im biscaiſchen Meerbuſen gefangen, und von da nach Madrid gebracht wird. Das Wörterbuch der Akademie gibt den latein. Namen **Sparus** an.

weiß ich, welches Zeugs, mitgebracht, und liegt den Schauſpielern nun in den Ohren, ihm den ganzen Plunder, Stück für Stück zu 300 Realen abzukaufen; da ſehen Sie, wer kann neben einem Menſchen beſtehen, der um ſo geringes Geld arbeitet.

Antonio. Ja freilich, dieſer galliziſche Student wird allen Schauſpieldichtern den Markt verderben.

Elevtherion. Ja wohl verderben; und dann, wie ſind die Lebensmittel ſo theuer!

Antonio. Das iſt wahr.

Elevtherion. Wenn man ſich nur einen ſchlechten Rock machen läßt.

Antonio. Gewiß.

Elevtherion. Und die Hausmiethe.

Antonio. Ja die Hausmiethe; die Vermiether haben kein Erbarmen.

Elevtherion. Und wenn man noch Familie dazu hat.

Antonio. Ja, hat man auch noch Familie, ſo iſt es erſchrecklich.

Elevtherion. Da ſoll einer einem andern die Stange halten, der mit einem Pfund Kaldaunen und einem Brod des Tags auskommen kann.

Antonio Ja, da iſt weiter kein Rath, als den Mann völlig aus dem Sattel zu heben, recht gute Stücke zu ſchreiben, ſie um guten Preis geben, daß ſie aufgeführt werden, dem Publikum den Kopf verrücken, und den galliziſchen Studenten völlig zu Grunde richten. Es iſt gut, daß das Stück, welches heute Abend gegeben wird, vortrefflich iſt, und was mich betrifft, ſo glaube ich . . .

Elevtherion. Haben Sie's geleſen?

Antonio. Nein.

Pedro. Iſt es gedruckt?

Elev. Ja freilich, warum ſollte es nicht gedruckt werden?

Pedro. Aber es wird noch nicht ausgegeben werden?

Elev. Ja doch.

Pedro. Das iſt nicht gut. Wenn es die

Prüfung des Publikums im Theater nicht aushält ſo iſts mir bang darum; zudem beweißt es auch ein unmäßiges Selbſtvertrauen von Seiten eines neuen Autors.

Antonio. Aber Herr, wenn ich Ihnen ſage, daß das Stück vortrefflich iſt . . . wo iſt es zu kaufen?

Eleo. Bei allen Zeitungsverkäufern, in der Buchhandlung des Nerez, des Izquierdo, des Gil, des Zunta, und beim Eingang ins Theater. Auch iſt es in der Weinſchenke in der Pechſtraße, in dem Seifenladen in der Wolfsſtraße, in . . .

Pedro. Wenn werden Sie mit Ihrer Antwort fertig?

Eleo. Der Herr hier hat danach gefragt...

Pedro. Aber ſoviel hat er nicht wiſſen wollen . . . Geduld indeß!

Antonio. Ich muß es nun ſchon kaufen, da hilft nichts.

Kellner. Wenn ich zween Realen hätte, ich möchte es wohl auch haben.

Elev. Sehen Sie hier das Stück.

Antonio. Ah, das iſt es. Und er hat ſeinen Namen drauf geſetzt. Nun, das freut mich; da kann ſich die Nachwelt nicht über den Namen des Autors in die Haare kommen; (er lieſt) von Don Elevtherion Crispin de Andorra ... Es kommen heraus der Kaiſer Leopold, der König von Pohlen, der Seneſchall Friederich, alle in Galla, begleitet von Damen und Magnaten, und von einer Schwadron Huſaren zu Pferde ... Das iſt ein prächtiger Aufzug! Der Kaiſer fängt an:

'S iſt euch, Vaſallen wohl bekannt,
Wie vor zween Monden und 'nem halben
Der Türke hat mit ſeinen Truppen
Wien in Belagerung geſezet,
Und daß, um ihm zu widerſtehen,
Wir unſern Muth vereinigt haben,
Und in verſchiedenen Rencontren
Voll edlen Eifers wir die höchſten
Beweiſe unſrer unbeſiegten
Herzen gegeben ...

welch ein Styl! der Tauſend, der weiß die Feder zu führen!

Wohl hab' ich Kunde, daß der Mangel
Der nöth'gen Lebensmittel ſo groß
War, daß vor Hunger wir beſieget,
Kazen gegeſſen, Kröten auch,
Und andres ſchmuz'ges Ungezieſer.

Dieſes ſchmuzige Ungeziefer, das werden wohl Spinnen, Motten, Fliegen, Mäuſe geweſen ſeyn?

Elevtherion. Ja wohl.

Antonio. Ein ſchöne Suppe für ein Katalonisches Wirthshaus!

Elev. Nun, und ſcheint Ihnen der Eingang nicht gut?

Pedro. Wem? Mir? . . .

Elev. Es freut mich, daß er Ihnen gefällt; aber am Anfang des zweiten Akts, da iſt die ſtärkſte Stelle . . . ſehen Sie einmal . . . ja, ja . . . da muß ſie ſtehen, wo die Dame vor Hunger todt nieder fällt.

Antonio. Todt?

Elev. Ja Herr, mauſetodt.

Ant. Welche komiſche Situation! Und die Ausrufungen, die ſie da macht, wem gelten ſie?

Elev. Dem Vezier, der ſie ſechs Tage ohne Speiſe ließ, weil ſie nicht ſeine Beiſchläferin werden wollte.

Ant. Das arme Kind! Ja, ja, ſo gehts. Der Vezier war wohl ein rechtes Unthier.

Elev. Freilich.

Ant. Ein raſender Menſch, nicht wahr?

Elev. Ja, Herr.

Ant. Geil, wie ein Affe, häßlich von Angeſicht, iſts nicht ſo?

Elev. Ganz, wie Sie ſagen.

Ant. Groß, ſchwarz, ein bischen ſchielend, mit einem mächtigen Schnurrbart.

Elev. Gerade ſo hab' ich mir ihn gedacht.

Ant. Ein ſchreckliches Vieh! Die Dame beißt ſich in die Zunge; eine vortreffliche Situation. Hören Sie nur, Don Pedro.

Pedro. Nein, bei Gott, leſen Sie es nicht.

Elev. Es iſt eine der ſchrecklichſten Stellen in der Komödie.

Pedro. Demungeachtet . . .

Elev. Voll Feuer.

Pedro. Meinetwegen . . .

Elev. Gute Verſifikation.

Pedro. Das iſt all eins.

Elev. Das wird Lärm machen im Theater, wenn es die Dame gehörig forcirt.

Pedro. Aber zum Henker, ich ſagte Ihnen ja . . .

Ant. Nun, ſo müſſen Sie wenigſtens das Ende vom zweiten Akt anhören. (lieſt)

Der Kaiſer. Und während Alles,
was ich fürchte . . .
Vezier. Und während Alles, was
ich hoffe . . .
Seneſchall. Und bis all meine
Feinde . . .
Kaiſer. Ich ſchwörs . . .
Vezier. Mein muß . . .
Seneſchall. Sie müſſen ſterben..

Kaiſer. Haß, ſteh mir bei . . . .
Vezier. Verlaß mich nicht . .
. . . Gleichmuth . . .
Seneſchall. Kühnheit, ſtärk meinen Arm . . .
Alle. Auf daß das Vaterland das kühnſte
Bemühn bewundre, und die größte That.

Pedro. Gehn wir; denn, wer kann ſolchen Unſinn aushalten?

Elev. Unſinn nennen ſie das?

Pedro. Ja, Unſinn.

Elev. Das iſt doch zu ſtark! Nein! Unſinn haben es die Kenner nicht genannt, welche es geleſen. O Unſinn, das thut einem weh. Man ſieht doch täglich nichts anders im Theater, und es gefällt doch, und wird raſend beklatſcht.

Pedro. Und ſolches Zeug wagt man bei einer gebildeten Nation aufs Theater zu bringen?

Elev. Das iſt mir ein Ausdruck! Unſinn!

Pedro. Und das druckt man, auf daß die Fremden ſich über uns luſtig machen können!

Elev. Eine Art von Chor zwiſchen dem Kaiſer, dem Vezier und dem Seneſchall Unſinn nennen! Ich weiß nicht, was dieſe Leute wollen . . . man kann auch heut zu Tage nichts ſchreiben, das nicht vergeifert, bekritzelt wird, auch gar nichts . . . Unſinn! Es iſt Schade . . .

Kellner. Machen Sie ſich nichts draus!

Elev. Ich mache mir auch nichts draus; aber ärgerlich iſts doch, wenn ſo geſprochen wird. Stell dir vor, ob die Entwickelung natürlicher und doch feiner geſchehen könnte. Der Kaiſer iſt voll Furcht wegen einem Papier, das auf dem Boden gefunden werden, ohne Aufſchrift und Unterſchrift, und in welchem die Rede iſt, ihn zu ermorden. Der Vezier iſt voll Wuth, um die Schönheit der Margarethe, Tochter des Grafen von Strambangaum zu genießen, welcher der Verräther . . .

Kellner. Der Tauſend! Auch Verräther ſind drin! O wie gefallen mir die Komödien, wo Verräther drin vorkommen!

Elev. Wie ich ſage, der Vezier iſt vor Liebe raſend; der Seneſchall iſt ein rechtſchaffener Mann, und wenn er verliebt iſt, ſo behält er es für ſich, denn er weiß daß der Graf ihm nach dem Amt ſteht, und ihn beim Kaiſer anzuſchwärzen ſucht; ſo daß alſo, weil dieſe drei Perſonen jede mit ihren eigenen Gedanken beſchäftigt ſind, ſie auch darin reden. Nichts natürlicher als das: (lieſt)

Kaiſer. Und während Alles, was
ich fürchte . . .
Vezier. Und während Alles, was
ich hoffe . . !
Seneſchall. Und bis all meine
Feinde . . .

Ah, Herr Hermogenes. Sie kommen eben recht.

Polizei.

Ich weiß nicht, ob die Gelehrten den Begriff der Polizei genauer, und übereinſtimmender feſtgeſetzt haben, als die Regierungen, welche in dieſes Fach Manches unterzubringen ſuchen, was in andre gehörte. In neueren Zeiten iſt ihm eine Ausdehnung geworden, von welcher man ehemals, bei gleichen Bedürfniſſen, keine Ahnung hatte.

Ich laſſe mich nicht auf die Beſtimmung dieſes Worts ein, ſondern faſſe unter ihm und ſeinem Hauptbegriff, Schaden und Unordnung verhütend, alles zuſammen, was mir außer der höhern Geſetzgebung, dieſen Zweck zu haben ſcheint.

Man wundere ſich daher nicht, wenn ich mit der Inquiſition beginne. Ein Tribunal, das ſich nicht nur zum Richter über Handlungen, ſondern auch über Gedanken und Hofnungen, Glauben und Beſorgniſſe aufgeworfen hat, nimmt überall den erſten Rang. Außerdem hat es ja noch in unſern Tagen Vertheidiger gefunden, und dieß nicht blos aus Liebe zur Paradoxie, welche uns ſchon ſo oft irre zu leiten verſuchte, ſondern vielleicht aus wirklicher Überzeugung von Seiten zweier Spanier *), und aus verächtlicher Schmeichelei gegen die ſpaniſche Regierung von Seiten eines Franzoſen. Herr von Marcillac, deſſen Reiſe durch Spanien erſt vor eini-

---

*) Defensa critica de la inquisicion per Macanez, publ. per Sotomayer, ein ſchon älteres Werk, in verſchiedenen Ausgaben; und: Disc. histor. legale sobre el origen, progresos y utilidad de la inquisicion en Espana. 2te Ausg. 1805.

gen Jahren erſchienen iſt *), gibt ſich die Mühe die Inquiſition zu vertheidigen, und glaubt gewonnenes Spiel zu haben, weil ſie ſeit 1680 kein Autodafé mehr gegeben habe. Außerdem aber, daß dieß grundfalſch, und noch 1780 in Sevilla eine Frau, der Hexerei wegen, von ihr verbrannt worden iſt, iſt dieß überhaupt eine ſchlechte Vertheidigung einer Anſtalt, in deren ganzen Einrichtung die Vorbereitung zu den abſcheulichſten Misbräuchen, und ſelbſt zur Gefährdung der beſtehenden Ordnung liegt. Lezteres, dünkt mich, iſt die Seite, von welcher man die Inquiſition hätte angreifen müſſen, um ſie ſchon früher zu ſtürzen. Man mußte ſie als ein Tribunal betrachten, deſſen Wirkungskreis beinah gränzenlos, deſſen Prozeduren von allem

---

*) Nouveau voyage en Espagne. Paris 1803. Er hat ſich in dieſem Werk nicht genannt aber in einem ſpätern: Aperçus sur la Biscaye, les Asturies et la Galice. Paris 1807. welches dem Friedensfürſten zugeeignet iſt, und ſomit ſeinen Vorläufer erklären kann.

andern Rechtsgang völlig verſchieden, das von der höchſten Autorität des Staats unabhängig, und von einer Menge blinder Werkzeuge bedient iſt, die es zu Allem gebrauchen kann, wohin es ſich wenden will. Man weiß, in welchem Tone die Großinquiſitoren mit mehrern Königen von Spanien geſprochen haben; aber wer die Nachgiebigkeit der Leztern gegen den Prieſterſtolz nur in ihrer Devotion finden wollte, der kennt die Macht und Furchtbarkeit dieſes Tribunals nicht. Haben ſich in neuern Zeiten dergleichen Vorfälle ſeltener gemacht, ſo war dieß die Wirkung des Geiſtes der Zeit überhaupt, aber nicht der Schwächung der Inquiſition *). Sie war noch

---

*) Daß der alte Geiſt noch immer in ihr herrſchte, iſt mir aus mehrern Umſtänden gewiß. Folgender Zug dürfte wohl karakteriſtiſch ſeyn. Ich kann ſeine Wahrheit verbürgen. Bei dem Rückzug des Korps des Marſchalls Moncey von Valencia waren alle Einwohner von Cuenca, nachdem ſie einigemale gegen die Franzoſen geſchoſſen, eilends aus der Stadt ent-

immer mächtig genug, um einen ſchwachen König zittern zu machen, an denen es bekanntlich auf den Thronen der Bourbons nie gefehlt hat. Aber dieſe waren auch ſo lenkſam, daß es wahrer Muthwillen geweſen wäre, ſie in ihrer Ruhe zu ſtören. So ſchloß ſich die Inquiſition vielmehr genau an die Regierung an, und leiſtete ihr diejenigen Dienſte, welche ſie zu einem Plaz

---

flohen. Die Franzoſen fanden keine Seele mehr, und Alles in ſo ſchöner Ordnung, daß man ſah, wie ſie hier vor Eile beinah gar nichts geflüchtet hatten. Der Inquiſitor des Orts hatte unter anderen Geräthſchaften zurückgelaſſen, deren Gebrauch ſich nicht mit allen drei Gelübden vereinigen läßt. Das Merkwürdigſte indeß war das Wappen, womit ſein Kabinet dekorirt war. Auf einem Grund von Schwefel, Blut und Feuer, ſtand ein Kreuz. Neben dieſem war auf der einen Seite ein Dolch, auf der andern ein Oelzweig angebracht. Oben über hingen zwo ſchwarze Kugeln. — Das war das Wappen des Inquiſitors von Cuenca, nicht im 15n Jahrhundert, ſondern im Jahre 1808!

in dem Artikel der Polizei berechtigen, nemlich: Spionendienſte.

Dieß mag wohl früher ſchon der Fall geweſen ſeyn; allein durch die franzöſiſche Revolution erſt, nahm ihr Geſchäftskreis auffallend dieſe Wendung. Der Prieſterſtand ſah nur zu bald, wie gefährlich ihm dieſe neuen Meinungen werden mußten. Er wußte wohl, daß aus demokratiſchen Formen immer wieder monarchiſche aufſteigen, aber daß ſein Stand, einmal in ſeinen Grundveſten zerſtört, ſich nie wieder erheben konnte. Darum ſchloß er ſich an die Sache der Fürſten an, nahm die Inquiſition in Spanien die politiſchen Meinungen in ihren Amtskreis auf, und verbreitete ſie in dieſer Abſicht ihr Spionenſyſtem ſo weit, wie möglich *). Wirk-

---

*) Selbſt in den naturwiſſenſchaftl. Schriften, welche in den Jahren 1789, 1790 und ſpäter herauskamen, fanden ſie die gefährlichen Neuerungen heraus, wie ein ausdrückliches Verbot einiger Bände des phyſik. Journals von Paris beweißt, das 1791 erſchien.

lich ſind auch alle Nachahmungsverſuche der franzöſiſchen Revolution in Spanien durch ſie entdeckt worden, und mußte ihr die Regierung natürlich dafür Dank wiſſen, wenn es gleich die Klugheit erforderte, ihr dieſes Geſchäft nicht länger zu laſſen. Nun weiß man aber, daß der Prieſterſtand ſich nicht leicht, was man ihm einmal zugeſtanden, wieder entreißen läßt, und war überhaupt von der ſpaniſchen Regierung eine ſolche Kraftäußerung nicht zu erwarten. Sie ſah ſich durch die Revolution von Aranjuez dafür beſtraft. Die gefährlichſte Verſchwörung gegen die herrſchende Gewalt wurde von der Inquiſition, welche wohl darum wiſſen mußte, verſchwiegen, und dadurch das klarſte Zeugniß von ihrer Gefährlichkeit gegeben.

So erſtreckte ſich ihr Wirkungskreis alſo in dem Jahrhundert der Aufklärung viel weiter, als in frühern Zeiten, da ſie ihre Macht nur mit weniger Rückhalt benutzte. Und dieſer neue Zweig deſſelben war nicht blos in der Stille ausgebildet worden, ſondern eine, Jedermann bekannte Sache, die man nicht einmal mehr zu verbergen der Mühe werth hielt. Ich finde z.B. in einem königl. Befehl vom 8. Jun. 1802, welcher die alten Verordnungen in Bezug auf die Juden ſchärft, die Stelle: es ſoll kein Jude in das Land kommen, ehe der Inquiſition davon Anzeige gemacht iſt, damit dieſe ſeine Perſon und Handlungen verbergen oder beobachten kann, mit den bishergewohnten Formen und Vorſichtsmaasregeln *). Dieß beweiſt alſo, daß die Inquiſition Spionen aller Art und überall hatte, daß ſie erfahren konnte, was ſie wollte, und daß es nur von dem Prieſter, welcher an ihrer Spitze ſtand, ab-

---

*) Ich muß geſtehn, daß mir der Ausdruck: verbergen oder beobachten (celar o observar), völlig unverſtändlich iſt; denn ſo weit geht doch mein Haß gegen alles Inquiſitionsweſen nicht, daß ich unter dem Verbergen, ein ſtilles Etabliſſement in den Gefängniſſen dieſes Tribunals verſtehen ſollte.

hing, ſeine Macht, ſo weit er wollte, auszudehnen, und wie es ihm gefiel, zu gebrauchen. Indeß iſt es merkwürdig, daß die Inquiſition in einer Zeit, die ſich ſo großer Fortſchritte vor dem 15ten Jahrhundert rühmt, gerade wieder etwa auf denſelben Punkt zurückgekommen iſt, von welchem ſie ausgegangen war. Der Zweck ihrer erſten Einrichtung im Jahr 1474 war, wie ich feſt überzeugt bin, nicht Erhaltung der Religion und ihrer Reinheit, ſondern dieſe nur der Vorwand, den man einer Anſtalt lieh, welche gegen die häufigen, das Land trennenden, Faktionen, an deren Spitze viele Prälaten ſtanden, errichtet worden war. Man wußte, daß der Vorwurf, ein Ketzer zu ſeyn, einem Mann weit mehr ſchadete, als wenn man ihn einen Empörer nannte, verbrannte daher ſo viele Mauren und Juden, als man ihrer nur immer habhaft werden konnte, und hatte dabei den Vortheil, auch andere Männer los zu werden, denen man nicht anders, als durch ein Gewiſſenstribunal, beikommen konnte.

Beſonders durch ſeine Misbräuche ſchließt ſich das Cenſurweſen zunächſt an die Inquiſition an. Sein erſter Aushängeſchild war die Erhaltung der Religion geweſen, wie bei dieſer; ſeine letzten Fortſchritte haben ſich auch gegen die politiſche Meinungen gerichtet. Daß die Cenſur in Spanien außerordentlich ſtrenge war, wußte ich, eh' ich ſelbſt in dieſes Land kam; aber als ich meine Unterſuchungen in Madrid darüber anfing, fand ich doch meine Erwartungen noch weit übertreffen. Ich ſah an allen Kirchthüren große gedruckte Edikte angeklebt, welche jedesmal eine jährige Sichtung der Literatur enthielten die die Inquiſition vorgenommen hatte. Sie theilten die gefährlichen Schriften in folgende drei Klaſſen ab:

1) Bücher, die mit beſonderer Erlaubniß geleſen werden dürfen;
2) die erſt vorher gereinigt werden müſſen; und
3) die ganz und gar verboten ſind.

Unter letztern fand ich dann freilich Schriften, die ich hier nicht geſucht hätte, wie z. B. Pope's und Mably's Werke, Loke, über den menſchlichen Verſtand *), Millots Geſchichte von England, die Briefe der Babet, Cheſterfields Briefe an ſeinen Sohn, und Hugo Blairs Vorleſungen über die Rhetorik.

Meine weitere Unterſuchungen führten mich auf die letzte königliche Verordnung in Bezug auf den Druck von Büchern in dem Land, und die Einfuhr ausländiſcher Schriften. Sie iſt vom 11. April 1805, und ſetzt ein eigenes Tribunal für alle, auf dieſen Gegenſtand ſich beziehenden, Gegenſtände nieder. Das Weſentlichſte davon iſt folgendes:

Der König ernennt unter den Gliedern des

---

*) Die Inquiſition hatte alſo ihre eigene, von dem Cenſurtribunal unabhängige, Cenſur. Denn ich fand dieſes Werk, z. B. als Lehrbuch bei mehreren höhern Erziehungsanſtalten auf Befehl der Regierung feſtgeſetzt. Offenbar ein Widerſpruch, welcher der Nachſicht der letztern nicht zur größten Ehre gereicht.

hohen Raths von Kaſtilien einen Juex de Imprenta (Richter fur das Druckweſen).

Dieſem liefert jeder Schriftſteller, der etwas drucken laſſen will, ſein Manuſkript aus. Dabei zahlt er ihm ſogleich 60 Realen (Vellon) für den Bogen. Eine gleiche Summe entrichtet er ihm, wenn er das Manuſkript mit ſeiner Billigung wieder zurück erhält *). Das Exkluſivprivilegium für den Druck einer Schrift wird von dem hohen Rath ſelbſt ertheilt, und beſonders bezahlt.

Nach Erhaltung des Manuſkripts ernennt der Richter die Cenſoren, welche ihm genau die Gründe angeben müſſen, warum ſie ein Buch billigen, oder verwerfen. Es iſt dem Verfaſſer erlaubt ſich zu vertheidigen, worauf der Richter ſodann, nach Anhörung der Gründe beider

---

*) Ein Buch, das in Spanien gedruckt wurde, koſtete alſo, wenn es zwanzig Bogen ſtark war, nur allein Cenſurgebühren 2400 Realen, etwa 600 Franks. Dieß war wohl das kürzeſte Mittel, das ganze Druckweſen ganz aufzuheben!

Theile, entſcheidet. Wird der Druck unzuläſſig gefunden, ſo erhält der Verfaſſer die Handſchrift nicht wieder zurück, ſondern werden auch noch alle Kopien und Brouillons derſelben in ſeinem Hauſe konfiszirt. Mit dieſen wird ſie im Archive niedergelegt, wo ſich ſeit Jahrhunderten ein anſehnlicher Vorrath ſolcher unterdrückter Zeugen der Wahrheit aufgehäuft hat, deren Publikazion mit der Zeit, unter einer helldenkenden Aufklärung, die ſpaniſche Literatur plötzlich und merkwürdig beleben wird.

Nach dem Druck wird dem Richter zuerſt ein Exemplar mit der gebilligten Handſchrift zur Vergleichung vorgelegt. Gegen Schriftſteller und Drucker ſind die ſchärfſten Strafen beſtimmt, im Fall man etwas ausgelaſſen, zugeſetzt oder verändert fände. Iſt Alles in der Regel, ſo werden vor dem Verkauf neun Exemplare für die königlichen Bibliotheken abgegeben.

Der Richter hat zugleich die Aufſicht über alle, von Außen einkommende, Schriften. Dieſe werden auf der Gränze unter Sequeſter gelegt, und von den Mauthämtern ihr Verzeichniß an ihn eingeſandt, worauf er die Cenſoren ernennt. Nach ihrem Bericht entſcheidet er, ob ſie eingeführt werden können, oder konfiszirt werden müſſen. Einen dritten Fall gibt es nicht. Im erſten Falle zahlt man noch 10 Prozent Auflage, welche auch von den, im Lande ſelbſt gedruckten, Schriften, außer obiger Cenſurabgabe, entrichtet werden.

Zu periodiſchen Schriften ertheilt der König ſelbſt die Erlaubniß, und der Richter ernennt die Cenſoren, deren jeder für ſein Geſchäft jährlich von dem Herausgeber mit 200 Dukaten beſoldet wird.

Unter dieſem Richter ſtehen fünf und zwanzig Unterrichter, die in den verſchiedenen Städten des Königreichs vertheilt ſind, und ſein Amt daſelbſt ausüben. Kupferſtecherarbeiten ſind gleich ſtrengen Cenſurgeſetzen unterworfen.

Man ſieht aus dem Geiſte dieſer Verordnungen, wie man geradezu dem ganzen Druckweſen die allerſchwerſten Feſſeln anzulegen ſuchte, und dieſes unter dem Miniſterium eines Mannes, den man eine Zeit lang den Beförderer der Wiſſenſchaften genannt hat. Zuverläßig hat es noch nie eine Cenſur gegeben, die, bei ihrer Dauer, ſo ſehr, wie dieſe, allen Gebrauch der Preſſe aufheben mußte. Außerdem, daß ſie dem Schriftſteller unzählige Hinderniſſe in den Weg legte, erhöhte ſie die Preiſe der Bücher noch auf eine unglaubliche Weiſe, und verhinderte dadurch, was wahrſcheinlich die Abſicht war, daß gewiſſe Kenntniſſe nie in allgemeinen Umlauf kommen konnten.

Alle dieſe Cenſurgeſetze wurden aufs ſtrengſte beobachtet, was bei den übrigen Polizeiverordnungen gar nicht der Fall war.

Sie hatten, wie ſchon bemerkt, die Folge, daß beinah gar nichts mehr von den Buchhändlern unternommen werden konnte. Die meiſten wichtigere Werke mußten, ſchon vor dem letzten Cenſurreglement, das ich angeführt habe, auf Subſcription gedruckt werden, und da fielen denn alle Arten von Veruntreuungen vor, welche man auch bei uns ſchon ſo oft geſehen hat. Dieſen kam aber eine ſehr weiſe Verordnung vom Jahr 1804 zuvor, die es allen denjenigen, welche ein Werk auf Subſcription drucken laſſen wollten, zur Pflicht machten, erſt dem hohen Rath von Kaſtilien den Proſpectus davon vorzulegen. Dabei mußte er die Zeit der Bekanntmachung beſtimmen, und wurde, im Nichthaltungsfall ſeines Wortes, dazu gezwungen. Da nun die meiſten Zeitſchriften auf dieſe Weiſe unternommen wurden, ſo war doch das Publikum geſichert, daß ſie eine Zeit lang fortgeſetzt werden mußten, welches in den letzten Jahren indeß doch keiner eine lange Dauer zu friſten vermochte, da die Cenſur zu ſtrenge war, und der leſende Theil der Nation das Bedürfniß freierer Mittheilung zu ſtark fühlte.

Man ſtößt in Spanien überall auf eine Menge der vortrefflichſten Geſetze und Einrichtungen, welche aber größtentheils den Fehler haben, nicht beobachtet zu werden. Das Theaterreglement vom 11ten März 1801 iſt in einem ſehr edlen Geiſte verfaßt, und wurde nur nicht in allen ſeinen Theilen ausgeführt. Zufolge demſelben beſteht die Aufſicht über die Theater überall, die Hauptſtadt ausgenommen, wo ſie der Junta general untergeordnet ſind, aus vier Perſonen, dem Corregidor, oder Alcalde major, einem Regidor, einem Deputirten der Gemeinde, und einem gelehrten Cenſor. Wo ein neues Theater errichtet werden ſoll, muß beſondere Erlaubniß dazu von der Regierung eingeholt werden. Dieſen gemäß ſind daher alle herumziehenden Banden, als den guten Sitten ſchädlich, und die dramatiſche Kunſt in Verachtung bringend, völlig verboten. Nur junge Leute von einiger Erziehung, welche wenigſtens leſen und ſchreiben können *), dür-

---

*) Uns Deutſchen ſcheint dieſe Bedingung ſonderbar, und wir können nicht recht begreifen, wie man ein Schauſpieler ſeyn kann, ohne leſen und ſchreiben zu können. Dergleichen gibt es aber noch viele in der Welt, und es wird Manchen unglaublich ſeyn, wenn ich ſie verſichere, daß einer der erſten, gegenwärti-

ſen die theatraliſche Laufbahn erwählen. Sie müſſen ſämmtlich geborne Spanier ſeyn, indem blos Stücke in kaſtilianiſcher, und keiner andern Sprache aufgeführt werden dürfen (die Opern ausgenommen). Auch hat man die Franzoſen in ihrer edlen Belohnungsweiſe der Schauſpieldichter nachgeahmt, und drei Prozent von der Einnahme, wo ein Stück, und wie oft es gegeben wird, für ſeinen Verfaſſer feſtgeſetzt.

Der Begriff der Polizei iſt in Spanien, eben ſo wenig als in andern Staaten, jemals rein

---

gen Schauſpieler des Theater français in Paris — welches bekanntlich von der ganzen franzöſiſchen Nation für die höchſte Schule der dramatiſchen Kunſt und der reinen Sprache angeſehen wird — zwar leſen, aber nicht vier Linien orthographiſch zuſammen ſchreiben kann. Man ſieht aus dieſem, und aus vielen andern Beiſpielen, z. B. des berüchtigten Marſchalls v. Richelieu, daß Cäſars Behauptung: wer nicht leſen, ſchreiben und ſchwimmen könne, tauge nichts, denn doch ſeine Ausnahmen leidet.

beſtimmt worden. Sie greift auch ihrem Weſen nach in ſo viele andere Fächer ein, daß ſie gleichſam nur das Supplement von allen zuſammen iſt, und daß es für eine Regierung zwar nicht ſehr großer Einſicht, aber doch wenigſtens kraftvollen Durchgreifens bedarf, um ihr ihren Wirkungskreis, unabhängig von allen andern Autoritäten, anzuweiſen. Daran hat es in dem letzten Jahrhundert in Spanien nun immer gefehlt, und die, im Jahr 1782, noch von Karln III. angeordnete, Polizeiintendenz fand bei ihrem nothwendigen Eingreifen in andere Departements, und dem langſamen Gang aller Verhandlungen die größten Schwierigkeiten. Karl IV. hob ſie daher 1791 „als den Geſetzen von Spanien zuwider und ſchädlich“ wieder auf, und gab ihre Geſchäfte in die Hände der Alkalden, und die Oberaufſicht über ſie im ganzen Königreich an den Gouverneur des Konſeils zurück. Wie man dabei verfahren iſt, beweißt am beſten folgende Nachricht, welche ein ſpaniſcher Staatsmann von der Einwirkung dieſer Polizei auf den Geiſt der Nation gegeben hat. Es iſt der bekannte Don Gaspar Melchior Jovellanos, den ich ſchon mehreremale zu nennen Gelegenheit hatte, und welcher in den glänzenden Zeiten ſeiner Laufbahn unter Karl IV. von der königlichen Akademie in Madrid zur Abfaſſung einer Denkſchrift über die öffentlichen Vergnügungen in Spanien aufgefordert wurde, die er erſt in ſeinem Exil in Gijon endigte. Aus guten Gründen wurde ſie nicht gedruckt, dafür aber in ſo vielen Abſchriften verbreitet, daß ſie auch in meine Hände gekommen iſt. Die, hierher gehörige, Stelle lautet folgendermaßen:

„Woher kommt es, daß die Maſſe des Volks in Spanien gar keine öffentlichen Vergnügungen hat? wer unſere Provinzen durchreiſt, macht dieſe ſchmerzliche Bemerkung. An den größten Feſttagen, ſieht man, ſtatt des Lärms und Getümmels, die überall der Ausdruck der Volksfreude ſind, in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen nichts, als Trägheit und die finſtre

Ruhe, die den Beobachter in Staunen ſezt, und ſein Mitleiden rege macht. Die wenigen Menſchen, welche man erblickt, ſcheinen durch die Langeweile aus ihren Häuſern verjagt, ſie treten bis an die Schwelle ihrer Wohnung, oder wagen ſich bis zu den Kirchen und auf die Pläze. Eingehüllt in ihre Mäntel, an eine Ecke geſtüzt, auf einer Bank ſizend, oder nachläßig hin und her ſchlendernd, ohne Zweck und Plan, bringen ſie hier ihre Stunden, oder vielmehr ganze Abende, ohne eigentliche Erholung, ohne Fröhlichkeit, ohne irgend eine Art von Vergnügung zu. Zu dieſem Gemälde nehme man noch den widrigen Anblick und die Schmuzigkeit der Dörfer, die nachläſſige Kleidung der Bewohner, ihr finſteres Schweigen, ihre Trägheit und ihre Uneinigkeit, die auf den erſten Blick ins Auge fällt. Wen muß alles dieſes nicht in Erſtaunen ſetzen, wem nicht Seufzer abzwingen? Es iſt hier nicht der Ort, alle Urſachen dieſer Erſcheinung anzuführen, und ich kann mich mit der Angabe begnügen, daß ſie alle in unſrer Geſetzgebung aufzuſuchen ſind *). Ohne mich indeß von meinem Gegenſtand zu entfernen, muß es mir aber doch erlaubt ſeyn, zu bemerken, daß die Haupturſache dieſes Zuſtands in der fehlerhaften Polizei der Dörfer liegt. Viele obrigkeitlichen Perſonen glauben in ihrem blinden Eifer, daß die Vollkommenheit der Munizipalregierung in der Unterjochung des Volks beſtehe. Sie meinen, die Subordination ſey am feſteſten gegründet, wenn die Einwohner beim Namen der Juſtiz erzittern, wenn niemand, ſobald das gefürchtete Inſtitut genannt wird, ſich zu rühren, zu athmen wagt. Nach dieſen Grundſätzen wird daher das geringſte Geräuſch, die unbedeutendſte Bewegung als Aufruhr angeſehn und behandelt. Der kleinſte Streit, die unbedeutendſte Unordnung werden Gegenſtände einer Kriminalprozedur, haben Arretirungen, Verhöre, Einkerkerungen, Entſchädigungen und alle Arten von legalen Bedrückungen zur Folge.

---

*) Von der Geiſtlichkeit, und der Inquiſition wagte Jovellanos freilich nicht zu reden.

Unter ſolcher niederdrückenden Polizei verliert das Volk allen Muth, alle Regſamkeit. Es opfert ſeine Neigungen ſeiner Sicherheit auf, und verzichtet auf jede Vergnügung, weil ſie, wie öffentlich man ſie auch betreiben mag, gefährlich und gehindert iſt. Unthätigkeit und für ſich leben erdrücken die natürliche Neigung für die Freude."

»Dieſes Polizeiſyſtem hat eine Menge Verordnungen veranlaßt, welche nicht nur die bürgerliche Freiheit einſchränken, ſondern auch in andern Rückſichten ſchädlich ſind, und dennoch auf die ſtrengſte Weiſe vollzogen werden. Es gibt Dörfer, wo es nicht erlaubt iſt, Muſik zu machen, und andere, wo Bälle und Hochzeitſchmäuſe verboten ſind. In einigen dürfen ſich die Einwohner nach der Abendglocke nicht mehr auf den Straßen ſehen laſſen, in andern darf man ſich Nachts nicht ohne Licht zeigen, noch in einen Winkel der Straſſe, noch unter die Hausthüre ſtellen. Überall gibt es ſolche Zwangsverordnungen, die jede Volksfreude verhindern."

„Die Wuth zu regieren, und zuweilen vielleicht auch der Geiz der Vorgeſezten hat in die ruhigſten Flecken Polizeigeſetze verbreitet, welche kaum für die Erhaltung der Ordnung in einer großen Hauptſtadt nöthig wären. So darf denn der arme Bauer, wenn er die Erde mit ſeinem Schweiße benezt, und die ganze Woche auf der Erde geſchlafen hat, am Sonnabend nicht einmal in den Straßen ſeines Dorfs ſingen, und ſeinem Mädchen eine Serenade bringen".

„Die Provinz Aſturien, wo ich lebe, und deren Einwohner ſo viel natürlichen Frohſinn, und ſo milde und unſchuldige Sitten haben, iſt von der Strenge dieſer Verordnungen im mindeſten nicht befreit. Vielmehr hat die Unzufriedenheit, welche ſie in derſelben verurſachen, und von denen ich ſo oft Zeuge geweſen bin, mich zu dieſen Betrachtungen veranlaßt. Glücklicher Weiſe ſind indeß ihre Bewohner ſo ſehr zerſtreut, daß die Munizipalpolizei, welche nur für die Städte und die anſehnlichern Dörfer erfunden worden iſt, ſchwer in Ausübung gebracht werden kann. Allein da ſich die Bewohner dieſer zerſtreuten Hütten bei den Romerias (Wallfahrten) vereinigen, ſo werden ſie da von der Polizei erreicht. Man verbietet ihnen die Stöcke, deren ſie ſich nicht zur Vertheidigung, ſondern zur Bequemlichkeit auf dem gebirgigten Boden bedienen. Man verbietet den Männer den Tanz; die Tänze der Weiber müſſen Abends frühe aufhören, und ſelbſt die Sonnabendsfreuden, die einzige Erholungen dieſer guten und arbeitſamen Landleute, müſſen mit dem Schlag der Abendglocke aufhören. Wie können ſie unter ſolchen Bedrückungen ihre alte Frölichkeit behalten? — freilich ſagt man: allein ſie laſſen es ſich gefallen. Ja, aber ungern".

Aus dieſer Schilderung ſieht man, daß die ſpaniſche Regierung längſt ſchon das Volk zu fürchten angefangen hatte. Stat ihm durch eine anſtändige Freiheit Zutrauen einzuflöſſen, zeigte ſie ihm durch ihre Polizei ein Mistrauen, welches am Ende immer entweder alle Bande zwiſchen dem Fürſten und ſeinen Unterthanen auflößt, oder dieſe in einen Zuſtand von Dumpfheit und Gefühlloſigkeit ſtürzt, der auch die übrigen Staatskräfte allmählig lähmt. Erſteres war in Spanien im Entſtehen. Seit dem Anfang dieſes ängſtlichen Syſtems der Regierung brachen nicht nur in der Hauptſtadt, ſondern auch auf verſchiedenen andern Punkten der Monarchie, gefährliche Unruhen aus, die man zwar immer wieder zu unterdrücken glücklich genug geweſen war, ohne darum ihre gewöhnlichen Folgen, zu ähnlichen Verſuchen aufzumuntern, verhindert zu haben. Man muß ſpäter die Nothwendigkeit eines eigenen Polizeidepartements gefühlt, und daſſelbe wieder hergeſtellt haben; denn Ferdinand VII, hob es den 25. März, dem Volk zu gefallen auf, und ſetzte die Sachen auf den älteſten Fuß zurück. Schon aus dieſem Schwanken, zwiſchen dem Bedürfniß einer geregelten Polizei und der Abneigung des Volks auf der einen, ſo wie der Schwierigkeit, welche ihr die Beamten ſelbſt auf der andern Seite entgegenſetzten, geht einer der ſtärkſten Beweiſe für die

Kraftloſigkeit der Regierungen der zween letzten herrſchenden Bourbons hervor.

Ich habe ſchon geſagt, daß ich nicht im Stande bin, die völlige Überſicht des ſpaniſchen Polizeiweſens zu geben, indem mein Aufenthalt in dieſem Lande durch die überraſchenden Ereigniſſe zu ſchnell unterbrochen wurde. Von mediziniſcher Polizei kann ich daher nichts anführen, als einen höchſt merkwürdigen Vorfall, welcher zu einem königl. Beſchluß Veranlaſſung gab, aus dem man übrigens nicht die günſtigſte Vorſtellung von dem Zuſtand der mediziniſchen Polizei in Spanien ziehen dürfte. Freilich ereignete er ſich ſchon im Jahre 1788, in welchem bekanntlich Karl III. geſtorben iſt; allein ſeit dieſem König iſt, außer den Veränderungen im Militairweſen, ſo wenig in Spanien für wahre Aufklärung und Verbeſſerung des Zuſtandes der Nation geſchehen, daß ich jenen Vorfall wohl noch anführen darf

Die Regierung wurde um die Billigung und die Erlaubnis zum Verkauf eines antiveneriſchen

Spezifikums angegangen. Das Protomedikat erhielt den Befehl, ſeine Beſtandtheile und die damit gemachten Kuren zu unterſuchen. Allein der Erfinder wollte erſtere nicht angeben, und letzteres war nicht im Stande, ſie durch chemiſche Zerlegung ſelbſt zu beſtimmen. Statt alſo Jenen geradezu mit ſeiner Bitte abzuweiſen, wurde nicht nur für ihn, ſondern für alle ähnliche, vorkommende Fälle verordnet: daß jeder Erfinder, oder Beſitzer eines ſolchen geheimen Mittels, das von der Regierung erlaubt worden, die Zuſammenſetzung deſſelben in einem verſiegelten Billet bis nach ſeinem Tod im Archiv niederlegen, wo es ſodann eröffnet, und, wenn es ſich als nützlich erprobt, zu allgemeiner Kenntniß gebracht werden ſolle. Bis dahin alſo kann es Jedermann mit demſelben wagen; nur in den Hoſpitälern darf es nicht gebraucht werden, und wird ſomit die ganze Nation jedem Charlatan überlaſſen.

Dieſe Probe von medizinischer Polizei verſpricht eben nicht ſehr viel. Sie iſt auch in andern Punkten, in Bezug auf Freudenmädchen, Ammen, Straßenreinigung u. dgl. völlig mangelhaft. Erſtere ſind ihrem Schickſal völlig überlaſſen, und brauchen nur hübſch vorſichtig zu ſeyn, und ſich einiger Protektion zu verſichern, um nichts von der Polizei fürchten zu dürfen. Ihre Klaſſe iſt daher häufig genug der ſehr zahlreichen der Ammen verwandt, indem in Spanien nur wenige Mütter von einiger Wohlhabenheit ihre Kinder ſelbſt ſäugen. Aber ich habe nie erfahren können, daß ſich die Polizei um dieſen ſehr wichtigen Punkt bekümmerte. Die vielen Ankündigungen, welche dieſe Weiber immer in den öffentlichen Blättern von ſich machten, ließen weder auf eine Vorſorge der Regierung, noch einige Vorſicht der Mütter ſchließen, die ihren Kindern den erſten Dienſt der Natur verſagten. Von dieſem und vielem Andern kann überhaupt in einem Lande keine Frage ſeyn, in deſſen Hauptſtadt, und in deren volkreichſten

Straße man, mitten in den Sommermonaten, ein todtes Maulthier vier und zwanzig Stunden lang liegen läßt, wie ich in Madrid geſehen habe.

Dafür hat Spanien in einem andern Punkte Fortſchritte vor einigen katholiſchen Ländern gemacht, und zwar in der Anlegung von Gottesäckern außer den Ortſchaften. Dieſes Verdienſt gehört noch Karln III. an, von welchem überhaupt das Meiſte ſtammt, was man Nützliches im Geiſte der neuern Zeit in Spanien erblickt. In allen Ländern war das Vorurtheil dieſer Einrichtung entgegen, indem auch der Vernünftigſte gerne neben den Gebeinen ſeines Vaters ruhen mag, und die wiſſende Menge ſich nur mit Mühe dieſes unfruchtbare Recht nehmen läßt *). In Spanien mußte dieſe Neuekung daher den gröſten Widerſtand finden, wenn gleich **Karl III.** durch Breven des Pabſts zur Anlegung von Grabkapellen u. dgl. ſie ſo ſehr, wie möglich, zu erleichtern ſuchte. Der Pa-

---

*) Wie es mit dem Begraben in den Kirchen von Spanien zuging, verräth eine Stelle in dem Hirtenbrief des Biſchofs von Toledo, worin er dem Volk die Nützlichkeit der Gottesäcker anrühmt, und die päbſtl. Breven darüber bekannt macht. Es heißt darin unter

---

andern: „Mit der Zeit werden ſich unſre Nachkommen wundern, wie die Gläubigen es zugeben konnten, daß man, während ſie ſich in den Kirchen befanden, Gräber öffnete, oder daß ſie ſchon geöffnet waren, und das ganze Gebäude ſo von Geſtank durchdrungen war, daß man, um nur Athem holen zu können, alle Thüren öffnen mußte. Aber noch mehr wird man ſich in Zukunft darüber wundern, daß es eine Gräberreinigung gab, und daß man die Ruheſtellen der Todten in den Kirchen von Zeit zu Zeit aufriß, die Knochen, und ſelbſt noch oft das Fleiſch herausnahm, und, wie Miſt, auf Karren fortführte. Das geſchieht heut zu Tag, und iſt Vielen nicht bekannt; von nun an aber u. ſ. w.“

triotiſmus einzelner Bürger that mit für die Sache, die Geiſtlichkeit reichte willig die Hände, aber noch ſind die Gottesäcker nicht in dem ganzen Reiche allgemein, was man wohl blos der Saumſeligkeit der lezten Regierung zuſchreiben darf, die es zwar nicht an Aufmunterungsdekreten, aber an kraftvollen Machtworten mangeln ließ, und noch im Jahr 1800, während das gelbe Fieber in Cadix wüthete, ſah man ſich genöthigt, die Maasregeln gegen ſeine weitere Verbreitung mit dem Befehl zu eröffnen, die Todten außer der Stadt zu begraben.

Für ein, beinah auf allen Seiten vom Meer umgebenes Land wären gute Quarantainanſtalten überhaupt von höchſter Nothwendigkeit. Ich kenne die ſpaniſchen blos aus dem Erfolge, und dieſer ſpricht nicht ſehr vortheilhaft für ſie. Es iſt kein Zweifel, daß das gelbe Fieber in Cadix aus Amerika gekommen iſt. Allein zu gleicher Zeit hatten ſich durch ganz Andaluſien fürchterliche Krankheiten von ganz verſchiedenem Karakter verbreitet, welche ſich ohne allen Zweiſel aus Afrika, wo gerade die Peſt herrſchte, bis dahin verbreitet hatten. Faſt in derſelben Zeit folgte noch das Unglück von Malaga — lauter Umſtände, welche nicht auf eine große Wachſamkeit der ſpaniſchen Quarantainanſtalten ſchließen laſſen, wenn ich gleich feſt überzeugt bin, daß es an guten Einrichtungen auf dem Papier nicht fehlt.

Mehrere Quartiere der Stadt Madrid, oder vielmehr der größte Theil derſelben, ſind von Holz gebaut, und daher Feuersbrünſte eben nicht ſehr ſelten. Ich erkundigte mich daher nach Aſſekuranz- und Löſchanſtalten, und konnte von beiden gar nichts, als eine zum Sprüchwort gewordene Rede: wenn es einmal in Madrid brennt, ſo dauert es vier Tage, erfahren. Damit hätt' ich mich begnügen können; denn ich ſollte ſelbſt Zeuge einer Feuersbrunſt werden. Sie brach Vormittags um 10 Uhr, und an einem Orte aus, dem man auf allen Seiten beikommen konnte. Ich ſah nichts als Eine ganz kleine Sprütze, zu welcher die

Waſſerträger, durch Zwang, das Waſſer in kleinen Fäßchen trugen, und die dennoch von Zeit zu Zeit, aus Mangel daran, ſtille ſtand. Glücklicher Weiſe wehte auch nicht das leiſeſte Lüftchen; aber ich ſah es Nachts um eilf Uhr noch brennen; es brannte bis an den andern Morgen, und würde noch lange fort gebrannt haben, wenn die franzöſiſchen Truppen nicht thätiger geweſen wären, als die Bewohner von Madrid. Von dieſen rührte ſich keiner zur Hülfe. Aber in großer Menge ſahen ſie dem Schauſpiel müßig zu, und erregten den Unwillen derer, welche in andern Ländern die allgemeine thätige Theilnahme bei ſolchem öffentlichen Unglück geſehen hatten. Erſt Abends ſehr ſpät war noch eine andere kleine Sprütze angekommen; von anderem Geräthe zum Einreißen ſah ich gar nichts, und ich bin feſt überzeugt, daß in Konſtantinopel die Feueranſtalten beſſer ſind, als in Madrid.

Verſchiedene Schriftſteller haben von den vortrefflichen Straßen in Spanien geſprochen, und ich ſelbſt habe die von Bayonne bis an die Gränze von Caſtilien dieſes Ruhmes werth gefunden. Ein Gleiches hat man mich von der Straße nach Cadix und noch einigen andern verſichert. Mit alle dem iſt aber nur noch das Allerwenigſte geſchehen. In den ſchlimmern Jahrszeiten iſt die Kommunikation im Innern durch die ſchlechten Wege unendlich erſchwert, und ſelbſt im Sommer durch den völligen Mangel derſelben in vielen Gegenden völlig unmöglich gemacht. Die ſpaniſche Regierung hatte zuverläßig den beſten Willen dazu; aber wenn ſie ſich auch einmal zu Beſchlüſſen und Befehlen ermannte, ſo war die Ausführung doch ſo langſam, daß das Angefangene am Ende, ehe es vollendet war, ſtehen blieb. So erging es mit vielen Straßen, ſo mit dem Kanal von Arragonien, deſſen Ausführbarkeit ſo leicht, und deſſen Nützlichkeit ſo in die Augen ſpringend iſt, daß die Regierung ihn nur einzelnen Unternehmern zu überlaſſen brauchte, um ihn, ohne die geringſte Ausgabe, in Kurzem vollendet zu ſehen. Dies geſchah aber nicht; ihr ſelbſt fehlte es an Geld, und ſo blieb eine Unternehmung, die einen Monarchen oder Miniſter unſterblich machen konnte, auch ſelbſt von dem Ehrgeiz unbenuzt.

In nichts erkennt ſich die Schwachheit der ſpaniſchen Polizei und ihrer Regierung auffallender, als in den vielen Räuberbanden, die die öffentliche Sicherheit gefährden. Freilich gibt es ſchwerlich ein Land, welches beſſer für dieſelben gelegen wäre. Außer den vielen Häfen, welche Flucht und Ankunft begünſtigen, dieſen und den Zöllen im Innern und auf den Gränzen, die zur Contrebande einladen, iſt das Land von vielen Gebirgen durchſchnitten, deren wilder Karakter Jedermann, nur nicht die Verbrecher, zurückſchreckt. Wo daher einſt der edle Sertorius den Römern den unvertilgbaren kleinen Krieg machte, hauſen nun Contrebandiers, oder Räuber, oder ſie vereinigen vielmehr beide ſo verwandten Gewerbe, in welchen keine andere Verſchiedenheit iſt, als daß in dem einen der Staat und in dem andern der Einzelne beraubt wird. Mag Herr von Marcillac, in ſeiner Hofgunſtsverblendung, von der Schönheit der ſpaniſchen Straßen ſagen, was er will, es gibt Gegenden in Spanien, die ſeit Jahrhunderten völlig unſicher ſind, wo ſich alles Geſindel vereinigt, und es der Regierung, wohl durch ihre Schuld, nie gelungen iſt, die Ordnung herzuſtellen. Er führt ſelbſt das auffallendſte Beiſpiel gegen ſich an; aber freilich nicht in dem Kapitel von den Straßen, ſondern vom Nationalkarakter, wo es ihm zu einer Deklamation Veranlaſſung gibt, mit der die Spanier ſelbſt gewiß nicht zufrieden ſind. Zur Zeit des lezten Kriegs mit Frankreich zeigte die ganze Nation große Bereitwilligkeit, den König in ſeinem Kampfe zu unterſtüzen. Der faſt allgemeine Enthuſiasmus ergriff ſogar die Räuberhorden der Sierra Morena, einer der wildeſten Gebirgsgegenden des ſüdlichen Spaniens, die durch Don Quixote's Zerknirſchung bekannt iſt. Ihr Anführer Ubeda wandte ſich ſchriftlich an den General, Don Ventura.

Caro, dem er einſt das Leben geſchenkt, nachdem er ihn ausgeplündert hatte, und bot ihm an, unter ſicherem Geleit mit ſeiner Bande zu erſcheinen, und den Feldzug mitzumachen. Caro gab dem König hievon Nachricht, der dem Räuberhauptmann ſogleich den Obriſtlieutenantstitel ertheilte, unter welchem er auch mit ſeinen Leuten die ausgezeichnetſten Dienſte leiſtete. Nach dem Frieden kehrte er mit dieſen in ſeine Berge zurück, und ſetzte das alte Handwerk wieder fort.

Dieſe Anekdote iſt der verſchiedenſten Anſichten fähig. Sie zeugt rühmlich für den ſpaniſchen Nationalgeiſt, und für die Gewiſſenhaftigkeit der Regierung, die ſich ſelbſt, Räubern und Aufrührern Wort zu halten, für verpflichtet hielt. Man kann ſie ſogar edel und groß, aber Niemand wird ſie politiſch nennen. Meiner Anſicht nach durfte ſie den Dienſt Ubeda's nicht anders, als gegen das Verſprechen, ſein altes Handwerk völlig fahren zu laſſen, annehmen, und ſich auf keinen Fall die Kapitulation von ihm vorſchreiben laſſen. Dadurch wird der Geiſt der Unordnung immer kühner, und wird zuweilen aus dem Räuberhauptmann ein Rebellenanführer, der die Ruhe ganzer Provinzen ſtört. Wollte die Regierung einmal bei ihrem Zollſyſtem verharren, ſo mußten die Contrebandiſten mit aller Strenge beſtraft werden, beſonders da man wußte, wie groß ihre Anzahl, und wie gefährlich ihre Grundſätze waren. Was war auch dieſe Handvoll tollkühner Menſchen für ein großer Beitrag zur ſpaniſchen Macht? Lohnte es ſich, für ſie der Mühe, ein ſo gefährliches Beiſpiel zu geben? Hatte man nicht ſchon Befehle genug zu ihrer Ausrottung gegeben, und durfte der Staat mit Unterthanen unterhandeln, die er ſo oft für vogelfrei erklärt hatte? Und ſchlug man nicht zu gleicher Zeit das Anerbieten des Ordens-Generals, Peters Joachim Company aus, mit vierzig tauſend Mönchen ins Feld zu ziehen? — Indeß beweißt Alles dieſes nur, worauf es hier ankommt, daß die Straßen in Spanien unſicherer waren, als in den meiſten andern Staaten von Europa.

Es iſt lächerlich, einen Staat gegen Vorwürfe vertheidigen zu wollen, die durch eine Menge öffentlicher Akten ſelbſt beſtätigt werden. Aber in dieſen tritt die ſpaniſche Regierung offenbar nicht zu ihrer Ehre auf. Gegen Räuberbanden ſind Hirtenbriefe ein ſehr ſchädliches Mittel, und doch habe ich einen vor mir liegen, den der Erzbiſchof von Toledo vor einigen Jahren auf Befehl der Regierung gegen ſie erlaſſen hat. Die ſpaniſche Religioſität bedurfte auch bei dieſem Gewerbe einer Beruhigung ihres Gewiſſens, und fand für Geld Prieſter genug, welche eine Art von Syſtem bildeten, mit welchem die Verbrecher auszureichen glaubten. Es entſtand, ſo zu ſagen, eine eigene Sekte, und Schismatiker in dem Herzen der Monarchie zu haben, das war für die ſpaniſche Regierung freilich ſchlimmer, als alle Räuberbanden. Dieſe waren noch beides zugleich, und da man ihrer Körper mit Gewalt habhaft zu werden nicht vermochte, ſo ſuchte man wenigſtens ihre Seelen zu retten. Das war der von Lorenzana's Hirtenbrief. Der gute Prälat zählt darin nicht weniger, als 18 irrige Grundſätze auf, von denen ich einige zur Probe herſagen will.

I. Weder der Pabſt, noch ein Biſchof, noch ſonſt ein Menſch hat einen Schatten von Recht über einen andern Chriſten, wenn es nicht mit deſſen Einwilligung iſt; was anders geſchieht, geſchieht mit tyranniſchem Geiſt.

II. Fürſten, Souveraine und gute Republiken haben keine Gewalt, bürgerliche Geſetze zu geben, durch die ihre Unterthanen oder Bürger in Gewiſſensſachen beſchränkt werden; hierzu iſt der leztern Einwilligung abſolut nothwendig.

IV. Die Ein- und Ausführer fremder Waaren, (Contrebandiſten), welche entweder ganz verboten ſind, oder deren Abgaben ſie umgehen, ſind blos ſtraffällig, wenn ſie der Gerechtigkeit in die Hände fallen. Sie haben aber keine theologiſche Verſchuldung, und ſind von Seiten des Gewiſſens nicht zur Zurückgabe verpflichtet.

VI. Die Schleichhändler ſind nicht gehalten, auf der Gränze und vor den Mauthämtern die verbotenen Waaren anzugeben, welche ſie einführen, indem niemand verbunden iſt, ſich ſelbſt anzuklagen.

VIII. Die Mauthbeamten u. dergl., welche die Einfuhr verbotener Artikel zulaſſen, ſind durch ihr Gewiſſen nicht verpflichtet, ſolches zu denonciren, wenn es der Contrebandiſte nicht ſelbſt thut.

XIV. Diejenigen, welche lehren, beweiſen und predigen, daß der Schleichhandel erlaubt ſey, ſind, nach aller Einſtimmung der Theologen, Kanoniſten und Rechtslehrern, zu keinem Erſatz verbunden, und begehen keine theologiſche Schuld, ſobald die Contrebandiſten nicht geradezu auf ihren Befehl handeln.

XVI. Die Geiſtlichkeit iſt, wegen ihrer Immunität überhaupt, von allen Ein- und Ausfuhrgeſezzen frei.

XVIII. Geldgeſetze können nur äuſſere Strafen unterwerfen, und geben keine Schuld vor dem Richterſtuhl des Gewiſſens.

Man ſieht hieraus, wie weit dieſe ſehr zahlreiche Menſchenklaſſe gegangen war, und wie ſie ſelbſt Prieſter gefunden hatte, die ihren Gliedern auf dieſe Grundſätze hin die Abſolution ertheilten. Ob der Hirtenbrief des Erzbiſchofs viel geholfen hat, weiß ich nicht. An Autoritäten aus der Schrift und den Kirchenvätern läßt er es wenigſtens nicht fehlen; aber in ſolchen Fällen wirkt die bewaffnete Autorität am beſten, und ich kann nicht begreifen, wie man in einem Lande, wo ſo oft für bloße Glaubensſachen gemordet wurde, nicht einen Kreuzzug gegen dieſe ſchismatiſchen Räuberhorden gepredigt hat.

Schon ſeit Jahrhunderten beſtehen ſie zum Schaden Spaniens, und keine Regierung hat noch wirkſame Maaßregeln gegen ſie ergriffen. Sie vermehren ſich täglich durch die meiſten Deſerteurs, die Verbrecher, welche unter ihnen Aſyl ſuchen, und die Menge von Landſtreichern aller Art, mit denen die Provinzen angefüllt ſind Unter dieſen befinden ſich beſonders viele

Zigeuner, gegen welche man zu verſchiedenen Zeiten Anſtalten getroffen hat. Die lezten gingen darauf hinaus, ſie zu civiliſiren und zu einem beſtimmten Wohnort und Gewerbe anzuhalten. Dem zufolge erklärte man ſie ſammt und ſonders für unächte Zigeuner, befahl dieſen Namen (Gitanos) auf ewig aus allen öffentlichen Akten auszulöſchen, denen, die ihn bisher getragen, gleiche Bürgerrechte einzuräumen, und ſezte ihnen einen beſtimmten Termin, innerhalb deſſen ſie die herumziehende Lebensweiſe verlaſſen haben mußten, oder der Strenge der Geſetze Preis gegeben waren. Allein Jedermann weiß, wie ſchwer ſich dergleichen Kinder der Freiheit, Sorgloſigkeit und des Müßiggangs zu einer Änderung ihrer Lebensart entſchließen, und daß man durch Edikte wenig mit ihnen ausrichtet. Dieſes hatte daher keinen beſſern Erfolg, und man wird wohl nie ſeinen Zweck mit dieſer Menſchenklaſſe erreichen, wenn man die brauchbaren Männer nicht geradezu unter das Militair nimmt, die Unbrauchbaren und die Weiber in die Arbeitshäuſer ſteckt, und die Kinder auf Koſten des Staats erziehen läßt.

Der Graf von Campománes, einer der einſichtsvollſten ſpaniſchen Patrioten, deſſen Tod noch lange nicht verſchmerzt iſt, ſchlägt die Anzahl der Landſtreicher in Spanien auf 140,000 *)

---

*) Der Spanier Ortiz hat dieſer ſehr zahlreichen Klaſſe ſeiner Landsleute ſogar die Ehre angethan, ſie mit den Waffen des Witzes anzugreifen. Der Gedanke war nicht unglücklich, indem dieſe Menſchen in der Devotion des Volks noch eine zu mächtige Stütze haben. Seine Eintheilung derſelben gibt übrigens zugleich einen Begriff von dem Reichthum der ſpaniſchen Sprache, indem er beinahe vierzig Claſſifikationen mit eigenen Namen aufführt. Ich will ſie der Merkwürdigkeit wegen beiſetzen. Biantes, Felſos, Afrayles, Abordones, Acaptivos, Afarſantes, Acapones, Lagrimantes, Insensatos, Acayentes, Cambaldos, Mutuantes, Atemblantes, Admirantes, Acconios, Atarantados, Galloferos, Cruxientes, Clerizontes, Rebaptizados, Falpa-

und die der wahrhaft Armen und Hülfsbedürftigen auf 30,000 an. Er berechnet, daß jeder dieſer Menſchen dem Staate täglich vier Realen koſtet, und bringt ſo mit dem jährlichen Verluſt Spaniens durch dieſe Klaſſe ſeiner Bewohner beinah auf 300 Millionen Realen, ohne eine gleiche Summe zu rechnen, die ſie dem Staat nützen könnten. Eine ſolche Berechnung dürfte eine Regierung wohl aufmerkſam machen, und Campománes hat es nicht an Vorſchlägen fehlen laſſen, dem Übel abzuhelfen. Es iſt ſchon ſehr alt, und die neuern Zeiten werden wirklich durch die alten beſchämt, wenn man die frühern Bemühungen gegen dieſe unnütze Menſchenklaſſe durchgeht. Seit Karln III. iſt beinahe gar

---

dores, Harineros, Lampareros, Reliquieros, Paulianos, Proto-Biantes, Galliceantes, Lavanderos, Croceantes, Campadreros, Familiosos, Vagonzantes, Morganeros, Testadores, Posesos, Abrasados, Temblones, Hormigotes, Ensalmadores, oder Nomineros, Claveros.

nichts Nachdrückliches gegen ſie geſchehen, und es wimmelt daher in allen Theilen des Königreichs, und ſelbſt an der Pforte des königlichen Pallaſts in Madrid, von Bettlern. Und doch brauchte man nur die alten Geſetze wieder zu erneuern, welche äußerſt ſtrenge gegen ſie waren. Beinah kein Corte wurde gehalten, auf welchem dieſer Punkt nicht zur Sprache gekommen, und mehr oder minder wirkſamere Maaßregeln ergriffen worden wären. Schon 1351 gab König Pedro ein Geſetz, dem zufolge die Ortſchaften gezwungen wurden, den Bettlern Arbeit zu reichen, und die Widerſpenſtigen öffentlich zu ſtäupen. 1387 wurde Jedem die Erlaubniß gegeben, die Landſtreicher geradezu ohne Lohn einen Monat lang zur Arbeit wegzunehmen. „Großer „Schaden, heißt es in dieſer Verordnung, geſchieht in unſern Reichen dadurch, daß wir ſo „viele Bettler und Landſtreicher dulden, welche „arbeiten und von ihrem eigenen Verdienſt leben „könnten, ſo aber leben ſie vom Schweiß Anderer, ohne zu arbeiten und etwas zu verdienen,

„Ja ſie geben Andern ein ſchlimmes Beiſpiel, „welche ſie im Müßiggang leben ſehen, und, „von ihrer Behaglichkeit angelockt, ſich zu ihnen „ſchlagen. Daher fehlen denn die Arbeiter, „und bleiben die Ländereien ohne Anbau liegen ....“ Wirklich ſchien man in jenen Zeiten das Bedürfniß einer kraftvollen Reform ſehr drückend gefühlt zu haben. Einzelne Städte ſchritten ſelbſt zu grauſamen Maasregeln, wie eine Munizipalverfügung von Toledo, im Jahr 1400, ihnen die Ohren abzuſchneiden, und ſie mit dem Tode zu beſtrafen befahl. Auf allen Cortes, welche Karl V. gehalten hat, iſt von den Bettlern die Rede, und im Jahr 1555 wurde ſogar in allen Ortſchaften ein Padro de Pobres (Armenvater) verordnet, deſſen Hauptpflicht ſeyn ſollte, allen müßigen Armen Beſchäftigung zu verſchaffen. Die verſchiedenen Beſchlüſſe des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts beweiſen einſtimmig, daß die Bettler damals ſchon Kinder ſtahlen, ſie verſtümmelten, um Mitleid durch ſie zu erregen *), und daß überhaupt die größte Sittenverderbenheit und Ruchloſigkeit unter ihnen herrſchte. Alles das iſt noch heut zu Tage der Fall. Ihre Anzahl hat eher zu- als abgenommen; es ergingen hier und da Verordnungen, aber die Saumſeligkeit in ihrer Ausführung und der Mangel an durchgreifenden Maasregeln ſcheint alle Abſichten der Regierung ſelbſt vereitelt zu haben. So lange der Staat einen anſehnlichen Theil ſeiner Reichthümer nur zum Gebrauch von Müßiggängern verſchwenden läßt, kann es an dieſen nicht fehlen; denn was die Privatwohlthätigkeit nicht verdirbt, das verſchlimmern die pia corpora, deren Verwaltung größtentheils in ſchlechten Händen iſt, deren Einkünfte zur Hälfte von dieſen zu ihrem eigenen

---

*) Ich bin feſt überzeugt, daß dieſe Verſtümmelungen noch heut zu Tage ſehr häufig geſchehen. Nirgends hab' ich, in Spanien, unter den Bettlern ſo viele Krüppel gefunden, deren Mißgeſtaltung ich mir nicht anders, als damit, erklären konnte.

Vortheil, zur Hälfte zur Nährung des Müßiggangs und der heuchleriſchen Lüderlichkeit anvertraut werden. Nirgends ſind dieſe unverſtändigen frommen Anſtalten reicher, als in Spanien, und wenn die Corpora pia von Sevilla gleich nicht mehr jährliche 7 Millionen Realen Einkünfte haben, wie im 17ten Jahrhundert, ſo haben ſie doch immer noch viel zu viel. Im Jahr 1775 wußte man z. B., daß die Brüderſchaften in Madrid, Salamanca, Granada, Jaen und dem größten Theil von Galizien jedes Jahr gegen 12 Millionen Realen auf ſolch unnütze Weiſe vergeudeten. Umſonſt. Man wagte es nicht, an dieſe ſchädlichen Schätze zu rühren, deren jährlichen Einkünfte allein zur Gründung von ſo viel Arbeits- und Zuchthäuſern hinreichten, als der Staat deren bedurfte. Wenn man verſchiedene Male befahl, die Landſtreicher zum Kriegsdienſte wegzunehmen, ſo gewann man einige Regimenter ſchlechter Soldaten, und nichts weiter. Das Übel blieb daſſelbe; es blieb immer noch eine große Menge

Elender, in jedem Sinne, übrig, welche ſtark genug waren, oft ſelbſt die Ruhe des Staats zu ſtören.

Aber gerade dieß iſt der Punkt, in welchem eine gute Polizei am meiſten zu wirken ſucht, und worin ſich eine weiſe Regierung am allerbeſten erkennt. In jedem Staat darf man die Armenanſtalten als den Maaßſtab ſeiner Würdigung annehmen, und wer ſich durch andre, vielleicht in die Augen fallendere, Einrichtungen blenden läßt, der hat es in ſtaatswirthſchaftlichen Unterſuchungen noch nicht weit gebracht. Ich kenne einen großen und mächtigen Staat. Er iſt reich an vortrefflichen Anſtalten aller Art. Seine Regierung unternimmt die kühnſten Werke zur Beförderung des Handels und der Induſtrie — aber der Arme iſt ſich ſelbſt überlaſſen, der Müßiggang kann ſich dem Bettel ergeben, und nur die geringe Privatwohlthätigkeit hindert vielleicht die Ausdehnung eines Übels, welches von den gefährlichſten Folgen iſt *).

---

*) Geſchrieben im Jahr 1808.

Ich habe es mehreremale wiederholt: wenn man die ſpaniſche Geſetzgebung durchläuft, ſo ſtößt man auf Geſetze aller Art, und von der vorzüglichſten Brauchbarkeit. So bin ich durch manche Polizeiverordnungen überraſcht worden, deren Ausübung ich aber nirgends erblicken kennte. Ich begegnete z. B. Befehlen gegen das ſchnelle Fahren durch die Ortſchaften, und dennoch würde ſich jeder ſpaniſche Landkutſcher ſchämen, nicht in vollem Gallop durch ſie hindurch zu jagen *); Verordnungen zur genauen

---

*) Ueber die Befolgung dieſes Befehls wachte die Polizei, wie natürlich, einige Zeit, beſonders da der Angeber ſeinen Theil an der Geldſtrafe hatte, welche auf die Uebertretung deſſelben geſetzt war. Darüber erzählte man mir folgende lächerliche Anekdote. Ein Polizeidiener ſah einen Fuhrmann, der eben ſein Pferd aus der Schwemme brachte, und, war es Bosheit oder Irrthum, nahm es für heftig ſchwitzend. Du biſt ſtark geritten, und in der Strafe, hielt er den Fuhrmann an. — Wie? Ich komme mit meinem Pferde aus

Unterſuchung der Fremden, und doch fand ich bei meiner Ankunft in Madrid in einer der allergefährlichſten Perioden innerer Gährung nicht mehr Aufmerkſamkeit auf mich von Seiten der Polizei, als man in jedem kleinen Landſtädtchen eines wohlgeordneten Staats in Zeiten des tiefſten Friedens, anwenden würde; ja man klagte mir überall, in dem offenen, baumloſen, beinahe ebenen Caſtilien, und an den Thoren der Hauptſtadt ſelbſt, über die Menge von Wölfen und Füchſen; aber auch dafür fand ich Verordnungen zu Treibjagen, welche von Zeit zu Zeit gegen dieſe ſchädlichen Thiere angeſtellt werden ſollten, und als ich dieſen Treibjagen ſelbſt nachforſchte, erfuhr ich dann, nicht nur aus mündlichen Mittheilungen, ſondern aus

---

der Schwemme. — Lügen! du bezahlſt ſo und ſo viel Strafe — Ich will die Strafe bezahlen, aber ich zahle euch 1000 Piaſter, wenn ihr mein Pferd nur in den Trott bringen könnt. Seit fünfzehn Jahren iſt mir das nie gelungen.

gedruckten, dem Monarchen ſelbſt zugeeigneten, Werken *), daß jedes ſolches Treibjagen über 40,000 Realen koſtet, gewöhnlich eine Menge Unordnungen dabei vorfallen, und häufig auch nicht Ein Wolf erlegt wird, unerachtet dieſe eine der Hauptplagen für die andaluſiſche Pferdezucht ſind.

Ich fühle ſelbſt die Unvollſtändigkeit dieſes Artikels ſehr wohl. Allein die Umſtände waren meinen Unterſuchungen nicht günſtig. Ich mußte mich begnügen, den Zuſtand des Polizeiweſens in Spanien nur in ſeinen Hauptzügen kennen gelernt zu haben — und von dieſen fehlt wenigſtens keiner in vorliegender Darſtellung.

---

*) Und zwar aus des Don Pedro Pablo de Pomar beiden Werken über die ſpaniſche Pferdezucht, welche das Reſultat ſeiner, auf Befehl der Regierung angeſtellten Unterſuchungen ſind.

Spaniens Bevölkerung beim Ausbruch des Inſurrektions-Kriegs.

Die Geſchichte der Bevölkerung eines Landes iſt zugleich die Geſchichte ſeines Glücks und Unglücks, und ſollte in einer Darſtellung der letzten ja nicht vergeſſen werden. In dieſem Zweige fühlt ſich alles, was Bedeutendes im Staate vorgeht, am ſchnellſten und zuverläſſigſten nach. Gehen wir ihn in Spanien mit der gehörigen Aufmerkſamkeit durch, ſo werden wir auf manche wichtige und belehrende Reſultate ſtoßen

Es iſt offenbar übertrieben, wenn der ſpaniſche Schriftſteller, Oſorio y Redin, die frühſte

Bevölkerung ſeines Vaterlandes — zur Zeit, da Sagunt und Numanz noch blühten — zu 78 Millionen Menſchen annimmt. Seine Hypotheſe gründet ſich auf einen Calcul, gegen welchen ſich nichts einwenden läßt, als daß die Baſen deſſelben noch nicht feſt genug beſtimmt ſind. Zuverläßig iſt indeß, daß die Bevölkerung Spaniens in genannter Zeit eine außerordentliche Höhe erreicht hatte, wovon der Umfang einzelner Städte (wie Tarragona's z. B. welches dazumal 2,500,000 Einwohner hatte, und Merida's, in Extremadura, das aus eigenen Mitteln eine Garniſon von 90,000 Mann unterhielt.), und eine Äußerung von Cicero klares Zeugniß ablegen können *). Ob ſie viel höher ſtand, als in der ſo ſehr gerühmten Regierungsperiode Ferdinands V. und Iſabellens, läßt ſich um ſo weniger angeben, da die Zahl von zwanzig

---

*) Nec numero Hispanos, nec robore Gallos, nec artibus Graecos superavimus.

Cic. Orat. de Har. rest.

Millionen, die für den Umfang der Bevölkerung dieſer Zeit angenommen wird, offenbar übertrieben iſt. Alle Angaben aus der Epoche, da die ſämmtlichen ſpaniſchen Kronen noch nicht auf einem Haupte vereinigt waren, ſind völlig unſicher, weil die Schickſale der einzelnen Provinzen, und ſomit auch der Umfang ihrer Bevölkerung ungleich war. Wer wird ſich z. B. getrauen, die ſchönen mauriſchen Zeiten des Südens von Spanien zum Maasſtab ſeines ganzen Zuſtands bis an die Pyrenäen und den Gaskogniſchen Meerbuſen hinauf zu machen? Aber gerne mag ſich jeder ein Bild der ſchönen Periode zeichnen, welche nur noch in Romanzen lebt, und jeder Zug, um es auszumahlen, iſt ihm willkommen. So kann er ſich denn auch, als hierher gehörig, wiederholen, wie Grenada einſt 300,000 (heut zu Tage 66,661), Cordova 200,000 (h. 35,000), Baeza 150,000 (h. 15,000), Sevilla 300,000 (h. 96,000) Einwohner genährt, und an den Ufern des Guadalquivir 12,000 Ortſchaften gelegen haben, ſtatt daß ganz Andaluſien in unſern Tagen deren nicht weiter, als 809 zählt, und mag er recht wehmüthig darüber werden, daß, wenn der Fanatismus die ſchönen Blüthen des Geiſtes und der Humanität *) nicht verſchonen wollte, auch die

---

*) Nichts ſpricht uns ſo gefällig an, als die mauriſche Galanterie, von denen die Romances moriscos der Spanier ſo manchen ſchönen Zug aufbewahrt haben. Einen der ſchönſten will ich hier beiſetzen, der auch in Spanien nur wenig bekannt iſt. Alphons VIII. belagerte die Stadt Oreja. Die Mauren waren nicht im Stande, ihn zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen, und machten daher eine Diverſion auf Toledo, wo ſich Alphonſos Gattin, Berengaria, befand. Schon ſtanden ſie vor ihrem Pallaſte, da trat ſie ans Fenſter und rief ihnen zu: „Weiber zu belagern iſt alſo die gefürchtete mohamedaniſche Tapferkeit? Sucht ihr aber Ruhm, ſo könnt ihr ihn unter den Mauern von Oreja finden, wo Euch Feinde ſtehn, welchen ihr auch mit Ehre unterliegen dürft.“ Die Rede wirkte. Der Anführer gab das Zeichen zum

Politik ſich nicht durch den Gedanken, die reichſten Provinzen des Staats zu Grunde zu richten, zurück halten ließ.

Wie ſchnell wirkend das Unglück eines Staats iſt, geht mit furchtbarer Wahrheit aus der Geſchichte der Bevölkerung Spaniens hervor. Man nehme nur einmal folgende Angaben aus verſchiedenen Zeiten, und urtheile dann ſelbſt.

1688 hatte Spanien 12,000,000 Einwohner.
1700 . . 8,000,000 —
1714 . . 6,000,000 —

Über dieſe Angabe, welche manchem unverhältnißmäßig erſcheinen mag, ob ſie gleich von allen Schriftſtellern ohne Bedenken angenommen iſt, bemerke ich, daß der Stand der Bevölkerung von 1688 höchſt wahrſcheinlich übertrieben iſt, und das Übel bereits viel früher angefangen hat. Antolin de la Serna kalkulirte ſie im Jahr 1619 zu 6,000,000, Mencada zu 5,000,000

Rückzug; die Armee zog jubelnd an ihr vorüber, und entfernte ſich.

und der Kardinal Zapata ſogar nur zu 3,000,000. Wie wenig dieſe Berechnungen immer richtig ſeyn mögen, ſo beweiſen ſie wenigſtens die Grundloſigkeit der gewöhnlichen Meinung, wobei ſich denn auch die übertriebene Idee von der Bevölkerung unter Ferdinand und Iſabellen, die zu 20,000,000 angegeben wird, herabſtimmen läßt. Aber wie ſchrecklich ſchnell ſank ſie von 1700 – 1714, alſo während der innern Unruhen, welche die Thronbeſteigung Philipps V. verurſachte! Hieran iſt wirklich nicht zu zweifeln. Die Geſchichte des Landes gibt die Aufſchlüſſe, und ſelbſt die vielen Proſcriptionen, wodurch die Beſitznahme der Bourbons von Spanien erkauft werden mußte, erklären einen Theil dieſes ſchnellen Herabſinkens.

Die übertriebenen Angaben von dem blühenden Zuſtand ihres Landes in frühern Zeiten, wodurch die Spanier ſich über die Gegenwart zu tröſten ſuchten, haben ſich in's Ausland verbreitet, und wurden da auf Treu und Glauben angenommen. Man gab ſich ſodann viele Mühe den Veranlaſſungen des ſchnellen Sinkens nachzuforſchen, und glaubte ſie am zuverläſſigſten in dem modernen Kolonialſyſtem zu finden, womit die Spanier die Entdeckung eines neuen Welttheils eröffnet haben. Auch in Spanien hat man das lange geglaubt, iſt aber in neuern Zeiten gerechter geworden, weil man gefunden, daß gerade diejenigen Provinzen des Königreichs aus welchen die meiſten Auswanderungen nach der andern Halbkugel geſchehen, wie Galizien, Biskaya und Navarra, die bevölkertſten ſind. Man frage alſo nicht die glücklichen Ereigniſſe in der Geſchichte dieſer Nation, — denn für ein glückliches Ereigniß kann die Entdeckung von Amerika an ſich dennoch gelten, — ſondern ihr Unglück, um ſich die Abnahme der Bevölkerung zu erklären. Da wird man denn eine lange Reihe von Peſtjahren, viele Kriege und eine Menge Fehler der Regierung finden, aus denen ſich alles erklären läßt *). Am ſtärkſten waren indeß die großen

---

*) In multitudine populi dignitas regis; et

Schläge, durch die der Fanatiſmus, um den Himmel zu füllen, die Erde zu entvölkern ſuchte. Die Vertreibung von 2,000,000 Mauren und 800,000 Juden hat dem Lande eine ſchmerzliche Wunde geſchlagen, und nach mehreren Jahrhunderten haben die ſüdlichen und fruchtbarſten Provinzen, die am härteſten getroffen wurden, ſie noch nicht geheilt, wie Jeder aus den unten ſtehenden Bevölkerungsliſten erſehen mag. Auch fühlte man das ſo ſchnell, daß Philipp III., welcher die letzten Mauren vertrieben hatte, ſchon zu helfen ſuchte. Dies geſchah, ächt ſpaniſch, dadurch, daß man alle die, welche ſich dem Landbau widmeten, für adelich und frei vom Kriegsdienſte erklärte. Unter Philipp IV. arbeitete der Miniſter, Olivarez, durch eine Menge Verordnungen auf denſelben Zweck hin, allein ſeine Mittel waren eben ſo gefährlich, als wirkungslos. Jeder Neuverheirathete war zum

---

paucitate plebis ignominia principis. Proverb. 14, 28.

Beiſpiel vier Jahre lang von allen Staatslaſten frei. Ein Vater, der ſechs Söhne hatte, genoß dieſen Vortheil für ſeine ganze Lebenszeit; die Kinder durften ſich ohne der Eltern Einwilligung heirathen; man lud Fremde ein, und befreite Künſtler u. dgl. von allen Auflagen; kein Spanier durfte bei Vermögenskonfiſkation mit Familie das Land verlaſſen u. dgl. mehr. Der Schaden lag noch in andern Umſtänden tief genug, wie in der ganzen Verfaſſung des Landes, und der unverhältnißmäßigen Vertheilung der Grundſtücke, welche den gehörigen Anbau des Bodens völlig unmöglich machten. Auch das Verhältniß Spaniens zu den barbareskiſchen Raubſtaaten gehört, als eines der Haupthinderniſſe des Steigens der Bevölkerung, hierher. Was der Graf Campomanes, einer der einſichtsvollſten Staatsmänner, welche dieſes Land jemals beſeſſen, behauptet, darf man glauben, und er ſchlägt z. B. die Anzahl der, unaufhörlich in Algier ſich als Sklaven oder Renegaten befindlichen, Spanier zu 30,000 an. Dieſe

Plage hat erſt ſeit wenigen Jahren, da ſich die Marine des Reichs wieder erhoben, abgenommen.

Man erinnere ſich obiger Progreſſion der Abnahme der Bevölkerung in Spanien während einer Zeit von vierzehn Jahren, und vergleiche ſie mit folgender Progreſſion des Wachsthums derſelben in etwa hundert Jahren, ſo wird man ſich, wenn man es auch ſchmerzlich fühlt, daß alle Abnahme ſchneller iſt, als das Steigen, dennoch überraſcht finden.

1714 ſtand die Bevölkerung auf 6,000,000.
1767 . . . . 9,000,000.
1788 . . . . 10,061,118.
1797 . . . . 12,000,000 u.
1808 noch höher, wie ein Artikel in der Madrider Hofzeitung, von dieſem Jahr, den man als offiziel anſehen darf, angegeben hat *).

---

*) Ich bedaure ſehr, daß ich das Nähere über dieſe, übrigens zuverläßige, Angabe in der Madrider Hofzeitung nicht mehr in meinen Papieren finden kann. Es iſt um ſo wichtiger, da der gründliche Antillon die Totalbevölkerung voñ Spanien im Jahr 1808 nach

Spanien iſt, alſo während des 18n Jahrhunderts nicht immer tiefer herabgeſunken, wie man

---

dem, 1803 verfertigten, Censo de frutos y manufacturas de Espana nur zu 10,351,075 Menſchen angibt. Zu meiner Rechtfertigung ſetzt er indeß in einer Note hinzu: „Einige andere, ſehr glaubwürdige Angaben überzeugen mich jedoch, daß dieſe Bevölkerungszahl Spaniens, wegen der Ungenauigkeit, mit welcher die Ortſchaften bei Erhebung des Cenſus zu Werk gingen, zu niedrig, und in Wahrheit nicht unter zwölf Millionen iſt. Nach den neueſten Unterſuchungen der Geſellſchaft von Valencia beträgt die Bevölkerung dieſes Königreichs 1,200,000 Menſchen u. ſ. w." Er führt noch ähnliche Beiſpiele an, welche meine Angaben, die größtentheils von den ſeinigen abweichen, beſtätigen. Er nimmt in ſeiner, aus obiger offiziellen Quelle geſchöpften, Tabelle die Bevölkerung von Valencia z. B. nur zu 825,039 Menſchen an, alſo beinah um ein Drittheil zu niedrig. Ich habe das zwar in den nachfolgenden Tabellen auch gethan; allein bei ſolchen Zuſammenſtellungen kommt es blos auf allgemeine Reſultate an, deren Baſen nicht ohne Schaden verändert werden könim übrigen Europa glaubte, ſondern hat ſich wirklich in allen ſeinen Zweigen wieder zu erheben angefangen; worin ſich übrigens kaum etwas anders, als die unwiderſtehliche Wirkung einer Zeit erkennen läßt, welche durch die Berührung, in die alle Nationen Europa's mit einander geſetzt wurden, ihren Einfluß nirgends ganz unterdrücken ließ. Dieſes Wachsthum der ſpaniſchen Bevölkerung wird an dem Beiſpiel einer einzelnen Provinz noch erſichtlicher. Dieß iſt das Königreich Valencia, das die Thronbeſteigung der Bourbons am hartnäckigſten zu hindern ſuchte, und am theuerſten bezahlen mußte. Es zählte

1718	. .	318,850	Einwohner.
1761	. .	702,640	—
1768	. .	716,886	—
1788	. .	783,084	—
1795	. .	932,150	— und
1808	wohl über	1,200,000	—

---

nen. — In der Tabelle Nro. 1. folge ich ganz der Antillon'ſchen, als der neueſten, offiziell bekannt gemachten.

Freilich iſt Valencia eine der, am beſten angebauten, Provinzen Spaniens, und ſeine Bewohner gehören zu den thätigſten, und beſonders im Feldbau einſichtsvollſten und unverdroſſendſten Arbeitern. Allein hätte ihre Bevölkerung ſo zunehmen können, wenn Spanien nicht der langen Ruhe genoſſen, und — was freilich nicht nachahmungswerth iſt — ſein Militärſyſtem nicht ſo ſehr vernachläſſigt hätte, daß die Truppenaushebungen beinah gar keine nachtheilige Wirkung auf ſie haben konnten?

Auf dieſe ſchnelle Zunahme der Bevölkerung haben natürlich noch viele andere Umſtände gewirkt. Kein unweſentlicher unter denſelben iſt die Verminderung des geiſtlichen Standes, welche man wirklich ſeit mehr, als einem Jahrhundert, bemerkt hat Woher dieß? wird man fragen. Iſt man mit der Antwort: *aus den Fortſchritten des Zeitgeiſtes*, nicht zufrieden, ſo vermöchte ich keinen andern Grund anzugeben, indem die wenigen Veränderungen, welche man mit der Geiſtlichkeit wagte, erſt gegen das

Ende von **Carls** IV. Regierung vorgenommen wurden. Dieſe Verminderung iſt aber wirklich bedeutend, und betrug von 1768 bis 1788 nicht weniger, als 30,000 Glieder, und ſeit der Zeit verhältnißmäßig ungleich mehrere. In dem leztern genannter Jahre ſtand die ganze Summe der, im geiſtlichen Stande für die Bevölkerung verlornen Menſchen auf etwa 126,000, und dürfte vielleicht gegenwärtig kaum noch 100,000 ausmachen *). Auch die Verminderung des Adels, welche noch beträchtlicher iſt, und im Jahr 1788 während der lezten zwanzig Jahre auf 244,000 Individuen geſchäzt wurde, mag ein gutes Zeichen für das Steigen der Bevölkerung ſeyn, indem durch die Einrichtung dieſes Standes auch eine ſehr anſehnliche Anzahl Menſchen für das Geſchäft ihrer Vermehrung verloren ging,

---

*) Etwa um 1619 rechnete **Moncada** den 4ten und ſelbſt den 3ten Theil der Bevölkerung Spaniens in Geiſtlichkeit, woraus auch eine Erklärung des ehemaligen Herabſinkens derſelben weiter hervorgeht.

und das Ausſterben mancher Familien gewiſſe Grundſtücke zu größerer Benutzung bringt. Dabei mag ſich auch der Bedientenluxus verringert haben, und dürfen noch manche andere Umſtände eingetreten ſeyn, welche mir nicht bekannt ſind.

Ich habe mir die Mühe gegeben, die verſchiedenen Details über die Bevölkerung dieſes Landes in mancherlei Tabellen zuſammen zu ordnen, welche Jedem ſelbſt zur Veranlaſſung weitern Nachdenkens dienen mögen. Ich hoffe, daß es mir meine Leſer Dank wiſſen mögen, wenn ich ſie hierher ſetze.

1. Reihe der ſpaniſchen Provinzen nach dem Umfang ihrer Bevölkerung *).

Galizien enthält	.	1,142,630	Bewohner.
Catalonien	.	858,818	—

---

*) Dieſe Angaben, ſo wie die der Tabellen 2 u. 3, ſind nach dem im Jahr 1803 offiziell erhobenen und ſo bekannt gemachten **Censo de**

Valencia enthält	825,059	Bewohner,
Sevilla . .	746,221	—
Granada . .	692,924	—
Aragonien . .	657,376	—
Burgos . .	470,588	—
Extremadura .	428,493	—
Murcia . .	383,226	—
Toledo . .	370,641	—
Aſturien . .	364,238	—
Cuenca . .	294,290	—
Cordoba . .	252,628	—
Leon . . .	239,812	—
Madrid . .	228,520	—
Navarra . .	221,728	—
Salamanca .	209,988	—
Jäen . . .	206,807	—
Mancha . .	205,548	—
Soria . .	198,107	—
Valladolid .	187,390	—

---

frutos y manufacturas de Espana berechnet.

Segovia enthält	164,007	Bewohner.
Majorca . . .	140,699	—
Guadalaxara . .	121,115	—
Palencia . .	118,064	—
Avila . .	118,061	—
Biscaya . .	111,436	—
Guipuzcoa .	104,491	—
Toro . . .	97,370	—
Zamora . .	71,401	—
Alava . .	67,523	—
Minorca. . .	30,990	—
Iviza und Formentera . .	15,290	—
Nuevas pueblas *)	6,196	—
Zuſammen	10,351,075	Bewohner.

---

*) Hierunter ſind die Kolonien in der Sierra Morena und in Andaluſien verſtanden. Die beträchtlichſten darunter ſind Carolina (in Jäen), Carlota (in Cordoba), und Luiſiana (in Sevilla).

2. Reihe der ſpaniſchen Provinzen nach ihrem Umfang in Quadrat-Leguas, wovon 20 auf einen Grad gehn.

Galizien hat .	1330	Quadratmeilen.
Aragonien .	1232½	—
Extremadura .	1199	—
Catalonien .	1003	—
Cuenca . .	945	—
Granada . .	805	—
Sevilla . .	752	—
Toledo . .	734	—
Murcia . .	659	—
Valencia . .	643	—
Burgos . .	642	—
Mancha . .	631	—
Leon . .	493	—
Salamanca .	471	—
Cordoba . .	348	—
Soria . .	341	—
Aſturien . .	308½	—
Segovia . .	290	—

Valladolid .	271	Quadratmeilen.
Jáen . . .	268	—
Avila . .	215	—
Navarra . .	205	—
Toro . .	165	—
Guadalaxara .	163	—
Palencia . .	145	—
Zamora . .	133	—
Majorca . .	112	—
Madrid . .	110	—
Nuevas pueblas	108	—
Biscaya . .	106	—
Alava . .	90½	—
Guipuzcoa .	52	—
Minorca . .	20	—
Iviza und Formentera	15	—
Zuſammen	15,005½	Quadr.leg.*)

---

*) Antillon, dem ich in dieſen Angaben gefolgt bin, und der ſich den letzten Cenſo zur Richtſchnur nahm, gibt den Umfang von ganz Spanien in Quadrat-Leguas zu 15,863 an.

3. Reihe der ſpaniſchen Provinzen, nach dem Grade ihrer Bevölkerung auf der Quadratmeile im Durchſchnitt.

Madrid hat auf jeder □Meile 2078 Menſchen.

Guipuzcoa . .	2009	—
Minorca . . .	1550	—
Valencia . . .	1283	—
Majorca . . .	1256	—
Aſturien . . .	1180	—
Navarra . . .	1082	—
Biscaya . . .	1051	—
Iviza und Formentera	1019	—
Sevilla . . .	992	—
Granada . . .	861	—
Galizien . . .	859	—

Dieſe große Differenz beweiſt, wie unvollkommen die Lopez'ſche Karte iſt. Letztere Angabe iſt nach ſeiner Generalkarte, die obige, in den Tabellen, nach ſeinen Spezialkarten berechnet. Dieſe verdient daher den Vorzug vor jener.

Catalonien hat auf jeder □M. 856 Menſchen.

Palencia	814	—
Jaen	772	—
Alava	746	—
Guadalaxara	743	—
Burgos	734	—
Cordoba	724	—
Valladolid	692	—
Toro	590	—
Murcia	582	—
Soria	581	—
Segovia	566	—
Avila	549	—
Zamora	537	—
Aragonien	534	—
Toledo	505	—
Leon	486	—
Salamanca	446	—
Estremadura	357	—
Mancha	326	—
Cuenca	311	—
Nuevas Pueblas	57	—

4. Die ſpaniſchen Provinzen nach ihrem natürlichen Zuſammenhang und ihrer Lage zuſammengefaßt, ſo enthalten:

Die Küſten-Provinzen:	Bevölkerung im Ganzen.	Flächeninhalt in □ Leguas.	Auf jeder □ Meile Menſchen.
Galizien, Aſturien, Burgos, Biscaya, Guipuzcoa, Catalonien.	3,052,201.	3441½.	887.
Die Küſten-Provinzen:			
Valencia, Murcia, Granada, Sevilla.	2,647,430.	2859.	926.

Die innern Provinzen:	Bevölkerung im Ganzen.	Flächeninhalt in □ Leguas.	Auf jeder □ Meile Menſchen.
Leon,	2,261,954.	3744.	604.
Palencia,			
Zamora,			
Toro,			
Valladolid,			
Avila,			
Segovia,			
Soria,			
Guadalaxara,			
Alava,			
Aragonien,			
Navarra.			
Ferner:			
Salamanca,	1,967,795.	4596.	428.
Eſtremadura,			
Cordoba,			
Jäen,			
Mancha,			
Toledo,			
Cuenca.			

6. Reihe der ſpaniſchen Provinzen nach dem Umfang ihrer Küſtenausdehnung.

Galizien mit . .	110	Leguas.
Granada . .	74	—
Valencia . .	69	—
Catalonien . . .	68	—
Sevilla . .	54	—
Aſturien . .	40	—
Burgos . . .	27	—
Murcia . .	21	—
Biscaya . .	13	—
Guipuzcoa . .	9	—
Zuſammen	485	Leguas.

6. Reihe der Provinzen nach der Anzahl ihres ſämmtlichen Klerus.

Andaluſien nährt Perſonen v. geiſtl. Stande	24,487.
Alt-Caſtilien	17,787.
Neu-Caſtilien	14,237.
Catalonien	12,409.
Aragonien	10,006.
Valencia	9,920.
Leon	9,232.
Extremadura	6,590.
Biscaya	4,523.
Galizien	4,000.
Murcia	3,723.
Navarra	3,549.
Aſturien	3,500.
Mancha	2,088.
Geſammtzahl	126,050.

7. Reihe der Provinzen nach der Anzahl ihrer adelichen Bewohner.

Aſturien .	enthält	150,000	Adeliche.
Alt-Caſtilien . . .		146,036	—
Biscaya		116,923	—
Navarra		13,054	—
Neu-Caſtilien .		12,687	—
Andaluſien . .		9,914	—
Aragonien . .		9,144	—
Leon		9,000	—
Galizien . . .		6,000	—
Murcia . . .		4,704	—
Extremadura . .		3,724	—
Catalonien . .		1,266	—
Valencia . . .		1,076	—
Mancha . . .		603	—
	Zuſammen	484,131	—

In dieſen verſchiedenen Tabellen iſt bemerkenswerth:

1) Daß gerade die gebirgigſten und unfrucht-

barſten Provinzen Biſcaya und Galizien dem Verhältniß nach die bevölkertſten ſind.

2) Daß überhaupt die nördlichen Provinzen beſſer, als die ſüdlichen, und

3) die Provinzen am Seeufer beſſer, als die im Innern bevölkert ſind *);

---

*) Der Spanier, Don Iſidoro de Antillon, geht ſo weit, hieraus zu ſchließen, „daß bei dem gegenwärtigen Stand der Welt die Bevölkerung der Länder immer ſich nach der Ausdehnung ihrer Küſten richte. Er nimmt zum Beweis hiervon die Oberfläche der Küſten-Provinzen von Spanien und Portugal zu 1000 an, und berechnet ſodann, daß ſich ihre Küſtenausdehnung zu dieſer Zahl folgendermaßen verhält:

Catalonien	wie 68	zu 1000,	nemlich	63	leguas.
Valencia	— 107	—	—	69	—
Murcia	— 32	—	—	21	—
Granada	— 92	—	—	74	—
Sevilla	— 72	—	—	54	—
Algarve	— 185	—	—	43	—
Alentejo	— 22	—	—	19	—
Portugieſ. Eſtremadura	— 73	—	—	60	—

4) Daß ſich der Bevölkerungszuſtand der Provinzen großen Theils aus der Anzahl ihres Klerus erkennt.

5) Daß ſich der Großtheil des Adels in den nördlichen Provinzen befindet, was ſich aus der, im Norden entſtandenen, Feudalität erklärt; und

6) Daß Spanien wohl 30 Millionen Men-

Beyra .	wie 31 zu 1000, nemlich	23 leguas.
Entre Duero y Minho	— 93 — — —	27 —
Galizien .	— 83 — — —	110 —
Aſturien	— 130 — — —	40 —
Burgos .	— 41 — — —	27 —
Biscaya .	— 123 — — —	13 —
Guipuzcoa	— 173 — — —	9 —

Somit wären alſo Guipuzcoa, Aſturien, Biscaya und Valencia diejenigen ſpaniſchen Provinzen, welche im Verhältniß zu ihrer Oberfläche die meiſte Küſtenausdehnung haben. Dieſe vier Provinzen ſind auch wirklich die allerbevölkertſten. Sevilla macht hiervon eine Ausnahme; welches inzwiſchen durch die beiden alten Handelsſtädte Sevilla und Cadix erklärbar iſt.

ſchen ernähren könnte, indem es nur überall, wie in Galizien, bevölkert ſeyn dürfte, was gar nicht zu viel gefordert wäre *).

Noch ließen ſich verſchiedene andere Bemerkungen machen. Ich muß aber hier abbrechen, und den Leſer bitten, dieſe Tabellen nicht aus dem Auge zu verlieren, weil ſie ihm in einigen folgenden Abſchnitten Veranlaſſung zu intereſſanten Vergleichungen geben können.

---

*) Antillon berechnet, daß wenn die ganze ſpaniſche und portugieſiſche Halbinſel wie die portugieſiſche Provinz Entre Duero y Minho bevölkert wäre, die Geſammtbevölkerung von Spanien und Portugal, ſtatt der 15½ Million, die er annimmt, 57,449,943 Menſchen betragen würde. Dieſen Maasſtab nach der Bevölkerung von Guipuzcoa genommen, wäre ſie 37,031,987; nach dem der Provinz Cueca aber nur 5,733,773. Das, was das, von der Natur ſo wenig begünſtigte, von dem menſchlichen Fleiße ſo ſehr belebte, Guipuzcoa leiſtet, dürfte man doch wohl auch an die andern ſpaniſchen Provinzen fordern.

Spaniens Finanzzuſtand beim Ausbruch des Inſurrektions-Kriegs.

Unter vielen Ähnlichkeiten, welche jeder Staatskörper mit dem phyſiſchen Theil des Menſchen hat, iſt auch die, daß man den Grund ſeiner Krankheiten erſt bei ſeiner Auflöſung mit aller Sicherheit erkennen kann. Die Revolution eines Staats gleicht in dieſer Hinſicht der Sektion eines Leichnams, welche über die Urſache der Zerſtörung gewöhnlich gar keinen Zweifel mehr übrig läßt.

Gewiß würden wir ohne die lezten großen Ereigniſſe, in denen ſich Spaniens Schickſale einer neuen Periode genähert haben, nichts Sicheres über den wahren Zuſtand ſeiner Finanzen erfahren haben. Selbſt der Compte rendu, den der Miniſter Lerena im Jahr 1789 ſeiner Nation vorzulegen den Muth hatte, wird durch die neuen Aufſchlüſſe, welche wir erhalten, verdächtig. Nach ſeinen Angaben konnte die ſpaniſche Staatsſchuld im genannten Jahre 1,000,000,000 Realen, oder etwa 250,000,000 Livres betragen. Wie weit iſt aber dieſe Berechnung von dem Reſultat entfernt, welches dem König Joſeph I. in der erſten Sitzung ſeines Staatsraths als Summe der Staatsſchuld vorgelegt wurde? Hier wurde das Geheimniß, welches fehlerhafte Regierungen, wie die zerrütteten Haushaltungen einzelner Bürger, ängſtlich zu hüten pflegen, der Welt enthüllt, und die Schuldenlaſt der ſpaniſchen Monarchie

zu 7,194,266,839 Realen
oder 1,720,000,000 Livres

angegeben.

Aus dieſem Reſultat ſieht man nun wohl, daß der Finanzzuſtand Spaniens gefahrlichſte

Krankheit nicht geweſen iſt, und daß es mit ſolcher Schuldenlaſt füglich noch lange hätte beſtehen können, wenn es ſie nicht zu ſehr vermehrt, oder, wenn es ſie, was einer Regierung von Einſicht und Kraft nicht ſchwer gefallen wäre, ganz von ſich abgewälzt hätte.

Wirklich kann man die Frage nicht unterdrücken, woher es komme, daß ein, in jeder Rückſicht ſo übel organiſirter, Staat, troß den reichſten Hülfsquellen, die er enthielt, nachdem er einmal Schulden hatte, dieſe nicht in höherem Grade vermehrt habe?

Zu dieſer glücklichen Wirkung vereinigten ſich mehrere Umſtände, welche etwa in folgenden Punkten zuſammen zu faſſen ſeyn möchten.

Was man auch immer den Königen von Spanien ſeit dem lezten Regenten aus dem öſterreichiſchen Hauſe bis auf Karln IV. herab, verwerfen darf, ſo kann man wenigſtens keinen von ihnen der Verſchwendung beſchuldigen. Freilich hinterließ Philipp V. 45 Millionen Piaſter Schulden; allein wenn man den Zuſtand, in welchem er das Reich bei ſeiner Thronbeſteigung fand, und die Kriege bedenkt, durch welche er ſich erſt ſeinen neuen Beſitz erkämpfen mußte; wie er überdieß Jahre lang aus einem großen Theile ſeiner Staaten gar keine Einkünfte zog, wie der ganze Off. und Defenſivzuſtand der Monarchie erſt ganz neu von ihm geſchaffen werden mußte; wenn man alles dieſes gehörig in Betrachtung zieht, ſo wird man den erſten Bourbon auf dem ſpaniſchen Thron gewiß wenigſtens über dieſen Punkt ſeiner Adminiſtration völlig entſchuldigen. Sein Nachfolger, Ferdinand VI, war, aus übertriebener Ökonomie, nicht ſo billig, wie die Nachwelt, und weigerte ſich geradezu, ſeines Vaters Schulden zu bezahlen. Dafür hinterließ er aber auch baare 165 Millionen Livres in ſeinem Schatz, ohne den Dank ſeines Thronfolgers damit zu verdienen, welcher den Staat durch dieſe übelangewandte Sparſamkeit beinah mehr entkräftet fand, als es durch die ausſchweifendſte Verſchwendung hätte geſchehen können. Karl III. war, wie Jedermann weiß, ein wackerer Regent, haushälteriſch, wie es einem Fürſten geziemt, aber doch nicht aufgeklärt genug, um die Schäden der Monarchie von Grund aus zu heilen. Nicht aus Verſchwendung, ſondern aus einem falſchen Finanzplan begann unter ihm eine Art von Papiergeld, das freilich unter ſeinem Nachfolger, Karln IV. vermehrt wurde, und die ſpaniſchen Staatsſchulden auf die Höhe gebracht hat, auf der wir ſie geſehen. Aber auch dieſem König iſt die Verſchlimmerung der Finanzen nicht perſönlich, als Menſchen, ſondern blos als Adminiſtrator beizumeſſen; indem er weder Muth, noch Einſicht genug beſaß, das Auflagenſyſtem den Bedürfniſſen ſeiner Staaten und den Forderungen der Zeit gemäß, zu verändern, und die Regierungsausgaben auf gleichen Fuß mit andern, wohlgeordneten Staaten zu behandeln. So koſtete ihn, um nur Ein Beiſpiel anzuführen, Ricardo's Feldzug im Rouſſillon 225 Millionen Livres, während die franzöſiſche Regierung ihre ganze Oſt-Pyrenäen-Armee mit

89 Millionen unterhielt. So ließ er den reichſten Theil ſeiner Unterthanen beinahe völlig unbeſteuert, während der eigentlich erwerbende durch das Auflagenſyſtem äußerſt gedrückt, und in ſeiner Thätigkeit aufs Nachtheiligſte verhindert wurde.

Ferner: ſeit der Beendigung des Succeſſionskriegs bis gegen die Mitte von Karls IV. Regierung war der Militairzuſtand Spaniens äußerſt darniedergeſunken. Die Heere waren ſchwach, die Marine nicht viel ſtärker, und durch den Nachtheil, welchen Spanien dadurch in ſeinen auswärtigen Verhältniſſen erlitt, wenigſtens die Finanzen ſehr geſchont werden. Freilich hatte dieſes die Wirkung, daß ſchnelle militairiſche Bedürfniſſe auch viel theurer zu ſtehen kamen, wie dieß z. B. im Jahr 1776, wo die Landmacht 50 Millionen Livres, die Seemacht über 26 Millionen, und 1777, wo erſtere über 52 Millionen, und letztere über 22 Millionen koſtete, der Fall war.

Endlich: die Regierung fand bei ihren eigenen Unterthanen zu wenig Kredit, um bei Ausgebung von Papiergeld weit gehen zu können. Ferdinands VI. eben ſo unkindlicher, als gefährlicher Schritt, die Schulden ſeines Vaters nicht zu bezahlen, hatte die ſpaniſche Nation gegen alle öffentlichen Papiere mißtrauiſch gemacht, und Karl der III. war 1783 nicht im Stande, eine, im Grunde ſehr mäßige, Summe gegen Bedingungen, welche höchſt anziehend waren, in ſeinem eigenen Lande geborgt zu erhalten, ſondern mußte zum Ausland ſeine Zuflucht nehmen. Zu ſtrengen Mitteln war die Regierung immer zu ſchwach; man half ſich daher, wie man konnte, befriedigte das dringendſte augenblickliche Bedürfniß mit jeder Aufopferung, und ließ das Übrige, ſo lange es gehen wollte, hängen.

Ich beſitze nicht zuverläßige Angaben genug, und mißtraue auch den bisherigen zu ſehr, um mich weiter über den Zuſtand der ſpaniſchen Finanzen zu verbreiten, wie es gegen das Ende von Karls IV. Regierung war. Über die Erhebungsweiſe der Staatseinnahmen hat Herr von Bourgoing überdieß ſo vollſtändige

Nachrichten geliefert, daß ich nothwendig ein Werk, das in Jedermanns Händen iſt, abſchreiben müßte, wenn ich mich in dieſen Gegenſtand einlaſſen wollte. Nur werde ich dieſem Artikel noch einige kurze Bemerkungen beifügen.

Die ſämmtlichen Staatseinkünfte Spaniens mögen ſich zu Ende von Karls IV. Regierung nahe auf zweihundert Millionen Livres belaufen haben. Zu dieſen trugen Adel und Geiſtlichkeit, in deren Händen ſich der größte Theil des Grundeigenthums befand, nur ſehr wenig bei, und wurden die meiſten Einkünfte von der Conſumtion und von dem Zollweſen auf der Gränze des Reichs überhaupt und der einzelnen Provinzen erhoben. Bei einer allgemeinen, gleich laſtenden, Grundſteuer, bei ruhigem Zuſtand und bei gehörig entwickelter Nationalinduſtrie kann dieſe Summe, wenn auch die Kolonien wegfallen ſollten, deren Adminiſtration ohnedieß ihre meiſten Einkünfte wieder verſchlang, dennoch forthin zuverläßige Einnahme der Regierung bleiben, ohne daß ſie der Nation im Geringſten beſchwerlich fällt.

Zugleich mit obiger Angabe der ſpaniſchen Staatsſchuld wurde auch das Mittel ihrer Vertilgung in König Joſephs Staatsrathe angegeben. Dieſes beſteht in dem Verkauf von 9,656 Millionen Realen, oder 2,414 Millionen Livres, Staatsgüter, über welche die Regierung zu verfügen hat, und nach deren Abſatz ihr noch nahe an ſieben hundert Millionen Livres übrig bleiben. Die Intereſſen dieſer Summe reichen weit zur Beſtreitung der, durch die Säkulariſirungen u. dgl. nöthig gewordenen Penſionen hin.

Bisher war man der Meinung, daß das in Spanien zirkulirende baare Geld etwa 450 Millionen Livres betragen könnte. Dieſe Summe ſcheint mir aber viel zu niedrig zu ſeyn, wenn man anders von derſelben nicht das viele baare Geld abrechnet, welches bisher todt in den Kaſſen der Spanier gelegen hat. Ich habe ſchon anderswo in dieſem Werke die Eigenthümlichkeit dieſes Volks berührt, das Reſultat des Erwerbs in Geldmünzen Jahre lang ungenützt liegen zu laſſen. Die Thätigkeit der Nation iſt ohnedieß ſehr ſchwach, ſie liebt es nicht, ſich in gefährlichere Operationen einzulaſſen, wenn ihre Einbildungskraft nicht für dieſelben entflammt iſt. Reiz zur Betriebſamkeit iſt nur wenig vorhanden, und ſo beſchränkt man ſich denn gewöhnlich, ſein Erſparniß in den Schrank zu legen, bis ein ſtarker Andrang es wieder in die Zirkulation treibt. Man hat dieß unter andern auch daran erkannt, daß die Gremios von Madrid, welche ſehr ausgebreitete Unternehmungen machten, und mehr Kredit, als die Regierung, hatten, ſelten drei Prozent Intereſſen bezahlten. Da nun Spanien ein handelnder Staat iſt, und überdieß wenig durch ſeinen Handel gewinnt, ſo müßte man doch eine größere Theurung des baaren Geldes vermuthen, als ſie durch die Niedrigkeit jener Kapital-Intereſſen verrathen wird, wenn ſich die ganze Summe des zirkulirenden Gelds nicht höher beliefe, als man ſie gewöhnlich angibt.

Zuſtand der Landwirthſchaft.

Im Jahr 1808.

Spanien, das nach der Berechnung eines feiner Schriftſteller, nahe an achtzig Millionen Menſchen nähren könnte, vermag heut zu Tage nicht allen ſeinen Bewohnern zu eſſen zu geben. Die nöthigſten Mundbedürfniſſe für ein Drittheil derſelben müſſen aus dem Ausland geholt werden, und nur die Provinzen Alava, Aragonien, Extremadura, Murcia, Andaluſien, Leon und beide Caſtilien finden auf ihrem eigenen Boden, wovon ſie ſich ſättigen können. Aber auch dieſe ſind nicht immer vor Mangel geſichert.

Eines der fruchtbarſten Länder Europa's befindet ſich in demſelben Fall mit deſſen fruchtbarſter Inſel, Sicilien. Der Brodmangel ſtellt ſich daſelbſt häufiger und drückender ein, als in andern Staaten, welche von der Natur bei weitem nicht mit ſo vielen Gütern geſegnet worden ſind.

Der Boden von Spanien iſt im Ganzen wirklich vortrefflich *). Liegt es auch außeror-

---

*) Ein merkwürdiges Beiſpiel von außerordentlicher Fruchtbarkeit ſah man vor Kurzem in Belorado, in der Rioja. Ein Landmann ſäete daſelbſt gegen Ende Jänners 1807 zwei Fanega's Gerſte. Sie wuchs trefflich empor, als gegen Ende Juni's ein Hagelwetter mehr, als den dritten Theil der Saat zerſtörte. Dennoch ärndtete man den 4. Juli noch 16 Fanega's Gerſte. Am 8ten bemerkte man, daß der Boden voll neuer Saat ſtand. Dieſe wuchs ſo ſchnell, daß man im November ſchneiden

deutlich hoch über die Meeresfläche erhaben *), ſo iſt es doch von einer Menge von Bächen und Flüſſen durchſchnitten, welche die ſchönſte Bewäſſerung des Erdreichs erlaubten, und das Land in einen Zuſtand verſetzen könnten, welcher den Vorſtellungen vom Elyſium und den heſperiſchen Gärten entſpräche, die die Alten nach Spanien verſetzt haben. Überdieß gehört ja gar wenig Induſtrie dazu, um wenigſtens ſo viel Boden anzubauen, als man für ſeinen eigenen Unterhalt

---

wollte. Da fiel den 14. November ſo viel Schnee, daß man es um 6 Tage verſchieben mußte. Während dieſer Zeit ſtellten ſich eine Menge Vögel und heftiger Regen ein, und dennoch ärndete man den 25. Nov. noch 10 Fanega's der beſten Gerſte.

*) Madrid z. B. liegt 309 Toiſen über der Meeresfläche, alſo ungefähr ſo hoch wie Insbruck im Tyrol, und Alt-Caſtilien, noch ungleich höher.

bedarf. Es mußten wirklich ſo mancherlei Umſtände zuſammentreffen, um den ſchlechten Zuſtand des Ackerbaues in einem von der Natur ſo reichgeſegneten, und ſo glücklichen Lande erklären zu können.

Der erſte und hauptſächlichſte Grund hiervon liegt in dem Mangel an arbeitenden Händen. Die Bevölkerung von zwölf Millionen Menſchen iſt für einen Staat, wie Spanien, überhaupt zu klein; aber ſie könnte dennoch für eine weit höhere Benutzung ſeines Bodens hinreichen, wenn nicht zu viele Glieder derſelben wiederum für den Ackerbau verloren gingen. Die Zahl der Männer und Weiber iſt in dieſem Lande unbedeutend verſchieden, und wir dürfen füglich 6 Millionen der erſtern annehmen. Von dieſen bleiben uns nach dem nöthigen Abzug von Unerwachſenen und von Greiſen, etwa 3,500,000 Männer, welche jung, geſund und ſtark genug für dieſe Art von Arbeiten ſind. Davon müſſen wir aber wieder abziehen:

Männliche Geiſtlichkeit	98,000
Studierende	40,000
Schreiber	10,000
Advokaten	5,000
Angeſtellte in öffentlichen Ämtern	80,000
Vagabunden, zum wenigſten	30,000
Bediente	250,000
Adel	150,000
Auswandernde, aber nicht Ausbleibende, wie es in Galizien gewöhnlich iſt	60,000
Beſchäftigte im Handel und in andern Gewerben	200,000
Auswandernde nach den Colonien	10,000
See- und Landdienſt	200,000
Zuſammen	1,133,000

ſo daß alſo von der ganzen Bevölkerung nicht mehr, als 2,267,000 Menſchen für den Feldbau übrig bleiben, von welchen natürlich wieder eine

Menge von Taugenichtſen, Verbrechern auf den Galeeren, und durch andere Umſtände an ihrer Thätigkeit Gehinderten, abzurechnen ſind *).

Sollte ſich Jemand über dieſen Kalkul wundern, ſo können wir ihn verſichern, daß er eher zu niedrig, als zu hoch iſt. Andere haben ihn ungleich beträchtlicher angenommen, ob ſie gleich mehrere weſentliche Punkte in demſelben fehlen laſſen. Der für den See- und Landdienſt Erforderlichen ſind gewiß mehrere, als wir angenommen haben. Die in Künſten, Handel und Gewerben überhaupt Beſchäftigten ſind gleichfalls an der Zahl 200,000 viel zu niedrig beſtimmt, indem ſich die Weiber in den meiſten Provinzen Spaniens nichts um Verkauf u. dgl. annehmen, und alſo hierdurch verhältnißmäßig weit mehrere

---

*) Man könnte hier füglich noch 50,000 Menſchen, welche, Jahr aus Jahr ein, mit der ſpaniſchen Schäferei beſchäftigt ſind, abziehen, wenn wir in dieſem Artikel nicht den ganzen Umfang der ſpaniſchen Landwirthſchaft behandeln wollten.

Männer für das Hauptgeſchäft der Nation verloren gehen, als in andern Ländern. Über andre Punkte dieſer Tabelle werden andere Artikel dieſer Blätter die nöthige Auskunft liefern, und wir können hier füglich mit der Aufſuchung der Gründe des ſchlechten landwirthſchaftlichen Zuſtandes der Halbinſel fortfahren.

Thun nun dieſe 2,267,000 Männer, welche dem Feldbau von der ſämmtlichen ſpaniſchen Bevölkerung übrig bleiben, ihre Schuldigkeit? fragt ſich weiter.

Nein. — Und warum nicht? — Aus mancherlei Gründen. Mehrere darunter liegen in ihrem eigenen Karakter und ihrer Lebensweiſe. Der Spanier überhaupt gehört nicht zu den thätigſten Menſchen. Das Nichtsthun iſt ihm ſo ſüß als dem Italiener, und die Mittagsruhe ſo nöthig, wie dieſem. Dazu kommt noch, daß er ein leidenſchaftlicher Raucher iſt, und ihn ſein Zigarro ſchon hinlänglich beſchäftigt. Allein, was den Südländern ſolchermaßen an der Arbeitszeit abgeht, hat ihnen die Natur von ſelbſt in der Fruchtbarkeit des Bodens hereingebracht, und der ſpaniſche Ackerbau würde blühend genug ſeyn, wenn es weiter nichts als das wäre. Da hat aber der Spanier noch andere Fehler, und unter dieſen einen beſonders gefährlichen, die Abneigung gegen alles Neue, und den Widerſtand, den er ſomit den Fortſchritten der Zeit entgegenſetzt. Für jede Veränderung iſt er entweder zu ſtolz, oder zu träg, und er kann ſich in der Regel nicht vorſtellen, daß etwas beſſer werden könne, als es ſeit Jahrhunderten geweſen iſt. Darum nimmt er natürlich Veränderungen im landwirthſchaftlichen Fache nicht williger auf, wenn ſie auch gleich wirkliche Verbeſſerungen ſind, und mag im Ganzen der Zuſtand deſſelben ſeit der Entdeckung von Amerika nur ſehr unbedeutende Fortſchritte gemacht haben. Sodann trägt ſeine Sparſamkeit und ſeine Art, ein Vermögen zu ſammeln, einen ganz eigenen, auf den Feldbau ſehr ſchädlichen Karakter. Er iſt gewohnt, alle ſeine Erſparniſſe in baarem Gelde aufzuhäufen. Dieſes läßt er ganz todt da liegen. Auf die Verbeſſerung des Guts, die Ausdehnung der Viehzucht, die Bequemlichkeit und Geſundheit ſeiner Wohnung verwendet er beinah gar nichts. Zum Ausborgen fehlt es ihm an Gelegenheit, und noch mehr an Zutrauen, wodurch der ſchlechte Fabrik- und Handelszuſtand des Landes eben ſo kräftig, als die ähnliche Beſchaffenheit der Rechtsverwaltung und die Allgemeinheit der Erbärmlichkeit in allen Zweigen beurkundet wird.

Dieß könnte ungefähr dem ſpaniſchen Feldbauer ſelbſt vorgeworfen werden. Andere Umſtände liegen aber noch in ſeiner Lage, wodurch ſeine Wirkſamkeit gehindert, oder wenigſtens eingeſchränkt wird. Er iſt zum Beiſpiel völlig unwiſſend, und kommt daher nur ſehr ſchwer zu einer Vorſtellung von dem, was ihm möglich wäre, und bei andern Nationen wirklich geſchieht. Auch kann er keinen großen Reiz zur Arbeit fühlen, da er ſich ſelten durch ſie in einen behaglichen Vermögenszuſtand zu verſetzen vermag. Er iſt wirklich arm, unaufhörlich in Schulden, kann keinen eigenen Vorrath niederlegen, und ſieht ſich daher immer dem Mangel des Allernöthigſten ausgeſetzt, wenn z. B. plötzlich die Erndte durch eine große Dürre — was ſehr oft geſchieht *) — zu Grunde geht. Wie häufig er in dieſen Fall kommt, davon zeugt am beſten die Einrichtung einer, durch ganz Spanien verbreiteten, Anſtalt, los Positos genannt, welche in dieſem Artikel näher geſchildert werden muß. Ihre Beurtheilung mag Jedem ſelbſt überlaſſen ſeyn, da ſie — gleich wie alle hülfreichen Anſtalten — das Elend eher verlängert, als aus der Wurzel hebt, und dennoch Spanien, wie es jetzt iſt, nicht ohne ſie beſtehen könnte. Dieſe Poſitos ſind Vorrathskammern, in wel-

---

*) Mariana führt in ſeiner Geſchichte von Spanien mehrere, ſehr auffallende, Beiſpiele von ſolchem Unglück an. Im Jahr 1210 hatte man z. B. in Toledo neun Monate lang keinen Tropfen Regen geſehen, worauf denn auch wirklich eine Hungersnoth erfolgte.

chen Getreide aufbewahrt wird, und die auch häufig im Beſitze von Kapitalien ſind. Ihr Zweck geht dahin, Vorräthe für die Zeit der Noth aufzuhäufen, das Getreide immer in einem mäßigen Preiſe zu halten, damit alſo die Spekulation auf eines der erſten Bedürfniſſe zu verhindern, und denn beſonders auch, dem Landmann Vorſchüſſe für ſeinen Unterhalt und für die Ausſaat zu machen. Sie ſind ſchon ſehr alt, und gründen ſich großen Theils auf fromme Stiftungen. Wo dieß nicht der Fall iſt, werden ſie von den Kommunen angelegt, und von dieſen unterhalten. Ihre Anzahl im ganzen Königreich beträgt 5,308, unerachtet die nördlichen Provinzen dieſer Anſtalten ermangeln, weil bei ihnen wahrſcheinlich wegen der Zufuhr zur See der Fall des Bedürfniſſes ſeltener eintreten kann *).

---

*) Ihre innere Einrichtung iſt wirklich vorzüglich. Eine Schrift darüber: Manual de gobierno y administracion de los positos del reyno, por Don Lor. Guardiola

Trifft aber kein Fehljahr ein, durch welches der Landmann zur Nachſuchung einer Hülfe von den Poſito's genöthigt wird, ſo befindet er ſich doch ſonſt nicht in einer behaglichen Lage. Er wohnt z. B. äußerſt ſchlecht, leidet Holzmangel, und ſieht ſeine Geſundheit, auch wenn er ſich ſatt gegeſſen hat, durch manche Umſtände gefährdet. Wird er krank, ſo fehlt es an Aerzten und Arzneien, worin er dann in manchen Gegenden nicht viel beſſer daran iſt, als ob er mitten in Afrika wohnte. Wenn er daher ſo durch Krankheiten oft, und vielleicht überhaupt zu früh für die Arbeit untüchtig wird, ſo iſt er auch bei geſunden Tagen nicht im Stande, ſeinen Feldern die gehörige Aufſicht zu widmen. Meiſt ſind ſie zu weit von ſeiner Wohnung entfernt, als daß er gehörig zuſehen, und ihnen die kleinen Aufmerkſamkeiten ſchenken könnte, für die ſie ſo dankbar ſind, wie die Menſchen. Aber ange-

---

y Saëz. Madrid 1804. 4te Ausg. iſt ſehr gut geſchrieben, und gibt eine völlig klare Anſicht von dieſer Anſtalt.

nommen auch, daß er eine ſchöne Erndte gemacht hat, was bleibt ihm nach derſelben viel übrig, wenn er den Vorrath für das künftige Jahr abgeſondert hat? Alle ſeine Bedürfniſſe ſind äußerſt theuer, ſelbſt die Mundvorräthe, die er vielleicht nöthig hat, nicht ausgenommen. Das kommt ihm jedoch nicht zu gut, indem die Erhöhung faſt einzig und allein von Auflagen und Transportſchwierigkeiten herrührt. Es hat ſodann noch einen ſchädlichen Einfluß auf den Taglohn, deſſen Anſehnlichkeit, wenn er fremder Arme für ſeine Geſchäfte bedarf, drückend iſt, und mit dem bisher Geſagten verbunden, ſchon großentheils die Erbärmlichkeit ſeines Zuſtands und ſeines Gewerbes erklärt.

So mannichfaltig wirkt die Lage des Arbeiters auf ſein Geſchäft, und ſomit auf die Benutzung des Bodens ein. Es darf aber ja nicht vergeſſen werden, wie ſchon der Karakter des Grundeigenthümers — einer in Spanien gewöhnlich von dem Landwirth ganz verſchiedenen Perſon — derſelben ſo mächtige Hinderniſſe entgegen ſezt. Entweder ſind dieß Kommunen, fromme Stiftungen, und geiſtliche Anſtalten, oder es iſt reicher Adel. Letzterer wohnt niemals auf ſeinen Gütern, ſieht ſie oft nie in ſeinem Leben, und thut daher durch Einſichten und eigenen Eifer nichts, und durch Befehle, Geldunterſtützung u. dgl. nur höchſt ſelten etwas für ſie. Sie ſind daher ſo ſchlecht verwaltet, wie die Beſitzungen der übrigen, und wechſeln ihre Pächter ſo oft, als möglich, wovon weiter unten wieder geſprochen werden wird.

Der Hauptſchaden des Landes liegt aber noch tiefer, und auch hier, wie überall, in den Grundlinien der Verfaſſung, der Geſetzgebung, und dem Geiſte der Staatsverwaltung. Wo es in einem Staate ungeheure Grundſtücke gegeben hat, welche einem einzigen Menſchen gehörten, und unveräußerlich und untheilbar waren, konnten dieſe nur bei einer ungeheuren Bevölkerung ſattſam benutzt werden *). In Ländern, wie

---

*) Sonderbarer Weiſe gab es auch dagegen ſchon

Spanien aber, wo die letztere ſo gering iſt, mußte vieler Boden unbenutzt liegen bleiben, ſo bald er in großen Maſſen zuſammenhing. Die Beſitzungen der Kommunen, der frommen Anſtalten u. dgl. befinden ſich in demſelben Fall. Ihr Umfang erzeugt ein Pachtſyſtem, das verderblich iſt, und in dieſem Lande z. B. die Folgen hat, daß ein Drittheil des Bodens ganz unangebaut, und ein großer Theil des übrigen das ganze Jahr hindurch brach liegt.

Hiezu kommen ſodann noch andre Umſtände, welche man wohl nur in Spanien in ſolcher Mannichfaltigkeit finden dürfte. Die Provinzen ſind in Verfaſſungen, in Handlungs-Freiheiten und Einſchränkungen ſehr von einander

---

Geſetze, welche aber nicht beobachtet wurden. Ein ſchon vor dem Jahr 1700 ergangenes Verbot: z. B. die Verbindung zweier Majorate, wenn ſie einen gewiſſen Umfang hatten. Auch beſtehn ſeit 1760 eine Menge Vorſchriften für die Erhebung des Ackerbau's, welche aber alle das Schickſal obigan Geſetzes hatten.

verſchieden. Manche genießen Vorrechte, die den andern höchſt ſchädlich ſind, und eine Geſellſchaft beſitzt ſogar ein Privilegium, welches das völlige Aufblühen des Ackerbaus, ſo lang es beſteht, verhindern muß. Dieß iſt die ſogenannte Meſta, oder das Vorrecht, welches eine gewiſſe Anzahl Schaafbeſitzer ſchon ſeit undenklichen Zeiten zum Nachtheil des Landes genießen, ihre Schaafe auf allem nicht angebauten, brachliegenden Boden weiden, und ſelbſt über den angebauten Grund wegziehen zu laſſen. Dieſem Rechte zu Folge durchziehen gegen 5 Millionen Schaafe jedes Jahr einen großen Theil von Spanien, und beſonders die Provinzen, Extremadura, Andaluſien, Leon, beide Caſtilien, Biskaja, Navarra und Aragonien, und ſtiften natürlich, ſo einträglich ſie auch für die Eigenthümer dieſer Thiere ſind, für den Grundbeſitzer den allergrößten Schaden. Auf vielen Cortes wurde die Aufhebung dieſes ſchädlichen Privilegiums verlangt. Die Regierung ſchien manchmal nicht ganz ungeneigt, aber die Großen des Adels und der

Geiſtlichkeit, welche im Genuße deſſelben ſich befanden, wußten immer eine Reform zu verhindern, welche freilich, wenn ſie nicht mit Vorſicht gemacht wurde, die ganze ſpaniſche Schaafzucht bedrohte, aber auch die völlige Benutzung des Bodens, ſo lange ſie beſtand, verhindern mußte.

Auch in Spanien ruhen, wie beinah überall, die ſtärkſten Abgaben auf den Erzeugniſſen des Feldbaues. So lange ſie nun feſt ſind, ſo iſt ihr Schaden in Bezug auf den letztern gewöhnlich nicht ſehr groß. Werden ſie aber häufig verändert, und kommen ſodann noch eben ſo oft wechſelnde Geſetze für die Ein- und Ausfuhr hinzu, ſo wird natürlich Alles in dieſem Zweige des Handels ungewiß, und iſt am Ende der Landmann das Opfer davon. Darüber hat man nun in Spanien mit allem Rechte geklagt, und wir dürfen auch darin ein weiteres Hinderniß der Fortſchritte der Landwirthſchaft in dieſem Lande finden.

So ſcheint ſich dann Alles gegen ſie zu vereinigen, und ſelbſt die Religion bleibt nicht zurück, wo es darauf ankommt, ſchädlich auf ſie zu wirken. Dies thut ſie nun hauptſächlich durch die vielen Feſttage, welche nicht nur zum Müſſiggang, ſondern auch zu überflüſſigen Ausgaben einladen. Schweigen wir von den letztern, da ſie nicht zu berechnen ſind; aber wir dürfen unſern Leſern den Kalkul des Grafen von Campomanes nicht vorenthalten, wodurch er die Schädlichkeit dieſer Feſttage erwieſen hat. Er ſchlägt den Nachtheil, der dem Nationalvermögen durch die Unterlaſſung der Arbeit im Feldbau, Manufakturen und Künſten durch jeden einzelnen Feiertag erwächſt, zu 16,000,000 Realen *) an, wovon natürlich der größte Theil auf den landwirthſchaftlichen Erwerb zurückfällt.

Setzen wir indeß aber auch, daß der Landmann wirklich ſeinen Boden gehörig vorbereitet, und angeſäet hat, und einer reichlichen Erndte entgegen ſieht, ſo wird ihm dieſe wieder durch

---

*) Etwa 4 Millionen Livres.

manche Umſtände geſchmälert. Das Privilegium der Meſta und andere Gründe hindern die Umzäumung der Felder Das Land iſt wenig bevölkert, der Landmann meiſt ſehr weit von ſeinem Gute entfernt, von Feldpolizei weiß man überhaupt gar nichts, die Heerden der Meſta muß er, wie ſie auch ſtehen mögen, über ſeine Felder wegziehen laſſen — wie Vieles bedroht den Lohn ſeiner Arbeit noch, bevor er ihn einſammeln kann. Aber laſſen wir ihn einen ſchönen Vorrath aufgehäuft, ſeine Abgaben, ſeine Schulden bezahlt, und das Bedürfniß für das ganze Jahr zurückgelegt haben, nun ſoll er verkaufen. Da mag er ſich aber gerade in einer ſehr fruchtbaren Provinz befinden, wo ſeine Produkte zum niedrigſten Preiſe ſtehn. Dieß iſt ſehr häufig der Fall, während ſie in einer andern Provinz, gar nicht ſehr ferne, äußerſt hoch im Preiſe *) ſind. Das nächſte Mittel

---

*) Häufig iſt der Fall in Spanien, wie man vom Jahr 1757 erzählt, wo das Fanega Getreide

müßte alſo ſeyn, den beſſern Markt aufzuſuchen, oder der Spekulationsgeiſt, dürfte man denken, ſollte den Vortheil nutzen, und ſo eine Art von Gleichheit in den Preiſen herſtellen. Alles das würde geſchehen, wenn die Hinderniſſe mancher Art nicht zu groß, und völlig unüberſteiglich wären. Der Handel im Innern iſt auf jede nur mögliche Weiſe beſchränkt, und Smiths Behauptung *), daß die Handelsmacht Spaniens blos durch dieſen Umſtand geſunken ſey, hat nicht zu warnen vermocht. Vergebens erzählte die Geſchichte, wie das ehmals ganz anders geweſen, und wie z. B. noch im Jahr 1573 der Jahrmarkt von Medina del campo ſo beſucht geweſen ſey, daß allein für 150 Millionen Skudi Geldgeſchäfte auf demſelben gemacht wurden. Alles das iſt heut zu Tage völlig unmöglich, und

---

in Palencia 6 Realen, und in Sant-Ander, wo der nächſte Markt war, 21 koſtete.

*) In ſeinem Werk über den Nationalreichthum.

wird dieß beſonders durch den Mangel an innerer Kommunikation und die Schwierigkeiten derſelben. Da hierin einer der Hauptmängel Spaniens liegt, ſo iſt es billig, daß wir uns bei dieſem Umſtand etwas länger verweilen.

Es iſt nicht zu läugnen, daß ſeit einem halben Jahrhundert viel für die Erleichterung der innern Kommunikation geſchehen iſt. Man hat manche ſehr ſchöne Hauptſtraßen angelegt, und dieſe führen von Madrid aus nach den meiſten vorzüglichern Punkten der Monarchie. Obgleich nicht immer ſorgfältig genug unterhalten, ſind ſie doch in ziemlich guten Umſtänden, und würden dem Lande unendlich viel nützen, wenn ihrer mehrere wären. Das Unglück iſt aber, gerade, daß man mit den glänzendſten Unternehmungen zuerſt angefangen, und über dieſen den Eifer und die Finanzen erſchöpft hat. Die Verbindungen unter einzelnen Orten und ſelbſt unter einzelnen Provinzen ſind im Durchſchnitt erbärmlich, und ſo, daß ſie nicht von Wagen befahren werden können. Auch dieſe ſind im Ganzen ſo klein, ſchwerfällig und erbärmlich, daß ſie nur ſehr wenig für den weitern Transport gebraucht werden. Dieſer muß beinah durchgängig auf Saumthieren geſchehen, wodurch er natürlich äußerſt vertheuert, und auch nur im geringern Umfang möglich wird.

Die verſchiedenen anſehnlichen Flüſſe, von welchen Spanien durchſtrömt iſt, haben frühe ſchon den Gedanken an ihre Schiffbarmachung, und Verbindung durch Kanäle erweckt. Man wußte ſogar daß verſchiedene derſelben einſt ſchiffbar geweſen waren *), und fand ſich nur deſto mehr zu der ſchönen Unternehmung gereizt. Die Plane warfen ſich bald auf den Tajo, bald auf den Quadalquivir, den Guadelete und den Ebro, und wurden zum Theil wirklich ausgeführt, zum Theil nur angefangen. Was indeß heut zu Tage noch von dieſen Arbeiten übrig geblieben, iſt

---

*) Wie der Ebro, da z. B. im eilften Jahrhundert Saragoſſa der Stapelplaz einer anſehnlichen Schiffahrt war.

höchſt unbedeutend, und was in neuern Zeiten verſucht worden, noch weit weniger gelungen. Ein gleiches Schickſal hatten die verſchiedenen Kanäle, zu welchen man die Plane entwerfen, und die auch wirklich großen Theils angefangen worden ſind. Nur der Kanal von Aragonien, welcher bereits 1529 begonnen wurde, iſt zu einiger Ausdehnung gelangt, und erſtreckt ſich von Tudela (in Navarra) bis ganz in die Nähe von Saragoſſa, wo er ſich in den Ebro gießt. Bereits verdankt ihm Aragonien viel von ſeinem aufblühenden Wohlſtand, und wie unendlich reichlich würde er Koſten und Fleiß wieder belohnen, wenn er völlig ausgeführt wäre, und alſo, bis in den Meerbuſen von Biskaya verlängert, die kürzeſte Verbindung zwiſchen dem Weltmeer und dem mittelländiſchen ausmachte *).

---

*) Zu Ende des Jahrs 1803 erging ein königl. Edikt, welches die Errichtung eines Lotto's zur Beendigung des großen Kanals von Aragonien und Navarra (reales canales imperial y de Tauste) bewilligt. Darin heißt

Wir haben ſchon mehreremale bemerkt, daß der Feldarbeiter nur ſehr ſelten Grundeigenthümer in Spanien iſt. Er iſt Pachter, und der größte Theil ſeines Zuſtands hängt daher von der Art ſeines Pachtes ab. Dieſer gewinnt bald durch Geſetze, bald durch altes Herkommen einen ſchädlichen Karakter, und fühlt natürlich auch die ganze übrige Lage noch, in der ſich das Grundeigenthum in dieſem Lande befindet. Was ihn zuerſt in den meiſten Fällen ſchädlich macht, iſt die Entrichtung der Pachtſumme in baarem Geld, auf die der Grundeigenthümer gewöhnlich abſchließt. Dieſer wird ſomit aller Gefahren, welche den Feldederertrag durch Witterung, durch Wechſel der Preiſe u. dgl. bedroht, entheben,

---

es: „Gegraben ſind mehr als 20 Leguas (ſtarke halbe deutſche Meilen) und 18 zur Beſchiffung durch Barken von 2000 Quintel Laſt. Vier Zehentheile des Ganzen ſind alſo fertig. Der Kanal von Tauſte iſt lange vollendet.“

und laſtet ſie dem Pächter, der ſelten ein ſehr wohlhabender Mann iſt, allein auf. Sodann geſchehen die Pachtungen in ſehr anſehnlichen Parthien, zu welchen ſich natürlich nur wenige Liebhaber einfinden können, und dadurch wieder Unterpachtungen entſtehen müſſen. Je kleiner dieſe ſind, deſto theurer müſſen ſie dem Oberpächter in der Regel bezahlt werden, indem er ſich auf dieſe für das Pachtgeld erholen muß, welches er für die großen Landſtrecken, wozu er gar keine Abnehmer finden kann, und die daher unangebaut liegen bleiben, bezahlt. Hierzu kommt noch, daß der Pachtvertrag von Seiten des Grundeigenthümers nie ſicher iſt, indem er mit jedem Wechſel deſſelben, außer der beſtimmten Verfallszeit aufgehoben werden kann, und daß er überhaupt für zu kurze Zeit abgeſchloſſen wird, als daß der Pächter irgend eine Verbeſſerung mit dem Gute vornehmen möchte. Bäume, Reben u. dgl. pflanzt er natürlich gar nicht, weil immer mehrere Jahre dazu gehören, bis ſein Fleiß durch ſie belohnt wird; auch gibt er ſich keine Mühe durch Bewäſſerung zu helfen, indem ihm dies immer Koſten, und ein Einverſtändniß mit den Nachbarn nöthig macht, die für einige Pachtjahre nicht der Mühe werth ſind.

Ueberhaupt iſt es der Mangel an Bewäſſerung, welcher dem dürren ſpaniſchen Boden in den meiſten Provinzen ſchmerzlich abgeht. Nur Catalonien und Valencia machen hierin eine Ausnahme, ſind aber auch durch ihren ſchnell ſich erhebenden Wohlſtand reichlich dafür belohnt. Die übrigen ahmen ſie hierin nicht nach, und laſſen Alles beim Alten bewenden, unerachtet erwieſen iſt, daß die Bewäſſerung in alten Zeiten in ganz Spanien auf den höchſten Punkt getrieben worden war.

Es iſt ſchwer zu ſagen, ob Unwiſſenheit oder Läſſigkeit an allen dieſen Mängeln den größten Antheil haben. Der Zuſtand der Viehzucht greift von dieſen beiden Seiten eben ſo gefährlich in den landwirthſchaftlichen Zuſtand des Landes ein. Es iſt ſchon überhaupt in dem Mangel an Vereinigung der Viehzucht mit dem Ackerbau ſichtbar, indem lezterer gewöhnlich beinah ganz ohne erſtere beſteht, oder von ihr erdrückt wird, wie das an der Meſta ſchon zum Theil gezeigt worden iſt. Ferner gibt es überhaupt außerordentlich wenige Hornviehzucht, und beſchränkt ſich dieſe beinah einzig und allein auf Aſturien und Alt-Kaſtilien. Wo ſie aber neben einem andern Zweige beſteht, iſt ſie dieſem wieder durch Vorurtheile hinderlich, die zwiſchen beide treten. So glaubt man z. B. in Andaluſien, wo die ſpaniſche Pferdezucht zu Hauſe iſt, allgemein, daß das Hornvieh und die Pferde beide eigene Weiden haben müſſen, wodurch natürlich weit mehr Feld für ſie erfordert wird, als wenn ſie auf dem nemlichen Boden graßten, wo das eine Thier eine Graßgattung verzehrt, die das andere ſtehen läßt. Ueberhaupt geht zu viel Boden für die Viehzucht verloren, ohne daß dieſe es gehörig einbringt. Die Anzahl der Maulthiere z. B. iſt bei weitem zu groß — man rechnet 1,200,000, was mir viel zu gering ſcheint — und füttert dieſe, ſo wie die Pferde, einzig und allein mit

Gerſte. Dazu reichen nun die 90 Millionen Fanegas Gerſte, welche Spanien jährlich erzeugt, nicht hin. Von Hafer, ſo wie vom Kleebau weiß man gar nichts, und wohl mag in dieſer Fütterung der Grund der Schwäche liegen, welche man beſonders den Pferden in dieſem Lande vorwerfen darf. Eben ſo wenig iſt die Stallfütterung, und nur ſehr wenig die größere Benutzung des Viehſtands durch die Milchverarbeitung bekannt. Der Werth des Viehs überhaupt iſt ſo wenig anerkannt, daß man gar nicht bedenkt, wie viel das unnöthige, und wirklich ausſchweifende Schlachten junger Thiere, ſelbſt Schaafe, einem der weſentlichſten Zweige der Landwirthſchaft ſchadet.

Die Viehzucht zeichnet ſich indeß in Spanien durch zween merkwürdige Zweige aus, welche zu den weſentlichſten Punkten ſeines Nationalreichthums gehören. Dieß iſt die Schaaf- und die Pferdezucht. Ueber erſtere dürfen wir uns wohl mit möglichſter Kürze faſſen, da das überall rege Intereſſe für dieſen Erwerb die Aufmerkſamkeit ſchon lange auf ſie gerichtet hat *). Deſto merkwürdiger dürfte es ſeyn, etwas über den Zuſtand der Pferdezucht zu vernehmen, indem uns die Entfernung gewöhnlich dergleichen Dinge in einem weit glänzendern Lichte zeigt, als ſie in der Nähe wirklich ſind.

Es iſt kein Zweifel, und der ſpaniſchen Regierung oft wiederholt worden, daß die Pferdezucht ſich im allergrößten Verfall befindet. Man

---

*) Ich will nur einige hiſtoriſche Umſtände anführen, welche wenig bekannt ſind. Unter Alphons XI. wurde die ſpaniſche Schaafzucht durch eine aus England gekommene Zucht aufgefriſcht. Man nannte dieſe Marinas — übers Meer hergekommene — woraus, nach des Paters Sarmiento Meinung, der Name Merinos entſtanden iſt. Kurze Zeit nachher erhielt ſie eine neue Verbeſſerung durch die Heirath des Kronprinzen von Kaſtilien, Heinrichs III. Sohns, mit Katharina, der Tochter des Herzogs von Lancaſter, die ihm eine ſehr groſe Schaafheerde als Morgengabe mitbrachte.

hat ſie in Spanien dem Einzelnen überlaſſen, und aus ihren Schickſalen daſelbſt möchte man wohl diejenigen am leichteſten widerlegen, welche ein ähnliches Syſtem gerne in allen Staaten anwendbar machen möchten. Don Pedro Pablo Pomar, der auf Befehl der Regierung ganz Spanien bereißte, um den Zuſtand der Pferdezucht zu unterſuchen, verſichert in ſeiner, dem König deshalb eingereichten, Denkſchrift, daß man in den meiſten Provinzen, außer Andaluſien, kein gutes Pferd mehr findet, und auch da nur ſelten eines antrifft. Auch die Preiſe eines vorzüglichen Thieres mögen dies beweiſen, indem dieſe von 12 – 30,000 Realen *), und wohl noch höher ſteigen. Und dennoch iſt ein ſolches Pferd in der Regel mit dem achten Jahre alt, und vermag es gar keine ſtarke Strapazen auszuhalten, ſondern dient zu kaum mehr, als zum Paradieren. Woher dieſer Verfall, fragt man, in einem Lande, deſſen Pferde ſchon im graueſten

---

*) 3000 und 7,500 Livres.

Alterthum gerühmt wurden? — Zuerſt wohl aus Mangel an neuen Miſchungen, indem man die alten Raçen nicht nur nicht durch fremde auffriſcht, ſondern die Thiere ſich ſelbſt immer in der Verwandtſchaft fortpflanzen läßt *). Sodann wegen ſchlechter Verſorgung, indem das Futter häufig in nichts, als Stroh beſteht, das Waſſer erbärmlich iſt, und die Ställe ſo wenig verwahrt ſind, daß die Thiere, beſonders durch

---

*) Es iſt eine äußerſt auffallende Erſcheinung, daß ſo wenige männliche Füllen geworfen werden. In Villa de Moron warfen 1791, 1033 Stuten nicht mehr, als 73 Mutter- und 2 Hengſtfüllen; in Ronda 654 St. 58 M. F. u. nicht ein einziges H F.; im Königreich Sevilla 3691 St. nicht einen einzigen Hengſt, und eben ſo die 1278 Stuten im Königreich Cordoba nur einige wenige Mutter- und kein einziges Hengſt-Füllen. Dieß erinnert an Büffons Behauptung, daß die häufige Vermiſchung und Erneuerung der Raçen mehr männliche als weibliche Geburten bewirke. Denn in Spanien wird wirklich ganz und gar nicht gemiſcht.

die Fliegen, ſo ſtark leiden, daß die Hälfte der andaluſiſchen Stuten wegen der heftigen Bewegungen, die ſie um ihrer Peiniger los zu werden, machen, unglücklich werfen.

Alles dieſes und noch manches Andere wirkt auf das Herabkommen der Raçe. Andere Umſtände bezeugen die allmählige Verminderung der Pferdezucht überhaupt. Wir wollen es nur als eine Merkwürdigkeit anführen, daß man in vielen Orten den jährlichen Verluſt an Füllen, den man durch die Wölfe erleidet, auf 40 – 50 rechnet. So anſehnlich dieſer Schaden iſt, ſo kommt er doch bei weitem dem nicht nahe, den die ungeheure Ausbreitung der Maulthierzucht bewirkt hat. Außerdem, daß man die beſten Hengſte und die ſchönſten Stuten für ſie gebraucht, gehen damit von beiden eine große Menge für die Pferdezucht verloren. Oft haben die ächten Patrioten ihre Stimmen gegen dieſes häßliche Baſtardgeſchlecht erhoben. Es wurden ſelbſt Geſetze gegen die Ausbreitung der Maulthierzucht gegeben; umſonſt! „Sie zinſen ſtärker, als die Pferde", hieß es, „ſind nicht ſo delikat, wie dieſe; ertragen Feuchtigkeit und Kälte beſſer; ſind leichter zu nähren, und bedürfen weniger ſorgfältiger Wartung, als ſie." Wirklich ſcheint Vieles darunter wahr, und ich habe mich ſelbſt völlig überzeugt, daß nicht nur die ſpaniſchen Pferde, ſondern auch die ausländiſchen *) bei weitem nicht, was die Maulthiere zu ertragen vermochten. Wie dem ſey, ſo geſchieht beinah alle Arbeit in Spanien durch ſie, und iſt daher das Bedürfniß derſelben ſo groß, daß das Land allein ſie nicht alle zu erzeugen vermag, und man nicht nur zu ihrer Fortpflanzung eine Menge Mutterpferde, ſondern auch Maulthiere ſelbſt aus Frankreich **) beziehen

---

*) Man ſah ſich z. B. bald genöthigt, die franzöſiſche Artillerie mit Maulthieren zu beſetzen. — Das Futter mag wohl viel Schuld ſeyn, welches in nichts, als Gerſte und Stroh beſteht.

**) Pomar rechnet jährlich 10,000 Mutterpferde und 20-25,000 Maulthiere, und bringt muß. So verliert ſich denn der gröſte Theil der Pferdezucht in Spanien, — Andaluſien ausgenommen, wo die Maulthierzucht immer verboten war, — in leztere, und iſt jene daher äußerſt geſunken. Einzelne glückliche Verſuche, die man angeſtellt hat, z. B. arabiſche Pferde mit ſicilianiſchen zu vermiſchen, wodurch man unermüdbare Thiere gewonnen haben ſoll, und Colberts Muſter, welcher der Pferdezucht in Frankreich durch Auffriſchung mit fremden Racen ſo ſchnell geholfen hat, alles das iſt unbenützt geblieben. Der drei und vierfach gröſſere Preis der Maulthiere reizte den Eigennutz zu ſtark, die Regierung blieb unthätig, und ſo beſchränkt ſich denn alle Pferdezucht auf Andaluſien, wo ſie zwar immer noch beträchtlich genug, aber dennoch das nicht mehr iſt, was ſie ſeyn könnte *).

---

beinah drei Millionen Livres heraus, welche der Staat auf dieſe Weiſe jährlich verliert.

*) Zum Beweiſe nur einige Daten. Die Stadt Arcos enthielt 1791 z. B. 1061 Stuten und 44 Hengſte, und im Ganzen 1580 Pferde.

Die meiſten dieſer Pferde leben auf der Weide, und thun ſomit dem Feldbau mancherlei Schaden, indem ſie, aus Mangel an künſtlichen Wieſen, außerordentlich viel Land nöthig haben. Das ſcheinen nur Wenige zu fühlen, und die ökonomiſchen Geſellſchaften des Landes haben alle mögliche Mühe, wenn ſie eine Neuerung, d. h. eine Verbeſſerung einführen wollen. Wie viel iſt dieſen, wie viel iſt noch einer künftigen, aufgeklärteren Regierung zu thun übrig? Wie viele Artikel, die wenig oder gar nicht gebaut werden, könnten auf dieſen Boden verpflanzt

---

Ronda 564 Stuten und im Ganzen 811 Pferde. Darunter ſind einzelne Pferdehalter, die 80 und noch mehr Mutterpferde auf Spekulation halten. — Ein ſonderbares Beiſpiel von der Fruchtbarkeit eines Maulthiers hat ſich vor einigen Jahren in Valencia ereignet. Es paarte ſich mit einem grauen Pferde, und warf vier Jahre nacheinander jedesmal ein männliches Füllen, das aber gewöhnlich kurze Zeit lebte, und in einer Art von Wahnſinn ſtarb.

werden? Nur Valencia pflanzt z. B. türkiſchen Waizen; nur dieſe Provinz und Catalonien Reis; nur die öſtlichen und ſüdlichen Provinzen erzeugen Wein; und Navarra, Extremadura und Galizien haben gar kein eigenes Öl auf ihrem Boden Und was ſoll man denken, wenn man ganze Provinzen, wie die beiden Caſtilien, die Mancha, Leon und Extremadura völlig ohne Bäume ſieht? Freilich wird man finden, daß dieß auch die am ſchlechteſten bevölkerten ſpaniſchen Provinzen ſind. Aber wirkte der eine Fehler nicht ſo gut auf den andern, als dieſer auf jenen? Sind die baumloſen Gegenden nicht ungeſünder, als die andern? Sind Biscaya und Valencia nicht mit Bäumen bedeckt, und iſt die Bevölkerung des erſten nicht ganz außerordentlich, und die des leztern ſo ſchnell geſtiegen, daß man gerne den Grund davon in einem Umſtand findet, welcher ganz Spanien zu einem Paradieſe machen könnte?

Induſtrie.

Die Spanier reden gar gerne von den Glanzzeiten ihrer Geſchichte, und es hat mich ſowohl bei dieſer, als bei einer andern, ihr in ſo vielen Rückſichten verwandten Nation oftmals gewundert, wie wenig der auffallende Kontraſt zwiſchen der Vorzeit und der Vergangenheit auf beider Streben nach Verbeſſerung gewirkt hat. Freilich findet das Volk die Gründe dieſes Herabſinkens nie in ſich ſelbſt, ſondern in den Fehlern ſeiner Fürſten, oder in einem unvermeidlichen Schickſal, welches einmal die allerſchlimmſten Umſtände gegen ſein Glück vereinigte. Ganz

Unrecht hat es dabei nicht, das muß man bekennen. Die erſten Übel, wodurch der Wohlſtand und das Glück eines Staats nach und nach untergraben werden, ſind immer die Schuld der Regierungen. Aber die unglücklichſte Folge, welche der Ruin deſſelben für die Nation hat, iſt deren eigenes Herabſinken in Kultur, Kenntniſſen und Karakter; und hier kann man zwar die Menſchen, wo ſie die Gelegenheit und Aufforderung zum Beſſern vorübergehen laſſen, zwar entſchuldigen, jedoch nie von der Schuld ganz frei ſprechen.

Mochten daher die ſpaniſchen Patrioten ihren Landsleuten, ſo oft ſie wollten, wiederholen, daß Toledo einſt gegen 40,000, Sevilla über 100,000 Menſchen mit Seidearbeiten, und die Tuchfabriken von Segovia gegen 35,000 beſchäftigt haben; man antwortete ihnen: Leider ſind dieſe Zeiten vorbei, und können auch nicht wohl wiederkehren, indem damals überhaupt Alles ganz anders war. Das iſt die Ausflucht der

Trägheit, die ſich — wenn ſie es einmal gewohnt iſt — auch in ihrer Dürftigkeit gefällt, und im Nationalſtolz immer noch Troſt genug findet, wenn ihr die Selbſtbeſchauung beſchwerlich zu werden anfängt.

Indeß darf man doch nicht glauben, daß die ſpaniſche Induſtrie auf einer ſo gar niedrigen Stufe ſtehe. Es iſt zu verwundern, wie ein Volk ſich nie ganz niederdrücken läßt, und Spanien hat ſich im achtzehnten Jahrhundert in vielen Zweigen gehoben, und es, was kein kleiner Fortſchritt war, wenigſtens zum klargefühlten Bedürfniß groſſer Reformen gebracht. Zur Zeit Philipps V. war die Induſtrie in Spanien völlig niedergeſunken. Unter dieſem Könige noch fing ſie an, in Katalonien — wo ſie nie geweſen war — aufzublühen. Verſchiedene Provinzen, beſonders das Königreich Valencia, folgten ihr nach, und ſo wurden die Sachen beinahe ſo hoch getrieben, als es vielleicht, ohne die groſſen Veränderungen, deren das Land bedurfte, möglich war. Die Nation ſelbſt hatte hierbei das Allermeiſte gethan; die Regierung nur ſehr wenig, und oft nicht ganz gerecht gegen alle ihre Unterthanen, wie z. B. da ſie, um die Seidenindustrie in Valencia zu beleben, dieſe Provinz von den gewöhnlichen Truppenaushebungen völlig frei ſprach.

Was indeß die ſpaniſche Induſtrie bis jezt noch hingehalten hat, ſind zum Theil die Grundübel des Staats, welche in den beiden Verſuchen über die Bevölkerung und den Zuſtand der Landwirthſchaft in dieſem Lande angegeben worden ſind, zum Theil die Hinderniſſe, die in dem Karakter des Volks und der Politik ſeiner Regierung liegen.

Hinderniſſe, die im Karakter des Volks liegen. Dieſe dürfen wohl mit dem Hange der Südvölker zum Müßiggange und zu weichlicher Hingebung überhaupt beginnen, wodurch ſie ewig verhindert ſeyn werden, ſich völlig gleich mit dem Nordländer zu halten. Die Bedürfniſſe ſind im Süden ungleich weniger, und dieſe auch weit leichter zu befriedigen. Der

Stolz und die Neigung ergeht ſich hier lieber in Gegenſtänden der Einbildungskraft, als im emſigen Streben nach einem gewiſſen Grade von Wohlſtand, damit verbundener Behaglichkeit und feſtgegründetem bürgerlichem Anſehen. Leztere ſind zu armſelige Reſultate für ſeine Fantaſie, die, wenn ſie einmal mit Erwerbsplanen ſpielen will, ſich nicht in ſo enge Schranken faſſen kann, ſondern gleich von ungeheuren Reichthümern träumen will. Der ehrwürdigſte Fleiß, welcher im kleinſten Detail mit gleicher Sorgfalt arbeitet, und die ähnliche, ihn begleitende, Sparſamkeit können daher nichts lockendes für den Südländer haben, beſonders wenn er, wie die Spanier, noch täglich eine wunderbare Zeit im Auge hat, wo ſich ganz neue Reichthümer, aus völlig friſchen Quellen, wie Regenſtröme über Alle, die ſich nahten, ausgegoſſen, wenn er noch täglich Beiſpiele von Menſchen vor ſich ſieht, die durch ein paar Jahre Aufenthalt in den Kolonien zu Millionairen geworden ſind.

Ergibt der Spanier ſich alſo einmal irgend einem Induſtriezweig, ſo muß es für ihn der Mühe werth ſeyn; denn warum ſellte er ſonſt ſeine große Abneigung dagegen, und noch mehr die öffentliche Meinung, wenn er ſie auch gleich für ein Vorurtheil anſieht, beſiegen? Keine Gewalt iſt deſpotiſcher, als die der Meinung, und gegen keine andere wird den Menſchen der Kampf ſchwerer, als gegen ſie. Die Meinung aber, oder das Vorurtheil vielmehr, nennt den Gewerbsfleiß in Spanien, wenn nicht gerade entehrend, doch wenigſtens bei weitem nicht ſo ehrenvoll, als den darbenden Müßiggang, oder irgend ein dürftiges Stadtämtchen. Selbſt die Vorrechte des Adels gehen nach gewiſſen alten Gewohnheiten dadurch verloren, und das Volk iſt natürlich noch nicht aufgeklärt genug, ein freies, behagliches, aber thätiges Leben dem elenden, und an andern Demüthigungen ſo reichen, Hinbrüten in irgend einem höchſt untergeordneten Staatsdienſte vorzuziehen.

Eine lächerliche Eitelkeit hat dieſes Vorurtheil höchſt wahrſcheinlich in den langen Kriegsjahren erzeugt, während welchen die ſpaniſchen Könige irriger Weiſe die Größe ihrer Macht im äußern Umfang ihrer Gränzen, alſo in Eroberungsſucht, und nicht in kluger Benutzung der innern Kräfte des Staates ſuchten. Die Verwandtſchaft des Nationalſtolzes mit dieſem Vorurtheil erzeugte ſodann eine Verachtung der Fremden überhaupt, und — was noch ſchlimmer war — eine Verachtung der Gewerbe, mit welchen man dieſe ſo emſig beſchäftigt ſah. Lange war ein großer Theil der Induſtrie, und beinahe der ganze Handel Spaniens in den Händen der Ausländer, und die Nation ſah dieſe unzeitige und übel angewandte Nachſicht — wie es ihr vorkam — als einen großen Fehler der Regierung an, ohne ſichs darum einfallen zu laſſen, die fremde Thätigkeit durch Nachahmung zu verdrängen.

Die Fehler der Menſchen haben unter manchen Ähnlichkeiten mit ihren phyſiſchen Krankheiten auch dieſe, daß auf einem beſchädigten, oder wenigſtens geſchwächten Theil ſich die übrigen Krankheitsſtoffe am liebſten zuſammenziehen. So fand ſich daher auch die religiöſe Intoleranz gar willig ein, und wußte den Fremden jede Tugend zum Verbrechen zu machen, ſobald ihnen der alleinſeligmachende Glaube fehlte. Nun befand ſich der größte Theil der europäiſchen Induſtrie aber gerade in den Händen von Proteſtanten, und war ſomit Grund genug zum Abſcheu gegen Alles, womit ſie ſich beſchäftigten. Dieſe Wirkung dauerte ſelbſt bis auf neuere Zeiten mächtig fort, und es iſt noch gar nicht lange, daß eine Tuchfabrik, welche in Avila angelegt wurde, beinah durch das religiöſe Vorurtheil zu Grund gegangen wäre *).

---

*) Die Mönche machten das Volk glauben, daß dieſe Ketzer — es waren zween Engländer, die an der Spitze dieſes Etabliſſements ſtanden — die Kinder katholiſcher Eltern fräßen. Natürlich wollte das Volk ſie ſteinigen. Da ſie nun aber unter mächtigem Schutze ſtanden, ſo mußte es das wohl unterlaſſen. Auf jeden

Damit hängt ſodann die Indolenz der Nation zuſammen, welche ſich einmal gar nichts um das Ausland bekümmert, und weder Reiz noch Bedürfniß fühlt, zu reiſen, und ſich mit dem Zuſtand anderer Völker bekannt zu machen. Dadurch bleiben die Gewerbe natürlich auf demſelben Fuße ſtehen, wird dem Wetteifer der Zugang geſchloſſen, und iſt ſchon aus Mangel an Kenntniß des Beſſern die Vervollkommnung derſelben unmöglich gemacht. Darum darf ſich Niemand wundern, wenn der ſpaniſche Kunſtfleiß ſich nicht über das Bedürfniß der Nation ſelbſt

---

Fall entfernte ſich Jedermann von dieſen Ungläubigen, man machte lieber einen Umweg, als daß man an ihrer Wohnung vorüberging, man floh vor ihnen, wo man ihnen begegnete — kurz, die Macht des Vorurtheils war mächtig genug, um Alles erwarten zu laſſen, und ſo hartnäckig, daß es ſich nicht durch beſſere Ueberzeugung, ſondern nur nach und nach durch die Zeit, welche alle Leidenſchaften mäßiget, verl ren hat.

erhebt. Nach den vorliegenden Umſtänden hat er Alles erreicht, wenn er nur dieſes befriedigt.

So weit iſt es indeß wirklich noch nicht, indem hier noch die Hinderniſſe, welche im Geiſte der Regierung liegen, eintreten.

Dieſe beſtehen hauptſächlich in ihrem Zollſyſtem, und zwar

1) in Bezug auf das Ausland;
2) auf die verſchiedenen Provinzen unter einander; und
3) auf die Kolonien.

In erſterer Rückſicht iſt die Einfuhr der meiſten Induſtrieartikel mit ſo außerordentlichen hohen Abgaben beſchwert, daß die Kontrebande, Alles zu wagen, der Mühe werth finden muß, die Wachſamkeit der Zollbedienten zu umgehen. Unerachtet nun dieſes Syſtem im Anfang aus keinem andern Grunde, als aus Finanzverlegenheit angenommen wurde, ſo hat man es dennoch beibehalten, weil man durch daſſelbe die Induſtrie des Landes mit aller Gewalt zu erheben hoffte.

Ließe ſich indeß auch wirklich etwas Genügendes zur Vertheidigung einer ſolchen Politik überhaupt ſagen, ſo wird doch Niemand in Abrede ſeyn, daß ſie nicht gerade überall anwendbar iſt. Man brauchte, dünkt mich, nur einen Blick auf die Landkarte von Spanien zu heften, um den Haupteinwurf dagegen in der natürlichen Lage dieſes Landes zu finden, die den Schleichhandel im höchſten Grade begünſtigt, und es der Regierung völlig unmöglich macht, ihm mit Nachdruck zu begegnen, wenn ſie anders nicht geradezu alle ihre Mautheinkünfte auf die Anſtalten gegen die Kontrebande anwenden will. Das ſpaniſche Zollſyſtem iſt daher ſchon in blos finanzieller Hinſicht nachtheilig, indem es durch ſeine ſtarke Erhöhung nicht mehr gewinnt, als es bei mäßigen Auflagen gewinnen würde, und vielleicht noch weit weniger. Auf jeden Fall aber erreicht es den Zweck nicht, welchen man ihm ſpäter untergeſchoben hat. Die fremden Induſtriezweige kommen dennoch durch den Schleichhandel herein, und zwar in ſo großer Anzahl, daß der Handel mit ihnen nach den Kolonien — welcher blos durch Hülfe der Kontrebande für die ſpaniſchen Kaufleute ſelbſt möglich wird — einen der vortheilhafteſten Punkte ihrer Thätigkeit ausmacht. Überhaupt brauchte man nur die Geſchichte der ſpaniſchen Induſtrie anzuſehen, um in ihr die Verdammung dieſes Zollſyſtems zu finden; denn nichts geht klarer aus derſelben hervor, als die Gewißheit, daß von der Feſtſetzung deſſelben unter Philipp II. an, der Kunſtfleiß ſo auffallend geſunken iſt, wie es ſich aus andern einwirkenden Umſtänden unmöglich erklären läßt.

In Bezug auf das ſpaniſche Zollſyſtem unter den verſchiedenen Provinzen ſelbſt aber iſt dieſes der Induſtrie und dem Handel auf mancherlei Weiſe ſchädlich. Beinah auf der Grenze eines jeden dieſer verſchiedenen Königreiche, welche die ſpaniſche Monarchie in Europa bilden, werden Einfuhrzölle bezahlt, wodurch natürlich der Preis jeder Waare vermehrt wird. Dieſe erſtrecken ſich, wie oben bemerkt worden iſt, auch auf die Lebensmittel, und treiben dieſe, mit andern Umſtänden, auf einen ſo hohen Preis, daß der Arbeitslohn in allen Zweigen der Thätigkeit außerordentlich erhöht wird. Dadurch, und durch andere Gründe, können die ſpaniſchen Induſtrieartikel die Konkurrenz, welche ihnen durch den großen Abſtand in der Kunſt der Fabrikation bisher völlig unmöglich war, mit den fremden, durch Auflagen oder Schleichhandelsgefahren ſehr vertheuerten Waaren nur mit größter Mühe aushalten, und beſchränken ſie ſich daher meiſt auf die gröbern Zweige des Kunſtfleißes, deren Fabrikation für das Ausland kaum der Mühe werth ſeyn dürfte.

Wenn daher die Materialien des Kunſtfleißes, ſo wie deſſen Produkte im Mutterlande ſelbſt durch das Zollſyſtem vertheuert wurden, ſo mag man wohl ermeſſen, daß man in Bezug auf die Kolonien keine andere Politik befolgte. Hier wurden vielmehr die dahin gehenden Induſtriezweige, ſo wie die aus denſelben kommenden Materialien mit Abgaben *) belaſtet, welche den Schleichhandel von ſelbſt aufriefen, und den Beſitz der ſpaniſchen Kolonien für eine erobernde Marine, wie die der Engländer iſt, völlig überflüßig machte.

Will man noch hierzu die Aufwandgeſetze rechnen, zu welchen man ſich unter Philipp IV. ſchon durch den großen Mangel an Geld und Silber — man denke in dem Lande, deſſen Minen dazumal beinah alle vier Welttheile verſahen! — genöthigt ſah, ſo mag man die Gründe vereinigt haben, welche dem Emporkommen der ſpaniſchen Induſtrie entgegen waren.

---

*) Dieſe beſtanden in mancherlei ſonderbaren Titeln, wie derecho de averia, de almoxarifazgo, de tonelados, und de almirantazgo, worüber das vortreffliche Werk: Memorias sobre la legislacion y gobierno del comercio de los Espanoles con sus colonias en las Indias Occidentales, por Don Rafaël Antunez y Acevedo. Madrid 1797. 4. nachzuſehen iſt.

In welchem Zuſtande befindet ſich dieſe aber beſtimmt, wie viele Menſchen mag ſie beſchäftigen, womit beſchäftigt ſie ſich, und wie groß iſt ihr jährlicher Ertrag?

Es wäre freilich ſchön, wenn man auf dieſe Fragen antwerten könnte; allein ich bin überzeugt, daß es der erfahrenſte ſpaniſche Statiſtiker ſo wenig, als ich zu thun vermöchte. Was ich leiſten kann, iſt die Aufzählung derjenigen Artikel, in welchen mit einigem Umfang gearbeitet wird.

Dieſe ſind folgende:

Seide. Der Seidenbau wird überhaupt in Spanien nicht mit der Ausdehnung getrieben, welcher er fähig wäre. In den meiſten Provinzen iſt er, ſo zu ſagen, völlig unbekannt, und nur im Königreich Valencia iſt er vielleicht ſo belebt, als er unter den vorliegenden Umſtänden ſeyn kann. Das rohe Material geht aber gröſſtentheils ins Ausland, und die ſpaniſche Induſtrie verarbeitet es nur in Bändern, Halstüchern, einigen Strümpfen und Steffen

Für beide leztere Artikel iſt die Stadt Barcelona am allerthätigſten, wo nahe an 4000 Stühle ſich damit beſchäftigen. Alle dieſe Produkte vermögen die Vergleichung mit denen des Auslands aber nicht auszuhalten. Kommen ſie dieſen auch an Dauerhaftigkeit gleich, und übertreffen ſie ſie ſogar zuweilen, ſo ſtehen ſie ihnen dennoch an Glanz und Schönheit der Farben unendlich nach — bleiben alſo gerade in dem zurück, was den Hauptwerth aller bloßen Luxusartikel ausmacht. So bezahlt denn Spanien noch jedes Jahr für dieſelben ſehr beträchtliche Summen an die Franzoſen und Engländer.

Schaafwolle. Es iſt bekannt, daß der größte Theil der feinern ſpaniſchen Wolle in das Ausland geht. Die Regierung hat ſich bis jezt nicht dazu entſchließen können, dieß zu verhindern, indem das Land dadurch jedes Jahr ſehr beträchtliche Summen verlieren müßte, und ein plötzliches Verbot dennoch ſchwerlich die Wollenfabriken deſſelben in die Höhe treiben würde. Fortſchritte der Art ſind ein langſames

Werk der Zeit, und müſſen ſelbſt in dem, was für ihre Beförderung geſchieht, mit der größten Schenung behandelt werden. Bisher hat die Regierung wenig mehr dafür gethan, als daß ſie die Auflagen auf die Ausfuhr dieſes Artikels von Zeit zu Zeit erhöhte, dem Verkauf der eigenen Fabriken einige Vortheile machte, und mehrere darunter auf ihre Koſten unterhielt. Nur dieſe leztern vermochten ſich aber auch zu erheben, und Tücher zu liefern, welche ſich mit denen des Auslands meſſen konnten. Aber auch hier traf das Hauptgebrechen aller ſpaniſchen Induſtrie ein, ſie waren nicht im Stande, die Preiſe mit den fremden, troz deren mächtigen Erhöhung durch die Einfuhrabgaben, zu halten, und ſich durch einen ausgebreiteten Verſchluß auszudehnen. Am meiſten geſchieht indeß in Guadalaxara, wo gegen 300 Stühle in Thätigkeit ſind, und in Segovia, wo das feinſte Tuch verfertiget wird. Die übrigen Fabriken, beſonders von Aragonien und Catalonien, beſchäftigen ſich blos mit ſehr groben Sorten, die im Lande ſelbſt verbraucht werden, und nach Malta und Amerika gehen, und ſie konſumiren nur die ſchlechtere Wolle, an welcher Spanien ſo reich iſt, als andere Länder. Dieſe wird auch zu den übrigen Wollenarbeiten in Strümpfen, und beſonders in Bettdecken benutzt, als wenn beinah keine Konkurrenz mit dem Ausland ſtatt finden kann, und ſomit eine ziemlich ausgebreitete Gewerbsthätigkeit herrſcht.

Baumwolle. In dieſem Induſtriezweige iſt Spanien verhältnißmäßig am allerweiteſten zurück, und beinah Alles, was aus dieſem Stoffe verbraucht wird, kommt aus dem Ausland. Seit einigen Jahren hat die inländiſche Verarbeitung zwar etwas zugenommen, indem die Regierung die Maasregeln gegen die Einfuhr dieſer Fabrikartikel außerordentlich geſchärft, und Spinnanſtalten angelegt hat, welche nicht ganz ohne Erfolg bleiben konnten. Demungeachtet iſt indeß der Umfang der jährlichen Einfuhr noch außerordentlich, und beſonders in einem, anſcheinend unbedeutenden, Zweige ſehr anſehnlich, gegen welchen obige Verordnungen hauptſächlich gerichtet wurden. Dieß ſind die baumwollenen Dechte zum Brennen, die natürlich am leichteſten durch die innere Fabrikation erſezt werden könnten, da ſie gar keines Raffinements in Maſchinen und deren Benuzung erfordern. Auch könnte der Bau der Baumwolle ſelbſt in den ſüdlichen Gegenden wohl zu einer beträchtlichen Höhe getrieben werden, wenn man ſich nur einmal damit befaſſen wollte.

Linnenarbeiten. In mehrern Provinzen iſt der Hanfbau ſeit einigen Jahren ſehr in die Höhe gekommen, allein das rohe Material noch nicht gehörig benuzt werden. Bis jezt beſteht die Induſtrie hauptſächlich in gröbern Arbeiten in Segeltüchern und Ankertauen, womit Spanien, nach der Behauptung ſeiner neueſten Statiſtiker, ſeine Marine bereits ganz allein ſelbſt verſieht. Die feinere Fabrikation gibt ſich mit Tiſchzeug und Strümpfen ab, worin beſonders die nördlichen Provinzen, und namentlich Galizien, thätig ſind, ohne es übrigens noch ſehr weit gebracht zu haben. Man rechnet z. B. daß blos für die Hemden des Militairs jährlich über drei Millionen aus dem Lande gehen, und ich war ſelbſt Zeuge von der großen Schwierigkeit, welche man bei der Equipirung einiger franzöſiſchen Regimenter in dieſem Punkte gefunden hat. Die Einfuhr dieſer Artikel gehört daher bis jezt noch zu den alleranſehnlichſten.

Leder. Hierin geſchieht ſehr viel, aber nichts Vorzügliches, und was fabrizirt wird, iſt zu ungeheuren Preiſen.

Papier. Sehr viel und gutes. Catalonien beſchäftigt ſich am ausſchließendſten damit.

Hüte. Die geringern Sorten werden beinah alle im Lande fabrizirt, und die beſten in Badajoz. Aber auch hier ſind die Preiſe ſo anſehnlich, daß ſich die Fabriken nur durch die verhinderte Konkurrenz mit dem Ausland halten können.

Porzelan und Fayence. In erſterem

wird in der, von der Regierung unterhaltenen Fabrik zu Madrid ſehr ſchön gearbeitet, aber auch zu ſehr hohen Preißen. Das beſte Fayence wird in Maniſez fabrizirt, und das übrige beinah durchgängig ſchlecht.

Glas. Hier kann man nur die Fabrik von S. Ildefonso in Spiegeln und anderem Geräthe anführen. Die Regierung unterhält ſie mit ihrer gewöhnlichen Freigebigkeit, und ſo arbeitet ſie wirklich ſehr ſchön.

Eiſen- und Metallarbeiten. Bekanntlich ſind die nördlichen Provinzen außerordentlich reich an vortrefflichen Eiſenerzen. Aber gerade da, wo leztere am beſten ſind, wie in Biscaja, ſind die Hämmer auch die allerſchlechteſten, und bringen z. B. ihrem Eigenthümer gewöhnlich nur die Hälfte ſo viel Nutzen, als die aragoniſchen, die von der Vollkommenheit auch noch weit genug entfernt ſind, den ihrigen. Meiſtens geht aber das rohe Metall aus dem Lande, und kommt, im Auslande verarbeitet, und, wie man ſich denken kann, zu hohem Preiße wieder. Dieß iſt, die wirklich vorzüglichen Kanonengießereien ausgenommen, auch beim Kupfer der Fall; und die Gewehrfabriken des Landes, ſo berühmt ſie auch ehemals geweſen, halten ſich durchgängig nur noch durch die Beſtellungen der Regierung.

Taback. Das Material kommt, wie man weiß, größtentheils aus den Kolonien, und zwar nicht aus den ſpaniſchen, ſondern den portugieſiſchen. Die Regierung hat ſich die Fabrikation ausſchließend genommen, und ſie ganz in Sevilla vereinigt, von wo aus die ſämmtlichen Provinzen der Monarchie verſehen werden. Man berechnet ihren Vortheil aus dieſer großen Fabrik zu 25 Millionen Livres, was mir bei dem hohen Preiße dieſes Fabrikats, und, in Vergleichung mit andern Ländern, ſehr wenig vorkommt. Man weiß, wie ausgebreitet der Verbrauch deſſelben in Spanien iſt, und muß annehmen, daß die Regierung auf die Fabrikation nothwendig gewinnen ſollte, und dennoch — um einen Vergleichungspunkt anzugeben — gewann die franzöſiſche Regierung ſchon vor der Revolution jährlich über 30 Millionen mit der Tabackspacht.

Brandtwein. Beinah alle Fabriken ſind in Aragonien, Catalonien und Valencia, und nehmen die geringern Landweine zum Grundſtoff. Was in den andern Provinzen in dieſem Artikel produzirt wird, iſt ſo erbärmlich, daß es nur in den ärmſten Provinzen, wie die beiden Kaſtilien, Leon u. dgl. ſind, verzehrt wird.

Dieſe Überſicht der hauptſächlichſten Artikel der ſpaniſchen Nationalinduſtrie ſchließe ich mit einer Tabelle aller Fabriken des Königreichs, wie ſie im Jahr 1801 vorhanden waren.

Ueberſicht des Fabrikzuſtands

Ort.	Name des Beſitzers.
Corunna.	Die Regierung.
—	Die Regierung.
—	Manuel Landeyra.
—	Juan Francisco Barrie.

in Spanien, im Jahre 1801.

Fabrik. Gegenſtand.	Weitere Beſtimmungen.
Tafelzeug.	Von dieſer Fabrik wird das ganze königl. Haus verſehen. Die Abſtufungen der Preiſe ſind von 600, 500, 400, und 300 Realen das Stück. Leinwand-Arbeiten ſind überhaupt die vorzüglichſte Induſtrie von Galizien, u. man rechnet, daß von Tafelzeug u. anderer Leinwand jährl. zum wenigſten 5,350,000 Varas in dieſer Provinz fabrizirt werden, wovon 1,900,000 nach Kaſtilien, 800,000 nach Amerika gehn, u. das übrige im Lande ſelbſt konſumirt wird.
Tauwerk.	
Poſamentiergegenſtände und Bänder.	
2 Fabriken für Kämme.	
Hüte.	Von allen Farben, und von verſchiedener Feinheit, dieſe Fabrik iſt ſehr anſehnlich.
Eine andere Fabrik noch für feine, und 3 für gewöhnliche Hüte.	

Ueberſicht des Fabrikzuſtands

Ort.	Name des Beſitzers.
Santiago de Sigras.	Enrique Bret u. Luis Vitry.
San Eſteban de Piadela.	Juan de Muro Paſter.
Betanzos.	Der ſogenannte Gremio de Zapatuos
Zerſtreut zwiſchen Santiago und Ferrol.	
Santiago de Sigras.	
	Antonio Bruneli.
Lugar de Francos.	
Lugar de Jubia.	

in Spanien, im Jahre 1801.

Fabrik-Gegenſtand.	Weitere Beſtimmungen.
Gedruckte Baumwollenzeuge.	Dieſe Fabrik iſt ſehr anſehnlich, und ihre Arbeiten können ſich an Geſtalt mit den ausländiſchen meſſen.
Leder.	Gröbere Lederarbeit für Sattler, und feinere in Corduanen u. dgl. Dieſe Fabrik iſt ſehr anſehnlich.
Leder.	
14 Lederfabriken.	Jedoch minder anſehnlich.
Bänder.	
Drei von gewöhnlichen Hüten.	
Gewebene Strümpfe.	Strümpfe werden in größter Menge von den Weibern in Galizien geſtrickt, beſonders aber in Bayona, von welchem einzigen Ort jährlich über [illegible] Duzend ausgeführt werden.
Gewöhnl. Papier.	
Gewöhnl. Papier.	

Ueberſicht des Fabrikzuſtands

Ort.	Name des Beſitzers.
S. Julian de Armen.	Ramen de Silva.
Pentevedra.	Franc. Gennare Argel.
	Gaſpar de Tuentes.
	Benj. u. Juan Lees.
	Franc. Genn. Argel.
Mondennedo.	Frau Maria Roſende y Teixero.
	In dem Casa de Reclusion.
Menſerte.	
Vega de Ribadeo.	
Vigo.	Angel Rodriguez de Aballe.
	Zenen Curbera u. Comp.

in Spanien, im Jahre 1801.

Fabrik-Gegenſtand.	Weitere Beſtimmungen.
Feines Papier.	
Ordinäre Hüte.	
Ordinäre Hüte.	
Wollenſpinnerei.	
Scheidwaſſer.	
Poſamentirarbeiten.	
Gleichfalls.	Leztere wurde von dem Biſchoff geſtiftet.
Siebe von Seide.	Die Seide wird in den Thälern von Quiroga und Valdeorres gewonnen: und die Siebe gehen alle nach Amerika.
Küchengeſchirre, Nägel u. dgl. von Eiſen.	Dieſe Fabrik iſt ſehr anſehnlich. Sie zieht ihr Eiſen aus den Minen von Somorroſtro.
Hüte von verſchiedener Qualität.	
Leder.	

Ueberſicht des Fabrikzuſtands

Ort.	Name des Beſitzers.
Ferrol.	
Santander.	
	Vial Sohn u. Comp.
	Juan Gonz. de Arce.
Caſtro Urdiales.	Matteo de Penna Redonda.
	Asbanaz u. Sohn.
Lugar de Marron.	Juan de Isla.
Lugar de Campuzano.	Man. de Mazarraga.
Villa de Ampuero.	Die Regierung.
Lierganes y la Cabada	Die Regierung
Torre la Vega.	Herz. v. Infantado.

in Spanien, im Jahre 1801.

Fabrik-Gegenſtand.	Weitere Beſtimmungen.
2 Fabriken von ordinären Hüten.	
10 Leder.	
4 Bierſiedereien.	Ihr Bier iſt wirklich von vorzüglicher Qualität.
1 Zuckerraffinerie.	
3 Tauwerk.	Ihre Taue ſind ſehr gut, und werden bis auf die Länge von 130 Ellen fabrizirt.
1 Fayence, feines.	Die Erde dazu iſt im Ueberfluß in der Nähe.
3 Leder.	
Leder.	Sehr anſehnlich.
Leder.	
Leder.	
Leder.	
Anker.	
Kanonengießerei.	
Baumwollenſpiñ. u. Weberei.	Sehr weit umfaſſend.

Ueberſicht des Fabrikzuſtands

Ort.	Name des Beſitzers.
Gijon.	Eduardo Kelly.
	Joſ. Diag. Valdes.
	Joſ. Fernandez.
	J. Baut. Gozalez.
In der Umgegend.	
Malaga.	

in Spanien, im Jahre 1801.

Fabrik-Gegenſtand.	Weitere Beſtimmungen.
Leder.	
Steingut.	Beſchäftigt etwa 20 Arbeiter, und liefert vortreffliche Arbeit. Es befinden ſich in der Gegend noch andere Fabriken für gemeinere Sorten.
Knöpfe.	
Wollene Hüte.	
Viele Eiſen, Kupferhämmer, u. einige Gypsmühlen. Beſonders viel Sageth, und Cider.	Von dieſem Cider werden jedes Jahr gegen 800 Pipen ausgeführt. Er iſt ganz vorzüglich, und hat ſich ſelbſt auf dem Transport nach Amerika gehalten.
4 große Fabriken für Seidenweberei.	Mit Seidenarbeiten ſind noch eine Menge Handwerker für ihre eigene Rechnung beſchäftigt
1 Seid. Strümpfe, Tafte u.dgl.	
1 Papier.	
4 Leder, beſonders Corduane.	

Ueberſicht des Fabrikzuſtands

Ort.	Name des Beſitzers.
Macharaviaya.	Felix Soleſio.
Ronda.	Juan Gascia und Den Alenſe Luque.
Marvella.	Joſeph u. Juan Bernard.
Valencia.	Eine davon gehört dem Herzog v. Hijar.

in Spanien, im Jahre 1801.

Fabrik-Gegenſtand.	Weitere Beſtimmungen.
Spielkarten.	
Leder.	
Schmelztiegel.	
19 große Seidenwebereien, und viele andere kleinere, welche bis auf 25 Stühle haben.	
8 Fabriken für ſeidene Strümpfe.	
13 Brandtwein u. Liqueurbrennereien.	Von anſehnlichem Umfang, und zum Theil in der Gegend zerſtreut. Dieſe Induſtrie wird noch von vielen kleinern Eigenthümern betrieben.
Papier.	Dafür befinden ſich gegen 30 Mühlen in Valencia und der Umgegend.
3 Fayence.	Sie liegen in der Umgegend.

Ueberſicht des Fabrikzuſtands

Ort.	Name des Beſitzers.
Valencia.	
Barcelona.	
	Juan Gonzalez.

in Spanien, im Jahre 1801.

Fabrik-Gegenſtand.	Weitere Beſtimmungen.
3 Tücher u. Cammelotte.	
34 Fabriken für Baumwollen Weberei.	Die meiſte Baumwolle, welche verarbeitet wird, kommt aus Malta, die übrige aus dem ſpaniſchen Amerika. Mit dieſem Induſtriezweig ſind gegen [illegible]0,000 Menſchen beſchäftigt. Man rechnet, daß ein Drittel der Fabrikate in dem Königreich Valencia ſelbſt konſumirt, und das übrige nach den Colonien verführt wird.
Sehr viele für Färberei u. Druckerei der baumwollenen Stoffe.	
91 für Baumwollenſpinnerei, welche unter dem Namen der Compannia de Hilados de Algodon de America zuſammen gehören.	
1 große Glasfabr	
Chirurgiſche, phyſikaliſche u. mathematiſche Inſtrumente.	

Ueberſicht des Fabrikzuſtands

Ort.	Name des Beſitzers.
Barcelona.	Jayme Traveſa.
	Juan Jordana.
	Juan Amat u. Comp.
	Joſeph Planas.
	Juan Catala'y Folch.
Manreſa. (12 Stunden von Barcelona, eine der bevölkertſten und induſtriöſeſten Städte in Catalonien.)	

in Spanien, im Jahre 1801.

Fabrik-Gegenſtand.	Weitere Beſtimmungen.
Flor.	
Parfumerien.	
Hüte.	Von allen Qualitäten, und von 32 bis 160 Realen das Stück.
Hüte.	Mit 24 Arbeitern.
14 Treſſen u. dgl.	
285 Werkſtätte f. ſeid. Strümpfe.	
Baumwollene-Strümpfe.	
13 für Wollen-Arbeiten.	
Verſchiedene Arten von Seiden- u. Baumwollenſtoffen.	Sehr anſehnlich.
Beſonders viele ſeidene Tücher.	Damit beſchäftigen ſich über 600 Stühle, welche jährlich wenigſtens 60,000 Duz. Tücher aller Qualitäten produziren, u gegen 70,000 Pfund Seide konſumiren, welche aus Valencia, Aragonien, von eigenem Boden u. aus dem Ausland kommt.

Ueberſicht des Fabrikzuſtands

Ort.	Name des Beſitzers.
Manreſa.	Pablo Miralba und Comp.
Mataró.	

in Spanien, im Jahre 1801.

Fabrik-Gegenſtand.	Weitere Beſtimmungen.
Sehr viele ſeidene Bänder.	Dieſe beſchäftigen 500 Stühle.
Seidene Binden.	Beſchäftigen 150 Stühle.
Seidene Strümpfe.	
Leinene u baumwollene Bänder.	Gegen 500 Stühle.
2 Hüte.	
1 Papier.	
4 Siebtuch.	
2 Bleiſalz.	
1 Scheidewaſſer.	
Viel Brandtwein u. Liqueurs.	
Seid. Strümpfe.	52 Stühle.
Baumwollene Strümpfe.	116 Stühle.
Seidene Bänder	89 Stühle.
Seidene Stoffe.	84 Stühle.

Ueberſicht des Fabrikzuſtands

Ort.	Name des Beſitzers.
Matarò.	
Martorell.	Joſ. Marti y Lleonar.
Vich.	
Reus.	

in Spanien, im Jahre 1801.

Fabrik-Gegenſtand.	Weitere Beſtimmungen.
5 Fabrikanten von Segeltüchern.	
2 Seifenfabriken.	
6 Brandtwein- u. Liqueur-Fabrikanten.	
8 Lederfabrikant.	
Schwarze Flere.	
Viele Stühle für Leinwandarbeit.	
2 Bleichereien.	
2 ſeidene Schleier.	
1 Chokolade Fabrik	Sehr anſehnlich.
Viele Bänderarbeiten.	
Leder und Handſchuhe.	
Viele Hüte.	
8 Brandtwein-Fabrikanten.	

Ueberſicht des Fabrikzuſtands

Ort.	Name des Beſitzers.
Neus.	

n Spanien, im Jahre 1801:

Fabrik-Gegenſtand.	Weitere Beſtimmungen.
20 Fabrikanten ſeidener Tücher.	
4 Fabrikanten in Leinwand und Hanfſpinnerei.	Sie beſchäftigen gegen 3000 Weiber, welche jährlich zwiſchen 4 u. 5000 Arroben Garn produziren.
2 Fabriken ſeidener Schnüre.	Sie konſumiren jährlich gegen 3000 Pfund Seide.
8 ſeidene Bänderfabriken, u. ſeid. Tücher.	Gegen 550 Stühle.
6 Fabrikanten v. halbſeidenen und halbbaumwollenen Stoffen.	200 Stühle, welche gegen 50,000 Pf. Seide aus Valencia u. Aragonien konſumiren.
Baumwollen-ſpinnereien.	Gegen 300 Spinnſtühle, welche 1000 Weiber beſchäftigen.
2 Baumwollene-Bänder Fabrikanten.	
Bleiche.	Ganz vortrefflich eingerichtet.
Seifenfabriken.	Sie produziren jährlich 16000 Arroben.

Ueberſicht des Fabrikzuſtands

Ort.	Name des Beſitzers.
Neus.	
Olot.	

panien, im Jahre 1801.

abrik- genſtand.	Weitere Beſtimmungen.
ederwerkſtät- n.	Mit 118 Meiſtern.
emalte Zeu-	
utfabrikan- n.	
dene Strüm- e.	
trümpffabri- nten	590 Stühle.
brikanten ge alter Zeuge.	
uchſcheerer.	
ollene Tuch- brikanten.	
derfabrikan- en	
umwollenſpin- erei.	215 Maſchinen.

Ueberſicht des Fabrikzuſtands

Ort.	Name des Beſitzers.
Tarraſa.	
Meniſtrol.	
	Franc. Janer y Anton.
Villanueva.	
Tortoſa.	
Sevilla.	

Spanien, im Jahre 1801.

abrik- genſtand.	Weitere Beſtimmungen.
ellentuch Fa- kanten.	
abrikanten in ellenwaaren.	
rik für Rauh- llenſcheeren.	
brikanten von randtwein.	
brik. f. Stein- fe.	
aumwollene - trümpfe.	
eifenfabri- n.	
randtweinfa- iken.	
apierfabri- n.	
teingutfabrik.	

Ueberſicht des Fabrikzuſtands

Ort.	Name des Beſitzers.
Bilbao, oder vielmehr in der Gegend dieſer Stadt.	Eine davon gehört der Regierung.
Alicante.	Ramon Boneor.
Madrid.	Die Regierung.
	Die Regierung.
	Jorge Imre.
	Pedro Geiroud de Villete.
	Die Regierung.
	Terribio Alvarez Carro.

in Spanien, im Jahre 1801.

Fabrik-Gegenſtand.	Weitere Beſtimmungen.
3 Fabriken für Tauwerk.	Ohne die Betriebſamkeit kleinerer Handwerker zu rechnen, welche äußerſt anſehnlich iſt.
11 Lederfabriken.	
1 Ankerfabrik.	
12 Nägelfabriken.	
4 Kupferhämmer.	
141 Eiſenhämmer.	Dieſe verarbeiten jährlich gegen 100,000 Zentner Eiſen von allen Qualitäten.
Fabrik von baumwollenen u leinenen Zeugen.	Sie beſchäftigt gegen 3.. Menſchen, und iſt von der Regierung unterſtützt.
Porcelainfabrik im Buenretiro.	
Maſchinenfabrik.	
Tabatieren.	
Papiertapeten.	
Feinere Metallarbeiten	Sehr ſchöne Arbeiten.
Zukerraffinerie.	

Ueberſicht des Fabrikzuſtands

Ort.	Name des Beſitzers.
San Sebaſtian; und die Umgegend.	

in Spanien, im Jahre 1801.

Fabrik-Gegenſtand.	Weitere Beſtimmungen.
5 Fabriken von Tauwerk.	
4 Ruderfabriken.	
1 Flaſchenzüge zum Gebrauch der Marine.	
5 Lederfabriken.	
15 Ankerfabriken.	
6 Eiſenhämmer.	
17 Nägelfabriken.	
8 Fabriken von Bajonetten, Säbeln u. dgl.	
6 Fabriken für eiſernes Küchengeſchirr.	
1 Kupferhämmer.	
3 Kön Schießgegewehr-Fabriken.	Dieſe ſind in Plaſencia, Eybar und Elgoybar, und beſchäftigen 765 Menſchen.

Ueberſicht des Fabrikzuſtands

Ort.	Name des Beſitzers.
Guadalaxara und Brihuega.	Die Regierung.
Ybarza.	
Bejar.	Diego Lopez.
Burgos.	Santiago Aguirebeli.
	Das königl. Findelhaus.
Santo Domingo de la Calzada.	Joſ. Ant. Perez Inigo.

in Spanien, im Jahre 1801.

Fabrik-Gegenſtand.	Weitere Beſtimmungen.
Zwo Tuchfabriken.	Die feinſten Sorten, welche dieſe Fabrik produzirte, ſind die panos de Viengna, wovon die theuerſte von Carmoiſin und Purpurfarbe 360 Realen die Elle koſtet. Faktoreien dieſer Anſtalt befinden ſich in Madrid, Cadix, Sevilla, Granada, Malaga, Valencia, Alicante, Cartagena, Barcelona, Orenſe, Xiſon, Valladolid und Zarageza.
Hufeiſenfabrik.	Sie produzirt jährlich gegen 3000 Dutzende.
Feine wollene Tücher.	Etwa 50 Stühle, auf welchen jährlich gegen 700 Stücke verfertigt werden. Jedes Stück hat 42 bis 44 Ellen (Varas) und die Preiſe ſind von 36 - 100 Realen.
Feine Tücher.	Beſchäftigt 40 Perſonen.
Gröbere Zeuge von Wolle u. Leinwand.	
Feine Tücher.	

Ueberſicht des Fabrikzuſtands

Ort.	Name des Beſitzers.
Ezcarey.	Die 5 Gremios von Madrid.
	Bonifacio Gomez.
Alcala de Henares.	Joſeph Hernandez.
	Julian de Unzaga.
Melgar de Fernamental.	Antonio Tome.
Tuy.	
Badajoz.	Antonio San Martin y. Comp.
Cuenca.	
Ibeas y Molintejado.	

in Spanien, im Jahr 1801.

Fabrik-Gegenſtand.	Weitere Beſtimmungen.
Wollene Tücher.	
Eiſenarbeiten.	
Lederfabrik.	Beide ſehr anſehnlich.
Lederfabrik.	
Lederfabrik.	
Verſchiedene Hutfabriken.	
Hutfabrik.	Sie beſchäftigt über 118 Perſonen beider Geſchlechter. Ihre Produkte ſind ſo geſucht, daß ſie oft die Beſtellungen nicht alle annehmen kann. Ihre Preiße ſind von 41 bis 125 Realen das Stück verſchieden.
Viele Induſtrie in Wollenwaſcherei und Aſſortirung, Leinwand, Papiermühlen, Holzſägereien u. dgl.	
2 Papiermühlen.	

Ueberſicht des Fabrikzuſtands

Ort.	Name des Beſitzers.
Santibanez Jarzaguda.	
Viſo del Marques.	Franc. de Cezar.
Yebenes.	Gabriel de Avila.
Haro en la Rioja.	Bart. Ugalde.
Almagro.	Torres, Riera u. Comp
Marvella.	Bernard u. Comp.
Toledo.	Mig. Ruiz de Vallejo.
Talavera de la Reyna.	Die 5 Gremies von Madrid.
Valdemero.	Die Compagnie der Gewürzhändler in Madrid.

in Spanien, im Jahr 1801.

Fabrik-Gegenſtand.	Weitere Beſtimmungen.
Nadeln.	Beſchäftigen gegen 60 Meiſter.
Spießglasfabrik.	
Gewebene Strümpfe.	
Hufeiſen u. Nägelfabrik.	
Spitzenfabrik.	Beſchäftigt 2300 Perſonen. Ihre Preiſe ſind von 7 Quartos die Elle bis zu 60 Realen verſchieden.
Lederfabrik.	
Seidene Strümpfe.	Sehr vorzüglich.
Überhaupt viele Seidenarbeit,	Welche über 150 Stühle beſchäftigt
Seidenſtoffe mit Gold u. Silber durchwirkt.	Sehr berühmt.
Bänder, Strümpfe u. dgl.	

eberſicht des Fabrikzuſtands

Ort.	Name des Beſitzers.
Segovia.	
S. Ildefonſo.	Die Regierung.
Utrillas, in der Nähe von Montalvan in Aragonien.	
Ontigola, bei Aranjuez.	
Onate.	Auguſtin Eſcheveria.
Ocana.	
Albacete.	Das Franziskanerkloſter.
Zafra.	
Saragoſſa.	Antonio Fallo.

in Spanien, im Jahr 1801.

Fabrik-Gegenſtand.	Weitere Beſtimmungen.
Viel Induſtrie in feinen wollenen Tüchern.	
Spiegelfabrik.	Sehr berühmt. Man verfertigt Spiegel von 145 Zoll Höhe und 85 Zoll Breite.
Stahlfabrik. Glasfabrik.	
Seifenfabrik.	
Eiſenwaaren.	Hiervon ſind noch mehrere andere Fabriken in dem Orte ſelbſt und in der Umgegend.
4 Seifenfabriken. Lederfabrik.	Sie produziren jährlich 30 bis 40,000 Arroben.
Grobes Tuch.	Sie beſchäftigt zwiſchen 50 und 60 Perſonen.
Beſonders viel Meſſer u. Raſiermeſſer.	Damit ſind über 250 Perſonen beſchäftigt.
13 Lederfabrikanten.	
Seidene Strümpfe u. dgl.	Die ſchwarze Farbe von Saragoſſa iſt wegen ihrer Dauerhaftigkeit ſehr berühmt.

Ueberſicht des Fabrikzuſtands

Ort.	Name des Beſitzers.
Vitoria.	Wenz. Heitzel.
Avila.	
Leon.	
Sepulveda.	
Guarde.	Pedro Rodisques.
San Julian de Arneis.	Ramer de Silva y Morales.
Eſtella.	Man. Model.
Soria.	
Requena.	
Allariz.	Joſ. Gonzalez.

in Spanien, im Jahr 1801.

Fabrik-Gegenſtand.	Weitere Beſtimmungen.
Wachstaffent.	
Baumwoll. Zeuge	
Leinwandfabrik.	Sie wurde von einem Biſchof der Stadt geſtiftet, liefert Arbeiten, die mit den beſten Galliziſchen rivaliſiren, u. beſchäftigt gegen 40 Stühle
Beſonders viele Betriebſamkeit in Flachs- und Hanfſpinnerei.	
5 Lederfabriken.	
Viele Wollenwaſcherei u. Aſſortirung.	
Lederfabrik.	
Bänderfabrik.	
Brandtweinfabrik.	
Wollene Zeuge.	Beſonders fürs Militair.
Strumpffabrik.	
Viele Seidenarbeit	
Weinſteinfabrik.	Die erſte u. einzige in Span.

Dieß iſt wohl der ganze Umfang der ſpaniſchen Induſtrie. Ihr Werth kann natürlich nicht angeſchlagen werden, und dürfte der Regierung des Landes ſelbſt ein Geheimniß ſeyn, indem es in der ganzen Einrichtung des Mauthweſens liegt, daß genauere Anſichten des innern Handels ſeinem Labyrinthe nicht entwunden werden können. Die Betrachtungen, welche über dieſe Tabellen zu machen ſind, überlaſſe ich jedem Leſer ſelbſt.

Spaniens Handel.

Im Jahr 1808.

Die Nachrichten, welche von verſchiedenen Schriftſtellern über den ganzen Umfang des ſpaniſchen Handels gegeben worden ſind, beruhen auf unſicheren Calculs, und auf einzelnen, nur ſelten offiziellen, Angaben. Auch bin ich überzeugt, daß die Regierung des Landes ſelbſt nie vollſtändig davon unterrichtet geweſen iſt; indem das Mauthweſen und die ändern, den Handel beſchwerenden, Abgaben ſo verwikkelt ſind, daß die Ziehung eines feſten Reſultats aus den öffentlichen Regiſtern ein höchſt ſchwieriges arithmetiſches Problem ſeyn möchte; nicht zu gedenken, daß der große Umfang des Schleichhandels ein ſolches Reſultat immer noch verdächtig machen würde.

Aus der Geſchichte der ſpaniſchen Nation geht indeſſen das Hauptreſultat hervor: daß ſie, trotz ihrer unerſchöpflich reichen Kolonien, und dem Überfluſſe an Erzeugniſſen aller Art auf ihrem Boden in Europa, immer tiefer politiſch geſunken iſt, und ihr tiefes Herabſinken ſogar durch das, allen Staaten am Ende verderbliche, Zeichen, durch die Schöpfung einer Art von Papiergeld, bewieſen hat.

Es iſt mir nicht unbekannt, was gewiſſe Syſtematiker gegen dieſen, eben ausgeſprochenen, Satz einwenden können. Es iſt aber hier nicht der Ort, mit ihnen eine Streitfrage durchzufechten, welche nur durch das, noch nicht vollendete, Schickſal eines großen Handelsſtaates problematiſch zu ſeyn ſcheint. Was ich hier zu bemerken habe, ohne das, was Andere über

Spanien's Handel geſchrieben, zu wiederholen, beſteht in der Angabe einer Reihe von Gründen, die das Emporkommen deſſelben verhindert haben, und einigen Notitzen über den Stand deſſelben in den letzten Zeiten.

Ein Hauptumſtand, welcher beſonders in neueren Zeiten ſeinen Einfluß auf den Handel ſo ſchädlich geäußert hat, liegt in dem Geiſte der Nation ſelbſt, in ihren Vorurtheilen und in ihrer Trägheit. Derjenige Stand derſelben, welcher das Land nach ſeiner natürlichen Beſtimmung auf die höchſte Stufe von Wohlſtand und Macht erheben ſollte, iſt nicht geachtet. Das Gewerbe des Kaufmanns ſteht in der Meinung des Volkes zu niedrig, um Menſchen, welche einige Erziehung genoſſen haben, und im Beſitz von Vermögen ſind, anzuziehen. Dieſe widmen ſich lieber einer Laufbahn in den Adminiſtrationsſtellen; weil man in dieſen, beſonders in den Kolonien, mit weit geringerer Mühe und größerem äuſſerlichen Anſehen zu Reichthümern gelangen kann; oder ſie wählen den geiſtlichen Stand, der in Spanien, mehr als irgendwo, die größten Vortheile anbietet; oder ſie treten ins Militär, in welchem unter einigermaßen günſtigen Umſtänden leicht ſehr weit zu kommen iſt.

Der Handel Spanien's iſt daher im Lande ſelbſt größtentheils in den Händen von Fremden, welche ſelten einiges Vermögen zu einer kaufmänniſchen Niederlaſſung mitbringen, und ſich die erſte Grundlage ihres Glücks ſauer genug werden laſſen müſſen. Da es nun bei dieſen gewöhnlich der Zweck iſt, ſich ſo ſchnell als möglich ein Vermögen zu erwerben, um es mit Behaglichkeit in ihrem Vaterlande zu genießen, ſo verliert Spanien wieder einen anſehnlichen Theil des, durch die Handlungsthätigkeit erworbenen, Kapitals, und dann gründen ſich auch ſeltener die großen Häuſer, die ſich in weit umfaſſende Spekulationen einlaſſen könnten. Überdies mäßigen ſie, wegen der Beſchränktheit ihres Plans, auch ihren täglichen Aufwand ſo ſehr, daß der Reiz eines ſelbſt erworbenen Vermögens durch einen verhältnißmäßigen Genuß deſſelben nur Wenige zur Nachahmung gleicher Induſtrie verführen kann.

Wenn ſich die Spanier daher dem Handelsſtande ergeben, ſo geſchieht es im Durchſchnitte nur durch Menſchen aus den niedrigeren Klaſſen, welche weder Ideen, noch Vermögen genug beſitzen, um ſich eine kaufmänniſche Bildung zu erwerben. Der Nationalſtolz und die Religionsvorurtheile verhindern ſie, ins Ausland zu gehen, um ſich dort die, für den Kaufmann einmal unentbehrlichen, Sprachkenntniſſe zu erwerben. Überdies glaubt ſie ein etwas kühnerer Kopf ſchon darum entbehren zu können, weil er in den Kolonien ſich am Leichteſten Reichthümer erwerben kann, und in dieſen mit ſeiner Mutterſprache, und wegen der Ausſchließung aller Fremden aus denſelben, auch die Kenntniß des ausländiſchen Handels entbehren kann.

Ein anderes Hinderniß des Emporkommens vom ſpaniſchen Handel liegt in dem Kompagnieweſen, dem die Nation ganz beſonders ergeben iſt. So wenig man nun daran zweifeln darf, daß große Unternehmungen, beſonders zur See und nach Ländern, die bisher dem Handel verſchloſſen waren, blos durch Verbindung einer größeren Anzahl von Kapitaliſten gedeihen können, ſo offenbar iſt es auch, daß dergleichen Geſellſchaften, wenn ſie ſich hauptſächlich dem Binnenhandel ergeben, einem Staate höchſt ſchädlich ſind. Durch den Umfang ihres Kapitals und ihrer Thätigkeit erzwingen ſie eine Art von Monopol, und beherrſchen den Markt nach Gefallen. Und dies iſt gerade in Spanien der Fall, wo ſich eine Menge Kompagnien der Art, meiſt unter dem Namen der Gremios befinden, neben denen ſich ſelten ein anderer einzelner Spekulant halten kann. Ihre Gefährlichkeit hat ſich ſelbſt ſchon bei großen Staatseinrichtungen gezeigt, und die Bank von San Carlos wurde hauptſächlich durch die Eiferſucht der Gremios von Madrid in den ſchönen Fortſchritten aufgehalten, die ſie mit außerordentlicher Schnelligkeit begonnen hatte.

Mit dem inneren Verkehr beginnt der Handel jeder Nation, und wo er gehindert iſt, kann ſich dieſer nie zu einer erfreulichen Höhe erheben. Wie er durch den Mangel innerer Kommunikation erſchwert wird, iſt ſchon mehrere Male in dieſem Werke bemerkt, und, wie ihm die ganze Mautheinrichtung hinderlich wird, an verſchiedenen Stellen angedeutet worden. Leztere iſt wirklich ſo verwickelt, daß mich einige Kaufleute in Madrid verſichert haben, wie ſie keine Unternehmung mit dem Auslande mit Sicherheit machen könnten, da ſie die Mauthkoſten nie mit gehöriger Genauigkeit zu berechnen vermöchten. Auch braucht man nur den Madrider Handlungsalmanach anzuſehen, um ſich zu überzeugen, daß bei dem ganzen Auflageſyſtem gar keine Grundprinzipien zum Grunde liegen, ſondern daß die Artikel alle einzeln in dem Maaße beſchwert wurden, in welchem man ihre Einfuhr zunehmen ſah. Der Tarif geht ſo ſehr ins Einzelne, und erhebt die Auflagen unter ſo mancherlei Titeln, daß zuweilen die nämliche Waare zugleich nach ihrer Schwere und nach ihrem Kubikumfang taxirt iſt; davon gar nicht zu ſagen, wie der Seetranſport wieder für ſich durch eine Menge von Abgaben erſchwert wird, von denen ich der Merkwürdigkeit wegen nur einige herſetzen will.

Ancorage heißt eine Abgabe, welche jedes ſpaniſche Schiff entrichtet, ſobald es von dem Hafen eines Seedepartements (ſiehe den Artikel Marine) in den eines andern einläuft; ſie iſt in Rückſicht auf die Häfen und auf die Laſt des Schiffes verſchieden.

Derecho de Almirantazgo. Dieſe Abgabe wird von den Schiffen, die nach den Kolonien gehen, und von da zurückkommen, bezahlt, und richtet ſich nach den einzelnen Waaren, wovon indeß die meiſten ausländiſchen Artikel ausgeſchloſſen ſind.

Derecho de Internacion. Iſt ein Drittel der ſonſtigen Einfuhrsabgabe bei der Mauth, welches beſonders erhoben wird. Man bezahlt ſie aber auch bei der Ausfuhr von Spanien nach Amerika.

Derecho de Indulto. Eine Abgabe, welche die fremden Schiffe in den ſpaniſchen Häfen von denjenigen Waaren bezahlen, die nicht aus ihrem Vaterlande oder deſſen Kolonien kommen. Sie beſteht in zwei Prozenten, nach den übrigen Einfuhrabgaben berechnet, hat aber noch mehrere Modifikationen, welche hier aufzuführen, zu weitläuftig wäre.

Medio porciento de averia. Ein halb Prozent, welches von dem Betrag der Waaren an die Konſulate bezahlt wird.

Zu dieſen Abgaben kommen nun natürlich noch eine Menge andere, welche ſich auf den Werth und Umfang der Artikel, ihr Vaterland, den Ladungsort, ihre Beſtimmung, und die Verhältniſſe des Spekulanten beziehen. Die ſpaniſchen Häfen ſind in allen dieſen Punkten größtentheils verſchieden behandelt, und die Schwierigkeit der Kenntniß dieſer Abweichungen bewirkt daher, daß die einzelnen Handlungshäuſer in den ſpaniſchen Häfen ſich gewöhnlich auch nur dem Handel nach einzelnen Orten, oder mit einzelnen Artikeln ergeben, wie man es häufig in dem Handlungsalmanach beſtimmt findet. Von der Verſchiedenheit der Abgaben mögen folgende Tabellen, die ich über einige Hauptartikel, Öl, Wein, Welle, geben will, zeugen:

1. Tabelle. Oel.

	Real.	Maravedis
Fremdes, zum Eſſen zahlt die Arreba	3	20
Fremdes, wenn es nach den Kolonien ausgeführt wird	26	—
Einheimiſches, das ausgeführt wird, die Arreba	11	—

2. Tabelle. Wein.

Fremder Wein, in Barilen oder Schläuchen, die Arreba	6	26
Fremder Wein, in Bouteillen, die Arreba	15	—
Gemeiner portugieſiſcher Wein, die Arreba	5	—

	Real.	Marav.
Wein von Kaſtilien und Rioja, wenn er auf fremden Schiffen nach einem anderen ſpaniſchen Hafen geht, zahlt wie die beiden erſten Sorten.		
Wein von Katalonien, Valenzia und Arragonien, wenn er nach Indien verführt wird, die Arr. .	8	$\frac{4}{21}$
Wein von Kaſtilien, la Mancha und den inneren Provinzen, mit gleicher Beſtimmung, die Arroba .	6	$\frac{7}{21}$
Wein von Malaga, Xerez und dem übrigen Andaluſien, mit gleicher Beſtimmung	10	$\frac{1}{3}$
Malaga, der auf ſpaniſchen Schiffen ins Ausland geht, die Arr.	22	$\frac{1}{4}$
Malaga, mit fremden Schiffen .	4	17
Rother Wein überhaupt, der auf fremden Schiffen verführt wird, die Arroba	5	—
Weiſſer, unter gleichen Umſtänden	6	—

	Real.	Marav.
Wein von Valenzia, Benikarlo und Murviedro, wenn er von fremden Schiffen in einen anderen ſpaniſchen Hafen gebracht wird, zahlt die Arroba	23	—

3. Tabelle. Wolle.

	Real.	Marav.
Wolle von Alpaka in Amerika, bezahlt bei ihrer Einfuhr in Spanien nichts, allein bei der Ausfuhr ins Ausland das Quintal, welches zu 600 Realen angeſchlagen wird, 8 Proz., alſo	48	—
Wolle von Ceibo in Amerika eben ſo, wie oben, zu 400 Realen angeſchlagen, 4 Prozent . .	16	—
Widderwolle aus Amerika, das Quintal zu 200 Realen angeſchlagen, wie oben, bei der Ausfuhr	66	28
Lana de Guanaco aus Amerika,		

	Real.	Marav.
wie oben, und bei der Ausfuhr zu 800 Realen das Quintal angeſchlagen, 8 Prozent, alſo .	64	—
Lana de Vicunna aus Amerika, wie oben, und bei der Ausfuhr zu 2880 Realen das Quintal angeſchlagen, 15 Prozent, alſo	432	—
Feine europäiſch-ſpaniſche Wolle, Ausfuhr d. Arroba	66	28
Wolle von Andaluſien, Extremadura, Hueskar, Granada, Saragoſſa, Daroka und Teruel .	66	17
Wolle von Valenzia	40	16
Wolle von Katalonien, Benasque, Barrabes, Cantaneja, Vielſa, Puireles und Guiſtain . . .	32	13

Dieſe drei Tabellen mögen hinlänglich ſeyn, um zu beweiſen, wie verwickelt in Spanien das Mauthweſen iſt. Indeſſen beziehen ſie ſich nur auf den Handel der Häfen, und nicht auf den des Inlandes, und iſt der Verkehr in jenen noch weiter durch eine Menge Einſchränkungen, Privilegien einzelner Orte u. dergl. erſchwert. Im Innern des Landes ſind die einzelnen Provinzen wieder durch eigene Mauthen von einander getrennt, deren Forderungen höchſt verſchieden von einander ſind, und zu welchen noch Munizipalabgaben und Zölle für fromme Stiftungen kommen. So erheben z. B. die königlichen Hoſpitäler in Madrid eine ſehr beträchtliche Abgabe von der Einfuhr, die man, der Merkwürdigkeit wegen, aus folgender Tabelle erſehen mag.

	Real.	Marav.
Kaffee, das Pfund zahlt	2	—
Zucker, die Arroba	1	16
Holländiſcher Zimmt, das Pfund	8	—
Zimmt von Manilla	4	—
Pfeffer, das Pfund.	2	—
Fremder Wein, die Bouteille .	2	—
Gebrannte Waſſer, die aus dem Ausland kommen, die Bouteille	2	—
Das Stück fremden Porzellains .	2	—
Größere Stücke	4	—

Zu dieſen Hinderniſſen des innern Handels
ommen noch die Verſchiedenheiten der Maaße
ewichte, und ſelbſt der Münzen in den ver-
hiedenen Provinzen. Spanien iſt in dieſer
inſicht nicht weiter vorgerückt, als diejenigen
änder, in welchen die Verſchiedenheit der Re-
erungen dieſe Unvollkommenheit des Handels-
rkehrs noch entſchuldigen kann, wie z. B. in
eutſchland und in Italien. Auf den meiſten
andlungsplätzen wird zwar nach Realen von
4 Maravedis gerechnet; in Valenzia hingegen
nd beinahe im ganzen Nordoſten Spaniens,
eſchehen die Rechnungen in Libras, deren jedes
0 Sueldos, und dieſe 12 Dineros betragen.
Jn Sevilla rechnet man nach Reales de plata
ntigua, welche etwas höher ſind, als die ge-
öhnlichen Reales de vellon. In den Maaßen
nd Gewichten iſt die Abweichung unter den ver-
hiedenen Provinzen noch größer, und ſelbſt einzel-
e Orte derſelben Provinz unterſcheiden ſich hierin
on einander. So z. B. in Galizien, wo wir
nur die Fanega, eine Maaßbeſtimmung für

trockene Dinge, beſonders Getraide, ausheben wollen.

In Korunna enthält eine Fanega 4 Ferrados. Allein dieſer Ferrado weicht an verſchiedenen Orten ab. In Neda (bei Ferrol) iſt er z. B. um $\frac{12}{100}$ größer, als in Korunna. In einigen andern Gegenden hat die Fanega 5 und 6 Ferrados. In Santjago iſt ſie um ein Dritttheil gröſſer, als in Avila; in Lugo noch etwas größer, als in Santjago. In Tuy, in Orenſe, in Mondonnedo, iſt ſie wieder verſchieden, und die Verhältniſſe aller dieſer Abweichungen zu beſtimmen, iſt ſchon eine arithmetiſche Aufgabe, welche nicht jeder Kaufmann mit Leichtigkeit löſet.

Zu dieſen Haupthinderniſſen des inneren Handels kommen ſodann die wichtigen Mängel, welche ihren ſchädlichen Einfluß direkt auf das ganze Handlungsweſen des Staates äußern. Dieſe liegen in der Geſetzgebung überhaupt, in der äußeren Politik der Regierung, und in dem Kolonialſyſtem.

In der Geſetzgebung; indem es noch kein Seerecht gibt; weswegen dann der Prozeſſe über Avarien, Priſen und dergl. kein Ende iſt. Die für ſolche Fälle vorhandenen Geſetze ſind größtentheils aus einer Zeit, da die ſämmtlichen Verhältniſſe der Nation ganz anders waren, als heut zu Tage, und widerſprechen ſich nicht ſelten ſo ſehr, daß ein geſchickter Advokat jede rechtliche Entſcheidung nach Gefallen hinhalten kann. Ueberdies fehlt es an Tribunalen, in welchen Kaufleute, als Sachverſtändige, ein Wort mitzureden haben.

In der Politik der Regierung. Wir wollen hier den Stand Spaniens, gegenüber vom übrigen Europa, und beſonders deſſen Handlungsmächten nicht berühren, ſondern blos auf ſein Verhältniß zu den Raubſtaaten der Barbarei aufmerkſam machen. Im Anfange wirkten hier Religionsvorurtheile, ſpäter Saumſeligkeit und Schwäche überhaupt, und die Sachen ſtanden ſelbſt in den neueſten Zeiten ſo, daß die ſpaniſchen Schiffe auf ihren eigenen Küſten nicht ſicher waren. Dieſes hatte die Folge, daß ſogar die ſpaniſche Küſtenſchifffahrt ſich in den

Händen fremder Nationen befand, welche ſich entweder durch Tribut vor den Räubereien der Barbaresken zu ſichern wußten, oder ihnen gegenüber immer eine drohende Stellung annahmen, durch die ſie in Ehrfurcht erhalten wurden. Niemand wird wohl heut zu Tage an der Unmöglichkeit zweifeln, dieſe Nordafrikaniſchen Raubſtaaten zu bezwingen; aber welcher Macht wäre dies leichter, als der ſpaniſchen, die durch ihre natürliche Lage, ihre feſten Plätze in Afrika, und durch den, gerade hier ſo leicht zu erregenden Enthuſiasmus der Nation von ſelbſt dazu aufgefordert wird.

In dem Kolonialſyſtem Hierin liegt, wie mich dünkt, der Hauptgrund der Abnahme der ſpaniſchen Macht, und ihrer nachtheiligen Handlungsverhältniſſe zu dem übrigen Europa. Da das ſämmtliche europäiſche Kolonialweſen mit dem ſpaniſchen angefangen hat, ſo iſt es vielleicht nicht unwichtig, die Politik dieſer Regierung, in Abſicht auf den Verkehr mit ihren Ländern außer Europa, von dem Anfange deſ-

bis auf die neueſten Zeiten zu verfolgen.
ehme hierbei hauptſächlich ein vortreffliches
ſches Werk zum Führer. (Memorias sobre
gislacion y gobierno del comercio de
Espannoles con sus colonias en las In-
occidentales por Don Rafaël An-
ez y Acevedo. Madrid, 1797.)

Nachdem 1492 und 1493 die erſten Ent-
ngen im Weſten durch Chriſtoval Ko-
gemacht worden waren, ſchloſſen ſich bald
Handlungsſpekulationen an die Eroberungs-
e an. Schon 1497 ſcheinen kommerzielle
hältniſſe mit den neuentdeckten Ländern ſtatt
nden zu haben; denn in dieſem Jahre er-
ein königlicher Befehl, dem zu Folge,
ſang es dem Könige gefallen wür-
alle Waaren, welche aus Indien
Spanien kamen, und von da
Indien gingen, von jeder Art
Auflagen und Abgaben freige-
chen waren.

Wie ſchnell der Weſtindiſche Handel ſich ausbreitete, davon iſt die Verordnung vom 14. Februar 1503 Zeuge, welche bereits eine Art von Tribunal und Niederlage für denſelben in Sevilla niederſetzte. Dieſe Stadt blieb überhaupt bis 1529 der einzige Stapelplatz für die Verſendungen nach dem Weſten, und theilte dieſen Vortheil nur am Ende mit Kadix, deſſen Nähe die nämliche höhere Aufſicht geſtattete. Verſchiedene Vorſtellungen und Geſuche, die anderen Häfen des Königreichs von der Verpflichtung, mit ihren Ladungen nach Amerika, vorher in beiden Städten einzulaufen, loszuſprechen, waren vergeblich geweſen.

Bis 1535 wechſelten die drei Richter von Sevilla in der Oberaufſicht und Unterſuchung der Ladungen von Kadix ab. Einer von ihnen mußte immer perſönlich zugegen ſeyn, und die beiden anderen hatten ihre Stellvertreter in genannter Stadt. In dieſem Jahre aber erging ein königlicher Befehl, welcher einen, beſtändig daſelbſt reſidirenden, Richter anordnete, dem, in Verbindung mit den Stellvertretern

rei Richter von Sevilla, die Unterſuchung
von Kadix abgeſandten, Ladungen an-
aut war; indem nur die Prozeſſe jenem
Gerichtshof zur Entſcheidung blieben.

Dies war die Entſtehung des Gerichtshofes
Indien (Juzgado de Indias), der bis
zwiſchen Kadix und Sevilla getheilt war,
elche letztere Stadt alle aus Weſtindien zu-
ommenden Schiffe, mit wenigen Ausnah-
, einlaufen mußten. 1529 war zwar ver-
enen anderen Häfen Erlaubniß zu unmit-
ren Ausrüſtungen gegeben werden; es
nt aber, daß von ſolchen gar kein Gebrauch
acht wurde, und daß Sevilla, und beſon-
Kadix, auch ohne ausſchließendes Vorrecht,
Beſitze der Unternehmungen blieben, welche
ihnen aus angefangen worden waren. Hier-
nag indeſſen am meiſten das, jedes Jahr
beiden Städten ausgerüſtete, bewaffnete
chwader beigetragen haben, welches die
ndlungsflotten nach Neu-Spanien und der
gen Tierra-firma begleitete. Überdies be-

ſtanden die Bedürfniſſe der Kolonien größtentheils in Lebensmitteln, Waffen und Munition, welche die genannten Städte am leichteſten lieferten. Dieſe, und wohl noch andere Umſtände mögen die Verordnung von 1573 veranlaßt haben, der zu Folge alle Schiffe, wie im Anfange, erſt vorher in Sevilla und Kadix unterſucht, und aufs Strengſte angehalten werden mußten, mit ihrer Rückladung wieder daſelbſt einzulaufen. Alle Verſendungen beſtanden in Produkten, entweder des ſpaniſchen Bodens, oder der Induſtrie ſeiner Bewohner. Die Auflagen waren daher ſehr gering, und wurden erſt ſpäter mannichfach erhöht, nachdem die Nationalinduſtrie nicht mehr für die weſtindiſchen Ausrüſtungen zureichte.

An dieſen, natürlich ſehr anſehnlichen Vortheilen, nahmen ſonderbarer Weiſe nur die kanariſchen Inſeln Theil, welche, ſeit ihrer Eroberung, nach denſelben Geſetzen regiert wurden, wie die Provinzen des Mutterlandes ſelbſt. Sie hatten ihre eigenen Regiſterſchiffe, welche, nach den letzten Verordnungen, nur ihre Landesprodukte, und andere, aus den ſpaniſchen Häfen kommende, Waaren einſchiffen durften, mit ihren Rückladungen aber in Kadix einlaufen mußten, und dafür beſondere Abgaben bezahlten.

Auſſer dieſen Inſeln war bald der Hafen von Kadix allein in den Beſitz aller Verſendungen nach Weſtindien gekommen, worin er auch bis 1765 blieb. Nur die Handlungskompagnie von Guipuzkoa und die von Galizien waren, durch Privilegien von den Jahren 1728 und 1734, zu Regiſterſchiffen nach Karakas und Kampeche berechtigt worden. Mit dem Jahre 1765 veränderte die Regierung aber dieſes Syſtem, und es wurden auch andere Häfen zum Handel mit einzelnen Kolonien angewieſen. Ich will dieſe mit dem Jahre der Beſtimmungsakte herſetzen:

1765 zum Handel mit den Inſeln Kuba, Santo Domingo, Puerto riko, Margarita und Trinidad, die Häfen von Kadix, Barzelona, Santander, Korunna und Gijon.

1768 und 1770 zum Handel mit Luiſiana, die Häfen, welche den Handel nach den Inſeln von Barlovento trieben, und die Regiſterſchiffe der galiziſchen Handlungskompagnie.

1778 wurde dieſe Erlaubniß auf alle Schiffe, die nach Buenos-Ayres, Chile, Peru und ganz Indien gingen, ausgedehnt, und dafür die Häfen Sevilla, Kadix, Malaga, Almeria, Kartagena, Alikante, Alfaques de Tortoſa, Barzelona, Santander, Gijon, Korunna, Palma, (auf der Inſel Majorka) Santa-Kruz, (auf der Inſel Teneriffa) und 1783 auch noch der Hafen Vigo beſtimmt.

1782 wurde erlaubt, daß, während der nächſten 10 Jahre, alle ſpaniſchen Unterthanen, und die, der Kolonie von Neu-Orleans gehörigen, Schiffe, welche dahin und nach Panzakola gingen, direkt aus franzöſiſchen Häfen, wo ſpaniſche Konſuln waren, auslaufen, und mit den Produkten von Luiſiana nnd Weſt-Florida dahin zurückkehren könnten.

1791 und 1794 erhielt auch der Hafen von

Valenzia an dieſen Vortheilen Antheil, im Anfange mit Einſchränkung, zulezt aber mit völliger Gleichſtellung mit allen übrigen privilegirten Häfen.

In Bezug auf die Schiffe, welche zum Handel von Indien berechtigt wurden, beſtanden natürlich beſtimmte Verordnungen, und zwar in Bezug:

1) Auf das Vaterland, die Beſitzer der Schiffe, und ihre Mannſchaft, war das erſte Geſetz, daß die Schiffe ſpaniſchen Unterthanen gehören, und in den ſpaniſchen Häfen gebaut ſeyn ſollten. Dieſes Geſetz wurde, obgleich nicht immer beobachtet, dennoch nie förmlich widerrufen, und die Einſchränkungen gingen ſo weit, daß, nach den Verordnungen von 1501, welche ſpäter mehrere Male noch deutlicher und beſtimmter ausgeſprochen wurden, und jeden Nicht-Spanier von dem Handel dahin völlig ausſchloſſen, gar kein Fremder nach Indien gehen durfte. Dieſes ſezt natürlich voraus, daß im Anfange des amerikaniſchen Handels ſich

die Schiffswerfte von Spanien in einem sehr blühenden Zuſtande befinden mußten, was man auch noch aus andern Umſtänden beweiſen könnte; und ich bemerke nur, daß man die Biskaiſchen Schiffe allen übrigen vorzog. Der ſpätere Verfall derſelben machte aber Nachſicht nöthig, und eine Verordnung von 1778 ſah ſogar alle diejenigen Fahrzeuge, welche in einem beſtimmten Zeitraume von ſpaniſchen Unterthanen auswärts gekauft werden waren, für national an.

2) In Bezug auf die Schiffahrt ſelbſt, bedurfte es für jede Reiſe nach Indien einer beſondern Erlaubniß, welche von den, in Sevilla und Kadix reſidirenden, Richtern, nach vorher gegangener Unterſuchung des Schiffes ſelbſt, ertheilt wurde. Nur für die, nach Buenos-Ayres beſtimmten, Fahrzeuge gab der König ſelbſt eine beſondere Erlaubniß, welche ſpäter allen Schiffen zum Bedürfniß gemacht wurde. Jene Unterſuchung wurde bei jedem Schiffe zu drei verſchiedenen Malen vorgenommen, und bezog ſich auf das Vaterland, das Alter, die

Laſt des Schiffes, ſeine Bemannung, ſeine Vertheidigungsmittel und die benöthigten Mundvorräthe. Die, über dieſe Punkte beſtehenden, Verordnungen ſind ſehr ſtreng. Sie ſtellen zugleich die Schwerfälligkeit des Handels dar; (indem ſie z. B. für ein Fahrzeug von 100 bis 170 Tonnen nicht weniger, als 32 Perſonen forderten, welche nach Erhöhung der Tonnenzahl vermehrt werden mußten), entwickeln aber auch eine löbliche Vorſicht der Regierung, die noch in vielen andern Vorſchriften ſichtbar iſt, welche aber hier anzuführen zu weitläuftig ſeyn dürfte.

Im Anfange war es allen Schiffen freigeſtellt geweſen, ihre Reiſe allein, oder in Geſellſchaft zu machen; ſpäter indeſſen ſah man ſich genöthigt, dieſe Freiheit einzuſchränken, und zu verordnen, daß die Schiffe nicht anders, als in Flotten, unter Anführung von Admirälen, abgehen ſollten. Zweimal des Jahres liefen große Flotten der Art aus, die eine im Jänner nach der Tierra-firma, und die andere im Auguſt nach Neu-

Spanien *). Später veränderte ſich dies natürlich nach der Ausdehnung des Handels, und 1778 hörten die regulirten Flotten, in Folge eines königlichen Befehls, ganz auf. Indeſſen ſind alle die vielen Verordnungen, welche beſonders im ſechszehnten Jahrhundert in Bezug auf die indiſche Schifffahrt erſchienen ſind, ſehr merkwürdig, und des Studiums von Jedem werth, der das Marineweſen aus höheren politiſchen Standpunkten ſtudiren will.

Die weitere Verbindung mit den Kolonien, ſowohl in Rückſicht auf die Adminiſtration, als auf den Handel, geſchah durch Avisſchiffe von ſehr geringem Umfange, aber von vorzüg-

---

*) Von allen dieſen Verordnungen waren aber ſonderbarer Weiſe die Länder am Rio de la Plata ausgenommen, welche immer mit völliger Abſonderung von den übrigen indiſchen Kolonien behandelt wurden. Die älteſte Nachricht, welche ſich vom Handel dahin findet, iſt in einer Erlaubniß von 1595 enthalten, welche einem gewiſſen Pedro Gomez Reynel auf 9 Jahre lang die jährliche Ein-

ſicher Schnelligkeit. Ihre Einrichtung findet ſich bereits in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, und dauerte mit mancherlei Veränderungen bis ins Jahr 1765, wo die Seekouriere (los Correos maritimos) eingerichtet wurden, von denen jeden Monat einer von Korunna nach dem nördlichen Amerika, und alle zwei Monate einer nach Montevideo, zur Kommunikation mit Peru, abging.

In Bezug auf den Handel Spaniens mit ſeinen Kolonien beſtanden in neueſten Zeiten folgende Verordnungen, welche noch nähere

---

fuhr von 4,250 Sklaven nach beiden Indien, und für Buenos-Ayres ausdrücklich, die von 600 Sklaven geſtattet. Aus ſpäteren Verordnungen ſieht man, daß der Umfang der ſonſtigen Einfuhr nicht nur nicht beſtimmt, ſondern auch nur gewiſſen einzelnen Städten erlaubt, und der Verkehr dahin überhaupt äußerſt eingeſchränkt war, um den übrigen Kolonien nicht zu ſchaden. Dieſes dauerte bis 1778, wo dieſe Kolonie mit den übrigen allen gleich geſtellt wurde.

Aufſchlüſſe über das ganze Weſen deſſelben geben.

Wer ein Schiff baut, das 300 oder mehr Tonnen Laſt führt, genießt auf ſeiner erſten Reiſe den Vortheil, daß er ein Drittheil weniger Zölle von den nationalen Artikeln zahlt, als gewöhnlich iſt.

Die Kapitäns, Patrone und übrigen Offiziere müſſen ſämmtlich Spanier ſeyn; von der übrigen Bemannung darf ein Drittheil aus Ausländern beſtehen.

Die Waaren, welche nach den ſogenannten größeren Häfen gehen, zahlen in Europa, wenn ſie national ſind, drei Prozent, wenn ſie fremde Artikel ſind, ſieben Prozent von ihrem Werthe. Welche hingegen nach den kleineren Häfen ſegeln, ſind frei. Dieſe Häfen ſind: Puerto-Riko, Santo-Domingo, Monte-Chriſti, Santjago (auf Kuba), Trinidad, San Karlos de Matanzas, Batabano, Santo-Tomas de Kaſtilla, der Golfo dulce und der Sitio de

Bodegas; San Aguſtin in Florida, Santo-Maria, Rio de la Hacha, Portovelo y Chagre, Omoa, Kumana, Guayana, Villa-hermoſa, Kampecho y Marakaybo, Preſidio del Carmen, San Juan de Nikarague, Granada, Guanchako und Pakamayo. Die Zölle, welche ſie in Amerika entrichten, ſind verſchieden, und in Valparaiſo, Concepcion in Chile, Arika, Kallao und Guayaquil am höchſten.

Alle Nationalartikel von Schaafswolle, Flachs, Hanf und Baumwolle ſind bei ihrem Abgehen aus Spanien und bei ihrer Einfuhr in die Kolonien frei. Dieſe Freiheit bezieht ſich noch auf viele Arbeiten von Eiſen, Glas, Mannees u. dergl.

Aus dieſen Nachrichten über den Handel Spaniens mit ſeinen Kolonien (die ich übrigens nicht für vollſtändig ausgeben will), erſieht man, wie ſehr er in älteren Zeiten eingeſchränkt war, und wie er auch in den neueſten nicht ſo frei geworden iſt, als es hätte ſeyn müſſen, um ihn hoch zu beleben. Es fehlte der, für denſelben beſtehenden, Geſetzgebung und Politik vor allen Dingen an Einfachheit, und am Geiſte der Gleichſtellung ſowohl der Kolonien, als der Provinzen des Mutterlandes unter ſich. Beſonders ſcheint mir die ängſtliche Ausſchließung der Fremden von dieſem Handel den Spaniern nachtheilig geworden zu ſeyn, indem dadurch die Kontrebande befördert, und der Wetteifer mit anderen Nationen unterdrückt wurde. Jene ſchlug der Moralit der Spanier und ihrer Nationalinduſtrie die tödtlichſten Wunden; und der Mangel an Wetteifer ließ ſie am Alten kleben, ſo daß die unzähligen Vortheile, welche ihnen ſowohl das Beiſpiel des Auslandes, als ihre eigenen Hilfsmittel, anboten, völlig unbenutzt blieben.

Der große Nutzen, welcher mit dem Handel nach den Kolonien für den einzelnen Spekulanten verbunden war, verhinderte die Aufmerkſamkeit auf die Vortheile, die das Mutterland ſelbſt anbot. Der Küſtenhandel deſſelben war, wie ſchon bemerkt worden, ganz in den Händen der Fremden, wodurch Spanien ſeine zunächſt liegenden Erwerbsquellen größtentheils anderen Nationen überlaſſen mußte, und die Kontrebande natürlich aufs höchſte erleichtert wurde. Die Transportmarine war daher viel geringer, als ſie für die Bedürfniſſe des Staates hätte ſeyn ſollen, und dieſer Umſtand wirkte auch auf die bewaffnete Seemacht, deren Schule immer in der Handlungsſchiffahrt liegt.

Durch die Vernachläßigung ſeiner großen inneren Mittel kam Spanien am Ende in den Fall, mit dem übrigen Europa beinahe nur in Geld aktiven Handel zu treiben. So wenig nützlich dieſer an ſich für einen Staat iſt, ſo wurde er hier durch den, ganz natürlich daraus folgenden Schaden in ſeinen Wechſelverhältniſſen mit der übrigen Handelswelt, nachtheilig. Auf Spaniens Metalle gewann nur das Ausland, und durch den ſchlechten Stand ſeiner Papiere verloren ſeine übrigen Produkte eben ſo im Preiſe, als ſeine Bedürfniſſe aus dem Auslande in demſelben ſtiegen.

So war denn der ſpaniſche Handel beinahe ausſchließend auf die Kolonien eingeſchränkt, und die Ausfuhr dahin beſtand größtentheils in ausländiſchen Artikeln, welche die Fremden nach den Häfen des Mutterlandes brachten. Mit ſeinem nächſten Nachbar, Portugal, machte Spanien gar nichts; den ihm ſo bequemen und ſo einladenden Handel mit der Türkei, der Levante und der Barbarei, überließ es Andern; die Ausfuhr der kanariſchen Inſeln geſchah beinahe blos durch die Engländer und Holländer; ſein Verkehr mit dem übrigen Europa war in den Händen der nordiſchen Seemächte; die Sklaven wurden den Kolonien gleichfalls durch dieſe zugeführt *); ſelbſt ſeine Aſſekuranzgeſchäfte

---

*) Ueber den Sklavenhandel der Spanier gibt Antunez ſehr merkwürdige hiſtoriſche Nachrichten, welche hier an ihrer Stelle ſeyn möchten. Eine Verordnung von 1536 beſtimmte die Preiſe der Sklaven für die ver-

wurden im Ausland gemacht. — Iſt es daher ein Wunder, wenn Spanien, auch bei ſo ungeheueren, natürlichen Hülfsquellen, politiſch

---

ſchiedenen Punkte in den Kolonien, nach welchen ſie gebracht wurden, und zwar auf Hispaniola, Portoriko, und Kuba zu 100 Dukados jeder Kopf (cada pieza); in der Provinz von Kartagena, Tierrafirme u. ſ. w. 110 Duk., in Neu-Spanien 120; in Peru und Rio de la Plata 150 D., in Neu-Granada und Popayan 140 D., in Chile 180; und für die Negreſſen von Cabo verde war überall eine Erhöhung von 20 Duk. für den Kopf erlaubt. Dieſe Taxen hörten 1561 auf, und jeder durfte verkaufen wie er wollte. In der, dem oben genannten Reynel gegebenen, Erlaubniß, wird er verpflichtet, jedes Jahr 4250 Sklaven nach Indien zu bringen, von denen wenigſtens 3500 bei ſeiner Ankunft noch leben mußten, widrigenfalls er die fehlenden im folgenden Jahre zu erſetzen angehalten wurde. Sie mußten überdieß ſämmtlich Neger aus den portugieſiſchen Beſitzungen ſeyn, und er bezahlte für das Monopol 900000 Dukados an die ſpaniſche Regierung. Die angeführte Sklavenzahl nahm aber jedes Jahr immer tieſer ſank, und die Behauptung mehrerer Staatsmänner die größte Wahrſcheinlichkeit gewann: daß Spanien ohne ſeine Kolonien weit kraftvoller und mächtiger daſtehen würde.

---

zu, und es iſt wohl der niedrigſte Kalkul, wenn man ein Jahr ins andere 5000 Sklaven annimmt, die nach den ſpaniſchen Kolonien gingen: Seit 1500 bis 1800 alſo die runde Zahl von anderthalb Millionen!

* * *

Spanien.

Nach eigener Anſicht
im Jahr 1808
und
nach unbekannten Quellen
bis auf die neueſte Zeit

von

P. J. Rehfues,
Bibliothekar des Kron-Prinzen von Würtemberg.

Dritter Band.

Frankfurt am Main,
bei Varrentrapp und Sohn.
1813.

Hist. 118 b/3.y

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

10) Bd

Druckfehler

zum dritten Bande.

S. 656. Z. 1. iſt wird weggeſtrichen
S. 659. Z. 5. v. u. nach unbemerklich l. allgemein
S. 735. Z. 3. v. u. ſt. im l. ein
S. 737. Z. 11. ſt. man l. ſie
S. 760. Z. 2. v. u. ſt. Fruchtbarkeit l. Furchtbarkeit
S. 881. letzte Z. ſt. Labezon l. Cabezon
S. 882. Z. 4. ſt. Duros l. Ducos.
S. 885. Z. 2. ſt. Clobregat l. Llobregat.
S. 889. Z. 4. ſt. ihre alte l. ihr alle
S. 908. letzte Z. vor der ſetze wodurch
S. 911. Z. 12. ſt. geſetzt l. gehegt
S. 915. Z. 5. ſt. ausgezeichnet l. hervorgethan.
S. 916. Z. 8. ſt. Wichtigkeit l. Richtigkeit
S. 916. Z. 3. v. u. ſt. Pinnueta l. Pinnuela
S. 931. Z. 2. v. u. ſt. ſeiner l. einer
S. 945. Z. 6. ſt. Pamblona l. Pamplona.

Landmacht.

Im Jahr 1807.

Seit der Entſtehung der neuen Militairſyſteme, welche durch die ſtehenden Heere nothwendig gemacht wurden, iſt das ganze Kriegshandwerk weit künſtlicher geworden, als es zuvor geweſen war. Der Soldat im Allgemeinen wurde aber gerade dadurch mehr zu einer Maſchine, bei deren Wirkſamkeit das Allermeiſte von der oberſten leitenden Hand abhing.

Da die ganze große Maſſe aber nothwendig in einzelne Theile zerfallen mußte, die nur durch die Bande des ſtrengſten Gehorſams mit dem alles bewegenden Willen zuſammenhingen, und dieſe wieder durch eine Anzahl untergeordneter, freilich beſchränkter, Willen geleitet werden mußten, ſo bedurfte es ſchon in dieſer Rückſicht für die leztern einer Art von Bildung, die dem ganzen Heere unmöglich allgemein ſeyn konnte, wenn man es auch nicht immer beſtimmt erkennen wollte, daß man nie die höchſte Überſicht erreichen könne, wenn man nicht zuvor das Detail durchlaufen — kurz, daß ein gebildetes Offizierkorps, der unumſchränkteſte Gehorſam des Niedrigern gegen den Höhern, und die umfaſſendſte Geiſtes- und Karakterkraft in dem Führer, daß alles dieß vereinigt eine Armee unüberwindlich macht.

Die ſpaniſchen Heere, welche ſich in frühern Zeiten, wie die Nation glaubte, Waffenruhm für Jahrhunderte genug erworben hatten, zerfielen mit dem Augenblick, da die Reſultate ihres Strebens erreicht zu ſeyn ſchienen. Aber ſchneller, als in dieſem Lande, iſt die bewaffnete Kraft auch in keinem Staate noch geſunken, welches ſich hauptſächlich in dem ſchlechten Finanzzuſtand der Regierung begründete, die ſich, nach vielen unnöthigen Kriegen, nothwendige erſparen wollte, in Zeiten des Friedens völlig an der Möglichkeit derſelben zweifelte, und entweder aus Sparſamkeit, oder auch nur aus zu gewöhnlicher Läſſigkeit an das zu denken unterließ, was in dem neuen Syſtem von Europa das wichtigſte Regierungsgeſchäft zu werden angefangen hatte.

Nichts ging darum über den ſchlechten Zuſtand des ſpaniſchen Militairs, wie es die Bourbons aus der Hand der öſterreichiſchen Dynaſtie erhalten haben. Hätte Europa damals nicht ſo ſehr durch Kriege erſchöpft geſchienen, oder hätte man die Kräfte der Staaten, ſo wie heut zu Tage anzuſchlagen und wirklich zu machen verſtanden; wäre man durch einen überwiegenden militairiſchen Kopf zu größern Reſultaten, und dadurch zu größern Planen und Wirkungen gekommen; kurz, wären auch nur in einem ungewöhnlichen Fürſtentalent gewiſſe politiſche Ideen recht klar geworden, wie hätte die ungeheure ſpaniſche Monarchie nicht auf einmal in ihrem ganzen Umfang Schickſale erreichen müſſen, die ſich blos nach und nach eingeſtellt haben, und unter unſern Augen zu vollenden ſcheinen?

Philipp V. traf bei ſeiner Thronbeſteigung nicht weiter, als 15,000 Mann regulirter Truppen auf dem ganzen weiten Boden ſeiner Reiche. Wie ein franzöſiſcher Prinz, der unter Ludewigs XIV. Regierung aufgewachſen war, an eine Änderung denken mußte, iſt ſo natürlich, daß man es auch nicht durch den Neid anderer Mächte als nothwendig gemacht ſich erklären darf. Aber Philipp V. war kein Karakter, der etwas Großes klar zu denken, und etwas Umfaſſendes mit Beharrlichkeit zu gründen verſtanden hätte. Seinen Nachfolgern blieb daher immer noch viel in dem Zweige des Militairzuſtands zu thun übrig, und Karl III. war vielleicht der einzige Bourbon auf dem ſpaniſchen Throne, welcher auch hierin für eine ſpätere Zukunft gewirkt hat. Außer manchem Andern war es beſonders die Artillerieſchule von Segovia, welche gute Früchte getragen hat, und der wohl allein der auffallende Umſtand aus der lezten ſpaniſchen Inſurrektionsgeſchichte zuzuſchreiben iſt, daß die franzöſiſchen Offiziere mit Achtung von der ſpaniſchen Artillerie geſprochen haben.

Nicht Unbedeutendes iſt auch in dieſem Fache unter der Regierung Karls IV., und dieſes großentheils durch den Friedensfürſten geſchehen. Freilich war die Aufforderung der Zeit zu ſtark, als daß man hätte ihrem Andrang widerſtehen können, und der Militairetat Spaniens wurde in den lezten Jahren ſo ſehr verſtärkt, wie man vielleicht nur in Frankreich genaue Kunde davon hatte.

Außer der Errichtung neuer Regimenter, Vollzähligmachung der alten, Reform in Kleidung, Sold, Diſziplin, Einführung des franzöſiſchen Exerzitiums, und mancherlei Ermunterungen zur Ergreifung dieſes Standes für den Ehrgeiz, ſuchte man beſonders durch Anlegen von Bildungsanſtalten für Offiziere zu wirken.

Freilich ſind dergleichen Wirkungen etwas langſam; allein ich ſehe doch nicht ein, warum man ihnen nicht Manches von dem, was wir mit Verwunderung geſehen haben, zuſchreiben dürfte. Auch die Geſchichte der Feldzüge von 1793, 1794 und 1795 möchte wohl jezt erſt richtiger gewürdigt werden, und Alles läßt ſich doch nicht blos aus der ſpaniſchen Bravour und Beharrlichkeit erklären. Aber wie das allmählige Fortſchreiten der Zeit auch bei allen Gegendrücken dennoch nie ganz gehindert werden kann, ſo ſtößt man beſonders in Spanien auf manche Reſultate, die im Verhältniß zur ganzen Nation zu wahren Kontraſten werden. Woher, iſt man oft zu fragen verſucht, woher dieſe Strahlen von Licht, welche nur aus einer Alles beſcheinenden Sonne ausgehen können? — Das aber iſt die reichhaltige Publizität der lezten Jahrzehente, daß des Nützlichen Ruhm weit verbreitet, die Nachahmung dadurch rege gemacht, und auch von beſchränkten Köpfen hier und da Erſprießliches gebildet wird. Nur in

Fragmenten beſteht daher, worin Spanien vorwärtsgeſchritten iſt, und die Militairreformen dürften wohl das vollſtändigſte derſelben ſeyn.

Das Merkwürdigſte, was unter Karln IV. für dieſen Zweig der Staatskraft geſchehen iſt, beſteht — ſeiner Nachwirkungen wegen — gewiß in den Bildungsanſtalten für die Offiziere. Es ſind deren mehrere auf verſchiedenen Punkten der Monarchie, ſowohl für den See- als für den Landdienſt. Alle kann ich unmöglich durchgehen; aber ich muß nothwendig von zweien reden, die man dem Friedensfürſten gerne zuſchreiben mag, um gegen einen, in der öffentlichen Meinung ganz verlornen, Mann nicht ungerecht zu ſcheinen.

Das erſte iſt die Errichtung des Korps vom Ingenieur-Kosmographen des Staats *), welches mit der Madrider Sternwarte im Jahr 1790 vereinigt worden iſt.

---

*) Real Cuerpo de Ingenieros Cosmógrafos de Estado.

Sein Zweck iſt: 1) Studium der theoretiſchen und praktiſchen Aſtronomie; 2) ihres Gebrauchs und ihrer Anwendung im bürgerlichen Leben, Schifffahrt, Handel, Ackerbau, Geographie und Heilkunde, und 3) die Bildung tüchtiger Lehrer für alles dieſes — greift natürlich nur indirekt in das Militairweſen ein, und kann daher hier deſſen weitere Karakteriſirung die geziemende Stelle nicht finden. Ganz in dieſen Artikel aber paßt die Einrichtung eines Kollegiums und einer Akademie für die Erziehung und Ausbildung junger Leute, die für den Kriegsdienſt beſtimmt ſind *). Sie fällt in das Jahr 1797, und wurde an obige Anſtalt angeſchloſſen. Die Zeitumſtände dürften eine nähere Zergliederung deſſelben vielleicht wünſchenswerth machen.

„Das Waffenhandwerk", ſagt das königliche

---

*) Colegio y Academia para la educacion é instruccion de los jovenes en la carrera militar.

Edikt, welches dem Reglement dieſer Anſtalt vorangeht, „muß, wegen der ausgebreiteten Kenntniſſe, die es umfaßt, wegen der Beſchwerlichkeit ſeiner Beſchäftigungen, und der großen Gefahren, unter denen es ausgeübt wird, mehr als alle andere Lebensbeſtimmungen, in frühſter Jugend, und ſo frühe, wie möglich, angefangen werden. Denn, an tiefe und größtentheils abſtrakte Studien ſich gewöhnen, ſich von dem natürlichen Selbſterhaltungsſtreben losmachen, in den Gefahren für die Vertheidigung von König und Vaterland ſeinen Ruhm ſuchen, und allen Bequemlichkeiten entſagen, die man im Schooße ſeiner Familie genießen könnte, iſt im Weſentlichen nichts anders, als die Kunſt, ſich völlig ſelbſt zu überwinden, und ſich nach einer Menge von Kämpfen eine neue phyſiſche und intellektuelle Natur anzubilden. Bis jezt haben ſich nur Wenige von dieſer Wahrheit überzeugt; aber deſto Mehrere glaubten: daß das Handwerk der Ehre nur das Ziel völlig ſonſt untauglicher,

„und jede andere Geiſtesanſtrengung verabſcheuender
„Menſchen ſey, und daß man in jedem
„Alter, unter allen Umſtänden, und wenn
„man in jeder andern Carrière verunglückt ſey,
„immer noch Zeit genug habe, die Laufbahn der
„Ehre und des Ruhms zu ergreifen. Um die
„Nachtheile, welche dieſer Irrthum hervorgebracht
„hat, in der Wurzel auszurotten, den
„alten militairiſchen Unterricht wieder herzuſtellen,
„von dem uns noch ſo viele bewunderns-
„werthen Denkmale übrig geblieben ſind, und in
„die Herzen unſrer jungen Offiziere die Grundſätze
„der wahren Tapferkeit zu pflanzen, welche
„beſtehn in Liebe zum Ruhm, und in gerechter
„Würdigung der Kräfte und Hülfsquellen des
„angreifenden oder widerſtehenden Feindes, zur
„Vergleichung der eigenen Gegenkraft, beſchließen
„Wir . . . .“

Ich habe dieſe Stelle gerne ausgehoben, weil ſie eine ſchöne Anſicht des Militairzuſtands auf eine ſehr karakteriſtiſche Weiſe ausſpricht, und ein edles Selbſtbewußtſeyn nicht in äußerlichen Vorzügen, ſondern in einem großen Gefühl zu begründen ſucht. Auch müſſen freilich ſolche Mittel bei ſüdlichen Völkern angewendet werden, die man nie zu hoher Thätigkeit aufregt, wenn man ihre Phantaſie nicht in Bewegung geſetzt hat. Iſt der Unterricht dieſen Anſichten angemeſſen, ſo iſt kein Zweifel, daß aus jungen Spaniern die beſten Krieger gebildet werden.

„Und“, ſagt das Edikt weiter, „wie die „Erfahrung gezeigt hat, daß die Erziehung, „wie ſo viel anders in unſern geſellſchaftlichen „Verhältniſſen, durch die Einführung der ſogenannten Verſchönerungen der guten Geſellſchaft, welche im Grunde nichts, als verfeinerte „Zerſtreuungen, oder geheime Vehikel des Laſters und der Sittenverderbniß ſind, — durch „die ſich unbemerklich machende Weibiſchkeit, verächtliche Feigheit und alle den Menſchen entehrenden Gebrechen in das Herz einſchleichen, — „daß durch ſie, ſage ich, ſo vieles verſchlimmert oder „völlig verderben worden iſt, ſo iſt mein Wille,

„daß in dieſem Militair-Inſtitut nichts gelehrt „werde, als was eigentlich zu dem Waffenhand„werk gehört, und ſeine weit umfaſſenden Stu„dien erleichtert. Es ſoll alſo nichts vorgetra„gen werden, als Arithmetik, Geometrie, Tri„gonometrie, Algebra bis zu den Gleichungen „des dritten Grads einſchlußweiſe, Grundſätze „der Mechanik, und dieſe ſogleich mit Anwen„dung auf das Kriegsgeräthe, Elemente der „Infiniteſimal-Rechnung, Geographie, Kunſt, „Plane aufzunehmen, Befeſtigungs-, Angriffs- „und Vertheidigungskunſt feſter Plätze, Ele„mente der Artillerie, und raiſonnirende und „vergleichende Taktik. Und, da es meine Un„terthanen ſind, ſo brauche ich ihnen nichts über „den wichtigen Punkt der Religion zu ſagen, „welcher mit dem nöthigen Eifer betrieben wer„den wird.“

Letzterer Zweck, der übrigens auf die edelſte Weiſe ausgeſprochen iſt, darf natürlich nicht fehlen, wo man zu Spaniern ſpricht. Auch würde eine Regierung ſich erbärmlich auf ihren Vortheil verſtehn, welche die koſtbarſte Baſis aller Vaterlandsliebe und Bürgertugenden nicht mit der größten Zartheit behandelte. In Spanien muß die Religion, auch wenn die Auto-da-Fe's gleich aufgehört haben, noch als die feſteſte Stütze des Nationalkarakters angeſehn, und kann ſie, wie die neueſten Erfahrungen ſattſam genug beweiſen, am allerwirkſamſten werden. Es darf daher auch hier nicht fehlen, wenn ich meine Leſer mit dem ſpaniſchen Militair, und der richtigen Anſicht ſeines Antheils an den lezten Begebenheiten in Verbindung ſetzen will.

Die Anſtalt, für welche Alles dieſes geſagt iſt, war zunächſt auf 200 Zöglinge berechnet, welche als Kadeten für die Offizierſtellen in der Infanterie angeſehn werden. Das zur Aufnahme erforderliche Alter iſt zwiſchen 12 und 15 Jahre geſetzt; die Kenntniſſe, welche ſie mitbringen müſſen, ſind Leſen und Schreiben. Der Erlaubniß zum Eintritt gehn die Beweiſe adelicher oder Hidalgo's Geburt voran; daß eine fehlerloſe körperliche Konſtitution erfordert wird, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Die Einrichtung im Zuſammenleben der Zöglinge iſt völlig militairiſch, ſo wie ihre Kleidung, ihre Haltung beim Spazierengehn, an der Tafel u. ſ. w. Dieſe iſt anſtändig, als wozu jeder jährlich 2500 Realen ſelbſt beiträgt; ein gleiches findet ſich in den Wohnungen und ſonſtiger ökonomiſcher Behandlung. In Rückſicht auf den Unterricht, als dem Weſentlichſten, ſchreibt das Reglement folgendes vor:

1) Der Unterricht wird in den zwei erſten Jahren (des Beſtehens der Anſtalt) nach den Umſtänden eingerichtet, indem während dieſer Zeit noch ältere Jünglinge aufgenommen werden, die ſchon einige Jahre an ihrer militairiſchen Erziehung verloren haben. Mit dieſen muß alſo geeilt werden, auf daß ſie noch zur rechten Zeit zu ihren Regimentern kommen.

2) Aus den Kadeten und aus den Offizieren, welche das Kollegium auch noch beſuchen, ſo wie von den andern jungen Leuten, die vom

elterlichen Hauſe aus ſich zum Unterricht einfinden, werden zwo Brigaden errichtet, und ſogleich mit den Prinzipien der Arithmetik von dem, dafür beſtimmten, Lehrer, und einem der am weitſten gekommenen Ingenieur-Kadeten angefangen.

3) Nach einigen Tagen werden dieſe ſchon bemerkt haben, wenn einer oder der andere durch frühere Studien, oder durch ein ausgezeichnetes Talent, bereits weiter gekommen iſt. Sie erheben ihn darum in die höhere Brigade, welche unmittelbar unter dem Lehrer der Elemente ſteht, dahingegen die niedrigere einem Subſtituten untergeordnet iſt.

4) Beide beſchäftigen ſich mit Arithmetik, womit ſie übrigens nicht mehr, als zween Monate zubringen dürfen, indem die Lehrer in Methode, Klarheit und Aufmerkſamkeit es an nichts fehlen laſſen werden.

5) Die zehn folgenden Monate über beſchäftigen ſie ſich mit theoretiſcher und praktiſcher Geometrie, den Elementen der Algebra bis zu

den Gleichungen des zweiten Grades, und mit der planen Geometrie. Für jezt aber werden dieſe Zweige noch nicht in dem Umfang behandelt, den ſie in den Lehrbüchern haben, ſondern wird hauptſächlich nur das, auf die Kriegskunſt ſich Beziehende, herausgehoben.

6) In den Nebenſtunden beſchäftigen ſich die Zöglinge mit militairiſcher Zeichnungskunſt.

7) Zugleich wird das Studium der Sphäre und der Anfangsunterricht der Geographie gegeben.

8) Im zweiten Jahr wird mit Mechanik angefangen. Man beſchränkt ſich hierbei auf die vorzüglichſten Maſchinen und geht ſodann auf ihre Anwendung auf das Kriegsgeräthe über. Zugleich wird die Theorie der Parabel als Vorbereitung zum Artilleriewesen gegeben. Hierzu werden zum wenigſten vier Monate angewendet.

9) Die vier folgenden Monate werden ganz dem Studium der Fortifikation von Plätzen und Lagern gewidmet, welches bei all' ſeiner Wich-

tigkeit doch denen, die Geometrie, Mechanik und Zeichnung verſtehen, ſehr leicht fällt.

10) Der Reſt des zweiten Jahrs wird mit dem praktiſchen Studium des Angriffs und der Vertheidigung von Plätzen, der Kenntniß und des Gebrauchs der Artillerie zugebracht.

Alles dieſes bezieht ſich auf diejenigen, welche ſpäteren Alterseintritts wegen nicht länger, als zwei Jahre, in der Anſtalt verweilen können. Für die Übrigen iſt der Studienkurſus zu vier Jahren beſtimmt, während welcher obige Studien mit mehr Ausdehnung und Dauer, und in einigen Fächern höher getrieben werden.

An dieſe niedrigere Lehranſtalt ſchließt ſich die höhere, Akademie genannt, an, welche hauptſächlich den Zweck haben ſoll, zu verhüten, daß die Offiziere, auch nach dem beſten Unterricht, nicht wieder in Unthätigkeit und deren Folgen verfallen. Zu dieſem Zweck werden aus jedem Infanterieregimente zwölf Subjekte ausgewählt, nemlich zween Sergeanten, vier Korperale und ſechs Gemeine, welche leſen und ſchreiben können. Aus dieſen 5 - 600 Mann wird ein Bataillon gebildet, das an dem Aufenthaltsort der Akademie liegt, und von den neuen Offizieren, die aus der obigen Anſtalt austreten, unter einem Obriſten von der Infanterie, kommandirt wird. Die Stellen, welche jene dabei haben, wechſeln alle zween Monate, auf daß ſie das ganze Mechaniſche des Dienſtes aufs genaueſte kennen lernen. An dieſes Bataillon ſchließen ſich fünfzig Mann Artillerie, und eine Eskadron Kavallerie, deren Offiziersſtellen gleichfalls unter den Zöglingen umgehen. Die Uebungen derſelben welche immer noch mit theoretiſchem Unterricht in den Kriegswiſſenſchaften abwechſeln, dauern auf dieſe Weiſe zwei Jahre, nach deren Verfluß ſie zu ihren reſpektiven Regimentern abgehen, bei denen ſie natürlich ganz beſondere Anſprüche auf Avancement zu erwarten haben.

Es iſt kein Zweifel, daß eine Anſtalt der Art, mit der nöthigen Gewiſſenhaftigkeit und patriotiſchem Eifer betrieben, vorzügliche Früchte bringen muß. Durch die Wichtigkeit, welche der Staat auf die Bildung ſeiner Offiziere legt, muß der ganze Stand ſchon in der öffentlichen Achtung gewinnen, die er nothwendig beſitzen muß, wenn der wahre Geiſt ihn beſeelen ſoll. Bis dahin war dieſes wohl nicht ganz noch gelungen. Der chevalareske Geiſt der Nation hatte ſich nicht mit der Idee ſtehender Heere gehörig vertraut gemacht; aber man weiß auch, daß ſo etwas nur die Frucht langer Jahre, oder der Gewinn außerordentlicher Ereigniſſe ſein kann.

Wenn ein Mann daher nur dieſer Idee ſein ganzes Leben aufopfern ſoll, und in ſeinem Stande zu gewöhnlichen Zeiten es ſelten zu einem ſorgloſen ökonomiſchen Zuſtand bringt, ſo iſt der Staat genöthigt, ſeine Blicke in die Zukunft auf irgend eine Weiſe zu beruhigen. Dürfen daher Penſionen irgendwo exiſtiren, ſo müſſen ſie einem Stande zukommen, welcher ſeine Lebenshoffnungen mehr, als jeder andere, dieſem aufopfert. Die ſpaniſche Regierung hatte wirklich dafür geſorgt, und, außer den vielen Comthureien der verſchiedenen Orden, gewiſſe Einkünfte zu Penſionen für Offizierswittwen ausgeſetzt. Dieſe beſtehen in einem Geldfond von 6000 Dublonen, in der Erhebung von 20 Prozent auf die Spolien der Biſchöffe und die Einkünfte erledigter Bisthümer, in der Hälfte eines monatlichen Solds, welchen der Offizier bei jeder Plazveränderung Einmal bezahlt, in einem kleinen Abzug von ſeinem gewöhnlichen Sold, in einem gewöhnlichen von den, vom König beſonders ertheilten, militairiſchen Penſionen, und in der Beerbung aller Offiziere, die ohne natürliche Erben ſterben.

Nach dieſen vorausgeſchikten Bemerkungen, unter denen ich das, was bereits bekannt iſt, nicht wiederholen mochte, kann ich zu dem ungefähren Militairbeſtand Spaniens übergehen, wie er zu Anfang des laufenden Jahres (1808) geweſen iſt. Ich gebe ihn zunächſt nur für einen Kalkul aus, den ich übrigens, nicht ohne Sammlung alles deſſen, was in der kritiſchen Zeit meines Aufenthalts in Spanien, zu erfahren war, gemacht habe. Auf jeden Fall dient er dazu, um das zu erkennen zu geben, was die Regierung ſelbſt der Monarchie für gewöhnliche Kraftanſtrengungen zutraute. Vielleicht dürften nur wenige Männer im Stande ſein, das, was wirklich bewaffnet und ſtreitgerüſtet war, anzuſchlagen; aber zuverläßig iſt es, daß die Regimenter in den lezten Jahren ſämmtlich ihrer Vollſtändigkeit nahe gebracht, und andere ſogar, wie die ſchweizeriſchen, über ihren ſonſtigen Kriegsbeſtand geſezt worden ſind. Die Zeitumſtände mögen das völlige Detail wohl für Manche erwünſcht machen.

I. Truppen in Europa, und zwar regulirte.

1) Infanterie.

86. Generallieutenants. Die älteſten von 1779.
118. Feldmarſchälle. Die älteſten von 1793.
199. Brigadiers. Die älteſten von 1789.
8 Generalinſpekteren.
10. Armeeintendanten in Aktivität.

21. Provinzialintendanten in Aktivität.
13. Armeezahlmeiſter in Aktivität.
15. Commiſſairs-Ordonnateurs in Aktivität.
23. Armeeſchazmeiſter.
17. Kriegsauditeren.

Regimenter.

a) Haus des Königs.

Leibgarden in drei Kompagnien (Guardias de Corps). .

Hellebardiergarden, eine Kompagnie (Guardias Alabarderos).

Spaniſche Infanteriegarden, in drei Bataillons (Guardias de infanteria espannola).

Infanterie Wallonengarden, in drei Bataillons (Guardias de infanteria wallona).

Königliche Karabiniers, in ſechs Eskadrons, darunter vier Linien- und zwei leichte Eskadrons, welche leztere die Ehrenwache des Friedensfürſten ausmachten.

Zuſammen etwa . 10,000 Mann.

b) Spaniſche Linieninfanterie.

1) Generalſtab.

1. Generalißimus.
20. Generallieutenants.
11. Feldmarſchälle.
26. Brigadiers.
1. Generalkapitän.
1. Generalinſpektor.

In Thätigkeit.

2) Regimenter.

(Jedes von drei Bataillon, oder 12 Kompagnien. Sämmtliche Regimenter zu 1008 Köpfen im Frieden, und 2256 im Krieg.)

Rey.
Reyna.
Principe.
Saboya.
Corona.
Afrika.
Zamora.
Soria.
Cordoba.
Guadalaxara.
Sevilla.
Granada.
Valencia.
Zaragoza.
Espanna.
Toledo.
Mallorca.
Burgos.
Murcia.
Leon.

Cantabria.
Aſturias.
Fixo de Zeuta.
Navarra.
Aragon.
Amerika.
Princeſa.
Extremadura.

Malaga.
Jaen.
Ordenes militares.
Voluntarios de Caſtilla.
Voluntarios de Eſtado.
Voluntarios de la Corona.
Borbon.

Zuſammen, im Frieden 35,000 Mann.
im Krieg 78,000 „
wirklich etwa 50,000 „

c) Fremde Linieninfanterie.

1) Generalſtab.

3 Generallieutenants.
2 Feldmarſchälle.
3 Brigadiers.
1 Generalinſpekteur.

2) Regimenter.

(Sämmtl. zu 1008 im Fr. u. 2256 im Kr.)

Irlanda.
Hibernia.

Ultonia.
Napoles.

Schweizerregimenter.

(Jedes zu 1008 im Fr. u. 2256 im Kr.)

Wimpffen.
Reding, Nro. 1.
Reding, Nro. 2.
Betſchart.
Traxler.
Preux.

Zuſammen, wirklich 17,000 Mann.

d) Leichte Infanterie.

1) Generalſtab.

2 Generallieutenants.
2 Feldmarſchalle.
1 Brigadier.
1 Generalinſpekter.

2) Bataillons.

(Jedes zu 780 im Frieden, u. 1200 im Krieg.)

Primero de Aragon.
Primero de Catalunna.
Segundo de Catalunna.
Tarragona.
Gerena.
Primero de Borcelona.
Segundo de Aragon.
Segundo de Barcelona.
Cazadores de Barbaſtro.
Voluntar. de Valencia.
Campo mayor.
Navarra.

Zuſammen, wirklich 12,000 Mann.

e) Artilleriekorps.

1) Generalſtab.

1 Generallieutenant.
11 Feldmarſchälle.
12 Brigadier.
1 Chef vom Generalſtab.

* * *

1 Kompagnie von den Kadetten des Militär-Inſtituts in Segovia.

4 Regimenter, jedes von 10 Kompagnien, und unter dieſen 40 Kompagnien, 6 Komp. reitender Artillerie.
Zuſammen . 3,300 Mann.

72 Kompagnien Veteranen.
Zuſammen . 5,700 „

74 Kompagnien Milicias disciplinadas, ohne Offiziere und Sergeanten. Zuſammen 5,900 „

5 Kompagnien, Obreros de Maestranza. Zuſammen 400 „

Offiziere. . . 675 „

Zuſammen etwa 16,000 Mann.

f) Ingenieurkorps.

1 Chef des Generalſtabs.
8 Directores Subinspectores.
3 Brigadiers.
4 Obriſten.
9 Obriſtlieutenants.
2 Sargentos mayores.
Kapitains.
Lieutenants.
Unterlieutenants.
Regiment Sappeurs u. Mineurs.

Zuſammen . 1,000 Mann.

Sämmtliche Linieninfanterie
zuſammen alſo . 106,000 Mann.

2. Cavallerie.

Generallieutenants. Feldmarſchälle, Brigadiers. Generalinſpekter.	In Thätigkeit.

Regimenter.

(Jedes Regiment hat 5 Eſkadrons und beſteht in der Regel aus 570 Mann.)

Rey.
Reyna.
Prinzipe.
Infante.
Borbon.
Farneſio.

Alcantara.
Eſpanna.
Algarbe.
Calatrava.
Santiago.
Monteſa.

Zuſammen etwa wirklich 5,000 Mann.

Leichte Cavallerie.

1 Generalkapitain.
3 Generallieutenants.
6 Feldmarſchälle.
8 Brigadiers.
1 Generalinſpektor.

1. Dragoner.

(Jedes Regiment in der Regel aus 3 Eſkadrons u. dieſe zuſammen zu 670 Mann.)

Rey.
Reyna.

Almanſa.
Pavia.

Villaviciosa.
Sagunto.
Numanca.
Luſitania.

2. Jäger.

(Jedes Regiment 5 Eskadrons und 670 Mann.)

Olivencia.
Voluntarios de Espanna.

3. Huſaren.

(Jedes Regiment zu 5 Esk. u. 670 Mann.)

Maria Luiſa.
Espanneles.

Zuſammen wirklich etwa 6,000 „

Sämmtl. Cavallerie zuſammen 11,000 M.

Milizen in Europa.

4 Feldmarſchälle.
10 Brigadiers.

1. Provinzialmiliz.

a) Regimenter.

(Die älteſten wurden 1734, die 13 übrigen 1766 errichtet. Jedes beſteht aus 1 Bataillon.)

Jaen.
Badajoz.
Sevilla.
Burgos.

Lugo.
Granada.
Leon.
Oviedo.
Cordoba.
Murcia.
Alcazar de San Juan.
Valladolid.
Ciudad real.
Segovia.
Truxillo.
Xerez.
Ecija.
Ciudad Rodrigo.
Logronno.
Siguenza.
Toro.
Soria.
Laredo.
Orenſe.
Chinchilla.
Mondonnedo.
Avila.
Monterey.
Santiago.
Pontevetra.
Tuy.
Belanzos.
Malaga.
Guadix.
Ronda.
Bujalance.
Cuenca.
Salamanca.
Lorca.
Toledo.
Plaſencia.
Compoſtela.
Mallorca.

Zuſammen etwa wirklich 30,000 Mann.

b) 4 Diviſionen Grenadiere, jede aus 2 Bataillons beſtehend.

Caſtilla vieja. Andalucia.
Caſtilla nueva. Galicia.

2. Stadtmilizen.

a) Die ſich nur in Kriegszeiten erheben.

20 Komp. in Cadiz.
9 — „ Puerto de S. Maria.
13 — „ Campo de Gibraltar.
4 — „ Cartagena.
5 — „ Zeuta.
14 — „ Badajoz.
8 — „ Albuberque.

6 Komp. in Alcantara.
1 — „ Alconchel.
7 — „ Valencia de Alcantara.
12 — „ Corunna.
6 — „ Ciudad Rodrige.
4 — „ Tarifa.

Zuſammen etwa . 10,000 Mann.

b) Alte Kompagnien.

1 Kompagnie Füſeliers in Campo de Gibraltar.
1 — Infanterie in Plaza de Roſas (in Catalonien).
1 — ausgewählter Füſeliers in Aragonien.
1 — — — in Valencia.

1 Komp. Cavaleria de Lanzas in Zeuta.
1 — — de Moros.
4 — Infanterie in den Preſidios minores.
11 — Stadtmilizen an der Küſte v. Granada.
2 — Füſeliers von Andaluſien.
41 — dienſtthuender Invaliden.
Zuſammen etwa . 5,000 M.

Ueberſicht der Truppen in Europa.

Infanterie.

Haus des Königs. . .	10,000 M.
Spaniſche Linieninfanterie .	50,000 „
Fremde Linieninfanterie .	17,000 „
Leichte Infanterie . .	12,000 „
Artilleriekorps . . .	16,000 „
Ingenieurkorps . . .	1,000 „

Cavallerie.

Schwere Cavallerie . .	5,000 „
Leichte Cavallerie . .	6,000 „

Milizen.

Provinzialmiliz . . .	30,000 „
Stadtmiliz	15,000 „

Zuſammen 162,000 M.

II. Militairetat des ſpaniſchen Indiens.

I. Neu-Spanien.

1 Vizekönig und General-Kapitain.
11 Provinzial-Intendanten.
1 Armeezahlmeiſter.
1 Schatzmeiſter.
3 Kriegsauditoren
19 Generalſtabe der feſten Plätze.

a. Veteranen.

1 Kompagnie Hellebardiers, als Wache des Vizekönigs.
1 Regiment Infanterie de la Corona.
1 — — nueva Eſpanna.
1 — — Mexiko.
1 — — Puebla.
1 Bataillon von Veracruz.
1 Ingenieurkorps.
2 Kompagnien leichter Infanterie de Catalunna.
1 fixe Kompagnie von Acapulco.

1 fixe Kompagnie del Preſidio del Carmen.
1 — — de S. Blas.

Zuſammen etwa 6,000 Mann.

1 Regiment Dragoner Eſpanna.
1 — — Mexico.
1 fixe Komp. Dragoner del Preſidio del Carmen.

Zuſammen etwa 1,200 Mann.

b. Provinzialmiliz.

1) Infanterie.

(Jedes Regiment beſteht aus 2 Bataillons, jedes Bataillon aus 5 Kompagnien, und das Ganze im Frieden aus 825, im Krieg aus 1350 Mann.)

1 Regim. Mexico.
1 — Tlaxcala.
1 — Puebla.
1 — Cordoba.
1 — Toluca.
1 — Celaya.
1 — Valladolid.

1 Bataill. Guanaxuato.
1 — Oaxaca.
1 — Guadalaxara.
2 Kompagnien Pardos und Morenos libres von Veracruz.

Zuſammen wirklich etwa 8,000 Mann.

2) Kavallerie.

(Jedes Regiment zu 4 Eſkadrons, 370 Mann im Frieden, und 617 im Krieg.)

1 Reg. Santiago de Queretaro.

1 — Principe.

1 — Dragoner de Puebla.

1 — — de San Luis.

1 — — de San Carlos.

1 — — de la Reyna.

1 — — de nueva Galicia.

1 — — de Mechoacan.

1 — Lanceros von Veracruz (zu 6 Eſkadrons.)

Zuſammen etwa wirklich 4,000 Mann.

3) Fixe Gränzkorps im Innern.

1 Korps Kavallerie von Sierra gorda, in 4 Komp.

1 — Dragoner de San Luis de Coletlan, in 9 Komp.

Zuſammen 1,000 Mann.

4) Fixe Kompagnien von Weiſſen und freien Parden.

1.Diviſ.del Norte zu 4Komp.Inf.u.Lanzenknechte
2. — — — zu 7 Komp.
3. — — — - - —
4. — — — zu 5 Komp.
Tabasco zu 10 Komp. Infanterie und Cavallerie.
1. Diviſion del Sur zu 8 Komp. Inf. u. Cav.
2. — — — zu 11 Komp. - - -
3. — — — zu 3 Komp. - - -
4. — — — zu 11 Komp. - - -
5. — — — zu 5 Komp. - - -
Zuſammen wirklich 7,000 M.

5) Stadtmilizen zu Fuß und zu Pferde.

1 Reg. Inf. del Comercio de Mexico in zehn Bat.
1 Bataillon del Comercio de Pueblo.
1 Eskadron Kavallerie de Mexico zu 3 Komp.
Verſchiedene Veteranen Komp. Kav. im Innern.
Zuſammen wirklich 1,500 M.

Rekapitulat. der ſämtl. bewaffneten
Macht des Königr. Neuſpanien 28,000 M.

II. Königreich Goatemala.

1 General-Kapitain.
1 General-Subinſpektor.
1 Kriegsauditor.
6 Generalſtäbe der feſten Plätze.

1) Veteranen.

1 Bataillon fixe Inf. de Goatemala zu 5 Komp.
1 fixe Komp. del Caſtillo de Omoa.
4 Komp. Auserleſener in Truxillo u. a. O.
1 Ingenieurkorps.
Zuſammen etwa 1,000 M.

2) Diſziplinirte Infanteriemiliz.

6 Bataillons, jedes von 760 Mann.
Zuſammen etwa wirklich 4,000 M.

3) Provinzial-Miliz Dragoner.

6 Eskadrons, jede von 200 Mann.
Zuſammen etwa wirklich 1,100 M.

Rekapitulat. der ſämtl. Militairkraft 6,100 M.

III. Provinz Yucatan.

1 Generalkapitain.
1 Kriegsauditor.
2 Generalſtäbe der feſten Plätze.

1) Veteranen.

1 Bataillon de Campeche,
1 Kompagnie Dragoner.
2 Kompagnien Veteranen Infanterie von Bacalar.
1 Ingenieurkorps.

Zuſammen etwa wirklich 900 Mann.

2) Milizen.

1 Bataillon weißer Volontairs von Merida.
1 Bataillon weißer Volontairs von Campeche.
2 Diviſionen Parden von Merida und Campeche, jede von 8 Kompagnien.

Zuſammen alſo wirklich 2,600 Mann.
Rekapitulation . . 3,500 Mann.

IV. Cuba.

1 Generalkapitain.

1 General-Subinſpektor.

9 Generalſtäbe der feſten Plätze.

1) Veteranen.

1 Reg. Inf. Havannah zu 3 Bataillons.

1 — — Cuba zu 3 Bataillons.

1 Eskadron Dragoner, Amerika.

3 Komp. Füſiliers von Montana.

1 Ingenieurkorps.

Zuſammen etwa wirklich 2,000 Mann.

2) Infanterie-Milizen.

1 Reg. Infanterie von Havannah.

1 Bat. weißer Volontairs von Cuba u. Bayamo.

1 Bataillon von Puerto del Principe.

1 Bataillon de las quattre Villas.

Zuſammen etwa wirklich 2,700 Mann.

3) Milizen-Kavallerie.

1 Reg. Volontairs von Havannah.

1 Reg. Dragoner von Matanzas.
1 Bataillon freie Pardon von Cuba u. a. O.
1 Bataillon freie Braunen von Havannah.
Zuſammen etwa wirklich 1,000 Mann.

Rekapitulation des Ganzen 5,700 Mann.

V. Beide Florida's.

1 Generalkapitain.
2 Generalſtäbe der feſten Plätze.

1) Veteranen.

1 Reg. Inf. de la Luiſiana, zu 3 Bataillons.
2 Ingenieurkorps.
1 Reg. fixe Inf. von Puerto-rico, zu 3 Bataill.
Zuſammen etwa wirklich 1,500 Mann.

2) Diſziplinirte Miliz.

1 Reg. Infanterie von Puerto-rico.
1 Reg. Kavallerie von Puerto-rico.
4 Kompagnien freier Braunen.
Zuſammen etwa wirklich 2,400 Mann.
Rekapitulation . . 3,900 Mann.

VI. Königreich Granada.

1 Generalkapitain.
1 General-Subinſpektor.
2 Subinſpektoren.
4 Kriegsauditoren.
18 Generalſtäbe der feſten Plätze.

1) Veteranen.

1 Komp. Hellebardiers, als Wache des Vicekönigs.
1 Komp. Kavallerie zu gleichem Zweck.
1 Reg. Infanterie Kartagena, zu 2 Bataill.
1 Bat. Infanterie von Panama, zu 9 Komp.
1 Bat. Hülfs-Infanterie von Granada (infant. auxil. del nuevo reyno de Gran) zu 5 Komp.
1 Infanteriekorps von Quito zu 4 Komp.
1 Komp. Infanterie von Popayan.
1 Piket Infanterie del Caſtillo de Chagre.
1 Komp. leichte Inf. del Darien del Sur.
1 Komp. leichte Inf. von Chiman.
2 Ingenieurkorps von Kartagena und Panamá.
Zuſammen etwa wirklich 2,000 Mann.

2) Diſziplinirte Infanterie-Miliz.

1 Reg. Kartagena, zu 2 Bataillons.
1 — Panama, zu 1 Bataillon.
1 — Santa Marta, zu 9 Komp.
1 Jägerkorps del rio Hacha, zu 4 Komp.
1 — de Portobelo, zu 4 Komp.
2 auserleſene Komp. von Jaen de Bracamoros.
2 — — von Loxa.
2 — — von Barbacoas.
2 Bat. freier Parden.

3) Vermiſcht von Cav. u. Infanterie.

1 Eskadron Corozal, zu 4 Kompagnien.
1 Reg. diſziplinirter Infanterie und Dragoner.
Zuſammen etwa wirklich 7,000 Mann.

4) Milizen im Innern.

Verſchiedene Korps etwa von 1,000 Mann.

5) Stadtmilizen.

etwa . . . . . 1,000 Mann.
Rekapitulation des Ganzen 11,000 Mann.

VII. Provinz Venezuela.

1 Generalkapitain.
9 Generalſtäbe der feſten Plätze.

1) Veteranen.

1 Bataillon Infant. von Caracas, zu 10 Komp.
1 Infanteriekorps von Cumana, zu 3 Komp.
1 Infanteriekorps von Guayana, zu 3 Komp.
1 Infanteriekorps von Maracaybo, zu 4 Komp.
1 Infanteriekorps von der Inſel Margarita.
1 Ingenieurkorps.
Zuſammen etwa wirklich 1,500 Mann.

2) Diſziplinirte Miliz.

1 Bataillon Weißer von Caracas zu 9 Komp.
1 — — — Valencia - - —
1 — — — Aragua - - —
1 Eskadron Weißer, Kavallerie-Miliz.
11 Komp. Infanterie Miliz von Cumana.
2 Komp. Kavallerie Miliz — —
13 Komp. Infanterie von Parden.
2 Komp. Kavallerie — —

3 Komp. Infanterie von Braunen.
5 Komp. diſziplin. Inf. Miliz von Maracaybo.
4 Komp. Parden von Maracaybo.
1 Komp. Weißer von Guayana.
2 Komp. Parden — —
1 Komp. Brauner — —
4 Komp. diſziplinirter Infanterie von der Inſel Margarita.
1 Komp Weißer, Kavallerie — —
4 Komp. Infanterie, von Parden.
1 Bataillon Parden, von Caracas.
1 — — von Valencia.
1 — — von Aragua.
Zuſammen etwa wirklich 9,000 Mann.

Rekapitulation des Ganzen 10,500 Mann.

VIII. Provinz von Rio de Plata.

1 Generalkapitain.
1 General-Subinſpekter.
6 Provinzial-Intendanten.
10 Generalſtäbe der feſten Plätze.

1) Veteranen.

1 Reg. Infanterie von Buenos-Ayres, zu 3 Bat.
1 Reg. Dragoner — — —
1 Korps Blandengues auf der Gränze, zu 6 Komp.
1 Komp. — von Sta Fé.
1 Korps — von Montevideo, zu 8 Komp.
Zuſammen etwa 3,000 Mann.

2) Disziplinirte Milizen.

a) Infanterie.

1 Bat. Volontairs von Buenos Ayres } jedes zu
1 — — — Montevideo } 9 Komp.
4 Komp. Grenadier Parden u. freier Braunen.

b. Kavallerie.

4 Eskadrons Volontairs von Buenos Ayres.
4 — — von Montevideo.
4 — — von Frontera.
2 — — de la Colonia.
2 — — von Maldonaldo.
2 — — von Corrientes.
2 Regimenter Volontairs von Paraguay.

1 Reg. Volontairs von Cordoba.
1 — — von Cindad de Salta.
1 — — von Mendoza.
1 — — von S. Luis.
1 — — von Tucuman.
1 — — von Santiago de Eſtere.
1 Esk. Volontairs von Santa Fé.
1 — — von Pi.
1 — — von Frontera de Cerro largo.
Verſchiedene Kompagnien auf den Gränzen.
Zuſammen wirklich 14,000 Mann.

3) Stadtmilizen.

3 Bataillons von S. Cruz, Potoſi und la Paz.
1 Korps vom Handlungsſtand von Potoſi.
3 Reg. Kavallerie von Cochavamba u. ſ. w.
Zuſammen 3,200 Mann.
Rekapitulation des Ganzen 20,200 Mann.

IX. Königreich Peru.

1 Generalkapitain.
1 General-Kriegsauditor.

1 General-Subinſpektor.
9 Provinzial-Intendanten.
1 Kriegskommiſſair.
7 Generalſtäbe der feſten Plätze.

1) Veteranen.

1 Komp. Hellebardiers. } als Wache des Vice-
1 Komp. Kavallerie. } königs.
1 Inf. Regim. Real de Lima, zu 3 Bat.
2 Komp. von Chiloe.
1 Piket Kavallerie von Turma.
1 Komp. Dragoner von Cuzco.
1 Ingenieurkorps.

Zuſammen wirklich 1,300 Mann.

2) Diſziplinirte Milizen.

a. Infanterie.

1 Bat. Eſpanoles de Lima, zu 11 Komp.
1 Reg. Cuzco, zu 9 Komp.
1 Reg. Arequipa, zu 18 Komp.
1 Reg. Guayaquil, zu 9 Komp.
1 Reg. de Caſtro en Chiloe, zu 27 Komp.

Verſchiedene Companias sueltas de Chiloe.
1 Bat. freie Pardey, von Lima, zu 11 Komp.
4 Komp. freier Braunen, von Lima.
Zuſammen wirklich 8,000 Mann.

b. Kavallerie.

1 Reg. Arequipa, zu 4 Eſkadrons.
1 Reg. Cuzco, zu 3 Eſkadrons.
1 Eſkadron Landleute von Caſtro de Chiloe.
1 Eſkadron freier Parden von Lima.
1 Komp. freier Braunen von Lima, zu 4 Eſk.
1 Eſkadron von Guayaquil, zu 4 Komp.
Zuſammen etwa wirklich 2,600 Mann.

3) Stadtmilizen,

a. Infanterie.

4 Komp. Auserleſener von Ica.
1 Reg. von Aragon de Jauja, zu 9 Komp.
1 — von Leon de Huanuco, zu 9 Komp.
1 — von Abancai, zu 2 Bataillons.
1 Bat. von Calca, zu 9 Komp.
1 Reg. von Paucartarambo, zu 9 Komp.
1 Reg. von Neubamba, zu 10 Komp.

1 Reg. von Huamanga, zu 9 Komp.
2 Komp. Auserleſener von Anco.
1 Reg. Andahuayalas, zu 12 Komp.
1 Reg von Huanta, zu 9 Komp.
1 Reg. von Huancavelica, zu 9 Komp.
4 Komp. Auserleſener von Truxillo.
1 Reg. Caxamarca, zu 9 Komp.
1 Reg. S. Antonio de Caxamarca, zu 9 Komp.
1 Reg. Chachapoyas, zu 9 Komp.
1 Reg. Moyobamba.
1 Bat. von Piara.
1 Reg. Moquegua, zu 9 Komp.
1 Bat. Tarapacá, zu 9 Komp.
1 Bat Puno.
1 Bat. Lampa.
1 Bat. Chucuyto.

Zuſammen etwa wirklich 16,000 Mann.

b. Kavallerie.

1 Reg. von Chancay, zu 3 Eskadrons.
1 Reg. von Huaura, zu 2 Eskadrons.
6 Komp. von Santa.
1 Reg. von Canete, zu 2 Esk.

1 Reg. von Chincha, zu 3 Esk.
1 Reg. von Ica, zu 3 Esk.
1 Reg. von Masca, zu 3 Esk.
1 Reg. von Tarma, zu 3 Esk.
1 Reg. von Leon de Huanuco, zu 2 Esk.
1 Reg. Huanta, zu 3 Esk.
1 Reg. Huamalies, zu 4 Esk.
1 Reg. Truxillo, zu 2 Esk.
1 Reg. von Luya und Chillaos, zu 3 Esk.
1 Esk. von Querecotillo de Piura.
1 Esk. von Chalaco de Piura.
1 Esk. von Huancabamba de Piura.
1 Reg. von Ferrennate, zu 2 Esk.
1 Reg. von S. Pablo de Chalaques, zu 4 Esk.
1 Reg. von Camaná, zu 4 Esk.
1 Esk. von Moquegua.
1 Reg. von Lampa.

Dragoner.

1 Reg. Carabayllo, zu 4 Esk.
2 Komp. Auserleſener von Huaura.
1 Reg. von Palma en Jauja, zu 3 Esk.
1 Reg. von den Fronteras de Tarma, zu 3 Esk.

1 Reg. von Tinta, zu 4 Eſk.
1 Reg. von Quiſpicanchi, zu 3 Eſk.
1 Reg. von Andahuaylas, zu 4 Eſk.
1 Eſk. von Ametape en Piura.
1 Eſk. von Pacaſmayo en Sana.
1 Reg. von Chota en Caxamarca, zu 3 Eſk.
1 Reg. von Calendin en Caxamarca, zu 3 Eſk.
1 Reg. von Arica, zu 4 Eſk.
1 Reg. von Mages en Camaná, zu 4 Eſk.
1 Reg. von Acari und Chala en Camaná, zu 3 Eſk.
1 Reg. Caraveli en Camaná, zu 4 Eſk.
1 Eſk. von Moquegua.
1 Reg. von Carabaya.
1 Reg. von Azangero.
Verſchiedene andere im Innern, die dieſe im Fall der Noth verſtärken müſſen.

Zuſammen etwa wirklich 18,000 Mann.

Rekapitulation des Ganzen 46,400 Mann.

X. Königreich Chile.

1 Generalkapitain.
1 Armeezahlmeiſter.

1 Schatzmeiſter.

1 Kriegsauditor.

5 Generalſtäbe der feſten Plätze.

1) Veteranen.

a. Infanterie.

1 Bat. de la Concepcion.

1 fixes Bat. von Valdivia.

1 Ingenieurkorps.

Asamblea veterana, 1769 beſtimmt zum Exerciren der Milizen.

Zuſammen etwa wirklich 1,100 Mann.

b. Dragoner.

1 Korps de la Frontera, zu 8 Komp.

1 Komp. de la reyna.

Zuſammen 450 Mann.

2) Diſziplinirte Miliz.

a. Infanterie.

1 Reg. Rey.

4 Komp. von Valparaiſo.

Zuſammen 1,000 Mann.

b. Kavallerie.

1 Reg. Principe.
1 Reg. Principeſa.
12 Komp. von Koquimbo.

Zuſammen wirklich 1,500 Mann.

3) Stadtmilizen.

1 Bat. von der Handlungsinnung von Santiago de Chile.

Verſchiedene andere Korps Infanterie, Dragoner und Huſaren im Innern.

Zuſammen etwa wirklich 2,000 Mann.

Rekapitulation des Ganzen 6,050 Mann.

XI. Philippiniſche Inſeln.

1 Generalkapitain.
1 General-Subinſpektor.
1 Kriegsauditor.
8 Generalſtäbe der feſten Plätze.

a) Veteranen.

1 Komp. Hellebardiers, als Wache des real ſello.
1 Reg. Infanterie del rey, zu 2 Bat.

1 Bat. Inf. de la reyna Maria Luiſa, zu 9 Komp.
1 Bat. Inf. del principe Fernando, zu 9 Komp.
1 Esk. Dragoner von Luzon.
1 Ingenieurkorps.

Zuſammen 1,500 Mann.

2) Provinzialmilizen.

a. Infanterie.

1 Reg. Meſtizen, del real principe.
1 Reg. Cagayan.
1 Reg. Pangaſinan.
1 Reg. Bulacan.
1 Reg. Camarines.
1 Bat. de Laguna.
4 Komp. Stadtmilizen von Manila.

Zuſammen 10,000 Mann.

b. Kavallerie.

5 Kompagnien.
1 Korps Invaliden.

Zuſammen 1,000 Mann.

Rekapitulation des Ganzen 12,500 Mann.

Die ſämmtliche, ſpaniſche Militairkraft in den indiſchen Beſitzungen wäre demnach:

Neuſpanien	28,000	Mann.
Goatemala	6,100	—
Yukatan	3,500	—
Cuba	5,700	—
Beide Floridas	3,900	—
Granada	11,000	—
Venezuela	10,500	—
Rio de Plata	20,200	—
Peru	46,400	—
Chile	6,050	—
Philippiniſche Inſeln	12,500	—
Zuſammen	153,850	Mann.

Spaniens Seemacht.

Im Jahr 1807.

Die natürliche Lage Spaniens eignete daſſelbe von jeher mehr zu einer anſehnlichen See- als Landmacht. Der Mutter-Staat ſelbſt hatte ſich nur auf einer Seite zu vertheidigen, wo ihm die Natur, ohne ſein Zuthun, die mächtigſte Vormauer in der Pyrenäenkette gegeben, die ſich von dem biskaiſchen Meerbuſen bis an die Ufer des Golfs von Lyon hinzieht. Seine amerikaniſchen Beſitzungen hatten bis jetzt zu ſchwache Nachbarn, und lagen von dem Welttheil, in welchem die Eroberungsſucht ſchon ſeit Jahrtauſenden Kriege auf Kriege angefacht hatte, zu entfernt. Mit Frankreich im letzten Jahrhundert durch Familienverträge, und in neuern Zeiten durch eine noch gebieteriſchere Allianz verbunden, mußte ſich durch letztere freilich die Landmacht erheben, und ſtand auch, wie unſre Überſicht gezeigt, auf einem nicht unbedeutenden Fuße. Indeß war die Marine immer das Hauptaugenmerk der Regierung, und mußte es noch mehr werden, ſeitdem es kein Geheimniß mehr war, daß Spanien, mit ſeiner bisherigen Adminiſtration, unmöglich ohne ſeine Kolonien beſtehen konnte. In dieſem Zweige der Staatsmacht war daher ſchon ſeit vielen Jahren mehr, als in den meiſten übrigen Handelsſtaaten Europa's geſchehen, und die Einrichtung der Marine hat hier eine Vollkommenheit erreicht, welche gegen die übrigen Theile der höhern Adminiſtration auffallend abſticht.

Spanien erzeugt beinahe alles auf eigenem Boden, was ſeine Waffen und Arſenale bedürfen, und es iſt nichts weniger, als übertrieben, wenn Jovellanos behauptet, daß ſeine Gebirge Schiffsbauholz genug für Jahrhunderte enthalten. Bekannt ſind die vortrefflichen Eiſenminen der nördlichen Provinzen; minder bekannt vielleicht die vielen Theerfabriken, und der anſehnliche Hanfbau in den Provinzen von Granada, Murcia, Valencia, Catalonien, Navarra und Aragonien, welcher für das ſämmtliche Takelwerk der Nation hinreicht. Außerdem werden viele Fahrzeuge in der Havannah gezimmert, deren vortreffliches Hauptmaterial, das Cedernholz, alle andre Schiffe an Dauer und Unverletzlichkeit übertrifft. Wer über den Schiffsbau urtheilen kann, rühmt die Solidität der ſpaniſchen Schiffe, und wirft ihnen nur hier und da einige Schwerfalligkeit vor, welche in dem Karakter aller öffentlichen Bauten dieſes Lands gegründet ſeyn möchte, wo man immer ſehr langſam, aber für Jahrhunderte zu arbeiten pflegt.

Das Hauptaugenmerk der ſpaniſchen Regierung mußte immer auf die Bildung ihrer Seeleute gerichtet ſeyn. Auch hierin war die Natur dieſem Volke äußerſt günſtig, und gab ihm, außer den überhaupt für das Seeweſen brauchbaren Küſtenbewohnern, einen eigenen kraftvollen Volksſtamm, welcher gleichſam für die Marine gebohren ſcheint. Dieß ſind die, in ſo vielen andern Rückſichten merkwürdigen, Bewohner des biskaiſchen Meerbuſens, welche größtentheils die Bemannung der ſpaniſchen Seemacht bilden, und deren Abneigung gegen allen Landdienſt der Regierung natürlich ganz vortrefflich in die Hände arbeitet. So fehlte alſo nichts, als ein unterrichtetes, geübtes Offizierskorps, welches in den Bewohnern einer Halbinſel mit guten Bildungsanſtalten äußerſt leicht zu erhalten war.

Es gibt freilich in allen Ländern Schulen, und nur die zween Punkte: was? und, wie gelehrt wird? machen den Hauptunterſchied aus. Ich werde die Anſtalten Spaniens zur Bildung ſeiner Seeleute aufführen, und gebe nur zum Voraus, als günſtige Reſultate für ihre zweckmäßige Einrichtung, einige Bemerkungen.

1) Abgeſehen von alten Siegen, an denen es ja auch den geſunkenſten und verächtlichſten Staaten nie in ihrer Geſchichte ermangelt, dürfen ſich die Spanier kühn auf die Ereigniſſe der neuern Zeiten berufen, um zu beweiſen, daß es in ihrer Marine weder an Kraft, noch Muth, noch Einſicht und Geübtheit fehlt. Waren die Reſultate auch großentheils unglücklich, ſo geſtanden ihnen ihre Feinde ſelbſt ein, daß die Schuld davon in andern Umſtänden, als im Zuſtand der Marine ſelbſt, gegründet war.

2) Es iſt unläugbar, daß das Seeoffiziers-korps dieſer Nation ſehr viele, ungewöhnlich unterrichtete, Männer enthält, und der Beweis hievon könnte ſelbſt aus der Literatur der letzten Jahrzehende geführt werden, welche ihre beſten Werke im Fach der mathematiſchen Wiſſenſchaften, und ſelbſt in einigen Fächern der höhern Staatsökonomie dieſen Männern verdankt, deren raſtloſes Leben am wenigſten für feſtzuſammenhängende Spekulation und allgemeine Bildung geeignet zu ſeyn ſcheint.

Nach dieſen Bemerkungen will ich die verſchiedenen Bildungsſchulen anführen. Es wird aber nicht überflüßig ſeyn, zur klarern Ueberſicht dieſes und des folgenden erſt die Haupteintheilung des ganzen ſpaniſchen Seeweſens in die drei Departements von Cadix, Ferrol und Cartagena, anzuführen, indem auch die Bildungsanſtalten großentheils nach derſelben geordnet ſind. Dieſe ſind:

1) Drei Akademien der Guardias marinas in genannten Städten. Sie wurden 1717 mit der Beſtimmung geſtiftet, daß aus ihnen die ganze Marine mit Offizieren verſehen werden ſollte. Vorſchriftsmäßig beſteht jede der drei Compagnien, in welche das ſämmtliche Korps der Guardias Marinas vertheilt iſt, in 13 Offizieren, und 92 Kadetten; ſie wurden aber in neuern Zeiten, Gott weiß, aus welchem Grund! auf 40 Kadetten herabgeſetzt. Die Erforderniſſe der Aufzunehmenden ſind folgende:

a. Sie müſſen in beiden Linien adelich geboren ſeyn. Nahe Verwandtſchaft mit einem Ritter der Militairorden, oder Geburt von einem höhern Offizier geben indeſſen gleiche Anſprüche.

b. Sie müſſen leſen und ſchreiben können, welches freilich an das für ſie erforderliche Alter eine unbedeutende Bedingung iſt.

c. Sie müſſen von guter, fehlerloſer, ſtarker Körperbildung ſeyn.

d. Sie dürfen nicht unter 16 und über 18 Jahre haben.

Jede dieſer Akademien ſteht unter einem Direktor, welcher, wie alle Lehrer, ein Offizier iſt. Die Lehrer ſind folgende:

3 in der Mathematik.
1 in dem Artilleriewesen.
1 in den Manövres.
1 in der Fortifikations- und militairiſchen Zeichnungskunſt.
1 in den Sprachen.
1 im Fechten.
1 im Tanzen.

Mit der Anſtalt iſt der gehörige Apparat von

Inſtrumenten, und ein Obſervatorium verbunden. Sonſt fanden auch noch höhere Kurſe ſtatt; allein die Lehrer traten 1794 ſämmtlich in die Linie.

2) Drei mathematiſche Schulen in den genannten Städten für die Bildung des Marineartilleriekorps.

3) Drei Pilotenſchulen, ebendaſelbſt. Jede mit drei Lehrern, und im Anfange dieſes Jahres jede mit 1 — 200 Schülern.

4) Nautiſche Schulen, deren im ganzen ſiebenzehn in den Städten Kadix, Malaga, Ferrel, Bilbao, Kaſtro-Urdiales, Plaſenzia, Laredo, Santander, Gijon, Korunna, Kartagena, Alikante, Barcelona, Arens del Mar, Mataró, Villanueva y Geltru und Palma ſind. Die anſehnlichſten unter ihnen ſind die von Kadix und Malaga, und die Lehrer in jeder derſelben folgende:

4 in der Mathematik
1 in der lateiniſchen Sprache.
1 in der Handlungswiſſenſchaft.

1 in den Manoeuvres.

1 in neuern Sprachen.

Dies iſt die kurze Ueberſicht der ſpaniſchen Bildungsanſtalten für die Marine. Ob auch in den Kolonien ähnliche Schulen ſind, weiß ich nicht. Indeß habe ich alle Urſache daran zu zweifeln, indem es jederzeit Politik der ſpaniſchen Regierung war, dieſelben in allen Punkten in möglichſter Abhängigkeit von dem Mutterlande zu erhalten.

Selten iſt das Pflichtgefühl in dem Menſchen ſo ſtark, daß es daran allein zur Erfüllung ihrer Obliegenheiten genügen könnte. Eigennuz und Ehrgeiz ſind die mächtigen Triebfedern, durch welche Tugenden und Verdienſte gewonnen werden, die ihren erſten Urſprung vergeſſen machen. Auch hierin hat es die ſpaniſche Regierung nicht fehlen laſſen. Die Bezahlung ihrer Angeſtellten iſt, wie bekannt, überhaupt äußerſt anſehnlich, und der Umfang ihrer Marine ſo groß, daß es der Gunſt und dem Glück nicht immer gelingen kann, dem Verdienſt in ſeiner öffentlichen Anerkennung und Belohnung voranzueilen. Die vielen Häfen eines ſo groſſen Staates bieten den invaliden Offizieren Ruheämter genug an; aber eine beſondere Verordnung hat auch die Komthureien der vier militairiſchen Orden genannt, welche blos für verdiente Seeoffiziere beſtimmt ſind. Es ſind ihrer 26, die zuſammen eine jährliche Rente von 23085 real. vel. ausmachen, und, mit den zahlreichen Maltheſer Komthureien, viele Offiziere in einen ſehr behaglichen, ökonomiſchen Zuſtand ſetzen.

Zu den weitern Unterſtützungsanſtalten der Marine gehört die Direktion der hydrographiſchen Arbeiten, welche ihren Siz in der Hauptſtadt hat. Sie beſteht aus etwa zehn Offizieren, deren Obliegenheit es iſt, die nöthigen Karten für das ſpaniſche Seeweſen zu entwerfen, und in Kupfer ſtechen zu laſſen. Der Vorrath ihrer Arbeiten iſt bereits ſehr anſehnlich, und die ſämmtlichen Seeleute ſind angewieſen, ſich ihrer Karten vorzugsweiſe zu bedienen, zu welchem Behuf auch die gehörigen Depots derſelben in den verſchiedenen Marine-Departements angelegt ſind.

Noch verdienen hier die drei Marinenhoſpitäler von Kadix, Ferrol und Kartagena angeführt zu werden, beſonders, weil mit erſterem eine Bildungsanſtalt für Schiffsärzte und Chirurgen verbunden iſt, in welchen hundert junge Leute auf Koſten der Regierung für dieſen Dienſt gebildet werden.

Die Hauptarſenale und Werften von Spanien befinden ſich in den drei ebengenannten Städten, und beſchäftigen etwa 11000 Menſchen. Daſelbſt iſt auch die Niederlage der ganzen ſpaniſchen Seemacht, welche zu Anfang dieſes Jahres von der Regierung folgendermaßen angegeben wurde.

I. Departement von Cadix.

a. Größere Fahrzeuge.

Rang der Schiffe.	Namen.	Kanonen.	Zuſtand.	Jahr ihrer Erbauung.
Linien-Schiffe. 17.	S. Anna	114	ausgerüſtet.	1784.
	Conde de Regla	114	abgetakelt.	1786.
	Africa	76	abget.	1752.
	Terrible	76	ausg.	1754.
	Glorioſo	76	ausg.	1755.
	Venceder	76	ausg.	1755.
	S. Juan Baptiſta	76	abget.	1772.
	S. Gabriel	76	abget.	1772.
	S. Juſto	76	ausg.	1779.
	S. Fermin	76	abget.	1782.
	Soberano	76	abget.	1790.
	La Ferme	76	abget.	1794.
	España	68	ausg.	1757.
	America	68	ausg.	1775.
	S Leandro	68	ausg.	1787.
	Caſtilla	62	ausg.	1780.
	Mino	56	abget.	1779.
Fregatten. 13.	Santa Sabina	40	ausg.	1781.
	N. S. de Atocha	40	ausg.	1789.
	Minerva	40	ausg	1790.
	Liebre	38	abget.	1753.
	Venus	38	abget.	1753.
	Aſtrea	38	abget.	1756.
	S. Perpetua	38	ausg.	1772.
	S. Maria Magd.	38	ausg	1773.
	S. Agueda	38	abget.	1776.
	S. Rufina	38	abget.	1777.

Rang der Schiffe.	Namen.	Kanonen.	Zuſtand.	Jahr ihrer Erbauung.
	N. S. de la O.	38	ausg.	1778.
	N. S. de la Paz.	38	ausg.	1785.
	Iſigenia	26	abget.	Priſe.

Es iſt kaum zu glauben, daß ſich alle dieſe Schiffe in dem, von der Regierung angegebenen Zuſtand befinden. Den 4. Jun. 1808 erſchien z. B. ein Befehl des Großherzogs von Berg, daß die Linienſchiffe S. Anna und Mino ausgerüſtet, und andere, welche als ausgerüſtet angegeben ſind, völlig zerſtört werden ſollten, und dieſer Befehl bezieht ſich auch auf die beiden andern Häfen.

b. Kleinere Fahrzeuge.

Rang der Schiffe.	Anzahl.	Zuſtand	
Corvetten	6	5 ausger.	Unter dieſen allen befinden ſich 9 Priſen.
Huker	2	abgetakelt	
Brigantinen	16	10 ausger.	
Paketboote	3	ausgerüſtet	
Balandras	9	4 ausger.	
Goeletten	14	ausgerüſtet	
Balaures	3	ausgerüſtet	
Myſtico	1		
Kanonenboote	2	ausgerüſtet	
Lanzen	4	ausgerüſtet	
Galioten	1	ausgerüſtet	

II. Departement von Ferrol.

a. Größere Fahrzeuge.

Rang der Schiffe.	Namen.	Kanonen.	Zuſtand.	Jahr ihrer Erbauung.
Linien-Schiffe. 12.	Pariſſ. Conception.	114	ausgerüſtet.	1779.
	Mexicano	114	abget	1786.
	Prince de Aſturias	114	ausgerüſtet	1793.
	Real Familla	114		
	S Fernando	100	abget.	1765.
	Emprendedo	86		
	Oriente	76	abget.	1753.
	S. Telmo	76	ausg.	1788.
	Montanes	76	ausg.	1794.
	Tridente	76		
	S. Fulgencio	68	ausg.	1787.
	S. Julian	60	ausg.	1781.
Fregatten. 8.	Victoria	44		
	Gloria	40	ausg.	1793.
	Flora	40	ausg.	1795.
	Prueba	40	ausg.	1800.
	N. S. del Pilar.	38	abget	1782.
	Esmeralda	38	abget.	1791.
	Venganza	38	ausg.	1793.
	Diana	38	abget.	1792.

b. Kleinere Fahrzeuge.

Rang der Schiffe.	Anzahl.	Zuſtand.	
Corvetten	9	5 ausger.	Unter dieſen ſind 4 Priſen.
Huker	7	3 ausger.	
Brigantinen	18	13 ausger.	
Paketboote	1	abgetakelt	
Balandras	1	abgetakelt	
Goeletten	12	ausgerüſtet	
Kanonierbarken	56	ausgerüſtet	

III. Departement von Cartagena.

a. Größere Fahrzeuge.

Rang der Schiffe.	Namen.	Kanonen.	Zuſtand.	Jahr ihrer Erbauung.
Linien-Schiffe 13.	S. Carlos	114	ausg.	1769.
	Reyna duiſa	114	ausg.	1791.
	Guerrero	76	ausg.	1755.
	S. Lorenzo	76	ausg.	1768.
	S. Joaquin	76	ausg.	1771.
	S. Pablo	76	ausg.	1771.
	Angel de la Guarda	76	ausg.	1773.
	S. Franciſco de Paula	76	ausg.	1783.
	S. Ramon	68	ausg.	1765.
	S. Pedro de Alcantara	68	abget.	1788.
	Aſia	68	ausg.	1789.
	Aſtuto	62	abget.	1779.
	S. Dominge	62	abget.	1781.

Rang der Schiffe.	Namen.	Kanonen.	Zuſtand.	Jahr ihrer Erbauung.
Fregatten. 9.	S. Lucia	38	abget.	1770.
	S. Roſa	38	abget.	1782.
	S. Caſilda	38	abget.	1784.
	S. Cathalina	38	abget.	1787.
	N. S. de la Soledad	38	abget.	1788.
	Perla	38	abget.	1789.
	Sirena –	38	ausg.	1793.
	Pomona	38	abget.	1794.
	Proſerpina	38	ausg.	1797.

b. Kleinere Fahrzeuge.

Rang der Schiffe.	Anzahl.	Zuſtand.	
Corvetten	2	1 ausger.	Unter dieſen iſt 1 Priſe.
Huker	5	2 ausger.	
Schebeken	3	abgetakelt	
Brigantinen	11	8 ausger.	
Miſtico	1		
Lugre	1	ausgerüſtet	
Goeletten	11	8 ausger.	
Galeeren	2	abgetakelt	

Geſammtzuſtand der ſpaniſchen Seemacht im Anfang des Jahres 1808.

Rang.	Anzahl.	Davon ſind ausgerüſtet.
Linienſchiffe	42	25
Fregatten	30	13
Corvetten	17	11
Schebeken	3	0
Huker	14	5
Brigantinen	40	31
Paketboote	4	3
Balandras	10	4
Goeletten	37	34
Lugre	1	1
Balaures	3	3
Miſticos	2	2
Galeeren	2	0
Kanonenboote	2	2
Lanzen	4	4
Galioten	1	1
Kanonierbarken	56	56

Zuſammen: 268. 195.

Anm. Außer dieſen iſt noch eine verhältnißmäßige Anzahl von Goeletten, Lanzen und Kanonierbarken zur Vertheidigung der Häfen ausgerüſtet, deren Anzahl ich nicht angeben kann.

Nach dieſer Überſicht des Materials der ſpaniſchen Marine gebe ich folgende von den, ſie bewegenden, Menſchen. Ich bemerke aber zum Voraus, daß ſie, ſo wie die vorige, auf offiziellen Papieren beruht, welchen heut zu Tage überhaupt nicht mehr zu trauen iſt, und die beſonders in Spanien eine Flüchtigkeit verrathen, welche ihren Werth nicht höher, als zu einem ungefähren Calcul, annehmen läßt. Das Adminiſtrationsweſen bleibt natürlich hier ausgeſchloſſen, indem ſeine Schätzung nicht nach Namen und Zahlen, ſondern nach dem allgemeinen Geiſte der Regierung gebildet werden muß, zu deſſen Anſicht ich in dem ganzen Lauf dieſer Blätter die Materialien zu geben ſuche.

I. Generalſtab.

1 Generaliſſimus und Groß-Admiral von Spanien und Indien.

1 Generalinſpektor, mit drei Sekretairs.

2 Generalmajor der Seemacht, mit drei Adjutanten.

II. Die Generalſtäbe in den drei Departements des ganzen Seeweſens.

III. Offizierskorps der Marine überhaupt.

3	Generalkapitains.
25	Generallieutenants.
28	Eskadrechefs.
34	Brigadiers.
86	Linienſchiffs-Kapitains.
136	Fregatten-Kapitains.
270	Linienſchiffs-Lieutenants.
183	Fregatten-Lieutenants.
400	(etwa) Linienſchiffs- und Fregatten-Fähndrichs.
1165.	

IV. Ingenieurkorps der Marine.

1	Ingenieur-General.
6	Ingenieur-Direkteren.

7 Ingenieurs en chef.
10 Ingenieurs en segundo.
15 Ingenieurs ordinarios.
20 Ingenieurs extraordinarios.
13 Ayudantes ingenieros.
26 andere Offiziere.

97.

V. Marineartilleriekorps.

1 Generalkommandant.

20 Brigaden, welche in die drei Departements vertheilt ſind, und zuſammen etwa 3,100 Mann ausmachen.

VI. Marineinfanterie.

1 Generalkommandant.

12 Bataillons in der Regel, die aus etwa 12,000 Mann beſtehen ſollen. Es ſind aber gegenwärtig nicht mehr, als 4 Bataillons von 4000 Mann, welche in die drei Departements vertheilt ſind.

VII. Pilotenkorps.

1 Kommandant en Chef.

Das ganze Korps beſteht mit den Gliedern der ihm zugehörigen Schulen aus etwa 500 Individuen.

VIII. Korps der Officiales de Marineria.

Geſtiftet 1807, und beſtehend aus 400 Gliedern, welche beſonders für die Arſenale und Werften beſtimmt ſind.

IX. Vigias.

Dieſes Korps iſt zur Beobachtung der Küſten, und zur Benachrichtigung an die Behörden beſtimmt, wenn es Schiffe erblickt. Seiner Poſten ſind auf der ganzen Halbinſel 32.

X. Apostaderos de Marina in Indien.

Iſt ein mehr adminiſtratives, als militairiſches Korps, dem der Zuſtand der Küſtenbewachungsſchiffe unterworfen iſt. Seiner Hauptpunkte ſind in den außer-europäiſchen Beſitzungen 8.

XI. Marinepoſtweſen.

Dieſes iſt ſeit 1802 mit ſeiner ſämmtlichen Adminiſtration gleichfalls zum Departement der Marine gezogen worden.

XII. Küſtenbewohner von Spanien und Indien.

Dieſes Korps hat in neuern Zeiten manche Veränderungen erlitten, und iſt auch in Europa und in den Kolonien verſchieden eingerichtet. Seine Beſtimmung gibt ſein Name an; ſeine Anzahl weiß ich aber nicht zu beſtimmen.

XIII. Tercios Navales.

Dieſes Korps umfaßt alle übrigen, zum Dienſte der Schiffahrt und Werften enrollirten, Individuen der Halbinſel, und theilt ſich in die drei Departements mit deren Unterabtheilungen. Die Anzahl ſeiner Glieder wird auf etwa 60,000 Mann angegeben, woraus man erſieht, daß nur die wenigſten Dienſte thun.

Beilagen.

I.

Die Revolution von Aranjuez.

Erſte Abtheilung.

Die ſpaniſche Revolution iſt eines der merkwürdigſten Ereigniſſe unſrer Zeit, die des Ungewöhnlichen ſo viel geſehen hat. Durch den ſchnellen Ausbruch lange zurückgehaltener Leidenſchaften wurde ein Thron umgeſtürzt, welcher ſich unter den Stürmen der zwei lezten Jahrzehenten am ſicherſten erhalten hatte. Eine ganze Nation ſah ſich in eine bloße Familienſache hineingezogen, und ſo ward für die Herrſcher ein ernſtes Beiſpiel von der Nothwendigkeit ſtiller, häuslicher Tugenden gegeben, deren

Mangel die erſte Urſache dieſer großen Kataſtrophe geweſen iſt.

Wenn die ganze Folge dieſer Begebenheiten mit ungewöhnlicher Klarheit vor uns liegt, ſo zeigt ſie den eigenthümlichen Karakter der Publizität unſerer Zeit. So zurückhaltend dieſe in manchen Fällen iſt, um ſo kühner verräth ſie in andern, was lange nur in Weniger Kenntniß geweſen. Es haben ſich in unſern Tagen zu viele Leidenſchaften in die Bewegung der Ereigniſſe gemiſcht, als daß die Klugheit immer, ſelbſt in der Angriffsweiſe, die Folgen berechnet hätte, welche aus derſelben auf ſie zurückfallen mußten. Die öffentliche Meinung ſchien den erſten Stoß zu dieſer langen Reihe von Veränderungen gegeben zu haben; daher ſuchte man ſie bei jeder Gelegenheit zu leiten und zu überreden, wo ſie ſich nicht ſelbſt mit Geſchmeidigkeit hinneigte. Hierzu kamen noch mehrere verzweifelte Fälle der Fürſten, da dieſen nichts übrig blieb, als an die Völker zu appelliren, an denen ihnen ſonſt wenig gelegen war. So gerecht dieſer Schritt ſcheint, ſo gefährlich iſt er unter den meiſten Umſtänden, und man darf ihn in der Regel jederzeit als die Vorbereitung groſser Begebenheiten anſehn, welche aus einem kurz dauernden, ſelten rein beſtimmten Selbſtgefühl der Völker entſpringen, das immer noch andere Fragen zur Unterſuchung bringt, als man ihm zuerſt vorgelegt hatte.

Die Hauptmomente dieſer Revolution ſtehen daher in öffentlichen Akten vor uns, welche weit mehr verrathen, als zur Ehre der meiſten dabei intereſſirten Perſonen nöthig geweſen wäre. Mein Aufenthalt auf dem Schauplatz derſelben während der entſcheidendſten Kriſis ſezt mich in den Stand, die Ereigniſſe mit Klarheit aneinander zu reihen, ihre Urſachen anzugeben, oder wenigſtens darauf hinzudeuten, und die Karaktere der handelnden Perſonen feſter zu beſtimmen, als es ohne manche andere, für mich günſtige Umſtände, hätte geſchehen können.

Wenn ich zuvor einen Rückblick auf die Regierungsgeſchichte Karls IV. werfe, ſo geſchieht es zur größern Beſtätigung obiger Regel, daß auch eine glückliche äußere Politik und die größte Duldſamkeit eines Volks nicht zur Feſtigkeit des Throns hinreicht, worauf es an Privattugenden mangelt. Der König, welcher das erſte Opfer dieſer Ereigniſſe geworden iſt, verſchuldete das durch die Schwachheit, mit der er ſeinen Karakter als Hausvater behauptet hatte. Es iſt für ganz Europa kein Geheimniß, daß Karl IV. blind gegen Verbrechen war, welche an ſeiner Seite vergingen, und dieſe Blindheit war ſo groß, daß ſich ſeine Zuneigung gerade am umfaſſendſten an diejenigen Perſonen hingab, die am treuloſeſten damit ſpielten. Dieſe hatten ſich in ihrer Frechheit ſo wenig zurückgehalten, daß nicht nur die ganze Nation über die Schmach ihres Königs ſeufzte, ſondern der Thronerbe ſelbſt über die ſchimpfliche Gutmüthigkeit ſeines Vaters erröthen mußte.

Nie hat es eine Zeit gegeben, da es an Verbrechen in der Nähe der Throne fehlte. Aber nicht immer iſt es gelungen, blos durch ſie us dem Staube in die Höhe zu ſteigen. Kleine Nenſchen haben ſich oft durch heimliche Sunden in paar Stufen höher gearbeitet, als ſie ſonſt ermocht hätten; doch ſind die Beiſpiele ſelten, a ſie bis zur Erhebung neben die Throne hineichten. Ein ſolches Beiſpiel war in Spanien egeben worden, und, was ohnedies abſchrekend genug iſt, ward hier zu einer warnenden Lehre, wie die Geſchichte unſrer Zeit ſo viele ufgeſtellt hat.

Was half es Karln IV., daß er ſo frühe nd ſo glücklich aus dem Baſeler Frieden hervorging, und, während alle Staaten von Europa den gefährlichen Kampf gegen völlig neue Kräfte ſämmtlich zu ihrem Schaden fortſetzten, ſich einem weiſen Neutralitätsſyſtem ergeben hatte, das alle ſeine Staaten, bis auf wenige Theile derſelben, welche ihm der Frieden von Baſel und Amiens und die Traktate von 1800 und 1801 gekoſtet *), durch alle Stürme der

---

*) Im Frieden von Baſel, den Yriarte nege-

gefährlichſten Zeit hindurch leitete? Ein ſolches Syſtem, das überdies nicht einmal immer das Reſultat tiefen politiſchen Blicks, ſondern ſelbſt verſchuldeter Unmacht, ſchwächlicher Ruheliebe und unedler Privatabſichten der Günſtlinge war, hat Spanien bis auf die Zeit hingeführt, da ſich die ſämmtlichen Verhältniſſe Europa's für die Dauer zu befeſtigen anfingen, und es ſich mit aller Zuverſicht dem Gang der Dinge überlaſſen konnte, deren Veränderungen wenigſtens den Fürſten nicht mehr ſo gefährlich wurden. Es hatte bisher ſeinen Krieg in Amerika glücklich, und in der Schlacht bei Trafalgar nicht ohne Ruhm beſtanden, und fand ſich in der Reihe einer großen Koalition, welche beinah

---

zierte, trat Spanien blos ſeinen Antheil von St. Domingo an Frankreich ab; ſpäter noch Parma, Piacenza (wofür aber Etrurien an einen ſpaniſchen Prinzen gegeben wurde, und die Louiſiana; und 1802 die Inſel Trinidad an England, das ſie bereits durch Eroberung in Händen hatte.

ie ſämmtlichen Kontinentalmächte Europa's egen das brittiſche Univerſalſyſtem bewaffnet atte. Alles dies ſicherte die Bourbons nicht auf dem Thron von Spanien und Indien. So wie eine andere Linie derſelben durch ſchwache Gutmüthigkeit eines Königs und durch den unſicher begründeten Verwurf gegen den häuslichen Karakter einer Königin Thron und Leben verloren, ſo bezahlte dieſe geringere Tugenden und wirkliche Vergehen mit dem Verluſte eines Staats, der zu den größten an Umfang und zu den reichſten an Hülfsquellen gehört.

Karl IV., deſſen ganz vernachläßigte Erziehung dem Karakter ſeines Vaters ſo widerſprechend, aber dem ſeines Bruders in Sicilien völlig ähnlich iſt, hatte die Regierungsperiode Karls III. nicht verſtanden, in welcher die ſpaniſche Nation in vielen Zweigen wieder aufzuleben angefangen. Dem Beiſpiel ſeines Vorgängers auf dem Throne ahmte er nur im Vergnügen nach, das ſchon ſo vieler Fürſten Thätigkeit aufgezehrt, und, trotz ſeiner Verwandtſchaft mit dem Kriegshandwerk, noch keinen groſſen Feldherrn gebildet hat. Die Jagd verſchlang ſeine meiſten Stunden, und ließ ihm ſelbſt zu andern Vergnügungen keine Zeit übrig. Wie konnte ſie ihm für die Regierungsgeſchäfte werden? Seine wirklich redlichen Abſichten und ein chriſtliches Gemüth vermochten die Wirkungen des Alters, welches alle Fehler vermehrt, und ſelbſt Tugenden oft entſtellt, nicht zu verhindern. Das gewohnte Vergnügen forderte die nämliche Zeit; aber die Schwäche des Alters eine längere Ruhe. Die Regierungsgeſchäfte mußten ihm zur Laſt werden, und das Mißtrauen in ſeine eigenen Kräfte zum willkommenen Vorwand dienen, in andere Hände, die ſein Mangel an Menſchenkenntniß und ſein Bedürfniß nur zu leicht fand, eine Bürde zu geben, welche ihm zu ſchwer dauchte.

Unter ſolchen Umſtänden war dem Ehrgeiz nichts leichter, als die ſchmeichelhafte Laſt aufzunehmen. Den **Manuel Godoy**, eines

begüterten Edelmanns Sohn aus Extre-
ra, war von ſeinem Vater an einen Hof
ckt worden, von welchem ſein älterer Bru-
Don Diego, bereits unter Karls III.
erung, wegen Benutzung ähnlicher Mittel,
em jüngern ſpäter ſo gut gelangen, ent-
, und nur unter einem andern Monarchen
er zurückberufen worden war. Don Ma-
l brachte mit, was überall gefällt, eine
e männliche Geſtalt, ein einnehmendes
en und eine geläufige Zunge, wie man be-
ers den Weibern zuſagt, dabei einige ange-
ne Talente und Ehrgeiz und Geſchmeidigkeit
g, um ſein kühnes Streben zu verbergen.
weſentlichen Vorzügen beſaß er nicht mehr,
ein Günſtling bedarf, und viel zu wenig,
ſeine ungeheuren Plane anders als durch
Gunſt des Schickſals zu erreichen. Nur die
klichſte Verkettung von Umſtänden und ein
ges Ergreifen derſelben bald durch beſcheide-
Benehmen und heuchleriſche Gefälligkeit,
durch Anmaſſung und rauhe Beherrſchung

der Mächtigſten *), erhob ihn auf den höchſten Punkt, den jemals ein Günſtling erreicht hat. Seiner Erhebung zum Herzog von Alcudia, Granden von Spanien erſter Klaſſe, Premier-Miniſter und Friedensfürſten folgte ſogar eine Heirath mit einer Prinzeſſin aus dem königlichen Hauſe. Konnte auf dieſes Glück ſeine Ernennung zum Generaliſſimus im Jahre 1801, und 1807 zum Admiral von Spanien und Indien noch überraſchen, wenn gleich in lezterer Stelle, mit weit eingeſchränkteren Vollmachten, vor ihm zween Johann's von Oeſterreich, Karls I. und Philipps IV. Söhne, und

---

*) Dieſes Betragen beobachtete er beſonders gegen die Königin, ſeitdem er ſich Karls IV. ſelbſt ſo ſehr bemächtigt hatte, daß er weniger ihrer, als ſie ſeiner bedurfte. Natürlich hinderte er keine ihrer Vergnügungen; allein die Perſonen, welche ſie theilten, mußten nach ſeinem Kopfe ſeyn. Man verſichert, daß er ihr, beſonders durch die Drohung, ihr geheimes Leben dem König aufzudecken, imponirte.

r Infant, Don Philipp, Karls IV.
heim, geglänzt hatten? Aber wundern muß
an ſich doch, wenn auch ſo viel dem unglück-
hen Ehrgeiz nicht genügte, und er noch höher
ebte *). Doch dafür bedurfte es größerer
eiſteskraft und ſtrengerer Selbſtbeherrſchung

---

*) Was man von des Friedensfürſten Planen auf Mexiko und den Münzen geſprochen hat, welche ihn bereits als Kaiſer dieſer Kolonie darſtellen, ſcheint nicht ganz ohne Grund zu ſeyn. Ich habe dieſes Gerücht wenigſtens in Madrid ſelbſt von Männern wiederholen hören, welche nicht zu ſeinen leidenſchaftlichen Feinden gehörten, ſondern ihm vielmehr zu einer Zeit, da das ſogar gefährlich war, in manchen Dingen Gerechtigkeit widerfahren ließen. Bekanntlich hat ſich aber der Friedensfürſt in dem Traktat von Fontainebleau (vom 27. Oktober 1807) nicht vergeſſen. Zufolge deſſelben ſollte er die, von Portugal zu erobernden Provinzen, Alentejo und Algarvien, unter dem Namen eines Fürſten von Algarvien, mit völligem Eigenthum als ſouverainer Herr erhalten.

in Stolz und Vergnügen, als Godoy beſaß, und in der Schule ſeiner Erhebung lernen konnte. Der Thronerbe ſelbſt wurde von ſeinem Hochmuth zu wenig geſchont, und nur in deſſen ökonomiſcher Einſchränkung *), ſo wie in der

---

*) Dieſe ging ſo weit, daß der Thronerbe auf jede Weiſe durch den Aufwand und die ganze Lebensart des Friedensfürſten beſchämt wurde. Der Luxus des Letztern überſtieg alle Kräfte eines bloßen Unterthanen, und in nichts verrieth er wohl größere Unklugheit, als in denjenigen Ausſchweifungen, welche ihn dem allgemeinen Neid ausſetzen mußten. Es iſt bekannt, daß die Leibgarde des Friedensfürſten ohne Vergleichung ſchöner und beſſer unterhalten war, als die des Königs ſelbſt; allein, was noch mehr iſt, der dieſes Korps belebende Geiſt war dem ſeines Herrn ſo ähnlich, daß man Beiſpiele geſehen hat, wo es aus Uebermuth ſogar dem Prinzen von Aſturien die militairiſchen Ehrenbezeugungen verweigerte. Daß dieſer durch ſeine ökonomiſche Beſchränktheit genöthigt wurde, viel zu borgen — wie er dann dem Herzog von Infantado große Summen ſchuldig wurde —

völligen Verſagung aller Hülfsmittel und Belehnungen, worüber die beſten Köpfe des Landes ſeufzten, Sparſamkeit gezeigt. Die Leichtigkeit, womit er alle Stufen des Glücks erſtiegen, hatte ihm die Vergeſſenheit aller Klugheitsregeln ſo zur Gewohnheit gemacht, daß es zu verwundern iſt, wie die Ereigniſſe von Aranjuez nicht früher eingetroffen ſind.

Die Geſchichte dieſes Mannes iſt nur durch ihre Folgen wichtig geworden; denn an ſich iſt ſie eine ganz gewöhnliche Erſcheinung des Lebens. Aber wenn das auch gleich bei den meiſten größern Begebenheiten der Fall iſt, ſo können die Lehren derſelben doch nicht überflüßig ſeyn. Es muß Fürſten und Völkern recht oft geſagt werden, woher das Unglück ſtammt, welches die Staaten zerſtört, und da man dieſen Mann als die Grundurſache aller letztern Ereigniſſe in

---

iſt bekannt, und kann nur von demjenigen im ganzen Umfang beurtheilt werden, der die einfache Lebensweiſe dieſes Prinzen gekannt hat.

Spanien anſehen kann, ſo muß ſein Bild völlig ausgezeichnet werden.

Es war mir gar nicht ſchwer, die Züge dazu in dem Lande ſelbſt aufzuſammeln, und ich könnte ein Gemälde von ihm aufſtellen, das die Lobreden der Schmeichler, die noch vor weniger Zeit ſo frech ertönten, und ſelbſt in Deutſchland nachgehallt haben, zum Spott machte. Kann die Karakterſchilderung des Don Alvaro de Luna, Konnetables von Kaſtilien unter König Johann II hier hinreichen, welche mir ein Spanier, auf meine Fragen über den Friedensfürſten, in einem alten Buche*) mit den Wor-

---

*) Centon epistolario del Bachiller Fernan Gomez, y generaciones y semblanzas de Fernan Perez de Guzman. Die erſte Ausgabe dieſes ſehr merkwürdigen Werks erſchien mit Pulgar's Claros Varones 1775 zu Madrid; die, welche ich gebrauchte, iſt von 1790 in 8vo. Sieben und vierzig Jahre befand ſich König Johann in der Gewalt des Konnetable's, bis er ihn einmal plötzlich, ohne daß man weiß, warum?

en aufgeſchlagen hat: „Hier finden Sie Go-
oy, ſeinen König, und Spanien unter ihm

---

gefangen nehmen, und ihm den Proceß machen ließ. Das Weſentlichſte, dieſen Mann Betreffende aus obigem Buche, iſt folgendes:

„König Johann II. (er ſtarb 1454)
„liebte die Jagd ſehr, und war ungewöhnlich
„in ihren Künſten erfahren. Auch verſtand
„er die Muſik, und ſang und ſpielte gar
„lieblich. Aber obgleich ſolche anmuthigen
„Eigenſchaften nur einen Theil der eigentlichen
„Tugenden, welche jedem Manne und
„beſonders den Königen geziemen, ausmachen
„ſollen, ſo fehlte es ihm doch gänzlich
„an dieſen. Denn, nach chriſtlicher Frömmigkeit,
„iſt eines Königs erſte Tugend:
„fleißig und anhaltend in der Regierung
„ſeines Reichs zu ſeyn, wie dies durch das
„Beiſpiel des weiſeſten aller Könige, Salomo's,
„bewieſen wird, der auf die Frage
„Gottes: was er ſich wünſche? nichts anders
„verlangte, als Verſtändniß zu regieren,
„und dadurch noch viele andre Gnaden von
„dem lieben Gott erhielt. Dieſer Tugend
„ermangelte obgenannter König aber ſo

mit all der Wahrheit abgezeichnet, in welcher ſich die Geſchichte nur immer wiederholen kann?“

„ſehr, daß er, bei allen angenehmen Eigenſchaften,
„doch nie eine einzige Stunde auf
„die Regierungsgeſchäfte verwenden wollte,
„und, obgleich zu ſeiner Zeit ſo viele ſchädlichen
„und gefährlichen Bewegungen in Kaſtilien
„waren, wie ſie unter den Königen
„der zwei vorigen Jahrhunderte nie geweſen,
„und woraus für ſeine Perſon, ſeinen Ruhm
„und ſein Königreich viel Nachtheil entſprang,
„ſo war ſeine Läßigkeit und Unbekümmerniß
„um die Regierung doch ſo groß,
„daß er ſich lieber ſchnöden Vergnügungen,
„als nützlichen und ruhmvollen Beſchäftigungen,
„von denen er nie etwas hören
„wollte, überließ. . . . Die ganze Laſt ſeiner
„Krone legte er in die Hände des Connetable's,
„zu welchem er ein ſo wunderbar
„großes Zutrauen hatte, daß die, ſo es nicht
„ſelbſt geſehen, nicht glauben wollten, und
„es den andern völlig unbegreiflich war.
„Denn in ſeinen Staaten und Schätzen, in
„dem Dienſt ſeines Hauſes und der Rechtsverwaltung
„des Königreichs geſchah nichts, als

Warlich, ich mag dieſe Schilderung nicht in den Lauf dieſer Erzählung einrücken, da die

---

„durch ſeinen Befehl. Obgleich die Verord-
„nungen, Rechtsbeſchlüſſe, Gnaden- und
„Lehnertheilungen im Namen des Königs
„und von dieſem unterzeichnet, ergingen, ſo
„ſchrieben die Sekretaire nichts, unterzeich-
„nete der König und ſiegelte der Kanzler
„nichts, und hatte keine Akte Kraft, als
„nach des Konnetable's Willen. Und ſo
„groß und ſonderbar war des Königs Ver-
„trauen auf dieſen, und ſo unmäſſig ausge-
„breitet ſeine Macht, daß man von keinem
„König wußte, dem man genauer gehorcht,
„den man mehr gefürchtet, und der ſich der
„höchſten Gewalt freier bedient hätte, als
„er. Denn nicht nur die Aemter und Beloh-
„nungen, welche der König ertheilen konnte,
„ſondern auch die Würden und Benefizien
„der Kirche wagte niemand von dem Pabſt
„zu fordern oder anzunehmen, auſer auf
„Befehl und mit Einwilligung des Konne-
„table's. So weit ging ſein Anſehn, und
„ſo eng war der König befangen, daß von
„der erſten Stelle des Reichs an, bis zu dem

Einfachheit des Zeitalters, in das ſie gehört, den ganzen Umfang der Vorwürfe nicht umfaſſen

---

„kleinſten Amte herab, nur Wenige ſie von dieſem forderten, oder ihm dafür dankten, ſondern Jedermann ſich mit ſeinen Wünſchen und ſeinem Danke blos an den Konnetable wandte. Und, was noch wunderbarer iſt, auch in natürlichen Bedürfniſſen war der König ihm ſo unterthan, daß er, obgleich jung und kraftvoll, doch nie zu ſeiner jungen und ſchönen Königin gegangen wäre, wenn es ihm der Konnetable abgerathen hätte, und daß er ſich, trotz ſeiner heftigen Neigung zu den Weibern, doch nichts um ſie bekümmerte. . . . Dieſer Konnetable hatte große Kühnheit im Gebrauch der Macht, welche er erhalten; entweder, weil er ſie ſo lange beſeſſen, und ſie ihm zur Gewohnheit geworden, oder, weil ſeine Kühnheit überhaupt ſehr groß war. Er benutzte mehr die Gewalt eines Königs, als eines Kavaliers . . . war habſüchtig über die Maaßen, wie ein Waſſerſüchtiger, der, ſo viel er auch trinkt, doch nie ſeinen Durſt löſcht, und konnte kann, welche die Spanier dem Friedensfürſten machen. Schon die Art der Zuneigung der Kö-

---

„ſeinem Geize niemals Genüge leiſten. Am
„nämlichen Tage, da ihm der König eine
„große Stadt oder Würde gegeben, war er
„im Stande, ihm eine Lanze zu veruntreuen;
„denn wenn er viel nahm, ſo verſchmähte er
„auch wenig nicht. Man kann ſeine Habſucht
„nicht genug ſchildern. Ob er gleich bei
„ſeines Vaters Tode völlig nackt und arm
„war, ſo hinterließ er doch mehr, als
„10,000 Unterthanen, ohne die Großmeiſterſtelle
„von St. Jago u. dgl. zu rechnen;
„und ſolch großer Reichthum hatte ihn nicht
„abgehalten, ihn täglich zu vermehren. Dadurch
„war ſein Vermögen ſo groß geworden,
„den, daß man ſagte, er beſitze allein mehr
„Schätze, als alle Granden und Prälaten
„von Spanien zuſammen. Jede Stadt oder
„jedes Land, die an ſeine Güter gränzten,
„ſuchte er durch Tauſch oder Kauf zu erhalten,
„und dadurch wuchſen ſeine Beſitzungen,
„wie die Peſtilenz, welche ſich nach allen
„Seiten verbreitet, und erhielt er Ortſchaften
„und Güter von Klöſtern und Städten.

nige, Johanns II. und Karls IV., unterſcheidet Beide, und jener war in der Macht des

---

„worin ihm niemand hinderlich zu ſeyn wagte. Was er ſolchergeſtalt für Tauſch und Kauf gab, mußte ihm immer der König bezahlen. . . . Viele Würden der Kirche verſchaffte er ſeinen Anverwandten, und ſah hierbei gar nicht auf deren Würdigkeit und Tauglichkeit. . . . So groß ſeine Habſucht war, ſo groß war auch ſein Geiz nach Ehren und äußern Auszeichnungen, indem er Alles nahm, was er bekommen konnte, wie er einſt einem Freund, der ihm Mäßigung in der Befriedigung ſeiner Habſucht anrieth, mit dem Spruch des Evangeliums: *quidquid venerit ad me, non ejiciam foras*, antwortete. Sein Beſtreben, ſich in der Gnade und im Vertrauen des Königs zu erhalten, ging ſo weit, daß er Gott ſelbſt um ſein Gebet zu beneiden ſchien; denn ſo wie der König gegen Jemand guten Willen zeigte, ſo wurde er auch gleich entfernt, und er duldete niemand um denſelben, als ſolche, denen er wohl traute. . . .“

Der Verfaſſer dieſer Schilderung läßt ſich

Günſtlings ſchwerlich ſo untergegangen, wie dieſer. Damals reichte für einen Konnetable ritterlicher Muth neben geſundem Verſtande, und für den Günſtling treue Anhänglichkeit an ſeinen Herrn hin; heut zu Tage aber werden große Talente erfordert, um ſolcher Gunſt würdig zu ſeyn, und wenigſtens redlicher Willen, um ſie einigermaßen zu rechtfertigen. Im fünfzehnten Jahrhundert kannte man die Kunſt noch nicht, mit Handlungsgeſetzen und Getreide-

---

noch weiter über die Günſtlingspolitik ſeines Helden heraus; allein ſie iſt die ganz gewöhnliche, die ſich überall wiederholt, und unglücklicher Weiſe beinah immer glücklich in ihrem Erfolge iſt.

Uebrigens habe ich dieſer großen Stelle hier darum Raum gegeben, weil die Vergleichung zwiſchen dem Konnetable Alvaro de Luna und dem Friedensfürſten in dem Munde aller Spanier war. Wer es weiß, wie viel dergleichen Parallelen bei Völkern, die auf ihre Geſchichte ſtolz ſind, wirken, bei dem habe ich wohl keine Entſchuldigung nöthig.

handelseinſchränkungen zu wuchern. Gemälde brauchten noch nicht in den Gallerien der Groſen zu prangen. Nicht durch ephemere Peſtalozziſche Lehranſtalten und tachygraphiſche Schulen konnte man ſich das Anſehn eines vorzüglichen Miniſters geben, ſondern es war Einſicht und Muth von Nöthen, um nicht ſelbſt von dem unverdienten Glanz erdrückt zu werden *). Aber die Folgen

---

*) Man hat das groſe Vermögen des Friedensfürſten nicht nur aus der Freigebigkeit ſeines Monarchen, ſo groß dieſe auch immer war, erklärt, ſondern ihm häufig den Vorwurf gemacht, daß er merkantiliſche Spekulationen, die er verſucht, durch eigene Geſetze, die er dafür aufgeſtellt, unterſtüzt habe. Dieſes ſoll beſonders bei dem Getreidehandel geſchehen ſeyn, wo er einmal beinah alle Vorräthe in beiden Kaſtilien aufkaufte, und ſo eine künſtliche, aber nicht minder ſchreckliche, Hungersnoth in dieſen Provinzen hervorgebracht hat. Seine Spekulationen mit Staatspapieren zur Zeit von ſchneller Beendigung groſer Friedensnegoziazionen, wovon er natürlich früher, als irgend jemand unterrichtet war, und er

der Erhebung beider Günſtlinge waren um ſo ähnlicher, ob ſie gleich ſchwerer auf **Karl IV**,

---

die Nachrichten ſelbſt dem König einige Zeit hingehalten haben ſoll, ſchienen außer Zweifel zu ſeyn, ſind aber ein Kunſtſtück, das unter ähnlichen Umſtänden auch ſonſt mit Glück verſucht worden iſt. Seine Gemäldeſammlungen bereicherte er mit dem Beſten, was in Kirchen, Privathäuſern und ſelbſt in öffentlichen Gallerien war, und ich habe in dem Buenretiro zu Madrid nach vielen vorzüglichen Werken gefragt, von denen man mir ſagte, der Friedensfürſt habe ſie für ſich genommen. Was es mit dem Schuz für eine Bewandtniß hatte, den er der Peſtalozziſchen Lehre angedeihen ließ, iſt bekannt. Er wurde der Sache bald müde, weil er ſich zu viel davon verſprochen hatte, oder weil ihn überhaupt nichts lange beſchäftigen konnte. Daß er Schnellſchreibeſchulen in mehrern Häfen angelegt hat, iſt vielleicht der beſte Beweis für den Umfang ſeiner Einſichten, ſobald man in Betrachtung zieht, daß die Kunſt zu ſchreiben in Spanien überhaupt bei weitem noch nicht ſo unter dem Volk verbreitet iſt, wie es als auf Johann II. fielen. Das Reich theilte ſich unter dieſem in Partheien, und im Bürgerblut wurde die Schuld des Königs gerächt. Karl IV. hingegen verlor ſeinen Thron und die Achtung der Zukunft.

So ſtand denn an der Spitze der ſpaniſchen Regierung in den lezten Herrſcherzeiten der Bourbons, einem guten, aber über alle Maaßen ſchwachen, König zur Seite, ein Mann, den die Frivolität allein ſo hoch erhoben hatte; und dies unter einem Volke, das die tiefe Verehrung, welche es ſeinen Fürſten zollt, durch die ängſtlichſte Eiferſucht auf ihre Ehre mit ſeinem unbeugſamen Stolze auszugleichen ſucht, und

---

unter einer heutigen civiliſirten Nation ſeyn ſollte. Die Verbeſſerung der niedern Schulen kam ihm überhaupt nicht in den Sinn; aber ein ſolches, im Grunde überflüßiges Kunſtſtück leuchtete ihm, wie allen mittelmäßigen Köpfen, mehr ein, als eine anſpruchsloſe Fertigkeit, die unter die größten Bedürfniſſe gebildeter Völker gehört.

an einem Hofe, deſſen ſtrenge Formen ſonſt nicht nur das Laſter, ſondern ſogar manche Tugenden verhindert hatten; ein Mann, der von dem Karakter ſeiner Nation nichts, als eigenſinnige Härte, ausſchweifende Prunkliebe, Hochmuth und Sinnlichkeit, und von dem Karakter ſeines Zeitalters blos deſſen Vergeſſenheit jedes Grundſatzes in ſtetem Handeln nach den Umſtänden, und das Prangen mit Verbeſſerungen hatte, die allein auf den Schein und die Beweglichkeit der Menge berechnet waren; ein Mann endlich, eitel, wie ein Weib, ruhmſüchtig, wie die ſchwachen Köpfe, wollüſtig, wie ein wohlgenährter Müſſiggänger, geizig und verſchwenderiſch zugleich, verführeriſch durch eine glatte Außenſeite, rauh und niedrig in engern Verhältniſſen, ſeine Nation haſſend, ſeinen König nicht liebend, ſeine Zeit mißverſtehend; von ſchöner, männlicher Geſtalt, von gemeinem, ſchwächlichen Geiſte — ein ſolcher Mann war Karls IV. Freund, und allmächtiger Miniſter, unter einem Volk, das in ſeiner tiefſten Geſunkenheit noch Sinn fürs

Groſſe und ſtolze Hartnäckigkeit gegen despotiſchen Uebermuth bewahrt hatte, und in einer Zeit, wo es hohen Geiſtes, männlicher Kraft und unerſchütterlicher Konſequenz nöthiger bedurfte, als jemals.

Abgeſehen noch von der Gefährlichkeit der europäiſchen Staatsverhältniſſe überhaupt, befand ſich die ſpaniſche Monarchie in einem Zuſtand, welcher groſſe Veränderungen verkündigte. Die Regierung war um Jahrhunderte hinter dem allgemeinen Zeitgeiſt zurückgeblieben, die ganze Staatsform veraltet, die Religion in das abentheuerlichſte Syſtem von Verfinſterung und Unduldſamkeit ausgeartet, die groſſe Maſſe des Volks in die derbſten Vorurtheile und in ſchmähliche Indolenz verſunken, ihr erſter Stand in Körper- und Geiſteskraft entmarkt, und blos ein, für die allgemeine, niedrige Kulturſtufe beider Volksextreme unverhältnißmäßiger, Mittelſtand, mehr im Geheimen, als öffentlich, dem europäiſchen Zeitgeiſte nachgerückt. Wenige waren, die ſolches Mißverhältniß nicht zuweilen ſchmerzlich fühlten; noch Wenigere, die an Verbeſſerungen zu denken wagten, und ſehr Viele, die nach ihres Geiſtes Maas und äuſſerem Vortheil dieſelben haſſen muſſten. Groſſe Erinnerungen an alte Gröſſe wandelten überall unter dem Volke; das drückende Gefühl der Herabgeſunkenheit mahnte in dem ſtarken Druck benachbarter Uebermacht; der Einzelne handelte mit Nachdruck, wo er dieſer kämpfend begegnete; das Ganze blieb ohne Erfolg und meiſt im Nachtheil; der Staat war gleichſam in ſeinem eigenen Ueberfluſſe erſtickt; die herrlichſten Häfen, womit ſeine groſſen Küſten umkränzt ſind, waren ohne Schiffe und ohne Handel; die fruchtbarſten Felder lagen öde oder ſchlechtbenuzt in den Feſſeln alter Verfaſſungen; die reichen Kolonien zollten blos den fremden Staaten, und riſſen das Mutterland häufig in gefahrvolle äuſſerliche Verhältniſſe hinein; die Nation war muthig, ausdaurend und kriegeriſch; die Heere ſchlecht organiſirt und meiſt von Untergünſtlingen befehligt; die ſämmtlichen Staatskräfte waren in mannichfaltigem Gewirre ven Formen, Mißbräuchen, Vorurtheilen, Schwachheiten und Bosheiten gelähmt — dieß war der Zuſtand der ſpaniſchen Reiche ſchon ſeit mancher Jahre Reihe. Oft waren die unausbleiblichen Reibungen ſolch unnatürlichen Zuſtands in Verſchwörungen und Revolutionsverſuchen *) losgebrochen, und mit mehr Glück, als Geſchicklichkeit wieder unterdrückt worden. Es fehlte nichts, als ein glück-

---

*) Verſchiedene Szenen der Art ereigneten ſich beſonders in den Städten am gaskogniſchen Meerbuſen. Ein Jahr vor dem Sturz des Friedensfürſten wurde indeß in Madrid ſelbſt eine Verſchwörung gegen die Ruhe des Staats entdeckt, welche auch in den Provinzen ihre Anhänger hatte, und in die junge Leute aus den beſten Familien verwickelt waren. Man arretirte damals nahe an hundert Perſonen in der Hauptſtadt. Der Prozeß derſelben wurde natürlich nicht bekannt; allein ich weiß zuverläßig, daß eine gute Anzahl von ihnen zu Galeerenarbeiten verurtheilt, und Mehrere auf dem Wege nach den Häfen hingerichtet wurden.

licher Anfang im Innern, eine Veranlaſſung von Außen, oder ein leidenſchaftlicher Ausbruch in der herrſchende Familien ſelbſt, um zu beſchleunigen, was nur das größte Herrſchergenie zu verhindern vermocht hätte, und einer Staatsumwälzung den erſten Stoß zu geben, deren Folgen in andern Welttheilen wichtiger, als in Europa ſelbſt, werden mußten.

Dieſer gefahrvolle Zuſtand, da in dem Geiſt des Volks, in den Zwiſtigkeiten der regierenden Familie und im ganzen Weſen der Staatsmaſchine eine Spannung herrſchte, die unmöglich von ſelbſt ins Gleichgewicht kommen konnte, wurde noch durch das Verhältniß vermehrt, in welchem ſich Spanien zu Ende von 1807, und zu Anfang des Jahrs 1808 gegen Frankreich befand. Der franzöſiſche Kaiſer hatte das Haus Braganza ſeine Widerſpenſtigkeit gegen das Kontinentalſyſtem mit dem Verluſte ſeiner europäiſchen Beſitzungen bezahlen, und, in Verbindung mit ſpaniſchen Truppen, Portugal eher beſetzen, als erobern laſſen. Dieſes Zuſammenwirken beider Regierungen ſtand mit den Uebereinkommniſſen in Verbindung, durch welche das Königreich Etrurien *) an Frankreich kam, und die

---

*) Zufolge des, oben ſchon angeführten Traktats von Fontainebleau, den der Marſchall Duroc im Namen der franzöſiſchen Regierung mit dem ſpaniſchen Staatsrath, Eugenio Izquierdo de Riba y Lazun abgeſchloſſen hat, trat Spanien das Königreich Etrurien an Frankreich ab, und wirkte zu der Eroberung von Portugal mit 8000 Mann Infanterie, 3000 Kavallerie und 30 Kanonen, die es zu 25,000 M. franzöſiſcher Infanterie, und 3000 Kavallerie ſtoßen ließ. Ueberdieß eroberte es mit einer Diviſion von 10,000 Mann, die Provinz Entre Minho y Duero, nebſt Oporto, ſo wie mit einer andern von 6000 Mann, das Alentejo und Algarvien. Entre Minho y Duero erhielt der König von Etrurien unter dem Titel eines Königs von Nord-Luſitanien; Alentejo und Algarvien der Friedensfürſt; beide aber blieben unter Protektion von Spanien. Die übrigen portugieſiſchen Provinzen, Beira, Tras los Montes, und Extremadura, werden bis zum Definitivfrieden von Frank

ſpaniſche Linie, welche daſſelbe beſeſſen, in Portugal entſchädigt werden ſollte. So unanſtändig ſich auch der ſpaniſche Nationalhaß über das Schickſal dieſes Königreichs erfreut hatte, ſo konnte es doch nur Wenigen verborgen bleiben, daß Karl IV. durch dieſe Veränderung einen weit gefährlichern Nachbar erhalten, als verloren hatte. Dieſe Beſorgniß wurde beſonders von derjenigen Parthei geltend gemacht, welche in allen Handelsſtädten und an den meiſten Höfen ihre Anhänger hat, in jenen wegen kleinlicher Eigennützigkeit, die nur den nächſten Augenblick berechnet, aus Gewohnheit an den alten Ge-

---

reich beſetzt, und vielleicht dem Haus Braganza wieder zurückgegeben; wofür Spanien auf Gibraltar und ſeine, von den Engländern eroberten Kolonien rechnen kann. Frankreich garantirte Spanien überdieß ſeine Beſitzungen jenſeits der Pyrenäen, und machte ſich anheiſchig, dem König von Spanien beim allgemeinen Frieden, oder ſpätſtens in drei Jahren, den Titel, als Kaiſer beider Indien, zu verſchaffen.

ſchäftsgang, und wegen der Leichtigkeit, womit ſich der Menſch überhaupt dem bloßen Gelddeſpotismus unterordnet; an dieſen, aus Widerſpenſtigkeit gegen die neuen Formen, aus lächerlicher Modeſucht, und aus einem, noch lächerlicheren, Prangen mit Freiheitsſinn, den man in der Bewunderung einer, ſogenannten, freien Nation darzuſtellen ſich kizelte. Dieſe engliſche Parthei zählte in der königlichen Familie und unter den Großen des Staats mächtige Genoſſen, unter denen ſich ſpäter beſonders der Herzog von Infantado, der vertraute Freund des Prinzen von Aſturien, auszeichnete. Aber auf allen dieſen Männern laſtete das perſönliche Gewicht des Günſtlings freilich noch drückender, als das politiſche Syſtem, das er zu befolgen ſchien. Und doch war nichts natürlicher, als daß ſie beides verwechſelten, und ihre perſönlichen Kränkungen zur Sache des Staats zu machen ſuchten. Dadurch gewannen ſie die öffentliche Meinung für ſich, und mit derſelben eine Fruchtbarkeit, welche dem Friedensfürſten zu groß dünkte, um ihr mit den gewöhnlichen Mitteln zu begegnen. Statt kraftvoll und unerſchrecken zu handeln, ſuchte er ſie in Liſt zu fangen; aber während auf dieſe Weiſe beide Partheien in der Stille gegeneinander ſich rüſteten, ſprach die Volksſtimmung die Geheimniſſe laut aus. Dieſe mußte jedem Staat, der ſich in näherer politiſcher Verbindung mit Spanien befand, wichtig ſeyn, und Frankreich hatte um ſo gröſſerer Wachſamkeit nöthig, da der Sieg der einen von beiden Partheien nothwendig das ganze Verhältniß beider Regierungen gegen einander verändern mußte. Geheime Schritte, welche der Prinz von Aſturien bei dem Kaiſer Napoleon machte, mußten dieſem um ſo verdächtiger ſcheinen, da ſie überhaupt aus den gewöhnlichen Formen heraustraten, und einen auffallenden Widerſpruch zwiſchen den jetzt geäußerten, und ſonſt auf mannichfaltige Weiſe verrathenen, Geſinnungen an den Tag legten. Wenn der Kaiſer dieſe Schritte völlig als nicht geſchehen anſah, und die Briefe des Prinzen von Aſturien gar nicht beantwortete, ſo handelte er nur den Verhältniſſen gemäß, in welchen er mit Karln IV. ſtand; aber der ganze Vorfall mußte ihm um ſo bedeutender ſcheinen, da er wenige Tage nach dieſen Mittheilungen die Nachricht von der ſogenannten Verſchwörung im Escorial erhielt. Die nähere Umſtände derſelben überzeugten Napoleon bald, die Parthei des Thronfolgers habe ſich bereits dermaßen ausgebreitet, daß auf den gegenwärtigen Stand der Dinge in Spanien gar nicht mehr zu trauen ſey, und er ergriff in dieſem Sinne ſeine Maasregeln. Seine Pyrenäenarmee verſtärkte ſich auffallend, und gewann durch die Befehlshaber, die ſie erhielt, und durch die Märſche, welche ſie nahm, eine Wichtigkeit, die dem übrigen Europa aufgefallen iſt. Darf man ſich wundern, wenn auch Karl IV. ſelbſt, wie wir bald hören werden, irre wurde, da es die Würde des kaiſerlichen Hauſes von Frankreich nicht erlaubte, ihn in Kenntniß der, von ſeinem Sohn bei demſelben gemachten, Schritte zu ſetzen?

Die Aufnahme, welche die Anträge des Prinzen von Aſturien bei Napoleon gefunden hatten, war aufs höchſte demüthigend für ihn und ſeine Vertrauten. Sie deuteten ſie natürlich nicht im Geiſte einer geſunden Politik, da die Veranlaſſung dazu von ihrer Seite nichts weniger, als die Frucht derſelben geweſen war. Nun ſie ſich aber einmal verrathen hatten, wurde ihnen jede Zögerung gefährlich, und ſo ſehen wir ſie denn bald in Unternehmungen verwickelt, die eine der merkwürdigſten Revolutionen unſrer Zeit herbeigeführt haben.

Von dieſen Vergängen, ſo wie überhaupt von der ganzen Lage der Dinge, war die große Maſſe des Volks nicht unterrichtet. Auf ſie wirkten blos die äußern Erſcheinungen, aber mit größerer Leichtigkeit, als ſonſt, da eine, von den Familienzwiſten der Bourbons unabhängige Spannung bereits unter der ganzen Nation herrſchte. Alle ihre Leidenſchaften kehrten ſich gegen den Friedensfürſten, und ſo beſtätigte ſich auch hier, was die Welt ſo oft geſehen hat, daß ein erbittertes Volk die erſten Opfer ſeiner Rache nicht auf dem Throne ſelbſt, ſondern neben demſelben wählt.

Daß der Friedensfürſt durch ſeine Untauglichkeit die allgemeine Unzufriedenheit einer Nation erregte, welche neben ſich das Größte nur durch eines einzigen Mannes Kraft vollendet, und ihren Nationalſtolz durch die Vergleichung der Vergangenheit und Zukunft nur zu oft gekränkt ſah, hat der Erfolg gezeigt. Aber nicht die Unzufriedenheit der Nation ſtürzte ihn, ſondern das Nachgefühl von Kränkungen, welche er ſich an den Mächtigſten erlaubt hatte, war der Grund ſeines Unglücks, und wurde die ganze Veranlaſſung der Revolution von Aranjuez. Was ihren Ausbruch zu einer Zeit beförderte, in welcher fremde Heere durch die Stadt zogen, läßt ſich nicht wohl beſtimmen. Unter dem Volke wirkten Gerüchte, Vermuthungen, und Beſorgniſſe, welche in einer Zeit, da eine Kriſis vorbereitet liegt, nur zu leicht Eingang finden. Die Erſcheinung der franzöſiſchen Truppen in dem

Herzen der Monarchie konnte ſehr gut benuzt werden, wenn man das Volk in eine, gegen die beſtehende Ordnung gerichtete, Unternehmung ziehen wollte. Die wiederholten öffentlichen Verſicherungen und die, im übrigen Europa allgemeine, Vermuthung, daß ein geheimer Plan von ganz neuer Art im Werk ſey, wurde in Spanien nicht geglaubt, und als die Zeitungen ein Gerücht von Triumphbögen verkündigten, welche die Stände von Navarra und Biscaya dem Kaiſer Napoleon errichten würden, ſahen die Meiſten hierin eine Vorbedeutung der Zerſtückelung der Monarchie, die wenigſtens bis an die Ufer des Ebro zurückgedrängt werden würde. Die Beſitznahme von Barcelona und Pamplona durch die Franzoſen wurde in gleichem Sinne ausgelegt, und das, in dieſem Augenblick, höchſt wahrſcheinliche, Schwanken der ſpaniſchen Regierung zwiſchen Frankreich und England in den Reiſeplanen Karls IV. nach Sevilla nicht erkannt, ſondern als ein Beweis der Furcht vor feindlichen Abſichten der Franzoſen, oder einer Uebereinkunft mit ihnen angeſehen, welche die Veränderung der Reſidenz nöthig machte.

Dieſe Gerüchte waren hinlänglich, um eine Hauptſtadt zu beunruhigen, welche ſchon auf die Ehre, ſolches zu ſeyn, eiferſüchtig iſt, wenn ſie auch nicht die weſentlichen Vortheile derſelben zu ſchätzen weiß. Vor allen Dingen aber war es die Furcht vor einer Zerſtückelung Spaniens, welche ſelbſt die ruhigeren Köpfe aufreizen konnte. Obgleich durch natürliche Lage, durch Geſetze und Karakter völlig unterſchieden, hängen die Provinzen deſſelben mit einer Feſtigkeit aneinander, von der man in andern Ländern keine Beiſpiele findet. Daß nicht eine politiſche Idee, ſondern ein, blos auf längſt veralteten, Ruhm geſtützter Nationalſtolz jene Anhänglichkeit erzeugt und erhalten hat, daran wird wohl niemand zweifeln. Aber dieſer Umſtand iſt der allerwichtigſte, wenn die Stimmung der Spanier in den Tagen von Aranjuez, und ihre Freude nach der Thronbeſteigung

Ferdinands VII. erklärt werden ſoll; indem das Volk von einem neuen Regenten immer mehr erwartet, als er unter allen Umſtänden leiſten kann.

Dieſes Alles hat indeß die Revolution von Aranjuez nicht herbeigeführt, ſondern wurde nur zu derſelben benutzt, weil man für eine geſetzwidrige Sache nie Entſchuldigungsgründe genug finden kann, und es in dem Karakter der ſiegenden Parthei lag, die Schmach einer langen Unterdrückung durch Unklugheit zu verſiegeln. Aus jener wollte man ſich einmal ermannen, und die, nicht mehr zurückgehaltenen, Plane des Friedensfürſten gaben den erſten Vorwand zum Ausbruch. Ob es wahr iſt, daß dieſer dem König Vorſchläge zu einer Regentſchaft gemacht hatte, die in Niemands, als ſeine Hände kommen konnte; daß er daran arbeitete, den Prinzen von Aſturien der Erbfolge zu berauben, das kann ich, auch troz der allgemeinen Behauptung der Spanier, nicht verſichern. Eben ſo wenig mag ich die geheimen

Einverſtändniſſe des Erſtern mit England, a
welches er bereits alle ſpaniſchen Häfen verkau
haben ſoll, und ſeine frühere geheime Thei
nahme an dem ruſſiſch-preußiſchen Krieg geg
Frankreich, durch Geldunterſtützung, als gew
angeben. Es laſten zu viele Vorwürfe auf di
ſem Mann, als daß ich neue, ohne die genaue
Prüfung zulaſſen könnte; aber auch ſelbſt blo
Gerüchte, erſonnene Beſchuldigungen und grun
loſe Vermuthungen müſſen in der Darſtellu
großer Begebenheiten aufgeführt werden, a
deren Entwicklung ſie ſo mächtig gewirkt habe

Der Geiſt des Thronfolgers war ſchon früh
durch die ernſtlichſten Beſorgniſſe bewegt w
den. Der Einfluß des Friedensfürſten ha
ſich ſo unmäßig ausgebreitet, daß ihm ernſt
bange für den Fall war, da durch des Kön
Tod eine Regierungsveränderung eintre
mußte. Godoy hatte ſeine eigene Garde,
der König ſelbſt. Alle bewaffneten Kräfte
Reichs ſtanden unter ſeinem Befehl; faſt
Stellen derſelben waren von ihm beſezt word

Der Prinz von Aſturien befand ſich in völliger Unthätigkeit, in beinah ſklaviſcher Einſchränkung, von ſeinem Vater verkannt, und ohne alle Liebe ſeiner Mutter. Dieß waren Gründe genug zu beängſtigenden Blicken in die Zukunft, die ſich ihm entweder ſelbſt eröffnete, oder von andern gezeigt wurde. Schon im Jahr 1806 hatte er daher, während einer bedenklichen Krankheit des Königs, dem Herzog von Infantado ein verſiegeltes Dekret überliefert, in welchem er dieſen, für den Sterbefall Karls IV., zum Oberbefehl über die Truppen von Neu-Kaſtilien ermächtigte. Dieſer Schritt, welcher noch von andern mündlichen Verabredungen mit dem Herzog und den wenigen andern Perſonen begleitet war, auf die er ſich verlaſſen konnte, iſt für die richtige Beurtheilung eines unglücklichen Prinzen wichtig, der das Opfer fremder Verbrechen geworden iſt. Von dieſer Zeit an beobachtete er und ſein Anhang den Friedensfürſten genauer, als zuvor, es ſcheint aber doch, neben allen Vorbereitungen für die eintretenden

Fälle, kein Plan zu gewaltſamen Schritten gegen **Karln IV.** entworfen worden zu ſeyn. Der Prinz von Aſturien, über deſſen Herzensgüte nur Eine Stimme iſt, war nach dem Throne nicht ſo lüſtern, wie es die folgenden Ereigniſſe glauben laſſen könnten. Bis jezt ging ſein einziges Beſtreben dahin, den Friedensfürſten zu entfernen, um dadurch dem Herzen ſeines Vaters wieder nahe zu treten, und ihm die Achtung und Liebe ſeines Volkes zu gewinnen. In dieſem Verſuch beſtanden auch beinah alle Beweiſe, die man in dem Prozeß vom Eskorial gegen ihn aufzubringen vermochte, und nach denen blos Richter ihn verdammen konnten, welche dem Anſehn des Friedensfürſten völlig unterthan waren.

Lezterer Vorfall gereicht der Leichtgläubigkeit **Karls IV.** offenbar zum größten Vorwurf. „Eine unbekannte Hand“, wie er ſich ſelbſt in ſeiner Kundmachung an das Volk ausdrückte, „eine unbekannte Hand hatte ihn vor den Planen gewarnt, die ſein Sohn auf ſein Leben

„und ſeinen Thron entworfen hatte.“ Dieſer Warnung zufolge wurden die Papiere des Prinzen von Aſturien in Beſchlag genommen, er ſelbſt und ſeine Dienerſchaft arretirt, und der ganzen Nation und dem ſämmtlichen Europa von einem Vorfall Nachricht gegeben, den man als eine Familienangelegenheit verſchweigen mußte, ſobald man nicht öffentlich ſtrafen konnte, oder wollte. Die Hauptvorwürfe gegen den Prinzen beſtanden in einer Vorſtellung an ſeinen Vater, und in einem Ziffernſchlüſſel zu geheimer Korreſpondenz. Erſtere war mit geziemender Ehrfurcht, zwar von ſeiner Hand geſchrieben, aber wahrſcheinlich nicht von ihm ſelbſt verfaßt, und ſuchte den König aus ſeiner Verblendung über den Friedensfürſten zu reiſſen. Dieſe Papiere fand man, nach jener unbekannten Warnung, den 28. Oktober 1807 in dem Zimmer des Kronprinzen, welcher ſich mit dem übrigen Hofe im Eſkerial befand. Den Tag darauf erfolgte der Arreſt deſſelben, und den 30ſten eine Art von Geſtändniß, welches der

Sache ſogleich eine andere Wendung gab, indem ſich der Friedensfürſt mit den demüthigen Bitten des Prinzen an ſeine Eltern, ihm ſein Verbrechen zu verzeihen, begnügte und den 5. November die öffentliche Erklärung des Königs, daß er ſeinem Sohn vergeben habe, erfolgte.

Alle dieſe Umſtände gehen aus einer Bekanntmachung hervor, welche Ferdinand VII. den 31. Merz 1808, in Bezug auf die Vorfälle vom Eskorial, ergehen ließ, und die in den Augen der Nation zu ſeiner Rechtfertigung dienen ſollte. Sie könnte in ſofern verdächtig ſcheinen, und wird dies noch mehr, da ſie nicht alle Aktenſtücke dieſes Prozeſſes enthält. Unterſucht man die Sache aber genauer, ſo gewinnt ſie ein Zutrauen, das für dieſe Darſtellung hinreicht. Sie beruht auf einem Prozeſſe, der vor eilf Richtern geführt werden war, und nicht wohl eine auffallende Untreue in dieſer öffentlichen Berichterſtattung erlaubte, welche nicht bald zur Kenntniß des Publikums gekommen wäre. Er dauerte bis gegen Ende Jänners, da die Richter, wahrſcheinlich gegen alle Erwartung des Friedensfürſten, die Anklage des Fiſkals, wegen Hochverraths gegen die Mitſchuldigen des Prinzen, einſtimmig für ungegründet erklärten, und ſie völlig freiſprachen. Der Prinz ſelbſt war nicht mehr in dieſem Prozeß aufgetreten; aber es läßt ſich von dem Friedensfürſten erwarten, daß er ihn nicht von demſelben ausgeſchloſſen haben würde, wenn er ihn eben ſo leicht, wie die übrigen Angeklagten, welche ſpäter ein königliches Machtgebot zum Exil verurtheilte, hätte aufopfern können. Schon der Blick auf dieſe offiziellen Papiere macht den ganzen Verfall vom Eſkorial, durch deſſen übereilte Behandlung von Seiten des Königs, und boshafte durch den Friedensfürſten, zu einem bloßen Prozeß zwiſchen dieſem und dem Prinzen von Aſturien. Aber ſehr zu bedauern iſt der Vater, welcher einer unbekannten Anklage gegen ſeinen Sohn eher, als der Stimme der Natur glaubt; doch hohen

Tadel verdient der König, der ohne Prüfung den Vorwurf des unnatürlichen Hochverraths vor ganz Europa gegen ſeinen Sohn ausſpricht.

Ich habe ſchon bemerkt, daß die Richter in dem Prozeſſe vom Eſkorial, gegen alle Wünſche des Friedensfürſten, die, des Hochverraths angeklagten, Mitſchuldigen freigeſprochen haben. Dergleichen Beweiſe furchtloſer Gerechtigkeit müſſen in der Geſchichte ja nicht vergeſſen werden, wenn ſie ihren ehrwürdigſten Zweck, Karaktere durch große Beiſpiele zu ſtärken, erreichen ſoll. Um Gerechtigkeit war es aber freilich hier nicht zu thun, ſondern um die Zernichtung einiger Männer, die man als die Verführer des Kronprinzen anſah, und deren Karakter und Talente nur allzugefährlich ſchienen.

Der erſte unter denſelben iſt der Herzog von Infantado, dem wir ſpäter in mancherlei Rollen wieder begegnen werden. Aus einem der erſten und reichſten Häuſer Spaniens, bei einer, in ſeinem Vaterlande ſeltenen, Erziehung, die er in Paris erhalten, im Ruhme vorzüglicher Tante und in den Jahren des kraftvollſten Mannsalters hatte ihn die vorige Regierung och nicht nach ſeinen Wünſchen ausgezeichnet, nd konnte dieſes ſchon Grund genug für ihn eyn, ſich feſt an den Thronerben anzuſchließen, er ſeiner Kaſſe oftmals benöthigt war. An en zweiten, hauptſächlichſten Mitſchuldigen, en Kanonikus, Don Juan Escoiquiz, nüpften den Prinzen von Aſturien alte Gewohnheit, Dankbarkeit und Achtung wegen ſeiner Kenntniſſe. Er war ihm frühe ſchon zum Lehrer in der Mathematik gegeben worden, und hatte ſich unterfangen, ſeinem Schüler, deſſen Erziehung abſichtlich vernachläßigt werden ſollte, andere Begriffe beizubringen, als ſein Auftrag erlaubte. Ob er hierin ſehr glücklich war, vermag ich nicht zu beſtimmen, indem auch die wärmſten Freunde dieſes Prinzen mehr von ſeinem guten Willen, als von ſeinen Einſichten reden. Übrigens iſt Escoiquiz durch mehrere Gedichte, und durch ſeine Kenntniß der brittiſchen Literatur in Spanien bekannt, welches in einem ſolchen Lande kein unbedeutender Vorzug iſt.

Obgleich noch mehrere Männer, die zum Hauſe des Prinzen von Aſturien gehörten, in dieſen Prozeß verwickelt wurden, ſo hat man mir doch keinen unter denſelben genannt, deſſen Theilnahme an ſeinen Schickſalen von beſonderer Wichtigkeit geweſen wäre. Sie wurden mit beiden Obigen aus den Umgebungen der Hauptſtadt verbannt, und traten erſt wieder auf, als ſich einige Monate ſpäter die Ereigniſſe entwickelten, welche der Dynaſtie der Bourbons den Thron von Spanien und Indien gekoſtet haben.

Seit dem Ereigniß vom Eskorial befand ſich die öffentliche Stimmung in einer gefährlichen Bewegung. Man hatte das Volk zum Zeugen und Richter von Vorfällen gemacht, welche die verſchiedenſten Anſichten erlaubten. Der Zwieſpalt in der königlichen Familie war bekannt geworden, und dadurch das Zeichen zum Anſchließen an die eine oder die andere Parthei gegeben. In einer ſolchen Lage der Umſtände finden alle falſchen Gerüchte, und alle boshaften Verſpiegelungen Eingang, und wird die Wahrheit aufs Leichteſte gefahrlich entſtellt. Wenige Klügere nur erkannten die Vorbereitung größerer Ereigniſſe; aber auch ihnen blieb kein Mittel, um etwas für die Lenkung derſelben zu thun. Die Verhältniſſe von Spanien und Frankreich waren wahrſcheinlich von der einen Seite mit mißtrauiſcher Feſtigkeit, von der andern Seite mit heuchleriſcher Nachgiebigkeit beſtimmt; aber niemand wußte genau, wie er ſie zu nehmen hatte. Daß die franzöſiſchen Truppen nicht mit Eroberungsplanen erſchienen, ließ ſich aus ihrer Anzahl, ihrem getrennten Vorrücken und aus andern Umſtänden ſchließen. Indeß waren die erſten Abtheilungen derſelben nur wenige Tage vor der Szene im Eſkorial über die ſpaniſche Gränze gegangen, und mag wahrſcheinlich eines dieſer Ereigniſſe auf das andere gewirkt haben Anfangs ohne Zweifel blos nach Portugal beſtimmt, wurden ſie vielleicht ſpäter von einem ängſtlichen Vorgefühl zur Theilnahme an den bevorſtehenden Ereigniſſen herbeigerufen, und benützte die eine Parthei ihre Erſcheinung wahrſcheinlich zur Beſchuldigung gefährlicher Verabredungen mit dem Nachbar. Eine Lage der Dinge, wie ſie gegen Ende des Jahrs 1807 und am Anfang von 1808 waren, erlaubt keine ſichern Schlüſſe mehr auf ein folgerechtes Benehmen und getreue Unterſuchung der Partheien. Leidenſchaften und Zufälle entſcheiden hier das Meiſte, und die Geſchichte muß es beinah Jedem ſelbſt überlaſſen, ſich ſeine Erklärung zu wählen.

Beide Partheien ſchweiften daher unklug in Furcht, in Maasregeln und Gerüchten aus, durch welche man das Volk zu gewinnen ſuchte. Beide, ſieht man wohl, verſchmähten keines der Mittel mehr, durch welche die erſten Revolutionsſtöße zu geſchehen pflegen. Wenn die eine dem Volk von den Planen des Friedensfürſten auf das Leben des Prinzen von Aſturien redete, ſo übertrieb ſie es eben ſo ſehr, wie die andere, welche von den Entwürfen des Leztern auf die Tage und die Krone ſeines Vaters ſprach. Die Gerüchte von einer Zerſtükkelung Spaniens, der Haß gegen den Friedensfürſten und die allgemeine Neigung der Menſchen, von dem Neuen Alles zu hoffen, neigten in einer, offenbar durch Karls IV. Sorgloſigkeit und Unthätigkeit verlornen, Sache die Meinung natürlich mehr zum Vortheil des Prinzen von Aſturien, und verſicherten dieſem in Allem, was er unternehmen wollte, die Beiſtimmung der Großzahl.

Ein ſchwankendes Benehmen war auch hier, wie überall, die Urſache vielfachen Unglücks. Aus verſchiedenen Proklamationen geht, wenigſtens für mich, eine Unkunde der eigentlichen Stimmung der Nation hervor, welche der Friedensfürſt ſeinem Monarchen zu verſchweigen natürlich Grund genug hatte. Ihm mußte freilich Alles-daran gelegen ſeyn, daß der ſchwache König nie erfuhr, wie das Volk blos die Abſetzung eines unwürdigen Miniſters verlangte

Daher war ihm die Erſcheinung der franzöſiſchen Truppen ein günſtiger Vorwand, durch die Furcht vor deren Beſtimmung die Volksbewegungen zu erklären. Die wiederholten Verſuche der Regierung, die Nation über dieſen Punkt zu beunruhigen, mußten gerade zum Gegentheil wirken, da man die Verlegenheit der Regierung nur zu auffallend an andern Zeichen erkannte. Es iſt gar kein Zweifel, daß der Friedensfürſt auf eine Abreiſe des Königs nach ſeinen ſüdlichen Provinzen drang, weil er ſich, im Bewußtſeyn geheimer Verbindungen mit England, vor Frankreich, oder in der Überzeugung, ſeine Sache bereits halb verloren zu haben, in der Hauptſtadt nicht mehr für ſicher hielt. Es war für ihn der gefährliche Punkt eingetreten, da der gränzenloſe Egoismus, welcher ihn bisher erhoben hatte, die Aufopferung eines ganzen Staats für die Rettung ſeiner Perſon nicht mehr zu groß fand; und da er den Geiſt des Souverains nach ſeinem Gefallen lenkte, und in ſeinem Poſten die meiſten Gründe für ſeine Meinung aufbringen konnte, ſo war nichts leichter, als dem König die Nothwendigkeit einer Flucht vorzuſpiegeln, die weſentlich blos in der Furcht vor einer, zum Aufruhr vorbereiteten, Hauptſtadt beſtand.

Die franzöſiſchen Truppen waren mit einer Langſamkeit und in ſo kleinen Abtheilungen in Spanien eingerückt, wie es ſonſt Napoleons Eroberungsweiſe nicht iſt. Der Kaiſer ſelbſt rüſtete ſich zu einer Reiſe nach Madrid, wie ein Armeebefehl beweiſt, und ich aus andern Umſtänden zuverläßig weiß. Wer wird glauben mögen, daß er ſich in eigener Perſon aufgemacht haben würde, wenn er etwas gegen Spanien hätte verſuchen wollen? Gegen Ende Februars (1808) übernahm zwar der Großherzog von Berg (der jetzige König von Neapel) den Oberbefehl über die Armee in Spanien. Aber das brachte in ihre Bewegungen keine größere Schnelligkeit, keine Ausdehnung auf die Hauptpunkte, die ſich nun von neuen, unerwarteten Feinden gefährdet ſahen. Erſt als die Unruhen in Madrid ſelbſt ausbrachen, und er König Karln IV. vom Throne ſteigen ſah, rückte er ſchneller vorwärts, und verlegte am 24. März ſein Hauptquartier in dieſe Stadt.

Dieſe Umſtände, und die Unbeſtimmtheit, mit welcher das franzöſiſche Amtsblatt über die Vorfälle der letzten Tage des Märzes ſprach, beweiſen ſattſam in meinen Augen, daß die Erſcheinung der franzöſiſchen Truppen keinen Antheil an denſelben hatte. Das ſpaniſche Volk war einmal zu einer Revolution herangereift, die in dem allgemein gefühlten Bedürfniß einer Radikalveränderung und in dem, durch die Schwachheit der Regierung gekränkten Nationalſtolze gegründet war. Wie ſie ſich entwikkeln ſollte, das hing, wie immer, von zufälligen Umſtänden ab, und die Neigung des Volks für die monarchiſche Form glaubte nur zu leicht in der Erhebung des Thronerben die Erfüllung aller ſeiner Wünſche und Hoffnungen zu finden. Der Freudentaumel nach der eingetretenen Veränderung war bei einer ſo ernſthaften Nation zu groß, als daß ſich in demſelben mehr, als eine leidenſchaftliche Stimmung erkennen ließ, welche das nächſte beſte Neue ergriff, das ſich ihr vorwarf; und Ferdinand VII. ſelbſt fand bei ſeinem Einzug in die Hauptſtadt ſo ängſtliche Polizeimaaßregeln nöthig, wie man ſie bisher gar nie in Madrid geſehen hatte.

Ich will den Ereigniſſen nicht zu ſehr voreilen, obgleich die Unterſuchung ihrer Veranlaſſungen ein ungleich gröſſeres Intereſſe hat, als ſie ſelber. Bis gegen die Mitte des März wurde die Stimmung des Volks immer bedenklicher, und die Gerüchte von den innern Verhältniſſen der königlichen Familie immer häufiger und widerſprechender. Dieſe befand ſich in der Ordnung ihrer alten Lebensweiſe auf dem Luſtſchloß von Aranjuez, und die geringe Entfernung von der Hauptſtadt vergröſſerte und entſtellte nur die Nachrichten, welche von dorther kamen. Den 15. März ſprach man allgemein von einem Konſeil, das gehalten, und worin die Frage über die Reiſe des Königs nach Sevilla verhandelt worden ſeyn ſollte. Die Königin und der Friedensfürſt, hieß es, ſtimmten für dieſelbe, der Prinz von Aſturien und ſein Bruder, mit den meiſten andern Räthen, riethen zu bleiben; der König iſt unſchlüſſig, und wird ſich wahrſcheinlich auf die Seite ſeiner Gemahlin und des Günſtlings neigen. „Wozu dieſe Reiſe?“ frug das Volk. „Hat man uns nicht oft genug verſichert, daß „die Franzoſen als Freunde und mit ganz andern Beſtimmungen erſchienen ſind, als uns zu „beunruhigen? Will man das Beiſpiel des „Prinzen von Braſilien nachahmen, deſſen Folgen ſo warnend vor uns liegen? Oder hat „man im Sinn, in eine neue, zum voraus „verlorne, Koalition gegen Frankreich zu treten? Oder iſt man mit dieſem ſchon über die „Abtretung der nördlichen Provinzen übereingekommen? Soll auch in dieſer gefährlichen Periode der Willen des Unklugen, ſeine Nation „verachtenden, Miniſters über den des Thronfolgers Meiſter werden, welcher doch Alter und „Einſicht genug beſitzt, um zu wiſſen, daß ſeine

„Krone in Gefahr iſt? Wozu länger einem „ſchwachen König unterthan ſeyn, der nur, „wenn er ſich vor uns fürchtet, von der Liebe „zu ſeinen Unterthanen ſpricht? Warum fürder einen Miniſter ertragen, deſſen Hochmuth „Jedermann gekränkt hat, deſſen Untauglichkeit „uns Allen bekannt iſt, und der in der Entehrung „ſeines Monarchen die ganze Nation beſchimpft „hat? Sind wir nicht das Volk, welches einſt „zwei Welttheile beherrſchte, und nur durch die „Schwachheit unſerer Regierungen zum Spiel „und Spott von Europa geworden iſt? Sollten „wir weniger Muth beſitzen, als unſere Väter, „die vor Pavia unſterblichen Ruhm erworben „haben, und wird er ſich je anders, als für „eine fremde Sache fechtend, zeigen können, „wenn wir uns nicht einmal ermannen, ein „Wort in die Angelegenheiten des Vaterlandes „zu reden?“

Dies waren die Volksgeſpräche vom 15. März in Madrid und ſeinen ſämmtlichen Umgebungen. Ihre erſte Veranlaſſung ſchien durch den Befehl zum Abmarſch, welchen die, in Madrid kantonnirenden, ſpaniſchen Truppen erhielten, beſtätigt zu werden. Die Bewegung war zu groß unter der Menge, als daß ſie der Regierung hätte verborgen bleiben können, und dieſe fand für gut, das Volk in einer Proklamation vom 16. März über ſeine Beſorgniſſe, wegen einer Abreiſe des Königs zu beruhigen. Aber können bei einer ſolchen öffentlichen Stimmung Proklamationen wirkſam ſeyn, die man zu gleicher Zeit durch eine Menge anderer Anſtalten Lügen ſtraft? Freilich geht ein Tag hin, bis ſich das Volk müde darüber geſprochen hat; aber der folgende Morgen bringt keine größere Ruhe. Woher ſollte dieſe auch kommen, da man die ſpaniſchen Garden nach Aranjuez abziehen, und nur einige Schweitzertruppen zurückbleiben ſah, zu welchen man kein Zutrauen hatte? Jedermann läuft daher auf den Weg nach Aranjuez, und ruft den Garden zu: „ob ſie das Vaterland „verlaſſen, und einem König folgen wollten, „der ſeinen Unterthanen in der gefährlichſten

„Stunde den Rücken bieten könne, und Spanien in Portugalls Schickſal verwickeln wolle? „Welche Gelegenheit zum Hohn für unſere „Nachbarn! Welches künftige Schickſal Spaniens, das man zerſtückeln, ſeiner Kolonien „berauben, deſſen glorreichen Namen ſelbſt man „zernichten wird!“

Unter ſolchem Zurufen zogen die Garden ab, welche lächelnd ſtille ſchwiegen, da ſie ganz anders vorbereitet waren. Für mich iſt kein Zweifel, daß ſie ohne Befehl Karls IV. dieſen Zug gemacht haben, und nur dazu gebraucht wurden, dieſem Schrecken einzujagen; denn in der Nacht vom 17. auf den 18. fielen verſchiedene Scharmüzel zwiſchen ihnen und den treugebliebenen Huſaren auf dem Wege nach Aranjuez vor. Der König und ſeine Gemahlin hatten ſich in dieſer ſtürmiſchen Nacht nicht zu Bette begeben. Am Morgen lief das Landvolk aus der Gegend von Aranjuez zuſammen und verging ſich in aufrühreriſchen Bewegungen und ehrfurchtwidrigem Geſchrei. Unter dieſem Stand der Dinge wurde der Entſchluß zur Abreiſe gefaßt, wurden die Equipagen des Hofs gepackt, und die Relais nach Sevilla beſtellt. Alles dieſes geſchah mit ſo furchtſamer Eile, daß es dem Volk unmöglich verborgen bleiben konnte, da es durch ſeine Aufwiegler ohnedieß immer mehr erfuhr, als wirklich geſchehen war. Der Friedensfürſt verdoppelte die Wachen an ſeinem Pallaſte; ſeine Garden hatten ein eigenes Loſungswort, und dieſe drängten das Volk zurück, welches ihn ſtürmen wollte. Wo er ſelbſt war, ſcheint unbekannt geweſen zu ſeyn; die königliche Familie hingegen befand ſich mitten unter den lärmenden Truppen und dem ſchreienden Volke allein, und nur der Prinz von Aſturien und die älteren Infanten blieben ruhig. Ehe ein Volk die Krone ſeines Königs verlangt, fodert es immer zuvor den Kopf ſeines Premierminiſters, und Karl IV. hoffte wahrſcheinlich beide durch eine augenblickliche Aufopferung des Friedensfürſten zu erhalten. Darum erſchien auch an dieſem Tage (den 18.) eine Proklamation, der zufolge der Friedensfürſt und mehrere Miniſter ihrer Stellen entſetzt, und die Sachen in Aranjuez beigelegt waren. Aber dieſe Nachgiebigkeit wirkte, wie in den meiſten ähnlichen Fällen, nur zum Gegentheil ihres Zwecks, zu neuen Ausſchweifungen, und wurde gleichſam das Signal zum Aufſtand der Hauptſtadt ſelbſt. In großen Maſſen und in Verbindung mit vielen Garden ſtürmte das Volk auf den Pallaſt des Friedensfürſten, welcher verſchwunden iſt. Die Wachen deſſelben werden zurückgedrückt, die Thüren eingeſtürzt, und Don Diego Godoy, welcher die königlichen Garden kommandirt, wird von dieſen ſelbſt gefangen genommen. Wüthend eilt das Volk die Treppen hinauf, zerſtört, was ihm begegnet, und wird nur bei Erſcheinung der Gemahlin des Friedensfürſten, einer Prinzeſſin aus dem königlichen Hauſe, die ſich angſtvoll flüchten will, durch die gewohnten Gefühle der Ehrfurcht vor ihrer Abſtammung zurückgehalten. Mit aller möglichen Schonung führt man ſie nach dem königlichen Pallaſte, und das Volk fährt fort, an dem Eigenthum des verhaßten Miniſters und mehrerer ſeiner Kollegen allen möglichen Unfug auszuüben. Niemand verhindert dieſe aufrühreriſchen Bewegungen. Der Generalkapitän hat entweder den Kopf verloren, oder geheime Befehle. Die Schweitzertruppen verhalten ſich ruhig in ihren Kaſernen.

Der folgende, 19te Tag des Märzen war die denkwürdige Epoche, welche Spaniens Schickſal entſchieden hat; denn alle folgenden Ereigniſſe ſind nur in ihr gegründet. Er begann, bei fortgeſetzter Spannung der Geſinnungen, mit einer Proklamation, worin das veränderte Verhältniß des Thronfolgers zu ſeinem Vater bereits ſichtbar war. Der König bevollmächtigte Letztern in derſelben, den Prozeß gegen den Friedensfürſten zu inſtruiren, wodurch er in einem Geſchäfte auftrat, das ihm an ſich ſchon die Gunſt des Volks gewinnen mußte. Was von der Unterſchrift dieſer Akte durch Karl IV. an, in der königlichen Familie verging, davon iſt das Reſultat in dem wichtigen, noch an dieſem Tag bekannt gemachten, Beſchluße deſſelben, die Regierung an den Prinzen von Aſturien abzutreten, bekannt geworden. Wie aber der König zu dieſem Schritte bewogen wurde, darüber ſind die Angaben verſchieden. Am unwahrſcheinlichſten iſt die Behauptung derer, welche von offenbarer Gewalt und von Todesdrohungen ſprechen. Ferdinand VII, unter welchem Namen nun der Prinz von Aſturien auftrat, ſcheint für ein ſolches Verbrechen zu gut; auch bedurfte es deſſen nicht einmal bei ſeinem Vater, um ihm eine Krone abzunehmen, die ihm früher ſchon beſchwerlich geweſen war, und nach den lezten Ereigniſſen zur drükenden Laſt geworden ſeyn mußte. Welche davon reden, daß man Kronen mit größerem Schmerz verliere, als die Freude, ſie zu gewinnen iſt, ſchlagen die Bequemlichkeit eines, nur für ſein Jagdvergnügen thätigen, Fürſten nicht hoch genug an. Auch überſahen ſie, daß ihm ſein bisheriges Mißtrauen in die eigenen

Kräfte, nun unter neuen, ihm bisher unbekannten, Beängſtigungen, eine Gelegenheit zur Ruhe ſehr annehmlich machen mußte. Man weiß überdies ganz zuverläßig, daß ſeine frühere Stimmung für einen Schritt der Art die Plane des Friedensfürſten hauptſächlich aufgemuntert hat, und kann in De Monthion's Bericht von ſeiner Zuſammenkunft mit ihm die ausdrückliche, unter den vorhandenen Umſtänden völlig unverdächtige, Aeußerung früherern Ideen der Art leſen. Ueberdieß lagen ihm in der Geſchichte ſeiner Vorgänger mehrere berühmte Beiſpiele der Art, welche ſein Hang zum Stilleleben und zur Jagd und ſeine religiöſe Tendenz wahrſcheinlich ſchon früher ergriffen hätte, wenn er Zutrauen zu ſeinem Nachfolger gehabt, oder vielmehr, wenn ihm nicht unter dem Einfluß ſeiner Gattin und des Friedensfürſten aller eigene Willen verloren gegangen wäre.

Mit Jubel nahm das Volk die Nachricht von dieſer Thronveränderung in ganz Spanien auf. Man hatte vielfach dafür geſorgt, die allgemeine Meinung für eine ſolche Kataſtrophe vorzubereiten, und die Geiſtlichkeit war beſonders thätig geweſen, Karls IV. Regierung, welche freilich in den lezten Zeiten an das Eigenthum der Kirche gegriffen hatte, in derſelben herabzuſetzen. Ohne Scheu verbreitete man Flugſchriften, in denen die gehäßige Seite der königlichen Familienverhältniſſe ſchonungslos aufgedeckt, und aus deren Schande das ungeheure Glück des Friedensfürſten erklärt wurde. Eine derſelben, welche ſich über die ganze Lebensgeſchichte des Leztern verbreitete, wirkte wohl am meiſten für die Stimmung, in welcher die ſpaniſche Nation ihren neuen König begrüßte. Sie wurde mit einer Emſigkeit und Allgemeinheit geleſen, wie man nie ein ähnliches Beiſpiel im Lande geſehen hatte, und erreichte ihren Zweck ſo vortrefflich, daß man überall weniger von Karls IV. Abdankung, als von des Friedensfürſten Beſtrafung redete.

Karl IV. hatte in den lezten zehen Jahren alle Liebe ſeiner Unterthanen eingebüßt, deren

Achtung er ohnedieß nie beſeſſen. Es gibt aber in Spanien ein mächtiges Wort, welches Loyalität (Lealtad) heißt, unter die geſchätzteſten Titel ganzer Provinzen und Städte gehört, in allen öffentlichen Akten prangt, und in den Herzen der Nation nicht nur ein bloßes Wort, ſondern ein deutliches Pflichtgefühl gegen die beſtehende Ordnung iſt, deren treue Beobachtung jedes Spaniers Stolz ausmacht. Dieſe Loyalität hatte Karln IV. bisher erhalten, und durch ſie möchte er auch, ohne Mitwirkung des Friedensfürſten, auf dem Throne ſein Leben, oder durch freiwillige Entſagung ſeine Regierung geendigt haben. Allein die Veränderungen der Zeit hatten dieſen Begriff geſchwächt, und das Beiſpiel ſo mancher Fürſten, die ihre Kronen verloren, dem Gedanken an eine Wiederholung deſſelben viel von ſeinem ehemaligen Abſcheuerregenden benommen. Es bedurfte nur eines Ereigniſſes in der königlichen Familie ſelbſt, wie das vom Escorial war, um die Nation mit demſelben vertraut zu machen, und ihre Mitwirkung zu einem ähnlichen aufzufordern. War auch die erſte Abſicht des empörten Volks, den Friedensfürſten zu entfernen, erreicht, ſo konnte es ſich bei ſeiner Kenntniß der Karaktere des königlichen Paares nicht beruhigen, und mußte entweder die Rückkehr des verhaßten Miniſters, oder ſeine Erſetzung durch ähnliche Günſtlinge fürchten. Daß der Prinz von Aſturien zu allem dieſem den erſten Stoß gegeben, war der Nation die Bürgſchaft einer beſſern Regierung; indem die Menge niemals bedenkt, daß man Anderer Günſtlinge haſſen und doch ſeine eigenen lieben könne. Man ſah hierin einen Beweis von ſtarkem Karakter, wie ihn der ſtolze Spanier von ſeinem König verlangt, erinnerte ſich an Philipp II., welcher auch eine Krone, die er aus den lebendigen Händen ſeines Vaters erhalten, mit großem Glanze behauptet hatte. Kurz, man ſchweifte in Hoffnungen und Liebe aus, wie zuvor in Haß und Beſorgniſſen, und ſtellte in einer großen Staatsbegebenheit dieſelben Geſinnungen dar, welche in einzelnen Familien, und ſelbſt in einzelner Menſchen Herzen bei Hauptveränderungen jeder Zeit wirkſam ſind.

Ferdinand VII. kehrte, nach ſeiner Erhebung auf den Thron, wohlweislich nicht in die freudentaumelnde Hauptſtadt zurück. Wenn man den Pöbel zur Mitwirkung an einem ſolchen Ereigniß gebraucht hat, muß man ihm ſchon einige Tage nachſehn, was die königliche Autorität, ſobald ſie in der Nähe iſt, nicht erlauben kann. Er blieb daher mit ſeinen Eltern in Aranjuez, und die erſten Tage ſeiner Regierung vergingen unter den gewöhnlichen Geſchäften einer Veränderung, unter Dienſtbeſetzungen, Amtsbeſtätigungen und Kundmachungen an die europäiſchen Höfe. Vor allen Dingen wurde der, eben von Paris zurückgekehrte Herzog von Frias, mit mehrern andern Granden, an Kaiſer Napoleon abgeſchickt, welcher ſich auf der Reiſe nach Bayonne befand. Die Aufnahme dieſer außerordentlichen Botſchaft war kalt, wie ſich erwarten läßt, indem die ſpaniſchen Vorgänge von Thronabdikationen die auswärtigen

Höfe an frühere Kundmachungen derſelben, als erſt nach ihrer Beendigung gewöhnt hatten, und der franzöſiſche Kaiſer wahrſcheinlich bereits von den nähern Umſtänden der Vorfälle unterrichtet war, die ihm, während er ſelbſt auf der Reiſe nach den ſpaniſchen Gränzen begriffen war, und ſeine Truppen in der Nähe von Madrid ſtanden, in jeder Rückſicht unangenehm ſeyn mußten. Daß der Herzog von Frias indeß nicht alle Hoffnung verlor, daß Napoleon ſich wahrſcheinlich erſt vorher genauer unterrichten wollte, beweiſen die Folgen, welche den König Ferdinand, in aller Hoffnung einer friedlichen Ausgleichung, ſpäter ſelbſt nach Bayonne geführt haben.

Während indeß in der Hauptſtadt Alle über die günſtige Veränderung jubelten, war die Stimmung an dem Hofe von Aranjuez deſto verſchiedener, und fanden ſich die Geſinnungen beider Partheien in ſo größerem Widerſpruch. Es hat wohl Fürſten gegeben, die ſich ſtark genug fühlten, eine Krone freiwillig niederzulegen; aber ich glaube nicht, daß Einer unter ihnen war, welcher es nachher nicht bereuet hat *). Als daher Karl IV. zur Beſonnenheit kam, und man ihm, in einem bisher ungewohnten Tone von der Nothwendigkeit einer Reiſe nach Badajoz ſprach, mochte er wohl die Unannehmlichkeit fühlen, nicht mehr befehlen zu dürfen, ſondern gehorchen zu müſſen. Wäre das nicht ſchon genug zu Bereuung eines Schritts geweſen, den man ihm durch beängſtigende Vorſtellungen von der Wuth des Volks abgedrungen hatte? Aber es ſtand ihm noch eine Gemahlin zur Seite, deren Stolz auf das höchſte gekränkt war, und welche den neuen König haßte, ob ſie ihn gleich Sohn nennen mußte. Dieſe Frau regte das Rachegefühl Karls IV. auf, bis er ſich zu einem Schritt ermannte, welcher

---

*) Philipp V. allein könnte hier eine Ausnahme machen; allein es iſt bekannt, daß auch er von ſeinem Sohn nicht erhielt, was er erwartet hatte.

einige Tage geheim gehalten wurde, und ohne die Königin von Etrurien vielleicht ohne Folgen geblieben wäre. So aber wurde der Großherzog von Berg durch die Bitten der Letztern um Hülfe für ihre, in Gefahr ſchwebenden Eltern gewaltſam in ein Ereigniß hineingezogen, dem er bisher aus einiger Entfernung unbeweglich ſtille zugeſehen hatte. Sein Adjutant überbrachte Karln IV. den 23ſten einige Mittheilungen nach Aranjuez, und erhielt von ihm die mündlichen Klagen über den Zwang, den man ihm angethan, und eine förmliche Proteſtationsakte, welche, mit ſeinem Brief an Kaiſer Napoleon, vom 21ſten datirt iſt. Von da an war nicht mehr die Rede von einer Reiſe nach Badajoz, und die Vorbereitung zu weit überraſchendern Ereigniſſen vollendet.

Kehren wir aber, ehe wir dieſe verfolgen, wieder zur Eröffnung der kurzen Regierung Ferdinands VII. zurück. Die erſte Akte derſelben, welche ins Publikum gekommen, beſtätigte die Staatsſekretaire und den hohen Rath von Kaſtilien, deren Mitwirkung zu ſeinen Gunſten auſſer Zweifel iſt, aber auch zugleich den auffallendſten Beweis des allgemeinen Haſſes gegen den Friedensfürſten abgibt, welcher unter ſo vielen, von ihm zum Theil erhobenen, zum Theil wenigſtens geduldeten, Menſchen, aus Furcht oder Haß, keine Stimme fand, die ſich für eine Parthei erhoben hätte, deren Sturz ihn zuerſt zerſchmettern mußte. Selbſt der Staatsſekretair Pedro Cevallos, ſein naher Verwandter, wurde durch ein eigenes Dekret in ſeinem Amt beſtätigt, und in demſelben ausdrücklich ſeine Unſchuld an Godoy's Verbrechen erklart. Eine andere Bekanntmachung vom 21. ſetzte den Herzog von Infantado an die Spitze der ſpaniſchen Garden und ernannte ihn zum Präſidenten des Raths von Kaſtilien. Daß Ferdinand in der Trunkenheit ſeines Danks gegen die Mitwirkung dieſes Mannes nicht weiter ging, iſt ein ehrenvoller Zug für Beide; für jenen, daß er ſich noch Gelegenheit vorbehielt, den Freund zu belohnen; für dieſen, daß er ſie ſeinem Herrn laſſen wollte, und ihn durch neue Gnaden allmählich feſter an ſich zu ketten.

Noch waren aber die Gemüther zu ſehr bewegt, um ſich der Stimmung des Volks gänzlich anvertrauen zu können, deſſen Freude und Beängſtigung in ihren Ausbrüchen beinahe zu gleichen Unordnungen wirken. Der Rath von Kaſtilien fand ſich daher, nachdem viel Unheil und Geſetzwidriges gegen den unglücklichen Premierminiſter und andere Perſonen ſeines Anhangs verübt worden war, genöthigt, in einer Vorſtellung an das Volk um Ruhe zu bitten, und die Verſicherung zu geben, daß von dem neuen König Alles zu hoffen ſey, wornach ſich die Nation ſo lange geſehnt habe. Den folgenden Tag (den 21.) kündigte man an, daß Ferdinand in Kurzem ſeinen Einzug in Madrid halten, daß er in Bezug auf Frankreich dem Syſtem ſeines Vaters getreu bleiben werde, und daß man in dieſer Hinſicht die franzöſiſchen Truppen mit aller Offenheit und Freundſchaft behandeln ſolle, die den Verhältniſſen beider Kronen entſprächen. Dieſe Bekanntmachung war von mehrern andern begleitet, in welchen der König dem Volk ſogleich einen Beweis ſeiner Aufmerkſamkeit auf die Mängel der bisherigen Staatshaushaltung, und ſeinen Entſchluß ſie zu verbeſſern, an den Tag legte. Eine hob die Jagdeinſchränkung in den Umgebungen von Madrid und den königlichen Luſtſchlöſſern auf, welche dem Landmann höchſt beſchwerlich gefallen war. In einer andern wurde der Staatsſekretair **Cevallos**, zur Einreichung ſeiner Vorſchläge für die Verbeſſerung der inneren Kommunikationen aufgefordert, worin wirklich eins der erſten Bedürfniſſe dieſes Staats beſtand. Mehrere Tage lang hörte man nichts weiter, was hier angeführt zu werden verdiente; indem die auswärtigen Verhältniſſe den neuen Monarchen wahrſcheinlich zu ſehr beſchäftigten.

Die Revolution von Aranjuez.

Zweite Abtheilung.

Indeß ſtand der Großherzog von Berg in der Nähe von Madrid, und Ferdinand rüſtete ſich zum feierlichen Einzug in daſſelbe. Jener ermahnte ſeine Truppen zur Ordnung und guten Aufführung beim Einrücken in eine befreundete Hauptſtadt, und dieſer ließ Polizeiverordnungen für die Sicherheit ſeiner Perſon ergehen, welche für den erſten Beſuch eines Monarchen bei einer, für ihn begeiſterten, Menge beinah ängſtlich ſchienen. Der Großherzog rückte den 23ſten, und König Ferdinand zog den Tag darauf in Madrid ein.

Dieſes, wohl nicht zufällige, Zuſammentreffen hätte von dem jungen Monarchen vermieden werden ſollen. Fremde Truppen ſind niemals angenehme Gäſte, und er dürfte beſſer ſeinen Einzug noch einige Tage verſchoben haben, um dem Großherzog und ſich ſelbſt eine ungetheilte Stimmung zu gewinnen. Wie dem ſey, ſo mochte Erſterer wohl bereits Befehle erhalten haben, die ihn nöthigten, ſich der Hauptſtadt für den unglücklichen Alliirten ſeines Kaiſers zu verſichern. Ihm folgten mehrere andere Truppen nach, die zum Theil in Madrid kantonnirten, zum Theil in ſeinen Umgebungen kampirten, und von denen ſich bereits eine Abtheilung, unter General Dupont, auf dem Wege nach Cadiz, in Toledo, befand.

Mit allen möglichen Auszeichnungen war der Großherzog von Berg in Madrid empfangen worden. Ferdinand hatte ihm den Herzog von Parque, einen der erſten Männer des Reichs, in ſein Hauptquartier entgegen geſchickt. Verſchiedene königliche Befehle ergingen, welche die gute Aufnahme der Franzoſen befahlen. Aber das Volk beruhigte ſich durch dieſes Alles nicht, wenn gleich ſeine Neugierde durch den Anblick ſo ſiegberühmter Krieger beſchäftigt wurde. Es bedurfte nur geringer Einſicht, um in dem ſchnellen Verrücken der franzöſiſchen Armee eine Theilnahme an den Ereigniſſen von Aranjuez zu erkennen. Die Sachen gewannen überhaupt ein kriegeriſches Anſehn, indem nur die Diviſion Musnier in die Stadt ſelbſt einrückte, und die übrigen Truppen ſich auf den Höhen um Madrid lagerten. Dieſes waren doch wohl Anſtalten, welche ſich mit dem Einzug des neuen Königs, der den 24ſten erfolgte, ſchlecht vereinigen ließen.

Indeß war die Ordnung aufs beſte wieder hergeſtellt, und ſah ſich das Volk auf die unerwartetſte Weiſe durch die verſchiedenen Erſcheinungen zerſtreut. Die Freude beim Einzug Ferdinands VII. war allgemein; aber auch die Bewunderung der Geübtheit und des kriegeriſchen Ausſehens der franzöſiſchen Truppen bei der Revüe, welche der Großherzog den Tag darauf über ſie hielt, nicht geringer. Jedermann ſchloß übrigens aus der anſcheinenden Sicherheit des neuen Königs auf eine Billigung der Ereigniſſe von Aranjuez durch die franzöſiſche Regierung, und überließ ſich unbefangen den Aufforderungen des Augenblicks zur Freude und zur Betrachtung der ungewohnten Gäſte.

Die ganze Folge dieſer Begebenheiten beweiſt, daß Ferdinand zu ſeinem Verhältniß mit Frankreich alles mögliche Zutrauen hatte. Dieſes läßt ſich kaum anders, als durch den Entſchluß erklären, der Erhaltung ſeiner Krone große Opfer zu bringen. Denn wie hätte er ſonſt hoffen können, von einer Nachbarmacht, an die man ſich bereits mit einer förmlichen Proteſtation gegen eine gewaltſame Abdikation gewendet hatte, anerkannt zu werden? Oder war er ſo leichtſinnig zu glauben, daß andre Fürſten ein Ereigniß, in welchem ihrer Aller Sicherheit auf dem Thron und ihre ſämmtlichen Familienverhältniſſe bedroht waren, mit Gleich-

ltigkeit anſehen würden? Oder hatte er viel-
cht gar eine ſo übertriebene Vorſtellung von
r Kraft ſeiner Nation, daß ihm ihr Beifall
ſeiner Befeſtigung allein hinreichend ſchien? —
an kann nur auf jenen erſten Grund zurück-
mmen, welcher durch die geheimen Verhand-
ngen in Bayonne beſtätigt wird, aber auch
gleich einen Blick in die Zukunft eröffnet, die
ar auf immer verſchwunden iſt, jedoch ge-
ürdigt zu werden verdient, wenn die Frage
nterſucht werden ſoll: würde ſich Ferdinand,
ich anerkannt von allen Kabinetten Europa's,
f ſeinem Thron erhalten haben?

Ob ſich die Geſchichte gleich nur zunächſt
it demjenigen beſchäftigt, was wirklich ge-
hehen iſt, ſo gibt es dennoch Fälle, wo die
rüfung deſſen, was hätte geſchehen können,
ür ſie von Wichtigkeit iſt. Wenn die Dynaſtie-
eränderung dieſem Land eine gewaltſame Re-
olution erſpart hat, ſo gehört dies ſchon zu
en glücklichen Vorbedeutungen, welche nicht
n Zufällen, ſondern in dem Geiſte der Regie-

rungen und Nationen gegründet ſind. Und ich bin einmal der feſten Überzeugung, daß Spanien für eine Revolution gereift war, welche durch die Thronbeſteigung Ferdinands VII. zwar auf einige Zeit hinausgeſchoben werden, aber dennoch unfehlbar eingetreten wäre, wenn er die ausſchweifenden Erwartungen des Volks von ihm nicht erfüllt hätte. Wie war dies aber möglich, da er gleich mit der ſchmerzlichſten Kränkung des ſpaniſchen Nationalſtolzes und Staatsintereſſes ſeine Regierung eröffnen mußte? Wenn er eine oder mehrere Kolonien abgegeben, ſo hätte dieſes die Nation vielleicht, wiewohl mit Mühe, verſchmerzt. Wäre ihm aber damit nicht auch die andern verloren gegangen, welche der vereinigten Macht der Engländer nicht hätten widerſtehen können? Allein ſey dies auch noch problematiſch, berufe ſich der ſpaniſche Stolz auf die Vertheidiger von Buenos-Ayres, hätte er nicht auch in Europa Opfer bringen müſſen? Wie hätte Frankreich, ſobald es ſich einmal dazu verſtand, die gewaltſame Thronentſagung

ls IV. gut zu heißen, die Gelegenheit
i laſſen mögen, ſich über die Pyrenäen hin-
ausʒudehnen, und einige Provinzen zu
ngen, deren Begränzung mit Portugal,
n wichtige Häfen, deren noch wichtigerer
hthum an Materialien zum Schiffbau mit
r, für die Marine gleichſam gebornen, Be-
erung ihm in ſo vielen Rückſichten zuſagte?
wie die Umſtände lagen, hätte Ferdinand
illigen müſſen, und damit einen Thron be-
tet, deſſen feſteſte Stützen abgeriſſen wa-
Mit Widerwillen würden ſich Biskaya,
arra, Aragonien und Katalonien von den
gen ſpaniſchen Provinzen getrennt, und
Trennung nicht mit Ruhe ertragen haben.
ſehr betrogen in ihren ungemeſſenen Er-
tungen von dem neuen Regenten, hätte ſich
Liebe und Hoffnung in Verachtung und Haß
andelt; indem es niemand verholen geweſen
e, daß Spanien nun mehr, als jemals,
nkreichs Provinz war. Auf ſeinen Angriffs-
lten zu Lande, im Norden und Weſten

ſtand es dieſem völlig offen. Es hätte willkührliche Handlungstraktate von ihm annehmen, und ſeine Kräfte in Kriegen für fremde Intereſſen erſchöpfen müſſen. Die übrig gebliebenen Kolonien würden am Ende, entweder im Bewußtſeyn der Unmacht des Mutterlandes, und in der Beſchämung, ihm unterthan zu ſeyn, oder in der Vergleichung der allmähligen Erhebung ihrer, nun ganz anders regierten, Schweſtern, das Joch abgeworfen haben, und Spanien, das einſt der erſte Staat in Europa geweſen war, einer ſeiner letzten geworden ſeyn.

Nur dieſe Ausſichten, die ich noch durch manche andre Umſtände begründen könnte, geſtattete **Ferdinands VII.** Behauptung auf dem ſpaniſchen Thron. Sie müſſen in Betrachtung gezogen werden, wenn man dieſe ganze Reihe von Begebenheiten blos mit den Augen der Politik beleuchten will. Eine andre Beleuchtung geſtattet aber das ganze Weſen ihrer Veranlaſſungen nicht; indem ſchon durch die Verletzung heiliger Familienverhältniſſe und

hsgrundgeſetze die moraliſche Würdigung
elben aufgehoben wurde; wenn man auch
er behaupten wollte, daß die Erhaltung einer
naſtie gegen die Erhaltung eines Staats ab-
ogen werden könnte. Und in ſofern darf
ſagen, daß die Politik Ferdinands VII.
einer Reihe von Irrthümern begonnen hat,
he freilich nur wenige Fürſten ſo theuer be-
en mußten, als er. Kannte er den Geiſt
er Nation, ſo durfte er nicht daran denken,
Aufopferung der kleinſten Provinz des
tterlandes nur noch den geringſten Antheil
ihrer Liebe übrig zu behalten. Kannte er
r die natürlichen Verhältniſſe ſeines Landes,
mußte er vorausſehen, daß es von nun an
eine politiſche Hinfälligkeit verſinken würde,
der ein großes, edelgeſinntes Volk die Er-
tung ſeines Monarchen zwar bezahlen kann,
er aber nie geſtatten darf, wenn er der
ffnung, es zu beherrſchen, je würdig ge-
ſen ſeyn ſollte.

Die letzten Tage des Märzen förderten indeß nichts Neues zu Lichte; indem die Arbeiten im Kabinet wohl ganz allein mit den auswärtigen Verhältniſſen beſchäftigt waren, deren Gang ſich noch durch keine offizielle Mittheilung verrathen hat. Vermuthungen und Gerüchte dürfen aber hier nicht angeführt werden, ſo lange ſie nichts weiter, als das ſind, indem das Wahre dieſer Verhandlungen von der Art iſt, daß der Karakter der erhabenſten Perſonen und vielleicht der ganzen neuen Politik dadurch beſtimmt wird. Für den aufmerkſamen Beobachter indeß war in dieſer anſcheinenden Ruhe nichts, als die ſtille Vorbereitung größerer Ereigniſſe zu erkennen, wodurch die, am meiſten dabei intereſſirten, Perſonen auch vielleicht am meiſten überraſcht wurden. Die franzöſiſche Armee rückte mit bisher ungewöhnlicher Schnelligkeit vor, und dehnte ſich in der Richtung nach Cadiz aus. Der Großherzog von Berg gab in der Hauptſtadt die ſtrengſten Befehle für die Beobachtung der Mannszucht und des guten Einverſtändniſſes mit den Einwohnern, und dieſe wurden ihrer

Seits von der Regierung zu freundſchaftlichem Benehmen gegen ihre Gäſte aufgefordert. Dabei unterließ dieſe nicht, ihre Polizeimaasregeln zu ſchärfen, und das Volk durch Kundmachungen in Bezug auf den Friedensfürſten und die Vergangenheit überhaupt zu ihrem Vortheil zu beſchäftigen. Lezteres geſchah beſonders durch die Bekanntmachung der vorzüglichſten Aktenſtücke des Prozeſſes vom Eskerial, durch welche ſich Ferdinand von dem Verdacht unnatürlicher Unternehmungen gegen ſeinen Vater zu reinigen ſuchte, und durch die Geſtattung des Drucks von Flugſchriften gegen die vorige Regierung, worin die Verletzung aller Ehrfurcht gegen dieſe immer auf die nachfolgende zurückfallen mußte. Daß die Nation dieſe Schriften mit der größten Begierde las, und ſich eben ſo leicht von der Grundloſigkeit eines Verbrechens, das in ihren Augen die höchſte That von Patriotismus und die heldenmüthigſte Kraftäußerung war, als von der Untauglichkeit der gefallenen Mächtigen überzeugen ließ, iſt wohl zu begreifen. Aber bei aller beabſichtigten Wirkung dieſer Papiere bleibt es in meinen Augen immer ein Vorwurf gegen die Politik der neuen Regierung, daß ſie auch zu einer Zeit, da ihr die Mitwirkung der Menge nicht mehr nöthig war, und nur gefährlich werden konnte, dieſe dennoch zum Richter über ſich ſelbſt zu machen fortfuhr. Allein in nichts mehr, als in ſolcher Beſorgniß, verkannt zu werden, verräth ſich der Karakter eines übelbehandelten Revolutionszuſtands, der durch alle Aufſchlüſſe, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, eher genährt, als beendigt wird.

Wirklich beſtätigte das die ganze Folge der Dinge nur zu ſehr. Durch die erſte Menge waren die hauptſächlichſten Stöſſe der Ereigniſſe geſchehen, und dieſe wähnte ſich dafür zu Allem berechtiget. Das iſt die gröſte Gefahr gewaltſamer Staatsveränderungen, indem eine ſo erhobene Regierung ſelten die gehörige Energie, und in den erſten Augenblicken beinah nie die nöthige Kraft beſitzt, um den wilden Haufen gleich wieder in ſeine Schranken zurückzuweiſen. Gleich den Dämmen, die man zum Verderben eingefallener Feinde über der eigenen Mitbürger Felder und Dörfer losläßt, iſt das zerſtörende Element nach erreichtem Zweck nicht anders, als durch hohe Kunſt, oder völlige Zernichtung unſchädlich zu machen. Stellte man ſich aber vor, daß man durch die Anhänglichkeit des elenden Bodenſatzes einer Hauptſtadt der franzöſiſchen Armee imponiren könne, ſo hatte man ſich doch wohl unglücklich verrechnet; vielmehr gefährdete die Nachſicht nur das gute Einverſtändniß mit dieſer; indem die groſſe Volksmaſſe ſchon an ſich ungern fremde Gäſte neben ſich ſieht. Dieſe glaubte ſich überdieß, zum Dank für ihren Beiſtand, Alles erlaubt; weil ſie wohl begreifen konnte, daß eine beſſere Regierung ihren Zuſtand nicht nach ihren Begriffen verbeſſern konnte, und ſie doch etwas zum Lohne haben mußte, wenn ſie ſich auch nicht, wie ſehr denkbar iſt, die Vorſtellung machte, daß es nun Jeder nach Gefallen treiben könnte. Bereits mußten daher Freiheiten, welche gegeben worden waren, um ihres Mißbrauchs willen, eingeſchränkt werden, die ſtärkſten Patrouillen Tag und Nacht die Stadt durchziehen, und wiederholte Verfügungen in Bezug auf das Eigenthum des Friedensfürſten gegeben werden, welches das Volk, als Niemand gehörig, behandelte. Solches gefiel nun freilich den beſſern Bürgern wohl, in denen die Hauptkraft eines Staats, aber nicht die Schnellkraft von Revolutionen beſteht. Wenn ſie in ihrer Freude mäßiger, in ihren Hoffnungen ungleich eingeſchränkter, und in ihren Beſorgniſſen ängſtlicher waren, ſo wußten ſie, wie wenig Glück eine ſtürmiſche Thronveränderung verſpricht, wie problematiſch noch der Karakter des jungen Monarchen war, und wie viel Schlimmes der beſte Willen, wenn er Hauptreformen beſchließt, in einem Staate wirken kann. Ferdinand VII. war überdieß nicht verheirathet, und ſo mußte, bei der Kenntniß ſeines Karakters und der bekannten Beugſamkeit aller männlichen Bourbons, unendlich viel von der Wahl ſeiner Gattin und von ihrem Einfluß auf die Regierung abhängen. Zudem war nichts leichter, als die Gefährlichkeit der Verhältniſſe der neuen Regierung zu dem mächtigen Nachbarſtaate zu erkennen, deſſen Truppen im Herzen des Vaterlands ſtanden. Kein beſonnener Spanier hoffte daher von dem Augenblick an, da er von der Proteſtation Karls IV. hörte, auf eine Anerkennung der neuen Ordnung durch Frankreich, und mußte in dem Fanatismus der Menge für ſie nur die Vorbereitung zu blutigen innern Unruhen voraus ſehen. Konnte ihn die Bekanntmachung des Königs, daß er eine Reiſe nach Bayonne unternehmen werde, beruhigen? Freilich war dies immer noch die einzige Ausſicht zu friedlicher Vergleichung; aber es gab darum keine Hoffnung zur Ruhe im Innern. Das Volk im Ganzen war einmal zum Argwohn gegen die Franzoſen geſtimmt, und viel zu hochmüthig um in dieſer Reiſe die bloße Nothwendigkeit zu erkennen, die unvermeidlich war, wenn man nicht anfangen wollte, ſich mit Frankreich auf den Kriegsfuß zu ſetzen. Auch dieſes ſelbſt ſchien in ſeinen Anſichten von den ſpaniſchen Angelegenheiten noch unbeſtimmt; indem ein Armeebefehl des Großherzogs von Berg vom 2. April, den franzöſiſchen Heeren die Hoffnung machte, daß ſich der Kaiſer, bis jetzt durch die Ereigniſſe im Norden zurückgehalten, in Kurzem ſelbſt an ihre Spitze ſtellen werde. Eine gleiche Ausſicht berührte die Bekanntmachung des königlichen Konſeils vom 9., in welchem dem Volk der Entſchluß Ferdinands VII. eröffnet wird, nach Bayonne abzureiſen, wo ſich der franzöſiſche Kaiſer, wie es darin heißt, „in der angenehmſten, und für Se. Majeſtät ſchätzbarſten „und ſchmeichelhafteſten Abſicht befindet, nemlich eine Reiſe in dieſe Königreiche zu machen, „und dies mit Ideen von der größten Satisfaktion für Se. Majeſtät, und von anerkanntem „Nutzen und Bedürfniß für Dero Unterthanen.“ Dieſe Bekanntmachung ſetzte das Volk in die größte Beſtürzung, und erweckte die nachtheilichſten Beſorgniſſe bei ihm. Viele zwar ſprachen von einer nahen Vermählung mit einer franzöſiſchen Prinzeſſin, und der ſpaniſche Stolz mochte hierdurch wohl Alles ſchon ausgeglichen wähnen. Die Meiſten ſahen darin aber einen gefährlichen Schritt des Monarchen, und fürchteten das Allerſchlimmſte. Der 10. April, an welchem Ferdinand abreiſte, war daher in Madrid ein Tag der Trauer, und auch in den Provinzen, wo er durchreiſte, miſchte ſie ſich in die Freude, ihn zu ſehen und zu bewillkommen, und ging die Beſorgniß für ihn hier und da bis zu höchſt ehrfurchtswidrigen Schritten. Ein königlicher Befehl aus Vitoria vom 19. beweiſt die vertrauliche Theilnahme, zu welcher ſich das Volk mit dem jungen Monarchen berechtigt glaubte, und die er ſich ſchon gefallen laſſen wußte. Indeß ſcheint ihm der unbeſtändige Beifall einer, blos durch das Neue geblendeten Volksmenge, noch ſo ungewohnt geweſen zu ſeyn, daß er ihn durch mehrere, auf dieſer Reiſe ſelbſt erlaſſene, Dekrete vermehrte, welche als Beweiſe ſeines guten Gemüths und edlen Willens immer in der Geſchichte ſeiner kurzen Regierung glänzen müſſen.

Von dieſer Reiſe, welche übrigens ſehr langſam gemacht wurde, und während der ſich Ferdinand dem allgemeinen Jubel der Nation hingeben mußte, datirt ſich ſein Dekret vom 12. April aus Burgos, in welchem die Generalkapitains, Gouverneurs und andere hohe Beamten eingeladen werden, die Wünſche und Bedürfniſſe ihrer reſpektiven Untergebenen einzuſenden, damit der König, welcher, wie ſich die Akte ausdrückt, „ſeine Thronbeſteigung durch „Züge öffentlicher Wohlthätigkeit bezeichnen „möchte, ſeinen Völkern, ſo weit es die gegenwärtigen Umſtände erlauben, ihre ſchwerſten „Laſten erleichtern, und ihnen diejenigen Gnaden ertheilen könne, welche dem Großtheil ſeiner geliebten Unterthanen zu Statten kommen „müſſen.“ Dergleichen Züge dürfen nicht verloren gehn, wenn ſie ſich auch ſchon nur zu leicht aus den erſten Regierungsfreuden, der Wirkung ungewöhnter Volksliebe, und den guten Abſichten erklären laſſen, mit denen beinah jeder junge Fürſt den Thron beſteigt. Sie gewinnen aber noch eine gröſſere Wichtigkeit für die Folge der Ereigniſſe, in welcher die gute Meinung der Spanier von König **Ferdinand** ſo wirkſam geworden iſt. Der Ton, worin die ſpaniſchen Regierungen ſeit Jahrhunderten mit der Nation ſprachen, war zwar immer väterlich und liebevoll geweſen, beinah mehr als in allen andern Staaten. Allein dergleichen Ausdrücke altern mit den Geſinnungen, die ſie erzeugten, und werden im Gang der Zeit und unter den vielen, ihnen widerſprechenden, Erfahrungen zu leeren Formeln, welche nur unter auſſerordentlichen Umſtänden, wie die gegenwärtigen waren, wieder Leben und Wirkungskraft gewinnen.

König **Ferdinand** kam den 20. in Bayonne an, noch immer voll Hoffnung einer glücklichen Ausgleichung ſo verwickelter Verhältniſſe. Kehren wir aber indeß wieder nach Madrid zurück, wo bereits die bedenklichſte Spannung immer ſichtbarer wurde. Der Regentſchaftsrath (la Junta de gobierno), welcher für die Abweſenheit des Monarchen unter dem Vorſitz des Infanten, Don Antonio, angeordnet war, hatte über nichts ſo eifrig zu wachen, als über die Erhaltung des guten Einverſtändniſſes zwiſchen den Bewohnern der Hauptſtadt und den franzöſiſchen Truppen. Schon ehe man Nachricht von der Ankunft des Königs in Bayonne hatte, herrſchten bereits gefährliche Bewegungen unter dem Volk, welche hauptſächlich durch die Abreiſe Karls IV. mit ſeiner Gemahlin nach genannter Stadt, die Auslieferung des Friedensfürſten, nach deſſen Blut der Pöbel lechzte, an die franzöſiſchen Autoritäten und deſſen Transport nach Frankreich, veranlaßt worden waren. Ausgeſtreute Aufruhrs- und Schmähſchriften, beſonders gegen die, den jungen Monarchen begleitenden Perſonen, welche man als verrätheriſche Urheber dieſer Reiſe anſah, wirkten auf die Gemüther, die durch die plözliche Unterbrechung ihrer Freude ohnedies jedem beunruhigenden Gedanken offen waren. Ueberall ſtand das Volk in Haufen auf den Straßen, und theilte ſich Gerüchte, Vermuthungen und Beſorgniſſe mit. In vielen Häuſern wurden geheime Verſammlungen gehalten, in welchen die Lage des Vaterlandes mit der, der unwiſſenden Menge eigenen, Zuverſichtlichkeit behandelt wurde.

„Was ſollen,“ hieß es in dieſen Zirkeln, „was ſollen dieſe fremden Truppen, welche „unſre Stadt umlagern? Sind wir denn im „Kriegszuſtand mit den Franzoſen, und braucht „man ſich durch Armeen unſerer friedlichen Ge„ſinnungen zu verſichern, während unſer geliebter König in ihrer Gewalt iſt? Oder hat ſie „**Ferdinand** ſelbſt als Wächter über unſere „Treue zurückgelaſſen? — O! er weiß nur zu „gut, wie ſehr wir ihn lieben, und ſeine Feinde „ſind nur zu überzeugt, wie gern wir Gut und „Blut für ihn aufopfern würden! Erſt zogen „ſie unter einem trügeriſchen Vorwand in unſer „Vaterland, dann lockten ſie unſern König nach

„Bayonne, um, wenn er und wir einmal in ihrer Gewalt ſind, über Spanien und ſeinen Monarchen nach Gefallen zu verfügen. Was geht Frankreich Spaniens Schickſal an? Reicht die allgemeine Einſtimmung einer ganzen großen Nation nicht für ſeine Beſtätigung hin, und wer vermag uns zu hindern, wenn wir uns einen König geben, dem die Krone ohnedieß nach göttlichen und menſchlichen Rechten gebührt? Jezt iſt die Zeit, unſerm Monarchen die wahren Beweiſe unſerer Anhänglichkeit und Liebe zu geben. Vertreiben wir dieſe beſchwerlichen Gäſte, zeigen wir dem Kaiſer von Frankreich, daß der ſpaniſchen Loyalität und Tapferkeit nichts unmöglich iſt, und ſuchen wir unter den Erſten dieſer Heere die Geißeln aus, welche uns für die Sicherheit der Perſon unſers geliebten Königs haften müſſen!“

Dies waren die Volksgeſpräche der lezten zehen Tage des Aprils, welche alle Wachſamkeit einer ſpaniſchen Polizei nicht zu hindern vermochte. Verſchiedene Verordnungen ergingen zwar gegen alle ruheſtörenden Bewegungen; aber keine derſelben ſchien hinlänglich wirkſam, um den nahen Ausbruch zu verhindern. Dieſer erfolgte den 2ten Mai mit einer Schrecklichkeit, in welcher bereits das ganze Vorſpiel der künftigen, blutigen Szenen eröffnet wurde. Daß Alles künſtlich vorbereitet war, ſah man aus der Theilnahme der Bewohner der Umgegend von Madrid, welche am Morgen dieſes Tages in ungewöhnlicher Anzahl zu den Thoren hereinſtrömten, und aus den Verhören der vielen Gefangenen, welche gemacht wurden. Viel Bluts iſt an dieſem Tag in der Hauptſtadt gefloſſen. Der Pöbel focht mit fanatiſcher Wuth, die Franzoſen erſt mit kaltem Blute, dann, durch den Widerſtand und die Barbarei gegen Einzelne ihrer Mitbürger gereizt, mit wilder Erbitterung. Madrid war in vielen Straßen einer Reihe kleiner Feſtungen ähnlich geworden. Auf den meiſten Balkens lagen Steine aufgehäuft, um ſie auf die Truppen herabzuſchleudern, und auf vielen derſelben ſtanden Prieſter, die das

Volk zu verzweifeltem Widerſtand und Angriff ermunterten. Manche Franzoſen, die in den Straßen zerſtreut waren, wurden ermordet, und der Pöbel war ſo raſend, daß er oft ohne alle andere Waffen, als mit bloßen Stöcken, auf die Bajonete ganzer Kompagnien, und die Feuerſchlünde, welche in einigen Straßen ſpielten, eindrang. An der Spitze dieſer, nach Blut lechzenden Haufen, ſtanden bewaffnete Prieſter, welche, die Gefahr dieſes Tags wohl kennend, mit Verzweiflung fochten. Aus den Klöſtern wurde geſchoſſen; die Kirchen ſelbſt befleckten ſich mit Blut, und die Wuth des Pöbels ſuchte ſich zuerſt in dieſem zu kühlen. Hätte er ſich mit dieſer hartnäckigen Tapferkeit auf die Hauptpunkte gewendet, und eher Klugheit, als Haß, vorherrſchen laſſen, ſo dürfte den Franzoſen der Sieg dieſes Tags ſauer geworden ſeyn. So aber wollten die Aufrührer lieber morden, als ſiegen, und ging einer ihrer Hauptverſuche auf die Hoſpitäler, in welchen viele kranken Franzoſen lagen. Die ſpaniſchen Truppen ſelbſt mußten hier gegen ihre eigenen Mitbürger für die Sache der Menſchlichkeit kämpfen, und nur mit Mühe gelang es ihnen, den Pöbel von der entſezlichſten Grauſamkeit an hülfloſen Kranken abzuhalten. Mehrere Stunden dauerte der Kampf auf verſchiedenen Punkten der Stadt, bis die Aufrührer endlich an der franzöſiſchen Tapferkeit ermüdeten, und die militäriſche Polizei ihr kurzes, aber ſtrenges Geſchäft begann. Die Noth war dringend, die Erbitterung groß, und in einem ſcharfen Beiſpiel vielleicht viel künftiges Unheil zu verhüten. So ſing man daher Jeden ein, der eigene Waffen bei ſich führte, und richtete ihn ſchnell und ſtreng. Ein Winkel des Prado war der Schauplaz der Ausübung der ernſten Gerechtigkeit, Prieſter und Weltliche, ohne Unterſchied, wurden gerade vom Verhör zum Richtplaz geführt. Wie viele Menſchen der blutige Tag gekoſtet hat, vermag ich nicht zu beſtimmen. Aber je länger ich den Vorfällen deſſelben nachforſchte, deſto mehr überzeugte ich mich, daß die Anzahl von 3000, die man mir gleich Anfangs genannt hatte, ſchwerlich übertrieben war.

Es iſt kein Zweifel, daß der Verſuch, welchen die Unzufriedenen an dieſem Tag gemacht haben, vorbereitet geweſen war; indem beſonders die Prieſter durch alle, in ihren Händen ſtehenden Mittel das Volk gegen die Franzoſen aufzureizen, es mit übertriebenen Beſorgniſſen zu erfüllen geſucht, und ſich ſelbſt an die Spitze der Ruheſtörer geſtellt hatten. Daß ſich dieſer Stand zu den, bereits vorläufig für Kaiſers Napoleons Reiſe nach Spanien angekündigten Veränderungen nichts Gutes verſah, daß ihn nicht die Anhänglichkeit an Ferdinand VII. bewog, iſt durch die Vorfälle dieſes Tags außer Zweifel geſetzt. War jezt der Augenblick, in welchem man etwas für die Unabhängigkeit Spaniens wagen konnte, da ſich ſein König perſönlich in der Gewalt des Staats befand, deſſen Joch man abſchütteln wollte? Mußte dieſer Verſuch im Gegentheil nicht dazu beitragen, ſein Verhältniß mit Frankreich noch mehr zu erſchweren; indem ſich jede Regierung zu feindſeligen Schritten gegen einen Fürſten berechtigt halten würde, in deſſen Hauptſtadt man ihre friedlichen Truppen und Bürger meuchelmordet? Aber ſolche Betrachtungen macht weder ein fanatiſcher Pöbel, noch ein, für ſeine Exiſtenz kämpfender, Prieſterſtand. Jenem gilt es im Grunde gleich, für wen er mordet, wenn er nur für ſich plündern kann, und dieſer, gewohnt, einen Staat in dem Staat zu bilden, erlaubt ſich auch geradezu alle Mittel ſeiner Erhaltung, weiß ſich aber nur heut zu Tage nicht mehr ſo ganz in die, ihm entgegen wirkenden, Kräfte zu finden, und beſchleunigt durch fruchtlos hartnäckigen Widerſtand die Periode ſeiner Zernichtung.

Die Empörung vom 2ten Mai war, ſo ſchnell ſie auch geſtillt wurde, von ſehr großen Folgen. Der Prieſterſtand hatte ſich in derſelben als den hauptſächlichſten Gegner der Franzoſen angekündigt, und ließ keine Aenderung ſeiner Geſinnungen erwarten; wenn auch gleich dieſer erſte Verſuch, mit manchen andern, mit ihm in Verbindung ſtehenden, die in den Provinzen gemacht wurden, mislungen war. Die Strenge des Großherzogs von Berg in den erſten Augenblicken dieſer Verfälle war nichts, als das Werk der Nothwendigkeit geweſen, und noch eine billige Repreſſalie gegen die vielen, an einzelnen Franzoſen verübten, Grauſamkeiten. Sobald ſie nicht mehr nöthig war, trat eine völlige Amneſtie ein, und es folgten wohl geheime Nachforſchungen nach den Urhebern dieſes Unglücks, aber ganz und gar keine Verfolgungen. Die Entwaffnung der Hauptſtadt und ihrer Umgebungen war die einzige, nachdrücklichere Maasregel. Selbſt die Patrouillen wurden nur wenig verſtärkt; indem man die Stimmung des Großtheils der Bewohner von Madrid kannte, und die Andern an dem erſten mislungenen Verſuche die Unzulänglichkeit ihrer Kräfte ſchätzen gelernt hatten. Mit dieſem konnte aber doch die Fortwirkung dieſes Tages nicht verhindert werden; indem alle Feinheit der Polizei an dem feſten Zuſammenhalten des Prieſterſtands und den unzähligen, ihm zu Gebot ſtehenden Mitteln ſcheitern mußte. Wenn es daher völlig ruhig in der Hauptſtadt war, und der blutige Tag vergeſſen zu ſeyn ſchien, ſo redete man in den Provinzen deſto mehr davon. Es gibt keine unglaubliche Uebertreibung und boshafte Entſtellungsweiſe, welche die Mönche nicht benuzt hätten, um in ihren Nachrichten über die Verfalle vom 2ten Mai, die ſie durch ihre eigenen Wege durch ganz Spanien zu verbreiten wußten, die franzöſiſche Armee als eine Horde von Räubern darzuſtellen, denen kein Alter, kein Geſchlecht, kein Stand, kein Eigenthum der Kirche, des Staats und des Einzelnen heilig iſt. Dieſen lügenhaften Berichten wurden andere ähnliche Vorfälle auf andern Punkten der Monarchie beigeſezt; auf daß ja die Beſorgniß, überall dieſelben Szenen vorauszuſehn, in ganz Spanien allgemein wurde. Von der Entſtellung der Ereigniſſe dieſes Tags datiren ſich alle, ihm folgenden Unruhen; indem das Volk nichts ſchlimmeres mehr, als den Beſuch der franzöſiſchen Heere, fürchten zu dürfen glaubte.

Von nun an hatte ſich in allen Provinzen das Zutrauen zu dieſen und ſelbſt zu der Regentſchaft des Staats verloren. Andere falſche Gerüchte über Ferdinands Schickſal, welche eben ſo künſtlich ausgeſtreut wurden, wirkten gleich ſtark, und das Volk fing an, ſich in einen Zuſtand von völliger Herrenloſigkeit verſezt zu wähnen. Alle Proklame waren umſonſt, und das, von dem Großherzog von Berg noch an dieſem Tag an die ganze ſpaniſche Nation erlaſſene, völlig wirkungslos; wenn es gleich in dem edelſten Tone, mit völligem Eingehn in den Geiſt der Nation, und mit jener Verbindung von Güte und Würde verfaßt war, wie man vielleicht ſeit zwanzig Jahren, am allerwenigſten nach ſolchen Ereigniſſen, mit einem Volk geredet hat. Auf verſchiedenen Punkten der Monarchie ereigneten ſich dennoch ähnliche Vorfälle, wie der vom 2ten Mai, in den nördlichen Provinzen zwar ſchnell wieder unterdrückt, aber in den ſüdlichen ſich zu völliger Inſurrektion und Verbindung mit den Feinden des feſten Landes erhebend. Vergebens beſtrebte ſich die franzöſiſche Mannszucht dem Volke Zutrauen abzugewinnen; umſonſt redeten mehrere Biſchöffe in ihren Hirtenbriefen zu ihnen, und warnten vor Empörungsverſuchen, die nur das Verderben des Vaterlands herbeiführen würden. Wo die fremde Kraft überlegen war, gährten Mißtrauen, Haß und Beſorgniß im Stillen; wo ſie noch nicht hingedrungen, warf man die Maske völlig ab, griff zu den äußerſten Mitteln, und war nur in einem Punkte vorſichtig, zu hindern, daß die Nachrichten davon der franzöſiſchen Armee nicht früher zukamen, als bis die Inſurrektion, ſo zu ſagen, einigermaßen organiſirt war. Das Reſultat der Verhandlungen in Bayonne gab allem dieſem noch den kühnſten Schwung. Die Franzoſen hatten nur noch furchtſame Anhänger im Lande. Der hohe Adel ward von dem Volke der Verrätherei ſchuldig erklärt. Der Prieſterſtand ſchwieg äußerlich, und fachte das Feuer in der Stille deſto ſtärker an. Die Freunde der Ruhe und die beſſere Bürger zitterten. Nur die Franzoſen blieben ernſt in ihrer feſten Stellung, unbeweglich, aber wohl vorbereitet, kampfartig, aber dennoch nicht das Aeußerſte beſorgend, wie es die ſpätere, in unſern Tagen ſo unglaubliche, Wendung der Dinge geboren hat.

Bis zur Periode, welche dieſe Darſtellung umfaßt, geſchah in Spanien nichts Auffallendes, was mit ihrem Gegenſtand in Verbindung wäre. Das Schickſal dieſes Staats wurde in Bayonne entſchieden, wo ſich die auffallendſten Ereigniſſe mit wunderbarer Schnelligkeit folgten. Karls IV. Proteſtation gegen ſeine Thronentſagung bewirkte die von Ferdinand VII. Der Großherzog von Berg trat als Stellvertreter (Lugarteniente) Karls IV. an die Spitze der Regierung, und dieſer verzichtete wenige Tage nachher mit ſeinem ganzen Stamm, zum Vortheil Kaiſers Napoleons, auf die Krone von Spanien und Indien.

Dieß iſt der Verlauf eines Ereigniſſes, das an ſich ſchon groß, überraſchend durch die Eigenthümlichkeit ſeiner Entwicklung, und auch geheimnißvoll in ſeiner Bewegung, leicht wichtiger für die Zukunft, als für die Gegenwart werden dürfte. Die Anſicht deſſelben iſt darum ſo mannichfaltig, daß ſich die Geſchichte auf nichts weiteres, als auf ſeine Erzählung einlaſſen kann, die ich mit alle den, mir auf dem Schauplaz ſelbſt und in den Tagen der Vorfälle zu Gebot ſtehenden, Mitteln, ohne Leidenſchaft, und vielleicht mit größerer Kälte gegeben habe, als es denjenigen gefallen mag, welche die großen Staatsereigniſſe mit dem Maasſtab von Familien- und bürgerlichen Verhältniſſen zu meſſen gewohnt ſind.

II.

Der Krieg in Spanien und Portugal.

Erſtes Buch.

Tardiora sunt remedia, quam mala.

Tacit. Agric.

In den Ereigniſſen, die wir entwickeln werden, müſſen wir auf eine völlig ruhige Stimmung der Leſer Anſpruch machen. Sie ſollen ohne Leidenſchaft hören, ſollen ihre Rührungen nicht das Urtheil beſtechen laſſen. Sie müſſen Alles, als einer längſt dahin geſchwundenen Zeit gehörig, anſehn, und, wenn ſie dem Bedürfniß zu lieben und zu haſſen gehorchen wollen, ſich zuvor erſt die Zukunft ganz ausbilden, welche bis jezt gerade hier, nur in dem, was ſie verdrängt hat, nicht in dem, was ſie erſetzen will, fertig geworden iſt. Sie ſollen dieſe Begebenheiten welthiſteriſch betrachten; ſich nicht durch Namen, nicht durch Vorurtheile und Meinungen, nicht durch Nationalverſchiedenheit blenden laſſen, ſondern das, was geſchehen iſt, für das nehmen, was es der Nachwelt ſeyn kann — die gefährliche, ſchmerzvolle Kriſis, wodurch ſich die Krankheit eines ganzen Jahrtauſends entſcheidet.

In dieſer Stimmung werfe man den Blick auf die beiden Königreiche, deren Schickſal hier mit den Waffen abgewogen wird. Vermag man es in allem Ernſt, die Widerſpenſtigkeit gegen den raſchen Fortſchritt des Zeitgeiſts in Schutz zu nehmen, und die bloße Anerkennung großmüthiger Anſtrengungen bis zum Lobe des Zwecks derſelben zu treiben? Nein; niemand hat es noch vergeſſen, wie ſein Blick, wenn er über die Staaten von Europa hingleitete, ſich auf der weſtlichen Halbinſel deſſelben verfinſterte, weil auf ihr das Streben des gebildetſten Zeitalters fremd geblieben war, weil man dort ſich noch in die älteſten Formen des politiſchen und religiöſen Wahns verſchloſſen hatte, um im langſamſten Tod völlig unbenuzter und grauſam gefeſſelter eigener Kräfte dahin zu ſterben.

Treten wir nur um zwei Jahre zurück, um die beiden Völker, welche wir jezt im Kampfe mit Frankreich begriffen ſehn, nach einer, beinah ein Jahrhundert lang ungeſtörten, Ruhe zu beobachten. Auf Einer Halbinſel, ohne irgend eine natürliche Gränze, ſtehen zwo Nationen neben einander, welche, ähnlich an Sprache und Sitten, wenig verſchieden in den Fundamenten ihrer Denkungsweiſe, oft vermiſcht im Laufe der Zeit, mit völlig gleichen Bedürfniſſen, und beinah denſelben politiſchen Inſtitutionen, dennoch ſeit Jahrhunderten ſich blutig haſſen, und, wo ſie ſich einmal aus ihrer Indolenz erheben mögten, zerſtörend ihre Kräfte aneinander reiben. Dieß iſt der Fall der Spanier und der Portugieſen, und aus dieſem Streite nur, und der Erfahrung, welche jede Schwäche ſtraft, kann man die traurige Erſcheinung des verſchlimmerten portugieſiſchen Karakters erklären, der keine erheblichen Einwendungen gegen jenes Engländers ſchneidendes Urtheil zu machen vermochte: *nehmet dem Spanier ſein Gutes, ſo bleibt ein Portugieſe übrig.*

Auch der ſpaniſche Karakter hatte nach und nach viel von ſeiner ehemaligen Erhebung verloren. Was urſprünglich ſeine ſchönſten Züge geweſen waren, war unter den veränderten Umſtänden faſt in bloße Lächerlichkeiten verkehrt worden. Eine ununterbrochene Reihe ſchwacher Regenten hatte dieſe, einſt ſo mächtige, Monarchie gleichſam ein Jahrhundert früher für die europäiſche Staatenrepublik vernichtet, und die anſcheinend glückliche Politik, wodurch ſie ſich unter den gefährlichſten Stürmen der beiden verfloſſenen Dezennien erhalten, beurkundet nur die ſchmähliche Gefühlloſigkeit der Unmacht, nicht aber die tiefere Einſicht in den Lauf der Begebenheiten. Man ſah in Spanien, was noch in wenigen Staaten bemerkt worden war, die Nation ſelbſt ihrer Regierung um Jahrhunderte voraneilen, und die Majorität aller Stände ſich nach den Reformen ſehnen, durch welche die Macht und der alte Glanz ihrer Kronen allein wieder hergeſtellt werden konnte. Aber in dieſem Umſtand liegt auch der Schlüſſel der unglücklichen Ereigniſſe, unter welchen wir Spanien zu beobachten haben. Die Loyalität ſeiner Bewohner fand ſich durch die Bedürfniſſe des Zeitgeiſts gedrängt. Man war ſich darüber nicht völlig klar geworden, und verwechſelte — da eine außerordentliche Veränderung gleichſam von ſelbſt eintraf — den Widerſtand gegen die moraliſche Nothwendigkeit mit jener unſchätzbaren Nationaltugend.

Spanien war durch mancherlei Umſtände von Auſſen und von Innen auf den Punkt hingedrängt worden, wo nur außerordentliche Mittel zu helfen vermögen. Aus bloßem Zwang, und nicht aus Überzeugung, hatte ſich ſeine Regierung an das neue politiſche Syſtem angeſchloſſen, und dieſe Falſchheit mußte ſie, wie alle andere Regierungen, theuer genug bezahlen. Im Innern gährte die raſtloſe Arbeit des Zeitgeiſtes, und war der Wunſch nach Hauptveränderungen längſt gefährlich rege geworden. Wäre die Nation noch einige Jahre ihrer Regierung überlaſſen geweſen, ſo hätte zuverläſſig ein gewaltiger innerer Ausbruch dem allgemein gefühlten Bedürfniß zu entſprechen geſucht. Aber dieſer Ausbruch würde den ſpaniſchen Bourbons nicht minder verderblich geworden ſeyn, als er es den franzöſiſchen geworden war. Mancherlei Revolutionsverſuche, welche im Mutterſtaate ſelbſt und in ſeinen Kolonien gemacht wurden, bezeugen die Kriſis, worin ſich die Nation ſchon ſeit Jahren befand. Die Verachtung, in welche der Regent durch ſeine blinde Ergebenheit gegen einen unwürdigen Günſtling geſunken war, fand eine Zeitlang noch blos in der Perſönlichkeit einiger Großen die Hinderniſſe des Nationalaufſtrebens. Man ſchob hier, wie faſt überall, die Gebrechen der Staatsform überhaupt auf den Karakter der Regierung, und hoffte alles Heil von einer Veränderung in dieſer.

Dieſe Einleitung hätte die Eröffnung einer jeden ſpaniſchen Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts machen müſſen. Wie auch die Umſtände ſich geworfen, würde ſie immer ein hohes Intereſſe erreicht haben; indem die Vorbereitung zu den größten Veränderungen fertig lag. Die namenloſe Kraft, welche die Schickſale der Völker beſtimmt, fügte es bei dieſem auf eine ungewöhnliche Weiſe. Die Spanier brauchten ſich blos in den Gang derſelben zu ergeben, um ohne gewaltſame innere Krämpfe das Ziel zu erreichen, nach dem ſie ſich einmüthig ſehnten, und auf deſſen Wege ſie bereits begriffen waren.

Wie bemerkt worden iſt, ſo hoffte das Volk Alles von einer Thronveränderung. Darum ergriff es mit jener wilden Heftigkeit jedes Ereigniß in der regierenden Familie. So wie dieſe war, konnten Szenen, gleich der vom Eskorial, im Oktober 1807, nicht ausbleiben. Karl IV., ein Mann von jener gutmüthigen Schwachheit, welche in ſtürmiſchen Zeiten der gefährlichſte Fürſtenkarakter iſt, beſaß weder Kenntniß der Bedürfniſſe ſeiner Nation, noch Kenntniß ihrer Denkungsweiſe überhaupt. Mit ſeinem Mangel an den gewöhnlichſten Einſichten verband er noch ein ſehr verderbliches Mißtrauen auf ſeine eigenen Kräfte; denn kann eine Beſcheidenheit der Art dem bloßen Privatmann in den meiſten Fällen zum Lobe gereichen, ſo iſt ſie auf dem Throne immer tadelnswerth, weil der ſchwächſte Fürſt, der ſelbſt regiert, beſſer für ſich und ſeine Unterthanen ſorgt, als wenn er das größte aller Geſchäfte in die Hände von Günſtlingen verſinken läßt. Dazu kam die ſchmähliche Verblendung und Nachläßigkeit, womit er ſeinen Karakter als Familienhaupt erfüllte, und wodurch er in den Augen ſeines ſtolzen Volkes ſich um die letzten Reſte von Achtung betrogen hatte. Wie bezaubert durch den

Mann, der ihm mit ſeiner Thätigkeit auch ſeine Ehre geraubt, lebte er blos dem Jagdvergnügen und den einförmigen Hoffreuden, mit denen man ihn zu befriedigen wußte. Die Zügel der Regierung aber lagen in den Händen des Friedensfürſten, welcher ſich aus der Hefe des ſpaniſchen Adels herauf über die Ehre ſeines Königs hinweg, neben den Thron einer der größten Monarchien des Erdbodens geſchwungen hatte.

Dieſer Mann, welcher in gewöhnlichen Zeiten ruhig, aber mit dem Fluch der Nation belaſtet, geendiget haben würde, konnte das lecke Staatsſchiff nicht durch dieſe neuen Stürme hindurch führen. Im ewigen Kampfe zwiſchen den auswärtigen Verhältniſſen des Staats und zwiſchen ſeiner eigenen Erhaltung, zwiſchen den innern Verhältniſſen und ſeiner eigenen Vergrößerung, hatte er Spaniens Ruhe bis auf die letzten Zeiten durch das Glück erhalten, womit ſich gerade hier alles vereinigen ließ. In ſeinem Herzen vielleicht den Engländern ergeben, verkannte er doch die Furchtbarkeit Frankreichs nicht, und ſuchte deſſen Freundſchaft zu erhalten, nicht weil ſie ſeinem Vaterlande nöthig war, ſondern weil deren Verluſt ihm ſeinen eigenen Poſten gefährdete. Unbeſonnen, wie er war, und trunken in ſeinem unverdienten Glück, wankte er freilich manchmal auf der, eben nicht ſehr zart gezogenen, Klugheitslinie; allein er lenkte immer zu Zeiten wieder ein, ſtrebte ſich an Frankreich anzuſchließen, und verſuchte es, deſſen Regierung ſelbſt für ſeine ehrſüchtigen Plane zu gewinnen. Ob er nun einfältig genug war, während er auf dieſer Seite ſich zu ſichern ſuchte, ſich auch mit den Engländern in gutem Einverſtändniß erhalten zu wollen, oder ob Alles aus der Unbeſtändigkeit eines ſchwächlichen Ehrgeizes und dem gewöhnlichen Güuſtlingskarakter zu erklären iſt, das getrauen wir uns nicht zu entſcheiden. Auf jeden Fall war er der Mann, der den Unwillen der Nation zur Reife brachte, deſſen erſte kraftvolle Äußerung die genannte Verſchwörung vom Eskorial geweſen iſt.

Ein ähnliches Schwanken zwiſchen der Neigung zu England und der Nothwendigkeit, in Frankreichs Plane einzugehen, hatte das Schickſal von Portugal ſchon gegen das Ende von 1807 verändert. Schmählich abhängig von den Britten, vergeſſen in ſinnloſem Frömmlingsleben, ohne Aufmerkſamkeit auf ſeinen Staat, ohne Gefühl gegen die Gebrechen deſſelben, und ſeinem Volke beinah völlig unſichtbar, verlebte der Regent von Portugal ſeine Tage in dem Kloſter von Maffra, und erhob ſich erſt zu einiger Entſchloſſenheit in den drei lezten Monaten, welche ſeiner Flucht nach Braſilien vorangingen. Nie hatte er es vermocht, ſich von ſeiner Verbindung mit England loszuſagen, und ſchon im Jahr 1806 zog ſich in der Gegend von Bayonne eine Armee zuſammen, welche ſein Schickſal beſchleunigt haben würde, wenn der plötzlich ausgebrochene preuſiſch-ruſſiſche Feldzug es nicht verzögert hätte. In dieſer Rückſicht hatte der Graf von St. Vincent im Auguſt dieſes Jahrs von der brittiſchen Regierung Befehl erhalten, mit ſeiner Flotte nach der Mündung des Tajo abzugehn, natürlich, nicht um Portugal gegen Frankreich zu ſchützen, ſondern es zum Widerſtand gegen eine, ihm auf jede Weiſe überlegene, Macht zu zwingen. Das Gewitter ging für dießmal vorüber, um im folgenden Jahre deſto gefährlicher wieder zu kehren. Frankreich hatte in der Zwiſchenzeit Urſache zu neuen Beſchwerden erhalten, und vereinigte Spaniens Kränkungen mit den ſeinigen. In den portugieſiſchen Häfen verproviantirten ſich die engliſchen Schiffe, welche die beiden Staaten blokkirten, die an den Küſten von Süd-Italien den Saamen des Aufruhrs auswarfen, und von Janeiro aus war, ſo zu ſagen, die brittiſche Unternehmung auf die Kolonie vom Rio de la Plata gemacht worden. Selbſt an der, dem Völkerrecht geheiligten Perſon eines franzöſiſchen Konſuls hatte man in dem Hafen von Faro höhnende Gewaltthat verübt, und die gerechte Genugthuung ſo lange verzögert, bis ſie nicht mehr möglich war. Unter allem möglichen

Verwand zögerte man in Frankreichs Blokadeſyſtem einzugehn, und vermehrte deſſen Rachgefühl durch ſolche Hinterliſt mehr, als durch eine offene, edle Erklärung hätte geſchehen können. So zogen ſich denn in der zweten Hälfte von 1807 neue Truppen an den Pyrenäen zuſammen, welche ſich bald auf der Straße von Bayonne gegen Salamanca aufmachten, mit einem ſpaniſchen Korps vereinigten, und gegen die Gränzen von Portugal vorrückten. Ewig ſchwankend in ſeinen Entſchlüſſen, machte der Regent keine Anſtalt zum Widerſtand, und gab z. B. während er die Vorbereitungen zur Einſchiffung traf, dem Gouverneur ſeiner Gränzfeſtung, Elvas, (auf der Seite von Aſturien) Befehl, den ſich nähernden Spaniern und Franzoſen keine Hinderniſſe in den Weg zu legen *).

---

*) Man hat ſich einige Zeit mit einer, artig ausgeſonnenen, Anekdote, in Bezug auf dieſe Veſtung, getragen. Der ſpaniſche Gouverneur von Badajoz, erzählte man, ſchrieb an den Gouverneur von Elvas und der Provinz

Wirklich rückte der ſpaniſche General, Marquis **Solano**, von dieſer Seite gegen Portugal vor, die Hauptmacht der Franzoſen aber nahm die nächſte, wiewohl ſchlimmſte, Straße von Salamanca aus über die Gebirge der Beira, und ſtürzte ſich plötzlich, trotz aller Hinderniſſe der Natur und der vernachläßigten Straßenpolizei, wie ein Bergſtrom, in die Mitte des

---

Alentejo, er möchte ſich erklären, ob er die vereinigte franzöſiſch-ſpaniſche Armee als Freunde, oder als Feinde zu empfangen willens ſey. — **Als Freunde**, gab er lakoniſch zur Antwort, **bin ich nicht im Stand ſie zu ernähren, als Feinde bin ich es nicht, ſie zu ſchlagen.** — Indeß hat dieſer Portugieſe, unerachtet er ſich der Antwort gar nicht zu ſchämen geſtand, nachher in öffentlichen Blättern die Unwahrheit dieſer Verhandlung erklärt, und zugleich bekannt, wie er ſchon am 15. November von dem Regenten Befehl erhalten habe, ſich dem Einmarſch der Franzoſen und Spanier nicht zu widerſetzen.

Königreichs herab. Schon ſtand ſie am Tajo, während man in Liſſabon noch auf Nachrichten von ihrem Marſch gegen Badajoz wartete, und näherte ſich, über Abrantes, der Hauptſtadt mit einer Eile, welche dem Regenten kaum Zeit ließ, ſich einzuſchiffen, und in ſeinen, ſo lang vernachläßigten, Kolonien den Erſatz für die, in Europa verlorne, Krone zu ſuchen.

Dieſe Auswanderung der Braganza's nach Amerika gehört zu den wichtigſten Ereigniſſen unſrer Zeit, und wird erſt durch ihre Folgen ein Intereſſe gewinnen, das über den Werth eines bloßen, nothgedrungenen Auskunftsmittels geht. Wenn der Regent, wie Manche behaupten, jezt erſt einen, ſchon längſt gehegten, Entſchluß *) zur Ausführung brachte, und dem ruhmredigen Lord Strongford gar nichts von dem, doch immer noch für England problematiſchen, Ver-

---

*) Man verſichert, daß er der brittiſchen Regierung ſchon mehrere Monate zuvor darüber geſchrieben habe.

dienſt, ihn zu dieſem Schritt beredet zu haben, beizumeſſen iſt, ſo könnte dieſer Fürſt eine Einſicht verrathen haben, zu deren Ruhm ſein bisheriges Leben nicht im geringſten berechtigte. Er hätte es ſomit ſelbſt gefühlt, um wie viel ſchöner es iſt, gleichſam aus den Händen der Natur ein völlig neues Land zu empfangen, und zu hoher politiſcher Bedeutſamkeit ſich emporzuheben, als auf einer Küſte von Europa ſchwächlich und ewig hülf- und anſchließungsbedürftig dazuſtehn. Amerika iſt dadurch der Anfang ſeiner gerechten Würdigung geworden, und wenn man dieſen Welttheil bis dahin nur für den Zufluchtsort von Verzweifelten und in der kultivirten Welt verunglückten Menſchen angeſehen hat, ſo mag er ſich nun zum gelobten Land aller derer erheben, welche in dem veralteten Europa keinen Wirkungskreis für ihre Thätigkeit finden können.

General **Junot**, welcher den Oberbefehl über die gegen Portugal agirende franzöſiſche Armee führte, rückte ohne bedeutenden Widerſtand den 30. November in Liſſabon ein *). Um dieſelbe Zeit hatten die geſpannten Verhältniſſe zwiſchen Frankreich und England in den gegenſeitigen Blokade-Repreſſalien ihren höchſten Ausbruch erreicht, und war die Sache des Regenten gegen die franzöſiſche Regierung aufs äußerſte getrieben werden. General Junot nahm daher förmlich von dieſem Königreich Beſitz, und verkündigte die Dauer deſſelben und den Geiſt der neuen Regierung ſogleich durch eine Menge nützlicher Reformen, deren der Staat ſchon ſeit Jahrhunderten bedurft hätte. Mit Polizeiverordnungen und Einſchränkung des Müßiggangs und der Bettelei mußten dieſe

---

*) Die Franzoſen fanden in Portugal 24 Regimenter Infanterie, und 6 Rrg. Kavallerie, zuſammen effektiv nicht weiter, als höchſtens 10,000 Mann; 4 Linienſchiffe und 4 Fregatten, wiewohl in ſchlechtem Zuſtand; und ungeheure Vorräthe von Baumwolle, die den franzöſiſchen Fabriken vortrefflich zu Statten kamen.

eröffnet werden, und da darf es natürlich nicht als ein Beweis der Anhänglichkeit des Volks an die vorige Regierung angeſehen werden, wenn der Pöbel ſich aufs heftigſte gegen die Franzoſen erbitterte. So brach denn noch während des Dezembers ein Aufſtand in der Hauptſtadt aus, welcher übrigens mit Leichtigkeit bezwungen wurde, und den Eroberern durch die impoſante Haltung, die ſie gezeigt hatten, Zeit und Ruhe zur Fortſetzung ihres Reformationsgeſchäftes gewann. Obgleich von den Engländern unaufhörlich blockirt, blieben ſie von nun an, bis gegen die Mitte des folgenden Jahrs, im ungeſtörten Beſitze von Portugal, und wir dürfen ſie hier füglich verlaſſen, um zu den ſpaniſchen Angelegenheiten zu eilen, welche uns bald mit größerem Intereſſe feſſeln, und uns die Schickſale Portugals ſpäterhin in ihrer Vereinigung mit den Inſurrektionen des Nachbarſtaats, wieder nahe führen werden.

Die verſchiedenen Obſervationskorps, welche ſich gegen das Ende von 1807 an den Pyrenäen zuſammenzogen, hatten die Aufmerkſamkeit Europa's ſeit einiger Zeit beſchäftigt. Nachdem die Eroberung Portugals ſo leicht geworden war, fand ſich die öffentliche Meinung in Verlegenheit, wie ſie ſich dieſe großen Anſtalten erklären ſollte. Der Marſchall, Herzog von Conegliano (Moncey) erhielt noch vor Verfluß dieſes Jahrs den Oberbefehl über dieſe Truppen, und zu Anfang des folgenden ſtanden bereits einige Abtheilungen derſelben zu Miranda, am Ebro, denen das Gerücht ohne ſich noch mit Beſtimmtheit auszuſprechen, eine andere Beſtimmung, als nach Portugal anwieß. Lange mag die Wahrheit hiervon wohl ein Räthſel bleiben, und am bequemſten hilft man ſich vielleicht mit der Erklärung, daß etwas Großes gegen Gibraltar unternommen werden ſollte, und wär' es auch von Seiten Frankreichs nur in der Abſicht, ſich unter dieſem Vorwand ſeines ſpaniſchen Alliirten, dem es zu mißtrauen Urſache hatte, zu verſichern. Die franzöſiſche Armee rückte indeß ſehr langſam vor, und ſchien ſich erſt auf dem Marſche ſelbſt zu bilden, da ſie größtentheils aus Depots, aus eben ſich bildenden Regimentern, und keinem vollſtändigen Offizierskorps beſtand. General Dupont führte den Vortrab, marſchirte aber immer noch in einer Richtung, welche den Ort ſeiner Beſtimmung ungewiß ließ. In England hatte man ernſtliche Beſorgniſſe, indem man in Algeziras und in Cadix Rüſtungen bemerken wollte, die nicht anders, als für eine Unternehmung auf Gibraltar, gedeutet werden konnten, von den allzeitfertigen Politikern Europa's hingegen, bereits für die Morgenröthe einer beſſern Zeit angeſehn wurden, welche über die Nordküſte von Afrika heraufbrechen ſollte. Aber was vermöchten auch alle politiſchen Kombinationen gegen die Fortſchritte des Zeitgeiſts, und wie konnte es ernſtlich im weiſen Gang der Schickſale liegen, über ein Land hin, welches von der Gegenwart ſelbſt ſoviel bedurfte, nach Küſten zu greifen, an denen das Werk der Kultur noch gar nicht begonnen hatte? Spanien allein iſt der

Staat, von wo aus das große Geſchäft unternommen und durchgeführt werden kann: aber Spanien bedurfte ſelbſt eher fremder Koloniſten, als daß es eigene ausſenden konnte, und im übrigen Europa hat man den Staatswerth der Menſchen zu hoch anſchlagen gelernt, als daß man eine Auswanderung noch anders, als für ein Unglück anſehen möchte. Wie dem ſey, ſo erhielten die franzöſiſchen Angelegenheiten an den Pyrenäen gegen das Ende des Februars einen neuen Schwung, da ſie, nachdem ſie an deren weſtlicher Gränze die Feſtung Pamplona beſetzt, nun auch an ihrer öſtlichen in Barcelona eingezogen, und der Großherzog von Berg an die Spitze aller dieſer Truppen trat.

Obgleich der Einmarſch der Franzoſen mit Einverſtändniß der ſpaniſchen Regierung geſchehen war, ſo ſchienen ſich doch die Umſtände, unter welchen dieſe es geſtattet hatte, bereits verändert zu haben. Aber es iſt für den Beobachter, wie für den handelnden Menſchen, gleich ſchwer, ſeine Anſicht von Menſchen zu faſſen, die nicht nach feſten Grundſätzen, ſondern blos nach den äußern Eindrücken des Augenblicks handeln, und die Karakterloſigkeit ſcheint nur darum in der Regel ſo glücklich durch die Welt zu gehn, weil ihr immer mehr Auswege übrig bleiben, als der feſten, folgerechten Beſonnenheit. Wirklich iſt das Benehmen des Madrider Hofs ſchon zu Anfang des März unerklärbar, da er die Beſorgniß gegen die fremden Gäſte, welche er beherbergte, ſo wenig verbergen konnte, daß ſie einer Faktion zum Vorwand von Unternehmungen dienen konnten, die gefährlicher für ihn waren, als alles, was er von den Franzoſen fürchten mochte. Ob Kaiſer Napoleon ſelbſt eine Reiſe nach Spanien im Sinn hatte, mag Wenigen bekannt ſeyn; indeß ſprach man beſtimmt von einer Zuſammenkunft, welche er mit Karln IV. in Valladolid haben würde, und wir können mit Zuverläßigkeit verſichern, daß die ſpaniſche Nation um dieſe Zeit eher mit frohen, als bangen Erwartungen einem ſolchen Ereigniß entgegen harrte. Nichts verrieth indeß noch äußerlich den wahren Stand der Dinge, und ſelbſt die franzöſiſche Armee dehnte ſich, ſeitdem der Großherzog von Berg ihr Kommando übernommen hatte, nicht beträchtlich weiter gegen Süden aus. Erſt die Vorfälle in Madrid brachten die gewöhnliche Lebhaftigkeit in ihre Bewegungen, und wir müſſen ſie für jezt noch in ihren Stellungen auf den Gebirgen von Alt-Kaſtilien verlaſſen, um den großen Szenen, welche ſich in der Hauptſtadt Spaniens eröffneten, beizuwohnen.

Seitdem der Prinz von Aſturien in das Mannsalter getreten war, hatten ſich die Verhältniſſe der Hauptglieder in der regierenden Familie gegeneinander zu verſchlimmern angefangen. Das gränzenloſe Anſehen des Friedensfürſten mußte durch ſeinen Uebermuth um ſo beſchwerlicher auf dem Thronfolger laſten, als er der ernſte Mahner an die Gränzen einer Herrlichkeit war, welche nur auf der Gunſt eines ſterblichen Hauptes ruhte. Die Gemahlin des Erſten, eine Prinzeſſin aus dem ſizilianiſchen

Hauſe, welche nicht wenig durch dieſe Mißverhältniſſe gelitten hatte, war zwar ſchon ſeit mehreren Jahren geſtorben, allein die Lage des Kronprinzen dadurch um nichts beſſer geworden. Fortſchreitendes Alter des Leztern, wiederhohlte Unklugheiten des Friedensfürſten, und das Intereſſe der Perſonen, welche ſich nach und nach an jenen anſchloſſen, vermehrten die Spannung unaufhörlich, und es hatte ſich ſeit einiger Zeit bereits eine Parthie um den Thronfolger gebildet, die, ſchon weil ſie die leidende, und alſo im gleichen Fall mit dem Volk war von dieſem begünſtiget wurde. Die Nation überhaupt befand ſich durch ihr dringendes Bedürfniß nach Hauptreformen, in einer gewaltſamen Spannung, und ein Volk, das an monarchiſche Formen gewohnt iſt, ſucht ſeinen Retter immer vorher in der herrſchenden Familie, ehe es für ſich ſelbſt etwas unternimmt. Der ſpaniſche Stolz hatte dem Prinzen von Aſturien indeß längſt ſchon ſeine Duldſamkeit vorgeworfen, und würde ſich wahrſcheinlich bald gänzlich von ihm entfernt haben, wenn ihn das

Ereigniß vom Escorial nicht gleichſam in der öffentlichen Meinung gerettet hätte. Der Prinz war im Oktober 1807 als ein Staatsverbrecher behandelt worden, blos weil er einem ſtarken Schritt nahe geweſen war, ſeinen Vater aus der Verblendung gegen den Friedensfürſten zu reißen. Darin beſtand wirklich ſein einziges Vergehen, wofür Karl IV. ſchwach genug war, vor ganz Europa die Anklage des Hochverraths gegen ſeinen eigenen Sohn auszuſprechen. Das Volk konnte Letztern in dieſer Sache nicht anders, als wie ſein Organ anſehn, und betrachtete die Strafe deſſelben als ein Opfer, das der künftige Regent ſeiner ächten Vaterlandsliebe gebracht hatte. Karl verzieh dem Prinzen zwar in einer öffentlichen Akte, aber auf eine Weiſe, die ſeiner Gerechtigkeit zum Vorwurf gereichen mußte, und ſeiner väterlichen Liebe nicht zur Ehrenrettung dienen konnte. Ferdinand war von jezt an in den Augen der Nation der Märtyrer ihrer Sache, und da die Zeitumſtände überhaupt die Aufmerkſamkeit auf die Bewegungen der Regierung geleitet hatten, ſo ſah man in jedem gemißbilligten Schritt derſelben nur eine Kränkung weiter für ihn. Portugals Schickſal war ſo eben entſchieden werden, und der ſpaniſche Nationalhaß verging ſich niedrig genug in Schadenfreude gegen ſeine Nachbarn. Spaniens Verhältniß zu Frankreich hingegen ſchien das friedlichſte zu ſeyn, und kurz zuvor durch die Abtretung Etruriens eine neue Garantie erhalten zu haben. Die Bedingungen dieſes Traktats waren aber nicht bekannt geworden, und ſo fand es die ſpaniſche Nation, welche alle andere Nationen verachtet, ſonderbar, wie ſelbſt, nach vollendeter Eroberung Portugals, immer neue franzöſiſche Truppen über die Pyrenäen gingen. Vielleicht hatte ſie ſich geſchmeichelt, die Erbſchaft der Braganzas, zur Entſchädigung für Toskana, mit den Kronen der Bourbons vereinigt zu ſehn, und mochte nur, wie es im Geiſt des Volkes immer zu geſchehen pflegt, eben ſo ſchnell von der Hoffnung zur Furcht übergehn, als es ſpäter von dieſer zum blutigen Haß ausgeſchweift hat. Was man indeß für Gründe haben mochte, ſo fing man an, den Einmarſch der Franzoſen für ein Zeichen großer Veränderungen anzuſehn, und ſprach bereits von einigen Provinzen, welche dem Staate abgeriſſen werden ſollten. Aus undeutlich erkannten Begriffen geht den Spaniern nichts über die Integrität ihrer Monarchie, und wirklich hatte die Natur deren bisherige Gränzen — gegen Portugal allein ausgenommen — ſo beſtimmt gezogen, daß eine Veränderung derſelben nur von der Schwachheit geduldet, und durch die Uebermacht erzwungen werden konnte. Der Monat März (1808) war die Epoche, in welcher alle dieſe Intereſſen am lauteſten zur Sprache kamen, und das Volksgeſpräch die Regierung ſelbſt zu verwirren anfing. Es iſt unbegreiflich, wie Karl IV. um dieſe Zeit an eine Räumung ſeiner Hauptſtadt, und an eine eigentliche Flucht in ſeine ſüdlichen Provinzen denken konnte, da doch in dem einen Fall, da dieſe Ausbreitung der Franzoſen gegen den Mittelpunkt ſeiner Staaten mit ſeinem Vorwiſſen geſchehen, keine Gefahr für ihn dabei ſeyn konnte; und er ſich im andern Fall, da ſie gegen ſeine Erwartung vergegangen war, nur in gleiche Linie mit dem Regenten von Portugal ſetzte, welcher blos durch die Räumung des Königreichs ſeine Krone verloren hatte. Ueber alles dieſes liegt indeß noch ein Schleier, den die Zeit ſobald nicht aufheben wird, und die Muthmaßungen, und ſelbſt die Behauptungen, welche die Leidenſchaftlichkeit ſo zerſtörend ausgeworfen hat, können hier noch keine andere Bedeutung erhalten, als welche ſie durch ihre Folgen gewonnen haben. So wie die Sachen, nach unſrer Kenntniß derſelben, lagen, werden die Debatten, welche im königlichen Konſeil über den Entſchluß zur Flucht Statt hatten, ewig räthſelhaft bleiben. Auf jeden Fall aber dienten ſie der Parthei des Prinzen von Aſturien zum Vorwand, das Volk gegen ſeine Regierung zu erbittern, und ſich ſeines Beifalls für ſeine Unternehmung zu verſichern. Die öffentliche Meinung wurde hier, wie bei allen Revolutionen, deren Nothwendigkeit in der Staatsform ſelbſt liegt, zuerſt in Bewegung geſetzt, und ihre Wirkſamkeit mit dem Sturz des verhaßten Günſtlings eröffnet. Dieſe Veränderung war aber durch zu auffallende Szenen des Aufruhrs geſchehen, als daß nicht jeder Vernünftige darin den bloßen Anfang eines größern Schauſpiels erkannt hätte. Wirklich kaufte ſich Karl IV. unmittelbar darauf durch eine Thronentſagung von ſeiner Todesangſt los, und der Prinz von Aſturien beſtieg, unter dem lärmenden Beifallsgeſchrei der aufrühreriſchen Menge, als Ferdinand VII. den Thron von Spanien und Indien.

Um dieſe Zeit befand ſich der Kaiſer von Frankreich bereits auf der Reiſe nach ſeinen Provinzen an der ſpaniſchen Gränze, und der neue König hatte natürlich nichts eiligeres zu thun, als ſich der Anerkennung durch ſeinen mächtigen Nachbar zu verſichern. Die, deshalb abgeſchickte, Geſandtſchaft hinderte indeß den Großherzog von Berg nicht, ſich durch eine ſchnellere Ausdehnung über Kaſtilien dem Schauplaz dieſer auffallenden Ereigniſſe zu nähern. Dadurch geſchah es, daß die Proteſtation Karls IV. gegen dieſe Thronentſagung zeitig genug in Napoleons Hände kam, bevor er eine öffentliche Erklärung in Bezug auf die ſpaniſchen Angelegenheiten von ſich gegeben hatte. Der Kaiſer kam den 15. April in Bayonne an.

Von nun an wurde dieſe Stadt der Siz einer der wichtigſten Negotiationen, welche die Welt je geſehen hat. Was über ihren Gang mit Zuverläßigkeit bekannt iſt, liegt noch zu friſch in Jedermanns Gedächtniß, als daß wir näher in die Geſchichte derſelben einzugehen brauchten. Karl IV. nahm die Krone wieder aus ſeines Sohnes Hand zurück, trat ſie an den franzöſiſchen Kaiſer ab, und verzichtete mit jenem, und im Namen ſeiner ganzen Familie, auf den lezten Thron, welcher den Bourbons auf dem feſten Lande von Europa übrig geblieben war.

Ehe die Mitte des Mai's indeß die Beendigung dieſer denkwürdigen Verhandlungen herbeigeführt hatte, befand ſich Spanien bereits in furchtbarer Gährung. Nichts iſt gefährlicher, als wenn in ſolchen Lagen eines Volkes auswärtige Verhältniſſe wirkſam werden, die ſich nothwendig gegen die herrſchende Parthei entſcheiden müſſen. **Karls** IV. Sache war die Sache aller Fürſten geworden, und **Ferdinand** konnte, wenn er nicht zu den größten Opfern bereit war, keine Anerkennung von einem Monarchen hoffen, dem die Sicherheit der Throne mehr, als jedem Andern, am Herzen gelegen ſeyn mußte. Das ſpaniſche Volk fühlte dieſen Widerſpruch zwiſchen der Uſurpation und dem geſezlichen Gang der Dinge wirklich deutlicher, als ſein neuer König, und ſah dieſen unter den allerſchlimmſten Beſorgniſſen ſeine Reiſe nach Frankreich antreten. Noch war das erſte Regierungsgeſchäft, das man von ihm erwartete, der Prozeß des Friedensfürſten, nicht vollendet; ſchon befanden ſich die franzöſiſchen Truppen in der Hauptſtadt, und noch weiter ſüdlich, und hatte ſich die Nachricht von **Karls** IV. Abreiſe nach Bayonne in der ganzen Monarchie verbreitet. Bereits war aber auch der Aufruhr in verſchiedenen Provinzen der Monarchie ausgebrochen, und hatte ſich die Hauptſtadt ſelbſt den 2. Mai förmlich und blutig gegen die Franzoſen empört. Dieſe Ausbrüche geſchahen zu einer Zeit, da ſich noch nichts in den Bayonner Verhandlungen entſchieden hatte, da die Proteſtation Karls IV. ſogar noch nicht einmal bekannt ſeyn konnte, und dieſe Bewegungen der ſpaniſchen Nation, welche offenbar noch einzig und allein von den Prieſtern geleitet wurden, laſſen ſich nicht anders, als aus deren Furcht vor den innern Veränderungen, welche von Napoleons Einwirkung auf die Regierung zu erwarten waren, erklären. So eröffnete denn dieſer Stand das blutige Schauſpiel blos für ſeine eigne Sache, und Ferdinands VII. Erhaltung war gar nicht von ihm in Anſchlag gebracht worden, weil man ſonſt unmöglich zu einer Zeit losgebrochen wäre, da er ſich in den Händen der gefürchteten Nachbarmacht befand. Dieſer Zug allein bezeichnet hinlänglich den ganzen Geiſt des nun beginnenden Widerſtands, welcher in bloßem Fanatismus, nicht in wahrer Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an das regierende Haus beſtand, und womit auch dießmal ein Stand, welcher ſich von jeher und überall durch ſeinen Egoismus von den ſtaatsbürgerlichen Verpflichtungen losgeriſſen hatte, die verblendeten Einwohner dieſer Monarchie mit ſich ſelbſt an den Abgrund hinriß.

Das endliche Reſultat der Verhandlungen in Bayonne war vor der Mitte Mai's in Madrid noch nicht bekannt, und konnte vor Verfluß dieſes Monats nicht durch die ganze Monarchie verbreitet ſeyn. Demungeachtet wurden ſchon alle Zeichen ſichtbar, wodurch das Vorurtheil des gemeinen Mannes gewonnen wird. In Saragoſſa hatte man bereits Erſcheinungen am Himmel geſehen, welche auf blutige Ereigniſſe hindeuteten. Aehnliche Wunder waren in Sevilla, Valencia und an andern Orten geſchehen, wo man ſicher genug auf Dummheit und Leidenſchaftlichkeit rechnen konnte. Von den Altären herab redeten die Prieſter über die Angelegenheiten des Vaterlands, und ſelbſt im Beichtſtuhl wurden die Gemüther nicht zur chriſtlichen Beruhigung gewieſen, ſondern mit Beſorgniſſen, mit Haß und blutigen Vorſätzen erfüllt. Dieſe Unordnungen waren in Kurzem auf eine Höhe geſtiegen, daß die Nachricht von der Thronentſagung der Bourbons ſie nicht vermehren konnte. Ihr Wachsthum lag in ihnen ſelbſt, wie in jedem Uebel, und die Abführung des Friedensfürſten nach Frankreich, und die Liebe zu Ferdinand VII. waren blos die Aushängeſchilde einer Faktion, welche ihre eigene Sache zu der der ganzen Nation erhoben hatte. Vergebens verkündigte Napoleon von Bayonne aus die Wiedergeburt der ſpaniſchen Nation, vergebens berief er die ausgezeichneteſten Männer des Landes zu einer Verſammlung zu ſich, in der die Angelegenheiten deſſelben mit aller Freiheit zur Sprache kommen ſollten. Umſonſt wählte ſich König Joſeph, welcher die ſpaniſche Krone aus ſeines Bruders Hand erhalten hatte, ein Miniſterium von Männern, die die öffentliche Meinung ſchon längſt zu dieſen Würden beſtimmt hatte; nur die Hauptſtadt, und die, von den Franzoſen ſtark beſetzten, Punkte des Landes ſchienen die neue Ordnung der Dinge anzuerkennen. Aber auch dieſe waren von dem hinterliſtigen Prieſterſtand bereits in einen der jeſuitiſchen Schlupfwinkel verdächtiger Gewiſſen, geleitet worden, und während man mit der Zunge vom Frieden ſprach, und Gehorſam ſchwor, faßte man im Herzen Entſchlüſſe zu völlig entgegengeſetzter Handlungsweiſe.

Die beiden ſpaniſchen Provinzen, deren Bewohner von jeher bei ihren eigenen Mitbürgern in dem verächtlichen Rufe unbeſonnener Beweglichkeit und flüchtiger Reizbarkeit geſtanden hatten, Andaluſien und Valencia, erhoben zuerſt die blutige Fahne des allgemeinen Landesaufruhrs. Der Auswurf des Pöbels wurde hier, wie bei allen Revolutionen, zuerſt in Thätigkeit geſetzt, und benahm ſich auch ſeiner Beſtimmung völlig würdig Der Generalkapitain von

Valencia, Don Miguel Saavedra, den man der Anhänglichkeit an die Franzoſen beſchuldigte, wurde das erſte Opfer der Volkswuth, und das blutende Haupt eines ſehr rechtlichen Magiſtrats verkündigte ſo das künftige Jammergeſchick von ganz Spanien. Nach ſolcher Gewaltthat war natürlich kein Zügel mehr für die mord- und raubluſtige Menge. Alle Geſchäfte ſtanden ſtille, der allgemeine Müſſiggang ward nur durch ſinnloſes politiſches Geſchwätze und durch Thätlichkeiten gegen die, ſchon ſeit langen Jahren in dieſer Stadt angeſeſſenen Franzoſen, unterbrochen. Die fröhlichen unbeſtändigen Valencianer ſchienen ihren alten Karakter völlig verändert zu haben, und athmeten nichts, als jene kalte Grauſamkeit, die durch Inquiſition und Thiergefechte national bei den Spaniern geworden war. Unter den Augen der jubelnden Menge wurden wehrloſe Bürger hingemordet, und beſtätigte ſich die große Wahrheit: daß in dem Gang der Kultur eines Volks nichts ohne Folgen bleibt, und jeder Zug von Barbarei, der ſich erhalten, dereinſt immer wieder ſeines Urſprungs würdig hervorbricht.

Die ſüdlichen Provinzen Spaniens entſprachen dem Beiſpiel, welches ihnen die öſtlichen gegeben hatten. An Karakter ihrer Bewohner, wie in Beſchaffenheit des Bodens ähnlich, erinnerten ſich beide ihrer ehemaligen Verbindung gegen die Succeſſion der Bourbons, nach Erlöſchung der ſpaniſch-öſterreichiſchen Linie, und vergaſſen nur das Ende zu bedenken, welches ihr damaliger Widerſtand genommen hatte. Hier wohl, und in Katalonien, wurde zuerſt an die Anſprüche gedacht, welche das Haus Habsburg längſt auf die ſpaniſchen Kronen aufgegeben hatte; indem ſich die Bourbons in dieſen Provinzen nur mit Mühe, und nie in den Herzen der Unterthanen, befeſtigt hatten. Was gewinnt die Geſchichte durch die Aufzählung aller Szenen von Raſerei und Blutdurſt, und ſollen wir die Auftritte von Valencia ſich an der ganzen öſtlichen und ſüdlichen Küſte Spaniens wiederholen laſſen? Ueberall galt es ja nur den

Männern, welche ihr Vaterland vor den Gräueln des Bürgerkriegs bewahren wollten; überall war es doch nur dieſelbe Empörung gegen die Sache des geſunden Menſchenverſtands; denn wenn ſich ein Volk für Fürſten, die ſich der nie verdienten Rechte auf ihren Thron ſelbſt begeben haben, zu ſeinem eigenen Verderben aufopfern will, ſo reicht die Lobenswürdigkeit jeder kraftvollen Anſtrengung der Liebe kaum zu ſeiner Entſchuldigung hin. Zuverläßig verſtanden ſich die meiſten Spanier in ihrer Leidenſchaftlichkeit ſelbſt nicht, und wenn die Küſtenbewohner ſich zuerſt gegen Frankreich erheben, ſo war es nicht der Kampf für ihre eigene, ſondern für eine fremde Sache, in welcher ſie ihre Kräfte verzehrten. Leider brach hier die allgemeine Krankheit unſrer Zeit los, und ließ ſich gerade derjenige Stand, welcher durch die energiſche Durchführung des Napoleonſchen Syſtems gegen England am meiſten gewinnen muß, die Pauſe, die durch die Unentſchiedenheit des Streits in ſeiner Thätigkeit entſtanden iſt, zu ſehr verdrieſſen, und bedachte der Kaufmann gar nicht, daß die jetzige Zeit allein dem Kontinent zu Handelsfreiheit und Erhebung des Fabrikfleißes verhelfen kann. Die Verblendung über dieſe, ſo nahe liegende, Wahrheit hatte der Inſurrektion von Spanien in deſſen Seehäfen, auch unter den beſſern Bürgern, viele Anhänger verſchaft, und nur den Anſtrengungen dieſer Klaſſe darf man es zuſchreiben, wenn die Empörungsverſuche ſogleich mit Nachdruck eröffnet werden konnten, aber auch in ihrer Folge öfters mit einer Beſonnenheit geführt wurden, welche man von keinem Bürgerkrieg erwarten ſollte.

Bis auf kleine Unordnungen und einzelne Ausbrüche des Partheigeiſtes blieb indeß alles ruhig in der Hauptſtadt. Aber dieſe Ruhe war nicht die Folge einer glücklichen Volksſtimmung und Ergebung in die Macht des Schickſals, ſondern der geheimen Verabredung, welche mit den Inſurgenten der Provinzen getroffen worden war. „Was hilft es, ſagten dieſe, wenn ſich „Madrid auch zum zweitenmal gegen eine Ueber-

„macht empört, die den Ruin der Hauptſtadt „bewirken würde? Iſt es nicht beſſer, daß die „Franzoſen durch ihre Unterwürfigkeit getäuſcht „werden, und, während ſich der Aufſtand in den „Provinzen völlig organiſirt, die Bewohner von „Kaſtilien in einer dumpfen Unthätigkeit verharren, welche man für das Muſter des ganzen „Staats halten wird? Indeß laßt uns nur verhüten, daß die Nachrichten von unſern Bewegungen nicht früher an die franzöſiſche Regierung kommen, als bis wir ſtark genug ſind, „ihren Truppen die Spitze zu bieten. Mögen „ſie in Bayonne immerhin an neuen Verfaſſungen ſchmieden, und die höchſten Autoritäten „in der Hauptſtadt zur Unterwürfigkeit und zum „Schwur des Gehorſams zwingen; welchen es „Ernſt dabei iſt, die ſind nie Spanier geweſen, „und welche ächte Spanier ſind, werden ſchwören, was man ihnen gebietet, und handeln, „ſo bald es Zeit iſt, wie ſie in Freiheit gehandelt haben würden, und wie es eines Spaniers würdig iſt!“

Alle dieſe Volksſtimmen gewannen durch die Menge von falſchen Gerüchten, welche die Prieſter ausſtreuten, eine anſcheinende Beſtätigung. Bald war in Bayonne eine Verſchwörung gegen Napoleons Leben ausgebrochen, der er nur mit Mühe durch die Flucht aus dieſer Stadt entgangen war; bald hatte ihm Öſterreich den Krieg angekündigt, und ſtand bereits mit ſeiner ganzen Macht am Rhein; bald war Kaiſer Alexander ermordet worden, und mußte Rußland ſich gegen Frankreich erklären; bald loderte das Feuer des Aufſtands in ganz Italien und in der Hälfte von Frankreich ſelbſt auf; bald war Ferdinand VII. den Franzoſen entwiſcht, und hatte ſich mit einem Korps Engländer, das ſich auf die Küſten des ſüdlichen Frankreichs geworfen, vereinigt. Mit dieſen angeblichen Unfällen der Franzoſen verband man die gröbſte Entſtellung ihres Betragens in Spanien ſelbſt, und erzählte ſich in den Provinzen, wie die Franzoſen in der Hauptſtadt Kirchen und Altäre beſudelten, Weiber, Kinder und Greiſe mißhandelten, wie ihnen gar nichts heilig ſey, und die gröbſte Luſt und der zügelloſeſte Muthwillen alle ſonſt verehrten Verhältniſſe beflecke. Durch ſolche Künſte war die Einfalt der Bürger in die gefährliche Unternehmung hineingezogen, und während in der Hauptſtadt eine neue Konſtitution, wie ſie die Spanier ſich längſt gewünſcht hatten, und nie von den Bourbons erwarten durften, proklamirt wurde, ſchärften die gutmüthigen Opfer des Vorurtheils und Aberglaubens das Mordſchwerd gegen ſich ſelbſt.

Es war von nun an nur Eine große Verſchwörung, die, von den Prieſtern geleitet, und in der Bayonner Verſammlung ſelbſt anhängig, ſich über ganz Spanien verbreitete. Prälaten und Generalkapitains täuſchten die Franzoſen durch Hirtenbriefe und Cirkulaire, welche die beſten Geſinnungen verriethen. Die Großen unter der Geiſtlichkeit und den weltlichen Behörden ſchienen mit Eifer in das neue Syſtem einzugehn, und die Verſtellungskunſt wurde ſo weit getrieben, daß die große Maſſe des Volks

Mißtrauen gegen die Führer ſeines Irrthums ſelbſt ſchöpfte, und über ihre Verkäuflichkeit an die fremde Macht klagte. Wenn die Franzoſen dieſer ſchmeichelnden Oberfläche trauten, ſo hatten ſie freilich zu viel auf die Geradheit des ſpaniſchen Karakters, am meiſten aber auf die Nothwendigkeit der Überzeugung gerechnet, welche die Sache des Verſtands und der Klugheit immer begleitet. Lange dauerte der Betrug indeß nicht; denn gegen Anfang Juni's ſprachen die Nachrichten von der Ausbreitung der Inſurrektion zu laut. Waren ihre Ausbrüche in Kaſtilien auch ohne Schwierigkeit geſtillt worden, ſo konnte man doch vorausſehen, daß dieſes Geſchäft in den ſüdlichen und öſtlichen Provinzen nicht ſo leicht werden würde. General Dupont war zwar bis jezt mit ſeiner Diviſion glücklich geweſen, und hatte die Inſurgenten bei verſchiedenen Gelegenheiten geſchlagen. Aber ſeine Siege glichen den Schlägen auf die Häupter der Hydra, die, wo ſie fallen, ſich zehnfach erneuern. Überdieß war die Jahrszeit für einen ſpaniſchen Feldzug ſchon beträchtlich weit in den Sommer hineingerückt. Düpont kämpfte auf einem, von der Hitze ausgedörrten, Boden, und ſah ſeine Kommunikationen mit der Hauptſtadt öfters unterbrochen. Man war nicht ferne von ihm kühn genug, ſich des franzöſiſchen Geſchwaders, das ſchon lange in Cadiz gelegen, und ſich unter Admiral Reſilly ruhmvoll vertheidigt hatte, für ſpaniſche, und nicht für engliſche Rechnung zu bemächtigen. Ähnliches wagte man, wiewohl bis jezt noch ohne Erfolg, im Königreich Leon, in Navarra und in Aragonien, und die ſpaniſchen Linientruppen, die ſich noch in Madrid und ſeinen Umgebungen befanden, hatten in kurzer Zeit beinah alle ausgeriſſen und ſich zu den Inſurgenten begeben. Während der Herzog von Iſtrien (Marſchall Beſſieres) im Nordweſten beſchäftigt war, General Lefebure bei Tudela Siege erfocht, Düpont durch ein vortheilhaftes Gefecht bei der Brücke von Alcolea ſich den Einzug in Cordova erzwang, und die Beſatzung von Madrid ſelbſt eine impoſante Stellung auf dem Hügel vom Buenretiro nahm, marſchirte der Herzog von Conegliano (Marſchall Moncey) mit einer Diviſion von etwa 8000 Mann gegen Valencia, und ſchlug die Inſurgenten bis in die Verwerke dieſer Stadt zurück, welche er aus Mangel an Munition und Lebensmitteln, wegen der Erkrankung vieler ſeiner Leute, und der Beſorgniß, von Katalonien und Aragonien aus abgeſchnitten zu werden, ihrem Schickſal überlaſſen, und ſich wieder nach Madrid zurückziehen mußte.

Am wichtigſten waren für die Franzoſen indeß noch die Unternehmungen der Inſurgenten in den nördlichen Provinzen Spaniens. Verſchiedene von ihnen hatte man zwar entwaffnet, aber das Lokal bot gerade hier ſo viele Schwierigkeiten dar, daß das Unterjochungsgeſchäft durch die wenigen Truppen, welche man hatte, nur theilweiſe, ſehr langſam, und nicht mit gehörigem Erfolg eröffnet werden durfte. Man konnte aus dieſen und andern Gründen, noch nicht nach einem großen allgemeinen Plan handeln, ſondern ſuchte überall, wo die Flamme hervor brach, ſie ſchnell zu löſchen. Aber das Feuer glich hier jenen unterirdiſchen Gluthen, die, wenn ſie an einem Orte auch gedämpft werden, auf mehreren andern mit deſto größerer Heftigkeit hervorbrechen. Überdieß waren die gefährlichſten Heerde dieſes Feuers in den Gebirgen des gaskogniſchen Meerbuſens verſteckt, die den fremden Kriegern ſchwer, und ihrem gröbern Geſchütz gar nicht zugänglich waren. Freilich befand man ſich im Beſitz aller Hauptpoſitionen, welche die Kommunikation mit Madrid deckten, aber der Aufruhr in den Häfen von Galizien und Aſturien, wo die Engländer bereits mit Waffen und ähnlicher Unterſtützung gelandet hatten, regte ſich ſo gefährlich, und die Stellung am Ebro war von Saragoſſa aus ſo ſehr bedroht, daß man ſich ſelbſt Madrid zu entblößen genöthigt ſah, um den Spaniern im Oſten und Weſten die Spitze zu bieten. Die Gefechte bei Labezen und bei Epila fielen indeß zum Vortheil der Franzoſen aus; Valladolid ſchien bezwungen, Saragoſſa wurde enger eingeſchloſſen, und die Generäle **Merle** und **Duros** marſchirten, nach der Bezwingung von Santander, glücklich bis an die Gränzen von Aſturien. Allein die Hauptſtadt von Aragonien widerſtand der Belagerung der Franzoſen jezt ſchon mit beiſpielloſer Hartnäckigkeit unter dem General **Palafox**; die Inſurgenten der nordweſtlichen Provinzen zogen ſich, wenn ſie wichen, nur in ihre Schlupfwinkel in den Gebirgen zurück, aus welchen ſie jeden Augenblick wieder hervorſtürzten. In Katalonien war die Verbindung mit Barcelona von Gerona aus, wo ſich der Hauptſitz der Inſurrektion dieſer Provinz befand, abgeſchnitten. England hatte bereits mit der Revolutionsjunta von Sevilla, die bis jezt noch im Namen von ganz Spanien handelte, Friedens- und Truz- und Schuz-Bündniſſe abgeſchloſſen, und Waffen und Geld zu liefern angefangen. Der Großherzog von Berg, welcher bis dahin, zuerſt als Lieutenant **Karls**

IV. und nachher Königs Joſeph, in Madrid kommandirt hatte, wechſelte ſeine Beſtimmung, und ward auf den Thron von Neapel berufen. General Savary übernahm bis zur Ankunft des Königs ſelbſt den Oberbefehl über die Truppen, und Joſeph I. machte ſich, nach dem Schluß der Bayonner Notabeln Verſammlung, zum Einzug in ſeine neuen Reiche auf. Aber während er auf der Straße von Vitoria und Burgos ſich der Hauptſtadt näherte, fielen zu beiden Seiten des Wegs heftige Gefechte bei Medina de Rioſeco und in den Straßen von Saragoſſa ſelbſt vor. General Cueſta wurde genöthigt, ſich gegen Salamanca zurückzuziehn, und Palafox, wenn er auch nicht kapitulirte, wenigſtens für eine Unternehmung auf Madrid unthätig gemacht. König Joſeph ſetzte ungehindert ſeine Reiſe nach der Hauptſtadt fort, und hielt den 20. Juli, unter nicht ſehr anſehnlicher militairiſcher Bedeckung, ſeinen Einzug in dieſelbe.

Um dieſe Zeit beſtand die ganze franzöſiſche

Macht in Spanien aus ſechs Truppenkorps, welche großen Theils aus Depots und Neu-Konſcribirten zuſammengeſetzt, und bei weitem nicht vollzählig waren. Die beſten Regimenter ſtanden in Madrid und deſſen Nähe unter dem Herzog von Rovigo (General Savary). Mit dieſer Diviſion hatte ſich die, unter dem Herzog von Conegliano ſo eben von Valencia zurückgekehrte, vereinigt. In Alt-Kaſtilien und Leon ſtand der Herzog von Iſtrien, mit einiger Kavallerie, und unaufhörlich beſchäftigt in raſtloſen Bewegungen und Siegen, wie ſie dieſen Krieger immer ausgezeichnet haben. Der General Lefebure des Nouettes *) blockirte Saragoſſa mit abwechſelndem Glück, und ſicherte wenigſtens die Stellung am Ebro. Einen ſehr harten Stand hatte Duhesme's Korps in Katalonien, wo ſich die Veſtungen Roſas und

---

*) Man hüte ſich, ihn mit dem Marſchall Lefebure, Herzog von Danzig, zu verwechſeln.

Gerona, zuſammt der vortrefflichen Stellung von Clobregat (bei Manreſa), in der Gewalt der Inſurgenten befanden. Am gefährlichſten ſtand es aber um General **Dupont**, welcher ſeine Stellung am Guadalquivir bis dahin behauptet, aber nun bald dem Unglück unterliegen ſollte, welches die franzöſiſchen Waffen ſo lange her verſchont hatte.

Verlaſſen wir indeß die Hauptſtadt, um dieſen unglücklichen General in ſeiner ſchrecklichen Kataſtrophe zu beobachten. Wir müſſen es verſuchen, die dürftigen Nachrichten, welche über die Geſchichte ſeines Feldzugs ins Publikum gekommen ſind, zuſammenzuſtellen, und es einer künftigen Bekanntmachung der Aktenſtücke ſeines Prozeſſes überlaſſen, die Welt völlig über ein Ereigniß aufzuklären, welches, nach den bisher erſchienenen Berichten zu urtheilen, noch viel genauerer Beleuchtung bedarf, und durch ſeine Folgen für den ſpaniſchen Inſurrektionskrieg ſo wichtig geworden iſt.

Das Korps des Generals **Düpont** hatte

den Vortrab der, nach der Eroberung von Portugal in Spanien einrückenden franzöſiſchen Armee gebildet, und war in den Händen eines Mannes, welcher ſich in langem Kriegsleben eine hohe Meinung von ſeinen militairiſchen Talenten erworben hatte. Zu Ende Mai's hatte er ſich von Madrid aus gegen Toledo aufgemacht, daſelbſt ein ſpaniſches Schweizerregiment mit ſich vereinigt, und war glücklich über die Päſſe der Sierra Morena gegen den Guadalquivir vorgedrungen. In Andujar, einer Stadt auf dem rechten Ufer dieſes Fluſſes, welche die große Straße von der Hauptſtadt nach Sevilla und Cadiz deckt, war ihm die Nachricht von dem Wachsthum der Inſurrektion in Andaluſien zugekommen. Bereits hatte ſich in der Gegend von Cordova ein anſehnliches Truppenkorps unter dem General Caſtannos gebildet, welches durch ein ſpaniſches Schweizerregiment unter General Theodor von Reding und mehrere andere Linientruppen verſtärkt, den Franzoſen den Übergang über den Guadalquivir gefährlich zu machen, und ſie nach Vollbringung deſſelben abzuſchneiden entſchloſſen war. Von Andujar aus hatte ſich Düpont indeß ſchon über Bujalance ausgedehnt, und es kam nun für ihn Alles darauf an, die Brücken von Alcolea (öſtlich von Cordova) und die von Mengibar (in gleicher Richtung von Andujar) zu beſetzen, wodurch er Meiſter eines großen Theils von Andaluſien wurde, woher er ſeine Lebensmittel beziehen mußte. Die erſte Unternehmung machte er gegen jene Poſition, welche durch einen ſehr feſten Brückenkopf und ein anſehnliches Inſurgentenkorps vertheidigt wurde, aber dem lebhaften Angriff der Franzoſen nicht zu widerſtehn vermochte. Die Folge dieſes Siegs war der Beſitz von Cordova, welches ſich nach einigem Widerſtand ergab. Geringere Schwierigkeiten fand eine andere kleinere Kolonne, die er über die Brücke von Mengibar gegen Jaen vorrücken ließ, und welche ſich dieſes Orts nach einem hitzigen Gefechte bemächtigte. So ſtand nun General Düpont, ſo lange er ſeine Verbindung mit der Hauptſtadt zu erhalten vermochte, ziemlich ſicher, indem er die Übergänge über den Fluß mit Brückenköpfen befeſtigt, und durch den General Caſſagne mit verſtärkter Macht den wichtigen Poſten von Jaen hatte beſetzen laſſen. Die wenige Mannſchaft indeß, welche er in den wilden Engpäſſen der Sierra Morena zurückgelaſſen, reichte zur Vertheidigung derſelben nicht hin; die Kontrebandiers und die Räuber dieſer Gegend — welche früher oft den ſpaniſchen Linientruppen mit Vortheil widerſtanden hatten — waren aus ihren Schlupfwinkeln hervorgebrochen, und hatten ſich zu einem Korps von mehreren Tauſenden vereinigt Mit allem Vortheil, den ihnen ihre Kenntniß dieſer rauhen Gebirgsgegend gab, im Beſitz von Lebensmitteln, vortrefflich, und beſonders auf den kleinen Krieg bewaffnet, mußten ſie bald über die wenigen Franzoſen, welche dieſe Päſſe deckten, und denen es ohnedieß ſchon an den Hauptbedürfniſſen zu fehlen anfing, Meiſter werden. Während ihr General daher am Guadalquivir

Siege erfocht, und die vortheilhafteſten Stellungen nahm, agirte in ſeinem Rücken eine Handvoll der entſchloſſenſten Abentheurer, die ihre alte Verbindung und Zufuhr von der Hauptſtadt aus abſchnitten. Der Herzog von Rovigo, welcher, nach der Abreiſe des Großherzogs von Berg, in Madrid kommandirte, fühlte dieſe Verlegenheit Düponts früher, als ſie eingetroffen war, und gab den beiden Diviſionen, Vedel und Cobert, Befehl, gegen die Sierra Morena aufzubrechen, und den General auf ſeinem Rücken zu verſtärken. Beide waren glücklich in ihrem Marſche, erſtürmten die Gebirgspäſſe, und beſezten Baylen und Karolina, welche die Straßen von Altkaſtilien nach Andaluſien beherrſchen. So weit war Alles, was man beabſichtigt hatte, erreicht worden, und ſchien die Lage des Generals Düpont völlig ſicher zu ſeyn.

Sein Truppenkorps hatte bis jezt nicht nur alle Vortheile über einen ſehr entſchloſſenen Feind davon getragen, ſondern auch die vielen Hinderniſſe, die ihm der Boden, der feindſelige Geiſt ſeiner Bewohner und die Jahrszeit entgegen ſetzten, mit Glück bekämpft. Meiſter über die Straſſe nach Madrid, von den Brükken von Alcolea und Mengibar, und des wichtigen Poſtens von Jaën, ſtand ihm ganz Andaluſien auf der einen Seite, und Neu-Kaſtilien auf der andern offen, und ſchien er beinah nichts fürchten zu dürfen, als das Schickſal, welches oft unerwartet und unwiderſtehlich losbricht, um die Plane der Menſchen zu zertrümmern. In der Hauptſtadt ſah man ſeine Stellung für völlig ſicher an, und ertheilte ihm, bis der Feldzug kraftvoller im Norden eröffnet ſeyn würde, Befehl zur Defenſive.

General Düpont ſelbſt ſtand mit dem Zentrum ſeiner Macht in Andujar, wo er einen Hauptangriff zu erwarten ſchien. Wirklich hatte der Anführer der andaluſiſchen Inſurgenten, Kaſtannos, dieſer Stadt gegenüber, jenſeits des Guadalquivir, Poſto gefaßt, und machte Anſtalt zu einer entſcheidenden Unternehmung.

Die erſte Operation dieſes, etwa 25000 Mann ſtarken, Korps, war der Uebergang über dieſen Fluß, welchen es unterhalb Andujar verſuchte, und der ihm völlig mißlang. Deſto glücklicher fiel der zweite Angriff aus, der zu gleicher Zeit auf Jaën gemacht wurde. Die beiden Generale, Reding und Kompigny, welche dieſen Platz genommen hatten, rückten ungeſäumt gegen die Verſchanzungen und den Brückenkopf von Mengibar vor, und nahmen beide im Sturm weg. Nach dem Verluſt dieſes äuſſerſt vortheilhaften Poſtens, mußte ſich General Düpont nothwendig gegen Baylen zurückziehn, wenn er nicht von den Diviſionen Vedel und Cobert abgeſchnitten werden wollte. Ob er nun wirklich keine Nachricht von dem Ereigniß bei Mengibar erhielt, oder ob er ſich blos durch Kaſtannos täuſchen ließ, der, während Reding über die Brücke dieſes Orts nach Baylen vorrückte, einen falſchen Angriff auf Andujar machte; oder ob er überhaupt den Kopf verloren hat, das können wir nicht angeben. Es geſchah nicht, was hätte geſchehen ſollen. Düpont ward ſeine Gefahr nicht früher inne, als bis er ſich zugleich von Reding im Rücken angegriffen, von Kaſtanos von vorne bedrängt, und völlig von ſeinem rechten Flügel, der ſich an die Sierra-Morena lehnte, abgeſchnitten ſah. In dieſer Lage wagte er noch einigen Widerſtand, ſchloß aber ſchnell, am nemlichen Tag, da König Joſeph ſeinen Einzug in Madrid hielt, mit 8000 Mann, die ihm übrig geblieben waren, die ſchmählichſte Kapitulation ab, welche in der neuern Kriegsgeſchichte der Franzoſen zu finden iſt.

Es iſt das unangenehmſte Geſchäft des Geſchichtſchreibers, gegen einen Mann, dem er ſeine Achtung ſonſt gewidmet hatte, noch im Unglück neue Beſchuldigungen aufzubringen, und dennoch darf es nicht verborgen werden, wie General Düpont ſeine Schande übereilt, und ſich nicht noch einige Tage zu halten geſucht hat. Zu einer Kapitulation, wie er ſie am 20. Juli abſchloß, war es immer noch Zeit genug, aber ein paar Tage Widerſtands hätten ihn vielleicht retten können. Das Handwerk des Soldaten bergt ſo viel von dem Glück, daß es nur wenige Fälle gibt, in welchen er auf günſtige Zufälle zu hoffen aufhören darf. Düpont konnte unmöglich glauben, daß ſeine 6000 Waffenbrüder unter den Generalen Vedel und Cobert, wenn ſie auch von ihm abgeſchnitten waren, unthätig bleiben, oder ſich, ohne etwas gegen den Feind zu verſuchen, nach Madrid zurückziehen würden. Wirklich griff General Vedel ohne Düponts Kapitulation zu vermuthen, den Feind von Karolina aus mit Vortheil an, und es hätte dieſem, bei einiger Entſchloſſenheit, vielleicht gelingen können, ſich mit deſſen Diviſion zu vereinigen. So hatte er ſich aber bereits in ſein Schickſal ergeben, wurde Vedel's Widerſtand dadurch völlig vergeblich, und fand ſich auch dieſer in dem Fall, vier Tage nach ihm, wiewohl etwas ehrenvoller, zu kapituliren.

So endigte ſich der Feldzug eines Armeekorps, auf welches man bei der Behauptung von Madrid ſelbſt rechnen mußte. Freilich war es nicht blos den Fehlern ſeines Führers, ſondern tauſend Hinderniſſen des Bodens, der Jahrszeit, des Mangels und der Volksſtimmung, und beſonders auch der Truppenübermacht des Feindes unterlegen. Aber dieſes Unglück der franzöſiſchen Waffen hatte die größten Folgen für die ganze Geſchichte, welche wir beobachten. Der Zauber, womit eine nie überwundene Armee auch den kühnſten und kraftvollſten Feind blendet, war verſchwunden. Er hatte ſo lange gegen die geübteſten Heere von Europa ausgehalten, und mußte nun den rohen Haufen einer Bauernarmee, und Generalen weichen, von welchen die Welt nie zuvor eine Sylbe gehört hatte. War es ein Wunder, wenn der ſpaniſche Stolz nicht einmal anmaſſend genug war, ſich das Verdienſt dieſes Sieges ſelbſt zuzuſchreiben, ſondern ihn für ein deutliches Zeichen des höhern Beiſtands anſah, wodurch ſeine Sache geheiligt und für die Zukunft verbürgt würde? Die Meynung, mit welcher gekämpft wird, iſt gewöhnlich mächtiger, als die Kraft ſelbſt, welche von ihr bewegt wird, und dieſe Idee geſellte ſich von nun an zu dem Glauben, daß man nur für das Gerechteſte ſtreite. Die ſpaniſchen Waffen ſchienen den Spaniern jetzt völlig unüberwindlich, und Düponts Niederlage belebte die Unternehmungen der Inſurgenten auf allen Punkten des Landes mit einem Feuer, welches nun erſt gefährlich wurde.

General Kaſtannes hatte der Diviſion Vedel eine gelindere Kapitulation geſtattet, weil er von der größern Ausdehnung unterrichtet war, welche die Inſurrektion bereits im ganzen Norden von Spanien — die biskaiſchen Provinzen und Navarra ausgenommen — erhalten hatte, und ſich eine Hauptaktion am Ebro vermuthete. Seine Abſicht ſcheint daher geweſen zu ſeyn, auf Madrid zu marſchieren, und wirklich läßt es ſich kaum erklären, warum es nicht geſchehen iſt, wenn man anders in dieſem Umſtand nicht den Geiſt einer, aus Bauern zuſammengeraften, Armee erkennen will, die einen glücklichen Erfolg bereits für ein vollendetes Werk anſieht, und ſich wahrſcheinlich jetzt wieder größtentheils zerſtreute, um zu den Erndtegeſchäften zu eilen, wozu gerade die Zeit gekommen war. Will man ſolche Zögerung aber lieber der Beſonnenheit der Spanier, erſt das aufmunternde Reſultat dieſes Siegs abzuwarten, und die Inſurrektion völlig zu organiſiren, beimeſſen, ſo wird ſie um ſo merkwürdiger, je ſeltner ſie in ähnlichen leidenſchaftlichen Stimmungen der Völker zu ſeyn pflegt. Wie dem ſey; ſie ließen ſich durch ihren Erfolg nicht verführen, ſondern geſtatteten den Franzoſen alle Zeit und Bequemlichkeit, ſich an den Ebro zurückzuziehn. Dazu entſchloß ſich König Joſeph, nachdem er die Nachricht von Düponts Unglück erhalten hatte, um ſo eher, da der Herzog von Iſtrien in der Gegend von Valladolid ſtark beſchäftigt war, und, trotz aller Anſtrengungen, die Verbindung der Hauptarmee mit dem, in Katalonien ſtehenden Truppenkorps, wegen des hartnäckigen Widerſtands von Saragoſſa, nicht zu Stande gebracht werden konnte. Madrid wurde den erſten Juli in aller Ordnung von den Franzoſen geräumt. Ihre verſchiedenen Diviſionen zogen ſich im Norden von Alt-Kaſtilien enger zuſammen, und nahmen eine Stellung, deren Mittelpunkt ſich auf den Ebro ſtützte.

Die Engländer hatten an allen dieſen Ereigniſſen bereits Antheil genommen, und den Inſurgenten auf verſchiedenen Punkten Waffen, Munition und falſche Nachrichten vom übrigen Kontinent zugeführt. Darauf beſchränkte ſich für Spanien indeß noch ihre ganze Theilnahme; indem ihnen an Portugal, das ſie wohl für ſich zu behalten gedachten, mehr gelegen war. Wir haben den Herzog von Abrantes (General Junot), zu Ende des vorigen Jahrs im Beſitze von Liſſabon und des ganzen Königreichs verlaſſen. Er hatte das Geſchäft des Eroberers mit dem ſchönen des Reformators vereinigt, und bereits mit dem größten Erfolg die Hauptverbeſſerungen des Landes begonnen. Einige unbedeutende Unruhen ausgenommen, war er bis zu Anfang Juni's völlig ungeſtört im Beſitz dieſes Landes geblieben, und es war ihm ſogar gelungen, die ſpaniſchen Truppen, welche unter ſeinem Befehl ſtanden, mit den franzöſiſchen, und beide mit den Portugieſen ſelbſt, im beſten Einverſtändniß zu erhalten. Seitdem ſich aber die Flamme der Inſurrektion über ganz Spanien verbreitet hatte, und die Führer derſelben kein Mittel unverſucht ließen, verbreitete ſich die Anſteckung nicht nur bis in den Norden von Europa, unter des Marquis de la Romana Truppen, ſondern auch unter ihre, in Portugal ſtehende, Landsleute. Die Spanier verachten jede andere Nation, und nichts iſt leichter, als ſie gegen fremde Völker aufzuregen. Wie ſehr daher auch noch vor Kurzem ihr Nationalhaß über die Unterjochung der Portugieſen gefrohlockt hatte, ſo war die Beſchämung, ſich in ein gleiches Schickſal verwickelt zu ſehn, um deſto größer bei ihnen. Es wurden Einverſtändniſſe mit den Hülfstruppen der Franzoſen in Portugal errichtet, und der wichtige Platz von

Oporto, den der General Quesnel blos mit Spaniern beſetzt hielt, ging zuerſt durch Verrätherei verloren. Der ſpaniſche Kommandant arretirte den 6. Juni den ganzen franzöſiſchen Generalſtab jenes Orts, und ſetzte den ehemaligen potugieſiſchen Gouverneur wieder in ſeine Stelle. So unerwartet dieſer Vorfall war, ſo benutzte ihn der Herzog von Abrantes, (Junot) ein Mann von hoher Geiſteskraft, und den entſchiedenſten militairiſchen und adminiſtrativen Talenten, wie er zu benutzen war, und ließ die übrigen ſpaniſchen Hülfstruppen, die ſich in Liſſabon befanden, entwaffnen und einſperren. Mittlerweile hatten die Ereigniſſe in Oporto den gefährlichſten Einfluß auf die allgemeine Stimmung geäuſſert, war daſelbſt eine revolutionaire Junta errichtet, und ein förmliches Truz- und Schutzbündniß mit den benachbarten ſpaniſchen Provinzen abgeſchloſſen worden. Der Fanatismus vereinigte ſich mit dem politiſchen Wahnſinn, die Prieſter verlieſſen die Altäre, die Landleute ihre Felder, und die zahlloſe Menge von Bettlern und Müßiggängern, welchen die franzöſiſche Polizei nicht behagt hatte, ſchloſſen ſich an die raſenden Haufen, um unter dem Mantel der Religion und Vaterlandsliebe zu rauben und zu morden. Im Süden von Portugal wurde die Empörung indeß bald am gefährlichſten, indem ſie hier, von den ſpaniſchen Provinzen von Extremadura und Andaluſien genährt, die Hauptſtraſſe von Liſſabon über Badajoz nach Madrid abzuſchneiden drohte. Ein Aufſtand, welcher am 20. Juni in Villaviciosa ausgebrochen war, wurde zwar vom General Avril glücklich wieder geſtillt. Ein anſehnliches Inſurgentenkorps, das ſich in der Stadt Beja gebildet, widerſtand den Franzoſen eben ſo wenig, und die Provinz Alentejo ſchien bereits beruhigt zu ſeyn, als der Aufruhr ſich auf dem rechten Ufer des Tajo immer furchtbarer auszubreiten anfing. Der Diviſionsgeneral Loiſon, welcher Almeida, an der Grenze von Leon, beſetzt hielt, marſchierte zwar auf Oporto, um die Provinz Entre-Duero y Minho, wo die zügelloſeſte Anarchie herrſchte, wieder zu unterjochen. Allein die Lage des Hauptkorps der Franzoſen am Tajo ſelbſt bewirkte die Nothwendigkeit, in der Nähe von Oporto wieder umzukehren, und die Richtung nach Süden zu nehmen. Bei Guarda, Alpedrinha und an verſchiedenen Orten, fielen hitzige Gefechte vor, die ſich alle zum Vortheil der Franzoſen endigten. Allein die weitere Ausbreitung des Aufruhrs und die Landung der Engländer nöthigte den General Junot, ſeine Truppen zuſammen zu ziehn, indem er ſich durch die ſpaniſche Inſurrektion bereits von der franzöſiſchen Armee in Kaſtilien völlig abgeſchnitten ſah, und Portugal kaum zu behaupten hoffen konnte. Die wichtige Feſtung Abrantes an dem Tajo war abgefallen; ein portugieſiſches Inſurgentenkorps hatte ſich auf dem linken Ufer dieſes Fluſſes, und ein anderes auf dem rechten, gebildet. Mit jenem hatten ſich Spanier, mit dieſem Engländer vereinigt, und die Lage der Franzoſen in Liſſabon fing an, ſehr bedenklich zu werden, da es nur zu bald an Lebensmitteln gebrechen mußte. In der Mitte des Auguſts verließen ſie, um ſich der Verzweiflung einer volkreichen Hauptſtadt nicht auszuſetzen, Liſſabon, und konzentrirten ſich bei Mafra in einer Stellung, in welcher ſie dieſe Stadt beherrſchten. Junot verſuchte, wie es ſcheint, den Rückzug nach Nord-Oſten, um ſich über Coimbra und Almeida nach Salamanka zu wenden. Die Gefechte von Lourinha und Roleja drückten ihn aber wieder ſüdlich, und unter dem unaufhörlichen Kampf mit dem überlegenen Feind und den Schwierigkeiten des Klima's und Bodens war ſeine ganze Armee ſchon bis auf 10 — 12000 Mann zuſammengeſchmolzen. Die Gefechte vom 16., 17. und 21. entſchieden ſein Schickſal. Immer angreifend, und meiſtens, durch ſeine Talente, durch die Tapferkeit ſeiner Truppen, und ihre Ueberlegenheit an Kavallerie, Sieger, konnte er doch nicht mehr hoffen, ſich in dieſem Lande zu behaupten. Die Vortheile, welche er am 21. bei Vimeira erfocht, gewannen ihm die ruhmvollſte Kapitulation,*) die er um ſo weniger Anſtand nahm zu benutzen, da beinah am nemlichen Tag ein völlig friſches Korps Engländer bei Liſſabon gelandet hatte. Mit ihm ergaben ſich das vereinigte ruſſiſch-franzöſiſche Geſchwader, welches im Tajo ankerte, und er legte die Waffen in Portugal blos nieder, um ſie in Frankreich wieder aufzunehmen, damit erſparte er ſich einen Rückzug, deſſen Gelingen doch immer noch problematiſch geweſen wäre, und erhielt er ſeinem Vaterland ein geübtes Kriegsheer; aber wer es weiß, was raſtloſe Kämpfe und Märſche in den Hundstagen am Tajo, gegen einen, in jeder Rückſicht überlegenen, Feind, gegen Mangel an Lebensbedürfniſſen aller Art, und in einem, völlig aufrührigriſchen, Lande heißen wollen, der wird Junots ehrenvolle Kapitulation in Portugal gewiß dem entſcheidendſten und folgereichſten Siege gleichſtellen.

---

*) Er mußte, zufolge derſelben, mit allen ſeinen Leuten, deren ſämmtlichem Gepäck, Ar-

Zweites Buch.

Das raſtloſe Fortſchreiten der Waffenthätigkeit, hat uns im vorigen Buche mit fortgeriſſen. Die innere Lage Spaniens iſt nur in dem Mißverſtand der Menge, den daraus folgenden Irthümern, und der Bosheit eines Standes geſchildert worden, der ſich nie beſſer, als in der Finſterniß des Mittelalters befunden, und die Welt längſt gerne wieder in dieſelbe zurückgeſtürzt hätte. Das ſämmtliche Europa hatte nach und nach ſeine Feſſeln abgeſchüttelt; nur in Spanien und Portugal war er bis jetzt durch ein Inſtitut ſtehen geblieben, das ſich zwar durch eine Veränderung ſeiner Thätigkeit an den Zeitgeiſt anzuſchließen gewußt, aber die Hauptreformen, deren beide Länder bedurften, immer zu

---

tillerie und Pferden, zu Schiff nach Frankreich gebracht werden, und war völlig frei, nach ſeiner Ankunft mit ihnen ſogleich wieder von ſeinem Kaiſer überall, und wo es ihm gut däuchte, gebraucht zu werden.

verhindern geſtrebt hatte. Die Inquiſition war, was ſie vielleicht in ihrem erſten Anfang geweſen, ein politiſches Polizeiinſtitut geworden, ſtand aber immer noch unter der Leitung von Prieſtern, welche ſich nur ſo lang zur weltlichen Macht des Staats hielten, als er hre Nothwendigkeit mit jeder Aufopferung anerkannte. Von den Bourbons war nie ein Widerſtand gegen die Volksvorurtheile zu erwarten. Sie hatten ſich durch die Annahme derſelben in kurzer Zeit ſo völlig nationaliſirt, daß Spaniens Heil nur von einer gewaltſamen innern Revolution, oder von einem machtvollen äußern Andrang zu hoffen ſtand. Für jene war die Nation beinahe gereift. Die Prieſter hatten jedes Streben, nur das des Patriotismus nicht, zu verhindern verſtanden. Spanien zählte viele Menſchen, welche die Lage ihres Vaterlands mit der des übrigen Europa's vergleichen, und im Schmerz über das traurige Reſultat dieſer Unterſuchung Alles zu wagen entſchloßen waren. Dieſen Männern mußte eine neue, und gerade eine franzöſiſche Dynaſtie willkommen ſeyn, da es im ganzen Geiſt derſelben lag, die Welt umzugeſtalten, und Spanien bei jeder Umgeſtaltung nur gewinnen konnte. Unglücklicher Weiſe waren dieſe redlichen Patrioten aber immer noch Spanier. Sie konnten ſich nie hinlänglich ihres Nationalſtolzes bemeiſtern, um das Beſte, das Nothwendigſte gerne aus fremder Hand zu empfangen. Die neue Verfaſſung, welche ihrem Vaterland in Bayonne gegeben wurde, mußte ſie höchlichſt erfreuen, ſobald ſie ſie ſich ſelbſt verdanken konnten. So erhielten ſie ſie nun durch die Schmach ihrer Könige von einem fremden Fürſten. Die Schaam über jene, wie das Geiſtesübergewicht des Letztern, war ihrem Hochmuth läſtig. Sie wollten ſich lieber ſelbſt revolutioniren, lieber aller Schrecken der Anarchie, welche von ſolchem Geſchäfte unzertrennlich ſind, unterwinden, als leidenſchaftslos, ruhig und dankbar eine Konſtitution annehmen, die ihnen, ohne ihr Zuthun! gleichſam wie eine Gabe des Glücks, vom Himmel gefallen war.

Nur wenige der beſten Menſchen unſrer Zeit haben ſich überhaupt zu der erhabenſten politiſchen Anſicht zu erheben vermocht, der es nicht um Namen und Perſonen, ſondern um das Nüzliche allein, von welcher Hand es kommen mag, zu thun iſt. Jede Bewegung ſetzt eine Kraft voraus, und iſt die Bewegung nur zweckvoll, ſo könnte es Jedem gleichgültig ſeyn, von welcher Art die bewegende Kraft ſey. Völkerſchickſale und ganzer Jahrhunderte Geſchick darf doch nicht an einzelne Zeichen gebunden ſeyn. Sie müſſen ſich frei, durch ſich ſelbſt, zu ihrem Ziele bewegen, und welcher Mittel ſich der Geiſt der Zeit hierbei bedient, das ſollte den Menſchen nicht bekümmern.

Wie hoch mußte jeden Spanier, der die Lage ſeines Vaterlands von dieſer Seite anſah, die Konſtitution erfreuen, welche es unterm 6. Juli 1808. in Bayonne erhielt! Das glücklichſte Streben ſeiner Nation, der kühnſte Fürſt hätten ihm nicht mehr geben können, als er hier ſo unerwartet erhielt. Sie ſtellte eine Nationalrepräſentation auf, in welcher die große Maſſe des Volks den offenbarſten Vortheil erhielt, indem ſie in ſeine Hände das ganze Auflagen- und Münzweſen und die Fundamentalgeſetzgebung des Staats legte. Fünf und zwanzig Erzbiſchöffe und Biſchöffe, und eben ſo viele Granden bildeten die adeliche Kammer. Dreißig Städtedeputirte, fünfzehn Abgeordnete des Handelsſtands und eine gleiche Anzahl von Univerſitätsgelehrten ſtellten den dritten Stand vor, und garantirten dieſem durch ſein Uebergewicht die Gleichheit aller Rechte. Aber eine ſolche Baſis der Konſtitution konnte freilich weder dem Adel, noch dem Klerus gefallen. Erſterem nicht, weil er den hohen Adel offenbar von dem niedrigen trennte, dieſen mit dem dritten Stand vermiſchte, und jenem doch nur einen Einfluß geſtattete, welcher ihn entweder von der Krone abhängig machte, oder zur Vereinigung ſeiner Intereſſen mit dem dritten Stande zwang. Dazu kam noch die Einſchränkung der Majorate und Fideikommiſſe, der Untergang des hohen

Adels nur zur Arbeit der Zeit, und nicht des ſchnell durchgreifenden Willens gemacht wurde. Noch unzufriedener war der Klerus, weil er ſich genau in dem nemlichen Fall befand, und die Mönche ſich überdieß gar nicht beſonders repräſentirt ſahen. In dieſem Umſtand lag für Leztere die gegründete Beſorgniß ihrer nahen Zerſtörung, und damit die Nothwendigkeit ihres Widerſtands. Wie ſollte ſich auch die Freiheit der Preſſe, welche hier zu einem der weſentlichſten Verfaſſungsſtatute erhoben wurde, mit der Erhaltung der geiſtlichen Orden und beſonders mit der Fortdauer der Inquiſition vertragen? Wie konnten die Dominikaner mit der Abſchaffung der Tortur zufrieden ſeyn, da die Inquiſition ſie einmal nicht zu entbehren vermochte? Wie mit der Unverlezlichkeit jedes Staatsbürgers, ohne offen ausgeſprochener Anklage und darauf gegründeten Befehl der weltlichen Autorität? — Dieſe beiden, bis dahin noch die mächtigſten, Stände, weil das Volk mit einer ſinnloſen Anhänglichkeit an ihnen hing, mußten nothwendig die fremde Macht haſſen, welche mit einer ſolchen Konſtitution den Lauf einer neuen Dynaſtie eröffnete. Ihr Nationalſtolz verrechnete ſich aber in den Mitteln des Widerſtands die ſie in Bewegung ſetzen konnten, und irrte ſich unglücklicher Weiſe nur nicht in denen, wodurch er die ſchwerfällige Maſſe bewegte. In ihrer Anhänglichkeit an Ferdinand VII, welcher die gute Meynung von ſich noch durch gar nichts gerechtfertigt hatte, fanden ſie einen Vorwand von Rechtlichkeit, wodurch ſie nicht nur ihre eigene Nation, ſondern halb Europa geblendet haben. Glaube doch ja niemand, daß die Mönche für die Bourbons ins Feld gezogen ſind, daß der hohe Adel für ſie an Frankreich meineidig geworden iſt! Beide verfochten die Sache ihres Stands, und nicht ihres Vaterlands, und die große Maſſe der Nation kam für ſie nur ſo weit in Anſchlag, als ſie derſelben bedurften, um ihr ihr eigenes Glück zu entreißen.

Man kann ſich kaum vorſtellen, welche Mittel angewendet wurden, um dieſe Konſtitution dem Volk entweder ganz zu verbergen, oder, wo man dieſes nicht konnte, verdächtig zu machen. Ohne ſolche Einwirkung hätte es ſich offenbar gegen die Macht, von der es ſie erhielt, nicht empören können, beſonders da, nach dem öffentlich bekannten Gang der Bayonner Verhandlungen, die Kronabtretung der Bourbons freiwillig geweſen war, und wenigſtens niemand ſicher von dem Gegentheil unterrichtet ſeyn konnte. Dieſe Konſtitution erfüllte alle Wünſche, welche die ſpaniſchen Patrioten ſeit Jahrhunderten geſetzt hatten, und ſicherte dem Staat eine Integrität, die ihm für die Zukunft höchſt ungewiß geworden war. Es iſt ganz zuverläſſig, daß die Bourbons ihre Kolonien nicht mehr zu erhalten vermocht hätten. Dieſe hatten ihre Kraft einſehen gelernt, und ſich von der Möglichkeit ihrer Unabhängigkeit aufs feſteſte überzeugt. In dem Verhältniß, worin ſie bisher zu dem Mutterlande geſtanden, konnten ſie mit dieſer Ueberzeugung nicht länger bleiben, und nur die Ertheilung gleicher Rechte mit jenem, mußte der Krone von Spanien ihre köſtlichen Beſitzungen im Weſten ſichern. Auch dieß war ein Hauptfundament der neuen Verfaſſung, aber auch dieſes war nur auf die heilige Gleichheit der Menſchenrechte gegründet, von welcher die ſpaniſchen Regierungen nie etwas wiſſen wollten. Einer und derſelbe bürgerliche und peinliche Geſetzkoder ſollte in Zukunft alle Stände und alle Provinzen des Landes beherrſchen, es ſollte eine raſchere und ſicherere Bewegung in den Gang der Juſtiz gebracht, und der Bürger von niemand mehr, als von dem Geſetz, abhängig gemacht werden. Dieſelbe Tendenz der Gleichheit war dem Syſtem der Auflagen zum Ziel gegeben worden. Das Mauthweſen wurde auf die Gränzen des Staats zurückgewieſen, und durfte nicht mehr, wie bisher, den Handel im Innern feſſeln. Die Ausgaben des Hofs und der herrſchenden Familie hatte man feſt beſtimmt; die Nationalſchuld war aufs Neue garantirt, und den Spaniern, oder ſolchen, die im Lande naturaliſirt waren, ausſchlieſſend das Recht an öffentliche Aemter zugeſichert. Dies waren die Grundzüge der neuen Verfaſſung, welche König Joſeph nach Spanien brachte, dies die Erfüllung der Bedürfniſſe einer, in ihrem Elend bis zur Gleichgültigkeit gegen daſſelbe verſunkenen, Nation, dies die Erfüllung der Wünſche, für deren Aeuſſerung ſo mancher Patriot im Laufe ganzer Jahrhunderte im Kerker verſchmachtet war! Aber ſolche Wohlthaten ſtößt ein Volk nie zurück, ſobald es ſie erkannt hat. Nur durch Fanatismus, durch Aufreizung der niedrigſten Leidenſchaften, nur durch völlige Verblendung kann es dahin gebracht werden, wo man nicht mehr zwiſchen Gut und Böſe, Nützlich und Schädlich zu unterſcheiden vermag, ſondern, wie von den Furien getrieben, von Irrthum zu Irrthum ins Verderben rennt.

Mit beſtimmter Rückſicht auf die Wünſche der Nation hatte König Joſeph ſein Miniſterium gewählt. Die meiſten Glieder deſſelben waren bereits zu der Zeit, als von Erſetzung dieſer Stellen durch König Ferdinand die

Rede geweſen, von der öffentlichen Stimme genannt worden. **Don Pedro Cevallos**, welcher die auswärtigen Angelegenheiten erhielt, hatte dieſes Amt ſchon unter **Karl IV.** bekleidet, und ſich dem Prinzen von Aſturien und dem Volke durch ſeine Mitwirkung an der Revolution von Aranjuez gefällig gemacht. Er war aus einer alten kaſtiliſchen Familie, hatte die Rechtsgelehrſamkeit ſtudirt, und ſeine politiſche Karriere mit einer Legationsſekretärsſtelle in Liſſabon angefangen. Seine Heirath mit einer Nichte des Friedensfürſten hob ihn ins Miniſterium, und machte ihn zum Nachfolger des **Don Mariano Luis de Urquijo**, welchen einſt ausgezeichnete Talente bei großer Jugend auf dieſen Poſten geſtellt, den er eben ſo ſchnell und unerwartet, weil er dem Friedensfürſten gefährlich zu werden angefangen, mit dem Gefängniß verwechſelt hatte. Auch dieſer Mann, deſſen Sturz die Nation mit Bedauren geſehn, war von König **Joſeph** zum Miniſter Staatsſekretär ernannt worden. Ein ähnliches

Schickſal wurde dem Don Joſef Miguel de Aſanza und dem Don Miguel Gaſpar de Jovellanos zu Theil. Erſterer, ein ausgezeichneter Militair, welcher ſich auch in auswärtigen Negotiationen ausgezeichnet hatte, war in früherer Zeit Intendant des Königreichs Valencia, und ſpäterhin ſo lange Kriegsminiſter geweſen, bis er dem Oheim des Friedensfürſten, Don Juan Manuel Alvarez, Plaz machen mußte. Dieſer, von ſeiner Regierung bisher völlig vergeſſene Mann, wurde nun zum Miniſter von Indien erhoben. Jovellanos erhielt das Departement des Innern, was jeden Spanier erfreuen mußte. Er war in frühern Zeiten Juſtizminiſter geweſen, hatte ſein Vaterland durch mehrere Schriften ſehr ſtark an die Hauptgebrechen ſeiner Verfaſſung gemahnt, und ſeine Freimüthigkeit nicht nur mit dem Verluſt ſeines Platzes, ſondern im Anfang mit einem geiſttödtenden Gefängniß in einem Mönchskloſter auf der Inſel Majorca, und ſpäter mit dem Exil bezahlt. Das Finanzminiſterium wurde dem

Grafen von Cabarrus ertheilt, der, obgleich ein geborner Franzoſe, dennoch ſchon lange in Spanien naturaliſirt, der Stifter der Bank von San Carlos und ſo lange perpetueller Direkteur derſelben geweſen war, bis er dem Friedensfürſten mißfiel, entfernt, und nur nicht von der Nation vergeſſen wurde, welche ihn wirklich mit Wichtigkeit zu ſchätzen angefangen hatte. Gleich vortheilhaft war Don Joſef Domingo Mazarredo bekannt, welchen König Joſeph zu ſeinem Marineminiſter ernannte. Dieſer Admiral, der in frühern Zeiten ſchon in politiſchen und militäriſchen Negotiationen gebraucht worden, und in letzten Zeiten das Marinedepartement von Cadix unter ſich gehabt hatte, galt in Spanien für einen der beſten Seeoffiziers, und ſchien von jeher für die Stelle beſtimmt zu ſeyn, welche ihm die neue Dynaſtie angewieſen hat. Auch von dem Juſtizminiſter, Don Sebaſtian Pinnuela y Alonſo, und dem Kriegsminiſter, Don Gonzalo O-Faril, durfte die Nation Gutes hoffen, indem

Erſterer bisher in dieſem Departement mit Auszeichnung gearbeitet, Lezterer ſchon lange in den höchſten Militairſtellen (als Generallieutenant), gedient hatte, und uberhaupt bei der Wahl von Beiden, ſo gut wie bei der von ihren Kollegen, blos auf ihre, durch die öffentliche Meinung beſtätigte Würdigkeit Rückſicht genommen wurde.

Beides, die neue Konſtitution ſowohl, als die Ernennung dieſer Männer, würde Spanien den Jammer eines Bürgerkriegs erſpart haben, wenn der Aufruhr nicht ſchon zu weit um ſich gegriffen gehabt hätte. So aber war es der ſpaniſche Stolz ſich ſchuldig, in ſeinem Irrthum zu verharren, und getröſtete man ſich, daß man alle dieſe Vortheile ſelbſt erkämpfen könne. Wie ungewiß iſt aber das Glück der Waffen überhaupt, um ſolche Wohlthaten noch von ſeinen Zufällen abhängig zu machen, und wie ſchwer verrechnete man ſich im Anſchlag der Kräfte, welche man Frankreich entgegen ſetzen konnte. Eine Bevölkerung von beinahe zwölf Millionen Menſchen, ein Land, das beinah ſeit einem Jahrhundert keinen Krieg geſehen hatte, ein ziemlich unbedeutendes, wenig geübtes regelmäßiges Militär, wollte es mit einem Staat aufnehmen, welcher Spanien an Umfang, an Hülfsquellen, an Armeen und in völlig blühendem Waffenruhm weit überlegen war, und deſſen Truppen bereits in der Mitte der Monarchie ſtanden. Wenn die Mönche anmaſſend genug waren, von Widerſtand zu reden, ſo hätte man urtheilen können, daß es die Verzweiflung war, welche ſie trieb, und daß gerade ſie nichts zu hoffen, aber Alles zu fürchten hatten. Aber wenn ſelbſt ein großer Theil von den, zu Bayonne verſammelten, Notabeln, wenn ſelbſt mehrere jener, wirklich verdienſtvollen Männer, die wir in dem neuen Miniſterium nicht ohne Lob aufführen konnten, wenn ſie, ſtatt von dem Unglück abzurathen, ſich ſelbſt in daſſelbe hineinſtürzten, ſo iſt das Gelindeſte, was man von ihnen ſagen kann: auch ſie waren Spanier; das iſt: auch ſie theilten die lächerliche Vorſtellung ihres Volks von ſeinen Kräften, ſeiner Ausdaurung und ſeinem Muthe. Auch ſie hatten, wie alle unglücklichen Politiker unſrer Zeit, ſtatt die Gegenwart, die Vergangenheit um Rath gefragt, und redeten von den langen Kriegen des Sertorius, von dem Widerſtand der Städte Sagunt und Numanz, von der Schlacht bei Roncesvalles, welche Karln den Großen ſeinen beſten Krieger gekoſtet, von ſeinen Siegen, die er nicht über den Ebro auszudehnen vermocht, kurz von alten ruhmvollen Begebenheiten, an denen es ſelbſt den geſunkenſten Völkern nicht in ihren Geſchichten mangelt, aber die ſie ſelten in einem Jahrtauſend zu wiederholen vermögen, und welche am Ende nur zu oft zur Beſchämung der Nachwelt dazuſtehn ſcheinen.

Es waren völlig pfäffiſche Geſinnungen, mit denen die meiſten Notabeln nach Bayonne gekommen waren. Das Schickſal der Bourbons hatte ſich damals bereits entſchieden, und kein Spanier durfte, wenn er männlich handeln wollte, auf jener Verſammlung erſcheinen, oder er mußte den Reſultaten derſelben getreu bleiben.

Aber die Prieſter hatten ihnen ein Verwahrungsmittel ihrer Gewiſſen mitgegeben. Sie ſprachen und ſchwuren anders mit der Zunge, als mit dem Herzen; ſie waren beugſam in Frankreich, bis zur Niederträchtigkeit, ſchienen ſich der neuen Ordnung der Dinge zu freuen, heuchelten ſogar Enthuſiasmus für König Joſeph, und zögerten nur, bis ſie in ſeinem Gefolge die Gränzen ihres Vaterlands überſchritten hatten, um ihm zu entfliehen, ſich auf die Seite ſeiner Gegner zu werfen, und durch dieſen Schritt die ſpaniſche Inſurrektion mit neuem Feuer zu beleben.

Die meiſten dieſer Männer warfen die Maske indeß noch nicht ſo ſchnell ab, weil ſie wahrſcheinlich erſt vorher einige Erfolge von den Inſurgenten abwarten wollten. Sie täuſchten ſelbſt ihre meiſten Landsleute durch ihre Verſtellung, und erklärten ſich erſt, nachdem Düpont geſchlagen war, und ſich König Joſeph von Madrid aus wieder hinter den Ebro zurückzog, für den Widerſtand. Nun hoben die

Spanier ihre Hoffnungen kühn empor; denn man redete ihnen zu gleicher Zeit von der bedrängten Lage, in welcher ſich der franzöſiſche Kaiſer auf ſeinen Gränzen gegen Deutſchland befinde, von der nahen freiwilligen Räumung Spaniens durch die Franzoſen, und man faßte ſogar ſchon Entwürfe, die ſich nicht mit der Befreiung des Vaterlandes begnügten, ſondern in dem ſpäterhin wirklich in den Operationsplan aufgenommenen Vorſatz eines rächenden Einfalls in Frankreich ſelbſt, nur die ſinnloſen Träume völlig verblendeter Menſchen verriethen.

Es iſt die traurigſte Erſcheinung unſerer Zeit, daß, neben allem Reichthum an belehrenden Erfahrungen, die ſie gemacht haben, der Geiſt der Völker nie empfänglicher geweſen iſt, als jezt, die Unwahrheit, die Entſtellung und den Irrthum bei ſich aufzunehmen. Die öffentliche Meinung hatte den Weltbegebenheiten des lezten Jahrhunderts den erſten Stoß gegeben, und ſo furchtbar ſie ſich damals gezeigt, ſo wenig war man gewarnt worden. Was die Zeit langſam und ſtille vorbereitet, glaubte man durch künſtliche Mittel wirken zu können. Man maßte ſich an, die Meynung der Völker durch hohle Worte zu bewegen, und erreichte wirklich zuweilen Reſultate, die nur darum etwas zu verſprechen ſchienen, weil einige Schritte vorwärts gemacht, ſo oft den Rückweg nicht mehr erlauben. Die Verzweiflung ſtellte dieſe Kunſtgriffe in den lezten Tagen völlig auf die Spitze, und die Menſchen, die ſo viel wagten, bedachten nicht, wie ſie Alles wagten, da, auch im Fall eines glücklichen Widerſtands, die ſiegende Kraft ſich bald gegen ſie ſelbſt gekehrt haben würde. Das erfuhren ſo viele, ſonſt einſichtsvolle, Männer, welche Theil an dem ſpaniſchen Aufruhr genommen haben. Die anſcheinenden Erfolge blieſen den Dünkel des Volks auf, der Ehrgeiz hob ſich ſelbſt aus der Hefe deſſelben empor, und die Raſereien der revolutionairen Verſammlungen in Spanien kannten bald keine Gränzen mehr. Es war ſchon unendlich ſchwierig geweſen, und nicht ganz gelungen, die verſchiedenen Provinzen unter Eine höhere Autorität zu vereinigen, wenn dieſe auch gleich nur aus den Abgeordneten der verſchiedenen ſogenannten Königreiche beſtand. Die Intereſſen des einen waren natürlich von denen des andern verſchieden, und eine Revolutionsjunta in Aſturien mochte bequemlich beſchließen, was den Caſtiliern zum völligen Nachtheil gereichte. Der Norden von Spanien konnte ſich lange nicht mit dem Süden vertragen, die Valencianer hatten die Andaluſier, die Galizier die Aſturier im Verdacht; Arragonien wollte ſich gar nicht anſchließen, und nur die Annäherung und das Wachsthum der Gefahr brachte am Ende einige Vereinigung zu Stande. Die Centraljunta von Sevilla verlegte ihren Sitz indeß doch zuletzt nach Madrid, und empfing die Abgeordneten ſämmtlicher Provinzen.

In den Provinzialverſammlungen war es natürlich bald ſehr ſtürmiſch hergegangen. Obgleich das Volk ſich einzig und allein für den Adel und die Prieſter empört hatte, ſo wollte es dieſen doch nicht mehr gehorchen. Sehr leidenſchaftliche, freche, ſchreiende Menſchen waren überall an die Spitze gekommen, und verbreiteten ſchon durch ihre Rohheit einen Terrorismus, welcher bald durch ihren Ehrgeiz noch gefährlicher wurde. Ein großer Theil der Mitglieder von der Centraljunta beſtand aus dergleichen neuen Menſchen. Die Glieder des hohen Adels mußten es ſich gefallen laſſen, mit ihnen Sitz und Einfluß zu theilen, und, wenn man auch gleich ihrer Kenntniſſe und Übung in Geſchäften bedurfte, ſo geſtattete man ihnen darum kein nachdrücklicheres Wort in den Hauptſachen. Der Cardinal Erzbiſchof von Toledo, Don Luis von Bourbon, war freilich zum Regenten erklärt worden; was vermochte er aber, in ſeinem Alter, bei ſeiner Erziehung und ſeinem bisherigen Lebensgang, in einer, für ihn völlig neuen, Lage, gegen hochmüthige Neulinge und ſtürmiſche Verſammlungen, welche unter dem Geſchrei des Pöbels gehalten wurden? Freilich ſtand ihm der achtzigjährige

Graf von Florida Blanca zur Seite, ein Mann, der in langjährigem Miniſterium die Geſchäfte hinlänglich kennen gelernt, und deſſen rauher, unbeugſamer Karakter für ſolche Zeiten paſſend geweſen wäre, wenn das hohe Alter nicht ſeine Thätigkeit gelähmt hätte. So machte ihn nur noch der Ruf ſeines Namens, und noch mehr ſeines Haſſes gegen die Franzoſen, den Inſurgenten brauchbar, und erſtreckte ſich ſein Einfluß auch nicht weiter, als es der Heftigkeit und Leidenſchaftlichkeit der Junta anſtändig war.

Dem Grafen von Florida Blanca waren Cevallos und Jovellanos, die wir ſo eben in König Josephs Miniſterium geſehen haben, als geheime Räthe beigegeben. Zu den übrigen Miniſterſtellen hatte man auch ſonſt noch mehrere ausgezeichnete Männer ernannt, die indeß in der allgemeinen Anarchie wenig Nützliches bewirken konnten. Den Franciſko Saavedra, welcher in frühern Zeiten Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geweſen, erhielt das Departement der Finanzen; Don Antonio Valdes, das der Marine, dem er ehemals ſchon, wiewohl nicht mit vielem Ruhme, vorgeſtanden hatte, und der Generallieutnant, Don Gregorio de la Cueſta, wurde Kriegsminiſter. Lezterer galt in Spanien für einen ausgezeichneten Offizier, hatte als Generalkapitain von Altkaſtilien dieſe Provinz inſurgirt, ſich gleich zu Anfang, obgleich immer unglücklich, mit den Franzoſen gemeſſen, und wurde wohl hauptſächlich Altersweqen zu jener Stelle berufen. Dieſem Miniſterium ſtand die Centraljunta zur Seite, welche die ſouveraine beſchließende Gewalt beſaß, und aus den verſchiedenſten Köpfen zuſammengeſezt war. Das nächſte Ziel aller Beſtrebungen mußte natürlich der Widerſtand ſeyn, welchen man den Franzoſen entgegen ſetzen konnte; allein die revolutionaire Stimmung der Nation überhaupt erkannte ſich nur zu bald in der Rolle, welche ihre Stellvertreter ſpielten. Ob man gleich für Ferdinand VII. beſchloß, und für ihn kampfte, ſo fing man doch an, von veränderten Regierungsformen zu reden, und der Nationalrepräſentation auch für die Zukunft ein Gewicht geben zu wollen, das ſich nicht mit der bisherigen Verfaſſung vereinigen ließ. Die Dekrete trugen einen Karakter von Leidenſchaftlichkeit, der das Schlimmſte verkundete, und, für den Fall, da der Widerſtand gegen Frankreich glücklich endigte, nur den Anfang von Revolutionsraſereien verrieth, deren Beendigung ſchwer, und deren Reſultat nie den Opfern, die ſie gekoſtet, angemeſſen iſt.

Zuverläßig kam nun Alles darauf an, die, auf allen Punkten von Spanien vereinzelten, und ſehr oft durch bloße Abentheurer, und durch völlig verworfene Menſchen gebildeten, Inſurrektionsköpfe unter ſich in Verbindung zu ſetzen, um mit Einheit wirken zu können. Die Menſchen, welche ſich an die Spitze jener einzelnen Haufen geſtellt hatten, fingen bereits an, den Gegenden, wo ſie ſtanden, zur Laſt zu werden. Sie miſchten ſich in alle Zweige der Adminiſtration, ſtrebten, ſich auf Koſten der Provinzen zu bereichern, und wollten ſich lange nicht zur Subordination unter höherm Befehle verſtehn. Die Ernennung eines Generaliſſimus für die ſämmtliche ſpaniſche Inſurrektionsmaſſe fand indeß die meiſten Schwierigkeiten. Die ſüdlichen Provinzen waren für den Generallieutenant, Don Franzisko Xavier Caſtannos, welcher bisher das Lager vor Gibraltar kommandiert, und durch Düponts Niederlage hohen militairiſchen Ruhm erworben hatte. Die Ausdehnung ſeiner Macht wurde aber durch die aragoniſche Oppoſition gehindert, welche eine Art von Terrorismus ausübte, und ihren General, Palafox, einen, bis auf ſeine ſinnloſe Hartnäckigkeit völlig unbedeutenden, Menſchen, keinem andern Heerführer untergeordnet wiſſen wollte. So wurde man endlich dahin einig, daß Caſtannos zum Obergeneral der Armeen von Andaluſien, Caſtilien, Valencia und Extremadura erwählt wurde, und die Generale Palafox und Romana vereinigt mit ihm fechten ſollten. Letzterer hatte mehrere ſpaniſche Regimenter von den Ufern der Oſtſee her auf engliſchen Schiffen in die Häfen von Galizien und Aſturien geworfen, und das Inſurgentenkorps des Brigadiers, Don Joaquin Blake, an ſich gezogen, welcher unter ihm diente. Die Inſurrektion in Katalonien wurde von einem General Vives geleitet, welcher beim Ausbruch des Kriegs, ſo viel uns bekannt iſt, Obriſt-Lieutenant und Kommandant des erſten leichten Linieninfanterieregiments, Katalonien, geweſen war.

Mit dieſen Generalen, mit der Hülfe der verſchiedenen Madonnen und Heiligen, welche durch die Mönche redſelig gemacht worden waren, und einem Dekret zu einer Truppenaushebung von 800,000 Mann, das die Centraljunta erließ, wähnten ſich die Spanier unüberwindlich. Überall wurde der größte Enthuſiasmus laut, und die ruhigen Bürger ſahen ſich natürlich genöthigt, ihre wahren Geſinnungen zu verbergen. Man errichtete ein eigenes Tribunal, das über die Treue und die Geſinnungen derſelben in Bezug auf Frankreich wachen ſollte. Die größten Opfer aller Art wurden beſchloſſen. Die Geiſtlichkeit willigte ſogar in die Einſchmelzung des koſtbarſten Kirchengeräths und in die Eingreifung ihrer Einkünfte. Der Landmann verließ ſeine, vom Herbſtſegen ſchwere, Felder; die Weiber feuerten ihre Männer und Söhne ſelbſt zur Tapferkeit an, und die ſpaniſche Nation ſtellte wirklich ein ſeltenes Muſter großer ungezwungener Anſtrengungen dar, wie ſie nicht leicht einer vernünftigen Sache zu Theil werden. Man ließ ſich in Unterhandlungen mit auswärtigen Staaten ein, welche Englands Syſtem anhingen, machte Frieden mit Schweden, negozierte insgeheim mit dem Hofe in Wien, und warf den Saamen der Revolution ſogar nach Amerika hinüber, wo er freilich ſchon lang, auf eigenem Boden erzeugt, Wurzel geſchlagen hatte.

Die franzöſiſche Armee hatte ſich um dieſe Zeit in Biskaja und Navarra konzentrirt. Man war gewohnt, ſie ſonſt immer offenſiv agiren zu ſehen, und ihre anſcheinende Unthätigkeit befeuerte die Spanier mit friſchem Muthe. Was blos das Werk kalter Beſonnenheit war, wurde für eine Folge der Unmacht und Niedergeſchlagenheit angeſehen. Die Gerüchte, womit die Spanier unterhalten wurden, waren natürlich im höchſten Grad übertrieben; aber die Wahrheit ſelbſt war von der Art, daß ſie die Spannung, welche auf dem ganzen feſten Lande zu herrſchen anfing, nicht verbergen konnte. Die Kriegsoperationen der Franzoſen in Dänemark waren durch den Abfall des Marquis de la Romana und die Flucht ſeiner Truppen unterbrochen worden. Rußland ſetzte den Krieg gegen Schweden nicht mit ſehr ausgezeichnetem Glücke fort, ſchien aber dennoch immer tiefer in Frankreichs Syſtem einzugehn. In Konſtantinopel verdrang eine Revolution die andere, und die Anarchie begünſtigte die Zulaſſung fremden Einfluſſes nur deſto leichter, da ſeiner ſchwachen, oder noch nicht hinlänglich befeſtigten, Parthei jede Stütze willkommen iſt. Die Einwirkung Englands auf den Divan verrieth ſich von Tag zu Tage mehr, ſein Verhältniß zum Kabinet von Petersburg wurde immer unheilbarer, und Rußland mochte wohl manchem kurzſichtigen Politiker an der Oſtſee und am ſchwarzen Meere zu beſchäftigt ſcheinen, als daß deſſen Allianz mit Frankreich in ſeinen Augen von großem Gewicht war. Öſterreich hatte ſeine Verluſte durch den Preßburger Frieden, oder vielleicht überhaupt ſein altes Rachgefühl nicht vergeſſen, und wartete nur auf eine gute Gelegenheit, aufs Neue loszuſchlagen, um ſeine Schäden wieder zu heilen. Hierbei wirkte der engliſche Einfluß durch die kühnſten Intriquen wohl am allermeiſten, und der Wiener Hof gab um die Zeit, da die ſpaniſchen Angelegenheiten am verwikkeltſten ſchienen, Befehle in ſeinem Innern, welche die anſehnlichſte Bewaffnung zum Zwecke hatten, und die Militairmacht ſeines Staates zu einer Ausdehnung brachten, die ſie nie gehabt hatte, und auch kaum in die Länge behaupten könnte. Schon im Juli war daher von der wachſamen franzöſiſchen Regierung das Anſuchen an die Fürſten des rheiniſchen Bundes ergangen, ihre Kontingente bereit zu halten. Die Negoziationen zwiſchen den Kabinetten der Thuilerien und von Wien wurden ſehr lebhaft, und ſchienen, wenn ſie auch gleich einen friedlichen Gang nahmen, dennoch keine dauernde Sicherheit zu verſprechen. Indeß hatte ſich Öſterreich dennoch gefallen laſſen, den König Joſeph auf dem Thron von Spanien und Indien anzuerkennen, und das Verhältniß Frankreichs zu Rußland mochte ihm wohl zu feſt gegründet dünken, um in dieſem Augenblick etwas zu unternehmen, da der Kaiſer Napoleon überdieß ſehr anſehnliche Streitkräfte, die ſich eben ſo leicht nach Deutſchland wenden konnten, für ſeinen ſpaniſchen Feldzug vorbereitete.

Der franzöſiſche Kaiſer, welcher durch ſeine lange Siegsgewohnheit nie unvorſichtig geworden iſt, ſchätzte Öſtreichs Geſinnungen nach ihrem ganzen Werth. Er wollte daher ſeinen Feldzug in Spanien nicht eröffnen, ohne der Ruhe des Kontinents zuvor verſichert zu ſeyn, und dieſe Verſicherung mußte ihm die Zuſammenkunft geben, welche er zu Ende Septembers mit Kaiſer **Alexander** in Erfurt veranſtaltete. Dieſes, ewig denkwürdige, Ereigniß vereinigte alle, dem neuen Kontinentalſyſtem aufrichtig ergebene, Fürſten von Europa in den Mauern eines kleinen, deutſchen Städtchens, und gab einem Bündniß ſeine Entſtehung, das bis jezt zwar nicht in ſeinem ganzen Umfang ausgeſprochen worden iſt, aber reich an wichtigen Folgen für die Zukunft ſeyn darf.

Nur wenige Tage hatte dieſes große Geſchäft dem Kaiſer **Napoleon** gekoſtet. Verſichert von der Anhänglichkeit ſeiner Verbündeten, und ſelbſt von Öſterreichs friedlichen Geſinnungen durch eigenhändige Briefe Kaiſers **Franz** überzeugt, kehrte er wieder nach Frankreich zurück. Seiner Abreiſe nach Spanien ging jezt nur noch die Eröffnung der Sitzungen des geſetzgebenden Körpers voran, und in ſeiner, bei dieſer Gelegenheit gehaltenen Rede, ſprach er bereits das Schickſal Spaniens mit der ihm eigenen Beſtimmtheit in den Worten aus: „Ich reiſe in wenigen Tagen ab, mich ſelbſt an die Spitze meiner Armee zu ſtellen, mit der Hülfe Gottes den König von Spanien in Madrid zu krönen, und meine Adler auf den Forts von Liſſabon aufzupflanzen.“

Die franzöſiſche Armee in Spanien hatte ſich, wie wir geſehen, nach Düponts Niederlage hinter den Ebro zurückgezogen, und ſich völlig auf die Defenſive geſetzt. Sie war bei der Beſetzung ihrer neuen Stellungen gar nicht von den Inſurgenten beunruhigt worden, und dehnte ſich in einer Linie aus, die ſpäterhin noch mehr zuſammengezogen wurde. Ihr Centrum, welches der König Joſeph ſelbſt mit den Herzogen von Elchingen und Rovigo kommandirte, ſtand in Miranda, und hatte die beiden Ufer des Ebro und die Gebirgsſchluchten von Biskaya beſetzt. Der linke Flügel dehnte ſich an dem genannten Fluſſe unter dem Herzog von Conegliano über Logrenno und Tudela bis in die Nähe von Saragoſſa. Der rechte Flügel wurde von dem Herzog von Iſtrien befehligt, und durchſchnitt das nördliche Kaſtilien, über Pancorbo und Burgos hin, beinah bis an den Piſuerga. In Katalonien war indeß nichts Bedeutendes vorgefallen. Die Ereigniſſe daſelbſt brachten Barcelona blos in Gefahr, ohne ſeinen Verluſt ſelbſt zu bewirken. Dieſe Stadt befand ſich nun völlig eingeſchloſſen, indem die Inſurgenten auf der einen Seite derſelben die vortheilhafteſte Stellung am Lobregat, und auf der andern die Stadt Gerona inne hatten. Verſchiedene Verſuche, welche General Duhesme gegen ſie gemacht, waren ihm freilich mißlungen, und die Verproviantirung des Platzes hatte ſich nur mit großen Schwierigkeiten bewerkſtelligt. Es war aber das Eigenthümliche von Kaiſer Napoleons Operationsplan, wodurch er ſich von den meiſten frühern

Unternehmungen der Franzoſen an den Pyrenäen unterſchied, daß er den Krieg mit dem Schwerſten begann, und nicht auf der Seite von Katalonien, ſondern von Biskaya aus in Spanien einzudringen ſuchte.

Die Stellung, in welcher ſich die Hauptarmee befand, war, wie man eben geſehen, von der Art, daß ſie ſich jeden Augenblick auf welche Seite ſie immer wollte, wenden konnte. Durch das Zunehmen der Inſurrektion in Galizien und Aſturien wurde indeß der rechte Flügel bald bedroht, und es gelang dem General Blake wirklich, ſich den 10. September Bilbao's zu bemächtigen. Der Zweck dieſer Unternehmung war geweſen, die Franzoſen zu nöthigen, ihre Stellung am Ebro aufzugeben. Indeß konnten ſich die Inſurgenten nicht lange in dieſer Stadt behaupten, indem der Herzog von Elchingen zehen Tage nachher vor ihr erſchien, und der General Mouton zugleich nach Laredo marſchierte, um dem Feind den Rückzug nach Aſturien abzuſchneiden. Darauf ließ es aber Blake nicht ankommen. Er verließ Bilbao am 26ten wieder, retirirte ſich glücklich in die genannte Provinz, und verſtärkte ſich daſelbſt durch neue Truppen, welche indeß organiſirt worden waren.

Während Blake's Unternehmung auf Bilbao, hatten ſich die Inſurgenten dem rechten Flügel der Franzoſen auf der Fronte genähert. Ohne ſich in ein Haupttreffen einzulaſſen, beſtrebten ſie ſich die Vortheile des Terrains und die Einverſtändniſſe mit den Beiwohnern deſſelben zu Nutze zu machen, und verſuchten es mehreremale, die Franzoſen zu umgehen, und von Frankreich abzuſchneiden. Dieſe waren wirklich nicht ſtark genug, um ihre Poſitionen zu gleicher Zeit gegen die unruhigen Einwohner des Landes, und die andringenden Feinde mit Sicherheit zu behaupten. Während Palafox ihnen auf ihrem linken Flügel immer gefährlicher wurde, und die Hauptarmee unter Kaſtannos ſich dem Ebro ſelbſt näherte, drang Blake aufs Neue mit 25 — 30000 Mann gegen Bilbao vor, und die Franzoſen hatten auf ihrem linken Flügel eine zu anſehnliche Macht nöthig, um den Angriff auf allen Punkten ihrer, noch ziemlich ausgebreiteten, Linie abzuwehren. **Romana** hatte ſich mit dem ebengenannten Inſurgentengeneral vereinigt, und Bilbao wirklich wieder genommen, indem der General **Merle**, um Verſtärkungen an ſich zu ziehn, nach Durango zurückgezogen war. Ein Hauptangriff wurde auf den linken Flügel gegen die Gränze von Navarra gemacht, der Herzog von **Conegliano** verlor ſeine Stellung am Ebro durch den Verluſt von Viana, Logronno und Calahorra, war einige Tage von ſeinem Stützpunkt Pamplona und dem Centrum der Hauptarmee abgeſchnitten, und dürfte wohl das Schlimmſte erfahren haben, wenn die Inſurgenten auf den übrigen Punkten eben ſo glücklich geweſen wären. Indeß war dadurch wirklich die größere Konzentrirung der franzöſiſchen Truppen nöthig gemacht werden, welche indeß nur kurze Zeit dauerte, und im folgenden Buch, die eigentliche Eröffnung des Feldzugs bilden wird.

Drittes Buch.

Der Kaiſer von Frankreich hatte ſeinen Feldzug nach Spanien nicht übereilt. Die Vorbereitungen für denſelben waren mit der, ihm gewöhnlichen, Vorſicht gemacht worden, und die Reiſe nach Erfurt hatte ſeine Eröffnung nicht verzögert, ſondern, ſo wichtig das Reſultat derſelben auch für die nachdrücklichſte Thätigkeit ſeyn mochte, ſie nur auf den Zeitpunkt hingeleitet, in welchem ein Krieg in dieſem Lande am Beſten geführt werden konnte. Für dieſe Zeit erkannte Napoleon das Spätjahr. Die brennende Sommerhitze war jetzt vorüber, die Vorräthe von Getreide und Wein hatten ſich gefüllt, und man konnte mit einiger Sicherheit auf anhaltendes trockenes Wetter rechnen. Freilich haben ihn dergleichen Rückſichten bei ſeinen übrigen Feldzügen ſelten geleitet; indem er bei ihnen mehr auf Ueberraſchung rechnete, welche die gewöhnlichen Kalkuls umgehen muß. Hier war es anders. Vielleicht mochten ihn ſelbſt politiſche Rückſichten leiten, und wollte er die Spanier zuvor die Erſtlinge ihrer geſammten Kraft ſammeln laſſen, um, nach ſeiner Weiſe, durch einen großen Schlag die langen, verderblichen, kleinen Kämpfe zu endigen. Vielleicht war es ihm erwünſcht, die Engländer erſt tiefer in die ſpaniſchen Angelegenheiten eingehen zu laſſen, um ihnen mit deren Beendigung einen neuen Nachtheil zuzufügen. Auch mochte er gerne die Entwickelung des Geiſtes der Spanier und ihrer Führer abwarten wollen, entweder, um ſeine Plane deſto ſicherer anzulegen, oder, weil er von innerem Zwieſpalt einen leichteren, und darum minder blutigen, Sieg erwartete. Nach einem ruhmwürdigen, militairiſchen Reſultat ſtrebte er hier nicht. Er hatte zu viele Lorbeeren in heißeren Kämpfen errungen, als daß ein Bauernkrieg ſie noch verſchönern konnte, und man hatte daher in Frankreich lange gezweifelt, ob er ſelbſt zur Armee gehen würde. So war es ihm aber nur um eine ſchnelle Beendigung zu thun, und, um mit ſeiner gewöhnlichen

Blitzesſchnelle agiren zu können, waren gerade in Spanien mehr Vorbereitungen nöthig, als in den meiſten andern Ländern erfordert werden dürften.

Seine Armee ſtand jetzt in den Gebirgsländern des nördlichen Spaniens, die, wenn gleich die bevölkertſten und die am beſten bebauten, dennoch die unfruchtbarſten ſind. Die Nähe der herrlichen Pyrenäendepartements ließ freilich keinen Mangel fürchten; aber die Schwierigkeit beſtand in den Transporten, welche auf dem Fuhrwerk des Landes beinahe unmöglich waren, da es nur aus kleinen, mit Ochſen beſpannten Karren, beſtand, die ſich auf zwo hölzernen Scheiben bewegen, und den raſchen Bewegungen der Armee nicht folgen konnten. Die erſte Anſtalt des Kaiſers war daher die Verproviantirung ſeiner Truppen geweſen, und zu dieſem Zweck hatte er ſchon früher den Befehl zur Verfertigung von ſechs tauſend Wägen à la Marlborough gegeben, welche völlig für ſeine Abſicht paßten, und gleichſam eine Anzahl beweglicher Magazine bildeten, die für mehrere Monate hinreichten. Eine andere, völlig lokale, Anſtalt von ihm, war die Errichtung mehrerer Korps von Bergjägern, die aus den Bewohnern der Pyrenäendepartements gezogen wurden, und durch ihre Jagdgewohnheit und Gebirgskenntniß, ſo wie durch die Aehnlichkeit ihres Karakters, ihrer Lebensweiſe und ihrer Sprache mit den Spaniern, am beſten zu dem kleinen Krieg in den Bergen von Biskaya und Aſturien paßten, und eine Mannſchaft von mehreren Tauſenden entſchloſſener Menſchen ausmachten. Zugleich waren alle wichtigen Poſitionen, die man inne hatte, aufs beſte befeſtigt, war die Armee ſelbſt aufs anſehnlichſte verſtärkt, und waren beſonders die ausgezeichnetſten Generale zu ihrer Führung berufen worden. Alles dieſes befand ſich auf dem Punkt, deſſen der Kaiſer zu bedürfen glaubte, als er in den erſten Tagen des Novembers ſelbſt bei ſeinen Heeren erſchien.

Dieſe hätten ſich, wie wir geſehen, kurz zuvor in Biskaya und der weſtlichen Hälfte von

Navarra konzentrirt, und ſtanden in einer Stärke zwiſchen den Gebirgen, von welcher die Inſurgenten wohl nicht hinlänglich unterrichtet waren. Sie waren bis jetzt völlig in der Defenſive geblieben, und mochten erſt von Erfurt aus die Befehle zu einem entgegengeſetzten Syſtem erhalten haben. Gegen den 25. Oktober hin, während der Kaiſer in Paris die Sitzungen des geſetzgebenden Körpers eröffnete, begann die Ausdehnung der Armee auf die Punkte, auf welchen ſie der Kaiſer finden wollte. Auſſer dem, um Barcelona ſich verſammelnden Obſervationskorps des Generals Gouvion St. Cyr, beſtand ſie in ſieben großen Armeekorps, von denen mehrere noch im Entſtehen waren, und dehnte ſich von den öſtlichen Gränzen Navarra's über den Ebro hin nach Pancorbo, wo ſie einen Winkel bildete, deſſen Linie ſich von hier nordwärts bis gegen Ordunna zog. Das Centrum unter den Herzogen von Iſtrien (Beſſieres, mit dem Hauptquartier in Miranda) und von Elchingen (Hauptquartier in La Guardia) hatte den Ebro, ſo lang er Biskaya's Gränze machte, inne. Der linke Flügel unter dem Herzog von Conegliano, ſtreckte ſich beinah bis an die Gebirge, welche Navarra auf der Oſtſeite von Arragonien ſcheiden, ſtützte ſich auf Pamblona, und hatte ſein Hauptquartier zu Tafalla. Der rechte Flügel enthielt die, eben entſtehenden, Korps der Herzoge von Belluno (Viktor) und Dalmatien (Soult), ſtieg an den Weſtgränzen von Biskaya gegen den Golf von Gaskogne empor, und agirte, in Vereinigung mit dem Reſervekorps unter dem Herzog von Danzig, das von Durango aus auf Bilbao marſchierte.

Die Hauptmacht der Inſurgenten hatte ſich auf den ſüdlichen Gränzen von Navarra bis in die Mitte von Kaſtilien ausgedehnt, und befand ſich im Beſitz mehrerer Hauptpoſten am Ebro. Sie ſtand unter den Befehlen des Generals Kaſtannos, und lehnte ſich über Tudela hin an ihren rechten Flügel, welcher Arragonien unter Palafox deckte, und mit ihr in

Navarra vordringen ſollte. Der linke verband ſich unter dem Marquis de la Romana durch die Gebirge der Montana herab, über Villarcayo mit dem Centrum, hatte die Beſtimmung, an den Ufern des Golfs von Biskaya zu agiren, und die Franzoſen von Weſten her von Frankreich abzuſchneiden, was die Hauptmacht in Verbindung mit dem rechten Flügel von Oſten thun ſollte. Jedes dieſer drei Korps war ungefähr 60,000 Mann ſtark, und alle zuſammen hatten ſomit eine entſchiedene Truppenüberlegenheit über ihre Gegner.

Dieſen Planen zufolge, drang das Centrum der Spanier, über Viana und Lerin, auf den linken Flügel der Franzoſen vor, während de la Romana von Bilbao aus mit Macht gegen Durango vordrückte. Beide Unternehmungen mißlangen völlig. Der Widerſtand der Franzoſen hatte ſich plötzlich in die entſchiedenſte Offenſive verwandelt. Der Herzog von Conegliano ſchlug die Inſurgenten zu gleicher Zeit mit dem Herzog von Elchingen im Süden von Navarra; die Eroberung von Logronno, und der wichtige Übergang über den Ebro, der ſich bei dieſer Stadt befand, waren das Reſultat dieſes Sieges auf dem linken Flügel. Noch wichtigere Vortheile erfocht der Herzog von Danzig über den linken Flügel der Spanier. Dieſe hatten bei Durango ſo lang den heftigſten Widerſtand durch die Diviſion Merle erfahren, bis jener Marſchall mit ſeinem ganzen Korps herbeigeeilt war, ſie den 31. Okt. auf allen Punkten warf, und über Bilbao gegen Guenes vordrang, wo Romana eine feſte Stellung auf den Anhöhen genommen hatte. Sie ſicherte ihn indeſſen nicht. Er wurde völlig geſchlagen, und befand ſich in der größten Gefahr, durch den Herzog v. Belluno (Viktor), welcher gegen Espinoſa vordrang, von dem Centrum abgeſchnitten zu werden. Die Gebirge allein waren die Rettung der völlig zerſtreuten Inſurgenten.

Um dieſe Zeit (d. 5ten November) war der Kaiſer Napoleon in Vitoria angekommen, und nun eröffnete ſich der Feldzug mit aller Raſchheit und den ungeheuren Erfolgen, von denen jeder ſeiner Kriege immer neue, bewunderns würdigere, Beiſpiele liefert. Während in Katalonien die Feſtung Roſas von den Generalen Reille und Pine berennt wurde, drang das Centrum der franzöſiſchen Armee in Kaſtilien ein. Der Herzog von Iſtrien hatte ſein Kommando dem Herzog von Dalmazien übergeben, und war an die Spitze der Kavallerie getreten, durch welche der Feind in der entſcheidenden Schlacht bei Burgos (den 10.) überflügelt wurde, während ihn der Herzog v. Dalmatien in der Fronte bedrängte. Dieſem Siege war ein hitziges Treffen, bei Gamonas, voran gegangen, wo der größte Theil der Armee von Extremadura unter einer Batterie von dreiſig Kanonen aufgeſtellt war. Beide Niederlagen eröffneten den Franzoſen die Ebenen von Kaſtilien bis an den Duero hin, und ſchnitten das Centrum der Inſurgenten völlig von ihrem linken Flügel ab. Die Stadt Burgos wurde das Opfer des blutigen Kampfs. Die Sieger bedeckten ſie mit Todten, machten eine Menge Gefangener, fanden eine zahlreiche Artillerie und ſonſtige unermeßliche Beute. Die große franzöſiſche Linie drehte ſich nun, wie durch einen Zauberſchlag, ſtatt von Süd-Weſt nach Nord-Weſt, von Nord-Oſt nach Süd-Weſten.

Während dieſen Ereigniſſen war der linke Flügel der Franzöſen ruhig auf der Gränze von Navarra am Ebro ſtehen geblieben, indem der Operationsplan des Kaiſers ſich mit der Zernichtung der Nordarmee und der von Extremadura, und mit der Unthätigkeit eröffnete, in die er das Centrum der Spanier mit ihrem rechten Flügel zu verſetzen verſtand. Nun aber, nach dem vollſtändigen Sieg über die Armee von Extremadura und Romana's Truppen, konnte ſich die Hauptmacht des Kaiſers gegen das Centrum der Feinde wenden, und ſchon am 16ten war der Herzog von Iſtrien in Aranda. Der rechte Flügel der Franzoſen agirte jetzt völlig ungehindert, und ſein Geſchäft beſtand zunächſt nur in der Verfolgung des ſchon geſchlagenen Feindes. Die Herzoge von Danzig und Belluno drangen daher nordweſtlich, trieben die galiziſch-aſturiſche Armee, jener in der Richtung von Villarcayo, und dieſer von Eſpinoſa vor ſich her, und ſchlugen ſie (den 10. und 11.) vollſtändig bei letzt genannter Stadt. Nach dieſer Niederlage verſuchte es Blake auf der Straße von Reynoſa zu entfliehen; aber er fand hier bereits den Herzog von Dalmazien, der ihm keinen andern Ausweg als zerſtreute Flucht in die aſturiſchen Gebirge, übrig ließ. Nicht beſſer erging es de la Romana ſelbſt, der ſich mit einigen tauſend Mann an die Küſte von Sant-Ander geworfen, von da ſchmählich entfliehen, und den Herzog von Dalmazien ungehindert in dieſe Stadt einziehen laſſen mußte. Große, hier aufgehäufte Vorräthe aller Art, und die Unterjochung der Provinz La Montana mit ihren wichtigen Häfen, waren die Reſultate dieſer glänzenden Erfolge des rechten Flügels der franzöſiſchen Armee.

Indeſſen war ihr linker Flügel durch ein neues Armeekorps unter dem Herzog v. **Montebello** (**Lannes**) durch deſſen Vereinigung mit ihm auf der Brücke von Lodoſa, anſehnlich verſtärkt, und zu nachdrücklichem Angriff in den Stand geſetzt worden. Durch ſeine ſüdliche Wendung ſchloß ſich das Centrum näher an denſelben an, und nun erſt galt es der Hauptmacht der Spanier, welche noch bei Lodoſa, Calaherra und Tudela an Arragoniens Gränze ſtand, und ihre Verbindung mit Madrid durch eine anſehnliche Reſerve erhielt, die in dem wichtigen Paß von Semoſierra aufgeſtellt war. Durch verſchiedene Bewegungen, welche der Herzog von **Conegliano** an dem Ebro gemacht, hatten ſich die Inſurgenten zur Hoffnung, die Franzoſen zu umgehn, ſie von Pampelona abzuſchneiden, und ihnen von Navarra aus in den Rücken zu kommen, verführen laſſen, und während ſich dieſe daher an den Ebro zogen, um die Verbindung ihres linken Flügels mit dem Centrum herzuſtellen, dehnte ſich **Pa-**

lafox wirklich in Navarra, und bis ganz in der Nähe genannter Feſtung aus. Aber die Eroberung der wichtigen Poſten von Logronno und Lodoſa am Ebro, und der Übergang über dieſen Fluß bei letzter Stadt, zertrümmerte jene Hoffnung beinah ſo ſchnell, als ſie entſtanden war, und nöthigte die Spanier ſich bei Tudela zu konzentriren. In einer Schlachtordnung, die die Unkenntniß ihrer Generale aufs deutlichſte an den Tag legte, wurden ſie hier, (den 23. Nov.) 45000 Mann ſtark, angegriffen, und völlig geſchlagen. Ihr linker Flügel, unter Palafox, war zuerſt gewichen, und floh in der Richtung nach Saragoſſa. Die Hauptmacht warf ſich auf die Straße von Agreda, und wäre, von dem Herzog von Belluno verfolgt, völlig verloren geweſen, wenn es dem Herzog von Elchingen möglich geweſen, den 23. wie es der Kaiſer angeordnet hatte, in Agreda zu ſeyn. So entrannen die Trümmer von Kaſtannos Armee blos durch einen glücklichen Zufall nach Guadalaxara. Palafox erreichte Saragoſſa, wiewohl unaufhörlich verfolgt von Conegliano, und ſpäter auch von Elchingen. Den Franzoſen ſtand nun zum Marſche auf Madrid kein Hinderniß mehr entgegen, als die Engpäſſe von Somoſierra und Guadarrama.

In Zeit von zwanzig Tagen war demnach die ganze ſpaniſche Hauptmacht von 180,000 Mann, welche aus einem großen Theil von Linientruppen beſtand, zertrümmert worden. Die außerordentlichen Manövres des Kaiſers hatten die drei Schlachten von Eſpinoſa, Burgos und Tudela herbeigeführt. Durch die Tapferkeit ſeiner Truppen wurden ſie zu ſeinem Vortheil entſchieden, und 80,000 Gefangene, ungeheure Vorräthe von Artillerie, Munition und Proviant waren die glänzenden Reſultate dieſer wichtigen Tage. Überall, wo es die Unerfahrenheit der ſpaniſchen Generale nicht ſelbſt verhinderte, war mit der größten Leidenſchaftlichkeit gefochten worden; aber die Siege koſteten die Franzoſen dennoch weit geringere Mühe, als die Verfolgung derſelben. Die Straſſen, auf welchen man marſchierte, waren meiſt nur elende Landwege. Wo man hinkam, fand man das Land verödet, die Bewohner entflohn, und die Vorräthe leer. Blos durch Schwierigkeiten der Art war die Bewegung des Herzogs von Elchingen in Soria aufgehalten werden. Nach den unſäglichſten Strapazen mußte er ſeinen Truppen die kleine Raſt gönnen, welche die Trümmer von Kaſtannos Armee gerettet hat.

Nach ſolchen Erfolgen konnten die beiden Päſſe von Guadarrama und Somoſierra, welche den Weg nach Madrid noch verſchloſſen, nicht mehr für große Schwierigkeiten angeſehen werden. Indeß waren ſie ſehr ſtark befeſtigt, und mit völlig friſchen Truppen hinlänglich beſetzt. Auch ließ man ſichs auf letzterem Poſten, welcher für unüberwindlich galt, nicht einfallen, daß hier der Angriff geſchehen würde. Aber gerade die Schwierigkeit beſtimmte den Kaiſer zum Entſchluß, ihn zu nehmen, welcher den 30.

Nov. glücklich ausgeführt wurde. Die 13000 Mann, die ihn vertheidigten, erfuhren nach einem kurzen, aber hitzigen Widerſtand, das Schickſal der Hauptarmee. 16 Kanonen, welche den Paß beſtrichen, hatten die polniſche Reiterei von der kaiſerlichen Garde nicht aufzuhalten vermocht. Mit außerordentlicher Tapferkeit war ſie, während ein anderer Theil der Franzoſen ſich auf den Seiten über die Anhöhen näherte, gerade gegen die Feuerſchlünde vorgedrungen, und hatte dem Kaiſer durch den vollſtändigen Sieg die Straße nach Madrid gereinigt.

Nun lag alſo ganz Neu-Kaſtilien offen vor dem ſiegenden Heere, und das Hauptquartier des Kaiſers befand ſich am 2ten Dez. in S. Agoſtino, nur noch eine Tagreiſe von der Hauptſtadt entfernt. Jetzt erſt fing es an, den Bewohnern von Madrid klarer zu werden. Alle Niederlagen waren ihnen verſchwiegen worden, man hatte ſie unaufhörlich mit Siegesnachrichten getäuſcht, und ſogar während der Kaiſer in eigener Perſon die Umgegend rekognoszierte, zweiſelten noch Viele daran, daß er ſelbſt bei der Armee ſey. Und doch feierte er am folgenden Tage ſchon in San Martino, einer der Anhöhen, welche Madrid umgeben, den Jahrstag ſeiner Kaiſerkrönung und der Schlacht bei Auſterlitz, ſchloſſen ſeine Adler die Stadt beinah auf allen Seiten ein, und ertönte das Jubelgeſchrei der fröhlichen Sieger bis in ihre Straßen. Noch konnte ſich der ſpaniſche Stolz nicht in ſeine Demüthigung finden. Sechszigtauſend Mann ſtanden ihm unter den Waffen, beinah hundert Kanonen deckten die Hügel, auf welchen Madrid gelegen iſt, ſeine Thore und ſeine Mauren. Man hatte ſich zu einer förmlichen Belagerung angeſchickt, jedes Haus in eine kleine Feſtung, die Straßen und Plätze in bewaffnete Lager verwandelt, und war entſchloſſen, den Franzoſen jeden Schritt mit theurem Blute zu verkaufen. Alle dieſe Maasregeln waren durch eine Rotte terroriſtiſchen Pöbels erzwungen worden, deſſen Geſchrei ſchon früher die wichtigſten Berathſchlagungen beſtimmt hatte, und von deſſen Einfluß ſich, die, gewiß ſelbſt nicht ſehr gemäßigte, Central-junta, durch ihre Zurückziehung nach Aranjuez, nicht ganz zu befreien vermocht hatte. Solcher Übergewalt würdig war die Antwort, die der erſte Aufruf des Herzogs von Iſtrien, ſich zu ergeben, von der militairiſchen Junta erhielt, die die Zügel der Regierung in der Hauptſtadt ergriffen hatte. Selbſt nachdem bereits die Anhöhe von Buenretiro, welche innerhalb den Mauern der Stadt, von ihren beſten Quartieren nur durch den ſchmalen, öffentlichen Spaziergang del Prado abgeſondert, liegt, und Madrid völlig beherrſcht, genommen war, ſelbſt jezt noch gab es Wahnſinnige genug, welche von Widerſtand ſprachen. Die Friſt, die der Kaiſer bis auf den Morgen des 4ten geſtattete, reichte wirklich für die beſſern Bürger und die Vernünftigen überhaupt kaum zu, um die Menge für die Sache der Klugheit und Nothwendigkeit zu beſtimmen. Erſt nachdem jener bellende Volksauswurf freiwillig abgezogen war, wurde die Übergabe richtig, und hielt der Kaiſer ſeinen Einzug in Madrid.

So ſehr die Spanier in ihrem Haß gegen die Franzoſen ausgeſchweift, ſo ſehr hatten ſie es auch in den Beſorgniſſen von ihnen übertrieben. Die Einwohner von Madrid hatten ſich auf alle Weiſe gegen ihre Sieger, und am unverzeihlichſten an der Perſon des Kaiſers vergangen. Aber die Ordnung und Ruhe, womit die Beſitznahme der Stadt von ſtatten ging, würden dieſen Tag in den Kriegsbüchern ſchon auszeichnen, wenn er nicht noch in den Annalen der Geſchichte der Menſchheit ſich verherrlicht hätte. Was der ruhige Beſitzer der ſpaniſchen Kronen aus Schonung gegen einzelne Stände und Nationalvorurtheile in der neuen Konſtitution des Landes unvollendet gelaſſen, und wahrſcheinlich der Wirkung der Zeit hatte heimſtellen wollen, das große Reformationsgeſchäft einer aus Alter völlig verwelkten Nation, füllte die erſten Stunden des Eroberers aus. Noch an dieſem Tag, dem ewig unvergeßlichen vierten

Dezember 1808, erging eine Reihe von kaiſerlichen Beſchlüſſen, durch deren Inhalt die kühnſten Hoffnungen des Menſchenfreunds befriedigt wurden. Das erſte hob den lezten und anſehnlichſten Reſt der Inquiſitien in ihrem Vaterlande ſelbſt auf, gab die Freiheit der Gedanken los, und löſchte die gefährlichſte Fackel, welche dem Fanatismus jemals gelodert hat. Ein ſolches Ereigniß hätte ein anderes Jahrhundert allein unſterblich gemacht; aber im Thatenreichthum unſrer Zeit iſt ſolche Ehre einzelnen Tagen zu Theil geworden, und die Zukunft wird manchmal über das ſchwere Gewicht der Begebenheiten die wir geſehen, zuſammenſchaudern. Wie groß war das Wort, welches Napoleon einſt in der hohen Entſcheidungsſtunde unſers Jahrtauſends, am 9. November 1799 zu St. Cloud ausgeſprochen hat: „nichts im ganzen Umfang der Geſchichte gleicht dem Ende des achtzehenden Jahrhunderts; und nichts im Ende des achtzehenden Jahrhunderts gleicht dem gegenwärtigen

Augenblicke!" Aber war es nicht anwendbar am 4 Dezember 1808, da in wenigen Worten die lezten Geburten der vergangenen Barbarei erſtickt, und mit der Inquiſition zugleich die ſämmtlichen Rechte des Feudalweſens zerſtört wurden? Können wir neben ſolchen Ereigniſſen noch von der Gnade reden, womit der Kaiſer zugleich, mit Ausnahme weniger Menſchen, die allgemeine Amneſtie in einem Lande verkündigte, das ſeiner Nation noch eben ſo wehe gethan, deſſen Bewohner den Haß gegen die Franzoſen in ihren Nationalkarakter verflechten, das ſich gegen ihn ſelbſt aufs Gröbſte vergangen hatte? Kann es noch wichtig ſcheinen, wie der ſo lange unerhörte, Wunſch aller ſpaniſchen Patrioten, mit einemmale erfüllt, und das Mönchsweſen in die Schranken zurückgeſezt wurde, wo es bald ſelbſt dahin welkt? O wenn die Geiſter aufſteigen könnten aus ihren Grüften, wie laut würden die Manen der zahlloſen Märtyrer der Freiheit, der geſunden Vernunft und der Vaterlandsliebe, welche in Inquiſitionskerkern vermodert, oder in Kloſterzellen verſchmachtet ſind, für eine Zeit zeugen, die von ihren eigenen Kindern ſo wenig begriffen wurde? Wie können, würden ſie ausrufen, Launen des Nationalſtolzes, und Privatintereſſen einzelner Stände euch noch wichtig genug dünken, um eurem Eigenſinn die herrlichſten Gaben einer Nationalbildung, welche ihr noch nicht einmal verdient habt, aufzuopfern?

So mochte es jetzt wohl mancher Bewohner von Madrid bekennen, was er unter lärmendem Pöbel und geifernden Mönchen bisher tief in ſeine Bruſt verſchloſſen hatte! Es iſt kein Zweifel, daß die Reue und Folgſamkeit, welche die Hauptſtadt nun an den Tag legte, bei ihren beſſern Bürgern Sache der Ueberzeugung, und nicht des Zwanges war. Aber die Stimme der Wahrheit verbreitet ſich nur langſam, und ſelbſt jezt, da wir die Ereigniſſe dieſes Jahrs mit dem Aufenthalt Napoleons in Spanien ſchlieſſen können, müſſen wir erſt noch eine wichtige Waffenthat verfolgen, welche ſich an die Einnahme Madrids anſchloß, Wir haben es bisher unterlaſſen, die nähere Theilnahme der Engländer an den ſpaniſchen Angelegenheiten zu beobachten, weil die Geſchichte die Ereigniſſe unmöglich ſo mit einander vermiſchen kann, wie die Wirklichkeit. Dieſe Nation, welche ſchon lange her kein Mittel verſchmäht hat, ihr eigenes, dem Kontinent von Europa völlig fremdes, Intereſſe allen Staaten deſſelben aufzudringen, deren Regierungen entweder verblendet, oder verkäuflich genug waren, es bei ſich aufzunehmen, die Britten hätten mit innigem Vergnügen das Feuer der Empörung und Anarchie auflodern geſehen, und raſtlos neuen Brennſtof dazu getragen. Durch die Erfolge ihrer Waffen in Portugal waren ſie kühner, als je geworden. Ihre Regierung wagte nun, was ſie immer vermieden, ihre Truppen ſich mit den Franzoſen auf dem feſten Lande meſſen zu laſſen, und ſtellte eine anſehnlichere Landmacht in demſelben auf, als man in langen Jahren nicht geſehen hatte. Dieſen Anſtrengungen war auch der Operationsplan angemeſſen, welchen das engliſche Miniſterium ſeinen Generalen in Spanien vorgezeichnet hatte. Sie ſollten im Norden deſſelben agiren, und ihre vier Brigaden auf verſchiedenen Wegen am 15. November in Salamanca vereinigen. Drei derſelben marſchierten von Portugal aus, größtentheils über Badajoz (und nicht über Coimbra und Almeida, Abrantes und Ciudad Rodrigo, wie Anfangs aus Unkenntniß aller Schwierigkeiten der Transporte, entworfen war,), und die vierte, welche unter dem Generallieutenant Baird zu Corunna gelandet hatte, über Zamora nach dem genannten Vereinigungspunkt von Salamanca, wo Generallieutenant Moore das Oberkommando über die geſammte brittiſche Macht von 40,000 Mann übernehmen ſollte. Dieſes geſchah, und ſie dehnte ſich wirklich, ſtatt ſich in Kaſtilien zu konzentriren, und an die ſpaniſchen Heere anzuſchließen, unthätig auf der Straße von Lugo und Salamanca bis nach Valladolid herab. So ſtand ſie am 10. Nov. als ſich der Kaiſer in Burgos befand, und Jedermann erwartete, daß er von hier aus ſich nun gerade auf ſie losſtürzen würde. Die Engländer ſelbſt mochten dieß wohl erwartet haben, und die Spanier wünſchten es zuverläßig, indem Kaſtannos dadurch mit Palafox wieder freiere Hand erhalten, und den Franzoſen im Rücken hätte agiren können. Die wenigen Tage, welche Napoleon in Burgos zu zögern ſchien, benuzte er, die brittiſche Macht bei Valladolid rekognosziren zu laſſen. Er fand ſie noch nicht gehörig vereinigt, wie er es wünſchte, ſie konnten ſich bei ſeiner Annäherung noch mit Sicherheit über Almeida nach Liſſabon, und über Zamora nach Corunna zurückziehn. Um ſie daher deſto ſicherer in ſein Nez zu locken, ſchien er gar keine Kunde von ihnen zu nehmen, und ſeine Manövres blos gegen das Centrum und den rechten Flügel der Inſurgenten zu richten. Zu dieſem Geſchäft, und zur Erſtürmung des Paſſes von Somoſierra nahm er ſich zwanzig Tage, und es kam für ihn blos darauf an, die völlige Vereinigung der Engländer um zehen Tage zu verhindern, um ungeſtört von ihnen bis vor Madrid zu rücken. Er erreichte ſeine Abſicht durch die Bewegungen, welche er auf Valladolid, und am Seeufer hin auf Aſturien machen ließ. Jene Stadt wurde durch den Herzog von Danzig genommen, und der H. v. Dalmatien bedrohte von S. Vicente aus den Rückzug der Britten über Corunna. Dieſe Manövres hatten die Folge, daß ſich Gen. Baird, welcher ſchon in Aſtorga angelangt war, wieder nach Galizien zurückzog, die Engländer durch die anſcheinenden Plane der Franzoſen auf Leon unthätig gemacht, und die lezten Schläge gegen den Reſt der großen Inſurgentenarmee ohne Hinderniß ausgeführt werden konnten.

Die Trümmer der, bei Burgos geſchlagenen, Armee von Extremadura hatten ſich bei Aranda (am Duero), die von Romana, nach der Schlacht bei Espinoſa, in Leon wieder geſammelt. Ihre Vereinigung mit den Engländern war geſchehen, und für den Kaiſer ſomit der Zeitpunkt gekommen, dieſes Heer aufzureiben.

Kaſtannos und Palafox Schickſal, ſo wie die unerwartete Erſtürmung des Paſſes von Somoſierra, hatten jene Truppen mit Entſetzen erfüllt, und ſie dachten ſchon im Ernſte an einen Rückzug in die Gebirge von Galizien und Portugal, welches freilich nicht nach des Kaiſers Wunſch war. Dies wollte er verhindern, ſie durch neue Manövres verwickeln, bis er ſie ſelbſt erreichen, und mit einem Schlag zernichten konnte. Zu dieſem Zweck hatte der Herzog von Dalmatien Befehl erhalten, ſich den Gränzen von Leon zu nähern, während der Herzog von Danzig, zu Jedermanns Erſtaunen, die Straße nach Talavera de la Reyna einſchlug. Zwiſchen dieſen beiden Korps entſtand nun eine ungeheure Trennung, welche die unerfahrenen Engländer nothwendig in Verſuchung führen mußte. Einige Tagmärſche brachten ſie zu dem Korps des H. v. Dalmatien, deſſen Zerſtörung ihrer Uebermacht ein Leichtes ſeyn mußte. Dies war die Lockung, welche ihnen Napoleon vorgeworfen hatte. Die engliſche Armee ſezte wirkſich über den Duero, und jezt war der Zeitpunkt eingetroffen, den ihr fernblickender Feind erwartet hatte. Wie ein Sturmwind brach er den 20. Dezember von Madrid gegen den Paß von Guadarrama auf. Seine Beſteigung fand in dem ſchlechten Wetter, welches einfiel, Schwierigkeiten, die übrigens bald überwunden wurden. Indeß hemmten die elenden Wege und die austretenden Ströme die ſchnellen Bewegungen der Franzoſen wenigſtens ſo weit, daß ſie um zwei Tage ſpäter, als ohne dieſe Umſtände geſchehen wäre, in Medina de Rieſeco eintrafen, und die Engländer, welche auf die Nachricht der Annäherung des Kaiſers ſogleich umgekehrt waren, und vom Herzog v. Dalmatien verfolgt wurden, dieſen Ort noch früher erreichen konnten, ehe ihnen, durch ſeine Beſetzung, auch der Rückzug nach Corunna (den Weg nach Portugal hatten ſie bereits verloren) abgeſchnitten ward.

Verſchiedene Korps der Spanier wurden bei dieſer Gelegenheit noch von den Herzogen v. Iſtrien, Dalmatien u. Elchingen geſchlagen;

die Engländer ſelbſt aber zogen ſich mit ſolcher Eile zurück, daß ſie durch den Verluſt all' ihres Gepäcks, ihrer Magazine und ihrer Artillerie den größten Vorſprung vor den Franzoſen gewannen. Ihr Nachtrab wurde indeß den dritten in einer ſchönen Stellung, die er bei Prieros genommen, erreicht und geſchlagen. Dieſer Sieg führte den Franzoſen eine ganze ſpaniſche Diviſion, welche ſich hier mit den Engländern verbinden ſollte, in die Hände, und feuerte zu neuer, raſtloſer Verfolgung an. Der Paß von Piedra filla vermochte ihnen nicht zu widerſtehen. Verſchiedene Gefechte, beſonders das bei Elvina, vermehrten die Niederlagen der Feinde, und koſtete ſie unter andern einen ihrer bravſten Generale, Sir John Moore. Nur in der größten Unordnung und unter Verübung einer Menge Ausſchweifungen, welche unter dieſen Umſtänden gar nicht zu entſchuldigen ſind, erreichten ſie noch die Hafen von Corunna und Vigo, wo ſie ſich in größter Eile einſchifften, und die Franzoſen als Beſitzer von

Galizien, und beſonders der Arſenale von Ferrol, hinterließen, welche glücklicher Weiſe unangetaſtet geblieben waren.

Der Kaiſer ſelbſt hatte ſich, nachdem er das Schickſal der Engländer entſchieden ſah, nach Valladolid zurückbegeben. Die Angelegenheiten des Nordens machten ſeine Anweſenheit in Paris nöthig, wo er am 23. Jänner 1809 wieder glücklich ankam, nachdem er die Hauptmacht der Spanier und Engländer in Zeit von zween Monaten und in vier Schlachten völlig zertrümmert, den König Joſeph wieder in Madrid eingeſezt, und die wenigen Tage ſeines Aufenthalts in dieſer Stadt durch eine Reihe von Beſchlüſſen verewigt hatte, die allein ſchon jede Geſchichtsperiode auszeichnen könnten.

Viertes Buch.

Nach der Einnahme von Madrid hatten ſich die franzöſiſchen Adler über den ganzen Nordweſten Spaniens verbreitet. Von den Ufern des gaskegniſchen Meerbuſens bis nahe an die Wälder der Sierra Morena dehnten ſich die ſiegreichen Heere, im Weſten ſchon in das Herz von Portugal eingedrungen, und im Oſten nur noch durch den Ebro, wo er Arragoniens Gränze berührt, und durch die Gebirge der Provinz Cuenca beſchränkt, aus. Auch in Katalonien war durch den Fall der Feſtung Roſas (am 6 Dezember) dem ſiebenten Armeekorps freieres Feld eröffnet, die Verbindung zwiſchen St. Cyr und Duhesme in Barcelona wieder hergeſtellt, der Feind mehreremale, auf der Bergebene von Cardenon und am Ufer des Lobregat geſchlagen, und ſogar Taragona weggenommen worden. Da riefen die Angelegenheiten des Nordens den großen Führer der Franzoſen jenſeits der Pyrenäen, nachdem er eben die neue Epoche Spaniens durch ſeine großen, aus Madrid erlaſſenen, Reformsdekrete begründet hatte.

Ohne Zweifel hätte die ſchnelle Wendung der Dinge den Reſt der Nation über ihr künftiges Schickſal belehrt, wenn ihre Führer der

Menge nicht den wahren Stand derſelben verbergen hätten. Abſichtlich waren zwar die Kommunikationen nach allen Seiten offen gelaſſen werden, damit ſich die Kunde von der Einnahme der Hauptſtadt und den ihr vorangegangenen Siegen überall hin verbreiten konnte. Am wichtigſten war die Wirkung, die man ſich hiervon in Abſicht auf Arragonien verſprach, eine Provinz, die durch ihre geographiſche Lage, ihren Reichthum, ihrer Bewohner Zahl und Geiſt gleich wichtig war, und, nachdem ſie ſich gleich vom Anfang an ein eigenes Intereſſe gebildet hatte, ſich durch die Kühnheit ihres Haſſes gegen die Franzoſen, wie durch ihre Gleichgültigkeit gegen die Bourbons auszeichnete. Sie war der Sitz einer politiſchen Parthie, welche ſich nur im Widerſtand mit dem übrigen Spanien vereinigte, von ſeinem Reſultat hingegen ganz etwas Anderes hoffte, als blos Ferdinands Erhaltung auf ihrem Throne.

Arragonien iſt eine der fruchtbarſten Provinzen der Halbinſel, und neben Katalonien wohl die reichſte und kunſtfleißigſte. Ein ſchiffbarer Strom führt ihren Überfluß an die Küſten des mittelländiſchen Meeres, und bewäſſert, mit manchen kleinen Flüſſen, ihre Felder. Mehrere vortreffliche Straßen verbinden ſie mit den Nachbarprovinzen, und ſelbſt ein kühn gezogener Kanal erleichtert die Kommunikation, die im übrigen Spanien ſo ſelten und ſchwer iſt. Dieſes Land wird von einem Volke bewohnt, deſſen Karakter die lebenswertheſten Züge in einer Härte zeigt, welche nicht in das Zeitalter der Schlaffheit zu gehören ſcheint, und im Widerſpruch mit dieſer nur zu oft in Laſter ausartet. Darum denn auch, in Zeiten der Spannung, ſeine Klugheit immer in Mißtrauen, ſeine Beharrlichkeit in Eigenſinn, ſein Widerwillen in Haß, ſeine Anhänglichkeit in Enthuſiasmus, ſeine Religioſität in Fanatismus, und ſeine Freiheitsliebe in Zügelloſigkeit ausgeartet iſt. In der Eigenthümlichkeit und Selbſtſtändigkeit ihres Karakters waren die Arragonier auch unter der ganzen Herrſchaft der Bourbons allein dageſtanden. Nie hatten ſie ſich noch mit dem Joche, das ihnen Philipp V. aufgelegt, verſöhnt, und ſich nur murrend in das Schickſal ergeben, das ſie als eroberte Provinz mit dem Verluſte ihrer alten Verfaſſung und ihrer alten Freiheiten getroffen hatte.

In dieſem Umſtand liegt der Grund, warum ſich in Arragonien zuerſt die kühnſte Oppoſition, und ſo frühe ſchon eine Parthie gebildet hat, welche von Öſterreichs veralteten Anſprüchen an die ſpaniſche Krone redete. Hierzu wirkte noch theils die Erinnerung an die glänzenden Regierungen Karls V. und Philipps II., die nur gezwungen Arragoniens Verfaſſung geſchont hatten, theils die Abneigung gegen die Bourbons überhaupt, und noch mehr der Nationalhaß gegen die Franzoſen, der auf den Gränzen von zwo mächtigen Nationen immer ſtärkere Reibung findet, als im Binnenlande. Frühe ſchon waren dieſe Geſinnungen durch einen Führer zur That gerufen worden, der, in einer der älteſten und ausgebreitetſten Familien des

Landes geboren, Unerfahrenheit und Leidenſchaftlichkeit genug beſaß, die Menge mit ſeinem Enthuſiasmus dahin zu reißen, und dem klügern Ehrgeiz zum Werkzeug zu dienen. Reizbar und kriegeriſch, wie ſie waren, folgten die Arragonier willig Palafox Waffenruf, und begannen damit, den bisherigen Generalkapitain gefangen zu ſetzen. In Kurzem war eine bewaffnete Macht aufgeſtellt, die ihnen, auch ohne der übrigen Provinzen Beiſtand, offenbare Widerſetzlichkeit zu erlauben ſchien. Schon zu Anfang der Dynaſtieveränderung, ſelbſt ehe Napoleon noch den künftigen Herrſcher ernannt hatte, als er die Notabeln Spaniens zur Begründung einer neuen Verfaſſung nach Bayonne einlud, und unerachtet ſeine Heere durch einen großen Theil der Halbinſel verbreitet waren, im Juni 1808 ſchon hatte ſich Arragonien geweigert, ſeine Deputirten dahin abzuſchicken. Der rauhen Antwort der Arragonier war Sanftmuth entgegen geſetzt worden. Man hatte ſie durch Überredung von dem Stand der Dinge und von der Nothwendigkeit, ſich in das allgemeine Schickſal zu ergeben, zu überzeugen geſucht. Unter dem 4. Juni war von der Bayonner Junta eine Proklamation eigens an die Bewohner von Saragoſſa erlaſſen, und mehrere Männer von großem Rufe, von ſonſt hohem Gewicht, und aus geiſtlichem und weltlichem Stande waren vergebens dahin geſandt worden, um die erſten Familien und die Häupter des Klerus auf beſſere Geſinnungen zu bringen. „Was brauchen wir über unſre Gränzen zu „gehn“, antwortete man ihnen aus Einem Munde, „um eine neue Verfaſſung zu holen? „Fragt nur unſre Geſchichte, fragt jeden von „uns nach der Verfaſſung, die wir Jahrhunderte unangetaſtet beſaſſen, und bei der uns „nie nach einer andern verlangt hat. Was „ſollen wir Verfaſſung und Rechte mit den andern Provinzen theilen, die nie die Freiheit „gekannt haben, und zu gehorchen gewohnt, „ſich in jeden Beſchluß des Deſpotismus fügen „werden? Warum ſollen die Arragonier in

„Bayonne einen König holen, den ſie von ihren „Vätern, ſelbſt zu wählen, gelernt haben? „„Wir, die wir ſo viel ſind, als ihr, „„machen Euch zu unſerm König und „„Herrn, damit Ihr unſre Rechte „„und Freiheiten handhabet; wo „„Ihr das unterlaſſet, ſo ſeyd Ihr's „„nicht mehr“ *); ſprachen ſie zu den Königen, die ihre Wahl getroffen, und ihre „Söhne ſollten ſich einen König gefallen laſſen, „den ein fremder Wille, der Fürſt eines Volks, „das wir haſſen, gewählt hat, und der uns „eine Verfaſſung mitbringt, wie er, und wie ſie „der Nachbarſtaat braucht, von dem wir durch „ihn ewig abhängig bleiben würden?“

---

*) Nos, que valemos tanto como vos, os hacemos nuestro rey y sennor con tal, que guardeis nuestros fueros y libertates; sino no. Dieſe Formel wurde ehemals wirklich von dem Justicia mayor, dem Sprecher der arragoniſchen Stände gegenüber von dem König, bei Gelegenheit, da dieſer die Verfaſſung beſchwor, ausgeſprochen.

Neben dieſen Erinnerungen an alte Freiheit und Unabhängigkeit, waren noch mehrere beſondere Verhältniſſe in dieſer Provinz wirkſam. Der arragoniſche Adel war ſchon lange her darüber erboßt, daß ihm die Regierung ein Zutrauen verſagte, welches er nie zu verdienen Willens war, und hatte ſich darum auch immer entfernter von Madrid gehalten, als die übrigen Großen von Spanien. Palafox beſonders wähnte ſich von Karln IV. vernachläſſiget, und machte — wie in ſolchen Fällen immer geſchieht — ſeine eigene Sache zu der ſeines Vaterlands. Vor allen Dingen aber war die Geiſtlichkeit thätig, welche in Saragoſſa ihre Herrſchaft tiefer und mächtiger gegründet hatte, als in jeder andern Stadt von Spanien. Vierzig Klöſter, eine verhältnißmäßige Anzahl von Domkapiteln, eine Menge geiſtlicher Kongregationen und ein Inquiſitionsgerichtshof beherrſchten eine Stadt, die, bei einer unverhältnißmäßig groſſen Anzahl Adels, nicht einmal 40,000 Einwohner zählte, mit aller Anmaßung prieſterlichen

Dünkels; und den feinſten und gewagteſten Künſten, die der Mönchsgeiſt nur immer erfinden und üben kann. Leicht theilte der arragoniſche Klerus die Unzufriedenheit des Adels mit der Regierung der **Bourbons**, da auch er mit der alten Verfaſſung große Rechte verloren, und man in den letzten Zeiten unter **Karln IV.** den Verkauf geiſtlicher Güter hauptſächlich in dieſer Provinz begonnen hatte. Daß er ſich in ſeinen Beſorgniſſen gegen die franzöſiſche Regierung nicht von demſelben trennte, lag in dem Geiſt beider Stände, welche gleich viel von einer Zeit, in die ihre Anſprüche nicht mehr zu paſſen ſchienen, und von einem politiſchen Syſtem zu fürchten hatten, das der Welt eine neue Form zu geben raſtlos fortſtrebte. Aber auch blos die Beſorgniſſe vor den franzöſiſchen Truppen reichten hin, um die Geiſtlichkeit zu den äußerſten Mitteln zu reizen. Noch hatte ſie den Aufenthalt derſelben in Saragoſſa, im Jahr 1706, nach der Schlacht bei Almanza, nicht vergeſſen, wo ſie freilich unklug, aber nach Verdienſt mit Lohn und Strafe behandelt worden war. Wenn ſie das damals erfahren, wie viel hatte ſie nun, nachdem die Hauptreformen Spaniens ſchon großentheils ausgeſprochen waren, zu fürchten? Die Großzahl der Bewohner kam hierbei gar nicht weiter in Anſchlag, als man ihrer bedurfte, und um ſie für ſich in Bewegung zu ſetzen, ſtanden gerade hier mehrere mächtige Mittel zu Gebot. Haß gegen Frankreich, Beſorgniſſe für die Religion, und Anregung alter politiſcher Ideen, waren die drei Punkte, welche die Führer des Volks an die mancherlei Mittel, es aufzureizen, anknüpften. „Nun iſt die Zeit gekommen,“ ſprach der Adel, „die Schmach der Erfolge des Succeßionskriegs abzuwaſchen, und unſere ruhmvolle „Krone dem erlauchten Hauſe wieder zuzuwenden, das uns bis auf die erſte franzöſiſche „Uſurpation beherrſcht hat. Von ihm nur „können wir die alte arragoniſche Verfaſſung, „die Urrechte unſers Vaterlands, und den „glänzenden Rang unter Spaniens Provinzen

„wieder erhalten, den wir ſo lange verloren „hatten!“

„Wie kann uns Gutes jenſeits der Pyrenäen kommen,“ rief man vor der Menge, „da „all unſer Unglück von je daher geſtammt iſt? „Was hat ſich das leichtſinnige, unglaubige, „Volk in unſere Angelegenheiten zu miſchen? „Wie kann ihm, das noch jüngſt gute und rechtmäßige Könige auf ſeinem eigenen Thron gemordet, einfallen, uns einen König zu geben? „Soll der ſtolze Spanier ſich noch länger fremden Joches ſchämen müſſen, und ewig vergeſſen, daß ſein altes Regentenhaus noch mächtig, fromm und gefürchtet über die Erde waltet? „Nein, ewigen Haß und Tod der Nation, die „hinter den Pyrenäen wohnt! Nie wird ſich „ſpaniſcher Ernſt mit franzöſiſchem Leichtſinn „vertragen, und wollt ihr eurer Weiber und „Töchter Tugend bewahren, ſo laſſet nie die buhleriſche Nation über eure Gränzen kommen!“

„Ja,“ fuhr der Klerus fort, „nur zu gegründet iſt deine Beſorgniß, gutes Volk.

„Kein Sakrament iſt dieſen lüſternen Franken „heilig; wie ſollt es das der Ehe ſeyn? Aber „nicht nur in das unbefleckte Ehebett, ſelbſt in die „geheiligten Wohnungen der Bräute des Himmels wird ſich ihre Frechheit eindrängen, und „die Altäre werden Zeugen werden der thieriſchen Luſt, welche der freche Unterdrücker erzwungen. O ihr verehrten Wunderbilder, die „ihr Jahrhunderte ſchützend über uns gewaltet, „ihr Gebeine zahlloſer Märtyrer des Glaubens, „ihr hohen Dome, welche die Frömmigkeit unſerer Väter erhoben, werdet ihr dieſen Gräuel „ſehen? — Nein, mächtig iſt der Schutz des „Himmels, wenn Glauben und Hoffnung zu ihm „rufen! Ermannet euch, fromme Söhne des „Ebro, gürtet das Schwerd um für den heiligen Krieg, und ſeyd überzeugt, daß Sieg „hienieden und ewiger Preis dort oben die Krieger lohnen wird, die für Vaterland, Recht „und Religion gefochten haben!“

So ſprach Jeglicher ſeinem Stande, ſeinen Anſichten und ſeinen Zwecken gemäß; aber Alle zuſammentreffend in leidenſchaftlichem Haſſe gegen die Fränzoſen, im Vertrauen auf die eigene Kraft, und im Vorſatz, ſich gegen jede unberufene Einmiſchung in die ſpaniſche Angelegenheiten zu ſetzen. Dieſer Geiſt hatte ſchon zu Anfang des Sommers 1808 in Saragoſſa geherrſcht, und ſeine Widerſetzlichkeit zuerſt in der Nicht-Abſendung arragoniſcher Deputirten auf die Bayonner Junta verrathen. Kurz darauf war daher von dem Großherzog von **Berg** ein Armeekorps unter dem General **Lefevre Desnouettes**, dahin abgeſchickt worden, um die Stadt in die Gränzen der Unterwürfigkeit zurückzuweiſen. Bereits fand er in derſelben aber eine anſehnliche Vertheidigungsmacht verſammelt, die aus Milizen aller Gegenden Arragoniens zuſammengeſetzt war, und durch mehrere Regimenter Linientruppen Zuſammenhang und Kraft erhalten hatte. Man trug die verſchiedenen Brücken, die Stromaufwärts von der Stadt über den Ebro führten, ab, und dehnte ſich bis Tudela aus, um dem Vordringen der Franzoſen von Navarra her, zu begegnen, und den Schlüſſel Arragoniens von dieſer Seite zu ſichern. General Lefevre ſah ſich daher genöthigt, in Barken über den Fluß zu ſetzen, und die Inſurgenten, welche 12000 Mann ſtark mit mehreren Kanonen bei Tudela ſtanden, auseinander zu ſprengen. Als dieſes geſchehen, ließ er das Landvolk entwaffnen, und die wichtige Brücke über den Ebro wieder herſtellen. Nach verſchiedenen Gefechten bei Gallur und Epila, wo die Inſurgenten übrigens ſchlechten Widerſtand leiſteten, näherte er ſich endlich Saragoſſa ſelbſt, das er nun von allen Seiten einſchloß. Dieſe Stadt war jezt noch ſchlecht befeſtigt, und die Arbeiten, welche man bisher unternommen, waren gar nicht einem militairiſchen Syſtem, ſondern blos dem Geiſte einer widerſpenſtigen Menge gemäß. Nach mehreren, übrigens ſehr blutigen, Gefechten erſtürmten die Franzoſen indeß die Außenwerke der Stadt; aber damit waren ſie derſelben noch nicht Meiſter. Jeder Bewohner hatte ſein

Haus ſelbſt in Vertheidigungsſtand geſezt, und alle diejenigen Mittel angewendet, welche regelmäßigen Truppen oft furchtbarer ſind, als die feinſten Kriegeskünſte. Die Unternehmungen der Franken beſtanden darum in bloßen Einfällen in die Stadt, die ſie aus Mangel an einem Stützpunkt jedesmal gleich wieder verlaſſen mußten. Jetzt ſchon zeigte ſich das Verſpiel des hartnäckigen, kleinen Kriegs, der ſich ſpäter ſo furchtbar in Saragoſſa eröffnet hat. Unerachtet Conegliano Verſtärkungen ſandte, und dem General Verdier den Oberbefehl über die Unternehmung gegen die Stadt auftrug, ſo konnte, aus Mangel an ſchwerem Geſchütz, doch nichts Bedeutendes ausgeführt werden. Wiederholte Angriffe, der Beſitz von zwei Thoren, öfteres Eindringen bis mitten in die Stadt, alle Tapferkeit und Anſtrengung der Franken blieb fruchtlos. Verdier ſah ſich, nachdem es ihm gelungen war, ſich acht Tage lang innerhalb Saragoſſa's Mauern zu halten, am Ende dennoch genöthigt, ſein befeſtigtes Lager wieder zu beziehen, und, blos mit Vertheidigung und Vorbereitungen beſchaftigt, das ſchwere Geſchütz zu erwarten, das von Pamblona ankommen ſollte.

Um dieſe Zeit traf die franzöſiſchen Waffen unter General Düpont in dem Süden von Spanien das Unglück, welches ſo bedeutend auf den Anfang dieſes Kriegs gewirkt hat. Die Folge davon war die Räumung der Hauptſtadt, und der Rückzug an den Ebre, wo man ſich bald immer mehr konzentrirte und für einige Zeit die ſtrengſte Defenſive nahm. Auch das Blokadekorps von Saragoſſa wurde dadurch von dieſem Geſchäfte abgerufen, und die Generale Verdier und Lefevre ſtießen wieder zu Conegliano, der ſich auf den Gränzen von Navarra aufgeſtellt hatte.

Der Rückzug der Franzoſen belebte die Inſurgenten in ganz Spanien mit derjenigen Zuverſicht, womit ein halber Erfolg die Unklugen zu beſtrafen pflegt, und gab auch denjenigen Provinzen Kühnheit, die ſich bis jetzt noch ruhig

verhalten hatten. Am Größten war jedoch der
Jubel in Saragoſſa, wo man bisher am Mei-
ſten gewagt und gefürchtet hatte. „So ſind
„ſie denn endlich überwunden, die Unüberwindlichen,“
rief **Palafox** ſeinen bewaffneten
Haufen zu, „und iſt der Welt gezeigt worden,
„daß es mit all' dem prunkenden Waffenruhm
„nichts, als franzöſiſche Prahlerei iſt! Wenn ſo
„viel die unbeſtändigen Andaluſier vermochten,
„was wird erſt dem muthigen und ausdaurenden
„Arragenier gelingen, den der beſondere Schutz
„der heiligen Jungfrau leitet und ſchirmt? So
„erhebet euch denn mit all' eurer Kraft und
„euerm Stolze, und duldet nicht, daß eine andere
„Provinz mehr für die Rettung Spaniens
„leiſtet, als das erlauchte Königreich Arragonien!
„Wie wenige Siege brauchen wir zu erfechten,
„um Frankreichs Gränzen zu erreichen, und
„können wir nicht, wenn wir wollen, die erſten
„ſeyn, die an den Ufern der Garonne alles Unrecht
gut machen, welches Spanien im Lauf
„der Jahrhunderte von Frankreich erduldet hat?“

So ſchweifte man nun in den kühnſten Hoffnungen und Planen aus, und ſah das große Werk gleichſam ſchon vollendet. In mancherlei Schriften und Reden verging man ſich aufs Gröbſte gegen die franzöſiſche Regierung, und Palafox ſoll ſogar die Raſerei begangen haben, den Großherzog von Berg zum Zweikampf herauszufordern. Dabei vergaß man aber dennoch die Vorbereitungen zu weiteren Unternehmungen nicht, und fing an, Saragoſſa, als den Hauptſtützpunkt der Inſurrektion im Norden, aufs beſte zu befeſtigen. Eine Menge Menſchen aller Stände und Alter traten unter die Fahnen, und als die ſüdlichen Inſurrektions-Heere ſich dem Ebro näherten, vereinigte ſich hier bereits eine anſehnliche Armee mit ihnen, die großentheils aus Arragoniern beſtand. Das Schickſal dieſer Truppen haben wir oben in den drei blutigen Schlachten von Eſpinoſa, von Burgos und Tudela entſcheiden ſehen. Ihre Trümmer ſammelten ſich in Saragoſſa, während die fränkiſchen Heere ſtürmend der Hauptſtadt zueilten, und ſich im ganzen Nord-Weſten Spaniens ausbreiteten.

Von jezt an war kein Zweifel mehr, daß Saragoſſa noch ein groſſer Kampf bevorſtehen müſſe. Abſichtlich hatten die Franzoſen die nächſten Verbindungen der Arragonier mit den weſtlichen Inſurgenten begünſtigt, um ſie durch die Nachrichten von den raſchen Unglücksfällen derſelben auf allen Punkten zur Beſinnung zu bringen. Allein dieſe Hoffnung war völlig getäuſcht worden. Man dachte in Saragoſſa an nichts anders, als an die Vorbereitung der Mittel zu dem hartnäckigſten Widerſtand. Rings in der Umgegend der Stadt wurden Verſchanzungen aufgeworfen, welche man mit einer Menge von Feuerſchlünden bedeckte. Die meiſten derſelben erhielt man auf dem Ebro, von den öſtlichen Häfen Spaniens, und aus den anſehnlichen Gießereien in den Pyrenäen, davon die Inſurgenten noch größtentheils Meiſter waren. Alle Vorräthe des Landes, wo es dem Feind offen ſtand, wurden in der Stadt zuſammengehäuft, und das Feld war beinah überall von ſeinen Bewohnern verlaſſen. Die Straßen nach Navarra, woher die Franzoſen im Fall der Belagerung Proviant und Munition ziehen mußten, wurden verrammelt, und die Kanäle, welche zur Schiffahrt und zur Bewäſſerung dienten, abgeſchnitten; fünfzigtauſend Mann ſtanden unter den Waffen, worunter zehntauſend regelmäßige Linientruppen. Alle waren zu jedem Opfer entſchloſſen. Kein Stand, kein Alter ſprach von dem Waffendienſte frei. Jeder Beſitz wurde gemeinſchaftlich, ſo wie das Ganze ſeiner bedurfte. Kirchen und Klöſter wurden befeſtigt, wenn ihre Lage wichtig zu ſeyn ſchien. Die Mönche hatten ſämmtlich die Schwerdter umgegürtet, die Weiber bedauerten die Schwachheit ihres Geſchlechts, und verſprachen in Wartung und Sorgfalt für Ermüdete und Kranke die Bürgerpflicht zu erfüllen.

Je näher die Gefahr rückte, deſto kühner wurden die Äußerungen des Enthuſiasmus. Die Inſurrektions-Junta, welche Arragonien regierte, kannte keine Mäßigung, und beſtand großentheils aus fanatiſchen Mönchen, die der Umſturz ihres Standes zur Verzweiflung gebracht, und aus Menſchen der niedrigſten Klaſſe, welche in dieſem Kampf nichts als ein verachtetes Leben verlieren, vielleicht aber Stand und Vermögen gewinnen konnten. Man war nur in einem Punkte beſonnen, in der Vorbereitung der Vertheidigungsmittel, und betrug ſich in allem Übrigen ganz dem anarchiſchen Zuſtand gemäß, wie er zu der leidenſchaftlichen Begeiſterung des Volks paßte.

Einen neuen Schwung erhielt der Geiſt der Arragonier mit ihren Vertheidigungsarbeiten durch die ſchnelle Rückkehr Napoleons nach Frankreich. Zuverläßig war ſeine Entfernung den Inſurgenten einen guten Sieg werth, da die Gegenwart eines großen Führers ein Heer mit ungewöhnlichem Muthe beſeelt. Auch ließ ſie auf eine Veränderung in den europäiſchen Staatsverhältniſſen ſchließen, die in jedem Falle der Sache der Spanier auf einige Zeit förderlich ſeyn mußte. Öſterreich, dachten noch die Vernünftigſten, iſt auf dem Punkt, einen entſcheidenden Schritt für ſeine alten Rechte zu thun, und kann, da es lange genug geraſtet hat, und die fränkiſchen Heere ſo ferne von dem Kriegstheater ſtehen, in ſeinen Unternehmungen nicht anders als glücklich ſeyn. „Öſterreich iſt wirklich ſchon in Frankreich eingefallen“, erzählten die Aufwiegler, und wiederholten die Leichtgläubigen, „Italien hat ſein Joch abgeſchüttelt, „und der ganze Norden ſich bewaffnet. Madrid „harrt nur auf einen günſtigen Augenblick, um „ſich zu empören, die Provinzen am biskayiſchen „Golfe haben ſich bereits erhoben, und in Kurzem wird die Schlinge zugezogen, in der wir „die anmaſſenden Feinde fangen müſſen. Nur „wenigen Widerſtands braucht es von unſerer „Seite, um die franzöſiſche Hauptmacht ſo lange „zu beſchäftigen, bis ihr von allen Seiten das „Schickſal bereitet iſt, das ſie ſchon einmal an „den Ufern des Quadalquivir betroffen hat.“

Indeß ſtand der linke Flügel der franzöſiſchen Armee unter dem Herzog von Montebello bereits vor Saragoſſa. Er enthielt das dritte und vierte Armeekorps, und ward in der Folge noch durch das fünfte, unter dem Herzog von Treviſo, verſtärkt. Nahe an ſechzigtauſend Mann ſchloſſen die Stadt auf verſchiedenen Seiten ein, und die Rüſtungen zu einer förmlichen Belagerung wurden mit raſtloſer Thätigkeit betrieben Die größte Schwierigkeit machte die Verproviantirung eines ſo großen Heeres in dem, beinah ganz verödeten, Lande, und die Herbeiſchaffung der großen Kriegsgeräthſchaften, deren man bedurfte. Die Inſurgenten hatten verſchiedene Werke an dem arragoniſchen Kanal, der die Kommunikation mit Pamplona erleichterte, zerſtört, und ihre Wiederherſtellung mußte nun der Belagerer erſte Sorge ſeyn. In Eile erbauten ſie in Pamplona und Tudela Schiffe, und errichteten am ganzen Waſſer hin ſtehende Poſten, welche die Schiffahrt deckten. Mit gleicher Thatigkeit ſchlugen ſie unterhalb Saragoſſa, dem Dorfe Juſtibol gegenüber, eine

Schiffbrücke von achtzehn Pontons, die man in der Eile in Pamplona verfertigt hatte, über den Ebro. Aber auch dieſes Werk wurde wenige Tage nachher durch eine plötzliche Überſchwemmung wieder zerſtört, und mußte von Neuem angefangen werden, da es von der größten Wichtigkeit für die Franzoſen war, frei und zuſammenſtimmend auf beiden Ufern des Fluſſes agiren zu können. Ähnliche Hinderniſſe waren in Menge zu beſiegen, bevor man die Belagerung ungeſtört beginnen konnte. Wie viele Schwierigkeiten machte der Transport von ſchwerer Artillerie in Gegenden, wo zum Theil gar keine fahrbaren Straßen waren, und in einer Jahrszeit, da häufiger Regen die Erde erweicht hatte, und die Zugthiere manchmal in dem Schlamm verſanken! Dabei führten enge Pfade oft zwiſchen Gebirgen hindurch, in welchen ſich einzelne feindliche Haufen mit Leichtigkeit verbergen, und jeden Augenblick die Transporte beunruhigen konnten Nirgends fand man unterwegens Sicherheit und Lebensmittel; alle

Bedürfnisse mußten auf dem kleinsten Zuge mitgenommen werden, nie durfte man auf einen Augenblick von Ruhe rechnen. Groß waren die Anstrengungen der Franzosen, aber größer ihre Verluste, und der Erfindungsgeist der Insurgenten schien oft noch die Ausdaurung ihrer Gegner zu übertreffen.

Zu allen diesen Hindernissen gesellten sich die feindlichen Heere, die von verschiedenen Seiten zum Entsatz von Saragossa heranzubrechen drohten. Besonders machten die Valencianer Miene, Hülfstruppen dahin zu schicken, und General St. Cyr hatte sich deswegen in der Gegend von Tortosa aufgestellt, um ihre desfallsigen Plane zu beobachten und zu durchkreuzen. Es war von Saragossa aus Alles angewendet worden, um die übrigen Theile von Arragonien in Aufstand zu versetzen, und auf mehreren Punkten Insurrektionsmassen hinter der französischen Armee zu bilden. Zu diesem Zweck hatte sich Palafox Bruder, Franzisko, den Ebro hinab auf einem kleinen

Kahne nach Alcaniz, einer reichen, wohlgebauten Stadt, mit einem feſten Schloſſe, geſchlichen, wo er den Aufſtand organiſiren ſollte. Auch war die Empörung bald ſo weit verbreitet, daß den Belagerern die Lebensmittel zu mangeln anfingen. Alles dieſes geſchah, da die Beſazzung von Saragoſſa nach mehreren heftigen Ausfällen bereits alle ihre feſten Stellungen außerhalb der Stadt, die von Monte Torrero, von den Höhen von San Lamperto und San Gregorio und die der Fabrike von Galliego, verloren. General Suchet, der ſo eben von ſeiner Unternehmung auf Calatayud zurückkehrte, erhielt daher Befehl, auf dem linken Ufer des Ebro abwärts zu marſchieren, um die Feinde zu entfernen. Zugleich operirte General Wattier auf dem rechten Ufer mit allem Vortheil. Der Inſurrektionsgeneral Vives wurde von dem Herzog von Treviſe und von Suchet bei Perdiguera, ein anderes Korps von dem kommandirenden Adjutanten, Gasquet, bei Huera geſchlagen. Früher ſchon hatte der Herzog von Abrantes das ſtark, aber unbehülflich befeſtigte, Kloſter von St. Joſeph und die Brücke über die Huerba genommen, und ſo war nun außerhalb den Mauern von Saragoſſa Alles gereinigt, und konnte deſſen Zerſtörung ohne Verzug beginnen.

Zugleich war aber auch die letzte Friſt verſtrichen, die man der Stadt noch gegeben hatte. Auf Entſatz konnte ſie nicht mehr hoffen; die Nachrichten von der Verjagung der Engländer aus Galizien blieben ohne Wirkung, und, was Klugheit und Schonung bisher verzögert hatten, wurde durch den unſinnigen Widerſtand, der in ſolchem Aufſchub blos Schwäche und Muthloſigkeit ſah, erzwungen. Schon in den letzten Tagen des vorigen Jahrs (1808), waren die Laufgräben eröffnet worden. Seit der Zeit aber hatten die Generale Lakoſte, vom Genie und Dedon, von der Artillerie, die Werkzeuge der Zerſtörung ſämmtlich zugerüſtet. Am 20. Jänner kam der Herzog von Montebello wieder vor Saragoſſa an, und übernahm das Kommando von dem krankgewordenen Conegliano, und ſo begann denn am 26. endlich einer der fürchterlichſten Kampfe, den Einſicht, Beſonnenheit, Muth und Ausdauerung je gegen fanatiſche Tapferkeit, erfinderiſche Hartnäckigkeit, und blinde Verzweiflung gekämpft haben.

An dieſem Tage wurden die Arbeiten aufgedeckt, und begannen die Feuerſchlünde ihr furchtbares Spiel gegen die Stadt Saragoſſa. Nach wenigen Stunden ſchon waren Breſchen in die Klöſter von Santa Engracia und von Sanct Joſeph geſchoſſen, welche den Franzoſen die Wegnahme von nahe an dreißig Häuſern geſtattete. Dieſen Vortheil verfolgte man den ganzen Tag nachher aufs eifrigſte, und ſo ward man denn bald Meiſter eines Punkts innerhalb der Stadt. Dieſer mußte ſogleich befeſtiget werden, indem die Feinde im Widerſtand und Angriff unermüdet, aus den benachbarten Häuſern die Belagerer auf jede Weiſe beunruhigten, zu gleicher Zeit neue Befeſtigungen ihrem weilern Vorrücken entgegenſetzten, und die der Franzoſen zu hindern, oder wegzunehmen ſtrebten. Durch die Eroberung der beiden Klöſter Santa Monica und St. Auguſtin wurde die Kampfweiſe innerhalb der Stadt entſchieden. Wie die Belagerten ſich um jeden Fuß Bodens mit Verzweiflung ſtritten, ſo ward den Belagerern jeder Schritt vorwärts wichtig, und wechſelten bei beiden die Angriffs- und Vertheidigungsarbeiten unaufhörlich. Unerachtet ſchweres Geſchütz die Stadt von allen Seiten bedrängte, und im Innern derſelben furchtbaren Schaden ſtiftete, ſo eilten doch die meiſten Inſurgenten an die Breſchen, von denen aus die Sappeurs und Mineurs ſich ausbreiteten. Ueberall warf man innerhalb der Stadt Batterien gegen einander auf, überall ſuchte man ſie durch Minengänge zu ſprengen, und oft genug begegneten ſich die Streitenden in den Todesgängen unter der Erde, die ſie gegen einander eingruben. Jeden Augenblick wechſelte das Schickſal des Streits. Hier wurde ein Korps Franzoſen in einigen Häuſern, die ſie beſetzt hatten, belagert, dort umzingelten ſie ein paar andere, aus denen die Verzweiflung Tod und Verderben ſprühte. Hier begrub man ſich in der Hitze des Streits ſelbſt unter den Zerſtörungsmitteln, die man dem Feind bereitet hatte, dort ſetzte man ſich in den Trümmern der Häuſer, die man geſprengt, ſelbſt Wälle entgegen. Unzähligemale wurde die eigene Anſtalt zum Hinderniß, führten Ungeduld und Rache die Streiter auf den gefahrvollen Boden, den ſie ſelbſt untergraben hatten, und wurden ſie das Opfer ihrer eigenen Werke. Tag und Nacht fort dauerte der blutige Kampf über und unter der Erde, und ſelbſt auf den Dächern der Häuſer. Die Feuerſchlünde ſchwiegen nur, wenn ſie völlig durchglüht, nicht mehr zu laden waren, und wo man einen Augenblick die Stirne des Feinds aus den Augen ließ, da war es nur, um ihm neues Verderben zu bereiten.

Die ganze Stadt war ſo zu einem ungeheuern Labyrinthe von Feſtungswerken geworden, deren Gänge in mehreren Reihen über einander wegliefen. War es gelungen, aus den großen Minenöfen ganze Straßen in die Luft zu ſprengen, ſo beſetzten die Belagerten doch zuerſt die Trümmer, welche ihre Mitbürger begraben hatten. Lag ein Kloſter, ein weitläuftiger Pallaſt halb auseinander geriſſen, und in Flammen auflodernd, ſo wichen die Inſurgenten doch nicht aus der andern Hälfte, ſondern wechſelten Vertheidigung und Angriff aus derſelben je nach der Veranlaſſung des Augenblicks. Mußten ſie am Ende dennoch weichen, ſo ſteckten ſie erſt, was ſie verlaſſen mußten, in Flammen. Alle Straſſen waren mit Gräben und Wällen durchſchnitten, aus allen Fenſtern aller Häuſer drohten Feuergewehre heraus, von den Dächern regneten Steine und Balken herab, aus den Gewölben ſpruhte zerſtörende Glut hervor, und die Hitze des Kampfs vermiſchte manchmal Freunde und Feinde in dem Verderben, das ſie unwiſſend ſich ſelber bereitet hatten.

Schon war ein Drittheil der Häuſer von Saragoſſa auf dieſe Weiſe von den Franzoſen genommen, als Montebello endlich auch die Vorſtadt auf dem linken Ufer des Ebro größtentheils mit Sturm erobern ließ. Fünfzig Kanonen hatten hier für die Franzoſen gedonnert, dreißig Kanonen und ſiebentauſend Inſurgenten den wichtigen Poſten vertheidigt. Nun, als er gefallen, konnten die Belagerer die Stadt von allen Seiten beſchießen. Sechzehn Batterien mit acht und ſechzig Feuerſchlünden bedrängten ſie jetzt von dem linken Ufer des Ebro herüber, und ihre Feuerkugeln durchkreuzten die Schüſſe der übrigen Batterien. Zugleich kam man den beſten Quartieren und ſchönſten Straßen am rechten Ufer des Flußes hin näher, und bemächtigte ſich mehrerer Hauptgebäude des Corſo. Immer noch blieben die Belagerten hartnäckig in ihrem Widerſtande, und wie ſie auch Unterhandlungen anboten, ſo geſchah es nur in der täuſchenden Hoffnung, Friſt dadurch zu gewinnen. Noch immer waren ſie ja im

Beſitz des Doms der Madonna del Pilar, und wenn gleich zahlloſe Kugeln ihre Kuppel durchlöchert hatten, ſo gaben ſie dennoch den Glauben an das heilige Bild nicht auf. Die Prieſter ließen es Wunder auf Wunder thun, jeder Tag brachte eine neue Offenbarung des Himmels, und ſtärkte das Vertrauen auf dieſes vermeintliche Palladium. Aber wenn auch Zeit und Unglück Einzelne zur Beſinnung gebracht, ſo durften ſie es nicht wagen, von Uebergabe zu reden, da man gleich im Anfang durch den entſetzlichſten Terrorismus ſich der wankenden Gemüther verſichert hatte. Auf allen Plätzen waren Galgen errichtet für die, welche einen Gedanken von Unterwerfung geäuſſert, und Mönche bildeten den blutigen Rath, der in ſolchen Fällen entſchied. Glücklicher Weiſe für ſie war noch kein großer Mangel an Lebensmitteln, begannen nur die Kriegsbedürfniſſe ſparſam zu werden, und ſahen ſich die Belagerten genöthigt, die Kugeln aufzuraffen, welche ſie getroffen hatten. Aber raſtloſe Arbeit, ununterbrochene Spannung, Unreinlichkeit und Leichengeruch erzeugten Seuchen, welche täglich mehr Menſchen hinrafften, als die Waffenarbeit. Bald fand man nicht mehr Zeit, die Kranken zu warten, bald nicht mehr, ſie zu begraben. Mit völliger Reſignation ſchleppten ſich Viele nach den Kirchen, um am Fuß der Wunderbilder ihren Geiſt auszuhauchen, und die Kapelle der Madonna del Pilar war mit ſolchen unglücklichen Opfern des Fanatismus angefüllt. Gegen dreizehntauſend Menſchen lagen am Ende der Belagerung in Kirchen und Hoſpitälern krank, und fünfhundert raffte täglich die tödliche Seuche hinweg.

Endlich, am 21. Februar bemeiſterten ſich die Franzoſen vollends der ganzen Stadt. Nur das Schloß, das ſich übrigens nicht halten konnte, befand ſich noch in den Händen der Inſurgenten. Ihr Verlangen, zu kapituliren, wurde zurückgewieſen, und der Herzog von Montebello machte den Willen des Siegers in folgendem Befehl bekannt:

„Am Portillo-Thore ſtreckt die Garniſon ihre Waffen, und ergibt ſich kriegsgefangen. Soldaten von der Linie, die dem König Joſeph Treue ſchwören, und ſeine Waffen tragen wollen, erhalten Dienſte. Die Religion wird mit Ehrfurcht behandelt, und das Schloß noch an dieſem Tag beſetzt. Artillerie und Vorräthe wird man ausliefern, und ſämmtliche Waffen der Bürger vor ihren Häuſern niederlegen, wo die Alkaden ſie einſammeln.“

In größter Ordnung nahmen die Franzoſen von der Stadt Beſitz, und öffneten die Thore derſelben dem allgemeinen Verkehre wieder. Das Volk ſtaunte über die Leidenſchaftsloſigkeit der Sieger, und die Meiſten bereuten nun einen Widerſtand, der nach ſo zahlloſen Aufopferungen dennoch vergeblich geweſen waren.

So fiel denn Saragoſſa nach beinah zweimonatlicher engerer Belagerung, nach unzähligem Jammer, den ſeine Einwohner erduldet, nachdem die Stadt halb verwüſtet war, und die Hälfte ihrer Bewohner eingebüßt hatte. Ein Drittheil der Häuſer lag, durch Minen geſprengt, in Ruinen; die übrigen waren alle durch die Bomben beſchädigt, die Thürme der Kirchen umgeſtürzt, die Gewölbe derſelben durchlöchert. Ueber zwanzig tauſend Menſchen hatten Krieg und Krankheit dahin gerafft; noch mehrere waren ihres Eigenthums durch Brand, Minen und ergrimmte Soldaten beraubt; und Wenige nur gab es, die nicht große Verluſte von Vermögen und theuren Anverwandten beweinten. Fünfzehntauſend Kranke fand man in den Hoſpitälern, viele Opfer der Anarchie und der Partheienwuth in den Kerkern, und eine Menge Todter in Kirchen, Häuſern und auf den Straßen. Wer nur immer konnte, eilte aus der Stadt, um ſich auf dem Lande in beſſerer Luft, und fern von ſo vielen traurigen und ſchreckhaften Erinnerungen zu erholen; und die erſte Sorge der Sieger mußte die Reinigung der Straßen und Häuſer ſeyn.

Anſehnliche Magazine und eine große Artillerie fand man in der Stadt. Nahe an zwanzigtauſend Gefangener wurden theils entlaſſen, theils unter neue Regimenter geſteckt, oder nach Frankreich abgeführt. Der General Palafox war dem Tode nahe, und die übrigen Häupter der Inſurrektion entgingen nur mit Mühe der Wuth eines Volks, das ſie ihren Leidenſchaften aufgeopfert hatten.

Dieß war der Verlauf einer Belagerung, die troz ihrer kurzen Dauer, dennoch wegen des verzweifelten Widerſtands der Belagerten, der Beſonnenheit und Beharrlichkeit der Belagerer, um der angewendeten Mittel und der großen Aufopferungen willen, die von beiden Seiten gemacht wurden, ewig denkwürdig bleiben wird. Mag man ſich immer mit Vergleichungen ähnlicher Begebenheiten beluſtigen, ſo wurde doch nie von der einen Parthei mit größerer Erbitterung, nie von der andern mit größerer Kaltblütigkeit gefochten. Nie hatte man einer Seits verwegener Alles aufs Spiel geſetzt, nie andererſeits mehr im Troz gegen die Gefahr, und in Erſchöpfung der Angriffs- und Zerſtörungsmittel gewagt. Zum erſtenmal wurden hier die Künſte der Mineurs und Sappeurs nicht blos gegen einzelne Feſtungswerke, ſondern gegen eine ganze Stadt gebraucht, und ſelten noch hatten ſie Exploſionen, wie hier hervorgebracht. Manchmal war ein einziger franzöſiſcher Minenofen mit einer Ladung von 3000 Pfund Pulvers geplatzt. Eine große Stadt wurde beinah auf allen Seiten zugleich mit Belagerungsarbeiten angegangen. Vom 10. Jänner bis zum 20. Februar waren über 40,000 Kugeln aus allen möglichen Feuerſchlünden in dieſelbe geworfen, und gegen 100,000 Kilogramme Pulvers von den Belagerern gebraucht worden. Nahe an achtzigtauſend Säcke Erde hatten dieſen, viele tauſend Säcke Wolle und Erde hatten den Belagerten zum Schirm in ihren Werken gedient. Mehr als zweihundert Feuerſchlünde waren den letztern während der Belagerung, hundert und fünfzig nach der Eroberung abgenommen worden. Einige höchſt verdiente Offiziere, wie den General Lacoſte, verloren die Franzoſen vor Saragoſſa; der vielfältige Verluſt der Inſurgenten war kaum zu berechnen. Unſäglicher Jammer wurde umſonſt erduldet, die edelſten Anſtrengungen waren an falſche Hoffnungen verſchwendet, und eine Menge Menſchen einer Sache aufgeopfert worden, von der ſie keinen klaren Begriff hatten.

Fünftes Buch.

Nachdem der Kaiſer von Frankreich die großen Inſurrektionsheere auseinandergeſprengt hatte, entſchied ſich die Kampfweiſe, in der wir die Spanier noch begriffen ſehen. Sie wagten es ſelten mehr, den Franzoſen in größern Maſſen und auf offenem Schlachtfeld die Stirne zu bieten, ſondern wählten den kleinen Krieg, der ihrem Haſſe größere Befriedigung, dem unbezähmbaren Volksgeiſt unumſchränkte Freiheit, der Tapferkeit des Einzelnen glänzendern Spielraum, und dem Ganzen, wenn nicht ausgebreitete, doch ſichere Erfolge anbot. Es war von nun an ſelten mehr Zuſammenhang in dem, was ſie gegen die Franzoſen unternahmen. Die Gelegenheit der Zeit und des Orts weckte den Krieg nun oft auf Punkten wieder, wo er noch ſo tief zu ſchlummern geſchienen; und wenn die fränkiſchen Heere auch ganze Provinzen erobert, ſo hatten ſie ſie noch bei weitem nicht unterjocht. Um Spaniens völlig Meiſter zu ſeyn, bedurfte es verhältnißmäßig ſtarker Beſatzungen für jede kleine und große Innwohnerſchaft, befeſtigter Poſten an allen Gebirgspäſſen und einſamen Straßen, kurz bedurfte es einer Armee, wie Frankreich ſie in dem Augenblick, da Oeſterreich mit friſcher Kraft loszubrechen drohte, nicht in Spanien aufſtellen konnte.

Mit der Dauer dieſes kleinen Kriegs wurden alle Leidenſchaften, die ihn entzündet, auch kühner entwickelt, und ſetzten ſich gewiſſe Vorſtellungen ſo feſt in den Köpfen, daß ſie ſelbſt ihr Zeitalter überleben mögen. Der Nationalhaß, der durch die Verſchiedenheit des ſpaniſchen Karakters von dem franzöſiſchen wohl zuerſt veranlaßt, durch die Jahrhundertlangen Kämpfe zwiſchen beiden Nationen, und durch die, ſonſt achtungswerthen, politiſchen Schriftſteller der Spanier, welche alle unter den glänzenden öſterreichiſchen Regierungen, und während der Kriege mit Franz I. und unter Philipp II. geſchrieben hatten, genährt worden war, dieſer Zug in dem Karakter des ſpaniſchen Volks wirkte auf ſeine übrigen Anſichten, und verband Alles in einem mächtigen Gefühl, das die Herrſchaft der Franzoſen als das größte Unglück anſah, das ihm begegnen konnte. Da die Geiſtlichkeit und die Großen gleich von Anfang an den Geiſt der Politik gegen die Franzoſen beſtimmt hatten, ſo gingen ihre Grundſätze bald auf den gemeinen Mann über, und Verſtellung, und dumpfes Schweigen, ſo die Uebermacht drohte, und Wortbrüchigkeit und ewig neue Widerſetzlichkeit, wenn ſie ſich entfernt hatte, waren die Künſte, durch welche die Inſurgenten ihre Gegner unaufhörlich täuſchten. Dieſer Geiſt der Hinterliſt wurde ſogar erzwungen, wo er ſich nicht von ſelbſt einſtellen wollte, und, wie man auf den Plätzen von Saragoſſa Galgen für diejenigen errichtet, welche von Unterwerfung redeten, ſo erließ die Junta von Sevilla gleich nach der Uebergabe jener Stadt den Befehl, jedes Dorf zu verbrennen, das ſich den Franzoſen nicht widerſetzen würde, einen Befehl, der von dem Marquis de la Romana mehrmals vollzogen worden iſt. Gleichermaßen machte man die obrigkeitlichen Stellen für die Geſinnungen ihrer Gemeinden verantwortlich, und erließ ihnen das Verbrechen, den Franzoſen den Eid der Treue geſchworen zu haben, bloß unter dem Verſprechen des Meineids. Wer von mildern Grundſätzen, von Geſetzen der Ehre reden wollte, ward als ein Feind des Vaterlands verſchrien und behandelt. Es gab bald keine gefährlichere Eigenſchaften mehr, als Ruhe und

Klugheit, und wer wenigſtens von der gefährlicheren Seite ſicher ſeyn wollte, mußte raſen, wie der tobende Pöbel auf den Straßen und auf den Rednerſtühlen der Centraljunta von Spanien.

Die Franzoſen hatten das Volk von Anfang an mehr mit milder Nachſicht, als mit Strenge behandelt, und Kaiſer Napoleon hatte ſogar öffentlich ſeinen Anſtrengungen der Liebe und des Haſſes ein gerechtes Lob ertheilt. Aber ſolche Großmuth blieb unwirkſam, da die Führer ſie immer als das Reſultat der Hinterliſt oder der Schwachheit darſtellten. Selten wurde von den Franzoſen an ganzen Ortſchaften Rache genommen, und wenn Bedrückungen und ähnliche Kriegsübel vorfielen, ſo waren ſie mehr Schuld von Einzelnen, als von allgemeinen Maasregeln. War es auch ein Wunder, wenn der franzöſiſche Soldat oft Diſziplin und Menſchlichkeit vergaß, da er täglich einzelne ſeiner Kameraden ermordet und verſtümmelt auf den Straßen fand, da ihm gleiches Schickſal bevorſtand, ſo wie er ſich von einer größern Truppenmaſſe entfernen mußte, und da ſogar kein Mittel fruchten wollte, das Zutrauen des Volkes zu gewinnen? Wo er in geringer Anzahl ſich in Bewegung ſetzte, war er keinen Augenblick vor plötzlichen Angriffen überlegener Horden ſicher, wo er in größern Korps marſchierte, fand er überall die Einwohner entflohen, die Dörfer von Vorräthen und Vieh geleert, und jene, wenn ſie vorhanden waren, ſogar zuweilen vergiftet. Auf die ſtärkſten und beſchwerlichſten Märſche war weder Ruhe noch Erquickung zu hoffen, Tag und Nacht drohten feindliche Überfälle, und wehe denen, welche den grauſamen Feinden in die Hände fielen! Gefangenſchaft war hier noch viel ſchrecklicher als Tod. Überall, wo ſie durchgeſchleppt wurden, verging man ſich mit Hohn und andrer Mißhandlung an ihnen, und wenn ſie am Ende in einer Feſtung oder in einem Hafen angekommen waren, ſo wurden ſie bei elender Nahrung in enge Kerkerlöcher zuſammengeworfen, und da allen

Plagen der Unreinlichkeit, des Mangels und des Temperaturwechſels überlaſſen.

Im Grunde herrſchte nun in den, den Franzoſen noch nicht unterworfenen, Gegenden eine völlige Geſetz- und Herrenloſigkeit. Überall, wo ehrgeizige Köpfe Rollen ſpielen wollten, bildeten ſich eigene Junten, die ſich der Einkünfte der Gegend, welche ſie zu regieren vorgaben, bemächtigten, ihre Zeit mit bloßen leeren Deklamationen zubrachten, und Alles, nur ihren eigenen Vortheil nicht, vergaßen. Dieſen fanden ſie beſonders bei den engliſchen Subſidien, und ein General, der ſich etwa über Mangel an Sold beklagte, war nie ſicher, daß ihm nicht der Prozeß dafür gemacht wurde. Romana ſprengte einmal in einem ſolchen Falle die, in Oviedo verſammelte, Junta von Aſturien mit bewaffneter Hand auseinander, und beſchuldigte ihre Mitglieder in einer Proklamation der gröbſten Ignoranz und des unverſchämteſten Raubs öffentlicher Gelder. An andern Orten ließen die Junten die Generale gefangen ſetzen, weil ſie den Sold ihrer Krieger ſich zugeeignet hatten; kurz überall herrſchte die ſchreckliche Anarchie, welche jede Revolution begleitet, in der ſich die Verdorbenheit der höhern Stände mit der Einfalt und Reizbarkeit der niedrigern vermiſcht.

Zu allen dieſen Unordnungen gab die Centraljunta, welche ſich nach der Eroberung Madrids wieder nach Sevilla zurückgezogen hatte, Muſter und Anlaß. Beinah größtentheils aus Mitgliedern zuſammengeſetzt, die wegen niedriger, oder wegen hochadelicher Geburt ohne Erziehung und Bildung geblieben waren, und nie etwas von Staatsgeſchäften gewußt hatten, fiel ihre Gewalt in die Hände einiger Männer, die durch Heftigkeit in ihrem Benehmen und in ihren Äußerungen den Geiſt der übrigen Mitglieder unterjochten. Gegen ſolche Menſchen konnte die Mäßigung der Wenigen, die früher ſchon in wichtigen Staatsämtern Kenntniß der Regierungsarbeiten erworben hatten, nicht ausreichen. Sie wurden als Feige, oder als Übelgeſinnte verſchrien, und, wenn ſie nicht entfernt werden konnten, wenigſtens ihrem Vaterlande völlig unnütz gemacht. Mit Etikettenkampf unter den Mitgliedern, mit Streitigkeiten über den Rang der Provinzen, mit Ertheilung von leeren Titeln, und mit Anordnungen eines prunkenden Ceremoniels wurden Stunden verloren, deren die verzweifelte Lage der Inſurgenten zu nöthigern Zwecken bedurfte. Schritt man aber einmal zu dem Nothwendigen, ſo waren die heftigſten Maaßregeln immer diejenigen, welche den Häuptern der Junta am beſten gefielen, und des Beifalls der Menge am gewiſſeſten waren. Nur in den Köpfen ſolcher Menſchen konnte der wahnſinnige Beſchluß (vom November 1808) entſtehen, die Jeſuiten wieder nach Spanien zurückzurufen, ein Beſchluß, deſſen Ausführung, wenn ſie heut zu Tag noch möglich geweſen wäre, nothwendig die übrige Kleriſei von der Junta entfernt, und die größten Spaltungen verurſacht hätte. Auch wurde die ſämmtliche Geiſtlichkeit ins Feld aufgeboten, das Eigenthum der Kirche ohne Weiteres für die Unterhaltung des Kriegs verwendet, und überhaupt Jeglicher, der eine Waffe zu tragen im Stande war, für dienſtpflichtig erklärt.

Da das ganze Weſen der Junten und ihre Gewalt blos durch die dringenden Umſtände beſtimmt war, ſo blieben denen, welche durch ihre Beſchlüſſe litten, immer noch Auswege übrig, ſich gegen dieſelben aufzulaſſen. „Die geſetzliche Nationalrepräſentation Spaniens“, ſagten dieſe, „kann nicht in einem Haufen unordentlich zuſammengeraffter Menſchen beſtehen, von deren Namen man nie gehört hat. Solch eines revolutionairen Mittels bedürfen wir nicht, um die Angelegenheiten des Vaterlands zu behandeln. Wir brauchen blos unſre Geſchichte zu fragen, um zu wiſſen, daß es für Spanien keine andre Nationalrepräſentation gibt, als die Cortes? Nur die verſammelten Glieder des Adels, der Geiſtlichkeit und der Städte können in dieſen Zeiten an die Stelle des Königs treten, und, was die Könige nie ohne

„ſie vermocht, für ihn beſchließen. Andere „Beſchlüſſe, als die der Cortes, können weder „Kraft noch Dauer haben; dieſe nur ſind konſtitutionsmäßig; alles Andere iſt revolutionaire „Bewegung, und nie ſoll man Spanien vorwerfen können, daß es die Gefahr unſrer Zeit „nicht ohne Revolution und Anarchie zu beſtehen „vermocht habe.“

„Wir leben nicht in den ſchönen, ruhigen „Tagen“, rief ein Anderer, „da ein geſetzlicher „König die Abgeordneten ſeiner Stände um „ſeinen Thron berief, um gemeinſchaftlich mit „ihnen des Vaterlands Wohl zu berathen. „Außerordentliche Umſtände verlangen außerordentliche Mittel, und ſo wie Spaniens Lage „jezt iſt, kann ihm weder mit einer Junta, „noch mit einer Verſammlung der Cortes geholfen werden. Wir bedürfen keiner Berathſchlagungen, keiner lang überdachten Beſchlüſſe, „ſondern raſcher That, ſchnell und nachdrücklich „genommener Entſchließungen, und raſchern Vereinigung der ganzen Nationalkraft in den

„Händen weniger kraftvoller Männer. Laßt „uns daher des alten Roms Beiſpiel folgen, „das ſich in den bedrängteſten Zeiten ſeiner „Freiheit und Souverainität begab, und beides „einem oder mehreren Diktatoren ſo lange an„vertraute, bis die Gefahr vorüber gegangen war. „Sollte es Spanien an Männern fehlen, deren „Bürgerſinn, Muth und Geiſteskraft erprobt „genug iſt, um ihnen das Köſtlichſte, was eine „Nation beſitzt, vertrauen, und von ihnen „Rettung hoffen zu dürfen?“

Andre Stimmen mit andern Meinungen erhoben ſich ſowohl in den Verſammlungen der Centraljunta, als in denen der Provinzialjunten und in den Geſprächen des müßigen Volks. Bei Vielen wurde der Bourbons gar nicht mehr gedacht; indem diejenigen, welche in der Dauer der Anarchie ihren Vortheil fanden, und die andern, bei denen blos Phantaſie und Leidenſchaften angeregt waren, ihre politiſchen Träume, je nach ihren Bedürfniſſen, nach dem Grade ihrer Bildung, und am häufigſten noch nach hiſtoriſchen Bruchſtücken, die ihnen im Kopf lagen, zuſchnitten. Im Ganzen war die Nation gut geſtimmt für die Umſtände, und beinahe zu jeglichem Opfer bereit. Niemand widerſetzte ſich dem Eintritt in den Militairſtand, nur wollte niemand an denſelben gebunden ſeyn: man wollte nur im Nothfall Dienſte thun, und dieſe blos für Altar und Heerd, das heißt, nur innerhalb den Gränzen der Provinz, der man zugehörte. So geſchah es denn, daß oft plötzlich große Heerſchwärme von Inſurgenten, wo eben Alles ruhig geſchienen hatte, hervorbrachen; aber daß ſie auch eben ſo ſchnell wieder verſchwanden; indem der kleinſte Sieg der Franzoſen, ſo wie der unbedeutendſte Vortheil über dieſelben, oder die Nothwendigkeit irgend einer allgemeinen Feldarbeit, oder die Unzufriedenheit mit dem Führer, die völlige Auflöſung dieſer Haufen bewirkte. Wo ſie unter Waffen blieben, da waren es entweder Linientruppen, die den Kern der Inſurgenten-Armeen bildeten, oder Schwärme arbeitsſcheuen, diebiſchen Schleichhändlergeſindels, dem es blos um Raub und Unfug zu thun war, und gegen die man oft ſelbſt ins Feld zu ziehen genöthigt war, wie z. B. in Valencia geſchah, wo man einſt über 1200 ſolcher Verbrecher auf einmal aufhängte.

So nachtheilig der Mangel an Übereinſtimmung in den Anordnungen der Provinzialjunten, und die Nichtbeachtung der Befehle der Centraljunta für die Sache der Inſurgenten zu ſeyn ſchien, ſo war dies den Franzoſen doch eher hinderlich als nützlich. Es fehlte an einem Hauptpunkt, an den ſich der ganze Widerſtand der Spanier anreihte, und mit deſſen Bekämpfung ſich letzterer geendigt haben würde. Es war im Grund die Auflöſung aller Bande der bürgerlichen Ordnung, eine Art von Zurücktritt in den Naturzuſtand, ein Geiſt des Widerſtands, der in jedem Einzelnen und überall gleichmächtig herrſchte, welcher kein Mittel verſchmähte, und durch keines zu gewinnen war. Die Franzoſen konnten daher ſiegen, ſie konnten ganze Provinzen überſchwemmen, ſie hätten halb Spanien verheeren können, und hätten es doch noch nicht unterjocht. Dieſer Stand der Dinge machte auch eigene Angriffsweiſen nöthig; und außer der Bildung kleinerer, ſchnell mobiler, Armeekolonnen ergriff man eine Menge Zwangsmittel aller Art, wodurch man nach und nach den Geiſt des Volks zu beugen ſuchte.

Das erſte Geſchäft der franzöſiſchen Heere hatte ſchon vom Anfang dieſes Kriegs an überall, wo ſie hinkamen, darin beſtanden, die Einwohner zu entwaffnen. Eine ungeheure Menge von Gewehren aller Art waren ihnen zwar auf dieſe Weiſe bereits in die Hände gefallen; aber die Maaßregel an ſich zeigte doch den Erfolg nicht, den man von ihr hätte erwarten ſollen. Die Inſurgenten befanden ſich noch immer im Beſitz der meiſten Häfen des Landes, und erhielten von den Engländern unaufhörlich neue Waffen, die mit unbegreiflicher Schnelligkeit verbreitet wurden. So oft die Franzoſen daher eine Provinz wieder eroberten, (denn, wenn ſie nicht ſtark beſetzt geblieben war, mußte ſie immer mit Gewalt wieder in Beſitz genommen werden), und auch im andern Fall ſahen ſie ſich genöthigt, von Zeit zu Zeit neue Entwaffnungen anzuſtellen. Dieſe Maaßregel, die Spanier der Widerſtandsmittel zu berauben, erreichte ihren Zweck alſo nicht in ihrem ganzen Umfang, ſondern war ſogar mehreremale gefährlich geworden, da man ſich, im Vertrauen auf ſie, einer zu großen Sicherheit überlaſſen hatte.

Das zweite Geſchäft der Franzoſen in den eroberten Provinzen beſtand darin, die neue Form der Dinge auf eine feierliche Weiſe von dem Volk anerkennen zu laſſen. Auſſer einem vollſtändigen General-Pardon, den man verkündigte und hielt, und neben den religiöſen Ideen, welche hierzu in Anſpruch genommen wurden, ſuchte man die angeſehenern Einwohner durch Beweiſe königlicher Gnade und Freundlichkeit, zu gewinnen; wovon man ſie durch Abſendung als Deputirte an König Joſeph zu perſönlichen Zeugen machte. So ward einmal (kön. Dekr. vom Jänner 1809) aus allen ſpaniſchen Städten eine verhältnißmäßige Anzahl Abgeordneter nach Madrid berufen, die aus ſämmtlichen Biſchöffen, der Hälfte der Kapitularen, und aus Mönchen aller Klöſter beſtehen, und dem König perſönlich den Eid der Treue ſchwören ſollten. Ein andersmal (Febr. 1809) mußten alle Beamten, Offiziere u. ſ. w. ihren Eidſchwur, unter Androhung, als verabſchiedet behandelt zu werden, ſchriftlich einſenden. Man hob einzelne Laſten, welche Provinzen bisher gedrückt hatten, machte Anordnungen in Bezug auf Erziehungs- Schul- und Induſtrie-Weſen, kurz, that was die Herzen gewinnen mußte, ſobald ſie ihrer eigenen Überlegung folgen konnten. Aber unglücklicher Weiſe hatte die Geiſtlichkeit den Löſeſchlüſſel für Meineid und Undankbarkeit, und reichte auch dieſes Mittel nicht hin, um der Unterwerfung der Einwohner für die Dauer verſichert zu ſeyn. Man ſchwor Gehorſam, heuchelte Anhänglichkeit, nahm den Lohn der Treue ſchon voraus, und handelte bei der nächſten Gelegenheit doch wieder ganz dem Geiſte der Widerſpenſtigkeit gemäß, den man ſich ſo eben hatte verzeihen laſſen.

Ähnliche Verſuche wurden durch Zuſammenberufung von Provinzialjunten gemacht, auf welchen die Angelegenheiten einzelner Gegenden vorgenommen, und im Geiſte einer aufgeklärteren Adminiſtration verhandelt wurden. So geſchah es in den biskayſchen Herrſchaften, wo die Junta in Bilbao (im Auguſt 1808) durch den Marineminiſter, Mazaredo, einem gebohrnen Biskayer, präſidirt wurde. Wie weit auch dieſes, klug berechnete, Mittel, und gerade hier, wirkte, haben die Erfolge gezeigt. Biskaya blieb nur gezwungen ruhig, und ſeine Bewohner förderten manche Unternehmung der Inſurgenten in den Gebirgen der Ufer des gaskogniſchen Meerbuſens. Auch gaben ſie den Engländern häufig Zuflucht und Hülfe, und man ſah ſich am Ende genöthigt, eigene Strandbatterien gegen dieſe zu errichten, die ein beſſerer Geiſt der Bewohner überflüßig gemacht hätte.

Da die Geiſtlichkeit unaufhörlich, ſowohl geheim, als öffentlich die mächtigſte Triebfeder der Widerſpenſtigkeit des Volks war, ſo verſuchte man verſchiedene Mittel gegen ſie. Wie ſie im Anfang durch den erſten Verfaſſungs-Entwurf geſchont werden, und wie alle dieſe Schonung unwirkſam geblieben, haben wir früher geſehen. Da aber alle Verſuche, die Mönche zu gewinnen, fehlgeſchlagen waren, ſo benuzte man eine der nothwendigſten Verbeſſerungen dazu, um die Weltgeiſtlichen für die Sache der neuen Dynaſtie zu beſtimmen. Die meiſten derſelben, beſonders die Landpfarrer waren bisher ſo ſchlecht beſoldet geweſen, daß ſie, um leben zu können, häufig zu Gewerben ihre Zuflucht nehmen mußten, die mit ihrem Stande und deſſen Pflichten völlig unvereinbar waren. Dieſem Übelſtand, der neben dem Reichthum der Klöſter und dem üppigen Leben der Mönche um ſo ſchreiender war, abzuhelfen, wurde der Gehalt der Pfarrer nach Bedürfniß vergrößert, und auf den Punkt geſtellt, der ſie blos von ihrem Amte abhängig machte. Dieſe nützliche Neuerung würde in ruhigen Zeiten die beſten Wirkungen hervorgebracht haben, kam aber jezt beinahe zu ſpät, da der Wirbel die Köpfe bereits ergriffen hatte. Wohl erließen vernünftige und friedliebende Prälaten Hirtenbriefe, in denen ſie dem Klerus ſeine wahre Beſtimmung mit den kräftigſten Autoritäten aus der Schrift und den heiligen Vätern vorzeichneten; wohl verſuchten einzelne Mönche durch ihre Beredſamkeit einzelne Klöſter im Zaume zu halten — allein die meiſten ſolcher ehrwürdigen Bemühungen blieben fruchtlos, da jegliches Band des Gehorſams gelößt, der Verſtand der meiſten Geiſtlichen durch Fanatismus befangen war, und nur zu viele nach langer Kloſtergefangenſchaft die wilde Freiheit und Zügelloſigkeit mit Behagen verſucht hatten. Um die völlige Auflöſung der Ordnung des prieſterlichen Standes in dem Sturm der Anarchie zu verhüten, waren Befehle erlaſſen worden, denen zufolge ſich alle Ordensgeiſtlichen einſtweilen in ihre Klöſter verfügen, (Dekret vom März 1809) alle Geiſtlichen überhaupt, welche ihr Amt und ihre Geſchäfte verlaſſen hatten, innerhalb zwanzig Tagen auf ihren Poſten einfinden ſollten (Dekret vom Mai deſſelben Jahrs), und in keinem Kloſter, weder Kapitel, noch General- und Provinzialverſammlungen ohne beſondere Erlaubniß des Kultus-Miniſters, gehalten werden durften. Dieſe Maasregeln wurden durch andre, ihnen verwandte, Mittel unterſtüzt, vermochten aber dennoch nicht, einen Stand zu ſeinen Pflichten zurückzuführen, der in der Verlängerung der Anarchie wenigſtens einige Friſt für ſeine Exiſtenz zu finden hofte.

Die Raſerei der Geiſtlichkeit ging ſo weit, daß ſie ſogar oft im Beichtſtuhl den Meuchelmord der Franzoſen als Buße auferlegte, und gerade in der Nähe der Klöſter waren Hinterliſt und Grauſamkeit dieſen am allergefährlichſten. Man hatte deshalb ſchon ziemlich frühe (im Mai 1809) jedes Kloſter für aufgehoben erklärt, in deſſen Bezirk ein Franzoſe umgebracht wurde; auch waren vorher ſchon die Gemeinden für alle Kuriere und Reiſenden, die auf ihrem Boden verunglückten, verantwortlich gemacht, und dieſe Maasregel bald ſo weit geſchärft worden, daß ſie jedesmal eine Strafe von 200,000 Realen (etwa 50,000 Livres) bezahlen, und drei der angeſehenſten Einwohner mit ihrer Perſon für die Auslieferung des Mörders haften mußten. Allein die Fälle der Art häuften ſich ſo ſehr, wurden oft ſo verwickelt, und erforderten natürlich vor allen Dingen eine ſo geordnete Polizei, daß ſolche Strenge das Übel nicht nur nicht verhinderte, ſondern nur größere Verſicht, und damit noch größeren Schaden erzeugte.

Man errichtete daher General-Junten, um Mörder, Aufrührer, Werber und Spione der Inſurgenten innerhalb vier und zwanzig Stunden zu unterſuchen, und zu verurtheilen, und dieſe Maasregel hatte auch ſo viel Erfolg, als ſie bei dem treuen Zuſammenhalten der Spanier, bei ihrer Verſchwiegenheit und Hartnäckigkeit haben konnte. Sie diente ſo weit, manchen Schuldigen zu ſtrafen, reichte aber bei weitem nicht hin, andre von gleichen Verbrechen zurückzuſchrecken. Der Geiſt des Aufruhrs vermiſchte ſich zu ſehr mit religiöſen Ideen, und um eine Märtyrerkrone wurde Alles gewagt. Die Gefangenen antworteten ihren Richtern daher nur mit ſtiller Verachtung, verriethen keines ihrer Einverſtändniſſe, und gingen ſtolz und ſchweigend in den Tod. Auch die Vorſtellungen vernünftigerer Geiſtlichen blieben fruchtlos, da ihre Leidenſchaftsloſigkeit für Verrätherei galt, und die Standhaftigkeit der Geſtraften, wurde von dem verblendeten Volke nur als ein Zeugniß der Gerechtigkeit ihrer Sache angeſehen.

So zerriſſen denn die meiſten Bande der bürgerlichen Ordnung, und, wo ſie noch zuſammenhingen, erhielten Zwang oder Verſtellung nicht viel mehr, als ihren äußeren Schein. Dieſer traurige Stand der Dinge griff zerſtörend in die Sittlichkeit der Nation und in ihre heiligſten Familienverhältniſſe. Wie traurig war die Lage ſo vieler Väter, die die neue Regierung anerkennen mußten, während ihre Söhne noch die Waffen der Inſurgenten trugen! Beide fielen bei ihren Parthien dadurch in Verdacht, den ſie blos durch Aufopferung ihrer natürlichen Gefühle in den übertriebenſten Äußerungen des Haſſes von ſich wälzen konnten. Beide neigten ſich daher auf die Seite von der am Meiſten zu fürchten war, und da die Franzoſen leichter, als die Inſurgenten verziehen, ſo verloren ſie gerade durch Nachſicht manche Herzen, die ſie durch dieſelbe hätten gewinnen ſollen.

Man nahm daher von Seiten der Regierung eine Maasregel, die auf den Eigennutz des Volks berechnet war, und ſetzte Geldſummen feſt, welche alle Familienhäupter, für diejenigen ihrer Angehörigen, die ſich bei den

Inſurgenten befanden, bezahlen mußten, wenn ſie nicht im Stande waren, ſie durch Lieferung von einer gleichen Anzahl Soldaten zu erſetzen. Dieſe Strafen richteten ſich nach dem Vermögenszuſtand, und hielten ſich zwiſchen 12000 und 3000 Realen *), wurden aber im Nichtbezahlungsfall in eine Deportation nach Frankreich verwandelt. Ähnliche Zwangsmittel gebrauchte man gegen denjenigen, bei welchem die Anhänger der Inſurrektion Vermögen deponirt hatten. Man befahl bei ſtrengſter Strafe, ſolches in den öffentlichen Schatz zu liefern, und reizte den Eigennuz durch anſehnliche Belohnungen, welche den Angebern verſprochen wurden.

Durch dieſe und ähnliche, eben ſo noth-

---

*) Und zwar bei 3000 Dukaten Einkünften, 12000: bei 2000 Dukaten Einkünften, 6000, und bei 1000 Dukaten Einkünften 3000 Realen. Aeltern, Brüder und Vormünder traten gleichfalls in dieſe Verbindlichkeit für ihre Mündel und jüngere Brüder.

wendige, als traurige, Maasregeln, welche von den Inſurgenten-Regierungen jedesmal mit Heftigkeit erwiedert wurden, ſank der Moralitäts-Zuſtand des Volks zu einer Tiefe herab, welche auch in ruhigen Zeiten zum Verderben führt. Man fing bald an, ſich wenig mehr um die Sache zu kümmern, für die man ſtritt, und fand blos in unaufhörlicher Widerſetzlichkeit und Wortbrüchigkeit eine Art von Befriedigung für ſeine wilde Leidenſchaft. Wo die Familienbande zerriſſen waren, verlor die Anhänglichkeit an das Eigenthum um ſo leichter ſeine Macht, da man in dem ſchnellen Wechſel des Kriegsglücks die Beſitzthümer keinen Augenblick ſicher wußte. Umſonſt traf König Joſeph gemeſſene Anſtalten zur Entſchädigung aller derer, welche durch ihre Anhänglichkeit an die neue Ordnung der Dinge Schaden gelitten hatten Die Gefahr wurde für dieſe darum noch nicht gehoben, und die allgemeine Verwirrung vermehrte ſich noch durch den niedrigen Kulturzuſtand des Volks, das die großen Reformen ſeiner Verfaſſung und ſeiner ſämmtlichen Verhältniſſe kaum begriff, geſchweige denn billigen konnte. Blos Anhänglichkeit an Herkommen und Gewohnheit hat die meiſten Staaten des ſüdlichen Europa's erhalten, und ihren Bewohnern konnte nichts Widrigeres geſchehen, als deren Zerſtörung, wenn dieſe auch nichts weiter, als eine Änderung ihrer Anſichten nöthig machte. Griff ſie aber vollends ſo tief in das ganze Leben des Volks ein, wie hier geſchah, und war es einmal zum Widerſtand aufgereizt, ſo konnten Ruhe und Ordnung ſo leicht nicht wieder hergeſtellt werden.

König Joſeph berechnete alle ſeine Maasregeln auf den Nationalkarakter der Spanier, und machte durch ihre Unzulänglichkeit die Erfahrung, daß es Umſtände gibt, unter denen ein Volk völlig aus ſeinem bisherigen Ideengang heraustritt, und zu haſſen und zu verachten anfängt, woran es bisher aufs treuſte gehalten hat. Keine Nation Europa's hing vielleicht ſo feſt an Namen, Titeln und Ordenszeichen, wie die Spanier, und dennoch wirkte das Edikt, worin der König alle Auszeichnungen der Art, die nicht von ihm ertheilt, oder beſtätigt worden waren, für ungültig erklärte, minder als man erwarten durfte. Umſonſt ſtiftete er, mit Aufhebung des alten, einen neuen ſpaniſchen Militairorden (20. Oktob. 1808 in Vittoria), den nur das Verdienſt um ihn erwerben konnte. Allen dergleichen Maasregeln ſetzten die Inſurgenten jedesmal ähnliche entgegen; die Centraljunta bedeckte ſich mit den alten ſpaniſchen Orden, und die Eitelkeit fand in der Anarchie ein ſo freies Spiel, daß ſich Einzelne mit Kreuzen und Sternen von eigener Erfindung, belohnten.

Wie gewaltſam auch die ganze ſpaniſche Nation aufgeregt ſchien, ſo war doch die Zahl derjenigen Bürger nicht gering, die die Lage ihres Vaterlands, wenn auch nicht immer aus richtigem Geſichtspunkt anſahen, dennoch Welterfahrung und in ihren eigenen Verhältniſſen Anlaß genug hatten, um die Inſurrektion zu verabſcheuen, und die Ruhe wieder zurückzuwünſchen. Von dieſem Geiſt war gerade die ſchätzbarſte Klaſſe des Volks beſeelt, die Klaſſe der wohlhabenden Bewohner der größern Städte, in welchen mannichfaltige Induſtrie herrſchte. Dieſe hatten ſich gleich zu Anfang willig in das Schickſal ihres Vaterlands ergeben, und die neue Ordnung der Dinge in der Ueberzeugung anerkannt, daß aller Widerſtand fruchtlos ſeye, und nur zum Verderben führen würde. Auf dieſe Männer berechnete König Joſeph die Einrichtung von Nationalgarden, wozu ſie gebildet wurden. Sie ſollten ihm gleichſam die Garantie für die Ruhe der Menge ſeyn, und waren für dieſe um ſo eher verantwortlich, da ſie allein bewaffnet waren. Wohl mag dieſe Maasregel unter Allem, was für die Beruhigung Spaniens unternommen worden iſt, die beſten Folgen gehabt haben; denn nie iſt ein rechtlicher Mann gegen das Zutrauen undankbar, welches ihm geſchenkt wird, und nie zählt ein guter Fürſt richtiger, als wenn er auf die Beſſeren ſeiner

Unterthanen, auf ihre Ordnungsliebe und Anhänglichkeit rechnet. Wirklich ſind auch diejenigen Provinzen, in welchen die Nationalgarden aufgerichtet werden konnten, ruhig geblieben, und Alt- und Neu-Kaſtilien z. B. unerachtet ſie oft ſehr von Truppen entblößt wurden, ließen ſich ſpäter nie mehr von dem Geiſt des Aufruhrs hinreißen, der außer ihnen ſo zerſtörend wirkte.

Auf dieſe Männer hatte denn freilich auch die Sorgfalt gewirkt, mit welcher die neue Regierung das Finanzweſen behandelte. Die Nationalſchuld war nicht nur feierlich von ihr anerkannt, ſondern auch die zweckmäßigſten Maaßregeln für ihre ſchnelle Tilgung getroffen worden. Alle erhielten durch den Verkauf der großen geiſtlichen Güter Gelegenheit, unſichere Staatspapiere mit großem Vortheil in liegende Gründe umzuſetzen, und dieſe Operation gewährte der Regierung zugleich das Mittel, dieſe Käufer unauflöslich an ein Syſtem zu knüpfen, von deſſen Befeſtigung ſie den ſichern Beſitz allein hoffen konnten.

Dies ſind die Grundzüge der Politik, welche König Joſeph im Innern der Halbinſel, wo ſeine Waffen hinreichten, beobachtete. Wir ſchließen die Darſtellung dieſer Ereigniſſe mit ihrer Schilderung, um zu zeigen, daß es Umſtände geben kann, unter denen alle Klugheit und Mäßigung vergebens zu wirken ſuchen, und indem wir uns von dieſen blutigen Szenen trennen, ſprechen wir den Wunſch aus: daß das ſpaniſche Volk ſein wahres Intereſſe einſehen, und ſich nicht für ein ganzes Jahrhundert allein dem Vortheil einer Nation aufopfern möge, die es unmöglich lieben kann.

Spanien.

Nach eigener Anſicht
im Jahr 1808
und
nach unbekannten Quellen
bis auf die neueſte Zeit

von

P. J. Rehfues,
Bibliothekar des Kron-Prinzen von Würtemberg.

Vierter Band.

Frankfurt am Main,
bei Varrentrapp und Sohn.
1813.

Druckfehler

zum vierten Bande.

S. 1074. Z. 2. v. u. ſt. Carto l. Carta
S. 1118. Z. 6. v. u. ſt. munt l. ruunt
S. 1135. letzte Z. ein für allemal ſt. Espana l. Espanna
S. 1207. Z. 1. ſt. Careno l. Carenno
S. 1208. Z. 7. ſt. Yanez l. Yannez
S. 1211. Z. 5. ſt. Kampana l. Kampanna
S. 1215. Z. 3. ſt. Mungel l. Mangel
S. 1220. Z. 1. ſt. Uego l. Ilego
S. 1225. Z. 12. ſt. Penaloſa, l. Pennaloſa
S. 1233. Z. 6. ſt. Bibalta l. Ribalta
S. 1241. Z. 5. u. 13. ſt. Carreno l. Carenno
S. 1247. Z. 5. v. u. ſt. Cuidad l. Ciudad
S. 1248. Z. 7. ſt. Poro l. Pero
S. 1251. Z. 12. ſt. Ocana l. Ocanna
S. 1265. Z. 11. ſt. Cyllenius l. Cylleneus
S. 1285. Z. 12. ſt. the l. Ihe
S. 1286. Z. 1 u. 5. ſt. the l. Ihe
S. 1287. Z. 7. ſt. captrociio l. captiverio

Druckfehler zum vierten Bande.

S. 1287. Z. 10. ſt. othos l. olhos
S. 1289. Z. 3. ſt. neõ l. naõ
S. 1289. Z. 6. ſt. Evas l. Eras
S. 1290. Z. 2. v. u. ſt. Tanges l. Tanger
S. 1292. Z. 12. ſt. des l. das
S. 1302. Z. 10. ſt. Langua l. lengua
S. 1304. Z. 7. v. u. ſt. Aſſo l. Affo
S. 1305. Z. 6. v. u. ſt. Reganon l. Regañon
S. 1309. Z. 1. ſt. ano l. anno
S. 1311. Z. 14. ſt. Elementas l. Elementos
S. 1315. Z. 5. ſt. eon l. eon
S. 1315. Z. 5. v. u. ſt. Cataluna l. Çatalunna
S. 1317. Z. 11. ſt. Guacdiola l. Guardiola
S. 1325. Z. 8. v. u. ſt. Plenkó l. Plankó.
S. 1325. letzte Z. ſt. danos l. dannos
S. 1326. Z. 1. ſt. raeza l. raleza
S. 1330. Z. 11. ſt. Schwediaur l. Swediaur
S. 1330. Z. 5. v. u. ſt. crucal l. crural
S. 1331. Z. 6. v. u. ſt. Banares l. Bannares
S. 1331. Z. 4. v. u. ſt. Uamada l. Llamada
S. 1332. Z. 5. eben ſo
S. 1335. Z. 1. ſt. banos l. bannos
S. 1340. Z. 6. v. u. ſt. importarcia l. importancia

Druckfehler zum vierten Bande.

S. 1344. Z. 3. ſt. sumacio l. sumario
S. 1345. Z. 9. ſt. Lapena l. Lapenna
S. 1353. Z. 9. ſt. an l. un
S. 1355. Z. 7. ſt. Tofino l. Tofinno
S. 1356. Z. 2. ſt. Gascuna l. Gascunna
ib. Z. 11. ſt. Antillos l. Antillas
ib. Z. 14. ſt. rlo l. rio
S. 1363. Z. 6. v. u. ſt. ninos l. ninnos.

Sehr wohlfeile Bücher.

Ein Verzeichniß hiervon, aus allen Theilen der **Wiſſenſchaften**, wiſſenſchaftlich geordnet, nebſt beygedruckten Laden- und herunter geſetzten Preiſen, einem Inhaltsverzeichniß und Regiſter, iſt ſo **eben bey uns** erſchienen.

Dieſe Sammlung von Büchern, Kunſtwerken, Kupferſtichen, verdient durch ihren mannichfaltigen Reichthum und die vorzügliche Auswahl die beſondere Aufmerkſamkeit aller Freunde der Lectüre, der Litteratur und Wiſſenſchaften, eines jeden Standes.

Sie enthält 4048 verſchiedene, nicht nur currente, ſondern auch ſehr koſtbare und ſeltene Werke. Im geringſten Fall ſind an den für rohe Bücher beſtehenden Ladenpreiſen 25 Procent, bey vielen aber 30, 40, 50 Procent, und mehr, in Abzug gebracht worden. Wir verwenden viel Sorgfalt und Fleiß auf dieſen Theil unſers Geſchäfts, wir dürfen uns daher ſchmeicheln, daß die günſtige Aufnahme, welche dem im Jahr 1809 herausgegebenen Bücherverzeichniß zu ſehr verminderten und wohlfeilen Preiſen, zu Theil geworden iſt, auch dieſem nicht fehlen wird. Kein in jenem befindliches Werk iſt in dieſes aufgenommen, für jedes Alter und für jeden Stand wird man Befriedigung darin finden, und kein Bibliothekvorſteher, kein Gelehrter und kein Liebhaber der belehrenden und unterhaltenden Lectüre in der deutſchen oder einer fremden Sprache wird ſelbiges ohne angenehme Entdeckungen, in Rückſicht der Wohlfeilheit der koſtbaren und ſeltenen Werke, durchgehen. Da das Verzeichniß wiſſenſchaftlich geordnet iſt, ſo iſt es jedem Bücherliebhaber ſehr leicht, die Fächer, ſo Intereſſe für ihn haben, zu durchgehen und eine vorzügliche Auswahl zu machen. Daſſelbe, ſo wie das Verzeichniß von 1809, ſteht ein jedes zu 36 kr. oder 8 ggr. zu Befehl. Der Ankauf und die Aufbewahrung iſt um ſo wichtiger, da wir nach Jahren, was wir in der Zwiſchenzeit ſammeln, dem Publikum ebenfalls anbieten, das hierin Enthaltene aber übergehen werden.

Bey Bücherſammlungen von Werth, welche zu veräußern gewünſcht werden, bieten wir unſere Dienſte an, indem wir nicht nur ganze Bibliotheken liefern und einrichten, ſondern auch dergleichen, unter annehmlichen Bedingungen, wie bisher, an uns kaufen.

Varrentrapp und Sohn,
Buchhändler in Frankfurt.

III.

Hiſtoriſche Betrachtungen über die Verhältniſſe zwiſchen Spanien und Frankreich *).

Iſt es nicht ſehr traurig für Spanien, daß Ferdinands und Iſabellens Erbe in die Hände eines Erzherzogs v. Oeſterreich übergegangen iſt?

Dieſe Frage iſt oft von den tiefſten Politikern beſtritten worden.

Alle waren der Meinung, daß, wenn um jene Zeit, ſtatt eines Prinzen aus der öſterreichiſchen Dynaſtie, einer aus dem franzöſiſchen Hauſe

---

*) Als Flugblatt im Jahr 1808 unter dem Titel: Reflexiones historicas sobre las relaciones entre Espanna y Francia, erſchienen.

den ſpaniſchen Thron beſtiegen, das Schickſal dieſes ſchönen Königreichs mit viel dauerhafterem Glanze ſich erheben hätte.

Man hatte eben ungeheure Eroberungen in der neuen Welt gemacht, und reiche Kolonien gegründet. Die koſtbaren Metalle von Mexiko und Peru hatten allen Unternehmungen den kühnſten Flug gegeben, und Spanien war um dieſe Zeit unläugbar dasjenige europäiſche Land, welches die beſten politiſchen Inſtitutionen beſaß.

In dieſem glänzenden Zuſtand beſtand Spaniens Interreſſe offenbar darin, den Frieden auf dem Kontinent zu erhalten, zu dieſem Zweck daher im beſten Einverſtändniß mit Frankreich zu ſeyn, und alle ſeine Macht und Kraft auf die Marine zu verwenden. England, Holland, Frankreich und Portugal hätten ſo ihre Kolonien nicht behaupten können, die ſie entweder ſelbſt gegründet, oder Spanien abgenommen hatten. Portugals Macht gründete ſich auf die von Spanien. Die Halbinſel erlangte ſo die Inſularlage von England, und Spanien trat in den

Beſitz der Herrſchaft über die Meere. Die Vortheile des ungeheuren Handels hatten die Stärke des politiſchen Körpers gehoben, der auf keine Weiſe entnervt war. Manufakturen aller Art, europäiſche Kabotage, Schiffahrt in alle Fernen und ausſchließend, eine, immer zunehmende, Bevölkerung - dieß ſind die Vortheile, welche Spanien beſaß, und die es in dem Zuſtand behalten hätte, zu welchem ſich England, auf ſeine Koſten, erhoben hat. Wie Lezteres, hätte Spanien auf dem Kontinent fremde Kriege für ſeine eigene Sicherheit unterhalten und bezahlt. Frankreich, einzig damit beſchäftigt, nach und nach einen Theil der Provinzen wieder zu gewinnen, welche von Karls des Großen Reich verloren gegangen waren, hätte Spaniens Syſtem gefolgt, und wäre blos das Werkzeug ſeiner hohen Plane geworden. Immer Subſidien bedürftig, immer durch die Politik des Kabinets von Madrid gefeſſelt oder bewegt, würde Frankreich blos die Vormauer des ſchönen Landes geworden ſeyn, in welchem die wahren Elemente der Vergrößerung und Macht konzentrirt waren.

Aber andere Gedanken und Plane gegen Spaniens Intereſſen gewannen durch die öſterreichiſche Dynaſtie das Uebergewicht. Ihre herrſchende Maxime war, ihre Beſitzungen in Burgund, Deutſchland und Italien zu mehren, zu ſichern und zu amalgamiren, und die ſpaniſchen dem ewigen Krieg mit Frankreich zu überlaſſen. Der Erfolg dieſer Politik fiel für Oeſterreich nach ſeinem Wunſch aus. Freilich muß man ſagen, daß ſich die ſpaniſchen Heere und ihre tapfern Führer auf dem Kontinent mit Ruhm bedeckt haben. Allein Spanien zahlte es theuer genug, und dieſer Ruhm koſtete es ſein Geld, ſein Blut, ſeine Schätze, ſeine Bevölkerung. Während der deutſche Zweig des öſterreichiſchen Hauſes ſich fern von ſeinem Land vergrößerte, hörte der ſpaniſche nicht auf, ſchwere Opfer von Provinzen und Kolonien zu bringen.

Wer erinnert ſich nicht des Unglücks unter den Regierungen von Philipp IV. und Karl II.?

Wer kann an dem Verfall und an der Erniedrigung der Monarchie beim Tode Karls II. zweifeln? Freilich beſtanden noch die Wunder der heroiſchen Zeit; denn nie vergißt ein edelmüthiges Volk den Ruhm, in welchem es einmal erglänzt hat. Allein das Reich ſank dabei immer tiefer; die Marine war verſchwunden; ſeine unüberwindliche Infanterie zernichtet; die Induſtrie völlig dahin; die Bevölkerung auf ein Drittheil herabgekommen; und die Reichthümer der neuen Welt gingen nur durch Spaniens Hände, um den Kunſtfleiß vom übrigen Europa zu bezahlen.

In dem langen Kampf zwiſchen Frankreich und Spanien, rächte dieſes mehr ſeine Ehre, als daß es ſein Gebiet vergrößerte.

England allein bemächtigte ſich aller Mittel zum Wohlſtand, die Spanien verloren hatte. Sein Handel, ſeine Marine, ſeine Kabotage, ſeine Schifffahrt, ſeine Fiſcherei und ſeine Banken nährten ſich von Spaniens Kraft.

So lehrt uns die Geſchichte, daß England während des Kriegs zwiſchen Frankreich und Spanien — ſey es aus Inſtinkt, oder aus Politik — nie aufgehört hat, eine zweideutige Rolle zu ſpielen, und eben ſo ſchnell Freund, als Feind zu ſeyn, aber immer für ſich zu gewinnen, und Andern zu ſchaden.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts koſtete es England nur Einen Schritt, um die ſpaniſchen Kolonien unter ſeinen Scepter, oder unter ſeine Protektion zu bringen. Mit Holland einverſtanden, zwang es Ludwig XIV. gleichſam zu jener berühmten Trippelallianz, welche der ſpaniſchen Monarchie ſo viele ihrer Glieder abriß.

Ehe indeß Karl II., der letzte Zweig der öſtreichiſchen Dynaſtie in Spanien, die Augen ſchloß, machte er Ferdinands und Iſabellens Fehler noch gut. Er zeigte ſich ſeines Volkes würdig, und brachte durch ſein Teſtament die Verirrungen einer fünf und dreißigjährigen Regierung in Vergeſſenheit.

Der ſpaniſche Patriotismus begeiſterte ſich in der Hoffnung, die Integrität einer Monarchie zu erhalten, die an einen Neffen Ludwigs XIV. gekommen war. Die Nation ſegnete das Teſtament ihres letzten öſterreichiſchen Fürſten, und hielt, zur Vertheidigung des neuen franzöſiſchen Prinzen, einen langen Krieg gegen England, ſeine Alliirten und ſeine verblendeten Anhänger, kraftvoll aus.

Wer kann läugnen, daß Spanien von da an ein neues Leben gewonnen hat? Welch ein Unterſchied zwiſchen ſeiner Lage beim Tode Karls II. und bei dem von Karl III.? Und zuverläßig hatte ſich Spanien in den neun und achtzig Jahren ſeit jener Zeit noch viel höher gehoben, wenn es fortwährend von Fürſten beherrſcht geweſen wäre, die die große Kunſt der Adminiſtration beſſer verſtanden hätten. Indeß wenn nicht mehr geſchehn, ſo iſt doch viel geſchehn, aber wir verdanken dieſes Reſultat blos der Anwendung eines Grundſatzes, den Iſabelle und Ferdinand nicht gekannt haben.

Ein Fürſt aus der, in Frankreich regierenden, Dynaſtie diente Spanien zur Garantie auf dem einzigen Punkt, wo es verwundbar war Der Ehrgeiz des franzöſiſchen Fürſtenzweigs überſchritt die Linie nicht, auf welcher die Herrſchaft des ſpaniſchen anfing. Das natürliche Syſtem Frankreichs und Spaniens, als Mächte betrachtet, geſtattete den brittiſchen Intriken keinen Raum, ſo lang die Regenten beider Länder von Einem Blute waren. Zwar gelang es einem Alles verwirrenden Miniſter, dem Kardinal Alberoni, auf kurze Zeit Philipp V. und den berühmten Regenten von Orleans mit einander zu entzweien. Aber glücklicher Weiſe ging dieſer Sturm, der, durch England genährt, ſehr gefährlich hätte werden können, beinah ſo ſchnell vorüber, als er entſtanden war.

Spanien, durch Frankreich gedeckt, und mit Frankreich verbunden, ſah ſeine Waffen mit neuem Glanz auf dem Kontinent erglänzen, und ſeine Marine triumphirend die Meere durchſegeln, welche England: die brittiſchen, zu nennen gewagt hat. Und welche Macht hatte die ſpaniſche Marine erreicht, als die franzöſiſche Revolution ausbrach!

Unglücksvolle Revolution! Kaum waren Ludwig XVI. und die Prinzen ſeines Stamms vom franzöſiſchen Throne vertrieben, als der ſpaniſche Regentenzweig, die groſſen Intereſſen Spaniens vergeſſend, und von England verführt, das keine Gelegenheit unbenutzt läßt, beide Monarchien zu ſchwächen, ſich unüberlegter Weiſe in einen nachtheiligen Krieg mit Frankreich einließ, das, unerachtet es zu gleicher Zeit alle Mächte Europa's zu bekämpfen hatte, dennoch ſein Schwerdt in das Herz von Spanien brachte. Unter einem andern Monarchen, welcher kein Verwandter von Ludwig XVI. geweſen, wäre Spanien neutral geblieben, wie Schweden und Dänemark, und hätte ſeinen Wohlſtand erhalten. So verlor es in zween Feldzügen alle Kraft, die es der Regierung Karls III. verdankte!

Welches Schwanken in ſeinem Syſtem ſeit dem Frieden von Baſel? Wie viele neue Vorwürfe könnte das ſpaniſche Volk dem Miniſterium des Friedensfurſten machen, wenn das Geheimniß, welches die Schritte der Politik bedeckt, nicht dem gewöhnlichen Verſtande verborgen wäre! Unterrichtete Beobachter konnten das Mißtrauen nicht tadeln, welches, mitten in einer anſcheinenden Uebereinſtimmung in Frankreich, rege gemacht werden mußte. Für die Kabinete von Europa iſt kein Zweifel, daß, wenn England mit mehr Mäßigung zu Werke gegangen, und nicht mit gehäßigen Gewaltthaten und mit, für eine, auf ihren Ruhm eiferſüchtige, Nation ſchändenden Angriffen verfahren wäre, um Spanien zur Vereinigung mit ſich zu zwingen, ſeine Intriken es gewiß dahin gebracht hätten, die Monarchie aufs Neue zu kompromittiren.

Ohne Umſchweife! Spanien und Frankreich müſſen durch engere Bande verbunden ſeyn, als durch Traktate. Frankreich fordere keine

Länder als Garantie, und ſuche ſeine Sicherheit nicht in der Zerſtückung einer Monarchie. Im Gegentheil, Frankreich muß daſſelbe Intereſſe, wie Spanien, bei der Integrität der Monarchie haben; es muß ein direktes Intereſſe haben, einen Thron zu vertheidigen, der durch ewig unverſöhnliche Leidenſchaften kompromittirt iſt; und muß endlich Spanien helfen, eine neue Konſtitution zu gründen, ohne daß es dazu der Volksbewegungen bedarf.

Die Auflöſung dieſes Problems iſt leicht, wenn man in der neuern Geſchichte beider Nationen nachſchlagen will!

Das Urtheil, welches die Nachwelt über die ſpaniſchen Ereigniſſe fällen wird, von einem unpartheiiſchen Spanier *).

„Wenn es den Häuptern in einer
„Monarchie an Feſtigkeit mangelt,
„ſo fühlt das der Staat ſo tief, daß
„ſein Zerfall unvermeidlich iſt.“

Saavedra's polit. Embleme.
Emb. 28.

Spanier!

Unſer Vaterland befindet ſich in der kritiſchſten Lage, und unſer Benehmen in derſelben wird über das Glück der gegenwärtigen Generation, und über das unſerer Söhne entſcheiden. Da ich an verſchiedenen europäiſchen Höfen und in unſern amerikaniſchen Beſitzungen angeſtellt

---

*) El dictamen, que formara la posteridad sobre los asuntos de Espanna, por un Espannol imparcial. Madrid 1808. 8vo.

war, ſo kann ich mich dem Nachdenken über das künftige Schickſal unſeres Vaterlands und über ſein wahres Intereſſe nicht erwehren. Ich habe mich daher entſchloſſen, euch meine Beſorgniſſe und meine Hoffnungen mitzutheilen.

Wenn wir während der ewig denkwürdigen Regierungen von Karl V. und von Philipp II. in Europa befehlen haben; wenn dieſes verſchiedene Jahrhunderte hindurch vor der ſpaniſchen Univerſalmonarchie bangte, ſo war es, weil wir einige vorzügliche Könige hatten. Wenn wir nachher ſo ſehr ausgeartet ſind, und freiwillig auf ſolch glänzendes Geſchick verzichtet haben, ſo war es, weil die Regierung unſres Vaterlands in ſchwache Hände übergegangen war; denn es leuchtet der ganzen Welt in die Augen, daß die kraftloſen Regierungen der letzten Fürſten aus dem öſterreichiſchen Hauſe die Epoche unſeres Verfalls waren. So verloren wir Holland und Italien, und wir waren ſo tief geſunken, daß eine einzige von unſern Provinzen, wie Portugal, unſrer Macht einen furchtbaren Widerſtand leiſtete, und uns einige ſchmähliche und blutige Stöße verſetzte. Der Succeſſionskrieg gab uns eine neue Dynaſtie. Philipp V. beſtieg den Thron; aber die Fürſten aus dem Hauſe Bourbon regierten mit der gleichen Schwäche, wie ihre Vorgänger. Was hat Spanien unter ihrer Regierung gethan, als daß es immer tiefer ſank, und ſich unſere Macht am Ende allein auf unſere ſchöne Halbinſel beſchränkte, welche uns durch die Pyrenäen mit dem Kontinent verbindet? Kaum blieb uns ja die Erinnerung an unſern alten Ruhm übrig, als das franzöſiſche Volk über die Nichtigkeit erröthend, zu der es die Regierung der Fürſten vom nemlichen Hauſe gebracht hatte, erzürnt über ihre Schwäche, ſie vom Throne ſtieß. Dadurch wurden unſere Gränzen zum Schauplaz eines ſchrecklichen Kriegs, wurde unſer Gebiet ſelbſt angegriffen, und waren wir eben im Begriff, einige unſrer Provinzen zu verlieren, als der Frieden von Baſel jenen ſo unpolitiſchen Krieg beendigte. Jezt athmeten die wahren Freunde unſers edlen Vaterlands wieder auf, und Spanien blieb in ſeiner Integrität.

Inzwiſchen folgten die erſtaunungswürdigſten Ereigniſſe nach einander in Europa. Frankreich, lange Zeit durch Partheien getheilt, ward plötzlich wieder geboren, und erhob ſich in Kurzem unter der Adminiſtration des großen Kaiſers, auf einen Grad von Glanz, den man bisher nie geſehen hatte. Seine äußere Größe glich ſeinem innern Wohlſtand; die Finanzen kamen in Ordnung; es ward Regelmäßigkeit in die Adminiſtration eingeführt; die bürgerliche Freiheit wurde geheiligt; und alle Zweige von jener arbeiteten für ihren Zweck, während der Fürſt, der ſie lenkte, den Sieg regierte. Sitten, Religion, Ackerbau, Induſtrie, alles erhob ſich unter ſeinem Scepter; und die verſchiedenen Zweige des Staatswohls ſtiegen zu jenem hohen Punkt empor, auf welchem ſie heut zu Tage, von allen Völkern Europa's beneidet, ſtehen. Während aber unſere Nachbarn unſern erſtaunten Augen alle Wunder des Siegs und der Adminiſtration vereinigt zeigten — welchen kläglichen Anblick gewährte unſer trauriges Vaterland! Ein Fürſt, gut, das iſt kein Zweifel, aber ſehr ſchwach, eine Königin . . . . (hier hält die Ehrfurcht meine Feder zurück; aber kann ſie auch den Gedanken zügeln?) ein Günſtling ohne Talent und Sitten, der Spaniens Schickſale lenkte, eine Macht ohne Armee, eine Adminiſtration ohne Regeln, ein Staat ohne Finanzen. . . . Welch ein Kontraſt! Alles war Elend und Unglück bei uns, während Alles für Frankreich Ruhm und Glück war! Gibt es einen einzigen Spanier, der, wenn er in den letzten Jahren genannte europäiſche Länder bereiſte, ſein Herz nicht immer enger zuſammengepreßt gefühlt, der nicht einige Thränen der Verzweiflung vergoſſen hat? Hat er ſich nicht des Namens geſchämt, auf den unſere Väter ſo ſtolz waren? Gibt es Einen unter uns, der nicht mit Entſetzen die ungeheure Kluft zwiſchen zwo Nationen gemeſſen, von denen die eine von einem großen, durch ſeinen

Geiſt und die Kraft ſeines Willens ſo mächtigen Mann, und die andere von einem ſchwachen, durch die Launen eines Weibes und die Plane eines Günſtlings befangenen, König regiert wurde? Was anders kann der Grund eines ſo verſchiedenen Schickſals ſeyn? Unſer Land iſt ſchöner, als Frankreich; unſere Küſten haben mehr Häfen, unſere Bürger eben ſo viel natürlichen Verſtand und wenigſtens eben ſo große Energie; aber in Frankreich herrſchten keine ausgearteten Fürſten, ſondern in Spanien. Alle ächten Spanier waren unwillig, und wünſchten eines jener unerwarteten Ereigniſſe, durch welche Staaten plötzlich reorganiſirt, und Völker der Niedrigkeit entriſſen werden, die ſie nicht verdient haben.

In dieſer Zeit brachen die innern Unruhen in der königlichen Familie aus, die in Jedermanns Kundſchaft ſind. Die Prinzeſſin von Neapel brachte jenen Geiſt der Zwietracht und der Intrique nach Madrid. Sie ſtarb; aber der Saamen, den ſie ausgeſtreut hatte, überlebte ſie, und ging auf die Bande des Gehorſams, die nicht minder heiligen der kindlichen Liebe zerriſſen; der Hof, die Familie des Monarchen ſelbſt zerfiel in Parthien. Allein unter ſo vielen entgegengeſetzten Intereſſen, ſo vielen widerſprechenden Verhältniſſen können wir ſchwer die Wahrheit herausbringen, und ſo wollen wir uns einzig auf die Beobachtung der Ereigniſſe und die Prüfung von Thatſachen beſchränken.

Im Oktober 1807 wurde der Prinz von **Aſturien** arretirt. **Karl IV.** machte öffentlich bekannt, der Erbe der Krone habe gegen den Thron konſpirirt. Bald nachher ward dieſer wieder frei, und der Vater erklärte, daß er ihm verziehen habe. So ſtanden die Sachen. Die Nachſicht des Vaters hatte die öffentliche Meinung in Abſicht auf die Unternehmung des Sohns in Ungewißheit gelaſſen, als am 18ten und 19ten Mai der Miniſter-Günſtling fiel, und **Karl IV.** zur Abdikation gezwungen wurde. Alle Umſtände dieſer Abdikation zeigen klar, daß ſie erzwungen war. Sie war in nicht ganz Einer Stunde gedacht, vorgeſchlagen und ausgeführt, und der Aufruhr von Aranjuez und die Unruhen in Madrid waren vorüber, ſo wie man wußte, daß die Sache vollendet war. Der Prinz von Aſturien wurde zum König ausgerufen, und, während ſeine Proklamation in den Straßen von Madrid ertönte, und ſich durch ganz Spanien verbreitete, kam Karl IV. von ſeinem erſten Schrecken wieder zu ſich, proteſtirte gegen einen unfreiwilligen Akt, und ſchrieb ſeinem erlauchten Alliirten, dem Kaiſer der Franzoſen, einen Brief, in welchem er ſeine Proteſtation mit Energie ausdrückte. Dieſe Umſtände erforderten in dem Prinzen, der den Thron beſtiegen hatte, eine Feſtigkeit des Karakters, die von Ferdinand VII. nicht zu hoffen war, einem Jüngling, deſſen Erziehung völlig verwahrloſt war, deſſen Talente und Tugenden die Nation nicht achten konnte, und der ſich durch ſeine Unentſchloſſenheit und Karakterloſigkeit ſeines Stammes würdig zeigte.

Nun ging dieſer Prinz nach Bayonne, und

hinter ihm folgten ſeine Eltern, Karl und Marie Luiſe. Schon ſtehen die Partheien dieſes großen Prozeſſes einander gegenüber vor dem erlauchten Monarchen, an deſſen Entſcheidung ſie appellirt hatten. Wie wird der Spruch ausfallen? Kann er einem Sohne gegen ſeinen Vater Recht geben? Kann er eine Abdikation für gültig erklären, die mit Gewalt erzwungen war, die allem Herkommen entgegen iſt, und gegen welche der, der ſie unterzeichnet hat, aufs deutlichſte proteſtirt? Das können wir unmöglich denken; wir können nicht glauben, daß Er ſeinen Karakter ſo ſehr verläugnen, und etwas für alle Souveraine und für ihn ſelbſt ſo Nachtheiliges thun werde! Der Prozeß des Prinzen von Aſturien gegen ſeinen Vater iſt die Sache aller Könige gegen die Erbprinzen und aller Väter gegen ihre Söhne. Die Abdikation iſt in That und Recht ungültig. In That, weil ſie unterzeichnet wurde, während die Garden aufrühreriſch waren, während die Empörung Madrid und Aranjuez bewegte, und bewaffnete

Haufen das Leben des Miniſters-Günſtlings und der Königin bedrohten. Nach dem Recht — weil ihr unmittelbar eine formelle Proteſtation nachgefolgt iſt.

Als Karl V. ſeine Krone niederlegen wollte, überlegte er es drei Jahre lang, und als er ſeinen Entſchluß endlich gefaßt hatte, ſo machte er ihn in Brüſſel durch ein Zirkulair bekannt, das noch in allen Kabinetten von Europa aufbewahrt wird. Er abdizirte nicht förmlich, als bis er ſeinen Nachfolger allen Völkern Europa's genannt hatte. Dieß geſchah erſt, da er die ſouveraine Gewalt niederlegte, und ſich in ein Kloſter zurückzog.

Aber wir können noch ein neueres Beiſpiel anführen. Als Philipp V. ſich entſchloſſen, ſeinen Zepter ſeinem Sohne zu übergeben, machte er ſeinen Entſchluß 1722 bekannt, überlegte ihn aber vor ſeiner Ausführung noch zwei Jahre lang, und dieſe erfolgte erſt 1724, da er ſeinen Nachfolger zuvor von allen Souverainen Europa's anerkennen ließ, ehe er ihm die Zügel der Regierung in die Hände gab, und von dem Thron, den er nicht länger beſitzen mochte, herabſtieg.

Dieß ſind die, durch unſre Geſchichte geheiligten, Gebräuche, dieß die Umſtände, welche eine freie, eigenwillige Abdikation begleiten und rechtfertigen müſſen. Hat die von Karl IV. dieſen Karakter? Wir haben anderswo die Umſtände, welche ſie begleiteten, und die wir nun angedeutet, erzählt.

Den 16. März ließ Karl IV. eine Proklamation an ſeine Truppen ergehen, in der Abſicht, ſie wegen ihrer Beſorgniſſe zu beruhigen.

Am 17ten, da er einſieht, daß der Haß gegen ſeinen Premierminiſter blos zum Vorwand des Plans dient, entſetzt er dieſen ſeiner Stellen, und macht bekannt, daß er in Zukunft ſelbſt regieren werde.

Am 19ten wird der unglückliche Günſtling in ſeinem Pallaſt angegriffen, herausgeriſſen, mit zwei und zwanzig Wunden bedeckt, und in die Hauptwache der Garden eingeſperrt. Mitten unter dem Geſchrei des empörten Volks, das ſeinen Kopf verlangt, ertönt eine Trommete, welche **Karls** IV. Abdikation verkündigt, und die Ruhe iſt im Augenblick hergeſtellt. Am nämlichen Tage noch ſpricht der König mit dem franzöſiſchen Geſandten, und ſagt ihm, er werde ſelbſt an den Kaiſer ſchreiben, bitte aber ſeinen erlauchten Alliirten, ſein Urtheil über die Ereigniſſe dieſer Tage noch aufzuſchieben.

Am 20ten kommt die Königin von Etrurien zum Großherzog von **Berg**, und bittet ihn um das Leben ihres Vaters, der in großer Gefahr ſey.

Den 22ten erhält der Adjutant-Kommandant **Monthion** vom König die wörtliche Erklärung, daß ſein Leben in Gefahr geweſen ſey, und einen Brief, in welchem dieſer Monarch in die Hände des Kaiſers gegen ſeine Abdikation proteſtirt. Von da an war kein Tag, an welchem Karl IV. dem Kaiſer nicht neue Klagen und Proteſtationen zugeſchickt hat.

Alle dieſe Umſtände zuſammen verrathen keine gültige Abdikation. Karl IV. hatte nicht aufgehört zu regieren, und da der Kaiſer Napoleon nun Schiedsrichter in dieſer Sache iſt, können wir glauben, daß er andern Intereſſen Gehör geben werde, als denen aller Könige und Väter?

Ginge es anders, ſo würde der Prinz von Aſturien zwar König von Spanien bleiben; allein die Proteſtation ſeines Vaters wäre immer noch vorhanden, ſie würde endloſem Bürgerzwiſt Vorwände geben; der Triumph des neuen Königs wäre ein trauriges Beiſpiel für ſeine Familie und ein Keim künftiger Revolutionen; denn ein anderer Prinz von Aſturien würde ſich zu ähnlichen Unternehmungen befugt wähnen. Der König, mit einer Gewalt bekleidet, welche in ihrem Urſprung mit Ungewißheit und Illegalität befleckt iſt, wird jeden Augenblick an dem Gehorſam ſeiner Vaſallen und an der Treue ihrer Verſprechungen zweifeln. Unfähig, ſelbſt ein Konſeil zu regieren, das ihn auf den Thron geſezt hat, wird er jene Irrgänge von Kombinationen, die dem Wohl ſeiner Völker fremd ſind, alle ſelbſt durchſchauen können? Wo wird die feſte Hand ſeyn, die Leidenſchaften zu zügeln, und ſie zu zwingen, alle ihre Rachgefühle und Hoffnungen aufzuopfern, und blos auf einen Zweck los zu arbeiten, nemlich auf die Ordnung in der Adminiſtration und den Frieden des Staats? Das geringſte Übel, was Spanien unter einem Fürſten widerfahren kann, der nicht mehr Karakter, aber weniger Talent, als Karl IV. hat, würde ſeyn, in der alten Routine fortzulaufen, die es in den kläglichen Zuſtand gebracht hat, in welchem es ſich befindet. Nehmen wir an, daß der Kaiſer Napoleon die Rechte des Throns verkennen, und blos auf die der Partheien Rückſicht nehmen werde, ſo müſſen wir doch wohl denken, daß er ſich dazu nur in Rückſicht auf beſondre Vortheile verſtehen würde, die für ſeine Monarchie aus dieſer Gefälligkeit entſtehen müßten; in welchem Fall Katalonien, Navarra, die drei Baskiſchen Provinzen, Arragonien, kurz alle Theile unſres Gebiets, die jenſeits des Ebro liegen, von unſerm Staat abgeriſſen, und wir völlig zernichtet werden würden. Sobald Spanien getheilt wäre, ſo wäre es auch Spanien nicht mehr; bis jezt hat es ſeine Integrität erhalten; und wenn wir auch nicht mehr ſind, was wir geweſen waren, ſo können wir uns doch mit angenehmen Hoffnungen ſchmeicheln. Erhält Spanien ſeine Integrität, ſo kann ſein Glück wieder aufleben, und ich bin überzeugt, daß nur eine neue, energiſche Dynaſtie unſre unthätigen Könige zu erſetzen brauchte, und wir würden jenen Höhepunkt wieder erreichen, deſſen Gedächtniß die Jahrbücher der Welt aufbewahrt haben. Wird unſre Halbinſel aber vertheilt, ſo verlieren wir bald unſre Exiſtenz unter den Mächten, unſre Stelle unter den Nationen, und, wer weiß? vielleicht auch unſern Namen und unſere reiche Sprache. — Dieß iſt es, was wir von Ferdinands VII. Regierung zu erwarten haben!

Nehmen wir aber an, daß der erlauchte Alliirte Karls IV. den Zepter und die Krone wieder in ſeine ungewiſſen Hände zurückgibt; nehmen wir an, daß er, unſerm einſtimmigen Wunſche willfahrend, jenen Günſtling, den Gegenſtand der gerechten Verachtung und des verdienteſten Haſſes von ganz Spanien, von ſeiner Seite ſtößt; wird ſich dieſer Karl auf einem Thron halten können, den er nicht zu behaupten verſtand? Wird er zu herrſchen vermögen, ohne die Ausübung der Souverainität einem andern Günſtling anzuvertrauen? Und wird die Nation nichts von einem Verwandten des Souverains zu fürchten haben, auf deſſen Beſchlüſſe er ſo vielen Einfluß hat? Wenn aber Karl IV. auch wirklich die Erfahrungen, die er in den lezten Zeiten gemacht, benutzen wollte, wird er die ächten, loyalen Spanier unterſcheiden können, um ſie als Räthe um ſich zu berufen? Wird er unſre wahren Intereſſen kennen? Ach, ſeine ganze Regierung würde für Spanien eine bloße Agonie ſeyn, und der Tag, da die Geſetze der Natur ſich an ihm erfüllten, und wir ihm einen Nachfolger geben müßten, ein Tag der Trauer und der gefährlichſten Zwiſtigkeiten ſeyn. Zuverläßig iſt Napoleon der Größe mächtig genug, einen dethroniſirten Monarchen wieder auf ſeinen Thron zu erheben; aber iſt er im Stande, aus untauglichen Fürſten geſchickte Monarchen zu machen?

Das Blut der katholiſchen Könige iſt nicht mehr, und Jeder weiß, daß wir unſer Land nicht unter dem ausgearteten Geſchlecht der Bourbons den Mauren wieder abgenommen haben. Unſer Verfall iſt durch unthätige Könige bewirkt worden, die nur durch Weiber oder durch Günſtlinge regierten, die unter den kritiſchſten Umſtänden weder ihre Macht, noch die Einheit der Nation zu behaupten verſtanden, die den Vater gegen den Sohn, und den Sohn gegen den Vater bewaffneten. Suchen wir in einem andern Hauſe glücklichere Schickſale und feſtere Stützen!

Als Philipp V. den Thron beſtieg, regierten die Bourbons in Frankreich. Jene Spanier, die unter fremden Heeren gefochten hatten, ſüzten ſich in Spaniens Intereſſe, das allein und zuerſt in der Freundſchaft der Franzoſen, in der Verbindung mit Frankreich iſt, deſſen hohes Anſehn ihre Stimmen gewonnen hatte. Wir können nicht zugleich unſre Kolonien behaupten, unſre Marine erheben, um ſie zu ſchützen und zu vertheidigen, und mächtige Armeen in den Pyrenäen halten; und ſo iſt es nöthig, daß uns eine neue Dynaſtie den Frieden auf dem Kontinent und die Sicherheit unſrer Gränzen zur Morgengabe bringt. Zur Zeit **Karls** V. bürgten uns die großen Beſizungen Öſterreichs für jenen erſten Zweck unſerer Politik; denn wenn unſre Gränzen nicht in den Pyrenäen befeſtigt waren, ſo wurden ſie es bei Pavia, bei Saint-Quentin und auf den ſchönen Gefielden unſers Ruhms. Da Spanien nur durch Frankreich mit dem Kontinent verbunden iſt, ſo erfordert ſein Intereſſe, ſeine Garantie von Frankreich zu erhalten, das mit feſter Hand die eiſernen Palliſaden eingegraben hat, welche die Kühnheit der übrigen Mächte des Kontinents nicht zu überſchreiten vermögend iſt. Unter dieſer Ägide, und unter ſolchem Schutz müſſen wir uns dem amerikaniſchen Handel, der die erſte Quelle unſers Wohlſtands iſt, und dem Küſtenhandel ergeben, und alle Vortheile zu nutzen ſuchen, zu denen uns unſre glückliche Lage ganz beſonders beſtimmt hat. Dieß iſt der Vortheil, den wir von dem Hauſe zu hoffen berechtigt ſind, welches über unſre Halbinſel regieren wird. Dieß war die Morgengabe, welche uns die Bourbons zu Philipps V. Zeiten mitbrachten; aber dieſe haben ſie ſeit der Revolution von 1789 verloren; denn da ſie durch ihre Geburt natürliche Feinde von Frankreich waren, ſo haben ſie uns entweder in dieſe Feindſchaft hineingezogen, oder haben ſie den Folgen derſelben nur durch Gefälligkeit begegnet, welche unſrer Ehre und unſrem Intereſſe zuwider waren.

Landsleute! Wir befinden uns nichts weniger, als in einer gewöhnlichen Lage. Zu jeder andern Zeit wäre meine Sprache die des Aufruhrs; aber in dieſen Tagen, mag nun Karl oder Ferdinand König von Spanien ſeyn, iſt der Vertrag durch ihre eigene Hände zerriſſen, welcher die Unterthanen und den Monarchen verband. Der Eine ſtieg auf das Geſchrei aufrühreriſcher Soldaten von ſelbſt vom Thron; und der Andere entriß ſeinem Vater mit Gewalt und durch Hülfe der Beſtechung den Zepter, und verlezte damit alle Geſetze des Bluts und alle Konſtitutionen des Staats. Beide ſind nicht mehr unter uns; ſie ſind über unſre Gränzen gegangen, nur wegen dieſen Streitigkeiten, deren ärgerliches Schauſpiel vor den Augen ihrer Unterthanen und ganz Europa die, der Feſtigkeit der Throne ſo unentbehrliche Ehrfurcht, niedergeſtürzt hat, vor einem fremden Tribunal zu erſcheinen.

Unſre Feſtungen ſind von zahlreichen Heeren beſezt, und in unſrer Hauptſtadt ſelber liegen Truppen. Zuverläßig ſind ſie nicht da, um uns zu erobern, ſobald wir nur Alle einig ſind.

Wir haben ſie nicht herbei gerufen; ſondern die Sorgloſigkeit, die Untauglichkeit, der Zwiſt unſrer Fürſten, dieſe traurigen Umſtände zuſammen, ſind der Grund ihres Hierſeyns.

Frankreich hat ſeine Bevölkerung verdoppelt und ſeine Heeresmacht verdreifacht. Ein Theil der unſrigen ſteht mit der ſeinigen in der Ferne; die Soldaten der großen Nation behandeln die unſrigen als Brüder, und geben ihnen Theil an dem Ruhm der franzöſiſchen Adler. Iſt dieß die Zeit, um Frankreich den Krieg zu erklären? Und was wird das Reſultat dieſes Krieges ſeyn? Der Verluſt unſrer beſten Provinzen, die Verwüſtung derſelben, der Verluſt von Amerika, das ſeine Bande mit einem Mutterſtaat zerbrechen wird, welcher unfähig iſt, einige ungültige Verbindlichkeiten dem unſchätzbaren Vortheil einer innigen und vollkommenen Vereinigung mit einer mächtigen Nation aufzuopfern, der einzigen Nation, die den Spaniern den Genuß des innern Friedens verſichern, und ſie gegen die Tyrannen der Meere vertheidigen kann.

Das geographiſche und permanente Intereſſe Spaniens beſteht demnach darin, ſich in die natürliche Freundſchaftsverbindung mit Frankreich zu ſetzen. Das momentane Intereſſe Spaniens iſt, immer mit dem großen Mann vereint zu ſeyn, den unſre Könige zum Schiedsrichter gewählt haben, weil er das Schickſal und den Sieg beherrſcht, und deſſen Armeen alle Poſitionen und die Hauptſtadt unſres Landes ſelbſt inne haben.

Erklärt dieſer Monarch, daß **Karl IV.** König von Spanien iſt, ſo laßt uns ihn als ſolchen anerkennen; ſagt er uns, daß es **Ferdinand** ſeyn ſoll, ſo laßt uns **Ferdinand** dafür anerkennen; glaubt er, daß die Fürſten des gegenwärtigen Hauſes durch ihre Zwiſtigkeit die Anſpruche an den Thron verloren haben, ſo laßt uns ſchließen, daß ihre Exiſtenz mit dem gegenwärtig auf dem Kontinent herrſchenden, Syſtem unverträglich iſt, und daß unſer Intereſſe erheiſcht, uns mit ihm zu verbinden.

Mitbürger! Laßt uns einig und klug ſeyn!

Vertrauen wir auf unſern Nachbar-Monarchen, der unſre Stütze ſeyn wird; da der Ruhm der einzigen Hebel aller ſeiner Handlungen iſt. Da die Schwachheit, die Leidenſchaften und die falſche Politik unſrer Fürſten uns aus dem ruhigen und feſten in einen ſtürmiſchen und unſichern Zuſtand geſtürzt haben, ſo ſey er unſer Führer und unſre Hoffnung!

Was das Haus betrifft, welches freiwillig vom Thron herabgeſtiegen iſt, und ſich gar nicht mehr auf unſrem Gebiet befindet, ſo geht es uns nichts mehr an, da alle Bande zerriſſen ſind, welche uns an daſſelbe knüpften. Umgeben wir mit Liebe und Treue den Fürſten, der uns zur Morgengabe die Vereinigung unſrer Intereſſen mit denen von Frankreich und ſo vielen andern Staaten des Kontinents mitbringt.

Drei Dinge ſind es, um die wir zu bitten haben: die Unabhängigkeit und Integrität unſrer Nation, die völlige Erhaltung unſrer Privilegien, und deren Befeſtigung, daß der künftige Monarch ſie beſchwört, und keine Veränderung mit denſelben vornimmt, als mit Zuziehung der Kortes oder irgend einer ähnlichen Verſammlung; und endlich die Erhaltung unſerer heiligen Religion. Es gibt manche Nation, die verſchiedene Religionen anerkennt; allein wir wollen nur Eine. Bleiben wir bei der Denkungsart unſrer Väter, die lieber die Mauren vertreiben, und bei dieſer Unternehmung tauſendfache Gefahr laufen, als das Schauſpiel eines gottloſen Kultus dulden wollten! Fordern wir dieſe Bedingungen und beſonders die leztere, als die erſte und wichtigſte, ſo haben wir unſre theuerſten Intereſſen geſichert, und dem Wunſch jedes Spaniers genug gethan, der der Ehre, der Religion und dem Vaterland getreu iſt!

Brief eines verabſchiedeten Offiziers an einen ſeiner alten Waffengenoſſen. *)

Toledo, den 23. April 1808.

Verehrter Freund!

So eben erhalte ich den Brief, in welchem Sie mir die bevorſtehende Vereinigung der ganzen königlichen Familie in Frankreich bei Kaiſer **Napoleon** mittheilen. Dieſe Nachricht war für mich der erſte Troſt, den ich ſeit dem lezten Oktober empfangen habe. Sie werden dieß gerne glauben, da Sie dem König ſo viele Jahre gedient, und ihm die Geſinnungen eines treuen Unterthanen in aller ihrer Reinheit bewahrt haben. Dieſe Geſinnungen habe ich in der Schilderung der kläglichen Szenen gefunden, von denen Sie kürzlich Zeuge geweſen ſind. Zuverläßig hatte ein ächter ſpaniſcher Patriot zuvor ſchon Urſache genug zur Betrübniß, da wir mit Schmerzen ſehen mußten, daß einer der beſten Könige keine beſſere Maasregeln für das Wohl von Spanien ergriffen hat; wir ſehen mit tiefem Gefühl unſre Nation in die Unmöglichkeit, ſich zu dem Grade von Glanz zu erheben, den ſie verdient, und in die Unbekümmertheit verſetzt, wieder zu der Stelle zurückzukehren, die ihr durch ſo viele Anſprüche unter den europäiſchen Mächten gebührt. Was aber den Spaniern am wehſten that, war, daß ihr Souverain ſeinen eigenen Einſichten nicht vertrauend, einen großen Theil ſeiner Macht in fremde Hände gegeben hatte. Sie ehrten in dieſem Irrthum freilich die Gewiſſenhaftigkeit eines tugendhaften Fürſten; aber ſie erkannten in demſelben auch die Folgen einer vernachläßigten Erziehung, welche ſo oft die Hoffnungen täuſcht, die die Völker gerne von ihren künftigen Regenten faſſen. Dieſe loyalen Spanier, unter die, Sie und ich, uns zu zählen berechtiget ſind, konnten es ſich nicht verbergen, daß ſie, oder ihre Nachkommen unter einer andern Regierung noch über die Folgen der ſchlecht geleiteten Erziehung eines Kronprinzen werden zu ſeufzen haben, und ſchloſſen mit Schmerzen, daß ihr Vaterland noch weit davon entfernt ſey, ſeinen alten Glanz wieder zu gewinnen. Ihre Loyalität reſignirte freilich auf die Hoffnung, eine, für ihr Vaterland glücklichere, Zeit wieder zu ſehen; aber konnten ſie glauben, daß ſie ſich ſo nahe von dem ſchrecklichſten Sturme bedroht ſehen würden?

---

*) Als Flugblatt gedruckt mit der Ueberſchrift: Carto de un Oficial retirado à uno de sus antiguos Companneros. 1808.

In allen Zeiten meines Lebens, und beſonders ſeitdem ich den Dienſt verlaſſen habe, war ich immer von dem Wirbel großer Geſchäfte zu entfernt, um mir ſchmeicheln zu können, daß ich jene Art von Scharfblick beſitze, der ſich im Vorausſehen der Ereigniſſe übt; aber ich bin doch überzeugt, daß alle Spanier, außer denjenigen, welche in den Ereigniſſen, die mit dem letzten Oktober anfingen, mitgewirkt haben, über das ſchreckliche Trauerſpiel erſtaunt ſind, das uns angekündigt wurde, und deſſen Handlung einige Zeit ſtille ſtand, um mit ſo größerem Lärmen im lezten März wieder anzufangen; ohne daß man die Entwicklung der Umſtände, welche Ihr Brief mir anzeigt, und die meine Hoffnungen wieder beleben, vorausſehen kann.

Mitten unter den ſchmerzlichen Betrachtungen, die mich drückten, mußte ich wohl auch einige Linderung finden! Was haben wir ſeit den Verfällen vom Eskerial geſehen? Nichts, als was die Meinung irre leiten, die Treue furchtſam machen, und den Umſturz des Throns vorbereiten mußte! Muß die Meynung nicht an den gefährlichſten Klippen ſcheitern, wenn die erlauchteſten Perſonen, welche ſie zu leiten ſich vereinigen ſollten, ſie verſchieden zu lenken ſich beſtreben? Wie kann die Treue ihre Energie behalten, wenn ihre Grundſätze verunreinigt werden, wenn man alte Schwüre und Pflichten neuen Schwüren und Pflichten zu unterwerfen ſtrebt? Wie kann der Thron einige Feſtigkeit haben, wenn die Meynung wankt, und die Treue ungewiß wird? Welcher loyale Unterthan zittert nicht für die Erfüllung ſeiner Pflichten, und fürchtet nicht, unfreiwillig in die Empörung hineingezogen zu werden, wenn er ſieht, daß die Fürſten Einer und derſelben Familie ihren gemeinſchaftlichen Vortheil und die gute Harmonie, welche ſie vereinigen ſollte, vergeſſen, ſich gegenſeitig Vorwürfe machen, und ſich ſo weit erniedrigen, das äußerſte, unbegreifliche Mittel zu ergreifen, an das Volk zu appelliren, und ſeine Beiſtimmung zu ſuchen, ſtatt ſeine Ehrfurcht zu erhalten, und ihm Geſetze zu geben? Nie werde ich die Furcht vergeſſen, die mich überfiel, und die unglücklichen Beſorgniſſe, mit denen ſich meine Einbildungskraft erfüllte, als durch ganz Spanien die Klage eines guten Vaters gegen ſeinen Sohn, des Königs gegen den Thronfolger, ertönte! Meine Furcht verſchwand aber noch nicht durch die Unterwürfigkeit und Offenheit jenes Briefs, in welchem dieſer Prinz, der eben ſo viele Anlage zur Lenkſamkeit zu haben ſcheint, wie ſein Vater, die Nachſicht ſeiner erlauchten Eltern erflehte. Es war offenbar, daß die höchſte Macht einen großen Stoß erhalten, daß ſtaatsverbrecheriſche Intriquen um den Monarchen und den Prinzen von Aſturien geſpielt worden waren; daß der Ehrgeiz es gewagt, den Souverain und ſeinen präſumtiven Thronfolger blos zu Werkzeugen ſeiner eigenen Plane zu machen, und daß man beide nur benuzt hatte, um eine Staatsumwälzung anzufangen. Wer muß nicht vor dem Gedanken an eine Staatsumwälzung erſchrecken, wenn er ſich der leztern erinnert, die der Familie unſrer Monarchen ſo ſchädlich geworden iſt? Dergleichen Erinnerungen eröffnen den Weg, um in der Zukunft eine Reihe revoluzionairer Ereigniſſe zu ſehen. Als der Ausbruch vom Eskerial bekannt wurde, ſagte ich Ihnen freilich nicht, an welchem Tag und auf welche Weiſe dieſe und andere Szenen würden erfolgen müſſen; aber Sie werden ſich erinnern, und können es in meinen Briefen nachſehen, daß ich ſagte: kein Spanier, der dem königlichen Hauſe ergeben ſey, dürfte ſeine Beſorgniſſe geendigt wähnen. Nichts überraſchte mich weniger, als die Nachricht von den Ereigniſſen, deren Schauplatz Aranjuez geweſen iſt. In ſolchem Falle wirkt die Gelegenheit oder der Vorwand, den man ergreift, nur auf die Menge, und jeder, nur wenig nachdenkende, Beobachter muß, wie ich, in dieſem Schritt jene Reaktionsbewegung erkannt haben, die nach einer erſten Revolutionsſzene nie ausbleibt. Iſt einmal der erſte Schritt auf dieſer Bahn geſchehen, wo die Reue ſelbſt nicht mehr zurück kann, ſo iſt Alles gefährlich, ſelbſt die edelmüthigſten Leidenſchaften. Ich zweifle nicht, daß leztere die tapfern Krieger belebt haben, deren Energie man exaltirt hat, um den Monarchen in Schrecken zu ſetzen, und ich habe die wahre Sprache dieſer Leidenſchaften und das ganze Feuer der edelſten Geſinnungen in dem Briefe bemerkt, den mein Neffe, der gute Antonio, den Sie kennen, ſogleich von Aranjuez an mich geſchrieben hat. Er wünſchte ſich, wie alle ſeine Kameraden, Glück, zu einer heilſamen Kriſis beigetragen zu haben, die durch den Zuruf des: es lebe der König! bewirkt wurde. Wenn einer Seits dieſe Treuherzigkeit für das Gemüth intereſſant iſt, ſo führt ſie anderer Seits zu traurigen Betrachtungen über die Leichtigkeit, mit welcher die aufrühreriſchen Köpfe aller Länder die beſten Geſinnungen der Völker zu Handlungen benutzen können, welche für Thron und Vaterland die gefährlichſten ſind. Welche Revolution einer Monarchie hat nicht mit dem Geſchrei: es lebe der König! und mit Drohungen angefangen, die nur gegen die Depoſitairs ſeiner Macht gerichtet waren? Gerne will ich eingeſtehen, daß im gegenwärtigen Falle die Angriffsweiſe die Gunſt der öffentlichen Meinung für ſich haben mußte; indem die Sache einen Günſtling betraf, der ſeine Erhebung nie zu rechtfertigen verſtand, nie einen würdigen Gebrauch von dem ungeheuren Einfluß machte, den man ihm geſtattet hatte.

Ich würde ſeine Fehler und Verbrechen mit ſtärkern Farben malen, wenn ich nicht das Recht hätte, gegen Sie, mein Freund! mit Mäßigung zu reden, indem ich Sie immer zum Vertrauten der Verachtung gemacht habe, die er mir in der langen Zeit ſeines Glücks eingeflößt hat. Allein hielt man das Zutrauen des Monarchen auch gleich für ſchlecht angewendet, und war es das auch wirklich, war dieß für diejenigen, welche gehorchen ſollen, Grund genug, dem, der regieren ſoll, ihren Willen aufzudringen? Ein König iſt in dem Augenblick dethroniſirt, da die Ausübung der monarchiſchen Gewalt in ſeinen Händen verletzt iſt? Was kann ihm der Beifallsruf nützen, welcher mitten unter dieſer Beſchimpfung ertönt? Und, ſetz' ich hinzu, was liegt an der längern oder kürzern Zeit, der größern oder geringern Kühnheit, mit der man ſeinen Nachfolger ernennt? Nichts iſt weniger neu, als die Beiſpiele von Königen, die ihre Krone unter dem Geſchrei: es lebe der König! niedergelegt haben. In ſolchen

Fällen iſt nicht nur der, welcher vom Thron herabſteigt, ſondern beſonders derjenige zu bedauern, der unter ſo unglücklichen Vorzeichen denſelben beſteigt; denn das unbezweifelbare, heilige Recht ſeiner Geburt gibt er in dem Augenblick auf, da er die präkairen Anſprüche einer lärmenden Volkswahl benutzt, um den Zepter zu ergreifen. Daß dieß in Konſtantinopel, oder in Algier geſchieht, wo das Glück der Civiliſation noch unbekannt iſt, und die chriſtliche Religion ihre wohlthätigen Wirkungen nicht verbreiten konnte, begreife ich wohl; aber daß dieſes Syſtem von Anarchie und Jammer unter der großmüthigen ſpaniſchen Nation eingeführt werden ſoll, dieß kann ich mir nicht ohne den tiefſten Unwillen denken. Wenn die weiſe Natur in einer regelmäßig konſtituirten Monarchie den ſelbſt bezeichnet, der im Grabe ausruhen, und den, welcher ſich dem allgemeinen Wohl widmen ſoll, ſo erweitert ſich die Nationalhoffnung jedesmal, da dem Beſitzer des Throns ein neuer Zweig geboren wird. Aber ſie muß bei der Geburt eines neuen Fürſten erzittern, wenn die Launen einer Wahlmonarchie in einer Nation gewöhnlich werden, welche kein Prinzip von Staatsrecht kennt. Zuerſt geſchieht dann, daß man den Sohn zwingt, ſeinem Vater die Krone vom Haupt zu reißen; und iſt dieſer Schritt einmal geſchehen, ſo iſt nichts leichter, als einen jüngern Prinzen zu überreden, daß er des Platzes, den ſein Bruder eingenommen hat, würdiger iſt. Natur und Moral leiden in letzterem Fall ſogar weniger als im erſtern; aber wenn einmal dieſe Gränzen niedergeriſſen ſind, welches Mittel kann dann verhindern, daß man allmählig in die Barbarei zurückſinkt? Alle civiliſirten Völker, welche heut zu Tage die große europäiſche Familie bilden, fangen mit dieſer unvollkommenen Monarchie an, die, ſtatt der natürlichen Erbfolge, kein anderes Recht anerkannte, als das, unter den Gliedern einer und derſelben Familie zu wählen. Aber auch damals wartete man wenigſtens, bis der Tod das Zeichen zu einer neuen Wahl gegeben hatte.

Heut zu Tage aber geht man noch hinter die Unvollkommenheit der erſten Jahrhunderte zurück, und will, daß die Zeit der Thronveränderung von der öffentlichen Unzufriedenheit abhängen ſoll. Aber woran ſoll man dieſe erkennen? Werden alle Provinzen dieſes ſchreckliche Recht der Souverainität der Hauptſtadt überlaſſen wollen? Welche Klaſſe der Unterthanen des Königs ſoll daſſelbe vorzugsweiſe beſitzen? Wenn die Bewohner der Hauptſtadt zur Inſurrektion berechtigt ſind, ſobald ihnen ein Premierminiſter, oder ein Günſtling mißfällt, ſollen die Krieger, welche ihr Blut für das Vaterland vergießen, nicht gleiches Recht haben, ihre Stimmen zu erheben, und ihre Waffen zu rühren, wenn ſie einen General bekommen, der ihnen nicht behagt? Wenn die Städte ſich die Macht anmaßen, neue Regierungen zu beginnen, werden die Bewohner des Lands nicht auch neue Monarchen proklamiren wollen? Wir, mein Freund! waren von all' dergleichen ſpitzfündigen und beunruhigenden Unterſuchungen weit entfernt, als wir in Rouſſillon und in Katalonien unſre Soldaten durch den Ruf: es lebe der König! der ſo tief in allen ſpaniſchen Herzen nachtönt, zur Erringung neuer Triumphe, und zur Ausdauer im Unglück aufmunterten. Aber dieſe Aufmunterung würde fruchtlos geweſen ſeyn, wenn wir erſt die Briefe von Madrid hätten fragen müſſen, um zu wiſſen, welcher Souverain gewählt worden, oder wenn dazumal von Abdikation und Abſetzung die Rede geweſen wäre, wovon wir nun die erſte Erfahrung machen.

Indem ich meine Geſinnungen ohne allen Haß in Ihre Bruſt niederlege, bekenne ich Ihnen, daß ich die Möglichkeit, wie ein König ſeine Krone abdiziren kann, nicht begreife. Wäre er blos zu ſeinem eigenen Vortheil auf den Thron gehoben, ſo ließe ſich denken, daß er einmal die Luſt an demſelben verlieren könnte; ich nehme aber einen ſtrengern Grundſatz an, und meyne, daß ein Monarch nichts weiter iſt, als ein Menſch, den man über andere Menſchen erheben hat, und dies aus keinem andern Grund, als um ſie glücklich zu machen. Und in dieſer Anſicht begreife ich nicht, mit welchem Recht er ſich dieſer Pflicht, die an ſein glänzendes Schickſal gebunden iſt, entziehen kann.

Zuverläßig iſt dieſe Meinung zu unbeſchränkt, als daß ich ihr ohne Mißtrauen folgen könnte. Ich muß wirklich eingeſtehen, daß es Kombinationen von Umſtänden geben kann, wo eine neue Regierung für die Ruhe und das Wohl einer Nation nöthig iſt. Aber wer ſoll darüber urtheilen? Das Volk? — das Beiſpiel und die Aufopferungen unſrer Nachbarn haben uns vor ſolchem Irrthum gewarnt. Die Einſicht iſt unter ihnen nicht minder verbreitet, als unter uns, und zuverläßig überzeugt uns ihr Beiſpiel, daß ein Volk nie Einſicht genug hat, um öffentliche Geſchäfte zu verhandeln, wenn es nicht zu ſeinem Nachtheil geſchehen ſoll. Sollen wir uns an das Urtheil einiger wenigen aufrühreriſchen Köpfe von höherem, oder niedrigerem Range halten? — Allein, wenn die Gründung der Demokratie in einem großen Staat der höchſte Wahnſinn iſt, ſo iſt die Oligarchie in demſelben der höchſte Grad von Unterdrückung. An wen ſollen wir uns demnach wenden, um die Monarchie in all ihrer Reinheit feſt zu ſtellen?

Vor ſechs Monaten ſagte ich mir und wiederhole ich Ihnen nun mit thränenden Augen: die königliche Familie ſelbſt hat die Sache der Souverainität verkauft. Ich ſah dieſelben Perſonen, die zu verehren mir Gewohnheit geworden war, wechſelsweiſe die Rolle der Ankläger und der Angeklagten ſpielen, und ſich durch Vorwürfe und Bekenntniſſe gegenſeitig bald beſchweren, bald reinigen. Keiner der beiden Fürſten hatte das Recht erlangt, oder behalten, um zu ſagen: Hier wohnt die monarchiſche Gewalt in ihrer Weſenheit; hier beginnen, oder endigen die Pflichten der Unterthanen.

In dieſe traurige Betrachtungen war ich verſenkt, mein Freund! als Ihr Brief ankam, und mich verſicherte, daß uns die Vorſehung nicht ganz verlaſſen hatte. Ich ſehe aus demſelben, daß die Frage, welche weder vom Volk, das immer zu Grunde geht, wenn es um Rath gefragt wird, noch durch einige aufrühreriſche Köpfe, die über der Gier zu herrſchen das Nationalintereſſe verläugnen, noch durch die königliche Familie gelöſt werden kann, welche durch ihren innern Zwiſt ihre Rechte gewiſſermaßen verloren hat; ich ſehe, ſag' ich, daß dieſe Frage von einem großen Schiedsrichter beantwortet werden wird, den der Himmel zu unſrer Rettung aufgeſpart zu haben ſcheint.

Dieſer große Schiedsrichter, der ſchon ſo viele Kronen gegeben hat, genießt in Europa einen ſo unwiderſtehlichen Einfluß, daß Spanien nicht fürchten darf, etwas noch zur Streitſache gemacht zu ſehen, was er einmal entſchieden hat. Er bietet uns zugleich die Garantie eines gemeinſchaftlichen Intereſſes mit dem unſrigen an; es iſt wichtig für ihn, daß dieſes Königreich nicht zerſtückelt wird, und ſeine Kolonien behält. Eine Monarchie ſoll wieder neu gegründet werden; er hat ſie in einem Lande, wo ſie von Grund aus zerſtört war, wieder kräftig und blühend emporgehoben. Eine merkwürdige Kriſis ſoll zum Nutzen der Völker geleitet werden; und kein Eroberer, kein Monarch, kein Geſetzgeber hat ſich tauglicher bewieſen, die Feſtigkeit der Macht mit dem Staatswohl zu vereinigen Nie hat ſich Napoleons Genie mit einem größern Werk befaßt, als die Schöpfung von Spaniens Ruhm iſt. Ueber alle Vorurtheile erhaben, muß dieſer große Fürſt alle Keime von Größe, die in der edelſten Nation liegen, unterſcheiden.

Das übrige Europa hält uns ſo gerne Erinnerungen aus unſern eigenen Annalen vor; aber Napoleon ſoll erfahren, daß wir, weit entfernt, unwiderbringlich ausgeartet zu ſeyn, uns in einer Lage befinden, um unſre Väter noch zu übertreffen.

Wenn Sie, mein Freund! in meinen Werken eine Regung von Enthuſiasmus finden, ſo werden ſie es wenigſtens keinem Grund von Ehrgeiz zuſchreiben, da Sie wiſſen, daß mein einſames Leben, mein Alter, und die ſchmerzlichen Folgen vieler Wunden mich von allen Bewegungen des Lebens, und allen Berechnungen des perſönlichen Intereſſes frei halten; allein weder Einſamkeit, noch Jahre, noch die Ausſicht auf ein nahes Ende, konnten die Liebe zum Vaterland in meinem Herzen unterdrücken. Geprieſen ſey der Himmel, der in meinen letzten Tagen noch die Strahlen eines beſſern Schickſals über dieſe Nation leuchten läßt, deren alte Fehler in der Adminiſtration doch ihre Hülfsquellen nicht ganz zerſtören konnten, und die beſonders den köſtlichſten Schaz zu bewahren verſtand, welcher iſt: ein groſer Karakter, dem nur die Gelegenheiten fehlen, um die Bewunderung der Welt zu gewinnen.

Haben wir zu fürchten, oder zu hoffen? *)

Worauf ein Beobachter in außerordentlichen Lagen am meiſten achtet, das ſind die Stimmen, welche Muthloſigkeit verrathen. Die meiſten Menſchen ängſtigen ſich, wenn ſie nicht wiſſen, ob der künftige Morgen noch Inſtitutionen ſehen werde, die geſtern regiert haben. Bei der Begründung einer neuen Regierung aber kann es geſchehn, daß ſie Urſache zu Beſorgniſſen oder zu Hoffnungen gibt, eine Alternation, in welcher ſich die Konjekturen jedes denkenden Menſchen drehen. Das iſt aber nicht der Fall bei der Menge; denn bei ihr beſchränkt ſich die Vergangenheit auf wenige Jahre, ſtatt die Erfahrung vieler Generationen zu umfaſſen. Die wunderbare Verſchiedenheit der Ereigniſſe, die

---

*) Ein Flugblatt ohne weitere typographiſche Bezeichnung, mit dem einfachen Titel: **Debemos temer o esperar?**

unendliche Mannichfaltigkeit von politiſchen Kombinationen, welche durch menſchliche Leidenſchaften und durch die Intereſſen der Nationen in allen Zeiten und Ländern beſtimmt werden, und ihre Lage in der bürgerlichen Geſellſchaft endlich zwingt ſie zu einer abſoluten Unwiſſenheit, ſo daß ſie nichts, was Morgen geſchehen kann, voraus zu ſehen vermag Wie ſollte ſie vollends unterſcheiden, ob eine Veränderung, von welcher Art ſie ſeyn mag, eine Verbeſſerung oder eine Verſchlimmerung im konſtitutionellen Syſtem zur Folge haben werde? Dieß iſt der Zuſtand der zahlreichſten Klaſſen, der mit der Natur der Dinge zuſammenhängt, deſſen Nachtheile mit unwiderſprechlichen Vortheilen aus Einer Quelle fließen; denn in der geſellſchaftlichen Wagſchaale laſtet ſie mit dem ganzen Gewicht der Nationalmaſſe neben den beſtehenden Inſtitutionen, und begünſtigt ſo die Unveränderlichkeit der Regierung, das Hauptintereſſe der Völker. Nur in jenen ſeltenen und denkwürdigen Augenblicken wird dies anders, wo es

Gefahr wäre, unvermeidliche Veränderungen für gefährlich anzuſehen, wenn die Stunde einer politiſchen Kriſis gekommen iſt. Ueberdieß bleibt es Pflicht aller derer, welche die Bücher der Geſchichte ſtudiert haben, ſich mit ihren minder unterrichteten Mitbürgern zu beſprechen, und ihnen an der Belehrung der Erfahrungen der Vergangenheit Theil zu geben — eine heilige Pflicht, die ihnen ihre Erziehung und ihre Lage in der Geſellſchaft auflegt. Je größer ihre Kenntniſſe, je höher ihr Stand, deſto bindender iſt ihre Pflicht, deſto mehr können ſie auf die Meinung wirken, deſto größeres Intereſſe haben ſie, um ſie zu leiten. Entſteht dieſe aber im Schooß der Menge und ſteigt von ihr zu den höhern Klaſſen empor, ſo bedeckt der Peſtdunſt der Unwiſſenheit bald die ganze Nation mit dicken Nebeln, und entwickelt ſich der Saamen aller Unordnung und Verwirrung. Von Oben herab muß das Licht kommen, um den neuen Pfad zu erleuchten, leere Beſorgniſſe zu zerſtreuen, und gerechte Hoffnungen zu erwecken!

In meinen Augen iſt es klar, daß Spanien zu einer dieſer Epochen gelangt iſt, und ich wundere mich, daß keiner meiner Landsleute die Aufmerkſamkeit des Publikums auf dieſen wichtigen Gegenſtand hingezogen hat. Ich kenne Viele, die, trotz dem Schweigen, das uns die Regierung bisher über politiſche Gegenſtände auferlegte, Talent und Wiſſen genug haben, um mit Einſicht darüber zu ſprechen, und ich muß es einigen von ihnen übel nehmen, daß ſie etwas nicht unternommen haben, das ſie, von Liebe zum Vaterland geleitet, beſſer, als ich, ausgeführt haben würden. Ich zahle hiermit meine Schuld nach meinen Kräften, indem ich Unruhen und Unglück zu hindern ſuche, die unvermeidlich ſind, wenn dieſes energiſche und treue Volk ſeine gegenwärtige Lage falſch verſteht. Bei gewöhnlichen Gelegenheiten kann ein Diener der Altäre nichts Beſſeres thun, als ſich auf den engen Raum ſeiner Amtspflichten zu beſchränken; iſt aber die Zeit gekommen, da die Vorſehung ſelbſt ihre Schlüſſe über Könige und Nationen ausſpricht, ſo muß der, welcher ſeine Stimme der Religion gewidmet hat, ſie erheben, um der Menſchheit Thränen zu erſparen, und Unruhen zu begegnen, welche Unklugheit, Irrthum und Bosheit der Erfüllung des göttlichen Willens entgegen ſetzen können.

Es wäre niedrige Profanation von mir, wenn ich mich über die Schuld und die Fehler derjenigen auslaſſen wollte, die Gott als meine Herrſcher eingeſetzt hat. Ich müßte entweder ganz ſchweigen, oder mich in ein Labyrinth von Abſcheulichkeiten einlaſſen, wenn es bei den gegenwärtigen Intereſſen Spaniens darauf ankäme, zu wiſſen, ob der Zepter einem Monarchen, deſſen Einſichten man bei weitem nicht mit ſeiner Herzensgüte vergleichen kann, und der eine unglückliche Regierung durch eine erzwungene Abdankung geendigt hat, oder einem Fürſten gehören ſoll, welcher, ſo wie er öffentlich auftrat, ſogleich auf Beſchuldigungen ſich verantworten, Reue bezeigen, und die Krone vom Boden aufnehmen mußte, die ſeinem Vater gerade vom Haupte gefallen war. Mit welcher Beſchämung müßten wir dann Ärgerniß mit Ärgerniß vergleichen, und unter tauſendfachem Unglück wählen, um mit Schmerzen herauszufinden, ob es unglücklicher für's Vaterland wäre, den Thron eines Monarchen, der ihn nicht zu behaupten vermag, wieder aufzurichten, oder ſich einem Fürſten zu unterwerfen, der die, einer Abſetzung ſo ähnliche, Abdankung ſeines Vaters angenommen, und ſelbſt die Anſprüche zernichtet hat, die ihm einſt den Zepter geben ſollten! Glücklicher Weiſe hält ſich unſere Unterſuchung nicht in ſo engem Kreiſe. Alles verkündigt in Spanien neue Inſtitutionen und eine neue Dynaſtie. Ohne uns in unzeitige Betrachtungen zu verlieren, die die öffentliche Ruhe gefährden könnten, und in einen plötzlichen, unvorhergeſehenen Ausbruch zu verwandeln, was uns alle Prämiſſen als das Wahrſcheinlichſte zeigen, muß es endlich geſagt werden: die Macht der Umſtände hat uns dahin gebracht; es wäre unnütz und gefährlich, die Vergangenheit anzuſchauen, aber es iſt wichtig und unerläßlich, auf die Zukunft zu merken, die Folgen, welche ſie verſpricht, zu unterſuchen, und ſich vorzubereiten, um ſie zu nützen.

Die Wahrheitsliebe und die Dialektik eines Schriftſtellers machen bei einer Unterſuchung der Art weniger Wirkung auf die Geiſter der Menſchen, wenn die Vernunftſchlüſſe ſich von den Begebenheiten trennen, als Beiſpiele, die mit den zu prüfenden Umſtänden analog ſind. Zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts fiel in Spanien eine Dynaſtie-Veränderung vor, und vielleicht können wir uns eine ſichere Anſicht von unſrer Lage erwerben, wenn wir ſie mit der unſrer Voreltern vergleichen. Sie ſahen ihren vorigen öſterreichiſchen Fürſten kinderlos ins Grab hinunterſteigen, und wußten, daß zwiſchen vielen Mächten, die ſich die Entſcheidung über ihr Schickſal anmaßten, und über verſchiedene Theile der ſpaniſchen Monarchie zu verfügen herausnahmen, Eventivtraktate geſchloſſen waren. Von allen möglichen Fällen war immer der noch der gelindeſte, daß das Teſtament eines Fürſten, deſſen geſchwächter Kopf kaum über ſein Privatvermögen zu entſcheiden fähig war, über das Schickſal ſo vieler Völker entſcheiden ſollte.

Heut zu Tage hängen wir nicht vom Schwanken eines ſchwachen Willens ab. Der Stamm unſrer Könige endigt, ohne zu erlöſchen, weder von der Strenge der Naturgeſetze, noch durch ein Verbrechen des Volks, ſondern durch ihr eigenes Verbrechen verurtheilt. Er ſchätzte ſich ſelbſt richtig, indem er an das Urtheil eines Monarchen appellirte, der gewohnt iſt, über Throne zu verfügen, und ſie dem größern Intereſſe der Völker unterzuordnen. Wir brauchen nicht zu wiſſen, ob Spanien, wann dieſer Richterſpruch des Kaiſers Napoleons bekannt gemacht werden wird, Abgeordnete um ſeine Perſon hat, um überzeugt zu ſeyn, daß die Rückſicht auf das Glück der Nation der erſte Grund ſeiner Entſcheidung ſeyn wird.

Wenn ich mich indeß mit ſo vieler Zuverſicht über die Dynaſtie-Veränderung erklärt habe, ſo geſchah es in der Überzeugung, daß man den Wunſch der Spanier zu fragen, und zu befolgen, nicht unterlaſſen wird. Ich geſtehe gerne ein, daß die erſte Idee, die Jeder von uns hatte, nicht dieſe war; aber wir können Alle leicht einſehen, daß dieſe Entwicklung die einzige iſt, welche ſo entgegengeſetzte Plane und Intereſſen vereinigen kann. Diejenigen, welche die Erhebung eines jungen Königs auf einen Thron, den ſein Vater noch eine lange Reihe von Jahren behaupten konnte, entworfen, begünſtigt und beklatſcht haben, dieſe, ſage ich, fragen mit Ungeduld, ob der Kaiſer Napoleon einen Monarchen anerkennen kann, der mitten unter dem Volksgeſchrei und in Gegenwart der franzöſiſchen Armeen an die Stelle ſeines Alliirten geſetzt worden iſt. Sie fürchten, wieder unter die Herrſchaft eines Souverains zu kommen, der ſchon vor ſeiner Abdankung vernichtet war, und fürchten beſonders den Einfluß von Perſonen, denen er nach einem unvermeidlichen Drang des Schickſals alle ſein Vertrauen geſchenkt, und alle ſeine Thätigkeit überlaſſen hat. Der einen dieſer Perſonen iſt Alles geſchehen, was der Haß, ohne zur Gewaltthat zu ſchreiten, erſinnen kann; und die andre iſt von dem Gipfel des Glücks in die Schrecken eines Kerkerlochs hinabgeſtürzt worden, wo ſie der Gegenſtand aller Beſchimpfung und aller Beleidigung war, und dem Tode nur kaum entronnen iſt. Karls IV. eigener gutmüthiger Karakter würde ein neuer Grund ſeyn, um die Perſonen zu rächen, die er liebte. Wird es die Politik wagen, ihm den Rath zu geben, die, an der Genoſſin ſeines Throns begangenen, Beleidigungen, und die gegen den Depoſitär ſeiner Macht verübten Gewaltthätigkeiten ungeſtraft zu laſſen? Dieſe Fragen, welche die gerechteſte Furcht erheben muß, ſind, wegen eines ebengeſchehenen Vorfalls, einer um ſo weniger ungewiſſen Frage ausgeſetzt. Man ſagt, daß der Friedensfürſt im Augenblick, da er ſeiner Beſinnung wieder mächtig war, keinen andern Wunſch hatte, als bei den Souverains zu ſeyn, denen er ſein glänzendes Schickſal verdankte, und dieſe äuſſerten, ehe ſie ſich nach Bayonne auf den Weg begaben, ihr erſtes Begehren ſey, ihren alten Freund wieder mit ſich verbunden zu ſehen, welches auch immer ihr Schickſal ſeyn möchte.

Eben ſo wenig ſicher ſind, meiner Überzeugung nach, jene Unterthanen Karls IV., welche glaubten, daß revolutionaire Bewegungen ſie ihrer Schwüre nicht entlaſſen könnten; indem ſie es ſich nicht verbergen können, daß, wenn Karl IV. den Zepter wieder übernimmt, ſie vor dem unglücklichen Augenblick erzittern müßten, da ſich ſeine Laufbahn endigen wird, wo ſie alsdann keine Vergeſſenheit hoffen können, ſondern Verfolgungen fürchten müſſen. Ihre Loyalität gegen den verſtorbenen Monarchen würde ſie dem neuen König verdächtig und verhaßt machen. Dieß iſt die unvermeidliche Wirkung einer Veränderung, die alle Verhältniſſe umkehrt, die Reinheit der Prinzipien einer Monarchie trübt, einer Revolution, in welche der präſumtive Erbe eines Throns gegen die Rechte des Throns denſelben erſtrebt, Rechte, die er im Augenblick, da er ſie ſelbſt verletzt, verloren hat!

So ſehen wir denn zwei einander völlig entgegengeſetzte Partheien in Einem Punkt einig, in der gegründeten Furcht vor traurigen Folgen für beide. Zuverläſſig wäre es unrecht, mit ihnen die große Maſſe einſichtsvoller Spanier zu verwechſeln, die keine andre Neigung haben, als die Liebe zum Ruhm ihrer Nation. Dieſen liegt wenig an dem Namen, den man in öffentlichen Akten lieſt, oder an dem Bild, das auf die Münze geprägt wird, wenn der Fürſt durch ſeine ſchlechte Erziehung nicht im Stande iſt, das Steuer der Regierung mit Einſicht zu leiten. Der Sturz eines Günſtlings, der morgen durch einen andern erſetzt wird, iſt für ſie ein unbedeutendes Ereigniß; denn ſie ſchützen nur diejenigen Vorfälle und politiſchen Kombinationen, welche einen feſten Stand der Dinge bewirken können, die die treue Erfüllungen der heiligſten Pflichten des Throns verrathen, und wodurch alle Kräfte und Reichthümer einer hochherzigen Nation zur Wiederherſtellung ihrer Macht beſtimmt werden. So heiß dieſe im Innerſten des Herzens lange genährten Wünſche waren, ſo dachten die, welche ſie hegten, doch nie daran, daß ſie dadurch zu Revolutionsentwürfen berechtigt wären, weil ſie zu viel Einſicht hatten, um ſich vorzuſtellen, daß ſie nach Gefallen den Strom der Revolution leiten könnten, und weil ſie zu viele Achtung vor dem Menſchengeſchlecht hatten, um es ſo vielem Jammer auszuſetzen, als die, gegen die Pfeiler des Throns gerichteten, Stöße zur Folge haben würden. Zeigt ihnen aber ein Zuſammenfluß von unerwarteten Ereigniſſen eine neue Perſpektive, wenn Schwachheit und Irrthum möglich gemacht, was der Patriotismus nicht zu hoffen wagte, ſo muß das Herz der Spanier, welche mit heißer Liebe des Vaterlands eine tadelloſe Klugheit verbinden, in den edelſten Neigungen aufgehn, und kann ihre Meynung nicht überſehen werden. Allein warum ſollen wir als ihr Urtheil auszeichnen, was, genau unterſucht, nöthiger für diejenigen iſt, welche Karln IV. Beweiſe von Loyalität, oder Ferdinand Beweiſe von Anhänglichkeit gegeben haben? Diejenigen, welche ſich in dieſer Revolution als Anhänger der einen oder der andern Parthei gezeigt haben, müſſen am meiſten die Gründung einer neuen Dynaſtie und einer konſtitutionellen Regierung wünſchen. Jene hat keinen Grund, an den Streitigkeiten Theil zu nehmen, durch welche eine Familie vom Thron geſtürzt wurde, die unfähig war, ihn länger zu behaupten, und dieſe muß dem Monarchen und dem Bürger, der Macht und dem Eigenthum, gleiche Garantie leiſten, und jeder Art von Bedrückung einen unbezwinglichen Damm entgegen ſetzen. Die klügſten Köpfe, wie die feurigſten Gemüther werden befriedigt werden, und daſſelbe Reſultat, welches einen Schleier über Aller Verirrungen wirft, was auch der

Grund derſelben geweſen ſeyn mag, wird die edelſten Geſinnungen heiligen.

Dieſes aber iſt keine Prophezeiung, ſondern nur eine Umwendung deſſen, was in andern Ländern vorgegangen, und wovon wir ſo viele Beiſpiele geſehen haben, auf unſre Zukunft und unſer Land. In allen Ländern, wo Napoleons Macht oder Einfluß hinreicht, in Italien und Frankreich, der Schweiz und Holland, ſahen wir ihn den Namen, und ſelbſt die Erinnerung an die Exiſtenz der erbittertſten Partheien auslöſchen, in Ein Syſtem Menſchen vereinigen, welche ſich bis dahin nicht ſicher glaubten, ohne ſich gegenſeitig zu proſkribiren, und ſie zu dem gemeinſchaftlichen Zweck verbinden, der Macht des Souverains Glanz zu geben, und alle Kräfte der geſellſchaftlichen Ordnung, welche bisher durch Bürgerzwiſt auseinander geriſſen waren, zu vervollkommnen.

Zuverläſſig hatten unſre Väter im Jahr 1700, als ſie ſich zum Empfang des neuen Souverains anſchickten, nicht dieſelben Gründe zu Hoffnungen, wie wir. Statt, daß ſie einen Fürſten brauchten, der den Frieden im Innern herſtellen konnte, mußten ſie vielmehr fürchten, daß ſeine Erhebung auf den Thron dieſen ſtören würde, und endlich rechtfertigten auch traurige Ereigniſſe, welche in der damaligen Lage von Europa unvermeidlich waren, dieſe Beſorgniſſe nur zu bald. Das politiſche Syſtem von Europa ſtützte ſich dazumal auf jenen Punkt des Gleichgewichts, der zu ſo vielen ſcharfſinnigen Hypotheſen, zu ſo vielen Scheingründen, ſo vielen falſchen Verwänden, ſo vielen nutzloſen Unterhandlungen, ſo vielen blutigen Kriegen Anlaß gegeben hat, und deſſen unterſcheidender Karakter Mangel an Feſtigkeit war. In welchem Land und in welcher Familie Karl II. ſeinen Nachfolger gewählt hätte, ſo würden ſich immer die größten Mächte bewaffnet haben, um deſſen Ernennung zu hindern, oder zu vertheidigen. Spanien ſah in allen ſeinen Provinzen fremde Fahnen wehen, tauſend verſchiedene Fahnen reizten ſeine Bewohner zu unglücksvollem Zwiſt, und die Übel des Kriegs wurden noch ſchrecklicher, da es ein Bürgerkrieg war.

Heut zu Tage aber ſind wir von allen dieſen Beſorgniſſen frei. Englands Ausſchweifungen haben Spanien eben ſo viel genüzt, als ihm die Fehler unſrer lezten Fürſten nüzten; das heißt: für einige Entbehrungen haben wir die Möglichkeit des glücklichſten Reſultats gewonnen. Die Komplikation eines Gleichgewichtsſyſtems, das die Ruhe des Kontinents ſo vielen Gefahren ausſezte, iſt vor der Einfachheit einer ungeheuren Konföderation verſchwunden, welche die großen Kräfte des ſüdlichen Europa's für die Erhaltung ſeiner Ruhe vereinigt. Jezt kann ſich kein Feind mehr zeigen, der ſich auf das Schwerdt beruft, wo das königliche Amt entſcheidet, von welchem jezt Spaniens Intereſſen abgewogen werden. Vereinigen wir uns in der Meynung, welche dieſes beim Tode Karls II. kundmachte: „daß die Monarchie auf keine Weiſe zerſtückelt werden dürfe.“ Dieß war die

Stimme der Spanier, dieß bewegte alle Gemüther, denen es im Grund gleichgültig war, ob das Haus Oeſterreich oder Bourbon regieren würde. Hatte Philipp V. die meiſten Anhänger, ſo war es, weil die Triumphe Ludwigs XIV. ſie überzeugten, daß er der einzige Alliirte war, welcher Macht genug hatte, um die Zerſtückelung der Monarchie zu verhindern. Die Bourbons realiſirten die Hoffnungen nicht, welche Spanien von ihnen gefaßt hatte; aber dieſe Hoffnungen müſſen nun kräftiger aufleben, da ſie auf feſterem Grunde ſtehen. Und wer weiß, ob wir nicht hoffen dürfen, ein für allemal mit Spanien ein benachbartes Königreich vereinigt zu ſehen, das einſt einen Theil deſſelben ausgemacht hat, und durch ſeine geographiſche Lage zu einer innigen Amalgamation mit uns beſtimmt ſcheint? Ueber dieſer ſchmeichelhaften Hoffnung dürfen wir aber nicht vergeſſen, andere Betrachtungen in Rückſicht auf die Sicherheit unſrer Kolonien zu prüfen. Iſt es möglich, daß das große bevorſtehende Ereigniß ſie in Gefahr ſetzen ſollte? Wahrlich, nur die Unterſuchung einer ſolchen Frage, würde jenſeits des Ozeans Staunen und Verdruß erregen. Die Amerikaner würden mit allem Rechte ſagen, ob ſie noch nicht hinlängliche Beweiſe von ihrer Anhänglichkeit an den Mutterſtaat gegeben, und ob ihre Loyalität im Krieg und im Frieden ſie nicht von der Empörung abgehalten habe, troz der ſchmerzlichſten Entbehrungen, die ihnen aufgelegt, der unterdrückenſten Maasregeln, die ergriffen wurden? Und die Schmach dieſes Zweifels würde ihnen um ſo ſchmerzlicher ſeyn, da das Andenken an die Thaten, welche die Vertheidiger von Buenos-Ayres unſterblich gemacht haben, noch ſo neu iſt. Die Bewohner unſrer Kolonien werden jeden Augenblik bereit ſeyn, die Angriffe und die Intriken unſrer Feinde zurückzuweiſen. Vergebens wird ihre Treuloſigkeit die Familie, welche vom Thron geſtiegen iſt, gegen die ſpaniſche Monarchie, die unerſchütterlich dauert, auf die Waage legen. Sind die Kolonien denn ein Majorat der Bourbons, oder ein integrirender Theil unſres großen Reichs? War der Name unſrer lezten Monarchen das Band ihrer Vereinigung mit uns, oder war es die Menge von Verhältniſſen aller Art, die jederzeit zwiſchen den europäiſchen Spaniern und denen, welche ſich in andern Welttheilen niedergelaſſen haben, Statt fanden, und noch Statt finden? Wurden unter den Bourbons die weit entfernten Expeditionen, die glänzenden Entdeckungen, die wunderähnlichen Eroberungen gemacht, welche alle Wunder der heroiſchen Zeit übertreffen? In dieſer, für Spanien ſo ruhmwürdigen, Epoche kennen wir die, nachher regierende, Familie nur durch lange Feindſchaft und blutige Kriege. Unſre ſchönen Kolonien haben eine zu erhabene Vorſtellung von ihrem Urſprung, ihren Kräften und dem glänzenden Schickſal, das ihnen die Zukunft verſpricht, um ſich als Privateigenthum eines, oder des andern Fürſten anzuſehen. Sie wiſſen, daß ſie einer der wichtigſten Theile des ſpaniſchen Gebiets, und mit uns durch alle Bande verbunden ſind, welche dieſelbe Religion, dieſelbe Sprache, die gleiche Abſtammung, hohe Erinnerungen und alte Sitten unter den Menſchen befeſtigen können. Als die Revolution von Aranjuez vorfiel, fiel ihnen nicht ein, daß die Wahl eines neuen Monarchen die Verbindung der Kolonien mit dem Mutterſtaate ſtören könnte, und als dieſe während des Succeſſionskriegs in Partheien zerfiel, nahmen die Kolonien nie an unſern innern Bewegungen Theil, indem ſie entſchloſſen waren, der Parthei zu folgen, welcher der größte Theil von Spanien anhing, und immer unter den Geſetzen des Fürſten zu bleiben, der in Madrid regierte. Heut zu Tage werden die Kolonien aus noch mächtigern Gründen unſrer Völkerfamilie anhängen. Ihnen iſt die Untauglichkeit der Fürſten, welche ſeit Anfang des achtzehenten Jahrhunderts geherrſcht haben, noch ſchädlicher geworden. Die Uebel des Kriegs und die Ungeſchicklichkeit der Regierung haben ihnen noch viel weher gethan, als uns, und ſo werden ſie mit größerem Jubel, als wir, die Hoffnungen ergreifen, welche die Erhebung einer neuen Dynaſtie, und die Gründung einer beſchränkten Monarchie erwecken müſſen.

Spanier, erlauchte (ilustres) Mitbürger! Ich kann nicht in den Verdacht kommen, als ob ich in einem fremden Lande, irrige Ideen über den Staat, in welchem mich der gütige Himmel gebohren werden ließ, gehegt habe. Ich habe mein Leben im Dienſt der Altäre, und mitten unter einem Volk zugebracht, das alle andere Völker als die Richtſchnur religiöſer Tugenden anſehn. Aber meine innige Vaterlandsliebe hat mich nicht gehindert, aufmerkſam die Vorwürfe zu prüfen, welche uns die Fremden machen. Wie oft habe ich über ſie gelacht! Bei jedem Schritt ſah ich die Unwiſſenheit unſrer Verächter, denen es an tauſend Materialien zu einem gründlichen Urtheil fehlt, die die Urſachen mit den Wirkungen verwechſeln, und ſich von den abgeſchmakteſten Anſichten unſres Nationalkarakters, und den Früchten, die er treiben kann, irre führen laſſen. In keinem Lande iſt mehr Eifer für die

Grundſätze der Religion und der Moral, und daraus geht eine energiſche Kraft hervor, mit Eifer und Ausdauer die ſchwerſten Verbindlichkeiten zu erfüllen. Dieſen Grundſätzen verdanken wir eine Tapferkeit, welche das größte politiſche Unglück zu ſchwächen unvermögend war, und eine Reſignation, die die zügelloſeſten Bedrückungen nicht ermüden konnten. Wir verſtanden es, unſre Könige zu achten, wenn ſie es verdienten, und, wo dies nicht der Fall war, ſie mit Geduld zu ertragen. Ihre Erziehung und der Mangel an konſtitutionellen Geſetzen erklären hinlänglich, wie ſie uns oft in den Fall geſetzt haben, über uns ſelbſt erröthen zu müſſen, und in den Fremden die Gewohnheit zu erwecken, uns zu verläumden. Stelle man die tapferſten Soldaten zuſammen, ſo wird ihnen alle ihre Unerſchrockenheit den Sieg nicht verſchaffen, wenn ihr General nicht Geſchicklichkeit genug hat, ſie im Kampfe zu führen. Denken wir uns das, an Tugend und Wiſſen reichſte Volk, ſo wird es doch unglücklich und ruhmlos ſeyn, wenn ſein König, der Nation, die er beherrſcht unwerth, ſeine herrlichen Vorzüge nicht zu nützen verſteht. Aber dieſem Schickſal, dem traurigſten, welches man immer fürchten kann, begegnet man nur auf eine Weiſe, und zwar, durch ein politiſches Syſtem, das an die Stelle von den Launen einer willkührlichen Gewalt die Grundſätze einer regelmäßigen Regierung ſezt, und zwiſchen die Sache der Fürſten und des Throns alle nöthigen Proben ſtellt, die im Stande ſind, die Verſicherung zu geben, wer auf dem Thron oder ihm zur Seite zu ſtehen, verdient.

Dieſe Verſicherung, geliebte Mitbürger! haben uns die Umſtände gegeben. Sollten wir es ſo ſchlimm mit uns ſelbſt meynen, ſie nicht gerne zuzulaſſen? Diener der Religion! nun kommt es darauf an, zu hindern, daß das Aergerniß, über welches ihr ſo ſehr geſeufzt, nicht wiederkehrt! Granden von Spanien! von nun an werdet ihr nicht in ſchändlicher Unthätigkeit leben, und könnt ihr euren glorreichen Ahnherrn nachſtreben! Magiſtrate! die Gerechtigkeit wird allen ihren Glanz in einer Ordnung der Dinge wieder gewinnen, wo weder Gunſt noch Willkühr Hinderniſſe erregen können! Vertheidiger des Vaterlands! von nun an werden eure Führer ſolche ſeyn, die ihr ſelbſt erwählen würdet, und werden eure Verdienſte mit Freigebigkeit und Glanz belohnt werden! Gelehrte und Künſtler! die Hinderniſſe, die den Flug des Genies lähmten, fallen nieder! Handelsleute und Fabrikanten! ihr, die ihr durch den Kunſtfleiß und durch Handelsoperationen ſo viel zur Vergröſſerung des Nationalreichthums beitragen könnt, ihr werdet euch nun aller Feſſeln freiſetzen, durch die euch eine unverſtändige Regierung gebunden hat! Gläubiger des Staats! ihr gelangt nun zum Ziel der Beſorgniſſe, welche der ſchlechte Zuſtand des Fiskus ſo lange Jahre in euch genährt hat! Eigenthümer und Konſumenten! ihr könnt jezt auf die Erleichterungen zählen, die aus einem beſſern Syſtem hervorgehen müſſen! Jugend! von nun werdet ihr nicht mehr ſo früh altern, wie bisher, da euch jeder Reiz zur Nacheiferung fehlte! Greiſe! euch erwartet ein beſſeres Schickſal, als es euch in eurer Jugend wurde; indem ihr euch an den Hoffnungen eurer Kinder freuen könnt! Spanier aller Alter und Stände! das Vaterland, der Ruhm der vergangenen Jahrhunderte, der öffentliche Wohlſtand — Alles lebt wieder aus ſeiner Aſche auf!

Politiſche Betrachtungen über die Proklamation des Kaiſers an die Spanier. Salamanka. 1808.

Hat uns die Gewohnheit einmal mit etwas vertraut gemacht, ſo ſehen wir darin keine Fehler, keine Unvollkommenheiten, keine Lücken mehr. Erſt nach wiederholter Aufdeckung des Betrugs fangen wir gewöhnlich an, die Augen zu öffnen. Dies iſt endlich bei uns geſchehen. Wir konnten es mit den Händen greifen.

Der Kaiſer hat uns geſagt: daß unſere Nation, nach einer langen Agonie, ihrem Untergang zueile. Vor vier Monaten noch zweifelte niemand an der Wahrheit dieſes Satzes, und bekannte man es täglich lauter. Nun fangen Einige an, es zu läugnen. Was iſt aber der Grund, daß man ſich der heilſamen Wiedergeburt, welche uns verſprochen worden, welche unumgänglich nöthig iſt, um uns von dem politiſchen Tode zu retten, widerſetzt? Was kann es anders ſeyn, als das widrige Intereſſe einiger Wenigen, deren Nutzen es iſt, daß Unwiſſenheit, Irrthum und Schwachheit allgemein bleiben. Es iſt dem Äolus ähnlich, wenn er, der Juno zu gefallen, die Winde losläßt, welche

> Qua data porta ruunt et terras turbine perflant;

es erregt tauſendfältige Unruhen, reizt den rohen Haufen zum Ungehorſam, und gibt ihn einem Meer von Unwiſſenheit und Zweifeln Preis.

Nun ſagen uns dieſe Menſchen: Ferdidinand würde uns aus dieſer kläglichen Lage gezogen haben .... aber, worauf ſtützten ſie dieſe Hoffnung? Welche Beweiſe von überwiegender Geiſteskraft hat er uns gegeben? Sehen ſie vielleicht jene jämmerlichen Briefe, die er, in dem Prozeß vom Eskorial, an Papa und Mama geſchrieben, als ſolche an? Haben wir ihn und ſeine Räthe, in den wenigen Tagen ſeiner Regierung, nicht ſo unüberlegt handeln geſehen, wie unerfahrne und betäubte Kinder? Geſchah das Wichtigſte nicht völlig ohne Ueberlegung und wie aus dem Nebel gegriffen? Hat er ſein Königreich nicht gegen den einſtimmigen Wunſch der ganzen Nation und unter Umſtänden verlaſſen, welche für uns, die wir an den Spaltungen in der königlichen Familie weder Antheil noch Mitwirkung hatten, nicht ſo kritiſch waren, als für ſeine eigene Perſon, die ſich der Verletzung aller Ehrfurcht gegen den Thron und alles väterlichen Anſehens ſchuldig fühlen mußte? O ihr, die ihr euch ſo große Hoffnungen von Ferdinand gemacht, ihr hättet ihn in Bayonne ſehen ſollen, wie ich! Wie ganz anders würdet ihr urtheilen! Ihr würdet ein abſolutes Nichts, ohne Entſchließung, ohne Karakter, ſelbſt ohne jenes Gefühl geſehen haben, das wir ſelbſt an Menſchen von der niedrigſten Erziehung bemerken.... Ihr hättet ſein ganzes Gefolge über den geringen Eindruck erſtaunt gefunden, welchen die größten Ereigniſſe auf ihn machten; kurz ihr würdet unzählige Umſtände erfahren haben, aus denen ihr geſchloſſen, daß er für die Regierung ſo untüchtig iſt, als es ſein Vater war.

Ich erinnere mich noch, wie man ſich bei der Thronbeſteigung Karls IV. gegen die, noch warme, Aſche ſeines ſeligen Vaters verſündigte, ſich in den thörichteſten Hoffnungen verging, und von dem neuen König alles mögliche Glück verſprach. Aber unſere Einſicht iſt uns theuer zu ſtehen gekommen! Welche andere Hand, als die energiſche, mächtige des großen Napoleons vermag uns, nach einer Regierung voll Unglücks, nach einer langen und ſchmerzhaften Agonie, wieder zum Leben und zur geſunden, politiſchen Kraft zurückzurufen?

Die Geſchichte aller Völker lehrt uns, daß, wenn eine Dynaſtie einmal bei ihnen ſo ſehr ausgeartet war, wie die der Bourbons unter uns, eine Nation ihr Haupt ohne völlige Regentenveränderung nicht mehr erheben kann. Dergleichen Revolutionen ſind gewiſſen Fieberkrankheiten ähnlich, welche die Maſchine des menſchlichen Körpers nur in Unordnung bringen, um die Ordnung in demſelben völlig wieder herzuſtellen. Für einige Zeit iſt die ſchöne Harmonie der Kräfte zerſtört, ſind ihre Verrichtungen unterbrochen, aber damit werden die zerſtörenden Säfte, die er enthielt, ausgeworfen, und wird die ganze Maſchine wieder mit neuer Schwungkraft beſeelt.

Unſere eigene Geſchichte enthält tauſend Beiſpiele, die ich zur Beſtätigung dieſer Wahrheit anführen könnte. Aber, um mich nicht zu weit auszulaſſen, werde ich nur einen unvollkommenen Abriß der Regierung der Könige

Don Johann II., und Don Heinrichs, ſeines Sohns, geben, weil dieſe am beſten auf die gegenwärtigen Umſtände paßt. Wer erkennt nicht in Karl IV. einen Don Johann II., in Don Heinrich einen andern Ferdinand, und in dem erlauchten Stamme Napoleons nicht die Dynaſtie der katholiſchen Könige?

Don Johann II., ein ſchwacher, leidenſchaftlich der Jagd ergebener Fürſt, hatte die umfaſſendſte Ausübung der Souverainität an Don Alvaro de Luna überlaſſen. Zu einer Zeit, da Kaſtilien völlig erſchöpft, ohne Geld, ohne Armee, von auswärtigen Feinden gefährdet, und von innern Kriegen, welche die Großen anſtifteten, zerriſſen war, vermochte Don Alvaro, ob er gleich ein ziemlich guter Politiker war, doch die Gemüther nicht zu gewinnen, ſondern reizte ſie im Gegentheil noch immer mehr auf. Daher entſtanden eine Menge Zwiſtigkeiten und Empörungen, nicht nur im Königreich, ſondern auch im Schooße der herrſchenden Familie ſelbſt. Don Heinrich, Johannes Sohn und Thronerbe, ſah den Günſtling ſeines Vaters mit Neid an, ſuchte gegen ihn zu intriguiren, und wurde ins Gefängniß geſetzt. Der Admiral, Don Fadrique und der Graf von Ledesma, Don Pedro de Junniga, waren mit Pedro Manrique unaufhörlich beſchäftigt, den Günſtling des Königs zu ſtürzen. Dieſer ärgerliche Prozeß hatte die gefährlichſten Folgen für das königliche Anſehn und die ſouveraine Majeſtät. Kaſtilien, ſagte man damals, braucht es nicht zu dulden, daß der bloße Willen eines ſeiner Bürger es beherrſcht, daß ſich der König um nichts bekümmert, daß Don Alvaro das Reich tyranniſirt, daß er als abſoluter Herr über Privat- und öffentliches Eigenthum verfügt, die Richter bis zur Untreue verleitet, und weder Gott noch Menſchen achtet. Der berühmte Vallera nahm keinen Anſtand, dieß Alles dem König, ohne Rückhalt, ſchriftlich zu ſagen. Auch wußte der König wohl, daß Vieles von dieſen Beſchuldigungen außer Zweifel war; aber ſeine

Zuneigung gegen Don Alvaro war ſo blind, daß er ſich gegen alle dieſe Stimmen der Unterdrückung taub anſtellte. Das Volk wurde natürlich höchſt unzufrieden, verlor alles Zutrauen zu ſeiner Regierung, und empörte ſich. Schriftſteller ſchildern dieſe Zeit als ſo verderben, daß für die Unſchuld keine Sicherheit mehr war, die Schwäche der Obrigkeit jede Gewaltthat und jeden Raub duldete, und die königliche Majeſtät ſo ſehr verletzt wurde, daß der König durch ſeine eigenen Unterthanen gefangen, und zur Befriedigung ihres Wunſches, den Don Alvaro aufzuopfern gezwungen wurde. Allein dieſes Opfer war nur augenblicklich, denn Jedermann weiß, daß der Günſtling kurz darauf die Zügel der Regierung wieder ergriff, bis der König endlich, der tagtäglichen Verſtellungen müde, und um der Wuth ſeines Volks zu entgehen, ihn der Rache ſeiner Feinde überließ.

Don Alvaro's Tod hatte dem König das Zutrauen ſeiner Unterthanen nicht zu erwerben vermocht, und Kaſtilien gewann, ſo lang der

Monarch lebte, ſeine Ruhe nicht wieder. Welcher Jubel, welche Feſte, welche Tourniere bei dem Tode Königs Johanns! Jedermann hoffte, daß unter dem neuen König, Don Heinrich, alles beſſer werden würde. Das Reich, ſagt der Pater Mariana, war einem lecken, von Wind und Wellen hin und her geworfenen, Schiffe ähnlich, und bedurfte vor allen Dingen eines weiſen Steuermanns. Aber gerade daran fehlte es ihm. Man hatte ſich in allen den ſchönen Hoffnungen betrogen, und der neue König, welcher eine ſchlechte Erziehung erhalten, ohne Karakter und ohne Freude an den Regierungsgeſchäften war, ließ ſich durch einen andern Günſtling, Don Juan Pacheco, wie ſein Vater leiten. Unter Don Johann war das königliche Anſehn geſchwächt, verletzt worden; unter ſeinem Sohn ſah man es in völlige Verachtung geſunken. Seine Regierung war nichts, als eine ſchmerzhafte Agonie. Klerus, Adel und Volk ſchienen gegen den Stamm der Heinriche aufgebracht, und ſehnten ſich nur nach einer guten Gelegenheit, ſeiner los zu werden.

So ſtanden die Sachen. Die Majeſtät des Throns war entheiligt, der Zepter in ſchwachen Händen, das Volk gequält und unterdrückt, der königliche Schatz erſchöpft, und die Armee völlig nichts, als man davon ſprach, den ſchwachen Monarchen abzuſetzen, weil es allgemeine Meynung war, daß die Dynaſtie des Baſtarden, Don Heinrichs, ganz ausgeartet ſey, und nicht mehr zu herrſchen verdiene. Glücklicher Weiſe ſtarb der König, ehe dieſes ins Werk geſetzt wurde, und obgleich noch einige Zweige ſeines Stammes übrig waren, ſo verachtete ſie die Nation im Unwillen gegen ihre Verwandten tief, und richtete ihre Augen auf Don Ferdinand und Königin Iſabelle.

Von da begannen die Tage des Glanzes und Ruhmes für unſre Nation. So viel in Frankreich die erlauchte Dynaſtie des großen Napoleons geleiſtet, ſo viel that die neue Dynaſtie der katholiſchen Könige in Spanien.

In Einem Augenblick war die Anarchie verſchwunden, waren die Partheien zernichtet, die Ordnung wieder hergeſtellt, die Einheit der Staatskraft befeſtigt, die Finanzen geregelt, die Armeen organiſirt, Granada erobert, die ganze Halbinſel vereinigt, und die reiche und ruhmvolle Regierung Karls V. vorbereitet.

Auf ſo glorreiche, glänzende Zeiten ſpielen wohl die Worte des Kaiſers an: erinnert euch, Spanier! was eure Väter geweſen ſind, und was aus euch geworden iſt! Der traurige und klägliche Zuſtand aber, in welchem wir uns befanden, war nicht unſre Schuld, ſondern die der Untauglichkeit der Bourbons, welche weder Luſt, noch Einſicht zur Regierung hatten.

Es braucht wohl nicht viele Einſicht, um zu urtheilen, wie gut dieſe flüchtige Skizze von der Regierung Don Johanns II. und ſeines Sohnes Heinrichs auf die von Karln IV. und von Ferdinand paßt.

Karl IV. war ſein Lebenlang Jäger, ließ ſich die Regierung ſeiner Staaten nie einfallen, und gab Alles in die Hände des Friedensfürſten, eines habſüchtigen, unbrauchbaren Miniſters, den wir ſo ſehr verabſcheuen, als einſt die Kaſtilier den Don Alvaro de Luna. Der König mußte unſre gerechten Klagen vernehmen, aber er verachtete ſie, und behielt den theuren Günſtling nicht nur um ſich, ſondern ertheilte ihm immer neue Ehren, Reichthümer, Würden, und am Ende die volle Ausübung der Souverainität. Weit entfernt, ſo vielen Wohlthaten dankbar zu entſprechen, und ſich dem Wohl des Vaterlands, der Sorge für die Regierung und der Ehre ſeines Wohlthäters aufzuopfern, ließ der Friedensfürſt alle Zweige der Adminiſtration in der größten Unordnung, und dachte an nichts, als an ſein Vergnügen und ſeine Bereicherung. Ferdinand ſah ſich, wie Don Heinrich, gefangen geſetzt, und die ganze Nation harrte mit Ungeduld auf eine neue Ordnung der Dinge. Zum großen Schaden der ſouverainen Majeſtät traf dieſe endlich ein, und Ferdinand gab uns in den wenigen Tagen ſeiner Regierung untrügliche Beweiſe ſeiner geringen Einſichten, ſeiner Karakterloſigkeit, und ſeiner Aehnlichkeit mit Don Heinrich. Nachdem wir die letzten Vorfälle zwiſchen Vater und Sohn, oder vielmehr unter allen Gliedern der königlichen Familie geſehen, welches Zutrauen konnte uns dieſer Stamm noch einflößen? Was brauchten wir weitere Erfahrungen? Haben wir nicht traurige genug gemacht? Im Gefühl ihrer Untauglichkeit zur Regierung, und zurückgekommen von ihren Verirrungen, haben ſie indeß alle ihre Rechte auf die Krone von Spanien an den Kaiſer der Franzoſen abgetreten, welcher nicht ſelbſt über unſre Provinzen herrſchen, ſondern ſich nur einige Anſprüche an die Liebe und Dankbarkeit unſrer Nachkommen erwerben will, und ſich ſomit dem ganzen Geſchäft unſrer Beglückung unterzogen hat.

Außer dieſem verſprach er, uns einem andern Sich Selbſt zu geben, und hat es auch erfüllt, indem wir ſchon ſeinen erlauchten Bruder, den König von Neapel, zum Monarchen erhalten, in welchem unſre Abgeordneten einen, von den Bourbons ſehr verſchiedenen, Souverain geſehen haben, der über unſre Bedürfniſſe ſpricht, der die Gerechtigkeit und die Privilegien unſrer Innwohnerſchaften befeſtigen will, der, nach dem Beiſpiel des großen Napoleons, ſich nach Allem ſelbſt erkundigt, der nicht nur den reichſten Willen, das Gute zu thun, ſondern auch energiſchen Karakter genug beſitzt, ihn ins Werk zu ſetzen, der der erſte Soldat ſeiner Nation zu ſeyn gedenkt, gleich Don **Fernando** und Donna Iſabella, nach der Wiederbegründung der Monarchie, und welcher nach allen Segnungen von ganz Spanien ſtrebt, kurz der entſchloſſen iſt, ſich allein dem Wohl und der Beglückung unſers Vaterlands aufzuopfern.

Unſre Monarchie war alt geworden, wie uns der Kaiſer ſagt, und darum nothwendig, ſie wieder zu verjüngen. Und welche Vortheile verſpricht uns dieſe Verjüngung! Dieſe falſchen Finanzgrundſätze, der entehrende Reſt veralteter Regierungen werden mit dieſer verſchwinden. Alle Ideen müſſen ſich vereinigen, um die Staatsbedürfniſſe in dem bloßen Auflagenſyſtem zu finden, und dieſes in einer Adminiſtration, welche die Freundin des Eigenthümers iſt, und ſeine wahren Intereſſen kennt. Welche Fortſchritte muß die öffentliche Erziehung unter uns machen! In der bürgerlichen Geſetzgebung werden wir einen Kodex erhalten, welcher unſerm Herkommen, unſern Sitten und Bedürfniſſen angemeſſen, und das Palladium unſrer Freiheit iſt. Welche Mißbräuche ſind in der peinlichen Geſetzgebung zu verbeſſern! Wie oft wurde die vorige Regierung angegangen, in dieſem Chaos eine nützliche Reform vorzunehmen! Aber, wie konnten die Bourbons an Reformen denken, da ſie gar keine Einſicht in die Mißbräuche hatten? Da ſie per viam reservatam einen unglücklichen Familienvater, wegen

Eines Worts, das ihm in der Unterhaltung entfiel, oder wegen einer unſchuldigen Meynung, oder um irgend Jemands Laune zu befriedigen, geradezu verfolgen, mißhandeln, einkerkern, und Raub, Veruntreuung und andere Übelthaten ungeſtraft ließen? Da ſie die Züchtigung und Verfolgung eines thätigen Weiſen, der ruhig und ſtille in ſeinem Kabinet lebte, erlaubten, und Straßenräuber unangetaſtet umhergehen ließen? Da ſie, wie verlaſſene Fremden, mitten unter uns lebten, und ſich nur um die Ehrfurchtsbezeugungen bekümmerten, die wir ihnen leiſteten? Da wir wiſſen, daß die nützlichſten Vorſchläge, die heilſamſten Mittel für unſer Wohl Jahre lang hinausgeſchoben wurden, unbefolgt blieben, oder unter Staub und Spinnengeweben vermoderten?

Aber der Kaiſer hat unſer Unglück geſehen, die Unterdrückung, unter der wir lebten, die Erpreſſungen, denen wir ausgeſetzt waren, die Roheit und Unwiſſenheit, wozu man uns mit Gewalt zwang, die Willkührlichkeit unſrer Geſetze und Tribunale, die Laſt unſrer Abgaben, die Schwierigkeit, unſern Lebensunterhalt zu verdienen — und will allem dieſem abhelfen. Und ſollten wir ſo unſinnig ſeyn, um ſeine heilſamen und wohlthätigen Abſichten zu durchkreuzen? Verirrtes Volk! Wie oft, wenn dich die Diener der alten Regierung unterdrückten und grauſam tyranniſirten, wünſchteſt du ihren völligen Umſturz! Und nun, da der Held der Welt ſich herzlich um unſer Glück bekümmert, und ſelbſt unſre Bedürfniſſe und Wünſche kennen lernen will, biſt du thöricht genug, dich nach deinen alten Tyrannen zu ſehnen!

Zuverläßig iſt, daß alle Entſchlieſſungen der Ständeverſammlung, welche man nach Bayonne berufen hat, nur zum größten Vortheil des Volks ausſchlagen können. Wir werden eine Konſtitution erhalten, die die Bahn unſrer bürgerlichen Freiheit und unſres Glücks befeſtigt; wir werden feſte, unwiderrufliche Geſetze und rechtſchaffene Magiſtrate erhalten, die ſich vor Willkührlichkeiten hüten. Wir werden ein Finanz-Syſtem bekommen, das uns nicht, wie das gegenwärtige, hundertfältig feſſelt. Wir werden unter einer aufgeklärten Nation ſtehen, die die Künſte, den Ackerbau, den Handel befördert, und das Verdienſt belehnt, wo ſie es findet. Kurz, unſer Vaterland wird durch den Alles durchdringenden, machtvollen Geiſt des großen Napoleons, der nur unſre Segnungen verlangt, völlig neu geboren werden. Und was können wir Beſſeres verlangen?

Unter Umſtänden, die uns eine ſo ſchöne Perſpektive eröffnen, wollt ihr nun, unſchuldige Völker, euch mit den Soldaten des mächtigen Kaiſers, der uns ſo ſehr liebt, ſchlagen? Hier paßt, was ein **Alfaqui**, Namens Mozer, wie unſre Geſchichte erzählt, den Mauren bei Veranlaſſung der Kriege des Königs Chiquito mit unſern ſiegreichen, katholiſchen Königen ſagte: „Wie lang wollt ihr noch „widerſtreben? Wollt ihr, um die Habſucht und „den Ehrgeiz Andrer zu befriedigen, euch ſelbſt,

„eure Weiber, eure Kinder, und das Vaterland „vergeſſen? Es thut weh, dieß zu ſagen; aber „wenn ihr keine Vernunft hören wollt, wie „ſollen unſre Wunden geheilt werden? Ihr „habt Könige, die nicht im Stande ſind, ſie „zu heilen, und außer dem leeren Königstitel „weder Tapferkeit, noch Macht beſitzen. Wird „euch etwa ihr Schatten beſchützen? Wahrlich, „ich ſage euch, wenn ihr nicht bald ablaſſet von „ſolcher Vermeſſenheit, ſo iſt euer gänzliches „Verderben nahe!“

Ueber die Aufhebung der Klöſter in Spanien. *)

Es iſt in allen Ländern häufig und ſelbſt gewöhnlich, jede Maasregel der Regierung zu bekritteln; am meiſten geſchieht dieß bei ſolchen,

---

*) Ein Flugblatt, das der Madrider Zeitung im Jahr 1808 beigelegt war, und den Titel hat: Discurso sobre la supresion de conventos en Espana.

welche eine nahe, oder entfernte Beziehung auf die Religion haben.

In Spanien ſind nicht nur alle Bewohner römiſch-apoſtoliſch-katholiſch, ſondern (die wohlerzogenen überhaupt genommen) beinahe durchgängig fromm und devot. Einige ſtreben das in ſolchem Grade zu ſeyn, daß ſie die Extreme der Tugend mit den Prinzipien des Laſters verwechſeln, und in den Zuſtand des Aberglaubens und Fanatismus übergehn.

Unter den leztern iſt es Einigen völlig Ernſt, weil ſie die Geſchichte nicht kennen, und es iſt gut, dieſe über einige, aus derſelben hervorgehende, Thatſachen zu belehren, welche im Stande ſind, ſie zu überzeugen, daß das Kaiſ. Kön. Dekret vom 4ten Dezember 1808, welches die Reduktion der ſpaniſchen Klöſter auf ein Drittheil derſelben befiehlt, dem Geiſt der Kirche und der alten Spanier völlig angemeſſen iſt.

Noch gab es keine von den Päbſten beſtätigte Klöſter, ſondern es gab nur Anachoreten, als man es ſchon für nöthig fand, ihre Zahl wegen verſchiedener Nachtheile zu vermindern, welche ihre Menge verurſachte. Das Konzilium von Eſtrigonia, im Jahr 1114, gab einige derſelben an, und befahl, daß jedes Kloſter nicht mehr Bewohner haben ſollte, als es bequem von ſeinen eigenen Einkünften ernähren könnte.

Unſer Spanien betreffend, ſo iſt zuverläſſig, daß die Menge der Mönche viel Unheil verurſachte, und namentlich, daß dieſe Vagabunden wurden. Dagegen ergriff das Konzilium von Palencia, im Jahr 1129, Vorkehrungen.

Das allgemeine Lateranenſiſche Konzilium von 1139 ſah ſich genöthigt, viele Nonnenklöſter aufzuheben, welche die Regeln von St. Baſilius, St. Benedikt und St. Auguſtin nicht befolgten.

Dieſe Vorkehrungen hinderten indeß das Aufkommen der Bettelmönche nicht, von denen man bisher gar nichts gewußt hatte, als der Trinitarier, der Karmeliten und der Auguſtiner; und dieſe breiteten ſich dermaßen aus, daß das dritte Lateranenſiſche Konzilium im Jahr 1215 ſich gezwungen ſah, die Einführung neuer zu verbieten; indem es befahl, daß wer Klöſter ſtiften wolle, dieſes nach den alten Vorſchriften thun ſollte.

Mancher könnte glauben, daß es damals keine Mönche von andern Orden gegeben habe. Dieß war aber nicht der Fall; denn um dieſelbe Zeit ſehen wir den wahren Weg durch die Errichtung des Dominikaner-Ordens, unter der äußern Konformität mit der Regel von Sankt Auguſtin, und, ſelbſt ohne dieſe Maske, durch den der Franziskaner umgehen, welche in viele Zweige zerfallend, ſich unter dem Namen der Clauſtrales, Obſervantes, Recoletos, Alcantariſtas, Capuchines und Terceres ins Unendliche vermehrt haben.

Nachdem einmal der Damm des Konziliums durchbrochen war, ſo fand die Vervielfältigung der Mönche, nach den neuen Regeln der Mercenarios, Servitas und vieler andern, kein Hinderniß mehr; eben ſo wenig, als der, unter dem Namen der Reformas oder Congregaciones in dem Schooß der Alten entſtehenden Inſtitute, wie der Cöleſtiner, in dem Orden von St. Benedikt, eines ähnlichen unter gleichem Namen in dem der Franziskaner, und verſchiedener anderer, deren Aufzählung zu weitläuftig ſeyn würde.

Das zweite Generalkonzilium von Lyon im Jahr 1274 macht die Betrachtungen überflüßig, die wir über dieſe Erſcheinung machen könnten; indem es mit ausdrücklichen Worten erklärte, daß das Verbot des Lateranenſiſchen Konziliums von 1215 den Grund gehabt habe, die Verwirrung unter einer zu großen Verſchiedenheit von Inſtituten zu verhüten; daß ſeine Nicht-Beobachtung die Wirkung zudringlicher Bitten in einigen Fällen, und von anmaſſender Kühnheit in andern geweſen ſey; dermaßen, daß es dahin gekommen ſey, wo die Menge der Orden, beſonders der Bettelorden, von dem Augenblick an, da man ihnen durch ihre Anerkennung als religiöſe Korporationen das Thor geöffnet, gränzenlos ſey. Demzufolge erneuerte es das frühere Verbot, fügte demſelben neuere Beſtimmungen bei, hob die Klöſter auf, befahl ihre Gebäude zu verkaufen, und beſtimmte den Erloß und die Einkünfte ihrer Beſitzungen für die Armee und für andre wohlthätige Zwecke.

Offenbar ging der Geiſt der Konzilien dahin, die Zahl der Inſtitute und der Individuen zu vermindern. Demungeachtet erlaubten die Päbſte, welche die Beſchlüſſe der Konzilien ſanktionnirten, nachher das Gegentheil; indem ſie neue Regeln beſtätigten, freilich auf dringende Bitten, wie die Väter des Generalkonziliums von Lyon ſagten, wohl aber auch aus andern Gründen, deren Aufſuchung noch nicht nöthig iſt.

Gewiß iſt aber, daß, ſtatt den Lyoniſchen Kanon zu befolgen, von da an, bis zum Trienter Konzilium 24 neue Inſtitute aufkamen, außerdem, daß verſchiedene andre unter dem Namen von Reformen der alten, welche darum nicht aufhörten, wie man glauben ſollte, wenn eine Reform nöthig iſt, ſich erheben.

Endlich vermehrte ſich die Zahl dieſer Inſtitute ſo ſehr, daß ſie über 150 heut zu Tag bekannte ſteigen, die alle durch Kleidung und Lebensart unter ſich verſchieden ſind. Dieß iſt um ſo erſtaunlicher, da es dem Geiſt der Kirche völlig zuwider iſt, welcher ſich in den ökumeniſchen Konzilien, den untrüglichen Aufbewahrungsmitteln der geoffenbarten, evangeliſchen Wahrheiten, ausgeſprochen hat.

Da der Inſtitute ſo viele ſind, ſo iſt es klar, daß die Individuen jedes Einzelnen immer das ihrige zu verbreiten, und in Länder, dies daſſelbe noch nicht beſaß, einzuführen geſucht haben; indem dieſer Zweck als ein Haupttheil des religiöſen Eifers angeſehen wurde.

Mit aller Gewalt mußte die Zahl der Mönche ungeheuer werden. 1797 waren in unſrem Spanien 2051 Mannsklöſter, mit 53098 Individuen, und 1075 Frauenklöſter mit 24007 Nonnen, zuſammen 3126 Klöſter und 77,105

Perſonen. So daß auf die 27te ſpaniſche Familie ein Mönch, oder eine Nonne kommt; welches um ſo auffallender iſt, da der nöthige, von Chriſtus ſelbſt eingeſetzte, Säkular-Klerus nur aus 43,083 Prieſtern beſteht.

Die Spanier der aufgeklärten Zeiten haben den Schaden, den dieß durch alle Zweige verurſachen mußte, wohl eingeſehn.

Auf den Generalkortes von Kaſtilien und Leon, welche 1523 in Valladolid verſammelt waren, ſagten die Königreiche dem Kaiſer, Karln V., daß die Klöſter ſich allmählig alles Grundeigenthums bemächtigten, dermaſſen, daß nach ihren Käufen und den Vermächtniſſen, welche ihnen gemacht werden, zu urtheilen, in wenigen Jahren der größte Theil der Einkünfte des Königreichs in ihren Händen ſeyn werde: darum ſie bäten, hiergegen Vorkehrungen zu treffen; daß es nöthig ſey, den Pabſt zu bitten, daß weder Einkünfte, noch andere Beſitzungen und Grundeigenthum fürder weder an Klöſter noch Kirchen veräuſſert, noch von denſelben erkauft werden dürften, und wenn ſie ſie auf Spekulation gekauft, ſie dieſelben an Weltliche verkaufen müßten.

Der Kaiſer faßte ſeinen Beſchluß dieſer Bitte gemäß, und befahl die nöthigen Verkehrungen deshalb zu treffen; aber demungeachtet muß die Ausführung ſo unvollkommen, wie gewöhnlich geweſen ſeyn; indem die Kortes von Toledo im Jahr 1525 auf denſelben Punkt wieder drangen, und den Zuſatz machten: „Ew Majeſtät geruhn, zween Viſitatoren, einen vom geiſtlichen, und einen vom weltlichen Stande, Männer von großem Anſehn, zu beſtimmen, um alle Klöſter und Kirchen zu unterſuchen, ihnen, wo ſie mehr beſitzen als ſie brauchen, zu befehlen, dieſes zu verkaufen, ihnen überhaupt anzuweiſen, was ſie für die Unterhaltung der Gebäude und Klöſter und für ihren eigenen Lebensunterhalt bedürfen, die Zahl zu beſtimmen, wie viele Mönche und Nonnen in jedem Kloſter ſeyn ſollen, nach Verhältniß ſeiner Einkünfte, und ihnen zum Geſetz zu machen, daß ſie nicht mehr oder weniger Glieder enthalten ſollen, als ſie zu ernähren vermögend ſind.“

Der Beſchluß war: das königliche Konſeil würde dieſen Vorſchlag prüfen. Allein das Reſultat war null; indem die Reichen auf den Kortes von Segovia im Jahr 1532 die nemliche Klage erhoben, und weiter ſagten: „Durch dieſen Umſtand vermindert ſich das Vermögen der Weltlichen immer mehr, und, wenn es ſo fort geht, wird es in Kurzem ganz den Klöſtern gehören. Wir bitten Ew. Majeſtät daher, Obiges nicht zuzugeben, und Vorkehrungen zu treffen, daß nichts mehr an die Klöſter verkauft oder geſchenkt wird; und, im Fall daß doch verkauft oder geſchenkt würde, zu verfügen, daß die Verwandten des Schenkenden oder Verkaufenden, oder irgend Jemand, wenn keine Verwandten da ſind, das Gut innerhalb vier Jahren um den Verkaufspreis, oder, wenn es ein Geſchenk iſt, der Schätzung nach, erſtehen kann.“ Der Kaiſer beſchloß, das Konſeil ſollte ihm Vorſchläge machen, wie geholfen werden könne.

Auf den Kortes von Madrid im Jahr 1534 wurden Vorſtellungen gegen verſchiedene Mißbräuche in Rückſicht auf die Nonnenklöſter, die Anzahl derſelben, und ihre Ausſtattungen gemacht. Ueber letztere ſagten die Königreiche: ſie ſollten in Geld, und nicht in liegenden Gütern beſtehen; indem dieſes ein anderes Mittel wäre, dem Säkularvermögen wieder aufzuhelfen; denn da die Klöſter reich ſeyen, ſo nehmen ſie keine Nonnen ohne große Ausſtattungen auf, und wenn ſie auch Grundeigenthum dazu bekämen, weil ſie kein Geld beſäßen, ſo ſollte das Kloſter gezwungen ſeyn, dieſes innerhalb eines Jahrs an die Weltlichen zu verkaufen.“

Dieſe und andere Klagen wiederholten die Königreiche auf den Kortes von 1537 und auf den folgenden. Aber nie wurde ein Hülfsmittel erreicht, indem die gewöhnlichen Leidenſchaften jeder Zeit die Ausführung großer Unternehmungen verhindert haben.

Im Gegentheil wurden ſpäterhin zahlloſe Klöſter von Jeſuiten, Kapuzinern, Alkantariſten, Barfüßern, Karmeliten, Trinitariern und Mercenariern, Eskolegiern, Agenizanten, Minoriten und andern, geſtiftet, daß man, ohne Uebertreibung, ſagen kann, die Zahl der geiſtlichen Häuſer, welche ſeit den Klagen der Kortes aufkamen, iſt größer, als die der vorher beſtehenden.

Die Mönche ſelbſt klagten unter Philipp II. und Philipp III. über die neuen Stiftungen. Alle machten gemeinſchaftliche Sache gegen die Kollegien der Jeſuiten.

Um die Erlaubniß zu erhalten, Klöſter zu bauen, mußten die Barfüßer verſprechen, keine Allmoſen zu fordern, und ſich blos mit ihrer Hände Arbeit zu ernähren, nemlich wollene Decken zu machen, daher ſie auch unter dem Namen der Manteres bekannt ſind. Allein dieſes Verſprechen wurde ſchon zu Lebzeiten Philipps III. nicht mehr gehalten, wie dieß der Pater Soſa, Franziskanergeneral, eh' er Biſchof von Segovia wurde, Sr. Majeſtät geſagt hat.

Dieſer arbeitete ſelbſt der Erlaubniß, in Kaſtilien Kapuzinerklöſter zu ſtiften, entgegen; wodurch er den Schaden, welche die Vermehrung der Bettelmönche erzeugt, ausſprach.

Der Ehrenkapellan und Kanonikus von Santiago, Don Pedro Fernandez Navarrete, bewieß mit Evidenz, daß die Zahl der Mönche, Nonnen und Klöſter eine der Urſachen des Verfalls unſrer Monarchie iſt.

Als das Königreich mit **Philipp IV.** im Jahr 1649. über die Beſtimmung der Millones *) unterhandelte, machte es verſchiedene Bedingungen, unter andern die, daß ſo lang die 24 Millones bezahlt würden, keine Erlaubniß zur Stiftung neuer Klöſter, weder für das eine, noch das andre Geſchlecht gegeben werden durften.

Aber auch das war nicht hinlänglich; denn die übelverſtandene Frömmigkeit mächtiger Perſonen brachte es dahin, daß die Deputirten der Königreiche ihre Einwilligung gaben; indem ſie ſagten: ſie wollten für diesmal auf das Recht zu jener Bedingung verzichten, ein willkührliches Benehmen, wodurch dem Königreich geſchadet, und ſeine gerechten Wünſche verachtet wurden.

So vermehrten ſich denn die Klöſter auf

---

*) Eine Art von Abgabe, die von Wein, Eſſig, Oel u. dgl. bezahlt wurde.

eine Weiſe, daß Madrid, Alcala und die Hauptſtädte der Provinzen viele Stiftungen haben, die ſpaeter, als vom Jahr 1649 ſind.

Spanier, denkt ein wenig über dieſen Gegenſtand nach! Wollt ihr die Klöſter in Rückſicht auf zeitliches Glück anſehn? Erinnert Euch der Meinung eurer Vereltern, und ihr werdet ſie immer, ſeit dem Anfang von Karls V. Regierung, vor dem Throne klagen hören, und dies ohne Veränderung, ſo ſehr auch der Unterſchied von zwei Jahrhunderten wirken mußte.

Wollt ihr die Sache von der geiſtigen Seite anſehn? — ſo erinnert euch an den Ausſpruch aller Väter der Kirche, wie er auf den beiden ökumeniſchen Konzilien, vom Lateran und von Lyon, in den Jahren 1215 und 1274 mit Einfluß des heiligen Geiſtes geredet hat, und ihr werdet nicht mehr zweifeln, daß wenn die Kirche damals ſchon die Zahl der Klöſter für nachtheilig gehalten hat, dieß heut zu Tage, da dieſelbe ſo übertrieben iſt, noch mehr der Fall ſeyn muß.

Freuen wir uns alſo, daß eine mächtige, von perſönlichen Leidenſchaften freie, Hand Spanien den Vortheil verſchafft hat, dasjenige auszuführen, was unſre Voreltern ſo ſehr gewünſcht haben, und nicht zu Stande bringen konnten. Höret mit Gleichgültigkeit die Geſpräche, welche Eigennutz, Unwiſſenheit oder Fanatismus anſtimmen. Zeit und Erfahrung werden Uebereinſtimmung in einer Sache hervorbringen, welche unter denjenigen Katholiken bereits auf dieſem Punkt iſt, welche eine wahrhafte Frömmigkeit mit dem Staatswohl vereinigen, ohne die ſie nicht beſtehen kann.

IV.

Studienplan,

welcher im Jahr 1807. den ſämmtlichen ſpaniſchen Univerſitäten vorgeſchrieben worden iſt.

Don Carlos, von Gottes Gnaden u. ſ. w.

Auf dem feſten Lande von Spanien bleiben in Zukunft nicht mehr, als eilf Univerſitäten, nemlich: Salamanca, Valladolid, Alcala, Cervera, Valencia, Hueſca, Zarageza, Granada, Sevilla, Santiago und Oviedo *).

---

*) Es waren bisher zwei und zwanzig geweſen. Laborde gibt in ſeinem eben erſchienenen

Was das Wiſſenſchaftliche anbetrifft, und in Allem, was in dieſer Schrift ausgedrückt wird, iſt die, für die Univerſität von Salamanca vorgeſchriebene, Norm die Norm aller übrigen; indem das Oekonomiſche größtentheils nach den beſondern Umſtänden jeder einzelnen beſtimmt wird, wobei man bei den, übrigens anſtändigen, Beſoldungen der Lehrer die möglichſte Erſparniß bezwecken will.

Dem zu Folge ſind die Lehrplane und Vorſchriften,[*] welche für Salamanca gegeben werden, die Lehrplane und Vorſchriften aller genannten eilf Univerſitäten, und finden hierbei nur folgende Bemerkungen und Einſchränkungen Statt.

1) Jede Univerſität, welche keinen Lehrſtuhl der Grammatik beſitzt, hat einen zu errichten; iſt einer vorhanden, ſo genügt dieſer.

Itineraire ſiebzehn an; allein vorliegendes Aktenſtück iſt wohl hinreichend, um gegen ihn zu beweiſen.

2) Das Nemliche iſt bei den Lehrſtühlen im Lateiniſchen und Griechiſchen der Fall. Wo dieſe und andere ſchon geſtiftet ſind, da bleiben ſie wegen ihrer anerkannten Nützlichkeit, wenn ſie auch gleich auf der Univerſität von Salamanca fehlen.

3) Ein Gleiches iſt bei dem Unterricht in der Aſtronomie der Fall, welche, obgleich für andere, höchſt wichtige, Zwecke unerläßlich, dennoch für die weiteren Univerſitätsſtudien nicht ſo abſolut nothwendig iſt.

4) Auf denjenigen Univerſitäten, wo aus Mangel an Einkünften, Werken, Inſtrumenten und nöthigen Hülfsmitteln ein völliger Kurſus der Medizin und Chirurgie nicht Statt finden kann, ſoll dieſer ganz aufhören, werden ihre Lehrſtühle unterdrückt, und die, für ſie bisher beſtimmten, Summen zur Begebung anderer Fakultäten, welche eines Zuſchuſſes bedürfen, angewendet.

5) Die Univerſitäten ſtehen fortwährend unter der Leitung des Rektors oder Kanzlers,

oder Beider, je nach der Jurisdiktion jeder einzelnen.

6) Auf allen eilf Univerſitäten bleiben die Arten von Klöſtern und Verſammlungen (las especies de claustros y juntas) welchen ihre Leitung anvertraut war, obgleich keine von ihnen eigene Lehrſtühle für die unten folgenden Zweige des Wiſſens haben darf.

7) Endlich verſtehen ſich diejenigen Kapitel von ſelbſt, welche wegen offenbarem Mangel oder Verſchiedenheit der Umſtände auf die genannten Univerſitäten nicht anwendbar ſind, wie z. B. Nro. 23, als blos für Salamanca beſtimmt, für welche folgende Vorſchriften gegeben ſind.

Allgemeiner Studienplan für die Univerſität Salamanca.

Lateiniſche Grammatik.

Lehrer.	Wiſſenſchaftl. Stufen.	Lehrbücher.
1.	Anfänger, Mittelmäßige, Beſſere.	Die Wahl der Univerſität überlaſſen.
2.	Gleichfalls.	Gleichfalls.

Lehrer.	Sprachen-Fächer.	Lehrbücher.
1.	Latinität.	Nach Wahl der Univerſität.
1.	Rhetorik.	Hugo Blair.
1.	Hebraiſch.	Joſeph Paſino.
1.	Griechiſch.	M. Zamora.

Weitere Auseinanderſetzung des Studienplans für die lateiniſche Grammatik.

1) Niemand wird zum Studium der lateiniſchen Grammatik zugelaſſen, welcher nicht zuvor von ihren Lehrern in der chriſtlichen Doktrin, im Leſen, Schreiben und den vier Rechnungsſtufen geprüft iſt.

2) Iſt er tüchtig erfunden, ſo ſtellt er ſich dem Lehrer vor, welcher in dem, gerade laufenden, Jahre lieſt, und mit dem er ohne Abwechslung fortfährt.

3) Die niedrigern Lehrſtühle der Grammatik, welche in dem drei Sprachen-Kollegium (Colegio Trilingue) ſind, werden, ſo wie einer ihrer bisherigen Lehrer abgeht, auf zween

reduzirt, die, obgleich verſchieden in Stufe und Einkommen, dennoch, während ihres Kurſes, in täglichem Beiſtand, Büchern, Uebungen, Prüfungen u. ſ. w. gleich fortlaufen.

4) Der höchſte Lehrgrad und die anſehnlichſte Beſoldung gehöret dem älteſten Lehrer, der dieſes Vorrecht nur durch ſchlechte Ausfüllung ſeines Poſtens verlieren kann; als wozu von den Stimmen des Kloſters, welchem die Erſetzung angehört, drei Viertheile erfordert werden.

5) Der Kurs dauert in ihnen vom 18ten Oktober bis zum 7ten September, ohne weitere Unterbrechung, als die gewöhnlichen Vakanzen und die Feſttage des Jahrs.

6) Der tägliche Unterricht dauert drei Stunden vor, und zwo Stunden Nachmittag. Die Univerſität hat durch einen Viſitator, deſſen Amt drei Jahre dauert, und welcher immer aus dem Kollegium der Sprachen iſt, und in deſſen Begleitung ſich der Pedell befinden muß, darauf zu ſehen, daß Jeder zugegen ſey, und daß keine Zeit durch Geſpräche, Ausgänge und ähnliche

Zerſtreuungen verloren wird, als wovon weder Viſitator noch Rektor irgend eine Diſpenſation ertheilen können.

7) Die Beſchäftigung während dieſer Zeit beſteht in dem, was man gewöhnlich minimos, menores und medianos nennt, wozu zwei Jahre hinlänglich ſind. Hierin indeß, ſo wie in den Lehrbüchern, Uebungen, Prüfungen und Viſiten wird die Univerſität durch das Kollegium der Sprachen, dem die Oberaufſicht dieſer Studien angehört, die nöthigen Reformen und Verbeſſerungen treffen, die auch ſogleich, ohne weitere Anfrage in Ausübung gebracht werden.

Erklärung des Plans der Sprachen.

1) Diejenigen Jünglinge, welche in den Hörſälen der drei Sprachen ihren Kurs gemacht haben, und in den häufigen Prüfungen, die angeſtellt werden, für tüchtig befunden worden ſind, gehen nothwendig zum Lehrſtuhl der Latinitat über. Haben ſie dieſe Studien aber in einer andern Schule gemacht, ſo müſſen ſie in

einer ſtrengen Prüfung beweiſen, daß ſie deren nicht mehr bedurfen.

2) In dieſem Lehrfach iſt Alles nach den gewöhnlichen Regeln der Univerſität eingerichtet. Die Schüler genießen den Unterricht täglich zwo Stunden. Eine Stunde und eine halbe haben ſie dem Lehrſtuhl des Griechiſchen zu widmen.

3) Da ſich mit dieſem Lehrfach die erſten Studien endigen, und die Jünglinge ſich während derſelben im Überſetzen, eigenen Aufſatzen, in dem Eigenthümlichen und der Eleganz der lateiniſchen Sprache zu vervollkommnen haben, ſo iſt es nöthig, der Univerſität und ihrem Sprachen-Kollegium, in welchem ſie jene Studien gemacht, auch ihren völligen Studienplan für die Folge zu überlaſſen.

4) Was die Lehrſtühle im Griechiſchen und Hebräiſchen betrifft, ſo iſt nichts beizufügen, als den Lehrern fleißige Übung ihrer Schüler in den anderthalb Stunden zu empfehlen, in welchen ſie ihren Unterricht genießen.

5) Der Lehrſtuhl der Rhetorik, obgleich

immer für Jeglichen offen, iſt für diejenigen, welche bereits in höhern Studien vorgerückt ſind, und aus ihm die unſchätzbaren Vortheile, die er anbietet, zu ziehen vermögen, unumgänglich nothwendig. Die Unterrichtszeit iſt Nachmittags, und dauert anderthalb Stunden. Die Vorleſungen des Hugo Blairs über die Rhetorik und die ſchönen Wiſſenſchaften, nach der ſpaniſchen Überſetzung des Don Joſef Luis Munarriz, machen die Beſchäftigung des Lehrers und der Schüler aus Vortreffliche Muſter in ſpaniſcher, lateiniſcher und andern Sprachen, die etwa bekannt ſind, ſowohl in Proſa, als in Verſen, ſo wie die eigenen Ausarbeitungen aller Art, welche den Studierenden auferlegt werden, ſind der praktiſche Theil dieſes Studiums. Der Lehrer wird zugleich auf die Kunſt der erſtern, ſo wie auf die Fehler der leztern aufmerkſam machen, und ſie mit lauter Stimme verbeſſern.

6) Endlich iſt es Pflicht dieſer Lehrer, in Begleitung der Lehrer der Grammatik, ab-

wechslungsweiſe die Prüfungen zu halten, welche denen vorgeſchrieben ſind, die ſich zur Immatrikulirung in die Studien der Philoſophie, Medizin, Geſetze, Kanons oder der Theologie vorſtellen; als worin ihnen die größte Pünktlichkeit zur Pflicht gemacht wird.

Philoſophie.

Lehrer.	Fächer.	Lehrbücher.
1	Anfangsg. der Arithmetik, Algebra u. Geometrie.	D. Juan Juſto Garcia.
1	Logik und Metaphyſik.	der Pater Jacquier.
1	Anwendung der Algebra auf die Geometrie ꝛc.	Garcia.
1	Phyſik und Chemie.	Muſchembrök u. Fourcroy.
1	Moralphiloſophie.	Jacquier.
1	Aſtronomie und Naturgeſchichte.	Bails, u. nach Gutbefinden des Lehrers.

Weitere Auseinanderſetzung des Lehrplans der Philoſophie.

1) Im erſten Jahre haben alle Studierende den Unterricht in den mathematiſchen Elementen zu nehmen, welcher täglich Vormittags anderthalb Stunden, und Nachmittags eine dauert. Der Lehrer erläutert ſeinen Vortrag durch praktiſche Demonſtration auf der Schiefertafel, worin er ſeine ſämmtlichen Schüler abwechſeln läßt. Er geht nicht von einer Operation zur andern über, ohne daß die erſtere klar verſtanden worden iſt. Eh' er die Algebra beginnt, lauft er die Arithmetik noch einmal durch, und dieſes wird bis zu Ende ſeines Curſes, wo es Statt finden kann, wiederholt.

2 Die Übung in den Beweiſen, während des erſten Jahres, wird den Studierenden die Kunſt zu denken, und das Studium der Metaphyſik, welches ſie alle ohne Ausnahme im zweiten Jahr treiben müſſen, erleichtern. Der Unterricht hierin wird alle Morgen anderthalb Stunden, und alle Nachmittage eine Stunde

lang gegeben. So wie man mit dem Nothwendigſten der Logik fertig iſt, geht man zur Metaphyſik über, wo dann die Vormittagsſtunde zu neuen Vorleſungen, und die Nachmittagsſtunde zu Wiederholung der Logik, und zu ihrer Anwendung auf die Metaphyſik, je nach Gutdünken des Lehrers, angewendet wird.

3) Diejenigen, welche für die Rechtswiſſenſchaften beſtimmt ſind, bringen ihren ganzen dritten Studienkurſus mit der Moralphiloſophie zu, die jeden Morgen anderthalb Stunden, und jeden Abend eine Stunde geleſen wird. Nach Auseinanderſetzung der Grundſätze der Moral und der menſchlichen Pflichten, gibt ſich der Lehrer damit ab, ſeinen Schülern die richtige Idee von der bürgerlichen Ordnung, den bürgerlichen Pflichten, dem, der höchſten Gewalt ſchuldigen, Gehorſam, der bürgerlichen Gerechtigkeit, den Verträgen im Allgemeinen, dem Geſetz und ſeiner Sanktion, und von alle dem beizubringen, was ſie für die Rechtsſtudien, die ſie im folgenden Kurſe anfangen müſſen,

vorbereiten kann. Den Nachmittags-Unterricht, welchem auch die Theologen beizuwohnen haben, wird der Lehrer dahin abmeſſen, daß ſie, ohne Schaden für die Fortſchritte der Juriſten, den, ihnen zukommenden, Antheil daran erhalten.

4) Die Phyſik wird nur auf dem bisherigen Lehrſtuhl der Experimentalphyſik geleſen, weil dieſer Unterricht in dem, dazu beſtimmten, Lokal die Verſuche und Beweiſe erlaubt, welche zur klaren Einſicht nöthig ſind. Die Vorleſungen hierin ſind Vormittags, und dauern zum wenigſten eine und eine halbe Stunde; wobei ſich ſelbſt verſteht, daß der Lehrer, je nach den Experimenten, welche er macht, ſich länger aufhält.

5) Dieſer nemliche Lehrer gibt des Abends den chemiſchen Unterricht in dem dazu beſtimmten Lokal, welcher wenigſtens eine Stunde dauern muß, die er auch noch mehr verlängern muß, bis er mit der völligen Analyſe ſeines Satzes und den dazu gehörigen Experimenten

fertig iſt. Der Gehülfe des Lehrers in der Chemie hat die Verpflichtung, jedesmal bei dieſen Vorträgen zugegen zu ſeyn.

6) In dieſen Vorleſungen müſſen ſich alle diejenigen einfinden, welche für die Studien der Theologie und Medizin beſtimmt ſind. Bei dem Unterricht in der Chemie Abends ſind nur leztere zugegen.

7) Den Unterricht in der reinen höhern Mathematik, welcher ſich mit der höhern Geometrie, der ganzen Elementarlehre der krummen Linien und der Kalkuls, und den Prinzipien der Dynamik beſchäftigt, müſſen nothwendig alle Studierenden der Medizin in ihrem dritten Jahre der Philoſophie — ehe ſie Phyſik und Chemie anfangen — des Vormittags anderthalb Stunden lang beſuchen. Der Lehrer dieſer Wiſſenſchaft hält Abends noch eine andere Stunde Vorleſung, in welcher er ſich nicht gerade auf dieſe gemeſſene Zeit einſchränkt, wenn es die Erklärung eines verwickelten Problems oder ſonſt einer ſchwierigen Aufgabe be-

trifft, indem er nie eine Demonſtration unvollendet laſſen darf.

8) Der Lehrſtuhl der Aſtronomie bleibt noch, wie bisher, und ihr Lehrer wird Vormittags anderthalb Stunden lang ſeine Vorleſungen über dieſe Wiſſenſchaft, und über den Gebrauch der Sphäre und der Globen halten; wobei er ſich im Nothfall mit ſeinen Schülern in das Zimmer begibt, wo die hierher gehörigen Inſtrumenten ſtehen. In einer Nachmittagsſtunde lehrt derſelbe die Prinzipien der Naturgeſchichte, wozu er das ihm am tauglichſten ſcheinende Lehrbuch auswählt.

9) Alle Lehrer können von den vorhandenen Inſtrumenten und Maſchinen für ihre Vorleſungen Gebrauch machen. Sie haben ſich darüber nur mit dem Lehrer der Phyſik zu verſtehen.

10) Es ſoll eine Sonntagsakademie errichtet werden. Die drei Stunden ihrer Sitzung werden folgendermaßen angewendet. In der erſten wird irgend ein Gegenſtand aus der

Arithmetik, Algebra oder Geometrie verhandelt, welcher ſchon acht Tage lang zuvor beſtimmt worden iſt. In der zwoten iſt dieß bei einem Punkte aus der Logik und Metaphyſik, und in der dritten abwechslungsweiſe mit einem aus der Phyſik und Moral der Fall. Ein Defendent, oder der Präſident ſelbſt, macht den Vortrag, und antwortet auf alle Fragen oder Betrachtungen, welche ihm von zween andern Präſidenten, die hierzu gewählt werden, vorgelegt, und löſt die Zweifel, die ihm ſonſt von einem Akademiker entgegengehalten werden könnten. Der Direktor berichtigt alle Verſtöße, welche vorkommen, und macht die Operationen ſelbſt vor, welche die Schüler nicht mit gehöriger Genauigkeit herausgebracht haben. Von dem erſten Jahr an finden ſich die Studierenden in dieſer Akademie ein, und die aus andern Fakultäten thun das Nämliche ſo lange, bis ſie ſich in der Akademie ihrer eigenen Wiſſenſchaft einfinden können. Ein Zeugniß der Akademie iſt für den Beweis, daß man den Kurſus gemacht, unerläßlich. Die Bakalaurei in der Philoſophie ſind Präſidenten ohne vorhergegangene Prüfung, und müſſen ſich zu allen Übungen des Defendenten hergeben, wenn dieſer nicht die nöthigen Kenntniſſe beſitzt.

11) Der Grad eines Bakalaureus wird allen denjenigen ertheilt, welche drei Zeugniſſe von wohlgelungenen Kurſen in den Anfangsgründen der Mathematik, der Logik und Metaphyſik, und der Phyſik und Moral aufweiſen können. Auch das Examen wird in dieſer Folge gehalten. In der erſten Viertelſtunde beſteht es in Fragen über die Anfangsgründe der Mathematik; in der zweiten über Logik und Metaphyſik, und in der dritten über Phyſik und Moral.

12) Die öffentliche und geheime Prüfung für den Grad eines Lizenziaten geſchieht nach den allgemeinen Regeln, indem alle Hauptpunkte aus der Logik, Metaphyſik, Phyſik und Moral vorgenommen werden. Dieſer Grad wird, nach vorangegangener Prüfung, denen

ertheilt, welche ſchon den Bakalaureus-Grad und vier Jahre Pasantia *) haben.

13) In den Oppoſitionen wird es nach den vorgeſchriebenen Regeln gehalten, wobei bemerkt wird, daß die Vorleſung der Diſſertationen in den Fächern der Mathematik und Phyſik mit praktiſchen Demonſtrationen oder Experimenten, je nachdem es der Gegenſtand erfordert, begleitet ſeyn müſſen. Auch können die Richter, wenn ſie es für gut befinden, in dem geheimen Examen von dieſer Art von Prüfungen Gebrauch machen.

14) Um den Grad eines Lizentiaten in der Philoſophie, oder einen Lehrſtuhl in dieſer Fakultät zu erhalten, wird wenigſtens ein Alter von fünf und zwanzig Jahren erfordert.

---

*) Pasante nennt man in Spanien diejenigen, welche nach Vollendung ihrer Studienjahre unter der Leitung eines Geſchäftsmanns aus ihrer Wiſſenſchaft ſtehen, um bei ihm die praktiſche Ausübung derſelben zu erlernen. Dieſer Zuſtand heißt ſodann la Pasantia.

Medizin.

1) Für den vollſtändigen Kurſus in dieſer Fakultät ſind folgende Lehrer angeſtellt:

Lehrer.		Lehrfächer.
1	für	Botanik.
1	„	Anatomie.
1	„	Phyſiologie und Hygiene.
1	„	Pathologie und Therapevtik.
1	„	Afectos mixtos.
1	„	Materia medica.
1	„	Afectos internos und Klinik.
1	„	Hebammenkunſt und weibliche Krankheiten.
1	„	Afectos externos und Klinik.
1	Unterlehrer.	

Hierzu gehören noch folgende Aemter:

1 anatomiſcher Zergliederer.

1 Handlanger im anatomiſchen Theater.

1 Lehrer in der Chemie, mit ſeinem Gehülfen. (S. Artikel Philoſophie.)

2) Niemand darf die Ausübung der Medizin anfangen, ohne zuvor ein Jahr lang die Cle-

mente der Arithmetik, Algebra und Geometrie, ein anderes Jahr die Logik und Metaphyſik, das dritte Jahr die höhere Geometrie und die Anfangsgründe der Naturgeſchichte, und im vierten die Experimentalphyſik und Chemie gehört zu haben, nach deren Schluß er nothwendig den Grad als Bakalaureus der Philoſophie erhalten muß.

3) Die Ordnung und Vertheilung der Lehrſtühle, die Bücher, nach welchen gelehrt wird, und Alles, was das Scientifiſche anbetrifft, wird von der Fakultät mit Rückſicht auf das beſtimmt, was in dem lezten, von Sr. Maj. gebilligten, Studienplan beſtimmt iſt, und in der Folge noch verfügt werden könnte.

4) Für die Lehrſtühle der Afectos externos und der Hebammenkunſt werden Se. Maj. zween ſtudierte Chirurgen (Cirujanos latinos) ernennen, welche den, dem königl. Reglement entſprechenden, Grad haben müſſen. Für die Botanik wird gleichfalls ein Lehrer gewählt werden, der die nöthigen Kenntniſſe beſizt,

und aus dieſer oder einer andern Fakultät ſeyn kann.

5) Dieſe Lehrer haben den höhern gelehrten Grad nicht nöthig, um ihre Lehrſtühle nach Verfluß des zweiten Amtsjahrs zu behalten. Nur haben ſie keine Stimme in dem akademiſchen Senat, und keinen Zugang in die mediziniſchen Prüfungen, oder bei ähnlichen blos den Graduirten zukommenden Veranlaſſungen, wenn ſie anders nicht die Grade als Lizentiaten und Doktoren angenommen haben. Dieſe werden ihnen, wenn ſie erſt zuvor den Bakalaureusgrad erhalten, im mediziniſchen Fache blos in Folge der nöthigen Kurſe in den königlichen chirurgiſchen Seminarien, ohne Unkoſten, und Veränderung im Examen ertheilt, wofür ſie, bei dem Doktorsgrade, nur die Hälfte der Sporteln zu bezahlen haben.

6) In der Beſtimmung der Beſoldungen und ähnlichen ökonomiſchen Angelegenheiten richtet ſich dieſe Fakultät mit allen ihren Lehrern nach den Geſetzen der Univerſität, wobei

ihr in zweifelhaften Fällen die Entſcheidung überlaſſen iſt.

7) Die Chirurgen, welche keine philologiſche Studien gemacht haben, (Cirujanos romancistas), und bis jezt allein ihren Kurs auf der Univerſität von Salamanka machen können, werden die Vorleſungen über die Anatomie, Phyſiologie, Hygiene, Pathologie, der Afectos externos und der Operationen, der Materia medica, der Rezeptirkunſt, der Gebärkunde und der Wiſſenſchaft weiblicher Krankheiten hören; alles dieſes mit Befolgung der Vorſchriften, welche der königliche Befehl von 1804, in Bezug auf die Chirurgie, gegeben hat.

8) Mit den Zeugniſſen, daß ſie dieſe Kurſe gemacht haben, werden ſie zu der Prüfung in den königlichen Kollegien zugelaſſen, und können ſie nach erhaltener Billigung und Titel überall im Reiche das Amt der Chirurgen, welche keine Philologie ſtudiert haben, ausüben.

Rechtswiſſenſchaft.

Lehrer.	Fächer.	Handbücher.
1	für Geſchichte und Anfangsgründe des römiſchen Rechts.	Heineccii hist. jur. civ. et Elem. jur. civil.
1	für Geſchichte und Anfangsgründe des ſpaniſchen Rechts.	Aso y Manuel, instituciones del Derecho de Castilla.
1	für die ſpaniſchen Geſetzſammlungen.	Das offizielle Werk hierüber: las Partidas u. ſ. w.
1	für Staatswirthſchaft.	Smith über den Nationalreichthum.
1	für praktiſche Übungen.	Hevia, Cur. Philip. etc.

Hierzu kommt noch eine Akademie des Sonntags, worin das römiſche und ſpaniſche Recht abgehandelt wird.

Weitere Auseinanderſetzung des Lehrplans der Rechtswiſſenſchaften.

1) Wenn die Studenten, nach einiger Vorbereitung fur die Rechtswiſſenſchaft, welche ſie in ihrem Kurſus der Moralphiloſophie erhalten, in dem gegenwärtigen Fach fortfahren wollen, ſo beginnen ſie mit den Vorleſungen über die Geſchichte und den Anfangsgründen des römiſchen Rechts, welche Vormittags anderthalb Stunden, und Nachmittags eine Stunde nach Heineccius, und den Kommentarien des Arn. Vinio über die Juſtinianiſchen Inſtitutionen gehalten werden. Beide machen zween Kurſe aus, und beſchäftigen Einen Lehrer.

2) Im dritten Kurſe werden dieſe Vorleſungen von dem nemlichen Lehrer wiederholt.

3) Im vierten wohnen die Studenten den Vorleſungen über das kanoniſche Recht bei, wovon unten bei dieſem Fach geredet wird.

4) Im fünften werden täglich zwo Stunden (Morgens eine, und Abends die andere) die Geſchichte und die Anfangsgründe des ſpani-

ſchen Rechts vorgetragen. Dabei werden die Anleitungen von Don Ignacio Jordan de Aſo und von Don Miguel de Manuel y Rodriguez zum Grunde gelegt. Der Lehrer unterläßt aber nicht, die vorkommenden Unrichtigkeiten dieſer Schriften zu bemerken, indem bis jetzt noch keine vollſtändigen Handbücher über dieſes Fach erſchienen ſind, und trägt Sorge, ſeine Schülern die Tafeln des Don Juan Reguera Valdelomar auswendig lernen zu laſſen. Alles dieſes geſchieht durch Einen Lehrer.

5) Im ſechsten Jahr werden dieſe Vorleſungen unter dem nemlichen Lehrer wiederholt.

6) Die Vorleſungen über die ſpaniſchen Geſetzſammlungen machen im ſiebenten und achten Jahr die Beſchäftigung der Juriſten aus. Sie dauern täglich anderthalb Stunden, und der Lehrer folgt hierbei der Methode des unvergleichlichen Cujacius in dem Prooemium zu ſeinen Kommentaren über den römiſchen Kodex. Die zwote Hälfte des zweiten Jahrs von

dieſem Kurs, wird ganz mit der peinlichen Geſetzgebung, den Kapiteln der Korregideren, und den leyes de Toro ausgefullt. Beide, hierbei beſchaftigten, Lehrer tragen Sorge, daß ihre Zuhörer die, hierzu und fur jedes Einzelnen Beſtimmung, benöthigte Schriften beſitzen.

7) Im neunten Jahre treten die Schüler in die Vorleſungen über die Staatswirthſchaft, welche anderthalb Stunden des Morgens und eine des Abends dauern, und wobei mit möglichſter Anwendung auf Spanien, das Smith'ſche Werk, nach der Ueberſetzung des Juan Bautiſta Say, zu Grunde gelegt wird.

8) Das zehnte Jahr endlich iſt blos dem praktiſchen Unterricht gewidmet, welcher durch einen, in der Theorie, wie in der Praxis, gleich erfahrnen Lehrer ertheilt wird. Das erſte Drittheil dieſes Kurſes wird die Rechtspraxis täglich anderthalb Stunden nach D. Juan de H. Bolanos Anleitung vorgetragen. Während des zweiten Drittels, und täglich zwo Stunden, wird die gerichtliche

Prozedur von der Klage an, bis zum Urtheil, und im dritten das Appellationsweſen vorgenommen. Dabei werden aber die Vorleſungen über die Rhetorik nicht verſäumt.

9) Die Studierenden in dieſer Wiſſenſchaft ſind, nach Beendigung ihres dritten Studienjahrs, ohne weitere Prüfungen Aktuanten, und, ſo wie ſie den Bakalaureusgrad erhalten haben, Präſidenten in der Sonntagsakademie, bei der ſie nicht fehlen dürfen. Dieſe Akademie dauert drei Stunden des Vormittags, und beſchäftigt ſich bald mit dem römiſchen, bald mit dem ſpaniſchen Recht. Sie wird mit einer Abhandlung über irgend einen Rechtsgegenſtand eröffnet, dann folgen Disputationen und Fragen, wobei der Direktor natürlich, wo es nöthig iſt, einſpricht, erläutert und ergänzt.

10) Wer den ſechsten Kurs vollendet hat, wird zur Bakalaureusprüfung zugelaſſen, welche anderthalb Stunden dauert, und in Fragen über das römiſche, das kanoniſche und das ſpaniſche Recht beſteht.

11) Nach Verlauf des neunten Kurſus iſt man berechtigt, die Lizentiatſchaft zu fordern, Die Oppoſitionen betreffen Punkte aus dem vaterländiſchen Recht, und die geheime Prüfung hat das römiſche, das kanoniſche Recht u. dergl. zum Gegenſtand.

12) Die Erlaubniß zur Beſuchung der Vorleſungen über Rechtspraxis und Rhetorik wird nach den, für die Advokatur nöthigen, Studien ertheilt. Auch die Lizentiaten von Salamanka bedürfen derſelben, indem ihr Privilegium blos für Advokatengeſchäfte vor den̄ Provinzialtribunalen zureicht. Dieſes Privilegium dehnt ſich über alle Univerſitäten aus, welche nach dem Muſter von der von Salamanka organiſirt ſind.

Kanoniſches Recht.

Lehrer.	Fächer.	Lehrbücher.
1.	für kanoniſche Vorbegriffe.	Lackis.
1.	„ Kirchengeſchichte.	Amat's chronolog. u. alphab. Index.

Lehrer.	Fächer.	Lehrbücher.
1.	für kanoniſche Inſtitutionen.	Kabalario.
1.	„ das Dekret des Gracian.	Van Espen.
2.	Allgem. Konzilien.	Larrea, Synod. öcumen. Summ.
2.	Span. Konzilien.	Villanunno, Summ. Conc. Hisp.

Hierzu kommt noch eine Akademie im kanoſchen Recht.

Weitere Ausführung des Lehrplans vom kanoniſchen Recht.

1) Die Studenten, welche, nach Verfluß ihres Kurſus in der Moralphiloſophie, weiter in dem kanoniſchen Recht vorwärts gehen wollen, hören ein Jahr lang die Vorleſungen über die Geſchichte und die Grundſätze des römiſchen Rechts. Dieſer Kurs gilt für den zweiten im kanoniſchen Recht überhaupt.

2) Im dritten Kurs ſchreiten ſie zu den Vorleſungen über die kanoniſchen Vorbegriffe, welche Morgens anderthalb Stunden, und Nachmittags eine Stunde dauern, und nach Georg Lackis Werke vorgetragen werden.

3) Im vierten Jahre iſt die Kirchengeſchichte der Gegenſtand der Studierenden dieſes Fachs. Sie wird gleichfalls dritthalb Stunden täglich vorgetragen, und nach dem, eben angegebenen, Lehrbuch.

4) Im fünften, gleichfalls dritthalb Stunden tägliche Vorleſungen über das Kompendium des Dominikus Kabalario, wobei deſſen Inſtitutionen zum Privatſtudium empfohlen werden.

5) Im **ſechsten, Wiederholung des vorigen Kurſus.**

6) Im ſiebenten anderthalb Stunden Vormittags allgemeine Konzilien nach Larrea; und eine Stunde Nachmittags Analyſis des Dekrets von Gracian, nach dem hiſtoriſchen Kommentar des Van Espen. Es ſoll ſehr

darauf geſehen werden, daß die Studierenden die kanoniſchen Denkmale ſelbſt nachleſen.

7) Im achten Jahr ſpaniſche Konzilien, Vormittags eine und eine halbe Stunde, nach dem eben angegebenen Lehrbuch. Nachmittags eine Stunde Vorleſungen in der Rhetorik.

8) Die Studenten des kanoniſchen Rechts, welche den dritten Kurs abſolvirt haben, ſind Aktuanten, und welche nach dem ſechsten zu Bakalaureen befördert worden ſind, werden als Präſidenten der Sonntagsakademie im kanoniſchen Recht angeſehn.

9) Nach Verfluß des ſechsten Kurſes kann man ſich um das Bakalaureat melden. Der Erhaltung deſſelben gehen anderthalb Stunden Prüfungen in den Vorbegriffen des kanoniſchen Rechts, der Kirchengeſchichte und den kanoniſchen Inſtitutionen voran.

10) Nach Beendigung des achten Kurſes iſt man zur Prüfung für die Lizentiatſchaft, und zum Opponiren berechtigt — Alles natürlich über Gegenſtände des kanoniſchen Rechts.

11) Dieſe acht Kurſe, mit den in ihnen erhaltenen akademiſchen Würden reichen für ſich ſelbſt nicht zur Advokatur und zur Richterſtelle hin. Wer daher auf dieſe Zwecke hinarbeiten will, der muß einen ganzen Kurs der Geſchichte und der Grundſätze des ſpaniſchen Rechts, zween Kurſe in den ſpaniſchen Geſetzſammlungen, und einen in der praktiſchen Jurisprudenz durchlaufen haben. Alles dieſes zuſammen berechtigt ihn zu den Anſprüchen an das Bakalaureat in der Rechtswiſſenſchaft, und ſpäter, nach den gehörigen Studien zur Advokatur mit der gewöhnlichen Prüfung, und auch ohne dieſelbe, wenn er Doktor oder Lizentiat im kanoniſchen Recht iſt.

12) Wer endlich, nach erhaltenem Bakalaureusgrad, im kanoniſchen Recht, und Vollendung des ſechsten Kurſus, in den ſechsten, ſiebenten, achten, neunten und zehenten Kurs der Rechtswiſſenſchaft überhaupt übergehen will, der kann, nach Beendigung alles deſſen, zur Prüfung des Bakalaureats in der Jurisprudenz und der Advokatur zugelaſſen werden.

Theologie.

Lehrer.	Fächer.	Handbücher.
4.	für theologiſche Inſtitutionen .	nach Gazzaniga.
1.	Moraltheologie.	Compendio de los Salmanticenses.
1.	Schrifterklärung	Lamy und Wouters.
1.	Religion . . .	Bailly.

Weitere Auseinanderſetzung des Lehrplans der Theologie.

1) Wer ſich der theologiſchen Laufbahn ergeben will, muß zuerſt drei Jahre Philoſophie ſtudiert haben, und zwar im erſten die Anfangsgründe der Mathematik; im zweiten Logik und Metaphyſik; und im dritten Vormittags Phyſik, und Nachmittags Moralphiloſophie. Ohne die Zeugniſſe der verſchiedenen Lehrer in dieſen Fächern kann er nicht zugelaſſen werden.

2) Iſt er zugelaſſen, ſo beginnt er mit den Inſtitutionen. Die vier Lehrer in dieſem Fache

theilen ſich dermaßen in daſſelbe, daß der Kurſus von allen zuſammen täglich dritthalb Stunden vier Jahre hindurch dauert. Bis auf Weiteres werden die theologiſchen Inſtitutionen des Dominikaners, P. Pedro Gazzaniga zu Grunde gelegt. Die Lehrer tragen dabei Sorge, daß der Geiſt und die Lehre des heil. Thomas wohl erhalten wird, und die Schüler die häufigen Citationen des Lehrbuchs nachſchlagen, und ſich wohl zu eigen machen.

3) Wo möglich im erſten Jahr der Inſtitutionen, oder wenigſtens in einem der drei folgenden, wohnen die Theologen den Vorleſungen über die hebräiſche Sprache, täglich eine Stunde lang bei. Ohne ein Zeugniß über die, in dieſer Sprache gemachten, Fortſchritte, wird man gar nicht zum Bakalaureat in der theologiſchen Fakultät zugelaſſen.

4) Nach Verfluß des vierten Jahrs und Beendigung des Kurſes in den Inſtitutionen und dem Studium der heiligen Sprache, wird

dieſe gelehrte Würde, nach den vorhergegangenen Prüfungen, ertheilt.

5) Das Studium der heiligen Schrift macht die Beſchäftigung der Theologen im fünften Jahre aus. Der Lehrer dieſes Fachs widmet demſelben täglich zwo Stunden nach Bernhard Lamy's Anleitung, und ſieht ſehr darauf, daß ſeine Schüler die Schriften des alten und neuen Teſtaments und die Prolegomenen des heil. Hieronymus zur Bibel mit reifem Nachdenken leſen. In den lezten Monaten des Kurſes, und nach den Fortſchritten der Schüler, macht er ſie mit Wouters Fragen über die heiligen Bücher bekannt, und gibt ihnen eine Idee von den beſten Auslegern.

6) Im ſechsten Kurs wohnt man täglich zweimal der Vorleſung über die Kirchengeſchichte und die kirchliche Diſziplin bei.

7) Im ſiebenten Jahr täglich zwo Stunden chriſtliche Moral, nachdem Kompendum des Dominikaners, Paters Roſelli.

8) Im achten täglich anderthalb Stunden

Vorleſungen über die Religion, nach **Bailly's** Kompendium. Zum Privatſtudium werden beſonders die Konzilien empfohlen. Abends eine Stunde Vorleſung in der Rhetorik.

9) Nach Beendigung dieſes Kurſes wird man zur Lizentiatſchaft befördert, die nach den allgemeinen Vorſchriften ertheilt wird. Die Sätze, über welche die Kandidaten zu reden haben, werden aus dem heiligen **Thomas**, und aus den Fragen des **Weuters** ausgewählt.

10) Die Sonntagsakademie findet nach der Vorſchrift Statt. Vier Tage zuvor erhält einer der Präſidenten irgend einen Punkt über die heil. Schrift, oder die Theologie überhaupt. Darüber verfaßt er eine Abhandlung, welche er in der Akademie ablieſt, und die ſodann zu Einwürfen und Betrachtungen Veranlaſſung gibt. Einer der Aktuanten beantwortet dieſe Einwürfe, und am Ende reden zween Präſidenten, jeder eine halbe Stunde, über den Gegenſtand der Abhandlung. An andern Tagen beſchäftigt man ſich, übrigens in gleicher Form,

mit der Kirchengeſchichte, wozu die Fragen aus Amats Werken entlehnt werden.

11) Erſt im zweiten Jahre werden die Theologen als Aktuanten zur Akademie zugelaſſen; die Bakalauren hingegen ſind ohne weitere Prüfung Präſidenten in derſelben.

Vorſchriften für die beſſere Ausführung des beſondern Studienplans der Univerſität Salamanka.

(Dieſer Theil des Aktenſtücks beſteht aus 71 Punkten, von denen manche für das Ausland kein Intereſſe haben. Ich hebe daher nur die wichtigſten aus.)

2) Alle dieſe neuen Vorſchriften ſind blos für die Zukunft, und Jeder fängt mit dem neuen Kurſus, welcher ſich für ihn eröffnet, an, ſich darnach zu richten.

3) Die Univerſität wird fortwähren von einem Rektor und einem Kanzler, mit eigener Jurisdiktion, regiert. Die Wahl für die erſte Stelle wird durch den Austretenden geleitet, und durch acht geſchworne Doktoren verrichtet —

wovon man das Reſultat dem Direktor mittheilt.

4) Bloße Bakalauren, minderjährige Leute, die in ſonſtigen, öffentlichen Ämtern ſtehen, und die Tonſur nicht haben, können nicht gewählt werden.

5) Der Gewählte ſchwört, die Geſetze der Univerſität zu beobachten, und beſonders, kein Gaſtmahl wegen dieſer erlangten Würde, weder für die Univerſitätsmitglieder, noch ſonſt jemand, zu halten.

6) Das Rektorat dauert nicht länger, als zwei Jahre. Der Austretende kann während der nächſten zwei Jahre nicht wieder gewählt werden.

7) Alle Lehrſtellen ſind lebenslänglich, wenn keine Beförderungen und andere ähnliche Umſtände eintreten.

8) Der Kurſus beginnt den 18ten Oktober, und dauert bis auf den 18ten Juni. Der Lehrer der Rhetorik eröffnet ihn mit einer lateiniſchen Rede.

10) Ein Lehrer darf, während eines ganzen Kurſus, ungeſtraft nicht mehr, als funfzehn Tage, aufſagen. Erlaubt er ſich — ſelbſt fur den Fall einer Krankheit eine längere Zeit, ſo wird ihm der weitere Theil ſeiner täglichen Beſoldung für die ganze Zeit ſeiner Unthätigkeit abgezogen, und dieſes zu Gunſten ſeines Subſtituten.

11) Auch die Studenten können, während eines Kurſes, fünfzehnmal ungeſtraft die Vorleſungen verſäumen. Geſchieht es aber öfters und ohne Noth, worüber der Lehrer zu urtheilen hat, ſo iſt dieſer Kurſus fur ſie verloren. Dieſer hält zu dem Ende ein Regiſter, in welches er die täglichen Abweſenheiten ſeiner Zuhörer einträgt

12) Den 18ten Juni fängt der kleine Kurs an, und dauert bis auf den 7ten September. Er hat die Beſtimmung, daß die Studenten die Zeit ihres zu ſpäten Einfindens und ihrer ſonſtigen Abweſenheiten nachholen können.

13) Jeder Lehrer nimmt am St. Lukas-

tage einen Doktor oder Lizentiaten aus ſeinem Fache als ſeinen Subſtituten für alle Abweſenheiten, Krankheitsfälle und für die Beſorgung des kleinen Kurſus an. Wenn kein Graduirter dieſer Art vorhanden iſt, kann auch ein Bakalaureus gewählt werden. Wird der Lehrſtuhl vakant, ſo geſchieht daſſelbe durch den Subſtituten, und wird auf dieſe Weiſe bis zur Beendigung des Kurſus fortgefahren.

15) In allen Vorleſungen, wo die Kürze des Lehrbuchs eine Wiederholung der Lektion in der Nachmittagsſtunde geſtattet, ſoll dieſe Zeit mit Fragen und Antworten zugebracht werden.

17) Die Lehrer werden in ihren Vorleſungen ſelbſt von dem Rektor, in Begleitung des erſten Lehrers in deren Fakultät beſucht. Das Reſultat dieſes Beſuchs wird in einer gemeinſchaftlichen Sitzung mit allen denen, welche im Gefolge des Rektors waren, verhandelt.

18) Die Lehrer geben ihren Schülern, nach Verfluß des Kurſus, Zeugniß von ihrem fleißi-

gen Beſuch und ihren Fortſchritten, wenn ſie es verdient haben. Auch legen ſie im Sekretariat die Liſte ihrer Schüler, mit ihren Bemerkungen über deren Aemſigkeit und Fleiß, nieder. Dieſe Liſte wird aufbewahrt, und ſpäterhin, bei den Prüfungen, zu Rathe gezogen.

19) Die Lehrbücher können von den Lehrern nicht ohne Einſtimmung der Fakultat, und ohne Anzeige hiervon an Seine Majeſtät, verändert werden.

20) Wo kein Lehrbuch vorhanden iſt, und auch ſonſt, ſollen die Lehrer ſelbſt Schriften der Art verfaſſen, und überzeugt ſeyn, daß ſie dafür, wenn ſie etwas Vorzügliches geleiſtet haben, auf das Würdigſte belohnt werden. Uebrigens ſollen ſie ihre Schüler ſelbſt in völlige Kenntniß der Literatur in dieſem Punkte ſetzen.

22) Man kann in Einem Jahre nicht zween Kurſe zugleich abſolviren. Will indeß ein Student andern Vorleſungen beiwohnen, als gerade von ſeinem Studiengang erfodert werden, ſo erhält er von dieſem ſeinem Eifer das verdiente Certifikat.

24) Die Lehrer erhalten von dem Strafpedell (Bedel multador) ein Certifikat für ihre gewiſſenhafte Anweſenheit während des ganzen Kurſus.

25) Jeder Lehrer, welcher dreißig Jahre und acht Monate ſein Amt verſehen, hat ſein Jubeljahr erreicht.

26) Die Lehrer in den Sprachen befinden ſich erſt nach fünf und dreißig Jahren ihrer Amtsführung in demſelben Fall.

29) Alle Fakultäten haben ihre Sonntags-Akademien.

30) Jede dauert drei Stunden, die mit Ableſung einer Diſſertation, mit Fragen und Abhandlung einzelner Sätze zugebracht werden.

31) Die Direktoren dieſer Akademien werden, nach Verdienſt, und nicht nach dem Alter, von den reſpektiven Fakultäten ſelbſt ernannt

32) Als Vakanzen werden blos geſtattet, Weihnachten, der Karneval und die heilige Woche, ſodann die großen Feſte und die vier und zwanzig erſten Donnerſtage jedes Kurſus, auf die kein Feiertag fällt.

47) Die Prufung, welche der Lizentiatſchaft vorangeht, dauert anderthalb Stunden. Das Reſultat derſelben wird noch am nemlichen Tag beim Sekretariat der Univerſität einregiſtrirt, und dieß noch vor der geheimen Prüfung.

48) Dieſe geheime Prufung wird im Allgemeinen folgendermaßen angeſtellt. Jede Fakultät wählt alle drei Jahre zum wenigſten zweihundert Punkte aus ihren Fächern. Dieſe Punkte ſind nummerirt, und beziehen ſich auf eine gleiche Anzahl Nummern, welche in eine Büchſe zuſammengeworfen werden, aus der der älteſte Lehrer drei derſelben auszieht. Von dieſen wählt der zu Graduirende eine aus, und dieſe beſtimmt ihm ſeinen Prufungspunkt, über den er eine lateiniſche Abhandlung verfertigt, welche er in Gegenwart aller Examinatoren ablieſt. Dieſer Uebung folgt ſodann eine mündliche Prufung über denſelben Gegenſtand, ſo wie eine genauere Unterſuchung der abgeleſenen Abhandlung.

49) Alle Lehrer, die der Sprachen ausgenommen, ſind verpflichtet, während der zwei erſten Jahre ihrer Amtsführung — bei Strafe des Verluſts derſelben — den Bakalaureusgrad zu nehmen.

53) In der Anzahl und Beſchaffenheit der Kurſe, den Oppoſitionen, Prüfungen u. dgl. wird keine Ausnahme und Veränderung geſtattet, ſelbſt nicht einmal wegen hoher Geburt, Würden und ähnlichen Umſtänden.

66) Die öffentliche Bibliothek iſt eine der Anſtalten, welche ſich nach und nach erweitern müſſen, wozu auch, und zum Ankauf der Bücher, beſtimmte Summen angewieſen werden ſollen.

68) **Die Bibliothek iſt vom 18ten Oktober** bis auf den lezten Juli an den Arbeitstagen Morgens drei, und Mittags zwo Stunden lang offen. Auch an Feiertagen wird ſie Vormittags drei Stunden geöffnet.

69) Eben ſo wenig ſollen die Anſtalten und die nöthigen Inſtrumente für die Anatomie,

Geometrie, Phyſik, Chemie und andere Fächer vergeſſen werden, wozu die Kaſſe für außerordentliche Ausgaben die Koſten zu beſtreiten hat.

Gegeben zu Madrid, den 12. Juli 1807.

Joſeph, der König.

Auf Befehl Seiner Majeſtät.

Don Sebaſtiano Pinuela.

V.

Kurze Nachrichten über die Lebensumſtände der vorzüglichſten ſpaniſchen Maler.

Die Spanier ſetzen das Aufleben der Kunſt in ihrem Vaterlande unter die Regierung Ferdinands V. oder in den Anfang des ſechszehenten Jahrhunderts. Sie eröffneten bisher die Geſchichte der Kunſt mit dem Maler Antonio del Rincon, welcher 1500 geſtorben iſt, und ſich in Rom gebildet hatte, und ordneten ihre Künſtler unter die Schulen, in welchen ſie gearbeitet; unerachtet die Meiſten derſelben zuſammen eine eigene, große, von allen andern Schulen unterſchiedene, Nationalſchule ausmachen, die ſich wieder in kleinere Zweige abtheilen läßt.

Da indeß die ſpaniſche Kunſt noch bei weitem nicht gehörig geſchäzt und gekannt iſt, und ſelbſt **Mengs**, deſſen Kunſtſinn wir ſolche Nachläſſigkeit, oder vielmehr Partheilichkeit, nie verzeihen können, nicht das Geringſte zu ihrer gerechten Würdigung beigetragen hat, ſo wollen wir bei der Eintheilung der Spanier bleiben, und unter den Aufſchriften: Florentiniſche, Römiſche, Venetianiſche, Lombardiſche, Flamändiſche, Deutſche, und Eklektiſche, oder eigentlich nationale Schule, ſtehen bleiben, und dies um ſo mehr, da wenigſtens immer ein hiſtoriſcher Zuſammenhang zu derſelben berechtigt.

I.

Florentiniſche Schule.

Alonſo Berruguete,

gebürtig von Paredes de Nava, und geſtorben zu Toledo im Jahr 1561 *), hatte in Florenz, in Michael Angelo's Schule, zugleich mit Andrea del Sarto, Baccio Bandinelli u. a. die drei herrlichen Künſte, der Malerei, Bildhauerkunſt und Architektur, welche ihr großer Lehrer mit ſo vieler Tiefe umfaßte, ſtudiert. Der neuere Styl, welchen er in ſein Vaterland zurückbrachte, fand im Anfang großen Widerſpruch, ſiegte aber dennoch bald über ſeine Gegner, welche an Pomponio Gaurico, Philipp von Burgund und Albert Dürer hingen. Karl V. gebrauchte ihn bei ſeinen Bauten an den Palläſten in Madrid, an dem Pardo und dem Alhambra in Granada. Seine ausgezeichnetſten Werke in Malerei und Bildhauerkunſt befinden ſich in Toledo, Valladolid u. a. O. worüber Ponz in ſeiner Reiſe die beſte Auskunft gibt.

---

*) (Nicht 1545, wie Palomino fälſchlich berichtet.)

Blas de Prado,

von Toledo, Maler unter Philipp II, und Schüler Berruguete's. Auf Begehren des Königs von Marokko hielt er ſich einige Zeit in Afrika auf, von wo er ſehr bereichert zurück kam. Seine meiſten Werke ſind in Toledo und in Madrid, wo beſonders eine Kreuzabnehmung von ihm in der Parrochialkirche von San Pedro ſehr bewundert wird. Er ſtarb im Jahr 1557

Fray Juan Sanchez Cottan,

Karthäuſermönch in Granada, und geboren zu Orgaz. Er war ein Schüler von Blas de Prado, trat ſehr frühe in ſeinen Orden, und theilte ſein Leben zwiſchen Kunſt und Religion, in welchen beiden er gleich eifrig war. Die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen und ſeine eigene ſchwärmeriſche Liebe zur Kunſt und Religion hat ſich vielleicht in der Legende bewahrt, welche die Karthäuſer von Granada noch erzählen: daß ihm die heilige Jungfrau ſelbſt erſchienen ſey, um von ihm gemalt zu werden. Seine meiſten

Werke befinden ſich in der Karthauſe von Granada und in der von Paular. Er ſtarb 1627.

Gaspar Becerra,

Maler, Bildhauer und Architekt, von Baëza in Andaluſien gebürtig, und 1570 geſtorben. Seine Kunſtliebe entzündete ſich an Berreguete's Werken, die er aber ſpäter ſo ſehr übertraf, daß man von ihm ſagte, er habe dieſem Künſtler ſeinen Ruhm geraubt; ob er gleich mit ihm am Nachdrücklichſten auf die Verbeſſerung der ſpaniſchen Kunſt gewirkt hat. Er ging frühe nach Rom, wo er ſich unter Michaël Angelo und Raphaël bildete, und wo ſich auch noch in der Kirche von Sta. Trinità del Monte ein Gemälde von ihm befindet, das die Geburt der Madonna vorſtellt.

Den meiſten Ruhm machte ihm in Spanien ſeine Madonna de la Soledad, welche ſeit Jahrhunderten nicht nur als großes Kunſtwerk, ſondern auch als ein heiliges Gnadenbild verehrt wird, und zu deſſen Vollendung er, wie er ſagte und feſt glaubte, durch außerordentlichen himmliſchen Einfluß und einen wunderbaren Traum geſtärkt worden iſt.

Sein meiſtes Wirken war in der Malerei, und noch heut zu Tage bewahren die königlichen Palläſte in Madrid und der Pardo, viele ſeiner Arbeiten. Beſonders gerühmt wird die Richtigkeit ſeiner Zeichnung; aber die ungewöhnlichen Vorzüge der obengenannten Madonna ſcheinen in ſeinen übrigen Werken nicht in ſo hohem Grade vorhanden zu ſeyn.

Miguel Barroſo,

Maler, und Schüler **Becerra's**, den er übrigens in der Richtigkeit der Zeichnung nicht erreichte, im Kolorit aber übertraf. Ein vorzügliches Gemälde von ihm iſt im Eskorial. Er ſtarb 1590.

Die Brüder Juan und Franzisko Perolas,

gebürtig von Almagro, und in den drei Künſten vorzüglich. Ihre erſte Schule machten ſie unter Michaël Angelo; ihre Vollendung erreichten ſie unter Becerra. Ihre meiſten Werke befinden ſich in Andaluſien.

Teodoſio Mingot,

ein Katalonier, und Schüler Michaël Angelo's. Becerra berief ihn aus Italien zu ſeinem Gehülfen in den Arbeiten, welche ihm Karl V. aufgetragen. Im Eskorial finden ſich mehrere ſeiner Werke; indeß raffte ihn ein früher Tod 1590, viel zu bald für ſeinen Ruhm, dahin.

Juan de Soto,

Schüler Carducho's, welcher nach Spanien berufen worden war. Am gerühmteſten ſind ſeine Werke im Pallaſt del Pardo, bei Madrid. Er ſtarb 1620.

Eugenio Caxes,

Sohn des florentiniſchen Malers und Architekten Patricio Caxes, welcher in Madrid lebte. Von ihm befinden ſich viele Gemälde in Madrid und ſeinen Umgebungen, und ſein Einfluß auf die ſpaniſche Kunſt wurde durch ſeine Schüler ſehr bedeutend.

Antonio Lanchares,

geboren in Madrid, und geſtorben 1640. Er war ein Schüler des Eugenio Caxes, mit deſſen Gemälden die ſeinigen oft verwechſelt werden. Am meiſten wird ſeine Himmelfahrt Chriſti und ſeine Ausgießung des heiligen Geiſtes, in der Karthauſe del Paular, gerühmt.

Luis Fernandez,

ein anderer Schüler des Eug. Caxes, und von Madrid gebürtig, wo er auch 1654 ſtarb. In der Parochialkirche von Santa-Cruz, in ſeiner Vaterſtadt, ſieht man mehrere Ölgemälde von ihm, welche Szenen aus dem Leben der heiligen Jungfrau enthalten.

Pedro Valpueſta,

gleichfalls Schüler des jüngern Cazes, den er am glücklichſten nachgeahmt hat, indem beider Gemälde oft miteinander verwechſelt werden. In dem Kloſter von Santa Clara in Madrid befinden ſich von ihm ſechs Gemälde aus dem Leben dieſer Heiligen, welche beſonders von den Spaniern gerühmt werden. Er ſtarb 1668.

Diego Polo,

wahrſcheinlich Schüler von Luis Fernandez, guter Koloriſte, und beſonders ausgezeichnet in Portraiten, deren viele der alten Könige von Spanien von ſeiner Hand in dem königlichen Pallaſt in Madrid geſehen werden. Er ſtarb 1600.

Francisco Pacheco,

von Sevilla gebürtig, wo er wahrſcheinlich 1580 geboren wurde. Er war ein Schüler von Luis Fernandez, und ging ſpäter nach Italien, wo er hauptſächlich nach Raphaël ſtudierte. Seine meiſten Werke ſind in ſeiner Vaterſtadt, und unerachtet er zu ſeiner Zeit in großem Anſehen ſtand, konnte er dem Tadel auch nicht ganz entgehen, wie er bei Gelegenheit eines nackten Chriſtus, den er gemalt hatte, erfuhr, und auf welchen folgendes Epigramm gemacht wurde:

Quien os puso así, Senor,
Tan desabrido, y tan seco?
Vos me direis, que el Amor,
Mas yo digo, que Pacheco *).

Er ſtarb 1654 in Sevilla.

Felix Caſtelo,

ein Schüler des Florentiners, Vincenz Carducho. Von ihm ſind mehrere Portraite ſpaniſcher Könige in dem königlichen Pallaſt von Madrid, ſo wie ſich auch noch andere, durch Zeichnung und Ausdruck gleich lobenswerthe,

---

*) Wer machte dich, Herr! ſo froſtig und dürre? Die Liebe, ſagſt du mir; nein, Pacheco, behaupt' ich.

Gemälde in einigen Kirchen dieſer Stadt von ihm befinden. Er ſtarb 1656.

Pedro de Obregon,

geboren zu Madrid, und gleichfalls in Vinc. *Carduche's* Schule gebildet. Im Kloſter de la Merced, ſeiner Vaterſtadt, iſt eines ſeiner Gemälde, welches von den Spaniern äußerſt gerühmt wird. Es ſtellt den Spruch: *Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen einzigen Sohn hingab,* vor, und enthält Gott den Vater, mit dem todten Chriſtus in den Armen und dem heiligen Geiſte. — Wie man ſieht, eine Aufgabe, die wohl zu den ſchwerſten in der Kunſt gehört. Er ſtarb 1657.

Bartelemé Roman,

aus derſelben Schule, und von Madrid gebürtig. Er bildete ſich aber nachher noch weiter unter *Velasquez* aus. Man ſieht ſeine meiſten Werke in Madrid und in Alcalá de Henares. Zu ſeinem Ruhme trug ſehr viel bei, daß er einer der Lehrer von Careño war. Er ſtarb 1659.

Luis de Vargas,

Dieſen Maler von Sevilla rechnen die Spanier gewöhnlich auch zu der florentiniſchen Schule, unerachtet er eine allgemeinere Bildung, ſowohl in Spanien, als in Italien, wo er ſich 28 Jahre aufgehalten, erworben hatte.

Seine meiſten Werke ſind in Sevilla, und ihre Bewunderung bewog den Mateo Perez, welcher dahin berufen worden war, wieder nach Italien zurückzukehren, indem er ſagte: daß es nicht recht ſey, wenn ſein Vaterland, ſo lang es den Vargas beſitze, einem andern ſeine Achtung ſchenke.

Sehr gerühmt wird der heilige Lebenswandel dieſes Mannes. Demungeachtet rührt, nach der Behauptung der Spanier, das bekannte, witzige Wort, welches einem ſchlechten Maler, der eine Kreuzigung Chriſti dargeſtellt hatte, geſagt wurde, von ihm her: „Dieſes Gemälde drückt ganz richtig den Spruch aus: Herr! vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun.“ Vargas ſtarb 1590.

II.

Römiſche Schule.

Fernando Yanez,

geboren zu Almedina, und geſtorben im Jahr 1600. Er war ein Schüler von Raphaël. Seine ausgezeichnetſten Werke befinden ſich in ſeiner Vaterſtadt.

Juan de Juanez,

von Valencia gebürtig, Raphaël's Schüler, und von den Spaniern ſo hochgeachtet, daß Palomina ſogar das Urtheil wagte: „er habe ſeinen Lehrer in der Schönheit des Kolorits und der Phyſiognomien noch übertreffen.“

Wie vielen Antheil die Nationalpartheilichkeit an dieſem Urtheil haben mag, ſo iſt es doch unläugbar, daß die Werke dieſes Künſtlers einen wunderbaren Karakter von Innigkeit und Heiligkeit haben. Auch erzählt die ſpaniſche Kunſtgeſchichte, wie ſich dieſer Maler immer durch Beichten, Faſten und Kommuniziren auf ſeine Werke vorbereitet habe. Seine meiſten und ausgezeichnetſten Gemälde befinden ſich in ſeiner Vaterſtadt, und unter denſelben wird beſonders eine Empfängniß der Mutter Gottes gerühmt, über deren Entſtehung folgende Legende erzählt wird.

Der fromme Prieſter, Pater Martin **Alberros**, wurde am Abend vor Mariä Himmelfahrt durch eine Erſcheinung der Madonna beglückt, welche ihm befahl, ſie ſo malen zu laſſen, wie er ſie ſähe. Sie trug ein weißes Kleid mit einem blauen Mantel. Zu ihren Füßen ſtand der Mond, und über ihr ſchwebte Gott der Vater, mit ſeinem Sohn, der ihr die Krone aufſezte, und über der Krone der heilige Geiſt in Geſtalt einer Taube. Voll der himmliſchen

Erſcheinung wandte ſich der Mönch an Juanez, welcher ſich ſogleich willig finden ließ, die ihm angedeuteten Ideen auszuführen. Er machte mehrere Entwürfe, welche aber den Pater immer unbefriedigt ließen, und dieſer rieth ihm endlich, ſich durch geiſtliche Übungen ausdrücklich zu dem Werke vorzubereiten. Dieſes geſchah auch wirklich, und mit ſo viel Eifer, daß der Künſtler niemals den Pinſel anſezte, ohne vorher gefaſtet, gebeichtet und das heilige Abendmahl zu ſich genommen zu haben. Oftmals ſtand er ganze Stunden lang vor dem Bilde, ohne es anzurühren, weil er immer noch nicht die innere Mahnung in ſich verſpürte, die ihn ſonſt mit gleichſam überirdiſcher Gewalt zur Arbeit drängte. So gelang es ihm endlich, das Gemälde zu fördern, daß es der Mönch ſeiner Erſcheinung völlig ähnlich fand, und ein, in jeder Rückſicht heiliges Werk der Kunſt, fertig geworden war.

Dieſer vortreffliche Künſtler ſtarb 1596 in einer Vaterſtadt.

Morales,

el divino von den Spaniern zugenannt, gebürtig von Badajoz, und durch ſeinen Lehrer, den Flammänder, **Mäſe Pedro de Kampana**, welcher ein Schüler **Raphaëls** war, der römiſchen Schule angehörig.

Sein Beiwort: **der Göttliche**, hat er nicht ſowohl wegen ſeiner hohen Kunſtvollendung, ſondern wegen des Umſtands erhalten, daß er nichts als heilige Gegenſtände, beſonders Köpfe des Erlöſers, gemacht hat, in welchen er von ſeiner Nation auſſerordentlich bewundert wird. Es gibt gar keine Gemälde von **Morales**, die mehr, als blos Köpfe, oder Figuren von halbem Leibe enthielten, und alle ſind auf Holz oder Metall gemalt. Auſſer andern Städten, enthält Madrid mehrere ſeiner ausgezeichnetſten Werke, wie z. B. ſeine berühmte heilige **Veronika**, ein **Ecce Homo**, eine **Mater dolorosa** u. dergl., und dieſelben haben uns durch den Karakter ihres Ausdrucks immer an **Karlo Dolce** erinnert.

Philipp II. berief ihn, um den Eskorial zu verſchönern, wo ſich auch wirklich mehrere ſeiner Werke befinden. Da er ſich aber nie auf große Arbeiten einließ, ſo kehrte er, von ſeinem Monarchen reichlich belohnt, wieder nach Badajoz zurück.

Die Spanier erzählen, daß Morales ſeinem König, auf deſſen Züge nach Portugal, in dieſer Stadt die Aufwartung gemacht habe. „Du biſt alt geworden Morales,“ redete ihn Philipp an. „Ja, alt und arm,“ gab der Künſtler zur Antwort. Der Monarch wandte ſich zu ſeinem Schatzmeiſter mit dem Befehl, ihm jährlich 200 Dukaten zu bezahlen, damit er zu Mittag eſſen könnte. — „Und wie viel zum Nachteſſen? frug Morales ſchnell, — Hundert Dukaten weiter,“ gab der Monarch gütig zur Antwort.

Dieſer Künſtler ſtarb im Jahr 1586.

Juan Labrador,

Morales Schüler, aber in den Gegenſtänden ſeiner Kunſt völlig von ihm abweichend. Er malte beinah nichts anders, als Früchte und Blumen, und brachte es in dieſem Zweig der Malerei weiter, als jeder andere, wie die Spanier behaupten. Er ſtarb 1600.

Don Vicente Victoria,
von Valencia gebürtig, und dem geiſtlichen Stande beſtimmt, in welchem er auch Domherr wurde. Wegen wiſſenſchaftlicher Studien ging er nach Rom, legte ſich aber dabei ſehr eifrig auf die Malerei, in welcher er beſonders die Schule des Karlo Maratti benutzte.

Unter ſeinen Gemälden, die ſich meiſtens in Valencia befinden, zeichnen ſich die Portraite aus. Er war im Übrigen ein ſehr gebildeter und gelehrter Mann, und ſchrieb Mehreres über die Geſchichte der Kunſt. Die Liebe zu dieſer und zu den Alterthumswiſſenſchaften trieb ihn gegen das Ende ſeines Lebens wieder nach Rom zurück, wo er auch 1712 geſtorben iſt.

Sebaſtian Munnoz.

von Navalcarnero, im Anfang Schüler des **Klaudio Koëllo**, und ſpäter zu Rom von **Karlo Maratti**. Unerachtet er durch einen unglücklichen Fall im Jahr 1690 noch ſehr jung das Leben verlor, ſo ſieht man dennoch eine Menge Freskogemälde von ihm im Buen Retiro und andern königlichen Gebäuden zu Madrid, welche ſeinen frühen Tod ſehr bedauern laſſen.

Pedro Nunnez,

geboren in Madrid, und in Rom unter **Raphaël** als Künſtler ausgebildet. Dieſer Mann verdient mehr Aufmerkſamkeit, als ihm **Palomino** erwieſen hat; denn wir haben Gemälde von ihm geſehen, die ſeiner Schule höchſt würdig waren. Er ſtarb 1654.

III.

Venetianiſche Schule.

Juan Fernandez de Navarrete,

el mudo (der Stumme) zugenannt, und

von den Spaniern als ihr Titian geprieſen, von welchem er auch ein Schüler war. Er war wirklich taubſtumm; allein dieſer Mungel ſchadete der Entwicklung ſeiner Talente nicht im Geringſten, ſondern beförderte dieſelbe vielmehr, wie man das häufig an dergleichen Menſchen zu bemerken pflegt.

Als er von Italien zurückkam, gebrauchte ihn ſein Monarch beſonders in dem Eskorial, wo viele bewundernswürdige Werke von ihm zu ſehen ſind, in denen allen ſich ſein Lehrer ſo deutlich erkennt, daß man ſie oftmals mit Titians Gemälden verwechſelt hat. Er ſtarb nicht 1572, wie Palomino verſichert, ſondern er lebte noch 1576, wie Ponz bewieſen hat.

Pablo de las Roëlas,

flammändiſchen Urſprungs, aber in Sevilla geboren, und ein Schüler von Titian. Viele ſeiner Werke ſind in Madrid, die meiſten und beſten aber in ſeiner Vaterſtadt und in Kordoba.

Von der hohen und verdienten Achtung, in welcher er bei ſeinen Zeitgenoſſen ſtand, zeugt der Preiß eines heiligen Andreas, den er in Sevilla malte, und für den er 3000 Dukaten erhalten hat. Er ſtarb 1620.

Chriſtobal Zarinnena,

von Valencia gebürtig, und 1600 geſtorben. Seine Schule machte er in Italien, unter Titian, und ſeine meiſten Werke befinden ſich in ſeiner Vaterſtadt. Häufig werden ſie mit denen ſeines Lehrers verwechſelt, deſſen Manier er ſich auf eine bewundernswürdige Weiſe zu eigen gemacht hatte.

Franzisko Varela,

der venetianiſchen Schule durch ſeinen Lehrer Roelas angehörig, und von Sevilla gebürtig, wo er 1656 geſtorben iſt. Seine Werke ſind in Spanien ſehr geſchätzt, und befinden ſich in großer Anzahl in ſeiner Vaterſtadt.

Franziſko Lopez Karo,

von Sevilla, und Roëlas Schüler, der mit ſeinem Sohne gleichen Namens nicht zu verwechſeln iſt. Viele ſeiner Werke ſind in ſeiner Vaterſtadt, mehrere in Madrid, wo er auch 1662 geſtorben iſt, und die geſchätzteſten unter ihnen ſind ſeine Portraits.

Franciſco Zurbaran,

gebürtig von Fuente de Cantos, in der Gegend von Sevilla, und gleichfalls Roëlas, und zwar deſſen ausgezeichnetſter Schüler. Späterhin warf er ſich beſonders in Caravaggio's Manier, die er auch ſo gut erreichte, daß ſeine Werke oft ſchwer von deſſen Gemälden zu unterſcheiden ſind. Seiner Arbeiten ſind außerordentlich viele, welche ſich beſonders in Andaluſien verbreitet haben.

Gegen das Ende ſeines Lebens ward er nach Madrid berufen, wo er im Buen Retiro mehrere große Werke, wie Herkules Thaten, ausführte, und auch 1662 geſtorben iſt.

Juan de Valdes,

Schüler des Roëlas in der Malerei, zugleich aber Bildhauer und Baumeiſter, und in Sevilla geboren. Seine meiſten Werke ſind in lezterer Stadt und in Kordoba; auch ſieht man mehrere in Madrid, wo er das Ende ſeiner Tage ſehr thätig verlebte. Er ſtarb 1691.

Joſeph de Sarabia,

1608 zu Sevilla geboren und Zurbaran's Schüler. Seine meiſten Werke ſieht man in Kordoba, und unter denſelben beſonders eine Flucht nach Egypten, welche er ſelbſt für ſein beſtes Werk erklärt und oft wiederholt hat. Auch arbeitete er viel nach Kupferſtichen von Sadeler. Er ſtarb 1669.

Geronimo de Bobadilla,

gebürtig von Antequera und gleichfalls Zurbaran's Schüler. Seine Zeichnung war mangelhaft, ſein Kolorit aber vortrefflich. Er malte meiſt nur kleine Gemälde hiſtoriſchen Inhalts, und wurde ſogar von **Murillo** in mehreren ſeiner Arbeiten gebraucht. Er ſtarb 1680 in Sevilla, wo man ſeine Werke hauptſächlich ſuchen muß.

Dominico Greco,

gewöhnlich el Griego genannt, Maler, Bildhauer und Architekt, und in der Malerkunſt **Titians** Schüler. Er verſtand dieſen ſeinen Meiſter ſo gut nachzuahmen, daß ſeine Arbeiten oft mit deſſen Werken verwechſelt wurden. In der großen Sakriſtei des Doms von Toledo befindet ſich eines ſeiner vorzüglichſten Gemälde, ſo wie vielleicht das allerbeſte in der St. Thomas-Kirche daſelbſt, auf welchem das Begräbniß eines Grafen von **Orgaz** durch St. Auguſtin und St. **Stephan** vorgeſtellt iſt.

Die Verwechslung ſeiner Gemälde mit den **Titianiſchen** fing dieſem Künſtler an verdrüßlich zu werden. Er verfiel deßhalb auf eine eigene Manier, con tal extravagancia, wie ein ſpaniſcher Schriftſteller ſagt, que Uegó á hacer despreciable y ridicula su pintura.

Von Greco ſagen die Spanier: „Was „er gut machte, machte niemand beſ„ſer, und was er ſchlecht machte, „niemand ſchlechter.“ Er ſchrieb mehrere Bücher über die drei Künſte, die er trieb, welche ſehr von den Spaniern geſchäzt werden. Sie vergleichen ihn oft wegen ſeiner umfaſſenden Kenntniſſe und ſeiner Zeichnung, mit Michaël Angelo. Er ſtarb in Toledo 1625.

Luis Triſtan,

aus der Gegend von Toledo gebürtig, und Greco's Schüler, ehe dieſer ſeine Manier veränderte. Er ſoll dieſen ſeinen Lehrer in Geſchmack und Zeichnung noch übertroffen haben, und Velasquez bildete ſich ſogar einige Zeit lang nach ihm. Seine Werke ſind in Toledo zu ſuchen, wo er 1649 geſtorben iſt.

Fray Juan Bautiſta Mayno,

gleichfalls Greco's Schüler, und einer der ausgezeichnetſten Maler ſeiner Zeit. Seine meiſten Werke ſind in Toledo. Er hatte die Ehre König Philipp IV. Unterricht im Zeichnen zu geben, und ſtarb 1654.

Fray Juan Rici,

vom Benediktiner-Orden, und in Madrid geboren. Die meiſten ſeiner Gemälde ſind in den verſchiedenen ſpaniſchen Klöſtern vertheilt, in welchen er gelebt hat. Auch findet man einige in Italien, und beſonders in dem Kloſter von Monte Caſſino, wo er 1675 geſtorben iſt.

Juan de Chirinos,

Schüler von Luis Triſtan. Von ſeinen Gemälden ſind wenige mehr bekannt, unerachtet er zu ſeiner Zeit vielen Ruf genoſſen hatte. Er ſtarb 1620 in Madrid.

Pedro Orrente,

von Murcia gebürtig, des ältern **Baſſano** Schüler, und ſomit der venetianiſchen Schule angehörig. Von ihm ſind außerordentlich viele Gemälde im Umlauf, von denen ſich beſonders im Buen Retiro zu Madrid eine reichliche Anzahl befindet. Unerachtet ſie größtentheils hiſtoriſchen Inhalts ſind, ſo iſt doch ein Theil derſelben durch die Landſchaften, die ſie enthalten, bemerkenswerth. Er ſtarb in Toledo 1644.

Chriſtobal Garcia Salmeron,

in Cuenca geboren, und **Orrentes** Schüler, dem er ſehr nahe kam, und mit deſſen Werken die ſeinigen leichtlich verwechſelt werden. Er ſtarb in Madrid 1666.

Pablo Pontons,

in derſelben Schule mit **Salmeron** gebildet; entfernte ſich aber ſehr von der Manier ſeines Lehrers. Er war in Valencia geboren, und ſtarb 1666.

Eſtevan Marc,

ein Valencianer, und Schüler von **Orrente**. Er warf ſich beſonders auf die Bataillen-Malerei, in welcher er es auf einen hohen Grad brachte. Dieſe ſeine Werke zeichnen ſich beſonders durch das Feuer, mit welchem ſie entworfen ſind, und die Lebendigkeit und Kühnheit ihres Ausdrucks aus. Er war in ſeinem ganzen Leben ein höchſt ſonderbarer Menſch, und auch ſeine Gemälde ſcheinen von der Eigenthümlichkeit ſeines Karakters Zeugniß zu geben. Er ſtarb 1660 in ſeiner Vaterſtadt.

Miguel Marc,

des **Eſtevan** Sohn und Schüler, und gleichfalls Bataillenmaler. Er übertraf ſeinen Vater in Geſchmack, Zeichnung und Kolorit, wiewohl er ihm an Genialität nachſtand. Man hat auch andere hiſtoriſche Gemälde von ihm, welche in Valencia zu ſehen ſind. Er ſtarb in jugendlichem Alter, viel zu frühe für die Kunſt und ſeinen Ruhm, im Jahre 1670.

Luis de Sotomayor,

in Valencia geboren, und anfänglich des ältern Marc's Schüler, bei dem er aber nicht viel lernte. Später ſtudierte er in Madrid unter Careno. Seine Werke werden wegen Zeichnung, Kolorit und Kompoſition ſehr gerühmt. Die ganze Kirche von San Chriſtobal in ſeiner Vaterſtadt iſt von ihm ausgemalt. Er ſtarb 1673 in Madrid.

IV.

Lombardiſche Schule.

Pablo de Ceſpedes,

von Kordoba, Maler, Bildhauer, Architekt und Gelehrter. Die Spanier rechnen ihn zu der lombardiſchen Schule, weil er in Italien ſehr viel nach Corregio ſtudiert haben ſoll. Indeß ergab er ſich deſſen Manier nicht ausſchließend, ſondern bildete ſich viel nach den Werken von Michaël Angelo. In der Kirche von Trinitá del monte zu Rom ſieht man mehrere Gemälde von ihm in Öl und auf der Mauer. Durch ganz Spanien ſind ſeine Werke verbreitet, und ſie erkennen ſich auch leicht durch die Schönheit ihres Kolorits. Sein Einfluß auf die Andaluſiſchen Maler war in dieſer Rückſicht ſehr groß. Er ſtarb 1608.

Antonio Mohedano,

gebürtig von Antequera, und Cespedes Schüler. Seine meiſten Gemälde ſind al Fresco, und befinden ſich in Kordoba und in Lucena, wo er auch 1625 geſtorben iſt.

Juan de Penaloſa,

von Baena, und gleichfalls Cespedes Schüler. Von ſeinen Werken ſind nur noch wenige bekannt, und dieſe befinden ſich in Kordoba, wo er 1636 ſtarb.

Antonio de Contreras,

von Kordoba, und ebenfalls in Cespedes Schule gebildet. Seiner Werke ſind ſehr viele.

und die ausgezeichnetſten derſelben Portraite. Er ſtarb 1654.

Juan Luis Zambrano, von Kordoba gebürtig, und **Cespedes** vorzüglichſter Schüler. Seine meiſten Werke ſieht man in den Kirchen ſeiner Vaterſtadt. Er ſtarb 1639 zu Sevilla.

V.

Flamaendiſche Schule.

Juan Nino de Guevara, geboren 1632 zu Madrid, **Rubens** und ſpäter **Alonſo Cano's** Schüler. Seine meiſten Werke ſind in Malaga, Kordoba und Granada. Manche ſeiner Portraite ſind ſchon mit **Rubens** und **Vandyk's** verwechſelt worden. Er ſtarb 1698 in Malaga.

Pedro de Moya, von Granada, erſt **Caſtillo's,** und ſpäter

Vandyk's Schüler, deſſen Manier er nach Granada gebracht hat, wo ſie noch unter dem Namen avandicada bekannt iſt. Seine meiſten Werke ſind in Sevilla und Granada, wo er 1666 ſtarb.

Juan Vanderhamen y Leon, flamändiſchen Urſprungs, aber in Madrid geboren, und Schüler ſeines Vaters. Er malte groſse hiſtoriſche Gegenſtände, Portraite, Landſchaften, Blumen und Szenen aus dem niedrigen Leben, und ſeine Werke ſind gröſstentheils in Madrid zu finden, wo er 1660 geſtorben iſt.

Felipe Gil de Mena, von Valladolid gebürtig, und **Vanderhamen's** Schüler, von deſſen Manier er ſich indeſs entfernte. Hauptſächlich werden ſeine Portraite gerühmt. Er ſtarb 1674.

VI.

Deutſche Schule.

Fernando Gallegos,

von Salamanca gebürtig, und der einzige ſpaniſche Maler, durch welchen die Kunſt ſeines Vaterlands mit der alten deutſchen Schule verwandt iſt. Seine Werke ſind ſo ganz in Albrecht Dürers Manier gearbeitet, daß ſie häufig für deſſen Arbeiten verkauft werden, und befinden ſich meiſtens in ſeiner Vaterſtadt. Indeß iſt unbekannt, ob Gallegos ſelbſt in Deutſchland geweſen ſey. So viel weiß man aber wohl, daß ſich Dürers Gemälde unter Karln V. nach Spanien verbreitet haben, und daß man viele in dieſem Lande findet, welche wenigſtens aus ſeiner Schule zu ſeyn ſcheinen. Gallegos ſtarb 1550.

VII.

Eklektiſche, oder eigentlich nationale Schule.

Diego Velasquez de Silva.

Dieſer vortreffliche Künſtler wurde 1594 zu

Sevilla in einer, durch Geburt und Wohlſtand ausgezeichneten, Familie geboren. Von früher Jugend an erhielt er eine für ſeine Zeit angemeſſene Erziehung, und da ſich ſein Hang zur Kunſt nicht lange verbarg, ſo ward er in die Malerſchule des ältern Herrera gegeben. Von dieſem Lehrer ging er indeß bald zu Pacheco über. Seine erſten Arbeiten befaßten ſich mehr mit Szenen aus dem gemeinen Leben, denen er durch genialiſche Erfindung und kecke Ausführung einen Reiz zu geben wußte, welcher die Menge hinriß, und auch die Kenner durch das große Talent, das ſie darin fanden, feſſelte. Für jetzt ſchien ihm der Beifall der Meiſten noch zu genügen; denn als ihn Jemand aufforderte, ſich würdigern Gegenſtänden zu ergeben, antwortete er ihm: „daß er in dieſer ſeiner Gattung lieber der erſte, als in einer höhern der zweite Künſtler ſeyn möge.“

Nach und nach wirkten die Werke anderer vorzüglichen Künſtler auf ſeine Studien. Lanfranco, Ribera, Guido Reni, Cararaggio u. a. beſchäftigten ihn nach einander, und darum blieb auch in ſeiner Manier lange ſo viel Schwankendes, daß eine große Kenntniß, ſowohl ſeines Lebens, als ſeiner Werke dazu gehört, um ſie ganz an die Geſchichte eines einzigen Mannes anzureihen.

Mit der erſten Reiſe, welche Velasquez nach Madrid machte, eröffnete ſich für ihn ein neuer Kreis. Der Anblick ſo vieler und großer Werke der Kunſt, welche in dieſer Stadt verſammelt waren, zeigte ihm ein höheres Ziel, als wornach er bisher geſtrebt hatte, und als er bald nach ſeiner Rückkehr nach Sevilla von Philipps IV. Günſtling, dem Grafen von Olivares, einen förmlichen Ruf in die Hauptſtadt erhielt, ſo befeſtigte ſich ſein Lebensſchickſal zugleich mit dem Anfang eines, mehr ſich gleich bleibenden, feſtgehaltenen Strebens. Das Portrait, welches er von Philipp IV. malte, und das ſich noch in dem königlichen Pallaſte zu Madrid befindet, erregte eine Bewunderung, welche ſelten einem Werke der Art zu Theil wird, Aeußerliche Ehrenbezeugungen begleiteten die ökonomiſchen Belehnungen, die er erhielt. Ueber Alles aber ging ihm Rubens Beifall, der ſich dazumal als außerordentlicher Geſandter des Königs von England in Madrid befand. Deſſen Freundſchaft mochte wohl viel auf ſeinen Entſchluß wirken, nach Italien zu gehn; einen Entſchluß den er mit königlicher Erlaubniß ausführte.

Sein erſter Aufenthalt in dieſem Lande der Kunſt war in Venedig. Hier ſcheinen ihn hauptſächlich die Werke Tintoretto's beſchäftigt zu haben. In Rom angekommen, ſtudierte er nach Michael Angelo's Gemälden in der ſixtiniſchen Kapelle, und nach Raphaels Werken. Nach einem kurzen Aufenthalt in Neapel und einer anderthalbjährigen Abweſenheit von ſeinem Vaterland, kehrte er wieder nach Spanien zurück. Die Zeit, welche bis zu ſeiner zweten Reiſe nach Italien verſtrich, malte er hauptſächlich Portraite, in welchen er ſich durch das berühmte von Philipp IV. einen außerordentlichen Ruf erworben hatte.

1640 ſchickte ihn ſein König zum zweitenmal nach Italien, und zwar mit dem ehrenvollen Auftrage, Kunſtſachen für ihn aufzukaufen. Wirklich brachte er auch in zwei Jahren einen ſolchen Reichthum von Gemälden der beſten Meiſter, und von Bildhauerarbeiten der alten und der neuen Kunſt nach Spanien zurück, daß ſeine Reiſe ſchon dadurch bedeutend wichtig für ſein Vaterland wurde.

Philipp IV. ſchätzte Velasquez ſehr hoch, und gebrauchte ihn auch zu andern Geſchäften, als die gerade in ſein Fach einſchlugen. Er beehrte ihn mit ſeinem Zutrauen auf eine Weiſe, die ihn zu einem einflußvollen Staatsmann überhaupt machte. Bei alle dem war aber Velasquez dennoch nie müßig. Nur iſt zu bedauern, daß ſeine meiſte Beſchäftigung in Portraiten beſtand, weswegen ſein Talent auch noch zu ſeinen Lebzeiten von dem Neide angefochten wurde, und eigentlich der Partheigeiſt durch die Zeit verſtummen mußte, bis ſeine gerechte Würdigung ſich befeſtigte.

Auf der Reiſe, welche Philipp IV. 1660 nach Irun machte, begleitete ihn Velasquez, welcher kurz zuvor das Kreuz von Santiago erhalten hatte. Er kam krank von derſelben zurück, und ſtarb kurze Zeit nachher.

Francisco Bibalta, und ſein Sohn Juan.

Die Spanier trennen beide Künſtler nicht von einander, weil ſie ihr Gemälde nicht von einander unterſcheiden können, indem der Sohn ſich ſo ſehr in ſeines Vaters Geiſt hineingearbeitet hatte, daß die Natur dieſen in ihm blos zu wiederholen geſchienen.

Francisco war in der Nähe der Stadt Valencia geboren. Er machte ſeine Schule unter Hannibal Caracci meiſt nach Raphaels Werken. Seine Gemälde ſind größtentheils im Königreich Valencia zerſtreut, und auch nur da iſt er gehörig gekannt und geſchäzt; denn außer demſelben werden ſeine Arbeiten meiſtens mit Carduche's ſeinen verwechſelt: auch gereicht ihm zu nicht geringer Ehre, daß eines ſeiner Werke zu Rom einige Zeit für ein Raphael'ſches gegolten hat. Die Spanier bewundern in ihm hauptſächlich die Zeichnung, ſo wie in Velasquez den Styl. Ribalta verdient viel genauer gekannt und gewürdiget zu werden, als bisher geſchehen iſt; denn auch ſeine Landsleute haben ſich mehr mit allgemeinen Lobausdrücken begnügt, als mit tiefgedachter Bewunderung, deren uns ſeine Werke ſo würdig ſcheinen. Er ſtarb 1600 und ſein Sohn 1630.

Joſeph de Ribera,

von Xativa, im Königreich Valencia gebürtig, und bekannter unter dem Namen il Spagnoletto, den er in Italien erhalten hat.

Seine erſte Schule machte er unter dem ältern Ribalta, ging aber frühe nach Rom, wo er ſich dem Studium der Kunſt mit ſolchem Eifer ergab, daß er lieber die drückendſte Noth erduldete, als daß er im Genuße aller Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens die

Freiheit ſeines Genius nur einigermaßen hätte beſchränken mögen. Er ſtudierte hier viel nach den Alten und den beſten Meiſtern der Neuern, doch ergab er ſich hauptſächlich der Manier von Caravaggio, welche durch ihre ſtarken Wirkungen ihres Beifalls jederzeit gewiß war, noch mehr aber ſeinen Geiſt beſonders anzuſprechen ſchien, dem nicht ſowohl das Ruhig-Schöne, als vielmehr das Gewaltſame, der heftige, Grauſen erregende und erſchütternde Ausdruck gefiel.

Sein Leben beſchloß er in Neapel im Jahr 1656. Wir faßten uns in den Nachrichten über dieſen Künſtler kurz, weil ihn die Italiener ſich zugeeignet, und in ihren Kunſtgeſchichten der Welt bekannter gemacht haben, als irgend einen andern Künſtler der ſpaniſchen Nation.

Jacinte Geronimo de Espinoſa, von Valencia gebürtig, und Ribalta's Schüler, deſſen Kraft im Helldunkel er beinahe erreicht hat. Seine vielen Werke befinden ſich größtentheils in ſeiner Vaterſtadt, wo er auch 1680 geſtorben iſt.

Bartolome Murillo,

geboren zu Pilas, in der Nähe von Sevilla, im Jahre 1613. Seine erſten Studien machte er in lezterer Stadt unter ſeinem Oheim **Juan del Castillo**, und ſeine frühſten Werke enthielten hauptſächlich Darſtellungen aus dem gemeinen Leben, welche dazumal beſonders wohl in ſeinem Vaterland gefielen, und die er in großer Menge nach den ſpaniſchen Kolonien ſandte. Späterhin machte er eine Reiſe nach Madrid, wo er nun erſt beim Anblick der Kunſtſchäze vom Escorial und in den andern königlichen Schlöſſern neue und ſtrengere Foderungen an ſeinen Genius zu machen anfing.

Die Kenner ſeiner Werke unterſcheiden in denſelben daher zwo verſchiedene Manieren. Wirklich iſt außerordentlich, wie ſchnell ſich beſonders ſein Kolorit verändert hat, das ihn unter allen Malern ſeiner Nation auszeichnet. Indeß iſt dieß nicht ſein einziger Vorzug. Ging ihm auch die Richtigkeit der Zeichnung manchmal ab, ſo glänzt er, durch Reichthum der Erfindung und Innigkeit des Ausdrucks, und ungeachtet an ſeinen Gemälden gar kein Mangel iſt, ſo werden ſie dennoch über alle die der ſpaniſchen Maler geſchätzt.

In der ausgezeichneten Privatgallerie des Herrn Don Antonio de Perral, in Madrid, befinden ſich eine Reihe von Zeichnungen, welche den größten Beweis für Murillo's ſeltenes Talent abgeben. Darunter iſt beſonders ein ganzer Cyklus des Lebens der Madonna, der durch den Stich bekannt gemacht zu werden verdiente.

Seine meiſten und größten Werke ſind in Sevilla, wo er den längſten Theil ſeines Lebens zugebracht hat. Was Einige von ſeinen Reiſen nach Italien und Indien erzählt haben, iſt grundfalſch. Selbſt als ihn ſeine Regierung in ſpätern Jahren nach Madrid berief, lehnte er dieſe Ehre von ſich ab, und beſchloß ſeine

Tage, wo ſich ſein Kunſttalent zuerſt entwickelt hatte, im Jahre 1685.

Alonſo Cano,

Maler, Bildhauer und Architekt, und im Jahr 1600 zu Granada geboren. Seine erſten Studien in der Malerkunſt machte er in der Schule von **Pacheco**, wo er aber nicht lange blieb, ſondern bald in die des **Juan del Caſtillo**, und, wie Einige ſagen, auch in die des ältern **Herrera** überging.

Sein ausgebreiteter Ruf brachte ihn bald nach Madrid, wo er von dem König ſehr geſchätzt wurde. Indeß blieb er da nicht lange ruhig, indem er wegen des Verdachts, ſeine Frau ermordet zu haben, fliehen mußte. Die Flucht rettete ihn aber nicht von der Unterſuchung. Als er ſpäter wieder mit Sicherheit zurückkam, wurde er auf die Folter gebracht. Seiner Kunſt zu Liebe, wurde hier ſein rechter Arm geſchont; die Schmerzen des übrigen Körpers hielt er aber ſtandhaft aus, ohne einen Laut von ſich zu geben.

Da er ſich durch dieß ſein Benehmen gerechtfertiget hatte, ſo gab ihm der König einen ausgezeichneten Plaz in einem Kapitel in Granada. Seine neuen Kollegen proteſtirten gegen ihn, als gegen einen Mann, der keine wiſſenſchaftlichen Studien gemacht habe. Bei dieſer Gelegenheit gab Philipp IV. den ſich Beklagenden die ſchöne Antwort: „Leute, wie ihr kann ich nach Gefallen machen; aber einen Mann, wie Alonſo Cano, macht nur Gott.“

Alonſo's meiſte Werke befinden ſich in Madrid und in Granada. Die Spanier finden als ausgezeichnetſten Vorzug in denſelben die Grazie, und ſtellen ihn ihren beſten Meiſtern an die Seite. Er ſtarb 1676 in leztgenannter Stadt.

Franciſco de Herrera,

el viejo (der ältere) zur Unterſcheidung von zween andern Künſtlern dieſes Namens genannt. Er war in Sevilla geboren, und Pacheco's Schüler in der Malerei, ob er ſich gleich auch ſtark auf die Baukunſt legte. In ſeinen Gemälden rühmt man beſonders die große Kraft des Helldunkels und die Gewalt, mit der ſie gleichſam aus der Fläche herauszutreten ſcheinen. Seine Werke ſind in Sevilla und Madrid hauptſächlich aufzuſuchen, und neben den großen hiſtoriſchen Arbeiten, ſchätzt man auch kleinere Darſtellungen von ihm aus dem gemeinen Leben, ſehr in Spanien. Er ſtarb 1656.

Antonio de Arias Fernandez,
gebürtig von Madrid, und Pedro de las Cuevas, eines ſehr mittelmäßigen Künſtlers, Schüler. Er übertraf denſelben weit, ſo wie er bei ſeinen Zeitgenoſſen überhaupt für das ausgezeichnetſte Talent gehalten wurde. Seine meiſten Werke ſind in Madrid, wo er auch 1684 in größter Armuth geſtorben iſt.

Antonio Pereda,
von Valladolid, und gleichfalls Cuevas Schüler. Dieſer Künſtler zeichnete ſich beſonders

durch tiefes Studium aus. Seine meisten Werke müſſen in Madrid, und beſonders im Buen Retiro daſelbſt aufgeſucht werden. Er ſtarb 1669 in dieſer Stadt.

Juan Carreño, Kammermaler unter König Karl II., und 1614 zu Aviles, in Aſturien, von adelichen Eltern geboren. Seine erſten Studien machte er gleichfalls unter Cuevas; ſeine ſpätern, beſonders im Kolorit, unter Bartolomé Roman. Die meiſten Werke dieſes ausgezeichnetſten Künſtlers befinden ſich in Madrid, und zum Theil auf der Mauer gemalt. Carreño war wegen ſeines Karakters und ſeines Talents von ſeinen Zeitgenoſſen ſehr geſchätzt, und ſtarb 1685 in Madrid.

Juan Montero de Rozas, geboren in Madrid, wo er auch 1683 geſtorben iſt. Er kam aus derſelben Schule mit Carreño, bildete aber nachher ſein Talent in Italieß weiter aus. Oftmals ſind ſeine Gemälde für Caravaggio's gehalten worden. Man ſieht die meiſten derſelben in ſeiner Vaterſtadt.

Simon de Leon Leal,

gleichfalls Cueva's Schüler, und geboren in Madrid. Er bildete ſich hauptſächlich nach Van Dyck, was ſeine vielen, in dieſer Stadt zerſtreuten, Gemälde beweiſen. Er ſtarb 1687.

Francisco Camilo,

gebürtig von Madrid, und Cueva's Stiefſohn und Schüler. Seine Gemälde haben den völligen Ausdruck ſeines eigenen Karakters, nämlich der Weichheit und Sanftmuth. Er ſtarb 1671.

Mateo Cerezo,

aus Burgos, und wohl der beſte von Carreno's vielen Schülern. Seine Arbeiten tragen auch ganz das Gepräge ſeines Meiſters, und müſſen hauptſächlich in Madrid und in Valladolid geſucht werden. Er ſtarb 1675 in erſterer Stadt.

Franciſco Rici,

geboren in Madrid, und Carducho's ausgezeichnetſter Schüler. Seine vielen Werke ſind hauptſächlich in Madrid und im Eſkorial zu finden, wo er auch 1684 geſtorben iſt.

Joſeph Antelinez,

geboren in Sevilla und Rici's Schüler. Er zeichnete ſich hauptſächlich im Landſchaftsfache aus, und malte auch ſehr geſchätzte Portraite. Er ſtarb 1676 in Madrid.

Claudio Coello,

von portugieſiſcher Abkunft, aber in Madrid geboren. Er war gleichfalls Rici's Schüler, und hinterließ eine Menge ſehr geſchätzter Werke. Er ſtarb 1693.

Franciſco de Herrera,

el mozo, (der Jüngere), Sohn des älteren dieſes Namens, und in Sevilla geboren. Aus der Schule ſeines Vaters kam er nach Rom, wo er aus Armuth manche Szenen des gemeinen Lebens, und beſonders Fiſche ſo vorzüglich malte, daß man ihn dort il Spagnuolo degli pesci nannte. Später ergab er ſich großen und würdigen Werken, deren viele in Madrid ſind, wo er 1685 geſtorben iſt.

Nicolas de Villacis,

gebürtig von Murcia, und Velasquez Schüler. Auch ſtudierte er eine Zeitlang in Rom. Seine meiſten und vorzüglichen Werke ſind in ſeiner Vaterſtadt, wo er 1690 geſtorben iſt.

VI.

Die ſpaniſchen Staatseinkünfte ungefähr um das Jahr 1600.

Dieſer merkwürdige Beitrag zur Geſchichte des Finanzweſens der europäiſchen Staaten iſt in dem ſeltenen Buche enthalten:

> Almoneda general de las mas curiosas recopilaciones de los reynos de España, dirigida a la serenissima, prudentissima y virtuosa princesa, Maria de Medicis, Reyna-Regente, por Ambrosio de Salazar. Paris, 1612. 8°.

Wer dieſer Ambroſio de Salazar war, weiß ich nicht. Sein Buch iſt aber mit vieler

Gründlichkeit abgefaßt, und er verſichert die folgenden Finanzangaben aus den Libros de la Contaduria mayor del Rey (aus den Büchern der oberſten königlichen Rechnungskammer) ſelbſt geſchöpft zu haben.

Die Geldangaben ſind in Scudi's, deren jeden er zu 10 Reales rechnet, und jeden von dieſen zu 34 Maravedi's. Ich folge dabei ganz ſeiner Ordnung indem ich beinahe nur überſetze und abkürze.

Demnach tragen ein:

	Scudo's.
Die Salinen von ganz Spanien .	227,940.
Zölle von den Waaren, die von Biſkaya und Guipuzcoa durch Kaſtilien gehen	171,568.
Gleichfalls von denen, die aus Leon kommen	2,450.
Gleichfalls von Aſturien . . .	926,470.
Zölle von den in Bilbao zur See angekommenen Waaren . . .	200,980.

	Scudo's.
Burgos, und die dazu gehörige Landſchaft	41,633.
Die Bureba von Burgos	5,063.
Monte de Oca	83.
Rioja	7,352.
Die Juriſdiktion vom Ebro	4,901.
Die Juriſdiktion von dem andern Ufer des Ebro.	3,455.
Die Stadt Vittoria	659.
Die Provinz Guipuzcoa	2,894.
Die Eiſenwerke in Guipuzcoa	367.
Die ſieben Juriſdiktionen von Alt-Kaſtilien	2,308.
Valle de Mena	553.
Provinz der Stadt Logrone	17,156.
Villa de Janguas mit ihrem Land.	1,325.
Cuidad de St. Domingo de la Calcada	9,803.
Juriſdiktion der Stadt Diego	1,335.
Juriſdiktion von Car de Munon.	10,903.
Juriſdiktion von Caſtre Xerix	19,994.

	Seel's.
Jurisdiktion von Cerrato	4,824.
Jurisdiktion von Monçon	5,578.
Stadt Palencia und die Provinz de Campos	41,559.
Villa de Carrion	2,126.
Jurisdiktion von Carrion	8,132.
Die Ortſchaften von Pero Alvarez de Vega	1,441.
Villa de Sahagun	4,902.
Jurisdiktion von Pernia	455.
Jurisdiktion von Campo	4,296.
Valle de Miranda	1,586.
Die vier Küſtenſtädte *)	8,866.
Das Fürſtenthum Aſturien und die Stadt Oviedo	30,264.
Stadt Lugo	20,159.
Stadt Mondonedo	4,245.
Stadt Orenſe	15,950.

---

*) Sind nicht genauer, als ſo beſtimmt.

	Scudo's.
Stadt Compoſtella en Santiago mit dem Erzbisthum	44,628.
Stadt Tuy mit dem Bisthum	14,231.
Villa de Ponferrada	4,840.
Stadt Leon, mit dem Bisthum	14,750.
Die Orte der Stadt Aſtorga und des Bisthums	3,566.
Die Orte der ſogenannten Cava Diaz de Leon y Astorga	1,953.
Die Barrios von Salas. (In Aſturien.)	566.
Stadt Zamorra und ihre Jurisdiktion	36,764.
Stadt Toro und Gebiet	26,960.
Villa de Urena	142.
Valle de Urena	5,718.
Villa de Varacil de Loma	612.
Stadt Salamanca mit Gebiet	53,823.
Ciudad Rodrigo	27,806.
Jurisdiktion von Triqueros	1,022.
Villa de Olmillo	115.

	Scudo's.
Villa de Tordeſillas mit Gebiet	6,372.
Stadt Valladelid mit Gebiet	71,080.
Villa de Tordehumes	2,002.
Villa de Medina del Campo mit Gebiet	75,825
Villa de Olmedo mit Gebiet	5,267.
Villa de la Nave und die ſieben Kirchen	817.
Villa de Madrigal	1,670.
Villa de Arevalo mit Gebiet	15,014.
Stadt Avila mit Gebiet	47,470.
Stadt Segovia	50,585.
Villa de Aranda de Duero	9,877.
Villa de Roa	5,720.
Villa de Gemiel de Yzan	577.
Villa de Sepulveda	7,482.
Stadt Soria und Gebiet	25,259.
Stadt Oſſuna und Biſthum	9,805.
Villa de Agreda y Caracena	5,105.
Villa de Molina	14,195.
Stadt Siguenza	8,975.

	Scudi's.
Stadt Cuenca und Gebiet	60,407.
Stadt Huete und Gebiet	43,911.
Villa de Villarejos de Fuentes	6,169.
Marquiſat Villena	66,137.
Villa de Belmonte	1,166.
Stadt Murcia und Gebiet	56,323.
Stadt Lorca	2,254.
Villa de Alcaraz und Gebiet	41,627.
Villa de Seguro	27,183.
Villa nueva de los infantes mit Gebiet	21,235.
Stadt Ocana und Provinz Kaſtilien	56,432.
Stadt Guadalaxara	27,117.
Die Villas del Piez und del Pozo	4,705.
Villa de Almenacid und Provinz Zorita	2,911.
Die Villas v. Uzeda Talamanca u. Tordelaguna mit ihrem Gebiet	44,730.
Villa de Yepes	105.
Villa de Alcala de Henares mit Gebiet	59,828.

	Scudo's.
Villa de Madrid mit Gebiet	57,947.
Centade de Puno en reſtro	3,088.
Die Villas von Cubas und Grinon	289.
Villa de Galapagar	392.
Villa de Illescas	5,629.
Stadt Toledo mit Gebiet	176,769.
El ſervizio y Montadgo	46,705.
Ortſchaften des Priorats von St. Johann	17,290.
Villa de Almagro und Provinz	17,291.
Großmeiſterthum von Calatrava	8,426.
Stadt Cuidad real	2,171.
Das Archidiakonat Talavera de la Reina	35,112.
Stadt Plaſencia mit Gebiet	45,289.
Stadt Truxillo	29,960.
Villa de Caceres	19,249.
Stadt Badajoz	24,438.
Villa de Alcantara und Gebiet	25,044.
Die Weiden des Ordens von Calatrava	8,285.

	Stude's.
Provinz Serena	18,553.
Stadt Merida	52,044.
Villa de Fuente y Maëſtre	17,090.
Villa de Guadalcanal	8,133.
Stadt Xerez de Badajoz	17,461.
Stadt Sevilla und Gebiet	441,647.
Herrſchaft (Senoria) von Sevilla	4,901.
Villa de Palma, y Gelvues	583.
Die Villas von Teba und Ardales	1,424.
Villa de Llerena	7,659.
Vom Thunfiſchfang der Stadt Cadiz	7,446.
Stadt Gibraltar	3,676.
Stadt Cadiz	20,691.
Stadt Xerez de la Frentera	51,858.
Villa de Carmona	23,161.
Die Villas von Lora und Setafilla	1,166.
Stadt Ecija	37,990.
Stadt Kordova und Gebiet	22,053.
Die Lugares realenges von Kordova	41,818.
Stadt Andujar	11,764.
Stadt Ubeda	28,531.

	Escudo's
Stadt Baeza	39.990.
Villa de Queſada	3,475.
Gebiet von Cakorla	16,882.
Kontado de St. Eſtevan . . .	3,284.
Villa de Martos	28,029.
Stadt Jaën	39,034.
Stadt Granada	104,093.
Gebiet von Granada	53,921.
Die Guela y abizes von Granada	4,902.
Die Städte Loxa und Albama .	8,946.
Stadt Baza	26,044.
Stadt Guadix	15,664.
Stadt Almeria	7,549.
Die Villas Almunnekar und Salobrenna	6,477.
Stadt Malaga	39,875.
Stadt Velez-Malaga	8,649.
Villa de Pulchena	1,004.
Stadt Ronda	13,073.
Die Kanariſchen Inſeln . . .	11,004.
Die Inſel Teneriffa	7,352.

	Scudo's.
Die Inſel Palma	5,882.
Das Servizio ordinario der Königreiche von Kaſtilien	252,581.
Die Einkünfte von den Häfen von Valencia, Aragonien und Navarra (?)	129,105.
Die Zölle von der ausgeführten Wolle	130,262.
Das Almexarifadgo mayor von Sevilla	372,528.
Das Almexarifadgo von Indien .	162,063.
Die Häfen von Portugal . . .	82,637.
Die Münze des Reichs	56,372.
Die Großmeiſterthümer von Santjago, Kalatrava und Alkantara	238,047.
Die Weiden in den Beſitzungen der Großmeiſterthümer	93,835.
Die Queckſilbergruben von Almedan	181,672.
Die Santa Kruzada	492,196.
Das Subſidio, das dem König von den Ständen bezahlt wird . .	159,313.

	Scudo's.
Die Abgaben der Kirchen und Bisthümer an die Krone	269,607.
Das Servizio der Königreiche zuſammen	17,333.
Münzzoll	16,387.
Was, ein Jahr ins andere, aus Indien kommt *)	735,294.
Das Königreich Navarra	85,784.
Die Königreiche Valencia, Aragonien und Katalonien	183,823.
Die Inſeln Sardinien, Majorka und Minorka, ſind nur ſo weit beſtimmt, daß Einnahme und Ausgaben rein gegen einander aufgehn.	
Das Königreich Sicilien	2,144,607.
Neapel, Apulien und Kalabrien	1,102,941.
Mailand	755,293.

---

*) Lo que viene de Indias un anno con otro.

	Scudo's.
Flandern und Burgund . . .	1,715,686.
Abgabe von den Spielkarten . .	46,523.
Zölle von den Florentiniſchen Tüchern, welche eingeführt werden	24,509.

Dieſe Summen zuſammen berechnet der Verfaſſer zu:

13,048,000 ſpaniſche Dukaten;
oder 11,196,666 Scudes de Francia;
oder 134,359,992 Reales.

VII.

Der portugieſiſche Dichter, Franzisko Manoël.

I.

Die ungeheuern Ereigniſſe, an welche das Auge der gegenwärtigen europäiſchen Welt gewöhnt iſt, folgen ſich mit ſo reiſſender Schnelligkeit hinter einander, daß nur eine ruhigere Zukunft bei dem Einzelnen zu verweilen vermögen wird. Die Schickſale ganzer Staaten verändern ſich heut zu Tage mit derſelben Leichtigkeit, wie die der einzelnen Menſchen, und Reformen, die in ihrem Innern vorgehen, werden kaum mehr bemerkbar, da ſie nur die Folge der größern Umwälzungen überhaupt ſind. Das eben dahin geſchwundene Jahr ragt unter allen ſeinen Brüdern ſo koloſſal hervor, daß beſondere Veranlaſſungen dazu gehören, um unter ſeinen Erſcheinungen bei ſolchen zu verweilen, die nur zu den Nachwirkungen der größern Begebenheiten gehören. Und wer ſollte glauben, daß die letzte Zerſtörung des Inquiſitionstribunals, wie ſie in ſeinem Mutterlande für immer und für die ganze Welt enden mußte, die Aufmerkſamkeit der Menſchen nicht mehr in dem Grade zu feſſeln vermöchte, wie es dem Geiſte des Inſtituts und ſeiner ganzen Geſchichte angemeſſen iſt? Und dennoch wird es erſt die Nachwelt gehörig bemerken, wie wunderbar die Fruchtbarkeit unſerer Zeit geweſen; denn von den Geburtsſchmerzen mag ihr nur die Erzählung, aber von den Gebornen ſelbſt die herrliche Frucht zum Genuße überbleiben.

Wie viele Schlachtopfer müſſen in Spanien und Portugal wieder aus den Gräbern erſtiegen ſeyn! Das neue Lebens- und Freiheitsgefühl kann bei ihnen nur zu Weniger Kunde kommen, und der Nachwelt gebührt es auch allein, dergleichen Szenen in ihre größere Maſſen zu verſchmelzen. Die Gegenwart aber, die in ihren eigenen Thränen zu lächeln hat, mag wenigſtens den Spuren nachgehen, auf welchen ſie Grauſen und Entſetzen durch Freude und Jubel vergelten ſieht. Sie mag das Einzelne aufſammeln, es wie eine unſchuldige Tagsgeſchichte wieder an ſich vorüber gehen laſſen, und von Zeit zu Zeit ſinnend ſtille halten, um ſich mit ſich ſelbſt wieder auszuſöhnen.

Welche Gedanken mag ſich der Leſer machen, wenn er eine flüchtige Skizze von dem Leben eines Dichters mit ſo ernſthaften Betrachtungen begonnen ſieht? Denn das iſt ja das Ziel der Dichtkunſt, daß ſie uns aus den engen Umgebungen unſerer Verhältniſſe, der Beſchränktheit aller Wirklichkeit in ihr ſonniges Reich erhebt, und daß wir daraus zurück die Strahlen bringen, welche uns das drückende Weilen in der Finſterniß erhellen ſollen. Aber gerade daran möcht' ihr die Herrlichkeit der Poeſie erkennen, daß, wenn ſie ihrem Verehrer auch Neid und Haß erweckt, ſie ihm die Kraft zu dulden, in reichem Maaße verleiht, und daß ſie ihn bewahret vor der Ungerechtigkeit gegen ſein eigenes Schickſal, welche immer zur Zerſtörung des Schönſten hinwirkt, was in dem Menſchen denkt, liebt und hofft.

Und dieſe Ruhe hat ſich der Dichter Manoël bis in ſein vier und ſiebzigſtes Jahr erhalten, ob er gleich ſeine grauen Haare nach einem dreißigjährigen Exile zählt. Aber wer die ſchönen Ufer des Tajo kennt, an welchen er geboren wurde, an denen er ſeine ganze Jugend- und Liebeszeit verlebt, wo er mächtig gegriffen in die Bildung eines beinah niedergeſunkenen Volkes, wo ihn der Beifall und die Achtung der Beſten durch ein völlig fleckenloſes Leben begleitet hatte, der wird den ewigen Schmerz ermeſſen, welcher dem Dichter in ſeine Verbannung nachfolgte, und die Sehnſucht bewundern, die ſich nur in feurigen Geſängen an ſein Vaterland, an ſeine Freunde, an Ruhm, Liebe und Freundſchaft ergieſen, und nicht in unmännlichen Ovidſchen Klagen auslaſſen mochte.

Seit dem Jahre 1778 lebt Franzisko Manoël in Paris, gefeiert in einem Vaterland, das ihn von ſich geſtoßen, und auch in ſeinem fernen Aſyl nicht zu verfolgen unterlaſſen hat. Ob die Zukunft ihm dennoch ſeine Ruheſtätte in Liſſabon bereitet hat, ſteht dahin; indem das höhe Alter des Dichters, bei aller Jugendlichkeit ſeines Geiſtes, ſich vielleicht doch nicht mit Leichtigkeit in die Entſtehung eines völlig verjüngenden Staates finden dürfte. Auf keinen Fall aber braucht ſeine Nation ein Unrecht gegen ihn gut zu machen. Der Umſturz ihrer alten Formen hat ſein Unglück gerächt. Sie ſelbſt hat ihn immer geliebt und bewundert, und vielleicht dadurch, daß ſie auch dem Geächteten gerecht geweſen iſt, Zeugniß abgelegt, wie ſie der Verbeſſerung würdig ſey.

Daß ſich Manoël in der geräuſchvollen

Hauptſtadt von Frankreich für die Meiſten verliert, liegt in ſeiner Individualität, noch mehr in ſeiner Nationalität, und vielleicht am meiſten in dem Karakter von Paris und ſeinen Bewohnern. Wenn er alle Jahre am 4. Juli ſein Befreiungsfeſt feiert, ſo geſchieht das in Geſellſchaft von einigen wenigen Freunden, die die Erzählung ſeines Lebensſchickſals mit inniger Theilnahme anhören, und ſich der Ode zu erfreuen vermögen, in welcher er alsdann einen Tag beſingt, der ihm Verbannung und Befreiung zugleich war. Wer wird ihm nicht gerne auf den hohen Geſang horchen, mit welchem ihn ſeine Muſe tröſtet, da er troſtreich und ſtärkend auch für die iſt, denen glücklichere Schickſale geworden ſind! So mag er denn, ehe wir ſein Leben erzählen, beginnen; auf daß er zuerſt die Liebe unſerer Leſer als Dichter gewinnt, ehe wir ſie um Theilnahme an ſeinen Schickſalen anſprechen.

II.

Das Exil des Dichters.

Eine Ode.

Blindlings wirft die launiſche Glücksgöttin ihre Reichthümer dem Stolz und Neide aus, und Zepter und Kommandoſtäbe fallen aus ihren Händen. Die herrliche Tugend aber, welche der ſtandhaften Weisheit Tochter iſt, verleiht Allen, ernſt wählend, das daurende Glück.

Mit den ewig reinen Händen wiſcht ſie die trüben Nebel von der Seele, erhellet der Leidenſchaften Chaos, zähmt mit ſtrengem Zügel das unbändige Laſter, und zerreißt den weiten Prachtrock der Heuchelei, wenn ſie ſich ſchlau in das Gewand der Freimüthigkeit gehüllt hat.

Sie zeigte dem Dentatus ſeine Pflicht, als ein betrüglich Geſchenk und verführeriſches Gold ihn verſuchten. Sie zerbrach die eiſernen Thore der Tyrannei, und ſtellte die Grauſamkeit und die peinigende Reue, welche ſich in die goldenen Säle geflüchtet hatten, der ganzen Welt zur Schau aus.

Heilige Tugend! du warſt es, die dem guten Philintus *) Kraft und männliche Standhaftigkeit gegeben, als er, von deinem mächtigen Schilde beſchirmt, dem Schrecken und dem grimmigen Haſſe trotzte, womit der grauſam feige Inquiſitionsdiener ihn bedrohte.

Sorgvoll ſandteſt du aus deiner Himmelswohnung die Alles durchſchauende Klugheit. Sie nimmt das Flügelkleid, und ſchwingt ſich in Einem Momente herab, ſchnell, wie Cyllenius Sohn, wenn er mit des olympiſchen Herrſchers Befehlen die fluthende Luft durchſchneidet.

Kühnheit erfüllt mein unruhiges Auge. Sie beſtrahlt mein Antlitz mit der ſtolzen Hoheit, welche die Böſen und Feigen verwirrt Schrecken erfüllt die vereiste Bruſt des finſterblickenden Mello **), und der Arm, der ſich zum Dolchſtoß erhoben, erlahmt.

---

*) Poetiſcher Name des Dichters ſelbſt.

**) Name eines Inquiſitionsdieners, von welchem unten wieder die Rede ſeyn wird.

Fort treibt ſie mich zu den Altären des Oceanos. Sie winkt den unſterblichen Nereiden, welche mich in die mitleidigen Arme faſſen. Freundſchaft, die ſorgvolle, feinblickende Freundſchaft leitet mich nun, und unter heißen Umarmungen ertönt mir ihr ſchmerzliches Lebewohl.

Proteus Tochter ergreift die prophetiſche Leier: „Gruß dir, Philintus!“ iſt ihr Geſang; „Gruß und Muth dir! Die Nymphen des Tajus, welche dich lieben, beweinen deine Abweſenheit. Aber ſie haben den Gegenſtand ihrer Sorgen in ſichere Hände gegeben. Gruß dir, und Willkommen unter uns!“

„Laß die Traurigkeit, vergiß das Unglück, womit dich das erzürnte Vaterland bedroht! Neptunus ſchirmt dich, und ruhig blickt des Weiſen Seele auf den Neid und Verrath, welche die Reichthümer verſchlingen, die nicht bedarf, wer mit Wenigem zufrieden iſt.“

„Deiner huldreichen frommen Fürſtin, dem hohen Schatz von Schönheit und Tugend, die die Götter liebt, und die Henker verabſcheut, welche ſchützet und ehrt, wer auf der Bahn nützlichen Wiſſens wandelt, ſie haben ihr verbergen, was dir Arges geſchehen iſt.“

„Schau auf dem Berge dort die Freunde, wie Trauer und Freude von ihren Augen ſtrömt! Schau die Kerkerhöhle, den ſchändlichen Angeber und die Henker alle, wie ſie am Daumen nagen, wüthend, daß du ihnen muthvoll entrennen! Schau die wilde Verläumdung, wie ſie ſich an deinem Eigenthum rächt!“

„Aber wende lieber das traurige Auge weg. Blick' auf unſer azurnes Reich, das du geliebt durchſegelſt! Es iſt das heilige Aſyl erlauchter Unglücklicher. Die Nymphen der Gewäſſer ſtrecken dir lächelnd die Arme entgegen, und ihre Lippen tönen dir ſüſſe Tröſtungen.“

„Noch weiter hinaus richte den Blick! Schau jene geſegneten Fluren, wo das Aſyl des heiligen Verdienſtes iſt. Mit heiterem Auge erwartet dich Frankreich, um dich mit dem azurnen, lilienbeſäten Mantel zu bedecken!“

Alſo ſang die Nereide. Und, Athem holend zum prophetiſchen Spruche, öffnet ſie das inhaltsſchwere Schickſalsbuch. Gierig durchläuft ſie der Sterblichen verborgenes Geſchicke, und mit ſchmerzlichem Ausdruck lieſt ſie meine Zukunft:

„Welch traurige, klägliche Zeichen ſtehn dir am Cocytus! Die magere, bleiche Krankheit und der ſchweigende Kummer nehmen den Parzen die Scheere aus den Händen. — Zu Hülf' ihm, o Weisheit! und reiß' ihnen die Unheilswaffen aus den Händen.“

„Komm', reich' ihm die Hand, und entrunzle ſein Antlitz. Verleih' ihm zum Schutz gegen der Sorgen und Beſchwerden Schwärme die Schaar von Grundſätzen, welche von deinem Thron erſchallen, und umgib ihn mit dem Chor der ſüßtönenden Muſen!“

„Arm, aber zufrieden und ſorglos, wirſt du die theuren Freunde zur Lyra beſingen, die dir der Venuſier gereicht, wenn auch nie deinen Meiſter erreichend — denn, wer hat je unbeſiegt mit ihm gekämpft? — aber dennoch in erhabenen Weiſen Andern zum Muſter ertönend.“

„Harmoniſche Hymnen wirſt du der Freiheit, dem großen **Liceus** und der Göttin der Liebe auf der neuen kühnen Lyra anſtimmen, und dann, in ſanfterer Begeiſterung hinſchmelzend, den göttlichen Sang in der ſüßen Marſija Leier umtönen!“

III.

Franciſko Manoël ward den 23ten Dec. 1734 in einer ſehr angeſehenen und reichen Familie zu Liſſabon geboren. Der gute Willen ſeiner Eltern, ihm eine vorzügliche Erziehung zu geben, ward dem Geiſte der Zeit und des Landes gemäß, und darum auch dem glücklichſten Talente nicht günſtig. Ob es daher in den erſten Verſuchen für ſeine Bildung, oder in der Eigenthümlichkeit ſeines Genie's lag, daß er ſich ſpäter entwickeln ſollte, läßt ſich natürlich nicht beſtimmen. Man beurtheilte ihn im Anfang in Rückſicht auf ſeine Geiſtesanlagen wenigſtens allgemein höchſt ungünſtig, und glaubte mehr, als das Überflüßige zu thun, als man ihn dennoch mit aller Gewalt in den Staub der ſcholaſtiſchen Philoſophie hineinzuziehen ſuchte.

Nie iſt es dieſer Philoſophie gelungen, die Decke wegzuheben, welche oft auf ganzen Jahrhunderten, wie auf einzelnen Geiſtern, laſtet. In Manoëls Kopfe blieb es trübe, und hätte ſich wohl lange nicht aufhellen mögen, wenn nicht eine fröhliche Kunſt ihn plötzlich wunderbarlich ergriffen, und dem völlig neuen Menſchen mehrere ihrer Schweſtern zugeführt hätte. Mit ſeinem Unterricht in der Muſik begann der Nebel gleichſam zu ſinken. In den Tönen lagen ihm ſüße Ahnungen noch verſchleierter Schönheiten, und der poetiſche Geiſt regte ſich ſo mächtig in ihm auf, daß er in bloßem Saitenſpiel ſicher das Weſen der Dichtkunſt, in den Sylbenmaaßen der unbedeutendſten Geſänge ihre höhere Zauber vernahm, und mit einem Sprung aus dem Reiche der Töne in das der kühnen Gedanken, der holden Phantaſien, und der unwiderſtehlichen Begeiſterung hinübertrat. Von der erſten Kunſt behielt er nur die Liebe zu ihr, den zarten Sinn für den Rhythmus überhaupt, und die ſeltene Weisheit des ſeinigen, welche ihn ſogar dem Reim, dem großen Bedürfniß aller modernen ſüdlichen Poeſie, entſagen ließ.

Wo ſolche Künſte ſich zur erſten Bildung eines Jünglings vereinigen, muß ſich die Liebe, die ihrer nie entbehren kann, von ſelbſt einfinden. Bis jetzt hatte er nur genoſſen, nur bewundert, war er nur entzückt worden in der Dichtkunſt; nun aber, da die neue Leidenſchaft neue Freuden, neue Hoffnungen und neue Schmerzen in ſeiner Bruſt aufregten, fing das Fremde, was er las und ſang, an, ihm nicht mehr zu genügen. Das war Alles zu kalt, das ſagte ein Anderer ſeiner Freundin, und nicht er, und, ſo wie die Liebe eigennützig iſt, ſo iſt ſie auch freigebig, und möchte Alles aus eigener Hand an die Geliebte verſchwenden, welche doch immer das Eigenthum des Gebers zu bleiben ſcheint.

Wie glücklich war Franciſko, wenn ſein Mädchen die Romanzen ſang, die er für ſie gedichtet! Niemand hörte ſie, als die beiden, und da mochten die erſten Verſuche leicht dem erſten Selbſtgefühl des jungen Dichters genügen. Aber nicht lange; denn Manoël war keiner von den Menſchen, deren ganze Kraft in eine Leidenſchaft hineingezogen wird, und die aus ihr nichts, als ein leeres Herz und einen gewelkten Geiſt retten. Je länger er ſich in der Poeſie verſuchte, je beſſer es ihm gelang, und je weniger er der vortheilhaften Vergleichung mit dem Dichterweſen ſeiner Nation und Zeit zu widerſtehen vermochte, um deſto weniger entſprachen ſeine Gedichte dem, was er ahnte, und ihm bald durch das Studium der lateiniſchen Dichter, und beſonders des Horaz, klar wurde.

Das bekannte Erdbeben von Liſſabon im Jahr 1755 hatte vielleicht dieſen wohlthätigen Einfluß auf die Geſchichte ſeiner Bildung, ob er ſein Leben gleich nur mit Mühe aus demſelben gerettet hatte. Er befand ſich in dem erſten Zerſtörungsmomente gerade in der Patriarchalkirche, und verdankte ſein Heil blos der Schnelligkeit ſeiner Beine, der Unerſchrokkenheit, mit der er über die Trümmer weg und durch den Steinregen hindurch eilte, und noch mehr vielleicht ſeinem guten Glücke. Für ſeine Bildungsgeſchichte hatte dies ſchreckliche Ereigniß den Erfolg, daß es ihm mehrere Bekanntſchaften unter einigen einſichtsvollen Ausländern gewann, welche die Neugierde nach Liſſabon gelockt hatte. Durch ſie erhielt er Aufmunterung zur Erlernung der franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen Sprachen, und durch dieſe ward ihm die Vertraulichkeit mit den beſten Muſtern der Neuern, wodurch ſein Geſchmack die lezte Vollendung erhielt. Von nun an, ſah er bald ein, kam es für ihn hauptſächlich darauf an, ſich den ganzen Reichthum der vaterländiſchen Sprache zu eigen zu machen, und dieſer Erkenntniß folgte ein ſo genaues und gewiſſenhaftes Studium der beſten portugieſiſchen Schriftſteller, daß er es nur mit ſeinen Überſetzungsübungen aus dem Lateiniſchen zu theilen ſich erlaubte. Unter ſolchen Strebungen, und in dem ſchönen Jugendleben eines edelgebornen, reichen, und körperlich ſehr liebenswürdigen Dichters entſtand die große Menge ſeiner erſten Geſänge, in denen er mehrere geiſtvolle und liebenswürdige Frauen ſeiner Zeit verewigt, und von welchen einer ſeiner Freunde, ohne ſein Mitwiſſen, eine Auswahl, als die Erſtlinge ſeiner Muſe, vor das Publikum geführt hat.

Francisco hatte um dieſe Zeit nicht mehr, als ſechs und zwanzig Jahre, und würde, ohne des Freundes Verrath, wohl noch lange geſäumt haben, ſeine Poeſien öffentlich bekannt zu machen. Nun es aber geſchehen, nachdem die Nation im Ganzen ſchon höchſt ſchmeichelhaft für ſie entſchieden, und zum letzten Beweiſe der Vorzüglichkeit auch der Neid der Unmacht und die Verläumdung des Ungeſchmacks hinzukamen, nun mußte er ſich laut als den

Reformator in der vaterländiſchen Dichtkunſt erklären und vertheidigen. Glücklicher Weiſe ſtand er nicht allein auf dem neuen Pfade. Der berühmte, aber unglückliche Garçao, Diniz und Andere wandelten dieſelbe Straße: aber nur gegen Manoël nahm der Widerſtand den gefährlichen Karakter, den man in der zweiten Hälfte des achtzehenden Jahrhunderts nicht mehr von dem Gange eines bloſſen Streits über Sachen des Geſchmacks erwarten ſollte.

IV.

Manoël hatte wohl in ſeiner Vertheidigung der guten Laune zu viel nachgegeben, welche die Lächerlichkeit ſeiner Gegner in ihm erwecken mußte. Aber unter ſeinen Züchtlingen befanden ſich nicht blos arme, obſkure Pedanten, ſondern ſehr viele Männer und Damen aus den erſten Ständen, und beſonders manche Glieder der höhern Geiſtlichkeit. So nur konnte es geſchehen, daß ſich eine mächtige Parthei gegen ihn bildete, die nur auf die Gelegenheit harrte, ſich durch einen Machtſtreich auf immer zerſtörend an ihm zu rächen.

Dieſe fand ſich in der Deutung, welche man dem Zirkel von Franciſco's Freunden, der, außer mehrern Landsleuten, noch aus einigen deutſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Kaufleuten beſtand, zu geben wußte. Es war nichts, als ein bloßes geiſtiges Intereſſe, das ſie verband. Es war das, gleich ſtark gefühlte, Bedürfnis einer kleinen Zahl beſſerer Menſchen, auch durch ihre Bildung ihrem Zeitalter wenigſtens anzugehören, und was im Ganzen nicht möglich iſt, doch im vertrauten Kreiſe zu erreichen. Wenn der, damals allgemein in Europa aufgeregte, Unterſuchungsgeiſt ſie auch an die vielen Gebrechen des Landes, in welchem ſie lebten, zunächſt hinführte, ſo endigte ihr Tadel doch nur in frommen Wünſchen, und vielleicht in dem Verſaz, durch das, zwar langſamere, Geſchäft der Volksbildung, aber nicht durch eine gewaltſame Unternehmung, die Veränderungen zu erringen, welche ihrem Vaterlande ſo nöthig waren.

Aber nur wenige Menſchen vermögen zu begreifen, wie man ſich auch für bloße Verſtandeszwecke begeiſtern könne. Den Meiſten iſt die Begeiſterung immer verdächtig, und die argloſeſte Unbefangenheit reicht in allen Fällen hin, der Verläumdung ihren Stoff zu leihen. Möchte Manoël ſich manchmal etwas unvorſichtig über die Mönche geäußert, vielleicht gar von Toleranz geſprochen haben, es war ja ganz natürlich, daß er die Ueberſetzung von Molieres Tartüffe gemacht hatte, welche ſich gerade in der beſſern Geſellſchaft im Umlauf befand. Sein ſonſtiges fleckenloſes Leben konnte ihm keine Schonung gewinnen. Alle ſeine Schritte und Tritte wurden beobachtet, allen ſeinen Reden ward nachgehorcht, ſelbſt ſeine Heiterkeit als teufliſche Verſtecktheit ausgelegt, und nur noch der Zeitpunkt abgewartet, da man, ohne Beſorgnis vor dem König, den Schlag auf ihn führen konnte.

Dieſe Schwierigkeit fand ſich ſehr ſchnell genung durch die Willfährigkeit eines Menſchen gehoben, mit welchem ſich Manoël entzweit hatte. Dieſer hatte zu einer Zeit, da ſich ſein jetziger Gegner in der Ungnade des Fürſten und des allmächtigen Miniſters befunden, am nachdrücklichſten für deſſen Begnadigung gearbeitet, aber ſich damit nur eine Laſt von Dankbarkeit verdient, welche dem Elenden zu ſchwer war. Ob er durch des Dichters Selbſtgefühl gelitten hatte, iſt uns nicht bekannt, und auch ſehr geringfügig, zu wiſſen, da es bei ſolchen Menſchen nicht vieler Aufforderung zu niederträchtigen Thaten bedarf. Manoël ward bei dem König ſelbſt verläumdet, und ſomit der Inquiſition völlig Preis gegeben.

Den 4. Juli 1778 fand ſich ein Mann mit dem Chriſtusorden geſchmückt, in aller Frühe in ſeinem Hauſe ein. Die Haltung des Menſchen, ſein unſicherer Blick, und eine, nicht ganz verbergene, Verwirrung zeigten Manoël ſogleich, was er zu erwarten hatte. „Ich errathe, was Sie zu mir führt,“ ſagte er ihm, ſich ſchnell faſſend, „ich werde mich nur ankleiden; dann folg' ich Ihnen.“ Der Fremde ſchweigt ſtille. Manoël kleidet ſich ſchnell an, tritt an ſeinen Schreibtiſch, ſteckt Wechſel und Papiere in die Taſche, und ergreift einen blitzenden Dolch, den er jenem mit den Worten auf die Bruſt ſetzt: „machſt du eine einzige Bewegung, läßt du ein einziges Wort hören, ſo biſt du ein Kind des Todes!“ Der Inquiſitionsdiener zittert, und wagt es nicht, ein Wort zu erwiedern. Manoël hüllt ſich in ſeinen Mantel, verſchließt die Thüre des Zimmers, in welchem ſich ſein Feind befindet, von Außen, und ſtürzt die Treppe hinunter. Der Kutſcher und der Bediente des Inquiſitionskommiſſärs machen Mine, ihn an der Thüre feſtzuhalten. Aber mit einem Stoß wirft er den einen zu Boden, ſtürzt aus dem Hauſe, und eilt durch mehrere Straßen hindurch nach dem Hauſe eines franzöſiſchen Kaufmanns, und ſeines Freundes, der ihn mit offenen Armen empfängt.

Noch war er nicht gerettet. Eilf Tage blieb er noch in Liſſabon, vergebens nachgeſpäht von den Kundſchaftern der Inquiſition, täglich mehreremale ſeinen Aufenthalt ändernd, und immer begleitet von ſeinen Freunden, welche ihr Leben für ihn aufzuopfern entſchloſſen waren. Die Gerüchte, welche über ihn ſich verbreiteten, kamen ihm natürlich alle zu Ohren, konnten aber nichts dazu beitragen, ſeine Verborgenheit angenehmer zu machen. Wenn man auch glaubte, daß er ſich auf dem engliſchen Packetboot geflüchtet, und der Großinquiſitor ſelbſt gegen einen von Manoels Freunden geäußert hatte: „er hat klug daran gethan, daß er weg iſt," ſo bewieß dies nur die Größe der Gefahr, in welcher er ſich noch befand, und ließ das Aufgeben der Nachforſchungen nach ihm nicht erwarten.

Am eilften Tage endlich kam einer ſeiner Freunde, ein muthiger Offizier, zu ihm, umarmte ihn, und ſagte: „Sie müſſen nach Frankreich abreiſen." — „Gut denn, erwiederte Manoël, nach Frankreich — aber, o mein theures Portugal! . ." Er mußte fort, warf ſich in den Wagen ſeines Freundes, flog mit dieſem an ſeiner, noch von den Wachen beſetzten, Wohnung vorüber, und kam nach Paço-d'Arcos, wo das Schiff, das ihn mit nehmen ſollte, eben im Begriff war, die Anker zu lichten.

Glücklich entging er den Polizeibedienten, welche noch mehreremale das Schiff zu unterſuchen kamen. Einmal auf der hohen See entwiſchte dieſes nur mit der höchſten Mühe einigen barbareskiſchen Schebecken, welche auf daſſelbe Jagd machten. Auch hatte es noch mancherlei anderes Unglück, bis es nach ſieben und zwanzig Tagen endlich im Havre vor Anker ging, von wo aus Manoël die Reiſe nach Paris ſogleich fortſetzte.

Jetzt war er freilich gerettet, aber damit die Sehnſucht nach dem Vaterlande nicht befriedigt. Das erſte Jahr ſeines Aufenthalts in der Hauptſtadt von Frankreich war ein ſehr unglückliches

Jahr, indem ihn Krankheiten, Traurigkeit und das Verlangen nach einem ſchönern Himmel unaufhörlich quälten. Nach und nach wirkte die Zeit. Er tröſtete ſich über den Verluſt ſeines ſämmtlichen Vermögens, das die Inquiſition eingezogen hatte, und begab ſich ſogar auf einige Zeit nach dem Haag; wo ſich einer ſeiner Bekannten als portugieſiſcher Bothſchafter befand. Aber umſonſt verſuchte man es mehreremale, ihn in ſein Vaterland zurückzulocken; denn es gehörte zu dem Karakter der Inquiſition, ihn nie zu vergeſſen, ihm noch lange nachher Emiſſäre zuzuſenden, welche ihn zur Rückkehr nach Portugal überreden ſollten, und als dieſes alles vergebens war, ihm ſelbſt durch einen ihrer erſten Beamten eine treuloſe Einladung nach Liſſabon zuſchreiben zu laſſen.

Manoël hatte ſich nach und nach mit ſeiner Verbannung und mit der Dürftigkeit vertraut gemacht. In ſeinem Vaterland, wußte er, wurden ſeine Werke verſchlungen. Wer von ſeinen Landsleuten nach Paris kam, ſuchte ſeine Bekanntſchaft zu machen, und hielt es für ein Glück, wenn es ihm gelungen war. Er wurde des Bodens, der Stadt, wo er lebte, nach und nach gewohnt, fand einen kleinen Freundeskreis, von dem er ſich geliebt ſah, befriedigte ſeine Sehnſucht nach den Ufern des Tajo durch feurige Geſänge, und hatte das Glück, noch die große Staatsveränderung zu erleben, die Portugal wieder erheben, und ihm vielleicht noch ſein Vaterland wieder ſchenken kann.

V.

Das literariſche Verdienſt Manoëls war ſchon lange her in Portugal ſo anerkennt, daß ſich ſeine Feinde wenigſtens dagegen nicht mehr zu erheben wagten. Dieß ging ſo weit, daß ſie es ruhig mit anſehn mußten, wie die Regierung ſeine vortreffliche Ueberſetzung von des Biſchoffs Oſorio Werk, de rebus gestis Emmanuelis Magni, auf ihre Koſten drucken ließ, und ihm den ganzen Gewinn vom Verkaufe derſelben zuſprach, und daß ſie ſich blos mit der erbärmlichen Rache zu begnügen genöthigt ſahn, ihm leztern Vortheil zu rauben. Daß ſeine Schriften nicht nach Portugal kamen, und daſelbſt allgemein geleſen, bewundert und nachgeahmt wurden, den ſchönſten Ruhm, auf die Bildung ſeiner Nation zu wirken, vermochten ſie nicht, ihm zu rauben.

Der Werke Manoëls ſind viele, und mancherlei. Seine Gedichte, unter dem Titel: Versos de Filinto Elysio, füllen mehrere Bände, und beſtehen, außer ſeinem Hauptfach, dem Lyriſchen, in philoſophiſchen Epiſteln, Satyren, Eklogen, Metamorphoſen u. ſ. w. Ein großes Gedicht: die portugieſiſchen Jahrbücher, hat er zum Bedauren ſeiner Nation, nicht geendigt. Unter ſeinen Ueberſetzungen zeichnet ſich hauptſächlich die der Lafontain'ſchen Fabeln, und des Wieland'ſchen Oberons aus. Man führt es, neben den ſonſtigen Vorzügen aller dieſer Arbeiten, als eine beſondere Merkwürdigkeit an, daß er, troz ſeinem dreißigjährigen Aufenthalt unter einer fremden Nation, dennoch ſeine vaterländiſche Sprache rein und fleckenlos bewahrt hat.

Wir wollen dieſen Artikel mit einigen Oden Manoëls, in der Originalſprache mitgetheilt, ſchließen, auf daß die Kenner ſeiner Sprache in den Stand geſetzt werden ſelbſt über ihn zu urtheilen.

1) An eine junge Schönheit.

Naõ tinha, em ondas de ouro, desparzidas,
  Andromeda, as madeixas, pela espalda;
  Nem Saphyras azul-brillante lume,
    No rostro, lhe accendiaõ

Quando a Progénie do auri-chuvo Jóve,
  C'os talares, battendo o bojo nedio
  Do ali-potente Pégaso, descia,
    Soccorredor amante.

Naõ tem Marſisa a desnevada alvura
  De mimosa assucena, que a alma Venus
  De seu vertido leite florejara,
    Em caliz de esmeralda.

Mas Hébe lhe entornou, na infante face,
Todo o vaso da verde Juventude;
Amor piedoso lhe vestio os olhos
De enternecida chamma.

Minerva a si tomou encher-lhe o seyo
De prendas immortàes; na sábia agulha,
Os dedos lhe adestrou, para os lavores
Das engraçadas Artes.

Lògo ao nascer as Musas cuidadosas,
Do bérço, em molles braços, a tomaraõ,
Para a ir off'recer, nas aras puras
Da Lealdade ingénua;

E alli os Jòcos, eos jucundos Risos,
Com flórea dextra, o campo do semblante
Lhe esprayaraõ de plácida Alegria,
E joviaés affagos.

A Ternura fiél, com a Amizade
Escolheraõ seu peito, por abrigo;
E na Lyra sonóra, e em doce Canto
Lhe deu liçoês Apollo.

Ella é o meo cuidado mais gostoso,
Que em flammejantes lettras vinha escripto,
Na longa hastea da setta namorada,
Que Amor me despedira.

Ella me tem captivo, em seu dominio,
Sem força de quebrar meu captiveiro:
Um só nó destes laços, que me prendera,
Desatar naõ quizéra.

A seguidora luz destes meus ólhos
Outro trilho naõ vê, que o que ella piza,
Nem meus ouvidos outra vóz conhecem
Que o seu suave canto.

Della fallo, ella cuido, della escrevo,
Ella canto em meus versos amorosos,
Qual Petrarca, na lyrica Vauclusa,
Cantava a sua Laura.

2) Der wahre Karakter der Tugend.

Quam formosa a Virtude resplandece.
No seu throno immortal! A Honra, o Brio
Oh quanto em nobres animos reluzem,
E estimaçaõ grangeaõ.

Brilhaõ os Castros, brilhaõ os Menezes
Na sempre viva historia de seus feitos:
Um, na Africa, inda os Mouros amedronta,
Outro a Cambaya assusta.

Vimos, nos campos da famosa Ourique,
Um Affonso, um Moniz cortar arnezes,
Romper malhas de Mouros valorosos,
E nos fundar a Patria.

Vimos... (e Aljubarrota os Campos móstra
De sangue Hispano outrora avermelhados,)
Um illustre Ioaõ, um claro Nuno
Valor provar extremo.

Os Aleixos, os Sás quantos abônos
D'um peito de sans maximas cingido,
Avasallardo vicios, neõ deixaraõ
Aos vindouros! — Oh Clio,

Tu que em folhas de bronze as acçoẽs altas
Dos heroes vás fiel dando a mil Evas,
Dize em que modo, e com que alcance
os homens
Se âbrem praça, em teu Livro.

„Por armas, ou por lettras (me responde)
„Se ganha a Fama honrada - mas estéril;
„Se a virtude, se o bem da cára Patria
„Lhes naõ arde no seyo.

„Magnanimo valor as Armas pèdem;
„Pèdem ferrenho estudo as Lettras; pède
„Mais que estudo, e valor, virtuoso
lanço
„Despido de interesse.

„La jaz a força, jaz valor subido
„Na maõ soccorredora, que se estende,
„Deixa o ouro cahir, fóge, e se esconde,
„Que a naõ veja o Mendigo.

„Desta violencia, contra os da Vangloria
„Estimulos pujantes, só quizéra
„Ter eu da Historia as paginas enchido,
„Naõ de Ambiçoẽs, e Guérras,“

Bezerrã, quem'quér ter, ou tam seu nôme,
Neſſas folhas de bronze registrado,
As leis, que a Musa deu, seastem no peito,
As siga, ou corra a have-las.

Anmerkungen.

Iohann Castro, berühmt durch ſeine Vertheidigung von **Diu** gegen die Mauren.

Dom Duarte de Menezes, Prior von Ceuto, Gouverneur von Tanges u. ſ. w. unter dem König **Emmanuel**.

Cambaya, eine ehemals berühmte Stadt in Indien, von welcher heut zu Tag nur noch Ruinen übrig ſind.

Ourique, wo 1139 die berühmte Schlacht vorgefallen iſt, in welcher der König **Alphons** fünf mauriſche Könige durch Hülfe eines Wunders ſchlug.

Moniz, Egas, Erzieher König **Alphons I.** im 12ten Jahrhundert.

Aljubarrota, ein Dorf in dem portugieſiſchen Extremadura, wo 1386 König **Johann I.** die Spanier mit einer Handvoll Soldaten gänzlich geſchlagen hat.

Johann, iſt der König **Johann I.**, von welchem eben die Rede war.

Nuno Alvarez Pereira, Konnetable von Portugal unter **Johann I.**, und der Duguesclin ſeines Vaterlands.

Aleixo de Menezes, Erzieher des Königs **Sebaſtian**.

Francisco Sá de Miranda, der portugieſiſche Seneka genannt, und Erzieher des Vaters vom König **Sebaſtian**.

3) Der Ruhm der Wiſſenſchaften.

Insta o Tempo, d'aqui, d'além derriba
De Néro o ufano bronze,
De Máusolo a saudosa sepultura;
Co'a fauce no ar erguida,
Que sò c'o fuzilar poem mêdo ao mármor,
Os Carlos ameaça, os Fredericos.

Vivem pouco os Heroés, que o nome fiaõ
De caducas estatuas:
Na longa estrada de estentidas éras,
Cem annos saõ um passo.
Que o Tempo apága c'um batter des azas
Na disferida, lubrica passagem.

Sem soccorro de Phidias cinzél-déstro,
Vive a fama de Achilles;
Que o monumento, que lhe erguea Homero,
Zomba da aquida fouce;
E as Aònias, dos Fados alcançaraõ
Tornarem immortáes os seus validos.

Estremecem - se ainda as ansias térnas,
E vivem as saudades
Do disérto Mecenas confiadas
As chordas Venusinas:
E o Gama inda hoje córta os máres de Asia,
Nos arriscados lenhos voadores.

Inda, na ála direita, Vasconcéllos
Léva ao combate duro
O Luso, a quem naõ doe perder a vida,
Pelos avitos Lares:
Pelo Rei, que escolhéra, merecido,
A destemida lança inda menêa.

Mastu, que, só, da guerra, assinallaste
Osconcertados p'rigos,
Que Alumno de Minérva delicado,
Te educaste em seu Templo,
Chàro as Musas - de quem, se naõ das Musas
Acceitaràs perenne monumento?

As Musas, temerosas de Mavórte,
Tècem com mais disvéllo
Cappéllas as pacificas Virtudes
De Solon, de Antonino;
E os brandos hymnos, nas argenteas plumes,
Erguem, com gosto, os nomes eruditos.

E, mais promptos aõ Templo da Memorio,
Vaõ depôr, nos archivos,
A nobre acçao do peito generoso,
Que empréga o valimento,
A riqueza, o saber, o sangue illustre,
Em desarmar o braço da calumnia.

Erläuterungen.

Rodriguez de Vasconcellos, kommandierte den linken Flügel der portugieſiſchen Armee in der Schlacht bei Aljubarrota.

Der König, von welchem in der fünften Strophe die Rede iſt, iſt König **Johann IV.** der Stifter der Dynaſtie Braganza.

VIII.

Ueberſicht der ſpaniſchen Literatur von 1800 bis 1808.

Ich habe es in dieſen Blättern mehrere Male wiederholt, wie ſehr mich mancher fragmentariſche Fortſchritt der Spanier zu dem Kulturſtand der übrigen europäiſchen Nationen überraſcht hat. Die nemliche Erfahrung machte ich auch in ihrer Literatur, an welcher ich weniger die erreichten Reſultate, als vielmehr das mannichfaltige, freilich noch völlig unbeſtimmte, Streben, als das Erfreulichſte erkenne.

Man hat in dem Artikel: Polizei, die Hinderniſſe geleſen, welche die politiſche und die geiſtliche Cenſur ſowohl der Publikation, als der Verbreitung neuer Schriften entgegen geſezt hat. Aus denſelben folgt die Gefahr für Jeden, der durch Schriftſtellerei wirken will, indem nur die Freiheit in derſelben zum ſchönen Gelingen führen kann. Daß kein ökonomiſcher Reiz dabei wirken könne, ergibt ſich aus dem Zuſtand des Buchhandels, der, troz ſeiner ungeheuren* Verſendungen nach den ſpaniſchen Kolonien, doch ungefähr auf derſelben Stufe mit dem ſüd-italieniſchen ſteht. Der Schriftſteller iſt überdieß nicht ſehr geachtet; wer ſollte es alſo, auch bei allen vorhandenen Kräften, in dem undankbaren, und ſogar gefährlichen, Geſchäfte verſuchen mögen?

Noch ein Grund, welcher tiefer liegt, und Kraft und Luſt zu literariſchen Arbeiten hindert, findet ſich in den gelehrten Bildungsanſtalten des Landes. Die neueſten Reformen, von denen ich in einem andern Kapitel Rechenſchaft gab, haben bis jezt noch keine Früchte treiben können. Die Schriften des Auslands ſind noch nicht in groſſem Umlauf, und werden nur mit Schwierigkeit, und ſelbſt mit Gefahr angeſchafft. Was alſo bei andern Völkern ſo viel gewirkt hat, konnte es in Spanien nicht thun. Es iſt nur die Nachwirkung einer ſchönen, frühern Periode, durch deren allgemein geleſene, und richtiger, als ſelbſt im Ausland, bewunderte Geiſteswerke, was mit dem, bei der Nothwendigkeit politiſchen Fortſchreitens mit Nachbarmächten, unausbleiblich gefühlten, Bedürfniß geiſtiger Nacheiferung, allein auf den gegenwärtigen Zuſtand der ſpaniſchen Literatur Einfluß haben konnte.

Es kann natürlich hier keine durchaus prüfende Überſicht derſelben erwartet werden. Die Zeitumſtände waren meinem Aufenthalt in dieſem Lande äuſſerſt ungünſtig, und die gewaltſame Stimmung des Volks konnte nur ein höchſt mechaniſches Geſchäfte erlauben, wie die Durchſicht aller literariſchen Blätter war, die in der

Periode, welche ich umfaſſen will, erſchienen ſind.

Vollſtändigkeit in den Büchertiteln war daher vielleicht das einzige und glücklichſte Reſultat, das ich in dieſem Geſchäfte erreichen konnte. Wenn ich derſelben im Weſentlichſten nahe gekommen bin, ſo ermangelt ſie doch eines, für manche Literatoren nicht unbedeutenden, Vorzugs, der Angabe der Jahrszahlen der literariſchen Erſcheinungen. Die meiſten Hülfsſchriften, die ich benutzen konnte, waren mir in dieſem Punkte ungetreu, und ſo kann es zuweilen geſchehen ſeyn, daß eine Schrift, welche vor 1800 herausgekommen iſt, ſich in meine Verzeichniſſe eingeſchlichen hat. Allein da ich auf die genaue Beſtimmung der Zeitperiode, die ich in dieſem Artikel umfaſſen will, keinen großen Werth zu legen nöthig finde, ſo kann ich auch ſo ſchon meine doppelte Abſicht erreichen, einer Seits zu beweiſen, daß verhältnißmäßig viel literariſch in Spanien gewirkt werde, und andrer Seits Jedem Gelegenheit zu geben, über das: wie, ſelbſt ſeine Bemerkungen zu machen.

Indeß will ich hier noch einige allgemeine Beobachtungen voran ſchicken.

Es wird Jedem ins Auge fallen, wie groß die Anzahl von Überſetzungen ausländiſcher Werke iſt. Die, im Durchſchnitt nicht unglückliche, Wahl derſelben kann man als ein ſehr erfreuliches Zeichen anſehen. Daß ſie natürlich hier und da nach den Cenſuranſichten der Regierung und Geiſtlichkeit zugeſchnitten werden, daran wird Niemand zweifeln. Wer aus ihrer Menge auf die Bekanntſchaft der Spanier mit fremden Sprachen ſchließen wollte, würde ſich irren, indem die meiſten deutſchen und engliſchen Werke wieder nach franzöſiſchen oder italieniſchen Überſetzungen überſezt ſind, und ſelbſt leztere Sprachen nichts weniger, als in dem Beſitze Vieler ſind.

Man wird es nicht verkennen, wie groß die Anzahl der Schriften über Staatswiſſenſchaften, und namentlich über die Mängel des Vaterlands ſelbſt ſind. Manche darunter ſind nur neue Auflagen früherer Werke der Art, und ſogar ſolcher aus der ſehr fernen Periode Spaniens, da deſſen Politik die Schule des übrigen Europa's war. Es wird wohl Jedem in die Augen fallen, daß hierin eine auffallende Inkonſequenz der Cenſuranſtalten liegt.

Unter allen Fächern iſt die mediziniſche Literatur am reichſten, woraus man übrigens, wie uns oft verſichert worden iſt, nicht auf den vorzüglichern Zuſtand dieſer Wiſſenſchaft ſchlieſſen darf. Ich werde das Nöthige hierüber bei ihrem Artikel ſelbſt ſagen.

Sehr Titelreich iſt auch die Literatur des Theaters. Der Antheil, welchen ein Schriftſteller in Spanien, wie in Frankreich, an den Einnahmen bei der Aufführung ſeiner Stücke hat, iſt natürlich noch verführeriſcher, als das Geſchäfte ſelbſt. Aber auch in dieſem Zweig iſt des Schlechten ſehr viel, und des Guten nur äußerſt weniges.

Man wird das häufige Zuſammenarbeiten

zweier Gelehrten an Einem Werk als Eigenthümlich zu bemerken nicht unterlaſſen.

Unter den Schriftſtellern ſind verhältnißmäßig ſehr viele aus dem Militairſtand, welches dieſen in Spanien wohl zu ſeinem Ruhme auszeichnet, und auf die beſſere Beſchaffenheit ſeiner Bildungsanſtalten, ſo wie auf den edlern Geiſt des ganzen Standes ſchlieſen läßt.

Durch die vielen Überſetzungen, ſo wie durch Beſchäftigung mit, bisher entweder ganz unbekannten, oder wenigſtens nach den älteſten Syſtemen getriebenen, Studien, wurde die ſpaniſche Sprache beträchtlich erweitert. So nothwendig dieſes nun an ſich war, ſo natürlich mußte ſich aber auch die Folge des Mißbrauchs einſtellen, über welchen die Kritiker der Nation unaufhörlich klagen *).

---

*) Die Meinung der Orthodoxen in dieſem Punkte iſt ſehr glücklich in einem Epigramm des Don Leon de Arroyal ausgedrückt. Es iſt betitelt: auf das Grab der kaſtiliſchen Sprache:

Unter den literariſchen Erſcheinungen der vorliegenden Periode habe ich nicht weniger, als 74 Namen von Madrider Buchhändlern zuſammengezählt, welche Schriften verlegt haben. Die Wenigſten darunter laſſen ſich indeß auf vielen eignen Verlag ein, und Alle ſind zugleich Antiquarien, bei denen man aber immer ein ſehr gutes Sortiment klaſſiſcher Schriften findet.

En esta ya ignorada sepultura
Yace la dulce lengua castellana:
Murió á las manos de arrogancia vana,
De necedad, de antojo y de locura.

En Góngora empezó su desventura,
Como autor de la secta culterana:
Siguió en Leon, en Lobo yen Sor Iuana,
Mortoro y otros de esta catadura.

Y vino á rematar en traductores,
Criticos, mercuristas, gaceteros,
Oficiales, copleros, secretarios:

En reverendos ex-predicadores,
Cortesanos y grandes caballeros,
Su entierro haciendo cuerpos literarios.

Der Anſehnlichſte unter ihnen iſt Sancha, (Calle del Lobo), welcher zu ſeiner Zeit die Herausgabe der franzöſiſchen Encyklopädie in ſpaniſcher Sprache unternommen hatte, und, bei ſeinem großen Vermögen und ſeinen vielen Verbindungen, derjenige iſt, der am meiſten für den Buchhandel ſeines Vaterlands wirken konnte, und auch in der That wirkt. Was auf eine erlaubte Weiſe von ausländiſchen Werken nach Spanien kommt, geſchieht wohl durch ſeine Hand, und ich habe ſelbſt Schriften zum öffentlichen Verkauf bei ihm ausgeſtellt gefunden, die ich, nach den Cenſurgeſetzen zu ſchließen, nie geſucht hätte.

Die Preiſe der Bücher ſind in Spanien ſehr anſehnlich, beſonders wenn man ſie mit den franzöſiſchen vergleicht. Der Grund hiervon liegt, außer den, im Durchſchnitt überhaupt höhern, Preiſen der Bedürfniſſe, in den anſehnlichen Cenſurabgaben, welche ich an ihrer Stelle angeführt habe.

1) Zeitſchriften.

In dieſem Fache will in Spanien nichts gedeihen. Keine Unternehmung der Art hält ſich lange, und die Verleger ermüden gewöhnlich bald über der Langſamkeit, mit welcher ſich das Publikum für ſie intereſſirt, und über der großen Cenſurkoſten und Cenſurſchwierigkeiten. Keine der Zeitſchriften, die ich aufführen werde, hat ſich dieſe Periode hindurch erhalten, und auch die neueſten haben an den lezten Ereigniſſen geſcheitert.

Anales de Ciencias naturales (Madrid), kommen auf Befehl der Regierung heraus, und dauren ſchon geraume Zeit. Sie enthalten Arbeiten von **Cabanilles**, **Aſſo** u. a. und dürften für das Ausland wohl den größten Werth haben.

Anales de la historia natural. (Madrid), fallen in den Anfang unſrer Periode.

Biblioteca espanola economico-politica, fing 1800 in Madrid an, dauerte einige

Jahre, und enthält vortreffliche, und ſehr kühne Aufſätze.

Memorias de la real Academia de la historia, wovon ich fünf Bände kenne. Der lezte davon enthält eine ſehr gerühmte kritiſche Geſchichte der kaſtiliſchen Sprache von Fr. Martinez Marina. Sie ſtehen aber ſchon ſeit mehreren Jahren ſtille.

*Semanario de agricultura y artes, dauerte geraume Zeit, enthält viel Gutes, und alles blos für Spanien berechnet.

Actas de la real Academia de S. Fernando. Auch davon iſt in neuern Zeiten nichts mehr erſchienen.

Efemerides de la ilustracion de Espana, dauerten nicht lange.

El Reganon general, gleiches Schickſal, ſo wie auch die Variedades de Ciencias y artes.

Efemerides literarias, welche ſich hauptſächlich mit ausländiſcher Literatur abgeben, dauerten einige Jahre, und wurden ſodann als

Nuevas efemerides, de Espana, historicas, politicas, literarias y religiosas, während der Jahre 1806 und 1807, und zulezt als Memorial literario fortgeſezt. Unter lezterem Titel brachte es ganz vorzügliche ſtatiſtiſche Arbeiten über einzelne ſpaniſche Provinzen, deren Unterbrechung ſehr zu bedauern iſt.

Minerva, ó el revisor general, kam von 1806 an bis auf die Regierungsveränderung heraus, und enthält Kritiken, Nachrichten über ausländiſche Literatur und Originalaufſätze von ſehr ungleichem Werth.

El Mercurio de Espana, blos literariſch.

Correo mercantil de Espana y sus Indias.

Correo literario de la ciudad de Xerez,

1ero y segundo anno del real estudio de Medecina clinica de Barcelona, por el D. Franc. Salva. Barcelona. Verſchiedene Bände

Andere Städte haben ähnliche literariſche Inſtitute. Mehrere der ökonomiſchen Geſellſchaften, wie die von Valencia u. a. laſſen ihre Verhandlungen drucken, allein ſie erhalten ſelten Umlauf außer dem Boden, auf dem ſie entſtanden ſind.

Von politiſchen Blättern beſtand ſchon lange die Gazeta de Madrid, als Hofzeitung. Während dieſem Jahr (1808) erhob ſich ihr eine Zeitlang ein Diario de Madrid als Nebenbuhler. Es dauerte aber nur kurze Zeit. Sonſt wurde die Bajonner Zeitung, welche in ſpaniſcher Sprache geſchrieben wird, viel in dem Lande geleſen. Allein ſie hörte im Juli genannten Jahres auf, und, ſo weit es die Zeitumſtände erlaubten, verbreitete ſich das in Paris geſchriebene Blatt: la Abeja espanola, welches ſchon uber ein Jahr herauskommt, die gewöhnliche Form der Pariſer Zeitungen hat, und im Artikel: Politik, wenigſtens vollſtändiger iſt, als dieſe alle zuſammen.

2) Almanache.

Auch in dieſem Fache iſt der ſpaniſche Buchhandel, wie in andern Ländern, unternehmender, als in wirklich nützlichen Werken. Es gibt Almanache für Damen, für Geiſtliche, für Prozeſſirende, kurz für alle Stände und Bedürfniſſe, die aber in der Regel ſo anſpruchslos und wohlfeil ſind, daß man ſie noch nicht als einen Luxusartikel betrachten kann.

Für den Hof- und Staatskalender kann der Kalendario manual y guja de forestferos en Madrid gelten, welcher in der königlichen Druckerei erſcheint. Die erſte Hälfte deſſelben gibt den Civiletat und die genealogiſchen Tabellen, und läßt nur die Hofämter vermiſſen, die man doch auch gerne mit ſo viel Bequemlichkeit kennen lernen möchte, als es durch einen Almanach geſchehen kann. Die andre Hälfte, welche auch beſonders zu haben iſt, enthält den Militairetat zu Waſſer und zu Land, und gibt gelegentlich mancherlei Notizen, die man ſonſt überall vergebens ſuchen möchte.

Almanack nautico y efemerides astronomicas para el ano etc. Calculado da orden de S. Maj. para et observatorio de la isla de Leon. Er erſcheint ſeit 1801 jedes Jahr in Madrid, und iſt mir ſehr gerühmt worden.

Almanack mercantil, o guia de comerciantes hat ſich auch ſchon geraume Jahre her gehalten, und verdient es wirklich. Er leiſtet für Spanien alles, was man wünſchen mag, und iſt ein Handbuch, das nicht wohl ein Kaufmann entbehren kann. Er enthält z. B. das ganze Zollſyſtem, nach den Handlungsartikeln in alphabetiſcher Form, die Verzeichniſſe der angeſehenſten Handlungshäuſer im europäiſchen und indiſchen Spanien, die Fabriken, die nöthigen Nachrichten über den höhern Finanzzuſtand des Landes, die ſo ſehr verwickelten Umſtände über den Handel mit den Kolonien, die Haverien u.dgl. Dabei lieferte er nach und nach die Überſichten ausländiſcher angeſehener Handlungsorte, und iſt, beſonders für den Statiſtiker Spaniens, völlig unentbehrlich.

3) Theologie.

Neues in Rückſicht auf Materie wird Niemand unter dieſem Artikel erwarten. In Rückſicht auf Form wäre noch viel zu leiſten, da es beſonders an vernünftigen Erbauungsbüchern für die meiſten Klaſſen noch durchgängig fehlt. Daß die Geiſtlichkeit ſich gar nicht mit Wiſſenſchaften beſchäftigt, darf man aus dem geringen Umfang der theologiſchen Literatur in Spanien eben ſo wenig ſchlieſſen, als in andern katholiſchen Ländern. So wie die Zeit der Polemik vorüber war, ſchloß ſich der Kreis auch für den beſſern Kopf in derſelben. Er mußte ſein Streben, ſeine Befriedigung in andern Wiſſenſchaften ſuchen; aber zuverläſſig iſt, daß unter den gelehrten Ständen Spaniens der Geiſtliche nicht nur der müßigſte, ſondern der ungelehrteſte iſt.

Originalarbeiten.

Carta sobre la eloquëncia del pulpito. Madrid.

Catecismo pastoral, por D. Salsas y Trillas. 5 Bde. in 4. Madr.

Catecismo de teologia moral del sacramento del orden y de las irregularidades, por A. B. C. M. ib.

El profeta evangelico, ò vertad de la religion christiana en la comunion de la iglesia romana, probada con la autoridad del Profeta Isaias. 2 Bde. ib.

Sermones predicados en Sevilla por D. Manuel Gil. Ecija. Werden ſehr gelobt.

Traduccion literal castellana del salterio de David. Madr. Soll gut ſeyn.

Elementas teologico-morales en forma de dialogo. ib.

La verdad de la religion catolica romana, demostrada con manifiestos testimonios divinos. Madrid.

Manual del Christiano con los exercicios de la mas solida piedad. ib.

Oracion panegirica de San Vicente Paul, por de Aguilon. ib.

Sermon de San Iuan de Sahagun, por Breva. Valencia.

Tratado de la sagrada luminaria, por Villar. ib.

Obras varias en prosa y verso, von der Nonne, Maria de Ceo. 2 Bde. ib.

Obras de Mig. de Santander. 12 Bde. 4. ib.

Compendio de teologia moral, por el P. Charmes. Wird ſehr gerühmt.

La biblia vulgata latina, trad. en espan. y anotada conforme al sentido de los S. S. P. P. por D. Fel Scio, Biſchof von Segovia, die 3te Aufl. Madr.

Sermones escogidos de D. Alonso Nunez, Erzbiſchoff von Merike und Vizekönig von Neuſpanien. 3 Bde. 4. ib.

Suma de los concilios generales, con las adic. del autor, Larrea. ib.

Summa conciliorum Hispaniae, op. Matth. de Villanuno. 4 Bde. 4. ib.

Tratado del apocalipsi de S. Juan, explic. por Lopez. ib.

Praelectiones theologicae, Ant. Gazzaniga, mehrere Bde. Dieſes Werk iſt mehreren Univerſitäten von der Regierung zum Gebrauch anbefohlen worden.

Cartas de Sta Teresa de Jesus. 4 Bde 4. Madr.

Defensa critica de la inquisizion por Macanez, publ. por Soto mayor. Madr., neue Ausgabe.

Interes de la religion y de la monarquia en los casamientos de nuestros principes y infantes, eine Predigt von Agreado ib.

Las obras de San Francisco de Sales, 8 Bde. 8. ib.

Administratio polyglotta sacramentorum viatici et extremae unctionis pro alienigenis in Hispania degentibus, ex rituali romano fideliter depromta, adhibita ad calcem abjuratione a Protestantibus seu e spontaneis facienda, coord. a Planes et Ros. Madr. 4.

Instituciones de teologia pastoral, por Masin, mehrere Bde.

Usus locorum theologicorum in expositione sacrae scripturae, in ejus defensione adversus haereticos, judaeos, gentiles ac saracenos, Ant. Perez. ib.

Homiliario, o colleccion de homilias de los mas excelentes Stos Padres y Doctores de la iglesia. 5 Bde. 4. ib.

Obras del Frayle Luis de Leon. ib.

Obras del Maestro Avila, llamado el apostolo de Andalucia. 7 Bde. ib.

Discurso historico-legal, sobre el origen, progresos y utilidad del S. Oficio de la Inquisicion en España. Valladolid.

Colleccion de santos martires, confesores y varones venerables del clero secular, por de Luque. M.

Ueberſetzungen.

Martianay Kunſt die Bibel zu erklären, a. d. Franz. von Caſtro y Barbeyto. M.

Sturms Betrachtungen, a. d. Fr. 2te Aufl. M. 1803. 4 Bde.

Chateaubriands Geiſt des Chriſtenthums, a. d. Fr. Madr.

Rendets Einleitung in das alte Teſtament, üb. v. de la **Roſa**. ib.

Arte de vivir en paz con los hombres, iſt ein Auszug aus **Nikole's** Werken von dem Biſchoff **Antonio** de Padova, und aus dem Portugieſiſchen ins Spaniſche überſetzt. Es ſoll das beſte religiöſe Handbuch dieſer Nation ſeyn.

4) Rechtswiſſenſchaft.

Originalwerke.

Johannis **Devoti** instit. canon. libri IV. ed. nova. 3 Bde. M.

Instituciones del derecho publico general de España, con noticia del particular de Cataluña, y de las principales reglas de govierno en qualquiera estado, por **Doy** y de Bassole. 3 Bde. Madr. Man wirft dieſem Werk vor, daß es ſehr verwirrt geſchrieben ſey.

Practica criminal, por Alvarez y Posadilla, 5 Bde. 4. M. iſt in Geſprächen abgefaßt.

Arte historica y legal de conocer la fuerza y uso de los derechos nacional y romano en Espana, y de enterpredar aquel por este, y por el propio origen, por D. Fernandez de Mesa. M. in 4., wird gelobt.

Fontes legum XII. tabularum etc. a Rojo de Flores. Madr.

Materia criminal forense, ó tratado universal teorico y pratico de los delitos y delinquentes. M., ſehr zweckmäßig erkannt.

Discurso imparcial de los justos limites, a que se extienden los derechos de los hijos naturales y sus descendientes en Espana. Madr.

Tratado teorico-practico de los juicios de contrabando, por D. Lopez. ib.

Heineccii elementa juris naturae et gentium, castig. et aucta ab Joach. Marin et Mendoza. M.

Historia del derecho natural y de gentes, por Marin. M. 2 Bde.

Instituz. del derecho civil de Castilla, que escribieron los Drés Asso y Manuel, corregidas por Palacios. 2 Bde. 4. fünfte Aufg.

Arte historica y legal de conocer la fuerza y uso de los derechos nacional y romano. M.

Curia Filipica, 2 Bde. M. neue Aufg.

El Corregidor perfecto, por Guardiola y Saez. ib. 2te Aufg.

Illustrac. del derecho real de Espana, por Sala. 2 Bde. ib.

Instit. del derecho public. gen. de Esp. por de Dou. 9 Bde. ib.

Posadilla, comentarios a las leyes de Toro. 2te Aufg.

Larreategui, compend. de los juzgados militares en Esp. 2 Bde. ib.

Perez, tratado de la jurisdiccion ordinaria, para los Alcaldes. ib.

Zamacola, tribunales de Esp. ó Practica de los Juzgados del reyno etc., mehrere Bde. ib.

Colleccion de pragmaticas, cedolas, autos acordados etc. por el Consejo real en el reynado de Carlos III. 3te Ausg.

. . . . del reyno de Carlos IV. 3 Bde. Dieſe beiden Werke enthalten alle weſentliche höhere Regierungsverordnungen von 1760-1804, u. ſtehen in Verbindung mit der

Continuacion y suplemento al prontuario alfabetico y cronologico por orden de materias, con las resoluciones y cedulas del 1802, por Garriga. ib.

Continuacion etc. por el anno 1803. 1804.

Indice de las ordenanzas generales del exercito. ib.

Teatro de la legislacion universal de Espana y sus Indias. ib. 28 Bde. in 4.

Novisima recopilacion de las leyes de Esp. auf Befehl Karls IV. veranſtaltet. ib.

Ueberſetzungen.

Muratoris Werk über die Mängel der Rechtsgelehrſamkeit. Aus dem Ital. von Tercilla. Madr. 4.

Grundſätze des Seerechts, gleichfalls aus dem Ital. ib. 2 Bde. 4.

5) Mediziniſche Wiſſenſchaften.

Auf den Zuſtand dieſer Wiſſenſchaften läßt ſich am leichteſten aus ihren Lehranſtalten ſchließen. Ich kenne ſie ſelbſt nicht genug, um mir darüber ein Urtheil zu erlauben. Laborde's eben erſchienenes, weitſchweifiges Itineraire descriptif de l'Espagne enthält im 5ten Band einen weit anſehnlichen Artikel über dieſes Fach, zu dem ich viel Zutrauen habe, weil er nothwendig von einem Spanier ſelbſt ſeyn muß. Ich hebe, ehe ich zur Literatur ſelbſt übergehe, zuvor eine Stelle aus demſelben aus.

„Die Vorleſungen der Lehrer beſchränken ſich blos auf Erläuterungen, ohne Demonſtration der Gegenſtände, bei welchen dieſes anginge.

Nur auf den Univerſitäten von Valencia und Salamanca werden praktiſche anatomiſche Zergliederungen vorgenommen."

„Nur erſtere Univerſität gibt Aufmunterungsprämien für ihre Zöglinge."

„Auch nur dieſe und die mit ihr genannte beſitzen anatomiſche Theater, Bibliotheken für ihre Schüler, und geben anatomiſche Kurſe."

„Aber auf keiner von allen findet man ein anatomiſches Kabinet, praktiſche Kurſe in der Geburtshülfe, den chirurgiſchen Operationen, und der Pharmazie. Es gibt da weder Vorleſungen in der Chemie, noch Laboratorien, weder Sammlungen für Naturgeſchichte, noch Kurſe in derſelben, weder botaniſche Gärten, noch botaniſche Kurſe, weder demonſtrative Kurſe in der Materia medica, noch in der kliniſchen Medizin."

„Einiges von dieſen wird in beſondern Schulen gelehrt, welche übrigens von den Univerſitäten ganz unabhängig ſind In den drei chirurgiſchen Schulen von Madrid, Barcelona und

Cadiz werden öffentliche anatomiſche Demonſtrationen gehalten. In Madrid und Segovia gibt es Kurſe in der Chemie; Madrid, Cadiz und Cartagena haben botaniſche Gärten mit Vorleſungen in dieſer Wiſſenſchaft. Aber alle dieſe Städte ſind keine Univerſitäten, beſitzen keine weitere mediziniſche Schulen, und ein junger Menſch, der den ganzen Kreis ſeines Fachs durchlaufen will, iſt zu einer anſehnlichen Verlängerung ſeiner Studienzeit und zu beträchtlichen Koſten gezwungen. Auch würde ihm dieſes bei einem Amtsgeſuch nicht einmal einen Vorzug geben.“

„Hierzu kommt noch, daß der chemiſche Kurſus in Madrid noch ſehr unvollkommen iſt; daß der botaniſche Garten und die mit ihm verbundenen Vorleſungen zu Cartagena nur für die Zöglinge der Marine, und die chemiſchen Kurſe in Segovia blos für die der dortigen Artillerieſchule beſtimmt ſind.“

„Philoſophiſche Studien gehen den mediziniſchen nicht voran. Dieſe dauern vier Jahre, und ſind größtentheils noch nach den Grundſätzen des Galenus eingerichtet. Die zwei folgenden Jahre ſchließt man ſich an einen praktiſchen Arzt an, den man zu ſeinen Kranken begleitet, und nach dieſer Zeit treibt man es, ſo wie man eine unbedeutende Prüfung überſtanden hat, auf ſeine eigene Fauſt.“

Hierzu kommen noch andre Mängel. „Wenige Menſchen von einigem Stande widmen ſich in Spanien der Arzneikunde. Meiſt ſind es Leute von der niedrigſten Geburt, ohne Erziebung, ohne Mittel ſich zu bilden, die ſich zu Demüthigungen aller Art hergeben müſſen, um ſich in den Schulen zu erhalten, und daran gewöhnt ſind, wenn ſie dieſe verlaſſen.“

„Meiſt ſind es junge Leute, welche ſchon vorher in Schulen der Theologie oder der Rechtswiſſenſchaften umgetrieben, in dieſen keine Ausſichten gefunden haben, und ſich aus Verzweiflung endlich der Arzneikunde ergeben. Sie haben meiſt ſchon verſchiedene Univerſitäten durchlaufen, machen ihre Reiſe zu Fuß, leben unterwegs von Almoſen, und im Umgang mit den niedrigſten Klaſſen des Volks. Auf der Univerſität ſelbſt wohnen ſie in Dachſtübchen zuſammen, erhalten ihre Nahrung an den Thüren der Klöſter und andrer Wohlthätigen, oder ſie ſuchen bei irgend Jemand zugleich zu häuslichen Dienſten unterzukommen, wo ſie wie die Bedienten behandelt werden, mit dieſen zuſammen ſpeiſen, und auch keinen andern Umgang genießen.“

„Unaufhörlich mit ihrem Lebensunterhalt beſchäftigt, bleibt ihnen natürlich wenige Zeit zum Studieren. Im Winter fehlt es ihnen an Feuer und Licht, und immer an allen Bequemlichkeiten und an Büchern; ihr ganzes Studium iſt daher auf die Vorleſungen eingeſchränkt, die ſie ohne Verſtand nachſchreiben, und aus Mangel an Vorkenntniß ſelten verſtehen können.“

„Manche unter ihnen bleiben ihr Lebenlang Bedienten. Andre beſchäftigen ſich mit mechaniſchen Arbeiten, um ſich ſo viel zu verdienen, als ſie brauchen, um ihre Studien in der Ordnung zu machen. Ehe ſie aber dahin gelangen, iſt die Jugend vorüber, wie man 1791 einen Töpfer geſehen hat, der noch im 40ſten Jahre ſich auf dieſe Wiſſenſchaft zu legen anfing.“ *)

Sollte man nicht glauben, daß hier von Egypten oder einem Staat in der Barbarei die Rede ſey? — Eilen wir zur Literatur, die denn doch eine fröhlichere Anſicht gibt, als die eben eröffnete!

a) Anatomie und Phyſiologie.

Curso completo de anatomia del cuerpo humano, por Bonells y Lacaba. 5 Bde. Madr.

---

*) Der ganze Artikel von Laborde verdiente in größern Umlauf geſezt zu werden, indem er beſonders in dem, was die Regierung zur Aufnahme der Heilkunde und des, mit ihr beſchäftigten, Standes unternahm, ein ſehr karakteriſtiſches Gemälde deſſen gibt, was das gefühlte Bedürfniß einer Veränderung neben Mangel an Einſicht in dem, was man deswegen thun will, für Reſultate hervorbringt.

El nombre fisico, ò anatomia humana fisico-filosofica, por Lor. Hervas. 2 Bde. Madrid.

Compendio anatomico y fisico, por Lopez. 2 Bde. ib.

Fisica del cuerpo humano traduc. del lat. por el D. Coll. ib.

Richerands Anfangsgründe der Phyſiologie, a. d. Fr. 4 Bde. ib.

Bichets angewendete Anatomie. üb. v. Truxille. ib.

Dumas, Elemente der Phyſiologie, üb. v. Carraſco. ib.

Plenks Hygrologie des menſchlichen Körpers. üb. ib.

Blumenbachs Naturgeſchichte des menſchlichen Körpers. üb. ib.

Portals mediz. Anatomie, üb. v. Suelto. ib.

b) Innere Heilkunde.

Discurso medico, donde se dimuestra los danos y perjuicios que causa a la natu-

raeza humana el mal abuso introducido de usar de los parches de cantarides en todos tiempos, etc. por Garcilasso de la Vega. ib.

Observaciones medicas correspondientes al Mese Enero etc., ſind immer fortgeſezt werden, und natürlich von ungleichem Werthe.

Disertacion sobre la calentura maligna contagiosa, que reyno en Cadiz el ano de 1800 etc. por Gonzalez. ib.

Reflexiones acerca de la epidemia que reyno en Cadiz el ano 1800 y medios de atajar los estragos de una peste. ib.

Tratado histor. practico de la vacuna, por Don Vic. Martinez. ib.

Epidemiologia espanola, por Don I. de Villalbo. ib. 2 Bde. Iſt eine chronol. Geſchichte aller Peſten, Seuchen u. dgl. die in Spanien ſeit langer Zeit gewüthet haben, und wird ſehr gerühmt.

Discurso critico de la doctrina del D. Brown, por D. Ant. Hernandez. Val.

Diccionario de medicina y cirurgia, por D. A. B. 4 Bde. Madr.

Del Valle, tratado completo de la flebotomia. ib. Wird ſehr gelobt.

Tratado de las enfermedades endemicas, epidemicas y contagiosas, por D. Ant. Montes. ib.

Tratados medicos de las inflamaciones de la garganta etc. por D. Ant. Mendal. ib.

Tratado, donde se demuestra loque es epidemia y peste, por de la Vega. ib.

Disc. sobre la necesidad de reformar los nombres de las infermedades, y plan por hacerlo, por Salva. ib.

Carta de Hernandez, sobre el sistema de Cullen. ib.

Ciençia de la vida, ó disc. sobre el sist. de Brown, por Cavanella. ib.

Hernandez de Gregorio, disc. crit. de la doctrina de Brown. ib.

Llansol, disc. sobre la incertidumbre y perjuicios del sist. de Brown. ib.

Mendal y Villalva, tratados medicos. ib.

Sistema fisico-med. politicieo de la peste, su preservacion etc. ib.

La Fuente, observac. justificadas y decisivas sobre que la fiebre amarilla pierde dentro de una choza toda su fuerza contagiente, y sobre que se precave tambien y se cura de un modo hasta ahora infalible, con la quina tomada por un metodo absolutamente nuevo. ib.

Curiel, trat. completo de quartanas. ib.

Gonzalez, trat. de las infermedades de la gente de mar, en que se exponen sus causas y los medios de precaverlas. ib.

Carbonel y Bravo, sobre et uso y abuso de la Quimica a la medicina, aus dem Lat. von Villaseca y Auge.

Überſetzungen.

Tourtelle's Elemente der Geſundheitslehre. Aus d. Franz. von Mexia. Madr.

Colon's Werk über die Pockenimpfung, üb. v. Piguilken. ib.

Urſprung und Entdeckung der Kuhpocken, aus dem Franz. von Hernandez, mit deſſen eigenen Bemerkungen. Madrid.

Weikard's Handbuch der prakt. Medizin, aus dem Italien. von Mitjavila y Fiſonel. ib. Eine andre Üb. von Serrano. ib.

Lavedan's Traktat über epidem. Krankheiten; iſt ein Auszug aus mehrern Schriften des Auslands. 2 Bde. ib.

Pinel's Anwendung der analit. Methode, üb. von Guarnerio y Allavena. ib.

Goodwyns, über die Verbindung des Lebens mit der Reſpiration, aus dem Franz. von Larra. ib.

Guyt. Morveau, über die Luftreinigung, üb. v. de la Cruz. ib.

Alibert's Schrift über die Verbindung der Medizin mit den moral. Wiſſenſchaften ꝛc. Salamanka.

Gregory, über die Pflichten, Eigenſchaften und Kenntniſſe des Arztes. A.d.Franz. Madr.

Cathret über die bösartigen Fieber in Philadelphia; auf Befehl der Regierung aus dem Engl. überſezt. Madr.

Moreau de la Sarthe, über die Kuhpocken, üb. v. de **Balmis**. ib.

Anleitung zur Heilung vener. Krankheiten, aus dem Franz. ib.

Tiſſot, über den Onanismus, von **Parada** überſ. Madr.

Colombier's Biblioth. der prakt. Medizin u. Chirurgie. 3 Bde. ib.

Schwediaurs Werk über die vener. Krankheiten. ib.

Quarin, promtuar. med. clin. überſ. mit Zuſäzen von **Lavedan**. ib.

c) Äuſſere Heilkunde.

Nuevo metodo de operas en la hernia crucal, por **Gimbernat**. ib.

Cirurgia forense, de **Fern. del Valle**. ib. wird ſehr geſchäzt.

Curso teorico practico de operac. de cirurgia, por **Velasco**. ib.

Pastor, el perfecto general sobre las operaciones de los partos. Mit K. ib.

Richter, von den Kopfwunden, aus d. Franz. und mit Noten von Trurillo. ib.

Boyer, über Knochenkrankheiten, a. d. Franz. mit Anmerk. von Garcia. ib.

d) Materia medica, Pharmakopie, mediziniſche Polizei u. ſ. w.

Principios y elementos de materia medica, por D. Blasco y Ierro. Alicante.

Explicacion de la naturaleza, principios, virtudes etc. de la farmacopea de Espana, por Rodriquez. M.

Memoria sobre las ventajas y utilidades de la quina buena etc. por Banares. ib.

Disc. sobre las virtudes maravillosas y uso de la planta, Uamada Carqueixe, por Sarmiento. ib.

Hernandez de Gregorio, Dicc. element. de farmacia. 3 Bde. 4. ib.

Pharmacopea hispana, die auf kön. Befehl ausgearbeitet wurde. 3te Ausg. Madr. 4.

Blasco y Xiorra, compend. de mat. medica. ib.

Ruiz, memoria sobre las virtudes y usos de la raiz de la planta llamada Yallhoy en el Peru. ib.

Fodere, über mediz. Polizei, a. d. Fr. von J. D. R. Y. Madr. verſch. Bde.

Tratado de la conservacion de la salud de los pueblos, por Bails. ib.

e) Naturgeſchichte.

Ant. Ios. Cabanilles, icones et descriptiones plantarum, quae aut sponte in Hispania crescunt, aut in hortis hospitantur, verſchiedene Bände von dieſem Werk fallen noch in unſre Periode.

Descripcion de las plantas, que D. Ant. Ios. Cabanilles demostró en las lecciones publicas del 1801. Madr.

Überſ. v. Buffons Naturgeſchichte durch Clavijo y Faxardo. Madr. noch nicht geendigt.

Flora Peruviana et Chilensis, auctoribus Hipp. Ruiz et Ios. Pavon. fol. maj. verſch. Bde. Madr. Beide Verfaſſer machten ihre eilfjährige Reiſe auf königlichen Befehl. Das Werk iſt das erſte der Art in Spanien erſchienene, auf Koſten der Regierung gedruckt, und wird mit illuminirten und ſchwarzen Kupfern verkauft. Außer dieſem wird ſchon lange nach Cabanilles Idee an einer vollſtändigen Flora von Spanien gearbeitet. Die dazu beſtimmte Sammlung iſt ſehr reich, durch die Bemühungen vieler Gelehrten zuſammengeſezt, und enthält eine Menge noch unbekannter Pflanzen.

Descripcion geognostica de las rocas que compon. la parte solida del globo terrestre, aus verſch. deutſchen Werken ausgezogen von D. Chriſt. Herrgen. M.

Observaciones sobre el galvanismo. ib.

Indagaciones sobre el estanado del cobre, la vaxilla de estano y el vidriado, por D. L. Proust. ib.

Humbolds Verſuche über den Galvanismus, aus dem Franz. Madr. 2 Bde. 4.

Observaciones sobre el clima de Lima y sus influencias en los seres organizados, y special mente en el hombre, por D. Don Ios. Hip. Unanue. Lima 1806. 4. Die ſpaniſchen Kritiker haben dieſes Werk eines Peruaners ſehr gerühmt, und einer derſelben wirft es ſeinen Landsleuten vor, daß eine ähnliche Arbeit nicht zuerſt in Madrid erſchienen ſey. Er findet den Grund hiervon in der Indolenz ſeiner Nation und dem Handwerksneid der Aerzte. Dieſe Schrift enthält unter andern eine ſehr merkwürdige Klaſſifikation der, in Lima wohnenden, Kaſten. Der Verfaſſer will ſeine Bemerkungen in einer Fortſetzung über die ſämmtlichen ſpaniſchen Kolonien ausdehnen.

Tratado de aves, por Arfe y Villafane. Madr. verſchiedene Hefte.

Reflexiones sobre el uso de las aguas termales de Trillo, por Allavena. ib.

Descripcion de los banos de Arnadillo, y analisis de sus aguas, por Bueno. Madr.

Gimbernat, extracto de una carta sobre sus observaciones geologicas, hechas por real orden en las cordilleras de los Alpes. ib.

Exposicion de la doctrina del Dr. Gall. ib.

Trat. de las aguas medicin. de Salam-Bie (Salcedon) escr. en lettra arabe por Agmer-Ben-Ab-Dalá, Medico de Toledo en el a. 1504. traduc. con not. por Pizzi Frangeschi. Madr. 4.

f) Chemie und Naturwiſſenſchaft.

Observaciones sobre el sistema de los conocimientos quimicos, hechas por D. Luis Proust. Madr.

Nomenclatura quimica, por D. P. Gutierez Bueno. Madr. 2te Aufl.

Fourcroy's chemiſches Wörterbuch, überſetzt von Piquillen. ib.

Compagnoni's phyſikal. u. chemiſche Briefe,

aus dem Ital. von Sabater y Anglada. Barcelona. 2 Bde.

Observaciones sobre el galvanismo. Madr.

Trat. del xabon acido ó xabon sulfurico de la nueva nomenclatura, por de la Paz Rodriguez. ib.

Curso de Quimica general, aplicada a las artes, por Cristobal y Buach. verſch. Bde. ib.

Fisiologia quimica por Ponce de Leon. ib. 2 Bde.

6) Philoſophie.

Carta, en que se prueba, que todos los entendimientos son iguales, por Foronda. Madrid. — Die Abſicht des Verfaſſers geht dahin, zu beweiſen, daß alle Menſchen gleiche Anlagen zur Ausbildung, und Klima, Temperament u. dgl. gar keinen Einfluß haben.

Amenidades filosoficas. ib. Meiſt überſezt aus den Maximen u. Bemerk. des Oxenſtierna.

Armonia de la razon y la religion, aus dem Portugieſiſchen des Almeida, von Vasquez. ib. 2 Bde.

Coleccion de filosofos moralistas antiguos, aus d. Franz. von Ataide y Portugal. ib. mehrere Bde.

Muratoris Moralphiloſophie, überſ. v. Morales. ib.

Philosophiae dogmata Joan. Duns. Scoti, doctrinis accommodata studio Ferrari. ib. 3 Bde.

Instit. philos. P. Franc. Jacquier, auct. et corr. a Carrera. ib. 3te Ausg.

Überſetzungen verſchiedener Schriften von Maupertuis und Condillac.

Elementa philos. in usum adolescentium ex probatis auctoribus, adornata, a Franc. Laur. Altieri. ib. 4 Bde. 11te Ausg.

Carli's Anfangsgründe der Moral, aus dem Ital. von Munarriz. ib.

7) Geſchichte.

Die Spanier beſitzen, wie Jedermann weiß, mehrere vorzügliche alte Geſchichtſchreiber, als da ſind **Mariana**, **Zurita**, **Morales** u. a. deren Werth übrigens im Ausland höher angeſchlagen iſt, als in ihrem Vaterland. Indeß fehlt es, troz den Verſuchen, die in der anſtehenden Literatur aufgeführt werden, Spanien, gleich den meiſten andern Staaten, noch an einer guten bürgerlichen Geſchichte, an die man natürlich unter den **Bourbons** nicht denken konnte, welche aber von den neueſten Veränderungen zu hoffen iſt. Uebrigens hat das hiſtoriſche Weſen in dieſem Lande viel ähnliches mit dem italieniſchen. Es ſind eine Menge Materialien aufgehäuft, aber nicht verarbeitet. Die Geſchichte Spaniens zerfällt auch in ſo viele einzelne Theile, wie in Italien. Jede Stadt hat ihren Geſchichtſchreiber, er mangelt ſelbſt manchen Dörfern nicht einmal — aber von der Geſchichte des Auslands weiß man beinah gleich wenig. Dieſe Südvölker ſind ſich in Allem ſo ſelbſt genug; daß wenn ſich die Nordländer nicht häufig genug in ihre Angelegenheiten miſchten, ſie auch in dieſem Fache auf der niedrigſten Stufe ſtehen geblieben wären, über die ſie ſich nur wenig erheben haben.

a) Profangeſchichte.

Anquetils Univerſalgeſchichte, überſ. v. Franc. Vasquez. Madr.

Garcilaso de la Vega, histor. general del Peru. M. 1801. Neue Ausg. in 13 Bden.

— — historia de la Florida, gleichfalls 4 Bde.

El Censor en la historia de Espana, iſt eine ganz vorzügliche Kritik der Schriften von Masdeu, Ocampo, Mariana u. a. von Don Vic. Perez el Sebatienſe. ib.

Carta africana, por Cisneros. ib. iſt eine Erzählung deſſen, was den 8 u. 9 Oktob. 1790 in Oran vorging.

Historia de los naufragios, por Marques y Espejo. ib. mehrere Bde.

Vida de Bonaparte. ib. mehrere Bde.

Noticias historicas y critias acerca de los mas celebres Ingleses, que actualmente viven. ib. 2 Bde.

Notic. hist. de las tres provincias Vascongadas. ib. 2 Bde.

Questiones criticas sobre varios puntos de historia economica, politica y militare, por Capmany. ib.

Coleccion de los principales hechos de la historia de Espana y de la sagrada escritura, por de Almela. ib. Iſt in Form des Valerius Maximus für die Jugend geſchrieben.

Memorias sobre la vida de Fox. ib. Wahrſcheinlich eine Ueberſetzung.

Importareia de la historia de la marina espanola, por Vargas y Ponce. ib.

Compendio de la historia de Espana, por D. Jos. Ortiz y Sanz. ib. 7 Bde.

Vidas de Espanoles celebres, por D. M. J. Quintana. ib. mehrere Bde.

Ensayo de una historia de las pelucas, por Rapsodia. ib.

Historia del luxo y de las leyes suntuarias de Espana, por Guarinos. ib. ſehr vorzüglich.

Varones ilustres de la marina espanola, por Vargas y Ponce. ib.

Compendio de la historia de Grecia, por Escosura. ib.

Eine Geſchichte der Schiffahrt und des Handels der Alten, aus dem Franz. überſ. ib.

Rudimentos historicos. ib. Für die Jugend.

Historia de la administracion del Lord North, por D. P. P. de A. ib.

Disc. sobre el origen, antiguedad y progresos de los positos, por Elias y Robert. ib.

Cadiz Fenizia, con el examen de varias noticias antiguas, que conservan los escritores hebreos, Fenizios y Arabes, por Ibanez. 3 Bde. 4.

Viera y Clavijo, notic. de la hist. gen. de las islas de Canaria ib. 4 Bde.

Vida de Dessalines. ib.

Malcorra y Aranza, del comercio de los Romanos des de la primera guerra de Cartago hasta Constantino el magno. ib. fol.

Saez, demonstrac. histor. del verdadero valor de todas las monetas, que corrian en Castilla durante el reyno de Henrique IV. ib.

Histor. de la isla de S Domingo, continuada hasta los ultimos acontecimientos. ib.

Origen español de Pio VII, por Masdeu. ib.

Ruina de Inglaterra, probada con la historia maritima del globo. ib. 2te Aufl.

Vida de Nelson; aus dem Portugieſiſchen überſetzt. ib.

Historia antigua y moderna de Jumilla, por Lozano. ib. fol.

b) Kirchengeſchichte.

Espana sagrada, por Man. Risco, Auguſtinermönch. Madr. mehrere Bände dieſes großen Werks fallen noch in unſre Periode.

Historia de los sagramentos, aus d. Franz. des Chardon, mit Anmerk. von Echardi. ib. mehrere Bde.

Teatro historico de las iglesias del reyno de Aragon, por el Fr. Ramon de Huesca, Kapuzinermönch. ib. mehr. Bde.

Berrault Bercaſtels Kirchengeſch. überſ. ib. 1807 erſchien der 17te Bd.

Resumen histor. de la Fundacion, progresos etc. de los Templarios. ib. enthält nichts Neues.

Compend. cronol. de la hist. eclesiast. A. d. Franz. des Macquer. ib.

Semana hispana - vascongada, ó monumento humano el mas antiguo de todos los del orbe, que de una vez prueba la existencia de la religion verdadera en la primitiva edad del mundo y de la na-

cion hispano-vascongada, por Sorreguieta. ib.

Resumen, ó indice sumario de la histor. eclesiast. por Amat. ib.

Ueberſ. von Ducreux, Kirchengeſchichte. 7 Bd. in 4. ib.

Ueberſ. von Paſtorets Schrift, Moſes als Geſetzgeber und Moraliſt, von Vela y Olmo. ib.

Tratado de la iglesia de J. C. ó histor. eclesiast. por Amat, Beichtvater Karls IV. 13 Bde. 4. ib. neue Ausg.

El Santo Concilio de Trento. ib.

Hist. de los Caballeros de S. Juan de Jesus. ib.

Paſterini's Kirchengeſchichte, aus d. Franz. von Lereu. ib. 3 Bde.

Caparros, hist. sagrada de ambos testamentos. ib. 8 Bde.

c) Literargeſchichte.

Ensayo sobre el origen, progreso y estado de la histor. natural entre los antiguos anteriores a Plinio, por Saavedra. M.

Bibliot. antig. de los escritores aragoneses, que florieron desde 1-1500. 4 Bde. 4. Zaragoza.

Bibl. nueva de los escrit. aragon. desde 1795-1802, por Latasa y Ortin. Madr.

Los dos siglos de la literatura francesa, el de Luis XIV y XV. ib.

Ensayo sobre la historia de la Filosofia, por Lapena. 3 Bde. ib.

Disert. histor. sobre las sociedades, colegios y academias de Europa, y en particular de Espana, por Idiaquez. ib.

Erudicion espanola, y noticia de los hombres ilustres de Espana, ciencias y artes, en que florecieron, aus dem Latein. des D. Nic. Antonio. ib.

Libreria de Jueces de Martinez, concluida por de Iguera. ib. 8 Bde.

Ueberſetzung von Villasboas (Beichtvaters des Prinzen von Braſilien), Geſchichte der Kanzelberedſamkeit. ib.

8) Geographie und Statiſtik.

Es war eine Zeit in Spanien, in welcher dieſes Fach zu einer Höhe zu gelangen Hoffnung gab, wovon man damals im übrigen Europa vielleicht noch gar keine Idee hatte. Natürlich bezog ſich Alles auf die Kenntniß der ſpaniſchen Beſitzungen; allein dieſe umfaßten einen ſo anſehnlichen Theil der Erde, daß es wohl gerade ihr Umfang geweſen iſt, welcher das Bedürfniß nach einer ſtatiſtiſchen Kenntniß derſelben herbeigeführt hat. Da ich Gelegenheit habe, etwas über das Hiſtoriſche dieſer Wiſſenſchaft in Spanien zu ſagen, ſo will ich ſie hier nicht ungenützt laſſen.

Das Aelteſte, was in dieſem Fach in Spanien geſchehen iſt, beſteht wohl in der Descripcion ó historia de Espana, von dem berühmten Araber, Al-Razi, oder Rais, wie er auf dem Titel dieſer Schrift heißt. Das arabiſche Original hat man bis jezt nicht auffinden können, und die Überſetzungen, welche noch davon in vielen Händen ſind, ſind mehr oder weniger fehlerhafte und vollſtändige Abſchriften erjenigen Überſetzung, welche der König Dionyſius von Portugal zwiſchen dem 13. und 14ten Jahrhundert davon machen ließ. Man hat mich verſichert, daß ein gewiſſer Don Diego Clemencin ſchon lang an einer kritiſchen Ausgabe dieſer, gewiß ſehr merkwürdigen, Schrift arbeite.

Auf dieſe Schrift kommen, der Zeit nach, verſchiedene geographiſchen Arbeiten von dem gelehrten König, Alphons X., welche noch in der Handſchrift im Eſkorial, und beſonders auf der Univerſitätsbibliothek von Alcala aufbewahrt werden, und deren Herausgabe, mit Einſchluß der mathematiſchen Werken, ſchon vor mehrern Jahren der ſpaniſchen Akademie von der Regierung zur Pflicht gemacht worden iſt.

Das Weſentlichſte wurde aber unter König Philipp II. für die Statiſtik Spaniens unternommen. Sein Gedanke und die Art der Ausführung deſſelben hat viel Aehnliches mit der Unternehmung, welche gegenwärtig in Bezug auf die Statiſtik von Frankreich auf Kaiſers **Napoleons** Befehl angefangen iſt. König **Philipp** ließ nemlich im Jahr 1575 an alle Prälaten und Intendanten ſeines Reichs den Befehl ergehen, nach gewiſſen vorgeſchriebenen Fragen, ſtatiſtiſche Abriſſe ihrer Abtheilungen einzuſenden. Die Sache wurde aber nicht ganz ausgeführt; indeß befinden ſich im Eskorial ſechs Bände Handſchriften, welche die erſten Reſultate enthalten. Nicht glücklicher war der nämliche König in dem Geſchäft, welches er ſeinem Arzte, **Hernandez**, aufgetragen, die Naturgeſchichte von Amerika zu beſchreiben. An Fleiß ließ dieſer Mann es nicht fehlen, ſo wenig als der König an den Koſten, die ſich auf 60,000 Dukaten beliefen. Die Materialien verlangten nur noch ihre Ordnung, und ſo blieben ſie liegen, bis der ital. Arzt **Recho** einen Auszug daraus machte, und ihr gröſter Theil in einem Brande des Eskorials zu Grunde ging.

Unter **Philipp** V. wurde die frühere Unternehmung **Philipps** II. beinah nach ſeinen

Inſtruktionen wieder vorgenommen. Allein die Sache gelangte nur zu einer Karte der Umgebungen von Madrid, und einem Vorrath ungeordneter Materialien.

1749 gab König **Ferdinand** VI. neue Befehle für die Ausführung des alten Planes. Die Arbeiten dauerten acht Jahre, koſteten ſechs Millionen, und lieferten eine Menge Materialien, aus welchen Don Franc. **Nifo** 1763 in dem Correo general ſehr intereſſante Auszüge zu liefern angefangen hat.

Unter **Karln** III. endlich erſchien die erſte ſpaniſche Bevölkerungstabelle. Eine zweite erfolgte 1787, und eine dritte 1801, welche leztere im Jahr 1797 aufgenommen worden war.

1785 gab der Marineminiſter Befehl, genaue Karten von allen ſpaniſchen Beſitzungen aufzunehmen. Der Eſkadrechef, Don Vic. **Tofino** de S. Miguel erhielt den Auftrag, ſie alle zu ordnen, und ſo entſtand der Atlas maritimo espanol, welcher von den ſpaniſchen Kritikern lächerlich genannt wird — wahrſcheinlich, weil er über die Maaßen ſchlecht iſt.

1789 erſchien auf höhern Befehl der Nomenklator, welcher die Namensliſte aller Orte, ihrer Beſitzer und ihre Bevölkerung enthält. Er iſt aber höchſt fehlerhaft.

1795 wurde Befehl gegeben, eine genaue Karte von Spanien aufzunehmen, wozu man auch viele Inſtrumente in London kaufen ließ. 1796 wurde das Korps der Ingenieurgeographen errichtet, denen die Ausführung übertragen ward, und von denen man ſich viel verſprach. Natürlich wurde alles das nur ſchwach durch die Karten von Don Tomas und Don Juan Lopez erſetzte *.

Das in unſre Periode Gehörige geht aus

---

*) In ihrem Atlas hat man mir nur die Provinz Extremadura vorzüglich genannt. Die übrigen ſollen alle nach alten Karten, und nicht nach wirklichen Meſſungen verfertigt worden ſeyn. Der hydrographiſche Atlas von Spanien wird aber ſehr in Spanien geſchätzt.

folgendem literariſchen Verzeichniß hervor. Ich nehme zuerſt, was ausſchließend die ſpaniſchen Beſitzungen betrift.

Diccionario geografico-historico de Espana, por la real Academia de la historia. B. 1 u. 2. fol. Madrid. Dieſe Arbeit war der Akademie, die ſich auf dem Titel genannt hat, ſchon lange aufgetragen, aber von ihr mit einer Langſamkeit ausgeführt werden, die der Karakter aller literariſchen Unternehmungen der Spanier, und aller ſogenannten akademiſchen Arbeiten überhaupt iſt. Nach langen Erwartungen erſchienen endlich dieſe beiden Bände, welche nichts, als die erſte Sektion, d. h. die Provinzen von Navarra, Biskaya, Alava und Guipuzcoa enthalten. Die Ordnung iſt alphabetiſch, und das ſcheint mir bei einem ſolchen Werke unzweckmäßig, indem es keine Ueberſicht erlaubt, eine Menge Wiederholungen nöthig macht, und dennoch manche nothwendige Notiz nur mit größter

Mühe finden läßt. Dieſes möchte wohl der Hauptvorwurf ſeyn, den man dieſem Dictionnaire machen dürfte. Die Ausführung ſelbſt iſt mit einer Genauigkeit und Gewiſſenhaftigkeit, die bei den Spaniern nicht überraſchen können, aber auch mit einer geſunden Kritik und freien Anſichten geſchehen, welche Niemand erwarten würde.

Corografia de la provincia de Toro, por Gomez de la Torre. 4. Madr.

Plano y descripcion de Madrid. ib. Neue Ausgabe des einzigen, bei weitem aber noch nicht vollſtändigen Werks der Art für Fremde, mit einer Menge ſehr genauer Plane.

Elementos de la geografia astronomica natur. y politica de Espana y Portugal, por Antillon. ib. Ein ſehr brauchbares, für die Jugend beſtimmtes Buch.

Memorias polit. y econom. sobre los frutos, comercio, fabricas y minas de Espana, por Ruga. ib. Von dieſem etliche 40 Bände ſtarken Werke fallen noch mehrere in unſere Periode. Es enthält alle, auf den Gegenſtand beziehende Regierungsbefehle und Verordnungen, und iſt als Materialienſammlung für den Statiſtiker Spaniens von großer Wichtigkeit.

Labrada, descripcion economica del reyno de Galicia. Madr. fol.

Allgemeine Statiſtik u. Geographie.

Carta esferica del grande Oceano, con an analisis, en que se manifiestan los fundamentos, sobre que se ha construido, por Don Isid. de **Antillon**. ib. 4. Mehrere Hefte, die zum ſpaniſchen Atlas gehören, welchen **Antillon** auf königl. Befehl herausgibt.

Guthrie's Geographie, aus dem Franz. ib. Mehrere Bde.

Compendio geografico stadistico de la Confederacion del Rhin, por **Requero**. Ein Auſz. aus den deutſch. Statiſtikern, und wahrſcheinlich nach einem franz. Werke bearb.

Londres y los Ingleses. Madr.

Algarotti's Briefe über Rußland, aus dem Franz. von Tamayo. ib.

Discurso hist. polit. sobre el estado actual de las islas britanicas. ib.

Quadro polit. y militar de las principales potencias de Europa. Mehrere Bde. ib.

De Luque's Statiſtik von Rußland. überſ. ib.

Principios de geografia fisica y civil, por de Antillon. ib.

Langier de Taſi's Werk über Algier, überſ. und mit Anmerk. von Clariana.

Noticia del antiquo y nuevo mondo. ib.

Clemente y Miro, geografia moderna. ib. Mehrere Bände.

Zakard's Diktionnaire der Geographie, überſetzt und in Bezug auf Spanien erweitert von Vegak. Mehrere Bände.

Zugabe.

Mit der königlichen Druckerei in Madrid iſt eine Chalkographie verbunden, welche viele

Charten gedruckt hat. Da dieſe außer Spanien wenig bekannt ſind, ſo will ich ihr Verzeichniß mit deren Preiſen hier beifügen, ohne dabei auf die Zeitperiode, die ich umfaſſe, Rückſicht zu nehmen.

Atlas maritimo de Espana, trabajado por D. Vicente **Tofino**, groß folio. auf hell. Papier 590 Realen, und auf beſſerem 620 R.

Atlas ó Coleccion particular de cartas, planos y vistas de las costas de Espana y su correspondiente de Africa en el Mediterraneo, zu 355, 245 und 231 Realen, je nach der Schönheit des Papiers.

Atlas ó Coleccion particular de cartas, planos y vistas de las costas de Espana en el oceano, zu 386 u. 372 Realen.

Folgende ſind die einzelnen Blätter dieſer größern Sammlungen mit ihren Preiſen:

Carta esferica del globo terraqueo	6 Real.
Carta general del Oceano atlantico y occidental	16 —

Carta general del Oceano meridional	16	Real.
— esferica del golfo de Gascuna y canales de la Mancha y Bristol	12	—
— — de la peninsula de Espana	12	—
— — de las islas Antillas, con parte de la Costa firme, hasta Cumana	12	—
— — de las islas caribes de Sotavento	12	—
— — de una parte de las islas Antillos, las de Puerto rico, Sto Domingo, Jamayca y Cuba .	18	—
— — che comprehende desde el rio Guaurabo hasta boca grande en la parte meridional de la isla de Cuba	12	—
— — del mar de las Antillas y de las costas de Tierrafirme desde la isla de Trinidad hasta et golfo de Honduras etc.	20	—
— — que comprehen delos demboques al Norte de la isla de S.		

Domingo y la parte oriental del canal viejo de Bahama . .	12 Real.
Carta esferica de una parte del canal viejo de Bahama y placeres adyacentes desde punta de Maternillos hasta la de Icacos	15 —
Nueva Carta del Canal de Bahama, que comprehende tambien los de Providencia y Santaren, con los baxos islas y sondas al E. y al O. de la peninsula de la Florida	15 —
Carta esferica, que comprehende las costas del seno mexicano	18 —
— — del rio de la Plata, con la sonda y las principales vistas de los puntos de recalada, y con los planos de los puertos de Mal donado y Montevideo	15 —
— — de las costas de la America meridional desde el paralelo de 36° 30' de la latid. Sur hasta el cabo de Hornos	15 —

Carta esferica de las costas de Chile	15	Real.
— — de una parte de la costa del Peru, desde el paral. de 7° hasta 21° 45′ Sur	15	—
— — de la costa occid. de America de 7° de lat. Sur hasta 9° de lat. N.	15	—
— — de los reconocimientos hechos en 1792 para examinar la entrada de Fuca y la internacion de sus canales navegables. 2 Bltr.	30	—
— geogrâfica de la provincia de Quito y sus adyacentes, hecha sobre las observac. astron. y geograf. de los Academicos reales de las **Ciencias de Paris,** y de los Senores D. Jorge Juan y D. Ant. de Ulloa. In 4 Blättern	30	—
Plano geometr. del puerto y capital de la isla de Puerto rico	6	—
— — del puerto y ciudad de la Havana	6	—
— — de puerto de Veracruz .	6	—

Plano geometr. de puerto-Cabello, y de los de Guayra y Barcelona en la costa firme	10 Real.
— — de los puertos de S. Elena y de Melo en la costa patagonica	8 —
— — del puerto de S. Carlos en la isla de Chiloe en la America meridional	8 —
— — de los puertos de Valdivia y la rada de S. Juan Bat. en la isla de Juan Fernandez	8 —

9) Reiſen.

In dieſem Artikel dürfte man von den Spaniern viel Vorzügliches erwarten, da ihre Kolonien zu den intereſſanteſten Ländern der andern Hemiſphäre gehören, und noch wenig bekannt ſind. Letzteres iſt nun freilich das Intereſſe der Regierung; allein, wenn ſich die Reiſenden blos auf Naturgeſchichte u. dgl. beſchränkten, ſo hat ſie an dem Beiſpiel des Hrn. v. **Humbold** gezeigt, wie ſie dergleichen

Unternehmungen, ſtatt zu hindern, im Gegentheil befördert. Auch hat ſie ſelbſt verſchiedene unterrichtete Männer auf Reiſen geſchickt, und ich will hier in Kurzem dasjenige anführen, was mir von den Mitwirkungen der Regierung in dieſem Fache bekannt iſt.

Oft wurden zu verſchiedenen Zeiten Fahrzeuge zu Unternehmungen der Art ausgeſchickt. Die lezte, von der ich weiß, wurde durch die Goeletten, el Sutil und la Mexicana im Jahr 1792 gemacht.

Die beiden Botaniker, Ruiz und Pavon, machten langjährige Reiſen in den ſpaniſchen Kolonien. Die oben angeführte flora Peruviana iſt eins der Reſultate derſelben.

1807 reiſten noch auf königliche Koſten Don Juan Tafalla und ſein Zögling, Don Juan Manzanilla, in Peru.

Don Man. Vacas Merino machte auf königl. Befehl eine Reiſe nach Marokko, um das vulg. Arabiſche zu ſtudieren.

1788 wurde der, ſchon unter Karln III

gehegte Plan einer architektoniſchen Reiſe durch Spanien auszuführen angefangen, aber durch mehrere Umſtände wieder unterbrochen.

Der Bruder Jayme Villanueva machte eine literar. Reiſe durch die ſpaniſchen Kirchen und Klöſter, wovon einige Reſultate bekannt geworden ſind.

Don Juan Sanchez Cisneros machte 1805 eine Reiſe zu Fuß durch verſchiedene der merkwürdigſten Gegenden Spaniens, und machte beſonders in der Mineralogie ſehr ſchöne Entdeckungen. Im Druck iſt indeß noch nichts davon erſchienen.

Einige andere hierher gehörige Nachrichten findet man unter dem Artikel: Statiſtik.

El viagero universal, eine groſe Sammlung, die zum Theil noch in unſre Periode fällt, und eine Kompilation aus den beſten Reiſebeſchreibungen iſt. Sie erſcheint in Madrid, und ihr Herausgeber nennt ſich blos D. P. E. P.

Viage literario a las iglesias de Espana, por

Villanueva, enthält viele ungedruckte Sachen, aber meiſt blos von theologiſchem Inhalte.

Eleccion de viages modernos, tradac. por Espejo, iſt das Werk von Adams. Madr. 5 Bände.

Viage de Espana, Francia y Italia, por Cruz y Bahamonde, en los anos 97–99. Mehrere Bände, und erſt kürzlich in Madrid erſchienen. Nach dem, was ich davon geſehen habe, zu urtheilen, hat dieſes Buch keinen Werth für das Ausland.

Viage arquitectonico-antiquario de Espana, por D. Jos. Ortiz. Madr. fol. Es iſt bis jetzt nur der erſte Bd. erſchienen, der die Ruinen von Sagunt enthält, und nichts Neues liefert.

Relacion del viage hecho por las goletas Sutil y Mexicano en el ano de 1792, para reconocer el estrecho de Fuca etc. ib. Mit einem Atlas.

Barthelemy's Reiſen des Anacharſis, wurde in Madrid nachgedruckt.

10) Staatswiſſenſchaft.

Bielefeld's polit. Werke überſ. von de la Torre y Molinedo. 6 Bde in 4. Madr.

Semanario de agricultura y artes dirigido á los purrolos. 8 Bde. ib. Auf Befehl der Regierung geſchrieben.

Cartas sobre la policia, por Foronda. ib. Ein ſehr prakt. Werk über das Polizeiweſen.

Colbert's Vorſchlag über die Aufnahme des Handels, überſ. von de Silva y Ayanz. ib.

La Rochefaucauld Liacourt, über die Gefängniſſe von Philadelphia, a. d. Franz. von Arquellada. ib.

Manual de gobierno y administracion de los posit. del reyno, por Guardiola y Saez. ib.

Causas practicas de la muerte de los ninos expositos en sus primeros anos etc. por Uriz. Pamplona. 2 Bde. 4.

Disertacion sobre la muchedumbre de ninos, que mueren en la enfancia, y modo de remediarla etc. por Don Ant. Arteta.

Zaragoza. Sehr gut, und auf höchſt merkwürdige Erfahrungen gegründet.

Memoria sobre los ganados de Galizia, considerados relativamente a la economia politica. por D. P. S. B. Madr. Sehr gut.

Disc. sobre la libertad, facilitad y utilitad del comercio interior, por Banquori. ib.

Guia ó estado general de la real Hacienda de Espana, ib. Erſcheint jedes Jahr, und iſt für den Geſchäftsmann faſt unentbehrlich.

Garnier's kurze Darſtellung des Smith'ſchen Syſtems, aus dem Franz. ib.

Origen, progresos y estado de las rentas de la Corona de Espana, su gobierno y administracion, por D. Fr. Gell. Fernandez. ib. Mehrere Bde, u. ſehr brauchbar.

La Monarquia, por Zunigo. ib.

Say, über politiſche Oekonomie, überſezt. ib.

Verdadera idea de un principe formada de las leyes del reyno, por D. Ant. Medrano. ib.

Investigaciones sobre el estado politico y religioso de los Indios. ib.

Elementos del comercio, manufacturas y industria, por D. Carlos Maur. 2 Bde. Madrid.

Datos, sobre algunas leyes ingleses, que han contribuido al poder de la gran Bretagna en persuicio de las demas naciones. ib.

Monteſquieu's Geiſt der Geſetze, für Spanien zugeſchnitten von Garriga. ib.

Bauche's Schrift über die Schiffahrt nach Oſtindien, überſ. von dem Schiffskapitain de Cevalles. ib.

Verſuch über das Getraideweſen in polizeilicher Rückſicht, auf königl. Befehl aus dem Franz. überſezt. ib.

Wand's Grundſätze der polit. Oekonomie, überſ. von dem Marineoffizier Smit. ib.

Sistema de gobierno economico para la America, por Campillo y Corio. ib.

Genoveſi's Vorleſungen über Handel und

Staatsökonemie, aus dem Ital. ib. 3 Bde. Neue Ausg.

Memoria sobre el privilegio, que gozan los cosecheros de vino de Granada. ib.

11) Landwirthſchaft, Technologie u. dergl.

Rozier's Wörterbuch, überſ. von Guerra. Madrid. Viele Bände.

Tratado de la huerta, ó metodo de coltivar toda clase de hortalizas, por D. Claudio Boutelon. ib.

El Aceyte, von Meſino. ib. wird ſehr gerühmt.

Antorcha de colmeneros, ò tratado econom. de Abejas, por Ribas y Perez. ib.

Tratado practico de Colmoneros etc. ib.

Doyle, trat. sobre el cultivo, uso y utilidades de las patatas. ib.

Duhamel de Monceau, Elemente des Ackerbaues, überſezt von Ortega. ib.

Vallejo, nuevo uso del arado comun para labores profundos. ib.

Gutirriez Bueno, arte de tintoreros de seda. Madr.

Morla, arte de fabricar polvora. ib. 5 Bde.

Mor de Fuentes, metodo facil y economico para limpiar los canales navigables, puertos etc. ib.

Segretos raros de artes y oficios. ib. Eine nützliche Sammlung in mehrern Bänden.

Ensayo sobre el blanqueo de los lienzos, segun se practica en Irlanda, Escocia y Holanda, a.d.Engl. des Home. ib.

Metodo de economizar el combustible en nuestras casas. ib.

Dictamen dado por una brigada de oficiales del real cuerpo de artilleria sobre un carro de nueva invencion, por Herrarte. ib.

Instituz. paragrabar en cobre. ib.

Bueno, metodo practico de estanar las vasijas de cocina. ib.

Tratado de bilar, devanar, doblar y torcer las sedas segun el metodo de Vaucanson, por Lapayese. ib.

12) Mathematiſche Wiſſenſchaften.

Principios de matematicas, puras y mixtas. Madr. 22 Hefte.

Instituciones del calculo diferencial y integral, con sus aplicaciones à las matematicas puras y mixtas, por Don Jos. Chaix. Madr. Mehrere Bde.

Curso y efemerides del nuevo planeta descubierto en Sicilia por Piazzi, calculades en Valencia, por E. B. D. L. P. Madr.

Curso de estudios elementales de marina, escrit. de Orden de S. Maest. por Don Gabr. Ciscar (Linienſchiffskapitain). Mehrere Bände. *

---

*) Ich will hier die Bemerkung beiſetzen, welche mir in einem ſpaniſchen Schriftſteller als neu

Explicacion de varios metodos graficos para corregis las distancias lunares con la aproximacion necesaria para determinar las longitudines en la mar, y para resolver otros problemas interesantes de la astronomia nautica. Von demſelben Verf. Madr. 4.

Memoria sobre un nuevo metodo general para transformar en series las funciones transcendentes, precedido de otro metodo particular para las funciones logaritmicas y exponenciales, por D. Jos. Chaix. ib.

Curso militar de matematicas sobre las partes de esta ciencia pertenecientes al

---

aufgefallen iſt; „daß in Spanien die erſten Werke über das Marineweſen geſchrieben wurden. Den Anfang machte das von Pedro de Medina, welches ſchon 1554 ins Italieniſche überſezt wurde.“

arte de la guerra, por Padilla y Arcos. Madr. mehr. Bde. zwete Ausgabe.

Discurso sobre la astronomia, por D. C. Maur. ib.

Escuela aritmetica, por Ant. Mesa. ib.

Memoria sobre la curvatura de las lineas en sus diferentes puntos, sobre el radio de curvatura, y sobre las evolutas, por Vallejo. ib.

Disertaciones fisicas sobre el movimiento de los astros, por Feria y Castillo. ib.

Giannini, curso matematico para la ensenanza de los Cadetes del real coleg. milit. de Artilleria. ib. 5 Bde.

Cibat, elementos de fisica experimental. ib. mehrere Bde.

Vallejo, adiciones a la geometria de Bails. El objeto de esta obra es manifestar la teoria del circulo, cilindro y estera, sin considerar el circulo como poligo de infinitos lados. ib.

Lacroix's Curſus der reinen Mathematik, a. d. Franz. von Morales. ib. mehrere Bde.

Muſchenbroek's Anfangsgründe der Phyſik, mit Anmerk. Madr. mehrere Bde.

Lagendre's Anfangsgründe der Mathematik, überſ. von Gilman. ib.

13) Philologie.

Sexto Aurelio Victor de los varones ilustres romanos, en latin y castellano, por Alvarez. 2te Ausg. Madr.

Pensamientos de Ciceron, traduc. con el texto lat. ib.

Dictionarium manuale latino-hispanicum, ad usum puerorum, auct. Steph. Ximenez. ib. 4.

Überſetzung von 12 auserleſenen Reden des Cicero, von Rodrigo de Oviedo. ib.

Compend. gram. por aprender la lengua arabica sabia, como volgar, por D. Man. Vacas Merino. ib. Die Vulgare arab. Sprache iſt der Hauptvorzug dieſes Werks, weswegen der Verfaſſer auch auf königl. Befehl eine Reiſe nach Marocco gemacht hatte.

Ausgabe des Cornelius Nepos mit ſpaniſchen Anmerkungen von Zapata. Madr.

Überſetzung von Quintilian. 2 Bde. 4. ib.

Seneca, de remed. utriusq. fortunae, üb. v. Villegas. ib.

Überſetzung des Salluſtius, von Suerio.

Diccionario univers. latino-espanol, por Valbuena, 2te Ausg. ib.

Apologia de la lengua vascongada, por Astarloa. ib.

Diccion. catalano-castellano-latino, por Belvitges y Jugla. ib.

Fundamento del vigor y elegancia de la lengua castellana, 2 Bde. ib.

Überſetzung des Flavius Joſephus, von Cerdero. 6te Ausg. ib.

Plinius Lobrede auf Trajan, üb. v. Barreda. ib.

Cartas de un Vascongado sobre varias equivocaciones, que ha patecido la obra: semana hispano-vascongada. ib.

Examen critico de la pretendida exelencia de la lengua bascongada, por Montengua. Madr.

Catalogo de las lenguas de las naciones conocidas, y numeracion, division y clases de estas, segun la diversidad de sus idiomas y dialectos, por Hervas. ib.

Gramatica latina en verso castellano, por Vallina. ib.

Plato's Republick, überſ. mit Anmerk. ib.

Überſetzung des Julius Cäſar, v. Valbuena. 2te Ausg. ib.

Araujo, nueva gramat. latina. ib.

Capmani, nuevo diccion. franc.espan. ib.

Ensayo sobre los sinonimos de la lengua castellana. ib.

Überſetzung von Ovids Verwandlungen, mit Anmerk. von Crivel. ib.

Überſetzung des Cornelius Nepos, m. Anm. der latein. Geſellſchaft zu Madrid. ib.

14) Alterthümer.

So reich Spanien an Reſten einer denkwürdigen, fernen Vergangenheit iſt, ſo hat man ſich doch lange um dieſelben nicht bekümmert. Auch haben ſich die ſo anlockenden antiquariſchen Studien immer wenige Freunde in dieſem Lande gewonnen. Die Literatur kann daher in dieſem Fach nicht anders, als ſehr arm ſeyn, und ich bemerke nur noch, daß auſſer der projektirten, aber nicht ausgeführten, antiquariſchen Reiſe, die Regierung im Jahr 1802 einen Befehl an alle höhere Behörden in den Provinzen ergehen ließ, dem zu Folge ſie alle Entdeckungen von Alterthümern der Akademie mittheilen ſollen, welche dann die nöthigen Anſtalten zu deren Erhaltung und Bekanntmachung treffen werde.

Perez de Sarrio y Paravisino, Disert. sobre las medallas. Valenc. Sehr reichhaltig.

Don J. Ant. **Pellicer.** disertac. historico-geografica sobre el origen, nombre y populacion de Madrid. Madr.

Breve Compendio de las costumbres y ceremonias de los antiguos romanos. ib. Für die Jugend.

Salas de Calderon, Gabinete de antiguetaves. 3 Bde. Madr. unbedeutend.

Erro y Aspiroz, alfabeto de lengua primitiva de Espana, y explicacion des sus mas antiguos monumentos. ib. mit Kpf.

Überſetzung der athenienſiſchen Briefe. ib.

Überſetzung von Anteners Reiſen.

15) Poeſie und Romane.

Originalwerke.

La Serafina, novela original, en cartas escritas de Zaragoza a Burgos, por Don Jos. Moor y Fuentes. Madr. 2te Ausg. Wird ſehr gelobt, beſonders in Rückſicht auf den Styl.

Poesias de Don Man. Jos. Quintana. ib. gelobt.

Marques y Espejo, desahojos liricos de Celio. ib. mittelmäßig.

Opere de Don Franc. de Salas. ib. mehrere Bde. Vorzüglich.

Juanita, ó la inclusera generosa. ib. ein Roman, der ſehr viel Glück gemacht hat.

Samaniego, fabulas en verso castellano. Madr. 2 Bde. 5te Auſg.

Satira, dirigida contra algunas obras modernas. ib.

Arellano, poesias. ib. mittelmäßig.

Sotomayor, la Leandra, novela original. ib.

Dona Maria Rosa Galvez de Cabrera, obras poëticas. ib. 3 Bde. Dramatiſch und lyriſch, die ſehr gelobt werden.

Memorias para la historia antigua y moderna del inmemorial regimiento de la Posma. Siam. ein ſatyriſches Gedicht.

Don Gasp. Mar. Nava, Poesias. Madr. 2 Bde.

Juan de Mena, Obras. ib. mit Anmerkungen. Die Spanier nennen dieſen Dichter den Wiederherſteller der ſpan. Poeſie, und den Nebenbuhler Lukan's. Dies iſt die 25ſte Auſg.

Carrascoso, Oda al triunfo de Friedland. ib.

Don Vic. Garc. de la Huerta, obras poetic. ib. 2 Bde. 2te Auſg.

El Emprendador. ib. 2 Bde. Geſchichte eines ſpaniſchen Aventuriers in Aſien.

Espinel, las relaciones y aventuras del escudero Marcos de Obregon. Madr. 2 Bde.

Fr. Diego **Gonzalez**, Poesias. 2te Ausg. ib. Sehr gelobt.

Coleccion de novelas escogidas, compuestas por los mejores ingenios espanoles. ib. 8 Bde.

Historia de Bruce y Emilia, ó el Guixote de la amistad. ib.

Ercilla, Araucana. ib. neue Ausg.

Verſchiedene Ausgaben von **Cervantes** Werken. ib.

Dr. Don J. M. **Valdez**, obras poeticas. ib. 3 Bde, werden ſehr gelobt.

Zadiz, ó el destino, novela critica. Salamanca.

Quintana, poësias selectas desde el tiempo de Juan de Mena hasta nuestros dias, recogidas y ordenadas. Madr. 3 Bde.

Rincon, poesias postumas. ib.

Acuna, poësias. ib. 2te Ausg.

Gonzalez, poesias. ib 2te Ausg.

Überſetzungen.

Sapho's Brief an Phaon, üb. v. Calvacho. Madrid.

Fingal, und Temora, in ſpan. Verſen v. Montengon. ib.

Paraphraſe von Ovids Heroide Dido an Aeneas, von Nunez. ib.

Thomſons Jahrszeiten von Romero. ib.

S. Pierre's indianiſche Hütte, überſ. Salamanca.

Dorats Epiſtel des Grafen von Cominge's an ſeine Mutter. Madr.

Chateaubriants Atala, überſ. Valencia.

Arnauds Novellen, überſ. Madr.

Herrmann von Unna, üb. von Calzada. ib.

Morus Utopia überſ. ib. 3te Ausg.

Boileau's Poetik, üb. in Verſ. v. Arriaza. ib.

Eine Sammlung franz. Heroiden, überſ. ib.

Grandiſon, überſ. ib.

Swifts Gulliver, überſ. ib.

Mehrere Überſetzungen von le Sage's hinkenden Teufel. ib.

16) Theater.

Originalwerke.

Fuentes, la muyer varonil. Madr. Der Verf. ſucht beſonders die gelehrten Weiber lächerlich zu machen; man hat aber Karakter und Sprache ſchwach gefunden.

Comella, Seneca y Paulina, Traged. ib. Die Karaktere ſchlecht, wie die Sprache; beſſer die Situationen, aber zu viel Mord.

Puerta, la Fe de Abraham, y sacrificio de Isaac. ib. Enthält ſchöne Schilderungen aus einem frühen Hirtenleben.

Carnerero, Citas debaxo del Olmo. Com. ib. Ohne Intereſſe und Karaktere, mit den trivialſten Situationen.

Quintana, el Daque de Visco. Trag. ib. mittelmäßig.

Mesegner, el Chimoso. Com. ib. Einige gute Karaktere und Szenen.

Arellano, la Fulgencia. ib. Gute Sprache.

Maria Rosa de Galvez, Ali-Bek, Trag. ib. Schrecklich und übertrieben im Tragiſchen.

Maria Rosa de Galvez, Un loco hace ciento. Madr. Mittelmäßig.

Elamor disfragado, eine komiſche Oper. ib. Sehr artig.

El Conde de Osbach. Com. ib. Hat ſehr gefallen.

El Sordo en la posada. Com. ib. Mittelmäßig.

La viuda consolada, Com. ib. Mittelmäßig.

La casualidad a media noche. Com. ib. Unbedeutend.

Las tres Sultanas. ib. Gleichfalls.

Los amantes enganados. Com. ib. Elend.

El matrimonio casual. Com. ib. Einiges Verdienſt.

La antesala, ó los criados entre si, eine komiſche Oper, die ſehr gefallen hat.

Eduardo en Escozia. Trag. ib. Iſt eine Szene aus dem lezten Verſuche der Stuarts im Jahr 1745, und wird von Kritikern und dem Publikum ſehr vorzüglich genannt.

El secreto, op. buffa. ib. Sehr artig.

El Casamentero. Com. Madr. Hat gefallen, obgleich mittelmäßig.

Todos formamos castillos en el ayre. Com. ib. Gelobt.

El gusto del dia. Com. ib. Gut.

La Moza de Cantaro, Com. ib. Iſt von Lope de Vega für das heutige Theater bearbeitet von Trigueros. Der Nemliche hat auch Lope's Estrella de Sevilla und andere Stücke deſſelben Dichters noch beſſer als dieſes Stück umgearbeitet.

El Duque de Pentiebre. Com. ib. Wird gelobt.

El Baron, por Inarco Celenio. Com. Madr.

La Comedia nueva, Com. ib.

El Viejo y la nina. Com. ib.

El si de las ninas. Com. ib.

La Mogigata. Com. ib. Der eigentliche Name des Verfaſſers dieſer fünf Luſtſpiele iſt Leandro Fernandez de Moratin. Seine Arbeiten möchten wohl die beſten ſeyn, welche während unſerer Periode auf dem ſpaniſchen Theater erſchienen ſind. Ich verweiſe daher in Bezug auf ſie auf den Artikel Theater, wo ich etwas mehr von dieſem Dichter zu ſagen Gelegenheit finden werde.

Don Jos. Marchena, Pólixena, trag. Madr. Sehr gelobt.

Castillo, la casualidad contra el cuidado. Com. ib.

Orestes en Sciro. Trag. ib.

Iniguez, Dona Blanca und Viriato, zwei Trauerſpiele. ib.

Coleccion de 80 saynetes nuevos. ib. 2 Bde. Eine Sammlung von Stücken höchſt ungleichen Werths.

De la Huerta, el teatro espanol. ib. Gegen 20 Bde.

Mendoza, la lugarena orgullosa. Com. ib.

Salas, Desden y amor pastoril, o diversion campestre. ib. Im Geſchmack des Pastor fido, und ſehr gut gerathen.

El rey Eduardo. Com. ib.

La Elvira portuguesa. Trag. Madr.

Arellano, la muger de dos maritos. Com. ib.

Quintana, Pelayo. Trag. ib.

Las Profecias de Daniel. ib. Ein Oratorium, deren verſchiedene neue in unſre Periode fallen.

Überſetzungen.

Deren iſt nun eine ſehr groſſe Anzahl, und ich werde mich wohl hüten, alle einzeln aufzuführen. Die merkwürdigſten ſind etwa folgende:

Menſchenhaß und Reue, aus dem Franz. von **Solis.** Madr. Ueberhaupt die meiſten **Kotzebue'ſchen Stücke,** welche ins Franzöſiſche überſetzt werden.

Lemercine's Agamemnen und deſſen Ophis. ib.

Moliere's Geiziger, frei überſ. aber ſehr mittelmäßig von **Iſuyquiza.** ib.

Verſchiedene Stücke von **Mercier, Monvel, Colin d'Harleville, Destouches, Fabre d'Eglantine, Des-**

forges, Picard, Marsollier, Beaumarchais u. ſ. w.

Shakespeare's Othello, nach einer franzöſ. Überſetzung.

Kritiſche Schriften über das Theater.

De los vicios y defectos del teatro moderno y del modo de corregistos. Madr. Enthält die ganz gewöhnlich, ſchon bei allen Nationen wiederholten, und ewig fruchtloſen Vorſchläge.

Hugalde y Parra, origen, epocas y progresos del teatro espanol. ib. Der Verf. iſt ein Schauſpieler; ſeine Schrift darum aber doch ſehr unbedeutend.

Teatro espanol burlesco, o Quixote de los teatros, por el Maestro Caramillo. ib. Der Name des Verf. iſt ein verſteckter, und ſeine Schrift eine ſehr gute Satyre auf die Komödiendichter der Zeit.

Carta censoria sobre la reforma de los teatros espanoles. ib.

Eine Überſetzung der Denkwürdigkeiten der Hipp. Clairen. ib.

17) Beredſamkeit.

Elogen des Marques de Santacruz, von Cienfuegos. Madr.

— des Kardinals Ximenes, von Cisneros. ib.

— des Grafen von Campomanes, von Domenech. ib.

— des Dichters D. Fr. Greg. de Salas. ib.

— des Arztes D. Joſ. Severo Lopez. ib.

— des D. Joſ. de Almarza, von Cienfuegos. id.

— des Biſchofs von Valladolid, Lerrea. ib.

— des D. Ant. Barcelo. ib.

— des D. Joſ. Uzzutia y las Caſas, von de Morejon. ib.

— des Brigadiers Churruca y Elorza. ib.

— des Admirals Gravina, von Fuentes. ib.

Obras de D. Fel. Roxo de Flores. — Eloquencia forense. — Eloq. militare. ib. 2te Ausg.

Greg. de Salas. Compendio practico del pulpito. Madr.

Paulini Phelucci orationes. ib. Neue Ausg.

Des Kanzlers d'Agueſſeau's Reden überſetzt von Torrubia. ib. 2 Bde.

Hispanorum orationes habitae in concilio tridentino. ib. 2 Bde.

Manifiesto manual de las sentencias de Tito Livio con el texto latino, ó maximas politico-militares, que como auxilio de la eloquencia sublime hicieron servis con fruto en sus empresas hombres de estado, por Roxo de Flores. ib.

18) Erziehung.

Morales, extracto del arte de primeras letras, gramatica castellana, reglas de ortografia y agrimensura, y compendio de la retorica, en dialogo. Madr.

Conversaciones de un padre con sus hijos sobre la historia natural. ib. Mehrere Bde. Dieſes Buch wird ſehr gelobt.

Escuela de moral y politica de los ninos, a. d. Franz. des Langues von Perez. Madr.

Campe's Reiſebeſchreibungen und Entdeckung von Amerika, überſ. von Corradi. ib.

Jauffret's Reiſen für Kinder. Ueberſ. ib.

Berquin's moraliſche Erzählungen, überſ. ib.

Blanchard's Plutarch für die Jugend, überſ. v. Malo. ib.

Chavannes, exposicion del metodo elemental de Pestalozzi, con una noticia de las obras de este celebre hombre. ib.

M. de H. Compendio del mismo metodo. ib.

Carta de M. Amaury Duval acerca del juicio, que ha formado de este metodo. ib. Dieſe drei Schriften ſind aus dem Franz. überſ. von Don Eug. de Luque.

Noticia de las providencias tomadas por el metodo de Pestalozzi. ib.

Libros elementales de Pestalozzi. — El A B C de la vision intituitiva. — Doctrina de la vision de las relaciones de los numeros. ib.

El nuevo Robinson, continuac. del 1ro y 2do por Calderon. Madr. Mehrere Bde. 2te Ausg.

La Gimnastica. ib. So viel ich weiß, eine Ueberſetzung wahrſcheinlich von Gutmuths Schrift.

Barranquero, documentos de Christiana y civil educacion. Toledo.

Sicard's Schrift über die Taubſtummenlehre, überſ. von Alea. Madrid.

Ramſey's neue Cyrepädie, überſ. von Quintana. ib.

19) Vermiſchte Schriften.

Cespedes y Monroy, lecturas utiles y entretenidas. Madr. Meiſt Erzählungen aus fremden Sprachen, aber mit unglückl. Wahl.

Carta del Ab. Don Juan Andres a su hermano Don Carlos. ib. Der Verf. iſt im Ausland ſehr bekannt, und gibt in dieſem Buch ſeinem Bruder Nachrichten über ausländiſche, beſonders italieniſche Literatur.

El Ramilete, coleccion divertida de novelas, cuentos, fabulas etc. Madr. 2 Bde. Ungleichen Werths.

Montengon, frioleras eruditos y curiosas para la publica instruccion. ib. Buntes Allerlei.

Seixo, disc. sobre la capacidad ó incapacidad de las mugeres para las ciencias y las artes. ib. Unbedeutend.

Manual enciclopedico. ib. Verſchiedene unterrichtende Notizen.

Calderon, Gabinete de antiquetades y humanidades. ib. Iſt eine Nachahmung des Makrobius.

Noches divertidas. ib. 4 Bde. Ebend.

De Flores, invectiva contra el luxo. ib.

El hombre moral, por Garcian. Verſchiedene Bde. ib.

Coleccion de historias interesantes y divertidas. ib. Mehrere Bände, und meiſt Überſetzungen von Romanen.

Coleccion de obras ineditas, eruditas, cri-

ticas, historicas y politicas de nuestros mejores autores. Madr. Verſchiedene Bde, in welchen unter vielem Unbedeutenden auch manches Intereſſante iſt.

El experimentado cazador y perfecto tirador. ib.

Cardizaval, el espiritu del sistema moderno de guerra. ib. 2 Bde.

Bibliotheca selecta de las Damas. ib. Viele Bände, deren Inhalt größtentheils in Überſetzungen beſteht.

La hormosura, y medios de conservarla. ib. 2 Bdchen.

Arellano, arte de cazar. ib. 4te Ausg.

Causa principal del descenso del rayo sobre las torres de las iglesias, por Lenard y Fonte. ib.

Las conversaciones de mi viage, novelas etc. ib. 3 Bde.

Plan razonado de estudios de humanidades, por Garcia. ib.

Andorra, cartas criticas joco-serias. ib.

Compendio de observaciones por un viagero politico y filosofico. Madr.

Obras del Coronet **Cadahalso**. ib. Neue Ausg.

Catalogo de manuscritos especiales de Espana, anteriores al ano 1610. ib.

Malo, voz de la naturaleza, memorias ó anecdotas curiosas y instructivas. ib. 5 Bde.

Herrera, disc. moral. polit. y historicos. ib. Mehrere Bde.

Carta de un canonigo a un amico suyo, sobre la proximidad del fin del mondo. Madr. 1806.

Überſetzungen.

Zimmermanns Geſpräche mit **Friedrich** dem Großen, a. d. Portugieſ. überſ. Madr.

Batteux Werk, überſ. mit Noten von **Garcia de Avrieta**. ib.

Bielefelds Curſus der allgemeinen Gelehrſamkeit. ib.

Bako's Schrift über die Präeminenz der Wiſſenſchaften, überſ. von **Guttirriez Te-**

najas. Madr. Bei Veranlaſſung dieſer Schrift ſagt ein Kritiker, daß Bako ſeine Hauptidee aus des Valencianers J. Luis Vives Schrift: de corruptis artibus et tradentis disciplinis geſchöpft, welche 70 Jahre vor Bako's Werken erſchienen ſind.

Auszug aus Portal's Schrift, wie Erſtickten, Ertrunkenen u. dgl. ſchnell zu helfen ſey. ib. Auf Befehl der Regierung gemacht.

Burke, über das Schöne und Erhabene, überſ. von Deheſá. ib.

Leon Bapt. Alberti's Werk über die Architektur. 3 Bde. ib. 2te Ausg.

Thomas Werk über die Weiber, überſ. von de Pina. ib.

Kotzebue's merkwürdigſtes Jahr. ib.

Trenks Leben. ib. 2te Ausg.

Blairs Vorleſungen über die Rhetorik, überſ. von Munarriz. ib. 2te Ausg.

Überſetzung von Campe's Eliſa, unter dem Titel: Eufemia. ib.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die
Belagerung des Caſtells von Gozzo,
oder
# der letzte Aſſaſſine.

Erſter Band.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Belagerung
des
Caſtells von Gozzo,
oder
# der letzte Assassine.

Von dem Verfaſſer
des
Scipio Cicala.

In zwei Bänden.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1834.

[illegible]

Erſtes Buch.

Erstes Capitel.

Es war ein herrlicher Sommermorgen, als Conſtanze auf der oberſten Terraſſe des Gartens vor dem Landhauſe ſtand, das ſie mit einer alten Frau und einem türkiſchen Sklaven bewohnte. Die Sonne hatte ſich eben aus den Fluthen erhoben, und die ganze Natur ſchien nur Ein Freudelächeln über ihre Erſcheinung. Auf den Blättern der Bäume und Geſträuche, auf den Spitzen der Gräſer und in den Kelchen der Blumen wiegten ſich die Kryſtalle des Morgenthaus in den mannichfaltigſten Farben. Der heitern Welt, die ſich hier ausbreitete, ſchienen nur glückliche Bewohner zu fehlen.

Denn Conſtanze war es nicht; wie der ſehnſuchtsvolle Blick beweiſt, der in die nördliche Ferne dringt. Offenbar ſind ihre Hoffnungen nach dieſer Himmelsgegend gerichtet, und können nur durch eine glückliche Seefahrt erfüllt werden.

Nach einer Weile faßt ſie das leichte Taſchentuch bei dem einen Ende, und hält es hinaus in den Wind, damit er ſein Spiel daran verſuche. Ein leiſes Erröthen, das wie eine augenblickliche Beleuchtung über das ſchöne Geſicht fliegt, verräth die günſtigen Hoffnungen, welche der Wind verkündigt. Aber dem holden Freudenroth folgt die Bläſſe der Beſorgniſſe, ja der Angſt; und dennoch durchſchneiden die mancherlei Segel, welche ſich der Inſel nähern, die blaue Fluth ſo fröhlich und friſch, daß das Glück ihrer Fahrt nicht zu bezweifeln iſt!

Könnten ſich unſere Leſer neben die ſchöne Frau ſtellen, ſo brauchten wir nicht zu erklären, warum ſie ſo kurz nur der Hoffnung ſich überlaſſen. Wir müſſen es daher verſuchen, einen Begriff von der Ausſicht zu geben, die ſich hier eröffnet.

Das Landhaus liegt nah an der Spitze einer Anhöhe, die mit einer Krone von Gehölz bedeckt iſt. Der Garten deſſelben ſteigt in breiten, mit Orangen und Citronenbäumen beſetzten, Terraſſen hinunter in das ſchmale Thal, deſſen beide Enden ſich nach dem Meere öffnen. Der gegenüberſtehende Berg erſcheint, wenigſtens von dieſer Seite, ſteil und unangebaut. Er trägt auf ſeiner Spitze eines jener altitalieniſchen Caſtelle, die ein hohes Viereck darſtellen, mit einem achtſeitigen Thurm auf jeder Ecke. Man ſieht nur wenige ſchmale Fenſter, und die Zinnen ſind ringsum mit zackigen Bruſtwehren eingefaßt. Von dem ſüdlichſten Thurme weht eine ungeheure, rothe Flagge, deren weißes Kreuz die Herrſchaft des Malteſerordens verkündigt.

Wenn der Blick in dem gegenüberſtehenden Berg mit dem Caſtell eine ſehr beſchränkte Grenze findet, ſo eröffnet ihm die öſtliche Thalmündung eine um ſo weitere Ausſicht auf die See. Er iſt hier nur durch ſeine eigene Schwäche begrenzt, und mag ſich dafür auf den weißen Segeln ergehen, welche den blauen Spiegel unterbrechen. Um ſo reicher und mannichfaltiger ſtellt ſich Nahes und Fernes durch die andere Oeffnung dar, welche mehr ſüdöſtlich gerichtet iſt. Ein kleines Eiland, das ſich mit dem friſcheſten Grün den Morgendünſten enthoben, gewährt den erſten Ruhepunct. Es kann den Blick jedoch nur eine kurze Weile feſſeln, da hinter ihm eine Bergmaſſe in die Höhe ſteigt, bedeckt mit größern und kleinern Anſiedlungen aller Art, deren blendend weiße Mauern den leichten Nebelflor durchſchimmern, welcher auf dem dunkeln Grün der Orangenwälder liegt. Zwiſchen den verſchiedenen Inſeln ziehen ſich lange Reihen großer Schiffe hin;

eine Menge kleinerer Fahrzeuge ſind unter ihnen in Bewegung, und von allen Maſten blitzt der türkiſche Halbmond.

Wenn wir unſern Leſern ſagen, daß die große Inſel Malta, und diejenige, auf der wir unſern Standpunct genommen, Gozzo iſt, ſo brauchen wir kaum hinzuzuſetzen, daß ſich ihnen hier der Schauplatz einer jener Unternehmungen auf Raub und Eroberung eröffnet, durch welche die Türken das ſüdliche Europa im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert faſt alle Jahre beunruhigten. Sie ſehen einen Abſchnitt des Heerzugs, welchen Sinan-Paſcha, ſpäterhin fünfmal Groß-Weſir des türkiſchen Reichs, im Jahr 1551 gegen Tripoli unternahm. Dieſer Feldherr darf nicht mit ſeinem Zeitgenoſſen Sinan-Paſcha, mit dem Zuſatz Tſchighala-Sade, verwechſelt werden, der ſich als Capudan-Paſcha ausgezeichnet und auch einmal, wiewohl kurze Zeit, Groß-Weſir geweſen iſt. Tripoli befand ſich dazumal in der Gewalt des Johanniterordens, und der türkiſche Heerführer wollte im Vorbeigehen den Verſuch machen, ſich der Inſel Malta ſelbſt zu bemächtigen, und das Herz der Hydra zernichten, deren Häupter ſich dem Halbmond auf allen ſeinen Meeren entgegen ſtellten.

Wie bereits bemerkt worden, ſo hat die Ausſicht auf der andern Seite ein friedliches Anſehen. Zwar führt der friſche Morgenwind der Inſel auch einige Segel zu; allein ihre Maſten ſind ohne Flaggen, und Conſtanze bleibt zweifelhaft, welchem Volke ſie angehören. Ein Seemann würde ſie gleichfalls für türkiſch erkannt haben.

Ein Hund, der im Thal unten den Eingang des Landguts bewacht, unterbricht die Stille des heitern Morgens. Die ſchöne Frau ſchrickt zuſammen, und eilt in den Eingang des Hauſes, als ob ſie Sicherheit darin ſuchte. Doch möchte man glauben, daß die Neugierde mächtiger ſei, als die Furcht; wenigſtens wird ſie gleich wieder ſichtbar, und wirft einen ängſtlichen Blick von dem Rande der Terraſſe hinunter in das Thal.

Nach einiger Zeit werden raſche Schritte an dem Berg herauf hörbar. Conſtanze geräth in eine auffallende Unruhe und zieht ſich in den Eingang des Landhauſes zurück. Nicht lange, ſo erſcheint eine hohe, ſchöne Männergeſtalt, im leichteſten ſpaniſchen Anzug, etwas phantaſtiſch aufgeſtutzt, mit einem fünfjährigen Mädchen auf dem Arm. Ein anderes, mehrere Jahre älteres, iſt etwas zurückgeblieben, Beide Kinder ſind ſchön, wie der Tag, und blühen, wie die friſcheſte von allen Roſen, welche dieſen Morgen aufgegangen ſind.

„Conſtanze! Meine Conſtanze,“ ruft der Ankömmling, „wo biſt Du, meine Conſtanze?“ —

Aber er hat es noch nicht ausgeſprochen, ſo ſtürzt auch die ſchöne Frau aus dem Hauſe heraus an ſeinen Hals. Ihre Arme umfaſſen ihn und das liebliche Kind, und die Rührung ſcheint ihr keine Worte zu geſtatten.

Das ältere Mädchen iſt ſchüchtern in der Ferne ſtehen geblieben; allein das Herz der Mutter vergißt auch in der höchſten Wonne keines ſeiner theuerſten Liebespfänder. Mit Mühe reißt ſie ſich los aus den Armen des ſtarken Mannes, eilt auf das älteſte Mädchen zu, und ſchließt es mit dem nämlichen Entzücken in die Arme.

„Unerwartet kommen wir, Conſtanze,“ rief der Mann, „aber nicht unwillkommen!“

„Ach Camillo, ich muß mich freuen, und weiß nicht, ob ich mich freuen darf,“ antwortete Conſtanze.

„Wie, meine Geliebte? Du ſollteſt Dich nicht freuen dürfen, wenn Dein Camillo mit den holden Pfändern unſerer Liebe wieder glücklich angelangt iſt?“ —

Statt der Antwort deutete die ſchöne Frau hinaus nach den türkiſchen Schiffen. —

„Haſt Du keine andere Sorge? Nun ſo beruhige Dich, gute Conſtanze; in Kurzem wird dieſer Halbmond an unſerem Horizonte verſchwinden. Wer hätte auch glauben können, daß die Barbaren es gegen dieſe Felſen verſuchen würden? Gewiß würde ich Dich in dieſer Zeit nicht allein gelaſſen haben! Aber ich machte den Fehler gut, ſo ſchnell ich es vermochte. Auf die erſte Kunde von der Unternehmung der Türken trat ich die Rückreiſe an, und beſchleunigte ſie ſo ſehr, als es um der zarten Mädchen willen mir immer möglich war. Du ſiehſt, Conſtanze, ich habe ſie gut gepflegt; ſie blühen ſo ſchön, wie ihre Mutter. Komm an mein Herz, Weib meiner Seele! Wie lange habe ich dieſes Glück entbehrt! Kommt, ſüße

Kinder, und umſchließt Euere glücklichen Eltern mit den zarten Armen! So iſt es ſchön!" ſetzte er hinzu, als die Kinder ihre Händchen faßten, und einen Kreis um ihre Eltern bildeten. „Das iſt eine Kette, die alle Mächte der Hölle zu zerreißen nicht ſtark genug ſind!" —

Wer kann es wagen, den begeiſterten Ergießungen eines Glückes zu folgen, deſſen Umfang nur begreift, wer es ſelber genoſſen? Es iſt ein Taumel, ein Rauſch, in welchem die Glücklichen ſchwimmen! Wohl ihnen, wenn ſie das Opfer der maßhaltenden Göttin nicht vergeſſen! Von Conſtanzen's faſt ſchwermüthigem Ernſt iſt es nicht zu fürchten; wohl aber von dem kühnen Lebensmuthe Camillo's.

Die glückliche Familie hat auf einer Bank Platz genommen. Giulietta, das ältere Mädchen, ſteht im Schooße der Mutter, und Marcellina, die Jüngere, ſitzt auf dem Knie ihres Vaters. Durch die lange Trennung iſt die

Mutter ihren Kindern etwas fremd geworden; doch hat Giulietta das Vertrauen ſchon wieder gewonnen, und erzählt nun mit der glücklichen Redſeligkeit ihres Alters, wenn die Kinder auf einmal ihre Schüchternheit ablegen, und in das Sprechen gerathen. Marcellina bleibt noch ſtill, und erröthet, ſo oft die zärtliche Mutter eine Frage an ſie richtet.

„Ich nenn' es ein Glück für die Kunſt, aber nicht immer für den Künſtler," begann Camillo, „daß wir die Sprache verſtehen, die auf der menſchlichen Stirne geſchrieben iſt. Wie hoch und edel ſich auch die Deinige rundet, herrliches Weib, dennoch leſ' ich mehr, als Eine ſchwere Sorge darauf. Soll es meinen Küſſen nicht gelingen, dieſe faſt unkennbaren Linien zu verwiſchen, die von Bekümmerniſſen reden?"

„Wahrlich, Du irrſt Dich, mein Geliebter. Wie könnt' ich auch in dieſem Augenblick, wo die höchſte Wonne meine Seele füllt, noch an

Gegenſtände der Sorge denken? Aber Du pflegſt ja ſelber zu ſagen, das Antlitz des Menſchen ſei dem Ozeane darin ähnlich, daß Orkane von Leidenſchaften in demſelben ſchlummern, aber es gleiche ihm darin nicht, daß es die Spuren früherer, und die Anzeichen künftiger Stürme zeige. Ach, Camillo! Wer ſo viel zu verlieren hat, wie ich, kann er ohne Sorgen ſein? Auf den Spitzen der Wogen ſchwebte ja mein Alles, und Meereswogen ſind neidiſch und treulos gegen die Glücklichen."

„Glaub' es nicht, Geliebte! Iſt die Göttin der Schönheit nicht aus den Wogen entſproſſen? Neid aber und Treuloſigkeit ſind der Schönheit von Ewigkeit an fremd geweſen, und werden ihr in Ewigkeit fremd bleiben. Rechneſt Du denn gar nicht auf mein Glück? Konnt' es den, welchen es durch Dich und dieſe Engel mit der höchſten Gunſt angelächelt, in den Fluthen untergehen laſſen? Ich kenne mein Glück; ich darf etwas mit ihm wagen, und je mehr ich mit ihm wage, deſto ſicherer kann ich ſeiner Huld vertrauen.“

„Nenn' es Vorſehung, theurer Camillo. Es iſt tröſtlicher und erhebender, das Gute der göttlichen Vorſehung zu danken, deren Geſchäft das Wohl der Menſchen iſt.“

„Nenn' es, wie Du willſt, Geliebte, die Sache iſt immer die nämliche, und ich will nur ſagen, daß ich, als ich geſtern Abend von Girgenti unter Segel ging, gewiß war, dieſen Morgen in Gozzo zu landen, und hätte mir auch die ganze türkiſche Flotte aufgelauert.“

„Laß uns der heiligen Agatha danken, daß Du hier biſt! Ich hoffe, nichts ſoll uns wieder trennen.“

„Das iſt auch mein Gedanke, ſüßes Weib; dennoch werden wir es zu ertragen wiſſen, wenn es ſein muß. Iſt das Wiederſehen nicht auch ſchön, Conſtanze?“

„So ſchön, daß es mir jetzt mit nichts zu theuer erkauft ſcheint. Und gewiß haſt Du es dießmal theuerer erkauft, als ich?“

„Soll ich meine Liebe wägen gegen die Deinige? — Ich kann es nicht, Conſtanze; aber ich weiß, wenn zwei Liebende ſich trennen, iſt das Zurückbleibende nicht das Glücklichere. Eilt' ich doch dem Wiederſehen unſerer Kinder entgegen, als ich ging, und eilte Deinem Wiederſehen entgegen, als ich kam, und mitten inne lag das Wiederſehen dieſer Engel, die mich — ſollteſt Du es denken, ſüße Mutter? — die mich im Anfang nicht einmal wieder kennen wollten?

„Aber wir haben Dich doch bald wieder gekannt, Väterchen,“ fiel das ältere Mädchen ein.

„Ja, ja, Ihr habt mich wieder gekannt, Ihr Eigennützigen, nachdem ich alle meine Taſchen ausgeleert, die mir die Zuckerbäcker im Caſſero von Palermo gefüllt,“ antwortete

Camillo, indem er Beiden einen Kuß auf die Stirn drückte.

„O Mutter, Du hätteſt ſehen ſollen, welche ſchönen Dinge Väterchen uns mitgebracht hatte!“ ſagte Giulietta.

„Ich habe die meinen noch alle,“ liſpelte die kleine Marcellina mit ſchüchterner Stimme und leiſem Erröthen.

„Ja, Du biſt ein Engel der Mäßigkeit und Beſcheidenheit,“ rief der entzückte Vater aus, indem er das liebliche Kind an ſeine Bruſt drückte, und mit Küſſen bedeckte.

„Das Lob der Beſcheidenheit hat ſie kühn gemacht,“ ſetzte Camillo lächelnd hinzu, als ſich das Kind, ſeinen Armen entwindend, die Händchen der Mutter entgegenſtreckte

Conſtanzens Auge ſtrahlte Wonne und Liebe, als ſie das liebliche Mädchen faßte und an ihre Bruſt zog. Eine große Thräne der Rührung ſtürzte von ihren Wangen herab auf ſeine Stirne.

„Es regnet, Väterchen,“ ſagte das Kind.

„Es iſt Thau aus dem Himmel der Liebe und der Treue, mein Kind,“ antwortete Dieſer ſelbſt gerührt.

„Warum weint Mutter?“ fragte Giulietta traurig. „Marcellina iſt doch nicht ungehorſam geweſen.“

„Mein Kind,“ ſprach Camillo mit Bedeutung, „das Auge des Menſchen hat nicht blos Thränen der Trauer, ſondern auch Thränen der Freude. Für gute und kluge Kinder aber wohnen nur Thränen der Freude in dem Auge der Mutter.“ —

Giulietta hatte nicht mehr auf ſeine Worte geachtet. Eine reife Pomeranze war von einem Baume in der Nähe gefallen, und ſie lief hinzu, ſolche aufzuheben.

„Schau, Mutter, den ſchönen Apfel an!“ rief das Mädchen, indem es die Pomeranze brachte, und der Mutter in den Schooß legte.

„Goldene Aepfel nennt ſie der Vater. Nicht wahr Marcellina ſoll den goldnen Apfel haben?"

„O Gott, laß es mir nie an Demuth fehlen, um das Glück zu genießen, deſſen Du mich gewürdigt!" betete Conſtanze, indem ſie den Blick voll Dankes zum Himmel aufſchlug. „Ach! Wie ſaß ich geſtern Morgen noch ſo allein, ſo verlaſſen hier!"

„Ich kann es mir denken," ſagte Camillo; „denn die Stimme Deiner Sehnſucht tönte wieder in meinem Herzen. Um dieſe Zeit war es geſtern Morgen, als ich die erſte Kunde von dem Angriff der Türken auf Malta erhielt. Wir waren noch eine halbe Tagereiſe im Gebirge vor Girgenti, da theilte ſie mir ein Wanderer mit, der von daher kam. Du kannſt Dir die Unruhe vorſtellen, welche ſich meiner bemächtigte. Es bedurfte meines ganzen Vertrauens auf das Glück, daß ſie mir nicht die Bruſt ſprengte."

„Deines Vertrauens auf Gott und die heilige Agatha, meine Fürſprecherin, guter Camillo," unterbrach ihn Conſtanze.

„Meinetwegen," ſprach Dieſer; „da die heilige Agatha den Schleier der Nymphe Leukothea geerbt hat, kann ich mir ſie ſchon gefallen laſſen. Ich liebe die Momente, auf denen griechiſche Mythe und chriſtliches Alterthum ſich vereinigend begegnen."

„Beſter Camillo —" bat Conſtanze in einem Tone, dem nicht zu widerſtehen war.

„Du haſt Recht, Conſtanze," erwiederte er; „ich vergeſſe gar zu oft, daß Du dieſe Reden nicht liebſt. Aber denke Dir, was ich empfand, als ich mir Deine Angſt vorſtellte. Und wie ich auch um mich blickte, nirgends ſtellte ſich meiner Ungeduld ein geflügeltes Roß dar, um nach der Küſte zu eilen, und die Eſel, die uns trugen, waren völlig gleichgültig gegen den Sturm in meinem Innern. Endlich gelang es mir doch, ſie in Bewegung zu bringen; aber nun konnten die Kinder die ſtarke Erſchütterung nicht ertragen. Faſſe den Gedanken, wenn Du es vermagſt; ich hatte Augenblicke, in denen mir dieſe Engel eine Laſt däuchten!“

„Gott und alle Heiligen mögen Dich vor der Wiederkehr dieſes entſetzlichen Gedankens bewahren!“ rief Conſtanze mit Schaudern.

„Und dennoch, was hätte mir alle Eile geholfen?“ fuhr Camillo fort; „wie früh' ich auch die Stadt erreichte, kein Schiff ging darum eher unter Segel. O es däuchte mir eine Ewigkeit vom Morgen bis zum Abend, und es könnte mich nicht wundern, wären alle meine Haare grau geworden!“

Conſtanze lächelte, indem ſie die reichen, ſchwarzen Locken anſah, die auf ſeinen Schultern lagen. „Aber Du haſt mir noch nicht geſagt, wie Du meine gute Schweſter gefunden?“

„Leidend und liebend, und ſanft und fromm, wie immer,“ erwiederte Camillo; „und die Einzige, die Gemüth hat für die Theilnahme an unſerem Schickſal, und Verſtand, um unſere Lage vorurtheilsfrei zu würdigen. Von allen Uebrigen hat Niemand das Verdammungs-Urtheil zurückgenommen, ſo man über uns ausgeſprochen. Die Herrſchaft der Dummköpfe und der Heuchler dauert fort in der Welt, und ſie ſprechen: wie mag ſich Verdienſt der Geburt, und Tugend der Scheinheiligkeit vergleichen? Selbſt in meinem Kloſter, wo nicht Einer, ſondern Dutzende ſind, die meinem Beiſpiel folgen würden, beſäßen ſie den Muth dazu, ſelbſt da hat ſich nicht Eine Stimme zur Gerechtigkeit gegen mich erhoben.“

„Laß uns beten, Camillo, daß der Himmel es verzeihe,“ ſagte Conſtanze mit tiefem Gefühl. „Hat der Himmel verziehen, ſo werden die Menſchen auch vergeſſen.“

„Warum ſollt' ich mich ungern der Ketten erinnern, die ich zu zerbrechen die Kraft hatte?“ ſprach Camillo. „Es war mir eine Genugthuung eigener Art, ja, ich möcht' es einen Triumph nennen, als ich mit meinen zween Engeln an den Händen das Kloſter betrat, welches mir einſt zum Gefängniß für mein ganzes Leben beſtimmt war —“

„Mein Gott! Oder ſcherzeſt Du, Camillo?“ rief Conſtanze.

„Ich ſcherze nicht; aber es war ein Scherz von mir, daß ich den Kerker meiner frühern Jahre wieder beſuchte. Als wir in ſeine Nähe kamen, vermocht ich der Luſt dazu nicht zu widerſtehen. Ich gefiel mir in dem Gedanken, mein Glück an dem nämlichen Orte zur Schau zu tragen, wo ich mein Unglück ſo lange ſchwermuthsvoll herumgeſchleppt hatte. Du meinſt, es ſei eine Unbeſonnenheit, ein Wagſtück geweſen? Nein, Conſtanze. Das Kühnſte iſt nie ein

Wagſtück: viel häufiger iſt es das Ueberlegteſte. Aber auch die Unbeſonnenheit hört auf, gefährlich zu ſein, ſo bald ſie der Zuverſicht nicht ermangelt. Wer hätte in dem ſtattlichen ſpaniſchen Mantel die braune Mönchskutte, in dem ſchwarzen, glatten, ſchöngeſchnittenen Knebelbart den unordentlichen Flaum am Kinn des jungen Mönches wieder finden ſollen? Ja, wer mochte in dem glücklichſten Vater den unglücklichen Flüchtling erkennen, zu deſſen Wiedererlangung ſich ſo viele geiſtliche und weltliche Spürhunde in Bewegung geſetzt hatten? Erregte doch ſelbſt das große, eingeätzte Kreuz auf meiner Hand keinen Verdacht; aber ich machte es ihnen auch ſelber ſo bemerklich, daß ſie ſich meiner dabei wohl Alle erinnerten, doch Keinem nur die Möglichkeit einfiel, ich könnte ſelbſt in ihrer Mitte ſein."

„Böſer Mann," ſagte Conſtanze liebevoll, indem ſie ihm einen ſanften Schlag auf die

Wange gab; „als ob nicht Gefahren genug an ſeinem Wege gelegen; er mußte ſie auch noch aus der Ferne herbeirufen.“

„Die Gefahr iſt des Mannes Element,“ ſprach Camillo, „und in keiner Schule gedeiht der Männerwerth, wie in dieſer. Sei aufrichtig für Dein ganzes Geſchlecht, ſüßes Weib: der geliebteſte Mann iſt doch der, für den Ihr am meiſten gezittert.“

„Ach, Camillo, ich kann nur nach mir ſelber urtheilen; aber daraus mag ich mir die Unendlichkeit meiner Liebe nicht erklären. Ich habe ja noch keine Tage geſehen, in denen ich Dich nicht von offener Gefahr bedroht wußte, oder von heimlicher umlauert fürchtete!“

„Auch dieſe Tage werden kommen, Conſtanze; und wohl mir, wenn alsdann Deine Liebe nicht erkaltet iſt in ihrer Glut! Aber ſchau den herrlichen Moment, den das Caſtell hat!“ rief er aus, als er aufblickte. „Die Sonne ſteht noch hinter ihm, und der Himmel bildet gleichſam eine ſilberne Glorie, in der ſich ſeine große Schattenmaſſe abſchneidet. Das alte Gebäude hat einen wunderbar ernſten, bedeutungsvollen, ja erhabenen Ausdruck gewonnen. Und wie ſtolz die Flagge der tapferſten Männer hinauswogt in die heitre Luft! Fürwahr, das Herz geht mir auf vor Kampfluſt, indem ich das Panier des ewigen Haſſes gegen Barbarei und Despotismus betrachte!“

„Wilder Mann!“ ſagte Conſtanze halb ſeufzend und halb lächelnd; „laß die Kämpfe den tapfern Männern, denen Ruhm und Sieg alles andre Lebensglück erſetzen mußten! Dir iſt Beſſeres beſchieden!“

„So iſt es auch, Conſtanze, und ich werde nie den Degen ziehen, muß es nicht zum Schutze der Geliebten und der Hausgötter geſchehen. Aber wo bleibt Ali? Ich bedarf ſeiner, um die Schiffer, die mein Gepäck bringen werden, heraufzuführen.“

„Ali! Wo biſt Du, Ali?“ rief Conſtanze.

„Hier, ſchöne Gebieterin,“ ſprach dieſer, indem er aus dem Landhaus trat; „was iſt Dein Befehl?“

„Was hat der Burſche?“ rief Camillo; „kennſt Du mich nicht mehr, Schurke?“

„Bei meines Vaters Bart, Herr, die Stunden werden leicht zu zählen ſein, da Ihr mich noch einen Schurken nennen dürft.“

„Was iſt das, Conſtanze? — Aber was es auch ſei, ich habe nicht Luſt, mich über dieſen Halunken zu ärgern.“

„Es würde auch nichts helfen,“ erwiederte ſie. „Die Nähe ſeiner Landsleute hat allerhand Hoffnungen in ihm rege gemacht.“

„Ha, Schurke! Meinſt Du, die Zeit ſei gekommen, die Rollen zu wechſeln? Beim Himmel, Du wirſt eher an der Zinne jenes Thurmes zappeln, eh' ein hohler Schädel, wie der Deinige, den Herrn zu ſpielen bekommt.“

„Ali, geh' an den Strand," ſprach Conſtanze ſanft zu dem Türkenſklaven, „und zeige den Schiffern, welche Don Camillo's Gepäcke tragen, den Weg hier herauf."

„Willſt Du Dich noch lange beſinnen, Burſche?" rief dieſer mit dem ſchweren Vorzeichen des Ausbruchs vom heftigſten Zorn in der ſchwellenden, blauen Ader, die über ſeine Stirne hinlief.

„Wenn ich aber nicht will?" erwiederte der Sklave; „und bei meines Vaters Bart, ich will nicht!"

„Dann mußt Du wenigſtens zur Hölle fahren, damit Du nicht falſch geſchworen, Halunke!"

Mit dieſen Worten zog Camillo ſeinen Degen, um den Sklaven zu durchbohren. Aber Conſtanze fiel ihm in den Arm, und die Kinder begannen, zu weinen.

„Du haſt Recht, Conſtanze; der Burſche iſt meinen Degen nicht werth. Man muß ihm den Kopf durch den Sklavenvogt zurecht ſetzen laſſen. Fort, aus meinen Augen, Halunke!“ —

Der Sklave ging brummend in das Haus hinein, und Camillo fuhr fort: „Wie dieſer Burſche müſſen noch Andre denken; denn iſt die Frechheit einmal ſo hoch geſtiegen, ſo hat ſie ihre Grundlage in den Geſinnungen Vieler. Warum ſollt’ er eher eine Aenderung wünſchen, als Andre? Hat der Befehlshaber noch kein Exempel ſtatuirt und ein Halbdutzend ſolcher Schufte aufhängen laſſen?“

„Ich habe nichts gehört; indeß gönne den Unglücklichen die Hoffnung ihrer Befreiung, Camillo. Wer ſeine Freiheit auf immer verloren, dem darf man ſolche Hoffnung wohl wünſchen. Sie iſt ja das einzige Gut, das ihnen das Leben noch übrig gelaſſen.“

„Warum wehrten ſie ſich nicht beſſer für ihre Freiheit? Es iſt Keiner unter ihnen, der nicht im offenen Kampfe gefangen worden. Haden ſie ein Leben ohne Freiheit nicht dem Tod ohne Sklaverei und Schande vorgezogen?"

„Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll, Camillo; aber mein Herz verlangt Barmherzigkeit für dieſe Menſchen."

„Wir haben ſie geübt an ihnen, Conſtanze; glaube mir, mehr geübt, als es Tauſenden und abermal Tauſenden der Unſrigen widerfährt, die in den Ketten ihres Volkes ſchmachten. Beim Himmel, dieſe Schurken hätten böſe Dinge hier anrichten können, wären die Türken glücklicher geweſen in ihrer Unternehmung auf Malta. Es gibt keine ſchlimmer Empörung, als die der Sklaven; denn ſie kennen die Schwächen und Mittel ihrer Herren beſſer, als dieſe ſelbſt. Rom war nicht mehr ferne von der Herrſchaft der Welt, als es nahezu dem Sklavenkrieg unterlegen wäre."

„Väterchen, ſieh die fröhlichen Schiffe, wie ſie alle in Bewegung ſind," rief Giulietta, die, mit ihrem Schweſterchen an der Hand am Rande der Terraſſe ſtehend, auf den Canal hinunter blickte, welcher die verſchiedenen Inſeln trennte.

Camillo richtete ſeine Augen gleichfalls dahin, und hielt ſie, ohne ein Wort zu ſagen, lange geheftet auf die Bewegung, die in der Tiefe vorging.

„Hat man keine Anſtalten zur Vertheidigung dieſer Inſel getroffen?“ fragte er nach einer Weile.

„Ich habe nichts davon gehört; auch drangen die Kunden aus der Welt nicht in meine Einſamkeit, die ich am liebſten mit einer himmelhohen Mauer umſchloſſen hätte.“

„Ich fürchte, daß das Nöthigſte verſäumt iſt; wenigſtens ſeh' ich nicht ab, warum ein Boot von Türken, wenn ſie ſich verkleiden, wie ſie gar zu gerne thun, nicht eben ſo gut ungehindert landen könnte, als ich mit meinen Sicilianern gethan. Wäre ich Befehlshaber dieſer Inſel, ihre Küſte ſollte mir kein lebendiges Geſchöpf betreten, ohne daß ich gewiß wäre, ob etwas von ihm zu beſorgen ſtände, oder nicht. — Aber das mußt Du geſtehen, Conſtanze," ſagte Camillo, indem ſein Geſpräch plötzlich in einen heitern Ton fiel; „hat den Bruder Euſebius auch die Verzweiflung ins Kloſter getrieben, ſo iſt ſie ihm doch nicht über die Schwelle gefolgt." —

Dieſe Bemerkung galt einem beſonders wohlbeleibten Auguſtiner-Mönche, der, langſamen Schrittes, keuchend und von Schweiß triefend, über die letzte Terraſſe heraufſtieg. Sein Geſicht glänzte wie der Vollmond, und der dünne Bart vermochte die Wammen nicht zu verbergen, die ihm, einem Stiere gleich, am Halſe hingen. Wie ſehr er übrigens auch keuchte, ſo ſchien doch ſchon ein Scherz in ſeinen kleinen Augen zu lauern.

„Desperatio facit monachum," rief ihm Camillo entgegen; „aber wenn ſie Euch ins Kloſter getrieben, Bruder Euſebius, ſo habt Ihr ſie wenigſtens nicht mit Euch über die Schwelle gelaſſen."

„Was hätte ſie mir auch im Kloſter helfen ſollen?" antwortete der Mönch; „ſie würde mir das Faſten gewiß nicht leichter gemacht haben."

„Wär' es Euch denn wirklich ernſt mit dem Faſten? Und wahrlich, ich möchte es Euch wünſchen, auf daß Ihr lange lebtet im Lande. Ihr dürftet Euch eine kleine Portion Verzweiflung ſchon dazu gefallen laſſen."

„Das muß man Euch Weltleuten nachſagen: guter Rath iſt nie theuer bei Euch, ſo bald man ihn nicht braucht. Es ſoll mir lieb ſein, habt Ihr ihn auch feil, wenn er nöthig iſt. Vielleicht könntet Ihr ihn bald an unſern Commandanten abſetzen. Der gute Mann weiß weder aus, noch ein, und wenn er die Ordensflagge nicht bereits vom Thurme abnehmen ließ, ſo geſchieht es nur der Farbe des Kreuzes zu Lieb, die er als einen ſanften Uebergang auf die weiße Friedensflagge betrachtet, welche er gern aufſteckte.“

„Was ſagt Ihr?“ fragte Camillo mit Erſtaunen.

„Was weiß ich? Zudem gehen mich die Dinge dieſer Welt nichts an, und bin ich ja nicht gekommen, Euch Sorgen zu machen, ſondern um der Signora meine Dienſte anzubieten, und mich nach Nachrichten von Euch zu erkundigen. Wir leben in einer Zeit, wo man nicht zu oft nach den Schultern ſeines Nachbars ſehen kann, ob der Kopf noch darauf ſitzt. Dieſe Türken-Beſtien machen nicht mehr Umſtände mit Menſchenhäuptern, als die Eſel mit den Diſtelköpfen.“

„Euere Vergleichung in gebührenden Ehren gehalten; aber die Sache mit den Türken kommt mir etwas verdächtig vor.“

„Bei Sanct Auguſtin, es will faſt ſcheinen, daß wir verloren ſind.“

„Was ſprecht Ihr? Wozu ſitzt dieſe gewaltige Steinmaſſe da drüben, wenn ſie uns nicht ſchützen ſoll?“

„Thut den armen Steinen nicht Unrecht, Don Camillo; ich ſag' Euch, es iſt keiner darunter, der nicht einem Türken das Gehirn zerſchmetterte, hätten wir kräftige Hände, ſie ihnen an die Köpfe zu werfen.“

„Iſt denn keine Beſatzung im Caſtell?“

„Allerdings; und iſt die Zahl der Mannſchaft auch nicht groß, ſo iſt ſie doch klein; und das iſt immer etwas.“

„Mein guter Bruder Euſebius,“ ſagte Camillo ärgerlich, „Euer Witz iſt eben ſo unzeitig, als Eure Rede weitſchweifig, wenn Hannibal vor den Thoren ſteht, wie man glauben muß.“

„Vor den Thoren, Camillo? Ihr irrt Euch; er iſt bereits zu den Thoren eingezogen.“

„Was ſagt Ihr?“

„Ich ſage nichts, als was Ihr bald ſelber zu ſpät ſehen werdet, wenn ihr Eure Zeit fürder damit verliert, meine Reden lang und meinen Witz unzeitig zu finden. Die Türken haben eine Landung an den Seilendi gemacht, müßt Ihr wiſſen.“

„Sie ſind doch nachdrücklich empfangen worden?“

„Wer hätte ſich ihnen widerſetzen ſollen? Das kleine Caſtell, welches den Strand beſtreicht, wäre lieber in die Erde geſunken, um ſich vor ihnen unſichtbar zu machen, als daß es ſie durch ſeine Schüſſe an ſich erinnerte. Ihr dürft mir glauben, das Caſtell, mit den tapfern Männern darin, ſtellte ſich an, als ob es weder Augen, noch Ohren hätte.“

„Dann bleibt nichts übrig, als im Caſtell Rabatto Zuflucht zu ſuchen. Und beim Himmel, wenn nur ein Dutzend tapfere Männer darin ſind, ſo können wir es ſchon halten, bis Hülfe von Malta kommt.“

„Hoffentlich werden unſer Gebet und die Fürbitte der Heiligen das Ihrige thun. In jedem Falle war ich gekommen, der Signora dieſen Ausweg anzurathen. Daß Ihr ſelbſt an dem einen Ende der Inſel landen würdet, während die Türken an dem andern landeten, konnt' ich mir nicht träumen laſſen. Indeß iſt keine Zeit zu verlieren.“

„Conſtanze!“ rief Camillo, da dieſe inzwiſchen in das Landhaus hineingegangen war; „Conſtanze,“ fuhr er fort, als ſie ſogleich wieder erſchien, „wir müſſen dieſes Haus verlaſſen, und Zuflucht im Caſtelle ſuchen. Fürchte Dich nicht; es iſt nur für kurze Zeit. Die Türken haben nichts gegen Malta vermocht, und ſo kann ihres Verweilens hier auch nicht ſein. Laß uns Alles preis geben; es iſt genug, wenn wir unſre kleinen Engel retten.“

Conſtanze, die, nach der Glut in ihren Augen zu urtheilen, wahrſcheinlich inzwiſchen gebetet, erwiederte ihm: „Alles kann ich hier unmöglich im Stiche laſſen. Kommt, meine Kinder!“

Dieſe hatten inzwiſchen ſorglos am Rande der Terraſſe geſeſſen, und vergnügt die Bewegungen der Schiffe in der Tiefe betrachtet. Auf den Ruf ihrer Mutter eilten ſie herbei, und faßten ihre Hände.

„Ali!“ rief Camillo.

„Ali!“ wiederholte Conſtanze, als er nicht gleich erſchien.

„Hier, meine ſchöne Gebieterin,“ ſprach der Sklave, der auf dieſen Ruf aus dem Hauſe trat.

„Lade Dir einige Matrazzen auf, Burſche, und folg' uns!“ befahl Camillo.

„Wenn ich aber nicht will?“ antwortete der Sklave; „und beim Bart meines Vaters, ich will nicht!“

„Dann ſollſt Du mir das Geld, das Du mich gekoſtet, wenigſtens mit Deinem Blut erſtatten, Du Halunke!“ —

Mit dieſen Worten zog Camillo den Degen, und die kleine Marcellina ſtürzte ſich, vor Furcht ſchreiend, in den Schooß ihrer Mutter.

Der Türke wollte den Berg hinunter rennen; Camillo aber vertrat ihm den Weg mit dem bloßen Degen, ſo daß er in Angſt gerieth und ausrief: „Ich will meiner Gebieterin gehorchen!“ —

Conſtanze folgte ihm in das Landhaus. Nach kurzer Weile erſchien ſie wieder, indem ſie ein größeres, und jedes der Mädchen ein kleines Gemälde trug. Auch der Türke kam bald darauf mit einigen Matrazzen heraus, die er aufgepackt hatte. Camillo zeigte ihm den Weg mit dem bloßen Degen, und ſteckte dieſen in die Erde, um Marcellina'n auf den Arm zu nehmen. Das liebliche Kind ſchmiegte ſich furchtſam an ſeinen Hals, als er den Degen wieder faßte. „Kommt, Conſtanze und Giulietta," ſprach er; „dieſe Barbaren ſollen, hoff' ich, nicht Zeit genug gewinnen, unſer Pathmos auszuplündern. Ihr hättet dieſe Schätze wohl hier laſſen können," ſetzte er hinzu, indem er auf die Gemälde blickte: „habt Ihr doch den Hexenmeiſter bei Euch, welcher ſolche Dinge jeden Augenblick wieder machen kann."

„Die Kinder wollten dieſe Bilder nicht hier laſſen," erwiederte Conſtanze; „ſollte ihre Mutter weniger Werth darauf ſetzen?" —

Mit dieſen Worten warf ſie einen ſchwermüthigen Blick auf das Haus, und faßte die Hand ihrer Tochter. Dieſe aber hüpfte und ſprang, wie Kinder zu thun pflegen, wenn es irgendwo hingeht, wo ſie noch nicht geweſen ſind. Nur Marcellina ſchien niedergeſchlagen, und ſenkte die großen blauen, Augen traurig zu Boden.

„Den Weg nach dem Caſtell gehalten,“ rief Camillo, als er ſah, daß der Türke einen Seitenweg einſchlagen wollte.

Anſtatt der Antwort warf dieſer ſeine Laſt ab, und rannte fort.

Camillo ſetzte eben ſo ſchnell das Kind auf die Erde, und hatte den Sklaven im nächſten Augenblick eingeholt. Doch war der Flüchtling nicht früher zum Stehen zu bringen, bis er den Degen ſeines Verfolgers im Rücken fühlte. Er mußte ſeine Laſt wieder aufnehmen, und die kleine Geſellſchaft ſetzte ihren Weg fort.

So wie ſie in das Thal hinunter kamen, ſtießen ſie auf eine Menge Flüchtlinge jeder Art. Von allen Seiten eilten ſie nach der Straße, die zum Caſtell führte. Wie in dergleichen Fällen immer geſchieht, hatten ſich die Leute mit den unnützeſten und werthloſeſten Dingen belaſtet, und das beſſere Eigenthum zurückgelaſſen. So keuchte Einer unter der Laſt eines ſteinernen Mörſers von bedeutendem Umfang einher, und der Bruder Euſebius konnte der Verſuchung zum Scherz unmöglich widerſtehn.

„Ihr habt Eure Laſt wohl den Türkenſchädeln zugedacht, wenn ſie das Caſtell ſtürmen wollen?“ ſprach er zu dem Manne mit dem Mörſer.

„Dazu wird jeder andere Stein eben ſo gut zu brauchen ſein,“ erwiederte dieſer; „meint Ihr, daß ich es mir darum ſo ſauer werden laſſe?“

„Ich hielt Euch für einen Apotheker, und dachte, daß Ihr Euren türkiſchen Collegen den Kopf ſtandesmäßig zerſchmettern wollt.“

„Heilige Agatha!“ ſchrie der Mann, und warf den Mörſer zur Erde, daß er in Stücke ging.

„Stellt Euch hinter mich,“ rief Camillo den Seinigen, indem er ſchnell die kleine Marcellina auf den Boden niederließ, und ſich mit gezogenem Degen vor die kleine Gruppe ſtellte, deren Beſchützer er war.

In dieſem Augenblick ſtürzte eine Kuh, welche wahrſcheinlich durch die Menſchenmenge ſcheu geworden war, an ihm vorüber und gerade auf den Türkenſklaven los. Sie rannte von Hinten ſo heftig mit ihren Hörnern gegen die Matrazzen, die er trug, daß er damit zu Boden ſtürzte, aber auch glücklicher Weiſe von ihnen bedeckt wurde. Die Aufmerkſamkeit der andrängenden Menſchenhaufen ward jedoch ſogleich durch einen Anblick andrer Art fortgeriſſen. Das Thier rannte mit aller ſeiner Stärke auf einen wandernden Schrank, in welchem ein Flüchtender, als in ſeiner beſten Habe, langſam einherſchritt, nachdem er den Boden durchgetreten. Der Schrank ſtürzte ſogleich um, und bedeckte ſeinen Träger. Die Kuh ſprang auf denſelben hinauf, und wurde im nämlichen Augenblick von zween ſtarken Männern am Schwanze feſtgehalten. Ein lautes Gebrüll verkündigte die Verlegenheit des armen Thiers, aber die überraſchende Scene hatte eine ſolche Gewalt des Niedrigkomiſchen, daß alle Umſtehenden in ein lautes Gelächter ausbrachen. — So wenig widerſteht der Menſch dem Lächerlichen ſelbſt in Augenblicken, wo er mit Beſorgniſſen, ja mit Beängſtigungen jeder Art erfüllt iſt!

Unerachtet ſich die Menſchenhaufen immer vergrößerten, ſo wurde die Bewegung derſelben doch freier, da ſich der Weg nun an einem ſanften Abgang über unangebauten Grund hinzog. Camillo ſchritt rüſtig mit ſeinem kleinen Töchterchen auf dem Arm einher, und hatte Conſtanzen im andern hängen, welche Giulietta'n an der Hand hielt. Der Mönch keuchte in einiger Entfernung hinter ihnen, und ſie waren nicht mehr fern von dem Thore des Caſtells, als ſie auf einen, ganz beſonders wohlbeleibten, Mann in mittlern Jahren ſtießen, der unverwandt den Blick in die Höhe richtete, und gar keine Kenntniß von Allem zu nehmen ſchien, was auf der Erde vorging. Plötzlich begann er jedoch in ſchnellen Lauf zu gerathen; indem er aber die Augen immerfort nach dem Himmel geheftet hielt, rannte er an den Mönch Euſebius, der ihm vergebens auszuweichen geſucht, und ſtürzte mit demſelben zu Boden.

„Gott verdamme mich, Ihr habt eine ungeſchickte Art, Einem in den Weg zu kommen!“ ſprach der Mann, als er wieder aufgeſtanden war.

„Ihr werdet gewiß verdammt werden,“ erwiederte der Bruder Euſebius, nachdem auch er ſich mühſam von dem Boden erhoben; „und wär's nur um des eitlen Vergnügens willen, dem Ihr Euch zu dieſer Stunde noch überlaſſen könnt. Hätt' ich nicht ſelber den ſtärkſten Stoß bekommen, ſo würd' ich ſagen, Ihr habt den Eurigen zur Strafe dafür erhalten, daß Ihr einem frommen Geiſtlichen ſo unvernünftig auf den Leib rennt.“

„Gott verdamme mich, wenn von Unvernunft hier die Rede ſein kann, ſo kommt ſie auf Eure Rechnung. Ich hatte alle meine Vernunft ſo klar und feſt auf meinen Falken gerichtet, daß mir auch nicht die feinſte ſeiner Bewegungen verloren ging. Wer weicht einem Falkenjäger nicht aus dem Weg, wenn er nur halbwegs Vernunft hat?“

„Es war ein Kunſtſtück, Euch aus dem Wege zu gehen. So oft ich es auch verſuchte, jedesmal vertratet Ihr mir ihn.“

„Warum nahmt Ihr auch ſo viel Raum ein? Ihr brauchtet Euren Blick übrigens nur nach dem ſchönen Thier in der Höhe zu richten; dann fielt Ihr wenigſtens mit Ehren.“

„Ich ſehe nicht ein, was mir dieß geholfen hätte.“

„Wie? Wenn Ihr den Hals gebrochen, wäret Ihr dann nicht in Eurem Berufe geſtorben?“

„Bin ich denn ein Falkenjäger? Seht mich doch an, Don Toms; kennt Ihr den Bruder Euſebius nicht mehr?“

„Gott verdamme mich, der ſeid Ihr! Aber ſagt mir, wie kommt Ihr denn auf die Falkenjagd? Ich hab' Euch ſonſt nie darauf geſehen.“

„Seht Ihr mich denn heute darauf?“

„Was ſucht Ihr denn anders hier auf dem ſchönſten Falken-Jagdplan der ganzen Inſel? Dem Beten zu Lieb pflegt Ihr doch ſonſt nicht ſo weit zu gehen.“

„Ihr habt Recht; ich kann es näher und im Schatten haben. Aber ſagt mir, Don Toms, wie kommt Ihr gegenwärtig zur Falkenluſt?“

„Wie der Kranke zur Medicin, Bruder Euſebius. Ihr müßt wiſſen, daß mein Magen am beſten mit Schinken und Feigen fertig wird, während ich meinen Geiſt mit der Falkenluſt beſchäftige.“

„Ihr müßt dieſe Geiſtes-Anſtrengung nicht übertreiben; man wird leicht dumm davon.“

„Vorurtheile! Wie lange treib' ich es ſchon? Gott verdamme mich, es hat mir noch Niemand nachgeſagt, daß ich dumm geworden ſei.“

„Aber ſieh da, meine Begleitung iſt mir faſt aus den Augen! Laßt uns eilen, ſonſt kommen wir am Ende auch nicht mehr zum Thore hinein! Die Menge ſcheint mir ohnedieß zu groß zu werden.“

„Wie? Alle dieſe Leute ſollen zum Caſtellthor hinein? Was wollen ſie denn im Caſtell? Iſt denn ein Kirchenfeſt heute?“

„Wißt Ihr es denn nicht?“

„Nun, was denn?“

„Daß die Türken gelandet haben, und das Caſtell wahrſcheinlich berennen werden.“

„Gott verdamme mich, das ſoll mir lieb ſein!“

„Schöne Freude! Bedenkt Ihr denn nicht, daß ſie uns Leben oder Freiheit koſten kann?“

„Ich ſag' Euch, es iſt mir lieb. Dieſes ewige Heut wie Geſtern von Ruhe fängt nach gerad' an, langweilig zu werden.“ —

Während dieſes Geſprächs hatten ſie die kleine Familie eingeholt, welche nur langſam vorwärts kam, da Conſtanze ſelbſt nicht die beſte Fußgängerin war, und auch Giulietta'n zu ſehr zu ermüden fürchtete. Inzwiſchen war die Menſchenmenge immer ſtärker angewachſen, und da der Eingang nach dem Thor durch einen Hohlweg führte, ſo drängte ſich nun Alles in demſelben zuſammen.

„Wie wär's,“ ſprach Camillo, „wenn Ihr Herren uns vorangehen wolltet? Ich ſehe ſonſt nicht, wie ich mit den Meinigen durch das Gedränge kommen ſoll. Ihr müßt uns wahrlich zu Keilen dienen.“

„Recht gern,“ ſagte Don Toms; „überdieß iſt mir daran gelegen, meinen Thurm zu erreichen, damit ich meinen Falken zurücklocken kann.

Folgt uns nur; die Bahn ſoll geräumig genug für Euch und die Signora werden.“ —

Sie ſetzten ihren Weg fort, und der wohlbeleibte Engländer wußte ſich Raum zu verſchaffen, welchen der, noch beſſer beleibte, Bruder Euſebius gleich hinter ihm erweiterte. Conſtanze folgte dem Letztern mit Giulietta'n, und Camillo ſelbſt ſchloß den Zug mit der kleinen Marcellina, die er auf dem Arme trug.

Schon wehte den Wanderern durch den gewölbten Thorweg die kalte Luft aus dem kleinen, erſten Hof entgegen, welchen nie ein Sonnenſtrahl traf. Aber die Schwierigkeit, durchzukommen, wurde auch immer größer, als ſich die Menge unter dem engen Thor zuſammendrängte. Es war nicht länger möglich, ſich genau hinter einander zu halten, und als der gepreßte Menſchenſtrom ſich endlich im Hof in die Breite goß, und Conſtanze ſich umkehrte, nach dem Gemahl zu ſehen, traf ihr Auge nur auf Geſichter, die ihr ſämmtlich fremd waren.

Da ſtand nun die zarte, ſchüchterne Frau mit ihrem Töchterchen an der Hand allein unter der bunten Menſchenmenge, und wagte nicht, den Schleier zurückzuſchlagen, um freier um ſich blicken zu können. Glücklicher Weiſe dauerte ihre Verlegenheit nur eine kurze Weile, indem der Bruder Euſebius wieder zu ihr trat. Auch er wußte nichts von Camillo; doch ſprach er beruhigend, und ſchlug ihr vor, ſich einſtweilen auf einer ſteinernen Bank an der Mauer niederzulaſſen. „Ihr könnt hier am beſten auf Don Camillo warten,“ ſprach er; „ich geh' indeß, ein Unterkommen für Euch zu ſuchen, und werde nicht lang ausbleiben.“

Conſtanze ließ ſich ſeinen Vorſchlag gerne gefallen, und beſchloß, den Gemahl zu erwarten, deſſen Blicken ſie hier unmöglich entgehen konnte. Als aber Camillo nicht erſchien, und der Mönch nicht gleich wieder kam, fing es an, ihr etwas unheimlich zu werden, und ihre Verlegenheit ſtieg zur wahren Angſt, als ſie Anſtalten bemerkte, um das Thor zu verſchließen. Der Gedanke, daß Camillo mit Marcellinen Außen geblieben ſein, und daß er den Türken in die Hände fallen könnte, war ſo entſetzlich, daß ſie nicht an ihre eigene Lage dachte, und ihr gar nicht einfiel, wie ſie ſo ganz allein ſtand unter der fremden Menge, ohne einen Beſchützer, ohne Obdach, ja, ohne Mittel, ſich das Leben zu friſten.

Eben ſo wenig wurde ſie gewahr, daß ihre Schönheit ſelbſt unter dieſen, mit Angſt und Sorgen belaſteten, Menſchen auffiel, als ſie ſich auf die Bank ſtellte, und den Schleier zurückſchlug, um die Menge deſto beſſer zu überſehen, und ſicherer von Camillo bemerkt zu werden; denn daß ſein Blick ſie ſogleich fand, deß durfte ſie gewiß ſein. Aber um ſo ſchrecklicher war auch bald ihre Niedergeſchlagenheit, als ſie keine Spur von ihm zu entdecken vermochte. Man hatte das Thor inzwiſchen geſchloſſen, und wenn Camillo im Caſtell war, ſo mußte er ſchon weiter in demſelben vorgedrungen ſein. Dennoch beſchloß ſie, noch zu warten, indem ſie nicht zweifelte, daß er ſie doch immer wieder hier ſuchen, und der Bruder Euſebius in jedem Falle dahin zurückkehren würde, wo er ſie verlaſſen.

Dieſer Gedanke beſtätigte ſich auch bald. Der Mönch fand ſich nach einer guten Weile bei ihr ein, und forderte ſie auf, ihm zu folgen. „Ich habe noch ein recht leidliches Quartier für Euch gefunden,“ ſprach er; „das heißt, wenn Ihr die Umſtände erwägen wollt. Die Wahl iſt nicht groß, und Ihr werdet Euch ſchon einige Entbehrungen gefallen laſſen müſſen. Es iſt nur gut, daß Ihr Matrazzen bei Euch habt.“ —

Nun erſt dachte Conſtanze daran, daß auch Ali ſich verloren. Ihre Angſt ſtieg immer höher; denn es ward ihr faſt zur Gewißheit, daß Camillo den fliehenden Sklaven verfolgt, und dadurch aus dem Caſtell ausgeſchloſſen worden war.

Sie. äußerte dem Mönch dieſen Gedanken. Er verwarf ihn nicht. „Wäre man nur auf Toms Thurme oben, ſo könnte man gleich ſehen, ob Don Camillo noch Außen iſt,“ ſprach er; „allein mit einer Leibesgeſtalt, wie die meinige, muß man ſich beſcheiden, die Thürme von Unten hinauf zu meſſen. Sonſt wollt' ich Euch ſchnell Gewißheit verſchaffen. Ein wenig Geduld jedoch führt Euch, wenn auch etwas langſamer, doch ſicher zum nämlichen Ziel.“

„Geduld?“ unterbrach ihn die, ſonſt ſo ſanfte, Frau mit Heftigkeit; „während mein Gatte Außen von den Türken zuſammengehauen, und mein Kind in die Sklaverei geſchleppt wird?

Ich fleh' Euch, Bruder Euſebius; begleitet mich nach dem Thurm, oder zeigt mir wenigſtens den Weg dahin!"

„Es iſt nicht leicht, Euch zu widerſtehen, ſchöne Frau," erwiederte der Mönch; „kommt!"

„Ach, bleibt, bleibt!" bat Conſtanze ängſtlich. „Gebt mir nur den Weg an, den ich nehmen muß; ich werde mich mit meiner Tochter ſchon allein hinauffinden."

„Ihr wißt nicht, was Ihr wollt, Donna Conſtanza," entgegnete der Mönch; „drum kommt nur. Der Weg iſt nicht leicht zu finden in dieſem alten Labyrinthe, und gutem Rathe nicht zu folgen, das ſicherſte Mittel, Eurer Angſt ſo ſpät, wie möglich, ledig zu werden."

„So kommt denn!" ſeufzte Conſtanze, indem ſie die Hand ihrer Tochter feſter faßte.

Der Bruder Euſebius ging voran, und die ſchöne Frau folgte ihm mit einem Ausdruck von innerer Troſtloſigkeit und verzweiflungsvoller Ergebung in die Nothwendigkeit, der an Iphigenien erinnern konnte, wie ſie in Aulis ihrem Vater an den Altar folgt, vor dem ſie als Opfer fallen ſoll. Sie kamen zuerſt in lange, feuchte Hallen, wo der Boden mit geflüchteten Gegenſtänden aller Art bedeckt war. Zwiſchen denſelben ſaßen die Beſitzer in dumpfem Schweigen auf der Erde. Es war nicht ganz leicht durchzukommen, da ſich Niemand rührte, um den Wandelnden Platz zu machen, und ſich vielmehr Aller Blicke mit dem Ausdruck des Neids und Unmuths auf ſie richteten. Endlich gelangten ſie an einen breiten Gang, deſſen Wände voll Waffen hingen. Er war durch ein hölzernes Gitter abgeſchloſſen; die Wache, die hinter demſelben ſtand, öffnete die Thüre jedoch ſogleich, als ſie den Mönch kommen ſah, und dieſer trat mit Conſtanzen und ihrem Töchterchen ein. Sie mochten ein Paar Dutzend Schritte gemacht haben, als ſie an die offene Thür einer kleinen Capelle kamen. Der Mönch war ſchon vorbei; aber Conſtanze konnte es nicht über ſich gewinnen, ihren Weg weiter fortzuſetzen, ohne zuvor ihr Gebet verrichtet, und Hülfe von Oben erfleht zu haben.

„Ich kann mir ſchon gefallen laſſen, ein wenig auszuruhen,“ ſprach der Mönch, als er ſah, daß Conſtanze ſich der Schwelle der Kirche näherte; „doch will ich Euch nicht verhehlen, daß die Erreichung Eures Zweckes immer ungewiſſer wird, je länger Ihr zögert.“

„Ich kann nicht anders, Bruder Euſebius,“ antwortete ſie.“ „Es iſt Gottes Wille, ich muß!“ —

Mit dieſen Worten trat ſie in die kleine düſtere Capelle, welche der heiligen Agatha gewidmet war, und mehrere Grabmahle enthielt, die, nach ihrem Kunſtſtyle zu urtheilen, aus den erſten Zeiten des Johanniterordens und wahrſcheinlich von der Inſel Rhodus hieher gebracht worden waren. Conſtanze nahm die unerwartete Begegnung ihrer heiligen Beſchützerin und Fürbitterin als ein günſtiges Zeichen für die Erhörung ihrer Gebete auf, und ſtrömte dieſe jetzt nur mit ſo heißerer Andacht zum Himmel. Der Mönch ſetzte ſich während dieſer Zeit auf eine Bank, und ließ ſeinen Roſenkranz mechaniſch durch die Finger gleiten.

Conſtanze betete länger, als ſie ſelbſt dachte, und der Bruder Euſebius war eingenickt, da ſie ſich erhob. Indeß weckte ihn das Rauſchen ihrer Gewänder ſogleich, und er ſetzte ſich in Bewegung. Sie war bereits an die Schwelle der Capelle gelangt, als Camillo auf einmal vor ihr ſtand. Die Begegnung kam ſo unerwartet, und die Ueberraſchung war ſo ſtark für die ſanfte Frau, daß ſie zu Boden geſunken wäre, hätte ſie der Ankommende nicht aufgefaßt in ſeine Arme.

„Ich dacht' es wohl," ſprach er, nachdem er Giulietta'n umarmt und die Kleine an den

Buſen ihrer Mutter gelegt hatte; „ich dacht' es wohl, daß Du meiner warten würdeſt in einer Kirche. Hätte das Caſtell nur eine einzige Capelle, ſo würd' ich Dich früher ſchon gefunden haben.“

„Mein Herz trieb mich in die Capelle meiner heiligen Fürbitterin, ohne daß ich wußte, was ich that,“ erwiederte Conſtanze. „Es war ihre Stimme ſelbſt, wie ich nun wohl in Demuth erkenne.“

„Ich möchte jetzt nur noch wünſchen, daß uns die heilige Agatha auch einen Zufluchtsort für die nächſte Nacht verſchaffte,“ ſprach Camillo.

„Könnten wir ſie nicht in dieſer Capelle zubringen?“ ſagte Conſtanze; „wo wären wir ſicherer, als unter dem Schutze der heiligen Agatha?“ —

Die kleine Marcellina war inzwiſchen vor der Statue der Heiligen niedergekniet. Thränen der Freude entſtürzten den Augen der Mutter, als ſie dieß bemerkte, und auch Camillo richtete den Blick gerührt auf den kleinen, betenden Engel. „Das ſind Gebete,“ ſprach er zu dem Bruder Euſebius, „die im Himmel Erhörung finden müſſen, wenn es dort ein Ohr gibt für die Stimme der Menſchen!“

„Ihr habt Recht, Don Camillo,“ erwiederte der Mönch; „auch ſagt die Schrift: aus dem Munde der Säuglinge wird ihm ſein Lob bereitet. Aber die Schrift ſagt auch: Alles hat ſeine Zeit. Zögern wir länger, ſo fürcht' ich, haben Andere das Quartier beſetzt, das ich mit vieler Mühe noch für Euch gefunden.“

„Dann laßt uns nicht ſäumen,“ ſprach Camillo zu Conſtanze, indem er die betende Marcellina vom Boden hob. Noch auf ſeinen Armen ſtreckte das Kind die Händchen nach der Heiligen aus; es war als ob es ſich nicht von ihr trennen könnte.

Endlich verließen Sie die Capelle, und wanderten eine Zeit lang in dem Gange fort. Camillo konnte der Verſuchung nicht widerſtehn, einen langen Dolch und einen Streitkolben von der Wand zu nehmen, und ſich ſolche zuzueignen. „Dieſe Waffen ſind zur Vertheidigung des Caſtells hier, und ich denke, ſie zu dieſem Zwecke wohl zu brauchen. Ich rath' Euch, Bruder Euſebius, verſeht Euch wenigſtens mit einer Hellebarde, um Euch im Nothfall die Feinde damit vom Leibe zu halten. Bis jetzt hab' ich wohl Weiber und Kinder in Menge hier getroffen; aber ich kann nicht ſagen, daß mir ein einziger wehrhafter Mann begegnet wäre, der darnach ausgeſehen, als ob er einen guten Hieb zu führen vermöchte."

„Ihr habt Recht, Don Camillo; dieſe dicken Mauren werden das Beſte dabei thun müſſen. Don Galatiano hat ſich jeder Zeit am meiſten auf ſie verlaſſen; beſonders da ſie die gute Eigenſchaft haben, weder Sold, noch Leibesnahrung und Nothdurft zu verlangen.“

„Was iſt die beſte Feſtung ohne tapfere Männer zu ihrer Vertheidigung? Don Galatiano hat alſo verſäumt, eine ſtattliche Beſatzung im Caſtelle zu halten?“

„Wie ich Euch ſage, Don Camillo; außer dem engliſchen Dummkopf, den er zum Feuerwerker gemacht hat, und dem alten Kriegsmann, der zugleich alle Dienergeſchäfte bei ihm verrichten muß, ſind höchſtens noch ein halbes Dutzend Soldaten im Schloß. Don Galatiano pflegt die Thore des Abends immer ſelbſt zu verſchließen und zu verriegeln. Es iſt, als ob er ſich mehr vor Freunden, als vor Feinden fürchtete.“ —

Unter dieſen Geſprächen waren ſie durch verſchiedene enge, mitunter dunkle, Gänge, über mehrere Treppen weg, an eine niedrige, mit Eiſen beſchlagene Thüre gelangt. Der Mönch pochte zweimal mit dem kleinen Ring an derſelben. Nach einer guten Weile ward ein leiſes Geräuſch hörbar, wie von Jemand, der in ſchweren Pantoffeln einherſchlürft. Ein kleiner Schieber in der Thüre öffnete ſich einen Augenblick, und bald wurden mehrere Riegel, einer um den andern, zurückgeſchoben.

Endlich that ſich die Thür auf, und eine kühle, von allerhand ſtarken Kräuter- und Harzgerüchen geſchwängerte, Luft ſtrömte den Eintretenden entgegen. Der Raum, der ſie aufnahm, war ein ſchmales Gewölbe, das nur Ein hohes Fenſter hatte, nach Art der gothiſchen Kirchen. Oben waren einige gemalte Scheiben, welche, in dieſem Augenblick ſtark von der Sonne getroffen, ein rothgelbliches Licht in das Gewölbe warfen.

Der Mann, der die Thüre geöffnet, wurde erſt ſichtbar, nachdem er ſie wieder ſorgfältig verſchloſſen. Es war ein kleiner, überaus magerer, Mann mit einem ſchmalen, eingefallenen, bleifarbigen Geſicht und großen, herausliegenden hellblauen Augen, welche Glanz, aber kein Feuer, und überhaupt einen widerlichen Ausdruck hatten. Schwarz und dick, und zween Raben gleich, ſaßen die buſchigen Augenbraunen über denſelben, wie über den Augen Samſon's in der Wilkina-Sage, und verhüllten gleichſam die Wurzel der kurzen, ſtarkgebogenen Naſe. Nur wenige graue Borſten erhoben ſich auf dem breiten Raum über den dünnen blauen Lippen des ſcharfgeſchloſſenen Mundes. Eine lederne Schürze, die, unter der Bruſt befeſtiget, bis an den Hals hinaufreichte, und über dem Nacken zuſammengebunden war, bedeckte faſt die ganze Geſtalt, von der man nichts weiter ſah, als die langen, magern Arme mit den ungeheuren Händen und die ſchwerfälligen Pantoffeln, in welchen die nackten, braunen Füße ſtanden. Ein altes, buntes Tuch war, wie ein Turban, um den Kopf gewunden, und den ſchauerlichen

Anzug des Mannes vollendete der Schlüſſelbund, den er in der Einen, und der lange, blitzende Dolch, welchen er in der andern Hand trug.

Beim Anblick dieſes Mannes drückte ſich Giulietta ängſtlich an ihre Mutter; die Kleine aber fing an, zu weinen und wollte ſich lange nicht beruhigen laſſen. Camillo maß die Angſt der Kinder einem großen ausgeſtopften Krokodil bei, das von dem Gewölbe niederhing; und wohl mochte dieſes, ſo wie der Anblick einer ungeheuren Schildkröte, mehrerer Schlangen und einer Anzahl von Thierſchädeln, womit die Wände gleichſam geziert ſchienen, einen unangenehmen Eindruck auf das Kind gemacht haben. Ueberhaupt ſah Alles hier ſo ſonderbar, ſo unheimlich aus, daß Camillo ſelbſt dem widerlichen Eindruck, welchen dieſe Umgebung auf ihn machte, nicht ganz zu widerſtehen vermochte. Conſtanzens Unbehaglichkeit mögen unſre Leſer ermeſſen.

„Es ſollte mir Leid thun, wenn wir Eure Einſamkeit ſtörten,“ ſprach Camillo zu dem Wirthe.

„Meine Einſamkeit?“ fragte der Mann mit einem Ausdruck von verachtendem Unwillen. „Wißt Ihr denn, ob ich allein bin?“ —

Ohne ſeine Antwort abzuwarten kehrte der unhöfliche Wirth ſeinen Gäſten den Rücken, und trat in das anſtoßende Gewölbe, welches das Anſehen eines Laboratoriums hatte.

„Ihr müßt nicht mit ihm ſprechen,“ ſagte der Bruder Euſebius, „ſondern warten, bis er mit Euch ſpricht. Nabal-Zebug iſt ein ſonderbarer Mann; aber wenn Ihr bei ihm auch kein freundliches Geſicht findet, ſo findet Ihr doch mehr Sicherheit hier, als irgendwo in dieſem Schloß, wo die freundlichen Geſichter gerade nicht zu Hauſe ſind.“

„Laßt uns dieſes Gewölbe wieder verlaſſen,“ erwiederte Camillo; „ich mag nicht mit einem

Manne zuſammenwohnen, dem meine Rede zuwider iſt.“

„Ach ja,“ fiel Conſtanze lebhaft ein; „kehren wir in die Capelle der heiligen Agatha zurück!“

„Wo denkt Ihr hin, ſchöne Signora?“ ſagte der Mönch; „wollt Ihr die Kinder auf dem kalten Boden ſchlafen laſſen? Hier iſt es doch trocken, und die Oefen unterhalten auch bei Nacht eine ununterbrochene, milde Temperatur. Wer weiß, ob uns Rabal-Zebug nicht auch zu einigen Bequemlichkeiten verhilft? Es fehlt ihm wenigſtens nicht daran; das weiß ich. Seine Wohnung iſt geräumiger, als man glauben ſollte.“ —

Es blieb auch in der That nichts übrig, als vorlieb zu nehmen, und ſich in die Nothwendigkeit zu ſchicken. Und ſo ſah ſich denn die glücklichſte Familie, nachdem ſie am frühen Morgen ſo unverhofft vereiniget worden war, nach einigen Stunden der heitern Sicherheit und ländlichen Stille wieder entriſſen, und in trübe Gewölbe eingeſchloſſen, wo Alles, was ſie umgab, nur geeignet ſchien, das Gemüth mit finſtern Ahnungen, ja mit Grauſen zu erfüllen.

Indem wir ſie aber auf eine kurze Zeit verlaſſen, möchten wir die beiden Gegenſätze ihres Zuſtandes durch den ungeheuren Unterſchied zwiſchen zwei Gemählden anſchaulich machen, wie ſie leicht in einer Kunſtſammlung friedlich neben einander hängen können. Das eine von Claude Lorrain, mit aller Magie ſeines Gemüthes und Pinſels, in anmuthsvoller Ruhe des Vordergrundes die heiterſte Gegenwart, und die reichſte Erinnerungs- und Hoffnungsfülle in den Fernen darſtellend. Das Andere ein Nachtſtück von Oſtade, wie der Glaubensmuth des heiligen Antonius in einſamer Hütte der Wüſte von den grausHafteſten Geſtalten verſucht wird, die ein fiebriſcher Traum nur immer aus der

Hölle loslaſſen kann, um den Schlaf eines Geiſtes zu quälen, über deſſen Wachen ihr keine Gewalt gegeben iſt.

Zweites Capitel.

Camillo hatte das Caſtell durchlaufen, um ſich mit ſeinen Räumlichkeiten und Vertheidigungsmitteln bekannt zu machen. Da führte der Zufall ihn am Ende auf den Thurm, wo der Falkenjäger Toms gerade beſchäftigt war, ſeine Kanone nach einem Puncte der gegenüberliegenden Anhöhe zu richten. „Seht Ihr, wie ſich die beſchnittenen Halunken im Schatten des Gehölzes gelagert?“ ſprach er zu Camillo; „ich will nie wieder einen Falken ſteigen laſſen, wenn Sinan-Paſcha nicht darunter iſt. Aber gebt Achtung; ſie ſollen auseinander fahren, wie ein Flug Dohlen, wenn mein Bruce plötzlich mitten unter ſie hineinſchießt!“ —

Camillo ſah, daß der Schuß dem Gehölz auf der Anhöhe galt, an die ſich ſein Landhaus lehnte. „Es thut mir um die ſchönen Pinienbäume leid,“ ſprach er; „aber ſchießt nur. Vielleicht verlaſſen die Barbaren die Höhe ganz, und dann bleibt mein Landhaus hoffentlich verſchont.“ —

Toms hielt die Lunte auf das Zündloch, und der Schuß ging los. Die gewaltige ſteinerne Kugel ſchmetterte ein Paar herrliche Pinien nieder, und das Krachen ihres Sturzes drang, vom Echo wiederholt, herüber. Die Türken ſtäubten, wie Spreu, aus einander; doch ließ ſich nicht erkennen, ob ſie Schaden genommen.

„Gott verdamme mich, der Schatten ſoll ſie nicht mehr verſuchen!“ ſagte der Engländer. „Wohin wollt Ihr den nächſten Schuß haben? Vielleicht könnt' es nichts ſchaden, eine Kugel in Euer Landhaus zu ſchicken; dann laſſen ſie ihre Bärte vor der Thüre. Mir gilt gleich, wo hin ich ſchieße; das aber weiß ich, wohin ich ziele, da treff ich auch. Meine Kugeln gehorchen mir, wie meine Falken."

„Ich dächte, Don Toms, Ihr müßtet Eure Schüſſe ſparen, und keinen thun, der nicht ſeinen Zweck hat."

„Gott verdamme mich, Ihr habt gut reden; aber ſtellt Euch einmal hinter eine Kanone, und wartet einige Stunden, bis Euch ein ſolcher Zweck unter den Schuß kommt, und es wird Euch bald entleiden. Ein Feuerwerker, der das könnte, käme mir vor, wie die franzöſiſchen Ritter, die nicht vor die Thüre gehen, ohne einen Falken auf der Hand zu tragen. Aber wer hat je Einen geſehen, der den ſeinen ſteigen ließ?"

„Ertheilt Don Galatiano denn keine Befehle, was auf jedem Thurme geſchehen ſoll?"

„Befehle? Ich würde mich bedanken für ſeine Befehle. Was meint Ihr denn, daß er von dem edlen Feuerwerk verſtehe? Gott verdamme mich, nicht ſo viel, als der jüngſte meiner Falken, dem ich noch keine Kappe aufſetzen kann.“

„Wie iſt denn eine vernünftige Vertheidigung möglich, wenn nicht planmäßig, zuſammenhängend und übereinſtimmend gehandelt wird?“

„Was geht mich das an, wenn ich meine Schuldigkeit thue? Aber ſagt mir nur, wie das möglich wäre? Wenn Don Galatiano im Hof Unten ſeine Befehle gibt, wie kann er urtheilen; was ich gerade hier Oben zu thun habe? Meint Ihr, Ich ſolle vorher hinunter gehen, und fragen, ob ich losſchießen darf? dann würde mein Schießen viel helfen. Der beſte Schuß hat nur einen Augenblick, in welchem er möglich iſt. Dieſer Augenblick erſcheint, ehe man daran denkt, und iſt vorüber, ſo bald man überlegt, ob man ihn nutzen ſoll. Ich ſag' Euch, man kann ſich die edlen Falken auch darin zum

Muſter nehmen. Sie verfolgen ihren Vogel nicht, wie der Hund den Haſen. Hoch ſteigen ſie zum Himmel empor, ziehen ihren Kreis langſam und ſtolz zwiſchen-Sonne und Erde, und in einem Augenblick ſtoßen ſie auf ihren Raub mit der Schnelligkeit des Blitzes. Gott verdamme mich, es iſt ein Schauſpiel für Götter und Heilige!" —

Camillo fühlte wohl, daß ſeine Weisheit hier nicht an den Mann zu bringen war; er beſchloß daher zu dem Commandanten ſelbſt zu gehen, und ihm ſeine Dienſte anzubieten.

Es war nicht leicht, Don Galatiano zu finden, und noch ſchwerer, ihn zu ſprechen. Camillo machte dieſe Erfahrung, als er endlich bis in den hohen gewölbten Saal vorgedrungen, wo der alte dienende Bruder, der ſeine Wache und Bedienung bildete, mit einer Hellebarde im Arm langſam auf und nieder ging.

„Ich wünſchte Don Galatiano zu ſprechen," ſagte er zu dieſem.

„Das wird Schwierigkeiten haben,“ antwortete der alte Krieger. „Don Galatiano iſt ſehr beſchäftigt, und läßt ſich nicht gern unterbrechen, iſt es nicht um eines nothwendigen Geſchäftes willen.“

„Welches Geſchäft wäre nöthiger, als die Vertheidigung dieſes Schloſſes? Drum meldet mich bei ihm; ich bin nur deshalb hier.“

„Ihr habt Recht; es gibt kein nöthigeres Geſchäft in dieſem Augenblick. Aber wer ſeid Ihr? Dieß pflegt Don Galatiano's erſte Frage zu ſein.“

„Wer ich bin?“ erwiederte Camillo, und hielt einen Augenblick inne; „ich bin ein Mann, der ſeinen Degen zu führen verſteht, der nicht ungern mit den Türken anbinden möchte, und wohl ſieht, daß es dieſem Schloſſe durchaus an Vertheidigern und noch mehr an einem Vertheidigungsplane fehlt.“

„Ich rath' Euch von allem dieſem nichts zu ſagen. Don Galatiano weiß das Alles beſſer;

das wird ihm keine Luſt machen, Euch ſelber zu ſprechen. Ihr werdet die Antwort erhalten, Ihr möchtet Eure Weisheit nur an mich abliefern, wenn ſie Euch zu ſehr drücke; es ſei ſo gut, als ob er ſie ſelber zu ſich genommen.“

„Was brauch' ich weiter, weiß ich nur, daß meine Worte eine gute Stätte finden? Und darnach ſeht Ihr mir aus; möcht' ich Euch ſchon zehn Jahre weniger wünſchen.“

„Ich dank' Euch; aber zehn Jahre mehr haben auch ihr Gutes. Man lernt ſich beſſer in Zeit und Menſchen ſchicken, und ich getraute mir wohl, Euch Gehör zu verſchaffen, beſäßet Ihr dieſe Kunſt bereits in dem kräftigen Jugendalter, worin Ihr ſtehet.“

„Wenn es nicht Eure Meinung iſt, daß ich lügen und ſchmeicheln, kriechen und verläumden ſoll, ſo möcht' ich dieſe Kunſt wohl verſuchen.“

„Es iſt ein Unterſchied zwiſchen Lügen und Lügen. Haltet Ihr es zum Exempel für eine

Lüge, Euch für einen Goldſchmidt auszugeben, während Ihr ein Edelmann ſeid, dem ſein Degen lieber iſt, als alles Gold, das je durch die Schmelztiegel von Venedig ging?“

„Nein, aber für eine Abgeſchmacktheit, wenn Ihr mir es nicht übel nehmt.“

„Und doch könnt Ihr nur unter dieſem Titel Gehör finden.“

„Wie? Iſt es jetzt an der Zeit, ſich um goldene Ketten zu bekümmern? Ich ſollte denken, ein guter Degen muß Don Galatiano lieber ſein, als alle dieſe Herrlichkeiten, die nur für eitle Weiber und Gecken von Männern Werth haben. Indeß nennt mich ihm, wie Ihr wollt; ich will, ich muß ihn ſprechen.“ —

Der Alte ging hinein, und kam gleich wieder mit den Worten heraus: „Der Goldſchmidt ſoll nur hinein kommen!“

„Ihr erſcheint wie gerufen,“ tönte Camillo'n eine helle, aber etwas ſchneidende Stimme aus dem Erker entgegen, ohne daß der Mann, von dem ſie kam, noch zu ſehen war. Camillo trat vor, und ſprach: „Ich bin hier, um Euch meine Dienſte anzubieten.“ —

Der Mann in dem Erker warf ſchnell ein Tuch über den Tiſch, an welchem er ſaß. Er war, wie Jener bereits geſehen, mit allerhand Gegenſtänden von Silber und Golde ganz bedeckt. —

„Wer ſeid Ihr?“ ſprach der Commandant, deſſen Stimme bei dem Anblick des ſtattlichen, jungen Mannes einen Ausdruck von Unſicherheit, ja Unbehaglichkeit gewonnen. „Pietro,“ rief er, ohne Camillo's Antwort abzuwarten; „was machſt Du denn?“ ſetzte er unmuthig hinzu, als der alte Soldat eintrat; „wie kannſt Du mir dieſen Herrn für etwas andres melden, als er iſt?“

„Er hat ſich einen Goldſchmidt genannt,“ antwortete dieſer. „Seid Ihr denn kein Goldſchmidt, Herr?“ fragte er Camillo, mit den Augen blinzelnd.

„Wäre ich auch ein Goldſchmidt," erwiederte Letzterer, „ſo würdet Ihr mich doch in keiner andern Abſicht hier ſehen, als um Waffen-Arbeit zu ſuchen. Ich bin gekommen, Don Galatiano, Euch meine Dienſte zur Vertheidigung des Schloſſes anzubieten. Nehmt mir nicht übel, aber mich dünkt, Ihr habt ſie ſehr nöthig."

„Meint Ihr? Indeß kann ich Euch als Goldſchmidt brauchen, und da mögt Ihr doch beſſer an Eurer Stelle ſein. Sollt' es nöthig werden, ſo könntet Ihr Euch immer noch mit den Türken herumſchlagen. Es wird aber nicht nöthig werden. Sanct Paul und die heilige Agatha werden uns beſſer zu ſchützen wiſſen, als wir Beide und viele Andre mit uns vermöchten."

„Allerdings wird es eines Wunders bedürfen, wenn keine Vertheidigungs-Anſtalten ergriffen werden. Aber wollt Ihr denn auf ein Wunder rechnen?"

„Warum ſollt' ich nicht darauf hoffen dürfen, wenn ich nichts im Gebet verſäumt habe?"

„Der Himmel hilft nur denen, die ſich ſelbſt helfen."

„Faſt will mir bedünken, Ihr ſeid mehr hieher gekommen, um Euren Verſtand vor mir leuchten zu laſſen, als mir Eure Dienſte anzubieten."

„Beim Himmel, es gehört kein großes Licht von Verſtand dazu, um einzuſehen, daß dieſes Caſtell ſich dem erſten Anlauf der Türken ergeben muß, wenn keine andern Anſtalten zu ſeiner Vertheidigung getroffen werden."

„Haltet Ihr dieſe Mauern für nichts?" fragte Don Galatiano in einem Tone, der nicht die größte Sicherheit verrieth.

Camillo trat ans Fenſter und ſprach: „was werden dieſe Mauern nützen, wenn die Türken ſolche von der Höhe drüben mit ſchwerem Geſchütze beſchießen? Daß ſie dieſe Abſicht haben, werdet Ihr ſchwerlich mehr bezweifeln wollen. Wozu ſollten ſie ſich die undankbare Mühe machen, die Kanonen auf die Anhöhe hinauf zu ſchaffen?“

„Sanct Paul und Sancta Agatha ſteht uns bei! Ihr habt Recht,“ ſagte der Commandant ganz beſtürzt, nachdem er hinüber geſchaut hatte.

Wirklich zogen die Türken auch bereits mit den ungeheuerſten Anſtrengungen Kanonen an der Anhöhe empor, von der ſie Toms Schuß vertrieben. Dieſer that, wie zu hören und zu ſehen war, mehrere Schüſſe, ohne daß ſich die Türken dadurch in ihrer Arbeit aufhalten ließen, ob er ihnen gleich bedeutenden Schaden zufügte.

„Dann muß ich eilen, und Ihr müßt mir beiſtehen.“

„Mit Vergnügen; das iſt mein einziger Wunſch.“

„Aber ſagt mir zuvor: verſteht Ihr auch die Kunſt, das Gold vom Silber zu ſcheiden?

Ich habe mancherlei Geräthe, das ſtark vergoldet iſt; und Ihr begreift den großen Schaden, den ich erleiden würde, ſchmölz' ich das Silber mit ſeiner Vergoldung zuſammen."

„Ich verſtehe nichts von allem dieſem, und mag auch nichts davon verſtehen," ſprach Camillo, ohne den Ausdruck des Unmuths in ſeiner Stimme zu verleugnen. „Meine Kunſt und meine Luſt iſt der Degen und der Pinſel, und da zum Letztern keine Zeit iſt, ſo denk' ich den Degen um ſo nachdrücklicher zu brauchen. Ich hoffe, Ihr werdet einen Ausfall auf die feindliche Stellung drüben machen, und meinen Beiſtand nicht verſchmähen."

„Wo denkt Ihr hin? Einen Ausfall? Mit dieſer wenigen Mannſchaft? Gegen eine ſolche Höhe, die mit ſchwerem Geſchütz beſetzt iſt?"

„Habt Ihr denn ſchon alle Mannſchaften gemuſtert, die ſich im Schloſſe befindet? Es müſſen Viele unter den Flüchtlingen ſein, welche die Waffen zu tragen im Stande ſind. Laßt einen Ruf unter ſie ergehen, daß ſich alle wehrhaften Männer im Hofe ſammeln ſollen!“

„Ich will es in Ueberlegung nehmen; geht nur, und vergeßt, was ich Euch geſagt habe. Es iſt Ordens-Eigenthum; ich bin verantwortlich dafür, und“ —

„Darum denkt doch ernſtlich an eine kräftige Vertheidigung.“

„Ich ſag' Euch, ich will's in Ueberlegung nehmen. Geht und laßt mir Zeit, meinen Beſchluß für mich zu faſſen. Solche Dinge dürfen nicht übereilt werden.“

„Habt Ihr mir denn gar keine Befehle zu ertheilen?“ fragte Camillo, in einem Ton, in welchem ſich Unmuth und Vorwurf miſchten.

„Welche Befehle hätt' ich Euch zu ertheilen? Ihr geht den Orden nichts an.“

„Aber ich bin hier im Schloß, und ſobald ich in dieſem Schloſſe bin, ſteh' ich unter dem Befehle ſeines Commandanten.“

„Nun denn, ſo befehl' ich Euch, geht! — Da habt Ihr einen Befehl, wenn Ihr mit aller Gewalt einen haben wollt!“ —

Camillo kehrte dem Ritter den Rücken, und ging ſtumm weg. Der dienende Bruder war ihm gefolgt. Er ſprach zu ihm: „was iſt hier zu thun?“

„Zu gehorchen und auf ſeinem Poſten zu ſterben,“ antwortete Dieſer.

„Ohne Gegenwehr verſucht zu haben?“ rief Camillo. „Nein, ſo gedenk' ich nicht zu ſterben!“ —

Mit dieſen Worten ſtürzt' er fort, und der alte Krieger ſah ihm mit Rührung nach. Er ſchien es mit Wehmuth zu fühlen, daß er die Ausſicht vor ſich hatte, in dem ruhmloſeſten Kampf zu Grunde zu gehen.

Camillo trat in den Hof, wo die Flüchtlinge durcheinander, vereinzelt und in Gruppen, ſtanden, während ihre Weiber und Kinder neben dem Gepäck am Boden ſaßen, und jedesmal in Geſchrei und Geheul ausbrachen, wenn ein Schuß gehört wurde. Er näherte ſich mehreren jüngern Männern, die ſchweigend zuſammengetreten waren, und ſchlug ihnen vor, ſich mit Waffen zu verſehen, um den Feind abzuwehren, wenn er das Schloß angriffe.

„Das wollen wir ſchon,“ antwortete Einer; „aber woher Waffen nehmen?“

„Folgt mir,“ ſprach Camillo; ich „werd' Euch an einen Ort führen, wo ſie in ſolcher Menge ſind, daß ein halbes Kriegsheer damit verſehen werden kann.“

„Wollen wir?“ fragte der Erſte die Andern.

„Was gehen mich die Waffen an?“ erwiederte der Zweite; „das iſt nicht mein Handwerk.“

„Es iſt doch beſſer, Waffen zu haben, als keine,“ ſprach der Dritte. „Kommt der Feind, ſo braucht man ſie nur wegzuwerfen, dann ſieht er gleich, daß man Pardon verlangt.“

„Wenn Ihr ſie wegwerfen wollt, ſo laßt ſie lieber an ihrem Ort,“ fiel Einer ein, der inzwiſchen geſchwiegen. „Kommt, ich gehe mit Euch,“ ſetzte er gegen Camillo'n hinzu.

„Feige Lumpen, die Ihr ſeid! Wenn Ihr nicht warten könnt auf die Sklaverei, warum ſeid Ihr in das Schloß gekommen?“ rief Camillo voll Unwillen und Verachtung, indem er mit dem Vorigen wegeilte.

„Wer iſt der freche Grobian?“ fragte der Erſte.

„Warum habt Ihr ihn nicht hinter die Ohren geſchlagen?“ ſprach der Zweite.

„Meint ihr denn, der habe nichts hier zu befehlen?“ ſagte der Dritte. „Wie dürft' er denn ſonſt ſo grob ſein? Laßt uns dieſe Stelle verlaſſen; er könnte wieder kommen, und wer weiß, ob er nicht Schlimmeres gegen uns im Schilde führt?“

„Ich gehe nicht von dannen,“ erwiederte der Vorige. „Wer kann mir zumuthen, daß ich

Soldatendienſte verrichten ſoll? Bin ich denn ein Ordensritter? Ich? Laßt ihn nur wieder kommen; ich will ihn ſchon abfertigen, daß er an mich denken ſoll.“

„Wenn ich Euch gut zum rathen bin,“ ſprach ein Mann, der ſeitwärts geſtanden, und bisher keinen Theil am Geſpräch genommen hatte, „ſo beſinnt Euch auf ein verſtändiges Wort, wenn Ihr ihm etwas ſagen wollt. Er ſcheint keinen Scherz zu verſtehen.“

„Warum habt Ihr ihn denn nicht ſelber abgefertigt; wenn Ihr ſo klug ſeid?“ antwortete Einer.

„Das kommt daher, daß ich ein ſo feiger Lumpe bin, wie Ihr Alle.“

„Sollen wir das von dem Juden leiden?“ rief Einer; „denn ein Jude iſt er, das hört man! Laßt uns den feigen Lumpen todtſchlagen, da er ſeiner Feigheit ſo wenig Hehl hat!“

„Ihr habt Recht, es iſt eine Frechheit ſonder Gleichen,“ fiel ein alter Mann ein, der am

Boden ſaß. „Zu meiner Zeit ſuchte man das zu verbergen, und da konnte man noch hie und da aus zween Feiglingen einen Tapfern machen.“

„So rührt Euch doch, Ihr Lumpenhunde,“ rief eine Frau, die vom Boden aufſtand, und mitten unter ſie trat. „Wollt Ihr keine Hand um uns aufheben? Meint Ihr, daß es Euch beſſer gehen werde, wenn Ihr geduldig zuſeht, wie die Türken Euere Weiber ſchänden und Euere Kinder zu Sklaven machen?“

„So ſchreit doch nicht ſo, Donna Saturnina,“ ſprach der Muthigſte unter den Vorigen „Wir werden Euch doch gewiß nicht im Stiche laſſen.“

„Ja, ich will ſchreien, daß Euch herzloſen Halunken das Trommelfell zerſpringen ſoll! Wenn Ihr Euch nicht ſchämt, müſſen wir armen Weiber uns ſchämen, deren Ehre Ihr zu hüten habt?“

„Ja, ſchreit nur, Donna Saturnina,“ ſprach eine andere Frau. „Ihr habt doch die ſtärkſte Lunge von uns Allen, und könnt Ihr nicht mehr, ſo wollen wir Euch ablöſen.“

„Ich ſag' Euch, es nützt nichts mehr,“ fiel eine Dritte ein; „das Herz iſt ihnen Allen in die Hoſen geſunken. Was kann uns auch viel an ſolchen Männern gelegen ſein? Ich habe nie gehört, daß die Weiber bei den Türken übel daran ſind.“

„So? Habt Ihr Luſt, Euer Bette mit einem halben Dutzend anderer Weiber zu theilen?“ rief eine lange, magere, gelbe Frau. „Wie's ſcheint, würdet Ihr die Religion Eueres Vaters wohlfeil geben.“

„Was wißt Ihr von der Religion meines Vaters, Frau Segelſtange? Das möcht' ich wiſſen.“

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme,“ ſprach die Andere. „Man ſieht wohl, daß ihre

Mutter eine Türkin war. Sie freut ſich ordentlich auf ihre Landsleute.“ —

In dieſem Augenblicke fiel eine große ſteinerne Kugel mitten in dem Hofe nieder und ſchlug mehrere Menſchen zu Boden. Wenige Sekunden darauf ward auch der Schuß ſelbſt hörbar. Er kam offenbar von der Anhöhe, auf welche die Türken Artillerie geſchafft hatten, und die Kugel war aus einem koloſſalen Mörſer geſchoſſen worden.

Die ſichtbare Nähe dieſer Gefahr machte allen Reden ein Ende. Die Weiber und Kinder brachen in ein lautes Geheul und in Vorwürfe gegen die Männer aus, die wir nicht zu wiederholen wagen. Mehrere von dieſen aber ſahen ſich nun nach Camillo um, entweder weil ſie die ſchmähliche Rolle fühlten, die ſie ſpielten, oder weil ſie wirklich zu begreifen anfingen, daß das müßige Warten, ſtatt die äußerſte Gefahr zu vermindern, ſie nur vergrößerte

Es war aber auch Camillo'n ſelbſt gelungen, mehrere entſchloſſene Männer herauszufinden, und als er einmal ein Häufchen um ſich hatte, vermehrte es ſich von ſelbſt. Mit der Maſſe wächſt den Feigſten die Zuverſicht, und ſo ſtieß Camillo jetzt auf mehr Muthige, als Memmen. In Kurzem ſtand eine Zahl um um ihn verſammelt, mit der ſich ſchon etwas unternehmen ließ, und er forderte ſie auf, ihm nach dem Gange zu folgen, der zum Zeughaus eingerichtet war. Da das Gitter geſchloſſen, und die Wache abgezogen war, ſo erbrach er die Thüre mit Hülfe ſeiner Begleiter. Alle Feldſchlangen, die vorhanden, ließ er wegnehmen, und rieth Jedem, ſich einen Dolch, einen Streitkolben und eine Pike auszuſuchen. Mit Freuden überzeugte er ſich, als er eines der kleinen Fäßchen aufgeſchlagen, die am Boden gereiht ſtanden, daß ſie mit Pulver gefüllt waren. Er lud ſich ſelbſt eines davon auf, und gab den

Andern damit das Zeichen, ſeinem Beiſpiel zu folgen. Die Stärkſten faßten die Feldſchlangen, und ſo zogen ſie nach der Treppe, die auf die Zinne des Schloſſes führte. Sie kamen zuerſt auf Toms Thurm, welcher durch einen, hinter der ausgezackten Mauerkrone fortlaufenden, Weg mit den drei übrigen Thürmen zuſammenhing.

Toms ſaß auf der Plattform ſeines Thurmes an der Erde, und ſpielte mit ſeinem Falken. „Gott verdamme mich,“ rief er Camillo'n entgegen, als er ſeiner anſichtig wurde; „Ihr kommt, wie gerufen, mit Kanonenfutter. Von Don Galatiano iſt eher ein Dutzend frommer Sprüche, als ein einziges Pulverfäßchen zu bekommen. Sonſt hätt' ich die türkiſchen Schufte da drüben lange ſchon aus dem Pinienwäldchen herausgejagt. Nun ſoll es ihnen aber bald zu heiß im Schatten werden. Laßt mich nur erſt meine Kanone geladen haben.“ —

Während Toms ſeine Arbeit gleich wieder angriff, luden Camillo und einige Andere von ſeiner Mannſchaft, die mit dem Feuerwerk umzugehen wußten, die Feldſchlangen, welche ſie mitgebracht, und richteten ſie gerade nach dem gegenüberliegenden Hügel.

Als Toms fertig war mit ſeiner Kanone, unterſuchte er, ob die Feldſchlangen gut gerichtet waren. „Gott verdamme mich, das verſteht Ihr Alle nicht,“ ſprach er, nachdem er ſcharf viſirt hatte; „ein Haarbreit hier macht eine Klafterlänge drüben. Dazu gehört ein Falkenauge, und wer keins hat, muß es den Falken abzulernen ſuchen. So bin ich dazu gekommen! Ich kenne dieſe Colubrine,“ fuhr er fort, als er die Feldſchlange, welche Camillo geladen, gerichtet hatte; „ſie iſt der Ausbund von Allen, die wir im Caſtell haben, und kommt aus der Beute von Modon. Ihr hättet über die höchſte Pinie weggeſchoſſen, Don Camillo, und das wär' eine Schande für das treue Geſchütz geweſen.“

„Ihr habt Recht, Don Toms; darum kommt, und helft uns auch die Andern richten. Wahrſcheinlich iſt auf dem Thurme drüben auch ſchon alles Pulver verſchoſſen.“

„Dafür ſteh' ich Euch,“ erwiederte Toms; „wie hätt' ich mein Feuer ſonſt ſo lange fortſetzen können? Aber es ſoll mir Niemand das Geſchütz hier angreifen. Ich ſag' Euch, ich kann es ſo wenig ertragen, als ein tüchtiger Falke die Mütze, wenn er Himmel an ſteigen ſoll. Nun aber gebt Achtung,“ rief er; „der ſchmucke Türke dort in dem langen Weiberrock ſoll ſeinen Bart heute zum letzten Mal gekämmt haben.“ —

Mit dieſen Worten ſchoß er ab, und traf auch den Türken, welchen er bezeichnet hatte, ſo glücklich, daß er, wie vom Blitz niedergeſchmettert, zu Boden ſtürzte. Er ſchien ein Mann von Bedeutung zu ſein. Die Uebrigen Alle auf der Anhöhe geriethen durch ſeinen Fall in Bewegung, und nach einer kurzen Weile erfolgte ein Gegenſchuß, der einen Theil der ſteinernen Bruſtwehr der Plattform zertrümmerte.

„Gott verdamme mich, der Schuß war nicht ſchlecht, iſt es gleich nur ein Streifſchuß! Aber es gehört ein Thurm dazu, um nicht davon umzufallen,“ ſprach Toms.

Camillo ergriff die Lunte und feuerte unverweilt die größte Feldſchlange nach der Höhe ab. Noch ſchneller, als zuvor, antwortete ein zweiter Schuß, der aber glücklich über die Plattform wegging, indem er zu hoch gezielt war. „Das nennen wir Feuerwerker einen hochmüthigen Schuß,“ ſagte Toms; „drum fiel er auch mit der Naſe in den Koth. Gott verdamme mich, die hohlen Türkenſchädel ſollen nicht klagen können, daß mein Schuß zu hoch hinaus wolle! Er ſoll ſich nicht über die Ziegenbärte heben, die daran hängen. Aber es iſt Schade, daß das

Feuern die edlen Falken ſo unruhig macht. Stille, Bruce,“ ſprach er zu dem Falken, der ihm auf der Schulter ſaß, indem er eine Feldſchlange losbrannte, „es iſt viel Lärmen um nichts. Die ganze Geſchichte koſtet nur einen Türken.“ —

Die Türken aber ſchienen durch die wiederholten glücklichen Schüſſe ganz erboſt zu werden. Sie richteten ihr ſämmtliches Geſchütz von der Anhöhe auf den Thurm, und zielten nach den Fenſtern unter der Plattform, indem ſie dem Thurme ſelbſt gefährlicher zu werden gedachten, wenn ſie ſeine Feſtigkeit weiter unten zerſtörten.

Die nächſte Kugel traf ein Fenſter des Gemachs, wo ſich Don Galatiano gerade damit beſchäftigte, Juwelen aus den verſchiedenſten Faſſungen an kirchlichem und weltlichem Schmucke zu trennen, und das Silber und Gold mit Zangen in kleine Stücke zu zerreißen, um es, wie zu vermuthen ſteht, leichter zu ſchmelzen. Entſetzt fuhr er von ſeinem Sitz auf; doch vergaß er auch jetzt nicht, zuvor ein Tuch über den Tiſch zu werfen, ſeine Schätze damit zu bedecken, und ſeinen Roſenkranz zu ergreifen.

„Pietro,“ rief er.

Der, uns bereits bekannte, alte Soldat trat ein.

„Wo biſt Du denn?“ fragte der Ritter in einem Tone des Vorwurfs: „hörſt Du denn das entſetzliche Schießen nicht?“

„Ich dachte, das Caſtell ſei von den Türken berennt, und da verſtehe ſich das Schießen von ſelbſt,“ antwortete der Soldat.

„Fängt man denn gleich mit dem Schießen an! Erſt fodert man zur Uebergabe auf; das iſt der Kriegsgebrauch unter Chriſten und Heiden! Da iſt aber nur der dickköpfige Falkennarr Schuld, der keinen Schuß hören kann, ohne daß er darauf antworten zu müſſen glaubt. Gehe zu ihm und entbiet' ihm meinen Befehl, das Schießen bis auf weitere Nachricht von mir einzuſtellen.“

Der Soldat ging; Galatiano rief ihn aber wieder zurück. „Hilf mir zuvor den Tiſch hier ein wenig auf die Seite ſchieben. Aber vorſichtig!“ —

Der Soldat griff den Tiſch an der einen Seite an, und Don Galatiano an der andern, und dieſer rückte ihn ſo lange, bis er an einer Stelle ſtand, wo er von den Schüſſen, die durch das Fenſter einfielen, unmöglich getroffen werden konnte.

Darauf ſetzte ſich Don Galatiano wieder, und fuhr, als der Soldat das Gemach verlaſſen, in ſeinem vorigen Geſchäfte fort. Indeß war die Unruhe ſichtbar an ihm, und es ſchien, als ob er ſich jeden Augenblick zurückbeugen wollte, um nach dem Fenſter zu ſehn, und daß er es jedesmal aus Furcht wieder unterließ. Als jedoch nach kurzer Weile ein gewaltiger Schuß über ihm losging, fuhr er heftig zuſammen, warf das Tuch ſchnell über den Tiſch, und ſprang auf. Mit gefalteten Händen, als ob er beten wollte, ſtellte er ſich an die Wand; aber er mochte es wohl unmöglich finden, ſeine Gedanken von dem Tiſch und ſeinen Koſtbarkeiten darauf loszumachen; denn er kniete nieder, um ſich dem Gebet hinzugeben. Auf einmal ward er leichenblaß. „Heiliger Apoſtel Paulus,“ rief er, indem er aufſprang; „wo bleibt Pietro? Er müßte doch ſchon lange wieder da ſein; es hätte kein Schuß weiter erfolgen ſollen!“

Inzwiſchen riß ihn die Rückkehr des Letzten aus der größten Angſt, und damit war auch ſein Muth plötzlich wieder gewachſen. „Ein anderes Mal werd' ich wohl ſelbſt gehen müſſen, wenn ich Gehorſam finden will,“ ſagte er mit Unwillen.

„Fürwahr, Ihr werdet gut daran thun, gnädiger Herr. Ich kann nur Eure Befehle ausrichten; zu ihrer Befolgung zu zwingen, ſteht nicht in meiner Macht, und dermalen wenigſtens auch ſchwerlich in der Eurigen."

„Was ſpricht denn der Falken-Narr?"

„Was er ſchwerlich verantworten kann, wenn es eine Lüge iſt, und bei Sanct Paulus, es kommt mir nicht wie eine Wahrheit vor."

„So laß denn hören!" —

„Er antwortete mir, ich ſoll Euch ſagen, er ſei taub geworden." —

„Jeſus, Maria und Joſeph, Sanct Paul und Sanct Agatha," rief der muthige Ritter außer ſich vor Schrecken, als eine große ſteinerne Kugel von Außen an die Wand prallte, an der er ſtand. „Iſt kein Riß in der Mauer entſtanden, Pietro?"

„Ich ſehe nichts," erwiederte Dieſer kalt.

„Wie? Du ſiehſt nichts? Du willſt nichts ſehen! Es liegt Dir nichts daran, ob das Caſtell zu Grunde geht, oder nicht."

„Allerdings kann ich auch in beiden Fällen nur verlieren; entweder meine Haut, wenn Ihr das Caſtell tapfer vertheidigt, oder meine Ehre und meine Freiheit, wenn Ihr es übergebt.“

„Haſt Du Dir das leere Wort Ehre auch ſchon angewöhnt? Ich möchte wohl wiſſen, was ein Menſch, wie Du, der keinen Wappenſchild hat, bei dieſem Worte denkt.“

„Das kann ich Euch ſagen, gnädiger Herr. Ehre iſt, wenn Ihr das Caſtell bis auf den letzten Blutstropfen vertheidiget, und Euch unter ſeinen Trümmern begrabt, und Unehre, ja Schimpf und Schande iſt es, wenn wir es früher übergeben.“

„Schöne Begriffe von Ehre, das muß ich ſagen! Aber was antwortet der da Oben?“

„Er ſpricht, er ſei durch das viele Schießen taub geworden. Ihr möchtet ihm Eure Befehle ſchriftlich ſchicken.“

„Möglich iſt es, und man hat Beiſpiele; aber wird er alsdann gehorchen?“

„Wenigſtens ſcheint er es ſo zu meinen.“ — Don Galatiano ſetzte ſich. Er ſchnitt von einem Brief ein ſchmales Stückchen Papier ab, und ſchrieb einige Worte darauf. Eben wollte er das Sandfaß ergreifen, als ein neuer Schuß über ihm losging, und er dermaßen zuſammenſchrak, daß er in der Verwirrung das Dintenfaß nahm, und es auf den Tiſch ausſchüttete.

Glücklicher Weiſe war der kleine Zettel faſt im nämlichen Augenblick der zitternden Hand entfallen. Pietro hob ihn auf, und wollte damit weggehen.

„Pietro!“ ſprach Don Galatiano, „wohin willſt Du ſo eilig?“

„Ich will Euren Befehl auf die Plattform Oben bringen —“

„Ich hoffe, man wird die Dinte wohl aus dem Teppich herauswaſchen können. Sonſt wär' es ein ſchwerer Verluſt für mich. Was meinſt Du?"

„Gnädiger Herr," antwortete der brave, alte Krieger, dem die Geduld ausgegangen war; „wenn es um den Kopf geht, was iſt dann an dem kleinen Finger gelegen?" —

Mit dieſen Worten eilte derſelbe wieder hinaus. Don Galatiano rief ihm aber wieder nach: „Pietro! Pietro! Welche Eile hat der alte Kerl heute!" —

Als der Soldat nicht zurückkehrte, fiel er in ſeine vorige Angſt zurück; denn der Muth iſt ein Begleiter, der mit den meiſten Menſchen nicht gern allein bleibt, und ſich in der Geſellſchaft dieſes Mannes ganz beſonders unbehaglich zu fühlen ſchien. Der Ritter war ſo völlig von ihm verlaſſen, daß er ſich an die Wand ſtellte, und die Augen mit der Hand bedeckte. Indeß hielt er es auch ſo nicht lang' aus, indem er den Blick nicht von dem

Tiſch zu wenden vermochte. Als aber von Neuem Schuß auf Schuß erfolgte, warf er ſich auf den Boden, und kroch auf demſelben fort unter den Tiſch, wo wir ihn auch füglich ſich ſelbſt überlaſſen können, um zu den tapfern Männern auf der Plattform zurückzukehren.

„Gott verdamme mich,“ ſprach Toms, als ihm der alte Soldat den ſchriftlichen Befehl überreichte; „ich habe vergeſſen, Euch zu ſagen, daß ich nicht leſen kann. Seid daher ſo gut, und meldet dieß dem Don Galatiano.“

„Treibt den Scherz nicht zu weit, Don Toms,“ ſprach der alte Soldat. „Don Galatiano hat das Recht, Gehorſam von Euch zu fordern; auch abgeſehen von Euren Ordens-Pflichten, unter denen der Gehorſam Oben an ſteht.“

„Gott verdamme mich, wenn ich ihm das Recht, Gehorſam zu verlangen, ſtreitig machen will; ich fordere nichts, als das Recht, ihm ſolchen zu verweigern, und da ich hier auf einem Poſten der Gefahr ſtehe, und er ohne Zweifel am Tiſche ſitzt, und ſeine Goldſtücke zählt, ſo gedenk' ich, Recht gegen ihn zu behalten vor Gott, vor Großmeiſter und Ordens = Capitel. Tom Bruce," ſetzte er hinzu, indem er ſeinen Falken von der Stange nahm, und ihm die Mütze vom Kopf ſtreifte; „hinauf in das blaue Himmels = Gewölbe! Wer weiß, wie lang es noch geht, während dieſe Vögel die Luft durchſchneiden?"

Im Augenblick, da der Falke ſtieg, und ihm Toms nachſah, erfolgte ein Schuß von der gegenüberliegenden Anhöhe, deſſen Kugel den Kopf des unerſchrockenen Mannes ſo rein von den Schultern nahm, daß ſein Körper noch einen Schritt gegen die Kanone that, welche er losbrennen wollte, und gerade über ihr zuſammenſtürzte.

„Das iſt ein ſchwerer Verluſt!" ſprach Camillo. „Ich fürchte, der tapfere Soldat wird nicht zu erſetzen ſein. Aber er ſoll auch nicht ungerochen ſterben! Wenn ſein Geiſt nicht ganz von uns gewichen iſt, ſo muß ihm ein halbes Dutzend dieſer Barbaren zum Todes-Opfer fallen.“ —

Mit dieſen Worten ſchoß er Toms Kanone los. Aber ob dieſer die Richtung abſichtlich ſo geſtellt, oder ob ſich ſolche durch einen Zufall verändert, die Kugel traf das Landhaus, welches Camillo mit den Seinigen bewohnt hatte. Der Schaden, den ſie anrichtete, mußte bedeutend ſein; denn es wurden ſogleich mehrere Leichname herausgetragen, und vor die Thüre hingeworfen. Einige andere ſchaffte man hinter das Gebäude; es waren ohne Zweifel Verwundete, die einem zweiten, ähnlichen Beſuche nicht ausgeſetzt bleiben ſollten.

Der Tod des braven Toms hatte den alten Soldaten tief erſchüttert, und der Eindruck davon ſchien noch ſtärker geworden zu ſein, als der Leichnam, der mit der Bruſt auf der Kanone lag, beim Losſchießen mit derſelben zurückgewichen war, und während dieſer Bewegung den einen Arm gleichſam um die Kanone geſchlungen hatte, wie wenn er ſie auch im Tode noch feſthalten, und nicht loslaſſen wollte. Die Arme über einander geſchlagen, und das Haupt tief geſenkt, ſtand er in Gedanken verloren vor dem Todten. Endlich, als ob er auf einmal wieder zu ſich gekommen wäre, nahm er ſeinen Mantel von den Schultern, und deckte ihn ſanft über denſelben.

„Ich muß gehen," ſprach er in einem träumeriſchen Ton, „und Don Galatiano melden, daß Toms das Feuern nun eingeſtellt hat." —

Camillo nahm dieſes Wort für einen frevelhaften Scherz, und ſtand im Begriff ſeinen tiefſten Unwillen losbrechen zu laſſen; aber ein Blick in das Antlitz des alten Mannes ſtellte ſeinem Kenner-Auge eine ſo furchtbare Gewalt des innern Schmerzes dar, daß er eine völlige Störung des geiſtigen Gleichgewichts darin erkannte. Mit Wehmuth ſah er ihm nach, als er mit wankenden Schritten die Plattform verließ, und in der Treppe verſchwand.

Drittes Capitel.

Mit dem Einbruch der ſtärkſten Mittagshitze war es außerhalb des Caſtells ganz ruhig, und in demſelben ſo ſtille geworden, als es bei der großen Menſchenmenge ſein konnte. Die Sonne ſtand ſchon ziemlich tief am Himmelsbogen, als Camillo erwachte, und ſich von ſeinem Stuhl erhob. Conſtanze ſaß noch neben demſelben, und hatte Marcellina'n auf dem Schloß, während Giulietta an ihrer Schulter lehnte, und ihren Arm umſchlungen hielt. Da der Vater wieder wach war, und in ſeiner ganzen Rüſtigkeit in der Mitte des Gewölbes ſtand, wagte dieſe die Augen zu den unheimlichen Thier-Geſtalten zu erheben, womit die Wände und ſelbſt die Decken behangen waren. Marcellina hingegen wandte die ihrigen nicht von ihm, und ſchien ihn mit bittenden Blicken zu fragen, ob nicht bald Erlöſung aus dem unheimlichen Orte zu hoffen ſei. Conſtanze ſtarrte vor ſich hin, als wäre ſie in Gedanken von unangenehmem Inhalt verſunken, und ein tiefes Schweigen herrſchte um die ſchöne Gruppe.

Camillo, der die gemalten Fenſter eine Zeit lang betrachtet, deutete mit der Hand hinauf nach einem Wappen-Schilde, welcher den Mittelpunct der Fenſter-Malereien ausmachte, und brach das Schweigen mit der Frage: „Kennſt Du das Wappen, Conſtanze?"

„Wie ſollt' ich nicht?" erwiederte ſie emporblickend. „Bin ich auch gleich verwundert, es hier zu finden." —

Der Wappen-Schild war von Oben herab in zwei gleiche Hälften getheilt. Die eine, im blauen Felde, enthielt einen goldenen Halbmond, und die andere im dunkelrothen zween Spieße mit weißen Fähnchen, auf denen ſchwarze Kreuze waren.

„Es iſt ein angenehmer Zufall,“ ſprach Camillo, „Dein Wappen hier zu finden, darf man ſich auch gleich nicht darüber wundern. Die Monfortes haben dem Orden von jeher ihre jüngern Söhne gegeben, und an den Figuren iſt zu erkennen, daß das Wappen aus den Kreuzzügen ſtammt.“ —

Während Beide nach dem Wappen-Schild an dem Fenſter emporblickten, wurde ſolches von Außen durch einen Pfeil getroffen, daß es in Stücke ging, welche klirrend herunter fielen.

Auf das Geräuſch, welches dadurch entſtanden, kam der Alte aus dem Seiten-Gewölbe heraus, und blickte eine Weile ſtumm hinauf nach der zerbrochenen Scheibe. Dann ſchüttelte er den Kopf, und ohne ſeine Gäſte eines Blickes zu würdigen, kehrte er zurück, woher er gekommen.

Auf Conſtanzen hatte dieſer Vorfall einen tiefen Eindruck gemacht. Als jüngſter, und wahrſcheinlich letzter Sproſſe des alten ſiciliſchen Hauſes Monforte, ſah ſie denſelben für eine Vorbedeutung ihres nahenden Unterganges an. Und dieſer Gedanke ward um ſo peinlicher für ſie, da ſie ſolchen gleich in Zuſammenhang mit einem Vorwurf ſetzte, mit dem ſie ſich den ganzen Tag über gequält hatte. Sie vermochte nicht, ſich zu erklären, und noch weniger zu verzeihen, daß ſie das Haus ihrer alten Wirthin verlaſſen, ohne derſelben ein Wort von der nahenden Gefahr geſagt, und ſie zur Theilnahme an ihrer Flucht eingeladen zu haben. Das heranziehende Verderben ſchien ihr die unmittelbare Strafe dieſer unglücklichen Verſäumniß; aber wenn ſich ihr frommes, zur Reſignation geneigtes, Gemüth auch jeder Folge demuthsvoll unterworfen hätte, ſo war doch der Gedanke zu ſchwer für ſie, daß ſie auch die Ihrigen in dieſelbe verwickeln ſollte.

Camillo bemerkte jedoch nichts von dem Jammer, welcher Conſtanzens Inneres bewegte. Sorgen anderer Art beſchäftigten ihn, als er nicht mehr zweifeln konnte, daß der Kampf um das Caſtell aufs Neue begonnen, und er ſich die Schmerzens-Scene der Trennung von den Seinigen vorſtellte. Dennoch trieb es ihn unwiderſtehlich, hinauszugehen, und an dem Kampfe Theil zu nehmen, und es war mehr das Bedürfniß einer äußern Rechtfertigung durch die Nähe der Gefahr, als Ungewißheit über dieſelbe, da er ſich nach einem Mittel umſah, das hohe Fenſter zu erſteigen, und einen Blick zu werfen in das Freie. Er ſuchte auch unter den Geräthſchaften aller Art, die unordentlich im Hintergrunde des Gewölbes durcheinander lagen, nicht lang umſonſt nach einer Leiter. Den Dolch in der einen Hand haltend, ſtieg er hinauf. „O wer hier Außen wäre," rief er von der Leiter herab, „um den Hochmuth dieſer Barbaren zu züchtigen! Ohne Commando, ohne Ordnung rennen ſie durch einander, und Raub und Mord beſchäftigen ſie mehr, als ein regelmäßiger Angriff. Komm nur, beſchnittener Halunke!“ ſetzte er leiſe hinzu, indem er ſich auf die Seite bog, um nicht von Außen geſehen zu werden.

Conſtanzens ängſtliche Blicke folgten jeder Bewegung des geliebten Mannes; da brach Marcellina plötzlich in einen lauten Schrei des Schreckens aus. Aber die Stimme des Kindes hatte kaum die Ohren ſeiner Mutter berührt, als Camillo einen gewaltigen Stoß mit ſeinem Dolche durch das zerbrochene Fenſter führte. Der dumpfe Schall eines auffallenden Körpers bewieß, daß er ſeinen Mann glücklich getroffen. Es war ein Türke geweſen, der an einer langen Stange zu den Fenſtern aufgeklettert war. Das Kind hatte ihn gleichzeitig mit ſeinem Vater bemerkt, und war bei dem Anblick des geiſtlos trotzigen Geſichtes in eine

Angſt gerathen, von der es ſich nur langſam und ſchwer erhohlte.

„Was macht Ihr, Unbeſonnener?“ ſprach der unfreundliche Wirth in einem Tone, der zwiſchen Verdruß und zurückgehaltenem Aerger ſchwankte, indem er mit einer Schlinge unter dem Arm und dem bloßen Dolch in der Hand aus dem Seitengewölbe trat. „Warum laßt Ihr mir nicht Zeit, den Türken ſelbſt zu fangen? Er konnte mir nicht entgehn, und ich brauchte ſeinen Mundſchaum.“ —

Camillo, im höchſten Grade verletzt, die glückliche That ſo wenig geſchätzt zu ſehn, erwiederte dem grämlichen Manne: „konntet Ihr mehr thun, als dem läſtigen Gaſte den Hals zu brechen? Und beim Himmel, es iſt auf eine Weiſe geſchehn, daß ihn die Luſt nicht anwandeln ſoll, wieder zu kehren.“

„Ich brauch' Euch nicht dazu, und will die Stange nicht umſonſt im Graben aufgeſtellt haben," ſprach der Mann mit einem Ausdruck, welcher faſt an das Benehmen eines ungezogenen Kindes erinnerte, indem er in das Seiten-Gewölbe zurückkehrte.

Camillo begriff nicht, was er wollte, und ſtieg von der Leiter nieder, als er ſich überzeugt hatte, daß die Wiederhohlung des erſten Verſuchs nicht zu fürchten war.

„Was will der Sonderling?" ſprach er zu dem Mönch; „ich rechnete auf Dank, und erhalte Vorwürfe."

„Beruhigt Euch," erwiederte dieſer. „Es ſind keine leeren Reden, die Euch Rabal-Zebug geſagt hat. Dieſer Mann iſt geiziger mit ſeinen Worten, als Don Galatiano mit ſeinen Goldſtücken."

„Aber ſoll ich ruhig zwiſchen dieſen dicken Mauern ſitzen," begann Camillo wieder, „und die Hände in den Schooß legen, während um und über uns der ruhmvollſte Kampf gekämpft wird! Wie kann ich Weib und Kinder mit Ehren aus dieſem Caſtell herausführen, wenn ich gar nichts für ſeine Rettung gethan habe?"

„Wer wird Euch das auf der Stirne leſen?" antwortete der Mönch. „Ich, für meine Perſon, denke die Andern für mich fechten zu laſſen. Es genügt mir vollkommen, das Glück der Rettung mit ihnen zu theilen; an ihrem Ruhm iſt mir nicht das Geringſte gelegen."

Conſtanze erröthete über dieſe Sprache, Camillo aber erwiederte: „Eure Klugheit iſt nicht nach meinen Geſchmack und meinem Bedürfniß, und ich weiß, daß mein edles Weib ihre Rettung Niemand, als mir verdanken mag. Darum redet mit dem unfreundlichen Sonderling, daß er die Thür öffnet, und ich mich den nächſten, beſten, tapfern Männern beigeſelle, welche mir in den Weg kommen." —

Der Mönch ging in das Seiten-Gewölbe, und Camillo unterhielt ſich inzwiſchen leiſe mit

Conſtanzen, deren Muth freilich ſchnell wieder ſank, als ſie die Trennung von ihm ſo nahe ſah. War ſie ſich auch vollkommen klar darüber, daß ihr die Ehre des Geliebten höher gelten mußte, als ſein Leben, ſo erfüllte ſie doch ſchon die Möglichkeit ſeines Verluſtes mit Entſetzen. Welchen Werth behielt die ganze übrige Welt für ſie, ſo bald ihr der Mann fehlte, den ſie als die höchſte Zierde derſelben betrachtete? Aber mit welcher Gewalt brach jede Beſorgniß über ſie los, da Camillo auszog zum Kampf auf Leben und Tod, und in einem Augenblick auszog, wo ſie ohnedieß das gerechteſte Strafgericht des Himmels über ihrem Haupte ausgebrochen glaubte?

Wir ſchweigen von dem Schmerz der Trennung, als der Mönch wieder erſchien mit den Schlüſſeln, und Camillo'n die Thür öffnete. Und fürwahr, er durfte nicht länger ſäumen. Schon auf den nächſten Schritten begegnete er mehreren ſeiner neuen Streitgenoſſen, die ihn ſuchten. „Don Galatiano hat ſich endlich bewegen laſſen," ſprachen ſie, „einen Kriegsrath zu verſammeln, und ſein alter Diener ſchickt uns, Euch dazu einzuladen. Er behauptet, daß der Ritter ohne Eure Meinung nichts beſchließen werde." —

Und dennoch runzelte Dieſer die Stirne auf eine auffallende Weiſe, als er Camillo'n mit den Andern eintreten ſah. Seine Gegenwart war ihm offenbar unangenehm; denn er warf einen Blick auf ſeinen alten Diener, in welchem man deutlich die Frage leſen konnte: „wie konnteſt Du mich alſo mißverſtehen?"

Inzwiſchen ergab ſich Don Galatiano in die Nothwendigkeit, da die kräftige Geſtalt und das entſchloſſene Weſen des jungen Mannes eine Macht über ihn ausübten, der er nicht zu widerſtehen vermochte, wie gern er es auch gethan hätte. Er begann daher ſeinen Vortrag an die Verſammlung, und verbreitete ſich mit der gründlichſten Weitläufigkeit über den Umfang der feindlichen Streitkräfte und Hülfsmittel. Camillo's Bruſt hob ſich, jemehr er fühlte, daß er ſich in dieſem Mann getäuſcht hatte; um ſo größer war daher ſein Erſtaunen, als der Ritter ſeine entmuthigende Darſtellung der türkiſchen Macht plötzlich mit der Frage ſchloß: „was unter dieſen Umſtänden zu thun ſei?“ —

Camillo wartete eine Weile, ob Keiner der Anweſenden das Wort nehmen wollte; dann begann er: „bevor der Kriegsrath dieſer Frage nahe treten kann, muß er erſt die Hülfsmittel überſehen, welche das Schloß darbietet. Ich bitt' Euch daher im Rahmen deſſelben, uns mit dieſem Umſtand eben ſo ausführlich und gründlich bekannt zu machen, wie mit den Kräften, denen wir uns entgegen ſtellen müſſen.“

„Was braucht Ihr mich dazu?“ antwortete Don Galatiano in einem grämlichen Naſenton; „Ihr miſcht Euch ſonſt ohne Beruf in Alles, und ſo werdet Ihr auch Alles zu ſagen wiſſen, wornach gefragt wird.“

„Wenn ich an Eurer Stelle Antwort geben ſoll,“ ſprach Camillo nach einer kleinen Pauſe, die er bedurfte, um ſeines gekränkten Gefühles Meiſter zu werden, ſo kann ſie unmöglich angenehm für Euch ausfallen. Ich muß alsdann ſagen, daß auf keine Weiſe für die Umſtände geſorgt iſt, die, wenn nicht vorauszuſehen, doch gewiß zu fürchten waren. Das Mauerwerk des Caſtells befindet ſich im tiefſten Verfalle. Munition iſt kaum auf zween Tage vorhanden, und die Beſatzung beſteht aus wenigen, alten, gebrechlichen Leuten. Die Proviant-Vorräthe reichen höchſtens für ſie auf eine Woche, geſchweige für ein Paar tauſend Gäſte auf Tage hin. Dieß iſt die Lage der Sachen, wie ich ſie beurtheilen kann; kennt Ihr ſie von einer beruhigendern Seite, Don Galatiano, ſo ſoll es mich freuen, und wird es Euch zur Ehre gereichen.“

„Wie könnt Ihr erwarten, daß ich für den Unterhalt aller dieſer Leute ſorgen ſoll?“ fragte der Ritter im äußerſten Unmuth. „Ich und meine Mannſchaft, wir werden nicht Hungers ſterben, dafür ſteh' ich Euch! Was geht Ihr mich, was gehen mich die Uebrigen an?“ —

Camillo faßte alle ſeine Gewalt über ſich ſelbſt zuſammen, und fuhr fort: „es war Zeit genug, alle Lebensmittel der Inſel in das Caſtell zu ſchaffen, und es mußte geſchehen, wenn nicht beſſer für den Feind, als für Euren Orden und Eure Mitbürger geſorgt werden ſollte. Aber genug davon! Jetzt kommt Alles darauf an, zu beſtimmen, was noch geſchehen kann und noch geſchehen muß! Meine Meinung iſt, wir dürfen nichts verloren geben. Einige Tage können wir das Caſtell immer noch halten, inzwiſchen muß uns Hülfe von Malta kommen, wo die Gefahr glücklich zurückgeſchlagen, und der Muth nur deſto mehr gewachſen iſt.“

„Wie? Wir ſollten es darauf ankommen laſſen, daß die Türken das Caſtell ſtürmen? Wißt Ihr auch, junger Zungen-Held, was ein ſolcher Sturm heißen will? Keine Maus würde lebendig davon kommen!“ —

Dieſen Einwurf machte ein fetter Funfziger, der neben dem Commandanten ſaß, und das Anſehn eines reichen Krämers hatte. —

„Wer iſt der Mann,“ fragte Camillo erſtaunt, „deſſen Geſinnung und Sitten ſo wenig in dieſe Verſammlung paſſen?“

„Nichts, als ein Maler?“ antwortete der Unbekannte halblaut dem Ritter, den er nach den Verhältniſſen des Mannes gefragt hatte, welcher ſich eine ſo ſtolze Sprache gegen ihn erlaubt, und fuhr gegen Camillo'n fort: „meint Ihr, daß Leute, die etwas zu verlieren haben, von Euresgleichen Rath anzunehmen pflegen?“ —

Camillo erwiederte mit einem Blicke der Verachtung, welcher ſeinen Gegner durchbohrt haben müßte, wenn ſeine Fettmaſſe zu durchdringen geweſen wäre: „was kann ein Mann von Eurer Geſinnung zu verlieren haben, wofür ein Mann von der unſrigen nur den Finger erheben möchte? Ein Wort weiter für Euch iſt Zeitverluſt. Meine Meinung wäre,“ fuhr er gegen die Uebrigen fort, „daß die ſämmtlichen Flüchtlinge in möglichſter Eile gemuſtert, die Dienſtfähigen bewaffnet und in den Werken vertheilt, alle Mund-Vorräthe, wo ſie auch ſein mögen, in Beſchlag genommen, und nach Befund in größern oder kleinern Porzionen zugemeſſen werden, um wenigſtens drei Tage damit auszureichen. Vor allen Dingen aber muß in der nächſten Nacht eine Schaar entſchloſſener Männer das Caſtell verlaſſen, aus den benachbarten Wohnungen ſo viel Lebensmittel, als möglich, zuſammenbringen, und ins Caſtell ſchaffen.“ —

„Wir werden nicht weit darnach zu gehen brauchen,“ ſprach der alte dienende Bruder, welcher hinter Don Galatiano ſtand, „die Caricatori von Don Paolo ſind ganz in der Nähe des Caſtells an dem nördlichen Abhange des Berges, und ſo reichlich gefüllt, daß ſie auf mehrere Jahre für alle Bewohner deſſelben hinreichen.“

„Wo denkt Ihr hin, Pietro,“ ſprach der dicke Mann, „glaubt Ihr, daß ich meinen Weizen den Leuten Allen hier im Caſtell Preis geben ſolle? Das wäre ja gerad', als ob ich ihn auf die Straße ſchüttete. Ich hoffe, Don Galatiano, Ihr trauet mir zu, daß ich zu jedem Opfer für Euch bereit bin; aber was gehen mich dieſe Leute an?“

„Ihr wollet alſo lieber Euer Leben und Eure Freiheit, als Euren Weizen dahingeben?“ ſagte Camillo.

„Was hat mein Leben mit meinem Weizen zu ſchaffen?“ erwiederte der Andre. „Wenn wir das Caſtell unter Bedingungen übergeben, kann ich höchſtens mit einem kleinen Verluſte davon kommen.“

„Ich frage Euch, Don Galatiano,“ wandte ſich Camillo an dieſen, „erlauben Eure Ordens-Pflichten, erlaubt Eure Ehre als Ritter und als Mann, daß unmittelbar neben Euch von Uebergabe geſprochen wird?“

„Warum nicht?“ erwiederte der Ritter. „Wenn ſich gute Bedingungen gewinnen laſſen, ſo wird es allerdings klüger und chriſtlicher ſein, dieſe Menſchen, welche Zuflucht bei uns geſucht, zu retten, und das Caſtell wenigſtens für die Zukunft des Ordens zu erhalten, als einen blutigen und fruchtloſen Kampf zu wagen, der nur mit dem Verderben unſer Aller und mit der Zerſtörung dieſes Schloſſes endigen kann?“

„Ich will vergeſſen, was die Pflicht tapferer Männer iſt, aber ich muß noch eine Frage thun: geſetzt, wir erhielten erträgliche Bedingungen, glaubt ihr an die Möglichkeit, daß die Türken ſie halten würden?"

„Warum nicht, wenn ſie ſie beſchworen?" antwortete Don Galatiano.

„Traut den Schwüren von Heiden und Türken nicht," fiel ein alter Domherr ein, der bisher geſchwiegen; „aber eh' Ihr von Uebergabe redet, warum verſucht Ihr nicht, was ſich auf Malta ſo wundervoll bewährt hat?"

„Und was wäre dieß, Don Silvano," fragte der Ritter.

„Es war ein ganz einfaches Mittel. Man ſtellte das Bild der heiligen Agatha auf denjenigen Theil der Wälle, die am ſtärkſten vom Feinde bedroht, und am meiſten in ſeinem Geſicht waren. Von dem Augenblick an verlor ſein Feuer alle Kraft; der Muth der Türken ſank, und ſie fanden gerathen, die Belagerung aufzugeben."

„Bei Sanct Paul," rief der dicke Mann, „wenn dieſes Mittel auf Malta half, warum ſollt' es nicht auch hier helfen? Um ganz ſicher zu gehn, brauchen wir nur noch einige Gelübde darauf zu ſetzen, und ich will mich auf der Stelle anheiſchig machen, dem Erſten, der das Gelübde für mich übernehmen will, zu St. Jacob zu wallfahrten, hundert Scudi zu bezahlen.“

Camillo ſchwieg lächelnd bei dieſem Vorſchlag. Indeß machte ſolcher auf die übrigen Anweſenden einen, um ſo günſtigern, Eindruck. Er hatte wenigſtens die gute Seite, daß Zeit gewonnen, und die Zuverſicht der Schwachen geſtärkt wurde; darum erhob ſich auch von keinem der anweſenden, tapfern und hellſehenden Männer eine Stimme dagegen. Ein beſondres Vertrauen aber legte Don Galatiano an den Tag, und ſein Geſicht gewann faſt den Ausdruck von Heiterkeit, als er einen Vorſchlag, durch den er ſeine Ordens-Pflicht ſo gut mit ſeinen Neigungen zu vereinigen hoffte, ohne allen Widerſpruch angenommen ſah.

Die Verſammlung ging aus einander, und Don Galatiano trat ans Fenſter, um zu ſchauen, wie die Sachen außerhalb vom Caſtelle ſtanden. Da die Türken in ihrer Ruhe verharrten, ſtreckte er ſich behaglich in ſeinen Armſtuhl, und legte das eine Bein auf einen gepolſterten Schemel, der eigens dazu beſtimmt ſchien. Paolo Angriſani, der Kornhändler, der auf einen Wink, welchen er ihm gegeben, da geblieben war, ſtand auf der Seite neben ihm gelehnt, ſo daß Keiner dem Andern ins Geſicht ſehen konnte.

„Und was meint Ihr, Don Paolo?“ begann der Ritter.

„Ich meine, wir könnten die Türken nicht beſſer los werden, als auf dieſe Weiſe,“ antwortete der Andere.

„Ihr habt Recht. Wo Gott ein Wunder thun will, muß der Menſch nur ruhig zuſehen. Wie ſollte der Himmel auch damit kargen? Iſt Malta nicht das äußerſte Bollwerk der Chriſtenheit, und

Gozzo das äußerſte Bollwerk von Malta? Nach dem die Heilige das eine befreit hat, wird ſie das andere den Türken gewiß nicht in den Händen laſſen.“

„Halbgethan iſt nichts gethan; das wiſſen die Heiligen ſo gut, wie die Menſchen.“

„Wer darf es wagen, dem Himmel in den Weg zu treten? Sonſt möcht' ich wohl wünſchen, mit den Türken anzubinden.“ —

Der Ritter hatte dieſe Worte leiſer geſprochen, und ſich auf einmal vorwärts gebogen, wodurch er einen Blick durch das Fenſter auf die Umgegend des Caſtells gewann. Er fuhr aber gleich wieder mit verſtärkter Stimme fort: „ja, ich will's nicht läugnen; ich hätte mich gern einmal wieder tüchtig mit den Ungläubigen herumgeſchlagen. Ihr habt keinen Begriff davon, was das für eine Freude iſt, links und rechts um ſich Hiebe auszutheilen.“ —

„Und zu empfangen,“ unterbrach ihn der Kornhändler. „Bei meiner Treue, es mag ein ſchlechter Spaß ſein. Ich, für meine Perſon, würde mich bedanken dafür.“

„Meint Ihr denn, daß man einen Hieb ſpüre, wenn man ſo recht im Feuer der Schlacht iſt? Ich ſag' Euch, ein tapferer Mann hat die Hälfte ſeines Blutes verloren, eh' er nur merkt, daß er verwundet iſt.“

„Meinetwegen! Das ſind Liebhabereien von Euch andern vornehmen Herren, die Ihr Jahr aus Jahr ein im Panzer ſteckt. Ihr müßt am Ende gar nicht mehr wiſſen, daß Ihr eine Haut auf dem Leibe habt.“

„Bei Sanct Paul, ſo iſt es auch! Und das Herz hüpft mir im Bauche, wenn ich mir ſo recht lebhaft die Köpfe denke, die auf allen Seiten um Einen herum von ihren Schultern fliegen.“ —

„Gott bewahre mich, Don Galatiano! Ihr könnt Einem ja ordentlich Angſt machen.“ —

Der Ritter, welcher durch die Aeußerungen des Kornhändlers immer kampfluſtiger zu werden ſchien, ſtand plötzlich auf, und fuhr fort, indem er eine ganz trotzige Stellung annahm, und den Ton ſolcher gemäß ſteigerte: „ich ſag' Euch, die Türken ſollen nur gelinde Saiten aufziehen, oder es wird ihnen an blutigen Köpfen nicht fehlen.“

„Was hättet Ihr davon, Don Galatiano? Das iſt eine Arbeit, bei der ſich nichts verdienen läßt.“

„Wie? Ehre und Märtyrerthum wären nichts in Euren Augen?“

„Was Ehre iſt, weiß ich nicht; ob ich gleich ſchon viel davon reden gehört. Auch bin ich nicht ſehr begierig, ſolches zu erfahren, da ich dieſes Wort faſt immer im Munde von Leuten finde, die ſonſt nichts haben. Ein Andres iſt es mit dem Märtyrerthum. Alle Ehrfurcht davor; aber es paßt nicht für Leute meiner Art. Habt Ihr je von einem vermöglichen Manne gehört, Don Galatiano, welcher den Märtyrertod geſtorben wäre?“

„Ihr habt eine eigne Art zu ſehen, Don Paolo; und man muß Euch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, Ihr trefft immer die practiſche Seite. Ich möchte wohl wetten, daß Ihr auch unſrer dermaligen Lage eine ſolche Seite abzugewinnen verſtändet, wenn es darauf ankäme.“ —

Mit dieſen Worten hatte der Ritter ſich wieder niedergelaſſen, und ein Anſehn von Ruhe und Gleichgültigkeit angenommen, dem aller Streit und Kampf ſo fremd zu ſein ſchien, wie dem Kornhändler. —

„Ihr meint wohl eine gute Speculation, Don Galatiano?“ antwortete Dieſer. „Ob ich daran gedacht habe! Und eine Speculation wäre hier zu machen, reicher, als eine nach der neuen Welt. Eine Gelegenheit, wie dieſe, kommt ſo leicht nicht wieder.“

„So laßt hören, mein Freund!“

„Habt Ihr geſehen, wie alle Höfe und Gänge und Gewölbe des Caſtells voll Päcken liegen, welche die Flüchtlinge mitgebracht? Ihr dürft mir glauben, es ſind Dinge von dem größten Werth darunter. Gefäße von Silber und Gold, Kleinodien und Edelgeſteine — kurz, das Koſtbarſte, was Jeder beſitzt, hat er mitgenommen.“

„Allerdings! Allerdings, Don Paolo! Wenn man es den Leuten nur nehmen könnte —“

„Warum könnte man es nicht?“

„Wo denkt Ihr hin, Don Paolo?“ rief der Ritter, indem er, den Oberleib wendend, zu dem Andern aufblickte.

„Habt Ihr denn unter allen dieſen Päcken, — und bei Sanct Paul, es iſt viel unnützes Zeug darunter, das die Leute lieber hätten zu Hauſe laſſen können, — habt Ihr unter dieſen Bergen von Päcken einen einzigen Säck Korn geſehen?“

„Nicht einen einzigen; aber was lernen wir daraus, das wir nicht ſchon im Kriegsrath erfahren?“

„Nun ſeht Ihr, Don Galatiano, denke ich ſo. Es wird nicht lange dauern, ſo werden alle dieſe Leute merken, daß ſie ihren Magen nicht zu Hauſe gelaſſen haben. Der Magen aber iſt ein ſolcher Verächter von Silber und Gold, daß er alle Schätze der Welt hingibt, wenn er nicht anders ſatt werden kann. Gäben wir daher den Leuten zu eſſen, ſo müßten ſie es uns zu jedem Preiſe bezahlen, der uns beliebte. Wer könnte uns den Markt verderben, Don Galatiano? Das frag' ich Euch!"

„Der Gedanke iſt nicht übel, bei Sanct Paul, es iſt ein herrlicher Gedanke! Aber was hilft uns der beſte Gedanke ohne die Mittel der Ausführung? Die Vorräthe im Caſtell reichen nicht hin, um dieſer Speculation nur einigen Umfang zu geben, wollt' ich meine Mannſchaft auch noch ſo ſehr Hunger leiden laſſen, wozu ich ganz bereit wäre."

„Das ſollt Ihr nicht einmal, Don Galatiano, und es wär' auch nicht der Mühe werth, damit anzufangen. Ich gedächte, einen von meinen Caricatori dazu herzugeben.“

„Die ſind aber außerhalb des Caſtells.“

„Allerdings; indeß gibt es ja Menſchen, die ihren Hals daran wagen wollen, um den Weizen bei Nacht hereinzuholen. Zudem iſt einer der Caricatori ſo nah am Thore des Caſtells, daß Leute, die nichts zu verlieren haben, wenig dabei aufs Spiel ſetzen. Wenn Ihr alſo die Mannſchaft ſtelltet, und ich gäbe den Weizen, ſo könnten wir ein Geſchäft zuſammen machen, wie uns ſobald nicht wieder eins unter die Finger kommen wird.“

„Die Sache läßt ſich hören, Don Paolo. Indeß müßt Ihr geſtehen, das Wichtigſte dabei muß ich thun.“

„Aber ich muß das Wichtigſte dazu geben, Don Galatiano. Das könnt Ihr nicht in Abrede ſtellen.“

„Ihr wollt geben, was ich Euch zuvor verſchaffen muß. Ich meine, daß ich auf dieſe Weiſe auch das Wichtigſte dazu gebe.“

„Wie kann ich um Worte mit Euch ſtreiten? In der Hauptſache ſind wir einig. Alſo zu gleichem Gewinn?“

„Das iſt's eben, worin ich anderer Meinung bin. Denn mir will recht ernſtlich bedünken, daß zwei Dritttheile des Gewinnes von Gott und Rechtswegen mir gehören.“

„Was ſoll ich machen? Aber dann laßt Ihr mich von der Geſammtſumme meine baare Auslage für den Weizen in Abzug bringen?“

„Das verwickelt unſer Geſchäft unnöthiger Weiſe, Don Paolo. Zwei Drittheile vom Ganzen iſt eine eine einfache Soldaten-Rechnung.“

„So geſtattet wenigſtens, daß ich die Intereſſen von dem Capital berechne, Don Galatiano, das mir ſchon ſo lang müßig in dem Weizen liegt.“

„Gott bewahre mich vor Intereſſen-Rechnungen. Ich will Euch dieſe Mühe ſparen. Ihr könnt das Capital, das Ihr gewinnen werdet, zu hohern Intereſſen austhun. Wenn die Leute Alles verloren haben, und den Türken noch ein tüchtiges Löſegeld bezahlen müſſen, dürft Ihr fodern, ſo viel Ihr wollt."

„Ihr habt gut reden, Don Galatiano. Wenn es mit dem Fodern und Verſprechen allein gethan wäre. Aber was hilft mir das Verſprechen, wenn ſie mir keine Sicherheit geben? Und welche Sicherheit können Leute geben, denen man Alles abgenommen, was ſie von Werth beſaßen?"

„Ich wüßt' Euch wohl ein Mittel, Don Paolo."

„Das ſoll mir lieb ſein; beſonders wenn Ihr es mir umſonſt geben wollt."

„Es ſoll Euch keinen Heller koſten!"

„Dann wird es darnach ſein, wie alle wohlfeile Waare."

„Ihr braucht ihnen nur Euer Gewinn-Dritttheil wieder zugeben, nachdem Ihr den wahren Werth Eures Weizens davon abgezogen"

„Wo bliebe alsdann mein Gewinn, Don Galatiano?“

„Wie? Hättet Ihr Eure Auslage nicht wieder? Den reinen Gewinn könntet Ihr aber jetzt gleich einſtecken.“

„Da müßtet Ihr mich zuvor hexen lehren.“

„Mit Nichten; Ihr braucht nur einmal zu begreifen, daß mit Eurer knauſerigen Manier bei mir nichts auszurichten iſt. — Was dünkt Euch von dem Zungenhelden?“ ſetzte der Ritter hinzu, als ob er das Geſicht nicht geſehen, welches der Kornhändler bei dieſer Wendung des Geſprächs geſchnitten. Es war nicht anders, als wie wenn er ein Glas Galle verſchluckt hätte.

„Was geht mich der Maler an?“ erwiederte er in einem Tone, der ſeinen Verdruß nicht ganz zu verbergen vermochte. „Er wird nicht der Erſte dieſes Schlags ſein, den ich nicht am Ende mürbe geworden ſah! An Euerer Stelle hätte ich den

Burſchen entweder nicht in den Kriegsrath rufen, oder ihm nach den erſten Worten die Thüre weiſen laſſen."

„So ſeid Ihr Leute! Da wird das Kind immer mit dem Bad ausgeſchüttet. Habt Ihr vielleicht Luſt, den Weizen ſelber hereinzuholen, mein ſuperkluger Herr? Oder verſteht Ihr mich jetzt?"

„Meinetwegen! Mir iſt er ſchon gut genug, um ſich von den Türken todt ſchießen zu laſſen. Und je eher, je lieber! Solche Leute, die den Mund immer voll großer Worte haben, ſind ohnedieß nicht zu einem langen Leben beſtimmt."

„Wie ſo?"

„Weil ihnen einmal ſicher eines im Halſe ſtecken bleibt, woran ſie erſticken. Wenige Worte und viele Almoſen iſt mein Grundſatz. Damit kommt man ohne Händel durch die Welt, und ſicher in den Himmel!"

„Wie meint Ihr nun?"

„Das hoff' ich von Euch zu hören, Don Galatiano."

„Ich dächte Ihr zöget um Mitternacht mit dem Maulhelden und einem Dutzend von Seinesgleichen aus dem Caſtell — “

„Ich, Don Galatiano? Wo denkt Ihr hin? Seht mich nur an — “

Mit dieſen Worten trat der Kornhändler vor den Ritter hin, und blies ſeine dicke Maſſe, wo möglich, noch mehr auf. —

„Bin ich der Mann zu ſolchen halsbrechenden Dingen?“ fuhr er fort. „Da muß man Leitern beſteigen, Weizenſäcke tragen können. Aber welche Leiter wird mich tragen? Wenn ich Mühe habe, mich ſelbſt zu tragen, wie werd' ich auch noch Weizenſäcke tragen können? Bei Sanct Paul Ihr ſcherzt, und ein lachender Mund iſt ein ſchlimmer Anfang für eine Speculation.“

„Nun, nun, Don Paolo; nicht ſo vorſchnell! Wer ſpricht denn davon, daß Ihr ſelbſt mitgehen ſollt! Eure Leute, mein' ich, und deren iſt gewiß eine gute Anzahl im Caſtell.“

„Das dürft Ihr glauben. Die Halunken ſind mir alle nachgelaufen, um ſich von mir füttern zu laſſen.“

„Nun ſeht Ihr, dieſe Burſche ſind doch nicht beſſer, als andre Eſel auch, und ſo könnt Ihr ihnen dieſe zum Muſter vorſtellen. Die Eſel, ſagt Ihr ihnen, bekommen nicht früher zu freſſen, als bis ſie ihre Arbeit verrichtet. Das heißt: hier iſt keine Wahl, als zwiſchen einer möglichen Gefahr und dem gewiſſen Verderben. Scheut Ihr die Gefahr, ſo iſt Euch der Hungertod gewiß; ſcheut Ihr den Hungertod, ſo macht Ihr Euch um Mitternacht auf den Weg nach dem Caricatojo, und ſchleppt ſo viel Weizen aus demſelben in das Caſtell, als darin iſt.“

„Glaubt mir, Don Galatiano, die Schurken ziehen den Hungertod vor, wenn Ihr ihnen keine Mannſchaft zur Bedeckung mitgebt.“

„Iſt dieß denn nicht meine Abſicht? Dazu denk' ich ja eben den naſeweiſen Maulhelden zu brauchen. Aber geſetzt nun, der Weizen wäre herein, wie alsdann?“

„Dann laßt mich ſorgen; ich will ſo ſparſam damit wirthſchaften, daß Jeder noch einen Gewinn gemacht zu haben glauben ſoll, wenn er mir, was er braucht, mit Gold aufgewogen.“

„Und dazu denkt Ihr auch den Maulhelden und das Dutzend Wagehälſe zu zwingen, die er mitnehmen muß, wenn die Sache gelingen ſoll?“

„Allerdings, Don Galatiano; denn ich verlaſſe mich auf Euer Anſehn und Euren Schutz.“

„Und mit vollem Recht und ſicherem Grunde verlaſſet Ihr Euch darauf. Aber beſſer iſt beſſer, und am Ende möcht' ich das Geſindel doch bei guter Laune erhalten. Freilich werden wir ſie zu nichts brauchen können, ehe wir uns den vorlauten Burſchen vom Halſe geſchafft.“

„Wer will Euch hindern, Don Galatiano, wenn er das Maul einmal wieder zu weit aufreißt, ihm die Kehle ſo zuſammenſchnüren zu laſſen, daß er es nicht mehr ſchließen kann?“

„Niemand anders, als ich ſelber. Darum wählt man Männer meines Charakters zu den wichtigen Commandos, damit ſie nicht Alles thun, was ſie könnten, und mit Vorſicht thun, was ſie thun müſſen.“

„Ihr gedenkt alſo, noch erſt Complimente mit ihm zu machen?“

„Nicht anders, als wie ich Einem, der zum Tode verurtheilt iſt, noch tüchtig auftiſchen laſſe, bevor er gehenkt wird.“

„Meinetwegen könnt Ihr ihn mit Marcipan zu Tode füttern; wenn wir ihn nur los werden.“

„Und das werden wir,“ ſprach der Ritter mit dem entſchiedenſten Tone. „Es kommt nur darauf an, daß wir ihm beim Weizenholen irgend einen Schlaukopf beigeſellen, auf den wir uns verlaſſen können. Nichts iſt leichter, als ſolche Maulhelden zu unbeſonnenen Streichen zu verleiten. Es braucht nichts weiter dazu, als daß man ihn, wenn der Weizen bald vollends herein iſt, zurückläßt, und das Caſtellthor ſchließt. Dann mag er ſein Heil bei den Türken verſuchen. Was meint Ihr, Don Paolo?"

„Der Gedanke iſt koſtbar. Wie wär's, wenn Ihr den Mönch Euſebius dazu brauchtet? Ich falle auf dieſen, weil ich ihn ſchon ein Paarmal mit dem Maler zuſammengeſehen. Er hat gewiß irgend eine Abſicht auf ihn."

„Ihr habt Recht, Don Paolo; auch hat ſich der Mönch mit ihm bei dem Giftmiſcher einquartirt. Das iſt nicht umſonſt geſchehen; wenn das Räthſel gleich nicht ſchwer zu löſen ſcheint."

„Wie ſo, Don Galatiano?"

„Der Burſche hat eine junge Frau, von deren Schönheit man viel Weſens macht. Was braucht es mehr bei dem lüderlichen Mönch, um ihn Gott und alle Heiligen vergeſſen zu laſſen?"

„Fürwahr, Don Galatiano, Ihr habt den rechten Sack getroffen! Sein Sünderleben hat ſchon Aergerniß genug verurſacht. Wozu ſind die Biſchöfe und Aebte da, wenn ſie ſolchen Unordnungen nicht ſteuern wollen?“

„Freilich brauchen wir nicht lange zu fragen, woher die Strafen kommen, mit denen uns der Himmel heimſucht! Wie hätten ſich die Türken unterſtehen dürfen, uns in unſern eigenen Caſtellen anzugreifen, wenn die Sünden der Geiſtlichen ſie nicht herbeigerufen?“

„Ihr habt Recht, Don Galatiano. Was kann unſer Beten helfen, wenn diejenigen, die den Zorn Gottes beſänftigen ſollten, ihn am meiſten reizen? All unſer Allmoſengeben iſt nicht im Stand, das ſündhafte Leben der Mönche gut machen.“

„Und mein Leben und mein Faſten eben ſo wenig, und das Faſten meiner Mannſchaft auch nicht, ſo genau ich darüber halte.“

„Und meine Gelübde und die Wallfahrten, die ich machen laſſe? — Ihr dürft mir glauben, Don Galatiano, dieſer Artikel allein koſtet mich jedes Jahr meine hundert Scudi.“

„Viel Geld, Don Paolo, viel Geld! Nehmt mir nicht übel; aber Ihr müßt doch ein arger Sünder ſein, daß Ihr Euch das ſo viel Geld koſten laſſen müßt.“

„Nicht mehr, als Andere auch, Don Galatiano. Das iſt einmal nicht anders bei dem Handelsmann. Mit wem ich auch zu thun habe, ſo werde ich belogen und betrogen. Will ich nicht zu Grunde gehen, muß ich es Andern eben ſo machen. Wenn ich aber täglich lüge und betrüge, ſo erfodert die Klugheit, daß ich auch täglich etwas Gutes thue. Das Sündenregiſter würde am Ende zu ſtark anwachſen, und wer beſtände noch, wenn es zum Abrechnen käme? Ich möchte nur wiſſen, wie ein Mönch ruhig vor dem Teufel ſchlafen kann, wenn er vom

Morgen bis zum Abend nur darauf ſinnt, ſeine Gelübde zu brechen. Habt Ihr den Bruder Euſebius jemals ein Almoſen geben, ein Gelübd' erfüllen ſehen? Von Wallfahrten, die er ſelbſt machte, oder durch andre machen ließe, gar nicht zu reden."

„Ich ſag' Euch, ohne ihre Ordens-Stifter würden die Mönche alle zur Hölle fahren. Dem Fegfeuer entgehen ſie freilich nicht; aber ſie machen ſich wenig daraus, weil ſie durch die ſchweren Kutten an die Hitze gewöhnt ſind. Meint Ihr, die andern Ordens-Heiligen werden die Ihrigen länger braten laſſen, als der heilige Franziskus die Seinigen?"

„Allen Reſpect vor dieſem großen Heiligen! Aber daß ihm eine ſolche Gewalt über das Fegfeuer verliehen iſt, habe ich nicht gewußt. Geht ſie denn wirklich über Gebet und Fürſprache hinaus?"

„Ihr kennt die Macht des heiligen Franziskus ſehr ſchlecht, wie ich ſehe. So oft es ihm einfällt, tritt er an den Rand des Fegfeuers, und läßt ſeinen Strick hinab. Da mögen ſich denn ſo viele Mönchsſeelen daran hängen, als wollen; er zieht ſie alle heraus. Ihr könnt denken, daß es nur Bettelmönche ſein dürfen. Aber werden es der heilige Benedictus und die andern Ordensheiligen mit den Ihrigen nicht auch ſo machen?“

„Nun geht mir erſt das rechte Licht auf, warum ſich ſo viele Leute in Mönchskutten begraben laſſen. Ich hatte es auch im Sinn; aber jetzt weiß ich gewiß, daß man mich in keiner andern, als in der Franziskanerkutte in den Sarg legen ſoll. Ich kann's Euch wohl vertrauen, ich hatte bisher auf das Ordenskleid der Carthäuſer meine Abſicht gerichtet; denn ich habe meine jungen Jahre in Neapel zugebracht, und da iſt es mir immer vorgekommen, als ob ſichs kein andrer Orden ſo ſauer um ſeine Seligkeit werden ließe, wie dieſer.“

„Ich ſag' Euch, am ſicherſten iſt es immer, ſich unter den Schutz des ſeraphiſchen Vaters zu begeben. Ich hab' es auch nicht anders im Sinne.“

„Hat man dabei noch ein gutes Gewiſſen, Don Galatiano, dann kann es einem in der andern Welt auch nicht fehlen. Drum will ich das meinige nicht mit dem Morde des Malers beſchweren. Mag ihn der Mönch auf ſeine Seele nehmen! Kommt er mir nur aus den Augen, ſo will ich nie darnach fragen, was aus ihm geworden iſt.“

„Ich dachte, Ihr würdet die Sache mit dem Mönch ins Reine bringen.“

„Ich, Don Galatiano? Wie könnt Ihr mir zumuthen, daß ich mein Gewiſſen alſo beſchweren ſolle?“

„Wie verfallt Ihr auf einmal in dieſe Bedenklichkeiten, Don Paolo? Wer redet denn von Eurem Gewiſſen?“

„Ich will nichts weiter von der Sache, Don Galatiano. Wenn der Maler zu Grunde geht, wie zu glauben und zu wünſchen iſt, würde ſein Blut nicht auf mein Haupt kommen?“

„Wer verlangt denn, daß Ihr ihm den Liebesdienſt ſelbſt leiſtet? Davon iſt ja gar nicht die Rede.“

„Aber ich ſoll den Mönch doch überreden, ihm eine Falle zu ſtellen.“

„Will er es thun, ſo iſt es ſeine Sache. Und Ihr werdet finden, daß er ſich ohne Mühe dazu verſteht. Es wird ihm gar nicht einfallen, daß er eine Sünde begehe.“

„Alle Eure Worte in Ehren gehalten, Don Galatiano, aber das glaub' ich nicht.“ —

Der Ritter nahm eine trefflich gearbeitete und reich eingelegte Muskete von der Wand, an der ſie hing, und ſprach zu dem Kornhändler, indem er ſie ihm hinhielt: „ſeht Ihr dieſe Muskete, Don Paolo? Was dünkt Euch von dem Gewehr? Glaubt Ihr nicht, daß es mir lieber ſei, als irgend ein andres im Caſtell?“

„Ich will es wohl glauben; man wird auch weit gehen können, bis man ein ſo ſchönes Stück Arbeit zu ſehen bekömmt. Aber ich begreife doch nicht, was Ihr damit ſagen wollt.“

„Das werdet Ihr gleich erfahren. Nun ſeht, dieſes ſchöne, koſtbare Gewehr diente dem ſpaniſchen Ritter zu den Mordverſuchen, die er auf das Leben des ſeligen Großmeiſters Villiers de l'isle d'Adam machte. Zweimal ſchoß er damit nach ihm. Freilich traf er nicht; aber das geſchah nur, weil er ein ſchlechter Schütze war. Das Verbrechen blieb nichts deſto weniger das größte, welches er gegen den Orden begehen konnte. Meint Ihr, dieſe Muskete habe das Geringſte dadurch in ihrem Werthe verloren? Iſt ſie mir darum minder lieb? Und doch verlang' ich nicht einmal ſo viel von Euch, als was die Muskete gethan hat.“

„Ich bin aber auch keine Muskete, Don Galatiano, und ſo paßt die Vergleichung nicht auf mich. Sehet Ihr ſelber, wie Ihr mit dem Mönche fertig werdet. Ihr könnt Euer Gewiſſen leichter zum Schweigen bringen; denn Ihr ſeid ein halber geiſtlicher Herr. Ich will indeß meine Leute zuſammentreiben. Ihr dürft mir glauben, es wird nicht leicht ſein, ſie zu dem Unternehmen zu bewegen. Ein halsbrechendes Geſchäft bleibt es immer, und Einer, oder der Andre kann wohl darin zu Grunde gehn. Aber ſo eine Sackträgersſeele kann man doch eher auf ſein Gewiſſen nehmen, als einen Menſchen mit einen Knebelbart und einem Dolch im Gürtel. Iſt er auch gleich nur ein Maler, ſo ſieht er doch aus, als ob er vornehmer Leute Kind wäre, und man hat Beiſpiele, daß hinter ſolchen Geſichtern manchmal mehr ſteckt, als man glauben ſollte. Er iſt wenigſtens hochmüthig genug dazu.“ —

„Eine niedrige Geburt verleugnet ſich doch nie,“ ſprach der Ritter, als der Kornhändler ihn verlaſſen. „Es iſt Schade, daß auch dieſe Leute reich werden können! Muß man es ſich doch gefallen laſſen, daß ſie ihre Naſen alsdann ſo hochſtellen, als der älteſte Edelmann. Spricht der Burſche nicht mit mir, wie mit Seinesgleichen? Warte nur Kornjude, es ſoll dir früher zur Franziskanerkutte geholfen werden, als du denkſt. Wär' es auszuhalten, mit dieſem Menſchen faſt auf gleichem Fuße zu ſtehn, wenn man ihn nicht mehr braucht?“ —

Mit dieſen Worten nahm der edle Ritter ſeinen Roſenkranz vom Tiſche, ſetzte ſich wieder in ſeinen Lehnſtuhl, und begann, ihn mit einer Emſigkeit abzubeten, als ob er zum Voraus ſchon die ſchwere Rechnung von Sünden, die er vorhatte, vermindern wollte.

Viertes Capitel.

Da es den Anſchein hatte, daß ſich die Türken ruhig verhalten würden, ſo beſchloß Camillo zu den Seinigen zurückzukehren. Sie erwarteten ihn mit ängſtlicher Sehnſucht. Die Zeit ſeiner Abweſenheit war eine Ewigkeit für die zarte Frau geworden, der es in dem einſamen Gewölb immer unheimlicher vorkam, je höher ſich der Sonnenſchein an der Wand emporhob. Kaum wagte ſie noch, Athem zu holen, geſchweige ſich von der Stelle zu rühren, und ihre Angſt ſtieg aufs höchſte, als die bange Stille plötzlich durch ein ſtarkes Geräuſch unterbrochen wurde. Es ſchien von dem Fall eines Menſchen herzurühren, der mit einem ganzen Fenſterflügel von der Höhe niedergeſtürzt war. Die Kinder drückten ſich angſtvoll an ihre Mutter, und die zarte Marcellina wagte nicht einmal, zu weinen.

Als Camillo wenige Augenblicke darauf eintrat, ſtürzten ihm die Kinder entgegen. Conſtanze wollte aufſtehen, und daſſelbe thun; aber die Freude übermannte ſie. Nur die Arme vermochte ſie ihm ſtumm entgegen zu ſtrecken.

Bald machten die erſten Ausbrüche der Freude des Wiederſehens dem traulichen Geſpräche Platz, und Camillo verhehlte Conſtanzen die Mißlichkeit ihrer Lage nicht. Glücklicher Weiſe brachte ſeine Erzählung einen ganz andern Eindruck auf ſie hervor, als er gefürchtet. Denn nachdem er ſich mit dem bitterſten Hohn über das Vertheidigungsmittel heraus gelaſſen, welches der Commandant gewählt hatte, fand ſie ſich wahrhaſt dadurch ermuthigt. Ihre, durchaus religiöſe, Richtung ergriff die wunderbare Hülfe mit ſo größerer Wärme, da ſie den Himmel dadurch mit der Leichtfertigkeit zu verſöhnen hoffte, womit ſich Camillo über dergleichen Gegenſtände zu äußern pflegte. Sie lächelte daher mit dem Ausdruck der liebevollſten Mutter, deren Kind von ſeinen unſchuldigen Irrthümern redet, als er ſeine Erzählung mit den Worten ſchloß: „wenn man in einem Nonnenkloſter auf ſolche Mittel verfällt, kann man es wohl gelten laſſen; aber in einem Caſtell, das einem Ritterorden angehört, und von einem Ritter befehligt wird, mit einer guten Zahl kraftvoller, muthiger und wohlbewaffneter Männer iſt es eine Schmach, welche der ganze Ocean nicht mehr abwaſchen kann!“ —

Umſonſt beſtritt Conſtanze mit ihrer liebenswürdigen Sanftmuth den Unglauben des geliebten Mannes an die Kraft des Beiſtands ihrer Schutzheiligen. Camillo erklärte ihr geradezu, daß, wo menſchliche Tapferkeit ausreichen könne, dergleichen Hülfe ſchmählich ſei. „Wozu tragen wir Waffen?“ ſprach er; „wozu verwahren wir unſre Schlöſſer mit Mauern oder Gräben, wenn wir nur Heiligenbilder auf die Wälle zu ſtellen brauchen, um die Sache für uns auszumachen? Uebrigens erinnere ich mich wohl eines Falles aus der Schrift, daß Mauern durch ein Wunder zuſammengeſtürzt, aber keines, daß ſie durch daſſelbe erhalten worden ſind. Wußte doch Judith ſelbſt nicht anders zu helfen, als durch den Meuchelmord des feindlichen Heerführers.“ —

In dieſer Rede ward Camillo durch einen kurzen Schrei unterbrochen, der aus dem Seitengewölb erſcholl, und Angſt und Schmerz in ſeinem Ausdrucke nicht unterſcheiden ließ. Er ſprang auf, und ob ihn gleich Conſtanze zurückzuhalten ſuchte, eilte er in das Gewölbe.

Es war bereits wieder ſtille geworden; aber der Anlaß des Schreis fiel ihm ſogleich in die Augen. Sein übellauniger Wirth hing in der eingebrochenen Fenſteröffnung, und wurde gerade von Außen hinausgezerrt, als er eintrat. Schnell ſprang er auf die Leiter, worauf dieſer, wie es ſchien, überraſcht worden war, und faßte mit der einen Hand ſeinen Gürtel, während er mit der andern eine Piſtole auf den Türken abfeuerte, der ſich am Mittelpfoſten des Fenſters feſthielt, und dem Alten die Schlinge um den Hals geworfen hatte. Leblos ſtürzte der Türke hinunter, und der Gefangene wurde frei, ſo daß Camillo die Schlinge noch auf der Leiter löſen konnte. Sanft ließ er den Bewußtloſen herab, und legte ihn auf den Boden. Dann ſah er ſich im Gewölbe nach einem Mittel um, durch das er ihn wieder ins Leben bringen könnte.

Sein erſter Blick traf einen Türken, der noch mit der Schlinge um den Hals unter den Trümmern des herabgefallenen Fenſters am Boden lag. Mit Erſtaunen erkannte er in demſelben ſeinen Sklaven Ali, der im Gedränge entlaufen war, als er ſich mit den Seinigen auf dem Wege nach dem Caſtell befand. Er mußte vor einer kurzen Weile getödtet worden ſein, denn der Schaum ſtand ihm noch reichlich vor dem Munde. Camillo hielt ſich jedoch mit dieſem Anblicke nicht auf, ſondern ſchöpfte mit der flachen Hand Waſſer aus einem Becken, das an der Wand hing, und goß es dem Alten ins Geſicht.

Dieſer öffnete die Augen, und ſtierte einige Augenblicke um ſich herum; dann ſah er nach dem Fenſter empor, und fühlte an ſeinen Hals. Der Strick hing noch loſe daran; er nahm ihn ab, und ſchleuderte ihn mit Entſetzen von ſich. „Wollt Ihr nicht eine Herzſtärkung zu Euch nehmen?“ ſprach Camillo zu ihm. „Ihr braucht mir nur zu ſagen, wo ſie zu finden iſt.“ —

Der Alte blickte ganz verwundert zu ihm auf. Es war, als ob er ſich beſänne, wie er mit dem fremden Gaſte zuſammenhinge. —

„Enthält dieſe Flaſche vielleicht etwas der Art?“ fragte Camillo, indem er eine verſiegelte

Flaſche, hell und klar, wie Kryſtall, von einem der nächſten Fächer herunternahm, welche die Wände bedeckten.

„Laßt die Flaſche ſtehn!“ rief der Alte mit einer jugendlichen Lebhaftigkeit, indem er auf einmal zu ſich zu kommen ſchien, und vom Boden aufſtand.

„Nun werdet Ihr wohl zugeben,“ ſprach Camillo zu ihm, „daß Beiſtand gegen die Türken nicht überflüſſig iſt. Einige Augenblicke ſpäter, und ſie hatten Euch vor dem Fenſter, und knüpften Euch an Eurer eigenen Stange auf.“

„Habt Ihr mich aus ihren Händen gerettet?“ fragte der Alte ganz erſtaunt, aber in einem Ton, der einen ganz andern Ausdruck hatte, und wohl verrieth, daß es ihm nicht an Sinn für die Dienſte fehlte, welche man ihm leiſtete.

„Wer ſonſt? — Inzwiſchen war es kein großes Kunſtſtück,“ ſetzte Camillo ſogleich hinzu; „aber wenn ich keinen Dank dafür verlange, ſo hoff' ich doch auch nicht deshalb von Euch ausgeſcholten zu werden."

„Nehmt die ganze Flaſche dort, ſie ſoll Euer ſein," erwiederte der Alte mit einer Art von convulſiviſcher Heftigkeit.

„Wozu diente ſie mir?"

„Kennt Ihr Nabal-Zebug's Waſſer nicht? Wahrlich, es iſt kein Mächtiger und kein Schwacher auf Erden, der Euch die Flaſche nicht tauſendmal mit Gold aufwiegt."

„Die Arznei mag koſtbar ſein; aber man muß das Uebel kennen, gegen das ſie wirkſam iſt, und muß ſelber daran krank ſein."

„Es iſt das größte, an dem Ihr Alle leidet."

„Dann müßte ſie den Neid heilen können."

„Der Neid hat nichts mit den Unglücklichen zu ſchaffen," ſprach Nabal-Zebug.

„Oder den Stolz und die Eitelkeit —."

„Selbſtbetrug iſt das einzige Glück des Menſchen."

„So muß es die Thorheit ſein, gute Vorſätze zu faſſen, und nicht zu halten.“

„Wohl iſt dieſe Thorheit Euer Aller Erb-Gut, aber ſie iſt doch nur ein Theil Eures größten Uebels.“

„Nur ein Theil? Dann müßt Ihr das Leben ſelbſt für das größte Uebel anſehn.“

„Und ſo iſt es,“ erwiederte der Alte.

„So hätt' ich Euch freilich einen ſchlechten Dienſt geleiſtet, indem ich das Eurige gerettet.“

„Ihr müßt mich nicht mit Eurem Maß meſſen. Wer ſein Leben nach Gefallen verlängern und abkürzen kann, braucht es nicht durch Andre zu verlieren.“

„Was nützt Eure Kunſt, wenn ſie Euch nur gegen die Krankheit zu ſchützen vermag?“

„Habt Ihr Andern denn einen gefährlichern Feind?“

„Es iſt wahr; er iſt der ſchlimmſte. Jugend und Kraft, Genie, Verdienſt und Tugend unterliegen ihm zuerſt. Ich nehme Euer Geſchenk an.“

„Ihr ſeid im Irrthum; aber Ihr ſollt auch das andre Mittel haben.“ —

Damit nahm der Alte eine Flaſche von derſelben Größe herab, in der ſich eine Flüſſigkeit befand, welche die Farbe des reinſten Goldes hatte, und reichte ſie Camillo'n.

„Aurum potabile!“ ſprach Dieſer, indem er ſie empfing. „Ich danke Euch; und kann ich den Feigen mit der andern Flaſche Muth einflößen, ſo ſoll mir dieſer Trank der Lebens-Verlängerung nur ſo willkommener ſein. Sonſt wird er mir wahrlich nichts helfen. Könntet Ihr mich auch unſterblich machen, vermöcht' ich dieſes Caſtell doch nicht allein zu vertheidigen.“

„Dazu mag Euch der andre Trank dienen. Es iſt der Trank der Freiheit von allen Uebeln.

Was Euch das Leben Hartes bringen mag, mit dieſem Tranke ſpühlt Ihr es weg, wie den bittern Geſchmack aus dem Munde. Wer Euch immer im Wege ſteht, wen Euer Haß, Eure Rache treffen will, ein Paar Tropfen dieſes Waſſers erlöſen Euch von ihm, früher oder ſpäter, wie Ihr wollt. Ein Paar Tropfen mehr, oder weniger, bringen Tod nach Minuten, Stunden, Monaten und Jahren.“

„Ich verſteh Euch — Gift, Aqua Tofana iſt dieſe Flaſche.“ —

„Ferrum potabile nenn' ich es. Wie der Stahl, der von Außen tödtet, von Eiſen iſt, ſo tödtet dieſes Waſſer von Innen; ſchneller oder langſamer, je nachdem der Stoß geführt wird. Ich geb' Euch meinen ganzen Vorrath; drum darf ich nicht länger ſäumen, ihn wieder zu erneuern.“ —

Mit dieſen Worten ergriff Nabal-Zebug einen Schwamm, feuchtete ſolchen mit einem geiſtigen Waſſer an, und wiſchte dem todten Türken, der am Boden lag, den Schaum damit vom Munde.

Als er ſolchen hierauf ſorgfältig in eine ſilberne Schaale ausdrückte, fragte Camillo, der ihm mit Schaudern zugeſehen, was er mache.

„Es iſt einer der Hauptbeſtandtheile zum Ferrum potabile,“ ſprach der Alte; wofür glaubt Ihr denn, daß ich die Türken einfinge?“ —

Ohne Camillo's Antwort abzuwarten, ging er in den Hintergrund des Gewölbes, und öffnete eine kleine eiſerne Thüre. Ein lebhaftes Feuer wurde dadurch ſichtbar, und der Alte ließ ſeinen Gaſt nicht lang' in Ungewißheit. Er nahm den todten Türken mit Leichtigkeit auf die Schulter, ſchob ihn in den Ofen hinein, und ſchloß die Thüre hinter ihm zu. —

„Eigentlich müßt' ich noch vier Gehenkte haben, wenn es der Mühe werth ſein ſollte, an die Arbeit zu gehen,“ ſagte der Alte, indem er ſich auf einen Schemel niederſetzte, und nach dem Fenſter hinauf ſtierte.

„Heute kommt Euch Keiner mehr,“ ſprach Camillo; „die Sonne ſteht ſchon zu niedrig. Aber ſagt mir doch, wozu Ihr dieſe Türken braucht.“

„Habt Ihr denn nicht geſehen, wie wenig ich von ihnen brauchen kann?“

„Ich weiß nicht, was Ihr mehr von ihnen brauchen ſolltet, da Ihr ihnen ſelbſt den Schaum vom Munde nehmt. Das Nichts von Etwas!“

„Anderes brauch' ich auch nicht von ihnen. Das iſt ja das Beſte an einem Gehenkten.“

„Ich verſteh' Euch nicht.“ —

„Das glaub' ich; und es iſt auch nicht nöthig. Meine Zunge reicht ohne dieß nicht hin zu dem vielen Reden.“ —

Wirklich hatte der Alte zuletzt recht eigentlich nur geſtammelt; ſo wenig war er des Redens gewohnt. Camillo glaubte daher, ihn in Ruhe laſſen zu müſſen, und hatte dieſen Gedanken kaum gefaßt, als demſelben ſchon das Haupt auf die Bruſt geſunken, und er eingeſchlummert war.

Der rüſtige Mann konnte ſich des unangenehmen Eindruckes nicht erwehren, den die Umgebungen jetzt auf ihn machten. Die Geſellſchaft eines Schlafenden iſt unter ſolchen Umſtänden faſt unangenehmer, als die eines Todten. Der Mann aber, welcher vor ihm ſaß, ſchien etwas ſo Fremdartiges und heimlich Gefährliches in ſeinem Weſen zu haben, daß es ihm zu Muth war bei ſeinem Anblick, wie dem Wanderer, der ein unbekanntes, feindliches Thier ſchlafend am Wege findet, und über daſſelbe wegſchreiten muß, wenn er nicht umkehren will. Camillo eilte daher fort aus dem Gewölb, um ſich in den offenen, liebevollen Blicken der Seinigen zu erhohlen, und gleichſam zu ſtärken gegen die geheimnißvolle Macht, die in dieſen Räumen zu walten ſchien.

Indem er durch das nächſte Gemach neben dem Aufenthalt der Seinigen ging, begegnete er dem Mönch, welcher ihn ſuchte. „Geduldet Euch einen Augenblick, Don Camillo," ſagte dieſer; „das große Crocodil am Gewölbe draußen ſoll Euch inzwiſchen nicht davon laufen. Ich hab' Euch etwas zu eröffnen, was Ihr vielleicht nicht gerne vor der Signora hören laſſen möget." —

Der Mönch machte ihn darauf mit dem Unternehmen bekannt, welches in der nächſten Nacht ausgeführt werden ſollte, um das Caſtell mit Lebensmitteln zu verſehen. —

„So hat ſich der Ritter denn doch noch eines Beſſern beſonnen?" erwiederte Camillo. „Es iſt mir lieb; ich verſpreche mir mehr davon, als von dem Schrecken, welchen die heilige Agatha den Türken einjagen ſoll. Die Heiligen helfen nur, wenn ſich die Menſchen ſelber helfen. Ohne Zweifel wird er die Unternehmung in eigener Perſon leiten?"

„Darauf möchte ich gerade nicht ſchwören. Da Ihr ſelbſt dabei ſein ſollt, ſo iſt es auch weder nöthig, noch wünſchenswerth. Ich meine ſogar, verſtanden zu haben, daß er Euch das Commando beſtimmt.“

„Mir? Wie kommt er auf dieſen Gedanken?“

„Ich ſag' Euch, Ihr ſeid ein wahrer Gideon in ſeinen Augen.“

„Da muß er in der That einen Gideon nöthig brauchen, wenn er ſich gefallen läßt, ſolchen in mir zu finden. Ich hätte die Gefahr für geringer geachtet. Was ich leiſten kann, werd' ich auch unter ſeinem Befehle leiſten; er kann der Mannſchaft alſo nur das gute Beiſpiel geben, und die Gefahr mit ihr theilen.“

„Unter uns geſagt, Don Camillo; in ſolchen Dingen mag er das gute Beiſpiel lieber annehmen, als geben. Wenigſtens hängt es alsdann von ihm ab, es zu benützen, oder nicht. Dieſe Wahl hat ihren Werth, wo es darauf ankommt, das Leben zu verlieren, oder zu behalten.“

„Leben und immer Leben!“ rief Camillo; „als ob es nichts Höheres gäbe, als das Leben!“

„Für einen guten Chriſten, wie mich und Don Galatiano, gibt es allerdings etwas Höheres; aber wie für Euch? Ihr glaubt ja weder an Moſes, noch an die Propheten, ſondern an Venus und an die Liebesgötter. Und wahrlich, es iſt Seligkeit genug in Eurem Glauben, da Ihr Beide leibhaftig in der ſchönſten Frau und in den ſchönſten Kindern beſitzet. Inzwiſchen muß Don Galatiano Euer Heidenthum nicht kennen, da er Euch einen Auftrag beſtimmt, bei dem man wirklich etwas Höheres nöthig hat, um ſich für das Niedrige zu entſchädigen, welches man leicht dabei einbüßen kann. Im Grunde ſeid Ihr auch nur in den Worten auseinander. Er nennt Märtyrerthum, was in Eurer Sprache Heldenruhm heißt, und läßt Euch übrigens die

Wahl unter den Namen, wenn der Weizen dieſe Nacht nur glücklich in das Caſtell kommt.“

„Dann iſt aber auch keine Zeit zu verlieren, wenn ich meine neuen Waffengenoſſen noch zuſammenfinden ſoll. Die Sonne ſteht dem Untergang nahe, und hat man bei Tag Mühe genug, einander unter der Menſchenmenge herauszufinden, ſo wird es bei Nacht eine wahre Unmöglichkeit.“

„Ihr habt Recht, Don Camillo; ich will der Signora inzwiſchen Geſellſchaft leiſten. Vielleicht gelingt es mir auch, den übellaunigen Alten zu ſtimmen, daß er einige Bequemlichkeiten für ſie und die kleinen Engel hergibt.“

Camillo ergriff irgend einen Vorwand, um ſich auf einige Stunden von den Seinigen zu entfernen. Die Trennung fiel ihm ſchwerer, als er zuvor geglaubt hatte, da er ſelbſt die Unheimlichkeit des Orts, wo er ſie zurückließ, deutlich fühlte. Die Leſer mögen ſich die Stimmung der zarten Frau denken, da die Nacht im Anbruch war, und bange Ahnungen aller Art ihr Inneres beſtürmten. Aber gewohnt, ſich nie Camillo's Neigungen, und noch weniger ſeinen Entſchlüſſen zu widerſetzen, faßte ſie ſich mit der anſcheinenden Ruhe, welche den Meiſten ihres Geſchlechts, ſind ſie auch ſonſt keiner Verſtellung fähig, unter ſolchen Umſtänden zu Gebot ſteht. Bald brachte die Sorge um den Gatten, das Mißbehagen unter ſo vielen ſeltſamen, die Einbildungskraft aufregenden, Gegenſtänden, und endlich ein heimlicher Widerwillen gegen die Geſellſchaft des Mönchs ein ſolches Gewirr in ihren Zuſtand, daß die Angſt der Kinder, welche ſich recht ſichtbarlich mit aller Gewalt zuſammennahmen, um ſie nicht durch die Aeußerung derſelben zu kränken, wohlthätig auf ſie wirkte. Ja, ſie fand ſich wahrhaft erleichtert, als der Mönch, deſſen Reden und Blicke ſich ſeit Camillo's Entfernung immer mehr zu verändern ſchienen, das

Gewölbe verließ, und kurz darauf mit einem reinlichen Polſter zurückkehrte.

„Sagt' ich's Euch nicht, ſchöne Signora?“ ſprach er; „man muß den wunderlichen Kauz nur gewähren laſſen. Am Ende kommt ſchon der Augenblick, wo man Alles mit ihm machen kann. Dann iſt er aber auch wie das Eiſen, das man ſchmieden muß, ſo lang' es glühend iſt. Und bei Sanct Auguſtin, ich will ihm nicht Zeit laſſen, kalt zu werden!“ —

Mit dieſen Worten eilte der Bruder Euſebius wieder hinaus, und brachte ein zweites Polſter mit. Nach mehreren ähnlichen Gängen hatte er eine ganze Reihe von Bequemlichkeiten herbeigeſchleppt, und am Ende kam er mit einer großen Lampe in der einen Hand, und einem Schlüſſel in der andern wieder. „Hat man je eine ſolche Aenderung geſehn? Fürwahr, eher hätt' ich die Verwandlung eines Minoriten in einen Dominikaner für möglich gehalten. Hat er mir doch gar die Schlüſſel gegeben, um die Gemächer hier neben an für Euch zu öffnen. So laßt denn ſehen, welche Herrlichkeit dieſe alte Junggeſellen-Wirthſchaft verbirgt!" —

Mit dieſen Worten ſchloß der Mönch eine kleine eiſerne Thür' auf, und trat hinein. „Folgt mir, ſchöne Signora," rief er drinnen, „und macht Euch nur auf eine recht angenehme Ueberraſchung gefaßt!" —

Conſtanze zögerte.

„Kommt doch, Ihr werdet Alles hier finden," rief der Mönch aufs Neue, „was der verwöhnteſte Geſchmack nur wünſchen kann." —

Conſtanze ſtand auf; aber die Kinder hingen ſich auf beiden Seiten an ihre Gewänder. „Ach, gehe nicht zu dem Manne, Mutter," bat die zarte Marcellina; „warte bis Väterchen wieder kommt!"

„Ja, Mütterchen, warte Du; ich will erſt nachſehen," ſprach Giulietta, indem ſie ſich ein

Herz faßte, und ihre Schritte nach der Thüre richtete.

„Laßt uns zuſammen gehen, gute Kinder,“ erwiederte Conſtanze; „der Bruder Euſebius iſt ein Mann Gottes, deſſen Schritten wir wohl folgen dürfen.“

„Gewiß, Mütterchen,“ ſagte Giulietta; „würd' uns der Vater denn ſonſt allein mit ihm gelaſſen haben?“ —

„Was zögert Ihr?“ fragte der Mönch, der in der Thüre erſchien; „kommt, ſeht und ſtaunt!“ —

Conſtanze faßte die Kinder an den Händen, und folgte dem Mönch. Und in der That war auch ihre Ueberraſchung nicht gering, als ſie in ein Gemach trat, das mit allem orientaliſchen Luxus ausgeziert war. Ein dicker, levantiſcher Teppich von den bunteſten und lebhafteſten Farben bedeckte den Boden. An den Wänden dehnten ſich breite, niedrige Ottomanen, von roſenfarbenen Sammet, deren Einfaſſung aus grünen Guirlanden mit paſſenden Blumen beſtand. Die Wände ſelbſt waren mit einem faltenreichen, himmelblauen Stoffe bedeckt, und über das hohe Gewölbe von gleicher Farbe ſchienen goldene Sterne ausgegoſſen. In der Mitte des Gemachs erhob ſich eine große, ziemlich flache Vaſe von orientaliſchem Alabaſter mit zween mächtigen goldenen Henkeln, und aus dem Haupt eines ſilbernen Delphins, der darin zu ſchwimmen ſchien, ſprang ein klarer Waſſerſtrahl empor, welcher leis plätſchernd auf ſeinen Spiegel niederfiel. Vor den Ottomanen ſtanden kleine, zierliche Tiſchchen, mit Perlmutter eingelegt, und in den Ecken lagen ganze Haufen zuſammengelegter Tücher, die wir heutzutag wahrſcheinlich Shawls nennen würden.

Man kann ſich Conſtanzens und der Kinder Ueberraſchung denken. Der Eindruck freundlicher und geſchmackvoller Umgebungen iſt überaus mächtig auf die Stimmung des Menſchen, beſonders wenn er, ihrer gewohnt, ſie eine Zeit lang entbehren mußte. Beinah hätte die zarte Frau ihre bisherigen Beſorgniſſe vergeſſen; gewiß wurden ſie minder quälend, da Alles was ſie ſah, die Hoffnung einer Wendung ihrer Lage zum Beſſern zu ermuntern ſchien.

„Wollt Ihr nicht wieder zu den Ungeheuern von Land und Meer in dem Gewölbe zurückkehren, ſchöne Signora?“ fragte der Mönch mit verſtellter Ernſthaftigkeit.

Conſtanze würde ſeine Frage mit einem freundlichen Lächeln beantwortet haben; aber das „ſchöne Signora“ klang ihr jedesmal ſo widrig aus ſeinem Munde, daß es ſie kalt überlief.

„Ich denke, Ihr laßt Euch dieſes Nachtquartier gefallen, ſo wenige Luſt Ihr auch daran zu haben ſcheint,“ fuhr er fort, als ſie ſchwieg. „Aber geduldet Euch noch eine Weile,“ ſetzte er hinzu, indem er die Lampe auf eines der kleinen Tiſchchen niederſetzte; „auch auf dieſen ſchönen Polſtern ſchläft man unangenehm, wenn man kein Abendbrot zu ſich genommen. Nach dieſem Meiſterſtück ſeiner Zauberkunſt wird der Alte wohl auch noch einige gute Schüſſeln herbeiſchaffen können. In dergleichen Dingen vermag man entweder Nichts, oder Alles.“ —

Mit dieſen Worten verließ der Mönch das Gemach. Er blieb dießmal länger aus, als früher, und Conſtanze hatte Zeit genug, zur Beſinnung zu kommen. Aber je mehr ſie überlegte, deſto auffallender erſchien ihr die Veränderung, welche vorgegangen war. Auch hier hatte Alles einen eigenthümlichen Charakter, der von dem, was ſie in Luxus und Pracht kannte, durchaus abwich. Es war völlig fremdartig für ſie; denn das Jahrhundert, worin ſie lebte, hatte die Verfeinerungen aller Zeitalter und Völker noch nicht ſo durcheinander gemiſcht, wie die ſpätern Zeiten. War ſie daher zuvor durch die ſeltſamen, mitunter ſchreckhaften, Gegenſtände von einem unheimlichen Gefühl erfüllt worden, ſo geſchah es jetzt durch die wollüſtige Ueppigkeit, die in der ganzen Anordnung des Gemachs, in ſeinen Verzierungen und Geräthſchaften waltete. Sie wurde ſich nicht ſogleich klar darüber; als ihr aber auf einmal der Grund ihrer Stimmung deutlich geworden, ſtieg auch der Wunſch in ihr auf, lieber unter die Ungeheuer des Nebengewölbes zurückzukehren. Und wer weiß, was geſchehen ſein würde, wenn ihr Auge nicht auf die Kinder gefallen wäre, die ganz vergnügt vor der Vaſe ſtanden, und ſich des herabfallenden Waſſers erfreuten. Sie kamen ihr in dieſem Augenblick wie zween Engel vor, in deren Näh' ihr nichts Schlimmes begegnen konnte.

Nachdem ſolch ein heitrer Strahl in ihr Inneres gefallen, machte die Wiederkehr des Mönchs auch keinen ſo unangenehmen Eindruck mehr auf ſie. Er hatte einen ſtattlichen Korb am Arme hängen, welchen er gleich auf den Boden ſtellte, um mehrere Tiſchchen vor Conſtanzen zuſammenzurücken. „Mein alter Sonderling hat völlig die Natur verändert,“ ſprach er; „am Ende häutet er ſich gar noch, und kommt in einem goldgeſtickten Sammetrock zum Vorſchein, um ſeinem ſchönen Gaſt eine geſegnete Mahlzeit zu wünſchen. Iſt es nicht hier, als ob man in einem der bezauberten Paläſte wäre, wovon die alten Ritter erzählen, die ihre Jugend noch auf der Inſel Rhodus zugebracht? Eine ſchönere Prinzeſſin und lieblichere Genien hat es gewiß in keinem derſelben gegeben; faſt fang' ich an, mich für einen verwandelten Prinzen zu halten, deſſen Entzauberung nur von Euch abhängt.“ —

Unter dieſen Reden, welche Conſtanze mit den gleichgültigſten Worten erwiederte, hatte der Mönch die Tiſchchen mit kleinen damaſtnen Servietten von außerordentlicher Feinheit, und mit goldnen Sternen durchwirkt, bedeckt. Darauf nahm er mehrere kleine Schaalen von Silber aus dem Korb, welche marinirte Krammetsvögel von der Inſel Cypern enthielten. Einige kleine Brote, mit einer wahren Goldrinde, und weiß, wie Schnee, fielen Conſtanzen faſt mehr, als alles Andre auf. Sie hatte nie ſolches Brot geſehen.

„Aber auf eine Sache mußte der alte Sonderling doch ſeine Laune ſetzen,“ fuhr der Mönch fort. „Solltet Ihr es glauben, ſchöne Signora, daß er mir jedes Getränk verweigert hat, außer der Flaſche Waſſers, die ich mitgebracht?“

„Es wäre mir lieb geweſen, wenn er wenigſtens für Euch eine Ausnahme gemacht,“ erwiederte Conſtanze. „Für mich und meine Kinder hat er gegeben, was wir gewohnt ſind, und uns heilſam iſt.“

„Wär' es nicht hier, auf dieſer Inſel und in dem chriſtlichen Caſtell, ſo würd' ich denken, er ſei ein Türke, denn die Türken ſollen auch keinen Wein trinken. Und wißt Ihr warum ſchöne Signora?“ —

„Sie ſagen,“ fuhr er fort, als Conſtanze ſchwieg, „der Baum, unter welchem ſich unſre erſten Eltern von der Schlange verführen ließen, ſei eine Ulme geweſen, an der ſich eine Rebe mit den köſtlichſten Trauben hinaufrankte. Ständ' es in der Bibel, ſo würd' ich es auch glauben; es klingt allerdings ſo, daß man es glauben könnte, wenn man es nicht auf eine andre Weiſe glauben müßte. Meint Ihr nicht auch ſo, ſchöne Signora?“ —

Die Augen des Mönchs, während er dieſes ſprach, hatten einen Ausdruck von Muthwillen, ja von Lüſternheit gewonnen, der ſchlecht zu ſeiner Kutte paßte. Glücklicher Weiſe bemerkte Conſtanze ſolches nicht, weil er neben einem der Kinder auf der Ottomane, und dieſes zwiſchen ihr und ihm ſaß. Aber ſeine Worte ſelbſt hatten ſchon durch ihren Inhalt etwas höchſt Mißfälliges für ſie. Ihre ängſtliche Frömmigkeit konnte ſein Geſpräch über religiöſe Dinge durch aus nicht ertragen, und ſchonte ſie auch Camillo nicht immer von dieſer Seite, wie ſie es verdiente, ſo war es doch das Einzige, womit der geliebte Mann ſie kränken konnte. Gegen den Mönch flößten ihr ſolche Aeußerungen einen wahren Abſcheu ein.

Der fromme Kloſterbruder gab indeß ihrem Stillſchweigen eine ganz andere Auslegung, und wer weiß, weſſen er ſich erfrecht hätte, wäre die Thüre nicht gegen alle ſeine Erwartung plötzlich aufgegangen, und der Bewohner dieſer Gewölbe eingetreten. Er war mit einem grünen, türkiſchen Kaftan bekleidet, der mit Pelz beſetzt war. Sein Haupt bedeckte ein weißer Turban mit einem Reigerbuſch, und im Gürtel ſteckte ein Dolch, deſſen Heft von koſtbaren Steinen funkelte. Er ſchien ein ganz andrer Mann geworden zu ſein, und eher ein furchtbares, als ein widerliches Anſehn gewonnen zu haben.

Der Mönch ſprang von ſeinem Sitz auf; die Kinder ſchmiegten ſich an ihre Mutter, und dieſe erhob ſich gleichfalls, um dem Alten entgegen zu gehen, und ihm ihren Dank für ſeine Bewirthung auszudrücken.

„Spart Eure Worte,“ unterbrach er ſie; „ich bin nicht gekommen, Euch mit vielen Reden läſtig zu fallen, ſondern um Euch von einer Geſellſchaft zu befreien, deren Ihr nicht bedürft.“ —

Giulietta, welche bereits Urtheilskraft genug beſaß, um einzuſehen, daß ſie ihren veränderten Zuſtand der Güte dieſes Mannes verdankten, trat zu ihm, um ihm ihre Hand zu reichen.

Es war ſonderbar anzuſehen, in welche Verlegenheit das Kind den Alten verſetzte. Es ſchien gerade, als ob er ſeine Hand zurückziehen müßte, und es doch nicht zu thun wagte; gleich einem ungezogenen Kinde, das wohl fühlt, daß es die ihm angebotene Freundlichkeit erwiedern ſoll, und dennoch ſeinen Eigenſinn nicht ohne äußern Zwang überwinden kann.

Giulietta, welche nicht gewohnt war, eine Annäherung von ſich zurückgewieſen zu ſehen, fragte ihn geradezu: „was hab' ich Dir gethan, Du böſer Mann, daß Du ſo unfreundlich biſt?“ —

Die Verlegenheit des Alten ſtieg, ſo daß ſeine großen Augen wahrhaft zu rollen anfingen. „Kommt, Mönch,“ ſprach er mit Heftigkeit zu dieſem, „ich bin nur hier, damit Ihr mit mir geht. Ihr habt nichts weiter in dieſem Gemache zu ſchaffen.“ —

Mit dieſen, an den Mönch gerichteten, Worten war ihm ſeine Faſſung ſichtbarlich wiedergekommen, und indem er denſelben zur Thüre hinausſchob, wendete er ſich auf der Schwelle noch um, und deutete auf einen großen Riegel, der von Innen an der Thüre war. Ohne ein Wort weiter zu ſprechen, ging er aus dem Genach, und ließ die erſtaunte Frau mit ihren Kindern allein.

Conſtanze, welche ſich aus der größten aller Verlegenheiten gerettet ſah, bereute nun, daß ſie das Wort nicht beharrlicher an ihn gerichtet. In ihrer Herzensgüte maß ſie das Benehmen des Mannes ſeiner Empfindlichkeit bei, daß ſie ihm nicht gedankt hatte. Die zarte Frau beſaß nicht Erfahrung genug, um zu wiſſen, wie ſeltſam ſich Charaktere in völliger Einſamkeit und in einer, von der ganzen übrigen Welt abgeſchloſſenen, Thätigkeit entwickeln können.

Bald wurde ſie durch die Frage der Kinder nach ihrem Vater auf das ſchmerzlichſte an ihre Einſamkeit mit ihnen erinnert. Man kann denken, daß der Schlaf ihre Augen nicht ſo leicht fand, als die der Kleinen, welche nach wenigen Augenblicken auf ihren Schooß geſunken, und eingeſchlummert waren. Leis hob ſie ſie empor, und bereitete ihnen auf den Tüchern, die in den

Ecken der Ottomanen geſchichtet lagen, eine ſo bequeme Ruheſtelle, als ſie ſie nur wünſchen konnten. Darauf kniete ſie auf den Boden nieder vor ihnen, und ſtrömte ihre Wünſche für ſie, ihre Angſt um den Gatten, und ihr Flehen um Schutz für ihn in dem glühendſten Gebet aus. Lang dauerte ihre Andacht, bis ſie ſich endlich erhob, und ihren Sitz wieder einnahm. Es iſt gewiß überflüſſig, zu bemerken, daß es ſie nicht verſuchte, ſich ſelber ſchlafen zu legen; dazu bedurfte es keines Entſchluſſes für ſie, um bis zu Rückkehr des geliebten Gatten wach zu bleiben.

So ſaß ſie lang, ohne daß ein Laut um ſie hörbar war, als der leiſe Athem der Kinder. Ihre Gedanken irrten in der Vergangenheit umher, und ſuchten in ihr die Löſung der nächſten Zukunft. Aber wie es dem Menſchen in ſolchen Lagen zu geſchehen pflegt, ſo fand auch ſie nur dasjenige, was ihre augenblickliche Verlegenheit erklären konnte. Und dieß iſt nur zu natürlich; das Gute, was uns zukommt, fällt gleichſam aus den Wolken. Der Menſch ſoll keine Urſache bekommen zu dem Stolze, daß er das Beſte, was ihm wird, ſich ſelber verdanke.

Indem Conſtanze die große, und trotz ihrer Schwere überaus zierliche, Lampe, welche vor ihr ſtand, betrachtete, und ungewiß mit ſich ſelbſt war, ob ſie nicht von Golde ſei, glaubte ſie auf einmal die Bemerkung zu machen, daß die Flamme derſelben ſchwächer zu werden beginne. Sie ſuchte dem Dochte nachzuhelfen; aber bald überzeugte ſie ſich, daß das Oel ausgebrannt war. Der Gedanke, daß eine völlige Nacht um ſie einbrechen werde, in der ſie ſich, was immer geſchehen möchte, gar nicht zu helfen wüßte, war entſetzlich für die zarte Frau. Immer ſchwächer und ſchwächer wurde die Flamme; da verſuchte ſie es, den Docht noch einmal heraufzuziehen. Gewann ſie auch nur eine kurze Friſt, ſo konnte doch Camillo inzwiſchen kommen; und war er da, was hatte ſie alsdann noch zu fürchten?

Aber der letzte Oeltropfen der Lampe war verzehrt, und die ſchwache Lampe erloſch. Ihr ſterbendes Aufflackern verbreitete einen Geruch von beſondrer Lieblichkeit, und Conſtanze bemerkte mit Erſtaunen, daß eine heitere Dämmerung im Gemach herrſchte. Sie blickte um ſich her, ob irgend ein Gegenſtand im Brand gerathen ſei; aber nirgends war etwas zu ſehn. Endlich richtete ſie die Augen in die Höhe, und entdeckte mit angenehmer Ueberraſchung, daß das Licht von dem Monde kam, welcher durch die Decke herein zu ſtrahlen ſchien. Es war eine Nacht-Lampe, die in dieſer Form im Bogengewölb' angebracht war, und das ſanfte Licht über das Gemach verbreitete. Wie glücklich wäre Conſtanze geweſen, wenn die Sorge um Camillo, die mit jedem Augenblicke zunahm, ihr Herz nicht jeder andern Empfindung verſchloſſen, und ſie am Ende in einen Zuſtand verſetzt hätte, der kaum auszuhalten war.

Und doch würd' es nur eine kurze Weile für die glückliche Liebe geweſen ſein, was nun zur Ewigkeit für die Sehnſucht der Verlaſſenen wurde, bis ſie endlich in einiger Entfernung Thüren ſich öffnen und ſchließen hörte. Bald wurde alles wieder ſtille, und Conſtanze hörte nichts mehr, als das leiſe Athmen der Kinder und das Klopfen ihres eigenen Herzens. Ihr Zuſtand begann immer ängſtlicher zu werden, und es klang für ſie, wie eine ächte Stimme vom Himmel, als Giulietta ſich mit halbem Leibe von ihrem Lager erhob, und im Schlafe rief: „ſiehſt Du, Väterchen, wie ſich das Segel im Winde bläht? Nicht wahr, ſo bringt uns das Schiff ſchnell zu der ſüßen Mutter zurück?“ —

Das Kind war kaum wieder ſtill geworden, ſo öffneten ſich aufs Neue mehrere Thüren in kurzen Zwiſchenräumen. Der Troſt des kleinen Engels war in Erfüllung gegangen. Bald vernahm Conſtanze den Fußtritt, in welchem ſie ſogleich Camillo's kraftvollen Gang erkannte. Die Thür im Nebengewölb' öffnete und ſchloß ſich; raſch nahte der ſtarke Mannesſchritt der Thüre des Gemachs, und Conſtanze ſchob im nämlichen Augenblick, da ſanft gepocht wurde, die Riegel zurück.

Camillo trat herein und umfaßte die Geliebte mit ungewöhnlicher Heftigkeit. „Wo find' ich Dich, Conſtanze?“ fragte er, da ihm der erſte Blick die Herrlichkeit des Gemachs gezeigt hatte.

„Gott und die heilige Agatha, was iſt Dir geſchehen, mein Camillo?“ rief ſie; denn auch ſie hatte im Augenblick die feurige Gluth ſeines Auges, die mächtig aufgeſchwollene Stirnader, und das flammende Roth ſeines ganzen Geſichts bemerkt.

Und wahrlich, er hatte Urſache genug zu der heftigſten Aufregung, in der er ſich befand. Was inzwiſchen mit ihm vorgegangen war, ſeit er die Seinigen verlaſſen, muß ſeinen Raum in dem nächſten Capitel finden, das wir der Erzählung davon zu widmen gedenken.

Fünftes Capitel.

Camillo'n war es leicht geworden, ein halbes Dutzend entſchloſſener und kampfluſtiger Männer unter ſeinen neuen Bekannten zuſammenzubringen. Einer größern Anzahl glaubte er nicht zu bedürfen, da das türkiſche Lager auf der entgegengeſetzten Seite des Caſtells in ziemlicher Entfernung von der Küſte lag. Man konnte mit großer Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß nur einzelne Türken, oder höchſtens kleine Trupps von ihnen ſich zur Plünderung durch die Inſel zerſtreut hätten. Es war auch kaum zu vermuthen, daß ſich dieſe dem Caſtelle ſehr nähern würden; die ganze Maßregel däuchte Camillo'n mehr nöthig und geeignet, den Laſtträgern Muth und Zuverſicht einzuflößen, und es war ihm faſt leid, daß er ſo wenige Hoffnung hatte, ſich mit dem Feinde zu meſſen.

Der Kornhändler wartete bereits auf ihn mit einer Schaar ſeiner Leute im äußerſten Hofe des Caſtells am Thore. Er hatte bei ihnen aushalten müſſen, weil er fürchtete, daß ſie wieder auseinander laufen möchten, wenn er ihnen den Rücken kehrte. Sonſt hätte er die Begegnung Camillo's, gegen den er eine natürliche Antipathie hatte, gerne vermieden. Aber es galt ja Alles einer Speculation, bei der viel zu gewinnen war, und in einem ſolchen Falle pflegen Seinesgleichen faſt Muth zu bekommen — wenn man anders Muth nennen kann, wobei kein Schwung der höhern Seelenkräfte denkbar iſt.

„Wie? Bringt Ihr nicht mehr Mannſchaft mit?“ fragte der Kornhändler mit einem Ausdruck von Verwunderung, in welchem der Unmuth nicht zu verkennen war, als ſich Camillo mit ſeinen Waffengenoſſen näherte.

„Ich denke, wir ſind Unſrer mehr, als genug, um Euch in Eurem Geſchäfte zu ſchützen,“ antwortete Camillo.

„Wenn wir keinen beſſern Schutz haben, ſo wagen wir keinen leeren Sack daran, geſchweige unſer Leben,“ fiel einer von den Laſtträgern ein. „Iſt die Arbeit nicht ſchon ſauer genug, ſoll man ſich auch noch die Köpfe von den Türken einſchlagen laſſen?“

„Bei Sanct Paul,“ rief ein Anderer; „der Pepe ſpricht, wie ich denke. Muß ich mein Leben daran wagen, will ich meiner Haut wenigſtens ſicher ſein.“

„Sechs Mann gegen die Türken — es iſt gerade, wie wenn ich das Meer mit meiner Mütze ausſchöpfen wollte,“ ſagte der Dritte.

„Begreift Ihr denn nicht, daß eine größere Zahl von Mannſchaft Eure Gefahr nur vermehrte?“ ſprach Camillo. „Die Türken würden Wunder glauben, was wir Wichtiges vorhätten, und nur in ſo ſtärkern Haufen kommen.“

„Was liegt mir daran,“ erwiederte der Zweite, „was die Türken glauben, bring' ich nur meine geſunden Knochen wieder zurück? Kurz und gut, ich geh' Euch nicht von der Stelle, wenn Ihr nicht in größerer Anzahl ſeid!“

„Und ich auch nicht! Und wir auch nicht!“ lärmten die Andern Alle zuſammen.

„Das will ich ſehen, Ihr Halunken, ob Ihr Euch unterſteht, nicht gehorchen zu wollen,“ rief Camillo, indem er den Degen zog.

„So mäßigt Euch doch, junger Herr,“ fiel der Kornhändler ein, indem er zu dieſem herantrat, um ihn zu beruhigen. „Was wollt Ihr mit Euren Degen gegen die Fäuſte dieſer Burſche ausrichten? Sucht Euch geſchwind noch ein halbes Dutzend Wagehälſe; ich will es dann inzwiſchen auch nicht an guten Worte bei ihnen fehlen laſſen.“

„Vorwärts!“ rief Camillo, ohne auf die Rede des Friedfertigen zu achten. „Dem Erſten, der zurückbleibt, renn' ich den Degen in den Leib!“

„Der iſt ja ärger, als ein Türke,“ ſagte einer der Sackträger halb laut, indem er ſich langſam nach dem Thor in Bewegung ſetzte.

„Man ſollte glauben, er hätte ein ganzes Fähnlein Lanzenknechte unter dem Mantel, ſo übermüthig iſt er!“ brummte der Zweite, und folgte dem Erſten.

„Spricht er nur auch ſo ernſtlich mit den Türken, wenn's zum Treffen kommt!“

„Da wird er ſchon aus einem andern Loche blaſen —“

„Ja, ich habe mehr ſolche Zungenhelden geſehn —“

Auf dieſe und ähnliche Weiſe machte Jeder ſeinem Unmuth Luft, ohne daß es ein Anderer, als ſein Nachbar hören konnte. Aber ſie gehorchten dabei, und der Kornhändler wußte ſich nicht genug über die Leichtigkeit zu verwundern, mit welcher Camillo dieſe rohen Menſchen in Bewegung zu ſetzen verſtand. Er fing an, wenn nicht, ihn zu achten, aber ihn noch mehr zu fürchten, oder vielmehr zu haſſen, als vorher. „Du wirſt bald kleinlaut genug werden,“ frohlockte er in ſeinem Innern, und nahm alle Verſtellungskunſt zuſammen, der er fähig war, um Camillo'n Glück auf den Weg und für ſeine Unternehmung zu wünſchen.

„Wie? Ihr zieht nicht mit?“ fragte ihn Dieſer.

„Was wolltet Ihr mit mir machen?“ erwiederte der Andre. „Ich bin ein Mann, der eben ſo ſchlecht zum Tragen, als zum Getragenwerden zu brauchen iſt, und den Degen hab' ich in meinen Leben nie geführt. Ich denke, mein Gebet ſoll Euch mehr nützen, als Alles Uebrige. Und dann iſt's ja genug, wenn ich den Weizen hergebe. Was kann man mehr von einem Manne verlangen?“ —

Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, folgte Camillo ſeiner kleinen Schaar, die eine Art von Halbkreis hinter den Laſtträgern geſchloſſen hatte, damit Keiner derſelben davon laufen konnte, wie ſie gute Luſt zu haben ſchienen. So wie ſie ſich dem Thor näherten, that ſich die kleine Pforte deſſelben auf. Camillo war der Erſte, der hinaustrat, und indem er durch dieſelbe ſchlüpfte, meinte er, Don Galatiano ſelber hinter der Thüre ſtehen zu ſehen. Das Lächeln in ſeinem Geſicht, das nur einen Augenblick von einer Fackel in dem Hofe beleuchtet worden war, fiel ihm zugleich auf. Seine Mannſchaft folgte erſt, nachdem ſich die Träger alle im Freien befanden.

Die Nacht war ganz dunkel und ſchien der Unternehmung günſtig. Einer von den Laſtträgern geſellte ſich zu Camillo'n, um ihm den Weg nach dem Caricatojo zu zeigen. Er führte an dem ſteilen Abhang hin, auf welchem das Caſtell lag, und ſie mochten einige Büchſenſchüſſe weit gegangen ſein, ſo hielt der Mann ſtille, und ſprach, indem er mit dem Fuß auf den Boden ſtampfte: „hier iſt der erſte Caricatojo, Herr! Man hätt' ihn für unſer Vorhaben nicht beſſer anbringen können. Es ſind höchſtens zehn Schritte, wie Ihr ſeht, bis an die Mauren des Caſtells, wo ſie den Flaſchenzug herablaſſen, und die Säcke hinaufziehen wollen.“ —

Um unſre Leſer ins Klare zu ſetzen, müſſen wir einen Ausdruck erklären, den wir ſo eben ein Paarmal gebraucht haben.

Das Wort Caricatojo iſt die gewöhnliche Bezeichnung für die unterirdiſchen Kornmagazine, welche man im ſüdlichſten Italien und beſonders auf den Inſeln deſſelben hat. Man findet ſie gewöhnlich in der Nähe der Seehäfen, welche ſich vorzugsweiſe mit dem Getreidehandel beſchäftigen. Es ſind in der Regel ziemlich tiefe, mehr oder weniger ausgedehnte, in den Felſen gehauenen Räume, die ſich nach Oben in eine enge Oeffnung zuſammenſpitzen. Durch dieſe Oeffnung wird das Magazin gefüllt und geleert. Wenn Erſteres geſchehen iſt, verſchließt man ſie hermetiſch mit einem genaupaſſenden Stein durch eine Bedeckung von Kitt oder Thon, damit der äußern Luft durchaus jede Einwirkung verwehrt iſt. In dieſen Höhlen läßt ſich das Getreide Jahrelang nicht nur vor dem Verderben durch Gährung, Schimmel und Fäulniß, ſondern auch vor der Zerſtörung durch das Ungeziefer aufbewahren. Nur muß der ganze Raum voll gefüllt, das Getreide feſt auf einander gelagert, und vor allem Einfluß der äußern Luft geſichert ſein.

An der verſchloſſenen Oeffnung eines ſolchen Caricatojo's ſtand nun Camillo, und die Arbeiter begannen, den Stein, der ſie bedeckte, loszumachen. Als dieß geſchehen war, nahmen ſie das Stroh, welches Oben lag, heraus, und ſtellten eine hohe Maſchine, die ſie mitgebracht hatten, über die Oeffnung. Einer von den Laſtträgern ſprang hinein, indem er das Seil feſthielt, welches um die Walze der Maſchine gewunden war, um ſich vor der Gefahr zu ſichern, tief in den Weizen einzuſinken, wie zuweilen geſchah. Die Vorſicht zeigte ſich überflüſſig, da die Maſſe durch das lange Liegen feſt zuſammengelagert war, und der Arbeiter füllte ſogleich den Sack, den man ihm zuwarf, und hing ihn an das Seil, welches er im Anfang zu ſeiner Sicherheit gefaßt hatte. So wie ſich der Raum erweiterte, ließen ſich noch mehrere Arbeiter hinunter. Schnell folgten ſich Sack um Sack aus der Tiefe; jeder wurde ſogleich von einem Träger auf die Schulter geladen, und an den Fuß der Caſtellmauer gebracht, wo ihn ungeſäumt der Flaſchenzug von der Höhe herab faßte, und hinaufzog. In Kurzem mehrten ſich die Säcke aus der Tiefe, ſo daß ſich die Walze in der lebhafteſten Thätigkeit befand.

Während dieſe Arbeiten begonnen wurden, hatte Camillo mit ſeinem kleinen Truppe die ganze Umgegend ausgekundſchaftet. Er ſtellte die Mannſchaft einzeln in einem ziemlich weiten Halbkreiſe von einander, auf deſſen Sehne die Oeffnung des Caricatojo's und das Caſtellthor lag. Jeglicher ward angewieſen, ſich auf den Boden zu legen, und das Ohr hart an denſelben zu halten, weil man auf dieſe Weiſe jeden Fußtritt, der ſich aus der Entfernung nähert, am beſten vernimmt. Einem dieſer Poſten, dem er ſeinen Platz neben einen Teich anwies, ſchärfte er beſonders ein, auf das Geſchrei und die Bewegungen der Fröſche zu achten. „Werden ſie plötzlich ſtille, ſo könnt Ihr Euch darauf verlaſſen, daß ſich Jemand nähert. Ihr zieht Euch alsdann gegen die Oeffnung des Caricatojo's zurück, den Ihr überhaupt nicht aus dem Auge verlieren dürſt. Seht Ihr eine Feuerflamme in der Richtung dahin, ſo nehmt es für ein Zeichen zum Rückzug, auch wenn Ihr ſelber nichts hören ſolltet.“

Nachdem er die Mannſchaft, Jeden nach ſeinem Standpunct, unterrichtet, kehrte Camillo zu den Arbeitern zurück. „Da könnt Ihr urtheilen, wie raſch die Arbeit gefördert wird,“ ſprach Einer von denſelben, der die Walze drehte; das Seil geht ſchon eine Klafterlänge in die Tiefe. Ich möchte die Säcke wohl gezählt haben, die ich in meinem Leben aus dem Bauche der Erde geholt habe. Oder ich möcht' es auch nicht,“ ſetzte er gleich hinzu. „Was hälf' es mir, die Zahl zu wiſſen? Aber Ihr dürſt mir glauben, ich wär' ein reicherer Mann, als Don Paolo, wenn ich nur einen Maravedi für jeden Sack erhielte.“

„Es iſt zu Eurem Beſten, daß Ihr nichts dafür bekommt,“ erwiederte Camillo. „Was wolltet Ihr mit all dem Geld anfangen?“

„Meint Ihr, ich würd' es dazu brauchen, mir einen dicken Wanſt an den Leib zu füttern, wie Don Paolo? Zuweilen nutzt ihm doch all ſein Geld nichts.“ —

Camillo, welcher ſah, daß der Mann über dem Reden die Arbeit nicht vergaß, ging weiter in ſein Geſpräch ein, und fragte ihn, ob Don Paolo nicht viele Almoſen gebe? „Das iſt doch das Verdienſt, welches ſich die reichen Leute am bequemſten machen können,“ ſetzte er hinzu; „auch ſchätzt es die Geiſtlichkeit höher, als Alles Andre, beſonders wenn die Almoſen in ihre Hände fallen.“

„Wahrlich ihr habt Recht, Herr; man ſollte denken, es müßte eine Luſt für einen ſolchen Mann ſein, recht viele Gott vergelt's Euch einzuerndten. Aber ich kenne den Don Paolo beſſer. Wie ſollt' er den Armen geben, welche keine Hand für ihn rühren? Gönnt er das trockene Brot ja kaum denen, die den ganzen Tag für ihn arbeiten. Bei Sanct Paul, ich möchte meine Seele nicht zwiſchen ſeiner fetten Maſſe ſtecken haben! Wenn im Himmel Recht und Gerechtigkeit iſt, ſo muß es ihm gehen, wie der Bruder Caſtaldus ſagt.“

„Und wie ſagt der Bruder Caſtaldus?“ fragte Camillo.

„Der Bruder Caſtaldus,“ erwiederte der Mann, „pflegte zu ſagen: Es gibt einen beſondern Platz in der Hölle, der für die Verdammniß der Kornhändler beſtimmt iſt. Da ſitzen ſie in tiefen Caricatojo's bis an den Hals im ſchönſten Weizen. Der entſetzlichſte Hunger quält ſie; aber ſie vermögen die gefüllte Hand nicht bis zum Munde zu erheben, noch den Mund bis zum Weizen zu ſenken. So ſitzen ſie in der Mitte des Ueberfluſſes, die ganze Ewigkeit hindurch vom nagendſten Hunger gemartert. Und verdienen ſie's beſſer? Aber wer möchte ein reicher Mann ſein, müßt' er dafür eine ganze

Ewigkeit fort darben? Don Paolo wird ſein Fett bald verzehrt haben, wenn er einſt in dem hölliſchen Caricatojo ſitzt. Er würd' es in einem irdiſchen nicht lang behalten. Und ich ſag' Euch, ich hol' ihn gewiß nicht heraus, wenn ich auch kann. Warum ſollte der heilige Paulus einem alten Chriſten, wie ich, nicht in das Paradis helfen? Bin ich doch vom Urſtamme des Zorrico-Thales; wer weiß, ob der Apoſtel nicht das Brot eines Manduca gegeſſen hat? Denn das iſt mein Name. Es koſtet ihn ja nur ein Wort an Sanct Peter, der die Schlüſſel hat. Irgendwo muß der Menſch doch glücklich ſein, in dieſem, oder in dem künftigen Leben. Wozu wär' er ſonſt in die Welt geſetzt?"

„Ihr habt Recht," erwiederte Camillo. „Jeder Menſch iſt geboren, um glücklich zu werden, und ich gehe noch weiter, als Ihr, und ſage, nicht nur in der einen, ſondern in beiden Welten."

„Das ſollte mir lieb ſein, wenn es wahr wäre. Aber ich bin mit Einer zufrieden.“

„Was fehlt Euch denn, um nicht ſchon in dieſer Welt glücklich zu ſein?“

„Bei Sanct Paul, es fehlt mir mehr, als Alles dazu. Wie iſt an Glück zu denken, wenn man ein Schurke ſein muß, ohne daß man Luſt dazu hat? Das ſagt mir einmal!“

„Ich hoffe, daß Ihr nicht in dieſem Falle ſein werdet.“

„Herr, es ſind ſchlimme Zeiten; wenn es Einem um den Hals geht, ſo iſt es eine Kunſt, ein ehrlicher Mann zu bleiben.“

„Es ſcheint alſo auch nicht ganz richtig mit Euch zu ſein?“ —

Der Mann ſchwieg, und drehte die Walze ſo heftig, daß man von Unten herauf ſchrie, er ſollte ſtill halten, bis die Säcke befeſtigt wären. —

„Wißt Ihr was?“ ſprach Camillo. „Ihr ſcheint eine gute Haut; darum möcht ich wiſſen, wo Euch der Schuh drückt. Vielleicht kann ich Euch helfen. Wer kein Schurke von Haus aus iſt, muß ſich nicht gegen ſeine Beſtimmung dazu machen. Ich halt' Euch für einen ehrlichen Kerl, dem ich gerne nützlich wäre." —

Der Mann ſchwieg noch immer, da fuhr Camillo. fort: „ſeid überzeugt, ich kann Euch helfen. So wie die Türken fort ſind, zieh' ich Euch aus jeder Noth, die Euch drückt. Nur müßt Ihr Euch dem Müßiggang nicht ergeben wollen. Der iſt ſo ſchlimm, als das Spitzbuben-Handwerk; und es iſt nur ein Schritt von dem Einen zum Andern."

„Ach Herr, was hilft all das Reden?" brach der Arbeiter mit bewegter Stimme los. „Ihr ſeid ein verlorener Mann, ſo gut wie ich, und vielleicht noch mehr! Was iſt's denn für ein Unterſchied, ob ſich Unſereins für Türken, oder Chriſten zu Tod arbeitet? Auch verſichert mich Don Paolo loszukaufen, wenn er es nicht vergißt, und ich eine Wallfahrt für ihn zum heiligen Jakob nach Compoſtella unternehmen will.“

„Da müßt Ihr erſt in Gefangenſchaft gerathen, und ſo lang' ich den Degen führen kann, wird dieß nicht geſchehen.“ —

Als der Mann fortfuhr den Ungläubigen zu machen, und ihm einzelne Aeußerungen entſchlüpften, die ein Geheimniß anzudeuten ſchienen, ſo wurde Camillo aufmerkſam, und wandte Alles an, um ihn zum Sprechen zu bringen. Es gelang am Ende, indem er ihm das Herz durch die wohlwollenden Geſinnungen weich machte, die er gegen ihn äußerte; und ſo erfuhr er den hölliſchen Plan, zu deſſen Opfer er beſtimmt war.

Vermuthlich hatte ſich der Bruder Euſebius von der Rolle loszumachen gewußt, die ihm bei Ausführung der Liſt zugedacht war, durch welche Camillo von der übrigen Mannſchaft getrennt werden ſollte. In der Verlegenheit, einen

Andern zu finden, der Luſt und Geſchick zu ſolchen Bubenſtücken beſaß, hatte ſich Don Galatiano entſchloſſen, lieber die ganze Mannſchaft mit aufzuopfern. Ohnedieß waren Camillo's Waffen-Genoſſen in ſeinen Augen lauter vorlaute Burſche, deren Frechheit mit jedem Dienſte, den ſie leiſteten, wachſen mußte. Der Kornhändler ſtimmte nicht ungern in ſeinen Vorſchlag ein, da er auf dieſe Weiſe von einer Zahl von Koſtgängern befreit wurde, denen er den Unterhalt nicht verſagen konnte, ſo lange ſie ſich im Caſtell befanden. Außerdem war ihm kein Preis zu hoch, um Camillo'n los zu werden, und die Gewalt, die er den jungen Mann über die Laſtträger ausüben geſehn, hatte ihn noch mehr überzeugt, daß er das Verderben deſſelben mit Aufopferung aller dieſer Leute nicht zu theuer bezahlte.

Indeß muß es auffallen, den Mann, der dazu beſtimmt war, ihr Schickſal zu theilen, im

Geheimniß zu ſehn, ohne daß er eine Ausnahme für ſich in Anſpruch genommen. Vermuthlich war der Verſuch dazu von ihm umſonſt gemacht worden. Der Kornhändler hatte ihm die Wahl zwiſchen dem gewiſſen Untergang im Caſtell durch die Verfolgung Don Galatiano's und ſeine eigene Härte, und zwiſchen der türkiſchen Sklaverei gelaſſen, aus der er ihn loszukaufen verſprach. Ueberdieß erſchien die Letztere zu jener Zeit einem Mann aus der niedrigſten Volksklaſſe nicht ſo ſchreckhaft. Auch im unglücklichſten Falle konnte ſein Zuſtand nicht viel ſchlimmer werden; wollte er aber ſeine Religion dahingeben, ſo war für ihn unter den Türken ein Glück zu machen, wie es nie in ſeinem Vaterland zu hoffen ſtand.

„Da ſeht Ihr," ſchloß der Mann, „daß ich zu einem Schurkenſtreich mithelfen muß, wenn ich meine Haut davontragen will. Bei Sanct Paul, es thut mir mehr um Euch leid, als um mich ſelber! Wüßt' ich nur ein Mittel, Euch zu retten, es ſollte mir keine Mühe zu groß darum ſein."

„Ich dank' Euch," ſprach Camillo; aber ich bedarf Eurer Hülfe nicht. Vielmehr gedenk' ich, Euch und alle Eure Kameraden zu retten. Haltet Euch nur ruhig, und arbeitet ſtille fort; in Kurzem ſoll Alles anders ſein!" —

Mit dieſen Worten verlor ſich Camillo für den Blick des Mannes in der Nacht. Er folgte ſchnell den beiden Laſtträgern, welche mit vollen Säcken nach dem Flaſchenzug unterwegens waren, und kam ihnen bald zuvor. Er fand einen Dritten, der bereits einen Sack befeſtiget hatte, und nur auf die Andern wartete. Zum Erſtaunen deſſelben ſetzte er ſich rittlings auf den Sack, und hielt ſich am Seil feſt. „Ich will denen da Oben einen Schrecken einjagen," ſprach er zu den Andern, die inzwiſchen auch angelangt waren. „Legt Eure Säcke nur nieder, und haltet Euch ruhig, damit ſie Oben nichts merken!“ —

In dieſem Augenblick hob ſich der Sack mit Camillo'n, und ward mit ziemlicher Schnelligkeit emporgezogen. Als der junge Mann die offene Halle erreicht, wurde der Schnabel des Krahnes, an welchem ſich das Rad des Flaſchenzugs drehte, einwärts gewendet, und er ſprang auf den feſten Boden.

„Jeſus Maria, was iſt das!“ riefen die Arbeiter, welche die Säcke von hier in ein großes Gewölb' in der Nähe zu tragen, nnd in demſelben auszuleeren hatten.

Aber ohne ihnen eine Antwort zu geben, folgte Camillo dem ſchwachen Lichtſchein, der ihm aus dem Innern des Caſtells entgegenſchimmerte, und ihn nach wenigen Schritten in ein ſehr geräumiges Magazin führte, wo der heraufgeſchaffte Weizen auf den Boden ausgeſchüttet wurde. Eine mächtige Laterne hing an der Decke, und der erſte Gegenſtand, der ihm in die Augen fiel, war der Kornhändler. Dieſer ſaß in einem Lehnſtuhl neben dem größten Weizenhaufen, und erhob ſein Haupt convulſiviſch aus dem Schlummer, in den er eingenickt war, als ſich ihm der kräftige Schritt des jungen Mannes näherte.

„Folgt mir zu Don Galatiano!“ befahl ihm Camillo in einem Tone von Unwillen und Verachtung, welcher den feigen Böſewicht aus dem Sarg hätte aufſchrecken können.

„Ach, junger Herr, was wollt' Ihr denn von mir?“ erwiederte der Kornhändler mit bebender Stimme, nachdem er ſo ſchnell, als es ſeine Leibesgeſtalt nur erlaubte, von ſeinem Lehnſtuhl aufgeſtanden war. „Ihr ſeht ja, daß ich den Weizen nicht verlaſſen kann, wenn er nicht halb geſtohlen werden ſoll,“ ſetzte er hinzu, indem er einige Faſſung zu gewinnnen ſchien.

„Folgt mir!“ wiederholte Camillo mit einer Heftigkeit, die dem armen Sünder keinen Zweifel übrig ließ, daß hier alle Weigerung übel angebracht ſei. „Folgt mir, oder ich laſſe Euch durch Eure eigenen Leute von der Zinne dieſes Thurmes herab auf den Felſen ſchleudern. Ihr verdient ohnedieß nicht Beſſeres!“ —

Der Kornhändler ergriff zitternd eine kleine Lampe, die in der Thüre ſtand, um den ſchmalen Gang nach der Halle zu erleuchten, und ſuchte dem raſchen Schritte des jungen Mannes nachzukommen. Mehreremale ſchien es, als ging' ihm die Luſt, oder die Kraft aus, ihm zu folgen; aber ein derbes Wort von Camillo belebte ihn gleich wieder, und ſo langte er keuchend und triefend von Schweiß mit dieſem in der Vorhalle von Don Galatiano's Wohnung an. Sie fanden hier den alten dienenden Bruder allein und in tiefe Gedanken verſunken auf und niedergehend.

Als Camillo nach dem Commandanten fragte, ſtellte ſich der Alte vor ihn, und ſah ihm ins Geſicht, als ob er ſich auf daſſelbe beſänne.

Er wiederholte ſeine Frage, und verſicherte, daß er den Ritter gleich ſprechen müſſe.

„Wenn er aber nicht mehr ſprechen kann, was hilft es Euch, ihn zu ſprechen?“ antwortete der Alte endlich.

„So geht und weckt ihn —“

„Wollt Ihr mich lehren, ſeinem Falken nachzufliegen? Ja, wenn ich das könnte, wie wohl wäre mir!“ —

„Jetzt iſt keine Zeit zum Scherzen,“ ſagte Camillo ärgerlich; „geht und weckt ihn auf meine Gefahr hin! Oder laßt mich in ſein Schlafgemach treten, damit ich ihn ſelber wecken kann.“

„Ihr ſeid ein Degen, ſo gut, als Einer. Aber was hilft das? Ihr müßtet mehr als Wunder thun können. Wenn der Kopf eines tapfern Mannes in der einen Ecke liegt, und ſein Rumpf in der andern, ſo möcht' ich den Heiligen ſehen, der Beide wieder zuſammenfügte. Und was hälf' es dem tapfern Toms auch?“

ſetzte der Alte in einem wehmüthigen Tone hinzu; „die Tapferkeit iſt ganz im Preiſe geſunken. Nur Feigheit und Schurkerei haben noch Werth. Laßt den braven Toms ruhig der Auferſtehung entgegenſchlafen. Sobald ich einen Prieſter finde, der ein ehrlicher Mann iſt, denk' ich ihm ein Todtenamt halten zu laſſen. Aber die Feigen werden muthig werden, bevor ich dieſen Fund gethan. Gute Nacht! Gute Nacht!“ —

Mit dieſen Worten begann der Mann, ſeine Gänge wieder fortzuſetzen. —

„Ihr habt mich falſch verſtanden,“ ſagte Camillo, indem er ſich Gewalt anthat gegen den alten Soldaten, um nicht heftig gegen ihn zu werden. „Ich will zu Don Galatiano.“

„Ja, ich kenn' Euch wohl,“ erwiederte der Alte, indem er wieder vor Camillo'n trat, und ihn ganz ſchlaftrunken anſah. „Ihr ſeid der tapfere Mann, der im Rathe der Feigen geſeſſen, und Worte ausgetheilt hat, die wie Fauſtſchläge klangen.

Ihr waret nicht an Eurer Stelle, und ſeid es auch jetzt nicht; denn täuſchen mich meine blöden Augen nicht, ſo habt Ihr den fetteſten Schurken bei Euch, welcher den Raben jemals zum Schmauſe beſtimmt geweſen iſt.“

„Was hab' ich Euch denn gethan, Don Pietro?“ ſagte der Kornhändler halb weinend.

„Ich wollte, Ihr hättet mir etwas gethan,“ erwiederte der Alte, indem ſich ſein Geſicht plötzlich in drohenden Ernſt veränderte, der in den nächſten Worten in einen unbeſchreiblichen Ausdruck von Verachtung überging; „dann könnt' ich mein Tagwerk mit Ehren ſchließen, und Euch den Degen durch den Leib rennen. Das iſt das Unglück mit Leuten Eures Schlags: die Hölle hat Euch ſo feſt umpanzert mit Erbärmlichkeit, daß ehrliche Leute Euch gar nicht beikommen können, ohne Euch ähnlich zu werden. Ich hoffe, Don Galatiano wird Euch in der nächſten Nacht im großen Hof aufhängen, und Euch anzünden laſſen Er liebt die Oekonomie, und ich weiß ihm keine beſſere zu rathen. Sagt mir ſelbſt, ob Ihr nicht ſo gut brennen werdet, als eine Theer-Tonne? Und einen Dienſt müßt Ihr der Welt doch einmal leiſten."

„Kommt, junger Herr," ſagte der Kornhändler ängſtlich; „der Mann redet irre, und ſolche Leute ſind gefährlicher, als die ſchlimmſten Feinde."

„Beim Himmel, es iſt mehr Sinn in ſeinem Wahnſinn, als in Eurem Verſtand," erwiederte Camillo; „fragt ihn noch einmal, wo Don Galatiano ſei. Er kennt Euch länger als mich."

„Aber ſagt mir doch, lieber Don Pietro," ſprach Dieſer, „wo iſt Don Galatiano? Der junge Herr da möcht' es gerne wiſſen."

„Wo er nicht iſt, kann ich Euch wohl ſagen," erwiederte der Alte. „Hier war er noch vor Kurzem, und dort ging er hinaus —" bei dieſen Worten deutete er nach der Thüre. — „In dieſer Richtung müßt Ihr ihn ſuchen, wollt Ihr irgend ein Werk der Finſterniß mit ihm verabreden. Es iſt auch ohnedieß eine gute, dunkle Nacht dazu; das Auge des Rächers da Oben kann ſie nicht durchdringen. Ich wache freilich, aber was hilft es? Das Verderben und das Verbrechen ſchleichen in der Finſterniß. Darum nehmt Euch in Acht,“ ſetzte er vertraulich gegen Camillo'n hinzu; „eine alte Haut, wie die meinige, läuſt keine Gefahr. Sie könnte in Don Galatiano's Mantel ſchlafen. Gute Nacht!“ —

Mit dieſen Worten ſetzte ſich der Mann auf den Boden nieder an die Wand, legte ſich die Hellebarde in die Arme, und ſchlief ein. —

„Ergreift die Lampe hier, und folgt mir,“ befahl Camillo dem Kornhändler.

Dieſer gehorchte, und trat hinter dem jungen Mann in das anſtoßende Gemach. Camillo wunderte ſich, daſſelbe ſo leer zu finden, da ihm noch am Morgen manche Gegenſtände von Werth hier aufgefallen waren. Seine erſten Blicke fielen auf einen großen Schlüſſel, der am Boden lag. Ihm däuchte, daß es wohl der Schlüſſel des Caſtellthors ſein könnte, und er fragte den Kornhändler, ob er ihn kenne?

„Ich will für nichts ſtehen, junger Herr,“ antwortete Dieſer; „aber es ſcheint mir faſt, als wär' es der Thorſchlüſſel. Das blaue Band hängt noch daran, womit ihn Don Galatiano im Gürtel zu befeſtigen pflegt.“ —

Camillo nahm den Schlüſſel, und eilte fort; doch vergaß er die Vorſicht nicht, den Kornhändler mitzunehmen.

Indem er nun durch den innern Hof des Caſtells eilte, begegnete er mehreren Bekannten, die ſich am Morgen ſchon an ihn angeſchloſſen, und als muthige und gewandte Leute gezeigt hatten. Er lud ſie ein, ihn zu begleiten, und übergab ihnen die Wache des Thores, das der

Schlüſſel wirklich öffnete, nachdem er ein Zeichen mit ihnen verabredet, auf welches allein ſie daſſelbe öffnen ſollten.

Unter ſolchen Verabredungen hatte er den Kornhändler aus dem Auge verloren, und dieſer ſich ſeine Unachtſamkeit auch gleich zu Nutzen gemacht. Camillo mußte lächeln, als er die Flucht ſeines Gefangenen bemerkte, und eilte nun allein nach dem Caricatojo.

Er wurde hier mit dem größten Jubel empfangen; denn die Leute waren indeß durch ihre Kameraden in Kenntniß von ihrer ganzen Lage geſetzt worden. Sie hatten darauf geradezu erklärt, daß ſie keine Hand mehr rühren würden, bis Camillo zurück wäre. Eine koſtbare Zeit verſtrich auf dieſe Weiſe für ihr Geſchäft; aber ſie griffen die Arbeit auf den Befehl des Zurückgekehrten nun um ſo kräftiger wieder an, und ſchafften in den Paar Stunden, die noch übrig waren, ſehr bedeutende Vorräthe ins Caſtell.

Endlich kam einer der ausgeſtellten Poſten mit der Meldung, daß er den Fußtritt mehrerer Männer gehört. Kaum hatte dieſer ausgeredet, ſo traf ein Zweiter mit derſelben Nachricht ein. Camillo ließ daher den Schlußſtein wieder in die Oeffnung des Caricatojo ſetzen, und ſolchen in der Eile mit einem Haufen Erde bedecken. Darauf ſteckte er ein Stück Zunder an, warf ein wenig Schießpulver darauf, und gab auf ſolche Weiſe den ausſtehenden Poſten das Zeichen, ſich um ihn zu ſammeln. Mehrere waren ſchon von ſelbſt unterwegens, und die Andern hatten noch kaum Zeit, ſich zu nähern; denn bereits erſcholl von verſchiedenen Seiten das Gebell der ledigen Hunde, die im Thal herum liefen. Offenbar befanden ſich die Türken in größerer Anzahl in Bewegung, und Camillo ſäumte daher nicht länger, ſeine ganze Mannſchaft in das Caſtell zurückzuführen.

Er hatte ſein Tagwerk redlich gethan, und eilte auf den Flügeln der ſehnſuchtsvollen Liebe zu den Seinigen. Indem er eben an die Thüre klopfen wollte, hörte er ſie von Innen aufriegeln, und das Schloß mit dem Schlüſſel öffnen. Einen Augenblick darauf, trat ein Mann heraus, der eine Blendlaterne trug, und bei dem Schein, welcher Camillo's Geſicht traf, vor Entſetzen zurückzutaumeln ſchien.

Camillo hatte die Umriſſe der Geſtalt des Unbekannten ſo weit bemerkt, um gewiß zu ſein, daß es weder ſein mürriſcher Wirth, noch der Mönch war. „Wer ſeid Ihr!" rief er mit der gebietenden Stimme, die ihm eigen war. Als er keine Antwort erhielt, riß er ſeinen Degen aus der Scheide, um dem Geheimniß damit näher zu treten. Im nämlichen Augenblick ließ der Unbekannte die Blendlaterne fallen, und entſchlüpfte in die Nacht. Camillo raffte ſie auf, um wo möglich Licht zu erhalten. Aber die

Flamme war erloſchen, und die Verfolgung völlig nutzlos. Er trat daher in das Gewölbe, und ſchloß die Thüren durch Schlüſſel und Riegel wieder hinter ſich zu.

Da er eine ſtarke Helle in dem Nebengewölbe ſah, ſo vermuthete er, daß er die Seinigen darin finden würde. Raſch eilt' er hinein, aber zu ſeiner Verwunderung fand er Alles einſam und ſtille. Die Lampe, die an der Decke hing, beleuchtete den Raum vollſtändig genug, um ihn ſogleich zu überzeugen, daß die Seinigen nicht hier waren.

Er verſuchte die Thüre des nächſten Gewölbes zu öffnen. Es gelang ihm ohne Schwierigkeit. Die Beleuchtung war hier noch ſtärker; denn nicht nur ſtanden mehrere brennende Lampen auf den Tiſchen herum, ſondern die Thüre des Ofens im Hintergrunde des Gemachs war offen, und ein lebhaftes Feuer brannte darin. Er erinnerte ſich der todten Türken, welche der räthſelhafte Bewohner dieſer Räume ſo ohne alle Umſtände in den Ofen geſchoben. Es überlief ihn mit Grauſen, als der Gedanke in ihm aufſtieg, daß ſeine Geliebten das nämliche Schickſal gehabt haben könnten. „Conſtanze!“ rief er mit einer wilden Kraft, in der ſich ein Schmerz, eine Wuth ausdrückte, die in der nächſten Steigerung zur Verzweiflung gehen mußte; „wo biſt Du, Conſtanze? Wo biſt Du!“ —

Da kam ihm vor, als ob ein entferntes Geſtöhn ihm antwortete. Er blickte um ſich, woher es käme; er heftete die Augen an den Boden, um alle ſinnliche Wahrnehmungskraft in ſeinen Ohren zu vereinigen. Auf einmal däucht' ihm, daß das Geſtöhne von Unten herauf komme; und dennoch ſah er keine Stelle, die einen Zuſammenhang mit Räumen in der Tiefe verrathen hätte.

Indem er auf ſolche Weiſe mit ängſtlicher Haſt das Gemach durchforſchte, trat er auf eine

Stelle, die ihm hohl zu klingen ſchien. Er ergriff eine Lampe, und beleuchtete ſie. Es war offenbar eine Fallthüre, über die man einen ſchweren Mörſer von Granit gerückt hatte. Ein einziger Druck ſeiner kraftvollen Hand ſchob denſelben auf die Seite, und brachte den Riegel zum Vorſchein, womit die Fallthüre verſchloſſen war. Eine Lampe in der Hand riß er dieſe auf, und betrat die ſchmale Treppe nach der Tiefe, welche vor ihm lag.

Von Angſt und Liebe getragen ſtieg er hinunter in die unbekannten Räume, und ein ungeheurer Ruf: „Conſtanze!“ erſcholl von ſeinem Munde. Langſam verlor ſich der Wiederhall in der Entfernung, und das frühere Geſtöhne wurde ſtärker hörbar. Er folgte der Richtung dieſes Schalls, und kam nach wenigen Schritten an eine Mauer. Das Geſtöhn ſchien jetzt ganz nahe zu ſein; er verfolgte die Mauer, bis er eine eiſerne Thür' erreichte, welche verriegelt war. Ein Druck von ihm ſchob den Riegel zurück; die Thüre flog auf, und er trat in eine Rotunde, welche gerade Raum genug hatte, um von ſeiner Lampe beleuchtet zu werden.

In der Mitte derſelben ſtand ein porphyrner Sarkophag von edler, aber einfacher Form auf einem Poſtamente von ägyptiſchem Granit, Eine Geſtalt in orientaliſchem Anzuge, die ſich mühſam zu erheben ſchien, als er ihr nahe trat, ſaß auf demſelben. Mit Erſtaunen erkannte er ſeinen Wirth in der ſonderbaren Veränderung. „Wo ſind die Meinigen?“ rief er ihn an.

Erſchrocken über den heftigen Ton des jungen Mannes taumelte der Alte zurück. „Sagt mir,“ ſetzte er etwas ſanfter hinzu, „ich beſchwöre Euch darum: wo ſind die Meinigen?“ — .

Der Alte ſtierte ihn ſchweigend an, ſtatt ihm eine Antwort zu geben. —

„Ums Himmelswillen, wo ſind ſie?“ wiederholte Camillo mit größerer Heftigkeit, als zuvor.

Der Alte ſank, wie betäubt, auf das Poſtament des Sarkophags zurück. Seine Augen rollten, und ſein Mund war offen, als ob er nach Worten ſuchte.

„Wenn ein Funken von menſchlichem Gefühl in Dir iſt,“ rief Camillo, „ſo reiße mich aus der ſchrecklichen Ungewißheit! Wo ſind ſie? Wo ſind ſie?“

„Im Schloſſe Tigado,“ ſtammelte der Alte.

„Lebend und wohlbehalten?“ fragte der junge Mann.

„Man lernt ſterben im Schloſſe Tigado, aber man ſtirbt nicht darin,“ war die Antwort.

„So redet doch nicht in Räthſeln, Alter —“

„Was konnt' ich mehr thun?“ war die Antwort; „Ihr ſeid zum zweitenmale mein Retter geworden. Alles, was ich habe, iſt Euer.“ —

Mit dieſen Worten ſtand der Alte auf, und hob den Deckel einer der eiſernen Kiſten empor, die an der Wand der Rotunde hinſtanden, und Camillo'n jetzt erſt ins Auge fielen. Sie war mit Goldmünzen angefüllt bis an den Rand „Nehmt,“ ſetzte der Alte hinzu, indem er noch einige gleich gefüllte Kiſten öffnete, „es iſt Alles Euer!“

„Ich brauche dieß nicht,“ erwiederte Camillo, indem er das Gold mit Verachtung anſah; „führt mich zu den Meinigen!“

„Wer ſeid Ihr, daß Ihr das Gold verachtet?“ ſprach der Alte mit Verwunderung. „Der mich hier zum Tode beſtimmt hatte, that es, weil er nichts Höheres, als Gold kennt. O Menſchen! Menſchen!“ —

Mit dieſen Worten hob der Alte ſeinen Turban auf, der am Boden lag, und ſetzte ihn auf ſein Haupt. „Ich will Euch nach dem Schloß Tigado führen,“ ſagte er.

Er nahm eine ausgelöſchte Lampe, die auf dem Poſtamente ſtand, zündete ſie an Camillo's Lampe an, und ging voran. Als ſie die Rotunde verlaſſen, ſchloß er die Thüre derſelben ſorgfältig zu, und nahm den Weg, welchen Camillo gekommen. So befanden ſie ſich bald wieder in dem Raume, der dem Alten zu ſeinen chemiſchen Arbeiten diente.

Die Thüre des Ofens war noch offen, und die Flamme deſſelben hatte ſich in Glut verwandelt. Der Alte warf einige große Stücke Holz hinein, und verſchloß die Thüre ſorgfältig. Dann ſetzte er ſich in einen Lehnſtuhl, und ſchien ſich nicht weiter um Camillo zu bekümmern.

„Ich dachte, Ihr wolltet mich nach dem Schloſſe führen, wo die Meinigen ſind?“ fragte Camillo ärgerlich.

Er erhielt keine Antwort, und als er näher zuſah, entdeckte er mit Erſtaunen, daß der

Alte ſchon eingeſchlafen war. Aber ſeine Ungeduld kannte jetzt keine Grenze mehr. Er ſchüttelte den Schläfer bei den Schultern, und ſprach mit ſtarker Stimme: „führt mich zu den Meinigen, wenn Ihr nicht dem todten Türken dort im Ofen Geſellſchaft leiſten wollt.“. —

Der Alte öffnete die Augen, und ſah ihn mit ſtierem Blick an.

„Kennt Ihr mich nicht mehr?“ fragte Camillo. „Noch eben ſagtet Ihr, daß ich zweimal Euer Retter geweſen ſei.“

„Und waret Ihr es nicht?“ ſprach der Alte in ſeinem gewöhnlichen mürriſchen Tone!

„Ihr ſollt mich zu dem Meinigen führen!“

„Kommt!“ —

Vor der Thüre des Gemachs und im Augenblick, da der Riegel von Innen zurückgeſchoben wurde, verließ der räthſelhafte Alte den jungen Mann, und unſre Leſer mögen nun die heftige Aufregung erklärt finden, womit Camillo das ſtille Heiligthum betrat, in welchem Unſchuld und Liebe dieſe Nacht vielleicht zum erſtenmal ihren Sitz aufgeſchlagen hatten.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Der Morgen war längſt angebrochen, als Camillo noch ſanft auf den türkiſchen Polſtern ruhte, auf die er ſich am Abend zuvor niedergelegt hatte. Conſtanze ſaß neben ſeinem Haupt, und wendete den Blick nur zuweilen von dem Antlitz des geliebten Mannes, um ihn auf die Kinder zu richten. Sie ſtanden vor einem Gemälde, das an einem Tabouret auf dem Boden lehnte. Es war das nämliche, von dem ſich ihre Mutter nicht zu trennen vermochte, als ſie mit ihnen die ländliche Wohnung verlaſſen, und ihre Zuflucht im Caſtelle ſuchen mußten. Camillo hatte ſolches heimlich ausgeführt, und in einem ihrer Gemächer aufhängen laſſen, wo ſie erſt am Tage nach ſeiner Abreiſe durch daſſelbe überraſcht wurde.

Das Gemälde ſtellte eine, überaus reiche, ländliche Gegend dar. Eine gothiſche Capelle bildete gleichſam ſeinen Mittelpunkt, und ſchien in die Trümmer eines antiken Tempels gebaut, welcher ſich auf einer ſtolzen Vegetation von dichten Lorbeer-Gebüſchen abſchnitt. Mehrere Pinien hoben ihre Kronen ſelbſt über die duftigen Gebirge der Ferne, welche auf der andern Seite noch ſtärker hinter der Capelle hervortraten, und, in ein ſtolzes Vorgebirge endigend, einen geräumigen Meerbuſen umſchloſſen. Zwiſchen dem flachen Strand und dem Vordergrunde, der, durch mehrere Palmen begränzt, eine Anhöhe neben und vor der Capelle darſtellte, zog ſich ein herrlich angebautes Land in mehreren Linien hin, über die ſich abwechſelnd gewaltige Karuben- und Pinien-Bäume, oder Reſte antiker Waſſerleitungen erhoben. Die Beleuchtung des heiterſten Sommerabends lag mit ihrer ganzen Wärme über dem ſchönen Bilde, das an die Ausſichten des Weges zwiſchen Alcamo und Monreale erinnerte, wo der Wandrer, neben Oleanderbüſchen, Mandelbäumen und hohen Aloe'n hinziehend, den Anblick der reizenden Küſtengegenden genießt, welche durch Lais Geburt und der heiligen Roſalia Büßungen eine ſo verſchiedenartige Bedeutung gewonnen haben.

Den eigentlichen Vordergrund und die wahre Scene des Gemäldes bildete jedoch eine Gruppe unmittelbar vor dem Thore der Capelle. Eine Jungfrau von ſeltener Lieblichkeit durch Jugend und Anmuth ſchien eben aus derſelben getreten zu ſein; denn eine ältere Perſon ihres Geſchlechtes, die ihr unmittelbar folgte, hatte noch den Vorhang in der Hand, welcher die Thüröffnung nach der Landesſitte bedeckte. Geſicht und Stellung der Erſten malten den Schrecken in der

Geſtalt der zarteſten Schönheit. Vor ihr lag ein gewaltiger weißer Stier, auf die Vorderbeine zuſammengeſtürzt, und mit dem letzten Sterbegebrüll den Kopf gegen einen Jüngling gewendet, der mit der einen Hand ſein Horn gefaßt, und mit der andern den Dolch zur Wiederholung des Stoßes zu zücken ſchien, womit er ſo eben das Genick des mächtigen Thieres getroffen. Das Gemälde erklärte ſich von ſelbſt. Ein wüthender Stier, wie ſie im ſüdlichen Italien oft abſichtlich gejagt und gereizt, bevor ſie geſchlachtet werden, war durch den hochrothen, ſammetnen Anzug der ſchönen Jungfrau, der ihm plötzlich ins Auge gefallen, in Wuth verſetzt worden. Das ſchwere Hornvieh, beſonders die Büffel, ſcheinen eine ſchmerzhafte Empfindlichkeit für dieſe Farbe zu haben, und pflegen mit augenblicklich ausbrechendem Ingrimm auf ſie loszuſtürzen. Ohne Zweifel war der Stier die Straße herunter gerannt, und befand ſich gerade vor der Thüre der Capelle, als die Jungfrau herausſtrat. Auch war dieſe unrettbar verloren, wenn der Jüngling nicht hinzuſprang, und den Wüthenden mit einem, des geübteſten ſpaniſchen Matadors würdigen, Stoß in das Genicke, wie durch einen Blitzſtrahl, zu Boden ſtreckte.

„Die arme Kuh!“ ſagte Marcellina leiſe, indem ſich das Mitleiden mit dem gefallenen Thier in ihrem ſeelenvollen Antlitz ausdrückte.

„Warum macht es auch der ſchönen Jungfrau ſo bang?“ erwiederte Giulietta mit eben ſo leiſer Stimme. „Du ſiehſt ja, daß es ſie mit den Hörnern faſſen wollte.“

„Wollt' es das? Was hat ſie ihm denn Böſes gethan?“

„Das weiß ich nicht, Marcellina; wir wollen die Mutter fragen.“

„Aber leiſe, daß Väterchen nicht erwacht.“

„Mutter —“

„Warte lieber, bis Väterchen wach iſt. Ich habe die Mutter weinen ſehen, als ſie das Bild zuvor anſah,“ ſetzte Marcellina noch leiſer hinzu.

„Der tapfere Mann ſieht aus wie Väterchen,“ bemerkte Giulietta.

„Väterchen hätte dem armen Thiere gewiß nicht ſo weh gethan,“ antwortete die Kleine.

„Warum nicht, Marcellina, wenn Mütterchen die Jungfrau in dem rothen Gewande geweſen wäre. Welch ein ſchönes Gewand! Es iſt Sammet.“

„Du mußt es nicht anfühlen,“ ſagte Dieſe zu ihrer Schweſter, welche das Gemälde mit der Hand betaſten wollte.

„Was ſchadet es denn?“ erwiederte Giulietta. „Du ſiehſt, es iſt noch ſo ſchön, wie zuvor; und doch habe ich es angerührt. Ich möchte das Mütterchen in einem ſo ſchönen Kleide ſehen! —“

Während dieſes Geſprächs war Camillo erwacht. Conſtanze, die es gleich bemerkte, legte den Finger auf den Mund, und warf einen bedeutenden Blick auf die Kinder.

„Es iſt ſonderbar,“ ſprach Camillo, als die Aufmerkſamkeit der Kleinen eine andere Richtung genommen; „die Kinder bemerken nicht leicht die Aehnlichkeit einer Perſon mit ihrem Bildniß. Man muß daraus wohl ſchließen, und es gereicht der Kunſt wahrlich nicht zu großem Ruhme, daß ſie überall weit hinter dem Leben zurückbleibt.“

„Ich will Deine Bemerkung nicht beſtreiten, Camillo,“ erwiederte Conſtanze, „aber es iſt von den Kindern nicht zu erwarten, daß ſie uns Beid in dem Bilde erkennen. Veränderten wir uns nicht inzwiſchen? Du haſt uns in einer Lebens-Epoche dargeſtellt, wo wir unmöglich ausſehen konnten, wie jetzt.“

„Du haſt Recht, Conſtanze; und es hat mich nicht wenig Mühe gekoſtet, dieſen Schritt gleichſam in die Vergangenheit zurückzumachen. Bei Dir wurde es mir leicht; denn der Ausdruck Deines Schreckens in dem Augenblick, als die Beſtie nach Dir ſtoßen wollte, hat ſich mit unauslöſchlichen Zügen in meine Seele gegraben. Es war ja auch der Augenblick, da ich Dich zum erſten Male ſah, und der entſcheidend für mein Leben geworden iſt. Die größte Schwierigkeit fand ich in mir ſelbſt. Sonderbarer Weiſe legte ſich die Zeit meines Mönchslebens wie eine unüberſehbare Kluft zwiſchen Damals und Jetzt. So wie ich in die Vergangenheit zurücktrat, konnte ich mich mir nicht anders vorſtellen, denn als Mönch, mit dem Ausdruck der Schwermuth, ja der Verzweiflung in meinem ganzen Weſen. Und dieſer Ausdruck und die ganze Haltung des unglücklichen Mönchs paßte ſo gar nicht für die Handlung, in der ich mich darzuſtellen hatte. Aber wie uns das Beſte immer zukommt, ſo wurde mir auch jetzt, was ich bedurfte, in einem glücklichen Augenblicke. Ich erinnerte mich auf einmal unſrer zweiten Begegnung vor der Capelle der heiligen Agatha. Du errötheteſt, als Du meiner anſichtig wurdeſt, und ſchlugſt die Augen nieder. Indem mir dieſer Moment vor die Seele trat, erblickte ich mich gleichſam außer mir ſelber mit dem Ausdruck des innern Triumphes über den Doppelſieg der Liebe, welchen Dein Erröthen verrieth. Damit war mir gleichſam die Anſchauung meiner jugendlichen Geſtalt geworden, die ich auf der Leinwand feſtzuhalten ſuchte, und der Du immer noch das Beſte hinzufügen mußt, um mich nur einigermaßen in dem Werthe zu zeigen, den Deine Liebe mir angewieſen." —

Ohne dieſes Geſpräch weiter zu verfolgen, in welchem eine Erinnerung um die andere aus den frühern Zeiten des liebenden Paares erwachte, wollen wir unſern Leſern den Hauptumriß ſeiner Vergangenheit mittheilen, um ſie ein für allemal darüber zu verſtändigen.

Die Scene des Gemäldes, welches wir beſchrieben, ſtellte die erſte Begegnung von Beiden dar. Der achtzehnjährige Jüngling hatte mit der Kraft und Entſchloſſenheit des erprobteſten Mannes und dem Glücke, welches ſich dem Muth ſo gerne zugeſellt, die zarte Jungfrau aus der äußerſten Gefahr, und wahrſcheinlich von einem ſchrecklichen Tode gerettet. Schönheit und Kraft, Jugend und Dankbarkeit entzündeten in dem nämlichen Augenblick eine wechſelſeitige Liebe, welche mancherlei ſchwere Prüfungen beſtehen mußte, bevor ſie durch das kirchliche Band geſichert wurde.

Conſtanzens Vater erkannte das ganze Verdienſt an, das ſich der junge Mann um ſeine Tochter erworben. Einer der erſten Edelleute ſeines Vaterlandes, glaubte er ihn ſattſam belohnt mit einer anſehnlichen Summe Geldes und dem Verſprechen, ihm durch Schutz und Empfehlung auf ſeiner weitern Laufbahn förderlich zu ſein. Allein war Camillo gleich im Mittelſtande geboren, ſo beſaß er dafür die Erhabenheit der Geſinnung, welche den höchſten Ständen eigen ſein muß, wenn ſie der Gunſt ihrer Stellung nicht unwerth erſcheinen ſollen. Er ſchlug die verdoppelte Belohnung mit Unmuth aus, und der ſtrenge Monforte übte vielleicht zum erſten Male in ſeinem Leben Nachſicht gegen einen Stolz, der dem ſeinigen nichts nachgab. Er beſchloß, von der Zeit die Gelegenheit zu erwarten, um die Schuld ſeiner Dankbarkeit zu entrichten; daß ſeine Tochter ſie bereits mit ihrem Herzen bezahlt hatte, ließ er ſich gar nicht einfallen.

Er lebte um dieſe Zeit mit ſeiner Familie auf dem Lande. Die Wohnung des alten ſpaniſchen Offiziers, in deſſen Hauſe Camillo als ſein Neffe erzogen wurde, lag in der Nähe vom Schloß der Monforte's. Der Anlaß gegenſeitiger Bekanntſchaft, das Bedürfniß der Geſelligkeit und die zwangloſen Lebensweiſen auf dem Lande hatten ſchnell ein trauliches Verhältniß zwiſchen den beiden Familien geſtiftet. Conſtanze genoß unter der mütterlichen Leitung und Aufſicht einer, faſt zwanzig Jahre ältern, und kränklichen Schweſter, welche Dechantin eines Damenſtiftes zu Palermo war, einer größern Freiheit, als man den Töchtern der höhern Stände damals zu geſtatten pflegte. So fanden die beiden Liebenden bald Gelegenheit, ſich gegen einander zu erklären, und genoſſen in Unſchuld und ohne weitere Wünſche ein Glück, das nur zu ſchnell vorüberging.

Denn als ſich der Herbſt zu ſeinem Ende geneigt, kehrte der alte Monforte nach Syrakus zurück, wo er gewöhnlich den Winter verlebte. Conſtanze hingegen folgte ihrer Schweſter nach

Palermo, in deren Stifte ſie nicht nur ihre Erziehung vollendete, ſondern auch, wenn ſich ihr keine paſſende Heirath anbot, ein ſtandesmäßiges Unterkommen für ihr ganzes Leben finden ſollte.

Die erſte Zeit nach Conſtanzens Entfernung erſchien Camillo'n erträglich. Es lag ja nur der Winter und ein kurzes Frühjahr zwiſchen Trennung und Wiederſehn. Aber es dauerte nicht lang, ſo ward er inne, wie ſich die Zeit dehnt für Diejenigen, die nicht glücklich ſind. Den Troſt des Briefwechſels kannte man damals nicht; der ſparſamſte ſchriftliche Verkehr würde, bei dem Mangel unſerer heutigen öffentlichen Anſtalten dafür, die größten Hinderniſſe gefunden haben. Für die Ungeduld des jungen Mannes blieb kein anderes Mittel übrig, als ſich ſelber auf den Weg nach Palermo zu begeben. Schnell war das Damenſtift ausgeforſcht, in welchem ſich Conſtanze befand, und er ließ ſie um eine Unterredung im Sprachzimmer bitten. Die Antwort lautete günſtig; aber nachdem er einige Zeit gewartet, erſchien, ſtatt ſeiner Geliebten, die mütterliche Schweſter derſelben und Vorſteherin des Stiftes.

Donna Roſalia ließ ihn nicht lange in Ungewißheit über den Grund ſeiner getäuſchten Erwartung. Sie erklärte ihm geradezu, daß Conſtanze nichts von ſeiner Anweſenheit wiſſe, und auch nichts davon erfahren würde. Der Zweck derſelben ſei ihr bekannt; auch wolle ſie ihm nicht verhehlen, daß ſich ihre Schweſter in ſtiller Sehnſucht nach ihm abhärme, und erſt ſeit einigen Tagen angefangen habe, in der Religion einigen Troſt für ihr wundes Herz zu finden. Sie könnte ſich nicht entſchließen, Conſtanzens Wunde durch das Wiederſehn mit ihm aufzureißen. Ihre gegenſeitige Neigung ſei ſo hoffnungslos, daß es ihr nicht nur Unklugheit, ſondern Grauſamkeit ſcheine, derſelben die geringſte

Nahrung zu geben. Nie würde ihr Vater in eine Verbindung mit ihm willigen. Ebenſo gewiß ſei ſie auch; und ſie finde die Gewißheit davon in der Übereinſtimmung ihrer eigenen Gefühle, wenn ſie ſich in die Pflichtverbindlichkeiten ihrer Schweſter hineindenke: daß Conſtanze nie einem andern Manne die Hand reichen würde. Ihrer Überzeugung nach gebe es für dieſe kein Glück mehr, als in der klöſterlichen Zurückgezogenheit aus einem Leben, welches ihr den Beſitz des einzigen, in demſelben für ſie wünſchenswerthen Gutes nicht gewähren könne. Ohnedieß ſei auch ihr ſtiller, ſanfter Charakter und ihre, von Natur aus religiöſe, Richtung ſolcher Beſtimmung günſtig. Wenn er ihre Schweſter daher wirklich ſo ſehr liebe, wie er verſichere, und ſie es verdiene, ſo könne er keinen ſchönern Beweis dafür geben, als wenn er die Rechte, die er an ſie hätte, und ſie ſelber durchaus nicht zu beſtreiten geſinnt ſei, freiwillig opferte, und ſich mit dem großmüthigen Gedanken begnügte, das einzige Glück, deſſen Conſtanzens irdiſches Daſein fähig wäre, durch ſeine Entſagung befördert zu haben.

Man ruft keine Eigenſchaft edler, jugendlicher Herzen mit ſichrerem Erfolg an, als die Großmuth. Camillo hätte vielleicht kaum der rührenden Beredtſamkeit der Schweſterliebe widerſtanden, wie konnte er das ſchwerſte Opfer verweigern, wo es ihm für Conſtanzens Glück gefodert wurde? Er verſprach, was er freilich ſchnell genug bereuen ſollte; er eilte fort, und ſchiffte ſich nach Rom ein, um in der Malerei, zu der er ſich immer am ſtärkſten hingezogen gefühlt, und in der idealiſchen Welt, welche ſie ihm zu eröffnen verſprach, wenigſtens einigen Erſatz für eine, wie er wohl einſah, unerfüllte Lebensbeſtimmung zu ſuchen.

Die Kunſt gewährte ihm viel, aber bei Weitem nicht Alles. Er wurde nur zu bald gewahr, daß der Menſch mehr bedarf, als ſie ihm zu geben vermag. Der Gedanke, daß Conſtanze im Arm der Religion die erſte Linderung gefunden, ward auch jetzt für ihn beſtimmend, und mit der, ſeinem Charakter eigenthümlichen, Heftigkeit beſchloß er, ſich dem Mönchsleben zu widmen. Aber um jenen frühern Erinnerungen nahe zu bleiben, wählte er ein Benedictinerkloſter ganz in der Nähe vom Schloſſe der Monfortes. Er war einmal mit ſeiner Geliebten und ihrer Schweſter in der Kirche dieſes Kloſters geweſen; er dachte ſich es möglich, daß Conſtanze während eines Sommer-Aufenthaltes auf dem väterlichen Landſitz dieſe Kirche wieder einmal beſuchen könnte — der Gedanke, ſie vielleicht zu ſehn, und, ſo nahe bei ihr, doch auf ewig von ihr getrennt zu ſein, hatte einen eigenen Reiz für ihn, und beſtimmte ſeine Wahl für dieſes Kloſter. So hängen die Entſchlüſſe der Menſchen immer an kleinen Umſtänden;

aber nicht ſelten glaubt der Unglückliche in der Steigerung ſeines Jammers dem Unglück zu trotzen, während er im Grunde nur dem Spiele ſeiner Leidenſchaften dient, die auf ſolchem Wege nach Befriedigung ſtreben.

Und wirklich gelangten dieſe ſchneller zu ihrem Zweck, als er jemals hätte hoffen können, wenn er ſich auch ſelbſt klarer in der Sache geweſen wäre. Denn wie er im Mönchsleben die religiöſe Innigkeit nicht gewann, zu der er überhaupt keine Anlage beſaß, ſondern vielmehr durch den Blick in das geheime Treiben der niedrigſten Leidenſchaften, welche die Klöſter ſo häufig zu ihrem beſondern Sitze gewählt haben ſollen, mit einem Widerwillen gegen alles Aeußerliche der Religion erfüllt wurde, ſo fand er deſto ſchneller jenes andre Glück, deſſen Möglichkeit er ſich vielleicht kaum geſtanden. Conſtanze, deren Heilung in dem klöſterlichen Aufenthalte nicht ſo ſchnell von Statten gegangen war, wie ihre Schweſter gehofft, fiel in eine Abzehrungskrankheit, die es nöthig machte, ſie auf das Land zu bringen. Es würde zu weitläufig ſein, die glücklichen Zufälle und die kühnen Anſtrengungen zu erzählen, durch welche ſich Camillo mit ſeiner Geliebten verſtändigte. Kurz, die Entwickelung wurde durch den Tod des alten Monforte's ſchneller herbeigeführt, als ſonſt, auch unter den günſtigſten Umſtänden, möglich geweſen wäre. Der Mönch warf ſein Gewand von ſich, und entfloh mit Conſtanzen, nicht ohne geheime Zuſtimmung und ſelbſt Unterſtützung von Donna Roſalia, die, nachdem ſie einmal die Ueberzeugung gewonnen, daß Conſtanze auf keine andere Weiſe zu retten war, auch Verſtand und Entſchloſſenheit genug beſaß, um in der Wahl zwiſchen ihrem Verluſt und der Nothwendigkeit, dem Vorurtheil, und ſelbſt der Kirchenſatzung zu trotzen, blos ihrem Herzen zu folgen.

Die ganze Reihe von Entwickelungen, deren Hauptzüge wir angeführt, trat im Geſpräche des liebenden Paares allmälig in ſeinen lichtvollſten Momenten heraus. Sie ſchienen Beide die Unſicherheit ihrer Lage und die Gefahren, womit die nächſte Zukunft vielleicht ſchwanger war, völlig zu vergeſſen. „Welcher Wechſel von Ereigniſſen," rief Camillo aus, als ob er ſich deſſen auf einmal erſt erinnerte, „zwiſchen unſrer erſten Begegnung vor der Capelle der heiligen Agatha und dieſem unſerem Aufenthalt in einem Gemache, das eher an die Zauberpaläſte jener Erzählungen der Pilger erinnert, die aus dem heiligen Lande kommen, als an die Hexenküche eines Giftmiſchers, welche nur durch eine Wand von uns geſchieden iſt!" —

Zu Camillo's Erſtaunen lächelte Conſtanze ſorglos über dieſe Bemerkung. „Wie biſt Du auf einmal ſo muthig geworden, geliebtes Herz?" ſprach er. „Wer hätte dies geſtern von Dir glauben ſollen, wo Du die Augen kaum zu erheben wagteſt in den Räumen, die uns ſo nahe ſind? Konnt' ich doch ſelber des unheimlichen Gefühls darin nicht Meiſter werden! Und noch jetzt bin ich ſeiner nicht ganz Herr, ob mir gleich die Geheimniſſe dieſes Aufenthalts ziemlich bekannt ſind.“ —

Als Conſtanze ihren Muth und ihre Heiterkeit behauptete, fand ſich Camillo faſt gereizt dadurch, und ſo erzählte er von den Dingen, welche bei dem Alten vorgegangen, mehr, als er ohne Zweifel gethan hätte, wär' ihm eingefallen, daß er ſich in Kurzem wieder von den Seinigen trennen, und Conſtanzen der Gewalt der Einſamkeit überlaſſen mußte, die, an Schrecken aller Art ohnedies ſo reich, ihre größten Qualen jedoch für Diejenigen zu haben ſcheint, welche ſich ihre entfernten Geliebten nicht anders, als in dringendſter Lebensgefahr zu denken vermögen.

Wie hätte ſich die zarte Frau des Grauſens auch erwehren können, als Camillo von dem todten Türken, von der doppelten Rettung ihres Wirthes und von Galatiano's Schändlichkeit erzählte? Er fühlte auf einmal ſelbſt, wie viel zarter und ſchonender es von ihm geweſen, ihr dieſe Entſetzlichkeiten zu verſchweigen, und ſtrebte, den Eindruck ſchnell zu verwiſchen, indem er ihrer Gedankenfolge eine andere Richtung zu geben verſuchte. „Und weißt Du denn auch, Conſtanze,“ fragte er ſie, „wie der Name des Zauberpalaſtes lautet, wo wir uns befinden?“

„Wie ſollt' ich den Namen des Caſtells nicht kennen?“ erwiederte ſie ſanft lächelnd.

„Den Namen wenigſtens ſchwerlich, den ich meine. Du würdeſt Dir auch den Kopf umſonſt darüber zerbrechen. Es iſt das Schloß Tigado.“

„Tigado?“ wiederholte Conſtanze verwundert, und das Wort dehnend, als ob ſie ſich beſänne, was ihr davon bekannt ſei.

„Du ſcheinſt ja den Namen zu kennen, Conſtanze?“

„Allerdings kenn' ich ihn, und hab' ihn oft genug nennen hören. Aber freilich auf dieſer Inſel hätt' ich das Schloß Tigado nicht zu finden erwartet! Wie konnte mir auch jemals einfallen, daß das Caſtell, welches ſo viele Monate nur durch das enge Thal getrennt, vor meinen Augen lag, das Schloß Tigado ſein ſollte?“

„Was weißt Du denn von dieſem Schloſſe, Conſtanze? Du ſpannſt meine Neugier in der That ſehr hoch —“

„Erwarte nicht zu viel davon, geliebter Mann. Es iſt eine von jenen wunderlichen Sagen, die ſich in allen alten Häuſern forterben. Sie ſtammt aus der Zeit der Kreuzzüge, und mein guter Vater erzählte gern davon.“

„So laß hören, Geliebte! Dergleichen alte Sagen haben für mich einen beſondern Reiz, wie Du weißt."

„Darum eben beſinn' ich mich, um mir die Nebenumſtände ins Gedächtniß zu rufen, welche dazu gehören. Ja, nun hab' ich's! Es war der Ahnherr der Monforte's, der auf ſeiner Rückkehr vom heiligen Land einem Sarazenen irgend einen Dienſt leiſtete, deſſen ich mich nicht mehr erinnere. Kurz, der Sarazene lud ihn ein, ihm auf ſein Schloß zu folgen. Er fand hier die glänzendſte Aufnahme, und verweilte mehrere Tage bei ſeinem Gaſtfreund. Unter andern Geſprächen kamen ſie einmal auf ihre beiderſeitige Religion zu reden, und der Heide äußerte ſich, nach der gewöhnlichen Weiſe dieſer Unglücklichen, mit ſo wenig Ehrfurcht vor unſerem Glauben, als die Rückſicht auf ſeinen Gaſt nur immer erlaubte. „„Das Leben des Chriſten,"" ſprach er, „„beſteht in einer ununterbrochenen Aufopferung der ſchönſten Freuden des menſchlichen Daſeins, und ſein Lohn nach dem Tod in einer ewigen Seligkeit, die nicht viel beſſer iſt, als ein ewiges Knieen in der Kirche. Die Religion Mohammed's hingegen verlangt nur Wohlthätigkeit, deren Ausübung ſchon an und für ſich für eine Annehmlichkeit gelten darf, und Reinigung und Gebet, wovon die eine die Förderin von Geſundheit und Wohlgefühl, und das andere blos eine bequeme Abtheilung der Tageszeiten iſt, um die Gleichförmigkeit in das Leben zu bringen, welche zu Allem gehört, was Dauer haben ſoll. Sie läßt ihren Verehrern alle übrigen Freuden der Liebe und des Haſſes, und gibt ihnen die erſten im Paradis in einem Grade, welchen die Einbildungskraft kaum erreichen kann. Wollt Ihr einmal einen Blick in dieſes Paradis werfen,"" ſetzte er, wie zum Scherze, hinzu, „„ſo kann ich Euch das Glück verſchaffen, ohne daß es Euch Euer Leben oder Euren Glauben koſten ſoll.""

„Mein Ahnherr,“ fuhr Conſtanze fort, „lachte zu dieſem Vorſchlag, und nahm ihn an, als ob es ein Scherz wäre. Er hatte ihn aber auch ſchon wieder vergeſſen, als er einige Stunden vor Sonnenuntergang mit ſeinem Wirth auf die Jagd ritt. In kurzer Zeit hatten ſie einen Hirſch von beſonderer Schönheit im Walde aufgejagt, und begannen ſogleich, ihn zu verfolgen. Monforte's Roß ließ ſeine Begleiter bald alle hinter ſich; demungeachtet gelang es ihm nicht, das edle Thier zu erreichen. In der Hitze der Verfolgung bemerkte er nicht, daß ſich allmählig Alles um ihn veränderte, und erſt, als ſein Roß zu ermatten begann, ward er gewahr, daß er ſich in einem ganz andern Lande befand. Ein reizendes Thal, von den klarſten Bächen durchſchnitten, dehnte ſich vor ſeinen Blicken. In allen Richtungen liefen Raſenwege zwiſchen Gehegen der mannichfaltigſten Roſen dahin, und führten bald in lichte, aus blühenden Geſträuchen aller Art gebildete, Boskete, bald in dunkle Haine von himmelanſtrebenden Cedern, oder an die Ufer größerer und kleinerer Seen, welche mit Schwänen bedeckt waren, oder nach Blumenbeeten, in deren Mitte zierliche Tempel ſtanden. Wie die klarſten Gewäſſer mit Fiſchen aller Farben belebt waren, ſo wimmelten Büſche und Bäume von den ſchönſten bunten Vögeln jeder Größe, welche die Luft mit ihrem Geſang erfüllten, und keine Scheu vor dem Menſchen zu kennen ſchienen. — ‚Aber ich bemerke,“ unterbrach ſich Conſtanze auf einmal ſelber, „daß ich ganz in den Halbgeſang gerathen bin, worin Roſalia die Sage den Damen im Stifte zu erzählen pflegt. Du wirſt nichts dabei verlieren, wenn Du nur Geduld genug haſt.“

„Welch ein Wort von Deinen Lippen könnte mir zu viel ſein, Conſtanze!“ erwiederte Camillo; „und vereinigen ſich damit noch die Worte einer ſo geliebten Schweſter, wie möcht' ich je mich ſatt hören können?"

„So will ich denn weiter berichten," fuhr Conſtanze fort, „daß mein Ahnherr abſtieg, und ſein Roß an einen Baum band, um ungeſtört zu luſtwandeln durch das reizende Thal, welches ſich vor ihm öffnete. Und er hatte ſeinen Gang nur wenige Schritte fortgeſetzt, als er von einer Schaar der Bewohner deſſelben begrüßt wurde, die tanzend und ſingend aus den Gebüſchen hervortraten, und ihn einluden, ſich an ihre Reigen anzuſchließen. Es waren Jünglinge und Mädchen, die in Schönheit der Geſichter und Geſtalten, in Anmuth der Bewegungen und in Einfachheit und Geſchmack des Anzugs zu wetteifern ſchienen, ohne daß eine Abſicht zu gefallen, eine Mißgunſt, daß Andre beſſer gefallen könnten, bemerkbar wurde. In den Gebüſchen ſtanden kleine Tafeln, auf welchen die köſtlichſten Speiſen und die edelſten und erfriſchendſten Getränke, meiſt von einem, dem Gaſt unbekannten, Wohlgeſchmack, im Ueberfluſſe gereiht, zum Genuß einluden. Die Becher waren vom klarſten Bergkryſtall und mit Roſen bekränzt; alle Gefäße von Gold oder edlen Steinen, und wie Wohlgerüche aller Art die Luft geſchwängert, ſo vereinigten ſich die Geſänge der Vögel mit Harmonieen ganz unbekannter Natur, welche vom Himmel zu erklingen ſchienen, um die Ohren zu entzücken. Kurz, Alles, was den Sinnen ſchmeicheln, was ſie reizen, verführen, berauſchen konnte —"

„Und dennoch fehlte eine ſo anmuthige Erzählerin, wie Du, in dieſem Paradis," unterbrach ſie Camillo.

„Schmeichler!" fuhr ſie fort; „aber mehr als Alles, was Du je von Anmuth geſehn, von Schönheit geträumt haſt —"

„Ich fürchte," fiel Camillo aufs Neue ein, „ich fürchte, Donna Roſalia läßt weder Deinen

Reizen, noch meinem Kunſtſinn und meiner Einbildungskraft Gerechtigkeit widerfahren.“

„Wenigſtens haben wir Beide nicht an die Letztere gedacht,“ erwiederte Conſtanze. „Darum wird es auch am beſten ſein, mit der Erzählung zu Ende zu eilen —“

„Wahrlich, Conſtanze, ich rathe Dir, laß Deinen Ahnherrn ſich ſo ſchnell, wie möglich, zu einem ſanften Schlafe berauſchen. Sonſt bringen ihn dieſe Huri's am Ende noch um ſein Chriſtenthum.“

„Gott bewahre mich! Er ſoll mir gleich einſchlafen, und nicht anders, als vor Müdigkeit. Schon erwacht er wieder; aber er erwacht im Schloſſe. Sein Knappe ſteht vor ihm, und meldet, daß die Roſſe zur Fortſetzung ihrer Reiſe nach Ptolemais geſattelt ſind —“

„So war am Ende Alles nur ein Traum?“ fragte Camillo.

„Man ſollt' es glauben," antwortete Conſtanze, „aber mein Ahnherr behauptete, daß Alles Wirklichkeit geweſen ſei. Und ſo ſcheint es auch. Denn gleich darauf trat der Sarazene in ſein Schlafgemach, und ſeine erſte Frage war: wie es ihm im Paradis gefallen? „„Ihr verlaßt nun das Schloß Tigado,"" ſetzte Derſelbe hinzu — Du ſiehſt, mein Camillo, wie wenig ich dieſes Schloß hier zu finden glauben konnte; — „„aber nachdem Ihr das Paradis geſehen, ſollt Ihr auch die Kraft des Glaubens kennen lernen, welche die Hoffnung auf eine ſolche Zukunft im andern Leben einflößt. Haſſan!"" rief er, und im Augenblicke trat ein kraftvoller junger Mann aus der Schaar ſeiner Diener heraus, und nahte ſich ihm ehrfurchtsvoll. Sie waren im Laufe des Geſprächs auf einen Altan hinausgetreten, der gleichſam die Zinne eines himmelhohen Felſens bildete, an deſſen Fuß ein wilder Bergſtrom in faſt unabſehbarer

Tiefe ſchäumte. „„Stürze Dich hinunter in den Abgrund!““ befahl der Sarazene ſeinem Diener; und er hatte kaum das Wort geſprochen, ſo war dieſer ſchon in der furchtbaren Kluft zerſchmettert von Felſen zu Felſen gefallen, und von dem wüthenden Strome dahingeriſſen —“

„Ach, nun merk' ich, woher die Sage ſtammt,“ ſprach Camillo; „Dein Ahnherr war bei dem Alten vom Berge, dem Fürſten der Aſſaſſinen. Ja, ja, ſo iſt's! Das Schloß, in welchem dieſer Fürſt die Seinigen zu blinden Werkzeugen ſeiner Befehle erzog, hieß Tigado. Ich habe davon geleſen; ſo iſt es!“

„Da weißt Du ja mehr von dem Schloß, als ich, die ſo oft davon erzählen gehört hat.“

„Wenigſtens weiß ich, wie es ſich mit dem Paradis verhielt, deſſen Freuden Dein Ahnherr gekoſtet. An das Schloß Tigado, das der Alte vom Berge bewohnte, ſtieß ein Park von großem Umfang, in welchem Kunſt, Geſchmack und

Aufwand Alles vereinigt hatten, was die Erde nur von Verführungen darbietet, um die Täuſchung, daß hier das türkiſche Paradis ſei, hervorzubringen. Ein einziger, geheimer Zugang führte in dieſen Aufenthalt aller irdiſchen Sinnenluſt, der ſelbſt nur wenigen Vertrauten des Fürſten bekannt war. Wen dieſer Fürſt für ſeine beſondern Zwecke auserſehen, dem wurde die Pflicht des unbedingteſten Gehorſams gegen ihn eingeſchärft, und das Paradis mit allen ſeinen Seligkeiten zum Lohne verſprochen. Damit aber ſein ganzes Weſen mit glühendem Verlangen darnach entzündet wurde, ſo brachte man ihm einen ſtarken Schlaftrunk bei. In dem Zuſtande von Bewußtloſigkeit wurde er mit herrlichen Gewändern bekleidet, und auf einen Raſenſitz im Parke niedergelegt. Hier erwachte er dann unter all den Lieblichkeiten, welche Roſaliens Erzählung angedeutet, und ſchwelgte in Genüſſen, von denen Ihr ſittſamen Seelen keinen Begriff habt. Bevor die Kraft ſeiner Sinne erſchöpft war, und mitten in dem höchſten Taumel aller dieſer, ihm völlig neuen, Lüſte ward er durch das nämliche Mittel wieder eingeſchläfert, und eben ſo bewußtlos in ſeine gewöhnliche Lage zurückgebracht. Die Erinnerung an dieſe Seligkeiten und die Sehnſucht nach ihnen machte jeden ſo Bethörten gleichgültig gegen das Leben. Er hatte keinen andern Wunſch mehr, als in dieſen Aufenthalt der Wonne zurückzukehren, und ewig dort zu bleiben. Darum kam ihm kein Befehl willkommener, als der ſeines Fürſten, welcher ihn ſchnell dem unbefriedigten Daſein entriß, und ihn jenen Seligkeiten wieder zuführte. Dies war die wunderſame, und mit großer Einſicht auf die menſchliche Schwachheit berechnete, Erziehungskunſt, wodurch ſich der Fürſt der Aſſaſſinen die Werkzeuge bildete, die ihn Jahrhunderte lang ſo furchtbar gemacht haben, daß kein König der

Erde den Alten vom Berg ohne Zittern nennen hörte. Aber welche Abſicht hatte der Sarazene, daß er Deinem Ahnherrn die Löſung des Räthſels gab, eh' er ihm das Räthſel ſelbſt zeigte?"

„Ich weiß es nicht, Camillo. Ich kann nur wiederholen, was ein frommer Einſiedler vom Berge Carmel meinem Ahnherrn geſagt haben ſoll, nachdem er ihm ſeinen Beſuch erzählt hatte. Bedenklich ſchüttelte der heilige Mann das Haupt, und ſprach, als er nach der Urſache gefragt wurde: „„es waren Künſte des Teufels, durch die Ihr verſucht worden ſeid. Aber wehe Jedem, der Einmal nur aus dem Becher des hölliſchen Taumels getrunken! Die Folge wird nicht ausbleiben: Ihr werdet zurückkehren in dieſen Ort der Verführung, und ihn nicht mehr verlaſſen. Solltet Ihr aber auch ſelber dieſem Schickſale entgehen, ſo wird es doch nicht von Eurem Hauſe weichen; müßt' es auch erſt an dem letzten Sprößling Eures Namens erfüllt werden!““

„Da magſt Du froh ſeyn, Conſtanze,“ ſprach Camillo ſcherzend, „daß Dich mein Name vor dieſem Schickſal bewahrt. Sonſt müßt' es zu Dich treffen, als den letzten Zweig des endenden Stammes der Monforte's.“

„Würde mich Dein Name ſchützen können, Camillo?“ erwiederte Conſtanze. „Und wahrlich, mir dürfte bange ſein. Solche Familien-Schickſale vollenden ſich manchmal durch wahrhaft launiſche Zweideutigkeiten in ſchrecklichen Mißverſtändniſſen.“

„Du haſt Recht, Conſtanze. Das Alterthum ſtellt uns in ſeinen Mythen große Züge ſolcher furchtbaren Irrungen dar. Das ganze Jammer-Schickſal von Lajos' Hauſe iſt das Entſetzlichſte, was der menſchliche Geiſt in dieſer Art erſinnen konnte. Glücklicherweiſe iſt Heimarmene's Stab zerbrochen —“

„Gewiß, Camillo,“ unterbrach ihn Conſtanze lebhaft; „der Menſchen Leben ſteht jetzt unter freundlichern Gewalten. Das Chriſtenthum hat für jeden Fluch einen Segen, und für jede Gefahr den Schutz eines Heiligen.“

„Wahrlich, Conſtanze, es iſt ein großer Troſt für mich, daß Du ſo ſtark biſt durch dieſes Vertrauen. Ich werde Dich bald wieder auf einige Stunden verlaſſen müſſen, denn die Türken können heut unmöglich ruhig bleiben. Ich fürchtete in der That mehr für Dich von der Macht der Einſamkeit und der Wirkung dieſer wunderlichen Umgebungen auf Deine Einbildungskraft, als von wirklicher Gefahr.“ —

Conſtanzens Antlitz überflog eine hohe Röthe, und es verklärte ſich gleichſam in einen wahrhaften Schwung ihres Gemüths, als ſie ſprach: „beruhige Dich, Camillo, über mich und die Deinigen! Bin ich ja ſelbſt beruhigt über Dich, den ſein Muth jeden Augenblick den größten Gefahren ausſetzt. Ich habe die Gewißheit gewonnen, daß uns hier keine Gefahr zuſtoßen kann!" —

„Das iſt mir lieb, mein Herz," ſprach Camillo lächelnd. „Vertrauen und Erfolg ſind Geſchwiſter, die ſich ſelten von einander trennen. Welche Macht Dich auch mit ſolcher Zuverſicht erfüllt hat, ich bin ihr meinen wärmſten Dank dafür ſchuldig."

„Nicht wahr, Camillo, Du erlaubſt mir, ja Du begleiteſt mich ſelber nach Catania, um an dem Grabe meiner Schutzheiligen das Dankgelübde zu löſen, das ich in der vergangenen Nacht gethan?"

„Gewiß, Conſtanze. Ich bin bereit zu Allem, was Du wünſcheſt; nur den Glauben an ihre Wunder mußt Du nicht von mir verlangen. Ich zweifle, ob ich ihn Dir gewähren könnte. Zum Glauben reicht der beſte Wille allein nicht hin."

„O, Du wirſt glauben, mein Geliebter,“ rief Conſtanze begeiſtert aus; „gewiß wirſt Du glauben, wenn ich Dir das Glück erzähle, das mir in der letzten Nacht geworden iſt!“

„Nun?“ erwiederte Camillo neugierig, „und Du kannſt ſo lange zögern, Conſtanze, um mich wenigſtens mit meiner Freude Theil daran nehmen zu laſſen?“

„Ich darf auch nicht länger ſäumen,“ erwiederte ſie. „So wiſſe denn, daß mir in der vergangenen Nacht die heilige Agatha ſelber erſchienen iſt —“

Conſtanze ſagte dies mit einem ſo feſten Tone der innigſten Ueberzeugung und des unerſchütterlichen Glaubens, daß Camillo kein Zeichen eines Zweifels zu äußern wagen konnte. —

„Ja,“ fuhr ſie fort, „in ihrer überſchwenglichen Gnade erſchien mir die Gütige, die Hohe, als ich in der ſchrecklichſten Angſt zu ihr rief. Du warſt in ſo wilder Bewegung zurückgekehrt, und gleich in einen ſo unruhigen Schlaf gefallen, daß Beſorgniſſe aller Art ſich in meiner Seele erhoben, die um ſo entſetzlicher wurden, da ſie immer nur von Gefahren ſprachen, welche mich und unſre Kinder mit Deinem Verluſte bedrohten. Kaum wag ich die Erinnerung an die furchtbaren Schickſale zurückzurufen, mit denen ich Dich im verzweiflungsvollen Kampfe ſah. Sie waren ſchrecklicher, als meine eigene Lage hier, verlaſſen von meinem Beſchützer, allein mit den ſüßen Pfändern unſrer Liebe, in der Gewalt eines räthſelhaften Weſens, das mir bisher nur in ſchmuzigem Anzug, in widerlicher Laune und in abſtoßender Unfreundlichkeit, oder in einer unliebenswürdigen Dienſtfertigkeit und in einem prunkhaften, ausländiſchen, ja unchriſtlichen Putz erſchienen war. Ich verſuchte, zu beten, aber die Kraft des Gebetes verließ mich. Ein gewaltiger Froſt, ein Erzittern faßte mich, und ich ſank kraftlos zurück auf dieſe Polſter.

Im nämlichen Augenblicke verbreitete ſich eine ſtrahlende Helle durch das ganze Gemach. Ein großer, purpurfarbener Lichtpunkt bildete ſich über der Vaſe, und wuchs allmählig zu einer Sonne an, die, ſich immer vergrößernd, zur Einfaſſung einer Spiegelſcheibe wurde, auf der ſich das Bild der heiligen Agatha erhob, und endlich in voller Geſtalt heraustrat. Ich wagte kaum, die Augen zu ſolcher Herrlichkeit zu erheben; aber nachdem ich mich deſſen erkühnt, vermochte ich ſie auch nicht wieder von dem ſanften Antlitz der Heiligen wegzuwenden. Auf einmal erblickt' ich unſern Wirth in dem orientaliſchen Anzuge, worin er wenige Stunden zuvor bei mir geweſen, zu ihren Füßen knieend. Ich hatte nicht Zeit, zu erſtaunen; denn die Heilige öffnete den ſchönen Mund, und ſprach zu mir: „„fürchte Dich nicht! Mein Auge wacht über Dir und Denen, die Du liebſt. Unter dem Schutze dieſes Mannes kann Euch kein Unfall treffen!““ Mit dieſem Wort hatte ſie auf den Knieenden gedeutet, und in dem nämlichen Augenblick wurde die Erſcheinung von einer Strahlenmaſſe, die mein Auge blendete, gleichſam bedeckt. Ich war auf die Kniee niedergeſunken im Gebet; aber als ich das Haupt wieder erhob, war Alles verſchwunden, und herrſchte die vorige ſanfte Dämmerung in dem Gemache.“

„Dieſer Traum iſt der Darſtellung in einem Gemälde würdig,“ ſprach Camillo.

„Nenn' es nicht einen Traum, mein Geliebter,“ erwiederte Conſtanze. „Es hat ſich Alles in der Wirklichkeit begeben, wie ich Dir erzähle. Ich war vollkommen wach, als mich die himmliſche Erſcheinung beglückte.“

„So ſprich, Marcellina,“ ſagte Camillo; „ich weiß, Du möchteſt gern etwas ſagen.“

„Ich habe die ſchöne Heilige auch geſehn,“ antwortete das Kind ſchüchtern, und nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe erröthend. „Sie hatte eine Krone auf dem Haupte.“

„Wer ſollte Dir nicht glauben, mein ſanfter, kleiner Engel?“ ſprach Camillo, indem er das liebliche Kind emporhob und auf ſeinen Schooß ſetzte. „Ja, ich werde Eure Erſcheinung in einem Bilde verewigen. Oben, in der Strahlenglorie, die ſchöne Heilige ſchwebend, auf den Wolken zu ihren Füßen zween betende Engel gelehnt und zu ihr aufblickend, und Unten die glücklichſte der Frauen, welcher die Erſcheinung gilt.“

„Scherze nicht, Camillo —“

„Beim Himmel, ich ſcherze nicht. Glaube mir, es hat nie eine wahrhaftere Erſcheinung gegeben, als dieſe.“

„Ach, wenn es Dein Ernſt wäre, Camillo —“

„Warum ſollt' es nicht mein Ernſt ſein, Conſtanze? Wenn ſich der Himmel je den

Sterblichen geöffnet, ſo geſchah es für zarte Frauen, die in ihrer Schönheit die Pflicht zu jeder Tugend erkannt hatten. Und wenn ſie ihn je auf kurze Zeit wieder verlaſſen durften, ſo konnten ſie nur in verklärter Geſtalt und zu Frauen gleicher Schönheit und Tugend niederſteigen, die Troſt in ihrer Verlaſſenheit bedurften.“

„O welches Glück gewähren mir Deine Worte, mein Camillo!“ rief Conſtanze. „Mag nun auch über uns verhängt ſein, was da will, ich werde nicht mehr davor erzittern. Mein Vertrauen auf den himmliſchen Schutz wird mir zu Allem Kraft und Stärke gewähren.“

„Aber Du mußt doch geſtehen, Conſtanze,“ ſprach Camillo, der auf einmal wieder aus der ſchönen Stimmung, in der er ſich befunden, in ſeine unglückliche Art zu ſcherzen zurückfiel, „das mußt Du geſtehn, daß ich den alten Sonderling nicht in meinem Gemälde brauchen kann?“

„Ach, mein Camillo,“ erwiederte ſie ſanft, und nicht ohne einen leiſen Anflug von Traurigkeit, „wenn er Glauben hat, wie kein Zweifel iſt, warum nicht? Hat ihn doch die Heilige ihrer Nähe gewürdigt!“

„Die Kunſt, Conſtanze, iſt in ihrer Geſellſchaft ekler, als der Himmel. Sie hat für Figuren dieſer Art eine eigene Gattung; indeß ich liebe ſie nicht. Meines Erachtens müßte die Kunſt nichts darſtellen, was nicht das Herz zu erweitern, den Geiſt zu erheben vermag. Darum iſt ihr ja die Welt, die Geſchichte der Zeiten, der Bilder-Reichthum aller Religionen und der ganzen Poeſie zur Auswahl geſtellt. Aber ich ende, als ob ich den Pinſel zu ergreifen hätte; und doch iſt Andres jetzt Noth. Laß mich fort, ſüßes Weib! Laß mich eilen in die Reihen der Tapfern! In den Kampf für Dich und unſrer Liebe Pfänder, für den Ruhm des Abendlandes gegen dieſe Barbaren des Oſtens —“

„Und für die Sache des Chriſtenthums!“ ſetzte Conſtanze leiſe hinzu, indem ſie Camillo'n ſeinen Degen reichte, und den Mann ihres Herzens mit einem Blick anſah, in welchem ſich Muth der Liebe und des Glaubens in einem Ausdruck vereinigten, den wir vergebens zu ſchildern ſuchen würden.

Zweites Capitel.

Von der Plattform des Caſtells konnte man die mancherlei Vorbereitungen der Türken für die heutige Unternehmung überblicken. Sie hatten in der Nacht mehr Geſchütz an das Land gebracht, und waren bei Sonnenaufgang noch damit beſchäftigt, einige Kanonen von ſchwerem Kaliber auf die Anhöhe zu ſchaffen, von deren Spitze das Caſtell mit dem größten Vortheil beſchoſſen werden konnte.

Die Fenſter der Gewölbe, in denen ſich Conſtanze mit ihren Kindern befand, lagen glücklicherweiſe nicht der gefährlichen Anhöhe zugekehrt. Sie waren überdies von Außen mit erſten Türken, der Euch nahe genug kommt, in den Leib zu ſtoßen.“

„Wenn er mir aber zuvor käme? Dann hätt' ich meinen Beruf verlaſſen, ohne einen andern gewonnen zu haben. Spart mich dazu auf, wenn es Beute wegzutragen gibt. Da bin ich an meiner Stelle.“ —

Ohne auf den Sprecher zu hören, hatte Camillo einem Andern eine Hellebarde gegeben, und Dieſer ſie auch angenommen. Es war jedoch mit ſichtbarem Widerwillen geſchehn. Der Nächſte verweigerte ſolches geradezu. „Was wird mir der Bratſpieß helfen?“ ſprach er. „Ich bin ſicher genug zwiſchen dieſen Mauren. In der letzten Nacht hatt' ich auch keinen, und doch war ich Außen. Hat mir Jemand nur ein Haar gekrümmt?“

„Halunken, die Ihr ſeid!“ rief Camillo, dieſer und ähnlicher alberner und feiger Reden müde; „ich ſchwör' Euch, daß ich Einen um den Andern von Euch an den Schnabel des Krahnes aufhängen laſſe, der Eure Säcke heraufgezogen!“ —

Dieſes Wort half; denn ſie nahmen Jeder ſtillſchweigend einen Spieß in die Hand, und blickten auf Camillo'n, als ob ſie ſeine weitern Befehle erwarteten.

„So folgt mir!“ ſprach er.

Indem Camillo die Richtung nach dem Hofe hinausnahm, wo ſeine übrige Mannſchaft ſtand, zupfte ihn einer der Laſtträger hinten am Mantel, als ob er ihm etwas zu ſagen hätte.

Er kehrte ſich um, und fragte den Mann, was er wolle.

„Ich ſoll Euch vermelden, ſpricht Don Paolo,“ antwortete der Laſtträger, in welchem er gleich den Nämlichen erkannte, von dem er am Abend zuvor erfahren hatte, welches Schickſal ihm und ſeinen Begleitern beſtimmt geweſen war; „ich ſoll Euch melden, ſpricht er, daß der heutige Tag zur Vertheidigung des Caſtells durch die heilige Agatha beſtimmt iſt. Wir haben ausgemacht, ihm nicht mehr zu gehorchen, und doch möchten wir die Heilige nicht gern durch Andre auf die Plattform tragen laſſen, wo ſie das Wunder verrichten ſoll. Darum gebt uns den Befehl dazu, damit wir es thun können, ohne uns etwas zu vergeben."

„Ja, Herr," riefen mehrere Andre, „wir legen nirgends Hand an, wo Ihr es nicht befehlt."

„Ich will Euch nichts verſchweigen," ſagte Camillo. „Ihr ſeid ſammt und ſonders feige Schurken, und auf der Plattform iſt die meiſte Gefahr vor den türkiſchen Kanonen."

„Iſt die heilige Agatha nicht mit uns?" erwiederte Einer von ihnen; „was haben wir zu fürchten, wo eine Heilige dabei iſt?"

„Und dann geht Ihr ja auch mit?" ſetzte ein Zweiter hinzu.

„So kommt,“ ſprach Camillo, der wohl fühlte, daß es nichts half, dieſen Leuten den einzigen Glauben zu nehmen, welcher ihnen noch einige moraliſche Kraft gab. Und ſo zogen ſie nach der Capelle der heiligen Agatha, wo Don Galatiano bereits mit den übrigen vornehmſten Bewohnern des Caſtells verſammelt war.

Schurken kommen ſo oft in den Fall, ſich verſtellen zu müſſen, daß auch die Beſchränkteſten unter ihnen dieſe Kunſt zu lernen pflegen. Don Galatiano empfing Camillo'n daher mit einer Freundlichkeit, die in umgekehrtem Verhältniß zu ſeinen Geſinnungen gegen ihn ſtand. „Wir haben nur auf Euch gewartet, Don Camillo,“ ſprach er, indem er ihm eine brennende Kerze reichte, „um den Zug mit der Heiligen anzutreten. Ihr habt doch die Mannſchaft mitgebracht? Die Statue iſt von bedeutender Schwere.“ —

Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, befahl Camillo den Trägern, daß ſie die Laſt erſt verſuchen ſollten, um zu ſehen, wie Viele von ihnen dazu nöthig wären, damit ſie ſich regelmäßig ablöſen könnten. —

„Es iſt nicht das erſte Mal, Herr Ritter,“ erwiederte Einer von ihnen, „daß wir die Heilige auf die Schulter nehmen. Wir ſind ältere Bekannte. Sechs von uns ſind zum Tragen nöthig, und ſechs Andre müſſen neben ihnen hertreten, und auf ihre Schultern drücken. Achtzehn der Stärkſten reichen hin, wenn wir uns auch gleich die Treppe hinauf mehrere Male ablöſen.“ —

Dieſem gemäß wurde der Zug angeordnet. Die Maſſen des Volkes eröffneten ihn; dann folgten die ſogenannten Vornehmen, an deren Spitze der Kornhändler auf einmal mit einer gewaltigen Kerze zum Vorſchein kam. Unmittelbar vor der Statue ging Don Galatiano, und den Platz neben ſich hatte er ſelber Camillo'n angewieſen. Don Silvano und der Bruder Euſebius hielten ſich zunächſt an die Statue, und waren Beide im prieſterlichen Ornate mit ſilbernen Rauchpfannen verſehen.

So ſetzte ſich der Zug ſingend in Bewegung. Der Geſang, welcher mit Zuverſicht begonnen, gewann ſchnell einen Ausdruck von Unſicherheit, als ein Schuß über den andern die Luft und das Gebäude erſchütterte. Don Galatiano erblaßte. Viele löſten ſich unterwegens in den Gängen von dem Zug ab; nur die Laſtträger ſchritten unerſchrocken fort. So hält der Muth immer am beſten bei Demjenigen aus, den die Gefahr in ſeinem Beruf überfällt.

Endlich war ein langer Gang erreicht, in welchen das Licht nur durch die ſchmalen Schießſcharten einfiel. Die Träger ſetzten die Statue nieder, um ein wenig auszuruhen, und Don Galatiano näherte ſich mit Vorſicht einer Schießſcharte, um zu ſehn, wie es auf der gegenüberliegenden Anhöhe ausſah, wo das meiſte Geſchütz der Türken aufgepflanzt war. Sie ſchienen ihr Feuer eingeſtellt haben, und der tapfere Ritter ſprach: „mich dünkt, die Türken haben die Nähe unſrer Heiligen bereits verſpürt; denn die Schüſſe laſſen nach. Wie meint Ihr, Don Silvano, ſollt es nicht am ſicherſten ſein, ſie vor eine der Schießſcharten zu ſtellen?“

„Ich glaube nicht, daß dieß genügen wird, Don Galatiano,“ erwiederte der Domherr „Auf Malta hat man ſie den Türken gerade auf demjenigen Theil des Walles entgegengeſtellt, welcher ihren Angriffen am meiſten ausgeſetzt war. Sie können ſie offenbar hier nicht ſehen; die Furcht aber zieht gewöhnlich durch das Auge des Menſchen in ſein Inneres ein.“

„Was meint Ihr, Don Camillo?“ wendete ſich der Ritter nun an Dieſen.

„Euch die Wahrheit zu ſagen,“ antwortete der junge Mann, „ſo wird die Wirkung auf die Türken überall die nämliche ſein. Wär' es eine Kanone, die eine Kugel von funfzig Pfunden ſchöſſe, ſo würde ich darauf beſtehn, daß ſie auf die Plattform müßte.“

„Da ſeht Ihr's, Don Silvano,“ ſagte der Ritter, „Don Camillo iſt auch meiner Meinung.“ —

In dieſem Augenblick erfolgten mehrere, ſo ſtarke Schüſſe, daß ſie, nach dem Geräuſch der herabfallenden Trümmer zu urtheilen, bedeutenden Schaden angerichtet haben mußten. —

„Laßt uns die Zeit hier nicht verlieren,“ ſprach Camillo; „wer weiß, was die Türken ſonſt noch vorhaben?“

„Nicht wahr, Ihr meint auch, daß der wahre Standpunct für die Heilige nur auf der Plattform Oben ſei?“ fragte der Domherr.

„Ich meine Alles, was Ihr wollt, wenn ich nur dem Feinde recht bald ins Angeſicht ſchauen kann,“ erwiederte Camillo. „Auf, meine Freunde!“ rief er den Trägern zu.

Galatiano faßte ſich, ſo gut es gehen mochte, und ſetzte ſich wieder mit dem Zug in Bewegung. Allmählig kam man immer höher auf der Treppe zur Plattform, und als nur noch die Stufen übrig waren, die aus der Oeffnung ins Freie führten, trat der tapfere Ritter zurück, um die Statue der Heiligen vorangehen zu laſſen. Das Bischen Muth und Faſſung hielt nur ſo lange bei ihm aus, als er das ſchützende Bild im Auge hatte.

Allmählig entwand ſich der ganze Zug der Treppenöffnung, und reihte ſich auf dem anſehnlichen, freien Raume, rings um die Heilige, die in der Mitte der Plattform aufgeſtellt worden war. Die Menge hatte ſich immer mehr und mehr vergrößert, weil den Meiſten der

Muth erſt mit ihrer Zahl wuchs. Am wenigſten waren die Frauen zurückgeblieben; denn der Glaube iſt überhaupt mächtiger in ihrem Geſchlecht. Zudem betrachteten ſie die Heilige als eine der Ihrigen, und vertrauten nur um ſo feſter auf ihre Hülfe. Die Männer hatten daher auch großentheils auf den Gängen und Treppen zurückbleiben müſſen, und konnten nur durch Gebet und Geſang an der frommen Handlung Theil nehmen.

Es war einer jener vielen, herrlichen Morgen, in welchen der vorzüglichſte Reiz des ſüdeuropäiſchen Klimas beſteht. Ein ſtarker Nachtthau hatte die Vegetation der Inſel erfriſcht, daß ſie wie ein neuer, bunter Teppich um das Caſtell ausgebreitet lag. Ein heitrer Seewind ſpielte mit den Facetten der ſaphirfarbenen Wellen, und kühlte die Luft unter dem dunkeln Blau des Himmels, an welchem nicht der leiſeſte Dunſtſtreifen zu erkennen war. Das anmuthige Antlitz der Heiligen ſchien in der vollen Morgenbeleuchtung erröthend zu lächeln, und ihr Bild ſich zur Rieſengröße auszudehnen, da ſich ſeine Umriſſe im azurnen Himmel abſchnitten.

Mit ehrfurchtsvoller Scheu, und ohne alles Geräuſch, hatte ſich die Menge zuſammengereiht. In dem kleinern Kreiſe vor der Statue ſtanden die beiden Prieſter mit ihren Rauchpfannen, und hinter ihnen der Commandant und ſeine nächſten Begleiter. Eine tiefe Stille herrſchte, indem Aller Blicke auf das chriſtliche Palladium gerichtet waren. Da ſtimmte Don Silvano mit ſeiner reinen und kraftvollen Mannesſtimme im unverkennbarſten Ausdruck des felſenfeſten Glaubens den lateiniſchen Hymnus an, welcher dem heiligen Iſidor von Sevilla zugeſchrieben wird:

Adesto, plebs fidelissima,
Venustum festum gratia
Laudem deprome carmina,
Christoque vota maxima.

Beata virgo Agatha,
Fide et clara germine,
Mundi refellens noxia,
Adepta est coelestia.

Oder, um unſern Leſern, welche die lateiniſche Sprache nicht verſtehn, wenigſtens einen ſchwachen Begriff von dieſer Poeſie zu geben:

Herbei, Du treues Chriſtenvolk,
Zur ſchönen Feier ſammle Dich!
Ergieß' in jubelndem Geſang
Zu unſres Heilands Preiſe Dich!

Die heil'ge Jungfrau Agatha,
Durch Stamm erlaucht und Frömmigkeit,
Schwang ſich aus dieſem Jammerthal
Empor zur Himmelsherrlichkeit

Jedesmal, wenn Don Silvano eine Strophe geendigt hatte, begann er ſie aufs neue. Sämmtliche Anweſende, ſo weit es ihnen die Sprache geſtattete, ſchloſſen ſich alsdann an ſeinen Geſang an, und da ihnen Allen wenigſtens die

Melodie geläufig war, ſo konnte bei weitem die Mehrzahl in die Töne einſtimmen. Es war in der That eine erhebende Feier des Glaubens und Vertrauens, wie ſie vielleicht nur dem Chriſtenthume möglich iſt, die hier begangen wurde. Denn die Anhöhe, wo die Türken das meiſte Geſchütz aufgeſtellt hatten, war blos durch das enge Thal von dem Caſtelle getrennt, und vor Aller Augen lagen die Spuren des Schadens, den ihre Kugeln bereits angerichtet hatten. Selbſt den Feigſten war der Muth allmählig gewachſen, und die Stimme von Don Galatiano, die im Anfange kaum hörbar geweſen, immer ſtärker, und am Ende ſo kräftig geworden, daß ſie alle andern Stimmen übertönte.

Der Hymnus verbreitete ſich von Strophe zu Strophe über die Thaten und Leiden der ſchönen Heiligen, wie ſie die Legende aufbewahrt hat. Indem wir uns aber völlig unvermögend fühlen, eine würdige Beſchreibung von dieſem erhabenen Schauſpiel des Glaubens und Vertrauens zu geben, wollen wir wenigſtens durch einen, auf das wunderreiche Leben und Wirken der Heiligen geworfenen, Blick die Stimmung zu erklären ſuchen, welche der Geſang bei der geängſtigten Menge hervorbringen mußte.

Die heilige Agatha, die Hülfreiche für Gebährende und Säugende, wird hauptſächlich in Catania verehrt, wo ihre zeitlichen Reſte noch in der Domkirche aufbewahrt ſind. Ihr Leben reicht in die älteſten Zeiten der chriſtlichen Kirche hinauf, und die entſetzlichen Martergeſchichten, die man von ihr erzählt, mögen eher den trüben Phantaſien jener Jahrhunderte, die alle Triumphe der Religion in den Leiden ihrer Bekenner ſuchten, als in der Grauſamkeit ihrer römiſchen Verfolger gegründet ſein. Wir glauben dieß zu Ehren der Letztern; obgleich die Kirche, welche ſich rühmt, „daß ſie kein Blut trinke,“ noch immer die Brüſte aufbewahrt, die der heiligen

Agatha von ihren Quälern lebendig abgeſchnitten worden ſein ſollten.

Die Stadt Catania, welche ſich unter den beſondern Schutz derſelben geſtellt hat, liegt am Fuße des Aetna, und iſt von den älteſten Zeiten an öfters von den zerſtörenden Ausbrüchen ihres furchtbaren Nachbars heimgeſucht worden. Daß ſie nicht ganz dadurch zu Grunde gegangen, meſſen die Einwohner einzig und allein dem Schleier ihrer Schutzheiligen bei, der, an der Stadtmauer aufgehangen, am Fuße derſelben die Fluth der glühenden Laven aufhielt. Dieſes geſchah ſchon im Jahr 252 nach Chriſti Geburt, und Aehnliches hat ſich bis in die neuern Zeiten öfters wiederholt. Man muß nur bedauren, daß die Heilige der Stadt nicht auch ihren ſchönen Seehafen zu erhalten vermocht hat, welcher durch die Laven von 1669 ausgefüllt worden iſt. Dafür kam ſie ihr öfters gegen die Seeräuber zu Hülfe, und bewieß ſich beſonders thätig für ſie im Jahr 1127, wo dieſelben am nämlichen Tag unverrichteter Sachen von Catania abziehen mußten, und dafür Syrakus ausplünderten, das ſich keines ſo mächtigen Schutzes zu erfreuen hatte.

Als der Hymnus an die Heilige zu den Strophen überging, welche jene wunderbare Hülfe gegen die Zerſtörungen des ſchrecklichſten Natur-Phänomens prieſen, ward er zu einem eigentlichen Triumphgeſang, weil der Inhalt ſo ganz auf die damalige Lage der Dinge paßte. Don Silvano hatte mit hinreißender Begeiſterung die Worte vorgetragen:

Quae olim concives tuos
  Magno ab igne emis,
  Tu redde nos jam liberos
  Jugo remoto pessimo.

Sämmtliche Anweſende, von ſeinem Schwung und ſeiner Glaubens-Zuverſicht ergriffen, ſtürzten mit ihm auf die Kniee nieder, als er, die Hände flehend zu der Heiligen erhebend, die Strophe wiederholte:

O Du, der Deinen Retterin
Aus Aetna's wilder Feuerglut,
Befrei' auch uns vom Schandenjoch,
Womit uns droht die Höllenbrut.

Es war nur Ein mächtiger, erſchütternder Ton, in welchem ſich Bitte und Zuverſicht, Flehn und Glauben aus dem Mund aller Anweſenden hervordrängten. Und wenn der Halbmond in einem ähnlichen Augenblick der Verherrlichung des chriſtlichen Glaubens auf Malta gewankt, und Sinan-Paſcha, von der Nähe ſolch geiſtiger Macht in Furcht ergriffen, die Belagerung aufgehoben, warum ſollt' er hier feſter ſtehn, wenn ſich auch unwürdige Geſinnungen in dieſe Gebete gemiſcht hatten? Aber noch war das letzte Wort der Hymne nicht emporgerauſcht zum Himmel, ſo erfolgte ein furchtbarer Schuß von der türkiſchen Anhöhe, und zerſchmetterte die Statue der Heiligen, daß die Stücke, wie Spreu, umherflogen. Mehrere Frauen und Kinder wurden beſchädigt; der heuchleriſche Sünder Galatiano und der niederträchtige Kornhändler Angriſani blieben verſchont, und nur den frommen Domherrn, Don Silvano, welcher die Aufſtellung der Heiligen in Antrag gebracht hatte, traf ein Stück Marmors ſo heftig auf die Bruſt, daß er augenblicklich todt zu Boden ſtürzte.

Das Entſetzen einer Menſchenmenge, die in dem Augenblick, wo ſie das Dankgefühl ihrer Rettung in begeiſterten Gebeten zum Himmel ſendet, von einer neuen Gefahr überfallen wird, läßt ſich nicht beſchreiben. Die poetiſche Mythe der Alten würd' es als die Unmacht des Menſchen, das Ungeheure zu ertragen, damit ausdrücken, daß ſie eine ſolche Verſammlung zu Stein erſtarren ließe. Leicht mag dieß auch der Eindruck geweſen ſein, den der Vorfall auf Camillo'n machte; wenigſtens fehlte die Faſſung ihm nicht zum Beobachten, da er ſich das Aufhören des türkiſchen Feuers nur durch die Anſtalten zu einem nachdrücklichen Schuß erklärt hatte. In einer Kürze, welche bei der Menſchenmenge und dem engen Treppenraume nicht begreiflich ſchien, leerte ſich die Plattform; Don Galatiano und der dicke Kornhändler aber würden gewiß die erſten geweſen ſein, die ſich gerettet, wenn ſich in Augenblicken der höchſten Gefahr ein andrer Vorrang geltend machen ließe, als der von Muth und Glück. Camillo war der Letzte, weil er überall der Angſt den Vortritt einräumte; außerdem konnte er ſich auch auf dieſer Höhe am beſten über den Plan orientiren, welchen die Türken für den heutigen Tag haben mochten.

Indem er die Treppe hinunter ſtieg, begegnete ihm der alte Soldat, den wir im Dienſte bei Don Galatiano und in Geſinnungen kennen gelernt haben, die ihn eher zu deſſen Herrn, und den Ritter zu ſeinem Diener eigneten. Der Mann ging wie ein Träumender an ihm vorüber, und trug eine Nachteule, die er zugleich an einer Kette hielt, wie einen Falken auf der Hand. Da er eben im Begriffe ſtand, aus der dunkeln Treppe unter dem heitern Himmel auf die Plattform hinauszutreten, ſo wurde das Auge des Vogels wahrſcheinlich vom ſtarken Lichte ſchmerzlich getroffen. Er fing an, unruhig zu werden, und mit den Flügeln zu ſchlagen.

Da nahm der Alte ſeine Mütze vom Haupt, und ſetzte ſie der Eule auf: „Stille, Bruce,“ ſagte er, „ich habe dir die Mütze zu früh abgenommen!“ —

Camillo empfand Mitleiden für den alten Mann, der ſich der Gefahr ſo unnöthig ausſetzte, und machte ihn darauf aufmerkſam. —

„Ihr kennt dieſen Falken nicht,“ gab er mit einem ſonderbaren Ausdruck von Verſchmitztheit zur Antwort. „Der weiß nicht, was Furcht iſt.

Ihr werdet ſehen, im Augenblick, wo ich ihm die Mütze vom Kopf nehme, ſtößt er auf einen Türken. Und Türken können wir wohl brauchen hier im Caſtell. Beſſer, ſie kommen uns durch die Luft, als zum Thore herein. Es iſt eine wunderliche Zeit; glaubt es mir nur, mögt Ihr ein Chriſt, oder ein Türke ſein: — und fürwahr, Ihr kommt mir vor, wie keines von Beiden. Wüßt' ich nur gewiß, daß ich Toms der Falkenjäger wäre, ſo würd' er Euch auch kennen. Er weiß recht gut, wie ich einmal träumte, daß Ihr Worte in Steine verwandeln könnt, welche den Leuten die Köpfe einſchlagen. Fragt ihn nur ſelbſt; ich kann immer noch gut Red' und Antwort geben. Dem Falken zu Lieb bin ich vom Boden aufgeſtanden, und damit Toms ſich nicht niederzulegen braucht, bin ich liegen geblieben. Aber man wird mager von dem Liegen auf den Steinen. Ihr habt ihn gewiß noch in den guten Zeiten gekannt; damals war es keine Kunſt für eine Kugel, die mich treffen wollte. Ihr müßt geſtehn, ſie hätte mich nicht getroffen, wär' er damals ſchon ſo ſchlank geweſen, wie jetzt. Seht mich nur an," und mit dieſen Worten deutete er auf den Leichnam des Domherrn, der zu Beider Füßen lag: — „wenn das ſo fort geht, ſchrumpft mir auch noch das Herz ein, wie Don Galatiano. Pfui! Es iſt ein ſchrecklicher Zuſtand, wenn es ſo weit mit Einem kommt! Mache Dich auf, Toms! Ich verdiene wahrlich nicht, daß es den Raben ſelbſt vor Dir ekelt!" —

Damit warf er die Eule über den Rand der Plattform hinaus, nahm den Leichnam des Geiſtlichen auf die Schulter, und trug ihn die Treppe hinab.

Camillo folgte dem Unglücklichen in einiger Entfernung, um ihm im Nothfall beizuſtehn, daß er keinen Schaden nahm. Er ſteckte den Leichnam in einen Winkel, und bedeckte ihn ſorgfältig mit alten Brettern, die in der Nähe lagen. Dann ging er wieder nach der Treppe, um auf die Plattform hinaufzuſteigen.

Camillo trat ihm entgegen, und ſprach mit der ſanfteſten Stimme zu ihm: „kommt, braver Pietro, Ihr habt nun das Eurige gethan.“

„Ihr irrt Euch,“ ſprach der Alte; „ich muß hinauf und ſehen, ob er wieder Oben iſt. Das iſt's eben, was mich irre darin macht, ob ich Toms der Falkenjäger bin. Denn habe ich ihn auch heruntergetragen, ſo finde ich mich doch wieder Oben. Wüßtet Ihr vielleicht Jemand, der mir einen Mantel aus meiner Mütze machen wollte? Ich friere zuweilen, und könnte wohl einen Mantel brauchen. Nur müßt' ich die Hälfte der Mütze übrig behalten, um den Hinterkopf damit zu bedecken. Da fühl' ich es immer ſo kalt. Ihr glaubt nicht, wie es den Menſchen ändert, wenn er viel Gold geſehen hat — Hu —“ ſetzte er mit einem ſchrecklichen Ausdruck von Entſetzen, oder vielmehr von moraliſchem Schauder hinzu, indem er auf einmal in ſich ſelbſt zu verſinken ſchien, und ſtille fortwandelte, ohne mehr die geringſte Kenntniß von Camillo zu nehmen.

Als dieſer in den Hof herunterkam, fand er die Menge daſelbſt in allen den verſchiedenſten Lagen, in welche die Hoffnungsloſigkeit die Menſchen zu verſetzen verpflegt. Die Weiber ſaßen heulend an der Erde, die Kinder erhoben ein angſtvolles Geſchrei, und die Männer lehnten ſtumm an den Wänden, mit übergeſchlagenen Armen, und ſtier vor ſich hinblickend. „Da ſchau nur Deinen Vater an," rief eine der Weiber, indem ſie plötzlich vom Boden aufſprang, und ihren dreijährigen Knaben unter den Armen emporhob: „ſteht er nicht da, wie ein morſcher Pfahl, den man an die Wand gelehnt hat? Iſt das der Schutz, Du Lumpe, den Du mir und dieſem Kinde ſchuldig biſt?"

„So ſchweig doch, Du Thörin,“ antwortete der Mann, an den die zärtliche Apoſtrophe gerichtet war. —

„Schweigen ſoll ich?“ rief ſie noch ſtärker, als zuvor; „nein, ich will ſchreien, durch das ganze Caſtell will ich ſchreien, daß es die Türken hören ſollen. Es iſt nicht Ein Mann unter allen dieſen feigen Lumpen, die da herumſtehen, als hätten ſie nicht einmal mehr den Muth, ſich zu ſchämen —“

„Was hilft das Schreien, Narda?“ ſagte der Mann mit aller möglichen Sanftmuth. „Wenn die Heilige ſelbſt nichts gegen die türkiſchen Höllenſchlünde vermag, was ſollen wir armen Sünder gegen ſie vermögen? Gedulde Dich wenigſtens; der Commandant wird ſchon auf die eine, oder auf die andere Weiſe ſorgen.“ —

„Es wird ihm viel um neue Sorgen zu thun ſein,“ ſprach eine andre Frau, die in der Nähe ſtand; „der hat ſo viel Angſt, als jeder von Euch Schenkenhelden, und mehr noch, wenn's möglich iſt."

„Gleich und Gleich geſellt ſich gern," ſagte ihre Nachbarin; „drum ſind ſie auch ins Caſtell gelaufen, ſtatt an den Strand zu eilen, und ſich der Landung der Türken zu widerſetzen. Iſt es nicht beſſer, Sklavin der Türken zu ſein, als Herrin eines ſolchen Lumpen?"

„Ja, ja, ich merke ſchon, Du H...," erwiederte ihr einer der Männer drohend; „nachdem Du das Chriſtenfleiſch im Uebermaß genoſſen, möchteſt Du es auch mit dem Türkenfleiſche verſuchen."

„Und je eher, je lieber," entgegnete ſeine ſanfte Hälfte. „Ich wollte nur, daß das Kind, das ich unter dem Herzen trage, auch ſchon ein Türke wäre; dann braucht' ich mich ſeines Vaters doch nicht zu ſchämen. —"

„Macht, daß die Schreierin ſtille wird," rief ein Mann, der eifrig beſchäftigt war, ſein Bündelchen umzupacken; „man muß ja die Beſinnung vollends verlieren, wenn Einem die Ohren gar nicht zu gellen aufhören.“

„Was geht Euch mein Schreien an, Ihr lüſterner Halunke?“ diente ihm die Frau. „Wenn Eure Töchter auch nie geſchrien haben, als wenn ſie ihre Baſtarde zur Welt brachten, ſo müßt Ihr doch an das Schreien hinlänglich gewöhnt ſein.“ —

„Auf, wer ein tapfrer Mann iſt!“ erſcholl plötzlich Camillo's gebieteriſche Stimme durch den Hof.

„Hört Ihr den mächtigen Ruf?“ ſchrieen die Frauen den Männern zu; „da läßt ſich endlich Einer hören, deſſen ſich ſein Weib nicht zu ſchämen hat!“ —

„Ja, wär' es nicht eine Stimme in der Wüſte,“ ſagte eine Andre im Tone der Troſtloſigkeit.

„Seht Ihr die ſtattliche Schaar nicht, die er um ſich hat?“ ſprach eine Dritte.

„Wer iſt der ſchöne, junge Mann?“ fragten Mehrere zugleich.

„Er iſt mir zuvor ſchon aufgefallen auf der Plattform,“ ſetzte Eine hinzu. „Er ſtand unter den Andern, wie die Cypreſſe unter den Oelbäumen im Garten der Kapuziner.“

„Er muß wohl der Neffe des Commandanten ſein,“ erwiederte die Nächſte; „er ging neben dieſem in der Proceſſion. Man ſah gleich, daß er nicht gemeiner Leute Kind iſt. Blickt' er doch um ſich, wie wenn Alles ſich vor ihm beugen müßte, die Heilige ſelbſt nicht ausgenommen. Und bei Santa Lucia, die Heilige liegt in Stücken, und der H.... Sohn ſieht aus, wie wenn nichts geſchehen wäre!“

„Sprecht leis von ihm,“ ſagte der Mann von Einer dieſer Frauen; „das iſt der Ritter, welcher den Türken in der vorigen Nacht die Kornſäcke mitten aus dem Lager weggeholt hat. Es wird's ihm kein Anderer nachthun, und Don Galatiano am allerwenigſten."

„Was nützt uns Alles dieß? Wird man uns darum Brot geben, wenn wir kein Geld mehr haben, um es zu bezahlen?" ſprach ein Anderer. „Er ſieht freilich nicht aus, als ob er je in ſeinem Leben Hunger gelitten hätte."

„Dann hat er auch nie gut gegeſſen in ſeinem Leben," fiel eine kleine, groteske Figur ein, mit einer gewaltigen Naſe und einer ſchnarrenden Stimme, faſt ohne den Mund zu öffnen, und die Geſichtszüge im geringſten zu ändern.

„Wie kannſt Du das wiſſen, Toccuccio?" fragte ſein Nachbar, der ſich durch ſeine Länge und Hagerkeit auszeichnete.

„So gewiß, als Du es nicht weißt," antwortete Jener, „weil der Verſtand wie das Waſſer iſt. Es ſteigt nur bis zu einer gewiſſen Höhe, und Dein Gehirn liegt über dieſer Höhe."

„Da haſt Du es, Piccoluomini,“ ſprach einer der Vorigen.

„Piccoluomini! Piccoluomini!“ ſchrieen die Umſtehenden zuſammen, und brachen in ein lautes Gelächter aus; „Piccoluomini! Piccoluomini! Wenn der Zwerg wenigſtens ſo hieße!“ —

Die muntere Laune der Leute hatte auch wirklich einen guten Grund in dieſem Namen. Er lautete ungefähr, wie Kleinmännchen, und drückte damit das gerade Gegentheil ſeiner langen Figur aus. —

„Aber ſage mir doch, Toccuccio,“ fragte Einer, „warum hat denn des Commandanten Neffe nie gut gegeſſen in ſeinem Leben?“

„Was brauchſt Du das zu wiſſen? Du wirſt es bald genug erfahren. Freue Dich nur; der Koch richtet bereits für Dich und uns Alle an.“

„Das ſoll mir lieb ſein; aber noch verſteh' ich Dich nicht recht.“

„Weißt Du denn nicht, wer der beſte Koch iſt, Du Kürbiskopf? Der Hunger iſt's. Die Mutter Deines Bruders hat es gewiß oft genug geſagt, daß es ihre beiden Baſtarde wohl behalten konnten.“ —

In dieſem Augenblick begann ein Tamburin zu erſchallen. „Warum ſollen wir nicht tanzen?“ rief die Frau, welche das Geſpräch begonnen; „wenn der Toccuccio noch Späße machen kann, ſo dürfen wir auch tanzen.“ —

Sogleich bildete ſich ein Kreis um die Tänzerin, in welchen bald mehrere andre von den Perſonen traten, die wir redend eingeführt. Jedermann ſchien die hoffnungsloſe Lage, worin man ſich befand, vergeſſen zu haben, und da das Feuer der Türken ſeit dem Schuß, durch den die Heilige zerſchmettert worden war, aufgehört hatte, ſo trat eine Sicherheit unter dieſer leicht beweglichen Menge ein, deren Dauer man den Unglücklichen vergebens zu wünſchen fürchten muß.

Drittes Capitel.

Wie ſchlecht auch der Verſuch gelungen war, den Türken durch die heilige Agatha Schrecken einzujagen, ſo hatte der muthige Commandant doch das Zutrauen zu ihrer Capelle nicht verloren. Vielmehr beſchloß er, ſolche bis auf Weiteres zu ſeinem Aufenthalte zu machen, ſo wenig Bequemlichkeiten ſie ihm auch darbot. Mehrere Gründe, die uns bekannt ſind, mußten wirklich mächtig genug für ihn ſein. Und zwar fand er vor allen Dingen in den dicken Mauern, der niedern Lage und den ſtark vergitterten Fenſtern mehr Sicherheit hier, als in ſeinen höher gelegenen Gemächern. Dazu kam der Wahnſinn ſeines alten Dieners, der nicht aus dem gewohnten Vorgemach weichen wollte, und Reden ausſtieß, die ihn mit Entſetzen erfüllten Er durfte ſich in dieſer Capelle die vollkommenſte Ungeſtörtheit verſprechen; denn die Andacht der Menge wandte ſich jetzt unfehlbar den andern Capellen des Schloſſes zu, deren Heilige, wenn ſie auch keine ſo gefährliche Probe beſtanden hatten, doch auch noch keiner unterlegen waren.

Am meiſten wirkte jedoch auf ſeinen Entſchluß die Nähe, in der ſich die Capelle der heiligen Agatha bei dem Gewölbe von Rabal-Zebug befand, und beſonders ein kleines Fenſter hinter dem freiſtehenden Altar, welches den Blick auf deſſen Thüre geſtattete. Er wußte, daß Camillo bei dem Alten wohnte; er hatte in den unterirdiſchen Räumen des Letztern nicht nur ſeine eigenen Schätze niedergelegt, ſondern andere entdeckt, gegen welche die ſeinigen nur Armſeligkeiten waren. Es däuchte ihm ein Gedanke der Hölle, daß dieſe Koſtbarkeiten weggetragen werden könnten, und er fürchtete dieß hauptſächlich von Camillo, da er ſich ſeine Verbindung mit dem Alten und ſeine Anſtrengungen für die Vertheidigung des Caſtells nur aus dem Grunde des Eigennutzes erklären konnte, welcher auf ihn ſelbſt die größte Macht ausübte. Dabei fiel ihm gar nicht ein, den jungen Mann daran zu verhindern; aber der Geiz iſt, wie die Liebe, die den Gegenſtand ihrer Wünſche ſelbſt auf dem Wege verfolgt, auf dem er unrettbar für ſie verloren iſt.

Und in der That hatte er Urſache zu fürchten, daß er nicht nur jene fremden Schätze, die er nur Einmal geſehn, ſondern auch die eigenen, welche die Früchte ſo vieler Entbehrungen, Sorgen, ja Verbrechen waren, verlieren werde. Um unſere Leſer hierüber ins Klare zu ſetzen, müſſen wir erzählen, was in der Nacht vorgegangen war, in der Camillo den Weizen in das Caſtell ſchaffen ließ.

Wie ſchon bekannt iſt, ſo hatte Don Galatiano dieſe Nacht benützt, um ſeine Koſtbarkeiten in Sicherheit zu bringen. Nirgends ſchien ſein Vertrauen weniger gewagt, als bei dem alten Sonderling, um ſein Gold und Silber einſchmelzen zu laſſen. Hatten ihm deſſen Eſſenzen doch ſchon andre Dienſte geleiſtet, bei welchen die Mitwiſſenſchaft noch gefährlicher war. Alſo begab er ſich zu Rabal-Zebug, und trug ihm ſein Anliegen vor. Dieſer ſchmolz ihm ungeſäumt ſeine Stücke Goldes und Silbers zuſammen, und formirte ſie zu Barren. Während der Arbeit hatte ſich der Ritter bei dem Alten nach ſeinen Gäſten erkundigt, denſelben aber einſylbiger, als jemals, gefunden. Inzwiſchen war er Camillo's Verderbens gewiß, und ſeine Hauptſorge ging nur dahin, ſeine Schätze gegen alle Wechſelfälle zu ſichern, welche die nächſte Zukunft bringen mußten. Durch mancherlei Fragen, deren eigentlichen Zweck er zu verbergen ſuchte, gewann er allmählig die Gewißheit, daß ſich unter der Wohnung von Nabal-Zebug große unterirdiſche Räume befanden, welche bisher allen ſeinen Nachforſchungen entgangen waren. Er hatte nur eine dunkle Kunde davon gehabt, welche ſie mit der Höhle von Ghar-Gherduf, und dieſe mit dem Meer in Zuſammenhang ſetzte. Daher lag er dem Alten dringend an, ihm dieſe Räume zu zeigen, und fand ihn bereitwilliger dazu, als er gehofft hatte.

Nabal-Zebug gab ihm eine Lampe in die Hand, und ging mit einer großen Wachsfackel voraus. Aber ſchon auf der ſchmalen Treppe in die Tiefe hinab, fing der tapfere Ritter an, ſeinen Entſchluß zu bereuen. Auf einmal war ihm die Bereitwilligkeit begreiflich geworden, mit der ihm der Alte das Geheimniß dieſer Räume aufgeſchloſſen; konnte er eine andre Abſicht dabei haben, als ihn in die unbekannten Gründe zu locken, ihn ſeines Lebens zu berauben, und ſich in den Beſitz ſeines Goldes und Silbers zu ſetzen?

Wäre die Feigheit eben ſo raſcher Entſchlüſſe fähig, wie der Muth, ſo würde Don Galatiano auf halber Treppe umgekehrt ſein. So war er ſeinem Führer mit inſtinktmäßiger Nothwendigkeit gefolgt, bis er plötzlich gewahr wurde, daß er auf ziemlich ungleichem Felſenboden wandelte, und das ſtarke Feuer der Wachsfackel den ungeheuren Raum nicht zu erhellen vermochte. Nun ſchien ihm ſein Verderben gewiß, wenn er ſich nicht zu retten ſuchte. Er hielt ſeine Schritte an, um dem Alten einen Vorſprung zu laſſen, und wollte eben, ohne ein Wort zu ſprechen, umkehren, als ihm plötzlich eine feuchte Luft entgegenſtrömte, welche ſeine Lampe auslöſchte. Dieſer Unfall ſchlug ſeinen ganzen Muth nieder. Es ſchien ihm eine wahre Unmöglichkeit, ſich nach der Treppe zurückzufinden; ja, er meinte eine neue Gefahr in einem Geräuſche zu erkennen, das ihm wie das entfernte Plätſchern der See bei ihrer gewöhnlichen Bewegung an einem felſigen Ufer vorkam. Von einem Vorſchlag zur Rückkehr konnte er ſich keinen Erfolg verſprechen, hatte ſein Argwohn gegen den Alten Grund. Auch dem Muthigen wäre hier kaum eine andre Wahl geblieben, als ſeinem Führer zu folgen; was vermochte ein Mann, wie dieſer, deſſen vorzüglichſte Kunſt darin beſtand, ſeine Feigheit zu verbergen? Er konnte nur den Entſchluß faſſen, ſich um ſeine Haut zu wehren, wenn es nöthig wurde, und es mag wohl ſein, daß er ſich mit der Hoffnung ſchmeichelte, der Muth würde ſich einſtellen, wenn Liſt und Heuchelei nicht mehr ausreichten.

Ohne ein Wort zu wagen, oder ſeinen Führer zu bitten, einen Augenblick ſtille zu halten, um ſeine Lampe an der Fackel anzuſtecken, folgte er dieſem geduldig nach. Aber er hatte faſt die Beſinnung verloren, als der Alte vor einer Thüre ſtille hielt, und ſich gegen ihn umkehrte, um ihm ſeine Fackel zum Halten zu reichen, während er die verſchiedenen Schlöſſer öffnete.

„Ihr ſeht aus, wie ein Mann des Todes,“ ſprach der Letztere in ſeinem gewöhnlichen Ton, indem er den Ritter anſah. „Es ſoll Euch nicht an einem Grabe fehlen,“ ſetzte er hinzu, ohne ſeine Antwort abzuwarten, und indem er ſein Geſchäft fortſetzte.

Der Eindruck dieſer Worte war entſetzlich auf Don Galatiano, und dennoch konnte er ſich nicht genug wundern über die Unbefangenheit und Argwohnloſigkeit des Alten. Während dieſer bemüht war, ein Schloß um das andere aufzuſchließen, gab er ſich dem Ritter ſo ſehr Preis, daß er ohne die geringſte Gefahr mit dem Dolche von Hinten niedergeſtoßen werden konnte. Don Galatiano überſah die Gunſt der Gelegenheit nicht; aber er warnte ſich eben ſo ſchnell mit dem Gedanken, daß Rabal-Zebug unmöglich allein in den ungeheuren Räumen wirthſchaften könnte. Und war dieſer auch wirklich allein, und fiel unter ſeinem Dolche, wie durft' er hoffen, ſich in dieſem Labyrinthe zurückzufinden? Welches Schickſal bedrohte ihn, wenn der Wind hier die Fackel auslöſchte, wie er die Lampe ausgelöſcht? — So pflegt dieſe Art von Klugheit alle möglichen Fälle zu berechnen, nur den Einen und allein rettenden nicht, welchen Muth und Ehre vorzeichnen!

Rabal-Zebug hatte die Thüre geöffnet, und trat mit ſeinem Begleiter in die Rotunde, die unſern Leſern bereits bekannt iſt. Schon mit dem engen Raume wuchs Galatiano's Hoffnung auf einen erwünſchten Ausgang der Sachen. Aber als der Alte ſich einer der eiſernen Kiſten näherte, und den Deckel aufhob, verwandelte ſich Alles, wie durch einen Zauberſchlag, für den Ritter. „Hier iſt kein Raum mehr,“ ſprach Rabal-Zebug, und öffnete eine andre Kiſte daneben, die nur halb voll war; „hier könnt Ihr Eure Sachen unterbringen.“ —

Es würde ſchwer ſein, die Aenderung zu beſchreiben, welche ſo plötzlich mit Galatiano vorgegangen war; aber unſre Leſer können ſich ſelbſt eine Vorſtellung machen, wenn ſie ſich einen Mann denken, der nichts Höheres im Leben kennt, als Gold aufzuhäufen. Er hat ein ganzes Leben heimlich armſelig, unglücklich und ruchlos damit zugebracht, ſich einen kleinen Schatz zu ſammeln, und ſieht nun auf einmal Maſſen edler Metalle und koſtbarer Edelgeſteine vor ſich, zu deren Umfang ſich nicht einmal ſeine Einbildungskraft, geſchweige ſein Wunſch zu erheben gewagt haben würde. Mit dieſem Anblick und der Argwohnloſigkeit, womit ihm der Alte ſolchen vergönnte, war auch ſein Vertrauen zu dieſem wiedergekehrt. Als er aber vollends die ganze Reihe ähnlicher Kiſten bemerkte, die an der Mauer hinſtanden, und von denen mehrere offen und bis an den Rand mit Gold gefüllt waren, verging ihm recht eigentlich Hören und

Sehen. Seine Blicke wurzelten ſich, ſo zu ſagen, in dieſe Schätze, und der Alte, der ſich auf das Poſtament der Grab-Vaſe niedergeſetzt, betrachtete den Ritter mit einem Ausdruck, als erwartete er jeden Augenblick, daß die gewaltige Bewegung, worin er ihn ſah, und deren Grund er mit der früher bemerkten Bläſſe deſſelben zuſammenhielt, in einen plötzlich zerſtörenden Krankheitsanfall endigen würde.

Und wirklich brachte das gefährliche Metall, welches ſchon ſo manchen ehrlichen Mann zum Schurken gemacht hat, auch hier eine unerwartete Wirkung hervor. Don Galatiano bekam wenigſtens zu einem Bubenſtücke Muth, und ehe der Alte noch die Veränderung, welche mit ihm vorgegangen war, bemerkte, hatte der Ritter die Rotunde verlaſſen, und die Thüre hinter ſich zugeſchlagen. Die Fackel befand ſich noch in ſeiner Hand, und er eilte, was er konnte, die Schlöſſer abzuſchließen. Das Geſchrei des Alten von Innen kümmerte ihn nicht; er drehte den Schlüſſel um, und trat den Rückweg an.

Ob ihn der Zufall glücklich geführt, oder die Angſt ihm zuvor die Ausdehnungen größer gezeigt, er wandelte vorwärts mit einem Zittern, an dem der innere Jubel über den Gewinn ſeiner That und die Furcht für ſeine Perſon gleichen Antheil haben mochten. Nach wenigen Schritten ſah er die Treppe vor ſich, und im Augenblick war ſie auch durch die Haſt des glücklich Geretteten erſtiegen. Er ſchloß die Fallthüre wieder zu, und wälzte zu aller Vorſicht noch einen großen, marmornen Mörſer darüber; dann eilte er hinaus, und er hatte eben die Thüre des äußerſten Gewölbes geöffnet, wie ſich unſre Leſer erinnern, als er dem heimkehrenden Camillo begegnete.

Auf dieſe Thüre, welche der erſte Eingang nach den Schätzen war, die er bereits als ſein

Eigenthum betrachtete, gewährte das kleine Fenſter hinter dem Altar der Capelle den Blick. Don Galatiano hatte ſchon manche Nachmittagsſtunde der heißeſten Jahreszeit in dem Beichtſtuhle zugebracht, welcher ſo geſtellt war, daß der Geiſtliche während des Beichthörens zugleich die außen Vorübergehenden beobachten konnte. Wer durch den Gang kam, oder in Nabal-Zebug's Thüre aus und einging, mußte ihm ſogleich ins Auge fallen, und konnte auch ſo ſchnell verfolgt werden, daß es unmöglich war, ihm zu entgehen.

Als der muthige Ritter daher nach ſeiner Flucht von der Plattform des Caſtells einige Geſchäfte abgethan, die ſich ihm auf dem Weg entgegengedrängt hatten, eilte er nach der Capelle. Bei ſeinem Eintritt fand er ſie ganz leer, und ohne ſich Zeit zu gönnen, das Weihwaſſer zu nehmen, trat er hinter den Altar. Wie unangenehm war für ihn die Ueberraſchung, als er den Platz im Beichtſtuhl beſetzt fand!

Er wollte ſein Anſehn als Commandant ſogleich geltend machen; als er aber näher trat, wandelte ihn eine unüberwindliche Scheu an, ſich mit dem ſonderbaren Weſen einzulaſſen, welches ſeinen Platz eingenommen. Im Grunde ſah er faſt nichts von demſelben, als einen zugeſpitzten, glänzenden, vollkommen kahlen Scheitel, welcher über einer tiefgefurchten Stirne von ungeheurer Breite zwiſchen den eingefallenen Schläfen ruhte, und eine Naſe, deren Umfang alle übrigen, nicht gewöhnlichen, Dimenſionen beſchämte. Von dem übrigen Geſicht war nichts zu bemerken; denn da der Kopf im Schlaf auf die Bruſt geſunken, und mit dem Kinn gleichſam in die krüppelhaft gehobene Bruſt hineingewachſen war, ſo hätte man die Figur, wenn ſie zwiſchen Gebüſchen ſichtbar geweſen wäre, für einen überreifen Kürbis halten können. Erſt bei näherer Betrachtung ließen ſich in den ſtarken Erhöhungen zu beiden Seiten der Naſenwurzel die Augen erkennen, über deren Deckel jetzt nur zwei graue Wolken zu liegen ſchienen.

Ein hoher Grad von Häßlichkeit hat etwas Furchterregendes, und Zwerggeſtalten, welche ſich gewöhnlich durch ſtarke Mißverhältniſſe in der Größe einzelner Körpertheile auszeichnen, können Schrecken verurſachen. Dieſen Eindruck machte auch der Beſuch, der ihm hier zuvorgekommen war, auf Galatiano. Er ſtellte ſich daher an das Fenſter, um das Erwachen deſſelben abzuwarten, und das Auge zugleich auf die Thüre gerichtet zu halten, die ſo wichtig für ihn war.

Nachdem er einige Zeit Beide beobachtet, ging ihm auf einmal ein Licht auf über die Geſtalt in dem Beichtſtuhle. Er wollte ſie eben etwas unſanft wecken, als ſich das gewaltige Haupt von ſelbſt hob, die großen Augen ſich öffneten, und den Ritter mit einem Erſtaunen anſahen, welches faſt im nämlichen Augenblick in Unwillen überging.

„Was wollt Ihr hier?“ fragte ihn Toccuccio — denn es war die Zwerggeſtalt, die unſeren Leſern bereits aus dem vorigen Capitels bekannt iſt — in ſeinem gewöhnlichen ſchnarrenden Tone.

„Das will ich von Dir hören, Bube,“ erwiederte Don Galatiano höchlichſt entrüſtet über dieſe Frage.

„Es ſoll Euch kein Geheimniß bleiben. Ich will hier ſchlafen, und dazu brauch' ich keinen Zeugen. Man glaubt es mir auf mein Wort, wenn ich ſage, daß ich geſchlafen habe. Hebt Euch alſo weg von hier!“

„Iſt das eine Antwort, Unverſchämter, wie Du mir ſie ſchuldig biſt?“ rief der Ritter. „Kennſt Du den Commandanten des Caſtells nicht?“

„Wie ſollt' ich ihn nicht kennen?“ antwortete die Figur mit einem hohlen Lachen. „Ihr habt ihm allerdings einmal ſehr ähnlich geſehn. Aber dieſe Zeit iſt vorbei. Gegenwärtig habt

Ihr nur Einen Vorzug vor ihm: Euer Wuchs iſt nicht ſo unvernünftig hoch. Vielleicht iſt er auch noch übermüthiger als Ihr; aber er wird uns beſſer vor den Türken ſchützen, als Ihr und die heilige Agatha. Ihr meint alſo, die Heilige habe Malta geſchirmt? Fürwahr, ſo wenig, als ich Euch dieſen Sitz einräume!“

„Ich will Dich Gehorſam lehren, Du Bube —“ ſchrie der Ritter, und zog ſeinen Degen.

„So laßt ſehn, ob Ihr ein beſſerer Lehrmeiſter ſeid, als ich ein Schüler bin!“ —

Mit dieſen Worte ſtreckte die Figur einen Dolch aus dem Beichtſtuhl heraus, der faſt ſo lang war, als des Ritters Degen, und in ſeinem blitzenden Glanze gerad' einen einfallenden Sonnenſtrahl auffaßte, und in das Auge des tapfern Commandanten ſpiegelte. Wenigſtens blinzelte er, wie geblendet, und trat einige Schritte zurück.

„Du kannſt Deine alten Späße doch nicht laſſen, Toccuccio,“ ſprach der Commandant ſchnell beſänftigt.

„Die Türken treiben Euch und mir die Natur nicht aus. Hoffentlich laſſen ſie es uns nicht an unſrer Lieblingskoſt fehlen, wenn ſie das Caſtell erobern. Wir ſind Beide bekannte Eiſenfreſſer, und doch denk' ich am Ende eine beſſere Portion ertragen zu können. Wie viel Pfund getraut Ihr Euch mit Bequemlichkeit zu verdauen, Don Galatiano?“

„Was ſollen dieſe Thorheiten? Geh' und mache mir Platz, Toccuccio!“ —

Da dieſer, ohne eine Antwort zu geben, ſeinen Blick ſcharf nach dem Fenſter richtete, ſo drehte ſich Galatiano plötzlich auch dahin.

„Geht mir aus meinem Horizonte!“ rief die Figur mit heftiger Stimme; „ſo eben öffnete ſich ja die Thür' im Gange.“

„Was geht Dich die Thür an?“ fragte der Ritter verwundert; „hat ſie ſich wirklich geöffnet?“

„Was geht ſie denn Euch an?“ ſchrie der Kleine, indem er plötzlich aufſprang, und mit Heftigkeit aus dem Beichtſtuhle ſtürzte.

„Biſt Du toll, Toccuccio?“ ſagte der Ritter beſänftigt, und trat ein Paar Schritte zurück.

„Bei meinem großen Ahnherrn, um dieſe Thüre hat ſich Niemand zu bekümmern, als ich! Wenn Ihr noch einmal hinſeht, ſo ſtech' ich Euch die Augen aus!“ —

Mit dieſen Worten ſpreizte ſich die Zwerg-Geſtalt vor das Fenſterchen, und ſtemmte die beiden Hände, deren Eine jedoch den bloßen Dolch hielt, um ihn jeden Augenblick zu brauchen, in die Seiten.

Don Galatiano nahm die Gelegenheit wahr, und ſetzte ſich in den Beichtſtuhl, wo er gerad' über den Kopf des Zwergs weg nach der Thüre ſehen konnte.

Nach einigem Stilleſchweigen begann der Ritter: „ich bin Deiner Meinung Toccuccio, daß der Camillo eine häßliche Länge hat. — Ein kleiner Wuchs ſteht dem Manne weit beſſer an,“ fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort, während der er auf eine Antwort des Zwerges zu warten ſchien. —

Dieſer blieb immer noch ſtille.

„Ich finde ſogar, daß ich ſelber noch viel zu hoch bin —“

„Ich auch —“ antwortete der Kleine endlich, ohne jedoch den Blick von dem Fenſter zu wenden.

„Die wahre Statur für einen Helden haſt doch eigentlich Du, Toccuccio. Es iſt die Statur des Königs David, als er den Rieſen Goliath erſchlug. —“

Keine Antwort erfolgte, und der Ritter fuhr fort: „es iſt auch natürlich. Ein ſo plumper

Körper bietet zu viel Fläche dar, und die Schüſſe können nicht über ihn weggehn. Und eigentlich ſind dieß doch die beſten Schüſſe; die Kugel bleibt hübſch rund dabei, und iſt wieder zu brauchen.“ —

Der Kleine hatte ſich während dieſes Geſprächs nie nach dem Ritter umgeſehn, und ſtellte ſich nun auf eine Weiſe, daß Dieſem die Aufſicht auf das Fenſter ganz genommen war. Don Galatiano erhob ſich daher, und nahm ſeinen Platz neben dem kleinen David.

„Weißt Du wohl,“ begann er aufs Neue, „daß Du für den beſten Tänzer im Caſtell giltſt?“

„Ihr wollt mich wohl den Reigen führen laſſen, wenn der Tanz mit den Türken recht angeht?“ war die Antwort.

„Wenn ich den Mädchen und Frauen einen Gefallen thun will, bleibt mir nichts anderes übrig.“

„Ihr denkt das Caſtell alſo mit Mädchen und Frauen zu vertheidigen? Es ſind wenigſtens Soldaten, die Euch an Herzhaftigkeit nicht nachſtehn. Nur müßtet Ihr ein Zwitter ſein, damit Euch Männer und Frauen mit Ehren gehorchen könnten.“

„Weißt Du, was die Mädchen ſprachen, als ich eben im Hof an einem Trupp derſelben vorüberging? Wäre nur der Toccuccio hier, ſagten ſie; dann wär' es doch auch eine Luſt, zu tanzen! In der That, Du würdeſt die armen Thiere recht aufmuntern, wenn Du ein Tänzchen mit ihnen machteſt.“

„Meint Ihr? — Um Weihnachten werd' ich es auch thun; für jetzt iſt es mir noch zu kalt dazu.“ —

Da ſich der Zwerg nicht rührte, ſondern, in ſeiner martialiſchen Stellung verharrend, den Blick auf die Thüre von Nabal-Zebug geheftet hielt, ſo verſuchte der Ritter noch die letzte ſchwache Seite, die er an ihm kannte.

„Und was meinſt Du wohl, daß der ſardiſche Muſikus ſprach, als Dich die Frauen zum Tanze herbei wünſchten?“

„Etwas Kluges war es ſchwerlich,“ erwiederte der Zwerg; „ſonſt hättet Ihr es gewiß überhört.“ —

Don Galatiano blieb unerſchütterlich und fuhr fort: „er ſprach: ein guter Geſchmack, das muß ich geſtehn! Der Hurenſohn, welcher den Fürſten Publius ſeinen Ahnherrn nennt! Und wenn er ſchwüre, daß ſein Ahnherr die Schweine auf Malta gehütet, als der heilige Apoſtel da war, ſo würd' ich es nicht glauben. Dergleichen Krötengezücht entſteht von ſelber, wo faules Waſſer und alter Koth mit einander buhlen.“ —

Der Zwerg hatte den edlen Ritter ſeine Rede nicht enden laſſen, als er wüthend, den Dolch über ſeinem Haupte ſchwingend, hinausrannte' und ihm den Schauplatz überließ, den er noch eben ſo feſt zu behaupten entſchloſſen ſchien.

Don Galatiano ſäumte keinen Augenblick, ſich ſeines Beſitzes zu verſichern; er verſchloß die Thüre ſorgfältig, und verriegelte ſie zu allem Ueberfluſſe von Innen.

Den Roſenkranz in der Hand und den Blick auf die Thüre gerichtet, welche den Eingang zu ſeinen Schätzen verſchloß, ſaß der Ritter nun in dem Beichtſtuhl. Man hätte glauben dürfen, daß er bete; wenigſtens ließ er eins von den Kügelchen des Roſenkranzes um das andere fallen: aber er betete nicht. Jedes Kügelchen war das Reſultat einer Berechnung der Reichthümer, deren Beſitz er bereits als den ſeinigen anſah. Es waren Summen vom größten Betrag, die er auf dieſe Weiſe zuſammenzählte, und deren Verwendung er lange zuvor beſtimmt hatte, eh' er nur an die Möglichkeit ihres Beſitzes denken konnte. Um dieſes zu erklären, müſſen wir einen Blick in ſein bisheriges Leben zurückwerfen.

Aus einem alten, von hohem Glanz herabgeſunkenen, toskaniſchen Haus entſproſſen, deſſen letzter Zweig er war, hatte Galatiano ſein Unterkommen in dem Malteſerorden ſuchen müſſen, welcher dazumal ſchon für eine Verſorgungs-Anſtalt jüngerer Familienſöhne und armer Edelleute überhaupt angeſehen wurde. Schmiegſam und biegſam, wie er war, heuchleriſch in Tugend und Religion, gewandt in Verbergung ſeiner Feigheit und ſeines Geizes, war er früh zu einer kleinen Ordens-Commende gelangt, die in der Nähe von Arezzo lag. Mehrere Jahre, bevor er wieder nach Malta ging, und die Befehlshaberſtelle von Gozzo erhielt, hatte er das alte Caſtell bewohnt, welches der Sitz ſeiner Commende war. Zufälliger Weiſe ſtammte dieſe nicht nur von einem ſeiner Vorfahren her, welcher ſie geſtiftet, ſondern ſie lag auch in der Mitte von allen den herrlichen Beſitzungen, die ſeiner Familie in frühern Zeiten angehört hatten.

So ſah er von der Höhe ſeines alten Caſtells herab, wohin er auch den Blick wenden mochte, nur die geſegneten Ländereien, die einſt der Reichthum ſeines Hauſes geweſen waren. Selbſt für ein edleres Gemüth wäre dieſer tägliche Anblick eine ſchwere Verführung zum Murren gegen die Vorſehung geweſen; Don Galatiano's Herz aber wurde dadurch allmählig mit einem ſolchen Haß gegen ſein Schickſal, und einem ſo nagenden Neid gegen die damaligen Beſitzer ſeiner Stammgüter erfüllt, daß er Tag und Nacht keine Ruhe mehr fand, und Plan über Plan entwarf, um die verlorenen wieder zu gewinnen. Indeß hielt keiner dieſer Plane die erſte Prüfung aus. Morde über Morde, verübt an den jetzigen Beſitzern und an den Ihrigen, hätten ihm ſolche nicht wieder verſchaffen können. Wären alle dieſe Verbrechen gelungen, ſo würden die Güter dem Throne doch als Lehen heimgefallen ſein. Wie konnt' er auch hoffen, ſo viele blutige Thaten mit Glück durchzuführen? Aber zu einer ſolchen Reihe von Verbrechen gehörte Muth, und daß er dieſen nicht beſaß, wußte Niemand beſſer, als er ſelber. Er kam am Ende ſtets auf das nämliche Mittel, den Ankauf, zurück. Auch dieſer bot in der Zahl der Beſitzer und in der Lehnsabhängigkeit derſelben ſchon große Schwierigkeiten dar, hätt' er wirklich über das, dazu nöthige, Geld verfügen können. Doch wie ſollt' er jemals zu ſo bedeutenden Summen gelangen? An dieſer Schwierigkeit ſchien jede ſeiner Hoffnungen, wie nah' ihm ſeine heftigen Wünſche ſolche rücken mochten, immer wieder zu ſcheitern.

Dennoch ließ er ſie nicht fahren, und beſchloß, ſeine, ihm gleichſam angeborne, Sparſamkeit zu verdoppeln. Und in der That gelangen ihm die erſten Verſuche ſo gut, daß er in einigen Jahren ein artiges Sümmchen zuſammenbrachte, um einen Pachthof zu erwerben, der verkäuflich wurde, und unmittelbar an die Ländereien ſeiner Commende ſtieß. Dieſer erſte Erfolg ſtärkte ſeine Hoffnung und ſeine Entſchloſſenheit. Bald war ihm kein Mittel mehr zu ſchlecht, um Geld zu erwerben, und die Befehlshaberſtelle in Gozzo gab ihm die beſte Gelegenheit, die letzten Bedenklichkeiten, welche ſein Gewiſſen vielleicht noch erhoben, zu überwinden. Er verband ſich hier mit Paolo Angriſani, der unſern Leſern breits bekannt iſt, und überließ ihm nicht nur den ausſchließenden Kornhandel auf der Inſel, ſondern er war ihm in allen Kunſtſtücken behülflich, durch welche die ſchlechteſte Waare zu ungeheuren Preiſen und unmäßigem Gewinne getrieben wurde. Ob er gleich zu ſeiner Sicherheit mit dem Neffen des Großmeiſters Omeda theilte, ſo wuchs ſein Vermögen doch ſchnell zu einer anſehnlichen Höhe. Demungeachtet war es immer noch unbedeutend für ſeinen Zweck, und es gehörte eine krankhafte Beharrlichkeit, oder ein untrügliches Ahnungsvermögen dazu, um nicht den Glauben an die Möglichkeit ſeiner Erreichung aufzugeben. In manchen troſtloſen Stunden war er auch wirklich nahe daran geweſen, auf dieſe Hoffnung zu verzichten; daher kann man leicht ermeſſen, was der Fund für ihn ſein mußte, den er in der glücklichſten Nacht gethan hatte. Während er jetzt in dem Beichtſtuhl ſaß, kam er eigentlich zum erſtenmal einigermaßen zur Beſinnung über ſein Glück, und indem er zu beten ſchien, überrechnete er nur die Zahl der verſchiedenen Beſitzungen, die er zu kaufen gedachte, und der Summen, welche dazu nöthig waren.

Aus dieſer angenehmen Beſchäftigung riß ihn eine Bewegung, die er an der Thüre von Nabal-Zebug bemerkte. Es war Camillo, der in dieſelbe eintrat, und Don Galatiano hatte kaum noch Zeit gehabt, ſich durch ſchnelles Aufſtehn davon zu überzeugen. Aber im nämlichen Augenblicke trat auch der dicke Kornhändler, welcher ſich bei Camillo's Annäherung in einen dunkeln Seitengang verſteckt hatte, an das Fenſter, und pochte leiſe mit den Fingern an der Scheibe, als ob er wüßte, daß der Ritter in der Capelle ſei. Wirklich wußt' er es auch; denn als Dieſer nicht gleich öffnete, ſprach er: „laßt mich ein zu Euch, Don Galatiano, ich hab' Euch etwas Wichtiges zu melden.“ —

Der Ritter öffnete mit Widerwillen die Thüre, und nahm, als er ſie ſorgfältig verſchloſſen, ſeinen vorigen Sitz im Beichtſtuhle wieder ein.

„Und was iſt's denn, das ſo große Eile hat?“ fragte er den Kornhändler. „Ihr trieft ja von Schweiß; was habt Ihr?“

„Iſt's ein Wunder?“ antwortete Dieſer „Ich ſuch' Euch an allen Orten; wie konnt' es mir nur in den Sinn kommen, daß ich Euch in der Capelle der Heiligen finden würde, die uns ſo ſchmählich verlaſſen? Meinetwegen kann ſie jetzt den Weg nur zwiſchen die Beine nehmen, und ſelbſt nach Compoſtella gehen!“

„Nicht zu hitzig, Mann. Ihr könnt nicht wiſſen, wann Ihr die Heilige braucht. Was iſt alſo Euer Anliegen?“

„Mein Anliegen?“ ſagte der Andere ſtutzend: „es iſt auch das Eurige, Don Galatiano. Und bei Sanct Paulus, mehr das Eurige, als das meinige; denn wer zieht den größten Vortheil davon?“

„Ich verſteh' Euch nicht, Mann,“ ſprach der Ritter in dem Tone der ſtolzen Befremdung.

„Wie? Erinnert Ihr Euch nicht mehr, was im Betreff des Weizens feſtgeſetzt worden iſt?“

„Wie ſollt' ich vergeſſen, womit Pflicht und Ehre mich ſo ernſtlich beſchäftigen? Seinen Platz mit Lebensmitteln verſehn, iſt eine der erſten Pflichten des Commandanten. Es gereicht mir zu großer Beruhigung, daß auf einige Tage für die Subſiſtenz geſorgt iſt. Ich erwarte, daß Ihr es den Leuten an nichts fehlen laſſen werdet.“

„Ich, Don Galatiano? Gewiß nicht, ſo lange ſie Geld oder Geldeswerth haben zum bezahlen. Aber die Verlegenheit iſt jetzt, daß ſie Weizen ohne Geld verlangen. Fodre ich nun Geld dafür, ſo drohen ſie, mir das Gehirn einzuſchlagen, und will ich mir Achtung durch Euren Namen verſchaffen, ſo lachen ſie mir ins Geſicht, und ich muß mich glücklich ſchätzen, wenn ich ohne Rippenſtöße davon komme. Bei St. Paul, es iſt nicht länger auszuhalten; zumal für den geringen Gewinn, welchen ich dabei habe.“

„So gebt ihnen den Weizen umſonſt; es iſt ohnedieß ſündlich, daß Ihr von der Noth der Unglücklichen Nutzen ziehen wollt.“

„Iſt das Scherz, Don Galatiano? Oder verlangt Ihr keinen Antheil mehr an dem Gewinn?“

„Ich? Hab' ich je Antheil an Eurem Gewinne verlangt? Solches Sündengeld würde mir wahrlich wenig Segen bringen.“ —

Dem Kornhändler ſtand recht eigentlich der Verſtand ſtill, als er dieſe Sprache hörte. —

„Nun meinetwegen!“ begann er nach einer Weile, in der er den Ritter ſtumm angeſchaut. „Wenn Ihr nichts vom Gewinne verlangt, kann ich den Aermſten wohl ein Paar Hände voll auf beſſere Zeiten geben.“

„Ihr verſtehet mich falſch, Don Paolo,“ ſprach Galatiano mit dem gemeſſenſten Ernſte; „ich meine, daß es Niemand an Brot fehlen darf, bis ich mit den Türken eine Capitulation abgeſchloſſen.“

„Herr, ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll. Habt Ihr denn die Abſicht, mir den Weizen zu bezahlen, den ich auf dieſe Weiſe verſchleudere?“

„Iſt es nicht genug, wenn ich Euch Gelegenheit gebe, und auch ſonſt dazu behülflich bin, ein gutes Werk zu thun? Wie könnt Ihr auf den Beiſtand der Heiligen zählen, wenn Ihr ſo viele Unglückliche zur Verzweiflung getrieben? In Wahrheit —“ ſetzte er hinzu, als ob ihm plötzlich ein Licht aufgegangen wäre, — „jetzt wird mir erſt begreiflich, warum uns die Heilige ſo ſehr im Stich gelaſſen! Hebt Euch weg von mir! Eure Nähe bringt Unheil!“ —

Der Kornhändler verlor alle Faſſung. Dicke Thränen rollten über ſeine glänzenden Wangen, und er ſprach jammernd: „ach, Don Galatiano! An wen kann ich mich halten, wenn Ihr mich verſtoßet? Im ganzen Caſtell darf ich mich nirgends ſehen laſſen, wenn ich nicht die gröbſten Mißhandlungen erfahren will. All mein Vertrauen war auf Euch geſetzt. Ich hab' Euch ſchon zu ſo mancher ſchönen Summe geholfen; Ihr ſchient ſo dankbar, ſo einverſtanden mit mir. Und nun iſt Alles auf einmal anders geworden! Ich fleh' Euch, Don Galatiano, bei dem heiligen Paulus, meinem Schutzpatron und dem Eurigen, fleh' ich Euch, verlaßt mich nicht in meinem Jammer!" —

Trotz ſeiner Körpermaſſe hatte ſich der Kornhändler bei den letzten Worten auf die Kniee niedergeworfen, und die Beine des Ritters umfaßt. Aber im nämlichen Augenblicke ſtand Dieſer auf, trat ans Fenſter, und klopfte mit der Hand an die Scheibe. „Bruder Euſebius! Bruder Euſebius!" ſetzte er hinzu; „tretet doch hier herein, Bruder Euſebius; ich habe wichtige Dinge mit Euch zu verhandeln." —

Der Mönch war nämlich aus der kleinen Thüre gekommen, welche des Ritters ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, und ging eben an dem Fenſter vorüber, als ihn Don Galatiano hineinrief, und ihm ſogleich die Pforte öffnete.

„Wenn wir noch Fünf Eures Gleichen hier hätten," begann der Mönch, als er den Kornhändler ſah, „ſo könnten wir die ſieben fetten Kühe von Egypten vorſtellen. Seid Ihr nicht auch der Meinung, Don Galatiano?“

„Es war ein böſer Traum, den König Pharao träumte,“ ſprach der Ritter, „und damit es den fetten Kühen nicht geht, wie in Egypten, ſo hab' ich dieſem Mann eben gerathen, den armen Leuten im Caſtell ſo viel Waizen auszutheilen, als ſie brauchen.“

„Bei Sanct Auguſtin, das iſt ein Rath, ſo gut, als je einer einem fetten Manne gegeben worden,“ erwiederte der Mönch. „Wär' ich, wie Ihr, Don Paolo, ſo folgt' ich ihm, und thät' ich es auch nur, um nicht zu todt geſchlagen zu werden. Noth kennt kein Gebot, und der Hunger iſt eine Beſtie, die ſich nur durch Speiſe bändigen läßt.“

„Da ſeht Ihr's,“ ſprach Don Galatiano zu dem Kornhändler; „drum geht, und thut, wie Euer Seelenheil erfodert.“

„Ach, Herr,“ ſeufzte Dieſer, „ſo ſoll ich denn den ganzen Caricatojo in die Schanze ſchlagen?“ —

Statt der Antwort trat der Ritter an die Thüre, und öffnete ſie. „Geht,“ begann er endlich, als der Kornhändler zu zögern ſchien, „und ſäumet nicht länger, die Hungrigen zu ſpeiſen. Saget ihnen, dieß ſei mein Befehl, und ſie ſollten ſich nur ruhig halten. In Kurzem würde ihnen auch ſonſt geholfen werden.“ —

Ohne ein Wort zu erwiedern, entfernte ſich der Kornhändler; aber er warf im Vorbeigehen einen Blick auf den Ritter, von dem es nicht leicht zu beſtimmen war, ob er Furcht, oder Schmerz ausdrückte. Es lag eine Art von Ungewißheit darin; doch konnte er auch leicht den Zweifel andeuten, ob es ſeinem alten Verbündeten wirklich ernſt mit dieſer Sinnesänderung ſei. Vielleicht hatte die Angſt ſein Gewiſſen geweckt, hatte er darum den Mönch gerufen, um ihm gleich zur Beichte zu ſitzen, und ſein Gewiſſen zu beruhigen. Aber dann durfte er auch gewiß ſein, daß die Stimmung des Ritters keine lange Dauer haben, und ſein altes Bündniß ſchnell genug mit ihm erneuert werden würde.

Als ſich Don Galatiano allein mit dem Mönche befand, leitete er das Geſpräch allmählig auf Camillo'n, von dem er etwas Näheres zu erfahren ſuchte. Der Bruder Euſebius ſagte, was er wußte; es war nicht viel, aber es gewährte dem Ritter doch einige Beruhigung. Er erfuhr wenigſtens, daß der junge Mann durch den Mönch mit dem Alchymiſten in Verbindung gebracht worden war, und gewann damit faſt die Gewißheit, daß ſich kein näheres Verhältniß zwiſchen Beiden gebildet hatte.

„Uebrigens muß ich geſtehn,“ fuhr der Mönch fort, „daß ich den alten Sonderling nie in ſeinem Leben ſo artig geſehen, wie er ſich gegen die ſchöne, junge Frau zeigt. Ich hätte dem rußigen Sünder nicht ſo viel Sinn für Schönheit zugetraut; aus dem Manne machte er ſich freilich ſo wenig, als möglich. Aber wer konnte auch jemals vermuthen, daß ein ſolcher Schatz in dieſe unheimlichen Gewölbe geflüchtet werden würde?“

„Wie ſo?“ fragte der Ritter haſtig; „welchen Schatz meint Ihr? Heraus mit dem Wort!“

„Bei Sanct Auguſtin,“ erwiederte der Mönch lächelnd; „Ihr redet ja mit einer Wärme, als ob Ihr ihn auch geſehen.“

„Den Schatz? Welchen Schatz ſoll ich geſehen haben, Bruder Euſebius?“ ſprach Don Galatiano mit auffallender Unſicherheit in Blick und Stimme, indem er ſeine Beſorgniß zu verbergen ſuchte.

„Nun, wenn Ihr ihn geſehn, ſo werdet Ihr zugeben, daß es für Sinan-Paſcha ſchon der Mühe werth ſein kann, nicht von dem Caſtell abzulaſſen, bis er ſich zum Meiſter deſſelben gemacht.“

„Wie? Glaubt Ihr, daß auch der Paſcha davon Kenntniß habe?“

„Was weiß ich? Möglich iſt es; dieſe Türken haben überall Spione unter uns.“ —

Der Ritter rannte angſtvoll die Capelle auf und nieder, ohne ein Wort zu erwiedern. Die gräßlichſte Seelenangſt lag in ſeinem Antlitz. —

„Ach!“ rief er endlich, die Hände ringend; „nur einen Blick in den Himmel geworfen zu haben, und ihn dann auf ewig zu verlieren! Es iſt ein entſetzliches Schickſal!“

„Was habt Ihr denn?“ fragte der Mönch erſtaunt.

„Ein einziger Wunſch hat mein ganzes Leben ausgefüllt!“ fuhr der Ritter fort. „Es ſchien eine Thorheit, zu hoffen, daß er in Erfüllung gehen könne, und dennoch geſchah es. Da führt die neidiſche Hölle dieſe habgierigen Türken herbei, und auf einmal iſt Alles verloren! O es iſt entſetzlich!“

„So beruhiget Euch doch,“ tröſtete der Mönch; „es iſt ja doch immer möglich, daß ſie gar nichts davon wiſſen.“

„Wie könnt Ihr das glauben? Warum hätten ſie denn ſonſt Malta verlaſſen? Wozu ſollten ſie die reiche Beute der Hauptinſel aufgeben, und all' ihre Kraft an dieſen Felſen ſetzen, wenn ſie nicht wüßten, was er enthält? O meine alten Stammgüter, was wird aus Euch werden!“

„Ich verſteh' Euch nicht, Don Galatiano. Was hat denn die ſchöne Frau mit Euren Stammgütern zu ſchaffen?“

„Wie mögt Ihr von ſchönen Frauen reden, wo es ſich um Reichthümer handelt, wie ſie der größte König nicht beſitzt? Wenn Ihr ſelbſt in den unterirdiſchen Räumen geweſen ſeid, und habt die eiſernen Kiſten geſehen; wie könnt Ihr noch die mindeſte Hoffnung hegen, daß die Türken von dem Caſtell ablaſſen werden, ohne ſeine Schätze gehoben zu haben?“

„Daß der Sonderling reich ſein muß, das hab' ich freilich immer gedacht,“ ſprach der Mönch; „aber ſo reich iſt mir nie eingefallen, als Ihr ſagt. Und alle dieſe Reichthümer wären in den unterirdiſchen Räumen?“ —

Nun erſt bemerkte der Ritter, daß der Mönch nichts von den Schätzen des Alten gewußt hatte. Gern würd' er ſeine Worte zurückgenommen haben, wenn es noch möglich geweſen wäre. Indeß gewann er der Sache ſogleich die nützliche Seite ab, und fand, daß er einen Gehülfen wohl brauchen konnte, ja, daß er ihn nöthig hatte, um ſich dieſer Schätze zu verſichern. Und wer paßte ihm beſſer dazu, als ein Mönch, den ſeine Gelübde zwangen, die Reichthümer zu verbergen? Zudem hatte er ja auch ſonſt ſchon von Rabal-Zebug's Tincturen Gebrauch gemacht, wenn er ſich eines Ueberläſtigen entledigen wollte. Er entdeckte daher ſein ganzes Geheimniß dem Bruder Euſebius, deſſen kleine Augen faſt zu glühenden Kohlen wurden, als er das Nähere von dieſen Schätzen erfuhr. Daß Sinan-Paſcha von denſelben wiſſe, ſchien ihm kaum denkbar; aber bedenklich blieb es immer, die Sachen auf einen Sturm des Caſtells ankommen zu laſſen. Don Galatiano brachte ſeinen frühern Gedanken zur Sprache, und die beiden Verbündeten vereinigten ſich ſchnell in dem Plan, eine Capitulation mit den Türken abzuſchließen, durch welche das Caſtell vor der Plünderung und Zerſtörung geſichert werden ſollte.

„Wenn ſie nichts von Nabal-Zebug's Schätzen wiſſen," ſprach der Ritter; „welche Abſicht können ſie auf Gozzo haben, als Sklaven zu machen? Denn Gozzo behaupten zu wollen, nachdem ſie Malta aufgegeben, wäre ja eine Thorheit. Sinan-Paſcha will eine tüchtige Anzahl von Sklaven fortſchleppen, damit man ihm mit großen Löſegeldern nachkommen ſoll. Dünkt Euch nicht auch ſo, Bruder Euſebius? Mit

Sklaven könnten wir ihm ſchon dienen, ſollt' ich meinen."

„Wie verſteht Ihr das, Don Galatiano?"

„Ich denke, wir haben Leute genug hier im Caſtell, die für die Chriſtenheit kein großer Verluſt wären. Und wenn das Caſtell einmal nicht anders für den Orden zu erhalten iſt? Da ſeht Ihr wohl, Noth kennt kein Gebot. Wir dürfen nicht lange zögern."

„Ihr habt vollkommen Recht," erwiederte der Mönch; „ſo leicht wird die Sache nicht gehen. Ihr vergeſſet, daß Ihr nicht mehr allein Meiſter im Caſtelle ſeid."

„Ich vergeſſe es nicht, Bruder Euſebius; aber ich weiß auch, daß ich wieder mehr Meiſter, als jemals ſein werde, ſobald ich der Mehrzahl ſagen kann: Ihr ſeid frei! Geht, die Türken werden Euch nichts anhaben."

„Wie könnt Ihr dieß, wenn die Türken viele Sklaven haben wollen?"

„Den Türken iſt es um die Sklaven nur wegen des Löſegelds zu thun," erwiederte der Ritter. „Wenn wir zu ihnen alſo ſprechen: Was kann Euch all dieß arme Volk im Caſtell nutzen? Unter Hunderten iſt nicht Einer, der Euch ein Löſegeld zu bezahlen vermag. Drum verlangt nur ein zwanzig, oder dreißig, d. h. der Reichſten; und habt Ihr ſie, ſo fodert von ihnen, was Ihr wollt; ſie müſſen es Euch bezahlen. Meint Ihr nicht, daß uns die Türken verſtehen würden?"

„Die Sprache iſt allerdings nicht übel, Don Galatiano; es ſcheint mir faſt, daß ſie den Ohren der Türken gefallen könnte. Und da ich einmal das gute Herz kenne, das Ihr zu den armen Leuten traget, ſo werdet Ihr dieſen Camillo ohne Zweifel unter die Zahl der Zwanzig oder Dreißig aufnehmen, welchen die Federn gerupft werden ſollen?"

„Bei Sanct Paul! Wie kann ich anders?

Allerdings habe ich dem Maler dieſe Ehre zugedacht. Aber meint Ihr nicht, wenn ich den andern Allen ſagen kann: geht; die Türken werden Euch kein Haar krümmen. Sie wollen nur einige Wenige, und unter ihnen blos diejenigen, die ihnen ſo viele Schüſſe zugeſchickt haben; meint Ihr nicht auch, daß ſie den vorlauten Prahler ſeinem Schickſal überlaſſen, und uns auf eine Weiſe von ihm befreien werden, bei der wir uns nicht einmal viel einzumiſchen brauchen?" —

Wir wollen die edelmüthigen Ergießungen der würdigen Männer abkürzen, um unſern Leſern das Ende derſelben zu melden, welches ſie ſchwerlich von ſelbſt errathen würden. Nachdem die Beiden Alles genau verabredet, was geſchehen ſollte, um Rabal-Zebug's Schätze auf Koſten der übrigen Bewohner des Caſtells zu ſichern, bezeugte Don Galatiano das Verlangen, dem Mönch ſeine Beichte abzulegen, um für gewiſſe

Sünden, die auf ſeinem Gewiſſen laſteten, Abſolution zu erhalten. Der Bruder Euſebius war ſo bereitwillig, als möglich, und die fromme Handlung begann ſogleich. Sie ſchloß damit, daß dem reuevollen Sünder für die Aufopferung des Alten in den unterirdiſchen Räumen eine Buße aufgelegt wurde, welche für die nächſten Tage in dem Abbeten einer gewiſſen Anzahl von Roſenkränzen und in einer Wallfahrt beſtand, die er nach dem Abzuge der Türken zu der Madonna von Montenero unternehmen ſollte.

Da über dieſe Handlung die Mittagshitze herbeigekommen, und es von Außen ganz ſtille geworden war, ſo ſetzte ſich der fromme Mönch in einen bequemen, halbrunden Sitz im Chor, um ein Schläfchen zu halten, während der wachſame Commandant den Beichtſtuhl wieder einnahm, um den Blick auf die kleine Thüre zu halten, welche für ihn die ganze Fülle der kühnſten Hoffnungen verſchloß. Und indem er ſo ſaß, und ſich die Zukunft ausmalte, die ſich an ſeinen beabſichtigten Austritt aus dem Orden anſchloß, und ihm eine lange Reihe reicher und mächtiger Nachkommen zeigte, hielten ihm die boshaften Schickſalsmächte, welche ſein Leben beherrſchten, einen Spiegel voll Truggeſtalten vor, die ſeinen Geiz und ſeinen Familienſtolz vollends ganz verblendeten, ſo daß er den Abgrund vom zeitlichem und ewigem Verderben gar nicht bemerkte, der ſich immer mehr und mehr vor ihm erweiterte.

Viertes Capitel.

Wenn es im Leben der Ruchloſen wirklich Stimmungen gibt, die der Freudigkeit im Buſen des Tugendhaften nahe kommen, ſo ſind ſie nur denkbar in den Stunden, welche zwiſchen dem Entſchluß zu einer ſchweren That und ihrer Ausführung inne liegen. Der Menſch hat ſeinen Vorſatz gefaßt; er iſt über die Mittel mit ſich einig, und malt nun in ſeiner Einbildungskraft die Freuden und Genüſſe aus, welche die Früchte ſeines Verbrechens ſein ſollen. Von der Rückſeite des Gemäldes, von dem Geſetz, deſſen Strafe die That bedroht, von dem unausbleiblichen unerbittlichen, Rächer im Innern ſchweigt die Hölle, die ihn ins Verderben zieht.

In dieſem trugvollen Glück ſchwelgte die Einbildungskraft des Bruders Euſebius, während er im Hintergrunde der Capelle mit geſchloſſenen Augen ſaß, und ihn der Ritter in tiefen Schlaf begraben wähnte. Und in der That ſah der Mönch, deſſen Wünſche und Hoffnungen ſich nie zu Reichthümern erhoben hatten, für deren Verführung weder ſein Temperament, noch ſein Stand geeignet waren, eine neue Zukunft vor ſich liegen, deren Glanz ihn eine Zeit lang recht eigentlich blendete. Indeß gehörte er einem der Orden an, in welchen die Mönche durch ihre mannichfaltigen Beziehungen zu den Verhältniſſen des täglichen Lebens von jeher eine beſondre praktiſche Richtung gewonnen haben ſollen, und ſo faßte er gleich die nächſte Lockung auf, die ſich ihm darbot. Es war der Beſitz der ſchönen, jungen Frau, deren Beſchützer er bereits für verloren anſah, und die ſich, wie er meinte, glücklich ſchätzen konnte, wenn ſie Schirm und Hülfe bei ihm fand. Daß er ſeine Mönchskutte fallen laſſen mußte, war ein Gedanke, dem er erſt nach einigem Zögern nachgab; denn der Menſch achtet ſich immer durch die Form ſtärker gebunden, als durch den Geiſt. Deſto ſchneller begriff er dagegen, wie nützlich ihm die Schätze des Alten wurden, nahm ſein Leben auf einmal die Wendung, die eine Verbindung mit Conſtanzen nöthig machte. Er konnte die Sicherheit dazu nur in Gegenden ſuchen, welche dem Arm ſeiner Kirche unerreichbar blieben. Daher richteten ſich ſeine Plane nach Deutſchland, wo die Reformation gerad ihren glücklichſten Fortgang nahm. Ohne Weiteres erkannte er zwiſchen ſich und ihrem Gründer eine Geiſtes- und Schickſals-Verwandtſchaft, wozu er des vollen Maßes der hölliſchen Blendwerke bedurfte, die ihn umgaukelten, um ſie über die zufällige Aehnlichkeit hinauszutreiben, mit dem großen Kirchenreformator dem nämlichen Orden der Auguſtiner-Mönche anzugehören.

Sobald die ſtärkſte Mittagshitze vorüber war, erhob er ſich zu der Ausführung des Planes, den er mit Don Galatiano verabredet. Der Anfang mußte bei Camillo gemacht werden, welcher den Schlüſſel des Caſtells in ſeinen Händen behalten, um das Schickſal deſſelben der Gewalt des Commandanten zu entziehen, deſſen unredliche Geſinnung ihm eben ſo gefährlich ſchien, wie ſeine Feigheit. Der fromme Mönch nahm daher Abſchied von ſeinem würdigen Bundesgenoſſen, und verließ die Capelle, um den jungen Mann aufzuſuchen, mit dem er ſich verſtändigen mußte, wenn er ſich zu Sinan-Paſcha begeben ſollte.

Indem der Mönch, beſchäftigt mit dem Gedanken an die großen Schwierigkeiten, welche ſich ihm bei Camillo entgegenſtellen konnten, nachdenklich den langen, gewölbten Gang durchwandelte, trat der dicke Kornhändler aus einer dunkeln Seitenhalle hervor, und begrüßte ihn mit den Worten: „ach, wie froh bin ich, frommer Bruder, Euch zu finden! Man iſt ſo verlaſſen hier, ſeit ſich die Heilige von uns gewendet, daß man in die Erde kriechen ſollte, wenn man es vermöchte.“

„Wo kommt Ihr her, Don Paolo?“ erwiederte der Mönch. „Ich dachte mir Euch in voller Arbeit, den armen Leuten im Caſtell Korn auszutheilen.“

„Ach Bruder Euſebius, da iſt nichts für mich zu thun! Sie haben ſich des Korns ſchon ſelber bemächtiget, und der Maler verſchenkt die Vorräthe, als ob er ſie mir bezahlt hätte, und ſie ewig dauren könnten.“

„Deſto beſſer, wenn er Euer Schuldner iſt; dann könnt Ihr mir vielleicht einen Dienſt bei ihm leiſten. Ich ſoll mich zu Sinan-Paſcha begeben, und mit ihm die Capitulation zur Uebergabe des Caſtells unterhandeln. Und ohne Don

Camillo's Erlaubniß iſt nicht aus dem Neſte herauszukommen."

„Ach, mein frommer Bruder, der iſt Keiner von den Schuldnern, von denen man Alles, nur kein Geld, erhalten kann. Wer ihm am Morgen mißfallen, kann von Wunder ſagen, wenn er um Mittag noch ſeinen Kopf auf den Schultern ſitzen hat."

„Nun, ſo arg iſt es doch nicht; aber Haar auf den Zähnen hat er, Don Paolo, ſo viel, als Ihr nur Zecchinen in Euren Geldkiſten habt."

„Was helfen mir nun die Zechinen, mein frommer Bruder? Don Galatiano hat ſein Antlitz von mir gewendet, und Ihr wollt das Caſtell gleichfalls verlaſſen. Dann iſt auch kein Auge mehr hier, welches mich nicht mit Haß anſieht."

„Es iſt eine Prüfung, Don Paolo, angeordnet für Euer Seelenheil, auf daß Ihr zur

Erkenntniß gelanget, wie wenigen Werth Eure Zecchinen haben. Ich rath' Euch, thut das Gelübde, ſie dem heiligen Auguſtinus zu weihen, dann wird mir ſein Beiſtand bei Sinan-Paſcha nur um ſo gewiſſer ſein."

„Wie könnt Ihr das verlangen, mein frommer Bruder? Iſt es nicht genug, daß ich einen ganzen Caricatojo voll Weizen hergeben muß? Soll ich das ganze Unglück für die Uebrigen allein tragen? Habe ich dieſen Morgen nicht ſchon Stöße und Püffe genug ausgehalten? Von den giftigen Blicken nicht zu reden, die ich überall einnehmen muß, wo ich mich nur ſehen laſſe." —

„Da iſt der Kornwurm!" ſchrie eine gellende Weiberſtimme im Augenblick, als die Beiden in den Hof hinaustraten. —

„Er ſieht nicht aus, wie wenn er ein einzigesmal in ſeinem Leben gefaſtet hätte," rief eine Andere, „und doch ſagt er, daß wir es lernen müßten!

Helft ihm doch von dem unverſchämten Fett, das er auf dem Leibe hat!"

„Laſſet den Mann in Ruhe, Frau," ſprach der Mönch begütigend; „wenn Ihr wüßtet, wie ſchwer ſolches Fett zu tragen iſt, würdet Ihr dem Schöpfer für Eure Magerkeit danken."

„Ei ſeht mir doch den Baalspfaffen an," erwiederte die Frau, indem ſie die Hände in die Seite ſtemmte, und vor den Mönch trat. „Was wißt Ihr davon, ob ich mager bin, oder nicht? Meint Ihr, daß ein Schmeerbauch, wie der Eurige dazu gehört, um geſundes Fleiſch auf den Knochen zu haben?" —

Der Kornhändler gedachte den Wortwechſel zu benutzen, in welchen der Mönch gerathen war, um ſich unter die Menge zu verlieren, welche bereits einen Kreis um die Redenden geſchloſſen. Indem er aber neben einem ſtarken Manne durchſchlüpfen wollte, faßte dieſer ihn um den Leib, und ſchleuderte ihn mit ſolcher

Gewalt gegen den Mönch, daß Beide auf das heftigſte zuſammenſtießen, und von einander zurückprallten. Der Mönch, der taumelnd einem Laſtträger in die Arme fiel, wurde gleich wieder in der nämlichen Richtung zurückgeſchnellt, und traf aufs Neue mit dem Kornhändler zuſammen, welchem man denſelben Dienſt auf der entgegengeſetzten Seite geleiſtet. Ob hier Zufall oder Geſchicklichkeit der Männer waltete, welche dieſes Ballſpiel trieben; die beiden wohlgenährten Freunde ſtießen in der Fortſetzung deſſelben jedesmal mit ihrem dicken Bäuchen zuſammen, ſo daß das Zurückprallen mit verdoppelter Elaſticität geſchah, und von einem ſonderbaren Schalle begleitet war.

„Barmherzigkeit!“ ſchrie der Kornhändler.

„Noch einmal!“ jubelten die Weiber.

Und im nämlichen Augenblick trafen die beiden Bäuche wieder zuſammen, als ob ſie aus einer Kanone gegen einander geſchoſſen wären.

„Iſt's erlaubt, alſo mit Dienern der Kirche umzugehn?“ keuchte der Mönch, da er eine Pauſe gewonnen zu haben glaubte.

Ein neuer Stoß antwortete ihm mit ſo vieler Geſchicklichkeit, daß er nicht einmal Zeit gewann, ſich über die unerwartete Antwort zu verwundern, die er erhalten.

Und wirklich half all ſein Bitten und Drohen nichts; vielmehr erweiterte ſich der Kreis faſt von ſelbſt, und verlängerte ſich die Linie, welche dieſe ſchwerfälligen Spielbälle zu durchlaufen hatten, um ſich zu treffen. Die Menſchenmenge umher häufte ſich; die Weiber hoben die Kinder in die Höhe, dem Spiele zuzuſehen, und mehrere Frauen ſaßen auf den Schultern ihrer Männer. Das wilde Hohngelächter, welches erſcholl, ließ bald keine Töne der Bitte und der Klage mehr unterſcheiden, die ohne Zweifel von den beiden Leidensbrüdern ausgeſtoßen wurden.

Einen um ſo auffallendern Contraſt bildeten dieſe für das Auge.

Der Mönch ziegelroth im Geſichte, die Augen und den Mund faſt krampfhaft geſchloſſen, ſchien ſich in ſein Schickſal ergeben zu haben, und empfing geduldig die Stöße, die ihm beſtimmt waren. Der Kornhändler blaß, wie angelaufenes Blei, mit herausliegendem, talgähnlichem Auge, den Mund weit geöffnet, und die Unterlippe ſchlaff herunterhängend, ſchien kaum noch eine Spur von Athem zu haben. Beiden floß der Schweiß in Strömen von den Wangen, und ihre Maſſen begannen ſichtbarlich zu ſchmelzen. Allgemein machten die Umſtehenden die Bemerkung, daß die beiden Wänſte ihre Elaſticität verloren hätten, und eine der Frauen wollte das verminderte Gewicht derſelben ſogar durch einen Sinn erkennen, der ſonſt nicht für die Beurtheilung räumlicher Verhältniſſe geeignet iſt. Allmählig ſchienen auch die Männer zu ermüden, welche ſich dieſe Bälle mit ſo vieler Geſchicklichkeit zugeworfen; ſie rückten immer näher zuſammen, entweder um ſich die Stöße leichter zu machen, oder weil ſie bemerkten, daß die Geſtoßenen nicht mehr länger von ihren Beinen getragen wurden. „Noch eine zärtliche Umarmung!“ ſchrie ein franzöſiſcher Seemann, der die meiſte Gewandtheit in dem unbarmherzigen Spaße gezeigt hatte, „und dieſe ſei die letzte!“ Damit prallten die Beiden noch einmal auf das heftigſte zuſammen. Aber als ob ihnen eine neue Kraft damit gekommen wäre, faßten ſie ſich gleichzeitig um den Leib, wankten einige Augenblicke von einem Paar Beinen auf das andere, und ſtürzten dann zu Boden, wie zween volle Säcke, die vom Fenſter herab auf die Straße geworfen werden.

Ein ſchallendes Gelächter, das kein Ende nehmen wollte, ertönte durch den ganzen Hof, und der Jubel hatte gerade den höchſten Taumel erreicht, als ein gewaltiger Schuß erfolgte, und faſt im nämlichen Augenblick das Dach eines Thürmchens herunterſtürzte, welches von einer Kanonenkugel getroffen worden. Schrecken und Entſetzen ergriff nun die Menge, die noch eben gefrohlockt hatte. Jedermann flüchtete ſich unter die Thore und in die Gänge, und bald war Niemand mehr im Hof, als die beiden Unglücklichen, welche das Schauſpiel der Uebrigen ſo theuer bezahlten. Der Mönch, den der Kornhändler feſthielt, wand ſich nur mit Mühe aus ſeinen Armen; dieſer blieb ohne Bewußtſein liegen, und der Bruder Euſebius wankte fort, ohne ſich das geringſte um ſeinen Unglücksgenoſſen zu bekümmern. Nachdem der Kornhändler eine Zeit lang allein gelegen, nahte ſich ihm ein corſicaniſcher Hund, und begann, ſein Geſicht zu belecken. Der Durſt trieb das Thier, welches ſein Bedürfniß nicht ohne Behagen mit den Strömen von Schweiß zu ſtillen ſchien, die von den fetten Wangen floſſen.

Wahrſcheinlich war es die Zunge des Thiers, die den Bewußtloſen ſchneller zu ſich brachte, als ſonſt vielleicht geſchehen wäre. Er öffnete die Augen, und ſein erſter Blick fiel in des Hundes Rachen, der mit einer Reihe der ſchärfſten Zähne bewaffnet war. Da er zugleich eine heftige Bewegung gemacht, ſo ſprang das Thier einen Schritt zurück, ſtellte ſich in förmliche Poſitur gegen ihn, und begann, aus allen Kräften zu bellen. Man denke ſich das Entſetzen des Mannes. In der That, wenn er auch nicht wußte, wie ſich der Eine jener beiden Wanderer in der Fabel gegen den Bären geſchützt hatte, ſo blieb ihm doch nichts übrig, als die Augen zu ſchließen, und unbeweglich, wie ein Todter, liegen zu bleiben.

Ob der Hund ſeinen Durſt gelöſcht, oder nicht, er verließ wenigſtens ſeine drohende Stellung, als der Kornhändler die Augen ſchloß, und kein weiteres Lebenszeichen von ſich gab. Er legte ſich gerade vor ihm nieder, als ob er ihn wie einen Feind, dem er nicht traute, im Auge behalten wollte, und war nach kurzer Weile eingeſchlafen. Dafür hob der Kornhändler, welcher ſeine Gedanken allmählig gefaßt hatte, die ſchweren Augenlieder unmerklich empor, um durch eine ſchmale Ritze nach ſeinem neuen Feinde zu ſchauen. Als er bemerkte, daß dieſer ſchlief, nahm er ſich vor, noch eine Weile zu warten, bis der Hund entweder feſter eingeſchlafen war, oder, ſelbſt aufwachend einen andern Gegenſtand ſuchte, der ihn mehr anzog.

Wir müſſen inzwiſchen den frommen Bruder Euſebius begleiten, welchen ſeine ſchwankenden Schritte nach der nächſten Halle führten. Die Weiber, noch voll des Entſetzens von dem herabgeſtürzten Dache, lagen hier zerknirſcht auf den Knieen, und riefen ihm einſtimmig entgegen: „gebt uns Euren Segen, frommer Bruder! Euren Segen, Euren Segen gebt uns, frommer Bruder!“ —

Der arme Mönch, welcher vor Erſchöpfung kaum den Arm erheben konnte, ſah ſich genöthigt, das Begehren dieſer Weiber zu erfüllen, die, wie er wohl wußte, ſchneller, als der Wind, dem das Gewerb ihrer Gatten unterthan war, von der Stille zum Sturm überſprangen. Indem er nun mit zitternden Knieen vor ihnen ſtand, und mit den Fingern das Kreuz in den verſchiedenen Richtungen ſchlug, brummte er einen lateiniſchen Fluch vor ſich hin, welchen die einfältigen Weiber als eine Segensformel empfingen, und mit den heftigſten Schlägen der Reue vor ihre Bruſt begleiteten.

Dieſe gotteslästerliche Rache war jedoch vom Himmel nicht unbemerkt geblieben; denn indem der Mönch eben ſeine Formel mit dem ganzen Maß des innern Wohlgefallens wiederholte, deſſen er jetzt fähig war, durchbrach der Zwerg auf einmal die Reihen der Frau'n mit dem blitzenden Dolch in der Hand, und ſtürzte mit der äußerſten

Wuth gerad' auf ihn los. Er konnte gar nicht anders glauben, als daß es auf ſein Leben abgeſehen ſei, und ergriff die Flucht mit einer Schnelligkeit, welche man ihm nach der ſtarken Bewegung, die er gehabt, nicht hätte zutrauen ſollen.

Der Zwerg ließ darum nicht von ihm ab, und war ſeinem Rücken ſchon ganz nahe mit der Spitze des langen Dolches, als Camillo aus der nächſten Thüre heraustrat, und ſich zwiſchen Beide ſtellte. Die Wuth des Kleinen kehrte ſich nun gegen dieſen, ſo daß er für ſeine eigene Sicherheit ſorgen mußte. Er führte mit dem Degen auch gleich einen ſo kräftigen Schlag auf die Klinge des Dolchs, daß das Mordgewehr weit aus der ſchwachen Hand hinausflog, und gerade mit ſeiner Spitze auf den corſicaniſchen Hund niederfiel.

Mit entſetzlichem Geheul ſprang das Thier auf, und lief davon. Der Kornhändler öffnete in der Angſt die Augen, und ſein erſter Blick traf auf Camillo'n, der mit bloßem Degen beſtand. Auch jetzt blieb ihm nichts Beſſeres zu thun übrig, als die Augen aufs Neue vor Gefahren zu ſchließen, für die er keinen Widerſtand hatte, und die Rolle des Todten ſo lange fortzuſpielen, bis er ſie mit beſſerem Glücke gegen die des Lebenden vertauſchen konnte.

„Wie kommſt Du dazu, mein kleiner Held,“ ſprach Camillo gütig zu dem Zwerge, „daß Du den Burgfrieden ſtörſt? Weißt Du, daß dieſe Verletzung doppelt ſtrafbar iſt, wenn der Feind vor den Thoren ſteht?“ —

Toccuccio, welchem der Schaum vor dem Munde ſtand, hatte kein Wort der Erwiederung, ſondern ſtampfte mit der äußerſten Bosheit gegen die Erde.

„So ſprich denn, muthiger David,“ fuhr Camillo fort, „damit ich einen Grund gewinne, Dich zu entſchuldigen. Haſt Du den Römer vielleicht für den Rieſen Goliath angeſehn?“

„Ich ſah' ihn für den ſchurkiſchen Verläumder meines Familienruhmes an," ſprach der Zwerg endlich ſtammelnd. „Bei dem Fürſten Publius, meinem Ahnherrn, das iſt er auch, und ich werde nicht ruhen, bis ich ſein Blut fließen geſehn! —"

Zur Erklärung der Stimmung Toccuccio's müſſen wir bemerken, daß dieſer ſich für die viele Mißgunſt, womit ihn Natur und Glück behandelt, durch die Ehre tröſtete, von jenem angeſehenen Manne abzuſtammen, bei welchem der Apoſtel Paulus einſt nach ſeinem Schiffbruch an der Küſte von Malta eine ſo gute Aufnahme fand. Galatiano hatte dieſe Schwachheit gleichfalls benutzt, nachdem er alle übrigen Mittel erſchöpft, ſich ſeiner Geſellſchaft in der Capelle der heiligen Agatha zu entledigen. Wie ein Raſender war er fortgerannt, um im Augenblick die, ſeinem Hauſe zugefügte, Schmach an dem ſardiniſchen Muſikus zu rächen, der ſich im Caſtelle befand. Er hatte denſelben aufgeſucht, war aber auch durch ſeine Angſt vor ihm ſo ſehr geſchmeichelt worden, daß er ſich die Ausrede gefallen ließ, welche die ganze Sache auf den Mönch Euſebius ſchob, und die Rachſucht des Zwerges auf dieſen ableitete.

„Er muß Dir eine Ehrenerklärung machen,“ erwiederte Camillo gütig, „wenn er Deinem Hauſe wirklich mit ſo verletzenden Reden nahe getreten iſt. Das verſprech' ich Dir. Inzwiſchen nimm Deinen Dolch wieder auf, und ſpare Deinen Muth und Deine Tapferkeit für die Türken. Wir haben die tapfern Männer ohnedieß nicht im Ueberfluſſe.“ —

Die freundliche Rede des ſtattlichen Mannes verfehlte ihre Wirkung nicht auf Toccuccio. Er hob ſeinen langen Dolch vom Boden, ſtellte ſich auf die Zehenſpitzen vor Camillo, und ſprach in ſeinem hohlen Tone: „ich bin bereit! Stellet mich hin, wo die Gefahr am größten iſt, und Ihr ſollt ſehen, daß mein Muth ihr gewachſen ſein wird."

„So komm, mein kleiner Held, und laß uns einige Poſten beſuchen, denen nicht zum Beſten zu trauen iſt," erwiederte ihm Camillo, und nahm ſeine Richtung gegen das Thor des Caſtells.

Der Kleine, welcher ganz ſtolz neben ihm her ſchritt, ſprach: „dort geht der Verläumder! Ruft ihn nur; Ihr könnt den Schandfleck nicht zu ſchnell von meinem Haus abwaſchen!" —

Und wirklich war der Mönch in demſelben Augenblick in die Wachtſtube eingetreten, wo er Camillo'n in Sicherheit und Ruh' erwarten zu können glaubte. Kaum hatte er ſich hier niedergeſetzt, ſo ſah er ihn auch an der Thür' erſcheinen, und ſtand ſogleich auf, um ihm entgegen zu gehn, und ſeine Bitte bei ihm anzubringen. Aber welches Entſetzen ergriff ihn, als ihm faſt eben ſo ſchnell der Zwerg in das Auge fiel, der mit ſeinem langen Dolch in der Hand neben Camillo'n ſtand, und, wo möglich, noch wilder ausſah, als zuvor. Der Stolz auf die Wichtigkeit, die er für die Vertheidigung des Caſtells gewonnen zu haben glaubte, hatte Toccuccio'n ordentlich aufgeblaſen, und jeden Zug ſeiner Häßlichkeit zum Schauerlichen geſteigert.

Camillo, welcher den Mönch ſogleich bemerkte, rief ihm von Weitem zu: „Ihr kommt wie gerufen, Bruder Euſebius! Ihr ſollt ein ſchweres Unrecht gut machen, das Ihr gegen meinen kleinen Freund begangen. Es iſt jetzt keine Zeit, Groll zu hegen; drum laſſet uns den Zwiſt ſo ſchnell, als möglich, zu Ende bringen, damit Ihr verſöhnt von einander ſcheidet."

„Ich verſteh' Euch nicht, Don Camillo," erwiederte der Mönch, indem er ſich außer dem Bereiche von Toccuccio's langem Dolch zu halten ſuchte.

„Da ſeht Ihr's, Don Camillo," ſprach

dieſer; „er will ſein Unrecht nicht einmal eingeſehen."

„Wenn von Unrecht zwiſchen uns Beiden die Rede ſein ſoll, Toccuccio," fiel der Mönch ein, „ſo haſt Du es wohl gegen mich. Gewiß wär' ich jetzt eine Leiche, wenn Don Camillo Deine Wuth nicht aufgehalten hätte. Welchen Grund hab' ich Dir zu ſolchem Haſſe gegen mich gegeben?"

„Habt Ihr nicht die Ehre meines Hauſes durch die verachtendſten Reden angetaſtet?" rief der Kleine.

„Deines Hauſes, Toccuccio? Was weiß ich von Deinem Hauſe? Dein Vater war ein braver Schneider, welcher ſeine Bude neben der Annunciata-Kirche gehabt, und mir manchmal die Kutte geflickt hat. Das iſt Alles, was ich von Deinem Hauſe weiß."

„Wie? Ihr ſeid ein Geiſtlicher, und hättet nie im Evangelium geleſen: in locis autem illis erant praedia principis insulae, nomine Publii, qui nos suscipiens triduo benigne exhibuit!“ fragte der Zwerg.

„Was ſollt' ich daraus lernen, das hieher gehörte?“

„Daraus ſolltet Ihr lernen, nicht ſo frevelhaft an die Ehre des älteſten Hauſes von Malta zu rühren.“

„Toccuccio hat Recht, Bruder Euſebius,“ fiel Camillo ein. „Wer von einem Fürſten abſtammt, bei dem der Apoſtel Paulus drei Tage das Gaſtrecht genoſſen, läßt ſich dieſen Ruhm nicht gutwillig rauben. Toccuccio befindet ſich im Beſitze deſſelben, und wenn Ihr Euch wirklich dagegen geäußert, ſo iſt es billig, Euer Wort zurückzunehmen. Ihr ſeht ja wohl, daß er in der heiligen Schrift leichter eine Autorität für ſich zu finden vermag, als Ihr eine gegen ihn anführen könnt.“ —

Bruder Euſebius beſtand darauf, daß er

gar keine Aeußerung über einen Gegenſtand habe machen können, der ihm ganz unbekannt geweſen ſei. Indeß ließ er ſich doch gerne gefallen, als er Camillo's heitere Stimmung bemerkte, dem Zwerg eine Erklärung zu geben, wie er ſie nur immer wünſchen konnte.

Denn der kluge Mönch urtheilte ganz richtig, daß er nicht leicht einen günſtigern Augenblick gewinnen würde, um Camillo'n eine Sache vorzutragen, von der vorauszuſehen war, daß ſie ſeine größte Mißbilligung finden mußte.

„Euer Auftrag, Bruder Euſebius,“ antwortete ihm der junge Mann, nachdem er den Zweck ſeines Beſuchs bei Sinan-Paſcha erfahren; „Euer Auftrag wird das Caſtell und Keinen ſeiner Bewohner retten, wenn der Paſcha auch Alles verſpricht, was Ihr von ihm ſodert. Aber er wird Don Galatiano und Alle, die es verhindern konnten, mit ewiger Schande bedecken, wenn ſich das Caſtell unterwirft, bevor ſeine

Vertheidigungsmittel gänzlich erſchöpft ſind. Kann es Don Galatiano verantworten gegen den Großmeiſter, wenn er das Caſtell für den freien Abzug der Mannſchaft und der Flüchtlinge übergibt, ſo will ich es nicht hindern; nur verlang' ich Sicherheit, daß die Türken die Bedingung halten, und daß Ihr mir dieſe werdet bringen können, bezweifle ich ſehr."

„Wer kann das wiſſen, Don Camillo?" erwiederte der Mönch. „Das Gemüth der Barbaren iſt veränderlich, wie der Wind; vielleicht find' ich den Paſcha ganz anders geſtimmt, als wir vermuthen können."

„Ich habe von der Veränderlichkeit nie Gutes, aber immer Böſes kommen ſehen," ſprach Camillo. „Wenn Ihr darauf beſteht, es zu verſuchen, ſo möget Ihr es wagen. Aber ſeid verſichert: laß' ich Euch jetzt auch das Thor öffnen, um eine Unterhandlung anzufangen, die zu unſrer Ehre beſſer unterbliebe, ſo ſollen es die Türken gewiß verſchloſſen finden, wenn ſie uns Schaden und Verderben zu bringen einziehen wollen.“ —

Damit lud er den Mönch ein, ihm zu folgen, und nachdem er ſich erſt überzeugt hatte, daß es mit Sicherheit geſchehen konnte, öffnete er ſelbſt die kleine Thüre im Thore des Caſtells, und befahl die Zugbrücke aufzuziehn. Er überließ den Mönch ſeinem Schickſal, und dieſer war im Augenblick verſchwunden, da ſich die Zugbrücke hinter ihm erhoben.

Camillo begab ſich nun wieder auf die Plattform, um zu beobachten, was die Türken vorhatten. Er gewann ſchnell die Ueberzeugung, daß an dieſem Tage noch kein Hauptangriff von ihnen zu erwarten ſtand, indem ſie auf einer, etwas niedrigen, dem Caſtell gegenüberliegenden, Anhöhe eine Verſchanzung aufwarfen, hinter der ſie ohne Zweifel Kanonen aufzuſtellen beabſichtigten. Er konnte der Verſuchung nicht widerſtehn, eine Feldſchlange dahin zu richten, und trieb die Arbeiter durch ſeinen Schuß auf einige Augenblicke auseinander; aber ſie kamen gleich wieder zum Vorſchein, und ſetzten ihr Geſchäft fort. Ein, nur wenig gehaltenes, Feuer würde dem ganzen Plane der Türken mit dieſer Anhöhe ein ſchnelles Ende gemacht haben, wenn die Bedienung des Geſchützes dazumal ſchon ſo leicht von Statten gegangen wäre, als in unſern Zeiten. Ueberdieß war mit dem Falkenjäger Toms der einzige Mann im Caſtell zu Grabe gegangen, der ſich auf das Feuerwerk verſtand. Camillo glaubte aber auch das Schießpulver ſparen zu müſſen, und da die Türken das ihrige gleichfalls zurathhielten, ſo ſchien es ihm am angemeſſenſten, alle Hülfsmittel für den Sturm zu ſchonen, der in ſolchen Fällen die Haupt-Operation in der Kriegskunſt der Türken war, und ihnen auch allein das Schloß ſchnell in die Hände liefern konnte.

Bei den Anordnungen, welche Camillo nun in den verſchiedenen Abtheilungen deſſelben traf, und bei denen Unverſtand und böſer Willen nicht immer ohne Gefahr überwunden werden konnten, war der Zwerg nicht von ſeiner Seite gewichen, und hatte einen Grad von Klugheit, Muth und Entſchloſſenheit an den Tag gelegt, die man ihm nicht hätte zutrauen ſollen. Offenbar verdiente dieſer Geiſt eine würdigere Einfaſſung von der Natur, und Camillo verzieh gerne den Trotz, ja die Anmaßung, die er zur Schau trug, und ſein polterndes Weſen überhaupt um des Unrechts willen, das dem Unglücklichen von der freigebigen Mutter alles Lebendigen widerfahren zu ſein ſchien. Gerne ließ er ſich gefallen, von ihm wie Seines Gleichen behandelt zu werden, und der Zwerg nahm ſich bald ſo viel auf dieſe Nachſicht heraus, daß es nur wenig bedurfte, um die Nothwendigkeit herbeizuführen, die Mißgeſtalt in die Schranken ihrer Unmacht zurückzuweiſen

Camillo hatte ſeine Schritte durch den Hof verdoppelt, aus welchem die faſt ſenkrecht fallenden Sonnenſtrahlen alle Bewohner des Schloſſes vertrieben, als er auf einmal die Stimme ſeines Begleiters ertönen hörte. Er ſah ſich um, und ſein erſter Blick fiel auf den Kornhändler, der ſich mit wankenden Schritten und aller Eile, die ihm möglich ſchien, von einer ſteinernen Bank entfernte, auf der er geſeſſen. Der Zwerg lief ihm nach, und ließ ihn ſeinen Dolch im Rücken fühlen; wenigſtens rief der Fliehende angſtvoll um Hülfe.

„Was haſt Du, Toccuccio," ſprach Camillo, „daß Du den Mann nicht in Ruhe läßt?"

„Seid Ihr denn auch ein Freund dieſer hirnloſen Fett- und Fleiſch-Maſſen, die nur in der Welt zu ſein ſcheinen, um die Gräber zu mäſten?" erwiederte der Zwerg.

„Nein; aber ich bin ein Feind aller unnützen Mißhandlungen," ſagte Camillo. „Dieſer Mann verdient, ſeinem Schickſal überlaſſen zu werden, und er wird ihm gewiß nicht entgehen. Deß darfſt Du gewiß ſein, Toccuccio.“

„Warum hat er auch die Unverſchämtheit, ſich auf dieſe Bank zu ſetzen?“

„Und warum ſoll er ſich nicht auf dieſe Bank ſetzen?“

„Weil ſie durch die Göttin der Liebe ſelbſt geheiligt iſt.“

„Was faſelſt Du von der Göttin der Liebe?“

„Beim heiligen Publius, meinem großen Ahnherrn, ich faſele ſo wenig, als der Apoſtel, da er ſeinem Vater die Hand auflegte, und der Krankheit befahl, von ihm zu weichen. Hier auf dieſem Stein, hab' ich ſie ſtehen geſehen. Ihr Blick lief über dieſen ganzen Hof hin, und ſchien Jemand zu ſuchen. Aber wen? — Das werdet Ihr mir nicht zumuthen, Euch zu ſagen.“

„Nein, gewiß nicht,“ antwortete Camillo lächelnd. „Ich würde Dir es vielleicht nicht einmal glauben, wollteſt Du mir den Glücklichen auch nennen."

„Warum würdet Ihr es mir nicht glauben? Das möcht' ich wohl wiſſen. Wär' es eine Unwahrheit, warum ſollt' ich es verſchweigen? Man pflegt in ſolchen Dingen nur mit der Wahrheit heimlich zu thun, und bei Sanct Publius, das werd' ich auch!"

„Da thuſt Du gut daran, Toccuccio; nu hüte Dich, daß Dir Dein Geheimniß nicht ohn Dein Wiſſen entſchlüpft. Dergleichen Unachtſamkeiten widerfahren leicht Perſonen, die ein Schönheit geſehen, und iſt es auch nicht Kalypſo ſelbſt, deren Erſcheinung man auf dieſer Inſel doch zuerſt erwarten darf. Ohne Zweifel hat Dein großer Ahnherr dieſe Göttin ſo genau gekannt, als Du die Schöne, welche auf der Bank geſtanden."

„Das will ich wohl glauben. Als Fürſt der Inſel, könnt Ihr denken, hatte er die Auswahl unter den Schönſten der Schönen. Ach, wann werd' ich die Himmliſche wiederſehen!"

„Wenn ich Dir rathen darf, Toccuccio," ſprach Camillo, „ſo vergiß ſie, und denke deſto fleißiger an den Feind, mit dem wir uns bald meſſen werden."

„Braucht ſich die Tapferkeit die Schönheit aus dem Sinne zu ſchlagen, für welche ſelbſt der Feigſte tapfer werden kann? Ach, hättet Ihr ſie geſehn, Ihr würdet nicht alſo reden!" —

Camillo ſetzte ſeinen Gang fort; aber der Zwerg ließ ſich nicht aufhalten in ſeiner Ergießung, ſondern hing ſich ihm in den Arm, um ihm die Angelegenheit ſeines Herzens umſtändlicher mitzutheilen. Vergebens ſuchte Jener ſeinem Vertrauen auszuweichen; die Redſeligkeit des Verliebten überwand ſeine Bemühungen. „Denkt Euch," ſprach er, „den Wuchs einer Göttin des Alterthums, die Anmuth einer Heiligen und den Blick eines Engels, ſtrahlend in

Geiſt und Milde. Es war eine Erſcheinung aus einer andern Welt, die ſich nur in dieſe verloren zu haben ſchien, um einen, ihrer würdigen, Gegenſtand aufzuſuchen. Ermeſſet nun, was ich empfinden mußte, als ich mitten unter der unbedeutenden Menge auf einmal emporblickte, unſer Beider Augen ſich begegneten, unſre Seelen zuſammentrafen, ja, ſich vermählten zu ewigem Bunde.“ —

„Fürwahr, Toccuccio,“ unterbrach ihn Camillo, „Du machſt mich am Ende ganz begierig auf die Bekanntſchaft der Dame Deines Herzens.“

„Ach, hätt' ich mich ihr doch ſelber nahen können,“ erwiederte dieſer. „Aber Ihr möget Euch vorſtellen, wie mein ganzes Weſen durch die himmliſche Erſcheinung und das neue Glück verwirrt wurde, das ſich mir auf einmal aufgethan. Mir däuchte, daß mir Hören und Sehen vergangen wäre. Ich ſchlug die Augen, die ſo großen Glanz nicht ertragen konnten, nieder, und als ich ſie wieder aufhob, war ſie verſchwunden.“

„Das iſt Schade; aber man ſollte denken, ſie müßte im Caſtell ſein, wenn ſie ſo viel Menſchliches beſitzt, wie man aus der Leidenſchaft ſchließen ſollte, die ſie für Dich gefaßt hat. Haſt Du ſie nicht wieder auffinden können, Toccuccio?“

„Ich wandte alles Mögliche an,“ fuhr dieſer fort, „und hatte auch das Glück, ihr wieder zu begegnen. Aber es war nur ein Moment; da verſchwand ſie in der kleinen Thüre, welche ſich ſeitdem nicht mehr geöffnet. Noch einem Blick warf ſie zurück auf mich, und Ihr dürft mir glauben, dieſer Blick drückte Trennungs-Schmerz und Trennungs-Angſt aus.“

„Da ſind wir ja gerade vor der Thüre, die meinen Himmel verſchließt,“ rief der Zwerg, indem er Camillo'n anhielt, und auf die kleine Thüre deutete, vor der ſie ſtanden.

„Iſt das die Thüre?“ fragte Dieſer lachend.

„Ach, wie ſollt' ich ſie nicht wieder kennen?“ ſprach der Verliebte ſeufzend. Zugleich ließ er Camillo's Arm los, und kniete auf der Schwelle der Thüre nieder. „Dieſen Stein hat ihr Fuß berührt!“ rief er und küßte den Boden.

„Irrſt Du Dich nicht in der Thüre, Toccuccio?“

„Fragt, ob ich mich irre, wenn ich zur Sonne aufblicke, und ſpreche: das iſt die Sonne!“

„Nun denn, ſo ſollſt Du auch die nähere Bekanntſchaft der Göttin machen, welche Du geſehn,“ ſagte Camillo, und öffnete die Thüre mit dem Schlüſſel, den ihm der Alte gegeben. „Aber nimm Dich in Acht, Toccuccio,“ ſetzte er hinzu; „die Göttinnen haben ſich in unſrer Zeit in Heilige verwandelt, und die Heiligen kennen keine menſchlichen Leidenſchaften. Du wirſt Dich mit dem Glück des Anſchauens begnügen müſſen.“ —

Ohne Zweifel haben unſre aufmerkſamen Leſer lange ſchon errathen, daß der verliebte Zwerg Camillo'n von ſeiner eigenen Gattin unterhalten. Conſtanze war ihm in dem Augenblick ins Auge gefallen, wo ſie, nach ihrem Eintritt in das Caſtell, ſich plötzlich im Gedränge von ihrem Beſchützer getrennt geſehn, und die ſteinerne Bank im Hofe beſtiegen. Angſtvoll war ihr Aug' über die Menſchenmenge weggeirrt, um nach Camillo'n zu ſuchen, oder von ihm gefunden zu werden. Ihr Blick mußte den Blick des Zwerges auf einen Moment getroffen, und die Wirkung gethan haben, von der ſich die edle Frau nicht träumen ließ. Unglücklicher Weiſe war Toccuccio von der Natur mit dem ganzen Maß von Eigenliebe ausgeſtattet, welche ſo oft die einzige Entſchädigung derjenigen zu ſein ſcheint, die das Bedürfniß, zu gefallen, auch ohne die Mittel dazu, ſo gut, als alle Uebrigen befriedigen wollen, und ſo fand er denn dieſe Befriedigung auch in einem Selbſtbetrug, der jedem Andern unbegreiflich ſcheinen mußte, und vielleicht nicht einmal der unerwarteten Entdeckung gewichen iſt, die ihm unmittelbar bevorſtand.

Fünftes Capitel.

Der Bruder Euſebius hatte ſich bei Weitem noch nicht von der Ermüdung des grauſamen Spiels erholt, welches man mit ihm und dem Kornhändler getrieben; dennoch zog er mit ziemlich kräftigem Schritt ſeine Straße. Die freie Luft außer dem Caſtell, der Blick auf das fruchtbare Land ringsumher ſchien ſeine Bruſt zu erweitern, ſeinen Athem zu heben, und ſein ganzes Weſen zu beleben. Die Welt kam ihm jetzt größer und herrlicher vor, als früher, wo er wenig mehr in ihr zu ſehen vermochte, als ſein Kloſter und deſſen nächſte Umgegend, auf welche ſich ſein ganzes Leben und Wirken beſchränkten.

Er ſah ſich auf dem nächſten Wege zu den zwei glänzendſten Zielen aller menſchlichen Wünſche: zum Glück der Liebe und dem Glück des Reichthums. Seine Phantaſie hatte wirklich nicht Raum genug, um den ganzen Umfang einer ſolchen Zukunft auf Einmal zu faſſen; Conſtanzens Beſitz allein war ſchon ein ſo großes Gut in ſeinen Augen, daß er nicht mehr an die Reichthümer des Alten gedacht hätte, wenn ſein practiſcher Geiſt ſie einen Augenblick als die Mittel, ſich des Glücks der Liebe zu verſichern, hätte vergeſſen können.

Indem er, umgaukelt von den lachenden Bildern der Zukunft, in ſüßer Unbekümmerniß um die nächſten Zuſtände dahin wandelte, ward er plötzlich auf das unangenehmſte an die Wirklichkeit erinnert. Ganze Schaaren Hunde kamen von verſchiedenen Seiten herbeigelaufen, und ſprangen mit dem heftigſten Gekläff' um ihn herum. Er ſuchte ſich die beſchwerlichen Gäſte mit dem Stock, an welchem das weiße Friedenszeichen hing, vom

Halſe zu ſchaffen; aber ihre Zahl vermehrte ſich immer mehr, und er mußte glauben, daß ſich alle ledigen Hunde der Inſel um ihn verſammelten. Wahrſcheinlich hatten die armen Thiere, die von ihren Herren verlaſſen waren, in den letzten Tagen gefaſtet; wenigſtens bellten ſie den Mönch mit einem wahren Heißhunger an, und er fürchtete jeden Augenblick, daß er von ihnen angegriffen werden würde. Die menſchliche Geſtalt übt freilich einen gewiſſen Zauber aus über die Thiere, welchem ſie nicht widerſtehen können, aber ſeine Gewalt hat ihre Grenzen, und es bedurfte nur des Angriffs von einem einzigen dieſer Hunde, ſo verging die Scheu aller übrigen. Der Mönch war ſich der Gefahr, in der er ſchwebte, vollkommen bewußt. Die Träume von Flucht, von Reichthum und von Liebesglück verflogen, und gerne hätt' er alle dieſe künftigen Herrlichkeiten für die Sicherheit ſeiner Kloſterzelle dahin gegeben.

Zitternd wandelte er einher unter den kläffenden Beſtien, und die Gefahr, daß der Zauber ſchwinde, rückte immer näher. Die Hunde drängten ſich, und geriethen unter einander in Kampf. Ringsum den Mönch herum, zu ſeinen Füßen, zwiſchen ſeinen Beinen hindurch, biſſen, und verfolgten ſich dieſe Thiere. Jeden Augenblick ſchien ihre Wuth zu ſteigen. Mehrere verbiſſen ſich im hartnäckigſten Streit; andere liefen ſchwer verwundet mit entſetzlichem Geheul davon, und wurden von ihren Siegern verfolgt. Aber die Zahl der unerbittlichen Beſtien minderte ſich dadurch nicht; vielmehr ſchien ihr Gebell die Hunde aus den entfernteſten Gegenden der Inſel herbeizuziehn, und die Gefahr mit jedem Momente zu wachſen.

Der geängſtigte Wanderer verdoppelte ſeine Schritte, um den Fuß des Hügels zu erreichen, auf deſſen Spitze Sinan-Paſcha's Geſchütze ſtand. Ein Trupp Türken war gerade beſchäftigt, eine ſchwere Kanone in Bewegung zu ſetzen, die, wie der Mönch bald erfuhr, gleichfalls auf die Höhe geſchafft werden ſollte. Er war noch ziemlich entfernt, als einige Schüſſe fielen, denen im nächſten Augenblick das durchdringendſte Geheul mehrerer Hunde folgte. Faſt gleichzeitig ergriffen dieſe die Flucht in den verſchiedenſten Richtungen. Ein großer Schäferhund, der im Schrecken wahrſcheinlich Schutz unter ſeiner Kutte ſuchen wollte, fuhr mit ſolcher Heftigkeit zwiſchen die Beine des Mönchs, daß er niederſtürzte. Alles dieß geſchah ſo ſchnell, ſo unerwartet, daß der Unglückliche kaum wußte, was mit ihm vorging. Nur glaubte er nicht anders, als daß er von dem Schuſſe getroffen worden ſei, und erwartete jeden Augenblick den Ausbruch der heftigſten Schmerzen, um die Stelle zu erkennen, wo er verwundet worden. Zu ſeinem Erſtaunen fühlte und ſah er nichts, was ſeine Angſt beſtätigte. Statt des Gebells und

Geheuls der Hunde fiel ihm ein ſchallendes Gelächter in die Ohren; er ſtand auf, wiſchte ſich den Staub und Angſtſchweiß aus den Augen, und blickte, wie aus einem ſchreckenvollen Traum erwachend, umher. Nachdem er ſich allmählig in ſeinem Zuſtand zurecht gefunden, bückte er ſich zur Erde, um ſeinen Stock mit dem Friedenszeichen aufzunehmen. Allein er war ihm früher ſchon entfallen, und er mußte ſuchen, ſich auf eine andere Weiſe mit den Türken zu verſtändigen.

Wankenden Schrittes ging er auf dieſe zu. Sie hielten ſtill in ihrer Arbeit, und ſchienen auf ihn zu warten. Er durfte dieß für ein Zeichen anſehn, daß ſie ihn früher bemerkt, und die Abſicht ſeines Beſuchs erkannt hatten. Aber ſeine Zuverſicht ſchwand, je näher er ihnen kam. Er glaubte, in den Geſichtern der Ruderſklaven, die an die Kanone geſpannt waren, einen unverkennbaren Ausdruck von Hohn und Schadenfreude zu ſehn, und es begann ihm zu dämmern, daß er wohl in der Lage ſein könnte, die ſein Superior einen Sprung aus dem Regen unter die Traufe zu nennen pflegte.

Wie hätt' er auch länger ungewiß bleiben können über das Schickſal, welches ihm bevorſtand? Eine wahre Herkules-Figur an Kraft, mit dem ächteſten Satansgeſicht in dem unverkennbaren Ausdruck von Gefühlloſigkeit und Bosheit, und mit dem gewaltigen Ochſenziemer in der Rieſenfauſt, ließ keinen Zweifel übrig, was des Mannes Amt war, und der Mönch von ihm zu erwarten hatte. Mit einer leichten Bewegung des furchtbaren Werkzeugs wurde dieſem ſogleich die Stelle an den Stricken bedeutet, die er faſſen mußte, um die Kanone den Berg hinaufziehn zu helfen. Er ſäumte nur einen Augenblick, um ſich in der Volksſprache der Inſel, die ein verdorbenes Arabiſch iſt, zu erklären; aber der gewaltige Rudervogt ſchnitt ihm die erſten Worte mit einem tüchtigen Hieb ab, den er über ſeine

Schultern führte, und zu wiederholen bereit ſchien, ohne es der Mühe werth zu achten, eine Sylbe gegen ihn zu verlieren.

Und in der That war die Zeichenſprache des Mannes auch ſo verſtändlich, daß der Mönch keinen Augenblick über ihren Sinn zweifelhaft ſein konnte, ſondern den Strick faßte, wo ihm ſein Platz angewieſen worden. Ein Schwung des Ochſenziemers, den ein entſetzliches Sauſen begleitete, war das Zeichen, auf welches Jeder ſeine äußerſte Kraft anſtrengte, und das ſchwere Geſchützſtück in Bewegung kam.

Unter dieſem raſchen Wechſel von Zuſtänden hatte der Bruder Euſebius keine Zeit, ſich zu beſinnen, zu welcher böſen Stunde er ſich am Morgen dieſes Tags, an dem ihn ein Unſtern um den andern betraf, erhoben. Schwerlich würde er jedoch ihre Urſache den ſchändlichen Anſchlägen beigemeſſen haben, die ihn erfüllten, ſondern hätte ſie ohne Zweifel in der Unbeſonnenheit geſunden, womit er den linken Fuß vor dem rechten mit den Sandalen bekleidet, oder, bevor er die Schwelle ſeines Nachtquartiers verlaſſen, die drei Kreuze zu ſchlagen vergeſſen, durch die man ſich vor allen Unannehmlichkeiten des Tages ſichern kann.

Und in der That war es für den fetten Mönch, der, ohnedieß nicht an harte Arbeit gewöhnt, durch das Herumſtoßen im Caſtell ſeinen ſchnellen Gang, und durch die Angſt unter den Hunden ſeine beſten Kräfte bereits erſchöpft hatte, eine zu harte Aufgabe, die Dienſte eines Zugthiers bei einer ſo ſchweren, den ſteilen Weg hinaufzuſchaffenden, Laſt zu verrichten. Zwar bot er jede Kraft auf, die ihm übrig geblieben; aber ob es ſeine Ungeſchicklichkeit, oder der Ruderſklaven Bosheit war, ihre Anſtrengungen ließen im Augenblick nach, da er die ſeinigen damit verbinden wollte, und für ſich allein vermochte er das ſchwere Stück Geſchütz unmöglich von der Stelle zu bringen. Indeß ſchien der Rudervogt ihm die Schuld ausſchließend beizumeſſen, und trieb ihn mit ſo unbarmherzigen Hieben an, daß er alle Reſte ſeiner Nervenſtärke zuſammenraffte, um ihn zufrieden zu ſtellen. Da ſeine Nachbarn auch einen Theil von dieſen Aufmunterungen erhielten, ſo gewannen die Anſtrengungen Einheit und das Geſchäft Förderung. Aber der Mönch vermochte die Arbeit nicht lang auszuhalten; auch die grauſamſten Schläge des Treibers blieben bald ohne Wirkung. Seine Füße trugen ihn nicht mehr; er ſtürzte zu Boden, und hatte ſelbſt die Kraft nicht einmal, um ſich zu erheben, als der Ochſenziemer noch einmal an ihm verſucht ward. Er verlor das Bewußtſein; das ſchreckliche Werkzeug wandte ſich nun deſto kräftiger den Uebrigen zu, und die Kanone gerieth auf einmal in den beſten Lauf. Wenig fehlte, ſo ging ein Rad derſelben über den Mönch weg; doch gaben die uderſklaven, die ihre Bosheit nicht an ihrem Leiber auslaſſen konnten, dem Unglücklichen einige Tritte auf den Bauch, von denen ſchwer zu ſagen ſein dürfte, ob die Verachtung ſeiner Schwäche, der Aerger, Hülfe zu verlieren, oder Neid und Haß gegen einen Leidensgenoſſen, deſſen Maß erfüllt ſchien, den meiſten Antheil daran hatte.

Der Mönch blieb für todt liegen, und wir wiſſen nicht, wie lang er gelegen, als das Bewußtſein in ihn zurückkehrte. Er öffnete die Augen, und ſein erſter Blick traf auf das Caſtell. Eine kurze Beſinnung belehrte ihn über ſeinen Zuſtand; überall fühlte er Schmerzen, aber er ward ihren ganzen Umfang erſt inne, als er den Verſuch machte, ſich vom Boden zu erheben.

Dennoch gelang es ihm, ſich allmählig an einen kleinen Bach zu ſchleppen, welcher durch das enge Thal floß. Sein Gaumen lechzte, und ſein ganzer Körper glühte vor Erhitzung. Er ſchöpfte mit der Hand von dem friſchen, klaren Waſſer und trank. Die Labung ward ihm unendlich wohlthätig, und er meinte, daß ein neues Leben in ihn gekommen ſei, als er ſich Geſicht und Hände gewaſchen. Dennoch gewahrte er bald, daß ſich ſeine Kräfte nicht ſo ſchnell herſtellten. Nur mit der äußerſten Anſtrengung erreichte er einen ungeheuren Baumſtamm, welcher in der Nähe lag, und kaum vermochte er ſeinen eigenen Körper aufrecht zu erhalten, nachdem er auf demſelben Platz genommen.

Der Mönch ſaß zuſammengeſunken da, und hob nur zuweilen den Blick mit Müh' empor nach dem Caſtelle, das gerade vor ihm lag. Ganz mechaniſch ließ er die kleinen Kieſel, die er aus dem Bache genommen, einen um den andern durch die Hand gehn, als ob er den Roſenkranz betete. Wahrſcheinlich betete er auch; und wenn er die Hülfe des Himmels jetzt nicht beſſer verdiente, als ſonſt, ſo bedurfte er ihrer wenigſtens gewiß in höherem Grade.

„Seid Ihr es, Bruder Euſebius, oder täuſchen mich meine Blicke?“ ſprach eine Stimme hinter ihm, die er kennen zu müſſen glaubte.

Er kehrte ſich um mit Beſchwerde, und erkannte den Mann, der ihn angeredet.

„Ihr täuſcht Euch nicht, Don Paolo,“ erwiederte er; „Ihr ſeht den Unwürdigſten, aber auch den Unglücklichſten von Allen, die jemals Sanct Auguſtins Kutte getragen.“

„Was iſt Euch geſchehn, Bruder Euſebius? — Und warum kommt Ihr auch den Türken ſo nahe? Ein Mönch kann zwar etwas mehr bei ihnen wagen, als ein andrer Chriſt; aber Sinan-Paſcha's ſchlimme Laune iſt in alle ſeine Leute gefahren.“

„Das hab' ich wohl empfunden,“ ſagte der Mönch ſeufzend. „Doch Ihr, wie könnt Ihr ſo ruhig ſein in der Nähe dieſer ſchreckliche Menſchen?“

„Die Türken ſind ſo übel nicht, als man ſie verſchrieen hat. Man muß nur mit ihnen umzugehen wiſſen.“

„Ich wollte, daß Ihr mich die Kunſt vor einer halben Stunde gelehrt hättet, dann beſäß' ich vielleicht noch Kräfte genug, um Euch dafür zu danken. So ſeht Ihr einen Mann vor Euch, der ärger geſchlagen iſt, als Hiob.“

„Beim Barte des Propheten, Ihr ſehet aus, als wäret Ihr durch die Walkmühle gegangen.“

„Was hör' ich, Don Paolo?“ fragte der Mönch verwundert.

Lachend entgegnete der Andre: „wahrlich, die Türken würden mir viel Glauben ſchenken, wenn ich auf das Evangelium ſchwüre. Wer unter den Wölfen iſt, muß mit ihnen heulen. Welchen Schutz haben wir an dieſen großprahleriſchen Rittern? Ich ſag' Euch; es iſt beſſer leben unter den Türken, als unter dieſen bettelſtolzen chriſtlichen Junkern.“

„So habt Ihr denn Euren Glauben abgeſchworen, Don Paolo?“

„Noch nicht, mein ehrwürdiger Bruder. — Aber wenn Ihr mir einen Gefallen thun wollt, nennt mich nicht mehr alſo. Jedermann heißt hier zu Land Don Paolo, und da ich meinem chriſtlichen Schutzpatron den Abſchied zu geben denke, iſt mir auch an ſeinem Namen nichts mehr gelegen. Heißet mich, bis ich einen neuen gewonnen, Don Ovidio. Das paßt beſſer zu meinem Stammbaum. Ich gedenke, Sinan-Paſcha das Bekehrungsgeſchäft nicht gar zu leicht zu machen; ſein Proſelyt könnte ſonſt ſchnell im Preiſe fallen. Wenn Don Galatiano das Caſtell ſo lange behauptet, als ich meinen Glauben, ſo hat er Alles gethan, was man von ihm verlangen kann.“

„Bei Sanct Auguſtin, dann werdet Ihr Euch noch heute beſchneiden laſſen müſſen,“ ſprach der Mönch, dem die frohe Laune mit den Kräften zurückzukehren begann.

„Wie? Sollte ſein Ritterthum nicht einmal ſo lang aushalten, als mein Chriſtenthum?“

„Er will das Caſtell nicht in den Grund ſchießen laſſen. Wer müßt' es wieder aufbauen, als der Orden? Wenn dieſe Türken keine unvernünftigen Beſtien wären, ſo ſtänd' ich in dieſem Augenblick vor dem Paſcha, und böt' ihm eine Capitulation an.“

„Beim Barte des Propheten, wenn Ihr mit ſolcher Neuigkeit kommt, ſo werdet Ihr ſchnell Gehör finden. Und, bei allen Heiligen! es ſoll mir ein Tag ſüßer Rache ſein, wenn die Türken in das Caſtell einziehn, ehe der Doria anfangt.“

„Was hat Euch das arme Caſtell gethan, Don Paolo?“

„Don Ovidio nennt mich, ich bitt' Euch darum. Was mir an dem Caſtell liege? Fraget nach dieſem ſoldatiſchen Mönchsorden voll Bettelſtolz und ſeinem Meiſter, der von Hochmuth nd Habſucht ſtrotzt, und ich werd' Euch ſagen, warum ich ſie haſſe bis in den Tod, und nie müde werden werde, an ihrem Verderben zu arbeiten.“

„Das ſind ja ſündliche Reden und Vorſätze, Don Paolo, Don Ovidio, wollt' ich ſagen.“

„Wie? Soll ich es mit Geduld ertragen, daß dieſer ſpaniſche Krautjunker mir das Ordenskreuz verweigert, weil mein Stammbaum nicht nach ſeinem Sinn iſt. Dieſer hungerleideriſche Ritteradel glaubt Wunder, wenn er ſein Geſchlecht ein Paar Jahrhunderte hinaufführen kann, und läßt ſeinen Spott darüber aus, wenn unſer Einer das ſeinige von ſo viel Jahrtauſenden herleitet! Ihr müßt wiſſen, die Naſo's kommen ſchon unter den vornehmen Häuſern der alten Römer vor, und das iſt doch ein andres, als ein Adel, der blos in einem Wappenſchild beſteht. „„Der Adel Eures Hauſes,““ gab mir der Großmeiſter höhniſch zur Antwort, „„kommt aus dem Heidenthum, und Ihr wollt damit Euer Recht an ein chriſtliches Ordenskreuz begründen?““ Nun denn, wenn Euch mein Adel nicht gut genug iſt, ſo geht es mir mit Eurem Chriſtenthum auch ſo; drum will ich ein Türke werden, ſobald ich mit Sinan-Paſcha einig bin.“ —

Zur Erläuterung für unſere Leſer müſſen wir dieſes Geſpräch mit der Bemerkung unterbrechen, daß unſer neuer Bekannter den Namen Paolo de Naſo führte, und ein Bewohner der Inſel war, der aus Haß gegen den Orden ſich heimlich mit den Türken eingelaſſen, ſie zu der Unternehmung auf die Inſel und Ihr Caſtell aufgemuntert, und ihnen den ganzen Zuſtand der Dinge verrathen hatte. Um den größten Vortheil aus ſeinem Verrathe zuziehn, mußte er nothwendig ſeine Religion aufgeben, und da die nahe Ankunft einer Hülfsflotte unter Doria zu erwarten ſtand, ſo war ihm die Erſcheinung des Mönchs und die Hoffnung, eine ſchnelle Uebergabe der Inſel zu bewirken, doppelt willkommen. Nur die reiche Beute konnte ſeinen Verrath in den Augen der Türken zu dem ganzen Werth erheben, den ſich ſeine Rache und ſein Eigennutz davon verſprachen.

Er verhehlte dem Mönch ſeine deßfallſigen Anſichten auch nicht im geringſten Dieſer bekämpfte ſie ſo ſchwach, als möglich, und fand immer weniger dagegen einzuwenden, je mehr ſeine Kräfte zurückkehrten, und ihm die Hoffnungen wieder näher rückten, mit denen er das Caſtell verlaſſen. Er gedachte ja ſein Heil auch im Abfall von ſeiner Religion zu ſuchen, und da er von der Glaubenslehre der Proteſtanten noch weniger wußte, als vom Islam, ſo ſtanden Beide bei ihm auf der nämlichen Linie, wie die katholiſche Religion und das Heidenthum bei dem edlen Abkömmling der römiſchen Naſonen. So ſelten waren zu jener Zeit die klaren Begriffe in Religionsſachen, und ſo ſchwach die

Bande, womit Jeder an das Glaubensgebäude geknüpft war, das ſeinem Einſturz nahe ſchien!

Der Mönch ſchätzte ſich daher glücklich, einen Begleiter und Fürſprecher gefunden zu haben, der ihn vor weiteren Mißhandlungen ſchützen, und ihm ſchleuniges Gehör bei dem türkiſchen Heerführer verſchaffen konnte. Nachdem er noch eine kurze Weile geraſtet, und Bart und Kutte mit Hülfe ſeines Bekannten einigermaßen in Ordnung gebracht, traten Beide den Weg nach der Anhöhe an. Aber welche Veränderung hatte ſich hier in den wenigen Tagen ergeben, ſeit er den Hügel mit Conſtanzen und Camillo'n verlaſſen! Die lachenden Orangenbäume des Gartens waren mit ihrem ganzen Früchteſchmuck verſchwunden, und ſelbſt von den herrlichen, himmelhohen Karuben, die den Weg nach der Höhe einfaßten, waren nur noch Stumpfe übrig. Gerüche der Verweſung verpeſteten die Luft, die ſonſt von den edelſten Blüthedüften geſchwängert war, und der Mönch hütete ſich wohl, auf die Seite zu blicken, um nicht Gegenſtände zu ſehen, die ihn mit Entſetzen erfüllt hätten.

Endlich langten ſie auf dem freien Platze vor dem Landhaus an, wo wir zuerſt die kleine Familie kennen gelernt, deren Schickſal uns beſchäftiget. Starke Wachtpoſten, deren Aeußeres ſchon dem Mönche Grauſen einflößte, näherten ſich von verſchiedenen Seiten, und ſchloſſen einen Kreis um ihn, während ſein Begleiter in das Haus trat, um ihn bei dem Paſcha zu melden. „Laß Dir nicht Angſt ſein, Mönch,“ ſprach ein alter Renegate in einem Italieniſch, welches bewies, daß er ſeine Mutterſprache halb vergeſſen hatte; „wenn der Paſcha findet, daß Du ein Spion biſt, kommſt Du vielleicht mit hundert Hieben auf die Fußſohlen davon. Kannſt Du dann auch nicht mehr tanzen, ſo wirſt Du deſto beſſer beten können. Freilich wird Dir das Eine ſo wenig helfen, wie als Andre, haſt

Du Deinen Platz einmal auf der Ruderbank eingenommen."

„Ihr gebt mir einen ſchönen Troſt," erwiederte der Mönch; „hoffentlich wird der Paſcha etwas beſſeres mit mir anzufangen wiſſen, ohne daß ich den Glauben meines Vaters in die Schanze zu ſchlagen brauche."

„Seht mir doch den weiſen Mönch an," fiel ein andrer Renegat ein; „er weiß nicht nur, wer ſeine Mutter, ſondern auch wer ſein Vater iſt. Man ſollte glauben, Du wäreſt im Harem des Großherrn zur Welt gekommen. Und beim Barte des Propheten, wohl kann Dir die Ehre blühen, daß Dein Kopf an der Pforte des Serails aufgeſteckt wird."

„So weit geht mein Ehrgeiz nicht," erwiederte der Bruder Euſebius. „Ich bin es ganz zufrieden, ihn noch ein halbes Jahrhundert auf dieſen beſcheidenen Schultern zu tragen."

„Das wird auch nicht fehlen," ſprach der erſte Renegat, „wenn es an Deine Stirne geſchrieben iſt. Der Strick braucht nur ſchlecht genug gedreht zu ſein, an dem man Dich aufhängen wird.“ —

Der Mönch wollte eben antworten, als Paolo de Naſo aus dem Hauſe ſtürzte, und rief, ihm eiligſt zu folgen. Der Paſcha verlange ſogleich ihn zu ſprechen.

„Meinſt Du, daß der Paſcha Jemand ſo rufen läßt, wenn er ihn hängen laſſen will?“ ſagte der Zweite Renegat zu ſeinem Kameraden. „Bei meines Vaters Bart, Du könnteſt leicht Dein eigenes Schickſal an des Mönchs Stirne geleſen haben.“

„Was liegt mir daran, wenn ich nur gut gehangen werde? Darauf kommt Alles an. Ich hoffe, der Henker wird die Probe vorher an Deinem Halſe machen.“ —

Wir müſſen jedoch die Unterhaltung dieſer witzigen Köpfe abbrechen, und dem Mönche folgen. Er wird von ſeinem Begleiter durch zwei Zimmer hindurch nach einem ziemlich geräumigen Saale geführt. Mehrere Fenſter und eine Thüre in die Mitte öffnen ſich auf das Gehölze, das hinter dem Landhaus ſeinen Anfang nimmt, und auf die Spitze des Hügels ausläuft. Dieſes Gemach iſt ihm nur zu wohl bekannt; denn das lebensgroße Bildniß Conſtanzens hängt noch an der Wand. Es ſtellt die anmuthige Frau in allem ihrem Liebreiz dar. Ein purpurfarbenes Sammtgewand, mit leichter Goldſtickerei, ſchließt ſich an die lieblichen Umriſſe des reizendſten Körperbaus, und ihr rabenſchwarzer Kopfputz hat nur einen kleinen Myrthenkranz der mit Roſen durchwunden iſt, zum Schmucke. Sie ſcheint eben durch die offene Halle aus dem niedriger liegenden Garten eingetreten, und ihre edle Geſtalt ſchneidet ſich auf dem überaus heitern Hintergrund ab, den eine reiche Ausſicht in die Ferne mit einem herrlichen, vom Morgenlicht beleuchteten, Meerbuſen bildet. Man glaubt, ſie müſſe im nächſten Augenblick aus dem Bilde heraustreten; das freundliche Aug' iſt auf den Nahenden gerichtet, und den zarten Lippen will unverkennbar eine ſüße Frage der Liebe entſchweben.

Unwillkührlich hatte der Mönch geſtutzt im Eintreten, da ſein Aug auf das Gemälde fiel. Er war faſt verlegen, als ihn ſein Begleiter mit einem ehrfurchtsvollen Blick auf den türkiſchen Groß-Admiral, der in der Ecke des Saals auf einer Ottomane gekauert ſaß, mitten in demſelben ſtille ſtehn, und den Wink des Gewaltigen erwarten hieß. Sinan ertheilte mehreren Offiziern ſeine Befehle mit kurzen Worten und in ſchneidendem Ton, und der Bruder Euſebius hatte Zeit genug, den Mann zu betrachten, an welchen ſein Auftrag lautete.

Sinan-Paſcha mochte tief in den Sechszigen ſtehn, und hatte für ſeine Jahre ein recht friſches Ausſehn und eine ſtattliche Wohlbeleibtheit. Sein Geſicht war mit einer ſtarken Röthe, und ſeine Naſe ſogar mit dem Kupfer bedeckt, das auch an den verborgenſten Freuden des Bacchus zum Verräther wird. Zu ſeiner Geſichtsfarbe paßte der Bart ſehr ſchlecht, da er, wie man wohl ſehen konnte, eigentlich roth, und nur mit großer Nachläſſigkeit ſchwarz gefärbt war. Im Uebrigen hatte er den kalten und ſteifen, aber heimlich lauernden Blick, der den türkiſchen Großen eigen iſt, und der Mönch faßte immer beſſern Muth, je länger er den Paſcha anſah. Die natürliche Sympathie, welche Leute von beſonderer Wohlbeleibtheit gewöhnlich zu einander tragen, mochte dabei nicht ohne Wirkung ſein.

Der Paſcha winkte mit der Hand, und eröffnete, als der Bruder Euſebius näher getreten war, das Geſpräch mit der Frage: „was bringſt Du, Mönch, daß Du es wagſt, Dich vor eine der ſieben Säulen der hohen Pforte zu ſtellen?“

„Ich bin ein Diener des Friedens,“ erwiederte der Bruder Euſebius; „meine Wagſtücke ſind nur Worte des Friedens, und müſſen bei einem ſieggewohnten Helden eine gütige Aufnahme finden.“

„Frieden ohne Unterwerfung kann ſo wenig beſtehn zwiſchen dem **Halbmond und dem Kreuz**, als zwiſchen dem Löwen und dem Hunde. Kommſt Du, Unterwerfung anzubieten, ſo iſt Dir zu reden vergönnt. Sonſt verlaſſe mein Antlitz, und richte Deine Worte an den Wind, auf daß er ſie hinausblaſe über das Meer, welches keinen Boden und keine Grenzen hat.“

Der Mönch ließ ſich nicht abſchrecken, und fuhr fort: „Don Galatiano, welcher den Befehl des Ordens in dem Caſtelle führt, entbietet dem mächtigen Seehelden Sinan-Paſcha ſeinen Gruß und die beſten Wünſche für ſeine Geſundheit und Zufriedenheit.“ —

„Worte,“ unterbrach ihn der Paſcha, „die nicht beſſer ſind, als der Wind. Zur Sache!“ —

„Don Galatiano,“ begann der Bruder Euſebius aufs Neue, und nicht ohne einige Verlegenheit, „wünſcht das Blut der Chriſten und der Türken zu ſparen.“ —

„Was geht ihn das Blut der Türken an?“ fiel der Paſcha mit Unwillen ein. „Jeder Tropfen, im Kampfe gegen die Chriſten vergoſſen, hat den Werth einer guten That, und die Kraft, eine böſe auszulöſchen. Was will der Hund, in deſſen Namen Du meine koſtbare Zeit tödteſt?“

„Er wünſcht die Bedingungen —“

„Bedingungen?“ unterbrach der Paſcha in einem Tone, in welchem ſich Aerger und Verachtung vermiſchten. „Hat man jemals von Bedingungen zwiſchen dem Habicht gehört und dem Sperling? Will ſich das Caſtell auf Gnade und Ungnade ergeben? — Nur das kann den Sturm aufhalten, welchem keine lebendige Seele darin entrinnen wird.“

„Don Galatiano macht keine Bedingungen;

er erbietet ſich vielmehr, das Caſtell zu übergeben, wenn ihm und denjenigen, die er zu wählen wünſcht, freier Abzug mit ihrem Eigenthum gewährt wird.“

„Was liegt mir an einem Steinhaufen, den mein Geſchütz in wenigen Stunden zermalmt? Ich bedarf Sklaven, und gedenke ſolche von jedem Alter und Geſchlecht im Caſtell zu finden.“

„Sodann bittet Don Galatiano, daß Ihr ein Geſchenk von ihm empfangen möget in Güte, das, wie gering es auch ſcheint, durch die wunderbaren Kräfte, die ihm beiwohnen, einen unſchätzbaren Werth beſitzt.“ —

Mit dieſen Worten holte der Mönch aus einer verſteckten Taſche in ſeinem weiten Aermel ein kleines Paket heraus, das in ein ſeidenes Tuch gewickelt war. Es enthielt, wie ſich bald zeigte, ein ſilbernes Käſtchen, nach Art der Reliquienkäſtchen.

Dafür nahm es auch der Paſcha; denn als der Mönch ſolches überreichen wollte, ſchlug er es ihm mit Heftigkeit aus der Hand, und rief mit flammendem Auge: „wie wagſt Du es, den Blick eines Rechtgläubigen mit dergleichen abergläubiſchem, chriſtlichem Tande zu beflecken? Suli!“ —.

Auf dieſes Wort trat ein Mann hervor aus dem Gefolge, das an der Wand hingereiht ſtand. Er war mit einem groſſen, blitzenden Beil bewaffnet, und ſtellte ſich vor den Paſcha.

Der Mönch, welchem des Letztern Abſicht zweifelhaft vorkam, warf ſich zitternd auf die Knie, und flehte um Gehör.

Das ſilberne Käſtchen war im Fallen aufgeſprungen, und ſein Inhalt lag auf dem Boden umher. Die Neugier des Paſcha's, zu wiſſen, was es war, erwachte. Auf einen Wink von ihm ward Alles ſorgfältig zuſammengeleſen, wieder in das Käſtchen gelegt, und ihm überreicht.

Er ſah es eine gute Weile an, und ſein Blick ging immer mehr in den Ausdruck der Verachtung über. Endlich ſprach er: „Mönch! Entweder willſt Du mich zum Narren haben, oder haſt Dich ſelbſt zum Narren. Aber beim Barte des Propheten, es iſt immer eine Thorheit, die Dich theuer zu ſtehn kommen wird!“ —

Der Mönch faßte Muth, und antwortete; „was Ihr ſeht, o Herr, ſind Wunder der Natur, die kein andrer Boden in der Welt hervorbringt, als der Boden von Malta. Es ſind die untrüglichſten Mittel, nicht nur, um ſich zum Voraus zu ſichern gegen Gift, ſondern auch um die Folgen deſſelben nach innerer Vergiftung oder nach äußerer durch den Biß giftiger Thiere oder die Wunden vergifteter Waffen unſchädlich zu machen.“ —

Der Paſcha winkte mit der Hand, und der Mann mit dem Beil trat in ſeine Reihe zurück; zu dem Bruder Euſebius aber ſprach er in ganz anderem Ton, als zuvor: „ſteh' auf, und rede weiter!"

„Wir nennen dieſe wunderbaren Steine," fuhr der Mönch mit feſterer Stimme fort, „Schlangenzungen, Schlangenaugen und Steine des heiligen Apoſtels Paulus. Unter dieſen Namen ſind ſie in der ganzen Chriſtenheit bekannt, und bewirken jedes Jahr unzählige, wundervolle Heilungen." —

Der Paſcha betrachtete den Inhalt des Käſtchens mit immer größerer Aufmerkſamkeit, und nahm endlich einen kleinen, länglichten Stein von grauer Farbe heraus.

„Dieß iſt eine Schlangenzunge, o Herr," ſprach der Mönch. „Sie wird am Hals oder am Arme getragen, und ſchützt Jeden vor der Wirkung des Giftes, das auf irgend eine Art in ſeinen Körper gebracht werden mag." —

Der Paſcha faßte einen andern, kleinen Stein. Er war rund, hatte die Größe einer Zuckererbſe, und eine orangengelbe Farbe.

„Dieß iſt ein Schlangenauge,“ fuhr der Mönch fort. „Man faßt es in einen Ring, und trägt es am Finger. Auf dieſe Weiſe gewährt es den nämlichen, ja, man behauptet, noch ſtärkern Schutz, als die Schlangenzunge.“ —

Der Paſcha ſchüttelt verwundert, aber nicht ungläubig den Kopf; er legte das Steinchen mit Vorſicht wieder in das Käſtchen, und holte ein andres heraus, das wie feinkörniger, weißer Sandſtein ausſah.

„Wir nennen dieß den Stein des heiligen Apoſtels Paulus,“ ſagte der Mönch. „Man pflegt mit einem Meſſer etwas davon abzuſchaben, und ſolches unter das Getränke zu miſchen, um vor Vergiftung geſichert zu ſein. Pabſt Alexander VI. vergaß dieſe Vorſicht nur ein einzigesmal, und es koſtete ihm das Leben. Sein Magen unterlag dem Gift im Augenblick, wo ihm der Schutz fehlte, an den er gewöhnt war.“ —

Der Paſcha betrachtete den Stein noch aufmerkſamer, als die vorigen, und ſprach: „wie haſt Du dieſen Stein genannt?“

„Stein des heiligen Apoſtels Paulus,“ erwiederte der Bruder Euſebius; „und dieſer Stein ſowohl, als die Schlangenzungen und die Schlangenaugen rühren von dem Aufenthalt des Apoſtels auf der Inſel Malta her. Man weiß nicht, wie er entſteht; er wächſt von ſelbſt in der Höhle des heiligen Paulus, und wie viel man auch davon nehmen mag, ſo vermindert er ſich doch nie.“

„Und er wird noch immer gefunden?“

„Ja, Herr, wie die Schlangenzungen und die Schlangenaugen; aber von dieſen weiß man, wie ſie entſtanden ſind.“

„Und was ſagt man davon?“ fragte der Paſcha.

„Es ſind die Zungen und Augen von Schlangen, die einſt gelebt haben. Als aber der heilige Apoſtel nach ſeinem Schiffbruch an der Inſel Malta von einer Schlange gebiſſen wurde, warf er ſie ins Feuer, und ſprach den Fluch aus über ihr ganzes Geſchlecht auf der Inſel. Dieſer Fluch war zugleich ein doppelter Segen; denn indem dieſe ſchädlichen Thiere plötzlich erſtarrten, blieben nur ihre Zungen und Augen übrig. Sie hatten ſich in Steine verwandelt, und für alle Zukunft dieſe wunderbare Eigenſchaft angenommen."

„Iſt ſonſt keine Vorſicht bei dem Gebrauch dieſer Steine zu beobachten?" fragte der Paſcha.

„Keine andere, o Herr; nur bedarf es Glauben an ihre Heilkraft, und beſonders an die Wundermacht deßjenigen, von welchem ſie ausgeht."

„Jeſus, der Maria Sohn," erwiederte der Paſcha, „iſt Einer von den dreihundert und dreizehn Geſandten, welche Gott ausgeſchickt hat, um die Abgötterei zu vertilgen. Zu ſeinen Apoſteln aber hat er geſprochen: glaubet an mich und an meinen Geſandten Jeſum; warum ſollten ſie daher nicht Wunder wirken können?“

„Es bedarf nur des kurzen Gebets auf dem Zettelchen, welches in dem Käſtchen liegt; dann kann die Wirkung unmöglich fehlen. Zu Eurer Bequemlichkeit hab' ich es in der lingua franca ſchreiben laſſen.“

„Für wie viele Köpfe verlangt der Commandant freien Abzug?“ fragte der Paſcha.

„Für zweihundert —“ antwortete der Mönch.

„Die Zahl iſt groß; und will er wählen unter beiden Geſchlechtern?“

„Er iſt ein Ritter der Kirche,“ ſprach der Mönch; „was gehen ihn die Frauen an? Sollt' er auch Eine wählen, oder Zwei, vielleicht Verwandte.“ —

„Eine kann mehr werth ſein, als Tauſend und abermal Tauſende,“ antwortete der Paſcha. „Es braucht nur eine Schönheit zu ſein, wie das Bild hier ſie darſtellt.“ —

Bei dieſen Worten deutete der Paſcha auf Conſtanzen's Bildniß. Der Mönch gerieth in eine ſo ſichtbare Verlegenheit darüber, daß der Paſcha ſprach: „Du kennſt das Urbild; Deine Verlegenheit beſtätigt mir, was Dein Blick auf das Gemälde beim Eintritt in den Saal verrathen. Iſt die Frau hier im Caſtelle?“ —

Bei dieſer Frage war der Paſcha von der Ottomane aufgeſtanden. Auf einen Wink von ihm entfernte ſich ſein ganzes Gefolge, ſo daß er allein mit dem Mönche blieb. „Rede!“ ſprach er zu dem Letztern.

In dieſen wenigen Augenblicken hatte ſich der Kampf zwiſchen Liebe und Habſucht in des Mönchs Seele entſchieden. „Ja, Herr,“ erwiederte der fromme Kloſterbruder; „dieſe Frau iſt im Caſtell.“

„Dann liegt mir an den übrigen Sklaven allen nichts. Du kannſt dem Commandanten mein Wort bringen, daß ich die Auslieferung dieſer Schönen verlange, und ihm dafür mit hundert andern der angeſehnſten Bewohner des Caſtells nach ſeiner Wahl freien Abzug geſtatte.“

„Er hat mir Zweihundert als Bedingung genannt —“ entgegnete der Bruder Euſebius.

„Merke Dir Mönch,“ ſprach der Paſcha; „das Wort Bedingung beleidigt meine Ohren, und meine Ohren ſind gewohnt, nicht ungeſtraft beleidigt zu werden. Fünfzig der angeſehnſten Perſonen.“

„Ihr ſagtet ſo eben, hundert —“ fiel der Mönch ein.

„Vierzig war die Zahl der Lebensjahre von Abubeker, als er ſich zum Islam bekehrte, und vierzig ſoll die Zahl der Perſonen ſein —“ antworte der Paſcha in einem Tone, welcher wohl ſchließen ließ, daß er die Zahl jedesmal kleiner faſſen würde, ſo oft er ſie ausſprechen mußte. „Wer iſt die Frau?“ ſetzte er hinzu.

„Sie iſt die Gattin eines Malers, und das Bild von dieſem ſelbſt gemacht.“

„Deſto beſſer," ſprach der Paſcha;" dann hat er ihr nicht geſchmeichelt."

„Aber Don Galatiano wird Sicherheit verlangen —" bemerkte der Mönch in etwas unfeſtem Tone.

„Sicherheit?" ſprach der Paſcha ſtutzend; aber als ob er ſich beſänne, ſetzte er hinzu: „es ſei! Ich ſchwöre bei dem Propheten, dem Getreuen, bei dem Koran, welcher das Wahre unterſcheidet von dem Falſchen, und bei dieſem Säbel, der nie ruhen wird gegen die Ungläubigen, daß ich Vierzig der angeſehenſten Perſonen im Caſtelle freien Abzug gewähren werde." —

Indem er dieſen Schwur ausſprach, hatte der Paſcha, der Sitte ſeines Volkes und ſeiner Zeit gemäß, den Säbel halb aus der Scheide gezogen. —

„Daß Ihr mir Wort halten werdet, dafür verlang' ich keine Sicherheit von Euch; ich habe ſie in dieſem!" Damit blickte er auf ſeinen Säbel, und ſtieß ihn zurück in die Scheide. „Geh,“ ſetzte er gegen den Mönch hinzu, „und verkündige dem Commandanten, daß ich die Hauptbedingung ungeſäumt erfüllt wiſſen will.“ —

Da ſich der Mönch erfurchtvoll verbeugte, um ſich zu verabſchieden, bemerkte der Paſcha die blau aufgelaufene Strieme, welche der Ochſenziemer des Rudervogts auf ſeinem, ſchwach behaarten, Scheitel zurückgelaſſen, und fragte ihn, wie er dazu gekommen ſei. Der Bruder Euſebius erzählte darauf die Mißhandlung, die er am Fuße des Berges ausgeſtanden, und die es ihm nahezu unmöglich gemacht hatte, ſeinen Auftrag auszurichten.

Der Paſcha hörte die Erzählung des Mönchs kalt an, und unterbrach ſie einen Augenblick, indem er leis in die Hände klatſchte. Ungeſäumt erſchien ein Diener, der ſich auf zwei Worte, die ihm ſein Gebieter in türkiſcher Sprache ſagte, gleich wieder entfernte.

Dem Mönche, welcher das Klatſchen des Paſcha für einen Ausdruck ſeines Beifalls über die erlittene Mißhandlung anſah, ſtockten die Worte im Mund; indeß fuhr er fort, als ihn der Paſcha dazu ermunterte. Nur faßte er ſich kürzer, wie zuvor, und glaubte, dem ſichern Verderben entronnen zu ſein, als er mit einem freundlichen Blick entlaſſen wurde.

Im nächſten Gemache fand er ſeinen Begleiter wieder. Dieſer wünſchte ihm Glück zu dem beſonders gnädigen Gehör, das ihm, wie er verſicherte, geworden. „Welchem Chriſten,“ ſetzte er hinzu, „widerfuhr jemals die Ehre, von dem Kapudan-Paſcha bewirthet zu werden? Bin ich doch ſelbſt nicht ohne Antheil geblieben an der Ehre, die Euch beſtimmt iſt; denn ich habe den Auftrag erhalten, ſeine Stelle zu vertreten bei ſeinem Gaſte.“ —

Damit führte Don Paolo, oder Don Ovidio de Naſo, wie er lieber hieß, den Mönch in eines der nächſten Gemächer, wo verſchiedene, kalte Speiſen mit Confituren, feinen Früchten und dem ſchönſten weißen Weizenbrot aufgetragen waren. Auch ſtanden einige Flaſchen ſpaniſcher Weine dabei.

Da Alles auf dem ſchönen levantiſchen Teppich aufgeſtellt war, der über dem Boden ausgebreitet lag, ſo lud Don Ovidio den Mönch ein, auf einem der, daneben gelegten, Polſter Platz zu nehmen. Dieſer ließ ſich auch nicht nöthigen, ſondern ſetzte ſich ohne Umſtände, und ſprach den Speiſen wacker zu. Der Andre blieb nicht hinter ihm zurück, und nachdem die Eßluſt einigermaßen geſtillt war, ging es deſto nachdrücklicher an die Flaſchen. Die Wirkung der ſtarken Weine ſtellte ſich bald ein; das Geſpräch zwiſchen Beiden wurde immer lebhafter, und Don Ovidio begann, dem Mönch Herzensergießungen über ein Liebesverſtändniß zu machen, das er im Caſtell hatte. Und wie in ſolchen Dingen ein Wort das andere herbeizuführen pflegt, ſo bezeichnete er die Schöne ſeinem Vertrauten näher, damit er ſie aufſuchen, und ihr in ſeinem Namen einige friſche Orangen übergeben könnte. Dieſer mußte ihm endlich auch in die Hand verſprechen, Sorge zu tragen, daß ſeine Narda unter die vierzig Perſonen käme, welche freien Abzug erhalten ſollten. „Ihr müßt aber verhüten, frommer Bruder,“ ſetzte er hinzu, „daß der Matteo Burlatti, ihr Gatte, nicht auch unter der Zahl iſt. Sonſt würde mir ihre Freiheit nichts helfen; und, unter uns geſagt, wie kann dem Matteo mit einer Frau gedient ſein, welche das Kind eines Andern unter ihrem Herzen trägt?“ —

Der Mönch beruhigte ihn auch hierüber, und füllte die Taſchen ſeiner weiten Aermel mit den ſchmackhafteſten Mundvorräthen für ſich und die Geliebte ſeines neuen Freundes. Da der Abend ſehr nahe war, ſo glaubte er nicht länger mit der Rückkehr ſäumen zu dürfen; nur bat er Don Ovidio'n noch um einen tüchtigen Stock, damit er ſich im Nothfall der Hunde erwehren könnte, wenn ſie ſich wieder in ſolcher Menge um ihn einfänden.

Als er beim Weggehn auf den Platz vor dem Landhaus kam, ſah er mit Entſetzen den Rumpf eines Todten am Boden liegen, deſſen Blut noch aus dem abgehauenen Halſe ſtrömte. Aber ſein Entſetzen verwandelte ſich in eine Art von Freudenſchauder, nachdem er an dem Kopfe, welchen der Rumpf zwiſchen dem Arm hielt, das Geſicht des Rudervogts erkannt, der ihn ſo unbarmherzig gemißhandelt hatte." Bei Sanct Paul," ſprach der Andre, der ihm das Geleite gab, als er ihm den Zuſammenhang der Sache erzählt, „oder vielmehr, beim Barte des Propheten, Ihr ſteht hoch in Gnaden bei dem Paſcha. Ich denke, wir laſſen uns zuſammen beſchneiden, und ich will froh ſein, wenn ich mein Glück bei den Türken ſo weit bringe, als Euch beſtimmt zu ſein ſcheint.“

„Süß iſt die Rache, und ich will nicht von dannen gehn, ohne ein Denkzeichen auf dieſem Schandgeſicht zurückzulaſſen!“ —

Mit ſolchen Worten führte der Mönch mit ſeinem Stock einen mächtigen Schlag über das todte Haupt, daß der Schädel krachte, als ob er zerſprungen wäre. —

Aber wir trennen uns von den beiden würdigen Freunden, und überlaſſen ſie den Entwürfen von künftigem Glück, womit ſie ſich noch eine Weile unterhielten. Denn ſo reich iſt die Hoffnung, und mit ſo wenig Wahl theilt ſie ihre Gaben aus, daß Niemand umſonſt das Auge zu ihrem lachenden Blick erhebt, und Keiner noch ungetröſtet ihren Altar verlaſſen hat, wie oft er auch ſchon durch ihre Verheißungen getäuſcht worden.

Von dem Verfaſſer „der Belagerung des Caſtells von Gozzo,“ erſchien in meinem Verlage der Roman:

Scipio Cicala.

Vier Bände. 1832. 8. 6 Thlr.

Ferner erſchienen daſelbſt:

Alexis (Wilibald), Wiener Bilder. 1833. Gr. 12. 2 Thlr. 6 Gr.

Bülow (Eduard von), das Novellenbuch; oder Hundert Novellen nach alten italieniſchen, ſpaniſchen, franzöſiſchen, lateiniſchen, engliſchen und deutſchen bearbeitet. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Erſter Theil. 1834. 8. 2 Thr. 12 Gr.

Hoffmann von Fallersleben, Gedichte. 2 Bändchen. 1834. Gr. 12. 3 Thlr.

Huber (Thereſe), Erzählungen. Geſammelt und herausgegeben von V. A. H. 6 Theile. 1830—33. 8. 13 Thlr. 12 Gr.

König (Heinrich Joſeph), die hohe Braut. Ein Roman. 2 Theile. 1833. 8. 4 Thlr.

Rellſtab (Ludwig), **1812.** Ein hiſtoriſcher Roman. 4 Bände. 1834. 8. 8 Thlr.

Schopenhauer (Johanna), Sämmtliche Schriften. Wohlfeile Ausgabe. 24 Bände in Taſchenformat mit dem Bildniß der Verfaſſerin.
Auf Druckpapier 8 Thlr.
Auf Velinpapier 12 Thlr.

Wachsmann (C. von), Erzählungen und Novellen. Erſtes bis ſechstes Bändchen. 1830—34. 8. 10 Thlr. 12 Gr.

Wieſe (Sigismund), Theodor. Ein Roman. 1833. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

— — Herrmann. Ein Roman. 1834. 8. 1 Thlr. 6 gr.

Zwei Jahre in Petersburg. Ein Roman aus den Papieren eines alten Diplomaten. 1833. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im Juli 1834.

F. A. Brockhaus.

Die
Belagerung des Caſtells von Gozzo,
oder
# der letzte Aſſaſſine.

Zweiter Band.

Die Belagerung
des
Caſtells von Gozzo,
oder
# der letzte Assassine.

Von dem Verfaſſer
des
Scipio Cicala.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1834.

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

Nach den erſten Schritten, welche der Bruder Euſebius im Freien gemacht, waren die Dünſte des Weines emporgeſtiegen, den er in reichlichem Maße zu ſich genommen, und hatten ſein Gehirn mit einem leichten Nebel umzogen. Sein Gang war unſicher, ſeine Zunge ſchwer geworden, und die gewöhnliche Beweglichkeit würde ſeiner Rede gefehlt haben, wäre ſie jetzt auf die Probe geſtellt worden. Indeß ging dieſer Taumel ſchnell vorüber, und ließ nur jene ungewöhnliche Steigerung der höhern Seelenkräfte zurück, in welcher dieſe manchmal ihre ſchönſten Augenblicke feiern, ohne daß weder der Welt, noch ſelbſt Dem, der ſie genoſſen, die geringſte Spur davon zurückbleibt.

Für den Mönch war es eine überaus angenehme Stimmung. Sie zeigte ihm die Welt und ſeine Plane zum Genuß ihrer Freuden im heiterſten Licht, und verſchwieg ihm jede Ungewißheit und alle Hinderniſſe und Gefahren. Allmählig fiel er in einen wahren Triumphſchritt, und ſeine Füße hoben ſich mit einer Leichtigkeit und Sicherheit, als hätt' er eben den Doppelkranz der Liebe und des Reichthums gewonnen. Welche Bilder von Glück, von Genuß und Anſehn flogen, leichten Schiffen gleich, an ſeinem Auge vorüber! Er ſah ſich an Conſtanzens Seite in jeder Lage, welche Liebe und Gegenliebe bereiten, in allem Tauſche von Freundlichkeiten und Ueberraſchungen, woran die erfinderiſche Zärtlichkeit, die über den Reichthum gebietet, ſo unerſchöpflich iſt. Bald ſchwamm er dahin mit ihr in leichtem Boot über den Spiegel der ruhigen See, begleitet von lieblichen Melodieen aus befreundeten Fernen. Bald wandelte er an ihrer Hand zwiſchen duftenden Blumenbetten, welche ſich nur für den Empfang des glücklichſten Paares geſchmückt hatten. Dann verlor er ſich in dem ſüßen Dunkel dichter Lorbeergebüſche, um ſich, auf ſammetnem Raſen in ihrem Schooß erwachend, neben dem kryſtallklaren Quell im Schatten bemooster Felſen wiederzufinden, auf deren Vorſprung ſich ein girrendes Taubenpaar ſchnäbelte. Wenigſtens müſſen wir in ſolche Bilder die lüſternen Phantaſieen eines Mönchsgehirns übertragen, wenn wir unſern zärter fühlenden Leſern einen Begriff von den Träumen geben ſollen, welche den Bruder Euſebius beſchäftigten.

Aber alle Träume haben ihr Erwachen, und der fromme Mönch ſah ſich auf einmal durch einen Hund geſtört, welcher hinter einer Mauer hervorſprang, und ihm kläffend zur Seite lief. Die Unterbrechung war ihm höchſt unangenehm; und ob ſein Muth dem einzelnen Feinde beſſer gewachſen, oder durch den genoſſenen Wein geſteigert war, der auch den Feigſten einmal herzhaft machen kann, er führte einen ſo gewaltigen Schlag mit ſeinem Stock nach dem Thiere, daß es mit ſchneidendem Geheul feldeinwärts davonlief.

Der leichte Sieg, welchen er davon getragen, gab ihm ein ſolches Gefühl der Wirklichkeit, daß er ſich nicht mehr in jene Träumereien zurückzufinden vermochte. Einem ſengenden Blitzſtrahle gleich fiel es in ſeine Seele, daß Conſtanzens Beſitz ſchon durch die Bedingung, die er dem Paſcha zugeſtanden, für ihn verloren war. Wie er ſich auch den Kopf zerbrechen mochte, ſo fand er kein Mittel, dieſe Verbindlichkeit zu löſen; vielmehr ſtieß er auf die Schwierigkeit, ſolche zu erfüllen, welche kaum leichter zu heben ſchien. Und in der That, wie konnt' er auch hoffen, daß Camillo die geliebte Gemahlin gutwillig ausliefern laſſen werde? Wer vermochte ihn zu zwingen, blieb ihm die Maſſe der Flüchtlinge getreu, die ohnedies ſchon ihren einzigen Beſchützer in ihm erkannt hatten? Am Ende gewann der Paſcha das Caſtell freilich durch Hunger oder Sturm; aber welche Behandlung ſtand alsdann für Den zu erwarten, der ihm nicht Wort gehalten? Ja, er konnte ſich den peinlichen Gedanken nicht verhehlen, daß er ſich in eine Sache eingelaſſen, die, anſtatt ihm zur Rettung, oder gar zur Quelle jedes, für ſeine Begriffe wünſchenswerthen, Glücks zu werden, ihn unfehlbar ins Verderben ſtürzen mußte.

So ſah er ſich in einem Labyrinthe befangen, aus dem kein Ausgang möglich ſchien. Aber dem menſchlichen Geiſte fehlt es nie an Hülfe, ſo lang es nur auf Plane ankommt. Wie durft' er an des Paſchas Verzeihung zweifeln, wenn er ihm die Schätze des Alten in den unterirdiſchen Räumen verrieth? Dieſe Hülfe war ja um den theuerſten Preis erkauft. Er rettete damit nur ſeine Haut und die Kutte, welche ſie bedeckte, und die ganze Zukunft, wie er ſie früher geſehen, breitete ſich wieder in ihrer ganzen Einförmigkeit und Alltäglichkeit vor ihm aus. Doch auch für dieſe troſtloſe Ausſicht bot ſich eine helfende Wendung an, und es erſchien dem frommen Mönch eine Erleuchtung von Oben, als ihm einfiel, wie ſchnell mit Camillo durch Meuchelmord oder Gift fertig zu werden ſei. Einer ſchweren Decke gleich hob es ſich von ſeiner Seele. Er athmete freier; der Muth wuchs ihm auf's Neue, und ſeine Wünſche kehrten zu ihrer frühern Kühnheit zurück.

In dieſer Stimmung fand er auch Conſtanzens Beſitz wieder möglich. Sein Verbündeter Naſo hatte ihm von der Beſorgniß der Türken wegen der nahen Ankunft einer chriſtlichen Flotte geſprochen. Erſchien dieſe, ſo lagen dem Paſcha andere Dinge näher am Herzen, als das alte Caſtell und die ſchöne Frau in demſelben. Alsdann kam es für den Mönch nur darauf an, ſich Camillo's zu entledigen, und da er das Mittel dazu, wie wir ſo eben geſehen, bereits gefunden, ſo däuchte ihm dieſe Wendung der Dinge die wünſchenswertheſte.

Wenn aber Doria mit ſeiner Flotte ausblieb, wie dann? — In dieſem Falle gab es freilich keine Wahl, als Conſtanzen aufzuopfern, oder ſie mit des Alten Schätzen dem Paſcha abzukaufen. Wer wußte nicht, daß von den Türken Alles zu kaufen ſtand, ſobald man nur reich genug war, den Preis bezahlen zu können?

In dieſer peinlichen Alternative zwiſchen der ſchönen Frau und den Reichthümern des Alten ſuchte der Mönch ſonderbarer Weiſe die Löſung in der Regel ſeines Ordens, den er zu verlaſſen entſchloſſen war. So groß iſt das Bedürfniß nach feſter Ordnung und Geſetz für den Menſchen, daß er ſie auch da zu Führern wählt, wo ſie ihm feindlich entgegenzuſtehen ſcheinen. Aber ſeine Ordensregel machte Armuth und Keuſchheit zu den erſten Pflichten. Allerdings! Doch wird es immer ein Wink ſein, um ſich zu entſcheiden, wenn der große Kirchenvater ein geringeres Gewicht legt auf die Eine, als auf die Andre.

Und was ſpricht denn der heilige Auguſtin von Reichthum? fragte der Mönch ſein glückliches Gedächtniß.

Dieſes antwortete: der Heilige ſagt zu ſeinen Jüngern: qui aliquid habebant in seculo, quando ingressi sunt monasterium, libenter velint, id esse commune. Qui autem non habebant, non ea quaerant in monasterio, quae nec foris habere potuerunt.

Und weiter ſagt er nichts? — Nein! Dann iſt es klar, daß mir der heilige Auguſtin den

Reichthum nicht verbietet. Ein Andres wär' es, wenn ich reich geweſen, als ich in das Kloſter trat; ich hätte mit meinen Brüdern theilen müſſen. Aber ich will ja aus dem Orden treten; ich kann nur reich werden, wenn ich aus dem Orden trete — die Fälle ſind offenbar durchaus verſchieden. Und die andre Unterſtellung? Nun, dieſe paßt vollends gar nicht hieher. Such' ich den Reichthum denn im Kloſter? Bei Sanct Auguſtin, da könnt' ich lange ſuchen! Ich ſoll ihn nicht im Kloſter ſuchen, meint der Heilige, weil ich ihn nicht hatte, eh' ich ins Kloſter ging. Nun ja, ich ſuch' ihn nur in den unterirdiſchen Gewölben des Caſtells; da bin ich gewiß, ihn zu finden!

Nach dieſer gründlichen Prüfung der erſten Frage ging das Selbſtgeſpräch des Mönchs auf die zweite über, und forſchte in ſeinem Gedächtniß, was der heilige Auguſtin zu ſeinem Wunſche wegen Conſtanzens Beſitz ſagte.

Oculi vestri, ets jaciantur in aliquam foeminarum, non figantur in illa. — Das iſt ſchnell geſagt! Als ob es ſo leicht wäre, die Augen wieder abzuwenden von einer ſchönen Frau. Bei Sanct Auguſtin, dieſe Heiligen haben gut reden; der Himmel half ihnen jeden Augenblick aus der Noth. Aber einem armen Sünder unſrer Zeit, woher ſollt' ihm die Hülfe kommen? Fällt Einem ja nicht einmal das Wort der Regel zur rechten Zeit ein. Aber laß hören, was Sanct Auguſtin weiter ſpricht!

Neque enim, quando proceditis, foemiminas videre prohibemini — das glaub' ich wohl! da müßt' er uns nur mit Blindheit ſchlagen, wenn wir ihm gehorchen ſollten; — **sed appetere, aut ab ipsis appeti velle, criminosum est.** Ihrer begehren, das mag mir eine Sünde ſein; meinetwegen: aber den Wunſch zu unterdrücken, daß ſie Unſrer begehren möchten, das heißt doch zu viel verlangen!

Man muß den Bogen nicht zu ſtark ſpannen, ſonſt bricht er. Darin verſehen es die Heiligen alle! Sie verlangen gar zu viel, und die Folge iſt, daß nichts geleiſtet wird. Wäre die Armuth allein nicht ſchon genug? Auch den Gehorſam könnte man ſich noch gefallen laſſen; aber die Keuſchheit — nein! Es geht über menſchliche Kräfte! **Nec solo tacito affectu, sed affectu quoque et aspectu appetitur, et appetit concupiscentia foeminarum.** Alſo der bloße Anblick ſchon ſoll ſo ſchlimm ſein, als das Begehren, und das Begehren iſt die größte Sünde: **criminosum est!** Ach, wer vermöchte vor ſolcher Regel zu beſtehn?

Es iſt klar: ſie verlangt, was über die menſchlichen Kräfte geht. Und dennoch **crimiminosum est.** Es iſt die ärgſte Sünde! Nein, ſo kann es der Heilige nicht gemeint haben. **Ultra posse nemo tenetur.** Eines ſolchen Ausdrucks bedient ſich der Heilige doch nicht gegen den Reichthum. Man ſoll nur nicht — oder man ſoll nur. Das heißt, man ſoll ſein Vermögen theilen mit dem Kloſter, wenn man ihm Vermögen zugebracht hat; man ſoll kein Vermögen im Kloſter verlangen, wenn man außer dem Kloſter keines gehabt hat. Offenbar nimmt es der Heilige nicht ſo ſcharf in dieſem Puncte; zudem paßt die Vorſchrift auch gar nicht auf mich. Ich hatte kein Vermögen, eh' ich ins Kloſter kam, und wäre ein Narr, wenn ich von einem Kloſter, das ſo arm iſt, wie Lazarus, Vermögen verlangen wollte. Aber der Frauen begehren, criminosum est! Folglich, wenn ich ein gutes Gewiſſen behalten will, muß ich die ſchöne Frau aufgeben, und mich an den Reichthum halten! —

Damit hatte der gewiſſenhafte Mönch ein Reſultat erreicht, welches ihm in den erſten Augenblicken nicht zweifelhaft ſchien. Aber dieſe Ueberzeugung hielt nicht lange feſt. Die Wünſche des Menſchen ſind ſtärker, als alle Schlußfolgen ſeines Verſtandes; und dann trat ihm auch die Frage nah, die ihm dieſe ganze Geiſtesanſtrengung hätte erſparen können: ob die Regel des heiligen Auguſtinus noch auf ihn paſſe, da ſein Vorſatz ſei, dem Orden untreu zu werden?

Seine Wahl begann eben aufs Neue zu ſchwanken, als ſeine Ideen wieder durch ein Paar herrenloſe Hunde unterbrochen wurden, die mit wahrem Heißhunger herbeiliefen. Die Beſtien ſchienen in Wuth zu ſein; denn ſie ſprangen gleich an dem Mönche hinauf, und riſſen einen großen Lappen aus ſeinem Aermel, ſo daß ſich der ganze Inhalt der Taſche, welche darin war, ausſchüttete. Zum Troſte des Mönchs faßte jeder eine der beiden Wachteln, welche herausgefallen waren. Er glaubte ſchon, daß er damit die unverſchämten Gäſte los geworden ſei, und verdoppelte ſeine Schritte; aber die

Beſtien liefen mit ihrem Raube zwiſchen den Zähnen vor ihm her, als ob ſie ihm den Weg nach dem Caſtell zeigen wollten. Da ſie ſich ſonſt nichts um ihn zu bekümmern ſchienen, ſo ergab er ſich in ſeinen Verluſt, und überließ ſich aufs Neue ſeinen Gedanken über die Wahl zwiſchen Reichthum und Liebe. Die Entſcheidung verwickelte ſich noch mehr in ſeinem Gehirn, als zuvor, und wer weiß, was das Reſultat geweſen wäre, wenn nicht einer von den beiden Hunden nach dem Biſſen geſchnappt hätte, den der andre im Maule trug. Ohne dieſen zu gewinnen, ließ er den eigenen fallen, welcher im nämlichen Augenblicke von einem dritten Hund aufgerafft wurde, der wie ein Blitz mit ſeiner Beute davon lief.

Die äſopiſche Fabel, welche der Mönch hier vor Augen hatte, überzeugte ihn beſſer, als alle Beweiſe und Schlußfolgen, und er entſchied ſich ein für allemal für den Reichthum, in deſſen

Beſitz es ihm nicht an ſchönen Frauen fehlen konnte. Gerne würd' er ſich dem Nachſinnen überlaſſen haben, wie er in Zukunft ſein Leben genießen wolle, hätte nicht das Geheul, womit der beraubte Hund den Räuber verfolgte, eine Menge anderer Hunde gelockt, die von allen Seiten bellend quer über das Feld herbeiliefen. Der Mönch fühlte die Nothwendigkeit, ſich nicht aufs Neue den hungrigen Beſtien auszuſetzen, und nahm den Augenblick wahr, da er an der offenen Thür einer Gartenmauer vorüberkam, um mit Einem Sprunge hineinzuſchlüpfen, und die Thür hinter ſich zuzuwerfen. Es gelang ihm, und er ſah ſich in einem jener anmuthigen Vorplätze, welche ſo oft den Zugang zu den ländlichen Wohnungen im ſüdlichen Europa bilden. Ein dichtes Rebendach überſchattete den ganzen Raum vor dem Hauſe, der ein ſehr ſchadhaftes Marmorpflaſter hatte. Ein verfallenes Baſſin in der Mitte deſſelben war dicht mit

Huflattig bedeckt, welcher kaum die abgebrochene Säule erkennen ließ, deren Stumpfe das Waſſer entquoll. Eine hölzerne Bank daneben, die ſich übrigens nicht in viel beſſerem Zuſtande befand, lud zum Sitzen ein. Die Thüre der Wohnung ſelbſt war verſchloſſen.

Die Hunde ſchienen die Nähe des Mönchs nicht verlaſſen zu wollen. Sie folgten der Mauer des Hofes von Außen, um einen Zugang zu ſuchen; denn ihr Kläffen ward allmählig von allen Seiten hörbar. Der Bruder Euſebius ſah ſich daher nach einem beſſern Schutz um, wenn es den Beſtien gelingen ſollte, hereinzubrechen. Nachdem er einen vergeblichen Verſuch gemacht, die Thüre des Hauſes zu öffnen, trat er hinter daſſelbe, ob er nicht von dieſer Seite einen Eingang fände; aber auch hier war Alles verſchloſſen. Indeß lief die Mauer an dem Olivengarten fort, der an der ſteilen Anhöhe lag, und der Bruder Euſebius überzeugte ſich bald, daß ſie ſeinen ganzen Raum einfaßte. Eine natürliche Grotte in dem Felſen, deren Eingang ihm in die Augen fiel, wagte er nicht zu betreten, da ſich ihr Inneres für dieſelben ſogleich in das Dunkel verlor.

Er kehrte daher nach dem Vorhofe zurück, und nahm auf der Bank Platz, bis ſich die Hunde verlaufen haben würden. Indeß ſchien ſich ihre Zahl, nach dem Bellen zu urtheilen, eher zu mehren, als zu mindern, und es fing ihm an bange zu werden, daß er von ihnen belagert gehalten werden möchte. Aber ſeine Beſorgniſſe verwandelten ſich in Unmuth, als ihm die ganze Reihe von Widerwärtigkeiten aller Art einfiel, die ihn an dieſem Tage betroffen. Er beſann ſich hin und her, wie er ein ſolches Schickſal verdient haben könne, und wußte zuletzt keine andere Erklärung zu finden, als daß er die Andacht irgend eines Heiligen verſäumt, deſſen Feſt vielleicht heute gefeiert wurde, und der ein beſonderes Recht an ſeine dankbare Erinnerung hatte. Glücklicherweiſe war das Brevier, welches er bei ſich trug, allen dieſen Unfällen entgangen. Er ſuchte den heutigen Tag auf, und fand den ſieben und zwanzigſten Juli, den die katholiſche Kirche als das Feſt der Siebenſchläfer feiert. „Dacht' ich's doch,“ ſprach er bei ſich ſelbſt; „nie hat mir dieſer Tag Glück gebracht, aber jedesmal Mißgeſchick oder Unglück. Und bei Sanct Auguſtin, am Ende trifft noch ein, womit mir meine Mutter zu drohen pflegte, wenn ich als Knabe die beſten Morgenſtunden verſchlief. Wie hundertmal ſagte ſie: „„die heiligen Siebenſchläfer werden Deine Faulheit ſchon noch beſtrafen, wenn es zu ſpät für Dich ſein wird, die verſäumten Morgenſtunden wieder einzuholen!““ —

Der Mönch durchlief hierauf die Hauptereigniſſe ſeines Lebens, und ſein treues Gedächtniß beſtätigte nur zu ſehr, daß dieſer Tag immer ein unglücklicher für ihn geweſen war. Am Feſte der Siebenſchläfer hatte er als Knabe ſchon die Vorderzähne eingefallen, und das Andenken davon für ſein ganzes Leben in einer häßlichen Zahnlücke behalten. Ein Jahr ſpäter war ein Eſel mit ihm davon gelaufen, und hatte ihn unter einem Baum abgeſtreift, nachdem ihm zuvor der Aſt, an den er mit dem Geſicht geſtoßen, die Naſe platt geſchlagen. Ein anderes Mal war ihm bei einem Feuerwerk ein Schwärmer in das Geſicht geflogen, der ihm Haare und Augenbraunen verſengte, und ein Auge gefährlich verletzte. An dieſem Tage hatte er ſein Mönchsgelübde abgelegt, gegen das ſich ſeine Natur inzwiſchen ſo oft und jedesmal in Sünde empört. Kurz, es fielen ihm ſo manche, großentheils eben ſo komiſche, als unangenehme Vorfälle ein, daß ihm vorkam, das Schickſal habe dieſen Tag beſonders dazu beſtimmt, um ihn durch Verlegenheiten jeder

Art zu necken, und durch ernſtliche Unfälle zu plagen.

Da ihn zugleich die Schwielen, die er empfangen, zu ſchmerzen anfingen, und die übrigen Strapazen, die er ausgeſtanden, in einer ſtarken Erſchöpfung fühlbar wurden, ſo verſank der Mönch in eine überaus trübe Stimmung. Sie vermehrte ſich, als es dunkel zu werden begann, und die Luft immer drückender wurde. Die Hunde Außen waren in jenes widerwärtige Geheul verfallen, welches den Ausdruck der Ungeduld und des Ueberdruſſes hat, ſo daß er auch nicht einmal an den Rückweg denken durfte. So ſaß er da, ſchwer athmend in der erſtickenden Luft, und völlig niedergebeugt von der Muthloſigkeit, die über ihn gekommen war. Schnell ſank die Finſterniß nieder, und er ergab ſich bereits in die Nothwendigkeit, die Nacht auf der Bank zuzubringen. Er verſuchte, zu beten; aber er vermochte nicht, ſeine Stimmung zu ſammeln. Endlich ſchien einige Bewegung in der Luft zu entſtehn, und es raſchelte über ihm in den Blättern; aber er hatte es kaum bemerkt, als es plötzlich in jenen ungeheuren Tropfen, welche den Gewitterregen des Südens eigen ſind, niederfiel. Zugleich erfolgte ein Blitz, der unmittelbar von dem heftigſten Donner begleitet war. Entſetzt ſprang der Mönch auf von ſeiner Bank, um einen ſicheren Zufluchtsort zu ſuchen. Aber wo einen ſolchen finden, da das Haus verſchloſſen war? Da fiel ihm die Grotte ein, die er am Hügel hinter dem Hauſe geſehen. Schnell wiederholte Blitze zeigten ihm den Weg nach derſelben, und er glaubte ſich gerettet, als er ihren Eingang erreicht. Aber auch hier war er noch nicht ganz vor dem Platzregen geſichert, der ſich in Strömen ergoß. Vorſichtig trat er vorwärts, um in der Tiefe der Grotte beſſern Schutz zu ſuchen. Wirklich hörte er auch bald kein Waſſer mehr von Oben fallen, und fühlte den Boden trocken. Da er ſich immer an der Wand hielt, ſo gelangte er von ſelbſt an einen Sitz, der in den Felſen gehauen zu ſein ſchien, und ihm einen willkommenen Ruheplatz anbot.

Ein Blitz, ſtärker, als alle frühern, erhellte auf einmal die Grotte, und der Donner, welcher ihn faſt unmittelbar begleitete, hallte aus fernen Tiefen wieder. Der einzige Moment greller Beleuchtung hatte ihm einen Anblick gezeigt, der keinen Raum mehr für andre Eindrücke übrig ließ. Ein neuer Wetterſtrahl bewies ihm, daß er ſich nicht geirrt; aber es bedurfte ſeiner Wiederholung, bevor er ſich ſagen konnte, was er geſehen. Die Grotte, in der er ſich befand, war von mäßigem Umfang, und in ihrer Mitte ſaßen ſieben Männer in einem Kreiſe. Sie hatten etwas Fremdartiges in ihrem Anzug, das der heutigen Zeit nicht angehörte, und ſchienen mitten im Geſpräch eingeſchlafen, oder gar erſtarrt zu ſein. Wenigſtens brachten weder die Blitze, noch die furchtbarſten Donnerſchläge, die einander raſch folgten, die geringſte Aenderung hervor in der ſonderbaren Gruppe.

Der Mönch konnte nicht zweifeln, daß er die heiligen Siebenſchläfer vor ſich ſah, und begann zu zittern vor Angſt, daß ihm die Zähne klapperten. Eine ſolche Erſcheinung konnte ihm nur, wie die Erſcheinung eines Engels, den nahen Tod bedeuten; denn er war demüthig genug, ſich der Ehre ſolches Anblicks unwürdig zu achten. Gern wär' er aufgeſtanden, wenn er es gewagt, und nicht Schrecken andrer Art ihn außer der Grotte erwartet hätten. Das Gewitter war immer heftiger geworden, und Blitz und Donner folgten ſich ſo ſchnell, daß ein elektriſches Feuer die Grotte zu erfüllen, und der Donner wie ein fürchterliches Rad durch ihre weit verzweigten Räume zu rollen ſchien.

Der Boden zitterte, und der Augenblick konnte nicht mehr ferne ſein, wo die Felſen über ihm zuſammenſtürzten. Es war in der That eine jener Naturſcenen, die das Evangelium ſo unübertrefflich mit dem Worte bezeichnet hat: wer auf dem Feld iſt, der kehre nicht um, und wer auf dem Dache, der ſteige nicht nieder. Das Verderben geht alsdann mit ſo ungeheurer Gewalt über die Erde, daß ihm Niemand und nirgendshin entfliehen kann.

Die Lage des Mönchs war entſetzlich. Grauſen vor dem nahen phyſiſchen Verderben, Seelenangſt bei der räthſelhaften Gegenwart übermenſchlicher Weſen, zermalmendes Gefühl moraliſcher und religiöſer Unwürdigkeit mit dem drückenden Bewußtſein der ſündhaften Plane, die ihn beſchäftigten, und dabei die völlige Unmöglichkeit, zu fliehen, ja, ſich nur von der Stelle zu rühren. Wir wiſſen nicht, wie lange dieſer Zuſtand dauerte; aber wir können ſagen, daß er ſich wenig beſſerte, als die Blitze ſchwächer wurden, und ſich das Rollen des Donners allmählig in immer weitere Fernen verlor. Wie oft auch der Wetterſtrahl die Grotte erleuchtet, ſo hatten ſich die geheimnißvollen Gäſte doch immer unverändert und unbeweglich gezeigt; aber als die ſchreckhafte Beleuchtung aufhörte, lag eine ſolche Nacht um den Mönch, daß er ſich nicht getraute, aufzuſtehn, um die Grotte zu verlaſſen. In der Angſt hatte er vergeſſen, von welcher Seite er hereingekommen, und füllte ihn gleich der Gedanke, die übrige Nacht in der geiſterhaften Nähe zuzubringen, mit Entſetzen, ſo war doch auch die Vorſtellung graushaft, daß er bei dem Verſuch, die Grotte zu verlaſſen, in dem dichten Dunkel an die furchtbaren Bewohner derſelben ſtoßen, oder, eine falſche Richtung wählend, ſich in völlig unbekonnte Räume verlieren konnte.

So war er wie an ſeinen Sitz gefeſſelt, und ob er gleich ſein eigenes Zittern zu hören glaubte, ſo wagte er doch kaum Athem zu holen. Er verſuchte allmählig, ſich zum Gebet zu faſſen; aber er vermochte weder eine andächtige Stimmung zu gewinnen, noch ſich einer Gebetformel zu erinnern. Es war, als ob Alles weggewiſcht wäre aus ſeinem Gedächtniß, um ihm nur die Erinnerung an ſo viele ſchwere Sünden übrig zu laſſen, welche ſein Leben befleckten.

Und wahrlich, ſein erwachtes Gewiſſen hielt ihm ein Buch vor, deſſen Inhalt wohl geeignet war, ihn zeitlich und ewig zu vernichten. Es gab faſt keine Verletzung der, ſo feierlich beſchworenen, Ordensregeln, der er ſich nicht vielfach ſchuldig fühlte. Aber ſein Sündenregiſter verbreitete ſich noch weiter, und ſtellte ſelbſt Verbrechen dar, die ihn der ſchwerſten und unerbittlichſten Rache der irdiſchen Geſetze überlieferten, ſobald das Geheimniß ſeiner Verworfeneit an den Tag kam. Da ergriff ihn am Ende eine ſolche Seelenangſt, daß er mit dem Schrei: fallet über mich Berge, und Hügel bedecket mich! aufſprang, und ſich in die Finſterniß hineinſtürzte.

Wie es ihm von dieſem Augenblick an weiter ging, wußte der Mönch ſelbſt nicht, und ſind wir daher auch unvermögend, zu berichten, da er keine Zeugen hatte, als die ſieben ſtummen Schläfer der Höhle. Er kehrt erſt in unſre Erzählung zurück, da er am hellen Tage die Augen öffnet, und ſich auf dem Boden, neben dem Waſſerbaſſin, liegend findet.

Unſre ſcharfſinnigen Leſer werden ſagen, der Mönch ſei am Abend auf der Bank eingeſchlaſen, und das Gewitter und die Grotte und die Erſcheinung in ihr ſeien nur Traumgebilde geweſen. Er ſelbſt faßte dieſen Gedanken auch zuerſt auf; aber überall erkannte er die Spuren des Platzregens, der in der Nacht gefallen war.

Dennoch ſuchte er dieſe Erklärung feſtzuhalten, und indem er ſich langſam aufmachte, um das nahe Caſtell zu erreichen, bemühte er ſich, den Beweis zu finden, daß er in der vergangenen Nacht nur einen ſchweren Traum gehabt, und daß er, wenn er auch wirklich ein arger Sünder ſei, doch noch Zeit habe, Buſſe zu thun, und ſein Gewiſſen von der Laſt dieſer geheimen Schulden zu befreien.

Zweites Capitel.

„Wohin führt Ihr mich?“ rief der Zwerg, als er mit Camillo'n eingetreten war. „In dieſer Höhle von Ungeheuern ſollte die Göttin der Schönheit wohnen?“

„Haſt Du vergeſſen,“ erwiederte Camillo lächelnd, „daß die Göttin der Schönheit dem Meer entſproſſen iſt? Wundre Dich darum nicht, ſie von ihren alten Bekannten umgeben zu ſehn. Wer weiß, ob ſie nicht manche Luſtfahrt auf dem Rücken dieſer Schildkröte gemacht hat? Wenigſtens iſt er breit genug, daß man es wohl glauben kann.“

„Bei meinem großen Ahnherrn, Ihr treibt Scherz mit mir, und Ihr thut es, weil

Ihr die Wahrheit meiner Erzählung bezweifelt."

„Ich ſcherze nicht, Toccuccio; das wirſt Du gleich ſehn, wenn Du mir weiter folgen willſt." —

Unſre Leſer ſehen aus dieſem kurzen Geſpräch, daß der Zwerg, den wir in Begleitung von Camillo an der Thüre zu den Gewölben des Alten verlaſſen, ſeinem neuen Freund in dieſe nachgefolgt war. Mit einem Grauſen, das ſehr abſtach gegen ſeine ſonſtige Herzhaftigkeit, betrachtete er die fremdartigen Gegenſtände, womit Wände und Decken hier verziert waren. Dieſe koloſſalen Schildkröten und Schlangen und das ungeheure Krokodil, welches über ihnen ſchwebte, waren ganz neue Gegenſtände für ſein Auge. Hatte er auch die Schiffleute von ſolchen Dingen erzählen gehört, ſo war es mit Uebertreibungen geſchehn, wodurch dieſer Eindruck eher verſtärkt, als geſchwächt werden mußte.

Indeß nahm er ſich zuſammen, und folgte Camillo's raſchem Schritt. Aber wie groß war ſein Erſtaunen, als ſich das glänzende Gemach, in welchem er ſeine Göttin wiederfinden ſollte, vor ihm aufthat! Conſtanze eilte dem geliebten Gemahl in die Arme, und die Kinder hingen ſich von beiden Seiten an ihn, ohne den ſeltſamen Begleiter, den er mitgebracht, ſogleich zu bemerken. Mit einer Art von Entſetzen trat Conſtanze einen Schritt zurück, als ihr der Zwerg ins Auge fiel. „Väterchen, ſieh doch den alten Knaben an, der Dir nachgelaufen iſt," rief Giulietta; Marcellina hingegen zog ihre Schweſter nach ſich, und ſuchte Schutz hinter ihrer Mutter.

„Ich bring' Euch einen Freund, deſſen Bekanntſchaft ich heute gemacht," ſprach Camillo. „Er iſt Einer von den wenigen tapfern Männern, die ich in dieſem Caſtelle gefunden."

„Wer muß nicht zum Helden werden, wenn er für ein Schloß kämpft, deſſen Inneres ſolche Schätze verbirgt?“ antwortete Toccuccio mit einer Stimme, deren ſchnarrender Ton ſo wenig, wie ſeine ganze Geſtalt, zu dergleichen Artigkeiten zu paſſen ſchien.

Marcellina, die bei ihres Vaters Worten das Köpfchen hinter ihrer Mutter hervorgeſtreckt hatte, war furchtſam zurückgetreten, als die Stimme des Zwerges laut geworden. Dieſer aber hob ſich im Bewußtſein, etwas Paſſendes geſagt zu haben, auf den Zehenſpitzen empor, um die Wirkung der zierlichen Rede mit dem ganzen Aufwand ſeiner Geſtalt zu unterſtützen. Und wirklich ward er augenblicklich des doppelten Erfolges gewiß, als er Conſtanzen erröthen ſah, und ihre Verlegenheit der Ueberraſchung beimaß, ihn wieder zu ſehen.

„Ja,“ ſprach er zu Camillo'n, indem er ſich immer höher zu erheben ſuchte, „ich erkenne auch die beiden Amorinen wieder, fehlen ihnen gleich die Bogen und Pfeile. Wozu bedurften ſie ſolcher auch? Doch hab' ich mich vor allem Andern darüber zu freuen, daß ſo hoher Werth in dieſem alten Schloß keine ganz unwürdige Stätte gefunden.“ —

Conſtanze ſah ſich um bei dieſen Worten, ob ſie nicht von irgend Jemand anders kämen; denn die Reden der Zwerge ſcheinen nie der Geſtalt anzugehören, aus der ſie ertönen.

Toccuccio ſäumte nicht, auch dieſer Bewegung eine andere Deutung zu geben. Er war gewiß, daß der Blick der ſchönen Frau nach der Thüre gerichtet geweſen, und ein Bedauern ausdrücken wollte, daß er nicht allein eingetreten ſei.

„Hab' ich Dir nicht geſagt, Toccuccio, Du würdeſt es beſſer in dieſer Höhle von Ungeheuern finden, als Du glaubteſt?“ fragte Camillo.

„Bei meinem großen Ahnherrn," erwiederte der Zwerg, „Erſcheinungen, wie dieſe, pflegt man in unſerer wunderarmen Zeit höchſtens im Traume zu haben. Zur Zeit des Fürſten Publius war dies anders. Ihr müßt wiſſen, ſchöne Signora," ſetzte er gegen Conſtanzen gerichtet hinzu, „daß der Fürſt Publius, welcher den heiligen Apoſtel Paulus nach ſeinem Schiffbruch gaſtlich aufgenommen, mein Ahnherr war, und dieſe Inſeln eigentlich meinem Hauſe gehörten. Gott weiß, durch welche Unglücksfälle wir ſie verloren! Aber ſinkt auch ein edler Stamm herab von der Höhe der Macht und des Reichthums, ſo braucht er die Hoheit der Geſinnungen darum nicht aufzugeben. Vielmehr muß er ſie nur um ſo ſorgfältiger bewahren, weil ſie nach Jahrhunderten die einzige Beglaubigung ſeines erhabenen Urſprungs ſind."

„Du haſt Recht, Toccuccio," ſprach Camille; „dann darf ihm die Welt auch die Gendigkeit nicht verſagen, daß er der Ehre, die er anſpricht, wenigſtens würdig iſt.“ —

Der Kleine ließ ſich nun auf eine wahrhaft verſtändige Weiſe, und ſelbſt in Geſinnungen aus, die einen höhern Schwung des Geiſtes verliehen. Gern hätte man das Unglück ſeines Aeußern vergeſſen mögen, wenn er nicht ein gezwungenes Weſen angenommen, das ſeinen Grund in dem Beſtreben hatte, recht liebenswürdig in Conſtanzens Augen zu erſcheinen. Die edle Frau, welche gar keinen Begriff davon hatte, daß ſich Jemand anders, als Camillo, nur die Möglichkeit, ihr zu gefallen, denken konnte, war weit entfernt, ſich das Benehmen des Zwergs aus ſolcher Selbſtverblendung zu erklären. Vielmehr erkannte ſie darin nur die Verlegenheit eines Unglücklichen, der ſich neben einem, von der Natur ſo reich begabten, Manne, wie ihr Gemahl, ganz unbehaglich fühlen mußte. Das Mitleiden ſiegte daher ſchnell in ihr, und die Abſicht, ihn aufzumuntern, kämpfte nur noch gegen den Mangel an Zuverſicht, ſolche zu erreichen. Camillo erkannte in Beider Verlegenheit das humoriſtiſche Spiel der ſchöpferiſchen Natur, die ſich oft in der Zuſammenſtellung der grellſten Contraſte gefällt, und gewann die heiterſte Laune. Aber die Eitelkeit des Zwergs rechnete das Verdienſt davon der eigenen Liebenswürdigkeit an, und vermochte gar nicht Maß zu halten in zierlichen und ſüßen Redensarten. Und wer weiß, wohin er auf dieſem Wege gerathen wäre? Denn der Uebermuth in ihm wuchs zuſehends, und es war eben die höchſte Zeit, als Giulietta den Strom ſeiner ſelbſtgefälligen Ergießungen mit der Frage unterbrach: „warum haſt Du Dich denn an dieſen langen Degen ſchnallen laſſen?“ —

Eine ſolche Frage, in Gegenwart einer ſchönen Frau gemacht, der man zu gefallen wünſcht, iſt einer der größten Unfälle, welche den Verliebten treffen können. Wie Kreide lagerte ſich die Beſchämung auf ſeine groben und harten Geſichtszüge; aber die Wuth entzündete gleichzeitig in ſeinen Augen eine düſtere Glut, die, einem Manne gegenüber, unfehlbar in die heftigſte Flamme aufgelodert wäre. Leicht möchte ſelbſt ein Ausbruch gegen das liebenswürdige Mädchen erfolgt ſein, wenn Camillo nicht den ſchmerzlichen Eindruck durch das belehrende Wort gemildert hätte, welches er an Giulietta'n richtete: „daß für einen tapfern Arm kein Degen zu lang ſein könne.“

„Bei meinem großen Ahnherrn, ſo iſt's,“ fiel der Zwerg ein, deſſen Stimme noch im Anfang zitterte; „nur im Zweikampf kann ein Degen zu lang ſein, wenn des Gegners Degen kürzer iſt.“

„So denken die wahrhaft tapfern Männer,“ ſprach Camillo. „Im Zweikampf darf kein Vortheil gelten, als der des beſſern Rechts.“

„Ihr werdet den Vortheil des kampfgeübten Armes ausnehmen müſſen, Don Camillo," ſagte Toccuccio; „denn wer vermöchte ſich der eigenen Waffen-Gewandtheit zu entäußern? Doch mein' ich, darf dieſer Vortheil nicht weiter, als zur Entwaffnung des Gegners benutzt werden."

„So iſt es, mein kleiner — mein tapferer Freund," antwortete Camillo, ſich verbeſſernd.

„Aber welch ein Geſpräch für die Ohren zarter Schönheit!" ſprach der Zwerg. „Ruhmvoll und herrlich iſt es, ſein Blut für ſie zu vergießen; aber ihre Augen ſollen nur den ſanften Frieden der Verehrung ſchauen, ihre Ohren nur die ſüßen Worte bewundernder Huldigungen vernehmen. Der Schönheit gebühren die Kränze des Siegs; die Kampfarbeit muß ihr verborgen bleiben!" —

Conſtanze, die noch nie ſo viel von ihrer Schönheit reden gehört, wurde verlegener, als zuvor, und ihr Geſicht glühte in jenem holden

Roſenroth der Unſchuld und Beſcheidenheit. Sie unterbrach daher das Geſpräch mit einer Frage an Camillo, die, wie unbedeutend ſie an ſich war, den Zwerg doch vollends über das Verhältniß, in welchem ſie zu Camillo ſtand, ins Klare ſetzte.

Er nahm auf einmal eine ganz andere Haltung an, und das geckenhafte Anſehn von Gefallſucht ging in ſteifen Ernſt über, der einen Contraſt andrer Art gegen ſeine nächſte Rede bildete.

„Bei meinem großen Ahnherrn,“ ſprach er zu Camillo, „Ihr kommt mir vor wie Mars, der die Göttin der Schönheit nur für Krieg und Schlacht verließ. Wer hätt' auch vermuthen ſollen, daß die bemoosten Mauern dieſes alten Schloſſes ein Juwel von ſo unſchätzbarem Werth umſchlöſſen? Aber jetzt erkenn' ich auch die heilige Aufgabe unſrer Tapferkeit! Die zarte Schönheit zu ſchützen gegen Vernachläſſigung und Gewalt iſt des tapfern Mannes höchſte Pflicht. So empfangt denn, Anbetungswürdige," fuhr er fort, indem er ſich vor Conſtanzen auf ein Knie niederließ, „ſo empfangt mein heiliges Gelübde, daß ich keinen Tropfen meines Bluts mehr für den meinigen erkennen werde, bevor der Feind völlig vernichtet iſt. Gefahrlos ſollen ſich die Thore dieſes Schloſſes vor Euch öffnen, damit Ihr Beſitz nehmen könnt von Kalypſo's Herrſchaft, und jeder Reiz dieſer ſchönen Inſel durch Eure Gegenwart zum Paradis verherrlicht werde!" —

„Euch aber," ſprach er, aufſtehend und Camillo's Hand ergreifend, „Euch, den ich im Beſitz aller dieſer Himmelswonne ſehe, gönne ich das höchſte menſchliche Glück, weil kein Tapferer den Tapfern beneiden ſoll. Ein günſtigerer Stern hat Euch zuerſt in ihre Nähe geführt; drum nehmt mich als Euren Waffenbruder an, und laßt mich das Glück, für ſie zu erben, mit Euch theilen, damit Euch das Glück, für ſie zu leben, deſto geſicherter ſei!“ —

Die Kinder hatten die Scene mit Verwunderung betrachtet, und waren noch mehr erſtaunt, als ſie ihren Vater die Hand des Zwerges ergreifen ſahen, und ihn, halb im Ernſt und halb im Scherz, antworten hörten: „mit Freuden nehm' ich Euch zu meinem Waffenbruder an, und damit der Lohn Eurer Tapferkeit nicht von den Zufällen des Kriegs abhängig ſei, erſuche ich die liebenswerthe Dame, die unſer Beider Herz mit ſo edler Flamme erfüllt, daß ſie das Band, welches ihren zarten Wuchs umſchließt, löſen, und Euch ſolches zum Zeichen ihrer achtungsvollen Geneigtheit verehren möge.“ —

Conſtanzens ernſtes Gemüth ergab ſich nur mit Müh' in einen Scherz, welcher leiſe die Neigung berührte, von der ihr ganzes Herz erfüllt war. Eine hohe Röthe überflog ihr Antlitz, indem ſie ſtillſchweigend das Band löſte, das ihren Buſen umſchlang. Ohne Zweifel deutete der Zwerg auch dieſe Verlegenheit zu ſeinen Gunſten; denn ein edlerer Stolz ſchien ihn zu erheben, als er ſich ihr mit dem Entſchluß näherte, der Waffen-Freundſchaft das höchſte Glück aufzuopfern, deſſen ihm das menſchliche Daſein fähig däuchte. Mit wahrer Begeiſterung warf er ſich auf die Knie nieder vor ihr, und dankte für das Band, das er in dieſer Stellung aus ihrer Hand empfing, und ſich um den Hals legte, während er ſich ihr auf ewig zum Gefangenen im Geiſt und in der That erklärte, und ſie bat, ſeinen letzten Blutstropfen mit dem erhebenden Gefühl, daß es für ſie geſchehe, vergießen zu dürfen.

Conſtanze fand ſich immer weniger in dieſen halb ernſten, halb komiſchen Auftritt. Der Widerwillen gegen die ungewohnte Mißgeſtalt kämpfte ſichtbarlich gegen das natürliche Wohlwollen ihres Herzens. Camillo's Scharfblick entging die Verlegenheit der zarten Frau nicht; er ſuchte Toccuccio's Aufmerkſamkeit daher von ihr abzuleiten, und dem Geſpräch eine andre Wendung zu geben. Er öffnete einen der eiſernen Laden, und ließ das Licht auf das Gemälde fallen, welches unſern Leſern ſchon bekannt iſt.

Das Bild hatte gerad' einen Augenblick der glücklichſten Beleuchtung, und ſtrahlte im vollen Glanz ſeiner herrlichen Farben. Der Zwerg ſah es an, und blieb zu Camillo's Verwunderung, die ſchwerlich ohne einen leiſen Zuſatz von Empfindlichkeit war, ganz gleichgültig.

„Das Gemälde ſcheint Euch nicht zu gefallen?“ fragte er ihn.

„Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, nein,“ erwiederte Toccuccio.

„Was habt Ihr daran auszuſetzen?“

„Ich finde, daß nicht Feuer, nicht Leben, nicht Ausdruck genug darin iſt.“

„Das wäre ein ſchlimmer Fehler; denn die ganze vorgeſtellte Scene kann ſich nur durch das gehörige Maß von Ausdruck ſelbſt erklären. Ihr müßt Euch deutlicher äußern.“

„Es iſt nicht anders. Nehmt nur den Stier, auf welchen doch das Meiſte ankommt, da ſein Tod der Gegenſtand der ganzen Darſtellung iſt. Ihr werdet lange nach einer ſolchen Beſtie ſuchen können, die gutmüthig ſtille hält, während der Dolch erhoben wird, der ſie tödten ſoll. Der Mann mit dem Mordgewehr mag einen halben Tag in ſeiner Stellung bleiben, wenn er Geduld genug dazu hat; denn der Menſch beſitzt einen freien Willen, und kann ſich einem Maler zulieb eine Zeit lang ſo hinſtellen. Aber bei dem Stiere, wie iſt es glaublich, daß er nur ſo lange ſtill gehalten, bis ihn der Maler gezeichnet, ich will nicht ſagen gemalt hatte?“ —

Conſtanze, welche dieſe Unkenntniß des Zwerges gar nicht faßte, und durch den Tadel eines, der ſo werthen, Bildes die Schüchternheit auf einmal verloren hatte, fiel mit den Worten ein: „es iſt ja auch nur ein Augenblick, der dargeſtellt iſt, und blos Augenblicke kann die Kunſt überhaupt darſtellen.“

„Verzeihet mir, ſchöne Signora,“ erwiederte Toccuccio, „ich meine, die Landſchaft könnte Stunden lang ſo da liegen.“

„Du irrſt Dich,“ ſagte Camillo; „auch die todte Natur wechſelt mit jedem Augenblick. Inzwiſchen. Die Kunſt iſt Deine Sache nicht, Toccuccio; der Degen iſt Dein Handwerk,“ ſetzte er lächelnd hinzu.

Der Zwerg, dem Camillo's Zurückfallen in den frühern Ton des Uebergewichts empfindlich war, antwortete mit einiger Gereiztheit: „warum ſollte die Kunſt nicht ſo gut meine Sache ſein, wie die eines jeden Andern, der kein Maler iſt? Für die Maler allein malt doch wohl kein Maler. Freilich ſollte man es glauben, wenn ſie weitläufig auseinanderſetzen, wie viel dazu gehört, um ein Gemälde zu beurtheilen. Man müßte faſt ſelbſt ein Maler ſein! Aber ſo lang' ich dieß nicht bin, finde ich das Bild **kalt**, ja wahrhaft fehlerhaft." —

Conſtanze erröthete vor Unwillen bei dieſen Worten, und wußte kein Wort zu finden, um ihm Luft zu machen. —

„Nun?" unterbrach Camillo den kühnen Tadler.

Kalt," fuhr der Zwerg fort, „weil ein Mann, der mit einer ſo ſchlimmen Beſtie zu thun hat, unmöglich den Ausdruck von Ruhe im Geſicht behalten kann, welcher dieſem Dolchhelden gegeben iſt; aber wahrhaft fehlerhaft, weil es abgeſchmackt wäre, zu denken, er werde im Augenblick, da er den Dolch erhoben, und wahrlich ſehr nöthig hat, richtig zu zielen, die Augen auf ein ſchönes Mädchen richten. Denn das thut er doch, müßt Ihr geſtehn?"

„Allerdings," ſprach Camillo, dem die gute Laune wieder gekommen war über der Zuverſicht, womit der Zwerg ſprach; „allerdings, und faſt möcht' ich glauben, daß er die Schöne mit verliebten Augen anſieht."

„Das kann ich gerade nicht finden. Der Augenblick, wo er den Schlächter macht, wär' auch wahrlich ſehr unpaſſend gewählt. Es mag wohl ſo ein ſpaniſcher Hochmuthsnarr ſein; denn nur ein Spanier kann ſich etwas auf Heldenthaten einbilden, die jeder Fleiſcher ein paarmal in der Woche verrichtet."

„Wie findet Ihr den Ausdruck in dem Geſichte der zarten Schönheit, die aus der Capelle tritt?"

„Er genügt mir eben ſo wenig. Den Ausdruck des Schreckens kann ich täglich ſehen, beſonders in dieſem Caſtell, wenn die Kugeln niederfallen. Es war kein Geſicht auf der Plattform, als das Bild der heiligen Agatha zerſchmettert wurde, das nicht ungefähr denſelben Ausdruck gehabt hätte. Wozu brauchen wir Gemälde, wenn ſie nur darſtellen, was wir täglich um uns ſehen?“

„Ich möchte wohl Eure Meinung erfahren, wie dieſer Ausdruck dargeſtellt werden müſſe,“ ſprach Camillo.

„Bei meinem großen Ahnherrn, ich würde die Schöne die Augen im Schrecken wenigſtens ſo weit aufreißen laſſen, daß der ganze Stern ſich auf dem Weißen abſchnitte. In dem Gemälde hier weiß man kaum, ob ſie mehr überraſcht, als erſchrocken, mehr für ſich, als für den Dolchhelden bang' iſt.“

„In der That, ein großer Fehler,“ ſagte Camillo, der immer beſſerer Laune wurde. „Ihr habt Recht; der Stier ſollte das Maul viel weiter aufreißen; denn er brüllt doch offenbar.“

„Wer weiß?“ erwiederte der Zwerg, der in die ſpaßhafte Laune einſtimmen wollte; „die gutmüthige Beſtie brüllt vielleicht leiſe, um den Dolchhelden nicht zu erſchrecken. Wie könnt' er ſich denn ſonſt um das Mädchen bekümmern, das aus der Capelle kommt?"

„Die Beſtie wäre dann allerdings großmüthiger, als der Dolchheld," ſprach Camillo lächelnd; „denn offenbar geht es dem Stier nur ſo ſchlecht, damit er dem Mädchen kein Leid zufügen kann."

„Meint Ihr? Was hatte ſie denn von dem Stier zu fürchten? Er war ja ſchon von dem erſten Dolchſtoß getroffen, als ſie aus der Capelle trat. Ihr ſeht, die Duenna hinter ihr hat den Vorhang noch nicht einmal wieder ſinken laſſen."

„Es liegt etwas Wahres in Eurer Bemerkung," entgegnete Camillo.

„Das kann ich nicht finden, mein Gemahl," fiel Conſtanze ein; „der erſte Stoß war ſchon geſchehen, bevor die Duenna den

Vorhang faßte. Sie war einen Augenblick zurückgeblieben.“

„Wie könnt Ihr das wiſſen, ſchöne Signora? Das Gemälde drückt dieß nicht aus.“

„Es iſt wenigſtens kein Grund vorhanden, um das Gegentheil anzunehmen,“ erwiederte die zarte Frau. „Vielmehr ſcheint es natürlicher, daß die Duenna in dem nämlichen Augenblick, da ſie mit dem Vorhang in der Hand ſichtbar wird, ſolchen erhoben hat.“

„Ich rath' Euch, unſrer ſchönen Dame zu glauben,“ ſagte Camillo lächelnd; „es iſt ſo gut, als ob uns ein Augenzeuge davon berichtete. Hätte der Maler ſein Handwerk nur ein wenig beſſer verſtanden, ſo müßtet Ihr dieß längſt ſelber bemerkt haben.“

„Ihr meint wohl, daß den Figuren einige Worte aus dem Mund herausgehen ſollten, wie man es in den alten Gemälden der Katakomben ſieht? Bei meinem großen Ahnherrn, Ihr habt

Recht. Die Maler würden ſich manche Mühe damit erſparen, und den Zuſchauern viel Kopfbrechens und noch mehr Irrthümer —"

„Ich bin nicht gewiß," erwiederte Camillo lachend „ob die Schönheit in dieſem Augenblick des Schreckens Luſt gehabt haben möchte, zu ſagen, wer ſie ſei. Indeß habt Ihr hier den Vortheil, der Euch bei den Bildern der Madonna und den Heiligen abgeht: Ihr könnt ſie ſelbſt fragen."

„Wie ſo?"

„Findet Ihr denn gar keine Aehnlichkeit zwiſchen der Dame, die neben Euch ſteht, und der Jungfrau, die aus der Capelle tritt?"

„Welche Aehnlichkeit ſollte hier ſein? Vergleicht doch Beider Anzug."

„Es iſt wahr," ſprach Camillo.

„Und der Wuchs — wo wäre in dem Gemälde dieſe Fülle von Reiz und Geſundheit?"

„Aber das Geſicht iſt die Hauptſache bei Bildern, wo es auf die Aehnlichkeit mit dem Leben ankommt,“ ſuchte ihm Camillo zurecht zu helfen. —

Der Zwerg ſtellte nun eine Vergleichung an, bei der er ſeine großen, herausliegenden Augen wiederholt zwiſchen dem Gemälde und Conſtanzen langſam hin und her laufen ließ, ſo daß dieſe den Blick verlegen zu Boden ſenkte. —

„Es iſt allerdings einige Aehnlichkeit,“ ſprach er endlich; „blos in den Augen kann ich ſie nicht erkennen. Seht nur, wie ſcheu, wie beſorgt, wie überraſcht — wahrlich man weiß nicht, ob in Freude oder Angſt — die Blicke ſind. Und dagegen das ruhige, ſanfte, beſcheidene Auge der Signora — nein, es iſt an keine Aehnlichkeit zu denken. Weit eher könnte ich ſie zwiſchen Euch und dem Dolchhelden finden, wenn Ihr mir es nicht übel nähmet.“

„Nicht im geringſten; vielmehr kann ich mir ſie gerne gefallen laſſen, wie beſchwerlich es auch ſein mag, mit gezücktem Dolch in der Hand auf die Nachwelt überzugehen; ſollte dieſe anders noch Kunde von dem Gemälde nehmen.“

„Aber ſagt mir, Don Camillo, wie in aller Welt konnte Euch Jemand in dieſer Schlächtersarbeit darſtellen?“

„Warum nicht? Nehmt z. B. nur den Fall an, daß die Schöne von den Hörnern des Stiers durchbohrt worden wäre, hätte ſich der Mann mit dem Dolche nicht zeitig genug dazwiſchen geworfen.“

„Dann muß Euch der Maler auch den Heiligenſchein geben. Heilige haben in ſolchen Fällen zuweilen Menſchengeſtalt angenommen, das iſt nicht zu läugnen: und der Maler konnte ſich die Schmeichelei erlauben, Eure Geſtalt für den Seinigen zu entlehnen; aber den Heiligenſchein durfte er nicht weglaſſen. Davon können ſich die Heiligen nicht trennen, wenn ſie auch wollten.“ —

Kurz der Zwerg vermochte ſich gar nicht in den Fall hineinzudenken, daß hier ein natürliches Ereigniß dargeſtellt ſei, welches Camillo'n und ſeine Gemahlin betroffen. Wahrſcheinlich waren ihm niemals andre Gemälde, als Darſtellungen aus den bibliſchen Geſchichten oder der Legende zu Geſicht gekommen. Eine ähnliche Bewandtniß mochte es mit dem Tode des Stiers haben; indem der damalige Großmeiſter von Malta, Johann von Omeda, ein geborner Spanier, ſich wohlfeile Stiergefechte dadurch verſchaffte, daß alle Stiere, die auf der Inſel geſchlachtet wurden, in einen Hof ſeines Reſidenzſchloſſes getrieben, durch ſpaniſche Matadore ein Zeit lang geneckt und in Wuth geſetzt, und dann getödtet werden mußten. Dieſes Schauſpiel, welchem Toccuccio mehrere Male beigewohnt, und indem er die Matadore wahrſcheinlich für Schlächter genommen, lag ihm im Sinne, und ließ ſeinem, ſonſt richtigen, Verſtand auch hier, wo ſeine Eitelkeit nicht im Spiele war, keinen Raum. Er begriff durchaus nicht, wie es gemeint war, und ging am Ende mit dem dunklen Gefühle weg, welches ihn ganz verſtimmte, daß es mit dieſem Gemälde eine beſondere Bewandtniß haben müſſe, die er nicht begriffen, oder über die man nicht für gut befunden, ihn ins Klare zu ſetzen. —

„Dieſer Fall beweißt aufs Neue,“ ſprach Camillo, als er ſich wieder mit den Seinigen allein befand, „daß ſich die Malerei in der Welt ihrer Darſtellung viel mehr beſchränken ſollte. Die Bildhauerkunſt hat ihre Grenzen weit natürlicher gefaßt. Beide müßten nichts darſtellen, als was ſich gleichſam ſelbſt erklärt.“

„Dieß iſt ja ganz der Fall in Deinem Bilde, mein Geliebter,“ ſagte Conſtanze. „Wer die Dargeſtellten ſind, hat für die übrige Welt, außer uns Beiden, keinen Werth; aber daß hier ein Mädchen durch den entſchloſſenen Muth ihres Geliebten gerettet wird, iſt ſelbſt von dem wunderlichen Geſchöpf nicht verkannt worden, das Du uns zugeführt haſt. Und weiter bedarf es doch nicht."

„Aber Du ſiehſt auch, wie niedrig er den Gegenſtand aufgefaßt hat. Der Dolchheld, wie er mich nennt, kommt ihm doch nicht beſſer vor, als ein Schlächter."

„Hat er Dich nicht zu einem Heiligen gemacht, mein Camillo?"

„Ich kann mich dadurch nicht geſchmeichelt finden. Er ließ den Heiligen nur meine Geſtalt entlehnen; aber die Handlung, in der er ſie darſtellte, erinnerte ihn an die grauſame Verrichtung eines niedrigen Gewerbes."

„Der Arme war in Verlegenheit, wie er ſich heraushelfen ſollte. Er fühlte wohl, daß er unpaſſend geurtheilt. Er wußte ſich nicht zurecht zu ſetzen, und wollte ſich ſeine Unzulänglichkeit doch auch nicht eingeſtehn. Da geſchah ihm, was ſelbſt Klügern oft geſchehen ſoll: er urtheilte mit weniger Verſtand, als er eigentlich hatte.“

„Das iſt's eben, was ich dem Bilde vorwerfe,“ entgegnete Camillo. „Es verwirrte den armen Teufel, ſtatt ihn aufzuklären, und ſetzte ihn in Verlegenheit, ſtatt ihn zu erfreuen. Kann ein Kunſtwerk ſeinen Zweck ſchlimmer verfehlen, als ein Gemälde, von welchem man dieß ſagen muß?“

„Wie magſt Du ſo hart gegen das herrliche Werk Deines Genius ſein, mein Geliebter?“

„O es beſtätigt nur zu ſehr, was ich oft ſchon gedacht habe! Dieß Gemälde iſt wirklich Alles, was es ſeinem Gegenſtand nach ſein kann, und doch erreicht es den Zweck des Kunſtwerks nicht. Es liegt alſo außer der Heimath der Kunſt. Wie ganz anders in dem Bilde, das ich Deiner Schweſter geſandt habe! Wer Dich auch nicht kannte, und Dich nie geſehn, ja, wer keinen Begriff vom Chriſtenthum und ſeinen Legenden hatte, konnte die Mutter Gottes mit dem Kinde mit Freude, und vielleicht mit Rührung anſehn; und, ich wage, zu behaupten, er konnte in Roſalien nicht gerade die heilige Katharina, aber doch immer eine nahe Verwandte der glücklichen Mutter, eine ältere, mit zarter Liebe für die Mutter und das Kind beſorgte, Frau erkennen. Warum hält ſich die Malerei nicht einzig und allein im Kreiſe ſolcher Gruppen und Scenen?“

„Würden ſie einen reichen Geiſt, wie den Deinigen, befriedigen?“ ſagte Conſtanze mit zärtlicher Anmuth.

„Auch das muß ich beklagen,“ erwiederte Camillo. „So oft wir ein Kunſtwerk hervorbringen, wollen wir eine Eroberung in einem bisher unbekannten Gebiete machen. Aber wenn wir uns gar nicht zu beſchränken vermögen, wohin wird die Kunſt im Laufe der Jahrhunderte gelangen? Und am Ende iſt es doch nur die Armuth unſres Innern, welche ſich durch die äußere Ausdehnung bereichern will. Wie weiſe hielt ſich die Sculptur der Alten in ihrem engen Kreiſe! Nie ſtrebte ſie in das Reich der Bewegung, des Affects, der Leidenſchaft hinüber. Entfernte ſie ſich doch nicht einmal von dem Typus, den ſie einmal für die Geſtalt, für die Geſichtszüge der Götter und Heroen angenommen. Indem ſie ſich den unwandelbaren phyſiſchen Bedingungen unterwarf, ſuchte ſie ihren Ruhm in ihrer immer höhern Vergöttlichung. Könnteſt Du die verſchiedenen antiken Jupitersbüſten ſehen, die in Rom ſind! Es iſt ein und daſſelbe Antlitz; aber in welcher Abſtufung von Herrlichkeit ſteht jede dieſer Büſten von der andern! Und doch verlor der griechiſche Künſtler den Muth nicht, und ſtrebte unabläſſig nach einem noch höhern Ausdruck der Herrſchaft über Götter und Menſchen!“ —

So war Camillo auf den Boden gerathen, wo die höchſtbegabten Geiſter auf einmal zum Gefühl des Mangelhaften, des Unbefriedigenden in ihren Strebungen gelangen. Eine tiefe Hoffnungsloſigkeit pflegte dann ihn zu ergreifen, und ließ ihn auf einige Stunden den Werth aller übrigen, herrlichen Güter, mit denen ſein Leben geſegnet war, vergeſſen. In dieſen Stimmungen pflegte Conſtanze weislich ihn ſich ſelbſt zu überlaſſen; denn wenn edle Gemüther auch durch die großen Foderungen an ſich ſelbſt eine Zeit lang niedergebeugt werden können in ihrem Innern, ſo fehlt ihnen doch auch die Kraft nicht, ſich wieder zu erheben, und mit neuem Muthe ſich in die Bahn zu werfen, die ihr Daſein hoch über das Treiben der Menge hinweghebt.

Drittes Capitel.

Don Galatiano hatte ſeinen Platz in der Capelle der heiligen Agatha behauptet, ſo weit es ſich nur immer mit dem Beſtreben vereinigen ließ, wenigſtens einen Schatten ſeines Anſehns im Caſtelle zu retten. Da er ohnedieß für einen „Roſenkranznager“ bekannt war; wie die Süd-Italiener einen Frömmler nennen: ſo fiel es auch nicht auf, wenn er den größten Theil ſeiner Zeit mit Andachtsübungen zuzubringen ſchien. Ohnedieß hatten die Türken an dem Tage, da der Bruder Euſebius an ſie abgeſendet worden, alle feindlichen Bewegungen eingeſtellt, ſo wie ſie ſolche auch nicht wieder erneuerten, indem ſie der Annahme der, von ihnen feſtgeſetzten, Bedingungen gewiß ſein mochten.

Der tapfere Mann hatte ſeinen gewöhnlichen Poſten hinter dem Fenſter eingenommen, und den Blick auf die kleine Thüre gerichtet, welche den Himmel ſeiner Hoffnungen verſchloß. Da ſah er ſolche aufgehn, ſich aber auch eben ſo ſchnell wieder hinter dem heraustretenden Zwerge verſchließen. Dieſer kam ihm jetzt weit trotziger vor, als früher, und da er zugleich in tiefes Nachdenken verſunken ſchien, ſo zweifelte Don Galatiano gar nicht, daß ſich derſelbe ſchon in den Beſitz der Reichthümer geſetzt habe, und die Plane überlege, wie er ſolche genießen wolle.

Dieſer Gedanke weckte eine unerträgliche Unruhe in ihm; es war ihm unmöglich, die Begierde, ſich Gewißheit zu verſchaffen, zu bändigen. Er erhob ſich daher, nahm ſo viel martialiches Weſen an, als ihm nur zu Gebot ſtand, und folgte dem Zwerge.

„Ich freue mich, Toccuccio, Dich in ſolcher Thätigkeit für die Vertheidigung des Caſtells zu ſehn," begann er, indem er ihm einen ſanften Schlag auf die Schultern gab; „bei Sanct Paul, ich hätte Dir das nie zugetraut!"

„Bei meinem großen Ahnherrn, ich Dir eben ſo wenig, Dich in ſo geringer Thätigkeit für daſſelbe zu ſehn," erwiederte der Zwerg. „Für einen Narren aber erklär' ich Jeden, der da glaubt, daß wir die Rollen getauſcht hätten. Du biſt um kein Haſenhaar feiger geworden, als Du Dein Lebenlang warſt."

„Was fällt Dir ein, Toccuccio?" ſprach der Ritter voll Erſtaunen über den Ton, welchen der Kleine angenommen, und nur um ſo mehr in ſeinem Verdachte beſtätigt, daß er ſich bereits als Herrn dieſer Reichthümer anſehen müſſe, da er es wage, ſich ihm ſo übermüthig zu zeigen; „kennſt Du mich denn nicht mehr?“

„Ob ich Dich kenne? — beſſer, als Dir lieb ſein würde, wenn Du es ganz wüßteſt. Doch ſoll Dir nicht verborgen bleiben, daß ich Dich für die größte Memme halte, die je für einen tapfern Mann gelten wollte.“

„Welches Heil iſt Dir widerfahren, daß Du Deine ſonſtige Beſcheidenheit ſo völlig abgelegt haſt? Man ſollte meinen, Du wärſt auf einmal zum Beſitze groſſer Reichthümer gelangt?“ —

Als der Ritter keine Antwort erhielt, ſondern der Zwerg ihn, wie ihm däuchte, mit wachſendem Hochmuth anſah, ſchien ihm gar kein Zweifel mehr, daß dieſer zum Krӧſus geworden ſei. —

„Aber was wollteſt Du mit all dem Reichthum anfangen, Toccuccio?“ fuhr er fort; „in Kriegszeiten ſind die Reichſten nicht die Glücklichſten; drum rath' ich Dir, mit mir zu theilen, auf daß wir Gutes und Böſes mit vereinten Kräften tragen."

„Mit dem Guten will ich ſchon allein fertig werden," erwiederte der Zwerg trotzig, „und das Böſe in Gemeinſchaft zu tragen, habe ich mir einen beſſern Geſellen erkoren."

„Wie ſo, Toccuccio?" fragte Don Galatiano ängſtlich, da er ſich einbildete, daß Camillo im Geheimniß ſei, und eben ſo mit dem Zwerg verfahren würde, wenn es einmal zum Theilen käme, wie er es mit dem Bruder Euſebius vorhatte.

„Einen Mann, der dem Schlimmſten feſt ins Auge zu ſehen gewohnt iſt. Ich kenne Keinen, den ich des Beſten ſo würdig achtete, als ihn. Und bei meinem großen Ahnherrn, er iſt auch ſchon im Beſitze deſſelben!"

„Wie? Und Du willſt ihn allein im Beſitze laſſen?"

„Glaubſt Du, daß zwiſchen wahrhaft tapfern Männern eben ſo wenig Treu und Glauben, und eben ſo viel Haß und Neid ſei, wie zwiſchen Euch Rittern, deren ganze Tugend und Ehre in ihren Ordensſtatuten und in ihrem Wappenſchilde beſteht? Bei meinem großen Ahnherrn, wäre der Mann minder tapfer, als er iſt, ich würde ihm nicht überlaſſen, was mir nicht ſchwer ſein würde, allein zu haben.“

„Du kommſt mir heute wunderlich vor, Toccuccio,“ ſagte der Ritter.

„Nun?“ — fragte der Zwerg, als ob er es kaum der Mühe werth hielte, zu erfahren, was Don Galatiano meinte.

„Biſt Du Dir nicht ſelber der Nächſte?“

„Fort mit dieſer Klugheit der Selbſtſüchtigen! Eine großmüthige Geſinnung verachtet ſie.“

„Wenn dieſe Geſinnung nur auch mit Dank anerkannt würde. Daß dieß nicht geſchieht, Toccuccio, das eben ärgert mich.“

„Wie kann ich Dank erwarten von dieſem Pöbel, den die Furcht in das Caſtell getrieben?“

„Er würde Dir nicht fehlen, das darfſt Du mir glauben, wenn die Leute ihrem eigenen Urtheil folgen könnten. „„Wer hätte dem Toccuccio ſo ein ſtattliches Weſen zugetraut?““ ſagte geſtern Abend eine der Frauen im Hofe. „„Ich möchte wohl wiſſen, warum Ihr es ihm nicht zugetraut,““ ſprach eine Andre, und ich kann Dir ſagen, ſie ſprach es in vollem Aerger, und ſetzte hinzu: „„Ihr braucht ja nur das Heldenfeuer zu ſehn, das ihm aus den Augen blitzt.““ —

Toccuccio ſtellte ſich ordentlich auf die Zehenſpitzen, als er dieß hörte, und erwiederte: „ich ſollte denken, Don Galatiano, daß ich keine Urſache hätte, mich über die Urtheile der Leute zu beklagen.“

„Das hätteſt Du auch nicht, wenn ſie Alle ſo ſprächen. Und bei Sanct Paul, es würde nur Eine Stimme über Dich ſein, wäre nicht eine böſe Zunge im Caſtell, welche die Leute immer wieder irre macht. Es ſind gute Leute, aber es ſind auch beſchränkte Leute. Bedenkt nur, Toccuccio, wie ſollten ſie Alle widerſtehen können, wenn ſo eine giftige Zunge ſpricht: es gehört ein Narr dazu, um zu glauben, daß die Natur eine edle Geſinnung in ſolche Mißgeſtalt verbergen?“ —

„Wer ſpricht dieß?“ unterbrach der Zwerg den Ritter mit der größten Heftigkeit.

„Und wenn es ſonſt nichts wäre, als das?“ fuhr Dieſer fort. „„Die Mißgeburt bildet ſich ein, ſchön zu ſein,““ ſprach dieſelbe Stimme des Neides und der Bosheit; „„und doch iſt ſie höchſtens zur Vogelſcheuche in den Weizenfeldern zu gebrauchen, oder um ungezogene Kinder damit zu Bette zu jagen.“

„Wer ſagte das? das will ich wiſſen!“

„Aber auch damit war die Stimme nicht zufrieden — “

„In die Hölle mit Euch! Weiß ich nicht genug, um Euch im Augenblick, den Ihr mich länger in Ungewißheit laßt, den Degen durch den Leib zu rennen?"

Mit dieſen Worten hatte der Zwerg ſeinen langen Degen gezogen und ſich in eine Poſitur geſtellt, welche den Ritter ſogleich aus dem Vortheil brachte. „Habt Ihr mich denn gar nicht errathen, Don Toccuccio?" fragte Derſelbe ganz kleinlaut.

Dieſe Höflichkeit blieb nicht ohne Wirkung; „wie kann ich errathen, wer ſich des Ungeheuren unterfangen kann?" fragte der Zwerg mit einiger Gefaßtheit.

„So verſprecht mir wenigſtens Verſchwiegenheit —"

„Ich verſpreche ſie."

„Ihr müßt mir ſie geloben, auf die Reliquien der heiligen Agatha — nein; auf das Evangelium in der Capelle der heiligen Agatha."

ſetzte der Ritter ſogleich, ſich verbeſſernd, hinzu, indem er auch ſelber das Vertrauen an die Heilige verloren hatte.

„Bei Männern meines Schlages, Don Galatiano,“ ſprach der Zwerg, „iſt ein Wort ſo heilig, wie ein Eid. Ihr ſolltet dieß nicht vergeſſen.“

„Nehmt mir nicht übel, Don Toccuccio; aber ein Wort kann der Menſch brechen, und er wird nur den Menſchen dafür verantwortlich. Für den Eid iſt der Menſch Gott verpflichtet, und er darf ihn nicht brechen, wenn er ſein ewiges Seelenheil nicht in die Schanze ſchlagen will. Das thut doch Keiner ſo leicht, und würdet Ihr am wenigſten thun wollen, der ſeinen Ahnherrn einſt ſo hoch Oben im Paradiſe ſitzen, zu finden hoffen darf.“

„Ich will ſchwören.“

„So kommt, und folget mir in die Capelle,“ ſprach der Ritter.

Der Zwerg folgte in die Capelle der heiligen Agatha.

„Legt Eure Hand auf das Buch hier,“ fuhr Don Galatiano fort, als ſie vor dem Altar ſtanden, „und ſprecht: „„ich ſchwöre bei den Reliquien des heiligen Apoſtels Paulus und bei denen meines großen Ahnherrn, des heiligen Publius, daß ich nie einem Andern verrathen werde, was mir mitgetheilt werden wird.““

„Ich ſchwöre nicht,“ erklärte der Zwerg jetzt zur größten Ueberraſchung des Ritters.

„Was fällt Euch auf einmal ein!“ fragte Dieſer verwundert.

„Auch gelob' ich Euch kein Geheimniß.“

„Wollt Ihr Euren Feind denn nicht kennen lernen?“

„Nur Einer iſt im Caſtell, der meiner Feindſchaft würdig wäre, und dieſer Eine nur könnt' es wagen, eine Sprache zu führen, welche ſein und mein Leben auf die Spitzen unſrer Degen ſtellte. Ich gedenke, ihn ſelber zur Rede zu ſetzen, und, läugnet er, ihn für einen lügneriſchen Schuft, und geſteht er es ein, für einen neidiſchen Schurken zu erklären."

„Ihr werdet doch nicht, Toccuccio?" —

„Ja, ich werde, allerdings werde ich, und bei meinem großen Ahnherrn, ich werd' ihm den Degen ſo tief in die Bruſt ſtoßen, daß Ihr Jedem rathen dürft, einen Schritt weit hinter ihm zu bleiben."

„Seid doch nicht gleich ſo heftig, Don Toccuccio. Was hilft es, Euer ſchönes Leben ſo gerad' aufs Spiel zu ſetzen? Das Glück iſt ein launiſches Weib, das Waffenſpiel hat ſeine Tücke, und ſeid Ihr eine Leiche, was hilft es Euch, daß ich Euch räche?"

„Ihr dürft Euch die Mühe ſparen —"

„Nun, wenn Euch denn Alles gleichgültig iſt, ſo kann ich Euch ja Eurem Eigenſinn überlaſſen. Aber ich meine, beſſer wäre beſſer, und wo die Beleidigung ſo ungeheuer iſt, braucht man nicht viel Umſtände zu machen. Man ſtellt ſich hinter die nächſte beſte Ecke, und im Augenblick, da der Feind vorübergeht, bringt man ihm einen geſchickten Dolchſtoß von hinten her in die Bruſt bei. Ihr wißt wohl, einen von den Stößen, die von Unten nach Oben gehen.“

„Das iſt die Rache der Feigen! Ein offener Blick der Verachtung in das Auge des Feindes, und Degen gegen Degen — ſo nehmen Männer meines Schlages Rache!“

„Ihr werdet mich doch nicht nennen wollen, Don Toccuccio?“ fiel der Ritter beſorgt ein. „Ueberdieß hab' ich keinen Namen genannt, und Ihr könntet wohl irren, indem Ihr ihn zu errathen ſucht.“

„Ich wiederhol' Euch, wer anders, als Camillo, dürfte ſolch eine Sprache wagen?“

„Ich habe ihn nicht genannt, Don Toccuccio; ich bitte, merkt Euch das. Auch jetzt nenn' ich ihn nicht; drum laßt mich aus der Sache. Nur ſeid meiner beſten Wünſche, und im ſchlimmſten Falle meiner Rache gewiß!"

So hatte Don Galatiano die empfindlichſte Seite des armen Zwergs mit einer Kunſt der Selbſtverläugnung gereizt, welche nur der Habſucht möglich ſcheint, und Toccuccio ſtürmte fort, um Camillo'n gleich den Vorhalt zu machen, und ihn vor die Spitze ſeines Degens zu fodern. Er befand ſich bereits an der kleinen Thüre des Gewölbes, und war eben im Begriff, anzuklopfen, als ihm die ſchöne Bewohnerin deſſelben einfiel. Da däuchte es ihm auf einmal unzart, ſich ihr in ſolcher Leidenſchaftlichkeit zu zeigen; es ſchien ihm ſelbſt unpaſſend und unritterlich, ſeinen Feind in ihrer Gegenwart herauszufodern, ja, er meinte, daß er ihr die Sorge für ſein eigenes Leben erſparen müßte. „Welch hohen Begriff ſie auch von meiner Tapferkeit haben mag," dachte er bei ſich ſelbſt,

„die Liebe iſt immer furchtſam. Sie wird ſich mit ängſtlichen Gedanken über mich plagen; warum ſollt' ich die Anmuthige dieſer Beſorgniſſe nicht überheben?" —

Mit dieſen Gedanken kehrte er zurück in die Capelle der heiligen Agatha, wo der Ritter ſeine Stelle bereits wieder im Beichtſtuhl eingenommen. Don Galatiano ſah den Kleinen, welchen ſeine Blicke verfolgt hatten, mit Erſtaunen vor der Thüre umkehren. Er zweifelte keinen Augenblick, daß ihm der Muth, mit Camillo anzubinden, ſchon wieder entfallen ſei, und beſann ſich, wie er weiter mit ihm fertig werden ſollte.

Toccuccio ſchien gar keine Kunde von dem Ritter zu nehmen, und ſtellte ſich an das Fenſter, welches die Thüre beherrſchte, aus der Camillo kommen mußte.

„Du biſt andern Sinnes geworden, Toccuccio," begann der Ritter nach einiger Zeit, das Stillſchweigen brechend.

„Weder gegen Dich und Camillo, noch gegen andre Memmen und Böſewichter in dieſer ſchurkiſchen Welt," erwiederte der Zwerg, ohne ſich umzuwenden.

„Du mußt Deinen Ton ändern, Toccuccio," ſprach der Ritter, der noch nicht von ſeinem Irrthume zurückgekommen war, „oder Du haſt es mit mir zu thun."

„Das ſoll mir lieb ſein," antwortete der Zwerg, indem er ſich ſchnell umwandte und den Degen zog; „es dauert mir ohnedieß zu lange, bis ich Blut ſehe." —

Der Ritter nahm ſich zuſammen, und ſuchte ſeinen Fehler wieder gut zu machen. „Ich ſchlage mich nicht an heiligen Orten," ſprach er, und noch weniger ſchlag' ich mich gegen Freunde, die mich nicht beleidigt haben. Steckt darum den Degen ein, Toccuccio, auf daß Ihr weder der Entweihung heiliger Stätte, noch der Verletzung des Rechts der Freundſchaft ſchuldig werdet."

„So kommt hinaus auf den Gang, auf den Hof, wohin Ihr wollt; nur ſo nah, als möglich: denn mein Gehirn kocht, und meine Seele lechzt nach Blut.“

„Seid Ihr toll, Don Toccuccio? Welches tapfern Mannes Seele kann nach Freundesblute lechzen? Bei Sanct Paul, ich ſchlage mich lieber mit Sinan-Paſcha, denn mit Euch. Steckt den Degen ein — da kommt ja Euer Feind.“ —

Wirklich öffnete ſich auch in dieſem Augenblick die kleine Thüre, und Camillo trat heraus aus derſelben. Toccuccio war Seiner kaum anſichtig geworden, als er ſich in die Bruſt warf, und, die Eine Hand in die Seite geſtemmt, die Capelle verließ, und Camillo'n entgegentrat.

„Eine Frage,“ ſprach der Zwerg mit einer Betonung, welche das beſondere Gewicht verrieth, das er in ſeine Frage legen wollte.

„Sprich!“ erwiederte Camillo mit einem Laconismus, der die kurz angebundene Rede mit Scherz zu ſtrafen ſchien.

„Iſt es wahr, daß Ihr einen Mann, den Ihr zum Waffenbruder angenommen, eine Mißgeburt, iſt es wahr, daß Ihr ihn eine Vogelſcheuche genannt habt?“

„Nein,“ antwortete Camillo, indem er den vorigen Ton fortſetzte.

„Wenn Ihr nicht die Wahrheit redet, ſo ſeid Ihr ein Lügner; woran ſoll ich erkennen, daß Ihr die Wahrheit geſagt?“

„Wozu verlangſt Du eine Antwort, wenn Du ſie nicht zu glauben Luſt haſt?“

„Bei meinem großen Ahnherrn, weil es mir weh thut, mich in Euch getäuſcht zu haben, und Euch meinen Irrthum mit dem Leben bezahlen laſſen zu müſſen. Zieht!“

„Bemühe Dich nicht, Toccuccio,“ ſprach

Camillo mit einem gutmüthigen Lächeln; „ich ſchlage mich nicht mit Dir."

„Wie? Seid Ihr auch feige?"

„Eben ſo feig, als lügneriſch, Toccuccio," erwiederte Camillo. „Mit Dir wenigſtens will ich mich nicht meſſen."

„Bei meinem großen Ahnherrn, Ihr müßt ziehen! Wie kann ich denn ſonſt Genugthuung nehmen für die ungeheure Kränkung, die Ihr mir angethan?"

„Sei ruhig! Man ſoll nicht von uns ſagen können, daß wir den Burgfrieden gebrochen, während der Feind vor den Thoren ſteht. Deſto kräftiger laß uns gegen die Türken fechten. Wer die meiſten Feinde ins Gras geſtreckt hat, ſoll für den Sieger gelten, und von dem Andern Genugthuung erhalten. Biſt Du es zufrieden?"

„Ich bin ungewiß, ob ich dieſen Vorſchlag mit Ehren annehmen kann."

„Du haſt keine Wahl, Toccuccio; denn ich ſchlage mich nicht mit Dir.“

„So muß ich Euch ſo lange für einen Feigling erklären, bis Ihr meine Ausfoderung angenommen.“

„Du kannſt es halten nach Belieben; nur wirſt Du lang im Caſtell ſuchen können, bis Du Jemand findeſt, der Dir Glauben ſchenkt. Die Leute haben ſich einmal feſt in die Köpfe geſetzt, daß ihnen nur durch mich Rettung werden könne. Doch möcht' ich wiſſen, wer ſich unterſtanden hat, die Beleidigungen, die er Dir ſagen wollte, auf meine Rechnung zu ſetzen.“

„Alſo habt Ihr es nicht geſagt?“

„Was hilft es, wenn ich Dir die Verſicherung gebe? Du glaubſt es doch nicht.“

„Wie kann ich länger zweifeln, daß Ihr der Unverſchämte ſeid, welcher mich dermaßen in Andrer Augen herabzuſetzen ſucht? Ihr weicht ja offenbar einer Erklärung aus.“

„Toccuccio,“ ſagte Camillo ernſthaft, „Du biſt der Erſte, der mich in meinem Leben einen Unverſchämten genannt hat. Wiederhole keinen ähnlichen Laut gegen mich; es würde Dir ſchwerlich zur Ehre geachtet werden, daß Du das einzige menſchliche Weſen ſeiſt, von dem ich ein Wort der Art anhören könnte, ohne es zum letzten zu machen, das ſeine Zunge ausgeſprochen. Komm, und laß uns ſehen, was der Feind vorhat,“ ſetzte er in ſeinem gewöhnlichen Tone hinzu, indem er weiter ging.

Der Zwerg wußte nicht, wie er eigentlich daran war, und folgte Camillo'n unwillkürlich. Indeß machte er ſich unterwegens ſeine Gedanken darüber, wie es gemeint ſei. Daß Camillo einer Erklärung auswich, ſchien ihm vollkommen klar; aber warum wich er ihr aus? — Er konnte unmöglich einen andern Grund haben, als daß er vermeiden wollte, ſich zu der Kränkung ſeines Waffenbruders zu bekennen. Das ſchien ihm nicht im Geringſten zweifelhaft, daß Camillo den Kampf nur aus Furcht ausgeſchlagen, oder wenigſtens verſchoben hatte. Wenn er indeß den Zweikampf fürchtete, wie konnt' er ſo ſehr die Lüge ſcheuen? Niemand kommt doch ſo oft in den Fall, lügen zu müſſen, als der Feige., Uebrigens verhehlte er ſich nicht, daß Camillo gegen Niemand feig war, als gegen ihn, und die Meinung, die er von ſich ſelbſt hatte, reichte auch vollkommen dazu hin, Solches natürlich zu finden. Nur konnte er nicht begreifen, warum man überall, wo ſich ſein Begleiter ſehen ließ, ehrfurchtsvoll zurückwich, und von ihm ſelbſt nirgends mehr Kunde genommen wurde, als ſonſt auch. Camillo hatte ihm doch den Vorzug der Tapferkeit eingeräumt, da er mit ihm allein dem Kampf ausgewichen; wenn daher Ehre einzunehmen war, meinte der Zwerg, ſo gebührte ſie ihm auch offenbar in höherem Grade.

Da Camillo überdieß das frühere Du mit dem vollen Ausdruck der vertraulichen Abhängigkeit wieder gegen ihn angenommen, und er es nicht über ſich gewinnen konnte, dieſen Ton zu erwiedern, ſo erboſte er ſich allmählig gegen ſich ſelbſt, ſo daß er, wie in ſolcher Stimmung zu geſchehen pflegt, die nächſte Gelegenheit ergriff, um ſeinen Unmuth an einem Andern auszulaſſen.

Indem ſie einen der Höfe des Caſtells durchwandelten, und er im Gedränge, das ſich willig vor ſeinem Begleiter öffnete, von dieſem abgeſchnitten wurde, ſah er ſich auf einmal in einen Kreis geſchloſſen, welchen der Muthwillen um ihn gezogen. Schnell legte der innerlich Ergrimmte die Hand an den Degen, und ſetzte ſich in Poſitur. Mit gebieteriſchem Ernſt blickte er um ſich, als wollt' er die Menge fragen, ob ſie ihn nicht kenne? Aber ein allgemeines Hohngelächter, mit beleidigendem Geſchrei vermiſcht, antwortete ihm: „ſollte man nicht glauben, die Mißgeburt ſei mit Hahnenkämmen aufgefüttert worden?“ ſagte der Nächſte. „Das weiß ich beſſer,“ ſprach ein Anderer; „man hat ihn mit Pfauenmilch geſäugt.“ Ein wieherndes Gelächter des Beifalls belohnte den plumpen Spaß, und es würde in gleichem Tone fortgegangen ſein, wenn Toccuccio nicht den Degen gezogen, und auf die gerade vor ihm Stehenden eingeſtürmt wäre. Im Augenblick öffnete ſich die Maſſe vor ihm; aber eh' er um ſich blicken konnte, wohin er ſeine Rache wenden ſollte, ſtellte ſich ihm ein Seeman mit dem geſchwungenen Ruder in den Händen entgegen. Und gewiß würde das ſchwere Werkzeug des Zwerges Schädel zerſchmettert haben, wenn nicht Camillo, der ſich nach dem Lärmen hinter ihm umgewendet, den Arm des Gewaltigen gefaßt hätte, daß der Schlag neben Toccuccio zur Erde fiel. Dieſer wollte eben ſo ſchnell ſeine

Rache nehmen, und ſtürzte auf den Gegner los; aber Camillo drehte ihm mit einer einzigen geſchickten Wendung ſeines Degens das Gewehr aus der Hand, daß es in die Höhe flog, und in einem herausragenden Balken, an welchem eine Laterne hing, ſtecken blieb. Der Zwerg, welchen das Gelächter der Umſtehenden höchlichſt erboſte, ſuchte hinaufzureichen, um ſeines Degens gleich wieder habhaft zu werden; aber wie unverhältnißmäßig lang auch ſeine Arme waren, ſo genügten ſie doch nicht, und das Hohngeſchrei wurde jetzt wahrhaft tobend. Toccuccio, der in dem Kreiſe ſtand, welcher ſich aufs Neue um ihn zuſammengeſchloſſen, verfiel in eine Art von ſinnloſer Wuth, in der er das Geſicht auf das entſetzlichſte verzerrte, die rollenden Augen weit aufriß, und die Zunge, ſo lang' er konnte, herausſtreckte. Die Menge wurde dadurch nicht ernſthafter geſtimmt, und ihr roher Spott und des armen Zwerges Raſerei würden wahrſcheinlich in Thätlichkeiten übergegangen ſein, wenn Camillo nicht den Degen heruntergenommen, und ihn dem Unglücklichen mit den Worten überreicht hätte: „nehmt Euren Degen, mein Waffenbruder, und gewinnet mit ihm die Ruhe wieder, welche dem Tapfern geziemt! Euch aber,“ ſetzte er gegen die Umſtehenden hinzu, „Euch rath' ich, den Zorn dieſes Mannes nicht länger zu reizen. Es ſind Wenige unter Euch, die den Degen zu führen verſtänden, wie er, aber Keiner iſt in dieſem Caſtell, deſſen Muth ich erprobt hätte, wie den Muth dieſes Braven!“ —

„Bei ſolchen Worten verſtummte die Menge, ungewiß, ob es Scherz, oder Ernſt ſei. Niemand getraute ſich jedoch, eine Aeußerung von ſich zu geben, die Camillo'n mißfallen konnte. Toccuccio, der ſich auf des Letztern Anrede ſogleich gefaßt hatte, hing ſich in ſeinen Arm, und entfernte ſich mit ihm aus dem Haufen, welcher Beiden verwundert nachgaffte.

„Hier iſt zu ſchauen Sanct Chriſtophorus, der das Knäblein durch das Waſſer trägt,“ ſprach einer von jenen Luſtigmachern, die ſelten unter den Volksmaſſen fehlen.

„Ich ſage, es iſt der Rieſe Goliath und der Knabe David, die mit einander Freundſchaft geſchloſſen, um kein unſchuldig Blut zu vergießen,“ fiel des vorigen Nachbar ein.

„Bei Sanct Jacob, es iſt ein edler Stier und ein alter Bock, die beſtimmt ſind, ächten Stolz und lächerliche Anmaßung vereint zur Schau zu tragen,“ ſetzte ein brauner, nerviger Mann hinzu, der ein ſpaniſcher Matador ſein mochte.

Wenigſtens erwiederte ihm eine Frau: „da müßten ſie nur Landsleute von Euch ſein. Aber was braucht's viel Rathens?“ fuhr ſie fort. „Es iſt der alberne Zwerg, welchen ſich der edle Ritter zum Zeitvertreib hält. Laßt ihn darum ſeinem Herrn zu Lieb' in Ruhe!“

„Wer darf jetzt an Zeitvertreib denken?" begann ein alter Mann, der neben der Frau ſtand. „Er ſoll auf die Türken achten, und nicht auf die Mißgeburt. Hat er ſich nicht ſelbſt erboten, das Caſtell zu vertheidigen? So mag er es nun auch vollführen!"

„Und Ihr könnt mit allen Euren weißen Haaren noch an ſolche Großſprechereien glauben?" fiel ein Andrer ein. „Bei Sanct Gennaro, eben ſo leicht wird er das Feuer des Veſuvs mit einem Fingerhut voll Waſſer auslöſchen."

„Was faſelt der Maccaronifreſſer?" rief eine andre Frau. „Meint Ihr, der Ritter ſei auf auf dem Schneidertiſch ſitzend groß geworden, wie Ihr? Ragt er doch einen Kopf hoch über die Längſte von Euch Memmen allen hinweg. Mit Waden, wie die ſeinigen, pflegt man Feſtungen zu erobern, nicht zu übergeben."

„Beſonders, wenn ſie noch Jungfrauen ſind, wie dieſes Caſtell hier,“ erwiederte ein franzöſiſcher Soldat, der ſich bei dem Prellen des Mönchs und des Kornhändlers ſo thätig gezeigt hatte.

„Sind wir auch keine Jungfrauen mehr, ſo ſind wir doch ehrliche Weiber,“ fiel eine Andre ein; „und Ihr, mit Euren dürren Beinen, Ihr ſolltet Euch am wenigſten über uns aufhalten.“

„Sind denn Scherz und Lachen hier verboten, Gevatterin?“ ſprach der Franzoſe. „Was kann man Beſſeres thun, iſt man einmal in dieſes alte Neſt von Caſtell eingeſchloſſen? Denn mit ſeiner Jungfrauſchaft iſt es doch eine alte Jungfrau geworden; das werdet Ihr mir zugeben.“

„Ich will Euch ſagen, was Ihr Beſſeres in dieſem alten Caſtell thun könnt, Gevatter,“ antwortete die Frau; „aber Ihr müßt es Euch hübſch fein zu Herzen nehmen. Statt hier müßig am Markte zu ſtehn unter Weibern und Kindern und Männern, die noch weniger Herz im Leibe haben, müßt Ihr Euch an den Ritter anſchließen, und ihm in Allem beiſtehn, was er gegen die Türken unternimmt. Habt Ihr die Türken glücklich zurückgeſchlagen, daß ſie in der Angſt wieder ihre Schiffe zu erreichen ſuchen, ſo könnt Ihr ſcherzen und lachen, ſo viel Ihr wollt über die langen Naſen, die ſie auf Gozzo geholt haben."

„Bei Sanct Martin von Tours, Frau Gevatterin," entgegnete der Franzoſe, „Euer Rath läßt ſich hören. Ihr braucht nur noch fünfhundert rüſtige Geſellen, wie ich, zu finden, die ihn mit mir befolgen wollen." —

Während dieſer Unterredung, die wir nicht weiter verfolgen dürfen, war Camillo auf der Plattform des Caſtells angelangt; indem er ſehen wollte, was die Türken vorhätten. Der

Zwerg war ſchweigend neben ihm hergeſchritten, und hatte jede Frage, die er an ihn machte, faſt einſylbig beantwortet. Alles zeigte, wenigſtens für dieſen Tag, ein ruhiges Anſehn, und auch die Schanzarbeiten, welche die Feinde auf verſchiedenen Punkten angefangen, wurden mit ſichtbarer Gleichgültigkeit betrieben.

„Es ſcheint nicht, Toccuccio, daß uns die Türken heute noch viel zu thun geben werden," ſprach Camillo.

„Deſto mehr Zeit haben wir, uns um unſere eigenen Angelegenheiten zu bekümmern," erwiederte der Andre. „Drum bitt' ich Euch, laßt uns die einzige Sache abthun, wegen der mir noch allein etwas an der Welt liegt." —

Mit dieſen Worten warf ſich der Zwerg vor Camillo'n auf die Kniee, und rief, indem er die Bruſt entblößte: „ſtoßt Euren Degen in dieſe Bruſt! Ich bitte Euch, ſtoßt zu, und macht dem elendeſten Daſein ein Ende!"

„Was haſt Du?" fragte Camillo erſtaunt über dieſe ſonderbare Wendung in dem Benehmen des Unglücklichen.

„Was braucht es Worte? Handelt!" antwortete der Zwerg.

„Biſt Du bei Sinnen?" — fragte Camillo, und trat einen Schritt zurück.

„Hinlänglich, um einzuſehen, daß Sterben das Klügſte für mich iſt."

„Wenigſtens das Ehrenvollſte, Toccuccio, ſobald es im Kampfe für das Vaterland geſchieht."

„Vaterland? Hab' ich ein Vaterland? Dieſe Inſeln ſind allerdings die Inſeln meiner Väter. Sie gehörten mein, mein von Gottes und Rechtes wegen; aber was ſind ſie für mich geworden? — Schauplätze der Kränkung und Demüthigung, nichts anders."

„Wer wagte es, Dich zu kränken? Beim Himmel, er hat es mit mir zu thun! Rede, wer iſt's?"

„Don Camillo,“ ſprach der Zwerg, indem er aufſtand, „die größte Kränkung, die mir je widerfahren, iſt mir von Euch gekommen. Sie iſt die ſchmerzlichſte, weil ſie mir von Euch geworden. Seit meines Vaters Tode waret Ihr der Einzige, der mir Wohlwollen bewieſen und Achtung gezeigt hatte. Ihr habt mein Leben verſchont, als es auf der Spitze Eures Degens ſtand; entweder fandet Ihr es nicht der Mühe werth, mich zu tödten, oder Ihr ſchontet mich, weil Ihr mich größern Demüthigungen aufbehalten wolltet. Ich glaube das Erſte, um mir die Verzweiflung zu erſparen; drum übet Barmherzigkeit, und tödtet mich, damit Eure Verachtung mich nicht allmählig aufzehrt, wie ein langſames Gift.“ —

Mit dieſen Worten war der Zwerg abermals auf die Kniee geſunken, und bot Camillo'n die entblößte Bruſt dar. Das künſtleriſche Auge des Letztern wandte ſich wehmüthig ab von dieſem Anblick, welcher die Mißgeſtaltung einer verunglückten Kindheit darſtellte.

„Steh auf," ſprach er in tiefer Bewegung über die Ungunſt der Natur gegen den edlen Geiſt, der in dem Zwerge waltete, „ſteh auf, Toccuccio, ich tödte Dich nicht! Aber ich will Dich auch nicht kränken, und habe Dich nie gekränkt; wenigſtens iſt es nicht mit Bewußtſein, und noch weniger mit Abſicht geſchehn."

„Wie kann ich Euch glauben? Habt Ihr doch ſelbſt nicht in Abrede geſtellt, daß Ihr jene ungeheuren Worte der Verachtung und des Hohns gegen mich ausgeſprochen?"

„Steh auf, und glaube mir, daß ich ſolche Worte, deren Gedanke ſchon keinen Raum in meiner Seele haben kann, nie gegen Dich ausgeſprochen."

„Warum ſagtet Ihr mir dieſes nicht, als ich Euch zum Zweikampf foderte?"

„Aus keinem andern Grund, als weil Du es geglaubt hatteſt, ohne mich zu hören. Mußte dieß nicht auch eine Kränkung für mich ſein?“ —

Nichts konnte tröſtender, ermunternder für den Zwerg lauten, als dieſe Aeußerung; denn daß Camillo ſich von ihm gekränkt hielt, ſtellte ihn erſt mit ihm auf gleiche Linie. Er wollte ihn unterbrechen, aber Dieſer fuhr fort: „wäreſt Du dafür offen und und gerade vor mich hingetreten, und hätteſt alſo zu mir geſprochen: verzeihet mir, mein Waffenbruder, wenn ich es für möglich halte, daß Ihr Euch ſo unwürdig über mich geäußert. Aber dieſes Wort verfolgt mich; ich muß entweder aus Eurem eigenen Mund erfahren, daß es nicht wahr iſt, oder Einer von uns Beiden muß ſterben, damit der Beleidiger ſeines Lebens ſicher, oder der Beleidigte mit dem Leben der Schande los ſei — hätteſt Du ſo zu mir geſprochen, Toccuccio, ſo würd' ich geantwortet haben: vergleichen Reden erlaubt ſich kein Waffenbruder über den andern. Nennet mir den Schurken, der Euch dieſe Lüge hinterbracht hat, damit ich ſie ihn mit ſeinem Leben bezahlen laſſe.“

„Ach, wenn Ihr ſo geſprochen —“

„So hab' ich es jetzt gethan: drum ſteht auf, nennet mir den Verläumder, und vergeßet die Sache!“ —

Der Zwerg ſtand auf, und erwiederte mit bebender Stimme:

„Don Camillo, ich will es zu vergeſſen ſuchen; aber den Verläumder kann ich Euch nicht nennen. Seiner Strafe ſoll er darum nicht entgehen. Verzeihet mir, mein edler Waffenbruder, daß ich Euch einen Augenblick eines ſolchen Verraths fähig halten konnte. Verzeihet mir,“ wiederholte er, indem ihm dicke Thränen über die hohen, magern Backenknochen herunterrollten. „Ihr ſeid der erſte tapfere Mann geweſen, der mir Wohlwollen und Achtung gezeigt hat in meinem Leben. Ihr habt mich aus dem Schlamm von Vernachläſſigung, ja Verachtung herausgezogen, in den mich eine Laune der Natur geworfen, die einen hohen Sinn einmal mit einer andern, als der gewöhnlichen Form umgeben wollte. Das Beſſere, das Edlere in mir habt Ihr allein geahnt! Ihr erkanntet es von den Hunderten, die ſich mein ganzes Leben hindurch mit Geringſchätzung und oft mit Spotte von mir abgewandt. Ihr gabt mir Geltung unter dieſen Maſſen, die für nichts Sinn haben, als für das Gemeine und Niedrige, das Ihres Gleichen iſt. Seit ich Euch kennen gelernt, hatte ein neues Leben für mich begonnen. Dieſe Tage der Gefahr, der Sorge, der Angſt für Andere waren für mich Tage der Erhebung, des befriedigten Selbſtgefühls, des innern und des äußern Triumphes geworden. Aber kaum hatt' ich angefangen, dieſes neuen Zuſtandes einigermaßen gewiß zu ſein, da wurde mir das ungeheure Wort hinterbracht, das Ihr geſprochen haben ſolltet. Verſchwunden war der Traum der ſchönen Zeit, und ich erwachte wieder in meiner ſchrecklichen Einſamkeit, mitten unter Menſchen, die mich als ein Weſen niedriger Art betrachteten!“ —

„Ich verzeih' Euch, braver Don Toccuccio,“ ſprach Camillo wahrhaft gerührt; „laßt uns Alles vergeſſen!“

„Die Hölle ſolcher Stunden,“ fuhr der Zwerg fort, „läßt ſich ſo leicht nicht vergeſſen, wie Ihr wähnt, Don Camillo. Ihr Kinder des Glücks, welche Schonung, Liebe, Anerkennung von der Wiege an begleitet, Ihr kennt nicht den innern Jammer des Unglücklichen, welchem keine andre Liebe zu Theil geworden iſt, als die Liebe Derer, die die Natur dazu gezwungen. O Ihr faßt es nicht, und möget Ihr es nie faſſen lernen, welch eine entſetzliche Einſamkeit es iſt, immer mitten unter den Menſchen allein zu ſtehn! Das war mein Schickſal ſeit meines Vaters Tod, und ach! es iſt lange, daß ſich die einzigen Augen ſchloſſen, die mir je mit Liebe gelächelt! —

Bei dieſen Worten rollten wieder zwei mächtige Thränen über die blaſſen und eingefallenen Wangen des Unglücklichen, und Camillo fand ſich vom tiefſten Mitleiden ergriffen. Sanfter, freundlicher, aufmunternder, als zuvor, ſprach er ihm zu, und machte ihn am Ende auf die Arbeiten der Türken aufmerkſam, um ſeine Gedanken nach äußern Gegenſtänden abzuleiten. Er erklärte ihm, da der Zwerg allmählig auf ſeine Worte achtete, die Hauptgrundſätze der Befeſtigungs- und Belagerungskunſt, und gewann bald Urſache, ſich zu wundern, wie ſchnell Toccuccio begriff, wie richtig er urtheilte, wie verſtändig er fragte. Trotz ſeines natürlichen Abſcheues vor allem Häßlichen verſöhnte ſich ſein Schönheitsſinn allmählig mit der grotesken Figur, welche vor ihm ſtand, und ihm däuchte, als ob einer der beſſern Geiſter Wohnung in dieſem Körper genommen hätte, der urſprünglich nicht für ihn beſtimmt geweſen.

Wir ſchließen dieſes Capitel mit einer kurzen Erläuterung, die vielleicht manchem unſrer Leſer willkommen iſt, und von den Uebrigen füglich überſchlagen werden kann.

Camillo war ein Künſtler, wie wir geſehen. Die Malerei war nicht nur ſeine Liebhaberei, ſondern er hatte ſie zu ſeinem Lebensgeſchäft gemacht, weil er ſich von der Natur für ſie beſtimmt hielt.

Ein Maler? fragt man vielleicht; und wie kommt er zu dem kriegeriſchen Geiſte, den er bei jeder Gelegenheit an den Tag legt? Wie zu der Kenntniß des Kriegshandwerks, zu dieſer Vereinigung von Gewandtheit mit Degen und Pinſel? Am Ende wird er ſogar noch ein Kenner der Befeſtigungskunſt, ja, ſelbſt der Belagerungskunſt genannt! —

Allerdings! Und für Den, der ſeine Zeit kennt, liegt hierin nichts Unwahrſcheinliches. Wir denken uns die Meiſter der beſten Epoche neuerer Kunſt gar zu gern als ſchlichte, einfache, mitunter ſogar derbe Handwerker, die das Schöne hervorbrachten, weil es ganz fertig in ihrem Jahrhundert oder in ihrer Seele lag, ſo etwa, wie der Biber ſeine Häuſer baut, blos nach Inſtinct. Dieß iſt ein groſer Irrthum, von welchem man ſchon durch einzelne Züge des Verhältniſſes zurückkommen kann, worin Männer, wie Michael Angelo, Lionardo da Vinci, Raphael und die meiſten Heroen der Kunſt zu den Erſten ihres Zeitalters geſtanden haben. Stelle ſich doch ja Niemand vor, daß den Päbſten, den Großherzogen von Toscana mehr Sinn für Kunſt, mehr Achtung vor dem Höhern im Menſchen beigewohnt, als den Fürſten unſrer Tage! Die Künſtler mußten ihre Geltung auch durch ein feines Betragen gewinnen, wenn ſie ſie nicht durch ihre Charakterkraft, durch die Höhe ihrer Geſinnungen, durch den Umfang und die Tiefe ihrer Kenntniſſe, und durch die unwiderſtehliche Macht ihres Genius erzwingen konnten.

Letzteres iſt der Punct, den wir etwas näher betrachten wollen.

Die bedeutenden Meiſter jener Zeit beſaßen offenbar einen höhern Grad von Ausbildung, als die Künſtler der ſpätern zu erwerben für nöthig fanden. Sie verſtanden ſich beſonders auf die mathematiſchen und chemiſchen Wiſſenſchaften, und Alles, was damit zuſammenhängt. Wir finden ſie darum häufig nicht nur zugleich als Maler, Bildhauer und Baumeiſter, ſondern auch als tüchtige Mathematiker, und beſonders als theoretiſche und praktiſche Kenner des Geſchützweſens und der Befeſtigungskunſt. Die Lombardei verdankt ihr herrliches Bewäſſerungs- und Communications-Syſtem großentheils dem trefflichen Lionardo da Vinci. Michael Angelo hat nicht nur einen anſehnlichen Theil der Peterskirche gebaut, ſondern auch mehrere Fortificationen von Florenz angelegt, als man 1529 eine Belagerung der Stadt erwartete. Ja, er war zum General-Commiſſär für die Offenſiv- und Defenſiv-Anſtalten derſelben ernannt. Unſre großen deutſchen Meiſter befanden ſich gleichfalls im Beſitz dieſer Kenntniſſe; wie denn mehrere Schriften von Albrecht Dürer hievon ſattſam Zeugniß ablegen. Dieſe Künſtler und viele andere ihres Gleichen waren recht eigentlich die Männer, die überall aushelfen mußten, wo es fehlte. Man kann Benvenuto Cellini's Denkwürdigkeiten, die in Jedermanns Händen ſind, zum Maßſtab nehmen. Cellini war eigentlich nicht einmal Künſtler, ſondern gehörte, als zünftiger Goldſchmidt, dem Handwerkerſtand an. Aber er beſchäftigte ſich nicht ohne Ruhm mit der Bildhauerkunſt. Er faßte Edelſteine mit Zierlichkeit und Sicherheit in geſchmackvollen

Putz, und goß große Werke in Bronze. Er ſchnitt Stempel zu Medaillen und Münzen, und ſchnitzte in Holz und Elfenbein. Er verfertigte ſich ſein Schießpulver ſelbſt; er baute Paläſte und vertheidigte Feſtungen. Unaufhörlich wechſelt er Pinſel, Meißel und Zirkel, Feder, Dolch und Degen, und wie er von Zeit zu Zeit in blutige Händel geräth, aus denen er ſich ſo gut, als der tapferſte Kriegsmann zieht, ſo wirft er in der nächſten Stunde eine Reihe von Terzinen aufs Papier, die nicht zu den ſchlechten gehören. Ja, als es wegen des Alters nicht mehr mit den Kunſtarbeiten gehen will, ſetzt er ſich nieder, ſchreibt ſein Leben — und der florentiniſche Handwerksmann hinterläßt uns ein Buch, wie es Tauſende vom gelehrten Stande nie zuſammenzubringen vermöchten.

Und wie kamen dieſe Männer zu ſolcher Vielſeitigkeit, ohne die Trefflichkeit im Einzelnen einzubüßen? —

Es geſchah dadurch, daß ſie den ganzen Tag an der Arbeit waren, und nicht den größten Theil ihrer Zeit verloren, um, wie Träumer, herumzuwandeln, und auf die Stunde der Begeiſterung, mit ihren Offenbarungen, zu warten. Nur das Glück kommt ohne Verdienſt; aber ſelbſt in dieſer kurzen Spanne von Leben iſt das Glück bei Weitem nicht das Beſte, und die Unſterblichkeit nie ohne Schweiß errungen worden.

Viertes Capitel.

In ſchwere Gedanken vertieft und ſchweigend wandelte der Zwerg einher neben ſeinem Begleiter. Camillo'n fiel dieß erſt auf, als er ſich im Hofe von ihm trennen wollte. Der Unglückliche mußte ſich wirklich in einem ſchrecklichen Gemüthszuſtande befinden. Sein hellgraues Auge leuchtete in einem trüben Feuer, das, wie eine Schwefelflamme lodernd, einen grünlichen Schein auf das hagere, blaſſe Antlitz zu werfen ſchien. Die glühende Hand, die er Camillo'n reichte, zitterte fieberiſch, und der junge Mann, welcher die Heftigkeit ſolcher Leidenſchaften ſo oft an ſich und Andern erfahren, war keinen Augenblick zweifelhaſt, daß der Zwerg blutige Rache gegen ſeinen Beleidiger kochte.

Mit den ſanfteſten Worten, die ihm zu Gebot ſtanden, drückte er ihm ſeine Verwunderung aus über die Bewegung, worin er ihn ſah, und erklärte die Gedanken, die ihn beſchäftigten, für Seiner durchaus unwürdig. „Es iſt jetzt keine Zeit zu ſolchen Händeln,“ ſchloß er. „Haß und Rache dürfen ihr Recht nur verlangen, wenn der Kriegskampf vorüber iſt, und wo für Altar und Heerd gefochten wird, gibt es keine Tapferkeit, als gegen Den, der ſie bedroht. Darum waltet der Burgfrieden als das heiligſte Geſetz in feſten Plätzen, und erklärt den gerechteſten Zweikampf innerhalb ihres Bereiches für ein entehrendes Verbrechen. Als Soldat, der zu gehorchen verſteht, und als Mann von höherer Geſinnung, welchem die Ritterſitte heilig iſt, müßt Ihr das Verlangen nach Genugthuung in die Zukunft verſchieben, und, wenn es Noth thut, ſelbſt mit Aufopferung des Lebens, Euren Beiſtand dem Manne leihen, gegen den Eure Seele mit dem blutigſten Haß erfüllt iſt.“

Der Zwerg faßte ſich ſchneller, als von ſeiner leidenſchaftlichen Stimmung zu erwarten ſtand, und erwiederte Camillo'n: „wo viele Kräfte zuſammenwirken ſollen, iſt Einigkeit das erſte Geſetz und die nothwendige Bedingung ihre Stärke. Es fällt hart, ſich dieſem Geſetz zu unterwerfen; aber wer des Sieges über ſeine Feinde würdig ſein will, muß zuvor ſich ſelber überwinden lernen. Darum beruhiget Euch, Don Camillo; der Niederträchtige iſt ſicher vor mir, bis er nichts mehr von den Türken zu fürchten hat. Aber leichter ſoll er ihnen alsdann entgangen ſein, als er mir entgehen wird.“ —

Während Don Galatiano auf dieſe Weiſe einer Gefahr entriſſen wurde, von der er keine Ahnung hatte, ſaß er in der Capelle der heiligen Agatha, ängſtlich harrend, wie der böſe Saame aufgehen würde, den er ausgeſtreut. Hinter dem kleinen Fenſter laufend, ließen ſeine Augen den Gang vor demſelben auf und nieder, um eine Spur des Erfolges zu entdecken. So hatte er ſchon geraume Zeit gewartet, als endlich Camillo ſichtbar wurde. Er kam mit ſeiner gewöhnlichen, ruhigen Haltung und dem raſchen, leiſen Schritte, der ihm eigen war, den Gang herunter. Es ſchien, als ob nichts geſchehen wäre, und hätte ſich vielleicht auch in dem Geſichte des jungen Mannes irgend eine Spur entdecken laſſen, daß etwas vorgefallen ſei, ſo müßte es nur ein Ausdruck von Genugthuung geweſen ſein, zu deſſen Verſtändniß es eines Blicks in Camillo's Seele und eines Mitgefühls ihrer hochherzigen Regungen bedurfte. So deutete er jenen Widerſchein von innerer Zufriedenheit nach ſeinen eigenen Geſinnungen, als er Camillo'n vor die kleine Thüre treten, und ſie mit einem Schlüſſel, den er bei ſich trug, öffnen ſah. „Welch eine Wonne muß es ſein," dachte der edle Ritter, „ſich den unterirdiſchen Schätzen mit der Sicherheit des Beſitzes zu nähern, welche dieſer Menſch zu haben ſcheint! Aber bei Sanct Paul," ſetzte er halblaut hinzu, „ſeine Freude ſoll nicht von langer Dauer ſein!" —

Indem ſich der Beneidete in der kleinen Thüre verlor, wurde der Kornhändler von der andern Seite ſichtbar. Wie ein ſcheues Thier ſtreckte er den Kopf erſt aus einem dunkeln Gange heraus, um zu ſehn, ob keine Gefahr für ihn in der Nähe ſei. Aber er zog ihn auch eben ſo ſchnell wieder zurück, und nur, nachdem er den Verſuch mehrere Male wiederholt, und die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Niemand im Gange war, trat er heraus, und eilte die lange Halle hinunter, ſo ſchnell er es nur immer mit ſeiner Wohlbeleibtheit und nach o vieler Angſt und Mühſeligkeit vermochte, die er ausgeſtanden.

Don Galatiano erging es, wie allen Geizigen, wenn ſie allein ſind. Er fühlte ſich nur ruhig und zufrieden, ja, ſelbſt glücklich, ſo lang er mitten unter ſeinen Schätzen ſaß, und ihren Werth berechnete. Jede andere Einſamkeit, als dieſe, wurde ihm bald zu einer Plage, und ſo war der Kornhändler eine höchſt willkommene Erſcheinung für ihn. Er pochte an das Fenſter, als er eben vorüber eilen wollte, und gab ihm durch Zeichen zu verſtehn, daß er in die Capelle treten möchte.

Seitdem Don Galatiano dieſen Mann nicht nur nicht mehr zu ſchützen vermocht, ſondern ſich auch förmlich von ihm abgewandt hatte, war er, wie geächtet, im Caſtell geweſen. Hohn und Verachtung begegneten ihm, wo er ſich blicken ließ. Er mußte die unheimlichſten Orte zur Zuflucht wählen, um den Mißhandlungen zu entgehn, die ihn, wie er nicht zweifelte, überall erwarteten. Selbſt an Nahrung hatte es ihm in den letzten Tagen gemangelt, und man konnte die Verminderung ſeiner Wohlbeleibtheit deutlich an ſeiner Kleidung ſehen, ob er gleich noch immer viel zu verlieren hatte. Leicht iſt daher die Freude des Elenden zu ermeſſen, als ihm ein freundlicher Wink aus der Capelle zukam, aus der er unlängſt ſo barſch entlaſſen worden. Leute ſeiner Art, die ihre Speculationen auf die Schwachheiten der Mächtigen zu gründen gewohnt ſind, haben in der Regel einen guten phyſiognomiſchen Blick, und ſo erkannte der Kornhändler auch gleich, daß ihn ſein alter Gönner wieder zu Gnaden angenommen. Er fühlte ſich damit gewiſſermaßen bürgerlich hergeſtellt, und bedachte gar nicht, daß ſein Beſchützer, deſſen zurückgekehrte Gunſt ihm ein ſo großes Glück däuchte, ſich in keiner beſſern Lage befand, als er ſelber. War ihm ja vom Oberbefehl im Schloſſe gewiſſermaßen nichts übrig geblieben, als die Capelle einer Heiligen, die ihren Credit zugleich mit ihm eingebüßt hatte.

Dennoch näherte ſich der Kornhändler noch mit einiger Ungewißheit, und blieb in ehrfurchtsvoller Entfernung ſtehen. Auf den vorigen Fuß einer Vertraulichkeit, welche den gegenſeitigen Vortheil zur Grundlage hatte, wagte er nicht ſo ſchnell zurückzutreten.

„So kommt doch herbei, Don Paolo,“ rief ihm der Ritter entgegen, als er die Scheu des Kornhändlers bemerkte. „Ueberall ſucht Euch mein Auge, bis mich ein Zufall Euch endlich entdecken läßt. Fürwahr, bald hätt' ich geglaubt, Ihr ſeiet dem Bruder Euſebius zu den Türken gefolgt, wär' es auch nur geſchehen, um Eure Kniee nicht mehr vor der heiligen Agatha beugen zu dürfen.“

„Wie könnt Ihr glauben, gnädiger Herr, daß ich es auch vollends mit allen Heiligen verderben wolle, nachdem ich es keinem Menſchen mehr zu Danke machen kann?“

„Wenn Ihr mich dazu zählt, ſo habt Ihr Unrecht, Don Paolo,“ erwiederte der Ritter; „ich hatte mich zu allen Zeiten nur Eurer guten Dienſte zu rühmen.“ —

Der Kornhändler trat näher, indem er nicht mehr zweifelte, daß die Wohlthätigkeitslaune ſeines Gönners vorübergegangen ſei. „Ich wünſchte nur, Euch dieſe Dienſte jetzt noch erweiſen zu können,“ ſprach er; „aber wie viele Menſchen auch im Caſtell ſind, ſo iſt doch eben ſo wenig darin zu machen, als in einem leeren Waarenlager.“

„Ihr müßt durch Eure Wohlthätigkeit viele Freunde gewonnen haben, ſollt' ich denken, Don Paolo?“

„Feinde, wollt Ihr ſagen, Don Galatiano; Feinde, wie man ſie überall gewinnt, wo man auf Dank zu rechnen hat.“

„Die Früchte werden nicht ausbleiben, Don Paolo. Am Ende müſſen ſie doch einſehen, daß ſie Alle ohne Euch hätten Hungers ſterben müſſen.“

„Und das hätten ſie auch, Don Galatiano; aber wem, meint Ihr, danken ſie's, daß es nicht geſchehn iſt?“

„Ich habe mir wenigſtens nichts von Eurem Verdienſt angeeignet; das weiß ich gewiß.“

„Wem anders, als —?“ bei dieſen Worten blickte der Kornhändler nach allen Seiten umher, als ob er ſich verſichern wollte, daß ſonſt Niemand zugegen ſei.

„Geht nur mit der Sprache heraus, Don Paolo,“ ermunterte ihn der Ritter; „es iſt Niemand hier, der Euch hören könnte, außer mir.“

„Der Maler iſt es,“ antwortete der Kornhändler; „der vermaledeite Prahlhans von Maler,“ ſetzte er noch leiſer hinzu; „dieſer Menſch, von dem Niemand weiß, was er hat, noch wem er angehört. Thut er nicht gerad', als ob er allein im Caſtell zu befehlen hätte?“

„Ihr habt Recht. Er übernimmt ſich etwas in dem Gedanken, daß wir ihn nöthig hätten. Es wär' ein Leichtes, den Burſchen in die Ordnung zu bringen, und die Zeit iſt nicht ferne, wo er den Tagen, in denen er den Pinſel gegen den Degen vertauſcht hat, fluchen wird. Aber in der gegenwärtigen Lage der Dinge iſt es die erſte Pflicht eines Commandanten, Einigkeit unter ſeiner Mannſchaft zu halten. Führe ich dem Brauſekopf gerade durch den Sinn, wie er wohl verdiente, wär' er im Stand, einen Aufruhr anzuzetteln. Freilich würd' ihm auch das nichts helfen; indeß iſt zu bedenken, daß uns die Türken zu gleicher Zeit angreifen könnten, und da ſehet Ihr wohl, würde es mit der wenigen Mannſchaft, auf die ich rechnen kann, nicht möglich ſein, den Feind zugleich von Innen und von Außen abzuwehren. Wir müßten ein anderes Mittel finden, uns dieſes Burſchen zu entledigen. Wißt Ihr vielleicht eines, Don Paolo?" —

Der Kornhändler zuckte ſchweigend die Schultern, und ſah aus wie ein Mann, der etwas zu ſagen hat, ſich aber nicht getraut, es von ſich zu geben. So verſtand es der edle Ritter; denn er ſprach zu ihm: „geht doch mit der Sprache heraus. Ihr ſeid nie um Hülfe verlegen, das weiß ich aus alter Erfahrung."

„Habt Ihr nie an Zahnſchmerzen gelitten, Don Galatiano?" fragte der Kornhändler.

„Oefter, als mir lieb war," erwiederte Dieſer; „wozu die Frage?"

„Nehmet mir nicht übel, gnädiger Herr; aber wie halfet Ihr Euch, wenn ein ſchadhafter Zahn daran Schuld war?"

„Ich ließ den Wundarzt rufen, und den Zahn ausreißen."

„Wolltet Ihr Euch nicht auf gleiche Weiſe von dem Maler befreien?“

„Recht gerne, Don Paolo; ſo bald Ihr den Wundarzt machen wollt.“

„Ich, Don Galatiano? — Wo denkt Ihr hin? Ich, ein Mann des Friedens, der Ruhe, der lieber eine Maulſchelle einſteckt, als einen Dolch blitzen ſieht?“

„Nun antwortet mir auch auf meine Frage: habt Ihr nie Zähne ausziehen ſehen, Don Paolo?“

„Wie könnt Ihr daran zweifeln?“

„Dann habt Ihr auch geſehen, daß der Wundarzt den Zahn nicht unmittelbar anfaßt. Er nimmt dazu eine Art von Schlüſſel, packt den kranken Zahn damit, und hebt ihn aus, ohne Euch und den Zahn nur zu berühren. Verſteht Ihr mich jetzt, Don Paolo? Wenigſtens iſt mein Gleichniß ſo deutlich, als das Eurige.“

„Ich verſteh' Euch, Don Galatiano, und bei Sanct Paul, zu einer andern Zeit hätt' ich noch ſchneller begriffen. Aber hier, in dieſen Mauern, unter der feindlichen Menge, ohne alle Mittel, ein ſchwaches Gewiſſen zum Schweigen zu bringen — ich getraute mir kaum, Beiſtand zu finden, um eine Ratze todtzuſchlagen, geſchweige denn einen jener Helfer in der Noth — Ihr verſteht mich —"

„Ich verſteh' Euch, Don Paolo; einen von jenen unterſetzten Kerlen mit krauſem, rothem Bart, mit Schweinsaugen und Fleiſchersarmen. Wie? Und ein ſolcher wäre nicht hier im Caſtelle zu finden?"

„Mehr, als Einer, Don Galatiano; mehr als Einer. Aber dieſe Leute haben ihre Handwerksregeln, wie andre Leute auch. Davon gehen ſie nicht ab; man mag ihnen verſprechen, was man will."

„Wer verlangt es denn von ihnen? Machen ſie den Burſchen nur kalt, was liegt daran, nach welchen Regeln es geſchehen iſt?“

„Wären wir einmal ſo weit, daß Einer einwilligte, Don Galatiano; das Uebrige könnten wir ihm ſchon ſelbſt überlaſſen. Aber darin liegt der Knoten.“

„Don Paolo, Ihr ſeid unerträglich weitſchweifig geworden. Man ſollte glauben, Ihr hättet die Worte ſeit mehreren Jahren zurückgehalten, und ließet ſie nun alle auf einmal gegen mich los.“

„Werdet nicht ungeduldig, gnädiger Herr; aber dieſe Leute unternehmen nichts, wo ſie nicht der Flucht, oder des Schutzes eines Mächtigen gewiß ſind. Wohin ſollte Einer hier fliehen? Welchen Schutz kann ich ihnen verſprechen?“

„Wie? Haltet Ihr mich für eine leere Degenſcheide?“

„Ich, Don Galatiano? Wie ſollt' ich auf ſo ungebührliche Gedanken verfallen? Aber es kommt ja gar nicht darauf an, was ich denke, ſondern was dieſe Leute denken —"

„Und was denken ſie denn?"

„Ihr werdet mir es übel nehmen, gnädiger Herr, wenn ich es ſage —"

„Seid ohne Sorgen, und redet!"

„Sie ſind Thoren genug, zu glauben, der Mächtigſte im Caſtell ſei der Maler; wenigſtens ſprechen ſie ſo. Und den Mächtigſten ſelber greifen ſie nie an. Das iſt auch Handwerksregel bei ihnen. Ich wüßte ein beſſeres Mittel —"

„Warum haltet Ihr denn ſo lange damit zurück? Während Ihr ſchwatzt, hätte man mit einem andern, als dieſem Prahlhans, fertig werden können."

„Nehmt mir nicht übel, Don Galatiano; aber dieſes Mittel liegt ſo nahe, daß ich Eurer eigenen Weisheit nicht vorgreifen zu dürfen glaubte. Habt Ihr den Alten im Gewölbe denn ganz vergeſſen? Und doch iſt Niemand im Stande, ſeinen Nebenmenſchen mit ſo guter Manier aus der Welt zu ſchaffen, als das grämliche, rußige Schurzfell.“

„Der Alte vermag nichts — gar nichts —“ erwiederte der Ritter mit Verlegenheit und Haſt.

„Wer möcht' es beſſer verſtehn, als der Alte?“ erwiederte der Kornhändler. „Wenn Euch der Großmeiſter drüben auf der Inſel die Wahrheit ſagen will, werdet Ihr mehr davon erfahren können; ſolltet Ihr es auch nie ſelbſt mit ihm verſucht haben.“

„Der Alte verſteht nichts,“ fuhr der Ritter noch haſtiger fort; „der Alte iſt ein Narr, der wahrſcheinlich zur Hölle gefahren iſt. Für einen Heiden, wie Dieſen, der nie eine Kirche betreten, und nie einen Roſenkranz gebetet hat, iſt ein ſchnelles Ende das beſte. Gott ſei ſeiner armen Seele gnädig!“

„Dazu ſag' ich Amen! Aber es iſt doch Schade um die Geheimniſſe, die mit ihm zu Grabe gehen.“

„Mögen ſie immerhin mit ihm begraben ſein! Unſre Köpfe ſtehen nur deſto feſter. Sollte denn unter allen Euren Leuten —?“

„Es iſt mehr als Einer darunter, der eben ſo leicht ſeinem Bruder den Hals umdreht, als er einen Kornſack zuknüpft; aber, was vermag ich bei dieſen Leuten? Sie haben ſich Alle von mir abgewendet. Sie weichen mir von Weitem aus, damit ſie ſich des Guten nicht erinnern dürfen, das ſie von mir genoſſen.“

„Der Pöbel iſt veränderlich, Don Paolo, veränderlich, wie die Laune des Verſchwenders. Laßt Euch das nicht anfechten, und macht wenigſtens den Verſuch, ob Ihr nicht Einen gewinnen könnt.“

„Es iſt eine halsbrechende Arbeit, Don Galatiano. Ich wollte, Ihr verſuchtet es lieber ſelbſt. Im Nothfall ſeid Ihr doch ein Mann, der mit den Waffen umzugehen weiß, wenn die Sache eine ſchlimme Wendung nimmt.“

„Ihr braucht ja nicht mit der Thür ins Haus zu fallen; es kommt nur darauf an, daß Ihr die Sache klug angreift. Geht, Don Paolo; miſcht Euch ein wenig unter die Leute. Sprecht von guten Nachrichten, die eingegangen ſind. Redet den Aengſtlichen von Capitulation, den Muthigen von chriſtlichen Hülfsflotten, und Dem, der das Geſchäft übernehmen will, von Lohn, von Ungeſtraftheit, von gewiſſem Entkommen, wenn der Prahlhans kalt iſt — kurz, ſagt, was Ihr wollt, wenn es nur zum Ziele führt. Ihr könnt ihnen auch noch ins Ohr flüſtern, daß die Türken ſo ſchlimm nicht ſind, wie man glaubt, daß man längſt im Frieden mit ihnen fertig geworden, wenn der Maler nicht bei dieſer Gelegenheit ſeine Sporen verdienen wollte. Kurz ſagt, was hilft, und ſchafft mir dieſen Burſchen vom Halſe, wenn Ihr wollt, daß ich Euch die Türken vom Nacken halten ſoll.“ —

Nach dieſem Geſpräch, von dem wir unſern Leſern nur das Weſentlichſte mitgetheilt, trennten ſich die beiden Vertrauten. Der Kornhändler faßte Muth, und miſchte ſich allmählig wieder unter die Menge, die, nach ihrer Weiſe, kaum mehr an Das dachte, was ſie ihm noch geſtern ſo ſehr vorgeworfen. Da er mit beſonders feinen Ohren verſehen war, ſo entging ihm keine der mancherlei Reden, die er im Vorbeigehn fallen hörte.

Nach einiger Zeit blieb er hinter Zweien ſeiner eignen Laſtträger ſtehen, die, ohne ihn zu bemerken, mit einander im Geſpräch waren.

„Hab' ich's Euch nicht geſagt,“ ſprach der Eine; „aber das war, als ob ich zu leeren Tonnen ſpräche.“

„Und was haſt Du denn geſagt, Gianni? Ich möcht' es wohl wiſſen; da Du das Gras wachſen hörſt, muß es wohl etwas Kluges geweſen ſein.“

„Ich ſagte, nun ja, ich ſagte, man muß nicht mit allen Winden ſegeln wollen. Das ſagt' ich, Neli; und hatt' ich nicht Recht?“

„Bei der heiligen Lucia von Syrakus, den möcht' ich ſehen, der zwiſchen dieſen Mauern auch nur mit Einem Winde ſegeln könnte! Es iſt gerade, wie wenn man Einem das Broteſſen hier verbieten wollte. In dieſem Neſt könnte der Satan ſelbſt dieß Verbot nicht übertreten!“

„So meine ich es ja, Neli. Daß wir nichts zu eſſen haben, daran iſt blos unſer Unverſtand Schuld. Warum haben wir uns auch von unſerem alten Brotherrn gewendet, um einem Laffen nachzulaufen, von dem Niemand weiß, was und woher er iſt?“

„Wie? Hat er uns das Korn nicht Alles preisgegeben, Gianni?“

„Das eben war der Unverſtand von ihm und uns. Er gab uns Alles preis, und nun iſt auch bereits Alles aufgezehrt. Man mag mir von Don Paolo ſagen, was man will; aber er würde des Menſchen Nahrung und Nothdurft beſſer zu Rathe gehalten haben. Wären auch Alle Uebrigen Hungers geſtorben, ſo hätt' er es uns doch nicht fehlen laſſen. Was haben wir nun davon? Erſt wagten wir unſern Hals daran, um das Korn hereinzuholen. Als wir es herein hatten, was thaten wir? — Wir fraßen es in Einem Athem. Und was haben wir nun? — Zeit, um es zu verdauen, bis uns der Athem ausgeht. Und bei der heiligen Jungfrau del Carmine, das wird nicht lange dauern. Ich meine, daß ich mich ſchon ganz ſchwach fühle."

„Ein Neapolitaner hat doch keine Kraft in den Knochen, wenn er den Magen nicht voll hat. Ich will mich an die Zinne jenes Thurmes hängen laſſen, wenn ich ſeit geſtern

Abend mehr, als einen Krug Waſſer über die Zunge gebracht. Dennoch fühl' ich mich noch ſtark genug, um es mit einem halben Dutzend aufzunehmen. Verſuch es einmal, Gianni, ob Du dieſen Arm biegen kannſt —“

Mit dieſen Worten ſtreckte der Sicilianer einen Arm aus, der ganz eines Mannes würdig war, wie ihn Don Paolo ſuchte. Die ungeheueren Muskeln ließen ſich freilich kaum erkennen unter den ſchwarzen glänzenden Haaren, welche die Haut bedeckten; aber die kurze, breite, viereckigte Hand ſchon würde die ganze ungeheure Leibesſtärke des Kerls verrathen haben, wenn ſeine unterſetzte Geſtalt und ſein breiter gewölbter Nacken auch nicht deutlich genug geſprochen hätten.

„Das werd' ich wohl bleiben laſſen, Neli,“ erwiederte der Neapolitaner. „Dieſer Arm hat ſchon ſo Manchem das Lebenslicht ausgeblaſen, daß nur ein Fünkchen von Jedem in ihn gefahren zu ſeln braucht, ſo hat er gut ſtark ſein.“

„Meinſt Du?“ ſprach der Andre lachend. „Hätt' ich Jedem den Ring abgezogen, bei der heiligen Lucia von Syrakus, es wäre nicht Raum genug dafür an allen meinen Fingern!“

„Iſt Dir denn gar nicht unheimlich zu Muthe, wenn Du den Tod ſo vor Augen ſiehſt, wie hier in dieſem Caſtell? Ich meine, ſie müßten Alle aufſteigen aus ihren Gräbern, die Du ſo mitten aus ihren Sünden weg in die andre Welt befördert!“

„Pah! Das ſind Träumereien von alten Weibern! Hab' ich nicht für Jeden gebeichtet und Buße gethan? Es ſcheint mir eine Ewigkeit, ſeit ich Keinem mehr den Laufpaß gegeben. Das iſt ein wahres Hundeleben hier; man kommt ordentlich aus der Uebung! Geht es noch eine Zeit lang ſo fort, kann man am Ende keiner Flaſche mehr den Hals umdrehen, geſchweige einem Ueberläſtigen, der ſeinem Nebenmenſchen ein Dorn im Aug' iſt. Im Grunde, Gianni, wünſch' ich mir eine Flaſche Wein mehr, als alles Andre! Von dem ächten calabriſchen, der ſchwarz iſt, wie das Blut eines Sbirren, den man erſt tüchtig gehetzt, bevor man ihm den Gnadenſtoß gegeben."

„Bei der heiligen Jungfrau del Carmine, mir grauſt bei Deinen Reden. Ich habe nur Eine Blutſchuld auf der Seele; ich habe gebichtet und gewallfahrtet, und habe Ablaß genug, um geraden Wegs in das Paradis eingehen zu können. Aber es wandelt mich eine wahre Höllenangſt an, wenn ich nur daran denke."

„Warum haſt Du es auch bei Einem bewenden laſſen? So geht es Jedem das erſte Mal. Hat man die Gelegenheit dazu, iſt es am beſten, den Dolch nicht kalt werden zu laſſen, bis die albernen Gedanken aus dem

Kopfe ſind. — Wo biſt Du denn hingekommen, Gianni?“ ſetzte der Sprecher hinzu, als er ſeinen Cameraden auf einmal nicht mehr neben ſich ſah. Dieſer hatte ſich plötzlich entfernt, ohne daß er es bemerkte; an Seiner Statt fiel ihm beim Umwenden der Kornhändler in die Augen. „Ei ſchaut doch, Don Paolo,“ ſprach er; „es freut mich, Euch wohl zu ſehen.“ —

Dem Kornhändler, welcher die ganze Unterredung der Beiden mit angehört, lachte das Herz im Leib, als er ſeinen Mann ſo ſchnell getroffen. „Mich gleichfalls, Dich ſo munter zu finden, Neli,“ erwiederte er. „Schon lange hat es mir im Sinne gelegen, daß es Dir für die Dauer etwas langweilig zwiſchen dieſen Mauern vorkommen würde. Darum ſuch' ich Dich überall, und ich hatte noch einen andern Grund, der Dir nicht unangenehm ſein wird.“

„Das ſoll mir lieb ſein, Don Paolo. Die angenehmen Gründe ſind die beſten, und ich rechne ſelbſt den Durſt dazu, der mich zwingt, eine Flaſche Wein zu leeren, wenn ich weiß, wo ſie zu finden iſt.“

„Du haſt es getroffen, Neli; drum folge mit. Ich habe noch eine Flaſche auf die Seite gebracht. Du kannſt ſie unter den Mantel nehmen; dann ſetzen wir uns an irgend einen ſtillen Ort, wo wir keine Gäſte zu fürchten haben. Du erzählſt mir etwas, und ich ſchenke Dir ein.“

„Bei der heiligen Lucia von Syrakus, das iſt ein Vorſchlag zur Güte, den ich mir wohl gefallen laſſen kann.“ —

Der Kornhändler machte ſich auf den Weg mit ſeinem Begleiter nach einem dunkeln Gewölbe, zu dem er den Schlüſſel hatte, und ließ ihn Außen warten. Bald kam er mit einer Weinflaſche zurück, welche der Sicilianer ſogleich unter ſeinem Mantel ſteckte, und nahm den

Weg nach der Plattform. Als er am Fuß der letzten Treppe, die ins Freie führte, die Richtung nach den ſchlecht erleuchteten Räumen unter derſelben nahm, wo Holz und alte Geräthſchaften unordentlich durch einander lagen, ſprach der Sicilianer: „meint Ihr nicht, Don Paolo, daß es ſich da Oben, unter dem freien Himmel, beſſer trinken ließe, als hier? So viel Schatten, als wir für eine eine Flaſche Wein brauchen, finden wir ſchon.“

„Haſt Du denn vergeſſen, wie es der heiligen Agatha Oben gegangen iſt?“ antwortete der Kornhändler. „Es wär' eine Gotteslästerung, wenn man es beſſer verlangen wollte, als es der Heiligen geworden iſt.“

„Die Türken thun keinen Schuß heute, Don Paolo; und thäten ſie auch einen, ſo würd' er uns nicht gerade treffen. Glaubt Ihr, daß ein einziger Menſch in den Krieg zöge, wenn alle Schüſſe träfen?“

„Man braucht aber auch nur von Einem Schuß getroffen zu werden, ſo hat man all ſein Leben lang genug daran. Ueberdieß herrſcht hier Unten eine hübſche Dämmerung.“ —

Der Sicilianer folgte nur ungern; indeß war die Flaſche ein zu ſtarker Magnet für ihn, um ſie fahren zu laſſen.

Als ſie hinter einem Haufen alter Bretter Platz genommen, ſchlug der Kornhändler der Flaſche den langen, dünnen Hals ab, daß das Oel, welches nach italieniſchem Brauch über ihren Inhalt gegoſſen war, um den Zugang der Luft zu verhindern, mit ein wenig Wein abfloß. „Aber wo ein Glas nehmen?“ ſprach er.

„Meint Ihr, es ſei das erſte Mal, daß ich einer ſolchen Flaſche unmittelbar zuſetze? Wenn Ihr die Kunſt nicht verſteht, will ich ſie Euch lehren, Don Paolo.“

„Mein Magen iſt zu alt dazu, Neli, um noch Glasſplitter verdauen zu lernen. Auch hab' ich keinen Durſt; drum laß Dir den Wein nur ſchmecken.“

„Wenn Ihr's nicht anders haben wollt, muß ich wohl gehorchen.“ —

Mit dieſen Worten bog der Sicilianer den Kopf zurück, hielt die Flaſche umgekehrt in die Höhe, und ließ ihren Inhalt von Oben herab in den Mund ſtrömen. Als er nicht abſetzte, ſprach der Kornhändler: „mich dünkt, Neli, es wird Dir beſſer ſchmecken, wenn Du erſt eine kleine Pauſe machſt.“ —

Aber der Sicilianer ließ ſich nicht ſtören, ſondern trank fort, bis die Flaſche leer war. —

„Das hat gemundet,“ ſprach er, indem er tief Athem holte. „Es war ein kräftiger Regen, aber er fiel auch auf dürres Land.“

„Bei Sanct Paul,“ ſagte der Kornhändler, „man ſollte glauben, Du hätteſt ſeit einem Jahre keinen Wein mehr über die Zunge gebracht.“

„Ich konnte mich kaum noch erinnern, wi
er ſchmeckt. Der Geſchmack war ordentlich ne
für mich, Don Paolo. Wie hätt' ich in dieſem Caſtelle zu Wein kommen ſollen? Dazu gelangt Unſer Einer nur, wenn man etwas Beſondres mit ihm vorhat, und ich will nie
mehr eine volle Flaſche in die Hand nehmen, wenn Ihr nicht irgend ein Plänchen im Schilde führt, wo ich die Hand mit anlegen ſoll."

„Wie, Neli? Der Maler hätte Dich und und Deine Kameraden das Korn hereinſchleppen laſſen, ohne Euch ein Paar Flaſchen zum Beſten zu geben?"

„Korn konnten wir nehmen, ſo viel wir wollten, und Waſſer, ſo lang es die Pumpe fließen ließ; aber von Wein hab' ich nichts geſpürt in dieſem Caſtell, außer ſeitdem Ihr mir die Flaſche unter den Mantel geſteckt."

„Da wirſt Du wohl einen guten Vorrath Weizen übrig haben?"

„Ich, Don Paolo? Nicht ſo viel, um einen Sperling zu ſättigen. Ich mache mir überhaupt nicht viel aus Brot. Gebt mir ein Paar Stücke Knoblauch und ſattſam Wein dazu, ſo bin ich tractirt, wie ein König. Nur den Wein darf man bei mir nicht ſparen.“

„Womit hat Dir der Maler denn ſonſt Müh' und Gefahr vergolten, Neli?

„Nicht mit ſo viel!“ Bei dieſen Worten hob er die flache Hand vor das Geſicht, und blies darüber weg.

„Und doch ſeid Ihr Alle wie vernarrt in ihn?“

„Ich? Von mir könnt' ich das nicht ſagen; aber er iſt ein Mann, welchem der Kopf auf dem rechten Flecke ſitzt. Seht, Don Paolo, zu ſolchen Männern hält ſich Jeder gerne.“

„Was kann er Dir nützen, Neli? Das möcht' ich wiſſen.“

„Wie? Vertheidigt er das Caſtell nicht gegen die Türken?“

„Was thut er mehr, als Du auch thuſt?“

„Im Grunde habt Ihr Recht, Don Paolo.“

„Hat er mehr, als zwei Hände? Und wenn es zum Treffen kommt, ſchwör' ich, wirſt Du eher mit ſechs Türken fertig, als er mit dreien.“

„Das iſt auch wahr; und ich kann es darauf ankommen laſſen.“

„Und was wird der Widerſtand helfen, Neli? Am Ende muß ſich das Caſtell doch übergeben, und je ſpäter es geſchieht, deſto ſchlimmer gehen die Türken alsdann mit uns um.“

„Wie Ihr ſagt, Don Paolo, ſo iſt's. Würden wir es anders machen?“

„Warum warten wir denn ſo lang? Das erkläre mir einmal, Neli.“

„Der Maler läßt es nicht geſchehn, das könnt Ihr mir nur glauben. Eher ſprengt er das Caſtell ſelber mit uns Allen in die Luft.“

„Und darauf ſollen wir es ankommen laſſen, Neli?“

„Was iſt zu machen, Don Paolo?“

„Ich meine, der Gaumen iſt Dir ſchon wieder ganz trocken geworden.“

„Bei der Heiligen von Syrakus, meine eigene Zunge weiß es nicht beſſer, als die Eurige.“

„Du dauerſt mich, Neli; und gerne hälf ich Dir, wenn ich könnte. Aber es iſt wahr, ja, ja, mein Gedächtniß trügt mich nicht; es muß noch eine Flaſche ſpaniſchen Weines da ſein.“

„Ach, Don Paolo, da Euer Gedächtniß ſo gut iſt, ſo habt Ihr gewiß irgend etwas vor; drum rechnet auf mich, wenn es ſich mit der Flaſche Wein nicht geirrt hat.“

„So komm, und laß uns ſehen —"

Der Kornhändler erhob ſich, und der Sicilianer begleitete ihn. Nach einiger Zeit erſchienen ſie wieder; der Erſte keuchend und von Schweiße triefend. Der Andere folgte ihm mit Geſticulationen einer derben Fröhlichkeit, in der er mit der Flaſche, die er vor ſich in die Höhe hielt, zu lachen ſchien.

„Riechſt Du nichts, Neli?" ſprach der Kornhändler, als er ſich wieder geſetzt hatte.

„Riecht Ihr es jetzt erſt?" antwortete der Sicilianer.

„Welcher Geſtank kann dieß ſein? Auf dieſer Höhe?"

„Was wird's ſein, Don Paolo? Es iſt irgend ein Mann, dem man es darnach gemacht hat, daß er kein anderes Lebenszeichen mehr von ſich geben kann, als einen guten Geſtank. Uebrigens gibt es kein beſſeres Mittel dagegen, als einen tüchtigen Schluck Weins."

„Puh, welch ein Geſtank!“

„Ich ſag' Euch, öffnet die Flaſche; der Geiſt eines edlen Weines treibt alle böſen Geiſter aus; und böſe Geiſter ſtinken, wie Ihr wißt.“ —

Während der Kornhändler bemüht war, der Flaſche den Stöpſel auszuziehen, fuhr der Sicilianer fort:

„Der Wind muß ſich gedreht haben, daß man's ſo ſtark merkt. Aber jetzt fällt es mir ein; es iſt der fromme, geiſtliche Herr, an dem die heilige Agatha ihren Zorn ausließ, als ſie von der Kugel drüben getroffen wurde. Freilich war er auch an dem ganzen Unglück Schuld; aber bei der heiligen Lucia von Syrakus, ich hätte den frommen Herrn keines ſolchen Geſtankes fähig gehalten. Er war ſo mager, wie ein neidiſches Weib. Und doch kann es Niemand anders ſein. Ich hab' ihn hier hereinſchleppen ſehen durch den wahnwitzigen Pietro.“ —

Der Kornhändler hatte die Flaſche geöffnet, und ſetzte ſie ſelbſt an den Mund. Der Sicilianer betrachtete ihn mit gierigen Augen, und ſchien den Augenblick kaum erwarten zu können, wo er die Flaſche abſetzen würde. Auch wurde ſeine Geduld nicht auf eine zu ſchwere Probe geſtellt. Der Kornhändler reichte ihm den erſehnten Trank nach wenigen Schlücken, die er davon genommen.

Der Sicilianer mochte die Hälfte der Flaſche geleert haben, da zog der Andre an ſeiner Hand, daß er abſetzte. „Ach, Don Paolo,“ ſprach Dieſer, „Ihr wißt nicht, welche Labung dieß iſt für einen Burſchen, wie ich — Schaut nur dieſe Haare an; ſie dürſten noch alle.“ —

Damit hielt er ihm die Arme vor, welche ganz mit ſchwarzen Haaren bedeckt waren, die zwiſchen den Gelenken der Finger gleichſam kleine Spitzbärtchen bildeten. —

„Es wird Dir nur deſto beſſer ſchmecken, haſt Du erſt ein wenig gewartet. Aber um wieder auf den Maler zu kommen, ſo kann ich nicht glauben, daß er Euch ohne Wein gelaſſen. Habe ich ihn doch ſelber jeden Abend betrunken geſehen.“

„O der Spitzbube, der Heuchler, der! Stellte er ſich nicht an gegen uns, als getraute er ſich kaum genug Waſſer zu trinken, geſchweige denn Wein?“

„Für geſcheidte Leute, die Ihr ſein wollt, habt Ihr Euch doch ſtark an der Naſe herumführen laſſen von dem Burſchen. Und vollends Du, ein pfiffiger Sicilianer, von einem Menſchen, der halb Spanier, halb Italiener, und vielleicht gar nichts iſt.“

„Was iſt er denn eigentlich, der heuchleriſche Spitzbube? Das möcht' ich doch wiſſen!“

„Einen Maler nennt er ſich —“

„Das iſt ein Scherz von ihm, Don Paolo. Er will den Teufel auf die Wand malen, ſagt er, ſo wenig fürchtet er ſich vor ihm. Darum heißen ſie ihn den Maler. Ich hätt' ihn für einen Mönch gehalten —"

„Er iſt wenigſtens unverſchämt und ſcheinheilig genug dazu."

„Wenn Ihr auf ſeinen Gang achtet, Don Paolo, könnt Ihr es gleich ſehen Die Mönche haben etwas Beſonderes in ihrem Gang. Es muß wohl von der langen ſchweren Kutte herkommen, die ihnen um die Beine ſchlägt."

„Was er auch ſein mag, Neli; für uns iſt er ein Ueberläſtiger, deſſen wir loszuwerden ſuchen müſſen. Aber Du trinkſt ja nicht."

„Ich hab's auch vergeſſen. Es iſt das erſte Mal in meinem Leben, und ſoll nicht wieder vorkommen, Don Paolo." —

Der Sicilianer ſetzte die Flaſche aufs Neue an, und der Kornhändler ließ ihn ſolche ungeſtört ausleeren.

Als er ſie mit den ſtärkſten Geſticulationen über den köſtlichen Geſchmack niederſtellte, ſprach der Andre, nachdem er mehrere Male mit dem Kopf genickt hatte: „im Grunde hängt es nur von Dir ab, Neli, und Du haſt all Dein Leben lang täglich eine ſolche Flaſche Weins zu trinken.“

„Das ſollte mir lieb ſein, Don Paolo. Wenn es Euch damit Ernſt iſt, ſo rückt nur weiter mit der Sprache heraus. Dergleichen Glück wird unſer Einem nicht umſonſt zu Theil. Redet; womit ſoll ich es verdienen?“

„Ich will Dir's ſagen, Neli; aber Du mußt ſchweigen können.“

„Das kann ich, Herr; ſo gut, als eine Frau, wenn ſie ihrem Manne Hörner geſetzt hat.“

„Zuerſt mußt Du Dir bemerken, daß dieſes Glück nur möglich iſt, wenn der Maler, oder Mönch, wie Du willſt, kurz, wenn der Prahlhans auf die Seite geſchafft wird.“

„Don Paolo, das iſt leichter geſagt, als gethan.“

„Wie, Neli? Getrauſt Du Dich nicht, mit ihm fertig zu werden?“

„Das iſt's nicht, Don Paolo; aber ich habe einen Widerwillen dagegen. Er iſt ein Mann, muthig und tapfer, wie wenig Andere. Es thut mir leid, daß er ſterben ſoll. Ich ſag' Euch, ich bin meines Lebens nicht mehr ſicher vor den Uebrigen; ſo ſehr hängen ſie Alle an ihm. Wer wird mich ſchützen? Und fliehen? Eben ſo gut entwiſcht der Thunfiſch aus der Tonnara, als ich aus dieſem Neſt von alten Steinen. Gebt mir einen Andern vor die Dolchſpitze, und wär' es auch ein Prieſter. Ich ſteh' Euch dafür, ehe die Sonne ihre Scheibe ins Meer getaucht, ſoll er ſo kalt am ganzen Leibe ſein, als ein Hund an der Naſe.“

„Ich hätte Dich nicht für ſo furchtſam gehalten, Neli —“

„Herr, das iſt keine Furcht, ſondern Handwerksbrauch. Laß den Dolch in der Scheide, haſt Du nicht einen Mächtigen zum Rückhalt, oder einen Ausweg zur Flucht, ſagen wir. Aber nur im höchſten Nothfall greifen wir einen Mann an, den wir als tapfer kennen. Und tapfer iſt dieſer Mann; das dürft Ihr mir glauben.“

„Ja, ja, ich merke ſchon; dieſe Tapferkeit iſt es, welche Du ſcheueſt! Mit feigen Memmen läßt ſich allerdings leichter fertig werden.“

„Leichter? Bei der heiligen Lucia von Syrakus, das verſteht Ihr ſchlecht. Von hinten her ſtoß ich den tapferſten Mann am leichteſten nieder; bei einer Memme bin ich keinen Augenblick ſicher, daß ſie ſich nicht aus Furcht umkehrt, und mir gerad in den Dolch ſieht. Aber ſchaut, Don Paolo, wir Andern vom blutigen Handwerk, wir nennen uns Brave, und ſehen jeden Braven als unſern Bruder an. Wer mag einen Brudermord begehn, wenn er nicht muß?"

„Du willſt alſo nicht, Neli? — Nun da muß ich mir einen Andern ſuchen; und bei Sanct Paul, um eine Flaſche ſpaniſchen Weins ein ganzes Leben lang, alle Tage, werd' ich ſchon einen finden, der nicht ſo viele Bedenklichkeiten erhebt."

„Don Paolo, laßt den Maler leben, ich bitt' Euch darum. Wenn es aber ausgemacht iſt, daß er ſterben ſoll, ſo will ich ihn lieber über mich nehmen. Ich bin meines Stoßes gewiß, und laß ihn keinen Augenblick leiden. Soll es einmal geſtorben ſein, ſo ſtirbt der tapferſte Mann am beſten durch die Hand eines Andern, der nicht ſchlechter iſt. Und bei der heiligen Lucia von Syrakus, es war doch eine hundemäßige

Knauſerei und eine pfäffiſche Gleisnerei, ſich alle Abende voll zu trinken, und uns armen Teufeln nicht einen einzigen Schluck Weins zu gönnen!“

„Das war es auch, und es iſt gut, Neli, daß Du es einmal einſiehſt. Alſo Dein Wort und Deinen Schwur.“

„Ich liefre ihn Euch, Don Paolo, verlaſſet Euch darauf.“

„Bei Deiner Heiligen —“

„Wenn Ihr's wollt, bei der heiligen Lucia von Syrakus ſchwör' ich es Euch.“

„Aber heute noch.“

„Don Paolo, das hab' ich nicht verſprochen. Ich werde darum nicht ſäumen. In ſolchen Dingen hilft langes Beſinnen nicht. Iſt der Bruder Euſebius wieder im Caſtell?“

„Er iſt noch nicht zurück von den Türken.“

„Dann müßt Ihr warten, bis er wieder da iſt.“

„Du wirſt doch nicht vorher beichten wollen? So wenig biſt Du Deines Stoßes gewiß, Neli?“

„Nein, Don Paolo, das will ich nicht; aber ich möchte gleich nach dem Stoße beichten, und dazu brauch' ich den Bruder Euſebius.“

„Wer ſollte denken, daß Du ſo ein zartes Gewiſſen hätteſt?“

„Das iſt nun einmal meine Schwachheit, Don Paolo. Mach' ich auch zuweilen mit der Hölle Gemeinſchaft, ſo kündige ich ihr die Freundſchaft doch gleich wieder auf.“

„Du kannſt ja bei einem Andern beichten, Neli.“

„Das werd' ich bleiben laſſen. Man wird nicht mit Jedem ſo leicht fertig, wie mit dem Mönch. So ein Pfaff iſt im Stand, einem zur Buße drei Wochen Enthaltſamkeit vom Wein aufzulegen. Nun denkt Euch die Länge von drei Wochen Durſt mit einer Blutſchuld auf der Seele; denn ehe die Buße vollbracht iſt, wird die Sünde nicht vergeben. Und dann, müßt Ihr wiſſen, kann mich der Bruder Euſebius nicht wie einen Fremden behandeln. In dieſer Welt waſcht eine Hand die andere; er hat auch ſeine Leute, die er lieber ein Paar Fuß unter, als über der Erde weiß. Verſteht Ihr mich, Don Paolo?" —

Sapienti sat! würde der Kornhändler geſagt haben, wenn er ein wenig Latein verſtanden hätte. So beſchränkte er ſich darauf, dem Sicilianer ſeinen Auftrag noch einmal einzuſchärfen, und eilte in die Capelle der heiligen Agatha zurück, um dem edlen Ritter Bericht über den glücklichen Erfolg des Geſchäfts zu erſtatten.

Er fand Denſelben knieend vor dem Altar im Gebet, und wollte ſich eben in einiger Entfernung ſeitwärts hinter ihm gleichfalls auf die Kniee niederlaſſen, als Don Galatiano aufſtand, ſeinen Platz im Beichtſtuhl wieder einnahm, und ſich die Unterredung mit dem Sicilianer berichten ließ.

Der Ritter ſchüttelte den Kopf, als der Kornhändler fertig war. Ihm däuchte nicht anders, als daß ſich der Sicilianer vor Camillo fürchtete, und ſeinem alten Brotherrn nur zugeſagt hatte, um Seiner augenblicklich los zu werden.

„Ihr habt dem feigen Mörder doch nicht von mir geſprochen, als ob mir etwas an der Sache gelegen wäre?“ fragte er endlich.

„Kennt Ihr mich nicht beſſer, Don Galatiano?“ erwiederte der Andere. „Wozu würd' es auch genützt haben? Ja, wenn ich von Eurem Schutz hätte reden können. Aber nehmt mir nicht übel,“ ſetzte der Kornhändler, nicht ohne einen Ausdruck von boshafter Schadenfreude, hinzu, „um Euren Schutz bekümmert ſich Niemand mehr etwas im Caſtell, als ich allein.“

„Viel Ehre für mich, Don Paolo; in der That, viel Ehre. Doch denk' ich, daß Ihr Urſache bekommen werdet, Euch dazu Glück zu wünſchen. Sobald der Mönch zurückkommt, wird Alles ein anderes Anſehn gewinnen. Wenn Euch die Zeit indeß zu lang werden ſollte, ſo könnet Ihr Euch ja unter die Fahne des Malers ſtellen; tragt Ihr auch die Haut ganz davon, ſo wird Euch die Sklaverei bei den Türken nur um ſo gewiſſer ſein.“

„Ich, Don Galatiano? Was geht mich der unverſchämte Prahlhans an? Ihr ſeid zu allen Zeiten mein gnädiger Gönner geweſen; glaubt Ihr, daß ich je von Euch ablaſſen werde? Aber ſeid mir nicht böſe wegen des Sicilianers. Unter allen dieſen Leuten hätt' ich keinen Mann finden können, auf den wir ſo ſicher rechnen dürften. Wenn er auf den Bruder Euſebius warten will, ſo hat er doch auch ſo großes Unrecht nicht —“

„Was geht ihn der Bruder Euſebius an?“ fragte der Ritter ganz ärgerlich.

Der Kornhändler erzählte nun auch den Grund des Aufſchubs, welchen der Sicilianer angegeben.

„Warum habt Ihr mir dieß nicht gleich geſagt?“ erwiederte Don Galatiano. „Ein ſolcher Grund läßt ſich allerdings hören. Aber beunruhigend iſt jeder Aufſchub, und wer weiß auch, wie es dem armen Mönch ergangen iſt? Drum kommt, Don Paolo, und laßt uns einige Roſenkränze für ſeine glückliche Zurückkunft beten!“ —

Mit dieſen Worten erhob ſich der Ritter, um wieder vor dem Altare niederzuknieen. Der Kornhändler nahm Platz neben ihm, und Beide verrichteten nun eines jener Gebete, in welche die Hölle ſelber einſtimmt. Denn wie alt ſie auch ſein mag, von dem Wahne, den Himmel betrügen zu können, iſt ſie noch nicht zurückgekommen.

Fünftes Capitel.

Schnell hatte ſich die Kunde verbreitet, daß der Bruder Euſebius an Sinan-Paſcha abgeſchickt ſei, um mit ihm über die Bedingungen eines Vergleichs zu unterhandeln. Da die Türken das Feuern am nämlichen Tag eingeſtellt hatten, ſo zweifelten die Meiſten nicht an der guten Aufnahme, die er gefunden, und gingen von der äußerſten Muthloſigkeit zu den zuverſichtlichſten Hoffnungen über. Ja, eine Art von Freudentaumel ſchien allmählig die Menge zu ergreifen, und es möchte leicht in dem engen Raum, in den ſie eingeſchloſſen war, zu Ausgelaſſenheiten jeder Art gekommen ſein, hätte nicht Camillo's gebietender Ernſt die Leute in Schranken gehalten, und der Mangel an Lebensmitteln, welcher ſchnell fühlbar wurde, einige Beſinnung zurückgebracht. Aber in gleichem Maße, wie ſich der Muthwillen gelähmt fühlte, ſtieg auch die Ungeduld, womit die Rückkehr des Mönchs erwartet wurde, und es däuchte Vielen eine wahre Erſcheinung vom Himmel, als ſich das Pförtchen des Hauptthors endlich öffnete, und der Bruder Euſebius eintrat.

In dichten Haufen drängte man ſich um ihn, und die Frauen waren die Vorderſten und die Ungeduldigſten darunter. Die Nächſten an ihm faßten ſein Gewand, und küßten es vor Freuden, und der Jubel ward immer größer, als er ſo reichlich das Troſtwort austheilte: „gute Nachrichten! Gute Nachrichten!“ Alles Frühere war nun vergeſſen; der Mönch ſah ſich auf einmal als angebeteten Günſtling eines Volkes, das ihn geſtern noch verhöhnt und thätlich gemißhandelt hatte. Niemand wagte ſogar die die geringſte Unzufriedenheit zu äußern, da er, durch dieſen Erfolg ermuthigt, ganz trotzig wurde, und dem vielfachen Drängen Don Galatiano's Namen entgegenſetzte, dem er vor allen Andern Bericht ſchuldig ſei. Ja, der Ritter ſelbſt hob ſich in der Meinung der beweglichen Menge wieder, als ein, in ihren Augen ſo wichtiger, Mann ihn für den Erſten im Caſtell anerkannte, und bemerklich machte, daß ſeine Sendung von demſelben ausgegangen ſei, ihr Reſultat ihm zuerſt vorgelegt werden müſſe, und nur durch ſeine Beſtätigung Kraft gewinnen könne. So unbeſtändig iſt jener Wind, den die Alten den Volkswind, und die Neuern die Volksgunſt genannt haben!

Der Bruder Euſebius fand große Schwierigkeit, ſich durch die Haufen durchzuarbeiten, um zu Don Galatiano zu gelangen. Unerachtet man im höchſten Grad auf ſeine Nachrichten begierig war, und Jeder wußte, daß er ſie erſt erfahren konnte, wenn der Ritter ſich wegen der Bedingungen entſchieden, ſo trug doch Jeder durch das unverſtändigſte Drängen um den Mönch dazu bei, die Sache zu verzögern. Erſt, als Dieſer der thörichten Menge ſcherzhaft ſagte: „Ihr haltet mich auf dem Wege zum Commandanten ſo lang auf, daß ich inzwiſchen vergeſſen muß, was ich ihm von Sinan-Paſcha zu melden habe,“ öffnete ſich die Maſſe, um ihn durchzulaſſen. Aber es war nur ein Augenblick; denn die Vordern ſchloſſen ſich gleich wieder zuſammen, und ſo wurde der Mönch denn, halb geſchoben und halb getragen, mit der, ihn umgebenden, Menge der Capelle zugewälzt, wo Don Galatiano Seiner wartete.

Als er endlich die Thüre derſelben erreicht hatte, wollte ſich ihm das Volk nachdrängen; war er aber zuvor ſchon ſeiner Gewalt bewußt worden, ſo ſchien er zum vollen Gefühle derſelben gelangt, als er auf der kirchlichen Schwelle ſtand. Er war gleichſam auf ſeinem Boden, und die Kraft ihm ordentlich gewachſen, wie dem Giganten Antäus, den Herkules nur bemeiſtern konnte, als er ihn von der Erde hob. Mit der natürlichen Stärke, die er beſaß, warf er die Nächſten auf die Hintern zurück, und benutzte die Beſtürzung derſelben, um durch die Thüre zu ſchlüpfen, und ſolche hinter ſich zu verriegeln.

Die Leute wurden immer demüthiger, je mehr ſie ſich gemißhandelt ſahen, und die ſo eben die härteſten Stöße davon getragen, waren auch die Erſten, welche ſich vor dem Gewaltigen beugten, und in völliger Hingebung auf der Schwelle der Capelle niederknieten. Ihrem Beiſpiel folgte die übrige Menge; Aller Augen richteten ſich nach der Thüre, und das Gebet ließ ſich nur wie ein leiſes Flüſtern vernehmen.

Der edle Ritter athmete zuerſt wieder aus freierer Bruſt, als der Mönch vor ihn trat. Er war nur von dem Kornhändler begleitet, und ſo konnte Jener ohne Beſorgniß Alles berichten, was er zu ſagen hatte.

Nach den erſten Hauptfragen und Antworten, die das würdige Kleeblatt gewechſelt, fanden ſich alle Drei gegenſeitig verändert. Don Galatiano ſchien dem Bruder Euſebius zuverſichtlicher, und der Kornhändler ſogar übermüthig geworden; dieſen Beiden aber fiel der Mönch durch einen Ernſt in ſeinem Blick und eine Gemeſſenheit in ſeinen Ausdrücken auf, wie ſie ſolche nie von ihm gekannt hatten.

„Ihr habt ja ganz den Ton von Männern angenommen, frommer Bruder,“ ſprach der Ritter, „die vorzugsweiſe als Unterhändler gebraucht werden. Ich hoffe, Ihr ſeid ihnen nicht auch darin ähnlich, daß ſie das Beſte, was zu gewinnen iſt, für ſich behalten.“

„Ihr habt Recht, Don Galatiano,“ fiel der Kornhändler ein; „es iſt eine Veränderung mit dem Bruder Euſebius vorgegangen. Bei Sanct Paul,“ ſetzte er gegen dieſen gewendet hinzu, „Ihr kommt mir eher vor wie ein Biſchof, als wie ein Mönch.“

„Don Paolo,“ erwiederte der Bruder Euſebius, „einem heiligen Biſchof nur im Aeußerlichen zu gleichen, wäre ſchon ein Verdienſt; aber die Pflicht, ihm auch von Innen ähnlich zu werden, würde nur deſto größer ſein. Uebrigens habt Ihr Beide inzwiſchen nicht unterlaſſen, an Eurem Seelenheil zu arbeiten, wie ich aus der heiligen Stätte ſchließen darf, wo ich Euch finde.“

„Allerdings, frommer Bruder,“ antwortete der Ritter, „haben wir Eure Bemühungen, die Herzen der Feinde zur Milde zu ſtimmen, mit unſerem Gebet unterſtützt. Demungeachtet ſprechen wir nichts von Eurem Verdienſt an, und ſind nur um ſo begieriger, die nähern Bedingungen zu vernehmen, unter denen der Paſcha das Caſtell haben will."

„Er hat ſich auf ſehr wenige Bedingungen beſchränkt," ſprach der Mönch.

„Deſto leichter werden ſie zu erfüllen ſein," bemerkte der Ritter.

„Ich fürchte das Gegentheil. Dieſe Türken wiſſen nichts von chriſtlicher Barmherzigkeit."

„Der Paſcha gewährt den Bewohnern des Caſtells doch freien Abzug?"

„Nicht Allen."

„Ich kann es mir ſchon gefallen laſſen, daß er eine Ausnahme mit dem Maler macht, der an dem bisherigen unnützen Widerſtande ſchuldig iſt. Ich würd' ihm auch noch den Falkenjäger Toms ausliefern, wenn er ſeinen Lohn nicht ſchon empfangen hätte."

„Der Paſcha verlangt mehr —"

„Was habt Ihr denn aber ausgewirkt,“ unterbrach ihn der Kornhändler, „wenn Ihr nicht einmal freien Abzug für uns gewonnen?“

„Ob ich ihn für Euch gewonnen, weiß ich nicht,“ erwiederte der Mönch empfindlich; „wenigſtens wird es von Don Galatiano abhängen, ob Ihr unter den vierzig Perſonen ſein werdet, denen er freien Abzug geſtatten will.“

„Wie? Nur vierzig Perſonen?“ fragte der Ritter mit einiger Beſtürzung.

„Ihr dürft froh ſein, Don Galatiano, daß nur ſo Viele zugeſtanden ſind,“ ſprach der Mönch.

„Und das habt Ihr gleich angenommen?“ fragte der Kornhändler. „Wißt Ihr denn nicht, daß man bei jedem Handel die Foderung höher ſtellt, als man eigentlich zuſchlagen will?“

„Hätt' ich es mit einem Kornhändler zu thun gehabt, würd' ich mich auch allerdings nach dieſer Krämersregel gerichtet haben,“ antwortete der Mönch mit einem Blicke der Verachtung auf Jenen. „Mit jeder Einwendung, die ich weiter machte, ſetzte der Paſcha die Summe tiefer herab, und ſo kam ich allmählig von zweihundert Perſonen, für die ich freien Abzug verlangte, auf vierzig. Ich brauchte noch ein Wort zu ſagen, ſo ließ er nur Eine frei abziehn — und Dieſe war ich alsdann, Don Galatiano; das dürft Ihr mir glauben. Denn die Ehre, die mir bei dem Paſcha widerfahren iſt, ſoll noch keinem Chriſten widerfahren ſein. Er ließ mich förmlich bewirthen, und ich kann wohl ſagen, daß ich mir nie gütlicher gethan habe mit Speiſe und Trank, als an ſeinem Tiſche.“

„Man muß zufrieden ſein,“ ſprach der Ritter. „Alſo vierzig Perſonen, und nach meiner Wahl?“

„Das hat er nicht förmlich beſtimmt; aber meines Erachtens verſteht es ſich ſo. Vierzig der angeſehenſten Perſonen im Caſtell — das waren ſeine Worte."

„Wie könnt Ihr nun behaupten, daß ich nicht darunter ſei?" unterbrach ihn der Kornhändler.

„Wer zu den angeſehenſten Perſonen gehört, das wird Don Galatiano zu beſtimmen haben," erwiederte der Mönch; „und ich denke, daß er mir auch ein Wort dabei vergönnen wird."

„So laßt uns eilen, das Caſtell zu übergeben, Don Galatiano," ſagte der Kornhändler, „damit wir einmal aus dieſen engen Mauern herauskommen."

„Es iſt aber noch eine ſchwere Bedingung dabei zu erfüllen —"

„Nun?" ſprach der Ritter mit ängſtlicher Erwartung.

„Ich kann ſie nur Euch allein eröffnen —"

„Heiliger Apoſtel Paulus,“ rief der Ritter mit Entſetzen aus, „nur mir allein — alſo weiß er —“

„Ich dächte, Ihr könntet Alles in meiner Gegenwart ſagen,“ fiel der Kornhändler ein. „Iſt es nicht alſo, Don Galatiano? Hab' ich Euch nicht treulich fürſorgen helfen, daß das Caſtell übergeben werden kann? Denn Ihr irret Euch ſehr, Bruder Euſebius, wenn Ihr dieß für eine ſo leichte Sache haltet.“

„Alles, nur Dieſes nicht,“ erwiederte der Ritter todtenblaß. „Alſo weiß er um die Schätze?“ ſetzte er leiſe gegen den Mönch hinzu, indem er ihn in den Hintergrund der Capelle führte.

„Davon iſt ja nicht die Rede,“ war die Antwort. „Er kennt einen andern Schatz in dieſen Gewölben, der in ſeinen Augen einen weit höhern Werth hat, als alles Gold —“

„Ach, Bruder Euſebius, ſo iſt es denn wahr, was ich immer vermuthet, daß ſich auch

Fortunatus Säckel unter den Schätzen im Gewölbe befindet? Ja, ja," ſetzte er faſt weinend hinzu, „ſo iſt's, ſo iſt's! Von Cypern kam er nach Rhodus, und von Rhodus hat ihn der Alte hieher gebracht. Ach, und auch um dieſes unſchätzbare Gut ſollen wir kommen!"

„Ihr verſteht mich immer noch nicht, Don Galatiano. Zudem befindet ſich Fortunatus Säckel im Beſitze der Medicis von Florenz. Woher ſollten ſie ſonſt das viele Geld nehmen, das man ſie täglich leihen, ſchenken, wegwerfen ſieht?"

„Was will er denn ſonſt, Bruder Euſebius? So redet doch, ſo reißt mich einmal aus der grenzenloſen Verlegenheit —"

Der Kornhändler, welcher nichts verſtanden hatte, ſah nur die Bekümmerniß ſeines Gönners. Sie war für ihn ſelbſt von der ſchlimmſten Bedeutung, und er fing auf einmal an, laut zu weinen.

„Er verlangt, daß ihm die Frau des Malers ausgeliefert werden ſoll —“ erwiederte der Mönch.

„Weiter nichts, als das?“ ſagte der Ritter, indem ſich ſein ganzes Weſen in Freude verkehrte. Aber zugleich war auch das Heulen des Kornhändlers in ſeine Ohren gedrungen.

„Seid Ihr denn beſeſſen?“ ſchmälte er Dieſen; „wer hat je ein ſo großes Kind weinen geſehn?“ ſetzte er mit Lachen hinzu.

Die heitere Stimmung des Ritters verwandelte die des Kornhändlers im Augenblick. Er zog die beiden Hände zurück, womit er ſich in der Angſt die Haare zerrauft hatte. „Iſt es denn nichts, gnädiger Herr?“ fragte er, die Augen noch voll Thränen, indem er vor den Ritter trat.

„Wir brauchen uns vor Don Paolo nicht in Acht zu nehmen,“ ſagte Dieſer. „Er iſt nicht gut auf den Maler zu ſprechen.“

„Ich, Don Galatiano? Bei Sanct Paul, im Augenblick ſtieß ich ihm den Dolch mit eigener Hand in die Bruſt, wären die Waffen mein Handwerk.“

„Wie? Sind dieß Worte, die in eine heilige Stätte paſſen, wie dieſe?“ ſprach der Mönch.

Don Galatiano und der Kornhändler ſahen ihn mit ungewiſſem, fragendem Blick an, ob es ihm denn Ernſt ſei?

„Wozu immer nur Mord und Mord in Gedanken und im Munde führen?“ fuhr der Mönch fort. „Iſt es nicht ſchon ſchlimm genug, daß der Menſch ſeine Leidenſchaften nicht zu jeder Stunde beherrſchen kann? Nur für dieſe Schwachheit hat die Kirche Vergebung.“

„Das klingt Alles ſehr chriſtlich und löblich; aber Ihr werdet doch einem armen Teufel, der ſich nicht ſo gut auf das Chriſtenthum verſteht, als Ihr, die Abſolution nicht verſagen?“

„Gewiß werd' ich es thun, wenn er mit Ueberlegung und Vorſatz gemordet hat,“ erwiederte der Mönch dem Ritter.

„Ach, Don Galatiano,“ ſagte der Kornhändler troſtlos zu dem Letztern, „dann können wir das Caſtell auch nicht übergeben, und wir ſterben Alle Hungers, oder die Türken laſſen uns über die Klinge ſpringen.“

„Iſt es Euch Ernſt, Bruder Euſebius?“ ſprach der Ritter mit einem Blick, in welchem der Mönch noch die ſtumme Frage leſen konnte: was ſoll alsdann aus unſern Schätzen werden? —

Dieſer verſtand ihn auch, und ſchwieg. In ſeinem Innern kämpfte es ſichtbarlich, und die guten Vorſätze, die er gefaßt, leiſteten den Verabredungen, welche er mit Don Galatiano getroffen, keinen ſtarken Widerſtand.

„Der Paſcha verlangt zuerſt die Auslieferung der Frau des Malers,“ ſprach Dieſer zu dem Kornhändler.

„Nichts leichter, als dieſe Bedingung erfüllen, wenn Neli gewiß wäre, daß er Abſolution erhielte," ſagte der Letztere.

„Ihr könnt doch nicht in Abrede ſein, Bruder Euſebius," ſetzte der Ritter hinzu, „daß Ihr mit dem beſten Gewiſſen von der Welt bei einem ſolchen armen Teufel, der wie ein Wilder aufgewachſen iſt, ein Auge zudrücken dürfet. Und dann," ſetzte er leiſe hinzu, „denket an das Gewölbe."

„Und am Ende könnt Ihr ja auch Eurem Kopfe folgen, Bruder Euſebius," fiel der Kornhändler ein; „nur müßt Ihr den Neli nicht merken laſſen, daß Ihr ihm Schwierigkeiten machen wollt, wenn er ſeine Blutſchuld beichtet."

„Es iſt in der That nöthig, daß wir uns den Maler vom Halſe ſchaffen," ſagte der Ritter; „früher gewinnen wir nicht freie Hand. Dieſes ganze Geſindel, das wir im Caſtell haben, bewegt ſich nur nach ſeinem Winke."

„Ich kann Euch ſagen,“ ſetzte der Kornhändler hinzu, „der Neli wollte lange nicht daran, und gerade deshalb. Aber ich wüßte keinen Andern im Caſtell zu finden, der es mit dem Maler aufzunehmen wagte.“

„Wie, Don Galatiano?“ ſprach der Mönch; „geltet Ihr denn gar nichts mehr in dem Caſtell? Ich glaubte, Euch ſelbſt ein Anderes anzuſehn, und das Volk hatte Reſpect, als ich Euren Namen nannte. Man kann ihm ja die Bedingung eröffnen, welche der Paſcha auf den freien Abzug geſetzt hat. Nur muß es in Gegenwart von einer Anzahl der angeſehenſten Leute geſchehn. Weigert er ſich, dieſes Opfer für die Uebrigen zu bringen, wie zu erwarten iſt, ſo wird es mit der Volksgunſt bald ein Ende haben. Davon aber, daß der Paſcha die Zahl ſo ſehr beſchränkt hat, darf erſt in den letzten Augenblicken die Rede ſein.“

„Ihr habt Recht, Bruder Euſebius,“ ſagte der Kornhändler; „aber beſſer iſt beſſer. Am ruhigſten könnten wir doch ſein, wenn ihn Neli auf der Seele hätte.“

„Ich bin auch dieſer Meinung,“ ſetzte der Ritter hinzu.

Der Mönch, deſſen Gewiſſen ſich zu gut in dem Ausweg gefiel, den es gefunden zu haben glaubte, ſprach: „ich waſche meine Hände in Unſchuld, und warne Euch, Eures Nächſten Blut nicht zu vergießen. Wenigſtens will ich nichts davon wiſſen,“ ſetzte er hinzu, indem ſeine Strenge nicht lange den Gedanken widerſtand, welche der Ritter in ſeiner Seele geweckt hatte; „er kann ja bei einem Andern beichten.“

„Es genügt, Bruder Euſebius, wenn Ihr dem Neli nur aus dem Wege geht, bis die That gethan iſt,“ ſprach der Kornhändler. „Er iſt im Stand, Euch zuvor von ſeiner Abſicht zu ſprechen, wenn Ihr ihm allein begegnet. Darum vermeidet ihn.“

„Verſprechet uns wenigſtens ſo viel zu unſrer Beruhigung, frommer Bruder,“ ſagte der Ritter.

Der Mönch konnte es nicht über ſich gewinnen, das Verſprechen in Worten abzulegen. Er gab es daher durch einen Wink, der den beiden Andern wohl verſtändlich war. Indeß ſchien ſein Gewiſſen mit dieſem Ausweg nicht zufrieden zu ſein; denn indem er den Blick zufällig in die Höhe richtete, rief er mit Entſetzen aus: „Jeſus Maria, da ſind ſie!“

„Was habt Ihr, Bruder Euſebius?“ fragte der Ritter beſtürzt.

„Bei allen Heiligen, wer iſt da?“ ſtimmte der Kornhändler entſetzt ein, und blickte empor. „Ich ſehe nichts, gar nichts.“

Der Mönch war ſo erſchüttert, daß ihm die Kraft aus den Beinen wich, und er auf die nächſte Bank niederſank.

„Was habt Ihr denn geſehen?“ rief der Ritter ängſtlich, indem er ſich kreuzte, und die Augen in allen Richtungen umherwarf. „In ſolche heilige Stätten haben die böſen Geiſter keinen Zugang.“ —

Der Mönch ſchien die Sprache nicht wieder finden zu können, ſondern ſtarrte an die Wand hinauf. Es war, als ob er etwas erblickte, das ihn mit Entſetzen erfüllte, ohne daß er die Augen davon wegzuwenden vermochte; wie die kleinern Thiere durch den Blick der Schlange gefeſſelt werden ſollen.

„Ich ſehe nichts, als das Gemälde,“ ſprach der Kornhändler, indem er ſich wiederholt kreuzte und ſegnete.

„Ich auch nicht,“ ſetzte der Ritter hinzu; „es ſind die heiligen Siebenſchläfer.“

„Das ſind ſie, ja, das ſind ſie,“ brach der Mönch auf einmal los; „es ſind die nämlichen, die mir erſchienen.“ —

Wirklich hing auch ein Oelgemälde an der Wand, das von ziemlichem Umfang war, und die ſieben Brüder von Epheſus darſtellte, wie ſie ſchlafend im Kreiſe ſaßen. Eine ſtarke Lichtmaſſe fiel durch die Oeffnung, die ein Schäfer, der Legende zufolge, gemacht, in die Höhle, und warf jene grellen Lichter auf die Gruppe, wie ſie Caravaggio noch durch ſeine ſtarke Schatten zu heben pflegte. Wie weit die Aehnlichkeit des Gemäldes mit der Erſcheinung ging, die der Mönch in der vorigen Nacht gehabt, vermögen wir noch weniger zu beſtimmen, als er es ohne Zweifel ſelbſt zu thun vermocht hätte.

Der Ritter begriff immer noch nicht, was dem Mönche war, und ſah den Kornhändler mit einem Blicke der Ungewißheit an, als ob er ihn um ſeine Meinung fragte.

„Er muß einen Sonnenſtich bekommen haben," antwortete Dieſer leiſe. „Es war auch geſtern heiß genug dazu."

„Ihr könnt Recht haben,“ ſprach der Andere eben ſo; „aber es hätte nie zu ungelegenerer Zeit geſchehen können. Was ſoll ich nun dem Volke Draußen ſagen? Länger läßt es ſich nicht mehr hinhalten; es iſt ſchon laut genug geworden.“

„Sagt ihm, daß Ihr einen Kriegsrath zuſammenberufen, und dieſen entſcheiden laſſen wollt,“ erwiederte der Kornhändler.

„So kommt,“ ſprach der Ritter; „wir wollen ſehen, wie wir mit dem Geſindel fertig werden. Auf den Mönch, ſeh' ich wohl, können wir doch nicht mehr rechnen.“ —

Und wirklich hatte Dieſer gar keinen Antheil an ihrem Geſpräch genommen. Er war auf die Kniee niedergeſunken vor dem Gemälde, betete mit ſchweren Seufzern, und ſchlug ſich heftig an die Bruſt. Seine Wange glühte, und dicke Thränen miſchten ſich in den Angſtſchweiß, der ihm vom Geſicht triefte.

Der Kornhändler öffnete die Thüre der Capelle. Das Volk Außen hatte in ſeiner Ungeduld lange ſchon die Andacht verloren, und lag und ſtand in mancherlei Gruppen durch den Gang hin. Ein Haufen Weiber hielt ſich gerade vor der Thüre; die Vorderſten hatten ſich auf die Schwelle geſetzt, rafften ſich aber ſogleich empor, als ſie ein Geräuſch von Innen hörten.

Eine Regung von Ehrfurcht ergriff die ganze Menge, als Don Galatiano ſichtbar wurde. Demüthig wichen die Nächſten zurück, und alle Mützen flogen von den Köpfen. Der Ritter, welcher die Thüre ſich nicht ohne Bangigkeit öffnen geſehen, gewann im Augenblick, da er die veränderte Stimmung des Volks bemerkte, ſeine ehemalige Zuverſicht wieder. Aber ſein Auge ſtrahlte von Zufriedenheit und bald von Uebermuth, als Einer unter dem Haufen in einen Jubelruf für ihn ausbrach, in welchen die Uebrigen alle ſogleich mit tobendem Geſchrei einſtimmten.

„Es iſt Euch nicht unbewußt geblieben,“ begann der Ritter, „daß mich die ſchwere Pflicht, welche mir für dieſes Caſtell und die ſämmtlichen Bewohner ſeiner Inſel obliegt, zu dem Verſuche bewogen, mit den Türken über ein friedliches Abkommen in Unterhandlung zu treten.“ —

„Ja, es iſt uns Allen wohl bekannt, und Ihr habt gut daran gethan, Don Galatiano,“ fielen mehrere Stimmen ein. —

„Und der Mönch iſt auch ſchon wieder zurückgekehrt,“ ſetzten einige Frauen hinzu.

„Ich ſpreche nicht zu Euch, um zu erfahren, was Ihr von meinen Beſchlüſſen urtheilt,“ ſprach der Ritter mit finſterem Blicke, „ſondern um Euch über ihren Erfolg zu belehren. Darum iſt es nicht nur unnöthig, ſondern auch ungebührlich, mich zu unterbrechen.“ —

„Wir unterbrechen Euch ja nicht,“ riefen die Frauen.

„Zu dieſem Zweck,“ fuhr der Ritter fort, „hab' ich den Bruder Euſebius an den feindlichen Befehlshaber abgeordnet, und ihn, damit er williges Gehör und freundlichere Geſinnung fand, mit reichlichen Geſchenken für denſelben verſehen —“

„Mit reichlichen Geſchenken —“ klang eine Art von Echo aus der Menge, und es lag ein Ausdruck darin, in welchem ſich Erſtaunen und Unglauben um den Vorrang zu ſtreiten ſchienen. —

„Dieſe Geſchenke ſind auch nicht ohne Wirkung geblieben, und der fromme Bruder Euſebius hat eine Aufnahme bei dem Paſcha gefunden, wie ſie nicht leicht einem Chriſten bei den Türken zu Theil wird. Er iſt köſtlich von ihm bewirthet worden —“

„Köſtlich bewirthet,“ tönte ein neuer Refrain mehrerer Stimmen. „Ach! wer auch dabei geweſen wäre!“ ſetzten Andre, durch Dieſe ermuthigt, hinzu.

Der Ritter hielt inne, und blickte mit dem ganzen Ausdruck des ſtrafenden Zornes nach der Richtung, aus der ſich die Stimmen vernehmen laſſen, als ſuchten ſeine Augen die Vermeſſenen, die ihn zu unterbrechen gewagt hatten.

„Ich hab’ es nicht gethan, gnädiger Herr,“ rief Einer, der wahrſcheinlich von ſeinem Blicke getroffen worden war, „der Madurra iſt’s!“

„Ich bin es nicht allein, Herr Ritter,“ ſprach ein Anderer; „der Avolo von Caſal-Ghargur und der Jayme von Malaga haben mitgerufen.“

„Ich hätte gute Luſt,“ zürnte der Ritter, „Dich Avolo von Malaga, und Dich Jayme von Caſal-Ghargur zum Voraus an die Türken ausliefern zu laſſen, damit Ihr ſchweigen lerntet.“

„Haltet mir's zu Gnaden, Excellenz,“ erhob ſich der Spanier aus dem Haufen; „ich bin der Sohn guter alter Chriſten! Der ſarazeniſche Ort, wo nur Heidenblut fließt, geht mich nichts an!“

„Ihr ſeid ſammt und ſonders unverſchämte Burſche,“ fuhr der Ritter fort, „die ich sechs Monate auf die Ruderbänke ſchmieden laſſen werde, um ſie zahm zu machen. Nun aber ſchweigt, bis ich ausgeredet, wenn ich Euch gut zum Rathen bin. Der Paſcha war im Anfang ſehr aufgebracht. Er hatte das unnütze Schießen übel aufgenommen, und wollte nur den Frauen Abzug geſtatten. Von den Männern ſollte immer der Dritte über die Klinge ſpringen, und die Uebrigen ſollten als Sclaven verkauft werden. Nur mit Denen, welche die Geſchütze losgefeuert, hatte er eine beſondere Abſicht; er gedachte ſie Alle lebendig ſchinden zu laſſen.“ —

Bei dieſen Worten äußerte die Menge ihr Entſetzen auf die mannichfaltigſte Weiſe; die Frauen blieben jedoch ganz ruhig, und ſteckten die Köpfe zuſammen, wie wenn ſie ſich ihre Bemerkungen leiſe mittheilten.

„Da aber dieſes grauſame Schickſal zuerſt einen Mann betroffen hätte, der uns Allen lieb und werth iſt —“ bei dieſen ſeinen Worten richtete der Ritter ſeine beiden Augen nach der Naſenſpitze, ſo daß ihr Sehpunct in einen ſpitzigen Winkel zuſammentraf, und über das Geſicht des Kornhändlers zuckte gleichzeitig eine Bewegung, wie von einem augenblicklichen Schmerz, deſſen Gefühl er gewaltſam unterdrückte.

„Ihr meint gewiß den Don Camillo, gnädiger Herr?“ ſprach eine der Frauen. „Ihr habt Recht; wir und unſere Männer, wir halten große Stücke auf ihn, und wir wiſſen auch wohl, warum.“ —

Bei dieſen Worten der Frau blinzelte der Ritter mit den Augen, wie Einer, der im Begriff ſteht, eine Lüge zu ſagen, die ihn aus einem ganz andern Grund, als aus Achtung für die Wahrheit, ſchwer ankommt.

„Es iſt nicht mehr, als billig,“ erwiederte er; „und der fromme Bruder wendete darum ſeine ganze Beredſamkeit an, um den Paſcha von dieſem Gedanken abzubringen. Am Ende gelang es ſeinen Vorſtellungen und meinen Geſchenken, denſelben zur Milde zu ſtimmen. Er ließ ſich gefallen, ſein grauſames Vorhaben aufzugeben, und ſetzte dafür eine andere Bedingung, welche freilich hart genug, aber nicht ſo unmenſchlich iſt. Zudem hat ſie für die übrigen Bewohner des Caſtells den Vortheil, daß ſie nur Einen Mann trifft. Indeß habe ich ſie nicht zugeſtanden —“

„Wie?“ unterbrachen ihn die voderſten Frauen; „werden wir nicht freien Abzug haben?“

„Was hat denn der Mönch ausgerichtet?“ ſetzten mehrere Andre hinzu.

„Ich habe ſie nicht zugeſtanden,“ fuhr der Ritter mit wiederholtem Kopfnicken fort, indem er die Worte langſamer, als es ſeine Gewohnheit war, ausſprach: „ich habe ſie nicht zugeſtanden, weil ich in einer ſo wichtigen Angelegenheit einen Kriegsrath zu berufen, und ihm die Entſcheidung zu überlaſſen gedenke. Der Mann, welchen die Sache hauptſächlich angeht, wird dazu berufen werden, und von ihm die Entſcheidung auch abhängen. Alſo beruhiget Euch noch eine kurze Zeit, und wendet Euch zum Gebet, auf daß die Heiligen unſern Verſtand erleuchten, und Jedem die Kraft verleihen mögen, das Leiden zu ertragen, welches ihm vielleicht beſtimmt iſt.“ —

Mit dieſen Worten ging der Ritter in die Capelle, und die Zurückgebliebenen ſahen ſich ein paar Augenblicke ſtumm an. Erſt als Einige der Hinterſten riefen, was Don Galatiano eigentlich geſagt habe, ſchien ihnen fühlbar zu werden, daß im Grunde noch nichts entſchieden ſei. Sie fingen an, ſich zu verlaufen, und nur eine kleine Gruppe ſetzte noch eine Zeit lang das Geſpräch fort.

„Ich möchte doch wiſſen, was das für eine Bedingung iſt,“ ſprach eine Frau; „kannſt Du ſie nicht errathen, Giacomo?“

„Da müßt' ich in einen Türkenſchädel hineinſehen können,“ erwiederte der Gefragte; „und das wäre gerade, wie wenn ich in eine geladene Kanone ſchauen wollte.“

„Es iſt nur gut, daß Don Camillo dabei iſt,“ ſagte eine andere Frau. „Der iſt doch klüger, als der Mönch und der Ritter zuſammen.“

„Mit all ſeiner Klugheit hat er uns doch nicht aus dieſem Neſt herausgeholfen,“ fiel ein magerer Mann, von einer gelben Geſichtsfarbe, ein, der daneben ſtand. „Wie hoch Einer auch die Naſe tragen mag, die Türken fürchten ſich darum doch nicht vor ihm.“

„Laßt ſie nur erſt ihren Kriegsrath halten,“ erwiederte die vorige Frau; „dann wird Alles anders klingen. Ich denke noch vor Sonnen-Untergang Feigen in meinem Garten zu pflücken.“

„Dieſe Luſt könnt Ihr Euch nur vergehen laſſen,“ antwortete ihr Nachbar. „Eben ſo gut würd' ich heut Abend noch an meiner Scheibe ſitzen, ein Dutzend Töpfe drehen, und ſie gebrannt aus den Ofen nehmen können!“

„Ich glaube auch nicht, daß wir ſo ſchnell loskommen,“ bemerkte ein Zweiter. „Bei dieſem Wind iſt kein Türke zur Barmherzigkeit geneigt.“

„Was könnt Ihr gegen dieſen Wind ſagen?“ fiel ein Dritter ein. „Es gibt keinen beſſern, um damit nach Alexandrien zu ſegeln.“

„Ich wollte, daß er uns aus dieſen alten, feuchten Mauern herausbliese,“ ſagte der Töpfer.

„Wenn uns die Türken einmal nach Alexandrien führen ſollen, iſt mir nichts mehr am Winde gelegen, mit dem es geſchieht.“

„Für Euch kann es auch das Nämliche ſein, ob Ihr Eure Töpfe hier, oder bei den Türken dreht,“ fiel der Magere ein, der zuvor die hämiſche Bemerkung gemacht hatte.

„Ihr möget mir ein ſchlechter katholiſcher Chriſt ſein,“ erwiederte der Töpfer, „wenn Ihr glaubt, daß es mir Einerlei ſei, ob ich meine Töpfe für Chriſten oder Türken drehe. Wollt' ich meinen Glauben in die Schanze ſchlagen, ſo könnt' ich bei den Türken von ſilbernen Tellern eſſen, ſtatt daß ich auf Gozzo irdene Schüſſeln für mich und Andre backe.“

„Mit allem Eurem Gerede,“ ſprach die erſte Frau, „habt Ihr immer noch nicht die Bedingung errathen, die ich gern wiſſen möchte.“

„Ich will ſie Euch vertrauen, Gevatterin,“ antwortete Derjenige, der den Wind zuvor für die Barmherzigkeit der Türken ſo ungünſtig erklärt hatte. „Der Paſcha verlangt zween Vorderzähne von jeder Frau im Caſtell, und die ſie nicht mehr haben, will er nur für altes Eiſen annehmen.“

„Ihr habt die Bedingung nur halb gehört, mein ſpaßhafter Herr,“ entgegnete ihm die Frau. „Statt der Vorderzähne will der Paſcha mit den Hörnern des nächſten beſten Hahnrei's verlieb nehmen. Ihr könntet mir daher einen Gefallen thun, wenn Ihr Euch in dem blanken Bartbecken beſchauen wolltet, das Ihr unter dem Arme habt. Mich dünkt, die Eurigen ſind ſchon lange genug, um ſie gut miſſen zu können, beſonders da Ihr doch gleich zu andern kommen werdet.“

„Da habt Ihr's, Meiſter Pepe,“ ſagte der Töpfer lachend. „Es muß ein ſtarker Witz ſein, wenn er nicht, wie ein ſchlecht gebrannter Topf an der Narda in Stücke gehen ſoll.“

„Da kommt er!“ rief die andre Frau. „Jetzt werden die Sachen bald anders gehen!“

„Wer kommt?“ fragte die Vorige. In dieſem Augenblick bemerkte ſie Camillo'n ſelbſt, und ſprach: „es iſt wahr; er ragt über die Andern weg, wie die Cypreſſe über die Granatbäume.“ —

Camillo wurde ſchon in einiger Entfernung unter dem dichten Menſchenhaufen, der ihn begleitete, ſichtbar. Als er näher kam, zeigte es ſich erſt, daß er, einen gezückten Dolch in der Hand, hinter dem Sicilianer herging, welchem der rechte Arm ſchlaff und ſtark blutend herunter hing. Neben Camillo'n wandelte der Zwerg, deſſen Geſicht man in dem freudigen Stolze, der es verklärte, kaum mehr erkennen konnte. Er trug gleichfalls ſeinen langen Degen entblößt, an welchem die blutigen Spuren des Kampfes, zu dem er gebraucht worden, deutlich ſichtbar waren. Ob' es auch kaum glaublich erſchien, ſo durfte man doch nicht zweifeln, daß die ſchwache Creatur einen glücklichen Kampf gegen die Rieſenkraft des Sicilianers beſtanden.

„Iſt Don Paolo noch in der Capelle?“ fragte Camillo, als ſie vor der Thüre waren.

Statt der Antwort liefen die Frauen an die Thüre, und pochten heftig an dieſelbe. „Oeffnet! Oeffnet!“ riefen ſie; „Don Camillo iſt hier, und verlangt eingelaſſen zu werden.“ —

Nach einer, etwas langen, Pauſe, welche die Frauen noch einmal mit ihrer Ungeduld unterbrachen, that ſich die Thüre auf, und der Kornhändler kam zum Vorſchein. In ſeinem Geſicht lag ein Ausdruck, als ob er ſo eben eine ſtarke Doſis Wermuth zu ſich genommen hätte.

Neugierig drängte ſich die Menge hinter Camillo'n nach in die Capelle. Dieſe konnte jedoch die große Zahl nicht faſſen, und ein ſtarker Haufen blieb Außen im Gange.

„Was iſt geſchehen?“ fragten die Letztern, welche nur die Bewegung der Uebrigen herbeigezogen.

„Wer kann das wiſſen?“ antwortete Einer, der vor den Fragern ſtand; „etwas Wichtiges muß es ſein. Die Capelle war ja in den letzten Tagen ganz verlaſſen, und jetzt ſtürmt Alles herbei, als ob ein Bild darin Wunder thäte.“

„Hättet Ihr das dem Toccuccio jemals zugetraut?“ ſprach ein Anderer.

„Was hat er denn gethan?“ fiel ein Dritter ein. „Zum Zeitvertreib des Malers hat er mir gut genug geſchienen; und fürwahr, man muß ſchon lachen, wenn man ſie zuſammen ſieht. Es iſt, als ob ein Kirchenthurm und ein Schilderhaus neben einander ſtänden, und das Schilderhaus hätte die Einbildung, ſo hoch als der Kirchenthurm zu ſein.“

„Habt Ihr es denn nicht ſelber geſehn?“ fragte der Vorige. „Ich ſag' Euch, es war nicht anders, als ob ein Dachshund einen andaluſiſchen Stier anfiele. Und bei der Mutter Gottes del Pilar, der Dachshund biß ſich ſo kräftig ein, daß der Stier aufbrüllte und ſich nicht mehr rühren konnte.“

„Seid doch ſo gut,“ bat der Dritte den Zweiten, „und dolmetſcht mir einmal, was der Spanier geſagt hat. Bei der heiligen Roſalia, ich verſteh' ihn ſo wenig, als ob er türkiſch ſpräche.“

„Ich kann es Euch ſelber ſagen,“ erwiederte der Gefragte; „denn ich bin dabei geweſen. Die Sache iſt kurz die: wir ſtanden im Hofe draußen bei einander, und ſprachen von Dieſem und Jenem; und fürwahr, es waren keine fröhlichen Geſpräche. Welche Urſache hätten wir auch dazu gehabt? Und der Eine ſprach: der Mönch hat etwas ausgerichtet, und der Andre ſprach: er hat nichts ausgerichtet. Und ſo ſchien es auch; warum konnte er es nicht gleich ſagen, wenn er mit dem Paſcha einig geworden war? Im Grund' alſo hatte Dieſer Recht; aber der Andre hatte auch Recht. Denn es kommt in allen Dingen nur darauf an, wie man die Sachen nimmt.“ —

„Ich dachte, Ihr wolltet erzählen, wie es mit dem Toccuccio zugegangen iſt,“ fiel der Vorige ein.

„Und bin ich denn nicht mitten im Erzählen? Aber Eines um das Andre. Als wir nun ſo ſprachen, dachte Niemand weder an den Toccuccio, noch an den Sicilianer. Und Keiner war auch der Erſte, an den man denken konnte, ſondern Camillo war's. Und Der kam mit dem Zwerg durch den Hof; das heißt: ſo merkten wir nachher, wie Ihr gleich hören werdet. Und es war ſein Glück, daß Niemand den Zwerg gewahr wurde; wie hätt' er ſonſt ſehen können, was der Sicilianer vorhatte, ohne daß er auch von ihm geſehen wurde?“ —

„Was hatte der Sicilianer denn vor?“

„Das werdet Ihr gleich erfahren; und bei Sanct Johann, dem Täufer, es war nichts Gutes, und es iſt ihm auch ſchlecht bekommen. Ihr braucht Euch nur vorzuſtellen, wo die Sache vorgefallen iſt — darauf kommt Alles an; ſonſt wird es nicht begreiflich. Geſetzt alſo, Ihr ſeid der Pfeiler, der die Mauer der Arkade im Hofe trägt, ſo kann man auf dieſer Seite an Euch vorbeigehn, und auf der andern auch, und man kommt von Hinten zugleich zuſammen. Und ſo war's; denn wenn Ihr der Pfeiler ſeid, ſo hat ſich der Sicilianer hinter Euch geſtellt, das heißt, hinter den Pfeiler. Warum er ſich hingeſtellt, könnt Ihr errathen. Umſonſt hat er die Hand nicht unter dem Camiſol; er will nur den blanken Dolch verbergen. Kurz, ſo ſteht er; und wie lang er ſo geſtanden, weiß ich nicht; aber er ſtand lange genug, bis Don Camillo kam. Der dachte an nichts; das könnt

Ihr Euch vorſtellen, und wollte in die Halle hinein. Der Sicilianer ſah ihn von Weitem kommen, und war ſeiner Sache gewiß; auch hätt' er ſich ſchwerlich geirrt. Aber der Menſchen waren zu Viele im Hof, und machte gleich Jeder dem Don Camillo Platz, ſo ließ er darum den Zwerg nicht eben ſo ſchnell durch. Wo es eng herging, hielt ſich Toccuccio deshalb hinter, oder vor ſeinem Herrn, wie es kam; und am geſcheidſten that er, wenn er ſich hinter ihm hielt. Dießmal aber war es beſſer, daß er vor ihm blieb; ſonſt hätt' er unmöglich bemerken können, was der Sicilianer im Schild führte. Dieſer hatte das Auge auf Don Camillo gerichtet, und konnte den Zwerg nicht ſehen. So geſchah's, daß im Augenblick, da er zum Stoß auf Camillo ausholte, der Zwerg ihm den Arm gleichſam von unten anſpießte, daß die Spitze oben herausragte. Habt Ihr den Sicilianer nicht brüllen hören? Bei Sanct

Johannes, dem Täufer, es war, als hätte man einem Ochſen den Gnadenſtoß gegeben. Im nämlichen Augenblick faßte Don Camillo die Hand des Sicilianers, und entwand ihr den Dolch, der für ſeine Bruſt beſtimmt war. Das iſt in Kürze die Sache; und Ihr müßt geſtehen, der Toccuccio hat eine That gethan, der ſich ein Mann von fünf Fuß Höhe nicht zu ſchämen brauchte.“

„Gewiß müßt' er ſich ihrer ſchämen,“ ſprach ein Anweſender, der bisher ſtille zugehört hatte; „nur ein Zwerg konnte mit Ehren ſo von Unten hinaufſtechen, wie der Scorpion nach dem Fuße, der ihm zu nahe kommt.“ —

Der Andere wollte Recht behalten, und es entſpann ſich ein Wortſtreit, der wahrſcheinlich in Thätlichkeiten ausgebrochen wäre, hätte ſich nicht eine Bewegung des Unwillens aus der Capelle heraus verbreitet, die plötzlich in einen wilden Lärm ausbrach. Die allgemeine Erbitterung galt dem Sicilianer, und die Außen Stehenden warteten ſehnlich auf ſeine Erſcheinung, um über ihn herzufallen, und ihn, wie ſie ſagten, in Stücke zu zerreißen. Nicht lange, ſo gerieth die Menſchenmaſſe ſelbſt in Bewegung; indem Diejenigen, welche in der Capelle waren, ſich aus der Thüre drängten. Alle Augen glühten vor Zorn und Rachſucht, und die Weiber ſtellten ſich unter die Thüre, die Hände aufgehoben, als ob ſie den Sicilianer mit den Nägeln zerfleiſchen wollten. Und ſie hätten auch Ernſt gemacht, und brachen bereits in die wildeſten Verwünſchungen aus, als er ſichtbar wurde. Aber ein Wort von Camillo, der unmittelbar hinter ihm folgte, hielt ſie zurück, und brachte ſie zum Schweigen. Doch war es nur eine kurze Pauſe, ſo riefen ſie: „ſoll der ſchändliche Bandit nicht ſterben? Mit unſern Zähnen wollen wir ihn zerreißen! Laßt uns nur gewähren; Ihr ſollt ſchnell gerochen ſein!“

„Was hälfe mir Eure Rache, gute Frauen?“ erwiederte ihnen Camillo. „Eben ſo gut zerbrächet Ihr den Dolch, womit er mich niederſtoßen wollte. Der Dolch war nur ſein Werkzeug, wie er ſelbſt das Werkzeug eines Andern iſt. Dieſen herausbringen; darauf kommt es an. Darum gedenk' ich, den Burſchen in den Kerker zu bringen, und ihm Zeit zu laſſen, ſich auf den Namen Desjenigen zu beſinnen, der ihn gedungen.“

„Das iſt auch beſſer!“ ſagte Eine von den Frauen.

„Wär' es nicht ſchade geweſen um den ſchönen Ritter,“ ſprach eine Andere, „wenn ihn der ſchurkiſche Sicilianer mit den Schweinsaugen umgebracht hätte?“

„Wer, meint Ihr wohl, der es ſein könnte?“ fragte der Zunächſtſtehende ſeinen Nachbar.

„Wer kann das wiſſen?“ antwortete Dieſer; „und wer es weiß, der ſagt es nicht. Hinter ſolchen Bubenſtücken ſtecken immer vornehme und mächtige Leute.“

„Dann müßt' es nur Don Galatiano ſein,“ ſprach der Vorige.

„Das ſagt Ihr, und nicht ich; überhaupt bekümmere ich mich nicht um andrer Leute Thun. Kommen wir hier los, werde ich zu Hauſe genug vor meiner eigenen Thüre zu kehren finden.“ —

Unter dieſen und andern Geſprächen verlief ſich die Menge. Die Meiſten folgten Camillo'n und ſeinem Retter nach, welche mit der Vorſicht, womit ſie den Sicilianer gebracht hatten, ihn auch wegführten.

Das Volk ſah den Zwerg jetzt mit ganz andern Augen an, denn zuvor. Zwar verſuchte der Barbier auch wieder ſeinen Witz an ihm, und ſprach: „auch der kleine David hat den Rieſen Goliath erlegt, bevor er König wurde; wer weiß, ob es nun mit Toccuccio's Herrſchaft über dieſe Inſeln nicht Ernſt wird? Ich wenigſtens werde nicht mehr lachen, wenn er von ſeinem großen Ahnherrn ſpricht.“ —

Aber die nämliche Frau, die ihn zuvor ſchon ſo derb abgefertigt, antwortete ihm auch jetzt: „Ihr werdet überhaupt gut thun, nur über Euch ſelbſt zu lachen. Dann geht Euch der Stoff gewiß nie aus, und wenn Ihr ein Paar Maulſchellen dafür verdient, ſo könnt Ihr ſie Euch doch geben laſſen, von wem Ihr wollt. Mußtet Ihr doch bisher mit Jedem Vorlieb nehmen, der es der Mühe werth fand, Euch damit zu bedienen.“

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Wer Begebenheiten darſtellt, die unmittelbar aus dem Leben gegriffen ſind, dem geht es manchmal mit ſeinen Darſtellungen, wie im Leben ſelbſt. Er iſt durch Zufall, geſellſchaftliche Verhältniſſe, Langeweile, Neugier in einen Kreis gerathen, wo ihn die Ungewohntheit des Tons, das Neue der Charaktere eine Zeit lang anziehen. Allmählig lernt er die Leere und Abgeſchmacktheit der Einen, die Niedrigkeit und Verworfenheit der Andern kennen. Er ſucht an ſich zu halten, ſo lang er es vermag; aber auf einmal wird es ihm zu arg. Er ſtürzt hinaus, um im bunten Leben des Markts, des Hafens, der öffentlichen Beluſtigungsorte den leichten Athem wieder zu gewinnen. Seine Abſicht iſt, zurückzukehren, da er ſo brüsk abgebrochen hat; jedoch er zögert, und zögert, bis es zu ſpät iſt, oder er tritt in den Kreis, wie er ſich eben in einer Entwicklung auflöſt, welche die ganze Gehaltloſigkeit Derer, die ihn bildeten, zu Tage bringt.

Hätten wir uns nicht in der Geſellſchaft des Ritters, des Mönchs und des Kornhändlers in einer ähnlichen Lage befunden, ſo würden wir in die Capelle zurückgekehrt ſein, um den Eindruck zu beobachten, welchen das Mißlingen des Mordanſchlages auf die drei Bundesgenoſſen machte, und die Verabredungen zu belauſchen, die ſie getroffen. So müſſen wir uns auf die Angabe beſchränken, daß ſie ſich die Nothwendigkeit des ſchnellſten und entſchiedenſten Handelns durch die letzte Scene mit dem Sicilianer unvermeidlich nahe gerückt fühlten. Die zu ergreifenden Entſchlüſſe ſollten durch einen Kriegsrath herbeigeführt werden, welchen Don Galatiano in die Capelle der heiligen Agatha berufen ließ, um ſeinen Wachtpoſten nicht länger, als unumgänglich nöthig war, zu verlaſſen. Die Verabredungen, die man Voraus dafür getroffen, werden die Leſer bald aus dem Gange der Verhandlung ſelbſt errathen.

Außer dem würdigen Kleeblatte waren noch eben ſo viele andere Perſonen zu der Verſammlung berufen. Die Eine iſt aus dem vorigen Capitel in der Perſon des Töpfers ſchon bekannt; die Zweite war Simon Barba, einer der anſehnlichſten Güterbeſitzer der Inſel. Camillo'n, welchen man nicht übergehen konnte, hatte man auf eine halbe Stunde ſpäter eingeladen. Die Verſammlung wurde daher ohne ihn eröffnet, ſah ſich aber noch vor ſeiner Ankunft durch ein Mitglied vermehrt, das man weder gerufen, noch erwartete.

„Wir können die Berathung vorläufig beginnen, obgleich Don Camillo noch auf ſich harren läßt,“ begann der Ritter. „Vielleicht iſt es auch gut, unſern Beſchluß ohne ihn vorzubereiten; die Zuſtimmung der brauſenden Jugend zu den beſonnenen Maßnahmen des erfahrenen Alters iſt ohnedieß ſelten zu hoffen.“

„Sind wir nicht gehörig in Zahl, um beſchließen zu können?“ erwiederte Simon Barba. „Es kommt mir ohnedieß hier ſo enge vor, daß ich kaum Athem holen kann. Und mehr zu ſagen, als wir, und beſonders Ihr, Don Galatiano, hat er doch nicht.“

„Ihr kennt dieſen Menſchen nicht, Don Simone,“ ſprach der Kornhändler.

„Ich möchte doch ſehen, was er beginnen wollte, beſchlöſſen wir, das Caſtell zu übergeben,“ ſagte der Vorige.

„Das ſollt' ich auch meinen,“ erwiederte der Töpfer; „wenn Ihr, gnädiger Herr, und der fromme Bruder einig ſind, iſt die Sache abgethan. Wir ſtimmen Euch in Allem bei.“

„Es wäre ſchicklicher, Meiſter Bernardo,“ wandte ſich Simon Barba gegen den Töpfer, „wenn Ihr unſer Einem nicht das Wort aus dem Munde nähmet. Wo für Andre zu ſprechen iſt, ſollt' ich meinen, wäre ein Mann, der des Jahrs zwei Schiffsladungen Citronen von ſeinen eigenen Bäumen nach Genua verſendet, eher geeignet.“

„Nehmet mir nicht übel, Don Simone,“ entgegnete der Töpfer; „wenn es blos auf Schiffsladungen ankommt, ſo werden ſich die Verſendungen meiner Töpfe nach Spanien wohl mit Euren Citronen-Sendungen meſſen konnen. Aber ich würd' Euch mit allen Euren Citronen-Gärten ein Schnippchen ſchlagen, wenn ſchon alle Töpfe fertig wären, die ſich aus meinem Thonfelde machen laſſen.“

„Wozu helfen dieſe Zänkereien?“ fiel der Ritter verweiſend ein. „Es kommt jetzt auf Einigkeit an, und wer ſich dazu nicht geneigt fühlt, wird am beſten thun, dieſe Verſammlung zu verlaſſen.“

„Seid nicht böſe, gnädiger Herr,“ ſprach der Töpfer. „Beſchließt, was Ihr wollt, und wünſcht Ihr, daß ich Ja ſage, ſo werd' ich Ja ſagen, und ſoll ich Nein ſagen, ſo werd' ich Nein ſagen; und wollt Ihr, daß ich ſchweige, ſo werd' ich ſtille ſein, wie ein Topf, der einen heimlichen Sprung hat. Aber aufrichtig geſagt, das Schweigen koſtet mich Mühe!“

„So laſſet uns denn die Bedingungen hören, Don Galatiano,“ fiel Simon Barba ein.

„Darauf bin ich auch begierig, gnädiger Herr,“ ſetzte der Töpfer hinzu.

„Es iſt eigentlich nur Eine Bedingung,“ fuhr der Ritter fort. „Sie iſt hart, und trifft eine einzige Perſon. Und dieſe Perſon iſt Mitglied unſres Kriegsraths.“

„Ihr meint doch mich nicht, Don Galatiano,“ ſprach Simon Barba, indem er mit dem Ausdruck des Entſetzens aufſprang; „Ihr könnt unmöglich verlangen, daß ich die Citronen für die Flotte der Türken allein herbeiſchaffen ſoll.“

„Die Sache betrifft Euch gar nicht, Don Simone,“ war die Antwort.

„Nun, dann bin ich der Meinung, daß man die Bedingung der Türken ohne Weiteres annehmen ſoll,“ ſagte Dieſer.

„Ihr habt gut annehmen, wenn es auf Andrer Rechnung geht,“ fiel der Töpfer ein. „Die Türken werden doch nicht verlangen, daß ich mit ihnen nach der Türkei ziehe? Sie ſuchen ſchon lang einen tüchtigen Mann, um ſie die edle Töpferkunſt zu lehren, daß weiß ich!“

„Meiſter Bernardo,“ ſprach der Ritter, „Ihr könnt ruhig ſein, und würdet Euch auch die kurze Sorge erſpart haben, wenn Ihr mich nicht unterbrochen hättet. Die Bedingung geht den Maler allein an —"

„Wen meint Ihr?" fragte Simon Barba.

„Der Ritter meint den Prahlhans, der ſich Don Camillo nennen läßt," fiel der Kornhändler ein.

„Ich hab' es immer gedacht, daß es mit dem Don dieſes Menſchen nicht ganz richtig ſei," ſagte Simon Barba. „Er trägt den Kopf ſo hoch, daß man wohl ſieht, er iſt ihm ſo nicht gewachſen, ſondern mit Gewalt in die Höhe geſchraubt. Meinetwegen könnt Ihr mit ihm machen, was Ihr wollt. Ich gebe meine Zuſtimmung zu Allem. Liefert ihn heute noch aus; je eher, je lieber!"

„Der Paſcha verlangt ſeine Perſon nicht —"

„Was denn ſonſt, gnädiger Herr?" fragte der Töpfer.

„Wie? Hat er denn Vermögen?" fiel Simon Barba gleichzeitig ein.

„Ihr wüßtet es bereits, hättet Ihr mich nicht unterbrochen.“

„Verzeihet mir, gnädiger Herr,“ antwortete der Erſte. „Meine Zunge iſt wie eine Töpferſcheibe. Einmal im Schwung, läßt ſie ſich ſo ſchnell nicht mehr anhalten.“

„Der Paſcha verlangt das Weib des Malers —“

„Weiter nichts?“ fiel der Töpfer aufs Neue ein; „ich wollte, daß er das meinige verlangte, oder noch dazu nähme.“

„Das iſt ein recht unchriſtlicher Wunſch, Meiſter Bernardo,“ ſagte der Kornhändler. „Iſt es nicht wahr, frommer Bruder?“ —

Der Mönch, der bisher ſtill und in ſich gekehrt da geſeſſen hatte, ſchien wie aus einem Traume zu erwachen.

„Nein! Es iſt nicht wahr,“ rief er aufſpringend; „es iſt Alles nur Täuſchung! Es iſt Wahn, es iſt ein Traum geweſen, und nichts weiter!“

„Was habt Ihr, frommer Bruder?“ fragte Don Galatiano beſtürzt, während die übrigen Anweſenden ihre Blicke mit derſelben Aufregung nach dem Mönche richteten.

„Es iſt nichts,“ erwiederte Dieſer ſchnell gefaßt, indem er mit der Hand über ſein Geſicht herunter fuhr, und auf einmal eine gewaltſame Ruhe in demſelben hervorbrachte. „Die Entſchließung kann nicht mehr verſchoben werden,“ ſetzte er hinzu, und ließ ſich wieder nieder. „Der Paſcha erwartet Antwort, und jeder Moment Zögerung kann uns ſchwerere Bedingungen bringen. Das Weib muß ungeſäumt ausgeliefert werden!“

„Darin ſind wir Alle einig, frommer Bruder,“ antwortete der Ritter; „die Schwierigkeit liegt nur in der Ausführung. Don Paolo iſt der Meinung, der Maler würde das ganze Geſindel des Caſtells in Aufruhr bringen.“

„Da verſteht Ihr Euch ſchlecht auf den Pöbel,“ ſprach der Mönch. „So wie man ihm beizubringen weiß, daß der Maler das einzige Hinderniß ſeiner Freiheit iſt, wendet er ihm noch größern Haß zu, als er ihm bisher Zuneigung geſchenkt hat.“

„Dieſer Meinung bin ich auch,“ ſagte der Ritter. „Es wird nur darauf ankommen, die Sache gehörig unter die Leute zu bringen.“

„Das wird keine Schwierigkeit haben,“ fuhr der Mönch fort, welcher die leidenſchaftliche Aufregung, in der er ſich befand, immer weniger verbergen konnte, und die Stimme ſeines Gewiſſens offenbar durch neue Schulden zu betäuben ſuchte. „Man eröffnet dem Maler die Bedingung des Paſchas; er verwirft ſie, und man ſagt dem Volk, wir müßten Alle um Eines Weibes willen zu Grunde gehn, wie im Paradis.“

„Und wär' es anders?“ ſprach der Kornhändler. „Bei Sanct Paul, es iſt genug, daß wir einmal durch ein Weib ins Verderben gerathen ſind; mag uns nun auch ein Weib daraus erretten.“

„So wären wir denn einverſtanden,“ ſagte der Ritter, „und es fehlt nur noch der Maler — Don Camillo,“ ſetzte er hinzu, als im nämlichen Augenblick an die Thüre der Capelle gepocht wurde. „Laßt ihn doch ein, Don Paolo!“

Dieſer erhob ſich, und ſchloß die Thüre auf; aber er hatte den Flügel erſt kaum geöffnet, als er faſt erſchrocken zurücktrat. „Ihr müßt Eure Andacht irgendwo anders verrichten, Don Francesco,“ ſprach er gleich darauf; „hier iſt der Kriegsrath gerade verſammelt.“

„Deswegen bin ich ja hier,“ erwiederte der alte, ehrwürdige Geiſtliche, der in der Thüre ſtand. „Don Galatiano hat mich zum Kriegsrath rufen laſſen, und ich freue mich, daß er ihn in dieſer geweihten Stätte veranſtalten ließ.“ —

Offenbar zwang der Redende dem Kornhändler eine Ehrfurcht ab, die es ihm unmöglich machte, Solchen barſch zu behandeln, wie er es mit einem Andern gethan hätte. „Don Galatiano?“ — wandte er ſich fragend gegen Dieſen.

Der Ritter hatte ſich entfärbt, als er den Eintretenden erkannte; doch faßte er ſich, ſtand auf, und trat ihm entgegen. „Es iſt ein Irrthum, hochwürdiger Herr,“ ſprach er zu ihm, „wenn Ihr hieher berufen ſeid. Eure Ruhe und Euer Gebet ſollten nicht durch eine Berathung geſtört werden, die nur den Zweck hat, Euch die Eine zu erhalten, damit Ihr in dem andern nicht unterbrochen werdet. Gewiß nützet Ihr uns mehr, wenn Ihr, während wir überlegen, Eure Gebete zum Himmel ſendet, und um ſeine Erleuchtung bittet für die Beſchlüſſe, die wir zu ergreifen haben.“

„Ihr habt wohl gethan, mich rufen zu

laſſen, Don Galatiano," erwiederte der Greis. „Wo es ſich um ſo wichtige Entſchlüſſe, um ſo großen Gewinn, und um noch größere Verluſte handelt, muß der Rath des Alters nicht ausgeſchloſſen werden. Das Alter allein kennt den wahren Werth der menſchlichen Dinge hinlänglich, um zu wiſſen, daß manchmal ein Gewinn iſt, was uns als ein Verluſt erſcheint, und ein wahrer Verluſt, was wir als Gewinn empfangen haben."

„Warum wollt Ihr Euer Gewiſſen noch mit den Fehlern und Irrthümern beſchweren, denen wir Andre ausgeſetzt ſind?" ſagte der Ritter. „Gewiß wär' es beſſer, wenn Ihr dafür Euer Gebet anwendetet, damit wir ſie vermieden, oder ſie uns wenigſtens nicht angerechnet würden."

„Beruhiget Euch, Don Galatiano," ſprach der Greis. „In meinen Jahren ſtellen ſich alle Pflichten weit einfacher dar. Iſt man auch nicht über die Gefahr des Irrthums erhoben, ſo weiß man ihn wenigſtens beſſer zu vermeiden. Ich habe alle Gefahren mit Euch getheilt; laßt mich auch die Gefahr der muthigen Entſchlüſſe mit Euch theilen, die Ihr ohne Zweifel faſſen werdet."

„So ſetzt Euch," antwortete der Ritter in einem Tone, worin die Ueberwindung leicht zu erkennen war, die es ihm koſtete, an ſich zu halten. „Ich will Euch in Kurzem wiederholen, was bis jetzt verhandelt iſt."

„Wenige Worte werden hinreichen, Don Galatiano. Ich denke weder Eurer Gefälligkeit, noch der Geduld dieſer Verſammlung viel zuzumuthen." —

Der Ritter begann nun in Kürze die, von ihm eröffnete, Unterhandlung zu erzählen, und war eben an den Hauptpunct gekommen, als eine kräftige Hand an die Thüre pochte. Der Redner ſtockte, und entfärbte ſich; er brach ab, und richtete den Blick nach der Thüre, wo der Kornhändler nicht mit der größten Eilfertigkeit beſchäftiget war, zu öffnen.

Camillo trat ein, und es war eine unwillkürliche Bewegung, in der ſich der Ritter erhob, und die Andern ſeinem Beiſpiel folgten. Nur der Greis blieb ſitzen, indem er ſeinen Nachbar Simon Barba fragte, wer der junge Edelmann ſei?

„Es iſt ein Maler und weiter nichts," erwiederte Dieſer. „Er iſt ſchlecht angeſehen unter allen rechtſchaffenen Leuten. Nur der Pöbel hängt an ihm."

„Don Simone, das iſt kein ſchlimmes Zeichen," ſprach der Greis. „Das Volk beſitzt einen richtigen Blick, um Diejenigen zu erkennen, die es gut mit ihm meinen. Ich denke, Ihr ſeid im Irrthum. Der junge Mann hat ein Aeußeres, das Muth, Entſchloſſenheit, edle Geſinnung und Verſtand verräth."

„Es ſoll Alles nichts ſein,“ erwiederte der Vorige leiſe; „nichts, als Aufgeblaſenheit, Aufſchneiderei — Ihr werdet gleich ſehen, wie es um dieſe edlen Geſinnungen ſteht.“ —

„Ich komme zu ſpät, wie es ſcheint,“ ſagte Camillo, indem er den Platz einnahm, welchen ihm der Ritter mit einer Bewegung der Hand angewieſen; „ſollt' es meine Schuld ſein, ſo bitte ich um Nachſicht.“

„Es iſt noch nichts beſchloſſen, Don Camillo, und konnte auch nichts beſchloſſen werden ohne Euch,“ antwortete der Ritter. „Ueberdieß ſind wir in unſerer Berathung auf eine Schwierigkeit geſtoßen, die keinen Beſchluß ohne Eure Zuſtimmung geſtattet. Ja, dieſe Schwierigkeit iſt von der Art, daß ſie von Niemand, als von Euch ſelbſt gehoben werden kann.“

„Wenn dieſes der Fall, und, was geſchehen ſoll, mit unſerer Ehre und dem Ruhme der Chriſtenheit vereinbar iſt, ſo könnt Ihr dieſe

Schwierigkeit zum Voraus für gehoben anſehn.“ —

„Hört Ihr's?“ ſagte der Greis leiſe zu ſeinem Nachbar. „Solche Stirn und Augen und Mund täuſchen nicht.“ —

„Verſprecht nicht zu viel, Don Camillo,“ fuhr der Ritter fort; „das Opfer, welches man von Euch verlangt, iſt groß, aber es iſt auch das einzige Mittel der Rettung für die Hunderte, welche das Caſtell einſchließt.“

„Ich bitt' Euch, Don Galatiano, geht zur Sache,“ unterbrach ihn Camillo; „wenigſtens belehrt mich zuvor, welchen Zweck dieſer Kriegsrath hat.“

„Es iſt Euch nicht unbekannt, Don Camillo,“ erwiederte Jener, „daß der fromme Bruder Euſebius den gefährlichen Auftrag übernommen hat, ſich zu dem türkiſchen Heerführer zu begeben, und den Verſuch zu machen, ob auf dem Wege der Unterhandlung die Bewohner dieſes Caſtells zu retten, und das Caſtell ſelbſt vor der Zerſtörung zu ſichern ſei. Nicht ohne mancherlei Gefahren, ja, erſt nach ſchmerzlichen Mißhandlungen iſt es unſerem Abgeordneten gelungen, bis vor Sinan-Paſcha zu dringen, und von ihm ein gnädigeres Gehör zu erlangen, als zu hoffen war. Der Paſcha hat hierauf der Bevölkerung des ganzen Caſtells freien Abzug verſprochen, und nur Eine Perſon ausgenommen, deren Auslieferung er verlangt —"

„Und dieſe Eine Perſon ſoll aufgeopfert werden," fragte Camillo mit dem bitterſten Ernſt, „damit ſich die Uebrigen Alle mit einem ewigen Schandfleck belaſten?" —

„Bedenket die Lage, in der ſich das Caſtell befindet, Don Camillo," fuhr der Redner fort. „Der Weizen, den Ihr mit ſo vieler Entſchloſſenheit hereingeſchafft, iſt lang aufgezehrt —"

„Und er wär' es noch nicht," fiel der Kornhändler ein, „wenn man beſſer damit gewirthſchaftet hätte. An meinem guten Rathe hat es nicht gefehlt.“

„Es mangelt an Lebensmitteln aller Art,“ fuhr der Ritter fort, „und es iſt gar nicht abzuſehn, wie ſich das Caſtell nur noch zwei Tage halten kann. Ich weiß, was Ihr ſagen wollt, Don Camillo; und Ihr dürft glauben, daß Eure Gedanken auch die meinigen wären, hätte das Alter nicht mein Blut gekühlt, und zeigte mir die Pflicht gegen meinen Orden und für die große Zahl der Unglücklichen, welche Schutz bei mir geſucht, die Gegenſtände nicht in einem andern Lichte. Ich läugne nicht, daß ich die Rettung dieſes Caſtells und ſeiner Bewohner des größten Opfers werth achte, das nur gebracht werden kann; ja, ich ſchwöre bei Allem, was dem Chriſten und dem Ordensritter das Heiligſte iſt, daß ich daſſelbe ſogleich bringen würde, wenn es blos von mir abhinge, und für Niemand ſchmerzlich wäre, als für mich allein —“

„So laßt doch hören,“ ſprach der Greis; „Ihr werdet hoffentlich nicht der Einzige unter uns ſein, der ſich für die Uebrigen aufzuopfern bereitwillig iſt?“ —

Die Meiſten blickten zu Boden bei dieſen Worten; nur Camillo hatte das Auge unverwandt auf Don Galatiano gerichtet, während der Mönch Camillo'n mit glühenden Augen aus dem purpurrothen Geſicht anſah.

„Ich weiß es, Don Franceſco,“ begann der Ritter aufs Neue, „daß Eure Frömmigkeit zu jeder Hingebung für Andre bereit iſt. Aber die Natur des Opfers, welches hier verlangt wird, iſt ſo eigenthümlich, und der Fall von ſolcher Art, daß weder Ihr, noch ich, noch die Meiſten unter uns ſich in denſelben hineindenken können.“

„So befreiet Eure Zunge doch einmal von dem Wort, das wie Pech an ihr klebt,“ fiel Camillo ungeduldig ein. „Während wir hier berathen, können die Türken füglich einen Gewaltſtreich auf die Mauern unternehmen, oder durch Verrath, den ich mehr noch fürchte, in das Caſtell dringen.“

„Da ſei Gott vor und der heilige Apoſtel Paulus,“ ſagte der Kornhändler mit Entſetzen. „Aber wahr iſt's, Don Galatiano; er muß die Pille doch einmal verſchlucken, ſo bitter ſie auch ſchmecken mag.“

„Ihr ſeid verheirathet, Don Camillo —“ begann der Ritter wieder.

„Was ſoll die Frage hier?“ erwiederte Jener. „Indeß möget Ihr wiſſen, daß es ſo iſt.“

„Ihr ſeid glücklich verheirathet, Don Camillo, wie man mir ſagt, und ich nicht zweifle,“ fuhr der Ritter fort; „in Wahrheit, es fällt mir ſchwer, Euch —“ hier ſtockte er einige Augenblicke — „Euch den Dolch in die Bruſt zu ſtoßen!“ —

„Nun?“ fragte Camillo mit dem Ausdruck der höchſten Erwartung; „ich wüßte kaum, was nach dieſer Einleitung Schlimmeres kommen könnte, als daß der Paſcha die Auslieferung meiner Kinder verlangte.“

„Noch Schlimmeres —“ ſagte der Ritter.

„Noch Schlimmeres?“ — wiederholte Camillo mit einer Ruhe, die den furchtbaren Sturm verkündigte, welcher ſich in ſeinem Innern zuſammenzog.

„Er verlangt Euer Weib —“ ſtotterte der Ritter, indem er ſichtbar unbehaglich auf ſeinem Stuhle ſich fühlte.

„Mein Weib?“ fragte Camillo nach einigen Augenblicken aus einer Tiefe der Bruſt herauf, die faſt unergründlich ſchien.

Niemand wagte, zu antworten; er ſelbſt ſchien auch keine Antwort zu erwarten, ſondern legte ſich auf ſeinem Sitze zurück, ſchlug die Arme über einander, und richtete den Blick in die Höhe. Bläſſe und Gluth wechſelten auf ſeinem Antlitz; ſein Auge rollte, ſeine Schläfe ſchwollen auf, und gewannen das Anſehn von matt geſchliffenem Glaſe. Die Naſenflügel waren weit geöffnet, und ſein Athem wurde immer ſchneller und hörbarer.

Aller Blicke waren auf ihn gerichtet, und der Kornhändler rückte ſich weiter aus ſeiner Nähe. Nur der Greis ſah den jungen Mann mit Mitleiden an. Er ſtand auf, und ſprach zu ihm: „ſeid ruhig, Don Camillo. Es war ſchon viel, daß man nur von der Foderung dieſes Barbaren reden konnte. Aber um ſolchen Preis wird Niemand unter uns Rettung wünſchen. Nie ſoll Türkenwuth damit abgekauft werden, daß ein tugendhaftes, chriſtliches Weib der Türkenwolluſt zum Opfer gebracht wird.“

„Wer biſt Du, Alter?“ ſchrie Camillo, indem er auf einmal, wie ein Raſender, aufſprang. „Was thuſt Du hier, wenn Du alſo redeſt? Blick auf dieſe Geſichter alle, ob ein einziges darunter iſt, das je einem edlen Gedanken zur Form gedient hat?“

„Beruhiget Euch, mein Sohn,“ wiederholte der Alte. „Sterben können ſie wenigſtens Alle, und das werden ſie, wenn uns der Himmel nicht Hülfe ſendet.“

„Ich, für meine Perſon, habe nicht Luſt zu ſterben,“ ſagte Simon Barba, „wenn ich einen Ausweg zur Rettung ſehe.“

„Und ich fürwahr auch nicht,“ ſprach ſein Nachbar. „Es wär' ein ſchlechter Troſt für einen Topf, daß er nicht allein, ſondern mit allen übrigen Töpfen zerbrochen werden ſollte. Würde die Frau den Türken entgehn, wenn ſie's einmal auf ſie abgeſehn? Das ſagt mir einmal! Und dann,“ wendete er ſich gegen Camillo'n, „müßt Ihr bedenken, ein verlornes Leben iſt nicht wieder zu gewinnen, aber eine verlorne Frau — Ihr findet alle Tage eine Andere dafür. Wollet Ihr, ſo geb' ich die meinige umſonſt dazu; es ſoll mir lieb ſein, wenn der Paſcha ſie haben will!"

„Seele von Koth," rief Camillo wüthend, „was hat mein Weib mit dem Deinigen zu ſchaffen? Dir ſteht der Beruf für Niederträchtigkeit und Schande auf der Stirne geſchrieben! Es iſt ſchon zu viel, nur die Luft mit Dir gemein zu haben!"

„Ich bedaure Euch, Don Camillo, bei Sanct Paul, ich bedaure Euch," begann der Ritter; „aber ich kann den Gang der Berathung nicht aufhalten. Die Stimmenmehrheit entſcheidet im Rathe, und es wird nichts übrig bleiben, als Euch der Abſtimmung zu unterwerfen."

„Don Galatiano," fiel der Greis ein, „das iſt ein Blutrath, und kein Kriegsrath. Göttliche und menſchliche Geſetze können uns nicht zu einer ſolchen Entſcheidung berechtigen, und ſtimmte Don Camillo ſelbſt ein, ſolch ſchmachvoller, ſolch ruchloſer Beſchluß dürfte nicht vollzogen werden."

„Man ſollte denken," erhob der Mönch zum erſten Male ſeine Stimme ſeit Camillo's Ankunft; „fürwahr, man ſollte denken, daß Ihr die heiligen Schriften des alten Bundes nie geleſen. **Et jocundus factus est Holofernes ad eam; bibitque vinum multum nimis, quantum nunquam biberat in vita sua,** heißt es von Judith, der Wittwe Manaſſe's, als ſie allein war bei Holofernes, dem Hauptmann der Aſſyrier, in ſeinem Gezelte. Und dennoch fiel Achior, der Oberſte aller Kinder Ammon, ihr zu Füßen, und ſprach zu ihr: **benedicta tu a deo tuo in omni tabernaculo Jacob: quum in omni gente, quod audierit nomen tuum, magnificabitur super te deus Israël.**"

„Wohl habe ich ſie geleſen," erwiederte der Greis, „und ich habe auch geleſen, was die Schrift weiterhin ſagt: **erat etiam virtuti** castitas adjuncta; ita ut non cognosceret virum omnibus diebus vitae suae, ex quo defunctus est Manasses vir ejus.“

„Zwei lateiniſche Sprüche müſſen doch mehr beweiſen, als Einer,“ fiel der Kornhändler ein; „und was Judith gethan hat, deren Bild in allen Kirchen prangt, mag auch jeder andern Frau wohl anſtehn. Was wird Euch der Widerſtand helfen?“ ſetzte er gegen Camillo'n gerichtet hinzu; „Ihr werdet es doch nicht allein mit den Türken aufnehmen wollen?“ —

Camillo ſah den Sprecher an mit einem Blick, in welchem ſich Zorn und Verachtung mit der Verzweiflung miſchten. Seine Lippen waren feſt geſchloſſen, und ſchienen dennoch zu zittern, und der Kornhändler fürchtete jeden Augenblick, daß er den Degen ziehen, und ihn niederſtoßen werde.

„Bin ich denn der Einzige, der es von Euch verlangt?“ rief er endlich aus in ſeiner Angſt.

Ohne ein Wort zu erwiedern, ſtürzte Camillo hinaus, und ließ die Verſammlung in einer Stimmung zurück, in welcher das angenehme Gefühl, einen Mann los zu ſein, den Alle fürchteten, und dem Keiner ſich gewachſen fühlte, einen kurzen Sieg über die Beſorgniß davon trug, daß ſich die waffenfähige Mannſchaft für ihn erklären möchte. Wirklich machte ſich dieſe Sorge ſchnell geltend, und wurde um ſo läſtiger, da ſich die Gleichgeſinnten durch die Anweſenheit des Greiſes gezwungen ſahen, ſolche in ſich zu verſchließen.

So ſaßen ſie einige Zeit ſtumm da, bis der Mönch, deſſen Zuverſicht, ſtatt nachzulaſſen, zu ſteigen ſchien, an ihn die Frage richtete: „wer ihn zum Rathe berufen habe?“

„Ich will Euch antworten, Bruder Euſebius,“ erwiederte der Greis, „ob ich gleich an Eurem Recht zu dieſer Frage zweifle. Die Einladung iſt mir ſo gut zugekommen, wie Euch, und meine kirchliche Würde gab mir wohl ein größeres Recht dazu, wenn von einem Recht die Rede ſein kann, wo Alles von dem Commandanten des Caſtells abhängt. Don Galatiano fand wenigſtens für gut und ſchicklich, mir dieſen Beweis von Vertrauen zu geben, und ſein Diener Pietro hat mich in ſeinem Namen hieher gerufen."

„Wiſſet Ihr denn nicht, daß der Mann wahnſinnig iſt, auf den Ihr Euch berufet?" ſprach der Kornhändler.

„Allerdings iſt er dieß," ſetzte der Ritter hinzu.

„Darum würdet Ihr beſſer gethan haben, Euch genauer zu erkundigen," ſagte Simon Barba.

„Der Mann ſah ſo klug und ehrlich aus, wie ſonſt auch," erwiederte der Greis. „Wenn es aber durch einen Irrthum geſchehen iſt, ſo muß ich darin den Finger Gottes erkennen, welcher einen Beſchluß verhindern wollte, deſſen Gottloſigkeit und Schmach all unſre Reue und Buße nicht wieder auszulöſchen vermöchten. Bei dem Heil Eurer Seelen, laßt ab von dem Gedanken, durch ſolche Mittel Rettung zu ſuchen. Vereinigt Euch mit dem edlen, jungen Manne, der Muth, Tapferkeit und Entſchloſſenheit beſitzt, und auf das Zutrauen des Volkes rechnen kann. Laßt Euch keiner Art Anſtrengungen verdrießen. Wie gerne theilte ich ſie mit Euch, wenn mir das Alter eine andre Kraft, als die des Gebets, übrig gelaſſen! Laſſet uns feſt vertrauen auf den Gott der Chriſten, der die Seinigen noch nie verlaſſen! Er wird uns gewiß Rettung ſenden, wenn es zu unſrem eigenen Seelenheil nöthig iſt, und hat er in ſeinem ewigen Rathſchluß beſchloſſen, daß wir ſterben ſollen, ſo wollen wir als Chriſten ſterben, ergeben und demuthsvoll gegen unſern Gott, und feſt und ſtolz gegen die Türken!“

„Ihr habt gut reden, Don Francesco,“ ſprach Simon Barba, den die Worte des Greiſes gerührt hatten; „wie lange könnet Ihr noch zu leben haben? Aber ſehet Unſer Einen an, der noch eine ſo ſchöne Zahl von Jahren vor ſich hat.“

„Eure Tage ſind gezählt, Don Simone, wie die meinigen,“ erwiederte der Greis, „und Niemand kann wiſſen, wem von uns Beiden die kürzere Friſt beſtimmt iſt, um vor dem ewigen Richter zu erſcheinen. Jugend und Kraft haben nie vor dem Tode geſichert.“

„Jeſus Maria, wie iſt mir!“ rief Simon Barba, und ließ dem Töpfer, der neben ihm ſaß, den Kopf auf die Schulter ſinken. Er hatte das Bewußtſein im Augenblick verloren, und wäre zu Boden geſtürzt, wenn ihn Dieſer nicht gehalten hätte.

„Bei meinem Heil,“ rief der Töpfer, „er iſt todt! Simon Barba iſt eine Leiche, ſo gut, wie jede andre!“

„Mene, mene, tekel, upharſin!“ heulte der Mönch, und ſtürzte hinaus aus der Capelle, als wär' er von den Furien getrieben.

„Ja,“ ſprach der Greis, „das iſt Gottes Hand, welche die Warnung ſchrieb auf die getünchte Mauer, dem Leuchter gegenüber, als König Belſazer im Mahle ſaß mit tauſend ſeiner Gewaltigen! Heilige Mutter Gottes, ſtehe bei der Seele dieſes Mannes, welcher dahin ſtarb mitten in den Gedanken der Zeitlichkeit, ohne Beichte, ohne Abſolution!“

„Er iſt kalt und ſteif, und kein Leben mehr in ihm,“ ſagte der Töpfer, und legte den Leichnam auf die Erde. „Hat er aber auch die letzte Zehrung nicht erhalten,“ fügte er hinzu, „ſo ſoll es ihm nicht an einem geweihten Trunke fehlen.“ Damit trat er an den Weihwaſſerkeſſel, und goß dem Todten mehrere Hände voll Waſſer ins Geſicht.

Inzwiſchen ſaß der Ritter da in einer Bläſſe, die zwiſchen Grün und Bleifarbe wechſelte. Das Haupt war ihm auf die Bruſt geſunken, ſein Oberkörper lag auf den Armen, und ſeine Hände ruhten auf den Knieen. Es war ſchwer zu entſcheiden, ob er aus Beſtürzung keines Gedankens fähig war, oder ob es in ſeinem Innern ſo gewaltig wogte, wie es uns ſcheinen darf, die wir die ganze Verworfenheit des Mannes kennen.

Der Kornhändler hatte ſich gerade vor ſeinem Sitz auf die Kniee niederſinken laſſen, und es war mit einer Gewalt geſchehen, daß die ſtarken Knochen eines ſolchen Mannes dazu gehörten, um es auszuhalten. Der Boden hatte recht eigentlich unter der fallenden Laſt gezittert. Er ſchlug ſich mit beiden Händen gegen die Bruſt, daß es dumpf durch die Capelle ſcholl, und ächzte nur: „Kyrie Eleiſon! Kyrie Eleiſon!“ dazwiſchen. Seine Augen waren weit aufgeriſſen, und ſchienen zu rollen vor Entſetzen, und auf der krausgefurchten, kreidefarbigen Stirne ſtanden Angſt und Zerknirſchung in gewaltigen Schweißtropfen.

Vor dem Altare hingegen kniete der redliche, fromme Greis, und ſandte aus dem reinen und ruhigen Herzen Gebete zum Himmel empor für den gefühlloſen Sünder, der hinter ihm auf dem Boden lag, und in ſeinem ganzen Leben für nichts, als Eſſen und Trinken und für ſeinen Citronenhandel Sinn und Gedanken gehabt hatte.

Indeß drängen ſich die Ereigniſſe, und wir müſſen den Mönch aufſuchen, der bisher ſo mannichfach auf dieſelben gewirkt hat. Wir finden ihn in dem großen Hofe des Caſtells, in Mitte eines Menſchenhaufens, der ſich jeden Augenblick vergrößert. Er iſt in einer leidenſchaftlichen Rede begriffen, die auf die Zuhörer den ſtärkſten Eindruck macht. Es ſcheint kein

Zuſammenhang in Dem, was er ſagt; es ſind einzelne, kurz abgeſtoßene Sätze, die er mit wilden Geſticulationen begleitet, welche bald die tiefſte Zerknirſchung, bald die hoffnungsloſe Verzweiflung ausdrücken. „Verloren,“ ſchreit er; „Alle verloren ſeid Ihr! Ich mit Euch, ich mehr, als Ihr! — In die Hölle, in die Hölle, tief Unten im Bauch der Erde — hört Ihr ſie heulen? Hört Ihr das Zähneklappern? — Ihr ſeid Alle Sünder, der größte bin ich! Thut Buße, wenn Ihr könnt! Ihr ſeid Alle verloren! Wir haben Euch verkauft — Alle an die Türken verkauft, ſo viel Eurer ſind — Wir haben freien Abzug bedungen für uns. Ja, Ihr möget es nur wiſſen, blos für uns! Da bin ich! Schlaget mich todt, ehe die Türken kommen! Und das Weib hab' ich verkauft — O das Weib, das Weib, mit den beiden Engeln —“ bei dieſen Worten ſchien ſein Ton etwas weich geworden zu ſein; aber er fuhr gleich wieder mit größerer Wildheit fort: „ſie werden ſie morden, die Türken! O ſie werden ihre Luſt an ihr büßen, hu, ihre Luſt, ihre Luſt —“ dieſe Worte ſchrie er mit wahrem Gebrüll; „o Sünder, wie noch keinen die Erde getragen — Dummkopf, zehnfacher Dummkopf!“ — Mit dieſen Worten riß er ſich die Haare aus; — „Was haſt Du von allen Deinen Sünden? Mene, mene, tekel, upharſin! Hu! das iſt die Hand, die ſchreibt! — Seht Ihr ſie dort an der Wand — an der Wand!“ ſchrie er, indem er nach der Mauer hinſtierte, und der Schaum ihm vor dem Munde ſtand.

Er fuhr fort; aber ſeine Worte waren nicht mehr hörbar. Denn ſchon ſeit einigen Augenblicken hatten ſich einzelne Stimmen erſt der Ungewißheit und des Erſtaunens, und dann der Furcht und des Entſetzens erhoben, je mehr ihnen der Sinn von der Rede des Mönchs klar wurde.

„Wir ſollen uns an die Türken verkaufen laſſen?“ ſchrie die Menge. „Wo iſt Don Camillo?“ rief eine Frau. „Ruft den Don Camillo; der läßt uns nicht verkaufen!“

„Iſt er beſſer, als die Andern?“ erwiederte Einer der Männer. „Er hat im Kriegsrath geſeſſen mit ihnen —“

„Ja, ich hab' ihn aus der Capelle kommen ſehen, wo ſie den Kriegsverrath gehalten,“ ſprach ein Anderer; „er hat uns mit verrathen. Und kann es anders ſein? Darum zeigte er immer ein ruhiges Geſicht. Er hatte gut ruhig ſein. Wir Alle ſollten verrathen werden, daß er und die andern Schurken frei wurden!“

„Ich will mich nicht verrathen laſſen!“ rief Einer aus.

„Ich auch nicht,“ ſchrieen mehrere Andere.

„Sie haben ſich freien Abzug bedungen, und uns wollen ſie im Stiche laſſen.“

„Wir leiden nicht, daß die Thore geöffnet werden, wenn wir nicht mit abziehen können!“

„Wir wollen einen Ausfall machen; ſucht nur den Don Camillo. Er wird unſer Führer ſein! Er verlangt nichts Beſſeres, als ſich mit den Türken herumzuſchlagen!“ —

So erſchollen die verſchiedenſten Stimmen von allen Seiten, und zwiſchen hinein erklang das Jammergeſchrei der Weiber: „wir ſind verloren! Wir ſind verloren!“

„Wenn wir zu Grunde gehen müſſen,“ rief endlich Einer, „ſo ſollen dieſe Schurken wenigſtens die Früchte nicht davon genießen! Auf, folget mir! Sie ſind noch Alle zuſammen in der Capelle. Kommt, und laſſet uns die Verräther an die Zinnen des Caſtells aufknüpfen!“ —

Indem der Haufen nach der Capelle ſtürmte, trieb eine andre Menſchenwoge herbei, in deren Mitte ſich der Töpfer befand. Er erzählte den Nächſten die Bedingung, welche der Paſcha gemacht, und verſicherte ihnen, daß ſie Alle freien Abzug erhalten würden, wenn Camillo ſeine Gattin ausliefern wollte. „Aber zwingen,“ ſchloß er, „kann man ihn nicht dazu, behauptet Don Francesco.“

„Was will der Eine gegen uns Alle?“ rief Einer jener Kühnen, deren Muth mit der Zahl ihrer Geſellſchaft zu wachſen pflegt.

„Ich ſag' Euch,“ wiederholte der Töpfer, „man kann ihn nicht zwingen. Simon Barba wollte es dem Don Francesco nicht glauben, und nun liegt er in der Capelle, kalt, wie ein unglaſirter Topf voll Waſſers, und es bekümmert ihn nicht mehr, ob die Chriſten, ob die Türken Herren ſind.“

„Es iſt wunderlich, daß die Türken gerad' auf das Weib dieſes Mannes verſeſſen ſind,“ ſprach eine Frau, die nicht mehr in den erſten Jahren ſtand, aber noch ein recht friſches Ausſehn hatte. „Es giebt doch Frauen genug im Caſtell, die ihnen vielleicht beſſer gefallen würden.“

„Ich glaube gar, Ihr ließet Euch gern ausliefern?“ — fiel eine Andere neben ihr ein, die, wenn es auf das Aeußerliche ankam, freilich wenig Anſpruch an ſolche Ehre machen konnte.

„Warum nicht,“ erwiederte Jene, „wenn allen Andern damit Freiheit zu gewinnen wäre?“

„Es iſt Schade, daß er Euch nicht verlangt,“ ſagte die Vorige höhniſch; „Ihr hättet unter Scherz und Lachen eine Märtyrin werden können.“

„Mit Euch würde der Scherz freilich nicht beſonders luſtig ſein,“ antwortete die Andre; „darum werden Euch die Türken auch hübſch in Ruhe laſſen. Sie müßten nur eine Vogelſcheuche brauchen.“

„Ei ſeht mir doch die —“ und nun begann eine Fluth von Schimpfworten, die wir nicht zu wiederholen wagen. Auch kam es ſchnell zu Thätlichkeiten, und entwickelte ſich eine ſo häßliche Scene von Leidenſchaftlichkeit und Rohheit, daß ſie vor zartfühlenden Leſern unmöglich' beſchrieben werden kann.

„Reißet doch die Weiber aus einander,“ ſprach der Töpfer.

„Warum thut Ihr es nicht ſelber?“ erwiederte ſein Nachbar.

„Wenn mein Weib darunter wäre, ſollten ſie mir wohl Frieden halten, dafür ſteh' ich Euch,“ entgegnete Jener.

„Nun ſo verſuchet es auch mit eines fremden Mannes Weib,“ ſagte der Andere; „und im Grunde haben wir doch ſonſt keinen Spaß hier, als wenn ſich ſo ein Paar kläffende Hündinnen herumbeißen.“

„Das ſagt mir noch einmal, Ihr ſchäbigter Geſelle,“ fiel ein Dritter ein; „iſt mein Weib auch zankſüchtig, ſo iſt ſie darum keine kläffende Hündin.“

„So zieht ſie doch beſſer,“ ſprach der Vorige, „und bringt ſie zur Ruhe!“ —

Der Aufgefoderte wollte ſeine Gewalt zeigen; aber er kam ſchlimm an. Seine Frau, die ohnedieß gegen die Andre im Nachtheil war, kehrte ihre Wuth nun um ſo ſtärker gegen ihn ſelber, und rief: „was haſt Du Dich in unſern Zank zu miſchen, Du garſtiger Hahnrei?“

„Wie? Ihr wollt Euch in unſern Zank miſchen mit Euren ſchielenden Augen?“ ſchrie die Zweite. „Was geht es Euch an, wenn ſich ein Paar ehrliche Frauen die Geſichter zerkratzen? Meinet Ihr, Eures Weibes Fratze verdiene mehr Schonung, als das Geſicht einer Andern?“

„Seht mir doch den tauſendfachen Hahnrei an, wie er geduldig daſteht, und ſein Weib ausſchelten läßt,“ heulte die Vorige. „Wofür hab' ich Dich zum Mann, Du H.... Sohn, wenn Du einer ſolchen Metze nicht auch das Gehirn einſchlagen kannſt?“

„Einen Lumpen der Art möcht' ich auch ſchon zum Mann haben,“ rief ihre Gegnerin höhniſch. —

Dieſer ſchnelle Wechſel von Stimmungen und des Ausdrucks derſelben war mit einer ſolchen Raſchheit erfolgt, daß der arme Mann weder Raum, noch Muth fand, ein Wort anzubringen. Erſt als der Spötter, der ihn zuerſt aufgefodert hatte, ſich in den Weiberzank zu miſchen, lachend zu ihm ſprach: „man muß bekennen, Ihr habt Euer Weib gut gezogen,“ ſchien er zur Beſinnung zu kommen. Aber als ob er froh wäre, einen minder gefährlichen Gegner gefunden zu haben, trat er einige Schritte zurück, nahm eine drohende Stellung an, und warf die geballte Fauſt gegen den Spötter in die Luft, indem er rief: „noch ein Wort aus Deinem breiten Maule, Du feiger Lump, und ich ſchlage Dir die Zähne alle in den Hals hinunter!“

„So mache doch Ernſt,“ ermunterte ſeine Hälfte

„Siehſt Du denn nicht, daß er ſchweigt?“ antwortete Dieſer mit triumphirender Miene.

Die Frau wollte gerade entgegnen, da machte ein Schuß aus ſchwerem Geſchütze dem Zank auf einmal ein Ende. Alle verſtummten, wie betäubt; aber es waren nur einige Augenblicke, ſo brach ein Schreien und Heulen des Schreckens und Schmerzes von allen Seiten los. Eine große ſteinerne Kugel, welche die Türken von der bekannten Anhöhe herab aus einem Bombenkeſſel geſchoſſen, war mitten unter die Menge niedergefallen, und in mehrere Stücke zerſprungen. Wie Spreu ſtoben die erſchrockenen Haufen aus einander; nur zwei Perſonen blieben in der Mitte für todt liegen.

Während ſich die Menge, welche den Hof zuvor gefüllt, an die Mauern drängte, wie wenn ſie einen zweiten Schuß erwartete, eilte nur Camillo herbei, um Hülfe zu verſuchen. Er hob den Nächſten, der am Boden lag, auf, und erkannte ſogleich, daß kein Leben mehr in ihm war. Ohne Zweifel hatte ihn ein Stück der Kugel bei ihrem Zerplatzen auf dem Baſaltpflaſter getödtet.

Er wollte ſeinen Verſuch an dem Andern wiederholen, da öffnete Dieſer die Augen von ſelbſt; ja, als er einen Blick auf den, neben ihm liegenden, Leichnam geworfen, ſprang er empor, und ſchüttelte ſich, wie Einer, der da ſehen will, ob noch Alles feſt an ihm iſt. Ein angenehmes Erſtaunen ſchien ſich über die zerſtörten Geſichtszüge des Geretteten zu verbreiten, und ging faſt eben ſo ſchnell in den Ausdruck eines frechen Triumphes über.

Und wahrlich, es war ein Triumph der Hölle! Denn der Mann, den die Kugel verſchont, war der ruchloſe Mönch, und der, den ſie getroffen, der edle, fromme Greis, der einzige Gerechte, welcher in dem Rathe der Böſewichter geſeſſen.

„Iſt das die gleiche Wage, mit der du wiegſt, ewige Gerechtigkeit?“ rief Camillo in einem Ton und mit einem Blicke zum Himmel, in welchem ſich das kühnſte Murren gegen die Vorſehung ausdrückte.

Es war in der That eine erſchütternde Scene von Contraſten aller Art. Der kraftvolle junge Mann, den Leichnam des Greiſes in dem einen Arme haltend, und den andern in der leidenſchaftlichen Bewegung jenes Vorwurfs gegen den Himmel gerichtet; wenige Schritte von ihm der Mönch, auf deſſen Antlitz die triumphirende Freude, der Gefahr entgangen zu ſein, die den frommen Mann nicht verſchont hatte, allmählig in eine Zuverſicht überging, welche die ewige Rache ſelbſt herauszufodern ſchien. Und in ſcheuer Entfernung die Gruppen der Menſchen beider Geſchlechter und jedes Alters in den verſchiedenſten Abſtufungen der Furcht, des Entſetzens, des Mitleidens, der Verwirrung, der Ungewißheit zwiſchen Vergangenheit und Zukunft.

Niemand wagte, ſich Camillo'n zu nähern; nur der Zwerg, der ſeinen raſchen Schritten nicht zu folgen vermocht, kam herbei, und faßte die Beine des Todten, um ſolchen wegtragen zu helfen. „In die Capelle der heiligen Agatha!“ antwortete Camillo ſeinem fragenden Blick, und Beide ſetzten ſich in Bewegung. Stumm öffnete ſich die Menſchenmaſſe vor ihnen, die an der Mauer hinſtand, als ſie ſich näherten, um in die Halle zu treten, und mancher Blick hätte Camillo'n belehren können, daß ſich die Stimmung gegen ihn bereits zu ändern angefangen.

Indeß wandelte er fort mit ſeinem Gehülfen, der ſich zwiſchen die Beine des todten Greiſes geſtellt, und ſolche unter die Arme gefaßt hatte; während Camillo die Hauptlaſt des Körpers trug. Scheu wichen die Leute, die in den Hallen ſtanden, auf beiden Seiten zurück, ohne weder Neugierde, noch Befremden zu zeigen.

Eine tiefe Niedergeſchlagenheit lag auf ihren Geſichtern; Jeder ſchien zu erkennen, daß die Feindſeligkeiten wieder angefangen, und aller Blicke ſprachen die Frage aus: warum man es ſo weit habe kommen laſſen?

Als ſie ſich der Capelle der heiligen Agatha näherten, ſtanden Don Galatiano und der Kornhändler vor der Thüre derſelben. Die Nähe des Todten, welchen der Himmel ſo plötzlich ereilt, war unheimlich für ſie geweſen. Vielleicht arbeitete auch das Gewiſſen in ihnen, das bei ſo ſchnell einbrechenden Strafgerichten oft auf einmal erwacht; und faſt möchten wir dieß aus dem erſchütternden Eindruck ſchließen, welchen der Anblick des Leichnams auf ſie machte. Der Kornhändler brach in laute Aeußerungen des Entſetzens und der Angſt aus, und war der Ritter auch gleich geübter, ſeine Haltung zu behaupten, ſo verrieth doch die Todtenbläſſe ſeines Geſichts, das, an den Boden geheftete, Auge, und das convulſiviſche Zucken ſeiner Oberlippe, daß er Mühe hatte, der mächtigen Bewegung ſeines Innern Meiſter zu bleiben.

Mit den durchbohrenden Blicken der Verachtung ſchritten die beiden Träger vorüber an ihnen mit ihrer Laſt in die Capelle, und ließen ſie ſanft nieder auf die Bank, worauf der Todte noch vor Kurzem lebend geſeſſen. Auf dem Boden vor ihm lag der Citronenhändler. Auch im Tode noch ſtellten Beide den Contraſt ihres Charakters und Lebens dar. Simon Barba mit aufgeriſſenen Kleidern, gleichſam nachläſſig auf den Boden hingeworfen, Beine und Arme ausgeſtreckt, die erloſchenen Augen aus dem Kopfe getrieben, und den Mund durch den herabgeſunkenen Unterkiefer weit geöffnet, daß die Zunge heraushing. Der fromme Greis aber, als hätt' er ſelbſt ſich mit der größten Sorgfalt für Anſtand und Sitte niedergelegt, Ferſe an Ferſe geſetzt, und die Arme über die Bruſt gekreuzt. Er hatte die Augen und den Mund geſchloſſen, wie im ſanften Schlafe, und die Ruhe des Himmels, ja ein Lächeln der Verklärung lag uber ſeinem Antlitz verbreitet. Dabei der Anzug in der vollkommenſten Ordnung und Reinlichkeit, ſo daß man den Todten gerade auf das Paradebett hätte bringen können.

Camillo war betroffen, als er den Leichnam Simon Barba's am Boden liegen ſah. „Der Tod,“ ſprach er zu dem Zwerge, „will dem Schwert der Türken die volle Saat nicht gönnen. Aber das blinde Ungefähr leitet ſeine Senſe. Nicht die nämliche Stunde hätte dieſe beiden Männer dahinraffen ſollen! Kommt, mein treuer Waffenbruder, und laßt uns für die Lebenden ſorgen!“

„Sorget Ihr für die Todten!“ ſetzte er im Vorbeigehn im Ton und mit einem Blicke der Verachtung auf Don Galatiano hinzu, der unſchlüſſig unter der Thüre ſtand, und erſchrocken durch den Ausdruck im Geſichte des jungen Mannes und durch ſeine raſche Bewegung einen Schritt zurücktaumelte, ohne ein Wort erwiedern zu können.

„Folget mir!“ rief er den Menſchengruppen zu, die in den Gängen ſtanden. Aber nur Wenige folgten ihm, und ihre Zahl wurde immer geringer, je weiter er kam. Es war ein kleines, und, wie es ſchien, nicht ſehr entſchloſſenes Häufchen, das ihn umgab, als er den Hof betrat.

„Es iſt hier nur Eine Wahl,“ ſprach er zu Denen, die ſich um ihn ſammelten: „die Wahl zwiſchen ewigem Ruhm, oder, wenn Ihr lieber wollt, zwiſchen dem Märtyrerthum, und zwiſchen Schande und Sklaverei. Wählet Ihr den Ruhm, ſo iſt kein Augenblick zu verlieren; Schande und Sklaverei werden ſich ſelbſt einſtellen, wenn Ihr auf ſie wartet —“

„Wir wollen freien Abzug —“ unterbrach ihn Einer der Nächſten bei ihm.

„Ja, freien Abzug wollen wir,“ riefen Mehrere.

„Und wir können ihn auch haben,“ ſetzten Andere hinzu.

„Freier Abzug würde ewige Schmach ſein, wenn er auch nur mit dem Leben und der Ehre eines einzigen Chriſten erkauft würde,“ erwiederte Camillo.

„Glaubet dieſem Manne nicht,“ fiel der Mönch ein, der nun hinzutrat; „wo durch Eines Tod alle Andern zu retten ſind, wird Rettung Pflicht. So iſt das menſchliche Geſchlecht der ewigen Verdammniß entriſſen worden, und Gottes Sohn ſelbſt hat es nicht verſchmäht, ſich für das ſündige Geſchlecht aufzuopfern.“

„Miſche die heiligen Dinge nicht in die niedrigen Intereſſen der ehrloſen Feigheit von Dir und Deines Gleichen, ſittenloſer Mönch!“ ſtrafte Camillo den Redenden. „Wo es ſich um Pflicht und Ehre handelt, ſteht Dir keine Stimme zu. Hätteſt Du den geringſten Sinn dafür, ſo würdeſt Du lieber den Tod von den Türken empfangen haben, ehe Du ihnen zum Boten von Schimpf und Schande dienteſt!“

„Laſſet ſie ſtrömen, die Worte voll Schaum, an denen Ihr reicher ſeid, als an Klugheit und Beſonnenheit,“ rief der Mönch; „bald wird die Zeit dazu vorüber ſein. Aber was geht mich ein Zungenheld, wie Ihr, an? Mit Dieſen hab' ich es zu thun;“ — damit deutete er auf die Menge, deren Haufen ſich zuſehends vergrößerte: — „Ihr aber möget wiſſen, meine chriſtlichen Brüder; es iſt keine Rettung möglich für Euch, als durch die Auslieferung von dieſes Mannes Weib —“

„Was?“ ſchrie der Zwerg, und riß ſeinen Degen aus der Scheide, um den Mönch damit niederzuſtoßen. „Schändlicher Mönch, ſolch ein Wort wagſt Du auszuſprechen?“

„Halt, mein Waffenbruder,“ ſprach Camillo. „Schonet ihn! Dieſer Mann iſt noch nicht reif für ſein Schickſal. So eben iſt es drohend an ihm vorübergegangen; er hat die Warnung nicht verſtanden. Laßt es ihn ſelber vollenden durch ſeinen frechen Sündenmuth! Er muß ſeinen Lohn von Denen erhalten, für deren Lüſte er thätig iſt. Eines tapfern Mannes Degen iſt zu gut, um in ſolches Blut getaucht zu werden!“ —

„Ihr aber, Unglücksgenoſſen,“ fuhr er gegen die Umſtehenden fort, „ſeid gewiß, daß die Schändlichkeit, welche mir dieſer Mönch anzumuthen wagt, Euch nicht retten würde. Nie hat Schmach zu Rettung, aber immer zum Verderben geführt. Und welche Gewalt wäre vermögend, den ſchändlichen Vorſchlag auszuführen?“ —

„Hört Ihr's? Er allein will Euch allen widerſtehen,“ unterbrach ihn der Mönch. „Doch, was ſag' ich allein? Hat er nicht die lächerliche Mißgeburt zum Bundesgenoſſen? Für ſolche Memmen achtet er Euch, um mit dieſem Mittelding von Kind und Greis ſo vielen Hunderten, zu widerſtehn? Greifet ihn, bindet ihn, und überliefert ihn den Türken lebendig!“ —

„Wer kann den Böſewicht länger reden hören?“ rief der Zwerg. „Erlaubet mir, mein Waffenbruder, daß ich ihm den wohlverdienten Lohn gebe.“

„Schonet ihn,“ erwiederte Camillo; „weder durch Euch, noch durch mich ſoll die Kriegszucht verletzt werden! Euch aber,“ ſprach er, indem er die Stimme mit Macht erhob, „Euch, tapfere Männer ruf ich auf, ſich zu erklären, wer entſchloſſen iſt, mit Ruhm zu ſterben, wenn er nicht mit Ehre leben kann.“ —

Einige Wenige traten heraus aus dem Haufen, und ſtellten ſich neben Camillo'n. —

„Wie?“ fuhr Dieſer fort; „iſt das Häufchen ſchon ſo klein geworden? — Aber wenn ein rühmlicher Tod keinen Reiz für Euch hat, ſo laßt Euch durch ein ehrenvolles Leben rühren! Bedenket, daß die Rettung nicht ausbleiben, daß der nächſte Tag uns Hülfe bringen kann! Würden die Unglaubigen von Malta abgelaſſen haben, hätten ſie ſich länger zu behaupten vermocht? Was zwang ſie zum Abzug? Iſt es die Nähe einer chriſtlichen Flotte? Iſt es Mangel an Schießpulver, oder an Lebensmitteln, iſt's die wichtige Unternehmung auf Tunis, zu der dieſe Flotte beſtimmt ſein ſoll —“

„Glaubet ihm nicht,“ unterbrach ihn der Mönch.

„Warum ſollen wir ihm nicht glauben?“ rief Einer. „Wiſſen wir doch nichts, als Gutes von ihm. Den aber möcht' ich ſehen, welcher das von Euch rühmen könnte!"

„Vielleicht waren alle dieſe Umſtände vereinigt," fuhr Camillo fort, ohne ſich um die Einrede des Mönchs zu bekümmern; „wie möget Ihr nun glauben, daß die Türken ihre Zeit mit dieſem Caſtelle verlieren werden? Was kann ſie hier verführen, um Alles aufs Spiel zu ſetzen? Enthalten dieſe Mauern Reichthümer, die ein Volk zu reizen vermöchten, welches durch den Raub zweier Welttheile groß geworden iſt? Die Türken wollen Sklaven, ſagt man Euch; aber was nützen ihnen die Sklaven, wo ihnen die Lebensmittel fehlen? Was helfen ihnen Skaven bei ihrer Unternehmung auf Tunis? Oder denkt Ihr, daß ein türkiſcher Feldherr einem Weibe zu Lieb' eine Flotte und ein Heer auf das Spiel ſetzen dürfe? Kennt Ihr die Geſchichte jenes Sultans und ſeiner geliebten Sultanin?"

„Nein,“ rief die Menge; „aber was hilft ſie uns, wenn ſie uns nicht freien Abzug verſchafft?“

„Das wird ſie, wenn Ihr die Lehre faſſet, die daraus zu entnehmen iſt —“

„Höret nicht länger auf ihn,“ fiel der Mönch von Neuem ein.

„Willſt Du ſchweigen, nichtswürdiger Mönch?“ rief der Zwerg.

„So erzählet ſie, wenn ſie uns freien Abzug verſchaffen kann,“ ſprach Einer aus dem Haufen.

„Der Sultan der Türken,“ begann Camillo, „liebte eine von ſeinen Weibern mehr, als alle Andern. Er ſchien Volk und Heer über ſie zu vergeſſen. Volk und Heer begannen, zu murren, und ihr Murren drang bis zu den Ohren des Sultans. Da gab er Befehl, das Heer aufzuſtellen auf dem größten Platz von Conſtantinopel, und trat an ſeine Spitze. In demſelben Augenblick führten die ſchwarzen Verſchnittenen ein verſchleiertes Weib vor die Fronte. Sie kniete nieder vor dem Sultan, und das ganze Heer richtete erwartungsvoll ſeine Blicke auf ihn und die Verſchleierte. Der Sultan ſtieg ab von ſeinem Pferd, trat zu ihr, und ſchlug den Schleier zurück, der ſie verhüllte. Ein Laut der Bewunderung und des Erſtaunens über ſolche Schönheit erſcholl aus dem Munde der vielen Tauſende. „„Ihr denket in Eurer Thorheit,““ begann der Sultan, indem ſein finſterer Blick über die Fronte weglief, „„Ihr denket in Eurer Thorheit, daß mir eines Weibes Schönheit über den Ruhm meiner hohen Pforte gehe? Lernet Euren Kaiſer beſſer kennen!““ Mit dieſen Worten zog er den Säbel, und ſchlug dem ſchönen Weib mit Einem Hiebe das Haupt ab. — Dieß hat ein Kaiſer gethan, und Ihr könnt glauben, daß ſich Einer ſeiner Sklaven erkühnen werde, den Beſitz eines

Weibes höher zu achten, als ſeines Gebieters Ruhm und die Erhaltung ſeiner Flotte?“ —

„Glaubet ihm nicht,“ fiel der Mönch ein; „er hat Euch eines der Mährchen erzählt, wie die Schiffer ſie aus fernen Ländern bringen. Er will Euch bethören damit, wie die Kinder, damit Ihr die Gefahr vergeſſet, in der Ihr Euch befindet —“

„Es iſt auch wahr,“ unterbrach den Mönch Einer aus dem Volke; „mit allen Mährchen gewinnen wir keinen freien Abzug. Ich bin der Meinung des Bruders, daß wir das Weib ausliefern müſſen, wenn es ſonſt kein Mittel gibt, uns zu retten.“

„Ich habe Euch die Mittel genannt, die Euch retten werden,“ ſprach Camillo, indem er alle Gewalt über ſich ſelbſt zuſammenfaßte.

„Hat er Euch die Hülfe eines einzigen Heiligen verſprochen?“ fuhr der Mönch fort. „Das mag Euch ein Zeichen ſein, welchen ſchwachen

Grund ſein Gerede von Rettung hat.' Dahin wagt er nicht zu blicken, wo ſie allein uns herkommen könnte! Aber von dort iſt ſie nicht zu erwarten; ſonſt hätte die türkiſche Kugel nicht die heilige Agatha zerſchmettern dürfen."

„Das muß wahr ſein," bemerkte ein Anderer. „Wenn es für die Heilige keine Rettung gab, wo ſoll ſie für uns herkommen? Sie hat ſchon einmal den Märtyrertod gelitten, und wir noch nie."

„Darum wollen wir es nicht länger darauf ankommen laſſen," ſetzte ein Dritter hinzu.

„Folget mir, meine Freunde," ſprach Camillo zu dem kleinen Häufchen, das um ihn geblieben war. „Es iſt noch mancher Mann im Caſtelle, der die Schande, aber nicht den Tod fürchtet. Laſſet uns die Tapfern ſammeln, damit wir der Feigheit auch den Muth zum Verrathe nehmen, deſſen ſie allein fähig iſt!"

Indem ſie ſich in Bewegung ſetzten, drängte ſich eine Frau durch die Menge, und faßte ihren Gatten, der unter Camillo's Begleitern war, beim Arme. „Wie?“ rief ſie. „Du willſt Dich für eines andern Mannes Weib todtſchlagen laſſen, und Dein eigenes Weib den Türken Preis geben? Was geht Dich eines Andern Weib an, Du klopffechteriſcher Halunke?“

„Iſt es nicht eine Sünde, daß wir Alle für eine Einzige aufgeopfert werden ſollen?“ ſtimmten mehrere Andere Frauen ein.

„Eine Sünde iſt's,“ ſprach der Mönch, „eine Sünde, für die es keine Beichte und keine Abſolution gibt.“

„Laß mich, Cecca,“ ſagte der Mann, indem er ſich von ſeiner Gattin loszumachen ſuchte; „fechten wir doch für Euch Alle! Es iſt ſo gut für Dich, als für Don Camillo's Weib.“

„Du ſollſt aber nicht fechten,“ antwortete ſeine zärtliche Hälfte; „ich und Du, wir können frei werden, ohne zu fechten. Was hilft mir die Freiheit, wenn Du mich zur Wittwe gemacht haſt?" Mit dieſen Worten begann ſie zu weinen.

„So ſtelle Dich zufrieden, Cecca," tröſtete er ſie; „wenn Du es nicht anders haben willſt, ſo kann ich mich ja zu dieſen feigen Lumpen geſellen. Aber Du wirſt wenig Ehre davon haben." —

Mit dieſen Worten war er zurückgetreten, und hatte ſich vor die Zurückgebliebenen geſtellt.

„Sind wir feige Lumpen in Euren Augen," ſprach Einer von Dieſen, „ſo könnt Ihr Euch nur Kameraden ſuchen, die Euch beſſer gefallen. Für uns möget Ihr leicht zu ſchlecht ſein!"

„Packet Euch zu jenen andern Verräthern; Ihr ſeid doch nicht beſſer, als ſie," riefen Mehrere aus dem Haufen.

„Werft ihn aus dem Hofe hinaus," ſchrieen die Entfernteſten.

„Kommt her, und machet den Verſuch, ihr niederträchtigen Memmen," donnerte der muthige Mann, indem er vor den ganzen Haufen trat, und eine drohende Stellung annahm.

Aber Niemand wagte, ſich zu rühren; vielmehr ſchlich ſich Einer um den Andern von Denen, welche zuvor das Wort geführt hatten, leiſe hinweg.

„Da ſiehſt Du," ſprach Jener zu ſeiner Frau, „welche erbärmliche Schufte dieß ſind! Und Dir zu Lieb' muß ich mich unter ihre Zahl rechnen laſſen. Würdeſt Du nicht mehr Ehre davon haben, wenn ich mich in den Reihen jener Tapfern ſchlüge?"

„Wenn es für mich wäre, Pepe," erwiederte die Frau, „ſo möchte ich mir es ſchon gefallen laſſen. Dann könnt' ich Dich todt in Deinem Blute liegen ſehen, und ich würde ein Geheul erheben, daß man es auf Malta hörte.

Da ſollten die Leute ſprechen: dieß iſt einmal eine Frau, die ihren Mann liebt! Die Haare würde ich mir ausreißen, Pepe, ſo lang ſie ſind! Aber auf dieſe Weiſe, wenn Du ſtärbſt für das Weib eines Andern; bedenk' es doch: nicht eine einzige Thräne könnt' ich weinen um Dich, und das würde Dir ſchlecht anſtehen im Grabe!"

„Was kann mir alles Weinen helfen, wenn ich kalt bin? Deine Thränen werden mich nicht von den Todten erwecken."

„Ei ſeht mir doch das Talgherz an! Wenn Du Dir nichts daraus machſt, ſo kann ich mich ja an Deinen Sarg ſetzen, und mir die Geſchichte vom Bauern Berthold erzählen laſſen, wie er an König Aſtolfs Hof kam, um mich vor Lachen auszuſchütten. Und bei der heiligen Jungfrau, das will ich auch!"

„Setze Dich, wohin Du willſt, und laß mich gehen, wohin ich will!" —

Mit dieſen Worten entfernte ſich der tapfere Mann, und folgte Camillo'n und ſeiner kleinen Schaar. Die Frau erhob ein entſetzliches Geheul, und warf ſich auf eine ſteinerne Bank im Hofe. Der Mönch trat zu ihr, und ſuchte ſie zu tröſten. Aber ſein Troſt war nur geeignet, ihren Schmerz und Aerger zur Wuth zu ſteigern. Sie ſchlug den Kopf an die Mauer, daß ihr das Blut über das Geſicht herunterſtrömte. Der Lärmen zog immer mehr Menſchen herbei, und der Mönch benutzte den Zuſtand der Unglücklichen, die in Krämpfen lag, um die Gemüther noch mehr aufzureizen. Es gelang ihm auch ſo gut, daß ſich alle Umſtehenden bereit erklärten, ihm zu folgen, um Camillo'n feſtzunehmen, und es ihm unmöglich zu machen, die Uebergabe des Caſtells länger zu verhindern.

Gewiß wird es für unſere Leſer überflüſſig ſein, dieſe Scenen von Niederträchtigkeit und Feigheit in weiteren Einzelnheiten zu verfolgen;

läßt ſich der Ausgang ja doch ſchon vermuthen. Denn als der Mönch mit dem Geſindel, das ſich an ihn angeſchloſſen, in den äußern Hof trat, war Camillo gerade mit den wenigen Ehrenmännern, welche bei ihm ausgehalten, beſchäftiget, Anſtalten zur Sicherung des Thores und der Zugbrücken zu treffen. Er trat den Lärmenden ſogleich mit dem bloßen Degen in der Hand entgegen, und damit war auch im Augenblick alle Herzhaftigkeit des elenden Haufens verſchwunden. Nur der Mönch verlor den Muth nicht, und ſchrie ſeiner Heerde zu, daß ſie Steine aufnehmen, und den jungen Mann damit angreifen ſollten. Aber er fand kein Gehör mehr bei ihnen; Alle machten ſich, ſo ſchnell ſie konnten, aus dem Staub, und waren froh, daß ſie ihre Haut unverletzt davon trugen. Dem Mönche, deſſen Geſicht vor Wuth glühte, blieb nichts übrig, als ihnen zu folgen.

Indeß hatte Camillo zuvor ſelbſt eine Erfahrung gemacht, die ihm den Muth wohl hätte lähmen können. Indem er mit ſeiner kleinen Schaar die verſchiedenen Theile des Caſtells durchzog, und Jeden auffoderte, der ihm in den Weg kam, ſich an ihn anzuſchließen, hatte er nur Wenige gefunden, die ihm folgten, und auch von Dieſen war Mancher bald wieder zurückgeblieben. Ja, es konnte ihm nicht entgehen, daß man ihm überall auszuweichen ſuchte, wo man Seiner von Weitem anſichtig wurde. Nur die Weiber erwarteten ihn mit trotzigen Blicken, und überhäuften ihn mit Vorwürfen, daß ſein dünkelhafter Eigenſinn ſie ins Verderben ſtürzen wolle. Der Kornhändler und der Töpfer hatten in der kurzen Zeit dafür geſorgt, daß Niemand im Caſtell von der einzigen Schwierigkeit ununterrichtet blieb, welche ſich angeblich dem freien Abzug entgegenſtellte. Vor Allen aber war der Mönch nicht ſparſam mit den Beiſpielen aus der heiligen Schrift geweſen, um zu beweiſen, daß es Camillo's Pflicht ſei, die Gattin Preis zu geben. „Will er mehr Recht haben,“ ſprach er, „als der Erzvater Abraham, der ſich gefallen ließ, daß der Pharao von Egypten ſein Weib Sara in ſein Haus nahm? Et sublata est mulier in domum Pharaonis. Hat nicht auch Abimelech, der König zu Gerar, ſie holen laſſen? Et tulit eam. Und dennoch hatte Abraham einen Bund mit dem Herrn, und der Herr ſelber ſprach zu ihm, und hielt auch, was er verſprochen: faciamque te crescere vehementissime, et ponam te in gentibus, regesque ex te egredientur.“ —

Dieſe Beiſpiele, und beſonders die lateiniſchen Sprüche, überzeugten die Menge mehr, als alles Andere. Es bildete ſich daher in der kürzeſten Zeit eine ſo feindſelige Stimmung gegen unſern jungen Mann, daß es der ganzen Macht ſeines Anſehens, oder vielmehr der ganzen

Erbärmlichkeit ſeiner Feinde bedürfen wird, wenn es nicht ſchnell zu einem Ausbruch kommen ſoll, dem er mit den wenigen Getreuen, welche nicht von ihm gewichen ſind, unmöglich wird Stand halten können.

Zweites Capitel.

Camillo'n war eine kleine Schaar tapferer Männer treu geblieben, auf die er durchaus rechnen konnte. Aber ihre Zahl reichte bei Weitem nicht hin, um das ganze Caſtell zu vertheidigen, wie gering auch ſein Umfang ſein mochte. Sie genügten nothdürftig zur Sicherheit von Thor und Zugbrücke bei einem Anfall von Außen; den Angriffen von Innen war ſie nur bei der äußerſten Feigheit der übrigen Bewohner des Schloſſes gewachſen.

Wenn nun die Türken einen Sturm unternahmen, ſo konnte das Schickſal deſſelben keinen Augenblick zweifelhaft ſein. Auch ohne dieſes Mittel brauchten ſie nur ein Paar Tage zu warten, und von Zeit zu Zeit einige Kugeln ins Caſtell zu ſenden. Wie weit immer die Schwäche jener Menge ging, ſo mußte ſie doch bald das Geheimniß ihrer Uebermacht über die kleine Schaar entdecken; wenn ihr auch nicht früher ſchon die Verzweiflung des Hungers einen Muth einflößte, der den Furchtſamſten unter dieſer Geißel zu wachſen pflegt. Zudem ſtand zu erwarten, daß Don Galatiano und ſein Anhang es an nichts fehlen laſſen würden, um alle Leidenſchaften gegen die wenigen hochgeſinnten Männer aufzureizen, die ihren niederträchtigen Abſichten im Wege ſtanden. Die feigſte Bosheit hat ihre Waffen, und ſie ſind um ſo gefährlicher, weil der offene Muth ſie nicht erwiedern kann. Welche Zuverſicht daher Camillo auf ſeine eigene Kraft und die ausdauernde Entſchloſſenheit ſeiner Kampfgenoſſen hatte, ſo fühlte er doch, daß ein ehrenvoller Tod der einzige Ausweg für ihn war.

Der Tod! — Wie leicht ſpricht der müthige Mann dieſes Wort aus im Vollgefühle ſeiner Kraft und ſeiner Ruhmbegierde! Und wie entſetzlich erſcheint es auch dem Tapferſten, ſo er bedenkt, wie viel ihm mit dem Leben verloren geht! Dieß begann Camillo zu fühlen, als das Unvermeidliche vor ihm lag. Sich zu trennen von den Seinigen mitten im heitern Frühling ſeines häuslichen Glückes, von der ſanften Gattin und den anmuthsvollen Kindern zu ſcheiden, die Geliebte zurückzulaſſen unter der nichtswürdigen Menge, ſie Preis zu geben dieſen Planen der Lüſternheit, ihre Zukunft ſich nicht anders denken können, als wie ſie ſich in der Schmach eines türkiſchen Harems zu Tode grämt; und die ſüßen Pfänder ihrer Liebe, dieſe herrlichen Kinder, ſo reich an Gaben jeder edlen Entwickelung, dem Uebermuth und Sklavenſinn des Orients zur Erziehung hinzuwerfen, um ihrem Glauben, ihrem Volke, um jeder edlen Sitte des Abendlandes auf immer entfremdet zu werden — o es lag eine Unendlichkeit von Jammer in dieſem Gedanken, welcher dem gewaltigſten Manne die Bruſt hätte ſprengen müſſen!

Und wahrlich! Camillo ertrug ihn nur, weil er die Ausſicht auf Rettung nicht aufzugeben vermochte. So trieb es ihn jetzt fort mit Macht von ſeiner kleinen Schaar, um die wohlbekannte Plattform des Caſtells zu beſteigen. Da warf er den angſtvoll ſuchenden Blick hinaus nach allen Himmelsgegenden, ob er nicht die nahenden Segel einer Chriſtenflotte erſpähte, welche dem bedrängten Orden Hülfe brächte. Dann überlief ſein Auge die Inſel Malta mit ihren mancherlei Werken, ob ſich nicht irgend ein Zeichen von Anſtalten entdecken ließe, von dem man auf die Abſicht ſchließen könnte, der unglücklichen Nachbarinſel Beiſtand zu leiſten. Er beobachtete, er prüfte, er berechnete die Stellung jedes türkiſchen Schiffes, die Lage der verſchiedenen Zeltgruppen und Verſchanzungen der Feinde, ob ſich nicht eine Spur zeigte, welche die Nothwendigkeit eines baldigen Abzugs verrieth. Aber kein Segel blähte ſich an dem unermeßlichen Horizont, als die Segel der türkiſchen Boote, welche zwiſchen den größern Schiffen hin und und her flogen. Auf Malta hatte Alles das Anſehn, wie wenn man eher einen neuen Angriff fürchtete, als auf Vertheidigung ſänne, und in den Lagern ſchienen ſich die Türken mehr auf längeres Bleiben einzurichten, als zum Aufbruche zu rüſten. Und in der That brauchte er auch nur den Charakter der beiden Führer zu vergleichen, wie ſie der allgemeine Ruf kannte, um jede Hoffnung, die ſich aus der Nähe erfüllen ſollte, fahren zu laſſen. Johann von Omeda, der Großmeiſter von Malta, bekannt durch ſeine Unentſchloſſenheit, wo es auf ein tapferes Wagſtück ankam, und nur muthig, wo ſeine Habſucht und ſein Nepotismus eine Lockung fanden. Sinan-Paſcha dagegen, berühmt durch verwegene Beharrlichkeit und entſchloſſene Tapferkeit, wie durch Grauſamkeit und Wolluſt. So ſtand das Unglück von da zu erwarten, wo man alle Mittel zum Verderben hatte und zu brauchen verſtand, und ſollte die Hülfe von dort kommen, wo Muth und Kraft im Glück, wie im Unglück, fehlten!

Faſt erdrückt von der Hoffnungsloſigkeit dieſes Gedankens, ſtand der junge Mann mitten auf der Plattform, ohne zu wiſſen, welchen Entſchluß er faſſen ſollte. Dieſe Lage iſt für einen energiſchen Charakter die ſchrecklichſte, und zum erſtenmal fühlte Camillo vielleicht jetzt das Bedürfniß der Hülfe von Oben. Wenigſtens läßt ſich der Blick, den er zum Himmel richtet, kaum anders erklären. Aber der Unglückliche verlangt ein Wunder, wo ihm nur Stärkung zur Ertragung jedes Schickſals werden kann; — oder iſt ihm dieſe, iſt ihm eine Erleuchtung geworden, indem er auf einmal, wie von einem ſchnellen Gedanken ergriffen, fortſtürzt, und die Treppen und Gänge hinunter eilt?

Er hört, er ſieht nichts von der Menge, welche durch die untern Hallen zerſtreut ſteht, ſo ſehr ſie ſich auch gegen ihn verändert hat. Scheu entfernt ſich Jeder, der ihn von Weitem kommen ſieht, oder wendet die Augen ſeitwärts, und nur aus der Entfernung folgen ihm Blicke, die ihm nicht erfreulich geweſen wären, ſo er ſie bemerkt hätte. Er eilt nach der kleinen Thüre zu den Gewölben, wo Alles wohnt, was er verlieren ſoll. Raſch ſchließt er auf, und wieder zu, und ſchon pocht den Seinigen freudig das Herz, als ſie den Tritt des Nahenden erkennen. Aber ſie ſollen noch nicht durch ſeine Gegenwart erfreut werden. Er begibt ſich zu dem Alten, deſſen Gaſt ſie ſind.

Nabal-Zebug iſt eben beſchäftigt, eine Reihe kleiner Flaſchen aus einem größern Gefäße zu füllen, in das er kurz zuvor eine Retorte ausgeleert hat. Der Sonderling läßt ſich durch ſeine Ankunft nicht unterbrechen, und nickt nur ſtumm auf ſeinen Gruß.

Camillo ſetzt ſich in ſeinen Armſtuhl, und ſieht ihm einige Zeit ſchweigend zu.

„Eure Kunſt,“ beginnt er endlich, „ſoll die Mittel beſitzen, auch die ſchwerſten Wolken zu zerſtreuen, die über dem menſchlichen Geiſte laſten?“

„Und beſitzt ſie ſie nicht?“ erwiederte der Alte in ſeinem gewöhnlichen, grämlichen Tone.

„So gebt mir ein ſolches Mittel, wenn Ihr eines habt!“ —

Rabal-Zebug trat an einen Schrank, und holte eine Flaſche heraus. Er wiſchte den Staub davon ab, und ſtellte ſie vor Camillo'n.

„Aus dieſer Flaſche kann ſich die Verzweiflung Fröhlichkeit trinken,“ ſetzte er hinzu.

„Das heißt, Wahnſinn trinken — denn das iſt Fröhlichkeit für den Verzweifelnden,“ erwiederte Camillo. „Und wie iſt das Erwachen aus dieſer Fröhlichkeit?“

„Was wollt Ihr? Das Schickſal ändert kein Trank; es ertragen, iſt die Aufgabe der Kunſt und des Verſtandes.“

„Das Unerträgliche läßt ſich nicht ertragen —“

„Dann iſt's nicht vorübergehend — dafür habt Ihr den Trank erhalten; — hier ſteht die Flaſche noch.“ —

Camillo griff heftig nach der Flaſche, die ihm der Alte bei ſeinem vorigen Beſuch als das Köſtlichſte gegeben, was er hatte. „Ferrum potabile!“ rief er leidenſchaftlich aus; „das iſt der wahre Rettungstrank! Nun erſt, Alter, begreif ich den ganzen Werth Deines Geſchenkes!“

„War ich Euch nicht das Beſte ſchuldig?“ ſprach Rabal-Zebug, ohne aus ſeinem mürriſchen Tone zu fallen.

„Wie ſchmeckt der Trank, der fröhlich macht?“ fragte Camillo.

„Wie ein ſüßer ſpaniſcher Wein,“ war die Antwort.

„So hab' ich, was ich brauche.“

„Verſucht ihn; ein Tropfen davon wirkt hundert fröhliche Pulsſchläge.“

„Schenk ein, Alter, und laß ſehn, ob die Welt etwas beſitzt, das Macht hat über all ihr Elend von Thorheit und Schlechtigkeit!“ —

Der Alte goß in einen Becher Waſſers einen Löffel voll vom Trank aus der erſten Flaſche, und Camillo leerte ihn mit Einem Zuge. —

„Wie iſt mir?“ rief er nach einer Weile. „Welch ſanfte Wärme durchdringt mein ganzes Weſen! Tanzt mein Blut nicht durch ſeine Adern hin? Wie klärt es ſich auf in meiner

Bruſt! Ich bitte Dich, Alter, leer' auch einen Becher, auf daß Du einmal fröhlich ſeieſt in Deinem Leben!"

„Soll ich nun erſt beginnen?" ſprach der Alte verdrießlich.

„Thu mir den Gefallen," fuhr Camillo dringend fort; „ſei einmal glücklich in Deinem Leben! Wie iſt es möglich, daß dieſe finſtern Wolken nicht von Deiner Stirne weichen?"

„Sei's!" erwiederte Rabal-Zebug, füllte ſich den Becher mit Waſſer, in das er einen Löffel voll von jener Eſſenz goß, und trank ihn aus. —

„Schon bricht die Sonne durch die Wolken," rief Camillo, indem er dem Sonderling ins Geſicht blickte. Und wirklich war es nicht anders, als ob die Oberfläche deſſelben einſänke, und eine andere ſich erhöbe. Seine Stirne glättete ſich, und begann zu leuchten von Verſtand und Lebensmuth, und ſeine Augen gewannen ein mildes Feuer, worin der Ausdruck der entſchiedenſten Gutmüthigkeit unverkennbar war. Mit einer raſchen Bewegung verlor er ſich in das Nebengewölbe, und kam kurz darauf in ſeinem glänzenden orientaliſchen Anzuge wieder zum Vorſchein.

„Fürwahr, Ihr ſehet aus, wie ein Bräutigam, der hervorgeht aus ſeiner Kammer,“ rief Camillo. „Faſt hätt' ich Euch nicht erkannt. Ihr dürft aufs Freien gehen, und Ihr werdet die Herzen offen finden. Warum ſolltet Ihr es nicht? Das höchſte Glück der Erde iſt die Liebe.“

„Erzählet mir von der Liebe,“ erwiederte Kabal-Zebug. „Ich habe davon reden gehört. Sie ſagen, es ſei des Lebens feinſte Würze, der edelſte Geiſt, der ſich aus allen menſchlichen Neigungen erhebe. Es kann nicht alſo ſein; würd' ich Ihrer ſonſt nicht begehren?“

„Wie ſolltet Ihr die Liebe ahnen zwiſchen dieſen Mauern? Unter Palmbäumen wohnt die Liebe; zwiſchen Roſen und Oleandergebüſchen wandelt ſie. Sie ruht unter Lauben von Myrten und Jasmin; ſie ſchläft auf Raſen, von Veilchen und Nelken durchſät —“

„Unter Palmbäumen wandelt ſie —“ wiederholte der Alte mit einem Ausdruck, in welchem die ſüßeſte Wehmuth lag. —

„Und Lilien ſproſſen unter ihren Füßen. Sie naht, und jeder Hauch der Lüfte verwandelt ſich in ſüße Schmeicheltöne. Sie ſpricht, und jedes Wort von ihr ſchwebt auf Schmetterlingsflügeln empor, um auf Ewigkeiten der Sphären Harmonien zu verſchönern —“

„Ach, zeiget mir dieſe Liebe, deren Worte auf Schmetterlingsflügeln emporſchweben —“ rief der Alte mit kindlich ungeduldiger Freude.

„Die Liebe wiegt ſich in ſüßen Wünſchen, wie die Biene in dem Kelch der Blumen, die ein ſanfter Morgenwind bewegt. Sie lächelt in holden Träumen, wie der Abendſonne Purpur auf den Spitzen des Orangenhains —“

„Wie der Abendſonne Purpur auf den Spitzen des Orangenhains!“ wiederholte der Alte mit einer Innigkeit des Ausdrucks, welche bewies, wie oft er die ſchönſte Naturſcene des Südens bewundernd genoſſen.

„Die Liebe gaukelt dahin auf den leichten Wölkchen, die der Weſt am klaren Mondhimmel treibt; ſie tanzt auf den ſchimmernden Wellenſpitzen, und verbirgt ſich im roſigen Erröthen der Sonne, um in die kühle Fluth zu tauchen mit ihr, und ſich zu ſtärken für einen ſchönen Morgen —“

„Auf den ſchimmernden Wellenſpitzen tanzt ſie,“ ſprach der Alte. „Tanzen die leichten Boote nicht auch auf den ſchimmernden Wellenſpitzen?“ ſetzte er hinzu.

„Habt Ihr es nie ſelber verſucht?“ fragte Camillo verwundert.

„Meine Erinnerungen ſtammeln nur Worte davon, die ich ſelber nicht verſtehe.“

„Wie? Bewohner eines ſo kleinen Eilands, und Ihr habt nie eine Fahrt an der Küſte verſucht? Fürwahr, es mir kommt vor, als erzähltet Ihr von den Krähen der Thürme des Caſtells, daß ſie ſeine Zinnen nie verlaſſen.“

„Dennoch iſt es wahr, ſo gut, als wahr für mich.“

„Wär's möglich? Aber wer ſeid Ihr Alter? Eure Gewänder gehören den Völkern des Oſtens —“

„Weiß ich, wer ich bin? Wer kann ſagen, woher er gekommen? Andere Bilder ſchweben mir dunkel vor; aber ich erkenne ſie nicht wieder. Ja,“ ſetzte er mit fröhlicher Begeiſterung hinzu, „ich habe unter den Palmbäumen gewandelt! Waren es nicht Gärten des Schloſſes Tigado?“ —

Camillo begann, zu fühlen, daß die Wirkung des Trankes nachließ, und bat den Alten um einen neuen Becher voll. Als Dieſer ihm eingeſchenkt, verlangte er, daß er ſich ſelbſt auch noch einen Becher füllen ſollte.

Es war, als ob Rabal-Zebug Camillo'n nichts verweigern könnte. Er entſprach ſeinem Verlangen, obgleich gegen ſeine innere Stimme; wie wohl zu erkennen war.

„Die Bilder werden klarer,“ ſprach der Alte, nachdem er getrunken, mit ſteigender Wärme. „Der Flor ſinkt, und die Palmbäume heben ſich empor. Seht Ihr den ſilbernen Morgenhimmel, in welchen ſich ihre lockigten Häupter malen? Welch eine ſchimmernde Ebene dehnt ſich vor mein Blicken? Ja, da ziehen ſie vorüber, auf Kamelen, auf Roſſen — auf den geflügelten Roſſen —“

„Laß mich eines der geflügelten Roſſe beſteigen!“ rief Camillo, hoch angeregt durch dieſe Erinnerung des Alten. „Auf, mein Gefährte in der einſamen Wüſte! Laß uns dahin jagen von der Grenze eines Welttheils bis zu der

Grenze des andern! Siehſt Du ſie nahen an des Horizontes Saum? — Es iſt Saladdin mit ſeiner tapfern Schaar — Auf zum Kampfe mit dem edlen Helden des Oſten!“ —

„Saladdin, Saladdin —“ ſprach Nabal-Zebug, als ob ihm allmählig eine Vergangenheit aufſtiege, die ſich an dieſen Namen knüpfte. „Wo iſt Saladdin? Zeigt mir den Helden, deſſen Namen ewig leben wird auf der Zunge der Tapfern —“

„Ich fürchte Deinen krummen Säbel nicht, edler Held,“ rief Camillo in der Freude des Kampfes. „Aber fürwahr, Du fürchteſt ihn auch nicht. Was hilft's, daß Stahl mit Stahle ringt? Lieber zurück, und den Speer eingelegt! Wer im Sattel wankt, ſoll des Andern Diener ſein —“

„Saladdin wankt nicht —“ ſprach der Alte in fröhlichem Stolze. „Laßt ab von dem tapfern Helden, auf daß ſein edles Blut nicht umſonſt in dem glühenden Sande zerrinnt.“

„Ich laſſe nicht ab! Kampf iſt der tapfern Männer Wonne, und Saladdin iſt ein tapferer Mann. Die Lanze eingelegt, dem Roß die Sporen in die Rippen geſtoßen! — Ich wanke nicht, Du wankeſt nicht, trefflicher Held! So laß uns Brüder ſein!“

„So laß uns Brüder ſein!“ wiederholte der Alte mit Begeiſterung. „Komm, eilen wir! Schon ſeh' ich die Berge ſich heben aus der dunſtigen Ferne. Sie ſteigen auf zum Himmel, laſurnen Säulen gleich, um ſein Gewölbe zu tragen. Da ſind wir! Welch freundlich ſchattiges Thal! Murmelnde Quellen, rieſelnde Bäche, Rauſchen der Waſſer von Felſen ſich ſtürzend! O welch ein Paradis! Seht Ihr die herrlichen Bäume, wie ſie aufſteigen zum Himmel? Hört Ihr den Geſang der Vögel, die ſich auf ihren Aeſten wiegen? Welch fröhliches Leben umgibt uns!“

„Ja, da kommen ſie,“ fiel Camillo begeiſtert ein; „da kommen ſie, die gefiederten Bewohner der Gebüſche und der dunkeln Wälder! Da nahen ſie ſich, friedlich gepaart, die geflügelten Räuber, die auf den Spitzen der Eichen horſten, und die traulichen Sänger, die ihre Neſter im Graſe bauen! Und die ſteilen Höhen und die einſamen Savannen, die finſtern Klüfte und die unheimlichen Forſte ſenden ihre Bewohner! Sind die Feindſchaften alle verſöhnt in dem goldenen Alter der Welt? Fröhlich wandeln ſie neben einander, die flüchtige Gazelle und der furchtbare Löwe! Fürchteſt Du die ruhende Tigerkatze nicht mehr, zartes Lamm?“ —

„O welch ein ſüßer Frieden der Erde! O heiteres Schloß Tigado!“ —

So zauberte die erhitzte Einbildungskraft dem Alten die Erinnerungen einer längſt vergeſſenen Kindheit vor, und weckte den ganzen Bilderreichthum, der in Camillo's kunſtſchöpferiſcher

Seele lag. Und mehr als einmal erneuerten die Beiden den köſtlichen Trank, der dieſe heitere Stimmung erzeugte, und allmählig ſchien es ſich immer weiter zurückzuſchieben von Rabal-Zebug's Geiſt, daß Camillo einen Aufſchluß über die Exiſtenz des räthſelhaften Alten gewinnen konnte, wenn er anders Stetigkeit genug beſaß, darauf zu achten.

Wir wollen dieſe Züge und Andeutungen ſammeln, ſie ſorgfältig zuſammenſtellen, und die Lücken mit unſern Schlüſſen und Vermuthungen ergänzen.

Warum konnte Rabal-Zebug nicht ein Sprößling jenes ſonderbaren Stammes von Fürſten ſein, die in den ſpätern Zeiten der Kreuzzüge unter dem Namen der Alten vom Berge vorkommen? Wenigſtens glaubte er ſelbſt es nicht anders, und war es ihm ſo von dem Manne geſagt worden, an den ſich ſeine frühſten Erinnerungen und ſein ganzer bisheriger

Zuſammenhang mit den Menſchen knüpften, und der, einſam, wie er, ausſchließend den chemiſchen Künſten gelebt hatte. Nur aus der früheſten Kindheit ſchwebten ihm andere, verblichene Geſtalten vor, unter denen die Bilder von Kameelen und Pferden die deutlichſten waren, weil ſie in jenem Alter ſeine Aufmerkſamkeit am ſtärkſten angezogen. Von einer Mutter hatte er kaum einen Begriff; auch ſchien ſein angeblicher Vater mehr im Verhältniß des Lehrers und ſelbſt des Herrn zu ihm geſtanden zu haben. Mancher einzelne Zug ließ in der That glauben, daß er als Kind von ihm angenommen worden, um ſeine Kunſtgeheimniſſe, wie er ſie empfangen und ausgeübt, der Nachwelt zu überliefern. Die Palmbäume, der einzige Schmuck der arabiſchen Wüſte, die ſich eben darum ſo lebhaft in ſeinem Gedächtniß erhalten, und eine ſchwächere Erinnerung an eine Seefahrt laſſen vermuthen, daß Nabal-Zebug im Innern von Aſien geboren, und in ſeiner Kindheit über das Meer gebracht worden. Mit dieſer Zeit tritt eine kurze Periode von Klarheit in ſeinen Erinnerungen ein. Sie ſtellen ihm ganz deutlich ein ähnliches Gewölbe mit der ganzen Ausrüſtung ſeines dermaligen Aufenthalts dar, und die Ausſicht aus den Fenſtern des hohen Bergſchloſſes, worin es ſich befand, iſt ihm ganz beſonders im Gedächtniß geblieben. Sie ging über ſenkrechten Felswänden hinunter in eine ungeheure Tiefe auf die See, ſo daß die größte Galeere dem Auge kaum wie ein Boot erſchien. Eine Erzählung, die er noch von ſeinem Pflegevater im Gedächtniß behalten, kann uns dienen, den Aufenthalt zu errathen, in welchem Nabal-Zebug dieſen Theil ſeiner früheſten Jugend zugebracht hatte.

„Auf ſeinem Zuge gegen Weſten,“ erzählte der Alte, „gelangte König Dhulkarnain in das hohe Bergſchloß der Küſte, wo wir wohnten. Angezogen von ſeiner Lage, ſo nahe den Sternen, welchen er die Zukunft abzufragen pflegte, und von dem weiten Blick über die See, in welcher ſich alle ſeine Flotten bewegten, nahm er ſeinen Aufenthalt in dieſem Schloß. Und es geſchah, daß er eines Morgens einſam wandelte auf der äußerſten Zinne deſſelben, als eine Galeere ſichtbar wurde im Oſten. Er erkannte ſie für die Galeere, die er nach Mecca geſandt. Der Vornehmſte unter ſeinen Chaldäern hatte ſie verloren gegeben; nur Dhulkarnain hatte in den Sternen geleſen, daß ſie an dieſem Morgen wieder in ſeinem Geſichtskreis erſcheinen würde.“

„Da richtete ſich der Stolz auf in ſeiner Seele, mit größerer Macht, als jemals. Und er ſprach zu ſich ſelbſt: wozu dienen mir dieſe Sterndeuter, wenn mein eigener Blick weiter reicht, als der ihrige?“

„Und indem er alſo ſprach, fiel ſein Auge auf den Erſten ſeiner Chaldäer, der mit ſtolzem Schritt die große Treppe heraufſtieg. Wie er einherwandelt, ſagte Dhulkarnain, als läge die ganze Zukunft zu ſeinen Füßen! Aber laß ſehen, ob Du das ſchwere Verhängniß erkennſt, welches Dir am nächſten ſteht!"

„Du fragſt die Geſtirne nach ſo vielen Dingen, die Dich nichts angehn, ſprach er zu den Grüßenden; haſt Du ſie nie nach Deinem eigenen Schickſal gefragt?"

„Da kehrte der Chaldäer ſeinen Blick nach den vier Weltgegenden, und heftete ihn zuletzt und lang auf ſeinen Zenith empor. Auf einmal erblaßt er, und ſpricht: eine Gefahr, größer, als je, droht mir heute! — Sie ſteht mir ſo nah, als möglich, ſetzte er angſtvoll hinzu."

„Jetzt erkannte Dhulkarnain, daß des Mannes Blick in die Sterne ſo ſicher war, als der ſeinige. Seine Stirne glättete ſich, und er tröſtete ihn mit den Worten: beruhige Dich, Maimon Ben Malek. Du haſt Dein Schickſal überwunden, indem Du es erkannt. Blieb es Dir verborgen, ſo war Dir ein augenblicklicher Sturz in den Abgrund beſtimmt!“ —

Unſere Leſer, die mit dem klaſſiſchen Alterthume vertraut ſind, haben in dieſer Sage die Erzählung erkannt, welche die Geſchichten von Kaiſer Tiber berichten, wie er in jüngeren Jahren, während ſeiner Verbannung nach der Inſel Rhodus, den Sterndeuter Thraſyllus auf gleiche Weiſe geprüft, und probefeſt gefunden haben ſoll. Auch hier zeigt ſich die Erſcheinung, daß keine Sage untergeht, die einmal tief Wurzel gefaßt hat in der Einbildungskraft der Menſchen. Wo ſie ihren heimiſchen Boden verloren, flüchtet ſie ſich zu der bedeutendſten Größe der Zeit. Während des ſarazeniſchen Beſitzes der Inſel Rhodus war Tibers Gedächtniß allmählig untergegangen; aber die Sage war geblieben, und hatte ſich an den Namen des macedoniſchen Eroberers geheftet, deſſen Größe die Einbildungskraft der Orientalen zu allen Zeiten mehr angeſprechen, als jede andere. So vermiſchten ſich die Wunder von Macht und Willkur unter dem Namen Dhulkarnain's mit dem Gedächtniß des großen Alexander's, wie ſich die Wunder der früheſten Weisheit des Orients um Salomon vereinigt; und ſo auch haben ſich die meiſten Abenteuer, welche das Mittelalter zu erfinden und ſich anzueignen vermochte von andern Zeiten und Völkern, um das Andenken Karl's des Großen gelagert!

In dieſe kurze Periode klarer Erinnerungen Rabal-Zebug's fallen auch mehrere Geſtalten in dem Ordenscoſtum von Don Galatiano, die er in der Werkſtätte ſeines Pflegevaters geſehen. Sie beſtätigen die Vermuthung, daß ſein früherer Aufenthalt auf der Inſel Rhodus geweſen iſt, die ſich bis Ende des Jahres 1522 im Beſitze des Johanniterordens befand. Von da an ſcheint eine Entwickelungskrankheit das geiſtige Daſein des Knaben umwölkt zu haben; denn er findet den Faden ſeiner Erinnerungen erſt wieder in ſeinem dermaligen Aufenthaltsorte. Er hatte dieſen gar nie verlaſſen; er war ſogar nie aus den Thoren des Caſtells gekommen; ja, er hatte die Schwelle der kleinen Thüre, welche ſein Gewölbe abſchloß, niemals übertreten.

Was aus ſeinem Pflegevater und Lehrmeiſter geworden, darüber vermochte Camillo keine Kunde zu gewinnen. Alle Heiterkeit, ja Fröhlichkeit, in die der Alte verfiel, war nicht ſo mächtig, um dieſes Geheimniß zu entſiegeln. Indeß iſt darum nicht an das Bewußtſein einer Schuld zu denken, welches ihm die Zunge gebunden. Eher möchte man einen myſtiſchen Zuſammenhang mit jenem geheimnißvollen Weſen vermuthen, das unter dem Namen Chisr in den arabiſchen Mythen bald als die perſonificirte, ewige Lebenskraft und als der Hüter des Lebensquells vorkommt, bald als der leitende Schutzgeiſt zur Tugend, als die ſtrafende Macht des Böſen und als Führer in das beſſere Jenſeits erſcheint, und nach verſchiedenen Seelenwanderungen ſich in der Geſtalt von Pinehas, dem Enkel des hohen Prieſters Aaron, in der des Propheten Elias und mehrerer anderer weiſen Männer verkörpert, bis es zuletzt auf der Inſel Rhodus als Ritter Sanct Georg in der chriſtlichen Legende verſchwindet. Vielleicht war Nabal-Zebug auch durch einen Schwur gebunden, welcher das Geheimniß von Beider Zuſammenhang verbergen ſollte. Aller Wahrſcheinlichkeit nach wollte der Vater unſterblich ſcheinen, und hatte freiwillig auf ſein Daſein verzichtet, nachdem er ſeinen Zögling ſo weit gebracht, daß er für ſeine Perſon gelten konnte. Die ganze äußerliche Ausſtattung der Gewölbe, ſeine Kunſt, welche dazumal in den Augen der Menge auf gleicher Linie mit der Zauberei ſtand, das einſylbige Weſen ſeines Erben, der wahrſcheinlich in allem dieſem ſein leibhaftiges Ebenbild war, begünſtigten ſolchen Betrug. Ob der Zweck deſſelben ſo großer Zurüſtung werth war, iſt freilich eine andere Frage. Wer aber weiß, in welchen Hirngeſpinſten ſich Stolz und Einſamkeit gefallen, wo ſie ſich vereinigt haben, für den wird das Mißverhältniß zwiſchen Beiden ſchwerlich ein Grund des Zweifels ſein.

Offenbar gehörte der Scheidekünſtler, welcher für unſterblich gelten wollte, zu dem Johanniter-Orden. Aber wozu diente er ihm? —

Wir haben nur Vermuthungen auf dieſe Frage, und müſſen unſere Leſer die Antwort ſelbſt in der Lage dieſes Ordens ſuchen laſſen, welcher, mehrere Jahrhunderte hindurch in die Mitte zwiſchen der aſiatiſch-türkiſchen und der chriſtlich-occidentaliſchen Welt geſtellt, ſich allmählig zu einem ſonderbaren Gemiſche von orientaliſcher Argliſt und Verdorbenheit, und von ritterlichem Hochſinn und chriſtlicher Reſignationskraft ausgebildet hatte. Der urſprüngliche, arabiſche Leibarzt des Großmeiſters, den ihm ein aſiatiſcher Herrſcher vielleicht als Kundſchafter zugeſandt, mochte allmählig ein geheimes Werkzeug des Ordens geworden ſein, deſſen Künſte man fürchtete und nützte, um durch ſie zu bewirken, was auf anderem Wege nicht zu gewinnen war. Denn daß Don Galatiano das Ferrum potabile, das Aqua toffana der ſpätern Zeit, oftmals gebraucht hatte, verhehlte Rabal-Zebug nicht im geringſten. Vielleicht gab es Zeiten in dem Orden, wo der Großmeiſter ſelbſt nichts von dieſen ruchloſen Heimlichkeiten wußte, ob ſie gleich in ſeinem Namen getrieben wurden. Wer mag ſolches wenigſtens nicht gerne von dem tapfern Villers de l'Isle Adam glauben, mit welchem Rabal-Zebug und ſein Pflegevater ohne Zweifel von Rhodus nach Gozzo gekommen waren?

„Bei dieſem einſamen, von der ganzen Welt abgeſchloſſenen, Leben und der ſteten Beſchäftigung mit den chemiſchen Künſten, welche Den, der ſie treibt, ohnehin bis zur Vergeſſenheit alles Uebrigen zu feſſeln vermögen, mag unſren Leſern vielleicht die Aufhäufung von koſtbaren Metallen und andern werthvollen Dingen, wie wir ſie in den unterirdiſchen Gewölben geſehen, ſonderbar erſcheinen. Daß ſich Rabal-Zebug nicht auf die Goldmacherkunſt verſtand, dürfen wir zuverſichtlich annehmen, ſtammte ſein Wiſſen auch gleich aus dem Oſten, woher alle Wunder kommen; denn die Chemie lag, in Vergleichung gegen ihre heutige Höhe, dazumal noch in ihrer Kindheit, und was ſie in unſern Tagen nicht vermag, das vermochte ſie gewiß in jenen Zeiten nicht. Nein; er vermehrte die Schätze, die er geerbt, mit der Einnahme von ſeinen Eſſenzen, ob er gleich an ſich keinen Werth auf dergleichen Beſitz zu ſetzen, ſondern ſolchen nur nach der Gier zu meſſen ſchien, womit die Menſchen ſeiner begehrten. Er verrieth damit ſeine orientaliſche Abſtammung; denn Habſucht, und beſonders die Aufhäufung todter Koſtbarkeiten, iſt die Leidenſchaft der meiſten Orientalen. Die Religionen des Oſten ſtellen darum auch die Wohlthätigkeit Oben an unter den Tugenden, welche ſie fodern. Alle Religion iſt ja nur die Befriedigung der dringendſten Bedürfniſſe des Volkes, bei dem ſie ihren Urſprung genommen.

In jedem Worte, das der Alte ſprach, legte er eine wahrhaft kindliche Unſchuld und Redlichkeit an den Tag. Faßt man daher nicht die Macht einer, durchaus von der ganzen übrigen Welt abgeſchloſſenen, Erziehung und einer, auf einen einzigen Punct auslaufenden, Richtung aller Lebensintereſſen ins Auge, ſo muß man ſich wundern, wie er mit ſolcher Gefühlloſigkeit Zwecken dienen mochte, die er nur in ihrer zerſtörenden Wirkung kannte. Allein es war bei Rabal-Zebug mehr, als blos die Macht der

Gewohnheit; es war wirklich die Ueberzeugung, daß es ſeine Lebensbeſtimmung ſei, dem Orden als blindes Werkzeug ſeiner Plane zu dienen. Er knüpfte ſolche an ſeine Abſtammung von dem Alten vom Berge, von der er völlig überzeugt war. Da wir jedoch nicht bei allen unſern Leſern die Bekanntſchaft mit dieſem ſonderbaren hiſtoriſchen Phänomen vorausſetzen dürfen, ſo wollen wir zum Schluſſe die Hauptmomente deſſelben in Kürze angeben.

Wir begegnen in der Geſchichte unſeres deutſchen Vaterlandes und in der Geſchichte von Syrien in ziemlich verwandten Zeitperioden des Mittelalters zwei Erſcheinungen, welche, aus dem nämlichen Bedürfniß hervorgegangen, in der beſten Abſicht ausgebildet, und die Mißverhältniſſe in der öffentlichen Ordnung herzuſtellen beſtimmt, ſolche doch nur durch den ſchnell einbrechenden Mißbrauch vermehren mußten.

Die eine iſt das Inſtitut der Vehmgerichte, welches, der Ohnmacht der öffentlich waltenden Rechtspflege zu Hülfe kommend, unter der Hülle des tiefſten Geheimniſſes eine unerbittlich ſtrenge Gerechtigkeit ausübte, und, weil es ſich an den Platz der geſetzmäßigen Gewalt ſtellte, der geſellſchaftlichen Ordnung bald den größten Schaden zufügte.

Die andere iſt die Macht des Alten vom Berge, die Exiſtenz des Häuptlings einer, faſt zu einem Volk herangewachſenen, Secte, deren Mitglieder, zu Allem bereit und entſchloſſen, was er ihnen befahl, Rache ausübten an den Mächtigen, welche die offene Gewalt nicht zu erreichen vermochte. Erhielt der Alte vom Berg auf ſeinem unüberwindlichen Bergſchloß Alamut, auch „der Wohnſitz des Glückes“ genannt, Nachricht von irgend einer ſchweren That, die ihre Strafe nicht gefunden; ward er von dem Schwächern zur Rache für die Unbill aufgefodert, die ihm widerfahren; oder hauſte irgend ein Gewaltiger ſo ſehr zum Verderben Vieler, die von ſeinen Launen und ſeinem Uebermuth abhingen, ſo ſandte er einen von den Seinigen aus, der ſein Opfer mit der raſtloſeſten Anſtrengung unter jeder Maske verfolgte, bis er den Augenblick günſtig fand, um ihm den Dolch in die Bruſt zu ſtoßen. Daß nicht immer Gerechtigkeit, ſondern manchmal beleidigter Stolz, feige Rachſucht, und in der Folge Plane zu politiſcher Vergrößerung dieſe Mordwerkzeuge in Bewegung ſetzten; ja, daß ſie am Ende für Geld käuflich wurden, iſt nur die natürlichſte Entwicklung einer, in ihrem Urſprung auf den frevelhafteſten Hochmuth gegründeten, Inſtitution. Selbſt bis in die entfernteſten Länder reichten die Dolche der Ismailitiſchen Mörder, und die Könige des weſtlichſten Europa's zitterten eben ſo gut bei dem Gedanken an ſie, als die Despoten des Oſtens. In der That war es auch ſchwer, ſich gegen ſo entſchloſſene Schwärmer ſicher zu ſtellen, die, wenn ihre That gethan war, nicht einmal an Flucht dachten. Mit derſelben war ihr Leben abgeſchloſſen; ſie hatten ſie im feſteſten Vertrauen verübt, unmittelbar von dem Tode, der ihnen gewiß war, in die herrlichſten Freuden des Paradiſes einzugehn. Auf welche Weiſe dieſe fanatiſche Reſignation geweckt und genährt wurde, iſt Oben ſchon bei Gelegenheit der Familienſage vorgekommen, welche ſich durch Ueberlieferung in Conſtanzens väterlichem Hauſe von den Kreuzzügen her fortgeerbt hatte. Die, für ſolche Laufbahn auserleſenen, Menſchen waren mit der Erinnerung an Sinnengenüſſe erfüllt worden, deren Sehnſucht ihnen das Leben zur Laſt machte, weil ſie ſolcher nur durch den Märtyrertod wieder theilhaftig zu werden, und ſie eine ganze Ewigkeit hindurch zu beſitzen hofften.

Auch hier zeigte ſich das Eigenthümliche der orientaliſchen Inſtitution. Ein Einzelner übt willkührlich, unbeſchränkt, ohne Controlle, ohne Verantwortlichkeit, Gerechtigkeit über Alle aus.

Dagegen ſitzen im Vehmgerichte Richter in aller Form zu Gerichte. Der Verbrecher wird förmlich angeklagt, und verhört. Man vernimmt die Zeugen, und er darf ſich vertheidigen. Ein Richterſpruch allein entſcheidet über Schuld und Unſchuld, und die Strafe wird zwar einfach, aber doch mit einiger Umſtändlichkeit vollzogen.

Die eine Inſtitution iſt in dem Lande aufgekommen, in welchem der Despotismus einheimiſch zu ſein ſcheint; die andre in demjenigen, wo die Willkühr der Gewalt, in welcher Form ſie ſich auch zeigte, nie Wurzel zu faſſen vermocht hat.

Beide Inſtitutionen haben ſich lange Zeit dem Aug ihres Zeitalters entzogen, und ſich ihm nur durch Wirkungen geoffenbart. Dieß iſt beſonders bei dem „meuchelmörderiſchen Reiche der Aſſaſſinen“ der Fall, wie unſer Landsmann

Witthof in einer, gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit mehr Geiſt abgefaßten, Schrift, als damals in dergleichen Unterſuchungen gewöhnlich war, die Herrſchaft des Alten vom Berge genannt hat. Faſt konnte man früher an der hiſtoriſchen Exiſtenz derſelben zweifeln; die Haupt-Thatſachen ſind aber vor wenigen Jahren durch einen der thätigſten und umfaſſendſten Kenner der orientaliſchen Literatur aus bisher ſo gut, als unbekannten Quellen in einem Zuſammenhang dargeſtellt worden, daß man nur zu gerne glauben mag, die ſtrengſte Kritik habe den raſtloſen Fleiß, welcher das Werk hervorgebracht, begleitet.

Drittes Capitel.

Camillo hatte den Alten verlaſſen, um die geliebte Gattin und die lieblichen Kinder einen Augenblick durch ſeine Gegenwart zu erfreuen. Und in der That zauberte die Heiterkeit, die ihm aus den Augen lachte, und jedem ſeiner Worte Anmuth und Seele verlieh, noch einige herrliche Lichtblicke in den kleinen Familienkeis. Aber die Momente dieſes Glückes waren gezählt; mit dem letzten Pulsſchlage, welcher der Herrſchaft des Wundertrankes gehorchte, verloſch es. Wie ein einbrechender Himmel ſtürzten die roſigen Luftgebilde in Camillo's Bruſt zuſammen, und er hatte noch eben Beſinnung genug, um die Aenderung zu erkennen. Leidenſchaftlich riß er ſich los von dem Kleeblatt ſeiner Liebe, nachdem er Conſtanzen beſchworen, ſich zur Ruhe zu begeben. Er würde in der Nacht ſo leiſe zurückkehren, ſagte er, daß ſie weder ſein Kommen, noch ſein Bleiben früher, als am Morgen bemerken ſollte. So geht die Sonne manchmal mit der höchſten Pracht in Purpurgewölken unter, welche nun nicht länger den furchtbaren Orkan zu zügeln vermögen, womit ſie gefüllt ſind.

Indeß hatte ſich Rabal-Zebug in den Lehnſtuhl geſetzt, in welchem er die Nächte zuzubringen ſchien. Er war ſchnell in Schlummer gefallen, und mußte lange geſchlafen haben; denn es war bereits Mitternacht, als er erwachte. Ein ſchwacher Schein fiel aus der Thüre ſeines Ofens, die nur ein wenig offen ſtand. Ein leiſes Geräuſch hatte ihn geweckt, und ſein erſter Blick ſich auf die Helle gerichtet.

Schnell wendete ſich jedoch ſein Haupt nach der Seite hin, woher das Geräuſch kam. Es däuchte ihm lauter zu werden, und er glaubte, die Tritte von Kommenden zu hören. Wirklich that ſich auch die Thüre des Gewölbes leis auf; doch folgte ſogleich eine tiefe Stille. Nach einer kurzen Weile öffnete ſich die Thüre noch ein wenig mehr; die Fußtritte ließen ſich deutlich erkennen, und eine Blendlaterne, welche man bisher bedeckt gehalten, warf einen Schimmer in das Gewölbe.

Rabal-Zebug gab keinen Laut von ſich, und horchte. „Was iſt das?“ ſprach eine Stimme; „das Feuer dieſes Ofens brennt noch!“

„Dieſe Alchymiſten haben Feuer eigener Natur,“ antwortete eine zweite Stimme. „Der Giftmiſcher hier hat eine Lampe verfertiget, die ewig brennt.“

„Puh, welche Hitze!“ ſagte die erſte Stimme. „Es iſt nicht zum Aushalten! Eilet, daß wir in die Gewölbe kommen; da wird es hoffentlich kühler ſein.“

„Ich ſuche den Eingang —“ erwiederte der Andere, und leuchtete mit der Blendlaterne auf dem Boden herum. Plötzlich traf ihr Schein den Alten, der ſich im nämlichen Augenblick aufrichtete, und der Ritter, welchen unſere Leſer ohne Zweifel ſchon erkannt haben, ließ ſeine Laterne mit einem Schrei des Entſetzens fallen, daß ſie erloſch.

„Was habt Ihr, Don Galatiano?“ rief der Mönch, der ihn begleitete, und den Alten nicht bemerkt hatte, indem er die Laterne vom Boden aufzunehmen ſuchte. Aber auf einmal wurde das ganze Gewölbe, wie vom Blitz erleuchtet, und Nabal-Zebug, welcher die Thüre ſeines Ofens aufgeriſſen, und eben ſo ſchnell einige harzige Stoffe hineingeworfen hatte, ſtand in ſeinem orientaliſchen Gewand mit dem gezückten Dolche vor ihnen.

„Barmherzigkeit!“ ſchrie der Ritter, und warf ſich vor dem Alten auf die Kniee. —

„Was fällt Euch ein, Meiſter,“ ſprach der Andere in einem gefaßtern Tone, der ſelbſt einigen Ausdruck von Heiterkeit erzwang; „Eure Beſuche ſo zu erſchrecken?“ —

Statt der Antwort hob Rabal-Zebug den Dolch empor, und wollte den Knieenden damit durchbohren, als er, die Waffe plötzlich ſenkend, ſprach: „es iſt Blut eines Böſewichts! Was nützt es mir?“ —

Mit dieſen Worten trat er an eines der Wandfächer, und nahm eine Flaſche herunter. „Trink!“ befahl er, nachdem er einen ſilbernen Becher voll eingeſchenkt, und wieß mit dem Dolch auf denſelben.

„Barmherzigkeit!“ rief der Ritter aufs Neue.

„Trink!“ wiederholte Rabal-Zebug.

„Trinkt,“ redete der Mönch zu, der ſeine Kühnheit wieder gewonnen, nachdem er die Worte **Aurum potabile** auf der Flaſche erkannt hatte.

„Barmherzigkeit!“ wimmerte Don Galatiano, ohne vom Boden aufzuſtehn.

„So laßt mich trinken —“ ſagte der Mönch mit einem fragenden Blick auf den Alten.

Dieſer nickte mit dem Haupt, ohne das Geſicht im mindeſten zu verändern. Der Mönch faßte den Becher, und leerte ihn mit einem Zuge.

Stillſchweigend füllte Nabal-Zebug den Becher wieder, und bedeutete den Ritter mit ſeinem Dolch und einem befehlenden Blicke, daß er gehorchen ſollte.

Noch immer zitternd hob Dieſer das ſcheue Auge zu dem Mönch empor, und ſah ihn mit einem Blick an, der zu fragen ſchien, ob er den Tod noch nicht in ſich fühle?

„So trinkt doch, Don Galatiano,“ ſprach der Mönch. „Ihr ſeht ja, daß es der Wundertrank iſt, welcher das Leben verlängert. Der Meiſter geht ſonſt eben nicht ſehr freigebig um mit dem Aurum potabile.“

Der Ritter ſuchte ſich vom Boden zu erheben; aber die Kräfte ſchienen ihm zu fehlen. Da faßte der Mönch ſeinen Arm, und half ihm auf die Beine.

Der arme Sünder ſtand nun zwar aufrecht; doch ließ er die Arme hängen, ohne daß er ſie, wie es ſchien, zu erheben vermochte. Er zitterte am ganzen Körper; ſein Hals war wie aufgeſchwollen, und die Augen ſtarrten die Flaſche an, welche vor ihm ſtand. Er biß die Lippen gewaltſam zuſammen, wie man ſah; aber als der Alte aufs Neue mit dem Dolch auf den Becher zeigte, wich die Muskelkraft der Lippen. Sein Mund öffnete ſich, und ſeine Zähne klapperten, wie von ſtarkem Froſte.

Für den unbefangenen Beobachter wär' es ein komiſcher Anblick geweſen, und der Mönch ſelbſt würde gelacht haben, wenn ihm nicht auf einmal ganz unheimlich zu Muthe geworden. War die Aufſchrift der Flaſche nicht eine Täuſchung? Konnte er nicht **Aqua toffana** getrunken haben? Es erſchien ihm ſelber unbegreiflich, daß ihm dieſer Gedanke nicht ſogleich gekommen war. —

„Was zögert er?“ ſprach der Alte mit einem finſtern Blick auf den Mönch.

„Trinkt, Don Galatiano!“ redete Dieſer zu. „Ich habe ja auch getrunken. Ihr ſeht, ich ſtehe noch auf meinen Beinen. Die heilige Jungfrau mag wiſſen, wie lange —“

„Länger, als Dir lieb ſein wird,“ fiel Rabal-Zebug ein.

„Alſo iſt es kein **ferrum potabile**?“ fragte der Mönch, nicht ohne Angſt vor der Antwort, die ihm werden würde.

„**Ferrum potabile** für Böſewichter, an denen das Leben ſelbſt Rache nehmen muß? Nur wer über des Todes Gewalt ſteht, iſt ſeiner würdig.“

„So trinkt,“ ſprach der Mönch, einigermaßen ermuthiget durch die Worte des Alten;

„Ihr ſeht ja, der Meiſter beſteht einmal darauf.“ —

Galatiano's ſtarres Auge richtete ſich auf den Mönch, und von dieſem einen Augenblick auf Nabal-Zebug. Der finſtere Ausdruck in deſſen Geſicht entſetzte ihn. Er griff haſtig nach dem Becher; aber als er ihn gefaßt, zitterte ſeine Hand ſo heftig, daß er ihn fallen ließ, und er ſelbſt vor Angſt zu Boden ſtürzte.

„Fort mit der Memme!“ ſprach der Alte mit einer Verachtung, deren Ton ſich nicht beſchreiben läßt. „Ein ſolches Leben iſt von ſelbſt eine Unſterblichkeit von Schande!“

„Ihr ſeid heute nicht gut gelaunt für einen Beſuch,“ ſagte der Mönch; „drum laßt uns gehen, Don Galatiano, um ihn zu einer gelegenern Zeit zu wiederholen. Gute Nacht, Meiſter!“ —

Der Alte gönnte den Grüßenden weder Blick noch Wort, und Beide eilten hinaus, als ob ſie Schlangen an den Ferſen hätten.

Mit mehr Glück, als Geſchick, tappten ſie ſich durch das nächſte finſtere Gewölbe bis an die Thüre. Aber Don Galatiano hatte ſo wenig Faſſung, daß er den Schlüſſel, der an ſeinem Gürtel hing, erſt nicht finden konnte, und als er ihn gefunden, nicht in das Schlüſſelloch zu bringen vermochte. Der Mönch mußte ihm ſolchen aus der Hand nehmen, und die Thüre aufſchließen. Erſt, als ſie Außen waren, kam der Ritter wieder einigermaßen zu ſich ſelber.

Beide wandelten einige Zeit ſtillſchweigend neben einander, als Don Galatiano's furchtſames Ohr in den mächtigen Tritten, welche den Gang herabſchallten, Camillo's Fuß erkannte.

„Da kommt er!“ ſprach er ängſtlich, und trat in die Capelle der heiligen Agatha, vor deren Thüre ſie ſich gerade befanden.

Der Mönch, in welchem ſich nun erſt die mancherlei erſchütternden Eindrücke regten, die er an dieſem Tag erhalten, folgte mit einigem Widerwillen. Aber er fühlte eine Scheu, allein zu bleiben, und ob er gleich nicht wußte, wen ſein Begleiter meinte, ſo bangte ihm doch vor jeder Bewegung, die einen Widerſtand nöthig machen konnte. Zudem überlief ihn ein leiſes Grauſen bei dem Gedanken an das Gemälde von den Siebenſchläfern und an den plötzlichen Tod von Simon Barba. Indeß maß er die Unbehaglichkeit, die er fühlte, dem Getränke bei, das er bei dem Alten zu ſich genommen. Seine innere Unruhe wuchs nur deſto mehr, und er fand es immer unwahrſcheinlicher, daß Nabal-Zebug keine Rache genommen haben ſollte. Es fiel ihm gar nicht ein, daß er nicht einmal den Ritter, der ſolche zuerſt von ihm zu erwarten hatte, zum Trinken gezwungen. Der Elende kannte keinen größern Verluſt, als den Verluſt eines Daſeins, von dem er einen ſo ſchlechten Gebrauch machte; und gerade dieſes Daſein hatte der Alte ihm und ſeinem Genoſſen durch den lebenverlängernden Trank zu einer Laſt machen wollen, die auch die Verzweiflung nicht abzuſchütteln vermöchte.

Ein ſchwacher Schein des einfallenden Mondſtrahles fiel auf die Bank, auf der ſich Beide niederließen. Sie nahmen ſtillſchweigend ihren Sitz ein, und jeder zog den Roſenkranz heraus, um ſein Gebet zu verrichten.

Indem ſie ſo ſaßen, und dem Schlaf entgegen harrten, der nur dem Rufe des guten Gewiſſens gerne zu folgen pflegt, wurde das Mondlicht immer heller und heller. Mit dem Laufe des Geſtirnes veränderte der einfallende Strahl ſeine Richtung, und ſo oft einer von Beiden die Augen öffnete, ſah er einen andern Theil der Kapelle in Beleuchtung.

Wie war dem Mönche zu Muthe, als er in einem ſolchen Augenblick den alten Geiſtlichen, welchen die türkiſche Kugel neben ihm getödtet, völlig verklärt vor ſich liegen ſah! Seine Hände waren über der Bruſt gefaltet; in ſeinem Antlitz, das von himmliſchem Lichte beleuchtet war, oder ſolches vielmehr auszuſtrahlen ſchien, lag eine ſelige Ruhe, eine ſanfte, kindliche Andacht, die in der That einer andern Welt angehören konnte. Ja, der Mönch meinte, ſeine Augen offen zu ſehn. Er horchte, ob er nicht ſein Gebet vernähme; er erwartete jeden Augenblick, daß er es geendigt haben, und aufſtehen würde.

Die Ruhe des Todten brachte keine Ruhe in die Bruſt des Lebenden. Vielmehr bemächtigte ſich Seiner, nachdem er vergebens zu beten geſucht, eine ſolche Angſt, daß ihm der Schweiß über den ganzen Körper ausbrach, und ſich in Strömen von ſeinem Geſichte goß. Bald aber ging die Angſt des energiſchen Mannes in eine Art von Wuth über. „Magſt Du der Hölle, oder dem Himmel angehören, fort aus meinen Augen!“ ſchrie er, und riß den Leichnam von der Bank herunter, auf der er gelegen. Aber im nämlichen Augenblick ſtürzte er ſelber zu Boden. Auch Don Galatiano, der während dieſer ganzen Zeit wach geweſen, hatte den Todten im Mondlicht geſehn. Allein ob es ihn gleich unangenehm überraſchte, daß der Leichnam noch in der Capelle lag, ſo wußte er doch, wie er hieher gekommen war. Sein Anblick machte daher auch nicht den ſtarken Eindruck auf ihn, wie auf den Mönch, dem ſich die tiefe Kluft zwiſchen dem Tode des Frommen und dem Leben des Ruchloſen immer weiter zu öffnen ſchien. Er ſuchte das widerliche Gefühl damit zu mildern, daß er die Augen ſchloß, und da er ſeinen Nachbar laut athmen hörte, ſo war er ſeiner Geſellſchaft gewiß, und fand darin einige Beruhigung.

Aus dieſem Zuſtand ward er plötzlich durch die wilde Bewegung des raſenden Mönchs, ſeine verzweiflungsvolle Ausrufung, und den dumpfen Schall des niederfallenden Leichnams und des, über ihn zuſammengeſtürzten, Lebenden geriſſen. Seine Angſt und ſein Enſetzen waren ſo ſtark, daß er weder zur Flucht ſich zu erheben, noch einen Ton von ſich zu geben vermochte, und dieſer grauſame Zuſtand ſteigerte ſich noch, wenn es möglich war, als gleich darauf eine tiefe Stille eintrat, das Mondlicht verſchwand, und ein dichtes Dunkel ſich um ihn verbreitete. Daß der Mönch keinen Laut mehr von ſich hören ließ, war das Fürchterlichſte für ihn. Er zweifelte gar nicht, daß die Hand des Allmächtigen den ſchweren Sünder gefaßt, und das unerbittliche Strafgericht über ihn begonnen habe.

Indem er den nächſten Augenblick für denjenigen anſah, in welchem der ewige Rächer über ſeinem eigenen Haupt losbrechen würde, befand er ſich in einem Zuſtande, worin ihm zum erſtenmal in ſeinem Leben die Schätze der ganzen Welt in ihrer Nichtigkeit erſchienen. Alles Gold und Silber, das er in Rabal-Zebug's Gewölden geſehen, würd' er im Augenblick für die ſchützende Hand gegeben haben, die ihn aus dieſer entſetzlichen Lage geriſſen.

Indeſſen war die Wolke vorübergezogen, welche den Mond bedeckt hatte, und der klarſte Schein deſſelben fiel wieder in die Capelle. Gleichzeitig erhellte ſich auch das Innere des Ritters durch den Gedanken, daß der Mönch nur den Wirkungen des Getränks unterlegen ſei, welches der Alte gemiſcht. So geneigt iſt der Menſch, ſich mit Täuſchungen zu beſchwichtigen! Als ob der ewige Richter ſeine Urtheile nicht durch Menſchenhände vollziehen ließe.

In der That brachte jener Gedanke einige Ruhe in die Seele des Nichtswürdigen, und er würde vielleicht allmählig den Schaf gefunden haben, wenn ſich ſeine Augen nicht von Zeit zu Zeit unwillkührlich geöffnet hätten. Das Mondlicht regte ſeine Einbildungskraft immer wieder neu auf, und nun zeigte ſein Wechſel ihm auf einmal einen andern Gegenſtand. Denn als er nach einer Weile den Blick aufſchlug, lag das Geſicht von Simon Barba in ſeinem ganzen gräßlichen Zuſtand, mit den herausgetriebenen Augen, und der ausgeſtreckten Zunge vor ihm. Umſonſt ſuchte er die Augen zu ſchließen; die Furcht trieb ihn immer wieder von Neuem, zu ſehen, ob nichts weiter vorging. Allmählig zeigte die Beleuchtung auch den übrigen Körper in ſeiner ganzen Graushaftigkeit. Er lag, als ob die Teufel bereits in verſchiedenen Richtungen an ihm gezerrt hätten. Der Ritter ſchloß die Augen wieder; aber die Angſt ließ ihm keine Gewalt über ſich ſelber. Der nächſte Blick ſtellte ihm den Körper des Todten ohne Kopf dar. Er glaubte nicht anders, als daß der ſtrafende Engel inzwiſchen das ſündige Haupt von dem Rumpfe getrennt habe. In ſeiner Angſt kam ihm nicht in den Sinn, daß es nur eine Veränderung des einfallenden Lichtes war, deſſen

Zurücktreten jenen Theil des Leichnams in Schatten hüllte. Ja, als ſich das Dunkel allmählig weiter über den Todten hinlegte, glaubte er den ſchwarzen Höllenſchlund ſelber zu ſehn, wie er allmählig ſeine Beute hinunterſchlang, bis er ſich endlich ſchloß, und die ganze Capelle in der finſterſten Nacht lag.

Eine ſolche Einſamkeit, mitten unter Todten, welche die Hand des ewigen Rächers ereilt hat, iſt ganz dazu geeignet, um das verhärtetſte Gewiſſen aus ſeinem Schlafe zu wecken, und alle Erinnerungen eines ganzen Lebens vor ſeinen Richterſtuhl zu ziehn. Nie zeigt ſich die Einbildungskraft erfindungsreicher, als in der Schöpfung der Quälgeiſter, welche ſie um das Haupt des Sünders verſammelt. Iſt dieſer überdieß ein Feigling, gleich Don Galatiano, ſo kann die Lage des heiligen Antonius, wie ihn Teniers umgeben von den phantaſtiſchen Ausgeburten der Hölle dargeſtellt, gegen ſeinen Zuſtand beneidenswerth erſcheinen. Das Gewiſſen des frommen Einſiedlers war rein; er beſaß die Kraft des Gebets und des Vertrauens auf ſeine Macht, und erkannte in den Schreckgeſtalten nur die unmächtigen Anſtrengungen der Hölle. Der Ritter hingegen ſah in jedem neuen Angſtbilde einen neuen Teufel, und in jedem Teufel einen andern Ankläger und Rächer. Seine Seelenangſt ließ dem Gebete keinen Raum; er erkühnte ſich nicht, die Gedanken bis zur Hoffnung auf den ewigen Erbarmer zu erheben. Er wagte nicht einmal, zu fliehen; denn der erſte Schritt ſetzte ihn der Gefahr aus, auf einen Todten zu treten, und indem er einer Qual ohne Grenzen entgehen konnte, ſcheute er ſich vor einem Unfall, der ſeine Lage nicht zu verſchlimmern im Stande war.

Kein Affect hat ſchärfere Ohren, als die Furcht, und ſo ſchien ihm denn auch nach einiger Zeit in einem langſamen, ſchleppenden Gang, der ſich von Außen der Thüre der Capelle näherte, Rettung zu werden. Wirklich öffnete ſich dieſe auch, und der Schein einer brennenden Lampe fiel in die Dunkelheit, in der er ſich befand.

Eine hohe Geſtalt, deren Anblick des Ritters Hoffnung ſchnell in neue Angſt verwandelte, folgte dem einfallenden Lichte. Sie war in einen langen, ſcharlachrothen Mantel gehüllt, und hatte das Geſicht mit einer ſchwarzen Maske bedeckt. Ein ſtarker Wuchs ſchneeweißer Haare, die zu ihren beiden Seiten herunterfielen, vermehrte das Schreckhafte der Erſcheinung.

Mit ihrem ſchleppenden Gange trat die Geſtalt vorwärts, bis ſie den Fuß an einen der Leichname ſtieß. Sie hielt ſtill, und ſetzte die Laterne neben ſich auf den Boden. Dann ſchlug ſie den Mantel über die rechte Schulter zurück, und machte das kurze, aber breite, blinkende Schwert ſichtbar, das ſie in der Hand trug.

Mit übergeſchlagenen Armen, und die gefährliche Waffe immer dabei in der Hand haltend, blieb ſie vor dem Todten ſtehen, der zu ihren Füßen lag. Sie ſchien ihn mit Verwunderung zu betrachten, und ſchüttelte mehreremale den Kopf; dann begann ſie:

„Dieſer Mann hat ſein Eſſen noch nicht verdaut. Sein Magen beſitzt doch alle Tugenden, die ſeinem Herzen abgehn. — Es iſt eine Zeit darnach! die Nacht könnte den Tag wohl verſchlingen, aber ſie wird lange daran zu verdauen haben. — Pfui, Simon Barba! Zeigt doch die Zunge nicht; mit Lügen fängt man heutzutage keine Sperlinge mehr.“ —

„Wären feige Schurken in tapfere Männer zu verwandeln,“ fuhr der Verlarvte nach einer Weile fort, „müßten die Weiber trauern, denen die Schande lieber iſt, als die Ehre. Warum nicht? Hat man doch erlebt, daß Ritterherzen zu Goldbörſen wurden! — Freilich, der edle

Falke wird nie ein Rabe werden. Und doch iſt der Rabe ſo klug, als ein Mann, der ſeinen guten Namen nach dem Gewicht verkauft, und ein hohes Alter erreicht er, ſo gut, wie alle Schurken.“ —

„Ihr habt die Wahl, Simon Barba; wollt Ihr lieber bei Mondſchein an den Füßen aufgehangen ſein, oder beim Sonnſchein am Hals? Ich rath' Euch zum Mondſchein, und hab' ich mein Werk verrichtet, ſo ſteh' ich Euch zu Dienſte. Der Mond wartet ſchon auf mich Oben auf der Plattform, und ſollt' ich auch bis Morgen Abend ausbleiben.“ —

„So ſteht doch auf, Simon Barba,“ fuhr der Verlarvte fort, und faßte die Hand des Todten. Aber er ließ ſie gleich mit einem Ausdruck von Abſcheu wieder fahren. „Eine Hundsſchnauze in der Geſtalt von Simon Barba's Hand! Iſt des Teufels Herrſchaft zu Ende, daß er der Erde die Späße auftiſcht, welche die

Hölle nicht mehr belachen will? Bei der Mütze meines Falken, Ihr dauert mich, Simon Barba. Ihr habt die Naſe nie ſo hoch getragen gegen mich, daß ich ſie nicht noch mit meinen Blicken erreichen konnte. Geduldet Euch nur; hab' ich erſt mein Werk gethan, ſo leih' ich Euch meine Larve. Mit dieſem Geſicht nimmt Euch der Abgrund nicht auf. Ruft mich nur, wenn Ihr wieder aufwacht. Müßt Ihr zweimal ſterben, ſo iſt's am beſten, Ihr thut es, ſo lang Ihr noch in der Uebung ſeid.“ —

Mit dieſen Worten ſchritt der Verlarvte über den Leichnam weg, und der Schein ſeiner Laterne traf den Mönch, der am Boden lag.

„Wo bin ich?“ ſprach er, und betrachtete den Liegenden mit Verwunderung; dann blickte er um ſich herum, als ob er ſich vergewiſſern wollte, wo er wäre. „Bin ich denn in einer Barbierſtube, wo ſich die müßigen Schwäzer verſammeln, um gute Namen mit ſchlechten

Zähnen zu zerreißen? — Sie ſagten von ihm, er ſei ein Heiliger in Schurkengeſtalt; aber wenn das Beten heißt, ſo will ich mit den Fledermäuſen in die Sonne fliegen. Dieſer Mönch hat ja hundertmal mit ihnen um die Schornſteine geſchwirrt, wenn ſie um Mitternacht von den Gebeten der Heuchler rauchten. Was liegt mir daran, ob es ihm Ernſt iſt? Alle dieſe Sünder haben der Hölle das Gelübd' abgelegt, und das iſt nicht mehr zu löſen. Aber Don Galatiano'n fehlt der Muth zum rechten Sünder. Wenn er ſieht, daß er ſterben muß, ſo betet er, und betet er, ſo hat der Teufel keine Gewalt über ihn. Bei Sanct Johann, ich bring' ihn nicht gern' um; aber muß ich nicht ſein Seelenheil und ſeine Rittererhre retten?" —

Unſre Leſer mögen ſich die Lage des Ritters denken, welcher jede Bewegung des Verlarvten vor ſich ſah, und alle ſeine Worte hörte. Mehrmals kam ihm der Gedanke, ſich leis zu erheben, und wegzuſchleichen; aber es fehlte ihm die Entſchloſſenheit dazu.

„Bei der Mütze meines Falken, ich tödte dich nicht, Mönch,“ fuhr der Verlarvte fort. „Du kannſt dem Simon Barba noch die Abſolution geben; zur Beichte werdet ihr Zeit genug in der Hölle finden. Es geht zuſammen, wie Beten und Zotenreißen, und hilft für Langeweile und böſes Gewiſſen. Ein Stück Käſe könnt' ich mir zwiſchen Mitternacht und Morgen wohl gefallen laſſen, wenn meine Larve ſo hungrig wäre, wie Simon Barba eine Viertelſtunde nach dem Mittageſſen. Hat man je einen Mönch geſehn, dem ein langes Gaſtmahl nicht lieber geweſen wäre, als eine lange Meſſe? Im Grund iſt auch die längſte Lanze diejenige, die den Feind am beſten trifft. Alles iſt Poſſenſpiel in der Welt! Auch von der Ehre müßt Ihr mir nicht ſprechen. Sie iſt ſo im Anſehn geſunken, daß man ſie bald nur noch bei Bettlern finden wird.“ —

Mit dieſen Worten nahm der Verlarvte die Laterne wieder auf, und wollte weiter gehn; da fiel ihr Strahl auf den todten Geiſtlichen, welchen der Mönch von ſeiner Bank heruntergeworfen. Der Leichnam war ſo gefallen, daß er nichts von ſeinem Anſtand verloren. Er lag mit dem obern Theil des Körpers auf den niedrigen Stufen, die zum Hochaltare führten. Seine Hände waren zwar von der Bruſt auf den Bauch gerückt, aber noch gefaltet, und er ſchien in der Lage eines Ruhenden mit dem Oberkörper etwas zur Seite geneigt.

„Stille!“ ſprach der Verlarvte bei dieſem Anblick, indem er ſeine Laterne in der Hand behielt. „Die Träume dieſes Mannes ſind Gebete, und ſein Wachen fromme Thaten. Es iſt mir lieb, daß ich ihn hier finde; ich hätt' ihn ſonſt vergeſſen. Bei Sanct Johann, er verdient eher getödtet zu werden, als Don Galatiano. — Einen Schlafenden ſoll man nicht tödten, man ſoll einen Betenden nicht ſtören — Tod kann man das eigentlich nicht nennen. Der Tod ſelbſt iſt nur Schlaf! Ich ſoll tödten alle Gerechten in dieſer Nacht! Müßt' ich mit ihm nicht beginnen? — Nein! Lieber endigen mit ihm! dann weiß ich auch gewiß, daß kein Gerechter mehr übrig und mein Werk gethan iſt. Aber wacht mir nicht früher auf, Don Francesco, hört Ihr's?" —

Der Verlarvte ſchien noch mit dem Blick auf dem Leichnam des Greiſes zu weilen, als er weiter ging, und vor die Bank trat, auf welcher Don Galatiano lag. Der Ritter hatte dieſe Stellung angenommen, um das Anſehn eines Todten zu haben, und hielt ſich unbeweglich mit geſchloſſenen Augen. Kein Wort war ihm entſchlupft; er durfte nicht zweifeln, daß die Erſcheinung ihm allein galt, und da der Mönch ſo leicht als ein Todter durchgegangen war, ſo hoffte er dadurch am ſicherſten dem

Schwert zu entrinnen, das ihm ſo drohend zublitzte. —

„Er ſchläft nicht," begann der Verlarvte. „Don Galatiano ſchläft nicht mit gefalteten Händen. Der Schlaf iſt kein Heuchler; ſie haben ſie ihm zuſammengelegt. Wenn ſie nur auch ſeinen zerbrochenen Wappenſchild wohl verſteckt haben! — Bei Sanct Johann, ſo lang' ich mein Schwert halten kann, ſoll ihn Niemand mehr zu Geſicht bekommen! Ja, er iſt todt! Könnt' ich ſagen, Gott hab' ihn ſelig, wär's mir lieber. Bei Sanct Johann, ich hätte ungern das Schwert in das Herz des Sohnes ſeines Vaters geſtoßen! — Ich war berufen, und am beſten ſtarb er durch meine Hand! Wenn der Tod kommt, und zählt ſeine Opfer, ſo ſtößt er ihn vielleicht hinunter in die Hölle, weil er ihn nicht unter den Gerechten findet, die ich tödten ſoll." —

Der Ritter begann wieder zu athmen, als

er dieſe Worte vernahm. Aber ſeine Freude war von kurzer Dauer; denn der Verlarvte fuhr fort:

„Ich kann ihn ſo nicht zur Hölle fahren laſſen. Das hat ſein Vater nicht um mich verdient. Ein tüchtiger Hieb in den Hals, und der Tod iſt angeführt. Was kann er anders glauben, als daß der Ritter ſeinen Lohn in dieſer Welt empfangen?“ —

Die Lage des Ritters war entſetzlich. Er durfte nicht aufſpringen, nicht die Augen öffnen; denn der Tod war ihm gewiß. Das breite Schwert ſtand ſeinem Hals ſo nahe, daß es nur einer leichten Bewegung bedurfte, ſo war er das Opfer derſelben. Mehr, als Einmal, zuckte er; ja er fing an, ſo heftig zu zittern, daß der Verlarvte ſolches nothwendig bemerken mußte. Glücklicher Weiſe ſchien dieſer eine Art von Widerwillen zu haben, ihn anzuſehn.

„Was hilft's?“ fuhr derſelbe fort. „Der muß noch geboren werden, der den Tod täuſchen kann! Es iſt genug, daß die Schmach ſeines Hauſes mit ihm zu Grabe geht; aus der Hölle iſt er nicht zu retten! Bei der Seele ſeines Vaters, ich will ihm für ein Grab ſorgen, tief genug, daß ihm die Raben das Herz nicht aushacken können. Ich weiß es wohl. Es wäre deshalb nicht nöthig; denn ſein Herz iſt mit Gold gefüllt. Die Würmer werden ſich mit Ekel davon wenden. Aber ſie ſollen nicht den Namen des Mannes wiſſen, den ſie ſo tief verachten!" ſetzte er lebhaft hinzu, indem er ſich die Larve abriß, und ſie auf das Geſicht des Ritters legte.

Dadurch ließ ſich denn auch die Erſcheinung als der dienende Bruder Pietro erkennen, welchen unſre Leſer vielleicht bereits errathen haben. Schaam und Schmerz über die Verworfenheit eines Mannes, den er aus Standespflicht ehren, und aus alter Gewohnheit lieben mußte, hatten lange ſchon das Gleichgewicht ſeiner Geiſteskräfte erſchüttert, bis der Tod des Falkenjägers daſſelbe vollends zerſtörte. Die Schmach des alten Hauſes, welchem der Ritter angehörte, verfolgte den treuen Diener Tag und Nacht. Und ſo geſchah es, daß er in einem jener halb hellen Augenblicke, worin ſolchen Unglücklichen manchmal die eine Seite der Dinge ganz klar iſt, während die andre vollkommen dunkel für ſie bleibt, ſich in den Kopf ſetzte, er müſſe Don Galatiano tödten, um ihm die Uebergabe des Caſtells unmöglich zu machen. Die Hoffnung, dieſen Schandfleck von ihm abzuwenden, übte eine ſolche Gewalt über ihn aus, daß Geſetz und Religion in ſeinem Innern ſtumm blieben.

Mit einem Ausdruck, in welchem die gewaltigſte Abſpannung aller Seelenkräfte unverkennbar war, wandte ſich der Unglückliche ab von ſeinem Herrn, und ſchritt langſam dem Altare zu. Er kniete auf der unterſten Stufe deſſelben nieder, und ſtellte ſeine Laterne neben ſich. Doch betete er nur wenige Augenblicke, als er ſchon dem Bedürfniß nach Schlaf unterlag. Allmählig ſank er mit dem obern Körper auf die gefalteten Hände, und mit dieſen auf die höchſte Stufe des Altars, ſo daß ſein Geſicht auf dieſelbe zu liegen kam. In dieſer Bewegung ſtieß er die Laterne um, die, auf der einen Seite offen, auf der andern, ſtatt der Gläſer, in Oel getränktes Papier hatte. Das kurze Talglicht ſteckte das Papier an; im Augenblick ſchlug die Flamme empor, und ergriff die Leinwand, welche den Altar bedeckte. Faſt eben ſo ſchnell verbreitete ſie ſich bis zu dem Fuße des hohen Crucifixes von Holz, das auf dem Altare ſtand. Daſſelbe hatte zum Poſtament einen Todtenkopf, aus deſſen Augen ſich eine große Schlange herauswand, welche ſich an dem Kreuz emporbäumte, und aus dem weitgeöffneten Rachen die Zunge gegen den Gekreuzigten fletſchte.

Und nun bewirkte das Spiel des Zufalls einen Anblick graushafter Art. Das Feuer hatte das trockene Holz des Todtenkopfs von Innen ergriffen, und war in die hohle Schlange eingedrungen, in der es durch den Luftzug raſch vorwärts getrieben wurde, ſo daß die Flamme praſſelnd aus ihrem offenen Rachen emporſchlug. Grad' in dieſem Augenblick hatte der Ritter die Augen zu öffnen gewagt Das entſetzliche Schauſpiel ſtürmte mit ſolcher Gewalt auf ihn ein, daß alle andre Furcht von ihm wich, und er mit einem lauten Schrei aufſprang, und nach der Thüre lief. Sein Geſchrei und der ſtinkende Rauch weckten den Mönch, der nur in einer tiefen Ohnmacht gelegen, und noch halbbetäubt den graushaften Anblick anſtarrte. Auf einmal brach das Crucifix zuſammen, und ſtürzte brennend neben ihm nieder. Die Flamme zündete ſein Gewand an, und erſt, als er dieſes brennen ſah, ward er ſich ſeines Zuſtands bewußt.

Er glaubte nicht anders, als daß das Weltgericht begonnen, und die Hölle ihren Feuerpfuhl um ihn geöffnet habe. Dennoch verlor er die die Beſinnung nicht ſo weit, um ſich ohne Widerſtand ihrer Macht zu unterwerfen, ſondern ſtürzte hinaus aus der Capelle, wie wenn er allen Dienern ihres Zorns entfliehen wollte.

Auch der unglückliche Pietro erwachte, als ihm die Flammen ins Geſicht ſchlugen, und der Rauch den Athem erſchwerte. Mit dem Ausdruck des Blödſinns, und ohne ein Zeichen von Erſtaunen oder Ueberraſchung von ſich zu geben, ſah er um ſich, und wandelte langſamen Schrittes fort. Daß ſein Mantel brannte, ſchien er gar nicht zu bemerken.

Schnell füllte ſich der ganze Raum mit dichtem Qualm, und verbarg das Werk der Zerſtörung, welches ſich jetzt unaufgehalten vollendete.

Viertes Capitel.

Camillo hatte die Nacht auf der Zinne des Thurmes zugebracht, welcher das Thor und die Zugbrücke des Caſtells deckte. Sein ſcharfes Auge beherrſchte von hier aus jeden Punct, auf dem ſich die Gefahr von Außen und Innen nähern konnte, und ſeinem Ohr entging kaum das leiſe Wort, das von der kleinen Schaar ſeiner Getreuen geſprochen wurde. Der Morgen fand ihn noch vor einer Schießſcharte der Mauerkrone ſtehend, welche das platte Dach des Thurmes einfaßte. In düſtern Gedanken verloren, blickte er hinaus nach Oſten, als ob auch ihm Hülfe kommen müßte vom Aufgang; wie ſie der

Menſch jedes Glaubens gleichſam aus Inſtinct von da zu erflehen und zu erwarten pflegt. Die Nacht verlor ſich allmählig in ſanfte Dämmerung, und an des Horizontes Saum zeigte ſich der blaſſe Schein, welcher das nahende Geſtirn verkündigt. Die Helle wuchs mit jedem Augenblick; noch ſchneller vergoldete ſich jener Schimmer, und auf einmal ſtieg die Sonne in ſeltener Herrlichkeit aus dem Meere empor. Ein ungeheurer Glanzfächer breitete ſich aus von ihr bis zu den Küſten der Inſel.

Unſere Leſer erwarten keine Schilderung von Dem, was in der Seele des jungen Mannes vorging. Sie wiſſen ſo gut, wie wir, daß innerer Jammer am ſchwerſten laſtet in den Momenten, in welchen ſich uns irgend ein ſchönes Glück anbietet, das wir in andern Zeiten mit ruhigem Gemüth, und vielleicht in Gemeinſchaft mit Denen genoſſen, deren Liebe unſer Leben verſchönerte. Camillo erkannte wohl die herrliche

Naturſcene, die vor ihm lag; aber er fühlte auch, daß es nichts Schönes mehr für ihn gab in einer Welt, welche den ganzen Himmel ſeines Familienglücks nicht zu ſchützen vermochte.

In dieſer troſtloſen Stimmung unterbrach ihn das Gelächter ſeiner kleinen Schaar. Die tapfern Männer trieben fröhliche Scherze, und erzählten einander luſtige Schwänke. Sie ſchienen die gefährliche Lage, worin ſie ſich befanden, vollkommen vergeſſen zu haben.

Camillo überzeugte ſich, daß er ſie wohl auf einige Stunden verlaſſen konnte. Doch verſäumte er nicht, dem Zwerge, der, ohne ſich um die Unterhaltung der Uebrigen zu bekümmern, mit der größten Emſigkeit ſeinen Degen ſpitzte, einzuſchärfen, daß er ihn ſogleich rufen ſollte, wenn ihm die geringſte Bewegung von Außen oder von Innen bemerklich würde. Allen empfahl er die angeſtrengteſte Wachſamkeit, und verſprach, im Augenblick, da es Noth thäte, wieder bei ihnen zu erſcheinen.

Mit dem bloßen Degen in der Hand, und nicht ohne die größte Vorſicht, daß kein meuchelmörderiſcher Angriff auf ihn geſchehen konnte, durchſchritt er die Höfe und Gänge des Caſtells. Das Leben ſchien für ihn jetzt erſt koſtbar zu werden, da ihm der Verluſt der höchſten Güter deſſelben ſo nahe lag. Als er ihres Beſitzes gewiß war, hatte ſich ihm nie ein Gedanke an Gefahr genähert.

Leis ſchloß er die kleine Pforte des Gewölbes auf, durch welches der Eingang zu ſeinen Geliebten führte. Auf den Zehen durchwandelte er die vorliegenden Räume, bis er die Thüre des Gemachs erreicht, worin ſie ſich befanden. Er öffnete ſie mit der größten Behutſamkeit, und trat ein. Es gelang ihm ſo gut, daß Keines von ihnen durch das Geräuſch geweckt wurde. Conſtanze, welche die Ahnung der Geſahr durch ihr glaubiges Vertrauen nicht mehr ganz zu überwinden vermochte, war erſt gegen Morgen eingeſchlafen, und lag in halb ſitzender Stellung in einer Ecke der Ottomane. Giulietta lehnte an ihrer Bruſt, und Marcellina hatte das lockigte Haupt auf der andern Seite in ihren Schooß gelegt. Es war ein Bild der Ruhe und Unſchuld, welches die Engel im Himmel mit Wonne betrachteten.

Dieſer Anblick wurde noch peinlicher für Camillo'n, als der herrliche Sonnenaufgang. Was ihn ſonſt entzückt hatte, erfüllte ihn jetzt mit Verzweiflung. Dennoch verſuchte er, ein wenig zu ruhen, und ſetzte ſich in die andere Ecke der Ottomane, die Augen auf die liebliche Gruppe gerichtet. Aber die Unruhe, welche ſich Seiner bemächtigte, ſtieg auf eine unerträgliche Höhe. Es war ihm unmöglich, ſitzen zu bleiben. Er ſtand auf, und öffnete die innern Laden der Fenſter, damit das Tageslicht in das Gemach fiel. Er ſtellte ſich an das Fenſter, und ſah hinaus. Alles war ſtill und ruhig, wie im tiefſten Frieden. Ein gewaltiger Aufruhr der Natur, ein gefahrvoller Sturm der Feinde, ein heftiges Feuer aus ihren Batterien auf das Caſtell würde ſeinem Zuſtand beſſer entſprochen, und ihn vielleicht gelindert haben. O die Welt erſchien ihm ſo fahl, ſo einförmig, ſo werthlos, daß er ſie nicht mehr anſehen mochte!

Er nahm den vorigen Platz in der Ecke wieder ein, und verlangte nach Schlaf, an den er ein Recht zu haben glaubte, nachdem er mehrere Nächte hindurch kein Auge geſchloſſen. Aber der Schlaf kommt wohl dem Unglücklichen zu Hülfe, der nur um ſein eigenes Leben bekümmert iſt. Wen die Sorge quält um Diejenigen, die er liebt, der ſeufzt umſonſt nach ihm. Der Schlaf iſt launiſch, wie ſeine Kinder, die Träume. Ungerührt geht er vorüber an dem Kranken, der nach ſeinem Beſuche wimmert, um ſich auf die Augen des Geizhalſes zu ſetzen, der ihn, wie der Dieb, fürchtet. So ſchleppen ſich die Träume als bleierne Ungeſtalten über das hohe Stirngewölbe des Denkers, und umgaukeln die Schlafmütze des Dummkopfs mit Scherzen, die er wachend nicht verſtehen würde.

Die Augen Giulietta's öffneten ſich, und erkannten den Vater. Auf den Zehen ſchlich ſie zu ihm, um zu ſehen, ob er wache. Er ſtreckte ihr die Hände entgegen, und das heitere Kind ſtürzte in ſeine Arme. Sein Freudenruf weckte die beiden Andern, und Camillo ſprang auf, ihnen entgegen. Er hob Marcellina'n zu ſich empor auf ſeine Arme, und drückte Conſtanze an ſeine Bruſt. Schweigend blickte die ſanfte Frau zu ihm auf, um in ſeinem Antlitz die Stimmung ſeines Geiſtes zu erkennen. Ach, ſie fühlte, ohne es ſich zu geſtehn, daß dieſe Stimmung ihr Schickſal war!

Glücklicherweiſe überſtrahlte der augenblickliche Ausdruck der Freude des Wiederſehens die Nacht, die über Camillo's Seele lag, und die zarte Frau konnte ſich noch mit dem Glauben an die Dauer ihres Glückes täuſchen.

„Weißt Du, was ich träumte, Väterchen?“ ſprach Giulietta, indem ſie die großen, ſchwarzen Augen zu ihm emporhob.

„Ich denke, Du träumteſt, der Vater ſei da,“ erwiederte Camillo.

„Du haſt es nicht errathen, Väterchen. Was braucht' ich auch zu träumen, was gewiß war?“

„O welches Wort haſt Du geſprochen, mein geliebtes Kind!“ rief Camillo in tiefer Wehmuth. „Ja, Alles Glück iſt nur ein Traum; Jammer iſt alle Wirklichkeit! Aber was träumteſt Du denn, meine Giulietta?“ ſetzte er, ſich zu heiterem Tone faſſend, hinzu.

„Ich träumte ſchön, Väterchen. Wir waren nicht mehr in dieſen Gewölben. Wir waren drüben im Garten, den uns die häßlichen Türken genommen. Da ſtand Mütterchen und ſah hinaus aufs Meer, ob Väterchen noch nicht komme. Und als Du nicht kamſt, ſprach ſie: ſüße Kinder, wir müſſen den Vater aufſuchen. Dann nahm ſie mich in die Arme, und nahm Marcellina in die Arme, und ſchwebte mit uns hinauf in den Himmel. Es war, als ob wir Vögel geworden wären."

„War Marcellina auch ein Vogel geworden, Giulietta?" fragte Marcellina in ihrem gewöhnlichen ſchüchternen Tone.

„Gewiß biſt Du auch mit geflogen," erwiederte Giulietta.

„Ach, ich wollte, daß ich noch ein Vogel wäre!" ſagte das liebliche Kind.

„Nicht wahr, dann flögeſt Du weg über dieſe häßlichen Mauern?" ſprach Camillo.

„Und flögeſt zur Muhme Roſalia?" ſetzte Conſtanze hinzu.

„Ach, zur Muhme Roſalia!“ rief Giulietta, und ſchlug die Händchen vor Freude zuſammen, indem ſie in die Höhe hüpfte.

„Und Ihr floget ſo fort ohne mich?“ fragte Camillo. „Wohin ging denn Euer Flug?“

„Ich weiß es nicht, Väterchen. Aber Du mußt doch mit geweſen ſein; denn als ich erwachte, ſah' ich Dich gerade vor mir.“

„Väterchen war nachgeflogen, damit Mütterchen nicht fallen konnte,“ ſprach Marcellina, furchtſam erröthend, als ob ſie ein vorlautes Wort geſagt zu haben fürchtete.

„O Du Engel vom Himmel! — Ja, es muß einen Himmel geben, woher ſolche Engel kommen, und wohin ſie wieder gehen!“ rief Camillo, und ſchloß das ſüße Kind mit einem Ausdruck an die Bruſt, in welchem die ganze Begeiſterung des Schmerzes lag.

„Ja, einen ſolchen Himmel gibt es, Camillo,“ ſprach Conſtanze mit dem vollſten Vertrauen ihres glaubensfeſten Herzens. „Was wäre denn unſer kurzes Leben, wenn uns der Himmel nicht wieder vereinigte?“

„Gott! Gott, wenn Du biſt, ſo ſchenke mir Glauben!“ rief Camillo mit zum Himmel gerichteten Blick, und in einem Tone, worin die Hoffnung mit der Verzweiflung zu kämpfen ſchien.

„Ach, mein Geliebter, Du haſt ihn, ſo bald Du ihn wünſcheſt,“ ſprach Conſtanze. „Bete nur, und Du wirſt es fühlen!“

„Ich habe noch nicht gebetet, Mütterchen,“ ſagte Giulietta; „darum iſt Väterchen auch nicht heiter.

Giulietta hatte das Wort nicht geendigt, ſo kniete Marcellina bereits, und faltete die Händchen. Giulietta kniete neben ſie, und ſprach das Gebet:

„Heilige Jungfrau, ich bitte Dich, ſchütze mir Vater und Mutter und Schweſter! Heilige

Jungfrau, ich bitte Dich, laß mich ſo fromm ſein, wie ſelber Du biſt!“ —

Marcellina hatte das Gebet halb leiſe nachgeſprochen, und Conſtanze wurde dadurch ſo bewegt, daß ſich ihre Augen mit Thränen füllten.

Camillo, der aufs Tiefſte ergriffen war, ſprach mit einer Faſſung, die ſeinem Tone faſt etwas Feierliches gab: „kommt, meine Geliebten! Wir wollen den ſchönen Morgen wieder einmal unter freiem Himmel genießen —“

„Sind die Türken abgezogen?“ fragte Conſtanze mit einer Haſt, die ihr ſonſt nicht eigen war. „So iſt das Wort der Heiligen ſchon in Erfüllung gegangen?“

„Gewiß wird uns heute Befreiung werden,“ erwiederte Camillo mit einem Tone, der faſt zitterte. „Kommt, der Morgen iſt gar zu ſchön!“ —

Giulietta ſprang vor Freuden in die Höhe; Marcellina ergriff die Hand ihres Vater und ihrer Mutter.

In wenigen Augenblicken waren ſie fertig. Camillo trat im Vorbeigehn zu Nabal-Zebug ein, kam aber gleich wieder zu den Seinigen. Wie es ſchien, hatte er etwas unter dem Mantel verborgen, und konnte daher auch nur Marcellina'n die Hand reichen. Giulietta hüpfte ihnen voran; denn der Weg nach der Plattform war ihr noch von dem Tage her bekannt, als die Statue der heiligen Agatha in Prozeſſion hinauf getragen wurde.

Conſtanze, welche die Augen auch unter dem Schleier ſittſam zu Boden ſchlug, bemerkte die Unglück verkündigenden Blicke nicht, die ihnen überall begegneten. Camillo'n bangte deſto mehr, daß ſie irgend ein Wort vernehmen möchte, welches ihr den Haß, den man auf ihn geworfen, und den Grund deſſelben verrathen könnte. Aber er war noch zu ſehr gefürchtet, als daß ſich die feindſelige Stimmung in ſeiner Nähe anders, als in Blicken kund zu geben vermochte.

So erreichten ſie die Plattform, die im vollen Lichte der erſten Morgenſonne da lag. Ein leiſer, aber erfriſchender Wind wehte von Italiens Küſten herüber, und bewegte ſanft die Oberfläche der See, daß ſie in ſaphirfarbenen Facetten wogte, deren Kanten in Diamantenfeuer ſpielten. Die Inſeln ſchienen wie bunte Teppiche darauf zu ſchwimmen, deren Farben ein reicher Thau erfriſcht hat. Ueber der ganzen herrlichen Scene wölbte ſich der Himmel im heiterſten Blau, und der Mond ſtand noch an ſeinem Bogen, als vermöchte er ſich nicht zu trennen von der herrlichen Welt, die er beſtrahlt hatte.

Die Kinder hüpften an die Bruſtwehr, welche die Plattform einfaßte. Giulietta konnte gerade noch über dieſelbe wegſehn.

„Ich erkenne mein Oleandergebüſch!“ rief ſie.

„Siehſt Du auch mein Mandelbäumchen?“ fragte die Kleine.

„Gewiß Marcellina; ich ſehe Dein Mandelbäumchen, und ſehe der Mutter Granatbaum. Aber Väterchens Pinie find' ich nicht mehr."

„O die ſchöne Pinie, die über die Sonne wegreichte! Was haben ſie mit der ſchönen Pinie gemacht, Giulietta?"

„Die häßlichen Türken haben ſie umgehauen."

„Kann man die häßlichen Türken auch ſehen?"

„Da kommt gerad' Einer! Willſt Du ihn ſehen, ſo heb' ich Dich in die Höhe, Marcellina."

„Ich mag die böſen Türken nicht ſehen, die Väterchens ſchöne Pinie umgehauen. Warum haben ſie nicht lieber mein Mandelbäumchen umgehauen?"

„Gutes Kind!" rief Camillo, der das Geſpräch der Kleinen gehört. „Es iſt, wie ſeine Mutter, immer bereit, Alles aufzuopfern für die Seinigen!"

„Warum läßt der liebe Gott die böſen Türken Deine ſchöne Pinie umhauen?“ fragte Giulietta.

„Der liebe Gott läßt alle Bäume umhauen,“ erwiederte Conſtanze an Camillo's Statt. „Den Einen früher, den Andern ſpäter. Dafür läßt er die ſchönen jungen Bäume wieder nachwachſen.“

„Und auch Dieſe wachſen, um gefällt zu werden,“ rief Camillo in unſäglicher Trauer. „So reift Alles nur für die Zerſtörung!“

„Welche troſtloſe Anſicht, mein Camillo!“ ſprach Conſtanze mit ſanftem Vorwurf. „Ach, ein einziges Gebet würde ſie zerſtreuen! Du würdeſt in jeder Zerſtörung nur ein neues, unzerſtörbares Leben erkennen!“

„Ich kann jetzt nicht beten Conſtanze,“ erwiederte Camillo. „Aber komm; vielleicht wird es mir beſſer. Ich habe einen Trank mitgebracht, der alle Sorgen wegſpühlt — Setzen wir uns hier auf den Boden; dann ſehen wir nichts von dieſer Welt, als das heitere Himmelsgewölbe.“ —

Mit dieſen Worten breitete Camillo ſeinen Mantel auf den Boden aus, und bat Conſtanzen, ſich darauf zu ſetzen. Er ſtellte zwei Flaſchen mit Bechern, die er mitgebracht, nieder, und nahm vor ihr Platz. Die Kinder ſetzten ſich zwiſchen Beide, ſo daß ſie zuſammen ein kleines Viereck bildeten.

Darauf ſchenkte er die Becher voll ein, und reichte Conſtanzen den Einen. Den Andern leerte er ſelber. „Die Kinder,“ ſprach er „trinken mit der Mutter.“

„Welches Getränk iſt dieß?“ fragte Conſtanze, bevor ſie koſtete.

„Aurum potabile!“ erwiederte Camillo, der die Wirkung deſſelben bereits zu verſpüren anfing. „Es iſt Gold; Gold, das man trinkt, welches das Herz erheitert, den Kopf erhellt, und den ganzen Menſchen über ſich ſelbſt erhebt! Trinke, meine Geliebte! Es iſt der Nektar des Alterthums, worin ſich die Götter ewigen Frohſinn tranken!“ —

Conſtanze, der die Veränderung in Camillo's Weſen bereits auffiel, ſagte: „es iſt ein ſtarker Wein, und Du weißt es, Geliebter, daß mir die ſtarken Weine nicht gut bekommen —“

„Es iſt kein Wein, Conſtanze. Es iſt mehr als Wein; es iſt ein Wundertrank von der höchſten Seltenheit. Nur Wenige ſind ſo glücklich, ihn koſten zu können. O wie wird es, lebendig, wie hell, wie roſenfarb in meinem Innern! Trinke, Du Einzige an Anmuth und Liebreiz, auf daß Du den ganzen Himmel theileſt, der ſich in meiner Bruſt aufthut! Trinket, Ihr Engel meines Lebens, damit das Glück, welches mich erfüllt, auch das Eurige werde! Trinke, herrliches Weib —“

Conſtanze wußte nicht, was ſie von der ſchnellen Aenderung, die mit ihrem Gemahl vorgegangen war, denken ſollte. Seine ſorgenbedeckte Stirne war auf einmal glatt geworden, wie ein Spiegel. Sein Auge ſprühte Funken von Geiſt und Lebensluſt, und die Bläſſe ſeines Geſichts hatte ſich in die friſcheſte Farbe der Kraft und Geſundheit verwandelt. Die Kinder ſelbſt bemerkten, daß es ganz anders mit ihm geworden, und hefteten mit Verwunderung die Blicke auf ihn. Marcellina's Auge ſchien faſt einige Bangigkeit auszudrücken.

Conſtanze widerſtand den dringenden Bitten des geliebten Mannes nicht länger. Sie ſetzte den Becher an den Mund, und trank mit Beruhigung, da ſie den Geſchmack ganz angenehm, und gar keine Aehnlichkeit mit feurigen Weinen fand. Den Reſt gab ſie den Kindern, welche das Behagen über das ſüße Getränke laut ausdrückten.

„Wie wird mir, mein Camillo!“ ſprach Conſtanze in den nächſten Augenblicken. „Unmöglich iſt dieß die Wirkung des Weins, dem man vorwirft, daß er die Sinne beneble. Es hebt ſich weg von mir, wie eine ſchwere Decke. Wo ſind wir, mein Geliebter? Auf welcher Inſel der Seligen ſchwimmen wir? Kommt an mein Herz, meine ſüßen Kinder! O wie reich bin ich an Glück durch Euch und ihn!" —

Die Kinder hatten ſich freudetrunken ihrer Mutter in die Arme geworfen. —

„Und mich verläßt man, als wär' ich ein Fremdling in dieſem Himmel?" ſagte Camillo ſcherzend.

„Ich verlaſſe Dich nicht, Herzensväterchen," rief Giulietta, und ſtürzte an ſeine Bruſt.

„Und Mutter auch nicht!" rief Marcellina, und folgte dem Beiſpiel ihrer Schweſter. Conſtanze aber rückte dem Geliebten näher, und umſchlang ihn mit ihren Armen.

„Nun hab' ich Dich aber auch, herrlicher Mann," ſprach ſie, „und laſſe Dich nie wieder aus meinen Armen!"

„Wer ſollt' uns zu trennen vermögen? Eher wird man Licht und Feuer, Feuer und Wärme, Wärme und Leben ſcheiden, ehe ſich trennt, was Liebe verbunden —"

„Ja," ſiel Conſtanze ein, „eher ſcheidet man Glück und Liebe, Liebe und Tugend und Tugend und Glauben, ehe ſich trennt, was Liebe verbunden!"

„Ach, Väterchen, wie lieb' ich Dich!" rief Giulietta, und warf ſich ihrem Vater aufs Neue um den Hals.

„O Mütterchen, wie lieb' ich Dich!" lispelte Marcellina an der Bruſt ihrer Mutter.

„Engel-Kleeblatt meines Lebens, wie lieb' ich Euch Alle in Jedem, und Jedes in Allen!" rief Camillo; „wie wunderbar beglückt mich Euer Beſitz!"

„Weißt Du wohl, Väterchen, was Du uns verſprochen?" ſagte Giulietta.

„Was hab' ich denn verſprochen, Herzenskind, das ich Euch nicht halten würde?"

„Erinnerſt Du Dich nicht mehr?“

„Hilf mir auf die Spur, mein Engel.“

„Wie nennt man den Spiegel,“ ſprach die Kleine ſchalkhaft, „worin ſich Sonn' und Mond ſo gerne betrachten?“

„Ich weiß es, Mütterchen,“ ſagte Marcellina leiſe zu ihrer Mutter; „man nennt ihn das Meer.“

„Alſo das Meer hab' ich Dir verſprochen?“ fragte Camillo ſcherzend. „Was willſt Du mit dem Meere machen, mein Kind?“

„Ich will darüber hingleiten im leichten Boote, mit Dir und Mütterchen, und Mütterchen und Marcellina — Das haſt Du uns verſprochen.“ —

Camillo leerte ſchnell noch einen Becher; denn er fühlte die ſchwarzen Wolken ſchon wieder hereinbrechen über ſich. —

„Und dann,“ fuhr Giulietta fort, „will ich Marcellina'n die ſchönen Fiſchchen in der klaren

Tiefe zeigen, welche ſo fröhlich herumſchwimmen, und mit ihren Schwänzchen rudern —"

„Ich habe ſie ſchon geſehen, die ſilbernen, ſchwänzelnden Fiſchchen —" ſprach Marcellina.

„Und dann erzähl' ich Mütterchen von den Bäumchen im Meeresgrunde, von den purpurnen Bäumchen, von denen uns Väterchen erzählt hat im Schiffe —"

„Gibt es auch Vögel auf dieſen Bäumchen?" fragte Marcellina.

„Vögel im Meere!" erwiederte Giulietta altklug. „Welch eine Frage! Im Meere gibt es nur Fiſche und Krebſe —"

„Da ſind mir die Bäume mit den Vögeln doch lieber," ſprach Marcellina, die immer zuverſichtlicher wurde. „Wenn die ſchönen Vögelchen ſo hin und her fliegen zwiſchen den Bäumen, und ſich verſtecken im Laub, und die kleinen Köpfchen hervorſtrecken, und ſo klug umherſehen —"

„Und wenn ſie zwitſchernd von Baum zu Baume fliegen,“ fiel Camillo ein, „und wenn ſie ihre Neſtchen bauen —“

„Haſt Du ſchon ein Vogelneſt geſehen, Väterchen?“ fragte Giulietta.

„Mehr, als Eines,“ erwiederte Camillo lachend.

„Zwei?“ fragte Marcellina verwundert. „Waren auch Vögelchen darin?“

„Gewiß, mein Herzenskind. Ein Neſt ohne Vögelchen würd' ich gar nicht angeſehen haben.“

„Ei Väterchen; es konnten ja Eier darin ſein, und dann ſahſt Du ſie gewiß an.“ bemerkte Giulietta. —

Conſtanze hörte mit Entzücken den kindiſchen Reden zu, wie Camillo ſich ſo gütig herabließ zum Kreis ihrer Vorſtellungen. Wahrſcheinlich begann aber auch bei ihr die Wirkung des Wundertrankes nachzulaſſen; denn ſie fragte Camillo'n, ob ſie heute noch das Caſtell verlaſſen würden?

„Was geht uns die nächſte Stunde an, meine Geliebte?“ ſprach Camillo. „Leere noch einen Becher, auf daß uns die Gegenwart allein umlacht! Nur die Gegenwart iſt der Kraft dieſes Trankes unterthan. Trink und ſei heiter, Du, die Du jedes Glückes würdig biſt!“ —

Conſtanze nahm den Becher, den er ihr reichte, und trank ihn zur Hälfte.

Die Kinder ſahen ſie bittend an —

„Dürfen ſie, Camillo?“ fragte ſie den Gemahl.

„Laß ſie trinken! Dieſer Trank ſchadet ihnen nicht. Die Jugend lebt ohnedieß nur im Augenblick, und das iſt ja eben das Leben, das er weckt!“ —

Conſtanze ließ die Kinder den Becher leeren, und das Getränk wirkte ſo ſchnell auf ſie, daß ihr Frohſinn nicht mehr ſitzen bleiben konnte. Sie ſprangen auf, hüpften um ihre Eltern herum, und verſteckten ſich bald hinter dem Vater, bald hinter der Mutter.

Camillo aber und Conſtanze waren in jene ſüßen Geſpräche der glücklichen Liebe gerathen, wo ſich jedes um den Vorzug ſtreitet, wer des Andern Werth zuerſt erkannt, wer ſich ihm zuerſt mit Liebe zugewendet. Sie durchliefen alle jene Scenen des Wechſels von Hoffnungen und Beſorgniſſen, von Wonne und Angſt, wie die erſte Zeit ihrer Liebe ſie erfüllt hatte. Camillo, der von Witz und Fröhlichkeit ſprudelte, ſtellte die harten Tage, die er von Conſtanzen getrennt, auf ewig getrennt von ihr, wie er damals glaubte, in dem Kloſter verlebt, von der komiſchen Seite dar, und entwarf ihr ein überaus fröhliches Gemälde von ſeltſamen Charakteren ſeiner Kloſterbrüder, von den wunderlichen Thorheiten, auf welche Einſamkeit und Langeweile verfallen, und von der, bis zum Lächerlichen gehenden, Erfindſamkeit in der Selbſtquälerei, einer übel verſtandenen Frömmigkeit. Indeß vermochte der religiöſe Ernſt Conſtanzens, wie mächtig das Getränk auch auf ihre Laune wirkte, nicht ganz in die ſcherzhafte Weiſe einzugehn, in der ihm dieſe Dinge erſchienen. Wo er nur Ueberſpannung ſah, erblickte ſie hohen Glaubensmuth und Demüthigung vor Gott, und pries den Seelenfrieden des ächten Glaubens an die himmliſchen Dinge mit einer Begeiſterung, die auch Camillo'n am Ende dahinriß. Er begann das Glück des Glaubens zu ahnen, ja, es ward in ſeinem Innern wie eine Erleuchtung von Oben, und ihm däuchte, daß ſich Gebiete in ſeiner Bruſt erhellten, welche bisher in tiefem Dunkel gelegen. Und als Conſtanze ſich auf die Knie warf, und ein glühendes Gebet für ihn und ſeine Erleuchtung im Glauben zum Himmel emporſandte, da ergriff ihn die Macht ihrer Inbrunſt unwiderſtehlich, daß er neben ſie kniete, und mit tiefem Gefühle den Ergießungen ihres frommen, vertrauensſtarken Herzens folgte. — Ach, warum konnte dieſe Stimmung nicht

Wurzel faſſen? Welch furchtbares Schickſal würd' er ſich und den Seinigen erſpart haben!

Aber je höher und kühner ſich der Schwung von Conſtanzens Andacht emporhob, deſto mehr begann ſein eigener Flug zu ermatten. Es war ihm zu Muth, als ob das Dunkel allmählig vorrückte in ſeinem Innern, und er wurde ſich eben ſeines Zuſtandes bewußt, und hätt' ihn wohl durch einen neuen Becher verſcheucht, als ein Lärmen ſtreitender Stimmen aus den Höfen herauf in ſeine Ohren drang. Er durfte nicht zweifeln, daß etwas vorging, was ſeine Gegenwart erheiſchte.

Er ſprang auf, um einen Blick hinunter zu ſenden, und es bedurfte nicht mehr, um ihm zu zeigen, daß der Ernſt der Wirklichkeit mit ſeiner ganzen Gewalt eingebrochen war. Das türkiſche Heer näherte ſich dem Caſtell von verſchiedenen Seiten; die Bewegung in den Batterien der Feinde war nicht zu verkennen, und der

Anfang eines neuen Feuers aus allen Geſchützen ſtand bevor. Mit einem Ernſt in ſeinem Antlitz, der einen fürchterlichen Ausdruck hatte, nahm er den Platz neben Conſtanzen wieder ein, und füllte ihren Becher zur Hälfte. Aber er goß ihn aus der andern Flaſche voll, die ihm Rabul-Zebug als das ſicherſte Heilmittel gegen die Krankheit des Lebens verehrt, und die er bisher nicht geöffnet hatte.

„Trink, meine Geliebte,“ ſprach er, indem er ſich mit ungeheurer Gewalt faßte. Die Kinder ſtanden hinter ihrer Mutter, während ſie trank, und ſchienen auf einen Wink von ihm zu warten, ob ſie auch trinken dürften. Er nahm Conſtanzen den halb geleerten Becher aus der Hand, reichte ihn den Kleinen mit abgewandtem Geſicht, und bedeckte ſich daſſelbe mit beiden Händen.

Conſtanzens Stimmung ſchien ſich nun wahrhaft zu verklären; indem ſie faſt unvermerkt aus der anmuthigſten Fröhlichkeit in das feierliche Vorgefühl der Befreiung von allem Irdiſchen überging. „Wie ſchön,“ ſprach ſie, „iſt ein Leben voll Liebe! Und doch, wie weit muß es zurückbleiben hinter der ewigen Seligkeit, in der wir vereinigt ſind mit Allen, die unſerem Herzen jemals näher angehörten! Ach, wenn ich der Wonne gedenke, mit der ich einſt an Deiner Hand, mein Geliebter, mit den zarten Pfändern unſerer Liebe meiner verklärten Mutter entgegen treten werde, in jenen himmliſchen Räumen, ſo wandelt mich faſt ein ungeduldiges Verlangen, eine ſchmerzliche Sehnſucht an, dieſem Leben zu entfliehen — und ich fühl' es, mein Camillo — ich fühle, daß ich nur durch Dich und unſere Kinder mit dem Leben zuſammenhänge. Ich fühle, ich fühle die Wurzeln ſich löſen, Eine um die Andere, mit denen wir feſt an ihm waren —“

„Sieh doch den ſchönen Vogel,“ rief Giulietta, indem ſie ihre Schweſter herbei führte. Ein großer Schmetterling hatte ſich auf die flache Hand des Kindes geſetzt, und ſchien behaglich darauf zu weilen.

„Pſyche!“ rief Camillo aus. „Die Zeichen häufen ſich —“

„Welch ein ſchöneres Bild der allmähligen Vollendung des Menſchen könnt' es geben, mein Camillo?“ fuhr Conſtanze fort. „Ich freue mich für das Alterthum. Es mußte der erhabenſten Weisheit entbehren, welche die Verſöhnung dem Menſchen im Chriſtenthum verliehen, aber es verſtand, dieſe Bedeutung zu faſſen. Ja, das zarte Weſen, das ſeine Nahrung aus Blumenkelchen trinkt, und ſeine Flügel im Strahl der Abendſonne vergoldet, war eine unſcheinbare Raupe, die ſich ihren Sarg ſelber ſpann —“

„Die ſich freiwillig in ihren Sarg legte,“ unterbrach ſie Camillo mit Heftigkeit, „um in ſchönerer Geſtalt wieder hervorzugehn aus demſelben!“ —

Es war ein Glück für Conſtanzen, daß die Kraft des Trankes ſie gegen jeden unangenehmen Gedanken ſchirmte; ſonſt müßt' ihr Camillo's Anblick Entſetzen erregt haben.

„O wie verklärt ſich der Himmel über mir!“ fuhr ſie mit ſchwächerer Stimme fort, indem ſie ſanft in Camillo's Arme zurückſank. „Seine ganze Herrlichkeit öffnet ſich meinen Blicken! Ich ſehe den ſtrahlenden Regenbogen! Von ſeiner Höhe herab ſchaut die göttliche Mutter mit dem Heiland auf uns, und lächelt uns zu — Komm, mein Camillo, kommet, meine Kinder! Sie ruft uns, die Heilige —“

Mit dieſen Worten ſenkte ſich das Haupt der zarten Frau nieder auf ihre Bruſt, und kehrte die engelreine Seele zurück in ihre Heimath über den Sternen. In ihrem Schooß aber lagen bereits die lieblichen Kinder, ſchlafenden Engeln gleich, die nur im Himmel wieder erwachen können.

Ueberwältigt von jener furchtbaren Macht des Unglücks, für deren Gefühl das menſchliche Antlitz keinen Ausdruck, die Sprache kein Wort mehr hat, legte Camillo die Entſeelte ſanft nieder, und bedeckte ſie und die Kleinen mit ſeinem Mantel. Dann trug er mit einer Haſt, die unſere Leſer ſich denken können, alles Holz zuſammen, das auf der Plattform zerſtreut lag, und errichtete einen Scheiterhaufen davon. Und als er den Scheiterhaufen faſt bis zur Höhe ſeiner Schultern aufgethürmt, trat er zu dem Mantel, welcher die todten Reſte ſeines Glücks bedeckte. Er zögerte, als ob ihm die Kraft fehlte, ſolchen aufzuheben; aber ein Kanonenſchuß aus der Batterie des nächſten Berges mahnte ihn, daß es Zeit war. Er riß den Mantel weg, hob mit Einem Schwung die Mutter und die Kinder empor in ſeinen Armen, und legte ſie ſanft auf die Höhe des Scheiterhaufens. Dann warf er den Mantel wieder über ſie, und eilte nach dem kleinen Thürmchen in der Ecke der Bruſtwehr, wo eine Lampe zum Anſtecken der Lunten für die Bedienung des Geſchützes brannte. Eine Pechfackel, die in der Ecke lehnte, fing im Augenblick Feuer, und mit einer Schnelligkeit, der unſere Blicke kaum zu folgen vermögen, ward der Scheiterhaufen angezündet. Laut praſſelnd loderte die Flamme, wie triumphirend über ihren koſtbaren Raub, empor, und Camillo ſtürzte fort, die Treppe hinunter, die Verzweiflung in der Bruſt, gleich Kain, als er das Blut ſeines Bruders Abel fließen geſehen.

Ohne ſelbſt zu wiſſen, wie er vor die kleine Thüre kam, die zu den Gewölben des Alten führte, ſtand er auf einmal vor derſelben. Da ward ihm, als ob er einen entſetzlichen Traum geträumt, aus dem er jetzt eben erwacht wäre. Er wollte Gewißheit davon gewinnen, indem er die Geliebten aufſuchte in dem Gemach, welches ſie noch vor Kurzem mit ihm verlaſſen. Haſtig ſchloß er die Thür auf, und ſtürzte hinein. Er fand das Alles leer, und erkannte ſich auf einmal wieder in der ganzen ſchrecklichen Wirklichkeit.

Mehrere türkiſche Schüſſe, welche hinter einander folgten, brachten ihn vollends ganz zur Beſinnung. Er riß den Degen aus der Scheide, und ſtürzte fort, um ein Leben, das keinen Werth mehr für ihn hatte, im blutigen Kampfe zu endigen. Aber als er an der Thüre des Alten vorüber kam, fiel ihm die Verlaſſenheit deſſelben auf die Seele. Raſch trat er zu ihm ein mit den Worten: „Alles iſt verloren, Alter! Ihr müßt Euch zum Tode rüſten! Kommt, waffnet Euch, und ſterbet den Tod der Ehre mit mir!“

„Wozu ſterben, wenn es nicht Noth iſt?“ fragte Nabal-Zebug in ſeinem gewöhnlichen Tone. „Holet Euer Weib, und laſſet den Türken das alte Neſt hier! In der Tiefe Unten iſt Rettung auf mehr, als Einem Wege!“

„O ich Elender!“ ſchrie Camillo im grenzenloſen Schmerz der Reue, die nichts mehr gut machen kann, und ſchlug ſich, wie ein Raſender, vor die Stirne. „Ich verzweifelte an der Vorſehung, weil ich meine eigenen Kräfte für unzulänglich erkannte!“ —

Wirklich waren auch die Gewölbe des Alten für die äußerſten Fälle vollkommen zweckmäßig eingerichtet. Die hölzerne Treppe, die in die unterirdiſchen Räume führte, konnte ohne große Anſtrengung auf die Seite geſchoben werden. Eben ſo leicht war die Brücke abzuwerfen, die über die ſchmale und tiefe Schlucht wegführte, welche dieſe Räume durchſchnitt, und in der eine unaufhörliche Brandung wogte. Wer den Faden des Labyrinths hatte, wie Nabal-Zebug, gelangte ohne Schwierigkeit in die Höhle, die noch heut zu Tag unter dem Namen Ghar-

Gherduf auf der Inſel bekannt iſt. Ein geheimer Gang führte von da in eine einſame Bucht, wo ſich immer Fiſchernachen befanden, durch welche die weitere Flucht eingeleitet werden konnte.

Es hatte nur weniger Worte bedurft, um den Unglücklichen zu überzeugen, wie leicht er die Seinigen hätte retten können, und wie die Vorſehung ihn vor allen Andern auf dieſen Rettungsweg hingeleitet. Aber wir würden vergebens die ganze Macht unſerer Sprache aufbieten, um den glühenden Jammer ſeines Innern zu beſchreiben. Halb ſinnlos ſtürmte er fort durch Thüren und Gänge hinaus in den äußerſten Hof, wo er ſeine kleine Schaar bereits von den Angriffen bedrängt fand, die mit Steinen von den höhern Theilen des Caſtells herab auf ſie geſchahen. „Hier iſt kein Ausweg," rief er, „als der Tod! Folge mir, wer ſchnell und rühmlich ſterben will!" —

Mit dieſen Worten riß Camillo das Thor des Caſtells auf, und ließ die Zugbrücke fallen. Toccuccio und der wahnſinnige Pietro waren die Nächſten, die ihm folgten. Hinter ihnen drängte ſich die ganze kleine Schaar, und das muthige Häufchen, war noch nicht weit im Freien vorgerückt, als es auf einen ſtarken Trupp Türken ſtieß, welcher völlig gerüſtet im Anmarſch war. Nichts widerſtand der Tapferkeit Camillo's und ſeiner Kampfgenoſſen. Wie ein wilder Waldſtrom nicht im dichteſten Forſt ſeine Schranken findet, ſo durchbrachen ſie den feindlichen Haufen, und unterlagen erſt in Tod oder ſchwerer Verwundung, als ſie nach langem Kampfe durch eine hundertmal überlegene Maſſe von allen Seiten eingeſchloſſen wurden.

Fünftes Capitel.

Die Hauptſchickſale, welche dieſe Darſtellung umfaßt, ſind vollendet, und wir könnten die weitern Entwickelungen füglich dem Scharfſinn unſerer Leſer zum Errathen überlaſſen. Indeſſen ſtellt ſich uns Alles von ſelbſt in einem großen Effectgemälde dar, und ſo wollen wir auch der Verſuchung nicht widerſtehn, wenigſtens die äußern Umriſſe deſſelben aufzunehmen.

Das Caſtell Rabatto bildet den Hintergrund. Dicke Rauchwolken wirbeln aus deſſen Fenſtern und Dächern empor, und werden von dem heftigen Süd-Weſt-Wind ſchnell in die See hinausgejagt. Der Himmel iſt mit jenem trüben

Grau bedeckt, wie es ganz zu der Stimmung paßt, welche den Menſchen bei dieſem Winde zu befallen pflegt.

Jn Vodergrunde verlangt zuerſt eine kleine Gruppe, die den Leſern wohl bekannt iſt, unſere Theilnahme. An einem Abhang neben dem Wege liegt Camillo's Leichnam in der Stellung eines Ruhenden. Ein ſchwarzer, ſammtener Rittermantel mit dem weißen Kreuz iſt ſorgfältig um ſeinen Körper drappirt, ſo daß ſein ausdrucksvolles, im Tode noch verſchönertes, Geſicht und ſeine ganze edle Figur ſich in aller ihrer Bedeutung hervorheben. Sinan-Paſcha, der, ſelbſt ein tapferer Mann, die Tapferkeit zu ſchätzen verſtand, hatte Don Galatiano'n, welcher ihm bis hieher entgegen gekommen war, dieſen Mantel abreißen, und den Todten damit bedecken laſſen.

Neben dem Entſeelten ſitzen auf der einen Seite der Zwerg, auf der andern der dienende

Bruder Pietro. Sie hatten Beide Camillo'n nicht verlaſſen wollen. Toccuccio hat die Beine an ſich gezogen, die Arme auf die Kniee geſtützt, und den Kopf in die Hände gelegt. Er blickt unverwandt auf den Leichnam, und nimmt an nichts Theil, was um ihn geſchieht. Der Andere ſcheint in völligen Blödſinn verfallen zu ſein. Er hat einen irdenen Topf auf dem Haupt, anſtatt der Blechhaube, die er ſonſt zu tragen pflegte, und einen Spinnrocken in der Hand, den er wie einen Geigenbogen über ſeinen Arm ſtreicht, während er einzelne Verſe aus Volksliedern von fröhlichem und traurigem Inhalt durcheinander ſingt. Auf ſeinem Geſicht liegt der Ausdruck jener gedankenloſen Traurigkeit, welche den Unglücklichen eigen iſt, deren geiſtiges Gleichgewicht durch einen tiefen Schmerz zerſtört worden. Toccuccio hat den Kopf verbunden, und Pietro den Arm und ein Bein. Die Türken hatten Beiden auf dem Kampfplatz ihre Sorgfalt gewidmet, da ſie, nachdem Camillo gefallen war, ſich nur noch mit Dieſem beſchäftigten. Der Zwerg wurde dem Großherrn zum Geſchenke beſtimmt, um unter das Corps der Dſchübſche's, das heißt, der Zwerge, aufgenommen zu werden, welche „den Schatten Gottes auf Erden“ durch ihre Mißgeſtalt und ihre Einfälle beluſtigen ſollen. Pietro'n war eine mildere Theilnahme geworden, indem die Türken eine beſondere Ehrfurcht vor den Wahnſinnigen hegen, und ſie faſt wie Heilige betrachten.

Auf der andern Seite des Vordergrundes ſehen wir ſieben türkiſche Derwiſche in der ſonderbaren drehenden Bewegung begriffen, welche dieſem Orden eigenthümlich iſt. Die Bewegung eines Jeden von ihnen um ſich ſelbſt geſchieht mit ſolcher Schnelligkeit, daß man ihre Geſichter nicht erkennen kann. Mitten in dieſem drehenden Schwunge halten ſie zuweilen auf einmal ſtill, und dieß geſchieht mit einer ſolchen

Sicherheit, daß ſie plötzlich, wie durch einen Zauberſchlag, unbeweglich geworden zu ſein ſcheinen. Aber ſie fahren gleich wieder fort, bis ſie zu Boden fallen; wo ſie dann in Verzuckungen gerathen, und Offenbarungen zu erhalten glauben. Eine hartnäckige Uebung von Jugend auf lehrt ſie, dieſes Drehen um ſich ſelbſt ſo lange fortzuſetzen, daß es Denen, welche es nicht ſelbſt geſehen, unmöglich ſcheint. Schwerlich aber hat noch ein Derwiſch den Stifter ſeines Ordens erreicht, der ſich funfzehn Tage fort, ohne Nahrung zu ſich zu nehmen, gedreht haben ſoll.

Dem Vordergrund in der Mitte nähert ſich ein Zug von Türken. Unter ihnen werden mehrere, uns bekannte, Perſonen ſichtbar. Die Erſte, welche noch am kräftigſten einherſchreitet, iſt der Mönch Euſebius, dem ein eiſerner Bombenkeſſel, unter deſſen Laſt jeder Andere erlegen wäre, auf die Schultern geladen iſt. In dem

Zweiten erkennen wir Don Galatiano'n, welcher den Töpfer auf ſeinem Rücken trägt, und in dem Dritten den Kornhändler, dem man eine Frau, die ſein eigenes Gewicht haben mag, aufgepackt hat. Aehnliche andere, eben ſo bizarr und mit offenbarer Verhöhnung derſelben beladene, Gefangenen folgen ihnen.

Im Augenblick, da ſich der Mönch den Derwiſchen nähert, halten dieſe plötzlich ihre drehende Bewegung ein. Sie ſcheinen zu Bildſäulen geworden, und laſſen die langen, vom Opiumgenuß gemagerten, Hälſe auf die Schultern hängen. Der Mönch, deſſen Geſicht von dem Ausdruck der Frechheit belebt iſt, womit ſich Menſchen ſeines Schlages zu bewaffnen pflegen, wenn die wohlverdiente Strafe ſie erreicht hat, entdeckt in den Derwiſchen die Siebenſchläfer, die er in der Höhle geſehen. Dieſer Anblick ſchlägt ſeinen ganzen Muth mit Einem Male nieder. Seine Sinne verwirren ſich; er läßt den Mörſer, der ihm aufgeladen iſt, fallen. Die ſchwere Maſſe zerſchmettert ihm den Fuß, und mit einem ungeheuren Schmerzensſchrei ſtürzt er zu Boden.

Faſt im nämlichen Augenblick iſt Camillo's Leichnam dem Ritter, der unter der Laſt des Töpfers einherkeucht, in die Augen gefallen. Geſchwächt durch Eindrücke jeglicher Art, durch völlig getäuſchte Berechnungen und Hoffnungen, durch Entbehrungen, und warum nicht auch durch Reue? — verläßt ihn die wenige Kraft, die ihm übrig geblieben, und er ſinkt zu den Füßen des todten Camillo nieder. Seinem Beiſpiel folgt der Kornhändler, welcher ſich nur durch die Schläge, die ihm die Türken bei jedem Schritte gegeben, ſo weit fortgeſchleppt hat. Er ſtürzt, und die dicke Frau fällt über ſeinen Kopf weg zu Boden, ſo daß ſie dem Töpfer, der beſſer zur Erde gekommen iſt, Anlaß zu derben Scherzen gibt, in welche mehrere

Renegaten einſtimmen, die ſeine Sprache verſtanden. Die übrigen Türken bleiben ernſthaft, und wenden ihre Peitſchen und Säbel an, um die drei zu Boden Gefallenen wieder auf die Beine zu bringen. Umſonſt verſucht es der Mönch; aber der Mörſer hatte ihm den Fuß zerquetſcht. Er fällt aufs Neue mit dem ſchneidendſten Schmerzensgeſchrei nieder, und verliert das Bewußtſein. Auch den Don Galatiano bringen die grauſamen Mißhandlungen einen Augenblick auf die Beine; doch hat er kaum einige Schritte gemacht, ſo ſtürzt er wieder zu Boden. Bei dem dicken Kornhändler ſind alle Schläge, und ſelbſt mehrere Stiche fruchtlos. Er wendet ſich, wie ein Wurm, im Staube, gibt aber keinen Laut und kein anderes Lebenszeichen mehr von ſich.

Die drei Unglücklichen, an welchen die Türken nun jede Grauſamkeit verüben, die ſich mit ihrem Zwecke, Sklaven zu machen, vereinigen läßt, bleiben am Ende für todt liegen. Ihre ſchrecklichen Treiber entfernen ſich mit den übrigen Gefangenen in der Gewißheit, ſie bei ihrer Rückkehr noch zu finden, und mit dem Vorſatz, einen neuen Verſuch, ſie auf die Beine zu bringen, durch Schläge an ihnen zu machen.

So iſt am Ende nur noch die Gruppe von Camillo's Leichnam mit ſeinen treuen Begleitern, und die Gruppe der drei Elenden übrig, deren Nichtswürdigkeit die Zerſtörung ſo vielen Glückes veranlaßte. Welch ein erſchütterndes Bild des Lebens! Die ausgezeichnetſten männlichen Eigenſchaften und ein ſeltenes Familienglück liegen zertrümmert in Camillo's Leichnam. Alles iſt von ihm gewichen, außer dem Menſchenhaß eines mißgeſtalteten Weſens und dem Wahnſinn eines Unglücklichen, dem die Schaam für eines Andern Verworfenheit den Geiſt zerrüttet. Nur Einen Troſt gewährt dieſer Anblick, daß die feindlichen Gewalten, denen man alles

Unglück beimeſſen kann, wie vom ewigen Rächer zerſchmettert, zu den Füßen ihrer Opfer liegen.

Nachdem wir einmal ſo weitläufig geworden ſind, wollen wir noch einige Umſtände berichten, welche der letzten Entwickelung dieſes Strafgerichts vorangegangen ſind.

Sinan-Paſcha, durch die verzögerte Uebergabe des Schloſſes gereizt, hatte ſogleich erklärt, daß er von Bedingungen nichts mehr hören wolle. Er erwartete nur um ſo mehr, daß ihm Don Galatiano die ſchöne Frau ſogleich entgegen führen würde. Jede Entſchuldigung des Ritters blieb unbeachtet; ſtatt aller Antwort ließ ihm der Türke den Mantel mit dem Kreuz vom Leibe reißen, und Camillo'n damit bedecken. Der Ritter und der Mönch wurden ſogleich in Feſſeln geſchlagen.

Da inzwiſchen immer noch Hoffnung übrig war, Conſtanzen zu finden, ſo beſchloß der Paſcha, die Gewölbe ſelbſt zu beſuchen, die ſie bewohnt hatte. Seine Wuth brach aufs Neue los, als ſich keine Spur von ihr entdecken ließ. Um ihn zu beſchwichtigen, machte der Mönch in ſeinem und des Ritters Namen den Vorſchlag, daß ſie ungeheure Schätze angeben wollten, die im Caſtell verborgen wären. Bei dieſem Wort pflegt ein Türke aufmerkſam zu werden. Der Paſcha verlangte nähere Kunde, und Beide erboten ſich, den Eingang nach den unterirdiſchen Räumen anzuzeigen. Sinan ſelbſt folgte ihnen bis vor die Fallthüre, welche ſie ohne Schwierigkeit öffneten. Einer von den Vertrauten des Paſcha trat mit einer brennenden Fackel hinein, und mehrere Andere folgten. Aber ſie hatten kaum einige Stufen zurückgelegt, ſo hörte die Treppe auf, und ſie ſtürzten in den Abgrund. Aus dem Schalle ließ ſich ſchließen, daß ſie ins Waſſer gefallen waren.

Sinan-Paſcha, der dies für Verrath anſah, wollte den Ritter und den Mönch ihnen ſogleich nachſtürzen laſſen. Aber er beſann ſich plötzlich eines Andern; indem er ſie entweder einer langſamern Strafe aufbewahren, oder die Entdeckung der geflüchteten Koſtbarkeiten zuvor im Caſtell von ihnen erzwingen wollte.

Gegen die andern Gefangenen waltete ſeine Laune. Alle, die noch in kräftigem Alter und von guter Geſundheit ſchienen, wurden zu Sklaven beſtimmt, und eingeſchifft. Die Uebrigen gab er den Mißhandlungen der Truppen Preis, und als Dieſe ſich in jeder Unthat geſättigt, überließ man die Unglücklichen ihrem Schickſal.

Minerva.

Ein Journal
hiſtoriſchen und politiſchen Inhalts.

Von
D. Friedrich Bran.

Dritter Band.

Für das Jahr 1835.
Juli, Auguſt, September.

— — — — — — To shew
the very age and body of the time,
its form and pressure.

Jena,
in der Bran'ſchen Buchhandlung.

August 1835.

1.

Goethe und ſein Jahrhundert.

Sowie Goethe geſchrieben hat: „Winkelmann und ſein Jahrhundert", ſo kann man „Goethe und ſein Jahrhundert" ſagen, und mit noch mehrerem Rechte.

Winkelmann hat dem Streben ſeiner Zeitgenoſſen eine Richtung gegeben, die ihn lange überlebte. Er hat den Sinn für die Schönheit ausgebildet, in die Beſchauung Nachdenken eingeführt, die Wiſſenſchaft der Kunſt vermählt, und dieſer in erweiterten Kenntniſſen mehr Nahrung gegeben. Er lebte und lernte in der Fremde, hörte aber nicht auf, der Deutſchen Nation anzugehören, und übertrug ihren gediegenen Character auf die Lehre vom Alterthum und von der Kunſt. Auch ſogar das jenſeits der Alpen lebende Volk ſchloß ſich an ihn an, den Deutſchen, und erkannte Winkelmann für den Apollo Muſagetes ſeiner Zeit. So hat er eine Epoche gemacht in der Geſchichte des Geiſtes aller Nationen, die im alten und im neuen Rom die erſte Quelle ihrer Bildung machen. Ein früher Tod hat ſeine Laufbahn unterbrochen, aber nicht die Richtung verändert, die er ſeiner Zeit gegeben hatte. Wie viel auch nach ihm geleiſtet worden; wie Vieles auch noch jetzt, und neuerlich mehr als je, an den Tag gefördert wird; wie viel Mangelhaftes und Irriges in ſeinen Schriften berichtigt wird, es iſt doch noch Winkelmanns Jahrhundert; und dafür wird es anerkannt ſelbſt von denen, welche den Weg, auf den ſie von ihm geführt ſind, mit dem glücklichſten Erfolge und eigener Ehre weiter führen.

Goethe hat ſeine Zeit von einer andern Seite ergriffen, und von einer noch bedeutenderen. Er zog das Innere des Gemüths der mit ihm Lebenden an den Tag, und traf mit ſichrer Hand ſeine tiefſte Lebensquelle. Die von ihm aufgeregte Bewegung der Geiſter war ſo ſtark, er ſelbſt aber auch ſo mächtig, daß nur er es vermochte, ſeinen Zeitgenoſſen das Eigenthümliche, das er ihnen in der größten Vollkommenheit gezeigt hatte, wieder zu verleiden, und ſie in eine andere Richtung zu leiten, in der ſie wieder durch ihn irre gemacht ſind. Von den Empfindungen und Anſichten, den Grundſätzen über die Dicht kunſt und über das wirkliche Leben ſelbſt, die ſeine früheſten Werke eingegeben hatten, wandte er ſich nach wenigen Jahren ab, und dieſes mit einer Abneigung, die er ſpäterhin verſtändlich genug angedeutet hat. Die Erzeugniſſe ſeines Geiſtes in der zweiten Periode haben einen ganz andern Character. Auch dieſe ſind nicht weniger vortrefflich, aber wieder unter einander ſehr verſchieden. Dieſe haben ebenfalls einen ſehr ſtarken und weit verbreiteten Einfluß gehabt.

In der erſten kleineren Hälfte ſeines Lebens waren ſeine Gedichte reine Eingebungen eines ſehr regen Gefühls für die Natur. Sein Alles kräftig auffaſſender Sinn theilte der todten Leben mit, und ward durch ſympathetiſche Empfindungen für die lebende bewegt. Dieſer Sinn ſprach ſich mit einer durch kein künſtliches Streben geſtörten Regel aus. So ſah er auch den Menſchen, liebte ihn ſo, und ſtellte er die Einzelnen dar, ihre ungebändigten Leidenſchaften, und die von der Neigung beherrſchten ſchlaffen Gemüther. Weil man deren mehrere in der Welt ſieht, als ſelbſtthätige und kräftige, ſo nehmen ſie auch in den frühern Gedichten von Goethe die meiſten Stellen ein.

In ſeiner ſpätern Periode ſtrebte er nach einer idealiſchen Erhöhung des Wirklichen in den Gegenſtänden, und nach einer derſelben angemeſſenen Erhabenheit des Ausdrucks. Sein Talent, und ſeine Gewalt über die Sprache war ſo groß, daß er ſeine Zeitgenoſſen von den entgegengeſetzteſten Seiten zu ergreifen, und in die verſchiedenſten Stimmungen zu verſetzen vermochte, und ſie immer beherrſchte. Hierauf war aber auch ſein ganzes Streben gerichtet. Er wollte ſich auf der früh errungenen Stelle an der Spitze der Literatur ſeines Volks behaupten, und deſswegen gab er dieſem jedesmal, was es zu bedürfen, oder zu wünſchen ſchien. Daher iſt denn auch wieder unter ſeinen Werken der zweiten längeren Hälfte ſeines Lebens eine ſehr große Verſchiedenheit. Der Inhalt ſcheint nicht aus einem Kopfe zu ſeyn, die Geſinnungen, welche in dem Einzelnen herrſchen, nicht demſelben Geiſte anzugehören. Nur an der Behandlung und in der Sprache erkennt man ihn in Allem. Die fünfundfunfzig Bände ſeiner Werke enthalten ſo Vieles, das in geradem Widerſpruche mit einander ſteht, daß die von einigen Theilen entzückten Leſer an andern unmöglich gleiches Gefallen finden können. Dennoch ſchwören viele Deutſche bei Goethe.

und das nicht bloß in der Poeſie und Kunſt, auch in der Lebensweisheit und in der Wiſſenſchaft.

Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung in der Geſchichte der Europäiſchen Cultur, daß in Deutſchland jeder Gedanke, der mit Kraft und Nachdruck vorgebracht wird, für eine allein beſeligende Quelle alles Guten und Schönen erklärt, und jeder ausgezeichnete Mann, der Unerwartetes leiſtet, auf einen Thron erhoben und angebetet wird, bis ein Anderer ihn ablöſet. Die eigenthümlichen Züge des Deutſchen Characters ſind, Wahrheitsliebe, Redlichkeit, gründliches Forſchen, und Kraft in Allem, was gedacht und gethan wird. Wie kommt dazu der Enthuſiasmus? und doch hat er einen unwiderſtehlichen Reiz für die Nation. Eine auflodernde Hitze bemächtigt ſich ſchnell unzähliger Köpfe, nutzt ſich aber auch bald ab; ſie erneuert ſich ſchnell wieder, aber die Gegenſtände wechſeln.

Wer vor ſiebenzig Jahren in die Welt eintrat, konnte noch von den Wolfianern reden hören, die ihre Rappiere wetzten, um den Streit über die wirkende Urſache und den zureichenden Grund in allem Ernſte auszumachen. Blut war gefloſſen ebenſo, wie vor mehreren hundert Jahren auf der hohen Schule zu

Paris für den Petrus Ramus Blut geſloſſen war. Darauf kam die moraliſche Influenza, während welcher Gellert, der einige vortreffliche Fabeln und Erzählungen in ächt Deutſchem Geſchmacke gemacht hatte, über Alles in der Welt befragt, und zu einem Lehrer der Nation erhoben ward. Darauf folgten die Sionitien und die Scandinaviſchen Geſpenſter. Die Söhne des Thuisko erkohren den Klopſtock zu ihrem Heiligen, bis ſie der langweiligen Quälerei ſeines Sylbenzählens und Wägens überdrüſſig wurden. Keine Nation hat ſolchen Wechſel erlebt. Darauf brach in der Literatur eine allgemeine Zucht- und Regelloſigkeit aus, ein wahres mittelalteriges Fauſtrecht. Jedoch erhob ſich in einem Augenblicke Göthe über das Volk, das er frei gemacht hatte. Sein Dichtergeiſt riß Alles mit ſich fort. Er traf richtig, was ſeine Zeit begehrte, und gab es ihr in höchſter Vollkommenheit. Doch zeigte es ſich bald, daß im Innern des Deutſchen Gemüthes noch etwas Tieferes oder Höheres ſchlummere, und Schiller, deſſen ganze Seele hiervon ergriffen war, ward ein glücklicher Mitwerber um die heilige Binde, die die Stirne des Prieſterdichters ſchmückt. Nach langem Kampfe hat es ſich gezeigt, daß unerachtet der großen Ueberlegenheit von Goethes poetiſcher Kraft, die von vielen Anhängern Schillers ſelbſt anerkannt wird, dieſer doch der eigentliche Nationaldichter iſt. Der Grund dieſer Erſcheinung macht dem Volke Ehre. Denn ſie beruhet auf dem tiefen moraliſchen Gefühle, das ſich nicht irre machen läßt. Der Sinn für das Höchſte im Menſchen, das ihn über die Welt und über ſich ſelbſt erhebt, iſt in Schiller ſo ſtark, daß er durch keine Verkehrtheit des grübelnden Verſtandes, von der er ſich oft ergreifen läßt, darin geſtört wird. Wenn er ſich unglücklicher Weiſe in finſtre Irrwege verloren, und den Unglauben gepredigt hätte, ſo wäre ſein Atheismus doch erbaulicher geweſen, als die religiöſe Schwärmerei mancher andern Schriftſteller.

Dazu kam noch der alles Andere zurückdrängende Einfluß des politiſchen Intereſſe, welches, von der franzöſiſchen Revolution aufgeregt, alle Köpfe entzündete. Daß die Deutſchen keine Staatsumwälzung wollten, ward bald klar. Aber ſie fingen an zu fühlen, daß die Ordnung der geſelligen Verhältniſſe allen Menſchen das Nächſte, und ihre Verbeſſerung nothwendig ſei. Schiller gab ihnen eine dichteriſche Einkleidung der Politik und der Metaphyſik. Seine tiefſinnigen, aber phantaſtiſchen Philoſopheme waren den meiſten nicht recht verſtändlich. Deſto mehr wurden ſie bewundert. Der Sinn ward durch den Wohllaut ſeiner Verſe bezaubert, und über die Dunkelheit des Ausdrucks durch das Gefühl beruhigt, daß der Menſch nicht beſtimmt iſt, zu begreifen, wovon er doch nicht ablaſſen kann.

Goethe, der Dichter, hat als Dichter ſeinen Plaz auf der Höhe wieder errungen, und ſich daſelbſt durch mannichfaltige Bemühungen und auch durch die Anwendung ſeines ſchaffenden Talentes auf ganz andere Gegenſtände befeſtigt. Er hat den Sinn für die Schönheit mit Werken von der reinſten Vollkommenheit befriedigt, und daneben auch die müſſigen Kreiſe der Geſelligkeit mit Darſtellungen, wie ſie ihnen angemeſſen waren, an ſich gezogen, ſich auch unter den Freunden wiſſenſchaftlicher Speculationen Verehrer erworben. Seit mehr als vierzig Jahren ſtürmt es unaufhörlich am literariſchen Himmel von Deutſchland. Es bläſet immerfort aus allen Ecken; dazwiſchen ertönt beſtändig Göthe! Göthe! Da dieſer aber ſo viele Geſtalten hat, muß man jedesmal fragen, welche es denn iſt, die angerufen wird.

Unzählige Leſer erfreuen und erbauen ſich an ſeinen Gemälden und an den Empfindungen, die er mit ſo ergreifender Wahrheit ausdrückt, daß nicht ein Dichter, ſondern die Dichtkunſt aus ihm zu reden ſcheint. Nun mögen alle diejenigen, welche in ſeinen Werken nur das leſen und ſo oft wieder leſen, was ihm die Zuneigung edler und guter Gemüther zuwendet, immerhin ſagen, das Uebrige iſt nicht für mich geſchrieben; ich will es nicht kennen. Wer möchte ihnen die Freude verderben? Wenn man aber ſein Zeitalter überſehen will, und den großen Einfluß erwägt, den nicht einzelne Werke, ſondern der ganze Schriftſteller gehabt hat, und der fortdauern wird, ſo lange die Deutſchen ihre Literatur lieben, ſo iſt es nothwendig, alle ſeine Werke ſorgfältig im Einzelnen und in Verbindung mit einander zu betrachten. Auch ihre Veranlaſſungen dürfen nicht überſehen werden. Denn es iſt dieſem Dichter mehr als irgend einem eigen, daß ſeine Productionen immer durch Erſcheinungen des wirklichen Lebens hervorgerufen ſind, und eben darin liegt das Geheimniß des Zaubers, der ſie belebt. Wer das kleine Gedicht hört:

„Hoch auf dem alten Thurme u. ſ. w.“

eines der ſchönſten von Allen, der fühlt, daß der Dichter nicht mit Abſicht ein Gedicht gemacht, ſondern daß er die alte Ritterburg am Rheine und das Menſchenſchiffkein geſehen hatte. Wer über den Golf von Neapel fährt, und das alte Sorrento auf dem Felſen vor ſich liegen ſieht, ruft aus: Ha! das hatte Goethe geſehen, als er die Träumerei des Taſſo dichtete, dieſe einſchmeichelndeſte aller Elegieen. An unzähligen Stellen ſeiner Werke findet man Spuren des Moments, in dem ſie aus dem Innern des Geiſtes, in dem ſie ſchon vollendet lagen, hervorgerufen wurden, und wo man ſie nicht ſieht, da werden ſie geahnet. .....

Goethe kündigte ſich der Welt zuerſt als dramatiſcher Dichter an: doch war es nicht die dramatiſche Dichtkunſt, zu der er durch die Natur ſeines Geiſtes und ſein eigenthümliches Talent beſtimmt war; am wenigſten die Tragödie. Er hat dieſes ſelbſt gefühlt, da er noch im Jahre 1797, nachdem er ſchon manchen Verſuch gemacht hatte, an Schiller ſchrieb (im Briefwechſel mit dieſem, im dritten Theile, S. 356): „Ich kenne mich ſelbſt nicht genug, um zu wiſſen, ob ich eine wahre Tragödie ſchreiben könnte; ich erſchrecke aber bloß vor dem Unternehmen, und bin beinah überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Verſuch zerſtören könnte.“ Sein Gemüth widerſtrebte von Natur allen tief erſchütternden Eindrücken zu ſehr, um ſich lange mit einer Vorſtellung zu beſchäftigen.

ie ihn aus dem Gleichgewichte der Empfindungen brachte. Er erzählt, daß er von der erſten Kindheit an die größte Neigung zu theatraliſchen Vorſtellun- en gehabt, und früh die Gewohnheit angenommen, ſich Alles, was er dachte und empfand, klar zu ma- chen, indem er ſich Menſchen vorführte, die ſo oder nders dächten und empfänden. So individualiſirte er Alles, und daher ſchien ihm auch Alles ein ſchicklicher Stoff dramatiſcher Behandlung. Dialogen ſind aber eine Dramen. Das Wort ſelbſt zeigt ſchon an, und riſtoteles hat vortrefflich entwickelt, daß im Schau- ſpiele nicht die Gemüthsart der Menſchen, nicht ihre Geſinnungen und Empfindungen, ſondern ihre Tha- en dargeſtellt werden ſollen. Der Handlung gebührt aher der erſte Platz in der Anordnung eines dra- matiſchen Gedichts; vorzüglich im Trauerſpiele, wor- n das Gemüth durch die Darſtellung einer großen, urchtbaren und Mitleid erregenden That, oder ſol- chen Leidens, bewegt werden ſoll, iſt die Handlung (die Fabel, wie die Critik ſich auszudrücken legt) für den Richter das Erſte und Wichtigſte. Alles Uebrige dient nur dazu, das Ereigniß begreif- lich und intereſſanter zu machen. Wie der Menſch enkt und empfindet, iſt ein Stoff der lyriſchen und elegiſchen Poeſie; wie ſich etwas nach einander und durch einander ereignet hat, erzählt der Epos. Wie der Menſch innerlich und äußerlich gedrängt wird, einen Streich zu vollführen, oder wie er vom Schickſale überwältigt wird, das führt der dramatiſche Dichter uns vor die Augen. Geſinnungen, Empfindungen, Verhältniſſe, Alles iſt nur als Motiv der Cataſtrophe für den Schauſpieldichter von Werth. Die Anwendung dieſer allgemein gültigen Grundſätze der Critik hat Tiek in einer vortrefflichen Beurtheilung des Corregio von Oehlenſchläger auf dieſes höchſt lebhafte Schauſpiel ſehr treffend angewendet. In Goethes dramatiſchen Werken finden ſich nicht ſolche erträumte Motive, gezwungene Combinationen und myſteriöſe Andeutungen, als in jener verunglückten Künſtlertragödie. In ihnen iſt Alles klar und wahr. Aber doch fehlt ihnen das ächt Tragiſche, und ſie thun nicht die Wirkung, welche dieſem eigen iſt, ſie erregen nicht das Gefühl des Erhabenen. Der falſche Gedanke, daß auf der Bühne die Geſinnungen und Empfindungen der Menſchen gezeigt werden ſollen, iſt in ſeinem erſten Werke im Götz von Berlichingen am wenigſten bemerklich. In dieſem iſt Alles lebendig und thätig. Doch iſt noch ein großer Unterſchied zwiſchen einer dramatiſirten Lebensgeſchichte und einem Trauerſpiele, worin nur ein großer Moment, und was ihn herbeiführt, dargeſtellt werden ſoll. Dieſes muß ein Ganzes ausmachen, und es darf in ihm nichts Fremdes geduldet werden, das den Eindruck ſtört, wäre es auch an ſich ſelbſt noch ſo ſchön. Im Göz von Berlichingen ſind einzelne Augenblicke des Lebens mit ergreifender Wahrheit dargeſtellt, und unter dieſen ſind einige von höchſter Vortrefflichkeit. Das einfache Wort der Eliſabeth: „bis in den Tod“ iſt mehr werth, als die ſchönſte Tirade. Die wenigen Scenen von Adelheit und Weißlingen erſchöpfen Alles, was dieſe Menſchen in der Darſtellung intereſſant macht, ohne die Hauptperſonen zurückzudrängen. Wer den ganzen Werth dieſes Dichterwerks fühlen will, muß es mit der erſten Ausarbeitung vergleichen, die glücklicher Weiſe im Nachlaſſe aufbewahrt iſt. In dieſer nimmt eine in gewöhnlichem Romanenſtyle angelegte und weitläuftig ausgeführte Liebesgeſchichte ſo großen Platz ein, daß Göz und Eliſabeth darüber beinah verſchwinden. Der Dichter hat ſie aber wieder in ihre Rechte eingeſetzt, ehe er das Werk ausſtellte. Er war darüber nicht zurecht gewieſen. Er, der noch kein bedeutendes Werk geſchaffen hatte, erkannte ſelbſt, daß er nicht auf dem rechten Wege geblieben war. Er verwarf Alles, was mit der einfachen Anlage und dem alterthümlichen Tone des Einganges nicht harmonirte, und einer falſchen Dichtermanier verwandt war. Selten hat wohl ein junger Schriftſteller ſolche Selbſtverleugnung bewieſen. So erſchien denn ein in ſeiner Art vollkommenes Meiſterſtück. Doch iſt dieſe Reihe wohl angelegter Scenen, die nur durch das innere Band des Gemüths der Hauptperſon mit einander verbunden ſind, keine Tragödie, und auch als hiſtoriſches Schauſpiel kann Götz von Berlichingen nicht mit denen von Shakeſpear verglichen werden, in denen, wenigſtens den meiſten, doch immer eine groſe Cataſtrophe den Mittelpunct ausmacht, an den das Intereſſe ſich hängt. Im Götz läßt der ſchnelle Wechſel ſo viele nach einander vorgeführten, mehr angedeuteten, als ausgeführten Auftritte nicht zu Athem kommen. Im Leſen kann man abbrechen, um den Eindruck in ſich aufzunehmen und walten zu laſſen. In der Vorſtellung auf der Bühne aber werden alle Sinne verwirrt, und das Schauſpiel thut keine Wirkung. Auch iſt es aus den Repertorien bald verſchwunden.

Die erſte Erſcheinung dieſes Gedichtes, das mit

Allem, was Deutſchland bis dahin hervorgebracht hatte, den größten Contraſt machte, war einem aufſteigenden Meteore gleich. Der Dichter erſchien damit, wie ein geharniſchter Mann unter Kindern. Indeſſen iſt es merkwürdig, daß der Schöpfer eines ſo ganz originalen Gedichts ſich doch vorher ſchon in einem Schauſpiele verſucht hatte, das keine Spur von Eigenthümlichkeit, ſondern die ganz gewöhnliche Farbe des Zeitgeſchmackes an ſich trug; die Laune des Verliebten, ein Stück, welches erſt ſpäter bekannt geworden iſt, kann für ein wohlgerathenes Schauſpiel im Geſchmacke Gellertſcher Schäferſpiele gelten. Wer hätte dabei wohl eine Ahnung haben können, es würde Götz von Berlichingen nachfolgen? Doch hat auch Lord Byron mit Verſuchen angefangen, die noch näher mit Alltäglichem verwandt waren.

Auf den Götz folgte „Werthers Leiden,“ und erſt ſpäter andere dramatiſche Gedichte.

Werther iſt in der That ein bewundernswerthes Werk. So wie es iſt, vollkommen. Nichts darin überflüſſig, Nichts entbehrlich, und es könnte Nichts hinzugefügt werden. Der Verfaſſer hat mit den Aenderungen, die er in ſpäteren Ausgaben, äußerer Verhältniſſe wegen, gemacht, Nichts verbeſſert.

Die erſte Erſcheinung macht, der beiſpielloſen Wirkung wegen, eine Epoche in der Geſchichte der Deutſchen, — nicht der Literatur, ſondern der Denkart und Sitten. Das Gedicht iſt aber auch an ſich ſelbſt demjenigen ſehr merkwürdig, der über die Entſtehung originaler Werke des Genies nachdenkt. Das ganze Innere des Werther iſt mit einer Kraft dargeſtellt, die man nur von einem Werke erwarten kann, das aus eigener Geſinnung entſprungen iſt. Wer den Werther lieſet, geräth in Verſuchung, zu fragen, wie es doch zugehe, daß der Verfaſſer ſich nicht ſelbſt das Leben genommen? Dennoch iſt der ganze Inhalt nicht aus dem eigenen Gemüthe des Verfaſſers entſproſſen; er ſchwebte ſeinem Geiſte nur vor. Er ſagt ſelbſt, er habe ſich damit nur von der in ſeiner Zeit herrſchenden Empfindſamkeit befreien wollen; — ſie von ſich abwehren, hätte es vielleicht noch beſſer heißen können; und das iſt ihm auch vollkommen gelungen. In allen ſeinen folgenden Werken findet ſich keine Spur von dieſer tiefen Schwermuth und dieſem zarten Mitgefühle für die Leiden des menſchlichen Gemüthes.

Auch ohne jenes Bekenntniß hätte man die Auflöſung der Aufgabe, wie ein ſolches Werk, als Wertirt, habe geſchrieben werden können, die auch Leſſing nicht zu finden wußte, errathen können, als der Verfaſſer Briefe bekannt machte, die ſein Werther geſchrieben haben ſollte (in der Sammlung ſeiner Werke, 16. Band). Wer den aus Genf datirten in Werthers Namen ſchreiben konnte, hatte ſich nie mit dieſem identificirt.

Goethe ließ ſich ſo wenig von den Mißverhältniſſen zwiſchen dem Gemüthe des Menſchen und den Verwickelungen der Civiliſation anfechten, daß er ſich vielmehr nur gleichgültig dagegen verhielt, und jeden Zwang, den die Geſetze der Geſelligkeit ſeinen natürlichen Gefühlen anlegen wollten, von ſich abwies. Dieſe Geſinnung macht das eigentliche, tiefliegende Motiv der dramatiſchen Werke aus, welche er bald nach dem Werther ſchrieb. Der Hang, ſich einfachen, natürlichen Neigungen hinzugeben, ſich von der Geſellſchaft nicht zwingen, oder auch nur beſchränken zu laſſen; die Heftigkeit der Leidenſchaft, und noch mehr, als dieſe, die Schlaffheit der Menſchen, die ſich ſelbſt gar zu gern nachgeben; Leidenſchaft, die unüberwindlich iſt, nicht durch ihre Stärke, ſondern weil ihr nichts entgegengeſetzt wird; lieben, nicht weil der Gegenſtand es verdient, ſondern weil es gar zu ſüß iſt, zu lieben; ſich lieben laſſen, und nichts dafür thun; — dieſes wird beſtändig vorgeführt, und alles Intereſſe darauf gehäuft. Man findet ja, ſagte ſich Goethe, in der Welt nichts ſo häufig, als alles dieſes; das tragiſche Erhabene iſt ſelten, und der ſympathetiſche Reiz, den das Gemeine für ſich hat, kann durch dichteriſches Talent erhöhet werden.

Egmont iſt in der Geſchichte ein patriotiſch geſinnter Fürſt, der ſich dem Intereſſe ſeines Landes aufopfert. Er hat zehn Kinder; aber ſeine Mitbürger ſind ihm noch mehr. Er ſetzt ſein Vermögen auf das Spiel, und verliert es ſammt ſeinem Kopfe, den er in ſorgloſem Ungeſtüm ſelbſt preisgiebt. Ein Character, und ein Schickſal, für einen Shakeſpeare. Goethe macht ihn zu einem weichlichen, vornehmen Herren, der zum Liebchen ſchleicht, und von dieſem ſein ſchönes Kleid begaffen läßt. Die Scenen zwiſchen Clärchen und Brackenburg ſind aus der Natur genommen, und vortrefflich. Aber das Schickſal ſolcher Perſonen wird nicht durch den phantaſtiſchen Schluß in den Wolken zu einer Tragödie.

Weit ſchlimmer iſt es noch mit der Stella. Ein Graf von Gleichen, — ſo lautet die Sage, — zog in das heilige Land. Er gerieth in große Gefahr, ward durch ein liebendes Weib gerettet, das ihm zehn Jahre lang treu blieb, und darauf in ſeine Heimath folgte. Die zurückgebliebene Gräfin empfängt ſie als den Schutzgeiſt ihres geliebten Gemahls. Das alte Mährchen iſt rührend; es hat ſogar etwas Erhabenes. Im Schauſpiele wird es in die niedere Wirklichkeit des gemeinſten Lebens herabgezogen. Sinnloſe Leidenſchaft treibt einen Taugenichts, den die Weiber liebenswürdig finden, zu den ſchändlichſten Verbrechen, denen der Dichter nicht einmal äußere Motive giebt. Was hat dieſe Geſchichte mit dem Grafen von Gleichen gemein, die am Schluſſe als eine Rechtfertigung herbeigezogen wird? Dieſe Sage hat aber auch wirklich nicht Veranlaſſung, ſondern nur einen Vorwand zu dem Schauſpiele gegeben. Goethe, der den Stoff aller ſeiner Gedichte aus der Wirklichkeit nahm, oder wenigſtens von dieſer angeregt ward, mag von einem Vorfalle gehört haben, der damals in ganz Europa Aufſehen machte. Ein Deutſcher Graf, der durch beſondere Verhältniſſe in Verbindungen am Portugieſiſchen Hofe gerathen war, entführte ein Fräulein von einem der erſten Geſchlechter aus dem Kloſter, lebte mit ihr einige Zeit, ward ihrer überdrüſſig, entwandte ihre Juwelen, und entfloh damit nach Wien. Daſelbſt wiederholte er das Bubenſtück. Wieder ein Fräulein von hohem Geſchlechte, und eine Entführung aus dem Kloſter. Die Regierung nahm aber die Sache ernſtlicher, und die Furcht vor der Strafe trieb den Verbrecher in ganz Deutſchland umher. Ein wahrer Fernando, ſo ſchön, ſo verführeriſch und gefühllos; aber daneben ſo klug und witzig, als wir es von dem im Schauſpiele der Cäcilia und Stella auf ihr Wort glauben ſollen. Der Wirkliche antwortete auf die Frage, wie er doch die Entführten habe hülflos verlaſſen können? „Eh mais, c'étaient des femmes!“ und es fehlt nur dieſer einzige Zug im Schauſpiele. Die Geſchichte hätte dem Criminalgerichte überlaſſen bleiben ſollen, ſtatt auf das Theater gebracht zu werden. Was ſoll man aber zu der Ueberſchrift ſagen: Ein Schauſpiel für Liebende! Wie ſehr damals die Gemüther von der neuen Dichtkunſt irregeführt wurden, davon kann es wohl keinen ſtärkeren Beweis geben, als daß ſogar der feinfühlende, von edeln Empfindungen ganz beſeelte Herder, in einem noch vorhandenen Briefe, von dem Schauſpiele Stella mit enthuſiaſtiſchem Lobe ſpricht. Es war in der Zeit, da die vom Werther erhitzten Deutſchen die Beſinnung verloren hatten.

Doch muß das hier allzuſehr verletzte ſittliche Gefühl ſich laut genug geäußert haben, um einen Rückblick zu veranlaſſen. Der Verfaſſer änderte das Stück, und gab ihm einen tragiſchen Ausgang. Damit iſt die Sache aber um nichts beſſer gemacht; denn ein Selbſtmord nach ſolchen Handlungen iſt nur eine Nichtswürdigkeit mehr, und ein Gegenſtand eher für eine Predigt, als für ein Trauerſpiel.

Im Clavigo erſcheint wieder die ſchlaffe Leidenſchaftlichkeit eines elenden Menſchen, der Worte machen kann, und ſich damit abfindet, — mit Andern und mit ſich ſelbſt. Der Ehrgeiz eines Pamphletſchreibers flößt kein Intereſſe ein. Die aus den Memoiren des Beaumarchais entlehnte declamatoriſche Scene thut in der Erzählung mehr Wirkung, als im Drama; und wer mag wohl ein liebekrankes Mädchen auf dem Theater an der Auszehrung ſterben ſehen? Wer mag das Gewinſel eines Menſchen anhören, der ſich von ſeiner Neigung und von der Eitelkeit wie eine Wetterfahne drehen läßt?

Ein einigermaßen verwandter Geiſt hat die Comödie, die Mitſchuldigen, eingegeben. Der tiefgemeine Stoff iſt, wie Alles, was Goethe gedichtet hat, aus dem Leben genommen. So geſchickt er aber auch behandelt iſt, ſo wird er dadurch nicht gehoben. Das ganze Stück hat künſtleriſchen Werth; die Anlage iſt vorzüglich gut, beſſer, als in irgend einem andern Stücke des Verfaſſers; der Dialog iſt lebhaft, die Verſification vollkommen. Ein Theil hat wirklich poetiſchen Reiz. Der Auftritt, da eine Frau von natürlich gutem Gemüthe durch Verhältniſſe zu ſchlechten Umgebungen verleitet wird, eine ſehr gefährliche geheime Zuſammenkunft einem Freunde zuzugeſtehen, der nur gleich als Liebhaber zugreifen kann, iſt mit vieler Zartheit ausgeführt. Die Cataſtrophe aber beleidigt das ſittliche Gefühl in einem ganz unleidlichen Grade. Um eines Epigramms willen: „Er hat es — ſie hat es — der hat es“, muß der Zuſchauer anhören, wie eine Tochter ihren Vater eines Diebſtahls beſchuldigt. Er kann denken, das Geſindel möge immerhin das geſtohlene Gut unter ſich theilen, wenn die Obrigkeit aus dem Spiele bleibt. So robuſt auch der Sinn des Deutſchen Parterres ſchon damals war, ſo hat er doch dieſe Entwickelung nicht ertragen. Das Stück iſt nur ein paar Male aufgeführt.

Die ſpätern dramatiſchen Werke des Dichters haben einen ganz andern Character; und dieſer ſteht in ſo enger Verbindung mit den andern Erzeugniſſen ſeines Geiſtes einer ſpätern Periode, daß ſie von den früheren ganz getrennt werden müſſen. In allen aber zeigt es ſich, daß ihm das weſentliche des Drama, die Handlung, nie das Erſte und Wichtigſte war; daher denn auch keines von allen ſeinen Schauſpielen (die Oper Claudine von Villa bella vielleicht ausgenommen) ſonderliche Wirkung auf der Bühne macht. Wie ſehr er das Weſen des Drama verkannte, zeigt ſich ſchon allein in dem gelegentlichen Urtheile über ein altes Stück (im 49. Bande der Werke S. 83.): es ſei vollkommen dramatiſch, nicht theatraliſch. Was vollkommen dramatiſch iſt, muß nothwendig auch theatraliſch ſeyn; wenn gleich manches theatraliſch iſt, was nicht dramatiſch, oder als ſolches ſchlecht iſt. Eine abſurde Combination von Zufällen, Handlungen ohne alles Motiv, und was man ſonſt Theaterſtreiche zu nennen pflegt, kann wohl Effect machen, gleichwie Donner und Blitz aus heiterem Himmel. Es erregt aber, bei einiger Beſinnung, kein Wohlgefallen.

Es iſt ſehr auffallend, daß Goethe, der, zufolge eigener Berichte, von Kindheit auf immer Comödien ſehen und ſpielen wollte, ſich ſelbſt Alles in Dialogen vortrug, die Gedanken und Geſinnungen aller Menſchen in dieſe Form kleidete, dennoch in ſeinen dramatiſchen Werken eben das verfehlte, womit die Gemüther der Menſchen ſich am kräftigſten ausſprechen, die Handlung. Daher legte er auch keinen ſehr großen Werth auf die Kunſt des Schauſpielers. Die Recitation war ihm das bedeutendſte; eigentlich Alles. Dieſes beweiſet ſchon der ſeltſame Vorſchlag, die Augen zu verſchließen, und ſich ſo den Shakeſpeare vorleſen zu laſſen, um ihn recht zu genießen. Da dürfte wenigſtens kein Garrik, Talma oder Schröder ſpielen. Diderot hielt einmal im Schauſpielhauſe die Ohren zu, um den Acteur nur zu ſehen. Aber er wußte das Stück auswendig, und wollte das Spiel der Mienen und Gebehrden genauer beobachten. Goethe hielt es nicht der Mühe werth, eine Reiſe nach Wien oder Hamburg zu machen, wo Schröder die Kunſt des Schauſpielers in Vollkommenheit zeigte. Wäre ihm nicht Talma durch den wunderbaren Lauf der Weltbegebenheiten nach Erfurt geführt worden, ſo hätte er in ſeinem Leben keinen großen Acteur geſehen. Denn wer etwa verſucht ſeyn möchte, den Iffland, der in ſeiner Jugend ein bewundernswürdiger Comiker war, in den ſpätern Jahren ſeines ganz ausgebildeten Ta lents für einen großen Künſtler zu halten, der leſe nur die Beurtheilungen ſeines Spiels, die Böttiger aus Gefälligkeit gegen den Fürſten, der ihn berufen, und das Parterre, das ihn mit Vergnügen geſehen hatte, geſchrieben; und in welchen die mit vieler Feinheit eingemiſchten Andeutungen hinreichen, das Urtheil zu berichtigen.

Goethe hat, unerachtet ſeiner Neigung zu Schauſpielen, die Darſtellung derſelben doch nur als Zeitvertreib angeſehen, bis er ſelbſt ein Theater anordnen und im Einzelnen leiten konnte. Da hat er aber das Talent der darſtellenden Künſtler irre geführt. Daß ein Dichter wie er, richtige Declamation, Anſtand und Würde im Auftreten und Harmonie im Zuſammenſpielen fordern würde, war wohl zu erwarten. Aber das erſte Geſetz ſeiner Practik war ſtete Mäßigung. Er verlangte in der Declamation einen ſtets gehaltenen Ton, und eine dem gemäße Action. Man ſollte glauben, er hätte eine Scheu davor gehabt, daß dem Zuſchauer je warm um das Herz würde. Die Aufgabe des Schauſpielers iſt aber, den Intentionen des Dichters eine Sprache zu verleihen, gegen welche alle Worte erblaſſen, und was keine Gewalt der Rede hören laſſen kann, zu zeigen. Nun wird ein großer Schauſpieler zwar bei einer laut ausbrechenden Empfindung, die volle Stärke eines Herz zerreißenden Tons, nie oder nur in ſchnell vorübergehenden Augenblicken ganz hören, ſondern nur ahnen laſſen. Auch wird er den Geſtus der alles überwältigenden Leidenſchaft im Augenblicke, da die Erwartung den Zuſchauer ängſtigt, zurückhalten, oder mit der Schnelligkeit des Blitzes wieder einlenken. Vor allen Dingen aber hat er ſeine Selbſtbeherrſchung zu verbergen.

Goethe ward durch ſein großes und glänzendes Talent, von den Umſtänden und ihren Zufälligkeiten unterſtützt, an einen Hof geführt. Von dieſem Augenblicke an trat er in die höchſten Kreiſe des geſelligen Lebens. Als Dichter und Schriftſteller war er in ſie aufgenommen. Damit ward aber auch ſeine Stellung in der Literatur weſentlich verändert. Der von aller Zucht und Ordnung losgelaſſene Genius der aufſtrebenden Deutſchen Poeſie hatte, um der bloßen Natürlichkeit willen, ſogar an den pöbelhaften Darſtellungen eines Lenz, wegen ihrer ekelhaften Wahrheit, Gefallen gefunden, und ganz frei war Goethe ſelbſt von ſolchem Schmutze nicht geblieben. Wer etwa gegen dieſe Aeußerung Einſpruch thun, oder ſich gar darüber entrüſten ſollte, der verſuche nur, ſeinen

Pater Brey, der in der Ausgabe letzter Hand (im 13. Bande) doch beibehalten iſt, in anſtändiger Geſellſchaft laut vorzuleſen. In Weimar aber mußten die Verbindungen mit den Wildemännern der neuen Hercynia abgebrochen werden. Denn wenn gleich der junge Fürſt die Ungebundenheit der Zeiten für ſich mit genießen wollte, und ſich ſeinen Launen vielleicht zu ſehr überließ, ſo galt dieſes doch nur für ihn ſelbſt und für ſeinen Freund. Schlechte Geſellſchaft durfte ſich nicht andrängen, und der Hof, der ſie abwehrte, hatte dazu in der Literatur ſelbſt Verbündete. Den hohen Notabilitäten derſelben, Wieland und Herder, ekelte die angebliche Deutſchheit eben ſo ſehr an, als irgend einer Fürſtin. Die Kraftmänner, die geträumt haben mochten, Goethe werde einen Tempel ihres neuen Geſchmacks aufrichten, mußten zurückbleiben, und konnten nur ſelten einmal ihre Empfindlichkeit darüber aushauchen.

Goethe ſelbſt ward indeſſen gleich bei ſeinem erſten Auftreten am Hofe in den engſten Familienkreis eines Geſchlechts eingeführt, welches zu den höchſten der Europäiſchen Welt gehörte. Er kam dadurch in der Folge noch mit andern, ebenſo hohen und noch höhern, in nähere Berührung; und das zu einer Zeit, da Herder ſagen konnte, Deutſchland ſei das Vaterland der Barone, und in ihm haben nur Barone ein Vaterland. Der Fürſt, deſſen treffliches, nur etwas zu unruhiges Gemüth in dem Genoſſen ſeiner unregelmäßigen Vergnügungen zugleich einen kräftigen Verſtand, einen hellen und durchdringenden Blick, und auch ein ernſtes und treffendes Urtheil fand, ward an ihn durch ein Band gefeſſelt, das ſich als unauflöslich bewähret hat. Was ſie Alles mit einander getrieben haben, iſt vergeſſen. Zu ſeiner Zeit war ganz Deutſchland mit Erzählungen davon erfüllt, die nicht ohne Grund geweſen ſeyn können, wie der ſchnell abgebrochene bedeutungsvolle Briefwechſel zwiſchen Klopſtock und Goethe (im Jahr 1833 gedruckt) beweiſet. Es iſt ein Gewinn für die leſende Welt, daß ſie mit Sammlungen von Geſchichtchen, die nicht mehr geſichtet werden können, verſchont geblieben iſt.

Das kleine Weimar ſtrahlte über ganz Deutſchland als Reſidenz der hellleuchtendſten Sterne ſeines literariſchen Himmels, und eine Darſtellung ſeines Hofes nimmt eine bedeutende Stelle in der Geſchichte der Deutſchen Nationalcultur ein. Ein ebenſo großes Intereſſe hätte ſie vielleicht, als ein Gemälde menſchlicher Charactere und Verhältniſſe in den höchſten geſelligen Kreiſen. Wahrheit darüber könnte aber nur von einem Beobachter gegeben werden, der ſelbſt mitten in der Bewegung gelebt hätte. In einem ſolchen Bilde würde wahrlich ein Fürſt keine ſchlechte Figur machen, der ſich vielleicht den natürlichen Neigungen des Menſchen zu ſehr überlaſſen haben mag, ſich aber zu rechter Zeit erinnerte, daß es ihm oblag, zu regieren; der an ſeinen Miniſter Voigt den Brief ſchrieb, den der Kanzler von Müller in ſeiner Denkſchrift dieſes hochverdienten Staatsdieners aufbewahrt hat, einen Brief, der mehr werth iſt, als alle Fürſtenſpiegel, die je geſchrieben ſind, oder geſchrieben werden können; und der auch fähig war, die fürſtlich ſelbſtſüchtige Eitelkeit ſo weit zu unterdrücken, daß er das Verdienſt ſeiner Gemahlin, die ihn gerettet hatte, ſogar gegen ſeine Beſieger anerkannte, wie ebenfalls in jener Schrift berichtet wird.

Goethe ſelbſt ſchweigt von Allem, was ſein Leben in Weimar angeht, und Jeder fühlt, daß er nicht davon reden konnte. Stärker als Alles, was darüber gegen ihn vorgebracht werden kann, ſpricht es, daß die Großherzogin eingewilligt hat, am funfzigjährigen Gedächtnißtage ſeines Einzuges in Weimar, ihren Gewahl, ſich ſelbſt und Goethe, auf Einer Medaille abgebildet zu ſehen. Jedoch weiß man auch durch ſeinen eigenen Bericht, daß die Fürſtin eine gleich nach dem Tode ihres Gemahls vom Ueberlebenden gewünſchte perſönliche Zuſammenkunft abgelehnt hat.

Das Leben am Hofe hat ſehr großen Einfluß auf Goethe den Dichter und Schriftſteller gehabt. Den Taſſo hätte Niemand ſchreiben können, — er ſelbſt nicht, — ohne an einem Hofe, gleich einem ebenbürtigen Mitgliede gelebt zu haben. So lernt man die Menſchen der höchſten Kreiſe und ihre Verhältniſſe nicht kennen; ſo nimmt man ihre Haltung und ihre Sprache nicht an, wenn man nicht in inniger Vertraulichkeit mit ihnen gelebt hat. Nur ein erbärmlich eingeſchränkter Sinn kann in Taſſo Anſpielungen auf Wirklichkeiten wittern und ſolchen nachſpüren; aber jede Zeile zeugt davon, daß der Verfaſſer ſeinen Character und die von ihm dargeſtellten Verhältniſſe nach der Welt, die ihn umgab, gebildet hat.

Auf eine ganz andere Art zeigt ſich der Einfluß des Lebens am Hofe, in ſeinen ſpäter geſchriebenen Romanen. Der Ton der matten Gleichgültigkeit gegen das Unſittliche, wenn es nur nicht roh auftritt, und die Unterdrückung lebhafter Gefühle, iſt ein unvermeidliches Erzeugniß des geſelligen Lebens unter Perſonen, von denen eine jede ſich ſcheuet, eine andere zu verletzen, oder auch nur zu reizen. Auch an ernſtlich tugendhaften Höfen iſt es das erſte Geſetz, den Anſtand gegen jeden zu beobachten, dem das Recht, zu ſeyn, wie es ihm beliebt, nicht abgeſprochen werden kann, ſo lange er ſelbſt die Regeln des äußern Benehmens beobachtet, über die man einmal hereingekommen iſt. „Deßwegen, ſagte ein Ruſſiſcher Hof- und Staatsmann, der große Dinge geleiſtet hat, ziehe ich mich in die Einſamkeit des Familienlebens zurück. Nur da reift etwas Tüchtiges in Gedanken und in Werken."

Wilhelm Meiſters Lehrjahre, ein Buch, von dem gewiſſe Verehrer des neuen Goethe den lächerlichen Ausdruck gebrauchten, es ſei eine von den großen Tendenzen des Zeitalters, und welches wirklich ebenſo ſehr ein Liebling der Zeit war, als vormals der Werther; dieſes ſeltſame Gemiſch von Darſtellung natürlicher Charactere, wunderbarer Begebenheiten und allegoriſcher Phantaſieen, iſt in der Intention geſchrieben, den Beobachtungen über Charactere und Schickſale der Menſchen, zu denen eine ausgedehnte Bekanntſchaft mit den mannichfaltigſten Geſtalten und Verwickelungen der Welt den Stoff gegeben, lebendigen Athem einzuhauchen. Die einzelnen Züge menſchlicher Neigungen und Leidenſchaften und gewöhnliche Verhältniſſe ſind mit den ſeltſamſten ſo verbunden, daß die Zuſammenſetzung ganz unglaublich wird. Jeder einzelne Zug der Gemüthsart irgend einer von den auftretenden Perſonen iſt aus der Natur genommen; ſo aber, wie ſie hier handeln, ſieht man ſie nicht in der Wirklichkeit, weil die Verbindung der Verhältniſſe, welche die Ereigniſſe erklären ſollen, ſich nicht ſo finden. Philine und Mignon ſind beides geniale Compoſitionen von ſehr verſchiedener Art, und die Umgebungen ſind vollkommen angemeſſen. Neben ihnen treten aber ſo viele und mannichfaltige Perſonen in einem ſo engen Raume auf, daß ſie nur durch die Erfindung der ſeltſamſten Ereigniſſe verbunden werden konnten. Das Ganze wird nur durch die Verhältniſſe jedes Einzelnen zu dem Helden, — weil es doch einmal Held heiſſen muß, wenn vom Romane die Rede iſt, — zuſammengehalten. Einen Character hat dieſe Hauptfigur nicht. Ihre Lage und Begebenheiten ſind aber in ganz unglaublichem Widerſpruche mit den Sitten der Zeit, worin er auftritt. Goethe, der ſich ſelbſt hinter einer Maske zu verſtecken ſcheint, wenn er den Wilhelm Meiſter aufführt, konnte wohl mit vornehmen Perſonen in ſolche Beziehungen kommen, als ſein Wilhelm Meiſter; aber nicht ein Kaufmannsburſche, wenn gleich von gutem Hauſe, der unter herumziehende Comödianten gerathen wäre, und in ſo zweideutiger Geſellſchaft durch eine thörichte Liebe zur Schauſpielkunſt, zu der er kein Geſchick hat, zurückgehalten würde. Die Darſtellung einer ſo luſtigen Geſellſchaft hätte in einem dieſem Character angemeſſenen Tone gehalten werden müſſen. Den hat Scarron in ſeinem Roman comique beſſer getroffen; und doch treten auch darin einzelne Perſonen von höherem Character auf, und ſind in einem angemeſſenen Tone dargeſtellt. Wenn ſo viele Philoſophie eingemiſcht wird, als im Wilhelm Meiſter, kann der Leſer ſich oft nicht enthalten, über Menſchheit und Schickſale zu ſeufzen. Die adligen Perſonen haben viele Wahrheit; aber die Schilderung adliger Pedanterie verliert oft durch den pedantiſchen Ton des Erzählers ihren Reiz. Daß die ganze Geſchichte einen hohen Sinn haben ſolle, konnte mit einer leichten Hinweiſung bemerklich gemacht werden. Darin thun auch andere Romanſchreiber leicht zu viel. Im Wilhelm Meiſter iſt aber die Andeutung eines tiefern Sinnes durch eine myſteriöſe Hiſtorie, die das Buch ſchließt, eine Myſtification der Leſer.

Die Wanderjahre ſind mit einem Ausdrucke, den Goethe ſehr liebte, — ein wunderliches Gemiſch von anziehenden Bildern, unnatürlichen Erfindungen, Allegoriſirung widerſinniger Gedanken; Alles in geſchmackloſer Zuſammenſetzung und geſuchter Sprache. Die ſteife Haltung macht das Ganze unleidlich.

Von den Wahlverwandtſchaften kann man, mit Ausnahme des Hoch- und des Niedrigcomiſchen, deſſen ſich hier Nichts findet, Aehnliches ſagen, als von den Lehrjahren. Nur hat die ganze Darſtellung den matten Ton, der den Ueberdruß am Genuſſe des Lebens, und am Leben ſelbſt ausdrückt. Sogar die meiſterhafte Scene, da der in Ottilien verliebte Baron ſich Nachts zu ſeiner Gemahlin verirrt, die eben mit einer in ihr aufkeimenden Leidenſchaft kämpft, und beide durch eine Illuſion zur Zärtlichkeit hingeriſſen werden, ſagt, wie Alles in dieſem Buche, dem Tone zu, den die vornehme Welt blasé nennt. Deßwegen hat es ihr auch gefallen; auch ſogar, wenn ſie ſich dabei langweiligte. Das Buch hat aber auch zurückgewirkt. Keine Lehre findet ſo willige Schüler, als, laſſet doch die guten Kinder gewähren. Der Titel weiſet ſchon die ganze Menſchheit in ein Capitel der Chemie, und daß ihre Individuen nur a und b ſind, die von c und d angezogen und abgeſtoßen werden, iſt einer überſättigten und ſchlaffen Zeit ſehr willkommen.

Das überſetzte Buch des Diderot, der Vetter des Rameau, ſpricht die Verachtung der Menſchen aus, in deren Ausdrucke der ſtets erhitzte und in Empfindungen wechſelnde Kopf des Verfaſſers ſich für dasmal gefiel. Die vom Ueberſetzer angefügten Anmerkungen zu dem Buche, das er köſtlich findet, haben aber noch eine höchſt widerliche Beimiſchung von Uebermuth gegen diejenigen, die gewagt hatten, an dem Dichter etwas zu tadeln, wenn ſie gleich ſeinen Werken Gerechtigkeit wiederfahren ließen.

Gleich als wenn er der Welt alle dieſe Sünden hätte abbitten wollen, iſt in dem Gedichte Herrmann und Dorothea ein vollkommen reines Gemälde guter Geſinnungen und wohlwollender Neigungen aufgeſtellt. Damit ſie in ihrer ganzen Stärke und Würde erſchienen, hat der Dichter ſie in die Beſchränktheit des Bürgerſtandes eingebannt. Aber von den Kleinlichkeiten, die dieſen bezeichnen, iſt mit ſo feinem Gefühle der Schicklichkeit nur das ausgewählt, was der dichteriſchen Darſtellung würdig iſt, daß dieſes zu einer wahrhaft Homeriſchen Bürger-Epopöe geworden iſt. Die vollkommenſte Reinheit des Geſchmacks in der Ausführung wird in keiner Zeile geſtört, ja, in keinem Worte; und ſo iſt auch der Uebergang in pathetiſche Erhabenheit im letzten Geſange natürlich. Es ſcheint, daß die Bedingung der Erzählung in Verſen, welche der Dichter ſich hier aufgelegt hatte, Einfluß auf die ebenſo vollkommene Harmonie des Inhalts gehabt habe.

Die Welt nahm aber die Sühne nicht an, ſowie ſie geſollt hätte. Sie hielt ſich vielmehr an die ihr wohlgefälligere Darſtellung ihrer ſelbſt. Die Vornehmen hielten die kleine Bürgerwelt, die ihnen im Gedichte vorgeführt ward, zu tief unter ſich, um an der Darſtellung Geſchmack zu finden. Dieſe ſprach das Gefühl eines größeren Kreiſes an; aber eben die höchſte Vollkommenheit in der Ausführung und in der bis dahin noch nie erreichten edeln Eleganz der Sprache war der Allgemeinheit eines großen Eindrucks hinderlich. Die feierlichen Hexameter und die vorgeſetzten Namen Griechiſcher Muſen ſchienen eine

Art von Ehrerbietung zu fordern, wodurch eine große Zahl von Leſern ſich in ihrer eigenen Umgebung befremdet, und eine Disharmonie zwiſchen dem Gegenſtande und der Behandlung fühlten, welche ein franzöſiſcher Critiker nicht ganz ohne Grund getadelt hat. Die größere Zahl von Leſern fühlte ſich behaglicher in der Geſellſchaft des ehrwürdigen Pfarrers von Grünau, mit ſeinem Caffeeſchälchen und der nun einmal unentbehrlichen Tabackspfeife. Die hausbackne, in aller Unſchuld doch etwas lüſterne Brautſcene ſprach Alle an, die in Herrmann und Dorothea höher gehoben werden ſoll, als es ihnen angenehm war, und Voſſens Luiſe behielt ſeine Stelle als Nationalgedicht.

Goethe war in Weimar in das höchſte geſellige Leben eingetreten, aber nicht in das ſtaatsbürgerliche. Dieſes war vielmehr die Bedingung, unter der er in jenes geſellſchaftliche, vertrauliche Verhältniß eintrat. Voltaire wollte auf die Geſinnungen der Großen einwirken und zog ſich nach einer belehrenden Erfahrung über das Verhältniß, welches zwiſchen einem Könige und einem dichteriſchen Freunde Statt finden kann, in ſeine Höhle zu Fernay zurück, von wo aus er von den Großen geliebt, gefürchtet, geſchmeichelt, ſeine Blitze ausſandte, die ganz Europa erleuchteten. Dazu mußte er ſich perſönlich in Entfernung halten. Goethe hat nie Einfluß auf die Geſinnungen irgend eines Kaiſers oder Königs gehabt, auch nicht haben wollen. Dafür ließen ſie es ſich gefallen, daß er durch ſeinen perſönlichen Freund, den Großherzog von Weimar, in ihren Kreis eingeführt ward, gleich als gehöre er zu ihnen. Seine Verehrer haben ihm den Titel eines Dichterfürſten gegeben. Es iſt einiger Sinn darin, und auch noch ein anderer, als derjenige wollte, welcher das Wort zuerſt ausgeſprochen. Die Großen der Erde räumten ihm einen dem ihrigen ähnlichen Rang ein, auf einem fremden Boden; und damit war er ſelbſt zufrieden, machte es auch geltend gegen alle, die es wohl anerkennen wollten. Seine Verehrer wollen zwar der Welt aufdringen, der univerſelle Genius habe auch eine politiſche Rolle ſpielen können, wenn er nur gewollt hätte. Aber es findet ſich hievon keine Spur, weder in dem, was er ſelbſt geſchrieben hat, noch in Allem, was Andere über ihn geſchrieben haben. Er hatte keinen Sinn für bürgerliche Verhältniſſe, und hielt ſich ſo viel möglich neben ihnen, und unabhängig. Seine Schilderungen des reichsſtädtiſchen Bürgerlebens in ſeiner Vaterſtadt ſind, ſowie alle ſeine Darſtellungen von

Menſchen, auch in den kleinſten Zügen anziehend. Aber nichts in ihnen läßt errathen, daß er als Republicaner geboren war. Wenn er von Verhältniſſen der bürgerlichen Geſellſchaft redet, ſo iſt Alles unbedeutend, und es verſagt ihm ſogar ſein ſonſt ſo großes Talent, die Gedanken und Geſinnungen der Menſchen redend einzuführen. Im Egmont ſind die Volksſcenen gut ausgedacht: aber man fühlt, daß ſie gemacht ſind. Wäre er einmal Zeuge ſolcher Auftritte geweſen, ſo hätte er etwas Anderes darin geſehen und dieſes auf eigenthümliche Art dargeſtellt. Der vierte Aufzug, worin politiſche Geſinnungen und Anſchläge erſt recht hervortreten ſollen, iſt ſogar ſchlecht geſchrieben. In dem dramatiſchen Meiſterſtücke von Merimée: „Inès Mendo, ou le pré[illegible]“, ſind die auftretenden Portugieſiſchen Bürger und Spaniſchen Großen mit ganz anders ergreifender Kraft und Wahrheit dargeſtellt.

Als die Politik ſich von Weſten her in gewaltigen Strömen über Deutſchland ergoß, hat Goethe einige Male verſucht, auch da einzugreifen. Aber ſein Bürgergeneral, Groß-Cophta, und einiges andere dahin Gehörende, iſt Alles ſo farblos und langweilig, daß die Exiſtenz dieſer Schriften, die nicht für Dichterwerke gelten können, ſelbſt in der Zeit höchſt aufgeregter Parteien kaum bemerkt worden ſind, und nicht einmal den Zorn derer erregt haben, welche getroffen werden ſollten.

Die natürliche Tochter wird wohl Niemand wagen, für ein politiſches, oder, der ſchönen Verſe wegen, für ein gutes Drama auszugeben.

Goethe war indeſſen anfangs in Weimar doch auch beſtimmt, an Staatsgeſchäften einen bedeutenden Antheil zu nehmen; und es iſt ein ſehr characteriſtiſcher Zug der damaligen Zeit, daß er ſich in den geheimen Rath eines regierenden Fürſten einführen ließ, ohne jemals daran gedacht zu haben, ſich im Ernſt mit Staatsangelegenheiten zu beſchäftigen. Man hat in jener Zeit wohl mehr als Einen ſagen hören, es komme in allen Dingen nur darauf an, den Leuten Genie zu zeigen. Der Herzog hatte nicht einem leichten Einfalle nachgegeben, ſondern einen ernſthaften Entſchluß gefaßt, deſſen Motive er in einer Schrift niedergelegt hat, die bei der beabſichtigten künftigen Bekanntmachung mit Intereſſe wird geleſen werden. Er hat ſich als beſonnener Regent auch darin gezeigt, daß er bald den Mißgriff erkannte, und mit guter Art den Staatsmann verſchwinden ließ, um den Freund zu erhalten. Zu jener Rolle war Goethe, was auch ſeine Verehrer ſagen mögen, nicht geſchickt; nicht einmal, in einzelnen ſchwierigen Lagen als Rathgeber zu Hülfe zu kommen. In Falks Erzählung nimmt ſich die Declamation des alten Dichters über Napoleon, und die Homeriſche Rhapſodie von dem Wanderſtabe, an dem der Fürſt und ſein Freund in das Exil gehen wollen, gut genug aus. Antonio aber hätte den Fürſten gegen das gefährliche Geſchwätz der Hofleute gewarnt, und den Weg angegeben, den gereizten Löwen, der ganz Deutſchland in ſeinen Klauen hatte, zu beſänftigen.

Aus Goethe auch nur einen Geſchäftsmann zu machen, konnte nicht gelingen. Die Darſtellung ſeiner ſpätern Verhältniſſe zu Jena von der Hand eines warmen Freundes und Verehrers beweiſt, daß er kein Geſchäft anrühren konnte, ohne es zu verderben. Wer die Thätigkeit Anderer leiten will, muß nicht ſeine Gedanken ſtets in ſich verſchließen, um die Menſchen in Abhängigkeit von ſich zu erhalten, ſondern ſich ihnen mittheilen, damit ſie in ſeinen Sinn eingehen, und ſo ihm zu Hülfe kommen können. Der Großherzog zeigte, daß er es beſſer verſtand, als ſein Freund, da er dieſem, auf ſeine Bitte um eine angemeſſene Stellung, die Ehre einer Aufſichtscommiſſion ertheilte, welche die Augen offen, aber keine Hände haben ſollte, und die Autorität einer andern Behörde laſſen mußte.

Die Politik war von dem weiten Kreiſe, den Goethes mächtiger und reicher Sinn beherrſchte, ausgeſchloſſen. Dafür aber ergriff er in der zweiten Hälfte ſeines langen, unabläſſig thätigen Lebens mehrere andere Zweige des in allen Richtungen ſtrebenden menſchlichen Geiſtes. Als er die Bitterkeit der in Weimar herbeigeführten Mißverhältniſſe fühlte, und erkannte, ſeine Stellung müſſe verändert werden, entzog er ſich ihr mit der glücklichſten Wendung. Er floh nach Italien, mit erneuertem Eifer für Poeſie und für die Künſte. Die Letzteren hatte er früh geliebt, aber ſich, außer einer vorübergehenden Aufmerkſamkeit auf die Altdeutſche Baukunſt, nie ernſtlich damit beſchäftigt. Jetzt ging der Mann, nahe an vierzig Jahre alt, mit jugendlichem Geiſte daran, und ſeine Freunde erwarteten auch hier etwas Eigenthümliches. Einmal regte ſich in ihm, auf der Reiſe, ein lebhafter, natürlicher Sinn für den Reiz genialer Malerei, als er die ſeitdem zerſtörten Werke des Guercino da Cento ſah. In Rom aber gab er ſich förmlich in die Schule. Alles, was er in Italien über die Künſte geſchrieben hat, iſt nur fleißig aufgezeichnete Lehre des Mengs, die ein Hofrath Reifenſtein im Beſitze war, den Reiſenden zu verkaufen. Dieſe Schulweisheit beruhte auf einer ſchief aufgefaßten Anſicht Winkelmanns von der Griechiſchen Kunſt, welche Mengs auf die Malerei übertrug, in der er Alles leiſtete, was man lernen kann. In Goethes ganzem Buche, „Winkelmann und ſein Jahrhundert", iſt nur ein einziger eigenthümlicher Gedanke: die vortreffliche Erklärung des oft verkannten Grundes der Unmöglichkeit, die Sculptur für die chriſtliche Religion ſo zu benutzen, wie ſie der Griechiſchen Mythologie diente. Die lichtvolle Ausführung dieſes Gedankens iſt aber nicht von Goethe, ſondern in einem Briefe an ihn enthalten, den er eingerückt hat (im 22. Bande der Wiener Ausgabe ſeiner Werke, die hier angeführt werden muß, weil das Buch, „Winkelmann und ſein Jahrhundert", in der vollſtändigen Ausgabe der Werke nur zum Theil enthalten iſt).

Wie hätte ferner ein Mann von eigenthümlichem Kunſtſinne einen ſo langen Aufſatz über den geiſtloſen Hackert ſchreiben können, der nur eine Fertigkeit erworben hatte, Himmel, Land und Meer von

Italien mittelſt einer ſehr geſchickten Behandlung der Farbe darzuſtellen; der von ſich ſagte, ein jedes der großen Bilder, die ihm von vornehmen und reichen reiſenden Dilettanten nach der Mode abgekauft wurden, koſte ihm gerade vierzig Tage, nicht einen mehr, nicht einen weniger. Dieſe Landſchaftsgemälde befriedigen aber auch Keinen, der ſich an Salvator Roſa, Claude Lorrein oder Pouſſin erfreuet hat.

Für den Liebhaber der Künſte iſt Nichts intereſſanter, als in Italien an den Orten, wo originale Maler gelebt haben, im lebenden Geſchlechte die Spuren des frühern aufzuſuchen, das jenen zu Vorbildern gedient hat. Man ſieht nicht, wie es einigen Reiſenden lächerlicher Weiſe beliebt hat, zu ſagen, auf jedem Schritte in Rom und auf dem Albaner Gebirge begegne man einer Raphaelſchen Madonna. Schönheit iſt, wie alle Vollkommenheit, ſelten. Aber da, wo das lebende Geſchlecht nicht durch die Revolutionen, die in dem ſchönen und unglücklichen Italien ſeit vierzig Jahren gewüthet haben, verdorben und verfälſcht iſt, ſieht man noch im lebenden, die Wahrheit, die jene Zauberer idealiſirten. Im Venetianiſchen iſt man von den Abkömmlingen derer umgeben, welche die Einbildungskraft des Titian und Paolo Veroneſe entzündeten.

Wenn man in Parma die Gemälde des Correggio geſehen hat, die Alles, was ſonſt von ihm exiſtirt, weit übertreffen, und fährt ſodann durch das Modeneſiſche, ſo begegnet man hier und da einem lebenden Urbilde jener unvergleichlichen Lieblichkeit. Die Florentiner erinnern an die Gemälde der alten Künſtler des Landes; die Römiſchen Geſtalten an Raphael. Ein ſehr aufmerkſamer und einſichtsvoller Kenner der Künſtler, Herr von Rumohr, bemerkt im dritten Theile ſeiner Italieniſchen Forſchungen, daß Raphael einen eigenthümlichen Vorzug in der Darſtellung der hellſten Lichter auf der Stirne habe. Es iſt aber vielmehr die geſpanntere Römiſche Stirnhaut, unter welcher der Bau der Knochen ſchärfer hervortritt, und den Tizian nicht vor Augen hatte, deſſen Pinſel doch ſogar den unausſprechlichen Reiz eines Blickes ebenſo gut, als Raphael darzuſtellen wußte, wie das berühmte Bild der Venetianerin im Palaſte Sciarra zu Rom beweiſe.

In Bologna hingegen, wo die Carracci gelebt haben, die größeſten unter allen Malern, die durch Studium gebildet ſind, und die eine Schule gründeten, welche ſich auf Alles verſtand, was gelehrt und gelernt werden kann, fällt es Niemanden ein, ſich nach

Menſchen umzuſehen, die dem Carracci, Domenichino oder Guido hätten zum Vorbilde dienen können. Die Heimath dieſer bewundernswürdigen Künſtler war das Atelier. Da hat Goethe ſeinen Kunſtſinn, Verſtand und Geſchmack gebildet.

Diejenigen, welche ſich ſelbſt einreden möchten, daß er ein allgemein künſtleriſches Genie geweſen, und weil er an der Lebensbeſchreibung des Callini ſo viel Gefallen gefunden, ſie zu überſetzen und zu commentiren, auch Schöpfer einer Deutſchen Kunſt geworden wäre, wenn er etwa zum Goldſchmid beſtimmt geweſen, irren ſehr. Sein Genie war auf den Ausdruck der menſchlichen Geſinnungen und Empfindungen aller Art in der Sprache beſchränkt. Dieſes Werkzeug, die Sprache, beherrſchte er in einem, vor ihm nie erreichten Grade. Er vermochte die Deutſche Sprache, die er ſelbſt für das ſchlechteſte aller Werkzeuge des dichteriſchen Geiſtes erklärte, ſo zu behandeln, daß ſie Alles ausdrückte, was er wollte, und dieſes war nicht ausſtudirte Kunſt. So ſchöne Verſe er auch gemacht hat, ſo hat doch Schiller einzelne noch ſchönere gemacht, und er ſelbſt ſehr viele ſchlechte. Aber Niemand hat jemals die Freiheit der Deutſchen Grammatik und ihre Unbeſtimmtheit ſo zu benutzen gewußt, daß Worte und Stellung der Worte alle Schattirungen der Gedanken und Empfindungen andeuten; und dieſes war eigenthümliches Genie. Er ſagt ſelbſt, daß er im vorgerückten Mannesalter in Rom von Moritz die weſentlichſten Regeln der Deutſchen Schreibart und des Versbaues gelernt habe; aber was er von Moritz lernte, lag längſt in ſeinem Gefühle.

In den bildenden Künſten hingegen hatte er durchaus kein productives Genie. Er ſagt ſelbſt in ſeinen Briefen aus Rom, er fühle, daß er als Zeichner nichts leiſten könne, und gebe es auf. Aber auch in ſeinem Urtheile beſchränkte er ſich faſt ganz auf die Grundſätze des Effects, worauf gewiſſe Regeln gegründet werden können, auf das, was erlernt werden kann. Es iſt nicht ein natürliches Gefühl für Wahrheit und Vollkommenheit in der Auffaſſung derſelben, ſondern die Mengsſche Tradition, die ſein Urtheil leitet. Wohin dieſe führt, hat aber der geiſtreiche und gemüthsvolle Heinſe beſſer eingeſehen, wenn er an Gleim ſchreibt (im erſten Bande der Briefe an dieſen, S. 322.):

„Die Antiken ſind eine Bande Comödianten, mit welcher die Künſtler in der Welt umherſtreifen, und derſelben Kleider anziehen, nach den Rollen, die ſie ſpielen ſollen. Zeus macht Gott den Vater, Laocoon, im berühmten Manna von Pouſſin den alten Juden, u. ſ. w."

Von dieſen Antiken, die doch größtentheils nur Arbeiten ſpäterer Künſtler ſind, welche den groſſen Athenienſiſchen Meiſtern nachbildeten, war Goethe ſo eingenommen, daß er darüber in Florenz des Michael Angelo Lorenzo von Medici, der ſeinem ermordeten Bruder gegenüber auf Rache ſinnt, nicht einmal angeſehen hat; eine Statue, die Jeden, der in die Mediceiſche Capelle eintritt, mit einem heiligen Schauer ergreift, und von der man Einen hat ſagen hören, es ſei das Beſte, was Michael Angelo je gemacht, der Eine war aber Thorwaldſen.

Goethes dringende Empfehlung, den Elginſchen Marmor in London, als höchſten Typus der Vollkommenheit, zum Ziele der Wallfahrten aller Künſtler zu machen, würde die ganze Kunſt verſteinern.

Doch behielt in Goethe der natürlich geſunde Sinn für künſtleriſche Darſtellungen einmal die Oberhand, als dieſer von einer, dem antiken Geſchmacke ganz entgegengeſetzten Verkehrtheit mit dem Untergange bedroht ward. Eine neue Lehre erklärte die innere Richtung des Geiſtes auf religiöſen Glauben und Gefühle nicht bloß für weſentlich, ſondern für ausſchließliche Bedingung der Vollkommenheit in der Kunſt, welche doch das Innere äußerlich darſtellen ſoll. Goethe pflegte ſein Urtheil zurückzuhalten, oder ſo zu mäßigen, daß er damit Keinen zurückdrängte, der ſich in irgend Einem, was es auch ſei, hervorzuthun verſuchte, ohne ihm damit in den Weg zu treten. „Nun, hieß es gewöhnlich, das wird ſchon ſeine Wirkung thun.“ Dieſesmal aber bewog ihn der Unwille darüber, daß ihm die weinerlichen Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders zugeſchrieben waren, zu einer beſtimmten Erklärung. Jenem Umſtande verdanken wir den vortrefflichen Aufſatz „über die neudeutſche religiös-patriotiſche Kunſt“, in der Zeitſchrift „Kunſt und Alterthum“; ſei es, daß er von Goethe ſelbſt ſei, obgleich er nicht in die vollſtändige Sammlung ſeiner Werke aufgenommen worden, oder daß ihn ein Anderer unter ſeiner Leitung geſchrieben habe.

Von ſeinen in Italien verfertigten Gedichten hätte wohl Einiges in der Ausgabe letzter Hand ausgeſchieden werden ſollen. Diejenigen, von denen er ſelbſt ſagt, er habe ſie aus Langeweile gemacht, und die Sylben auf dem Rücken einer Schlafgeſellin abgezählt, ſind, wie Alles, was die Langeweile eingiebt, Opera di Scirocco. Aber andere ſind ihm von der belebenden Luft des Landes der Schönheit eingegeben, und verbinden die jugendliche Kraft der frühern mit der Grazie des vollkommenſten Ideals.

Nach ſeiner Rückkehr in Deutſchland machte er Taſſo und Iphigenia bekannt. In Beiden iſt eine rein idealiſche Schönheit des Ausdrucks der verſchiedenſten Geſinnungen und Gefühle erreicht. In Beiden tritt Alles, was dem Dichter vorſchwebte, ſo vor den Geiſt des Leſers, daß dieſer Nichts zu ſagen vermag, als — Es iſt vollkommen!

Im Taſſo ſieht man die verſchiedenen Schattirungen des edelſten Gefühls und der Geſinnungen empfindungsvoller Gemüther, die Verſchloſſenheit eines ſich ſelbſt beherrſchenden und dadurch Andern unentbehrlichen Staatsmannes, die träumeriſche Selbſtgefälligkeit des dichteriſchen Talentes: Alles in einer bezaubernden Sprache. Aber dieſes Drama hinterläßt doch am Schluſſe eine mißmuthige und niederdrükkende Empfindung, gleich einer unaufgelöſten Diſſonanz. Die kläglichen Mißverhältniſſe, welche ſo weit geführet haben, werden morgen wieder anfangen. Durch eine ernſtliche Cataſtrophe würde aber der ganze Character der Perſonen und des Stückes verändert.

In der Iphigenia iſt die erhabene Ruhe eines über der irdiſchen Welt ſchwebenden Gemüths in eine Sprache eingekleidet, deren Schönheit den Empfindungen entſpricht. Goethe mag wohl die Iphigenia für ſein vollkommenſtes Werk gehalten haben. Es iſt in der That ein bewundernswürdiges Gedicht, aber kein Drama. Iphigenia iſt ein Ideal allgemeiner menſchlicher Geſinnung, Liebe zu der Menſchheit und zu ihrer Veredlung. In ihren Reden vernimmt man eine Philoſophie, die das Herz mehr bewegt, als Schillers höhere Abſtractionen. Dazu gehört denn auch ein Thoas, als eingeweihter Schüler dieſer höhern Philantropie. Der Thoas aber der Geſchichte und des Euripides iſt König eines Volkes, das Menſchenopfer für Götterdienſt hält. Wie könnte der eine Weisheit begreifen, die noch höher iſt, als die Griechiſche? Die Scene, in welcher Oreſtes raſet, wäre als einzelnes Gedicht eine ſchöne mythologiſche Elegie. Das Ganze iſt aber keine Tragödie. Wer den Oreſt und die Iphigenia in einer ſolchen ſehen will, wende ſich zum Euripides. In ſeinem Oreſtes erſcheint der Unglückliche, da er ausgelitten hat, und von der

Pein eingeſchlafen iſt. „Seid ſtill! weckt ihn nicht!" ruft Electra dem Chore zu. Aber er wird von den Furien aufgeſchreckt und mit Viſionen gequält. Das hier folgende Gemälde erregt die tiefſte Bewegung in jedem menſchlich fühlenden Gemüthe. Eine ſo zarte Schweſterliebe hat nur wenige Worte. Dieſe läßt Euripides hören, der hingegen in der Medea zeigt, wie die wüthende Leidenſchaft ſich mit einer Fluth von dichteriſchen Reden ergießt.

In ſeiner Iphigenia in Tauris tritt ein Griechiſches Weib von hoher Abkunft auf, von Griechiſcher Denkart, glühender Liebe zum Vaterlande, und ſtolz auf das Geſchlecht, dem ſie angehört; mit Abſcheu erfüllt gegen die Barbaren, und ſich gegen das Schickſal, das ſie dieſen unterwirft, auflehnend. Die Errettung davon iſt ihr Alles. Dafür iſt Nichts zu ſcham- und zu gefahrvoll. Liſt und Verrath werden durch dieſen Zweck gerechtfertigt.

Da iſt eine Tragödie; und wer ſie heute lieſt, wird zum Athenienſer, der ſie ſah. In Goethes Iphigenia iſt die Handlung ſo ruhig und gehalten, daß der Zuhörer auch durch den ihr angemeſſenen Schluß ebenfalls vollkommen befriedigt wird. Wo keine tragiſche Aufregung war, bedarf es auch keiner

Beruhigung. Aber der Zuſchauer erwartete vom Trauerſpiele etwas Anderes. Er wollte tief bewegt werden, und fühlen, wie ſein von der Sympathie gepreßtes Herz am Schluſſe durch einen endlich freien Athemzug erlöſet würde; und hierin wird er getäuſcht. Dennoch haben einige Critiker, die es zeitgemäß fanden, Goethe unbedingt zu huldigen, ſeinen Sieg über den Euripides verkündigt. Sie haben dabei die Geckerei ſo weit getrieben, dieſen rührendſten aller Tragiker einen ſchlechten Dichter zu nennen: den Verfaſſer der Alceſte, der Medea, des Hippolytus und der Bacchantinnen! Und dieſes ſinnloſe Urtheil ſchleicht noch jetzt in einer traditionellen Lehre fort!

Goethe hatte anfangs die Abſicht, ſeine Iphigenia in Proſa zu ſchreiben; und der Entwurf war ſo weit ausgeführt, daß er ihn ſeinen Freunden zeigen, und ihnen erlauben konnte, ihn Anderen mitzutheilen. Er war daher ſchon weit verbreitet, als Goethe ſich in Italien zu einer neuen Bearbeitung in Verſen entſchloß. Es wäre von nicht geringem Intereſſe, auch die frühere zu ſehen. Bei der Behandlung eines ſolchen aus der Griechiſchen Mythologie entlehnten Gegenſtandes iſt die Form ſo nahe mit dem Inhalte verwandt, daß man nicht begreift, wie ein ſo großer

Künſtler habe verſuchen können, den ganz idealiſirten Gegenſtand in gewöhnlicher Sprache zu behandeln. Doch muß er wohl ſelbſt gefühlt haben, daß er die Perſonen, die er aufführen wollte, in Verſen ſprechen laſſen müſſe; ſowie er hingegen nie daran gedacht hat, den Götz von Berlichingen in Verſen zu überſetzen.

Unter Allem, was er nach ſeiner Rückkehr aus Italien bekannt gemacht hat, iſt das Merkwürdigſte die Braut von Corinth. Dieſes Gedicht iſt in ſo ganz anderer Stimmung entſtanden, als alle übrigen, daß man es nicht zugleich mit den anderen nennen ſollte. Aber es iſt unmöglich, ein ſo vollkommenes Werk zu übergehen. Man kann vielleicht annehmen, daß Schillers Götter Griechenlands Göthen, dem der Inhalt dieſes Gedichts nicht mißfallen konnte, veranlaßt haben, zeigen zu wollen, wie ein Gegenſtück dazu in romantiſcher Form ſich noch beſſer ausnehme. Es iſt das einzige Erzeugniß ſeiner ſpätern Jahre, worin der unmuthige Ungeſtüm ſich ausſpricht, der in den früheren ausbrach.

Goethes Aufenthalt in Italien hatte die gefährlichen Verwickelungen in Weimar, die nicht aufgelöſt werden konnten, glücklich durchſchnitten. Ein von dem treuen Freunde, dem Kanzler von Müller, mit lebenswerther Offenheit bekannt gemachtes Schreiben an den Herzog zeigt, daß eine Veränderung in der Stellung zu der regierenden Familie nothwendig geworden war, und daß Goethe ſie ſelbſt wünſchte. Der Fürſt bot dazu auf die edelſte Art die Hand, und willigte in einen von Zeit zu Zeit zu erneuernden Aufenthalt in Jena, wodurch Goethe, ohne ſeine Verhältniſſe zu dem Hofe aufzugeben, der Literatur zurückgegeben ward.

Die Verbindung einer hohen äußeren Stellung mit Anſprüchen des Schriftſtellers hat indeſſen immer etwas Schielendes. Das Intereſſe der Literatur erfordert eine dreiſte und von allen anderen Rückſichten ganz freie Beurtheilung, und dieſe verträgt ſich ſchlecht mit den Forderungen und Angewöhnungen der Vornehmigkeit. Die Welt gewinnt ſehr dabei, wenn Männer von hohem Range ihr die Anſichten und die Kenntniſſe mittheilen, die man nur unter jener Begünſtigung äußerer Umſtände zu erwerben vermag. Aber es iſt weder für die Wiſſenſchaften, noch für die Künſte vortheilhaft, wenn vornehme Dilettanten ſich mit Anſprüchen in die Reihen derer ſtellen, die es ernſtlicher meinen; ſich jedoch bei einem freimüthigen Tadel mit dem glänzenden Schilde ihres Titels bedecken, um die Schonung zu ſichern, die Jeder ihnen des Anſtandes wegen ſchuldig zu ſeyn glaubt. Die Kaiſerin Catharina fragte einen geiſtreichen Günſtling, wie ſie geſungen habe? und lachte bei der Antwort: „Votre Majesté a chanté impérialement mal“. Horatio Walpole aber, letzter Graf von Orford des Namens, Verfaſſer eines zu ſeiner Zeit berühmten Romans: „The Castle of Otranto“, hat eine ganze Sammlung von Billets hinterlaſſen, voll Coquetterie mit Critikern, und Gift über Nebenbuhler in der Autorſchaft. Es iſt ſchon ſchlimm, wenn die Prüfung durch großes Genie, tiefe Einſicht, Gelehrſamkeit und wohlgegründeten Ruhm eingeſchüchtert wird. Kommt noch der Glanz von Titeln und Ordensſternen hinzu, ſo wird es zu viel. Goethe hat es nicht ganz verſchmäht, auch damit Widerſprüche und Tadel abzuweiſen, und ſich über ſolchen, den er nicht hören mochte, wegzuſetzen.

In ſeinem langen und häufigen Aufenthalte zu Jena ward die rüſtige Thätigkeit des daſelbſt beſtehenden wiſſenſchaftlichen Vereins noch mehr belebt. Die bedeutendſte Folge aber war eine ernſtliche Verbindung mit Schiller. Goethe war durch eine urſprüngliche Abneigung gegen die Richtung des Geiſtes, die in Schillers Werken herrſcht, lange von ihm entfernt gehalten. Doch konnte er ſeinem Talente die Achtung nicht verſagen, welche eine innere Tüchtigkeit des Geiſtes Jedem, der dieſelbe anerkennt, auch dann abnöthigt, wenn er mit ihren Erzeugniſſen noch ſo wenig zufrieden iſt. Die Achtung gegen die Perſon und gegen die Kraft des Schriftſtellers überwand ſchnell jene Hinderniſſe, und es entſtand, wie ſich oft unter Männern von Kopf und entſchiedenen Geſinnungen ereignet, plötzlich, faſt in einem Augenblick, ein feſter und dauernder Freundſchaftsbund. Sie vereinigten ſich zu literariſchen Arbeiten; Goethe, der ſich zum Herrſchen geboren fühlte, und Schiller, den das Bewußtſein überlegener Geiſteskräfte zu ſchreiben trieb, ſtrebten gemeinſchaftlich nach dem Throne in der Literatur. Damit erneuerte ſich aber auch der Ton des jugendlichen Weltbürgerthums, und eine Annäherung an die beinah in Vergeſſenheit gerathene Periode des Jahres 1772. Der ehrliche Schiller hatte wohl kein Arg daraus, daß er durch den gemeinſchaftlichen Muſenalmanach aus dem reinen Aether ſeiner metaphyſiſchen Poeſie in ein Getreibe herabgezogen werden ſollte, in welchem man ſeine Gegner und Nebenbuhler beſchimpfte, weil ſie ſich erdreiſten, auch Etwas ſeyn zu wollen, und wo der

Witz gelegentlich ſchamlos wird, wenn nicht gar Schamloſigkeit für Witz gelten ſoll. Man kann in der That nicht ohne Widerwillen leſen, wie ein Hennings an den Pranger geſtellt wird, weil er das Anſehen der Verbündeten von Jena angegriffen hat; wie Reichard geradezu vernichtigt werden ſoll, nicht weil er ein übermüthiger und ſeichter Schwätzer iſt, ſondern weil er den ſchuldigen Reſpect gegen die Propyläen verletzt hat; wie Nicolai, der ſich vor dreißig Jahren gegen den Werther und wirklich auch gar kläglich gegen die Poeſie ſelbſt verſündigt hatte, mit einem ekelhaften Beinamen geſchmückt, auf den Blocksberg gezerrt wird, und gar daſelbſt mit dem Teufel tanzen muß.

Goethe ward durch den häufigen Aufenthalt in Jena immer tiefer in die Beſchäftigung mit Wiſſenſchaften gezogen, die, wie er ſelbſt ſagte, ſeinem alternden Dichtergeiſte einen anſtändigeren Rückzug anboten, und ein neues, thätiges Leben verſprachen. Die Metaphyſik war ihm eigentlich fremd; und was ihn an den Spinoza gefeſſelt haben mag, der doch für ihn, — wenn es erlaubt iſt, ſich eines Ausdrucks von Milton zu bedienen, — nur ſichtbare Finſterniß ſeyn konnte, zu dem er aber doch immer zurückgekehrt zu ſeyn verſichert, das iſt ſo unbegreiflich, daß man ſt in Verſuchung geräth, zu vermuthen, dieſer Schriftſteller habe zu denen gehört, die er, wie Herder ihm in Straßburg vorwarf, nur zur Schau ausſtellte. Damals erhob ſich auf den Trümmern der metaphyſiſchen Syſteme, die ſeit Kant aufgeſtellt waren, und von denen ein jedes die anderen verzehrte, die ſogenannte Naturphiloſophie. Dieſe neue Weisheit war an ſich ſelbſt nicht ſo beſchaffen, daß Goethe ſich mit ihr hätte befreunden können. Dazu hatte er zu helle Anſichten von der Natur ſelbſt. Aber die Propheten dieſer unbegreiflichen und unausſprechlichen Lehre, welche nach der Herrſchaft ſtrebten, und ſie allenfalls ertrotzen wollten, ſuchten ihre willkürlichen Abſtractionen mit Goetheſcher Vorſtellungsart auszukleiden, um ihn zu den Ihrigen zählen zu können, und er fand es zeitgemäß, ſich auch dieſe Huldigung gefallen zu laſſen.

Goethe hat die Naturerkenntniß befördert, indem er das Intereſſe dafür belebte, und immer auf das aufmerkſam machte, was in der Anſchauung hervortritt. Zur wiſſenſchaftlichen Einſicht war aber ſein Kopf durchaus nicht organiſirt. In ihm nahm Alles einen dichteriſchen Character an; und eben dadurch iſt Alles, was er vorträgt, ſo anziehend, auch wo es nicht befriedigt.

Er legte den größten Werth auf ſeine vermeinte Entdeckung einer neuen Theorie der Farbenlehre, über deren Inhalt er ſich täuſchte, und von Schmeichlern in der Verblendung unterhalten ward. An ſich ſelbſt iſt es kaum begreiflich, wie er darauf verfiel, in einem Theile der Naturlehre, deſſen enge Verbindung mit der Mathematik ſo einleuchtend iſt, mit ſolcher Zuverſicht aufzutreten, daß man eine äußere Veranlaſſung dazu ſuchen muß. Dieſe ſcheint darin gelegen zu haben, daß in Rom, in ſeiner Gegenwart, bei der Angelica Kaufmann von Künſtlern, die, wie er berichtet, viel von der Theorie der Malerei redeten, auch die Grundſätze beſprochen wurden, welche Regeln für den Coloriſten begründen könnten. Da der Effect, den dieſe hervorzubringen ſuchen, von der Miſchung materieller Farben und dem Gegenſatz unter dieſen abhängt, ſo führt dieſe Unterſuchung auf gewiſſe Theile der Naturlehre. Damit wird aber der Künſtler ganz irre geführt. Denn alle Farben der Körper erſcheinen in der Natur nicht in der Geſtalt, in welcher ſie in roher, todter Materie gefunden werden, ſondern durch die innere Lebenskraft und durch die umgebende Atmoſphäre modificirt. Die Landſchaftsmaler allein reden von der Luftperſpective. Dem Coloriſten iſt ſie aber in jeder anderen Art von Malerei ebenſo wichtig, und keine Chemie und Meteorologie wird ihm das Geheimniß offenbaren, wodurch Raphael und Titian, Rembrant und Mireveldt in ihren Bildniſſen die Illuſion hervorbrachten. Was ſich davon aufſpüren läßt, muß auf anderen Wegen geſucht werden, als durch Ableitung von wiſſenſchaftlichen Begriffen aus der Naturlehre. Goethe, der dieſen verſuchte und auch da ſich verirrte, fing damit an, ſich gegen Newtons Theorie, die er bei ſeinem gänzlichen Mangel an mathematiſcher Denkweiſe ſchwerlich begreifen konnte, auf eine Art zu erklären, die alle wiſſenſchaftlichen Köpfe empörte. Er muß den gerechten Tadel ſeines Uebermuthes am Ende gefühlt haben, da er, unſtreitig zur Befremdung aller Verkündiger ſeines hohen Ruhmes als Prieſters der Natur, ſelbſt verordnete, daß der polemiſche Theil ſeiner Farbenlehre in der Sammlung ſeiner Werke unterdrückt werden ſolle. Aber auch die wiſſenſchaftlichen ſind ſo unbefriedigend, daß ſchwerlich ein aufrichtiger Leſer verſichern wird, begriffen zu haben, was irgend Einer von den vierzig oder funfzig Naturforſchern, die er geſchichtlich aufführt, von den Farben gedacht habe, und am wenigſten, was er eigentlich ſelbſt gemeint habe. Die Schilderung jener Naturforſcher, ihres perſönlichen und wiſſenſchaftlichen Characters, ihrer eigenthümlichen Sinnes- und Gemüthsart iſt vortrefflich und höchſt anziehend, ſowie Alles, worin Goethe Menſchen und menſchliche Bemühungen darſtellt. Seiner wiſſenſchaftlichen Einſicht, welche von einem großen Haufen gläubiger Anhänger ſo hochgeprieſen wird, trauete er ſelbſt aber ſo wenig, daß er ſeine Lehren lieber hohen Perſonen, Frauen und ganz Unkundigen, die für unbefangen gelten ſollten, vortrug, als ſolchen, die mit der Wiſſenſchaft bekannt waren.

Die Naturlehre der organiſirten Körper gab einem ſo dichteriſchen Geiſte die angemeſſenſten Gegenſtände der Betrachtung und des Nachdenkens. Die Mannichfaltigkeit der Formen und ihr Reiz ſprachen ſein Gefühl an und erregten ſeine Productionskraft. Daraus entſtehen aber nur bildliche Vorſtellungen, womit Begriffe, die zu einer wiſſenſchaftlichen Entwickelung tauglich ſind, leicht und ſanft zur Seite gewieſen werden. Goethe bemerkt ſelbſt (in ſeiner Morphologie), „daß immerfort wiederholte Phraſen ſich zuletzt zur Ueberzeugung verhärten, und die Organe des Anſchauens völlig verſtumpfen“. Ebenſo nehmen aber auch oft wiederholte Bilder durch den verführeriſchen

Reiz ſchwebender Geſtalten einen feſten Platz im Kopfe ein, und vieldeutige Worte erſetzen den Mangel an beſtimmten Begriffen. Aus den allgemeinen Beſtimmungen der Theile ſämmtlicher Vegetabilien läßt ſich der Begriff einer Pflanze bilden. Die Urpflanze aber, die Goethe darzuſtellen dachte (Nachlaß, im 15. Bande, S. 205), und die er in Sicilien ſogar aufgeſucht zu haben ſcheint, iſt ein Hirngeſpinnſt. Was für eine Geſtalt ſollte wohl ein Geſchöpf haben, das eine Pflanze wäre, aber nicht kryptogamiſch, auf eine Art, daß ſich denken ließe, ſie werde unter gewiſſen Umſtänden phanerogamiſch werden, ſondern weder kryptogamiſch, noch phanerogamiſch, weder ein Pilz, noch eine Staude, Aelia Laelia Crispis, nec vir nec femina.

Büffon glaubte, in dem Piemonteſiſchen Schäferhunde den Hund entdeckt zu haben, von dem alle Arten von Hunden (welche ſämmtlich mit einander zeugen) abſtammen, oder als abſtammend gedacht werden könnten, indem ſie, von mannichfaltigen äußeren Umgebungen modificirt, in einer langen Reihe von Generationen verſchiedene Racen bildeten. Es iſt ihm aber nicht eingefallen, ein Urthier zu ſuchen, in welchem alle weſentlichen Eigenſchaften der thieriſchen Organiſation vereinigt wären, und von welchem ſowohl Katzen, als Hunde abſtammen könnten. Ebenſo wenig kann es eine Urpflanze geben.

Schon in dem Ausdrucke „Metamorphoſe der Pflanzen" iſt ein Mißverſtändniß offenbar. Das Wort deutet eine Umwandlung an. Goethe wendet es aber auch auf die mannichfaltigen Modificationen an, welche die Grundzüge einer Geſtalt in ihren verſchiedenen Arten anwenden.

Sein Gedicht „Metamorphoſe der Pflanzen" iſt eines der ſchönſten Erzeugniſſe ſeines dichteriſchen Geiſtes, der ſich von der Anſchauung der ſinnlichen Welt zu dem unſichtbaren Geiſte, der jene belebt, zu erheben ſucht. Aber der wiſſenſchaftlichen Ausbildung der Vorſtellung, welche ſeine Morphologie begründen ſollte, trauete er ſelbſt ſo wenig, daß die ganze Sammlung von Aufſätzen, welche unter dieſem Titel zu einer Regeneration der Naturlehre angekündigt war, in der vollſtändigen Sammlung der Werke bis auf ein paar Blätter verſchwunden iſt.

Die animaliſche Organiſation hatte noch früher, als die vegetabiliſche, ſeine Aufmerkſamkeit erregt; und es darf in der Geſchichte der neueren Bemühungen, vollſtändige Kenntniß und verſtändige Begriffe von der thieriſchen Natur zu gewinnen, nicht vergeſſen werden, daß Goethe, zu einer Zeit, da die ſorgfältigſten Beobachter bei dem ſtehen blieben, was ſie ſahen, ohne über die bloße Vergleichung der äußeren Erſcheinungen hinauszugehen, in einer Streitfrage, welche alle Naturforſcher lebhaft beſchäftigte, eine Behauptung aufſtellte, die dem Augenſcheine zu widerſprechen ſchien, und durch ihn dennoch in der Folge beſtätigt iſt. Es galt für ausgemacht, daß der Zwiſchenknochen im Gaumen, der allen Thieren gemein iſt, dem Menſchen fehle; und ſeitdem durch die Autorität Campers, deſſen philoſophiſcher Geiſt in der Beobachtung allgemein anerkannt und bewundert ward, entſchieden war, daß auch der Orang-Utang den Zwiſchenknochen habe, galt der Mangel deſſelben für einen characteriſtiſchen Zug der Menſchheit. Goethe ward mehr durch ein unbewußtes Ahnen, als durch einen beſtimmten Grundſatz, zu der Behauptung veranlaßt, daß ſich auch im Menſchen Spuren dieſes Knochens finden, wenn ſie gleich ſo früh verwachſen, daß ſie ſich dem Beobachter leicht entziehen. Dieſer Widerſpruch hatte bei Camper, auf deſſen Veranlaſſung Goethe ſeine Gedanken niederſchrieb, einen ſo geringen Eindruck gemacht, und dieſer ſelbſt verſprach ſich ſo wenigen Erfolg von der

Bekanntmachung, daß er den Aufſatz nicht einmal aufbewahrt hat, da er doch ſonſt nichts auch noch ſo Unbedeutendes vernichtete. Nach dem Verlaufe weniger Jahre ward aber ſeine Beobachtung beſtätigt und allgemein anerkannt.

Seine ſpäteren Schriften über einen Typus der menſchlichen Geſtalt zeugen mehr von einem unbeſtimmten Suchen nach leitenden Ideen, als von deutlich erkannten Grundſätzen, die zur Erweiterung der wiſſenſchaftlichen Einſicht führen können. Zu einer ſolchen war Göthes Geiſt nicht aufgelegt. Dieſes zeigte ſich auch in dem letzten von ſeiner Hand entworfenen Aufſatze über dieſe Gegenſtände, in dem Berichte über den Streit zwiſchen Cüvier und Geoffroy Saint-Hilaire (in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Cultur, und im 50. Bande ſeiner Schriften). Die Erzählung der Veranlaſſung des Streites und ſeine Geſchichte ſind, wie alles Aehnliche von Goethe, durch die Lebendigkeit und das Individuelle der Darſtellung anziehend. Der wiſſenſchaftliche Geſichtspunct iſt aber nicht recht aufgefaßt. Dieſes erhellt ſchon daraus, daß Goethe, der geneigt ſeyn mußte, mit Geoffroys Anſichten zu ſympathiſiren, dennoch einem Franzöſiſchen Gegner deſſelben nachſchreibt, es finde ſich eine Analogie zwiſchen Geoffroy und den Deutſchen Naturforſchern Oken, Kielmeyer und Tiedemann. Oken läßt ſeine Theogonie, Cosmogonie, Zoologie und andere Logieen, alle Geſchlechter, Arten und Individuen aus der Null, der Einheit, Zwei- und Dreiheit entſtehen. Kielmeyers Schrift über die Verhältniſſe der organiſchen Natur enthält ein bewunderungswerthes Beiſpiel einer von wirklich philoſophiſchen Anſichten ausgehenden Erforſchung der höchſten Geſetze der organiſirten Natur. Tiedemanns doch ſchon im Jahre 1830 gedruckter Erſter Band einer Phyſiologie geht von Grundſätzen aus, welche die Anſichten der lebenden Natur aus den nicht erdachten Principien, ſondern durch die Combination wirklicher Erſcheinungen gebildeten Grundſätzen erklärt, und ſo das Gewebe der unendlich complicirten Natur enthüllt. Von einem Schriftſteller, der in ſeiner Anzeige von den Bemühungen des Geoffroy Saint-Hilaire, Oken, Kielmeyer und Tiedemann zuſammenſtellte, konnte man keine wirkliche Förderung wiſſenſchaftlicher Erkenntniß erwarten.

Auch in Schriften, in denen er andere Gegenſtände berührt, iſt die Darſtellung immer eigenthümlich, und hat einen unwiderſtehlichen Reiz: das Räſonnement iſt ſchwach und oft inconſequent, oder es nimmt eine falſche Richtung. Häufig wird man veranlaßt, zu fragen: wie folgt das aus dem angegebenen Grunde? Abſtracte Theorie gelingt ihm nie, nicht einmal, wenn er das Weſen der dramatiſchen Dichtkunſt erklären will, die ihm doch ſo nahe lag. Es giebt nichts Dürreres und Peinlicheres, als die Abhandlung, mit welcher er ſich darüber mit Schiller zu verſtändigen ſuchte, und als den Aufſatz „Shakſpeare und kein Ende“ im Morgenblatte (im 45. Bande der Werke).

Wenn man die Tages- und Jahresberichte von ſeinen Beſchäftigungen (im 31. und 32. Bande ſeiner Werke) lieſt, ſo erſtaunt man über eine ſo unausgeſetzte Thätigkeit in der Beſchäftigung mit den mannichfaltigſten Gegenſtänden. Welch eine kräftige Organiſation der innerſten Werkzeuge der Seele! und welch ein feſter Bau der niedern, die jenen dient, und die in Goethe die Anſtrengung des Geiſtes nie ſtörten. Es iſt aber auch ſehr auffallend, daß in dieſen Berichten von Allem, was er geleſen, und allen Kunſtwerken, die er beſchaute, zwar eine große Zahl geſunder und treffender Urtheile in kurzen und kräftigen Ausdrücken, aber nicht ein einziger eigenthümlicher und ſo fruchtbarer Gedanke enthalten iſt, dergleichen ſich oft in leicht hingeworfenen Ausſprüchen tiefblickender Forſcher finden, wodurch die Wißbegierigen mit einem Winke aus der Verwirrung unvollkommener Vorſtellungen von den Gegenſtänden einzelner wiſſenſchaftlicher Fragen gezogen werden.

Das Bemühen, aus dem Abgrunde, auf dem die ſinnlichen Vorſtellungen ruhen, auch die tief darunter liegenden abſtracten Begriffe hervorzuziehen, ſteht in Göthe mit ſeiner Neigung zur Andeutung geheimer Beziehungen in Verbindung. Seinem hellen Sinne entging es nicht, daß allen Dingen und dem Wechſel ihrer Erſcheinungen etwas unterliegt, das höher oder tiefer liegt, als Alles, was der menſchliche Geiſt zu erreichen vermag. Dieſe mehr geahneten, als erkannten Ideen, welche von Schwärmern in Phantaſieen ausgebildet worden, den Verſtand ſchwacher Köpfe verwirren, und mit denen Schwermüthige ſich ängſtigen, dieſe waren an ſich ſelbſt Goethen fremd, der ſich im größten Sinne zu einem Realism bekannte; jedoch auch als Idealiſt andern zu imponiren ſuchte. Man bemerkt dieſes Beſtreben, in unzähligen Andeutungen eines geheimen und räthſelhaften

Sinnes, der ſeinen Anſichten unterliegen ſoll. Es ſind aber nicht Eingebungen eines Dämons, die der Inſpirirte ſelbſt nicht verſteht; ſie kommen auch nicht aus dem eigenen Gemüthe, ſondern aus einer Imagination, die andere mehr zu verblenden ſucht, als ſelbſt erhitzt iſt; ſie ſind meiſt ſehr geſucht, ſie dienen oft nur dazu, eigene Geſinnungen in Nebel zu verhüllen, noch öfter, ſich das Anſehen verborgener geheimen Weisheit zu geben. Dieſe häufige Einmiſchung von Vorſtellungen, die mit den wahrſten, ſchönſten und edelſten Darſtellungen in den beſten Erzeugniſſen ſeines Genies disharmoniren, machen oft an ihm irre. Es werden ſchon viele Deutſche Leſer dadurch von dem Wege abgeführt, den ihnen Goethe ſelbſt in ſeinen vorzüglichſten Werken angegeben hat. Ausländer aber, die ſich mit der Deutſchen Literatur bekannt machen wollen, und zunächſt an Göthe gewieſen werden, können ſich gar nicht darein finden, und werden in ihrem Urtheile über den ganzen Schriftſteller irre. Ein Engländer, der ſich ſehr ernſtlich mit ihm beſchäftigt hat, ihn genau kennt, ein gründliches Urtheil über ihn fällt, und ſeinem großen Talente volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt, der Verfaſſer mehrerer Aufſätze im Edinburgh Review des

Jahres 1833, 57. Bande, läßt ſich dadurch verleiten, den Dichter, über den er im Einzelnen ſoviel Treffendes ſagt, im Ganzen durchaus irrig zu characteriſiren. In allen ſeinen Werken iſt dieſem Engliſchen Critiker das Hervorragendſte, „das Weithergeholte in den Gedanken, das Complicirte in den Entwürfen, die dunkeln Anſpielungen auf geheimen Sinn. Dieſe ſind ihm in Göthes Schriften die Hauptſache, und überwiegen die ſeltenen Anregungen der natürlichen Gefühle der Menſchheit. Schiller hingegen, ſagt er, iſt ganz einfach und ernſt, voll allgemeinen menſchlichen Gefühls und ungeſuchten Pathos.“ Alles, was dem Engländer in Goethes Schriften als das Eigenthümlichſte aufgefallen iſt, findet ſich allerdings darin; aber ein Deutſcher Kenner beider Dichter, die der Stolz ſeiner Nation ſind, würde doch lieber ſagen: Goethe ergreift in ſeinen vorzüglichſten Werken durchaus, und in den beſten Stellen der übrigen, das einfache natürliche Gefühl, durch eine treffende, ganz reine Darſtellung der Wirklichkeit, in der ächten, aber veredelnden Sprache dieſes Gefühls. Seine oft eingemiſchte erkünſtelte Unnatur verdunkelt und verdirbt nur zu häufig die Erzeugniſſe ſeines mächtigen Talents. Schiller hingegen ſucht beſtändig das Hohe im menſchlichen Gemüthe und in den Verhältniſſen der Welt. Er zieht den Geiſt unaufhörlich hinauf, und erhebt ihn über die Sinnlichkeit. Die gemeine Natur iſt ihm zu gering, um den Reiz eines naiven Gemäldes derſelben zu ſuchen, den Goethe nie verfehlt.

Dieſer hat ſeine literariſche Laufbahn mit dem Fauſt beſchloſſen. Schon deßwegen kann von ihm nur zuletzt geredet werden. Aber auch, weil das Gedicht keiner einzelnen Periode ſeines Lebens angehört, ſondern allen. Er hat früh angefangen, den Gegenſtand zu bearbeiten, ihn oft von Zeit zu Zeit wieder aufgenommen, und eine eigne Befriedigung geäußert, daß die Vollendung dieſer Arbeit auch den Beſchluß ſeines Lebens mache. Auch hat er ſelbſt zu verſtehen gegeben, daß dieſes Gedicht als das Reſultat aller Beſtrebungen ſeines Geiſtes anzuſehen ſei. Es hat ein Allem dieſem entſprechendes Intereſſe erregt. Da zuerſt ein Fragment davon erſchien, iſt eine unbeſchreibliche Begierde entſtanden, mehr davon zu ſehen. Es ward allgemein gefragt, ob eine Fortſetzung erſcheinen werde? ob der wundervolle Torſo vollendet werden ſolle? Darauf ward behauptet, dieſes ſei unmöglich, es müſſe ein Fragment bleiben. Lange Zeit war dieſes ein Glaubensartikel, und der Verfaſſer ſchien ſelbſt dieſe Meinung zu begünſtigen, da er mitten in einem zweiten Theile wieder abbrach, und hinzuſetzte: kann fortgeſetzt werden. — Nämlich ſo in das Unendliche hin. War dieſes wirklich die Meinung, ſollte das Gedicht nur eine Darſtellung des ganzen mannichfaltigen, verwirrten Laufs der Welt ſeyn, ſo war es ebenſo wenig möglich, dieſes Gemälde abzuſchließen, als das Ende der wirklichen Welt in der Zeit anzugeben. Ein Schluß, der das Ganze verbindet und aufklärt, konnte nur jenſeits geſucht werden; und da Goethe unternahm, ihn anzufügen, mußte er ihn in den Himmel verlegen. Mit dieſem Entſchluſſe ſpielte er aber ſeinen gläubigen Verehrern übel mit. Denn nun hieß es: jetzt ſei das Gedicht, das keinen Abſchluß haben konnte, dennoch ein abgeſchloßnes Ganze geworden; die im erſten Theile aufgeſtellten Räthſel ſeien gelöſet. Doch waren dieſe philoſophiſche Aufgaben, und die im zweiten Theile enthaltene kann unmöglich für eine philoſophiſche gelten. Sie iſt aus einem alten Kirchenglauben genommen, der zu der Zeit, da Fauſt gelebt haben ſoll, allgemein verbreitet war. Für den, der nicht mit in dieſem befangen iſt, kann eine ſolche Auflöſung nur für eine poetiſche gelten. Indeſſen haben ſich die Bewunderer des Gedichtes auch dadurch nicht irre machen laſſen. Sie behaupten fortwährend, Alles, was in ihm geſucht werden könne, finde ſich wirklich darin unter der Hülle einer dichteriſchen Behandlung, die alle Geſtalten annimmt. Es ſei hier ein Inbegriff aller menſchlichen Weisheit. Mit dem ganzen Gemiſche von volksthümlichen Darſtellungen und Allegorien werde der Kampf des Böſen mit dem Guten, der geiſtigen Natur des Menſchen mit der Sinnlichkeit, der Sieg des göttlichen Funkens in der Seele über ſeine irdiſche Hülle gemeint. In dieſer Erklärung hat keiner den Engländer Carlyle übertroffen, und er hat ſie ſo vollſtändig ausgeführt, ſo reichlich ausgeſtattet, und dem Gedichte ſo angepaßt, daß ſeine Leſer verleitet werden, in allen einzelnen Theilen des Werkes, das er im Tone eines Begeiſterten preiſet, Alles zu finden, was er hineinlegt. Dazu kommt noch die Autorität hinzu, die man dem Verfaſſer und ſeinen Landsleuten, Lord Leviſon, Gover und Andern zugeſtehen zu müſſen glaubte, da ſie ſich in Weimar aufgehalten hatten, um aus der Quelle ſelbſt zu ſchöpfen. Die Erklärung des Engländers ſchien alſo vom Verfaſſer des Gedichts ſelbſt herzurühren, und dieſer, meinte man, müſſe am Beſten gewußt haben, was er eigentlich damit gewollt.

Daß Goethe vom Augenblicke an, da er den Gedanken zuerſt faßte, die Sage vom Fauſt dramatiſch zu behandeln, nur daran gedacht habe, Metaphyſik in Poeſie einzukleiden, wird nicht leicht Jemand behaupten, der das zuerſt bekannt gemachte Fragment anſieht. Aber bloß eine dramatiſche Form eines alten Mährchens hat es doch auch nicht ſeyn ſollen. Die Sage hat einen tiefen Sinn, und der hat immer dem Volke eingeleuchtet. Daher das allgemeine Intereſſe an dieſer Geſchichte, ein ſtärkeres, als aller andern ſolchen Mährchen. Ueber das Princip des Böſen grübeln nicht bloß die Weiſen aller Zeiten; auch der gemeinſte Sinn, der ungebildetſte Verſtand erkennt, daß Gutes und Böſes, ſowie im einzelnen Menſchen, ſo auch in der ganzen Weltgeſchichte im Streite liegen. Der tiefſte Denker ſieht ein, daß er hier an einer Grenze der menſchlichen Erkenntniß ſteht, die ſein Geiſt nicht überſchreiten kann. Der ungebildete Haufe fühlt, daß es etwas giebt, das auch der Weiſeſte nicht zu errathen vermag, und dieſes gereicht ihm zum Troſte in ſeiner Beſchränktheit. Nun lautet das Mährchen: Wer zu viel wiſſen will, —

und wer zu viel haben will, — den holt der Teufel; das iſt die Strafe des Vorwitzes; und wenn dieſes dargeſtellt wird, ſo ſieht das Volk zu, mit Entzücken, mit Grauſen und mit Lachen.

Leſſing hatte gut aufgefaßt, was mit der Sage von Fauſt angedeutet wird, als er den Entwurf zu dem Drama machte, der in ſeinem Nachlaſſe aufbewahrt iſt. Aber Alles, was in einem Pandämonion dramatiſch iſt, hatte er mit der einzigen Scene erſchöpft, da der Geiſt vor der nächtlichen Lampe des Fauſt erſcheint. Leſſing hat gefühlt, daß der Gedanke, den er in einem freundſchaftlichen Geſpräche hingeworfen hatte, nicht tauglich ſei, ausgeführt zu werden, und ihn deßwegen aufgegeben. Das Epigramm, der ſchnellſte Teufel ſei, der dem Uebergange vom Guten zum Böſen gleichkomme, leuchtet und brennt. Wie könnte es aber ſinnlich dargeſtellt werden?

Wer das philoſophiſche Thema des Fauſt im höchſten und edelſten Style poetiſcher Einkleidung ſehen will, nehme den Cain des Lord Byron. Dieſer hat vermocht, was Schiller nicht erreichen konnte, und Goethe nie im Ernſte verſucht hat, eine Welt der Ideen mit einem dichteriſchen Gewande zu bekleiden, und den Verſtand mit der Einbildungskraft zu verſchmelzen, um damit dem ganzen Menſchen über das Sinnliche zu erheben. In jenem vollkommen ſchönen und höchſt rührenden Gedichte treten die philoſophiſchen Gedanken in der Darſtellung einer ſchrecklichen That hervor, im erſten Morde, einem Brudermorde und den Motiven deſſelben. Die Wehmuth der unſchuldigen, mitleidenden Zeugen mildert aber das Schreckliche des Gegenſtandes; und dadurch wird er dramatiſch. Dieſes iſt die Reiſe des Geiſtes mit dem Cain im zweiten Acte des Stückes nicht, in welchem die Unvollkommenheit und die Widerſprüche der ſinnlichen Schöpfung aus ihrer Wurzel, in der intellectuellen Welt erklärt werden. Aus einem Reiche der Geiſter kann wohl ein oder ein anderes Geſpenſt in der irdiſchen Welt auftreten; aber eine ganze Welt unſichtbarer Weſen dürfte nur als eine heitere Phantaſie vorgeführt werden. Vor einer ernſthaften Darſtellung würde Jeder zurückſchaudern. Als ein Gedicht iſt indeſſen auch dieſer Theil von Lord Byrons Cain vortrefflich; aber es iſt kein Drama.

Goethe hat die Sache anders angegriffen. Da aber die Sage auf mehr, als eine Weiſe ausgelegt werden kann, ſo iſt die erſte Frage, welcher Sinn derſelben ihm denn vorſchwebte. Mehrere Deutſche

Critiker haben indeſſen ſchon behauptet, daß in dieſer Auflöſung wenigſtens die Frage, welche aus der tiefſten Metaphyſik geholt wird, verfehlt iſt. Vorzüglich hat Herr Eck in ſeinen **Briefen über Goethes Fauſt** (Wien 1834) dieſes vortrefflich gezeigt. Man könnte indeſſen noch eher ſagen, daß der Dichter ſich eine andere Aufgabe geſetzt hatte, dieſe aber verlaſſen, und eine andere untergeſchoben habe, eben die, welche gar nicht in einem dramatiſchen Gedichte gelöſet werden kann.

Es iſt nicht der tiefe Mißmuth und die Verzweiflung über die innern Widerſprüche in der menſchlichen Natur und über die Schranken derſelben, wodurch der Fauſt der Sage verleitet wird, in der ſchwarzen Magie Hülfe zu ſuchen, ſondern vielmehr nur der Unwille darüber, daß ihm, ihm verſagt iſt, was ein Anderer, der nur noch etwas mehr wüßte, gar wohl erhalten könnte. Der Doctor Fauſt der Sage, und dabei bleibt auch Goethes Fauſt zuerſt ſtehen, hat alle Wiſſenſchaften erlernt, und davon begriffen, was in ihnen gelehrt wird. Er ſtößt aber in jedem Augenblicke auf Probleme, die er nicht zu löſen vermag.

Dieſes iſt noch nicht Alles. Fauſt iſt nicht ein bloßer Grübler, der Alles wiſſen und begreifen will. Er iſt vielmehr des Lernens und Studirens überdrüſſig. Er will auch genießen, und er will etwas ſchaffen. Er ſieht, wie in der Welt immer Einer den Andern übervortheilt, und zu ſeinen Zwecken mißbraucht, Jeder in ſeinem Kreiſe und auf ſeine Weiſe. Doch giebt es einen allgemeinen Vermittler dieſer Gewalt über äußere Umſtände und andere Menſchen: Geld, Geld und wieder Geld! Wer Gold machen könnte, hätte Alles, was ſich kaufen läßt. Und wer die Kräfte der Natur ſo zu beherrſchen vermöchte, hätte auch das Princip der lebendigen Organiſationen in ſeiner Gewalt. Mit dem Archäus hätte er die ewige Jugend. Das ſoll mir ein Geiſt ſchaffen, der als Weltbetrüger in den Elementen lebt, aber nicht in ſichtbarer Geſtalt auf dieſer Erde umherwandelt. Wenn es nur nicht ein böſer wäre! Goethens Fauſt beſchwört ihn. Statt ſeiner iſt aber nur ein luſtiger Camerad bei der Hand, verſtändig, witzig, ſchalkhaft, gefügig wie ein Paraſit. Wer hütete ſich wohl dafür, daß dieſer darauf ausgeht, Seelen zu ſpeiſen! Er macht ſich bei dem Herrn Doctor, der ſich überſtudirt hat, damit beliebt, daß er ihm angenehmeren Zeitvertreib ſchaffe, als Retorten und Zauberſpiegel. Hier iſt aber die Anlage des Stückes ſehr ſchwach. Wenn Fauſt einen Teufel aus der Hölle heraufbringen muß, um von dieſem Anweiſung zu einem Abenteuer zu erhalten, das in allen nur mäßig großen Städten von Europa, an jedem Tage um Ave Maria-Zeit angezettelt wird, ſo darf man ihn wohl einen Gimpel ſchelten; und wenn Mephiſtopheles nichts mehr anzugeben weiß, um ſeinem Herrn zum Geſellen hölliſcher Geiſter anzuwerben, ſo iſt dieſer wirklich nur ein dummer Teufel. Man ſollte ihn gar nicht für einen Teufel halten. Dieſer iſt zwar gar mancherlei. Er iſt auch ein Schalk, aber auch mehr, als ein Schalksnarr. Wer ihn in ſeiner wahren Geſtalt ſehen will, wie er unter den Menſchen ſeinen Spuk treibt, und wer wiſſen will, was dabei herauskommt, wenn man ſich mit ihm einläßt, und wie der Gott ſei bei uns am Ende ſelbſt dabei fährt, der leſe die Geburt des Merlin, das phantaſtiſche Gebilde eines ſehr tüchtigen Engliſchen Genies.

Der Narr (Clowe oder Gracioſo) des Stückes, Bruder einer gewiſſen Hanne, die zu Falle gekommen iſt, ohne zu wiſſen durch wen, ſucht den Vater ihres Kindes, der Zaubrer Merlin. „Da iſt er! — Da iſt ja ein Lumpenkerl, mit einem Geſichte wie ine Bratpfanne.“ Da er ihn aber ins Auge faßt, wird es ein gar ſtattlicher Herr, mit Federhute, ſchö- nem Schwerte, goldnem Gehänge geſchmückt, und mit Gelde im Ueberfluſſe verſehen. Die Schweſter iſt von ihm bezaubert. „Ich kann nicht von ihm laſſen: ich folge. Mich ſchreckt nicht Furcht, noch Tod.“ Da ſie ihn endlich für den erkennt, der er iſt, ruft ſie den mit ihm erzeugten Merlin herbei, ihn zu bändigen. Und dieſer kann es. Jener ſpricht: Ihr. ſtehſt du bei: Gehorchſt du nicht dem Vater? — „Merlin. Gehorſam lernt man nicht in deiner Schule. Ha ha! Du biſt zu ſchwach. Was biſt du, Teufel? ein unterirdiſcher ſchändlicher Incubus, der Vortheil zieht von dem ſchwachen Fleiſche, Unwiſſende mit Liſt zu hintergehen. Wirf ſogleich ab die menſchliche Geſtalt. Krieche, Schlange, auf deinem buntgefleckten Bauche: ſonſt ſpalte ich des Avernus Felſenklüfte, und feßle dich auf ewig in der Gluth. — Teufel. Verrath an der Hölle! Fluch mir, daß ich dich zeugte!“

Da iſt ein Teufel, der wohl den Fauſt zu holen, aber doch nicht, den Herrn der Welt fortzuſpielen vermag, weil er ſich mit ſeinem eigenen Sohne nicht vertragen kann, und von dieſem den Lohn ſeiner Thaten empfängt.

Die alte Sage wird damit geſchloſſen, daß der Teufel den Fauſt wirklich holet. Dieſe Vorſtellung eignet ſich für das Marionetten-Theater[1]). Seht! wie er mit Ihm in den Schwefelpfuhl hinabfährt! Welch ein Geſtank! — Soll nun noch eine Nutzanwendung folgen, ſo mögen die Zuſchauer den Schluß-Chor von Mozarts Don Juan ſingen, welches auf unſern Theatern einem praſſelnden Feuerwerke hat Platz machen müſſen, damit auch nicht einmal ein ernſthafter Eindruck von dem vollkommenſten Meiſterwerke Deutſcher Tonkunſt zurückbliebe.

Die Zuſchauer gehen nach der Höllenfahrt vollkommen befriedigt fort. Aber unterweges tritt der Beichtvater heran. Der Fauſt war zwar ein arger Sünder. Soll aber nicht auch dieſe arme Seele gerettet werden? Seht! da ſie eben in den Pfuhl hinabgeſtoßen werden ſoll, kommen die himmliſchen Heerſchaaren, entreißen ſie den Klauen des gottloſen Räubers, und führen ſie mit ſich gen Himmel. Dieſe

---

1) Wir verdanken die Bekanntſchaft mit dieſem lange verborgenen und vergeſſenen Meiſterwerke, Tieck, in deſſen zweitem Bande ſeiner Shakeſpeares Vorſchule es enthalten iſt. Verfaſſer ſind vermuthlich Rowley und Shakeſpeare.

te Theil iſt ein Gegenſtand für Spaniſche Autos acramentales, und kann Proceſſionen am Frohnleichnamstage verherrlichen.

Als Goethe die Geſchichte bis an das Ende der bekannten Sage geführt hatte, fühlte er das Unbefriedigende der Cataſtrophe. Er ſchob ihr eine andere mildere unter. Bei ihm heißt es nicht: Fauſt iſt verloren; ſondern: Gretchen iſt gerettet; und dieſe ruft ihm zu: Heinrich, Heinrich! Ob dieſer folgen kann, bleibt aber im Dunkeln.

Dieſes iſt alſo auch nicht genug zur völligen Beruhigung. Man will wiſſen, was endlich aus Fauſt wird; und Goethe unternahm, wie es ſcheint, nach langer Unentſchloſſenheit, auch dieſes religiös-moraliſche Räthſel dramatiſch zu löſen. Fauſts Seele ſoll dem Himmel, von dem ſie gekommen, wiedergegeben werden. Der Schluß muß heißen: Er iſt gerettet; und da dieſes nach den chriſtlichen Begriffen, die zu der Zeit, da Fauſt gelebt haben ſoll, herrſchend waren, durch Fürbitte der heiligen Jungfrau geſchehen muß, ſo wird dieſe als Königin des Himmels aufgeführt; und hier erinnert ſich der Dichter des von ihm, wie vom Fauſt, ſchmählich vergeßnen Gretchens. Er theilt dieſer eine Hauptſtimme in dem Chore der begnadigten Sünderinnen zu, die zu der Mutter Gottes beten.

Dieſes zweite Gedicht konnte mit dem zuerſt ausgegebnen nur dadurch verbunden werden, daß die Allegorien und myſtiſchen Andeutungen auch in das erſte übertragen werden; und es ſind beide wirklich nur dadurch zuſammengefügt. Aber in der letzten Hälfte iſt auch das Einzelne ſo mit Myſtiſchem durchwirkt, daß kein Leſer ſich jemals wird rühmen dürfen, Alles verſtanden zu haben. Der Dichter benutzt in dieſem zweiten Gedichte die im erſten noch wenig gezeigten Zauberkräfte, die Mephiſtopheles dem Schüler der Magie verliehen, und führt damit eine Unendlichkeit von Scenen aller Art vor. Ein Zauberer, der Alles machen kann, was er will, daran läßt ſich Alles mögliche anreihen. Man darf nur in den Glückstopf greifen, und zieht allemal ein gutes Loos. Nun kommt hier auch wirklich Morgenländiſch-Bibliſches, Griechiſch-Claſſiſches, Romantiſches, Geſchichtliches, Cabbaliſtiſches, und zum Beſchluſſe Unnatürlich-Freches vor. Der Dichter ſcheint einen Geiſt darſtellen zu wollen, der hinter dem Schöpfer herſchleicht, und ihm in allen Irrgängen der geſchaffenen Welt nachſpürt; im Grunde iſt es aber wohl nur darauf abgeſehen, zu zeigen, daß er ſelbſt, der Dichter, Alles durchforſcht habe. Die Bemühung, ihm darin zu folgen, und ihn durchaus verſtehen zu wollen, iſt aber vergeblich. Er hat ſie ſelbſt vereiteln wollen. Er ſchreibt an ſeinen Freund Zelter (im fünften Bande des Briefwechſels mit dieſem S. 77.) „Ein guter Kopf und Sinn wird ſchon zu thun haben, wenn er ſich zum Herrn machen will von Allem, was dahinein geheimniſſet worden." Ein Inſpirirter geheimniſſet aber nicht in ſeine Werke hinein, ſondern der vom Geheimniſſe erfüllte Geiſt (ἀοιδός, vates) verkündigt das Geheimniß aus ſich heraus. Dieſes vom Dichter hinterlaſſene Werk iſt, wie Frau von Staël ſchon von der erſten fragmentariſchen Lieferung ſehr treffend ſagte, ein drückender Alp, mit dem Mephiſtopheles die Leſer hat anführen ſollen, eigentlich aber den Dichter ſelbſt angeführt hat.

Wenn man Goethes Schriften mit der Aufmerkſamkeit, die einem der erſten Schriftſteller der Nation gebührt, lieſet, und ſie mit einander vergleicht, ſo wird man immerfort daran erinnert, daß das Gedicht, welches den Titel Fauſt führt, ſtückweiſe gemacht iſt; mit den mannichfachſten Intentionen, und in den verſchiedenſten Stimmungen. Dabei ſind die einzelnen Theile nur zuletzt ſehr ungeſchickt zu einem Ganzen verbunden. Nachdem der Dichter mehreremale angefangen, den Faden fallen laſſen, und wieder aufgenommen hatte, zeigte er ſeinem ehemaligen Freunde Zimmermann einen Haufen Papier, mit den Worten: da iſt mein Fauſt. Nachdem er das Werk lange Zeit hindurch zur Seite hatte liegen laſſen, nahm er es wieder auf, um ſich nunmehr damit „einen Rückzug in die Symbol-Ideen- und Nebelwelt vorzubereiten“ (Brief an Schiller im vierten Bande der Correſpondenz). Doch ſchrieb ihm Schiller 1797 (Briefwechſel von Goethe und Schiller, im dritten Bande, S. 132), nachdem das erſte Fragment ſchon vor 7 Jahren gedruckt war: „Sie mögen ſich wenden, wie Sie wollen, ſo wird Ihnen die Natur des Gegenſtandes eine philoſophiſche Behandlung auflegen; und die Einbildungskraft wird ſich zum Dienſte einer Vernunftidee bequemen müſſen.“ An dieſe, die Idee, war alſo bis dahin noch nicht gedacht; und noch 1801 wußte Goethe nicht, was das Ganze eigentlich für einen Sinn, — man dürfte wohl ſagen, — ob es einen Sinn haben ſollte. (Ebendaſelbſt.)

Offenbar hat die Geſchichte von dem armen Gretchen nicht eine Epiſode im Fauſt ſeyn ſollen, ſondern den erſten Anlaß zu einem Schauſpiele gegeben, an welchen ſich nachmals alles Andere nach und nach anreihte. Goethe hatte den Gedanken gefaßt, eine Kindermörderin auf das Theater zu bringen; und er legte ſolchen Werth darauf, daß er ſich bitterlich darüber beſchwert, daß ſein Freund Wagner ihm die Idee entwandt habe, und mit einer Ausführung zuvorgekommen ſei, die Goethen wohl nicht hat gefallen können, ihm aber ſein Spiel verdarb. Vielleicht hatte ſich in Frankfurt Etwas ereignet, das die Hinrichtung eines bedauernswürdigen Geſchöpfes zur Folge hatte; oder es mag unter den zahlreichen geheimen Verwickelungen in Familienverhältniſſen, deren Vertrauter geweſen zu ſeyn Goethe berichtet, ſich Etwas ereignet haben, das zu einem ſolchen Ende hätte führen können. Was aber auch immer zu dem Gedanken eines ſolchen Trauerſpiels hat Anlaß geben mögen, es war kein glücklicher Fund. Es taugt nicht zur Tragödie. Ein Mädchen, das, von der Furcht vor der Schande gedrängt, ihr Kind ermordet, iſt kein ſchicklicher Gegenſtand des Schauſpiels. Mit Einem Worte des Ariſtoteles kann die Sache ohne Widerrede entſchieden werden. Dieſer Stoff taugt nicht, denn es iſt ein μιαρον, etwas Erbarmenswürdiges. Die Vorſtellung drückt den Geiſt allzuſehr nieder, und läßt neben dem bloßen Mitleiden keine andere Empfindung aufkommen. Das Weſen der Tragödie beſteht aber in der Beimiſchung des Erhabenen, und dieſe iſt hier unmöglich. Alles, was in zu naher Beziehung auf körperliche Bedürfniſſe und Triebe ſteht, darf nicht zu ſehr an das Licht gezogen werden. Es iſt dem eigenthümlichen Character der Menſchheit gemäß, es zu verhüllen. Aus dem Hungertode der Familie des Ugolino hat Gerſtenberg nicht ein ſchlechtes, aber ein ſcheusliches Trauerſpiel gemacht. Es kann Niemanden zugemuthet werden, es zu ſehen, da ſchon die ſchnell vorübergehende Erzählung im Dante kaum erträglich iſt. Noch mehr aber muß die Schamhaftigkeit geſchont werden. Durch den Reiz der niederen Sinnlichkeit kann der höhere Sinn wohl einmal beſtochen werden, ſeine Forderungen einen Augenblick zu unterdrücken. Indeſſen hat Goethe einige Beſcheidenheit darin bewieſen, daß er die erſchlichene Zuſammenkunft, die im Fauſt nur angedeutet wird, nicht ausgemalt hat; ſowie es deutſchen dramatiſchen Dichtern gefallen kann, die das abgeſtumpfte Gefühl durch Cayennepfeffer zu reizen ſuchen, Unnatur für poetiſche Schönheit, und Verkehrtheit für Schauen in die Tiefen der Menſchheit ausgeben. So hat Heinrich von Kleiſt in einer Scene ſeiner Familie Schroffenſtein, der einzigen in allen ſeinen Werken, worin ſich poetiſches Talent zeigt, eine geheime Zuſammenkunft zweier Liebestrunkenen dargeſtellt, die füglich in den Fauſt eingeſchoben werden könnte, um das Folgende vorzubereiten und das Ganze zu verſüßen.

Spaniſche Dichter ſehen die Sache anders an. In einem Stücke von Calderon: „Der Richter von Zalamea", iſt die Klage der gemißhandelten Jungfrau über das, was ſie erlitten, höchſt pathetiſch. Aber es iſt nicht ein Gemälde, das in ihrer Erzählung vorgeführt wird, ſondern der Ausdruck ihrer Indignation über die erlittene Schmach, welche ſogar ihre weibliche Schamhaftigkeit überwindet; dieſe iſt es, was den Zuhörer des bewundernswürdigen Stücks ſo tief bewegt. In einem ähnlichen Schauſpiele von Lope de la Vega: „Der beſte Richter iſt der König", iſt es die gerechte Strafe, die dem Verbrechen auf dem Fuße folgt, was den Zuſchauer allein beſchäftigt. Und doch hätte wohl kein Leſer dieſer Trauerſpiele geglaubt, es ſei möglich, ſo Etwas auf das Theater zu bringen; ehe es ihm vom Spaniſchen Geiſte gezeigt iſt.

Die Tragödie von der Kindermörderin, die Wagner ſo verpfuſcht hatte, iſt von Goethe anders ausgeführt und in den Fauſt eingerückt. Sie iſt mit ſeinem eigenthümlichen Talente geſchrieben. Wer mag aber das verführte Gretchen im Gefängniſſe, den Henker erwartend, von Scham und Reue innerlich zerriſſen, den Tod wünſchend, ſehen und hören! Und dieſe Scene, die gar nicht hätte geſchrieben werden ſollen, iſt auf die Bühne gebracht! Und man ſchämt ſich nicht, durch öffentlichen Anſchlag deutſche Frauen und Fräulein zu ſolchem Schauſpiele einzuladen!

Die anderen Theile des Fauſt ſind ebenfalls jeder in eigener Weiſe behandelt. Sie ſind aber nur ſehr loſe an einander gereiht, und es iſt daher keine Harmonie im Ganzen.

Den Eingang macht eine Zueignung im edelſten Tone und in der ſchönſten Sprache, deren der Dichter ſich durch langes Streben nach hoher Idealität bemächtigt hatte. Goethe hat nichts Vollkommeneres geleiſtet, als dieſe Zueignung. Aber die Geſtalten, die er in ihr hervorruft, ſind dieſes „Bilder froher Tage und liebe Schatten“

und die „erſte Lieb' und Freundſchaft werthen Guten, die, um ſchöne Stunden vom Glück getäuſcht, vor ihm hinweggeſchwunden“, hätten dieſe nicht von ihm etwas viel Würdigeres vernommen, als das, was ihnen hier zugeeignet wird. Es folgt zuerſt ein halb ernſthafter, halb ſatiriſcher Prolog im Himmel. Gott der Vater, Engel und Teufel, in der Manier des Hans Sachs, in beſſern Verſen freilich. Damit dachte der Verfaſſer die Löſung der Aufgabe gefunden zu haben, die ihn ſo ſchwer drückte (Brief an Schiller vom 29. Juni 1797 im dritten Bande des Briefwechſels mitgetheilt), „zwiſchen dem Spaße und Ernſte glücklich durchzukommen“. Spaß über das, was jedem Menſchen von geſundem Sinne heilig iſt! Voltaire hat auch in einem Gedichte, welches von der witzigſten Nation für ein Meiſterſtück des Witzes erklärt iſt, mit der Religion ſeines Volkes geſcherzt. Aber ſein Spott galt doch nur dem, was er ſelbſt und viele Andere für eine chriſtliche Mythologie hielten; und dennoch haben auch Ungläubige, die mit dem Dichter gelacht hatten, über ſeine Frechheit geſcholten. Im Fauſt aber wird über das geſcherzt, was nicht angetaſtet werden kann, ohne das tiefſte

Gefühl des Menſchen zu kränken, was er auch denken und glauben oder nicht glauben mag.

Die Scenen, in denen die Darſtellung des wirklichen Lebens mit Phantaſtiſchem gemiſcht iſt, haben ganz den Reiz Goethiſcher Gemälde. Sowie Mephiſtopheles auftritt, wird Jedem unheimlich, ebenſo wie der Margaretha. Im ſchwarzen Pudel ahnet man den Unhold. Die luſtigen Brüder in Auerbachs Keller ſprechen ihre Pöbelhaftigkeit ſo launig aus, daß Jeder lächeln muß, der nur der Spelunke ſelbſt zurückgetreten wäre. Die Kupplerin jedoch, wird es erlaubt ſeyn zu ſagen, iſt zwar „bieder und natürlich“, doch das iſt nicht genug gethan. Gretchen hat ſolchen Reiz, daß es ſchwer wird zu erwägen, ob die Schilderung eines gewöhnlichen weiblichen Geſchöpfes, das ſich wie ein Kind mit funkelnden Steinchen erkaufen läßt, und ein offenes Ohr der Philoſophie ihres Verführers, eben wie dem Geſchwätze der Nachbarin hinleihet, wirklich ein ſo bewundernswerthes Dichterwerk ſei. Aber der Critiker mag ſich nur hüten. Die deutſche Weiblichkeit hat viele empfindliche Stellen. Durch den leiſeſten Zweifel an der hohen Vortrefflichkeit der Thekla im Wallenſtein werden alle beleſenen Deutſchen Frauen und Jungfrauen tief gekränkt; und wie ſich weigert, nicht Eine, ſondern zwei Kerzen an dem Heiligenbilde und Gretchen anzuzünden, hat es mit allen alten und jungen Sündern zu thun.

Die Scene auf dem Brocken iſt von ganz eigner Art. Einer von den unbedingten Verehrern dieſes, ſo wie aller Gedichte von Goethe, hält unſerer Naſen ohne Umſchweife vor, daß der dürre, nebelbelaſtete, unheimliche und ganz unpoetiſche Blocksberg mit ſeinen Hexen, die auf dem Beſenſtiele reiten, die heilige Stätte der Deutſchen ſei, ſowie es der Parnaß mit ſeinen Muſen den Griechen war. Wenn das wahr iſt, ſo möchten unſere Dichter ihn nur ganz zur Seite liegen laſſen.

Die zweite Abtheilung des Fauſt, welche erſt im Nachlaſſe erſchienen iſt, enthält ein ſolches Gemiſch von Allegorieen und Räthſeln, und — man darf wohl ſagen, ſo vielen platten Figuren und befremdenden Naturſcenen, daß es ſchwer iſt, einen Faden zu finden, der durch dieſe Irrgänge hindurch führte. Wenige werden die Mühe, ihm nachzuſpüren, für belohnt halten.

Das Zwiſchenſpiel Helena, welches ſchon im Jahre 1806 geſchrieben war, und als Fragment früher, als das Ganze, gedrückt iſt, erinnert an Goethes Muſe der Zeit, da ſie ein Griechiſches Gewand trug. Im

Uebrigens ſind in dieſem zweiten Theile ſo mannichfaltige Gegenſtände, wie in einem Kaleidoſcop zuſammengerüttelt; es ſind darin ſo viele Anſpielungen auf Geſchichte und wiſſenſchaftliche Träumereien aus allen Zeiten enthalten, daß dieſe Phantasmagorie, welche den Kopf erhitzt, den Verſtand nur verwirrt und daneben den Geſchmack und das Gefühl zu oft beleidigt. Der innere Zuſammenhang iſt zu verſteckt, als daß ein beſonnener Kopf verſuchen ſollte, ihn in der widerwärtigen Miſchung (einem ποικιλον πεπλον) aufzuſpähen. Ein äußerer Verbindungsgrund liegt näher. Der Dichter nöthigt ſeine Leſer, ihm durch alle Irrgänge zu folgen, in die ihn die Begierde, Alles zu kennen, was Menſchen jemals getrieben haben, oder treiben, geführt hat. Es ſcheint wohl, daß es vorzüglich darauf abgeſehen iſt, zu zeigen, daß er dieſes Alles durchforſcht habe. Aber die Darſtellung zeugt zu ſehr von einem ohnmächtigen Beſtreben, noch im Alter jugendliche Dichterkraft zu zeigen.

Die Myſtagogen unſerer Zeit machen es zur Pflicht, dieſes Werk zu bewundern. Doch iſt in ihm ſelbſt auch Etwas, das dem Geſchmack der heutigen Leſer entſpricht. Es gefällt ihnen, ſo hin und her gezerrt zu werden. Sie fühlen ſich zwar damit auch innerlich zerriſſen; aber eben dieſes Unheimliche thut ihnen wohl. Sie finden ein grauſames Vergnügen daran, ſo gequält zu werden. Dieſes erwirbt ſo vielen Dichtern der neueſten Zeit Beifall; und eben dieſes iſt es, wodurch Webers Freiſchütz ein Lieblingsſtück der Bühne geworden iſt. Samiel hilf! mit dem Zubehöre ſchreiender Diſſonanzen, deren verſteckte Auflöſung nicht empfunden wird. Sodann der reine Geſang der Brautjungfern, deren unſchuldige Freude ſo ſchrecklich geſtört wird; und dieſes wieder mit Diſſonanzen, die noch kein Anderer ſo zu häufen gewagt hatte, um die Ohren zu martern, und die Empfindungen in Aufruhr zu bringen.

Eben dieſes hat andern Deutſchen Künſtlern eingegeben, den Römern Dantes Malebolge gemalt zu zeigen.

Die neue Verderbniß des Geſchmackes, der die Vollkommenheit der Kunſt, jenſeits der Wahrheit und Schönheit, in der Verzerrung aller Gegenſtände und in gezwungener Zuſammenſtellung derſelben ſucht, iſt weit nachtheiliger, als die Rohheit des wilden Ungeſtüms war, die Goethe gebändigt hatte, als er die Schönheit in der Natur zeigte, und die bloße Natürlichkeit in der Dichtkunſt verſtieß. Nach dieſem hatte er auch wieder in dem Streben nach Griechiſcher Idealität den Chorführer gemacht; und zum dritten Mal, als er eine neue Revolution im Geſchmacke ahnete, und glaubte, es gebühre ihm, auch in ihr den erſten Platz einzunehmen. Dieſe Revolution macht, gleichwie andere Revolutionen, die Reiſe durch ganz Europa. Engländer, denen ihr Lord Byron ein neues Leben der Dichtkunſt gezeigt hatte, waren damit nicht zufrieden, und ließen ſich bethören, noch Beſſeres von Weimar holen zu wollen. Sie überſahen alle frühern Werke von Goethe, und hielten ſich an den Fauſt, von dem drei ſämmtlich ſehr ſchlechte Ueberſetzungen erſchienen ſind, alle voller Mißverſtändniſſe aus Unkenntniß der freilich für Ausländer kaum verſtändlichen Sprache, und Fehlgriffe im Uebertragen. Carlyle und einige ſeiner Landsleute haben verſucht, den Sinn dieſes Gedichtes, nach dem man in ſeinem Vaterlande noch nicht tief genug gegraben hatte, aus dem Abgrunde, worin der verzauberte Schatz verborgen liegen ſoll, mit einer magiſchen Ruthe hervorzuheben. Indeſſen ſind auch beſonnene Urtheile in England bekannt geworden.[1]) Doch iſt

---

1) In einer Anzeige der von Goethe nachgelaſſenen

viel, wie in Deutſchland, auch der Verſuch gemacht worden, den Fauſt ſogar noch zu überbieten. Es mag immerhin unentſchieden bleiben, in welchem von zwei Dramen dieſes am beſten gelungen iſt, ob in Bertram von Mathurin, *) oder in Immermanns Merlin.

Schriften (foreign quaterly Review, Nr. 23, 12. Band) lieſet man: „It is, we know, a rather dangerous acknowledgment, and may bring a storm of objurgation on our heads, — but after giving our best consideration to the controversy, and comparing the problem proposed at the outset of the poem with what must now be term'd the solution of it, we cannot help suspecting, that the author had no object at all, beyond the very ordinary one, of wishing to possess a subject, which should give full scope to the wondrous universatility, and allow him to employ all the stores of fancy, feeling observation and reading, which a life of study might enable him to hive up: that, in short, as the author of Waverley confessed, to be not infrequently his case, Goethe began his story in a happy state of recklessness, and left the ending, to take care of itself.

1) Bertram or the Castle of Saint-Aldobrand. London 1816.

Es iſt für die Deutſche Dichtkunſt auch in Beziehung auf ihr Anſehen bei andern Nationen nicht vortheilhaft, daß ihre Aufmerkſamkeit ſo vorzüglich auf den Fauſt gerichtet iſt. Engländer und Franzoſen beklagen ſich zwar darüber, daß ihnen ſo Vieles in dem Gedichte unverſtändlich iſt. Vielleicht hat eben dieſes, ſowie in ſeinem Vaterlande, den Reiz des Werks nur noch erhöhet. Engliſche Critiker dehnen ihre Klage auch auf andere Gedichte von Goethe aus, und dieſes iſt ſehr begreiflich. Es wird ihnen ſchon durch die ſehr mühſame Erlernung der Sprache, deren Reichthum, Unbeſtimmtheit, verwickelte und doch oft unbiegſame Wortfügung ſo viel Schwierigkeiten erzeugt, ſehr erſchwert, ſich mit der Art zu denken ken der Deutſchen bekannt zu machen, die von der Engliſchen, ungeachtet der Stammverwandtſchaft, ſehr abweicht. Um ſo mehr ſollten ſie auf das Beſte hingewieſen werden, was die Deutſche Dichtkunſt hervorgebracht hat, und insbeſondere auf das Vorzüglichſte von Goethe, worin ſie keine Dunkelheit finden werden. In Herrmann und Dorothea iſt kein myſtiſcher Sinn verborgen. Im Taſſo iſt Alles offen und klar. Iphigenia verſteht Jeder, dem die philoſophiſche Anſicht der menſchlichen Natur nicht zu hoch iſt. Wir Deutſchen ſind aber ebenfalls in dem Gährungsproceſſe der Europäiſchen Literatur ſo weit vorgerückt, daß wir bei Uns ſelbſt anfangen müſſen, den eignen Sinn zu reinigen.

Im Fauſt iſt eine groſe Zahl von Zeilen enthalten, in denen groſe und wirklich erhabene Gedanken über das Streben des menſchlichen Geiſtes nach Erkenntniß, Thätigkeit und Genuß in würdiger Sprache ausgedrückt ſind; und eben dieſes verleitet viele Leſer welche es verſtehen, und von der Kraft, womit es ausgeſprochen iſt, ergriffen werden, ihr natürliches Gefühl des Widerwillens gegen das Gemeine und Niedrige, womit jenes Höhere hier gepaart iſt, im Urtheile über das Ganze zu verläugnen. Der Contraſt mit dieſem Gemeinen, dieſen rohen und oft geſuchten Verletzungen des Gefühls für Anſtand und Schicklichkeit, empört den geſunden Sinn, ſo lange dieſer ſich nicht durch eine falſche Vorſpielung von Genialität irre machen läßt. Dieſe möchte gern das Große und Edle, mit dem Gemeinen verbinden, um es dem Menſchen näher zu bringen, und glaubt, dieſes durch eine Behandlung zu erreichen, welche, mit einem den Engländern abgeborgten Ausdrucke, humoriſtiſch genannt wird. Statt das Gemeine mit dem

Erhabenem zu verbinden, wie Shakeſpeare thut, wenn er den höheren Sinn, der im Gemeinen liegt, mit einer furchtbaren Naivetät ausdrückt, ſtellen neuere Schriftſteller, die humoriſtiſch ſeyn wollen, nur Beides neben einander, nehmen dabei Grobheit für Stärke, Ekelerregendes für Energie der Natur, Beleidigung alles Zartgefühls für Anſtand und Schicklichkeit für Ausbrüche eines tüchtigen Geiſtes.

Auch von allem dieſen iſt Goethes Fauſt voll. Der Humor, der darin herrſchen ſoll, und den der Prolog im Himmel ſchon anzukündigen ſcheint, iſt von der hier erklärten Art. Wahrer Humor war Goethes Geiſte fremd. Ein einziges Mal iſt ihm Etwas der Art gelungen, in der genialen Satyre auf Wielands verzuckerten Euripides: Götter, Helden und Wieland.

Wenn man Goethes Schriften ſtudirt hat, ſo iſt man noch nicht mit ihm fertig. In ſeiner Perſönlichkeit iſt die Erklärung mancher Erzeugniſſe ſeines Kunſtgenies zu ſuchen. Er hat aber noch außerdem ſo großen Einfluß auf die mit ihm Lebenden gehabt, daß man noch mehr von ihm zu wiſſen wünſcht, als ſich in ſeinen Schriften ausſpricht. Seine eigenen Denkwürdigkeiten enthalten nicht bloß treffliche

Gemälde von ſeiner Zeit, und ſehr lehrreiche Anſichten ihres literariſchen Characters, auch höchſt anziehende Abbildungen einzelner ausgezeichneter Perſonen, und eine lebendige Darſtellung ihrer Verhältniſſe. Aber er hat ſelbſt auf den Titel geſetzt: Dichtung und Wahrheit. Nun iſt in jeder Erzählung, auch von dem, was man geſehen hat, ja von dem, was man ſelbſt gethan hat, einige Dichtung beigemiſcht; denn der Gegenſtand iſt durch die Erinnerung, den Verſtand, und den Sinn deſſen hindurchgegangen, der es darſtellt. Dieſe unvermeidlich eingemiſchte Dichtung iſt aber doch von Erdichtung ſehr verſchieden. Marmontel beginnt ſeine Denkwürdigkeiten mit der Erklärung, er werde ſich en buste darſtellen. Er ſchrieb aber zunächſt für ſeine Kinder, und hätte wohl Manches zu erzählen gehabt, was für dieſe eben nicht erbaulich geweſen wäre. Aber Verſchweigen iſt doch ein Anderes, als Dichten, und dieſes iſt mit Erdichten zu nahe verwandt, als daß man eine ſo angekündigte Erzählung für reine Geſchichte und für die ganze Geſchichte nehmen könnte. Man möchte alſo auch wohl andere über Goethe reden hören. Er geſteht aber ſelbſt in einem Briefe an Schiller, (Briefwechſel von G. und S. 2. Theil S.

121) „eine Art, ſeine Exiſtenz, ſeine Handlungen, ſeine Schriften, den Menſchen aus den Augen zu rücken. Er fand es behaglich, ſich, ſo zu ſagen, zwiſchen ſich ſelbſt und ſeine eigene Erſcheinung zu ſtellen.“ Aber nicht bloß, ſich zu verbergen, ſondern eine Rolle zu ſpielen, und damit andere Menſchen anzuführen. Hiervon finden ſich manche Beiſpiele in ſeinen Denkwürdigkeiten; das ſtärkſte aber iſt der Auftritt in Palermo, den er in ſeiner Italieniſchen Reiſe (28. Band der Werke) mit Wohlgefallen erzählt, wo er ſich über die arme Familie Caglioſtro beluſtigte, der er ſich als einen Bekannten ihres Oheims darſtellte, von dem ſie in ihrer Noth Unterſtützung erwarten. Das Verſprechen, dieſe auszuwirken, könnte für einen artigen Scherz gelten, wenn er es ſich fünfundzwanzig Scudi hätte koſten laſſen, um die Comödie zu Ende zu ſpielen. Da ſie vorher abbricht, ſo iſt dieſe Exemplification des Verſes:

Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zu Narren auch, wie ſich's gebührt!

nicht erfreulich.

Goethe, und Alles, was er that und ſprach, hatte für ſeine Zeitgenoſſen ein hohes Intereſſe. Für die Tagsſchriftſteller war es ein Ereigniß, ihn geſehen zu haben, von ihm berichten zu können, nichts Geringes, obgleich ihm nur ſelten bedeutende Aeußerungen entfallen ſeyn mögen. Es iſt eine große, mit einem berühmten Namen verbundene Beſchwerlichkeit, von Jedem in Anſpruch genommen zu werden; ſich als Dankbarkeit für Huldigungen intereſſant zu zeigen, dabei der Mißdeutung jedes Wortes ausgeſetzt zu ſeyn. Alles bei Strafe, für hochmüthig verſchrieen zu werden; und doch hat auch dieſe Plage ihren Genuß. Dennoch weiß man von großen Männern, welche, im Bewußſein ihres Werthes, die ihnen natürliche Einfachheit und Freimüthigkeit beibehielten, und eben darin Wohlwollen gegen diejenigen bewieſen, denen ſie keine Gleichheit mit ſich einräumen durften. Bei Goethe trat hier wieder die Zwitterrolle des großen Dichters und des vornehmen Mannes ein. Ein anderer ſelbſt vornehmer Mann, Herr von Uwaroff, ſchildert ihn in einem der Academie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg abgeſtatteten Berichte mit dieſen Worten.

„Dieſe Art, ſich zu benehmen, dieſe theatraliſche Stellung war ihm habituell. Aber in Stunden der Vertraulichkeit gewann die Natürlichkeit die Oberhand über die Affectation. Der große Mann hörte nicht auf, ſich über die Mißverſtändniſſe zwiſchen ihm und dem Publicum luſtig zu machen." *)

Solche vertrauliche Stunden ſind aber wohl nicht gar häufig eingetreten, und die Zeugen derſelben mögen wohl oft Bedenken getragen haben, mitzutheilen, was darin vorgefallen. Er ſelbſt iſt aber wohl nicht immer ſo offenherzig geweſen, als in der Erzählung von dem Auftritte bei dem ſogenannten tollen Hagen (im 31. Bande der Werke. S. 238.).

Ebenſo iſt auch von nachgelaſſenen Briefen nicht ſehr viel zu erwarten geweſen. Wer ſo viel für die Welt ſchreibt, hat keine Zeit zu Briefen an Einzelne; und wer eine angenommene Stellung und Rolle ſtets behaupten will, darf ſich auch im Schreiben nicht gehen laſſen. Hier kam ihm auch ſeine Gewohnheit, Alles zu dictiren, ſehr zu Hülfe. Wer ſeiner Feder immer vorſpricht, läuft nicht leicht Gefahr, zu verrathen, was einer ſtummen leicht entſchlüpft. Die meiſten bekannt gewordenen Briefe von Goethe haben

---

*) M. ſ. Miscellen aus der neueſten ausländiſchen Literatur. Siebenundſiebenzigſter Band. Jahrgang 1833.

einen Ton der Förmlichkeit, aus welchem die Intention kaum errathen werden kann.

Der Briefwechſel mit Schiller, der bald nach dem Tode deſſelben gedruckt iſt, hat ein großes Intereſſe, aber nur in Beziehung auf ihre eigenen literariſchen Arbeiten. Er enthält lehrreiche Andeutungen des Einfluſſes, den jeder von beiden auf den andern gehabt hat. Dieſer konnte indeſſen bei der gänzlichen Verſchiedenheit der natürlichen Anlagen, und der dieſen gemäß gebildeten Grundſätze nur gering ſeyn. Jeder machte ſich im Grunde nur wenig aus den Werken des andern. Dieſes wird allein ſchon durch Schillers Urtheil über die Iphigenia, und durch Goethes Bemerkungen über den Wallenſtein bewieſen. Die Vertraulichkeit, welche Briefen den größten Reiz giebt, und ſie eigentlich lehrreich macht, war hier ſehr beſchränkt. Goethe hatte überhaupt kein Bedürfniß, ſein Herz aufzuſchließen; und hier ward es noch durch die Verſchiedenheit der äußern Verhältniſſe beengt.

Von andern nachgelaſſenen Briefen iſt wenig zu erwarten geweſen. Die Ankündigung eines dreißig Jahre lang ununterbrochenen vertraulichen Briefwechſels mit Zelter hat daher die lebhafteſte Neugierde erregt. Endlich, ward gehofft, würde man erfahren, wie Goethe über ſich ſelbſt, ſeine Werke, über andere Menſchen und über ſeine Verhältniſſe zu ihnen gedacht. Denn in dieſem Zelter konnte es doch nur der Menſch ſeyn, der Goethe an ſich zog, und ihn feſſelte. Bekannt war Jener nur als Muſiker, und Goethe hatte nie Sinn für Muſik gehabt. Er bemerkt in ſeiner Italieniſchen Reiſe, daß er im Jahre 1787 den Functionen der heiligen Woche in der Sixtiniſchen Capelle beiwohnte. Er hörte am Palmſonntage das Stabat mater des Paläſtrina, ſowie es damals nach der dreihundertjährigen, vom Meiſter ſelbſt ausgegangenen Tradition unverändert vorgetragen ward. Er hörte dieſes Meiſterſtück des Hohenprieſters aller andächtigen Gefühle; er zeichnet, wie es ſich gebührt, in ſeine Reiſeberichte ein, daß er es gehört, und geht ſogleich zu den fürchterlichen Fratzenbildern über, mit denen Michael Angelo, der Alles machen konnte, was er wollte, den Hochaltar verunheiligt hat. Wer ſo glücklich iſt, auch nur nach der Wiederherſtellung der päpſtlichen Herrſchaft jene, jetzt verſtümmelten Chöre zu hören, muß glauben, in jener Zeit würde ein gefühlvoller Zuhörer in den Himmel entzückt ſeyn, den Raphael in ſeiner heiligen Cäcilia angedeutet hat.

Zu derſelben Zeit war die Theatermuſik in höchſter Vollkommenheit ausgebildet. Die Compoſitionen von Paeſiello und Cimaroſa, und der Vortrag der großen Meiſter des Geſanges, von denen man den letzten, Caſſaroli, noch in Dresden gehört hat, bezauberten das damals noch lebensluſtige, im Genuſſe der Muſik, als ſeiner eigentlichen Beſtimmung ſchwelgende Römiſche Volk. Goethe lebte ein paar Schritte vom Schauſpielhauſe, und erwähnt es nicht. Die Muſik hat es alſo nicht ſeyn können, was ihn nachmals an Zelter band. Dieſer hatte ſie gründlich ſtudirt, und war ſtets bereit, Melodieen zu Allem zu ſuchen, was Goethe gedichtet hatte. Er verlangte von dieſem immer Verſe, und noch mehr Verſe. Ihm zu Gefallen hätte er das ganze Gedicht, Herrmann und Dorothea, in Noten geſetzt. Dabei hätte er ſich auf den Homer berufen können, der bekanntlich mit der Leier abgemalt wird. Die Italieniſchen Improviſatoren laſſen ſich auch von einem Inſtrumente begleiten, aber nur, um ſich durch einfache Accorde und einem beſtimmten Rhythmus in Athem, und ihre Zuhörer in geſpannter Aufmerkſamkeit zu erhalten. Das iſt für die Lebensgeiſter, nicht für Gefühl und Geſchmack.

Daß Zelter alle Gedichte von Goethe in Muſik ſetzte, konnte dieſem ſchmeicheln. Er bemerkt ſelbſt (Werke Th. 50 S. 96.), daß nur Wenige von ſeinen Liedern allgemein, ja nicht einmal häufig geſungen würden. Der Grund davon iſt aber nicht der von ihm hinzugefügte, daß Gedichte von einem entſchiedenen Character an den Vortragenden die Anforderung machen, er ſolle ſich aus einem allgemeinen gleichgültigen Zuſtande in eine beſondere Stimmung verſetzen. Lieder werden vielmehr eben nur dadurch zur muſicaliſchen Begleitung geſchickt, daß ſie eine Empfindung ausdrücken, die jedem Zuhörer mitgetheilt werden kann. Goethes Lieder aber haben individuelle Veranlaſſungen, und dieß iſt es, wodurch ſie einen eigenthümlichen Reiz erhalten. Dieſes ganz Beſondere ſpricht den Zuhörer an; im Geſange aber verſchwindet es. Nur wenige von ſeinen Liedern ſind daher zu muſicaliſchem Vortrage geeignet; die meiſten vertragen ihn nicht einmal. Es iſt zu viel Gedanke darin, und mit dieſem hat die Melodie nichts zu ſchaffen. Durch den Zuſatz derſelben wird das Gleichgewicht des Verſtandes, und des durch abgemeſſene Töne erhöheten Gefühls aufgehoben, und das Gemüth verliert die Fähigkeit, zu genießen. Außerdem ſind Goethes Verſe ſo wohlklingend, daß der Reiz der Declamation durch den Geſang nur geſtört wird. Der wohlklingende Ton in der Sprache iſt etwas von der Stimme im Geſange durchaus Verſchiedenes. Wer etwa Claudine von Villabella von Tieck hat verleſen hören, der eine beſondere Stärke darin hat, in Goetheſchen Verſen den Rhythmus ertönen zu laſſen, ohne daß das Sylbenmaß zu ſehr gehört wird; der verbittet ſich gewiß eine muſicaliſche Begleitung. Hätte Goethe Sinn für muſicaliſche Compoſition ſeiner Lieder gehabt, ſo mußte ihm das einzige „Herz, mein Herz u. ſ. w." von Beethoven alle Zelterſchen verleidet haben.

Der Sinn für die Melodie in künſtlichen Tondichtern iſt etwas ſo Eigenes, daß man das Wort des Lorenzo in Shakeſpeares Kaufmann von Venedig:

> „Der Mann, der nicht Muſik hat in ſich ſelbſt,
> taugt zu Verrath und Tücken; ſein Sinn iſt dumpf,
> wie die Nacht."

nicht zu ernſtlich nehmen muß. Es giebt feinfühlende und vollkommen gut organiſirte Menſchen, denen der Sinn für Muſik fehlt. Dazu kommt noch, daß das ganze Syſtem der Tonverhältniſſe zwar in der Natur gegründet, aber doch eine Kunſt iſt. Die harmoniſche Verbindung von Tönen iſt vom Laute der Natur weſentlich verſchieden. Der vielbeſungene

Flötenton der Nachtigall erregt in der Bruſt deſſen, der ihn hört, ein ſympathetiſches Gefühl, aber es iſt nicht möglich, aus allem Gezwitſcher einen einzigen melodiſchen Tact zu machen. Man kann es in regelmäßiger Muſik nachahmen. Aber auch das Meiſterwerk ſolcher Compoſitionen, das kleine Clavierſtück von Rameau, der Hühnerhof, erregt doch mehr ein verwundertes Ergetzen, als eigenthümlich muſicaliſches Vergnügen. Dieſes wird durch eine deutliche Empfindung der Verhältniſſe der einzelnen Töne und ihrer Uebergänge erregt, und dieſe iſt nicht leicht ſehr lebhaft, ohne einige poſitive Kenntniſſe. Es iſt nicht nothwendig, Eulers algebraiſche Theorie des Syſtems der Tonverhältniſſe ſtudirt zu haben, um den Ausdruck in Mozarts Opern zu fühlen. Wer aber gar keine Kenntniß von den Verhältniſſen der Töne hat, vernimmt nicht leicht die Melodie und Harmonie mit vollkommener Beſtimmtheit. Als Goethe durch Zelter veranlaßt ward, ſich etwas mit der Muſik zu beſchäftigen, mußte er damit anfangen, ihn zu fragen, was große und kleine Terz ſei?

Wenn aber die Muſik, die einen ſo großen Theil der Correſpondenz einnimmt, nicht der Grund ihrer Verbindung war, worauf beruhte denn dieſe?

Goethe war durch ſeine Ueberlegenheit, und durch die Stärke des Willens, womit er ſie geltend machte, dahin gelangt, überall nur Huldigungen zu empfangen. Sie wurden ihm dargebracht von Männern und Frauen, und aus allen Ständen; und gegen Alles, was nicht in dieſen Chor einſtimmte, verſchloß er ſein Ohr mit Unwillen. Das Uebermaß erzeugt indeſſen Ueberdruß. Wer den Weihrauch noch ſo ſehr liebt, ſehnt ſich doch zu Zeiten nach friſcher Luft. Wer ſich im Gefühle ſeiner Ueberlegenheit noch ſo ſehr gefällt, begehrt doch auch einmal Menſchen zu ſehen, die ſelbſt auch etwas ſeyn wollen. So Viele warfen ſich gegen den gefeierten Dichter und Günſtling der Großen weg, daß es dieſem wohlthat, einen Mann wie Schiller zu finden, der mit beſcheidenem Bewußtſein ſeiner ſelbſt einen ruhigen, aber feſten Schritt ging. In dieſem, der einem Napoleon gegenüber keine Verlegenheit empfunden hätte, fand Goethe, was er bedurfte; und dieſesmal war es an ihm, die ungewohnten erſten Schritte zu thun. Selbſt dieſes hatte einen Reiz, und er durfte nicht fürchten, ſich etwas zu vergeben.

Eine ſo edle Veranlaſſung hat die Freundſchaft mit Zelter nicht haben können. Dieſer erſcheint in ſeinen Briefen als ein Mann von natürlich kräftigem Verſtande, Ernſt in ſeinem Beſtreben, eigenem Urtheile, und ſeltener Dreiſtigkeit, es zu äußern. Alles dieſes kommt im Leben nicht gar häufig vereint vor, und es ſpricht an, auch ſogar, wenn die Abſicht, Effect zu machen, Antheil daran hat. Derbheit, nicht zu ſagen, Grobheit, hatte Goethen nie mißfallen; und hier fand ſich Beides mit einander vereint. ... Eine kräftige, willenſtarke, unternehmende Natur, und doch auch grenzenloſe Ergebenheit und Unterwürfigkeit, ja ſogar Bereitwilligkeit, die Superiorität des Meiſters und Freundes gegen Jeden auszufechten. Von Briefen an einen ſolchen Freund konnte man erwarten, daß ſie von allen fremden Rückſichten frei ſeyn würden. Nun enthalten dieſe aber nicht ganz unbewachte Aeußerungen des Gemüths in der Stimmung des Augenblicks; denn ſie ſind nicht bloß für den Freund, ſondern mit Rückſicht auf eine künftige Bekanntmachung geſchrieben. Doch iſt nicht zu vermuthen, daß Männer, die eben nicht gewohnt waren, Andere zu ſchonen, ſich geſcheuet haben ſollten, nach ihrem eigenen Tode zu beleidigen; und da Alles auch für die Nachkommen geſchrieben iſt, ſo erhält man nur wohlüberlegte Nachrichten und

Urtheile. Man ſieht in den Briefen ſelbſt eine ungemeine Vorliebe und Sorgfalt in der Zurichtung für künftige Leſer. Nun hätten ſie alſo doch auch unverſtümmelt bleiben ſollen, wie diejenigen es wollten, die ſie hinterlaſſen haben. Doch finden ſich offenbar Spuren von Cenſurlücken des Herausgebers. Dieſer hat mit ſeinem Verfahren einen ſehr achtenswerthen Beweis der Pietät gegen das Andenken ſeines Freundes und Gönners, und eines zarten Gefühls gegen dritte Perſonen gegeben, die in den von ihm unterdrückten Stellen verletzt ſeyn konnten. Indeſſen iſt eine ſtehen geblieben, die die Wahrhaftigkeit in den andern ſehr verdächtig macht; und da einmal nach dem Tone unſrer Zeit zu erwarten iſt, daß alles Ausgemerzte doch einmal erſcheinen werde, ſo muß man wünſchen, daß ſolches nur baldigſt geſchehe, ſo lange noch Perſonen leben, die gegen Einzelnes Einſpruch thun können.

Proconſulate

der

neuern Zeit.

Von

Ph. Joſeph v. Rehfues,
vormaliger Curator der Univerſität Bonn.

Stuttgart.
Verlag der J. F. Caſt'ſchen Buchhandlung.
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp.

Philipp Joſeph von Rehfues,

der Verfaſſer dieſer Schrift, war der Sohn bürgerlicher Eltern und am 2. October 1779 in Tübingen geboren. Anfangs wollte er ſich dem geiſtlichen Stande widmen und beſuchte zu dieſem Behufe das theologiſche Stift in Tübingen. Doch überzeugte er ſich bald, wie wenig die Theologie ſeinem Geiſt genüge und er nahm daher begierig eine ihm angebotene Erzieherſtelle in Livorno an, welcher er ein Jahr lang vorſtand, und dann als ſelbſtſtändiger Schriftſteller auftrat. Er gab nun die „italieniſchen Miscellen“, anfangs mit ſeinem Freunde von Tſcharner gemeinſchaftlich heraus; ſchrieb „Briefe aus Italien 1801—1808“, „Gemälde von Neapel 1808“, „Zuſtand von Sicilien 1807“ ꝛc. Von Neapel aus ſandte ihn die Königin Caroline in diplomatiſcher Miſſion nach München; von wo er nach Württemberg zurückkehrte, in der Eigenſchaft als Bibliothekar und Lekteur des Kronprinzen Wilhelm (1806), welcher ihn in Italien hatte kennen lernen. Nach zwei Jahren trat er eine größere Reiſe nach Frankreich und Spanien an, welche die Herausgabe der „Gemälde von Paris und Spanien im Jahr 1808“**) zur Folge hatte. Darauf hielt ſich Rehfues, im Jahre 1813 zum königl. württemb. Hofrath ernannt, abwechſelnd in Karlsruhe und Stuttgart auf, mit der Herausgabe der „ſüddeutſchen Miſcellen" und anderer Schriften beſchäftigt. Nach dem Erſcheinen ſeiner „Reden an das deutſche Volk" wurde er 1814 in preußiſchen Staatsdienſt berufen, fungirte in demſelben anfangs als Kreisdirektor in Bonn, dann als General-Gouvernements-Commiſſair in Paris während der Occupation Frankreichs durch die Alliirten, im Jahr 1815, und ſtund dann als Regierungs-Bevollmächtigter und Curator der Univerſität Bonn 23 Jahre lang vor, deren Organiſation er vollenden half.*) 1825 war er in preußiſchen Erbadelsſtand erhoben worden.

---

*) Diejenigen Leſer, welche eine umſtändlichere Lebensbeſchreibung wünſchen oder erwarten, müſſen wir auf eine Geſammtausgabe der Werke Ph. J. v. Rehfues, welche der Sohn des Verewigten zu veröffentlichen beabſichtigt, verweiſen.

**) Von Guizot ins Franzöſiſche überſetzt.

Bald nachdem er am 1. Juli 1842 ſeiner geſchwächten Geſundheit halber das Curatorium der Univerſität niedergelegt hatte, ſtarb er am 21. October 1843, 64 Jahre alt, geliebt, verehrt und betrauert von Allen, die ihn gekannt hatten.

---

*) Von den zahlreichen Schriften, welche von Rehfues in ſeinem ſpätern Alter, meiſt anonym herausgab, führen wir nur den Roman „Scipio Cicala", die „Geſpräche über Vermögen und Sicherheit des Beſitzes" Stuttgart, Cotta. 1843) und den gleichzeitig mit dieſen Preconſulaten erſchienenen „Entwurf einer allgemeinen Inſtruktion für die Preußiſchen Geſandten" (Stuttg. Gaß. 1843), an.

Der Herausgeber.

Als die große Wendung der Dinge im Jahr 1814 das linke Rheinufer dem deutſchen Vaterland wieder zuführte, hatten die neuen Verwaltungen zunächſt eine doppelte Aufgabe zu löſen. Man mußte den Einwohnern die größten Anſtrengungen eines eroberten Landes zumuthen, und ſollte doch alle ſchönen Hoffnungen aufrecht halten, welche ſich an die Rückkehr zu der alten Völker-Familie knüpften. Hier reichte die Regierungs-Weisheit der Tage von Ruhe und Frieden nicht aus. Alle Hauptfäden des politiſchen Lebens waren durch die gewaltſame Trennung von der bewundernswürdig centraliſirten Regierung eines großen Staats abgeriſſen und in die ganze öffentliche Ordnung eine Menge von Lücken gebrochen, welche man eher fühlte, als kannte. Man hatte faſt alle Stellen neu beſetzen müſſen. Die oberſten Beamten gehörten dem Lande ſelbſt großentheils nicht an, und von den Uebrigen waren nur Wenige unter der vorigen Herrſchaft in öffentlicher Thätigkeit geweſen. Die Meiſten galten für Feinde der Franzoſen; ſie hatten durch ſie gelitten, oder verſicherten es wenigſtens. Ihr Haß gegen Frankreich war ihre vorzüglichſte Empfehlung, und wie viele tüchtige Männer auch im Lande ſein mochten, für die erſten Zeiten ſchienen nur diejenigen brauchbar, welche man kannte, oder zu kennen glaubte. Je ſchlimmer Einer mit der geſtürzten Regierung geſtanden, je ſtärker er ſich gegen ſie ausgeſprochen, deſto eher konnte man ihm trauen. Dieſe Lage war nicht ohne Nachtheil, und drückte am ſchwerſten auf die Gewalthaber ſelbſt; dennoch konnte es nicht anders ſein. Die verbündeten Heere ſtanden tief im Innern von Frankreich; aber der Kampf war noch nicht entſchieden. Ich werde es nie vergeſſen, wie der Einzug der Alliirten in Paris zu Coblenz gefeiert wurde. Ich war einige Tage zuvor daſelbſt angekommen, und begleitete den General-Gouverneur Gruner auf dem Zuge zur kirchlichen Feier. Man konnte es der Bevölkerung wohl anſehen, daß ſie nicht an dieſe glücklichen Nachrichten glaubte. Wirklich hatte auch einige Tage zuvor noch Alles auf der Spitze geſtanden. Die vielen Anhänger der Franzoſen warteten nur auf die Kunde von dem Gelingen der Napoleon'ſchen Manövres, um ſich zu erheben. In einem Theil des heutigen Rheinbayerns, ſowie im Elſaß und in Lothringen, war der Aufſtand in der Stille ſchon völlig organiſirt.

Freilich dauerte es nur wenige Tage, ſo ließ die Abdankung in Fontainebleau keinen Zweifel mehr übrig, und die Trennung der Rheinprovinzen von Frankreich konnte als entſchieden angeſehen werden. In dieſer Zeit trat ich meine Stelle in der Landes-Verwaltung an, ein völlig Unbekannter in einem, mir völlig unbekannten Lande. Wie es mir, nicht ohne daß ich dem Glück viel davon zu danken hatte, in Kurzem gelungen iſt, den Anforderungen derſelben zu genügen, und ein Vertrauen zu gewinnen, das nicht gewöhnlich erworben wird, habe ich Ihnen noch kürzlich erzählt, als wir uns nach langen Jahren auf einige Wochen wieder geſehen. In dieſen Geſprächen ward auch von den meteoriſchen Adminiſtrativ-Gewalten die Rede, welche ſich in den Zeiten der Eroberungen und der großen Länderwechſel zu bilden pflegen. Wie weit unſre Unterhaltung hierin geführt hat, iſt meinem Gedächtniß entfallen; aber ich weiß, daß ich von da an den Vorſatz in mir herumgetragen, meine Anſichten über dieſen Gegenſtand zu ordnen und zu Papier zu bringen. Wenn ich ſpät erſt dazu komme, dieſen Gedanken auszuführen, ſo hoffe ich, daß Sie dabei nichts verlieren werden. In der Staats-Verwaltung lernt man nie aus; aber das Alter allein führt jene Ruhe des Characters herbei, welche der Zeit auch in den Geſchäften ihr Recht läßt. Was ich damit ſagen will, iſt Ihnen im Augenblick klar; ich brauche nur Sie an die erſten Jahre Ihrer eigenen Arbeiten in öffentlichen Angelegenheiten zu erinnern.

Man glaubt nicht genug thun, nicht ſchnell genug wirken zu können. Man möchte gern die alten Wunden ſämmtlich auf einmal heilen, alle Mängel zwiſchen Morgen und Abend beſſern. Man fürchtet, die ganze Maſchine würde ſtill ſtehen, wenn man die Hände nicht unaufhörlich an den Rädern hätte. Wird man ja doch kaum alt genug, um ſich nicht mehr von der Schwachheit beſchleichen zu laſſen, Alles ſelbſt thun zu wollen.

Ich muß auf meine adminiſtrativen Lehrjahre zurückkommen; denn am Ende ruhen doch alle unſere Haupt-Anſichten von öffentlichen Angelegenheiten auf unſern perſönlichen Schickſalen. Sie wiſſen, wie durchaus neu für mich dieſe Geſchäfte waren, die meine Lebens-Beſtimmung werden ſollten. Meine Bildung und meine Erfahrungen waren auf ganz andrem Boden gewonnen, für ein ganz anderes Lebensziel geſammelt worden. Sie halfen mir zu nichts weiter, als daß ich der Perſonen, mit deren Hülfe ich wirken mußte, nach wenigen Tagen ſo weit gewiß war, um die Beruhigung zu haben, daß ſie ihre Geſchäfte kannten und daß ſie es redlich damit meinten. Es war genug, um anzufangen. Die franzöſiſchen Adminiſtrations-Formen beſtanden noch fort und man erwartete von einem deutſchen Beamten wenig eigene Arbeit in dem Detail. Er hatte ſchon viel geleiſtet, wenn nicht heftige Griffe, wie der Franzoſenhaß und das Vorurtheil gegen alles franzöſiſche Weſen ſie nur zu häufig veranlaßten, den Gang der Verwaltung ſtörten. Daß ich mehreren ſtarken Verſuchen dazu widerſtanden hatte, war das erſte Verdienſt, welches man mir gütig genug ſehr hoch angerechnet hat.

Es mußte eine meiner erſten Pflichten ſein, mir die vielen Kenntniſſe, die mir fehlten, ſo ſchnell, als möglich zu erwerben, und die Erfahrungen, welche ſonſt die Zeit bringt, fertig bei Andern zu ſuchen. Mit der Bildung, worin wir Beide aufgewachſen ſind, wendet man ſich in allen wichtigen Bedürfniſſen des Geiſtes zu den Schriften der Alten, als den nie verſiegenden Quellen der Belehrung und der Erhebung der Geſinnung für die großen Verhältniſſe der Staaten und Menſchen und für jede feſte Richtung auf die höhern Zwecke einer ſchönen, menſchlichen Entwicklung. Wie hätten mir nicht gleich die Schriften von Cicero einfallen ſollen, mit deren Leſung wir unſere Bildung zu eröffnen pflegen? Sie können ſich nicht wundern, daß ich in jenem ſchönen Sendſchreiben des edlen Römers, welches in den meiſten Ausgaben die Briefe an Quintus eröffnet, Belehrung für meine Stelle ſuchte. Cicero richtete daſſelbe an ſeinen Bruder, als der römiſche Senat ihm die Prätur von Aſien um ein Jahr verlängert hatte. Es ſollte eigentlich ein Troſtbrief ſein, da er dieſer Geſchäfte überdrüſſig war; aber der kluge Staatsmann benutzte die Gelegenheit, um ſeinem Quintus eine Reihe von heilſamen Lehren für die Staats-Verwaltung zu geben. Wie wenige Puncte es auch waren, auf denen die römiſche Adminiſtration einer großen Provinz mit meiner Verwaltung eines kleinen Theils einer unendlich kleinern Provinz zuſammentreffen konnte, ſo war dieſer Brief doch nicht ohne vielfache Belehrung für mich. Raſche Thätigkeit und beſonnene Langſamkeit, Kühnheit und Vorſicht, Klugheit und Geradheit, Offenheit und Verſchwiegenheit, Feſtigkeit, Mäßigung, Vertrauen und Mißtrauen, alle an ihrer Stelle und zur rechten Zeit angewendet, ſind in großen und kleinen Geſchäften die Mittel des Erfolges. Der Ciceroniſche Brief hatte aber zu der Zeit noch ein doppeltes Intereſſe für mich. Mitten unter den vielen Arbeiten jener Tage der Aufregung und Unruhe aller Art, wo mich das Verhältniß zu den vielen Truppen faſt aller europäiſchen Völker, welche das Land raſch durchzogen, oder längere und kürzere Zeit bei uns cantonnirten, vorzüglich beſchäftigte, fand ich hie und da noch eine Stunde zur Beſchäftigung mit jenem Briefe. Um mich recht vertraut mit ihm zu machen, verſuchte ich ſogar eine Ueberſetzung deſſelben. Ich überſende ſie Ihnen mit dieſem Schreiben als ein Andenken aus jener Zeit und als ein Gegenſtück zu demjenigen, was ich nun entwickeln werde.

Während dieſer Arbeit hatte ich das Bild einer großen Provinzial-Verwaltung vor Augen, welche ſich im Umfang der Befugniſſe, die ihr beigelegt waren, mit einem römiſchen Proconſulate wohl vergleichen konnte, aber in der Größe deſſen, was ſie leiſten mußte, ſolches überragte. Wem war auch ein römiſcher Proconſul am Ende verantwortlich? Dem

Senat, oder vielmehr ſeiner Partei in demſelben, die ihn nie fallen ließ, ſobald er nur ihren, auf ganz andern Puncten liegenden, Intereſſen entſprach. Aber ein General-Gouverneur der verbündeten Mächte in den Jahren 1814 und 1815 war dieſen, er war den Landesbewohnern, war der eigenen Regierung, aus der er hervorgegangen, und der künftigen, ihm noch unbekannten, Regierung des Landes verantwortlich. Auch hat der verewigte Staats-Miniſter von Stein, als Chef der Central-Verwaltung für die verbündeten Mächte, mehreremale gezeigt, daß er mit einem General-Gouverneur wenig Umſtände machte, wenn er ſeinen Erwartungen nicht entſprach. Zudem lagen die Acten der Verwaltung dieſer modernen Proconſuln in ihren Amtsblättern vor dem Publicum, und die Preſſe genoß einer Freiheit, wie ſie ihr früher und ſpäter nicht wieder zu Theil geworden iſt. In Coblenz kam der rheiniſche Merkur heraus. Einer der erſten Staatsmänner jener Zeit hatte dieſes Blatt für eine politiſche Macht erklärt. Jedermann wußte dieß, und der Feder, welche Kaiſer und Könige nicht verſchonte, ſtand ein General-Gouverneur nicht zu hoch.

Durch meine ganze Vergangenheit auf die Beobachtung hingewieſen, erſchienen mir die beiden General-Gouvernements, die ich in der Nähe ſah, um ſo merkwürdiger, je mehr Anlaß zu Vergleichungen der Ciceroniſche Brief mir im Anfang zu bieten ſchien. Ich kam jedoch bald davon zurück. Die Verſchiedenheit der Zeiten und der Verhältniſſe wuchs über alle Parallelen hinaus. So beſchränkte ich mich, nur dasjenige, worin ich glaubte, daß die Gewalthaber ihre Lage glücklich oder unglücklich aufgefaßt hatten, in den Folgen und Wirkungen zu prüfen, um, was ſich als wahre ſtaatsmänniſche Weisheit bewährt hatte, für das Muſterbild eines Adminiſtrators ganzer Provinzen, wie ich mir ſolches möglich dachte, aufzubewahren. Wenn ich nach jenen Erfahrungen dieſes Bild weniger für Sie und mich, als für unſre Söhne, zu entwerfen ſuche, die auch in den beſchränktern Sphären, welche ihnen aller Wahrſcheinlichkeit nach beſtimmt ſind, wenigſtens ſo viel daraus lernen können, als ich aus Cicero's Brief für meinen amtlichen Beruf gelernt habe, ſo darf ich doch den Zoll der Gerechtigkeit nicht vergeſſen, den ich jenen Männern ſchuldig bin. Sie ſind lange ſchon zur Ruhe gegangen, und das Lob, welches ich ihnen ertheilen muß, kann nicht mehr gemißdeutet werden. Beide waren von ganz verſchiedenem, aber auch Beide von ausgezeichnetem Character. Der Eine ein Geſchäftsmann, welcher ſich in allen Zweigen der Staatsverwaltung erprobt hatte, bevor er ſeine wichtige Function antrat, und darum, wie Wenige, geeignet, eine, aus ihren Fugen geriſſene, Staats-Maſchine wieder zuſammen zu fügen, alle Kräfte des Landes ſchnell zu erkennen, ſie auf die, nach den Umſtänden ſchonendſte, Weiſe zu benutzen, und im Beſitz einer mehr, als königlichen, Gewalt: da jeder König durch die Formen ſeiner Regierung beſchränkt iſt;

doch gegen allen Schwindel derſelben durch Alter, Erfahrung und das glückliche eigene Maaß in einer überaus edlen Geſinnung geſichert. In unglaublich kurzer Zeit hatte er das Vertrauen der ganzen Provinz in einem Grad erworben, und, ich darf hinzuſetzen, gerechtfertigt, wie es ſpäter keinem andern Adminiſtrator mehr gelungen iſt. Ja, es fehlte zur Liebe nur ein Volk, das beweglicher war in ſeinen Neigungen, als die Rheinländer. Da er nach beinah dreijähriger Verwaltung abtrat, ſah man ihn mit einem Gefühl ſcheiden, welches man faſt Liebe nennen konnte.

Sack's Vorgänger in dem größten Theil ſeines General-Gouvernements war eine Perſönlichkeit von ganz anderer Art. Jünger in Jahren, bis dahin nur in einem Zweig der Geſchäfte ausgezeichnet, in welchem der ächte Gehalt von Geſinnung und Geiſt am ſchwerſten rein zu bewahren iſt, und mit einem ſanguiniſchen Temperament in ſprunghaften Schickſals-Wechſeln zu einer Kühnheit der Unternehmung und des Wirkens gelangt, die im Glück Außerordentliches leiſten konnte, verſtand er es, wie wenige Menſchen, auf die Gemüther zu wirken, und in einem Zuſtand der Dinge, welcher nicht fern von einer völligen Auflöſung der politiſchen Elemente war, durch das Feuer ſeiner Rede und die Anmuth ſeines Weſens, die Raſchheit ſeiner Entſchließungen und das Glück mancher ſeiner Griffe in der Wahl von Menſchen, wo er frei von Rückſichten und äußern Einflüſſen war, ſchnell eine Ordnung, eine Harmonie der

Kräfte, eine Vereinigung derſelben auf Ein Ziel darzuſtellen, daß Außerordentliches damit geleiſtet wurde. Ich weiß nicht, ob Zeiten der Ruhe, ob die Stätigkeit eines gleichmäßigen, ruhigen Wirkens ſeiner genialen Weiſe angemeſſen geweſen wären. Eine andre Beſtimmung hat ihn dieſer Prüfung entrückt und ein früher Tod ihn über alle Wechſel erhoben. Seine Wirkungen waren raſch, aber nicht tief. Das Beſte in ihm lag in einer ſeltenen Perſönlichkeit, und die tiefſten Spuren, die er zurückgelaſſen, ſind in dem Andenken Derer geblieben, die ihm nahe geſtanden.

Dieſe beiden Männer waren dem Lande völlig unbekannt, als ſie am Rhein eintrafen, um ſeine Verwaltung aus den Händen der Militär-Behörden zu übernehmen; denn gehörte der Eine von ihnen auch durch ſeine Geburt dem Cleviſchen an, ſo war er ſeinem Vaterland doch durch eine lange Laufbahn in ganz andern Gegenden entfremdet worden. Beide eröffneten ihre Verwaltung mit Proclamationen an die Rheinländer. Wer jene großen Zeiten mitgelebt hat, bei dem konnte ſich leicht ein Vorurtheil gegen alle dergleichen Emanationen bilden. Man hatte ſie gar zu oft in erbärmlicher Faſſung leſen müſſen, und noch öfters waren ſie durch den Abſtand zwiſchen den gewaltigen Phraſen und der Unbedeutendheit der Stelle und des Mannes lächerlich geworden, von denen ſie ausgegangen. Dennoch iſt dieß derjenige Lebens-Act, womit eine große Verwaltung immer beginnen muß, beſonders wo die Verhältniſſe zwiſchen dem Regierenden und den Regierten nicht feſt beſtimmt ſind. Es muß Jedem ſo ſchnell, als möglich, klar werden, was man ſich gegenſeitig ſchuldig iſt und von einander zu erwarten hat. Der erſte Eindruck, den eine ſolche Bekanntmachung zurückläßt, iſt unter allen Umſtänden wichtig und folgenreich für die Beziehungen, in die man zu dem neuen Adminiſtrator treten ſoll. Es iſt wie bei dem erſten geſellſchaftlichen Zuſammentreffen mit einer bedeutenden Perſönlichkeit; jedes Wort von ihr wird begierig aufgefaßt, gedeutet und verbreitet. Man zieht daraus Schlüſſe auf den ganzen Character, und ſind es Aeußerungen, die einen ſichern Blick in das Innere des Mannes zu eröffnen ſcheinen, ſo darf man gewiß ſein, daß ſie geraume Zeit, vielleicht auf immer, die Grundlage des öffentlichen Urtheils über ihn bilden werden. Indeß befindet ſich der Adminiſtrator, der in einer amtlichen Bekanntmachung zu dem Volke redet, in großem Vortheil gegen denjenigen, der ſich des Gewinns des erſten Eindrucks durch ſeine Perſönlichkeit zu verſichern hat. Er kann ſeine Worte abwägen; er kann ſie auf die Umſtände des Augenblicks und die allgemeine Lage der Sachen, auf die Hauptmaſſen der Bevölkerung und ihre verſchiedenen Verhältniſſe berechnen, und das Gewicht ſeiner Rede dahin werfen, wo die Geiſter und die Gemüther zuerſt gewonnen werden müſſen. Jeder kennt den Werth der Worte und den Abſtand zwiſchen ihnen und den Thaten. Wer weiß nicht, daß unſerer federfertigen Zeit nirgends die Gewandtheit fehlt, um dergleichen offizielle Demonſtrationen für alle Berechnungen zuzurichten? Demungeachtet iſt nicht leicht Einer, der nicht mit geſpannter Erwartung nach dem erſten Worte greift, das ein neuer Gewalthaber an das Volk richtet, und Keiner entgeht dem Eindruck, welcher beabſichtigt wird. Man nimmt es für eine Bürgſchaft der Zukunft, und glaubt im Nothfall an das Verſprechen erinnern zu können, das bei dem erſten Auftritt gegeben worden iſt.

Wir dürfen auch hier auf das Vorbild der Alten zurückgehen. Die Obſervanz, daß der neue Prätor in ſeinem erſten Edict die Grundſätze ausſprach, nach denen er die Gerechtigkeit handzuhaben entſchloſſen war, läuft durch die ganze römiſche Geſchichte. Vielleicht können ſich die Adminiſtratoren unſerer Zeit dieſe Edicte zu Muſtern nehmen; wenigſtens mögen ſie daraus die hohlen Redensarten vermeiden lernen, welche wir ſo oft haben leſen müſſen, um gleich die weſentlichen Intereſſen zu berühren, auf die es dem Volk ankommt. Auch hier gibt es einen doppelten Weg. Man kann ſich an Gemüth und Fantaſie, man kann ſich auch an den kalten Verſtand wenden. Juſtus von Gruner verſtand das Erſte, wie wenige Männer der Tage, in die ſein Glanz gefallen iſt. Der ausgezeichnete Staatsmann, welcher ihm folgte, richtete ſein Wort mehr an den Verſtand und das prüfende Urtheil. Jener hat ſchnellere, dieſer tiefere Wirkungen hervorgebracht. Ich weiß nicht, ob es eine Berechnung des verewigten Freiherrn von Stein geweſen iſt, den Einen durch den Andern ablöſen zu laſſen, und die belebende, ja die ſchaffende Kraft durch die ordnende und erhaltende zu erſetzen. Wenigſtens war es nach den Umſtänden ſehr weiſe gehandelt. Die verbündeten Heere hatten bei der immenſen Mehrzahl der Bevölkerung einen wahrhaft begeiſterten Empfang gefunden. Man mußte ihr in gleichem Geiſt antworten; denn die erſten Zeiten verlangten Anſtrengungen und Opfer, welche nur der Enthuſiasmus leiſten kann. In Tagen der Ruhe und völlig geordneter Verhältniſſe wird man dem eintretenden Adminiſtrator rathen dürfen, ſich jener großen Redensarten zu enthalten. Ernſt geziemt ſchon überhaupt der Würde; aber auch die Weisheit iſt mäßig in Worten und langſam in Thaten, und der Geiſt, der eine bleibende Wirkung hervorbringen will, muß vor allen Andern die Zeit zu ſeinem Verbündeten wählen.

Kann den Worten ſchnell eine willkommene That folgen, ſo iſt der Anfang gewonnen, und der Grund für die Popularität der ganzen Verwaltung gelegt. Wer überhaupt Glück hat: und ich rechne das Glück auch bei dem Staatsmann zu den nothwendigſten Eigenſchaften; dem wird der Zufall mit den Gelegenheiten entgegen kommen, wo ein treffend angebrachtes Wort, eine mehr divinirte, als tief überlegte Entſcheidung, eine wohlgelungene Wahl für eine bedeutende Wirkſamkeit, die gewandte Auffaſſung eines, in der Meinung hochgeſtellten, Characters das öffentliche Urtheil für ihn befangen. In Staats-Angelegenheiten muß man das Glück beachten und benützen, aber man darf es nicht in die Berechnung der Eventualitäten aufnehmen. Ich ſetze überhaupt voraus, daß Niemand an die Spitze der Verwaltung einer Provinz tritt, ohne ſich zuvor mit ihren wichtigſten Intereſſen bekannt gemacht zu haben. Alsdann bleibt ihm auch gewiß der Anlaß nicht aus, um durch irgend einen öffentlichen Act beweiſen zu können, daß er dieſe Intereſſen kennt und gerne fördert. Unſre General-Gouverneure von 1814 und 1815 hatten in dieſer Beziehung eine überaus günſtige Stellung. Sie durften mit Abſchaffung von Einrichtungen beginnen, über welche die Länder ſeit vielen Jahren geſeufzt hatten. Solche Radicalmittel ſind den Tagen der Ruhe und geſicherten Ordnung verſagt. Aber jede Zeit hat ihre Wünſche und Bedürfniſſe. Es wird ſchon ſehr viel gewonnen ſein, wenn eine neue Gewalt zu zeigen weiß, daß ihr dieſelben nicht unbekannt ſind, und daß es ihr Ernſt iſt, für ihre Befriedigung zu wirken. Weiß man das Land auf dieſe, oder ähnliche Weiſe günſtig vorbereitet, dann mag es an der Zeit ſein, daſſelbe zu bereiſen, um an Ort und Stelle ſelbſt die wichtigſten Einrichtungen und die Männer kennen zu lernen, welche denſelben vorſtehen, und alle Uebrigen, die einer bedeutenden Achtung im Lande genießen. Die Vorbereitung kann in der letzten Beziehung nicht gründlich genug, aber ihre Erwerbung muß auch ohne alles Geräuſch geſchehen ſein. Wo mit Erfolg auf Menſchen gewirkt werden ſoll, iſt jeder Schein von Abſichtlichkeit zu vermeiden. Es muß das Anſehen haben, als verſtände ſich's von ſelbſt, daß dieſe, oder jene Notabilität in Kunſt und Wiſſenſchaft, in Stand und Reichthum, in Handel und induſtrieller Thätigkeit überhaupt bekannt ſei. Auf ſolche Männer macht es keinen guten Eindruck, wenn die Wichtigkeit, die man ihnen beilegt, in berechneten Phraſen kund gethan wird. Auch iſt nicht zu rathen, mit Jedem gleich in das Nähere über ſeine Sphäre einzugehen, wenn man nicht ganz gründlich davon unterrichtet iſt. Ein Anflug von Kenntniß läßt ſich in unſerer encyklopädiſchen Zeit mit dem geringſten Aufwand von Fleiß und Geiſt in allen Dingen erwerben; aber für dieſe Männer iſt es kein Geheimniß, wo man das oberflächliche Wiſſen zu holen pflegt, und wer nur ſo viel zu ſagen weiß, ſinkt eher in ihrer Achtung, als daß er darin gewänne. Es iſt eine Anmaßung, Alles verſtehen zu wollen, und vor dem gründlichſt gebildeten Mann eines Faches am wenigſten durch das Geſtändniß der Unwiſſenheit in demſelben zu verlieren. Daß der Adminiſtrator die Wichtigkeit kennt, welche jede Art von Thätigkeit für den Staat im Ganzen hat, genügt in der Regel, ſo lang kein amtlicher Anlaß vorhanden iſt, prüfend in das Nähere einzugehen. Die Kunſt, Vertrauen zu ſchenken, iſt diejenige, durch welche die Herzen am ſchnellſten gewonnen werden; wo man ſolches nur den Würdigſten zufallen ſieht, ordnet ſich der Verſtand der Weiſeſten gern unter.

Bei dem erſten Auftreten in der Provinz iſt Alles wichtig. Es wird daher an die Verhandlungen erinnert werden dürfen, die einmal über einen hieher gehörigen Gegenſtand im römiſchen Senate Statt gefunden haben. Severus Cäcina trug auf ein Geſetz an, welches jedem Staatsbeamten, dem die Verwaltung einer Provinz anvertraut würde, verbieten ſollte, ſeine Gattin mitzunehmen. Der Mann durfte ſich dieſen Vorſchlag erlauben, wenn ſeine Behauptung richtig war, daß er vierzig Feldzüge gemacht und ſeine Frau immer zu Hauſe bleiben mußte. Wirklich hatte man früher die großen römiſchen Damen nie in den Provinzen geſehen; erſt unter Auguſt, der ſich auf allen ſeinen Reiſen von Livia begleiten ließ, iſt dieſer Brauch eingeriſſen. Vielleicht hätte ein ſolches Geſetz dem römiſchen Staat viel Unglück erſpart. Wer weiß, ob es nicht den Germanicus für alle ſchönen Hoffnungen, die man von ihm hegte, erhalten hätte? Er brauchte die Agrippina nur in Rom zu laſſen, und dann mußte die Frau ſeines Legaten Piſo gleichfalls zu Hauſe bleiben, die ihm ſo viel Verdruß machte, daß es zweifelhaft iſt, ob ſie ſein Leben durch Aerger, oder durch Gift abgekürzt hat. Indem begünſtigte die Geſetzgebung über die römiſchen Provincial-Verwaltungen eine ſolche Beſchränkung durch ihre kurze Dauer. In unſern Zeiten, wo man einem Manne den wichtigen Poſten, den er gut ausfüllt, gern ſo lang, als möglich läßt, würde es eine Härte ſein. Die Gewalten ſind überdieß zu geregelt und beſchränkt, als daß noch ein Hauptgrund Cäcina's Geltung haben könnte. Er berief ſich auf die Erfahrung, daß bei allen Anklagen wegen Erpreſſung in den Provinzen die Schuld vorzüglich den Frauen beigemeſſen worden ſei. Die Frage hat nur inſofern noch Gewicht, um dem Adminiſtrator rathen zu dürfen, bei ſeiner erſten Bereiſung der Provinz allein aufzutreten. Die Tadelſucht heftet ſich an jede Seite einer neuen Erſcheinung, und belauert das Privatleben des Mannes, wo ihr das öffentliche keinen Angriff geſtattet. Wie vorzüglich aber auch die Wahl ſei, die in ihm getroffen worden, es bleibt immer nur ein glücklicher Zufall, wenn ſeine Gattin alle, für ſeine Stellung nöthigen, Eigenſchaften beſitzt. Wo ſie fehlen, kann es nicht lange verborgen bleiben; der Nachtheil wird jedoch geringer ſein, wenn die Meinung bereits für den neuen Adminiſtrator gewonnen iſt. So hoch kann ſie ihn nicht geſtellt haben, daß er nicht noch höher ſteigen müßte, wenn man erfährt, wie ſehr ſeine häuslichen Verhältniſſe ſeiner öffentlichen Würdigkeit entſprechen.

Die erſte Eigenſchaft, welche man von dem neuen Adminiſtrator erwartet, iſt Menſchenkenntniß überhaupt. Auch hierin wird er gleich nach den erſten Proben gewürdigt. Es genügt nicht, daß er die Männer, deren Werth allgemein bekannt iſt, dafür erkenne und behandle; ſein Scharfblick muß ſich auch gegen die vielen Andern bewähren, die ſich an ihn drängen. Der Eifer, ſchnell in die verborgenen

Seiten der Menſchen und Dinge einzudringen, hat Manchen verführt, ſich mit Leuten einzulaſſen, mit denen er ſpäter in die größten Verlegenheiten gerathen iſt. Wo eine neue Gewalt erſcheint, tauchen auf einmal Leute auf, die ganz vergeſſen waren. Sie ſind meiſtentheils Männer, die es mit der vorigen Verwaltung mit Recht, oder mit Unrecht verdorben hatten. Der Letztern werden wenige ſein, wollen ſie gleich Alle dafür gelten. Sie ſprechen Theilnahme und Schutz als die Unterdrückten an, und wiſſen ihr Schickſal mit ſolcher Kunſt darzuſtellen, daß es ſchwer iſt, der Verſuchung zu widerſtehen, ein großes Unrecht ſchnell gut zu machen. Sie verſtehen die Verläumdung unter dem Schein eines tiefen Schmerzgefühls zu verbergen, und können den beſten Menſchenkenner täuſchen. Ich bin nicht gemeint, daß dieſe Männer ungehört bleiben ſollen; man muß ſich nur hüten, ſich ihnen hinzugeben, ſie öfters zu ſehen und wohl gar in Geſchäften zu gebrauchen. Die Meinung hat ſie längſt gerichtet, und mit einiger Vorſicht kommt man bald dahin, ſie und ihr ganzes Verhältniß zu durchſchauen. Es verſteht ſich, daß ihre Klagen unterſucht werden müſſen, wenn es nicht bereits auf gerichtlichem Wege geſchehen iſt; aber auch nur dieſer Weg und kein anderer darf gewählt werden, um Gerechtigkeit gegen ſie zu üben.

Eine andere Claſſe, welche ſich um die neue Gewalt drängt, tritt leiſer auf und kann leicht gefährlicher werden für den guten Ruf des Adminiſtrators. Es ſind die

Speculanten, die Lieferanten, die Unternehmer von öffentlichen Arbeiten — jene Claſſe, die in Kriegszeiten nicht zu entbehren iſt, weil hier Zweck und Mittel nicht immer gegen einander gewogen werden können. Dieſe Leute entfernt zu halten, iſt nicht leicht und ſogar nicht einmal räthlich. Häufig ſind es Männer von bedeutendem Vermögen, von einer, für das Land wichtigen, induſtriellen Thätigkeit und inſofern ſchon nicht zu überſehen. Ihre Erfahrungen, ihre Verbindungen ſetzen ſie in den Stand, der Verwaltung Dienſte zu leiſten. Manche, höchſt wichtige, Verhältniſſe, wie z. B. die großen Bewegungen im Getreidehandel, in dem Werth der edlen Metalle und der Staatspapiere, ſind nur mit ihrer Hülfe früh zu erkennen und durch zweckmäßige Maaßregeln in ihren Folgen zu beherrſchen. Allein unvermerkt führt das Gewicht ihrer Mittheilungen ein näheres Verhältniß herbei. Sie gewinnen allmählig Raum für die kleinen Aufmerkſamkeiten und Dienſtleiſtungen, die ihren Werth blos durch die Gunſt des Augenblicks erhalten. Sich auf einmal abzuſchließen, würde auffallen und mannichfaltig gedeutet werden; es hätte aber auch den Verluſt jener weſentlichen Dienſte zur Folge. Indem iſt es nicht leicht, Männer von ſich zu entfernen, welche durch die Natur ihrer Geſchäfte an die Sprünge von Gunſt und Zufall gewöhnt ſind. Sie werden nur ihre Taktik ändern. Statt ſich um den Adminiſtrator ſelbſt zu bemühen, wenden ſie ſich an ſeine vertrauten Organe, und je größern Umfang eine

Verwaltung hat, um ſo ſicherer gelingt es ihnen, einen oder den Andern zu umſtricken.

Dieß iſt ein großer Nachtheil; denn von nun an bleibt auch das Geheimniß der Geſchäfte nicht mehr geſichert, und das Verderben kann geraume Zeit in der Maſchine der Verwaltung fortwuchern, eh' es ihrem Leiter bemerklich wird. Es dürfte daher am gerathenſten ſein, die Gefahr ſolcher Verhältniſſe lieber ſelbſt auf ſich zu nehmen. Bei einem Mann deſſen Hände rein bleiben, ſetzt ſich das öffentliche Urtheil ohnedieß bald wieder zurecht, und jene Gefährlichen gewöhnen ſich zuletzt auch daran, die Geſchäfte mit ehrlichen Männern in ehrlicher Weiſe zu treiben.

Eine andre Art von Verſuchung, welche die neue Gewalt zu beſtehen hat, bilden die heimlichen Angaben, die größtentheils anonym bei ihr gemacht werden. Sie kommen manchmal in ſo großer Anzahl, daß einige Wahrheit darunter ſein muß. Die meiſten ermangeln jedoch aller Begründung. Gewöhnlich iſt der Haß ihre Quelle, nicht ſelten der Neid und manchmal ſogar der Muthwillen. Man ſollt' es nicht glauben; aber es gibt wirklich Menſchen, die von dergleichen Tücken nicht laſſen können. Ich habe ſolche gekannt, die ein Viertelsjahrhundert hindurch bei oft wechſelnden Gewalten immer wieder das nemliche Spiel verſucht haben. Es ſchien zuweilen nöthig, dieſen Nichtswürdigkeiten auf die Spur zu kommen. Ich achte den glücklichſten Fund der Mühe des Suchens nicht werth, und rathe, dergleichen Angebereien alle, ohne Ausnahme unbeachtet zu laſſen. Es wird jedoch nützlich ſein, mit guter Art zu öffentlicher Kenntniß zu bringen, daß anonyme Denunciationen nicht der Weg der Belehrung für eine gerechte und wohlwollende Verwaltung ſind, und daß die Pflicht des guten Bürgers verlangt, mit offener Stirne vorzutreten, wo er Gefahr für das öffentliche Wohl ſieht. Eine ſolche Erklärung wird der neuen Verwaltung die Achtung und das Vertrauen aller Wohlgeſinnten ſichern. Was man auch ſagen mag, dieſe bilden überall die Mehrzahl und verdienen darum auch die erſte Sorge der Regierung.

Wie ich bereits bemerkt, ſo iſt der letzte Zweck aller Angebereien gewöhnlich kein anderer, als die Männer, die in den Stellen ſind, zu verdrängen, und, wo möglich, ihre Plätze einzunehmen. Einem geübten Adminiſtrator kann es nicht lange verborgen bleiben, daß, wenn auch die Denunciationen keinen Grund haben, die Denuncirten darum nicht immer tadelloſe Männer ſind. In den Zeiten, auf welche ſich meine Beobachtungen gründen, hatten die General-Gouverneurs in dieſer Beziehung eine Gewalt, von der ſie um ſo weniger Gebrauch zu machen Anſtand nehmen durften, da nach den Geſetzen, welche ſie vorfanden, alle Verwaltungs-Aemter Stellen des gouvernementalen Vertrauens waren, das einem Jeden augenblicklich entzogen werden konnte, ohne daß er ſich beklagen, oder in der öffentlichen Meinung als unwürdig bezeichnet glauben durfte. Der

Drang der Umſtände hat in den erſten Monaten der proviſoriſchen Verwaltungen Wechſel der Art herbeigeführt, die nicht immer nöthig waren, und die man ſpäterhin gern wieder gut machte. Man muß die damalige Lage der Dinge ſelbſt geſehen haben, um jenen Männern Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Es war eine zu gefährliche Aufgabe, ein großes, ganz fremdes Land mit den Organen einer Regierung zu verwalten, mit der man noch im Kampf auf Leben und Tod begriffen war. Vertrauen mußte im Anfang über Geſchicklichkeit gehen, und man hatte Unrecht, es jenen Adminiſtratoren hoch anzurechnen, wenn ſie einigemale Verwandten und Freunden Stellen gaben, die nur von ihnen unmittelbar controllirt werden konnten. Auch wüßte ich nicht, daß der Tadel der öffentlichen Meinung auch nur in einem einzigen Fall beſtätigt worden wäre. Demungeachtet muß es als ein allgemeiner Grundſatz ausgeſprochen werden, daß eine neue Verwaltung, ohne die dringendſten Anläſſe keine Perſonal-Aenderungen vornehmen darf, ehe ſie von allen Verhältniſſen des Landes genügend unterrichtet iſt. Die Zögerung hat durchaus keine Gefahr, und am allerwenigſten braucht man Gewicht auf die Beſorgniß zu legen, mit der man neue Verwaltungen gern einſchüchtert, daß ihnen der wahre Zuſtand des Landes verborgen werde. Vielmehr iſt darauf zu rechnen, daß ſich gerade diejenigen Beamten, die, wie man zu ſagen pflegt, kein gutes Gewiſſen haben, am meiſten zuſammen nehmen und ihre Pflicht am beſten zu erfüllen bemüht ſind. Indem liegt es auf der Hand, daß bei Männern, die ſchon ſeit Jahren in der Verwaltung ſtehen, beſſere Belehrung zu finden ſein muß, als bei Neulingen in derſelben.

Ueberhaupt wachen bei jedem perſönlichen Wechſel in einer hohen Stelle eine Menge Verhältniſſe auf, die lange geſchlafen haben. Die Verwaltung darf der Billigkeit ein Gewicht einräumen, welches ihr die Juſtiz verſagen muß. Ihre Entſcheidungen gewinnen dadurch in den Augen der Verletzten oder der Böswilligen einen Anſchein von Willkührlichkeit, der dem Querulanten überaus günſtig iſt. Wo die Billigkeit entſchieden hat, liegt es ſchon in der Natur der Dinge, daß ſie nicht Jeden überzeugen kann; läßt ja ſelbſt das Richteramt nach klaren Geſetzen in der nächſten Inſtanz eine entgegengeſetzte Anſicht zu. Es ſcheint mir nicht gerathen, frühere Entſcheidungen zu reformiren, wenn das Unrecht nicht ganz klar vorliegt. Wo es nur immer geſchehen kann, wird es am beſten ſein, die Sache auf den Rechtsweg zu verweiſen. Der Inſtanzenzug ſteckt hier der Beſchwerdeluſt eine Grenze, die ſie gewöhnlich zu achten pflegt.

Die Streitſachen, welche vor die Verwaltung kommen, laufen häufig auf einen Conflict zwiſchen dem öffentlichen und dem Privat-Intereſſe hinaus, und dann darf man ſich nicht wundern, wenn die Gerechtigkeit der Verwaltung in Zweifel gezogen wird, wo ſie gleichſam in ihrer eigenen Angelegenheit entſchieden hat. Sie kann ſich über das öffentliche Urtheil wegſetzen, da der Fall gewöhnlich ganz klar iſt, und nur der Eigennutzen die Gegenpartei blendet. Wo er zweifelhaft ſcheint, muß ſie den Vergleich verſuchen, oder gegen ſich ſelbſt entſcheiden. Die Adminiſtratoren von gewöhnlichem Schlag werden mir nicht beiſtimmen; aber ich gehe noch weiter, und behaupte, daß die Verwaltung die Geſetze überall im Intereſſe des Unterthanen erklären muß. Ich habe dieſes in einer langen Geſchäftslaufbahn gethan, und es iſt mir in der Regel gelungen, die Sache nach Oben und nach Unten Recht zu machen. Dieſes Syſtem erfodert allerdings einige Aufopferungen; ſie ſind jedoch bei Weitem nicht ſo bedeutend, als es Manchen ſcheinen will, die das höchſte Verdienſt der Verwaltung in den Ueberſchüſſen der Rechnungs-Abſchlüſſe finden. In jedem Fall werden ſie durch den Gewinn aufgewogen, welchen das allgemeine Vertrauen auf ihre Gerechtigkeit und ihr Wohlwollen für die Regierung abwirft. Die ſpäte Nachwelt wiederholt noch immer gerne den ſchönen Zug, womit einer der würdigſten Staats-Männer des Alterthums das Glück des römiſchen Reichs unter Kaiſer Trajan bezeichnet hat. Der Fiscus, ſagt Plinius, bekam unter dieſem Monarchen gegen den Unterthanen immer Unrecht.

Ueberhaupt möcht' ich dieſen Geiſt der Milde in die ganze Finanz-Verwaltung einführen, und beſonders die unerbittliche Strenge, womit die Steuern gewöhnlich eingetrieben werden, aus ihr verbannen. Man ſucht ſie mit der Nothwendigkeit zu rechtfertigen, daß der Staat, um allen finanziellen Verpflichtungen pünctlich genügen zu können, ſeiner Einnahmen gewiß ſein müſſe. Ich vermag dieſen Grund nicht ausreichend zu finden. Für die indirecten Steuern genügt er wenigſtens gewiß nicht; denn ihre Schwankungen ſpotten jeder Berechnung der Finanzmänner. Aber auch in dem directen Steuerweſen kann ich ihm das Gewicht nicht einräumen, welches ihm beigelegt wird. Und gerade hier erſcheint die Strenge am verderblichſten, weil ſie nur mit dem Ruin der ärmern Familien auszuüben iſt. Man gibt zu, daß Irrthümer in den Steuer-Anſätzen vorkommen und mancherlei andere Umſtände Steuer-Nachläſſe nothwendig machen. Dennoch muß die Steuer ohne Zögerung bezahlt werden, und die Bewilligung des Steuer-Nachlaſſes kommt häufig erſt, wenn der Beſteuerte zu Grund gerichtet iſt. Man rechnet auf dieſe Steuer-Nachläſſe bei dem Steuer-Anſatz; warum will man die, dafür nöthige, Summe nicht höher greifen, um auch das Familien-Unglück berückſichtigen zu können? Die Erhöhung würde für den Einzelnen kaum bemerklich ſein, und unſäglicher Jammer damit verhütet werden. Ich weiß es wohl; die Sache iſt ſchwierig, und darf dem bloßen Ermeſſen der Steuer-Beamten ſelbſt nicht überlaſſen werden. Aber die Schwierigkeit, ein ausreichendes Geſetz zu geben, kann kein Hinderniß in einer Sache ſein, von der das Wohl ſo vieler Familien und damit auch die Liebe zum Regenten abhängt.

Beinahe hätt' ich über einem Punct, in welchem ſich die meiſten Praktiker gegen mich erklären werden, die Perſönlichkeit des Adminiſtrators aus dem Auge verloren, auf die in den höchſten Stellen der Provincial-Verwaltung ſo viel ankommt. Ich habe ſeine erſte Rundreiſe in einigen Beziehungen berührt, die für ſein Auftreten von Wichtigkeit ſind, und will meine Bemerkungen über dieſen Gegenſtand überhaupt gleich hier anknüpfen.

Ich muß wieder auf das ähnliche Verhältniß im römiſchen Alterthum zurückgehen. Bei dem Proconſul galt es für eine weſentliche Pflicht, und, wo ſie gewiſſenhaft ausgeübt wurde, für ein entſchiedenes Verdienſt, wenn er ſeine Provinz häufig bereiſte. Es war auch keine geringe Aufgabe. Seine Provinz hatte einen ſo großen Umfang, und ſeine Verwaltung eine ſo kurze Dauer, daß eine, nicht gewöhnliche, Beweglichkeit dazu gehörte, wenn im Laufe derſelben alle Hauptpuncte nur ein einzigesmal beſucht werden ſollten. Und dann ſtellt ſich noch weiter zur Erwägung, daß in der Staats-Verwaltung der Alten die Arbeit nicht ſo getheilt war, wie in dem Regierungsweſen unſerer Tage — ein Vorzug, dem Napoleon hauptſächlich ihre großen Erfolge beigemeſſen hat. Er ſelbſt ſtellte darum auch gerne Militärs an die Spitze ſeiner General-Gouvernements, und dieß nicht nur, weil Soldaten an ein raſcheres Handeln und kühnes Hinwegſetzen über die kleinen Bedenklichkeiten gewöhnt ſind, von denen ſich Verwaltungs-Beamte, die in der Regel alle

Stufen von Unten auf durchlaufen haben, ſelten ganz loszumachen vermögen, ſondern auch, um die Civil- und Militär-Gewalt in Einer Perſon zu vereinigen. Der römiſche Proconſul hatte jedoch eine noch weit umfaſſendere Stellung. Er befehligte die Armeen und die Flotten. Er ſaß zu Gericht; er übte ſelbſt große religiöſe Handlungen aus, unternahm Kriege und ſchloß Frieden. In jeder dieſer Sphären waren ſeine Vollmachten ſo ausgedehnt, daß der Unterſchied zwiſchen ſeiner und der ſouveränen Gewalt nicht ſehr groß erſcheint. Seine Entſcheidungen ließen nur die Berufung an den römiſchen Senat übrig, und dieſer Weg war ſo ſchwierig und koſtſpielig, daß er blos für die allerwichtigſten Verhältniſſe eingeſchlagen werden konnte. Wo er hinkam, erwarteten ihn Angelegenheiten, deren Entſcheidung für die größten Städte, für ganze Landſtriche, ja für große Völker die höchſte Wichtigkeit hatte. Wie wär' es auch anders begreiflich, daß ſich die römiſchen Großen im Verfall der alten republikaniſchen Tugend ſo leicht in den Beſitz ganzer Provinzen ſetzen, und ſie faſt als ihr perſönliches Eigenthum gegen ihre politiſchen Nebenbuhler behaupten konnten? Mit den Armeen allein hätten ſie ſich ſo feſt nicht zu ſetzen vermocht.

Bei dem heutigen Umfang provinzieller Umriſſe und der geregelten Ordnung ſämmtlicher Staats-Verhältniſſe durch Geſetze und Inſtructionen iſt Alles anders. Selten entſcheidet der moderne Proconſul ſelbſt in dem Detail der

Geſchäfte, die unmittelbar in das Volk auslaufen. Er hat nur zu beobachten, wie die Behörden ihre Pflicht erfüllen und ſich über die wichtigſten Angelegenheiten des ganzen Landes durch Einſichtnahme an Ort und Stelle und durch Rückſprache mit den beſtgeſinnten und unterrichtetſten Männern zu belehren. Da Alles ſchriftlich verhandelt wird, ſo liegt es in ſeiner Hand, ſchnell Bericht über die Sachen einzuziehen, welche ſeine Aufmerkſamkeit zunächſt beſchäftigen. Wo er den Berichten nicht traut, kann er die Akten einfodern. Für den geübten Adminiſtrator reichen ſie gewöhnlich hin, um eine ſichere Anſicht zu gewinnen, nicht nur von den Sachen ſelber, ſondern auch von denen, die darin beſonders thätig geweſen ſind.

Ich vermag mich nicht zu überzeugen, daß die öftere perſönliche Erſcheinung des Adminiſtrators in der Provinz nöthig ſei. Kann ich ihren Nutzen auch nicht in Abrede ſtellen, ſo muß ich den Nachtheil doch für überwiegend erklären. Ja, ich ſtehe nicht an, dieſem, in neuern Zeiten beliebten, Syſtem wenigſtens zum Theil den ſonderbaren Zuſtand beizumeſſen, der über den meiſten Ländern laſtet. Wie oft er auch ſchon dafür genommen wurde; es iſt keine Unzufriedenheit der Bewohner mit ihren politiſchen Verhältniſſen, ſondern eine gewiſſe allgemeine Unbehaglichkeit, eine, ihnen ſelbſt dunkle, Sehnſucht nach einem andern Zuſtand der Dinge, in der ſich nur ein tiefes Bedürfniß nach einer Veränderung aller Grund-Verhältniſſe der Staaten und Völker erkennen läßt. In einer ſolchen Stimmung ſucht der Menſch die Urſache ſeiner Unbefriedigtheit gern außer ſich. Er heftet ſich an das nächſte, beſte Verhältniß der Sachen und Perſonen, das in ſeinem Wege liegt, und meint, es hänge von dieſer Aenderung allein ab, daß Alles ſich auf einmal anders geſtalte. Nur von der höchſten Gewalt kann ihm Hülfe kommen. Und ſiehe, der Mann erſcheint, welchen man ſich mit dieſer Gewalt bekleidet denkt. Wie ſollt' ihm unbekannt ſein, wo es dem Lande fehlt? Iſt doch ſo viel Rühmens von ſeinen Einſichten, von ſeiner Kenntniß der Dinge, von ſeinem guten Willen. Man hat die Gelegenheit geſucht, man hat ſie vielleicht durch Zufall gefunden, ſich dem Adminiſtrator perſönlich zu nähern. Man war freundlich empfangen, geduldig angehört worden. Es waren Aeußerungen erfolgt, welche das ausgeſprochene Bedürfniß anzuerkennen ſchienen. Wer weiß? Man hatte das Verſprechen erhalten, daß dieſe Zuſtände auf's genaueſte unterſucht werden, daß wo möglich Abhülfe geſchehen ſollte. So ſind auf hundert Puncten der Provinz Wünſche, Hoffnungen, Erwartungen rege geworden. Man ſieht wichtigen Veränderungen entgegen, man harrt ihrer mit Ungeduld — und es erfolgt nichts, was in die Augen fiele. Alles bleibt beim Alten, und die allgemeine Unbehaglichkeit wird nicht nur nicht gehoben, ſondern immer ſtärker. Unglücklicher Weiſe kehren ſich alle dieſe getäuſchten Erwartungen gegen den Adminiſtrator. Er verliert das Zutrauen und ſelbſt die Achtung. Hat er auch in den Augen Derjenigen, die in der Lage ſind, es beurtheilen zu können, alles Mögliche gethan; dennoch ſinkt er allmählig ſo tief in der öffentlichen Meinung, daß, was er auch Gutes wirken mag, mißverſtanden, wenigſtens gewiß nicht mit Dank empfangen und als ſein Verdienſt anerkannt wird.

Je häufiger er ſich in der Provinz ſehen läßt, deſto ſchneller iſt dieſe Wirkung vollendet, und bald wird der gewiſſenhafteſte Dienſteifer für eine zweckloſe Rührigkeit, für bloße Unruhe des Characters, vielleicht gar für niedrige Plusmacherei von Reiſekoſten und Taggeldern angeſehen. Es iſt nicht zu verwundern. Die geringfügigſten Angelegenheiten werden allmählig bei ihm zur Klage gebracht, und Jeder verlangt, daß er an Ort und Stelle ſelbſt ſehen und hören ſolle. Dieſe Sachen ſind ſo verſchiedenartig, manche darunter von ſo eigenthümlicher Natur, daß die ſeltenſte Vielſeitigkeit von Kenntniſſen nicht ausreicht, um überall gleich das Rechte zu treffen. Es gibt hier nur zwei Wege. Entweder, man geht in das Detail jeder Angelegenheit ein; und dann iſt die Gefahr eines falſchen Urtheils wenigſtens in vielen Fällen unvermeidlich. Oder man beſchränkt ſich auf allgemeine, im Grund nichts-ſagende, Aeußerungen. Jenem folgt der Nachtheil auf dem Fuße; dieſe ſind bald für Ausflüchte der Unwiſſenheit, der Unentſchiedenheit erkannt, und es bildet ſich nicht nur eine Mißachtung gegen die Perſon, ſondern auch eine Anſicht von der Unnützlichkeit ihrer öffentlichen Stellung überhaupt, welche Beide in Kurzem jede Wirkung erſchweren, zu der Vertrauen auf die Einſicht und den guten Willen der Verwaltung nöthig iſt.

Der oberſte Adminiſtrator muß in der Regel überhaupt nur auf die wichtigſten Angelegenheiten perſönlich eingehen. So wie er weiter hinabſteigt, ſetzt er nicht nur die Meinung von ſeinem Scharfblick und ſeinen Einſichten in Gefahr, ſondern er tritt auch dem Anſehen der niedrigern Behörden nahe. Dieß iſt einer der wichtigſten Punkte, welche die höhere Verwaltung zu beachten hat. Alle Hauptzuſtände eines Land's wurzeln in den Local-Adminiſtrationen, und nicht ohne guten Grund iſt ſogar in Staaten, deren Regierungs-Syſtem für abſolut gilt, dem Gemeindeweſen eine Freiheit gelaſſen, welche die Republik ſelbſt nicht größer gewähren kann. Sich in dieſe Zuſtände einzumiſchen, hat ſeine ſchweren Bedenklichkeiten. Ihre genaue Kenntniß iſt in Poſten der Ueberſchauung des Ganzen nicht möglich. Aber auch über den Local-Verwaltungen ſteht eine Inſtanz unmittelbar, an deren Controlle man gewöhnt iſt. Dieſe Behörden haben bei dem republikaniſchen Character der Gemeinde-Verwaltungen eine ſehr ſchwierige Stellung, wenn ſie ſolche auf eine Weiſe behaupten ſollen, daß ſie der Regierung wirklich von Nutzen ſind, ohne das Zutrauen der Unterthanen zu ihr zu vermindern. Es kann daher nicht genug darauf geachtet werden, das Anſehen ſolcher Zwiſchenbehörden zu ſtützen, und Alles zu vermeiden, was daſſelbe ſchwächen könnte. Die Regierung darf keinen Augenblick vergeſſen, daß dieſe Behörden ihre Organe für die unmittelbare Einwirkung auf das Volk ſind, und daß ſie nicht nur ihr Vertrauen genießen, ſondern auch das der Unterthanen verdienen müſſen. Nichts wirkt beſſer hiefür, als wenn er, ſo oft er ſich an die höhere Stelle wendet, zuerſt an ſeine nächſten Vorſtände gewieſen wird. Daß, ohne ſolche gehört zu haben, keine Entſcheidung erfolgt, verſteht ſich von ſelbſt; der Beſcheid darf aber auch dem Klagenden nicht direct, ſondern nur durch jene ertheilt werden. Ueberhaupt muß dem Volk Alles, was Gutes, Belehrendes, Tröſtliches, Helfendes von Oben kommt, durch ſeine unmittelbaren Vorgeſetzten zugehen, damit es gewohnt wird, in ihnen Diejenigen zu erblicken, die unaufhörlich mit ſeinen Angelegenheiten und ſeinem Wohl beſchäftigt ſind. Sich von den höchſten Stellen aus unmittelbar mit dem Unterthanen in Geſchäftsberührung einzulaſſen, hat ſchwerlich für die Dauer jemals gute Früchte getragen. Es gibt ihnen allerdings einen Schein von Alleswiſſen und Allesthun und einen Nimbus von Fürſorge für das Volksglück, der von Werth ſein müßte, wenn er Beſtand haben könnte. Das Volk macht jedoch bald die Erfahrung, daß in ſeinen Angelegenheiten nicht ohne ſeine nächſten Vorſtände entſchieden werden kann, und da die Entſcheidungen ſo oft gegen ſeinen Wunſch ausfallen, ſo geht allmählig der ſchöne Glaube verloren, daß eine höhere Gewalt über Allen ſei, zu der man in äußerſter Noth ſeine Zuflucht nehmen könne, und bei der man auch gewiß Hülfe finde, wenn ſie anders möglich ſei. Der Tauſch von Bitte und Hülfe muß dem Volk für den Thron allein geſpart werden.

Damit ſoll jedoch nicht behauptet werden, daß der Adminiſtrator unzugänglich ſein müſſe. Im Gegentheil; er darf Niemand ſein Ohr verſchließen, und muß für Jeden zu ſprechen ſein. Mancher tüchtige Geſchäftsmann nennt dieß ſeine Zeit wegwerfen. Im glücklichſten Fall lerne man die vorgetragene Angelegenheit nur von Einer Seite kennen, und ein entſcheidendes Wort laſſe ſich dem Sollicitanten doch nicht geben. Allerdings mag dieſer Fall ſelten ſein; aber es iſt ſchon Gewinn, eine Sache von Einer Seite zu kennen; man muß nur nicht vergeſſen, daß die andre noch kennen zu lernen iſt. Ich weiß nicht, ob der Grundſatz von Kaiſer Titus, Niemand traurig aus ſeiner Gegenwart zu entlaſſen, wörtlich gemeint war; er würde damit ſelbſt für ſeine kurze Regierung ſchwerlich ausgereicht haben. Allein es gibt eine Art zu hören, zu fragen und Theilnahme zu äußern, die nichts verſpricht, und dennoch Troſt gewährt und Hoffnung erweckt. Der Niedrige muß von dem aufrichtigen und innigen Antheil des Höhern überzeugt werden. Schon unter Gleichen iſt dieß ſo wohlthätig; um wie viel mehr, wo der Hochgeſtellte ſeine Theilnahme dem Niedrigſten ſelbſt nicht verſagt? Nur ſo kann Titus Wort gemeint geweſen ſein, und in dieſem Sinne hat ein Mann auf hohem

Poſſen dem Kaiſer ſeine Kunſt abzulernen. Sie wird ihm nicht ſchwer werden, wenn er, wie man ſagt, ein Herz im Leibe hat, und ein Herz muß der Adminiſtrator haben, wenn er ſeiner Stellung ganz entſprechen ſoll. Manches Verhältniß, das ihm vorgetragen wird, iſt von der Art, daß er gern helfen möchte, wenn er könnte. In dieſem, wie in allen andern Fällen, muß er bemerklich machen, daß es keine Gewalt im Staat gibt, über der nicht eine höhere Gewalt ſteht, und daß das Geſetz allein über Allen iſt. Sieht der Unterthan, wie ſchwer es ſeinem Vorgeſetzten wird, ſich vor dieſer höchſten Gewalt zu beugen, wo er ihm ſo gern helfen möchte, ſo unterwirft er ſich auch leichter der Nothwendigkeit. Er verläßt die Audienz mit dem Bewußtſein, daß, wie hart auch ſeine Lage ſei, er doch nur unter der Gewalt des Unvermeidlichen ſeufze. In das, was ſich ändern läßt, findet ſich der Menſch am ſchwerſten.

Uebrigens darf das willige Gehör, welches Jedem geſtattet wird, nicht als ein Opfer angeſehen werden, das der Popularität zu bringen iſt. Seine Bereitwilligkeit hierin wird dem Adminiſtrator noch andre Früchte tragen. Er wird manchmal auf Angelegenheiten ſtoßen, wo ſein geübter Blick ſogleich das Recht erkennen, und einen beruhigenden Beſcheid ertheilen kann. Noch öfters mag es ihm ſo gut werden, durch das Verſprechen der Beſchleunigung, Troſt zu gewähren. Aber auch wo ihm nicht mehr, als die Aeußerung ſeiner Theilnahme vergönnt iſt, werden ſich ihm in den

Vorträgen der Bittenden tiefe Blicke in den Character der Beamten, in den Organismus der Gewalten, und in das innerſte Weſen der Volkszuſtände überhaupt eröffnen. Dieſe Audienzen dürfen nicht mit denen verwechſelt werden, die er auf ſeinen Rundreiſen zu geben hat. Der Volksverſtand unterſcheidet genau zwiſchen beiden, und meint, daß ihm die Hülfe nicht fehlen dürfe, wenn ſie ihm gleichſam entgegen gebracht werde. Wo er ſie ſelbſt aufſuchen muß, thut er es gewiß nur im dringendſten Falle. Und dann ſieht er ſie doch immer nur für einen Fund an, und weiß ſich zu tröſten, wenn er vergeblich geſucht hat.

Ich folge dem Grundſatz von Paolo Sarpi, daß nichts geringfügig iſt, was auf öffentliche Angelegenheiten Bezug hat, und berühre Gegenſtände, die nicht zum eigentlichen Weſen der Verwaltung gehören. Ein ſolcher iſt der Aufwand, welchen der Adminiſtrator in ſeiner Stellung zu machen hat. Unſre Zeit unterſcheidet ſich hierin weſentlich von den Anſichten der letzten Jahrhunderte. Das ſpaniſche Cabinet, welches in den Tagen ſeiner Größe ſo viele Länder beherrſchte, die ſich unmöglich von Madrid aus regieren ließen, hat in dieſen Dingen lange Zeit den Ton angegeben. Gewöhnlich ſtellte man an die Spitze der entfernten Provinzen Beamte mit der ausgedehnteſten Gewalt, und verlieh ihnen ſogar den hochtönenden Titel von Vice-Königen. In dieſem Geiſt war ihre ganze äußere Erſcheinung aufgefaßt. Sie hatten eigene Leibwachen und bildeten einen förmlichen Hof um ſich. Ja, die Großwürdenträger der Krone des Landes, verrichteten ſogar bei feierlichen Gelegenheiten den Dienſt um ihre Perſon. Kurz, ſie übten die Majeſtät ihres königlichen Gebieters nicht blos in der Handhabung ſeiner Gewalt aus, ſondern auch in dem Glanze ſeiner fürſtlichen Herrlichkeit. Dieſe Repräſentation war nicht ohne großen Aufwand möglich. Der Hof eines ſpaniſchen Vice-Königs zu Neapel oder Mailand koſtete gewöhnlich ſo viel und mehr, als der Hof von manchen Monarchen unſerer Zeit. Es war die orientaliſche Anſicht, daß der Träger der ſouveränen Gewalt dem Volk gleichſam als ein Weſen von höherer Natur erſcheinen, und eine Ehrerbietung, welche ſich mehr auf Furcht gründe, denn auf Achtung und Liebe, die Baſis der Volks-Geſinnung und damit der ganzen öffentlichen Ordnung bilden müſſe. Es gibt eine Art von Menſchen-Kenntniß, die dieſem Syſtem das Wort redet. Von welchem Werth ſie aber auch ſein möge, ſie entſpricht weder der Bildung, noch der äußern Sitte unſres Zeitalters. Ich unterſcheide hier mit gutem Bedacht. Die Sitten gehen nicht immer aus den Entwicklungen einer wahren Bildung hervor, und ſind darum doch nicht minder mächtig. In unſern Tagen hat ſich alles dieſes vorzüglich dadurch geändert, daß das Leben der Fürſten und damit ihrer Höfe einfacher geworden iſt. Die Bequemlichkeit, welche die höchſten Sphären in der Befreiung von der Etikette gefunden, und noch mehr, die größere Mobilität der erhabenſten Perſonen, die den langen Kriegen und der Nothwendigkeit, wankende Friedens-Zuſtände durch perſönliche Verſtändigung auf Fürſten-Congreſſen zu befeſtigen, ihren Urſprung verdankt, haben vielen Antheil an dieſer Aenderung. Der wichtigſte gebührt jedoch den geiſtigen Fortſchritten des Zeitalters. Dem Bedürfniß, die Finanzen der Staaten auf das Nothwendigſte zu beſchränken, war nicht länger zu widerſtehen. Vor allen Dingen iſt man zur Einſicht gekommen, daß jener alte Zauber blendender Aeußerlichkeiten der gleichmäßigern Bildung der verſchiedenſten Claſſen des Volks nicht mehr gewachſen ſei. Die höchſte Gewalt hat eine beſſere Stütze in dem allgemeinen Vertrauen auf das Uebergewicht ihrer Einſichten und auf ihren entſchiedenen Willen gefunden, die Wohlfahrt des Staats und aller ſeiner Bürger als ihre höchſte Beſtimmung zu verfolgen. Dennoch wird man behaupten dürfen, daß der Thron jenen äußeren Glanz nicht durchaus entbehren könne. Dieſe Wahrheit hat ſogar ſchon in den Staats-Einrichtungen von Ländern Anwendung gefunden, wo alle ähnlichen Magieen der Vorzeit durch gewaltſame Umwälzungen zerſtört worden ſind. Die Nothwendigkeit, der moraliſchen Macht mit den Künſten des Scheins zu Hülfe zu kommen, iſt auf die verſchiedenſte Weiſe anerkannt worden. Handelt es ſich daher darum, wie ſich der Adminiſtrator einer Provinz in dieſem Punkt einzurichten habe, ſo muß vor allen Dingen in das Auge gefaßt werden, welche Stellung der Souverän ſelbſt in dieſer Beziehung zu ſeinem Volke genommen. Gefällt er ſich in dem blendenden Schimmer eines großen Hofes und ſtellt ſich ſeinen Unterthanen gern im vollen Glanze der Majeſtät dar, ſo bleibt ſeinen erſten Dienern keine andere Wahl, als ſich auf eine Weiſe einzurichten, daß in allem Abſtand von ihm noch ſein Vorbild zu erkennen iſt. Auch läßt ſich annehmen, daß er ſie mit den Mitteln ausgerüſtet, um den Abglanz ſeiner Herrlichkeit auf eine würdige Weiſe darzuſtellen. Wo ſich die Majeſtät hingegen in der höchſten Einfachheit gefällt, müſſen ſich die erſten Diener des Throns einer beſcheidenen Haltung befleißigen. Damit kann jedoch nicht gemeint ſein, daß ſie ſich in ihrer äußern Erſcheinung auf jede Weiſe gehen laſſen ſollen. Vielmehr iſt es hier von doppelter Wichtigkeit, das Nothwendige auf eine Weiſe abzumeſſen, daß die Einfachheit nicht als Bequemlichkeit und Mangel des Bewußtſeins der Bedeutung einer einflußreichen Stellung angeſehen werden kann.

Man muß nicht überſehen, daß das Volk von den höhern Stellen eine gewiſſe Repräſentation auch in unſerer Zeit noch erwartet. Es gehört zu dem Character derſelben, Alles von der finanziellen Seite anzuſehen. Die Meinung iſt einmal verbreitet, daß die erſten Staatsämter hoch beſoldet ſeien. Niemand will ſich einen andern Grund dafür denken, als die Nothwendigkeit einer, mit größerem Aufwand verbundenen, äußern Erſcheinung. Der Adminiſtrator, welcher dieſer Anſicht nicht entſpricht, wird als ein Mann betrachtet, der nur daran denkt, ſich in ſeinem hohen Amte ſchnell die Taſchen zu füllen. Wozu wird ihm ſo viel Geld gegeben, ſagt man, als daß er es wieder unter die Leute bringe?

Es iſt merkwürdig, wie genau man ſolchen Männern nachrechnet. Weder Sparſamkeit, noch Aufwand entgehen dem Tadel. Glaubt man zu wiſſen, daß der Adminiſtrator kein großes eigenes Vermögen beſitze, ſo unterliegt ſein Aufwand einer doppelten Mißdeutung. Mit dem Zweifel an der Integrität eines Mannes iſt die Welt ohnedieß gleich fertig. Findet ſie keinen Glauben, ſo beſchuldigt ſie ihn des Leichtſinnes und erklärt ihn für einen Verſchwender. Zwiſchen dieſen beiden Klippen durchzuſteuern iſt nicht leicht, wird auch die Gefahr, den Neid zu erregen, vermieden. Ich weiß nicht, ob die zween bedeutenden Männer, deren Wirkſamkeit die Grundlage meiner Beobachtungen bildet, ohne Tadel geblieben ſind. Der Eine hatte wenigſtens ſeine Repräſentation nicht ganz richtig aufgefaßt. Indem ſie ſich hauptſächlich auf einen Aufwand geworfen, der nur dem Ueberfluß wohl anſteht, ſchien ſie der Bosheit einen Emporkömmling zu verrathen, welcher es mit den Mitteln ſeines Glücks nicht genau genommen. Die Repräſentation des Andern war beſſer für ſeine Stellung berechnet. Er hatte ſein Haus würdig, aber ohne Glanz eingerichtet. Seine Tafel war nicht üppig, jedoch ausgeſucht und Allen offen, die ihr Verhältniß zu einer Aufmerkſamkeit von ihm berechtigte.

Jeder wußte, daß ſeine Hände rein waren, und von ſeiner Beſoldung nichts erſpart werden konnte. Nicht reich, aber wohlhabend und kinderlos, konnte ihn auch der Vorwurf des Leichtſinnes nicht treffen. Daß ihn der Neid ganz verſchont, möcht' ich bezweifeln. Der Umfang der Gewalt, die ihm übertragen war, und die edle Mäßigung, womit er ſie gebrauchte, konnten die Mißgunſt unmöglich entwaffnen.

Hat man in ſolcher Stelle ſein Haus einzurichten, ſo muß man ſich zuerſt nach der Landes-Sitte umſehen. Wo viele reiche Leute ſind, die großen Aufwand machen, darf Derjenige, welcher Allen an Gewalt und Rang vorgeht, nicht zu weit zurückbleiben. Leichter kann hier nicht genug, als zu viel geſchehen. Man muß wenigſtens die Verdienſte um Fürſten und Land, die Notabilitäten in Wiſſenſchaft und Kunſt, in Thätigkeit, in Rang und Vermögen an ſeinem Tiſch empfangen können. Kein Aufwand trägt überhaupt beſſere Früchte. Jeder findet ſich geehrt, in den Familien-Kreis eines viel beſchäftigten Mannes eingeführt zu werden. Man freut ſich, ihn ein Paar Stunden in geſelliger Freiheit und Bequemlichkeit zu ſehen. Die Aufmerkſamkeit, die in der Einladung ſelbſt liegt, kann durch eine wohlberechnete Geſellſchaft bedeutend geſteigert werden. Es wirkt am beſten, wenn Jeder, der ſich bei ihm gemeldet, und durch ſeine Stellung in der Welt nur einigermaßen zu dieſer Ehre berechtiget iſt, ungeſäumt eingeladen wird. Eine ſolche tägliche Hospitalität gewährt den Vortheil, daß die Tafel nicht groß und nicht üppig beſetzt zu ſein braucht. Nicht zu viele Speiſen, aber die beſten; wenige Weine, aber die ausgeſuchteſten; die Tafelgeräthſchaften nicht koſtbar, jedoch von gutem Geſchmack. Beſonders darf die gewandte Dienerſchaft nicht fehlen. Man muß ihr anſehen, daß ſie nur ihr tägliches Geſchäft verrichtet. Verſteht es der Wirth dabei, das Geſpräch durch Heiterkeit und Geiſt zu beleben, und jeden Gaſt nach ſeinem Verhältniß und ſeiner perſönlichen Bedeutung geltend zu machen, ſo iſt er um ſo ſicherer gewonnen, da es immer noch Leute genug gibt, welche meinen, daß von einem hohen Beruf die wichtige und finſtre Miene nicht zu trennen ſei.

Es kommt überhaupt ſehr viel darauf an, daß der höhere Geſchäftsmann immer ein heiteres Geſicht zeigt. Man ſieht darin einen Gleichmuth, welcher ihn über die Ereigniſſe ſtellt. Die ausgezeichnetſten Verdienſte rechnen oft zu viel auf die Nachſicht, die ihnen der Ruf ihrer Gewiſſenhaftigkeit und Thätigkeit ſichern ſoll Es gibt keinen edlern Ausdruck der wahren Würde, als die Leichtigkeit, womit auch das Schwere verrichtet wird; aber nichts ſtellt den Staatsmann überhaupt höher, als wenn ſich ſeine Thätigkeit nur in ihren fertigen Wirkungen zu erkennen gibt, und nicht in der Anſtrengung, welche ſie koſten. Mit dem geringſten Aufwand von Kraft das Größte hervorzubringen, iſt überhaupt die höchſte Aufgabe des öffentlichen Lebens, und die Kunſt, die Mühe der Arbeit zu verbergen, darf wohl für einen Theil des Verdienſtes ihrer Löſung gelten.

Ich bin unvermerkt von den Aeußerlichkeiten einer hohen Stellung auf die Nothwendigkeiten ihres geiſtigen Gehaltes zurückgekommen. Die Heiterkeit, welche der Staatsmann zu zeigen hat, verträgt ſich nicht mit jener zurückſtoßenden Verſchloſſenheit, in der ſich die Armuth an Geiſt und innern Hülfsmitteln ſo oft zu verbergen ſucht. Eine edle Offenheit iſt überhaupt das erfolgreichſte Mittel, die Gemüther zu gewinnen, und läßt ſich ſehr wohl mit der berechnenden Klugheit vereinigen. Denn die wahre Klugheit beſteht in der ſparſamen Verwendung ihrer Mittel, um das volle Gewicht derſelben für die großen Entſcheidungen übrig zu behalten. Man darf hier an den Grundſatz jener edlern Diplomatie erinnern, daß die ſicherſte Kunſt der Täuſchung in der offenen Wahrheit ſei. Aber auch die redlichſte Diplomatie hat ihre Geheimniſſe, und ſie werden nirgends geſicherter ſein, als wo man an ihre Offenheit gewöhnt iſt. In den Verwaltungs-Geſchäften ſollte jedoch ſo wenig Geheimniß, als möglich ſein. Die meiſten bedürfen ſeiner nicht, und die kleinliche Geſinnung, welche die alte Geheimnißkrämerei noch immer zu erhalten ſucht, iſt der Oeffentlichkeit, mit der das Wichtigſte heutzutag verhandelt werden muß, unwürdig.

Könnt' es aber auch hier noch nöthig ſein, eine Regel aufzuſtellen, ſo würde ſie die Erörterung perſönlicher Verhältniſſe zu den Dienſtgeheimniſſen der Verwaltung rechnen müſſen. Dieſe Verhandlungen kommen hauptſächlich bei den

Stellen-Beſetzungen vor, welche durch ſie eingeleitet werden. Der nothdürftigſte Takt weiſet hier auf das Nothwendige hin. Daß die geheime Polizei des Geheimniſſes nicht entbehren kann, liegt in ihrem Namen. Der erfahrene Staatsmann wird ſie nur als ein nothwendiges Uebel anſehen, welches ſeine Rechtfertigung in außerordentlichen Umſtänden und großen Gefahren des Staats zu ſuchen hat, und ſelbſt alsdann keine bedeutenden Dienſte von ihr erwarten. Wo das Geheimniß ſonſt nöthig erſcheinen kann, iſt nur in einzelnen Geſchäften, und auch hier weniger um ihrer ſelbſt willen, als um den läſtigen Sollicitationen keinen Raum zu öffnen, die ſich bei jeder Bewegung von Angelegenheiten erneuern, in welchen perſönliche Intereſſen betheiligt ſind.

Damit ſoll jedoch nicht gemeint ſein, daß die öffentlichen Geſchäfte gewiſſermaßen Jedem preis gegeben werden dürfen. Ich verlange die größte Verſchwiegenheit vielmehr da, wo ſie am wenigſten beobachtet wird, in der Sphäre der untergeordneten Perſonen, deren Hülfe auch in den wichtigſten Angelegenheiten nicht zu entbehren iſt. Der Schutz des Geheimniſſes liegt hier meiſtens in dem geiſtigen Horizont der Kreiſe, worin dieſe Claſſe lebt. Es fehlt in demſelben an Sinn für ſo hohe Intereſſen, damit an ihrem Verſtändniß, und folglich an der Verſuchung zu Indiſcretionen. Dennoch muß man nie vergeſſen, daß, wo ein großes Geheimniß bewahrt wird, Diejenigen, welchen kein Mittel zu ſchlecht iſt, ſich zuerſt, und ſelten ohne

Erfolg, an die unterſten Räder der Geſchäftsbewegung wenden.

Die Subalternen im Dienſte ſind überhaupt der Beachtung würdiger, als ſie ihnen gewöhnlich zu Theil wird. Kein Vorgeſetzter eines ganzen Geſchäftszweigs ſollte in der Auswahl derſelben beſchränkt ſein. Viele von ihren Dienſtleiſtungen ſind ſo mechaniſcher Natur, daß ihnen eine höhere Bildung läſtig werden, und ſie in dieſer zu fördern ſchwerlich eine Wohlthat für ſie ſein würde. Der Eigennutzen, als einziger Hebel angewendet, erniedrigt den Menſchen und zieht ſeine Geſinnung herab, auf die in jeder Stelle des öffentlichen Dienſtes gerechnet werden muß. Es bleibt kein beſſeres, und kein würdigeres Mittel übrig, als die Herzen dieſer Männer zu gewinnen. Man ſollte glauben, daß auch dem höchſt geſtellten Geſchäftsmann der Gedanke angenehm ſein müſſe, nur von Perſonen umgeben zu ſein, die ihm wahrhaft anhänglich ſind, und in ſeiner Zufriedenheit, und ſelbſt in ſeinen Erfolgen, ihre eigenen finden. Die Wichtigkeit dieſes Gegenſtands iſt in zwei Staats-Verwaltungen unſerer Zeit anerkannt, welche die größten Dinge vollbracht, indem ſie den Miniſtern die unbeſchränkte Verfügung über alle Stellen ihres Reſſorts zugeſprochen haben. Man ſucht den Grund dieſes Rechts gewöhnlich in der perſönlichen Verantwortlichkeit der Miniſter für ihre Verwaltung. Sie müſſen ihren Organen die nemliche Verantwortlichkeit gegen ſich ſelbſt auflegen können, ſagt man. Was heißt dieß anders, als die Verantwortlichkeit gegen den Staat und die Miniſter trennen, und die erſte der letzten unterordnen? Die Baſis der miniſteriellen Befugniß muß anderswo liegen. Indem man jedes ſeiner Organe von dem Miniſter allein abhängig erklärte, wollte man ihm ihre Zuneigung und ihren Eifer ſichern, und ſeine Sache gleichſam zu ihrer eigenen machen. Gewiß iſt wenigſtens, daß wo ein Staatsmann ſeine Gehülfen von dieſer Seite zu faſſen verſteht, die Geſchäfte eine Sicherheit und Raſchheit der Bewegung gewinnen, wie ſolche nie von Menſchen zu erwarten ſind, die keinen perſönlichen Antheil an ihrem Gelingen und Mißlingen haben.

Indeß kann nie verhehlt werden, daß auch dieſes Syſtem ſeine Gefahren hat. Nichts iſt leichter, als die Zuneigung von Untergeordneten zu gewinnen, ſobald man es mit ihren Schwachheiten und Fehlern nicht genau nimmt. Die Aufgabe iſt, die Grenzlinie der Nachſicht zu erkennen, und die ſchwerere vielleicht, ſie mit Conſequenz feſt zu halten. Wer ſicher gehen will, wird die Sachen nie bis zu jener Linie gehen laſſen, und das ganze Verhältniß ſo halten, daß die Würde des Vorgeſetzten keinen Augenblick in Gefahr kommt. Leicht mag dieß das Schwerſte ſein. Aber von Männern, die in die höchſten Poſten geſtellt ſind, darf man mehr, als das Gewöhnliche fordern. In der Regel haben ſie eine Reihe von Dienſtſtufen ſelbſt durchlaufen, und kennen aus eigener Erfahrung die Klippen, an welchen auch die Beſten ihrer Vorgeſetzten zuweilen geſcheitert ſind. Der ſicherſte

Schutz liegt freilich in der Vorſicht, mit der man die Perſonen für die Stellen wählt. Die nöthige Menſchen Kenntniß dazu wird mit Recht als diejenige Eigenſchaft angeſehen, welche den Männern in den erſten Poſten nicht erlaſſen werden kann. Wem ſie fehlt, der muß ſich die Luſt nach denſelben vergehen laſſen.

Auch mit den glücklichſten Wahlen iſt indeß nicht Alles gethan. Jenes engere Verhältniß, das zuvor berührt worden, muß die Zeit bilden. Soll es beſchleunigt werden, ſo kann es auf doppeltem Weg geſchehen. Der erſte iſt die Aufmerkſamkeit auf die wichtigſten Familien-Verhältniſſe und die wahren Bedürfniſſe eines Jeden; der andere die Nachſicht und Schonung ſeiner Eigenthümlichkeiten. Der Vorgeſetzte muß zeigen, daß ihm das Glück und die Zufriedenheit der Seinigen am Herzen liegt. Er muß ihnen die Bitten erſparen, und kann er es auch nicht immer durch hülfreiche That, ſo muß es durch Troſt und Hoffnungen geſchehen. Er darf nicht verſchmähen, ſich um die Zuſtände ihres Hausweſens zu bekümmern, um zur rechten Zeit mit ſeiner Theilnahme bereit zu ſein, und ihren Ergießungen in Freude und Schmerz, wo möglich mit den Aeußerungen derſelben, zuvorzukommen. Für die Beſten darf noch mehr geſchehen. Es muß ihnen ein Vertrauen gezeigt werden, welches ſie über ihren Stand erhebt. Nichts gewinnt den Mann von Ehre ſicherer, als das Vertrauen, und die Großen werden meiſtens nur verrathen, weil ſie hierin nicht immer zu unterſcheiden verſtehen, und gerade gegen die Beſſern auf halbem Weg ſtehen bleiben. In den ſozialen Verhältniſſen müſſen dieſe auf eine Weiſe ausgezeichnet werden, welche ſie ihm noch näher zu ſtellen ſcheint. Er darf es gegen Niemand verbergen, ja, er mag es äußern, damit es weiter bekannt werde, wie er auf ihre Einſichten und ihre Thätigkeit vorzüglich vertraut, und ihr Urtheil in ſeinen Augen ein beſonderes Gewicht hat. Die Beſorgniß, in ſeinen Geſchäften für minder ſelbſtſtändig gehalten zu werden, kann einen Mann von großartiger Geſinnung nicht beſtimmen. Dieſer Irrthum wird ihm nur nützlich ſein. Jede Berechnung in ſolchem Sinn, der er begegnet, öffnet ihm einen deſto ſichereren Blick in das Innere des Rechners.

Alle Auszeichnung iſt ihrer Natur nach Wenigen beſtimmt; in größerem Kreiſe kann die Nachſicht geübt werden. Ordnung ohne Pedanterie, Schein von Unbekümmerniß um die Geſchäfte in ihrem gewöhnlichen Lauf, aber Thätigkeit bis zur äußerſten Anſtrengung in den Perioden des Geſchäftsdrangs — dieß ſind die Forderungen, die an die Beſſern gemacht, und die Nachſicht, welche gegen ſie angewendet werden. Ueberall, wo man es mit mehreren Menſchen zu thun hat, bleibt ein Bodenſatz übrig, der niedrig gehalten werden muß, wenn er nicht ſchädlich werden ſoll. Auch in den höchſten Stellen kann man ſich dieſe Menſchen nicht immer ſchnell vom Halſe ſchaffen. Es kommt alſo darauf an, ſie unſchädlich zu machen, was nur der eiſernen Zucht gelingt. Damit wird zugleich das Beſſere erreicht, daß es ihr höchſter Wunſch wird, die harte Schule zu verlaſſen. Gern werden ſie zu jeder Veränderung die Hand bieten; und dieſe wird ihr eigenes Glück und der Vortheil des Dienſtes ſein. Richtig gefaßt, können ſie für andre Stellen immer noch ſehr brauchbar werden. Auch das unbedeutendſte Rad der Verwaltung, welches ihr nachtheilig werden kann, ohne Geräuſch zu entfernen, iſt keine der unwürdigſten Aufgaben der adminiſtrativen Weisheit.

Ich bin unvermerkt in ein Detail des Geſchäftsbetriebs gerathen, das am beſten beweist, wie verſchieden auch die größten Provinzial-Verwaltungen der neuern Zeit von denen der Alten ſind. Alle Staaten unſerer Epoche leiden mehr oder weniger durch das Beſtreben, ſämmtliche Angelegenheiten der Länder in den Hauptſtädten zu centraliſiren. Die nächſte Folge davon iſt die Nothwendigkeit, die verſchiedenartigſten Beſtandtheile derſelben unter eine allgemeine Geſetzgebung zu ſtellen, die auch die niedrigſten Regionen der Volksverhältniſſe nicht unberührt läßt. Die Alten, das heißt die Römer, von denen allein die Rede ſein kann, ließen jedem Lande nicht nur ſeine Götter, ſondern auch ſeine Inſtitutionen und ſelbſt ſeine Fürſten, wenn ſie die Oberherrlichkeit ertragen konnten. Dieſes Syſtem brachte nur die allerwichtigſten Angelegenheiten vor das Forum des Proconſuls, und erſparte ihm das heutige Detail der Verwaltung und die dafür nöthige Vertheilung der Arbeit.

Napoleon war gewiß ein Kenner des Fachs; aber er fand in dieſem Vortheil der Alten vor den Neuern den Hauptgrund ihrer Größe im Schreiben und Handeln. Auch iſt es unläugbar, daß die Schwächung aller Regierungen mit der Trennung der Gewalten begonnen hat. Uebrigens nahmen es die Alten nicht ſo genau mit dem Wohl und Wehe des Einzelnen, als unſere Zeit, welche die Herrſchaft nicht nur als ein Recht, ſondern auch als eine Pflicht der Macht anſieht. Der moderne Adminiſtrator hat eine anſehnliche Zahl eigener Gehülfen nöthig, und übt auch mehr oder weniger Einfluß auf die Wahl der meiſten Beamten der Provinz aus, der er vorſteht. Es kann nicht überflüſſig ſein, dieſem Gegenſtand etwas näher zu treten.

Ich will annehmen, daß ein heutiger Proconſul, nach dem Vorgang der General-Gouvernements in den Befreiungskriegen, durch Geſetze und Vorſchriften nicht beſchränkt ſei. Von ſeinem eigenen Ermeſſen ſoll es abhängen, ob er bei Stellen-Beſetzungen die Anciennetät, oder das Verdienſt, oder das Talent für beſtimmend gelten laſſen will.

Zum voraus muß ich jedoch bemerken, daß Alles, was in dieſer Beziehung in den verſchiedenſten Staaten vorſchriftsmäßig und vielleicht ſogar Gegenſtand der Geſetzgebung geworden iſt, nur die Menſchenkenntniß und den Gerechtigkeitsſinn ergänzen ſoll, welche man zuweilen bei ſonſt ſehr verdienten Männern vermißt. Das Recht fordert überall den Vorzug für die Würdigſten. Indem die

Verwaltung großentheils Sache der Erfahrung iſt, müſſen die Poſten zuerſt unter den Aelteſten geſucht werden, wo ſich dieſe Eigenſchaft vor allen andern erwarten läßt. Weil es aber auch viele Stellen gibt, in welchen die Erfahrung nur von Nutzen ſein kann, wenn ſie ſich mit entſchiedener Willenskraft und Thätigkeit vereinigt, ſo erſcheint die Auswahl ſehr beſchränkt in einem Alter, von dem ſich die letzten Eigenſchaften gewöhnlich zu trennen pflegen. Nur zu oft tritt hier die Nothwendigkeit ein, den nöthigen Mann im jüngeren Dienſtalter zu ſuchen. Alsdann verſteht es ſich von ſelbſt, daß die Würdigkeit wieder nach den bisher geleiſteten Dienſten abgemeſſen werden muß. Indeß kann in einem niedrigen Poſten ſehr ausgezeichnet gewirkt werden ſein, ohne daß darum das Aehnliche in dem höhern zu erwarten iſt, und ſo mag dem tiefern Menſchenkenner der rechte Mann auch bei größerer Auswahl zu fehlen ſcheinen. Es muß ihm überlaſſen bleiben, die beſondern Eigenſchaften, auf die es ankommt, da herauszugreifen, wo er ſie durch Zufall oder Sicherheit des Blicks entdeckt zu haben glaubt. Auf dieſe Weiſe werden manchmal Ernennungen nothwendig, die im Anfang Mißbilligung finden und ſelbſt Unzufriedenheit erregen. Auch ganz falſche Griffe ſind nicht zu vermeiden. Sie laſſen ſich aber in den höchſten Stellungen am leichteſten wieder gut machen, und es braucht ſelten auf Koſten des Dienſtes zu geſchehen. Der Mann, in welchem ſich ein geübter Menſchenkenner irrt, hat unfehlbar eine Seite, die chen für eine andere Wirkſamkeit eignet. Die eigenen Wahlen der Fürſten fallen in der Regel glücklich aus; mißlingen ſie aber auch, ſo iſt das Uebel nicht groß, wenn ſie nur den richtigen Blick haben, ihren Mißgriff ſchnell zu erkennen, und von dem Dünkel frei ſind, daran feſt halten zu wollen. Dieß war der große Fehler von Ludwig XIV. Er hatte manchen glücklichen Griff gethan; aber er maß die Erfolge der Miniſter nicht ihrem Talent bei, ſondern ſeiner eigenen Geſchicklichkeit, Jeden für den Dienſt zu bilden, und war der letzte, der es merkte, wenn die Geſchäfte noch ſo ſehr durch ſeine ſchlechten Wahlen litten. Bedarf es in dieſen Dingen eines allgemeinen Grundſatzes, ſo wird es ſchwerlich ein anderer ſein können, als daß in den niedrigen Amtsſtufen das Dienſtalter, in den mittlern das Verdienſt, und in den höchſten das Talent entſcheidend ſein muß. Die Ausnahmen können damit nicht ausgeſchloſſen werden; nur ſollen ſie durch die Umſtände begründet, und durch den Erfolg gerechtfertigt werden. Es gibt ſogar Fälle, wo für die oberſten Stellen ganz neue Menſchen nöthig ſind. Die Regierungs-Maſchine kann durch den Schlendrian dermaßen erſchlafft, durch die Corruption ſo verdorben ſein, daß mit den Männern der bisherigen Schule nicht mehr auszureichen iſt. Alsdann kommt es vorzüglich auf Energie des Characters an. Welche Wichtigkeit dieſe für eine Regierung hat, beweiſt das Beiſpiel der Türken. Seit Jahrhunderten ſpricht man von dem Verfall des osmaniſchen Reichs; und er iſt auch nicht in Abrede zu ſtellen. Aber die Weſire des Padiſchah ſind lauter Männer, die das blinde Glück aus den niedrigſten Claſſen emporgeſchnellt hat. Nur eine ungewöhnliche Charakterkraft kann ſie in ihren Poſten halten. Wo dieſe fehlt, hilft der Fanatismus mit der nöthigen Zuverſicht aus, und Beide erhalten das Reich.

In die Zeiten ſolchen Verfalls paßt jene oft beliebte Raſchheit des Geſchäftsgangs, die am leichteſten wird, wo es keine Verantwortlichkeit gibt. Man hat ſie auch in unſerer Epoche ſelbſt in Staaten geſehen, denen keine orientaliſchen Gewohnheiten zu Statten kamen. Es ſind jedoch immer Ausnahmen, welche bei gewöhnlichen politiſchen Zuſtänden aus der Berechnung bleiben müſſen. In dieſen laſſen ſich zwei Syſteme unterſcheiden, wenn es ſich um jene Schnelligkeit oder ihr Gegentheil handelt. Natürlich iſt weder von einer Schnelligkeit die Rede, die im Leichtſinn, in der Unruhe des Charakters und in der Unwiſſenheit der Regierenden, noch von einer Langſamkeit, die in der ſchwerfälligen Bewegung des gouvernementalen Räderwerks, in der Gleichgültigkeit der Geſchäftsmänner gegen die allgemeine Wohlfahrt und in einer allgemeinen, unter ihnen eingeriſſenen, Schlaffheit ihren Grund hat. Auch hier bleibt freilich Alles mehr oder weniger Charakterſache; aber die beſſern Geſchäftsmänner ſind ſich doch eines Syſtems bewußt, wenn ſie gleich nur thun, was ſie nicht laſſen können.

Zwei Beiſpiele mögen die Sache klar machen. Suchen wir das eine in jener glänzenden Regierung eines frühern Jahrhunderts, die wir noch eben berührt haben, ſo begegnet uns gleich einer der vorzüglichſten Miniſter Ludwigs XIV. Herr von Pontchartrain hatte den Grundſatz alle Angelegenheiten müßten raſch bewegt werden; nur dürfe man ſich nicht ſchämen, im Nothfall Rückſchritte zu thun, und Uebereilungen wieder gut zu machen. Schwerlich würde heutzutag noch mit dieſem Syſtem auszureichen ſein. Unſere Zeit hat keine Nachſicht für die Mißgriffe der Regierungen, und ſieht jeden Rückſchritt für ein Zeichen von Schwäche an. Wählen wir einen Staatsmann, der vor wenigen Jahren erſt vom glänzendſten Schauplatz abgetreten iſt, ſo hatte er in einer Laufbahn der größten und ſchnellſten Erfolge doch das entgegengeſetzte Syſtem feſtgehalten. Er mochte an die heilende Kraft der Zeit glauben, die allerdings auch in den öffentlichen Angelegenheiten das Beſte thut. Jedes Geſchäft bedarf überhaupt einer gewiſſen Zeit zu ſeiner Reife, und das Maaß derſelben zu erkennen, iſt eine der wichtigſten Gaben des wahren Geſchäftsmannes. Die verwickeltſten Angelegenheiten machen ſich häufig von ſelbſt, wenn man ihnen nur Raum dazu läßt; immer aber wird die Zögerung nützlich ſein, wo heftige Leidenſchaften im Spiel ſind. Ich ſtehe nicht an, dieſem Syſtem vor dem von Pontchartrain den Vorzug zu geben. Der Adminiſtrator muß nur nicht dabei einſchlafen. Er ſieht alsdann jede ſchlimme Sache wie eine Krankheit an, die man am beſten ihrer natürlichen Entwicklung überläßt, und nur aufmerkſam beobachtet, um den rechten Moment für das Eingreifen der ärztlichen Kunſt zu faſſen. Wer in öffentlichen Angelegenheiten hiefür den Blick hat, wird gewiß gut fahren. Denn auch in ihnen, wie in allen Entwicklungen, gibt es einen Moment, wo ſich die Sachen zum Guten oder zum Böſen entſcheiden. Man braucht ihn nur ſicher zu erkennen, um ihnen die gewünſchte Richtung zu geben.

In den wunderreichen Zuſtänden von 1814 und 1815 kam es darauf an, die beiden Syſteme zu vereinigen, oder viel mehr jedes an ſeiner Stelle anzuwenden. Ich weiß nicht, ob der Drang der Umſtände jenen Staatsmännern Zeit zum Nachdenken gelaſſen hat, um ſich völlig darüber klar zu werden. Gewiß ſtellte ſich ihnen alsdann die Frage zur Erwägung, ob ihre Geſchäfte collegialiſch, oder bureaukratiſch behandelt werden ſollten. Daß ſie den bureaukratiſchen Betrieb vorzogen, ſpricht wenigſtens für das Bedürfniß deſſelben in ihrer Lage; denn Beide waren im collegialiſchen Geſchäftsgang aufgewachſen. Sie hatten wirklich ihre eigne Verwaltung bureaukratiſch organiſirt. Ihre Gehülfen hießen freilich Räthe und nicht Diviſions-Chefs; aber dieß ſtellt die Sache nicht anders. In der Regel arbeiteten ſie mit den einzelnen Referenten. Sie ließen ſich von dieſen vortragen, und entſchieden nach ihrem eignen Ermeſſen. Mögen ſie ſich auch manchmal mit Mehreren zugleich berathen haben; der Beſchluß wurde immer von dem General-Gouvernement gefaßt, und blieb ſeiner Verantwortlichkeit allein anheimgeſtellt. Der eigentliche Charakter der collegialiſchen Verwaltung beſteht in dem Beſchluß einer Majorität der Glieder des Collegiums, welcher Alle für Jeden und Jeden für Alle verantwortlich macht. Dieſe Bedingung fehlte durchaus hier.

Es iſt kein Zweifel, der Drang der Umſtände und das Gewicht der Verantwortlichkeit, die in den wichtigſten Angelegenheiten durch jede Theilung geſchwächt wird, waren beſtimmend geweſen. In Zeiten der Ruhe und der geſicherten Ordnung mag es daher immer noch für die oberſte Verwaltung einer ganzen Provinz zur Frage geſtellt bleiben, welche Form die beſte ſei. Man könnte hier gegen die collegialiſche Verwaltung entſcheiden, ohne ſie darum überhaupt zu verurtheilen. Ihre nützliche Seite erſcheint nach den Umſtänden von der höchſten Wichtigkeit. Es iſt kein geringer Vorzug, daß ſie den conſervativen Charakter manchmal am entſchiedenſten behauptet, wo das oberſte Regierungs-Syſtem der Willkühr am nächſten ſteht. Immer jedoch gebührt ihr der Vorzug, wenn ſich die Regierungs-Weisheit noch in Traditionen fortpflanzt und oft Entſcheidungen genommen werden müſſen, denen eine Geſetz-Auslegung zu Grunde liegt, die eigentlich von dem Geſetzgeber ausgehen müßte, ja ſogar Entſcheidungen, welche das fehlende Geſetz ſelbſt erſetzen. Ob dieſe Form auch da noch paſſe, wo die adminiſtrative Legislation ſo weit entwickelt iſt, daß es in der Regel nur auf die einfache Anwendung der Geſetze ankommt, iſt eine andre Frage. Bei dem heutigen Stand der gouvernementalen Kunſt ließe ſich wenigſtens viel dagegen ſagen. Benjamin Franklin, vielleicht der praktiſchſte Kopf unter den Staatsmännern des vorigen Jahrhunderts, war der Meinung, daß die Sicherheit, die man in der Zahl der Räthe geſucht, nur für die Berathenden und nicht für die Berathenen gefunden ſei, indem die Schuld der Fehler am leichteſten von Mehreren getragen würde. Gewiß iſt, daß der ruhige, gemeſſene Gang des collegialiſchen Geſchäftsbetriebs die Erſchlaffung in gleichem Maaß begünſtigt, wie die bureaukratiſche die Uebereilung und die Willkühr. Wo die Ehre des Erfolgs ſo getheilt iſt, und die Verantwortlichkeit des Collegiums die Fahrläſſigkeit der einzelnen Räthe und ſelbſt ihre Willkührlichkeiten deckt, gewinnt der Schlendrian unvermerkt Raum. Indeß erfodert die Entſcheidung zwiſchen beiden Syſtemen eine tiefer eingehende Unterſuchung, als hier der Ort dafür iſt; nur wird im Allgemeinen bemerkt werden können, daß die bureaukratiſche Form ſich in dem Maaß nothwendig mache, in welchem die Gewalt ſich centraliſirt hat, und der Entſchluß nöthiger iſt, als die Berathung.

Das unbeſtreitbare Wohlbefinden des Volks unter den collegialiſchen Verwaltungen ſcheint bei dem Zuſtand, worin man dieſe oft verſunken ſieht, wahrhaft räthſelhaft. Vielleicht läßt es ſich wenigſtens zum Theil aus dem Umſtand erklären, daß ihre Entſcheidungen über dem Verdacht der perſönlichen Motive ſtehn. Von größerem Einfluß mag jedoch die Erfahrung ſein, daß Mehrere eher zur Milde geneigt ſind, als der Einzelne. Meiſtentheils befinden ſich in einem Collegium einige ältere Männer, welche die gute Wirkung derſelben in langer Erfahrung erprobt haben, und ſchon durch ihr Alter für ſie geſtimmt ſind. Ich ſage dieſes nicht, um die Löſung der Frage zwiſchen beiden Formen weiter zu führen; ich will dem Adminiſtrator nur die Nothwendigkeit bemerklich machen, in allen ſeinen Entſcheidungen die Milde verwalten zu laſſen.

Schon der charakteriſtiſche Unterſchied, welcher die adminiſtrative und die richterliche Juſtiz bezeichnet, gibt den Fingerzeig. Wenn der Richter nie vom ſtrengen Rechte weichen darf, ſo iſt dem Adminiſtrator in der Billigkeit das Feld zur Verſöhnung des Bedürfniſſes mit der Nothwendigkeit eröffnet. Die Adminiſtration muß dem ſteten Wechſel der Zeit und ihrer Forderungen folgen, und verfällt darum nur zu leicht dem Verdachte der Willkühr. Das Volk pflegt aber Alles, was von ihr ausgeht, auf die Perſönlichkeit der höchſten Gewalt zu beziehen, und erkennt in dem Schweren, das ihm zugemuthet werden muß, niemals das Unvermeidliche. Die Billigkeit iſt darum auch nirgends nöthiger, als wo es auf die Ausführung harter Maßregeln ankommt. Sie werden nur dadurch erträglich, daß in dieſelbe alle

Schonung des Einzelnen gelegt wird, welche mit dem Zweck des Ganzen vereinbar iſt. Die Strenge allein reicht in der Regierungskunſt ſo wenig aus, als in der Erziehung. Nur zu ſchnell hat man das Volk auf den Punkt getrieben, wo es in dem Zuſtand der Nothwehr gegen ſeine Regierung zu ſein glaubt. Alsdann findet es hundert Mittel, ihren Foderungen auszuweichen, bildet ſich aber auch allmählig in ihm eine heimliche Feindſchaft gegen ſie aus, die unendlich ſchwer wieder zu verſöhnen iſt. Unter allen Verhältniſſen muß es das höchſte Ziel der Verwaltung bleiben, der Regierung nicht nur die Achtung, ſondern auch die Liebe des Volks zu gewinnen.

Die Hauptſchwierigkeit der proviſoriſchen Verwaltungen von 1814 und 1815 war ohne Zweifel, eine Regierung erträglich zu machen, welche jeder Magie der Vergangenheit, ja ſogar aller ſtaatsrechtlichen Begründung ermangelte. Die Provinzen wurden geraume Zeit nach dem Eroberungsrecht und zum Vortheil der verbündeten Mächte überhaupt verwaltet. Sogar als es für Rechnung Einzelner unter ihnen geſchah, lag die Zukunft des Landes noch im Dunkeln. Wie tief die Ungewißheit eines ſolchen Zuſtands eingreift, davon habe ich im Jahr 1815 die Erfahrung gemacht. Als das Schickſal des Königs von Sachſen noch auf der Spitze der Unterhandlungen ſchwebte, befand ſich das Hauptquartier ſeines Armee-Corps in der Hauptſtadt meines Verwaltungs-Bezirks, und die Kunde von dem Vorſchlag, dem Monarchen eine Entſchädigung am Rhein, mit Bonn als Reſidenz, anzuweiſen, war ſchnell bis zu uns gedrungen. Mein Entſchluß ſtand feſt, das Land zu verlaſſen, wenn dieſer Gedanke zur Ausführung kommen ſollte. Auch den meiſten andern höhern Beamten dürfte nichts übrig geblieben ſein, als meinem Beiſpiel zu folgen. Man mußte den Männern Platz machen, deren Treue ſich im Unglück des künftigen Souveräns ſo herrlich bewährt hatte. Würd' es ihm doch ſchwer genug geworden ſein, ſie Alle zu verſorgen. Es war darum auch ſchon für unſre nächſten Zuſtände eine Wohlthat, daß die Gewalt der Ereigniſſe der unglücklichen Verhandlung eine Ende machte. Dennoch darf ich behaupten, daß dieſe Ungewißheit eine Annäherung zwiſchen den proviſoriſchen Gewalten und dem Volk herbeigeführt hat, die zur wahren Anhänglichkeit wurde, und den verewigten Geheimen Rath Sack, als er bald darauf eine andere Beſtimmung erhielt, lang und ſchmerzlich vermiſſen ließ.

Die Umſtände, unter welchen die proconſulariſchen Länder ihren neuen Gebietern zufielen, konnten überhaupt für den glücklichſten Regierungs-Antritt unmöglich günſtiger liegen, als zur Zeit des Friedens von 1815. Das franzöſiſche Centraliſations-Syſtem hatte alle provinziellen Bedeutungen zerſtört. Der ganze Aufwand ſeiner Anſtrengungen war nur darauf gerichtet geweſen, die letzten Hülfsmittel des Lands für das verzweifeltſte Kriegsſpiel auszubeuten. Aber auch früher, auf der Mittagshöhe von Napoleons

Macht, hatte man ſich vorzugsweiſe mit jenen coloſſalen Unternehmungen beſchäftigt, deren Gedanke allein ſchon einen blendenden Glanz auf die Regierung warf, deren Ausführung aber erſt nach den Aufopferungen und Anſtrengungen vieler Jahre für die National-Wohlfahrt fruchtbar werden konnte. Die Präfectur-Verwaltungen hatten weder Sinn, noch Einſicht, noch Zeit für die vielen inneren Verbeſſerungen, welche keinen ſchnellen Ruhm abwerfen, aber treulich fortgeſetzt, den öffentlichen Wohlſtand und das Bürgerglück allmählig auf eine Höhe erheben, daß das Land nach einigen Decennien kaum mehr zu erkennen iſt. Für geiſtige und religiöſe Bildung war ſo gut, wie nichts, geſchehen. Ein eiſernes Prohibitiv-Syſtem hatte eine künſtliche Manufactur-Induſtrie geweckt, die mit ihm zuſammen fiel. Der ganze Handel lag darnieder, und die Speculation bewegte ſich nur zwiſchen den Möglichkeiten von Krieg und Frieden. Mehrere der wichtigſten Bevölkerungs-Klaſſen hatte der Nationalſtolz der Franzoſen und die bewußtloſe Fortwirkung der Revolutions-Ideen in dem kaiſerlichen Deſpotismus ſo niedrig, als möglich, gehalten. Zuletzt blieb das Land noch mehrere Jahre lang ſämmtlichen Laſten der militäriſchen Beſetzung unterworfen, die bei aller Schonung des Volks doch immer ſehr drückend ſind. Es war wenigſtens ein halber Kriegszuſtand, und Jedermann des Kriegs und der Ungewißheit müde. Der Friede allein ſchon galt für einen ſo großen Gewinn, daß man kaum nach weiter fragte. Wie viele große Hoffnungen erfüllten damals überhaupt die Herzen der Völker! Wie auch die Entſcheidung gefallen, man erwartete nur das Beſte von der Zukunft. Welches friſche Leben eröffnete ſich jeder Thätigkeit in der neuen Begründung aller Zuſtände, die die Bedingung einer langen Dauer in ſich zu tragen ſchienen! Was war nicht für eine einſichtsvolle, thätige, gewiſſenhafte Regierung in Ländern zu thun, welche die Verſehung mit jeder Anlage zu der glänzendſten Entwicklung der National-Wohlfahrt in materiellem Reichthum, wie in geiſtiger Bildung geſegnet hatte! Und alles dieß zu einer Zeit, wo man damit anfangen konnte, viele Millionen für Feſtungsbauten in Umlauf zu ſetzen und noch größere Summen aus den Rückfoderungen an Frankreich unter Gemeinden und Einzelnen zu vertheilen!

Wenn ich mir ein ſolches Land im Allgemeinen denke, ohne Rückſicht auf die Provinz, deren Zuſtände während der Uebergangs-Periode von 1814 auf 1816 meinen Erfahrungen größtentheils zu Grunde liegen, ſo muß ich zuerſt die Frage ſtellen: ſoll die neue Provinz nach den Formen des alten Staats oder nach ihren bisherigen regiert werden?

Es kommt dabei keineswegs auf die Abwägung des Werths beider Formen gegen einander an. Wie bei den Zuſtänden der Einzelnen, iſt auch hier Alles relativ, und der Vorzug einer politiſchen Form kann ſchon durch den einzigen Grund entſchieden ſein, daß ſie beſteht, und das Volk an ſie gewöhnt iſt. Welche Mängel ſie haben mag, eine Radikal-Aenderung erſcheint immer bedenklich; denn wo die Gewohnheit waltet, fehlt die Zufriedenheit nicht. Das Werk der Verbeſſerung darf darum nicht aufgegeben werden. Was geſchieht, muß nur allmählig geſchehen. Je weniger das Volk von der Aenderung bemerkt, die mit ihm vorgeht, deſto beſſer iſt es.

Man dürft' es für überflüſſig achten, Wahrheiten, die ſo nahe liegen, auszuſprechen, wenn ſie jedem Standpunkt genügen könnten. Macht ſich aber das Bedürfniß der möglichſten Centraliſation der Staatskräfte geltend, ſo erſcheint Alles anders. Schon das finanzielle Moment, welches heutzutag ſo große Gewalt ausübt, verlangt ſein Recht; denn es läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß diejenige Regierungsform die wohlfeilſte iſt, die aus dem Mittelpunkt heraus unmittelbar auf alle Räder der Staats-Maſchine wirkt, und ſie in gleich raſcher Bewegung hält.

Gebieteriſcher iſt die Rückſicht auf die Vergrößerung der Macht und deren Elaſticität, wie ſie unläugbar durch die Concentration aller ſeiner Kräfte in dem Mittelpunkt des Staats gewonnen wird. Aeußere Verhältniſſe und innere Bedingungen ſeiner Lage können eine ſolche Steigerung unabweislich verlangen. Alsdann iſt die Sache keine Frage mehr, weil ſich der Erhaltung des Staats jede andre Rückſicht unterordnen muß. Machen ſich aber auch keine ſolche Nothwendigkeiten geltend, ſo darf man dem innern Werthe der Verwaltungsform und der Geſetzgebung doch kein entſcheidendes Gewicht beimeſſen. Wo zwei Länder durch Sieg und Unterhandlungskunſt vereinigt worden ſind, liegt das natürliche Uebergewicht des Beſtands auf der Seite des Erwerbenden und nicht des Erworbenen.

Hat ſich die Meinung indeß ſolcher Fragen einmal bemächtiget, ſo kann die innere Politik ihre Erwägung nicht ganz ablehnen. In unſerer Zeit vollends, welche das Centraliſations-Syſtem auf den höchſten Punkt getrieben, treten immer einige Haupt-Momente hervor, die Beachtung verdienen; und wär' es auch nur, um den Conflikt zu erklären, der zwiſchen dieſem Syſtem in ſeiner ſchärfſten Durchführung und den öffentlichen Freiheiten unvermeidlich iſt.

Zuerſt wird man behaupten dürfen, daß der Nutzen der Centraliſation im umgekehrten Verhältniß zu der Größe des Staats ſei. Hat auch eine der erſten Mächte unſerer Zeit dieſes Syſtem zur Grundlage ihres Aufſchwungs gemacht, ſo iſt es ihr damit doch nicht gelungen, die Verſchiedenheit der Beſtandtheile von Frankreich, ſelbſt nach Jahrhunderten ihrer Vereinigung, auszugleichen. Jedesmal, und bis auf unſere Tage, wenn das franzöſiſche Volk durch irgend ein großes Intereſſe aufgeregt war, ſind die provinziellen Unterſchiede rivaliſirend und trennend hervorgebrochen. Ja, man darf mit großer Wahrſcheinlichkeit vorausſagen, daß eine Zeit kommen müſſe, und daß ſie ſchwerlich ferne ſei, wo die alten provinziellen Maſſen des Landes ſich wieder von einander ablöſen und nach mehr oder weniger Selbſtſtändigkeit ſtreben werden.

Die Centraliſations-Frage ſtellt ſich überhaupt ganz anders für Denjenigen, der die unauslöſchliche Nachwirkung der Urzuſtände in dem Leben der Völker mit Klarheit erkannt hat. Ihm dringt ſich vor allen Dingen die Erwägung auf, ob eine feſte Verbindung verſchiedener nationalen Beſtandtheile, mit Erhaltung ihrer Eigenthümlichkeiten, blos durch das gemeinſame conſervative Bedürfniß, nicht ihrer Verſchmelzung vorzuziehen ſei, welche ſich doch nie bis zur gänzlichen Verwiſchung aller Verſchiedenheit in hiſtoriſchen Erinnerungen, in Sprache und Sitten, in Geſetzen und adminiſtrativen Formen erreichen läßt. Gewährt eine ſolche Verbindung auch nicht die dynamiſchen Vortheile der Centraliſation, ſo ſind die moraliſchen deſto bedeutender. Das allgemeine Bewußtſein, daß der Beſtand des Ganzen nur durch das feſte und treue Zuſammenhalten der einzelnen Theile geſichert iſt, ruht auf dem Gefühl der Letzten, daß ſie für die politiſche Selbſtſtändigkeit zu ſchwach ſeien. In den höchſten Gefahren des Staats wird darum mehr auf Anſtrengungen gerechnet werden dürfen, welche ſich auf ein klar erkanntes Intereſſe gründen, als auf ſolche, die nur der Centraliſationszwang hervorgerufen. Wie klug eine Regierung, wie ſchonend ſie ihn auch durchführen mag, es kann nicht ohne Aufopferung alles individuellen und eigenthümlichen Volkslebens, und daher nicht ohne Mittel geſchehen, gegen die ſich das National-Gefühl früher oder ſpäter empört. Nur eine eiſerne, durch Jahrhunderte feſtgehaltene, Conſequenz könnte vielleicht die Aufgabe löſen. Ich ſage vielleicht; denn die unnatürlichen Mittel, welche man verſucht und bis zur Ausrottung der Sprache getrieben hat, beweiſen die Schwierigkeit des Unternehmens und das Mißlingen auch damit ſogar ſeine Unmöglichkeit.

Mag ſich das Centraliſations-Syſtem aber auch im Glück des Staats bewähren; im Unglück treten ſeine Nachtheile nur um ſo ſtärker hervor. Unſre Zeit hat wiederholt zwei große Erfahrungen gemacht, welche für ſeine Würdigung nicht überſehen werden dürfen. Die Eine zeigte ſich jedesmal bei kriegeriſchen Invaſionen. Von dem Augenblick an, da der Feind die Hauptſtadt in Beſitz genommen, war der centraliſirte Staat in allen ſeinen Gliedern gelähmt. Einer ſelbſtſtändigen Bewegung völlig entwöhnt, fielen die Provinzen gleichſam auseinander, und befanden ſich in gänzlicher Unvermögenheit, eine eigene Richtung zu finden. Sie waren von da an allen Zufällen Preis gegeben, welche von dem Wechſel vorübergehender Gewalten unzertrennlich ſind, und ſelbſt eines der Hauptvortheile der Centraliſation, daß die Laſten der einzelnen Landestheile von allen übrigen mitgetragen werden, verluſtig geworden.

Noch wichtiger für das ganze Staatsleben iſt vielleicht die andre Erfahrung. Die Hauptſtadt gewinnt durch die Centraliſation ein Uebergewicht über das ganze Land, welches bei innern Unruhen Alles von ihrer Entſcheidung abhängig macht. Wie ſchwach, wie verächtlich eine Faction an ſich ſein mag, gelingt es ihr, ſich in den Beſitz des Mittelpunkts zu ſetzen, ſo iſt ſie wenigſtens ſo lang, als ſie ihn feſt zu halten vermag, Herrin des Staats. Haben wir doch mehr, als einmal, erlebt, daß Umwälzungen ganzer Reiche, für die in den Provinzen keine Grundlage und keine Sympathie war, blos durch die Regierungs-Aenderung in der Hauptſtadt vollzogen wurden und die immenſe Mehrzahl der Staatsbürger nur durch die Zeitung erfuhr, daß ihr ganzes inneres Staatsrecht geändert worden war. Man ſollte denken, eine einzige Erfahrung der Art müßte für Regierende und Regierte gegen allen Gewinn des Centraliſations-Syſtems entſcheidend ſein.

Es iſt überhaupt in der Natur dieſes Syſtems, daß ſeine Vortheile und Nachtheile von allgemeiner Wirkung ſind. Jeder Druck auf die Regierungs-Maſchine theilt ſich allen Punkten des Staats mit. Die Verwaltung kann keinen Fehler machen, ohne daß man ihn überall empfindet, der Volksgeiſt von keiner falſchen Richtung ergriffen werden, ohne daß ſich die Anſteckung ſchnell verbreitet. Wo ſich die einzelnen Beſtandtheile des Staats einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit erfreuen, bleiben alle dieſe Uebel iſolirt. Sie ſind daher leichter zu heilen und werden nie für das Ganze gefährlich.

Endlich iſt aber auch kein Zweifel, daß in einem großen

Staate, wo die einzelnen Theile der Bevölkerung durch geiſtige Eigenthümlichkeit und vielleicht ſelbſt durch Sprachen unterſchieden ſind, die Centraliſation im heutigen Sinne ſich zwar einführen, aber ſchwerlich für die Dauer behaupten läßt. Wenigſtens müßte Alles grundlos erſcheinen, was die Welt bisher als erſte Bedingung von Verfaſſung und Geſetzen angenommen hat, daß ſie dem Character der Zeit und des Volks, ſeinem Geiſt und ſeinen Sitten angemeſſen ſeien. Die Bearbeitung einer neuen Geſetzgebung wäre ſonſt eine ſo leichte Aufgabe, als der Entwurf von Staats-Verfaſſungen ſo oft in unſern Tagen genommen worden iſt. Nur der Revolutions-Schwindel mag ſich dem Wahn überlaſſen, daß die Regeneration eines Volks durch den Umſturz ſeiner Verfaſſung vollendet ſei. Warum iſt denn jede gewaltſame Revolution nur die Mutter einer andern Revolution? Der Grund liegt nahe. Sie hatten alle nicht Zeit gewonnen, Staatsrecht und bürgerliches Recht in Einklang zu bringen.

Wenn es daher für einen großen, aus verſchiedenen Nationen zuſammengeſetzten, Staat keine Verfaſſung geben kann, die für alle paßt, ſo lang die gemeinſchaftliche bürgerliche Geſetzgebung nicht gefunden iſt, auf welche ſie begründet werden muß, ſo ſcheint das Centraliſations-Syſtem für denſelben völlig unanwendbar.

In der That, die Frage iſt gar zu wichtig und in unſerer Zeit doppelt nöthig, ſie in's Klare zu ſetzen. Es wird daher der Mühe werth ſein, das Centraliſations-Syſtem noch von einigen andern Seiten zu beleuchten.

Zuerſt möcht' ich den Irrthum aus dem Weg räumen, daß ſich der Despotismus Seiner am liebſten bediene. Die Geſchichte ſchon ſpricht dagegen und einige Beiſpiele von Centraliſation und Despotismus, die wir neben einander geſehen, ſollen uns nicht irre machen. Auch wo ein hoher Verſtand an der Spitze ſteht, iſt der Irrthum nicht ausgeſchloſſen, und am allerwenigſten, wenn ſich eine ſtarke Willenskraft mit ihm vereinigt. Dieſer Verbindung ſagt die Centraliſation ſehr zu; das iſt nicht zu läugnen. Aber ich könnte mir einen höhern Despotismus denken, als den der Gewalt. Er würde das Geheimniß ſeiner Kraft als ihr erſtes Mittel betrachten und das Erhalten für eine größere Aufgabe anſehen, als das Erwerben. Ein ſolcher Despotismus müßte vor der Centraliſation zurückſchrecken; denn ſie iſt die höchſte Publicität aller Regierungsmittel und aller Staatskraft. Wie ſehr man ihr Detail auch verbergen mag, vor dem tiefer Blickenden liegen ſie offen. Ich will die Bedeutung dieſes Moments durch ein Beiſpiel erklären. Das franzöſiſche Finanzweſen vor der Revolution war ein Chaos, welches Niemand zu durchblicken vermochte. Mit der Entſchiedenheit, die ein Mann, der ſeines Fachs Meiſter iſt, gern in ein andres, ihm neues, hinüber trägt, hatte Necker durchgeſchnitten. Es gelang ihm, die Finanzen zu centraliſiren und damit wenigſtens den Zuſtand der Dinge in dem Haupt Reſultat zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Im Grunde war damit nicht viel geſchehen; nur der Haß gegen den Hof konnte in den Einzelnheiten ſeines Compte rendu Nahrung finden. Erſt als das centraliſirte Frankreich ſeinen Kammern ein vollſtändiges Büdget vorlegte, öffneten ſich die Finanz-Verhältniſſe des Staats dem tiefern Beurtheiler, und wurden die Werke von d'Ivernois möglich, welche das engliſche Cabinet vielleicht mehr, als Alles Andre, in ſeiner Ausdauer gegen Napoleons Macht beſtärkt haben.

Sobald man anfängt, den Haushalt eines Staats zu prüfen, iſt es um alle Billigkeit gegen ſeine Regierung geſchehen. Das Recht allein iſt alsdann der Maßſtab. Wer will aber mit einer großen Regierung rechnen, die unter ihrem Scepter ein Aggregat der verſchiedenartigſten Völker, Sprachen, Verfaſſungen und Geſetzgebungen vereinigt? Die Kenntniß des ganzen Details iſt hier eine Unmöglichkeit; befindet ſich doch die Regierung ſelbſt nur ſo weit in deren Beſitz, als die Haupt Reſultate der ſämmtlichen Verwaltungen in ihrer Hand zuſammen laufen. Staaten der Art halten die heftigſten Erſchütterungen von Außen aus; und eine Revolution in ihrem Innern iſt nicht möglich. Ihr Untergang liegt nur in ihrer Auflöſung.

Mit allem Dieſem ſoll jedoch nicht geſagt ſein, daß das Syſtem der Nicht Centraliſation das wahre Syſtem des Despotismus ſei. Im Gegentheil. Der Despotismus hat ſich nie auf die Achtung vor dem Individuellen in Abſtammung, Sprache, Sitten und Geſetz der Völker gegründet. Wollte man aber auch Gewicht darauf legen, daß der nicht centraliſirte Staat ſchwächer ſei, ſo würde der Nachtheil durch die politiſche Anerkennung des Beſſern im Menſchen weit aufgewogen werden. Ich kann übrigens dieſe Schwäche nicht einmal zugeben. Die Centraliſations-Macht, die auf Koſten alles Individuellen gewonnen wird, iſt eine künſtliche Macht. Sie iſt die äußerſte Anſtrengung aller Staatskräfte und damit ſchon jeder conſervativen Eigenſchaft verluſtig geworden. Auch in der Zeit ihrer ganzen Schnellkraft weicht die Gefahr nicht von ihr, plötzlich im Mittelpunkt gefaßt und durchaus gelähmt zu werden. Man könnte darum die beiden Syſteme den mythologiſchen Bildern der Schlange Pytho und der Hydra vergleichen. Nur der Letzten ſind für jeden abgehauenen Kopf zween neue Köpfe nachgewachſen.

Ich muß auf die Stärke zurückkommen, die ein Volk durch die Achtung gewinnt, mit der es von ſeiner Regierung behandelt wird. Seine Kraft iſt ihr auch allein dafür gewidmet, und bleibt ihr unter allen Umſtänden getreu. Die moraliſche Gewalt läßt ſich nur durch die moraliſche Gewalt beherrſchen, und die Geſchichte predigt auf allen Blättern ihres Buchs, daß noch jede politiſche Größe an der Menſchen-Verachtung geſcheitert iſt, auf die ihr Syſtem gebaut war.

Ich habe zuvor ſchon die Schwierigkeit, bürgerliches Geſetz und Staats-Verfaſſung in Einklang zu bringen, als das Hinderniß bezeichnet, Revolutionen zu beendigen. Man hat Buonaparten zu voreilig als den Meiſter begrüßt, welchem die Löſung dieſer Aufgabe durch ſeinen Codex gelungen ſei. Das Schickſal der ſpätern Regierungen beweiſt, daß ihm damit zu viel Ehre widerfahren iſt. Gewiß lag es nicht in ſeiner Abſicht; aber ſeine Geſetzgebung verläugnete die republikaniſche Epoche nicht, aus der ſie hervorgegangen war. Sie reichte für den monarchiſchen Staat nicht länger hin, als eine perſönliche Gewalt auf dem Throne ſaß, welche den Despotismus, ſo zu ſagen, Kraft beſonderer Vollmacht der Vorſehung, ausübte. Auch bei allen übrigen Fehlern ſind die Bourbons nach ihm nur darum ſo ſchnell gefallen, weil ſie in der Geſetzgebung keine Stütze fanden. Aber die Behauptung wird auch ſchwerlich zu kühn ſein, daß Frankreich die monarchiſche Verfaſſung aufgeben oder ſeine Geſetzbücher weſentlich abändern muß.

Eine ähnliche Schwierigkeit wird ſich jedesmal herausſtellen, wo die Concentration der Staatskräfte durch das Maß derſelben geboten iſt, und eine neu erworbene Provinz nicht in der ganzen Eigenthümlichkeit ihrer Verfaſſung und ihres bürgerlichen Rechts fortbeſtehen kann. Man will die Achtung vor dem Nationalen und Gewohnten mit den Nothwendigkeiten des erwerbenden Staates vereinigen, und doch iſt die erſte Frage, welche gelöſet werden muß: ſoll die neue Erwerbung mit Aufopferung aller ihrer Eigenthümlichkeiten auf einmal mit dem alten Staat verſchmolzen werden, oder ſoll es nur allmählig geſchehen?

Ich will der zweiten Frage zuerſt nahe treten; die Beantwortung der erſten wird dadurch leichter werden. Sie ſtellt ſich auch gleich in einer Alternative dar. Soll die Organiſation der neuen Provinz mit der Verwaltungs-Form, oder ſoll ſie mit der Geſetzgebung beginnen?

Die Frage iſt ſehr wichtig; denn überall, wo politiſche Zuſtände eine feſte Begründung gewonnen, iſt es nur dadurch geſchehen, daß ſich Verwaltungs- und Juſtiz-Verfaſſung gegenſeitig durchdrungen, geſtützt und gefördert hatten. Jede Aenderung iſt hier Trennung und greift in das ganze Volks- und Staatsleben ein. Um ſo natürlicher ſcheint es, daß mit dem Leichtern begonnen und allmählig zu dem Schwerern übergegangen werde. Und dann iſt auch kein Zweifel, daß die Verwaltungs-Form zuerſt geändert werden muß. Liegt es ja doch ſchon in ihrer Bezeichnung als Form, daß ſie nicht das Weſentliche ſein kann. Wirklich iſt ſie auch nichts Andres, als die Ordnung des äußern Verhältniſſes zwiſchen den Regierenden und den Regierten, deſſen Begründung überall voran zu geben hat, wo eine heilſame Einwirkung der Erſten auf die Letzten bezweckt wird.

Ja, die Aenderung der Verwaltung iſt das Leichteſte. Das Volk wird wenig davon inne, ſobald nur das Abgaben-Syſtem geſchont wird, welches ſeine innern Zuſtände allein berührt. Leicht paßt ſich ihr dieſes ſo lange an, bis ſie mit der neuen bürgerlichen Geſetzgebung conſolidirt iſt. Ueberhaupt erſcheint dem Volk jede Aenderung in der

Verwaltung willkommen, weil es ſie nur in dem Perſonal-Wechſel der Organe der Staats-Gewalt ſieht, der von ihr unzertrennlich iſt. Der Liebe, der Hoffnung und dem Haß eröffnet ſich das weiteſte Feld damit, und was kann ſchwer ſein, wenn die Arbeit ſolche Helfer hat?

Es gibt hier nur Eine Schwierigkeit. Wo eine neue Verwaltungs-Form auf eine, ihr fremde, bürgerliche Geſetzgebung geſtellt werden ſoll, bedarf es für Diejenigen, welche die Aenderung zu bewirken haben, einer genauen Kenntniß dieſer Geſetzgebung. Hieran hat es faſt überall gefehlt, wo in den letzten fünfzig Jahren Länder neu organiſirt worden ſind. Die Mißgriffe der Organiſation wurden zu Gebrechen der Verwaltung ſelbſt, und man kam nicht leicht irgendwo zur gerechten Würdigung eines Adminiſtrations-Syſtems. Nachdem man Alles verſucht hat, iſt man in den Hauptgrundſätzen noch überall weit auseinander.

Dennoch mag man hier vielleicht einen der Fälle erkennen, wo die Weisheit mit dem Schweren beginnen muß. Die Nothwendigkeit würde dann in der Schwierigkeit ſelbſt gefunden werden; denn nirgends ſchneidet eine Aenderung tiefer in das Herz des Volks ein, als wo ſie ſeine eigenen Beziehungen unter ſich berührt. Alle dieſe Zuſtände ſind durch die bürgerliche Geſetzgebung geordnet, ſogar die verletzlichſten unter ihnen, die Eigenthums-Verhältniſſe. Die Aenderung iſt hier ſo ſchwierig, daß ſie ſich nicht ohne Hülfe vollbringen läßt. Wo aber wäre dieſe anders zu ſuchen, als in der Verwaltung, der einzigen, organiſirenden Kraft im Staate? Man wird einwenden, daß die Adminiſtration, welche im Sinn der neuen Geſetzgebung eingerichtet iſt, die beſte Hülfe für ſie ſei. Man würde dieß ohne Bedenken zugeben dürfen, wenn eine ſolche Verwaltung ſchon conſolidirt ſein könnte. Wie wäre dieſes aber möglich, da ſie ſich nur durch die bürgerliche Geſetzgebung zu conſolidiren vermag? So liegt es nahe genug, daß dieſe vorangehen und die Grundlage der Verwaltung bilden muß. Eine Aenderung in der bürgerlichen Geſetzgebung raubt der Letzten nur die Kraft, deren ſie bedarf; aber indem ſie ſich Zeit nehmen will, ſich zu conſolidiren, befeſtigt ſich die bürgerliche Geſetzgebung durch ihren Einfluß auf ſie, und die Macht, welche das Werkzeug der Veränderung werden ſoll, iſt unvermerkt die Stütze des alten Zuſtands geworden.

Auf welche Seite ſich jedoch das Uebergewicht der Entſcheidung aus allgemeinen Gründen neigen wolle, immer bleibt es eine Frage der Convenienz und der Opportunität. Und dann mag die Rückſicht überwiegend werden, welche Verwaltungs-Form der neuen Regierung beſſere Bürgſchaften gewähre, die des alten Staats oder die der erworbenen Provinz. In jedem Fall iſt es von der erſten Wichtigkeit, alle widerſtrebenden Kräfte der neuen Ordnung zu beſeitigen, oder wenigſtens zu lähmen. Bei dem heutigen Zuſtand der Dinge findet die erwerbende Regierung den erſten und gefährlichſten Widerſtand in den Organen der Landesgeſetzgebung. Richter und Sachwalter ſehen voraus, daß dieſe ſich früher oder ſpäter ändern muß, und eine Art von Zernichtung ihrer ſtaatsrechtlichen Stellung nicht ausbleiben kann. Wie ſollten ſie nicht Alles daran ſetzen, dieſe Aenderung zu hindern? Vertraut mit den geſetzlichen Grenzlinien jedes Widerſtands ſind ſie im entſchiedenſten Vortheil gegen die neue Staatsgewalt, die auf einem, ihr noch fremden, Boden ſteht. Nur die Aenderung der ganzen Geſetzgebung zerſtört dieſes Uebergewicht von Grund aus, und die einflußreichſten Männer ſind plötzlich auf ihre perſönlichen Mittel zurückgeworfen.

Offenbar gewährt die Verwaltungs-Form, die auf die Centraliſation aller Staatskraft berechnet iſt, jeder großen Aenderung im Staatsleben die beſte Hülfe. Indem aber hier Alles auf die Tüchtigkeit der adminiſtrativen Organe ankommt, tritt dieſen ſogleich das Mißtrauen und die Selbſtſucht entgegen. Das Mißtrauen, weil man es für gefährlich hält, die Männer der frühern Regierung in den Geſchäften zu laſſen; die Selbſtſucht, weil das erwerbende Volk in den öffentlichen Aemtern eine Art von Entſchädigung für die Aufopferungen finden will, welche die Erwerbung des neuen Landes gekoſtet. Wie wirkſam ſich die letzte Triebfeder ſchon manchmal gezeigt hat, ſo kann hier doch keine Rückſicht auf ſie genommen werden, da die gewöhnlichſte Regierungs-Klugheit vermeiden muß, neue Unterthanen auf dieſe Weiſe zu kränken. Jene Gefahr aber iſt unerheblich. Es liegt in der Natur des centraliſirten Staats, daß die Organe ſeiner Verwaltung nicht bei dem Volke beliebt ſein können. Ihre Kraft ruht in der Regierung, und nicht im Volk; daher ſie ſich auch überall nur an die Regierung anſchließen. Anders iſt es bei Richtern und Sachwaltern. Sie haben ihre Baſis in dem Geſetz, welchem alle Volkszuſtände unterworfen ſind, und bilden die Vermittler in jeder Verwicklung derſelben. Daß ſie aller Aenderung dieſer Bedingungen ihrer politiſchen Exiſtenz entgegen ſein müſſen, liegt in der Natur der Dinge und nicht in der Verkehrtheit ihrer Geſinnungen.

Ueberall, wo die engſte Verbindung zwiſchen dem alten und dem neuen Lande bezweckt wird, entſcheidet ein anderes Moment für die Aenderung der Geſetzgebung. Nur durch ſie iſt diejenige Verſchmelzung ſämmtlicher Intereſſen der neuen und der alten Unterthanen möglich, welche ſie gleichſam zu Einem Volke macht. Die Verwaltungs-Form vermag hier wenig, da ſie nur das Verhältniß der Regierten zu den Regierenden ordnet, die bürgerliche Geſetzgebung Alles, weil ſie aufs tiefſte in die innerſten Volkszuſtände eingreift. Für manche Vorſtellungen mag dieß durch das Gleichniß klar werden, daß die erſte in ſenkrechter Richtung und die zweite in wagerechter wirke. Gewiß iſt, daß überall, wo für die Dauer gebaut wird, die Arbeit nur in der letzten zweckmäßig vorſchreitet, weil die erſte damit gleichſam von ſelbſt geſchieht.

Wenn nun mit den bürgerlichen Geſetzen begonnen werden will, ſo entſteht die Frage, ob die alte Geſetzgebung auf einmal durch einen großen Akt für ungültig erklärt und durch eine neue erſetzt, oder ob dieſe nur allmählig eingeführt werden ſoll?

Der letzte Weg ſcheint der politiſchen Weisheit, welche die großen Schläge gern vermeidet, am beſten zuzuſagen. Unſere Zeit hat jedoch eine Erfahrung gemacht, die nicht überſehen werden darf. Es iſt wirklich nicht zu viel behauptet, daß ſchwerlich jemals eine neue Geſetzgebung ſchneller Grund gefaßt, tiefere Wurzel geſchlagen und die Volksgunſt allgemeiner gewonnen hat, als die Napoleon'ſche. Wohl mag das tiefgefühlte Bedürfniß eines, von Grund aus revolutionirten, Volks, nach Jahre langer Unſicherheit aller Zuſtände wieder einmal zu einer feſten, geſetzlichen Ordnung zu gelangen, nicht ohne großen Einfluß darauf geweſen ſein; wie hoch man aber auch die Mitwirkung einer durchaus centraliſirten Staats-Verwaltung und der Energie des Mannes anſchlagen mag, der an ihrer Spitze ſtand, die Erſcheinung bleibt gar zu auffallend, daß die neue Geſetzgebung in ſo wenigen Jahren, ſelbſt unter wiederholten Thron-Revolutionen, ſämmtlichen Parteien als das Palladium erſcheinen konnte, das dem Staat unter jedem Wechſel der Grund-Verhältniſſe zur Rettung übrig blieb.

Wenn man weiß, welche zahlreichen Spezial-Rechte in Frankreich der Einführung einer allgemeinen Geſetzgebung, die gar kein hiſtoriſches Recht anerkannte, als Opfer fallen und wie viele Eigenthums-Verhältniſſe dadurch geändert, ja zerſtört werden mußten, ſo kann man ſich die ſchnelle Begründung der Napoleon'ſchen Geſetzgebung in den Gewohnheiten und ſelbſt in der Liebe eines großen Volks kaum erklären; denn daß es nicht der legislatoriſche Werth an ſich iſt, wird keines Beweiſes bedürfen. Wie kommt es, daß das Werk erleuchteter Regierungen, welche mit der wohlwollendſten Geſinnung und den ſanfteſten Händen eine mangelhafte Geſetzgebung allmählig durch eine beſſere zu erſetzen ſuchten, nirgends gelungen iſt, und daß ſie, ſtatt Danks und Anhänglichkeit, überall nur Unzufriedenheit, ja Abneigung geerndtet haben?

Der Grund liegt vielleicht näher, als man vermuthen mag. Die Schwierigkeit, die neuen Beſtandtheile den alten anzupaſſen, und die Verlängerung der Ungewißheit, welche dadurch in alle Rechtszuſtände kam, konnte nicht ohne Einfluß bleiben. Am tiefſten mag jedoch die Vergleichung zwiſchen dem Alten und dem Neuen gewirkt haben, die immer zum Nachtheil des Letzten ausfällt, weil das Alte die Kraft des Beſtandes und die Gunſt der Gewohnheit für ſich hat. Der volle Werth neuer Geſetze kann ſich erſt bewähren, nachdem ſie ihren ganzen Raum gewonnen haben. Schon die allgemeine Unvollkommenheit, welche ſich von keiner menſchlichen Schöpfung trennt, ſetzt jede neue Inſtitution dem Tadel aus, und die Feindſeligkeit gegen ſie wächſt mit der Zahl der perſönlichen Intereſſen, die dabei ins Spiel kommen, an Leidenſchaftlichkeit und Hartnäckigkeit. Wie ſchon Oben berührt worden, ſo iſt dieß ganz beſonders bei der Einführung neuer Geſetzgebungen der Fall, welche die politiſche Exiſtenz ſo vieler gebildeten und einflußreichen Männer in ihrem tiefſten Grund bedrohen. Man bietet alle Mittel der Preſſe gegen ſie auf, und da das Privat-Intereſſe, welches überall auf Sympathien rechnen kann, wo es der Uebermacht zu erliegen ſcheint, auf dem Felde der Publizität immer mit vortheilhaftern Waffen kämpft, als das öffentliche, das keine Stütze hat, als die Gerechtigkeit ſeiner Sache, ſo bildet ſich die Meinung allmählig gegen die Aenderung der ganzen Geſetzgebung mit einer Macht aus, die auch die entſchloſſenſte Regierung ſtutzig machen kann.

Indem man nun die Reform verzögern und eine beſſere Aufnahme derſelben von der Zeit erwarten will, ſtellen ſich alle Nachtheile der Proviſorien ein, welche ſo oft ſchon den Mangel an gouvernementaler Energie verbergen mußten. Die wiederholten parziellen Aenderungen und die Erwartung noch vieler andern erzeugen einen Zuſtand von Unſicherheit aller Verhältniſſe und damit von Unzufriedenheit, zu dem eine radicale Aenderung, welche mit ſchonungsloſer Raſchheit vorgenommen wird, keinen Raum läßt. Leicht iſt es, an dem Einzelnen zu mäkeln, und dieſes erſcheint häufig nur darum tadelnswerth, weil es noch iſolirt unter lauter fremdartigen Elementen ſteht. Auch das mittelmäßigſte Talent findet hier Gelegenheit zu kleinen Siegen; der Kampf gegen eine ganze, geſchloſſene Geſetzgebung hingegen iſt eine Aufgabe, an welche ſich nur die Kraft und die Einſicht der größten Geiſter wagen darf. So erklärt ſich die Erſcheinung, die man auch früher ſchon geſehen hat, daß die umfaſſendſten und ſchneidendſten Reformen ohne Gegner bleiben, während ſich gegen allmählige und kleine Aenderungen Schwärme von Feinden erheben.

Wendet man den Erfolg der Napoleon'ſchen Geſetzgebung auf die Löſung unſerer Frage an, ſo iſt kein Zweifel, daß eine Regierung ſich ihre Arbeit am leichteſten macht, wenn ſie die neue Geſetzgebung auf einmal an die Stelle der alten ſetzt. Aber dann muß ſie auch nicht vor der erſten Verwirrung zurückſchrecken, die in allen Rechtszuſtänden entſteht; ja, ſie muß ſchonungslos die Knoten zerhauen, welche ſich bilden werden. Vielleicht gehört eine eigentliche Revolution dazu, wenn eine ſo plötzliche Reform ausführbar und erträglich werden ſoll; gewiß bedarf es eines weit geringern Maßes von Gleichgültigkeit gegen die allgemeine Unzufriedenheit, um mit allmähliger Einführung der neuen Geſetzgebung den nämlichen Zweck, wenn auch langſamer, doch ſicherer und mit der möglichſten Schonung aller frühern Zuſtände, zu erreichen. Die Regierungs-Weisheit darf ſich in ihrem Gang nur nicht durch den Tadel und die Unzufriedenheit der verletzten Partikular-Intereſſen irre machen laſſen.

Entſcheidet man ſich indeß einmal für die allmählige

Einführung der neuen Geſetzgebung, ſo iſt damit auch die Frage über die Adminiſtrationsform gelöſt. Nur eine bereits conſolidirte Verwaltung kann das Geſchäft erleichtern, und es erſcheint ſchon als ein Vorzug der neuen Geſetze, wenn ſie ſich ihr willig anpaſſen. Wer wird in Abrede ſtellen mögen, daß die centraliſirte Verwaltung hiezu am tauglichſten ſei? Damit iſt auch ein mächtiger Grund für den Nutzen ihrer Erhaltung gewonnen, ſelbſt wenn ihr Prinzip ganz von der Adminiſtration des alten Staates abweicht. Indeß ſoll die Frage über den Nutzen der Centraliſation damit theoretiſch nicht entſchieden ſein. Man benutzt die Energie eines ſolchen Syſtems nur für die Periode, der Einführung der neuen Geſetzgebung. Hat dieſe einmal Wurzel gefaßt, dann mag es Zeit ſein, die Adminiſtration der Provinz mit der des Hauptſtaats in Einklang zu bringen. Es wird jetzt um ſo leichter werden, da die Aenderung kein Hinderniß mehr in der bürgerlichen Geſetzgebung findet, ſondern vielmehr auf ihren Beiſtand rechnen kann.

Ueberhaupt iſt die Elaſticität, welche das Regierungs-Geſchäft durch die Centraliſation der Verwaltung gewinnt, eine zu nützliche Macht, als daß der neue Beſitzer auf ſie früher, als es ſein muß, verzichten dürfte. Sie kommt ihm ganz beſonders zu Statten, um diejenigen Theile der öffentlichen Wohlfahrt, welche den Geiſt der Einwohner am ſicherſten gewinnen, zu wecken und zu begründen, ſie zu ordnen, zu heben und zu beſchützen.

Wie man auch beginnen mag, immer verlangt die Streitkraft der Provinz die erſte Sorge. Alsdann macht ſich aber auch die Gleichſtellung mit dem alten Staat unabweislich geltend. Eine Armee, die aus verſchiedenen Elementar-Inſtitutionen hervorgegangen iſt, hat in ihren Beſtandtheilen eine Ungleichheit der Kräfte, die ihre Stärke im Ganzen weſentlich ſchwächt. Das Organiſations-Syſtem der Armeen greift nicht tief in die Verwaltungsform überhaupt ein und die Geſchichte aller Staaten beweist, daß ſich ihr militäriſcher Zuſtand fortſchreitend und weſentlich verändert hat, während ihre Regierungs- und Verwaltungsform ſtationär geblieben iſt. Die Kriegsmacht des Staats bedarf der Verwaltungskraft deſſelben am meiſten, und indem ſie ſelbſt auf der ſchärfſten Durchführung der Centraliſation ihrer Beſtandtheile ruht, ſagt ihr die Centraliſation der Verwaltung ſchon wegen der natürlichen Verwandtſchaft zwiſchen Beiden zu. Läßt ſich doch die adminiſtrative Centraliſation nicht einmal ohne den Beiſtand der Waffen behaupten; während der nicht centraliſirte Staat ihrer völlig entbehren kann. Der Antheil, den die Bürger ſelbſt an der Verwaltung nehmen, bildet ihren Schutz. Freiſtaaten können ſich darum auch mit ſtehenden Armeen nicht für die Dauer erhalten.

Es iſt ein ähnliches Verhältniß mit dem Finanzweſen und ſeinen großen Hebeln, der Induſtrie und dem Handel. Schon daß die Centraliſation eines Finanz-Syſtems deſſen

Koſten vermindert, bleibt, wenn auch nicht immer ein entſcheidender, doch gewiß ein empfehlender Vorzug deſſelben. Seine elaſtiſche Kraft iſt aber auch nur mit ihr möglich, weil ſie aus der abſoluteſten Schonungsloſigkeit gegen die Bürger hervorgeht. Die Centraliſation centraliſirt gewiſſermaßen den Unmuth und die Unzufriedenheit und kehrt Beide gegen das Syſtem der Regierung und nicht gegen die Regierenden ſelbſt. Dieſer Unterſchied gewinnt in neu erworbenen Ländern eine große Bedeutung für das monarchiſche Syſtem. Es wirft die Mißſtimmung der Bürger auf die frühere Herrſchaft zurück, und läßt der Gegenwärtigen alle Neigungen, welche ſich an die Hoffnung einer beſſern Zukunft knüpfen.

Es liegt aber auch in der Centraliſation der finanziellen Kräfte des Staats ein conſervatives Element, das für den Beſitzſtand von doppeltem Werth iſt. Ein ſolches Finanz-Syſtem bedingt die ſchnellſte Circulation des beweglichen Vermögens und macht daſſelbe ſogar von dem leitenden Mittelpunkt abhängig. Wie aber in dieſem der ganze Schwerpunkt der Macht eines ſelbſtſtändigen Staats liegt, ſo iſt die Centraliſation der Finanzen des neuen Landes in dem Mittelpunkt des alten ein großes Mittel weiter für die feſte Vereinigung von Beiden.

Induſtrie und Handel empfangen von dem Finanz-Syſtem eines Staats einen großen Theil ihrer Kraft und erſtatten ſie ihm vielfach wieder. Je ſchneller und elaſtiſcher die Bewegung des Staats-Vermögens iſt, um ſo kräftiger gedeihen ihre Unternehmungen. Der Vorzug dieſer Centraliſation zeigt ſich aber beſonders in Demjenigen, was der Staat thut und unterläßt, um Handel und Induſtrie zu wecken, zu beſchützen und zu fördern. Sind Beide auch gleich nur ein ungeheures Räderwerk in einander greifender Intereſſen, ſo wird das Bedürfniß eines gemeinſchaftlichen Mittelpunkts, in welchem ſich ihre Verſchiedenheiten ausgleichen, deſto größer. Nur in dieſem iſt die Leitung im Vortheil Aller möglich; wo ſich die Macht mit den Partikular-Intereſſen verbindet, wird das Uebergewicht der Letzten immer ſchädlich.

Kunſt und Wiſſenſchaft ſind allgemeine Güter eines Volks und können auch nur aus ſeinem Mittelpunkt herausgefördert werden. Beide greifen aber ſo tief in ſeine wichtigſten Zuſtände ein, daß die Neigungen neuer Unterthanen nicht erfolgreicher gefaßt werden, als in ihrem Schutz und ihrer Förderung. Das Nützliche, das Nöthige hier zu thun, iſt ſchwerer, als man glauben mag. Wie ſanft auch die leitende Hand ſei, nachhaltig muß ihre Kraft immer, und oft muß ſie ſehr groß ſein. Hier kommt es mehr, als irgendwo, darauf an, daß Alles, was geſchieht, in Einem Geiſt geſchehe. In Sachen der Kunſt und der Wiſſenſchaft iſt nur Ein wahrer Weg, der zum Ziele führt; wer ihn einem ganzen Volk zu zeigen hat, kann ſeiner vollen Kraft keinen Augenblick entbehren.

Wenn nun Kunſt und Wiſſenſchaft, Handel und Induſtrie, Finanzweſen und Streitkraft des Volks am beſten durch die centraliſirte Verwaltung gefördert werden, ſo mag über die Nützlichkeit der Letzten für den neuen Beſitzer kein Zweifel übrig bleiben. Er braucht daher nicht zu eilen, um die Adminiſtrationsform mit der der alten Staaten in Einklang zu bringen; genug, wenn es mit der Geſetzgebung geſchehen iſt. Daß man den umgekehrten Weg eingeſchlagen, hat auf Punkten, welche für Deutſchlands Sicherheit und Wohlfahrt von höchſter Wichtigkeit ſind, die Ungewißheit aller Zuſtände und damit die Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit der Unterthanen verlängert. Es gehörte der ganze reiche Segen der wohlwollendſten Regierungen eines ganzen Vierteljahrhunderts dazu, um den öffentlichen Geiſt zu überwinden. Dennoch wird man immer ſagen müſſen: wo Eine und dieſelbe Geſetzgebung über zwei politiſch getrennte Länder waltet, iſt ein unſichtbares Band zwiſchen ihnen, das früher oder ſpäter ſeine volle Geltung fodert.

In der That kann man es nur der Fortdauer dieſes geiſtigen Zuſammenhangs mit Frankreich beimeſſen, daß der Volksgeiſt ſich ſo ſpät erſt der deutſchen Herrſchaft ganz zugewendet hat. Die Wiedereinſetzung der Landesſprache in ihr altes Recht, die Aufhebung einer, über alle Maßen vexatoriſchen, Abgabe (der droits réunis), die Einführung eines Militär-Syſtems, welches die Waffen nur als Mittel anſieht, den Frieden zu erhalten; die Wiederherſtellung des

Kirchenweſens, die Verbeſſerung des öffentlichen Unterrichts, die mächtige Förderung von Kunſt und Wiſſenſchaft, von Handel und Induſtrie und die Milde einer Adminiſtration, die an jedem Volkszuſtand mit ſanfter Hand beſſerte — Alles dieſes war lange vergebens, um die neuen Unterthanen aus dem politiſchen Indifferentismus zu wecken, in den ſie nach dem Uebergang von Frankreich an die deutſchen Herrſcher gefallen ſchienen. Selbſt die Eitelkeit und den Egoismus der Einzelnen und der Stände hatte man umſonſt in das Intereſſe zu ziehen geſucht. Es bedurfte des klaren Bewußtſeins der ganzen Gefahr, wie viel gegen früher zu verlieren ſtand, um ſich zur vollen Ueberzeugung zu erheben, daß nur das aufrichtigſte Anſchließen an die deutſche Herrſchaft den glücklichen Zuſtand der Gegenwart ſichern könne. Indem aber dieſes Erwachen nur Folge einer richtig erkannten Gefahr iſt, liegt die Beſorgniß nahe, daß es mit derſelben wieder vorübergehen, und der Volksgeiſt wenigſtens zum Theil in die alte Gleichgültigkeit zurückſinken könnte.

Man darf es ſich in der That nicht verhehlen, daß das beobachtete Syſtem einen großen Mangel haben müſſe; ſchwerlich wird man aber auch nach obigen Entwicklungen anſtehen, ſolchen in der Aenderung der Verwaltungsform neben dem Fortbeſtand der Geſetzgebung zu finden. Die proconſulariſchen Gewalten von 1814—1816 waren in der kurzen Zeit ihres Beſtands unendlich populärer geworden, als die wahrhaft väterlichen Regierungen der folgenden Jahrzehente. Ja, man kann wohl behaupten, daß die Fortſetzung ihres Regiments die neuen Unterthanen lange ſchon enger mit dem alten Staat verbunden haben würde, als es nach ſo vielen Jahren geſchehen iſt. Immer wird ſich aus dieſer Erfahrung die Lehre ergeben, daß auch in der Verwaltung neuer Länder nichts halb geſchehen darf. Entweder muß man ſie ganz in dem bisherigen Zuſtand laſſen und fortführen, bis die Generationen, welche bei dem Uebergang in ihrer Kraft waren, ausgeſtorben ſind und ein neues Geſchlecht nachgewachſen iſt; oder die Aenderung muß zuerſt da beginnen, wo ſie in das innerſte Weſen des Volks eingreift, wie in der Geſetzgebung, und die Adminiſtrationsform muß ſo lang geſchont werden, bis die neue Geſetzgebung durchaus conſolidirt iſt.

Höchſt wichtiges Werk für Staats- und Regierungsbeamte, National-Oekonomen, Fabrikanten und Kaufleute.

Ueber den

Handelsverkehr der Völker

von H. F. Oſiander.

Zwei Bände. broſch. 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 gGr.

Zweite Auflage.

[illegible]

Inhalt: [illegible]

Stuttgart [illegible]

J. B. Metzler'ſche Buchhandlung.

Zu Beſtellungen hierauf empfehlen ſich alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Im Verlag der Unterzeichneten ſind ferner erſchienen und durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen:

Rehfues, Ph. J. von, **Entwurf einer allgemeinen Inſtruction für die Preußiſchen Geſandten.** Elegant broſchirt. fl. 1. 12 kr. oder Rthlr. 1.

Oſiander, H. F., **Ueber den Handelsverkehr der Völker.** Zwei Bände. Zweite Auflage. gr. 8. broſch. fl. 5. 24 kr. oder Rthlr. 3. 10 Sgr.

Diplomatiſche Geſchichte der polniſchen Emigration. Von ***. gr. 8. Velinp. broſch. fl. 4. 48 kr. oder Rthlr. 2. 24 Sgr.

Paixhans, H. J. (franzöſiſcher General), **Militäriſche Stärke und Schwäche Frankreichs.** Ein Verſuch über die Frage der Befeſtigung der Staaten und über den Defenſiv-Krieg. Aus dem Franzöſiſchen übertragen von W. v. Kausler, Oberſt im k. württemb. Generalſtabe. gr. 8. broſch. fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1.

Puſchkin, Alexander, **Geſchichte des Pugatſchew'ſchen Aufruhrs.** Aus dem Ruſſiſchen übertragen von H. Brandeis. gr. 8. broſch. fl. 2. oder Rthlr. 1. 11 Sgr.

Münch, Ernſt von, Erinnerungen, Anſichten, Phantaſiegemälde und Lebensſkizzen aus den Jahren 1828 bis 1841. Zwei Theile. gr. 8. broſch. fl. 3. 36 kr. oder Rthlr. 2. 12 Sgr.

Caſt, Fr., **Hiſtoriſches und genealogiſches Adelsbuch des Königreichs Württemberg.** Nach officiellen von den Behörden erhaltenen, und andern authentiſchen Quellen. Mit dem Portrait Sr. M. des Königs von Württemberg. gr. 8. elegant broſch. fl. 5. 24 kr. oder Rthlr. 3. 10 Sgr.

— **Hiſtoriſches und genealogiſches Adelsbuch des Großherzogthums Baden.** Nach officiellen von den Behörden erhaltenen und andern authentiſchen Quellen. Mit dem Portrait S. K. H. des Großherzogs von Baden. gr. 8. eleg. broſch. fl. 6. 30 kr. oder Rthlr. 3. 24 Sgr.

Jahrbuch genealogiſches des deutſchen Adels, für 1844. Erſter Jahrgang. Mit dem in Stahl geſtochenen Portrait S. K. H. des Großherzogs von Baden. 8. broſch. fl. 3. 30 kr. oder Rthlr. 2.

Jahrbuch genealogiſches des deutſchen Adels, für 1845. Zweiter Jahrg. Mit dem in Stahl geſtochenen Portrait des Grafen von Beroldingen. 8. broſch. fl. 3. 30 kr. oder Rthlr. 2.

(Wird für 1846 fortgeſetzt.)

Stuttgart 1845.

J. F. Caſt'ſche Buchhandlung.